





Ueber Land und Meer.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.



Stuttgart, Druck und Verlag von Eduard Hallberger

Inhalts-Verzeichniss.

VI. Band. 1861. Nro. 27—52.

Sach-Register.

Amerika.

Asien.

Australien.

Afrika.

Kunst.

Industrie, Landwirthschaft und Technik.

Handel und Verkehr.

Kritik.

Kultur.

Notizblätter.

Schach.

Briefmappe.

Alphabetisches Register.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.

Illustrationen-Verzeichniß.

A.

B.

C.

D.

E.

F.



Nº 27.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

VI. Band. — III. Jahrgang. Zweites Semester.

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, 1. April 1861.

Erscheint jeden Sonntag. Preis vierteljährlich Thlr 2. – oder fl. 3. 30 kr. rhein.



Die Fidlowatschka in Prag. Nach einer Originalzeichnung von Q. Manes. (S. 418.)

Der Wechsel des Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

Herr von Schwanefeld verbeugte sich abermals, dann warf er einen Blick auf das junge Mädchen und sagte: „Alice, mein Kind, Du könntest wohl Deine Beschäftigung unterbrechen. Vielleicht sehe ich Dich morgen oder übermorgen." Alice erhob sich augenblicklich und ging hinter den Vorhang, hinter dem die Betten standen, um ihr Tuch und ihren Hut zu holen.

„Warum schicken Sie sie fort?" frug Frau Schabegg leise. „Sie hat ein so gutes, wohlthuendes Aeußeres. Sie interessirt mich sehr."

„Das macht mich glücklich," versetzte Herr von Schwanefeld, „und wenn Jemand Theilnahme verdient, so ist sie es. Ich möchte sie aber entfernen, da gerade das, worüber ich mit Ihrer Erlaubniß mit Ihnen reden will, sie betrifft."

„Ah, das freut mich, und ich werde im Voraus mit Allem einverstanden sein."

Alice kam zurück, reichte dem alten Herrn Abschied nehmend ihre Hand und wollte sich zurückziehen, nachdem sie der Kommerzienräthin eine ehrfurchtsvolle Verbeugung gemacht hatte. Doch nahm diese ihre beiden Hände, schaute ihr einen Augenblick in die Augen, welche das junge Mädchen niederschlug, und küßte sie alsdann rasch auf die Stirne. Alicen durchzuckte ein eigenthümliches Gefühl und eine tiefe Röthe durchflog ihre sonst so bleichen Züge. Sie war in ihren eigenthümlichen und traurigen Verhältnissen nicht daran gewöhnt, von Höherstehenden ihres Geschlechtes so freundlich, ja liebevoll behandelt zu werden. Vornehme Damen, mit denen sie verkehrt, hatten in ihr bisher, wie sich das ja auch von selbst verstand, nur die Arbeiterin gesehen, und wenn sie neben vielen mißbilligenden Worten zuweilen auch eine Aeußerung der Zufriedenheit hörte, so galt diese ihrer Arbeit und klang wohl gnädig, selten aber freundlich. Es hatte sie ordentlich durchschauert, als die schöne vornehme Dame mit den feinen Lippen ihre Stirne berührte, und es überschlich sie ein Gefühl, als sei sie nach langem einsamem Umherirren auf der Welt unter fremden Menschen jetzt endlich auf ein befreundetes, verwandtes Herz gestoßen, welches ihr einen kleinen Winkel einräumen wolle zu einer Heimat, auf die ja auch sie berechtigt war Ansprüche zu machen.

Etwas Aehnliches fühlte auch Valerie, und sie, die Alles rasch und entschlossen auffaßte, und gewohnt war, ihren Willen durchzusetzen, war sogleich mit sich selbst im Reinen, dieses Mädchen nicht mehr von sich zu lassen.

Um so erfreuter hörte sie dann auch den Worten des alten Herrn zu, nachdem Alice das Zimmer verlassen, in denen er ihr die Verhältnisse des jungen Mädchens auseinandersetzte, ihr inneres Wesen schilderte, ihr vortreffliches Herz und reines Gemüth, wobei der alte Mann so sichtlich erregt war, daß ihm die Augen feucht wurden. Doch war sie boshaft genug, die Ueberraschte, Zurückhaltende zu spielen, und dabei durchblicken zu lassen, wie schwer es sei, für ein junges Mädchen von der Schönheit Alicens, ohne Namen und Familie, zu sorgen. Es machte ihr Vergnügen, durch ihre Gegenreden seinen Eifer zu entflammen und schließlich hörte sie es lächelnd an, wie er die Versicherung gab, er würde sich eine Ehre daraus machen, das junge Mädchen förmlich zu adoptiren, und wie er alsdann würdevoll und bestimmt seine Ueberzeugung aussprach, „eine Schwanefeld aufzunehmen müsse sich, was Namen und Familie anbelangte, jedes Haus zur [illegible] und sagte gleich dar[illegible]handbewegung, „das sind so meine Ansichten, gnädige Frau, und ich kann nur noch hinzusetzen, daß, wenn Sie Neigung haben, sich des jungen Mädchens anzunehmen, Sie gewiß nie darüber Reue empfinden werden."

Valerie war entschlossen, und wenn sie auch kein förmliches Versprechen gab, so sagte sie doch einige Worte der Bereitwilligkeit, die dem alten Herrn so erfreulich waren, daß er sich mit einem Ausdruck großer Zufriedenheit die Hände rieb, als er vom Hofthor zurückkehrte, wohin er Frau Schabegg geleitet. Ja er sprach mit sich selber, was er selten zu thun pflegte, und sagte: „Es ist doch nebenbei ein gutes Werk, diesem naseweisen jungen Menschen," damit meinte er mich, „diese süße Traube etwas höher zu hängen, und zum Besten Beider — das könnte mir so eine Militärwirthschaft werden und dafür müßte ich danken: ein einfältiger Lieutenant und eine hübsche Putzmacherin. — — — Nein, nein," setzte er mit einem leisen Seufzer hinzu, „Frau Aurora da oben soll nicht ärgerlich auf mich herabblicken und achselzuckend sagen — wenn man da droben überhaupt die Achseln zuckt — er hat doch nie weiter gesehen als seine Nasenspitze ging, und sich um die armen Geschöpfe, die ich ihm zurückgelassen, schlecht bekümmert. — Nein, wahrhaftig nicht, foi d'un gentilhomme! Das soll man mir nicht nachsagen."

Er betrat seine Stube wieder und wollte gerade die Thüre hinter sich zumachen, als er, einen Gegendruck verspürend, sie wieder öffnete. — Frau Merzer stand auf der Schwelle und sah etwas echauffirt aus, auch holte sie tief Athem, wie Jemand, der rasch gelaufen ist. „Puh!" machte sie und sagte: „laßt mich niedersitzen, damit ich wieder zu mir selber komme." Damit setzte sie sich auf einen Stuhl, lüftete ihr dickes wollenes Tuch ein wenig und legte ihre Hände auf ihre Kniee, wobei sie mit einem bedenklichen Gesichtsausdrucke zu wiederholten Malen mit dem Kopfe nickte. „Ja — a — o" — sprach sie dann nach einem tiefen Seufzer, „das sind schöne Geschichten!"

Herr von Schwanefeld schaute sie erwartungsvoll an, als sie aber, anstatt diese schönen Geschichten näher zu bezeichnen, fortfuhr, mit dem Kopfe zu nicken, ihn auch zuweilen zu schütteln und dazwischen aus tiefstem Herzensgrunde zu seufzen und zu sagen „Ja — o — a, ja — o — a," bemerkte der alte Herr, der sich bei diesem Treiben eines Lächelns nicht erwehren konnte, „das müssen allerdings seltsame Geschichten sein, die Sie so in Aufregung versetzen."

„Seltsam, pah," gab die Frau zur Antwort, indem sie hastig mit den Armen in die Höhe fuhr, „was ist seltsam — seltsam ist gar nichts dagegen, unerhört — will auch noch nichts bezeichnen — es ist um zu erstaunen, um die Hände über dem Kopfe zusammenzuschlagen, selbst für Jemand, der keine Hände hätte."

„Ei, Frau Merzer, habt Ihr am Ende in Euere Praxis ein Seitenstück zu den siamesischen Zwillingen geliefert?"

„Was Zwillinge oder Drillinge — das kann einem Christenmenschen jeden Tag begegnen. — Aber wo war es denn," fragte die Frau sich selber — „hier war es, auf dieser Stelle — Gott hab' mich selig, da am Tische saßen wir, Sie, Herr von Schwanefeld und Frau Aurora, — Gott schenke ihr den ewigen Frieden! — und ich selber."

„Wir saßen hier oft zusammen."

„Und tranken Wein oder Punsch, ich weiß nicht mehr recht."

„Das ist Beides zu wiederholten Malen vorgekommen."

„Es war, glaube ich, am 16. November, dazumal, am Geburtstage von Eurem Eugen, ja, am 16. November, und die beiden Würmer, er und das kleine Mädel, die Alice, saßen dort neben der Bettlade auf dem Schemel."

„Ah!" machte Herr von Schwanefeld.

„Ja, dazumal, wenn Ihr Euch erinnern wollt, erzählte ich jene merkwürdige Geschichte."

„Wie man Euch Nachts so geheimnißvoll geholt?"

„Ganz recht, und von der Gestalt mit den hohen Stiefeln."

„Und dem schnellen Fahren über die Haide?"

„Und der armen schönen Frau mit dem schwarzen Schleier über den Kopf, — ach mein Gott; ja, das erzählte ich Euch damals Alles. Offenherzig gesagt, das Glas Wein hatte mich redselig gemacht, aber ich kann Euch zuschwören bei Allem, was mir heilig ist, es war das erste Mal, daß ich von dieser Geschichte gesprochen, habe mich später niemals ein Wort darüber verloren, und nun — Gott der Gerechte! — — ist das in der Welt bekannt worden, ja, es weiß Jemand davon, der sich dafür ganz besonders interessirt. — Was sagt Ihr dazu, Herr von Schwanefeld?"

„Wenn Ihr mir nicht mehr darüber mittheilt," erwiederte der alte Herr, „so kann ich Euch wahrhaftig meine Gedanken nicht sagen. Ist Euch am Ende jene Gestalt wieder erschienen und hat Euch bedroht?"

„Sprecht nicht so gräuliche Sachen," unterbrach ihn die Frau mit einem Ausdruck des Schreckens, — „das fehl' erzähle," [illegible] signal, ehe ich wei- [illegible] das nicht die Frau Kommerzienrath Schabegg, die Ihr eben an das Hofthor geleitet? — Eine schöne, elegante und brave Frau," sagte sie nachdenkend. — „Schade, daß — aber war sie es nicht?"

„Allerdings war sie es."

„Nun seht, Herr von Schwanefeld," sprach Frau Merzer mit großer Wichtigkeit, „der Mann dieser braven Frau hat auch mit der Geschichte zu thun."

„Ah — laßt mich in Frieden!"

„Mein Wort darauf — das Wort einer ehrlichen Frau!"

„Nun, jetzt fang' ich an neugierig zu werden," sagte Herr von Schwanefeld, „nehmt die Zeit dazu und erzählt ruhig. Euch wird es ja sonst nicht schwer, zusammenhängend zu reden."

„Es war heute Morgen, gegen eilf Uhr," sprach die Hebamme, nachdem sie auffallend geseufzt, „ich erholte mich bei einem guten Kaffee von einem höchst anstrengenden Geschäfte, da fährt unten ein Wagen vor und gleich darauf kommt ein Bedienter mit der Frage in die Stube, ob ich zu Hause sei und zu sprechen. — Natürlich war ich das, und einige Minuten später kommt wieder Etwas die Treppen herauf und es tritt ein Herr in mein Zimmer."

„Ein Herr?"

„Ein großer, hübscher Mann, vornehm angezogen, mit einem dunklen Paletot, etwas ernst ausschauend und mit sehr bestimmter, fast kurzer Art zu sprechen, — der sagt mir, — was denkt Ihr wohl, Herr von Schwanefeld?"

„Vielleicht, daß er um die Geschichte von damals wisse!"

„Daß er darum wisse," seufzte die Frau kopfnickend, „ganz genau darum wisse, mit allen Umständen — Gott im Himmel, daß er mich in der Hand habe, sagte er, und daß er nicht anders könne, als mich ersuchen müsse, meine Aussagen vor Notar und Zeugen zu wiederholen. — Ich bin eine geschlagene Frau!"

„Das ist allerdings seltsam," meinte Herr von Schwanefeld. „Aber wer war der Herr, und woher wußte er die Geschichte?"

„Wer er war, das sollt Ihr gleich erfahren. Hier habe ich seine Karte, die er mir zurückließ." Sie kramte in ihrer großen Tasche und klapperte lange zwischen ihren verschiedenen Geräthschaften herum, ehe sie die Karte vorbrachte, dann sagte sie, während sie dieselbe dem alten Herrn überreichte, und dieser einen erstaunten Blick darauf warf, „und wer glaubt Ihr wohl, daß ihm diese Geschichte erzählt hat?"

„Das hat Eugen gethan," erwiederte Herr von Schwanefeld mit einer Ruhe, die seltsam kontrastirte gegen die heftige Aufregung der Frau Merzer.

„Ja, Eugen kann es nur gethan haben," rief sie aus. „O mein Gott, ich habe damals wohl gesehen, daß er mit seinen funkelnden Augen aufpaßte wie ein Hechelmacher. Hätte ich aber denken können, daß der Bube diese Geschichte behalten würde, und daß er so schlecht wäre, mich zu verrathen, er, ein Kind, dem ich nichts wie Gutes gethan habe? Sagt mir was Ihr wollt, die Welt wird immer schlechter, es ist auf Niemand ein Verlaß mehr. Was soll ich arme Frau anfangen, wenn ich nun vor Notar und Zeugen diese Geschichte wiederholen muß, wenn es bekannt wird, und wenn nun eines Abends in einer dunklen Straßenecke die Gestalt vor mich hintritt und mir in schrecklichem Tone sagt, ‚Ihr habt gut Wort gehalten, Frau Merzer!' was soll ich ihr zur Antwort geben?"

„Das wird nicht so leicht geschehen," sagte ruhig Herr von Schwanefeld. „Ueber die Sache ist viel Gras gewachsen, die werden sich nicht mehr darum bekümmern oder es auch nicht so leicht erfahren, wenn man Euch hier zwingen sollte, vor Notar und Zeugen den Verlauf der Geschichte niederzulegen."

„Also kann man mich zwingen?"

„Zwingen kann man Euch, das ist gar keine Frage, und da man Euch zwingen kann, so würde ich Euch den freundschaftlichen Rath geben, ungezwungen zu thun, was man von Euch verlangt." Der alte Herr hielt die Karte empor. „Der Mann hier, der das wünscht, ist ein braver Mann und hat gewiß andere Gründe, als eine ganz gewöhnliche Neugierde."

„So kennt Ihr ihn also?"

„Ziemlich genau. Es ist ein Offizier."

„Er trug keine Uniform."

„Das geb' ich zu. Er ist aber doch ein Offizier und zwar bei derselben Batterie, bei der auch Eugen steht. — Seht Ihr nun etwas klarer?"

„Etwas wohl, aber nicht viel," seufzte die Frau. „Du lieber Gott, wenn der Bub' das nur so dem Ersten Besten erzählt, da weiß es bald die ganze Stadt und ich muß in's Unglück kommen."

Herr von Schwanefeld schüttelte lächelnd mit dem Kopfe und meinte: „Ihr thut dem Eugen unrecht. Daß er das dem Herrn von Steinfeld erzählt hat, muß seine ganz besonderen Gründe haben. Glaubt mir, er ist ein Ehrenmann und nimmt sich Eugen's väterlich an, vor ihm dürft Ihr schon mit der Sprache heraus."

„Gründe, ja Gründe, ich sage Euch, das ist eine ganz unangenehme, verwickelte Geschichte, der Mann der Dame [illegible] vorhin —"

„[illegible] das hätt' ich bald vergessen," rief eifrig Herr von Schwanefeld. „[illegible] sagtet Ihr nicht, der Kommerzienrath Schabegg hätte auch [illegible] der Geschichte zu thun. Wie ist das möglich, Frau?"

„Wie das möglich, weiß ich nicht, aber wahr ist es. — Glaubt nicht, Herr von Schwanefeld," fuhr die Hebamme in zuversichtlichem Tone fort, „daß ich eine Frau bin, die sich sogleich in die Enge treiben läßt. Ehe ich also dem Herrn Etwas von der Geschichte zugestand, wollte ich auch meinen kleinen Profit davon haben und stellte mich so lange gänzlich unwissend, machte so viel Ausflüchte, bedachte mich so lange über alle Geschäfte, die ich an all' den 16. Novembern gehabt, daß er am Ende ungeduldig wurde, und als ich ihm nun sagte, so viel ich mich erinnere, sei ich einmal in einer von diesen Nächten auf Stromfeld gewesen, auch einmal auf Tiefenbach, einmal sogar auf dem Wolkenstein, da wurde er ein klein wenig heftig und sagte: Wozu all' das Gerede? Ich will aufrichtiger sein als Ihr, und Euch sagen, wo Ihr damals in der Nacht des 16. Novembers gewesen seid."

„Nun?" fragte Herr von Schwanefeld erwartungsvoll, als Jene eine kleine Pause machte — „und wo waret Ihr denn eigentlich gewesen?"

„Auf Schloß Jßling," gab die Hebamme zur Antwort, worauf sie nachsinnend wohl eine Minute lang mit dem Kopfe nickte.

„Auf Schloß Jßling, alle Wetter!"

„Auf Schloß Jßling, und er beschrieb mir den Weg von hier dorthin, die Auffahrt zum Schlosse, das Gitter, den Springbrunnen, ja die Gestalt mit den hohen Stiefeln schauderhaft genau — ja das Zimmer, in dem die arme Frau gelegen — sie selbst — o — o — o — glaubt mir, es ist das eine haarsträubende Geschichte."

„Schloß Jßling," murmelte der alte Herr vor sich hin, „Schloß Jßling und der Letzte der Jßling, bei Gott, ja, Jßling. Steinfeld, es ist ja auch sein Name, der Letzte der Jßling-Steinfeld, jener boshafte Bube, der das furchtbare Unheil angerichtet."

„Der bei Kommerzienraths wohnte," sagte die Frau mit triumphirendem Lächeln; „glaubt Ihr nun, daß er etwas damit zu thun hat? der Mucker!" —

Herr von Schwanefeld wehrte mit der Hand von sich ab, „o nein, o nein," sagte er hastig, „die haben nichts damit zu thun. Aber er, — Steinfeld, bei Gott im Himmel, er könnte der Vater sein jenes armen Mädchens, das so spurlos verschwunden, und seine Nachforschungen haben ja den Zweck, sein Kind wiederzufinden. — Ja, Frau," fuhr er ernster fort, „es hilft Alles nichts, da müßt Ihr zeugen und Alles, was Ihr wißt, schriftlich niederlegen und eidlich erhärten. — Seht, ich bin ein alter Mann, aber ich würde mich noch in dieser Stunde auf's Pferd schwingen, wenn ich eines hätte, oder zu Fuß herumlaufen, soweit mich meine Beine trügen, wenn ich in der Sache Etwas aufklären könnte. Denkt nur, Frau," setzte er eifrig hinzu, indem er mit der rechten Hand in der Luft herumfuchtelte, „denkt nur, es gälte die Gestalt mit den hohen Stiefeln zu strafen und dem armen kleinen Mädchen, das Ihr in Euren Armen gehabt, und das jetzt Gott weiß wo in der Welt herumirrt, Familie, Stand und Vermögen wieder zu geben, und dabei jenen nichtswürdigen, untergeschobenen Buben zu bestrafen. — O, das zu Stande zu bringen wäre ein braves Ritterstücklein, eines alten Schwanefeld's würdig." — — — — — Er legte einen Augenblick die Hand an die Stirne, dann sagte er: „Nicht wahr, die Kleine hatte ein Maal an sich?"

Frau Merzer nickte mit dem Kopfe. „Ja," sprach sie alsdann leise, „ein Maal wie eine offene Wunde, dicht am Herzen."

„Und Ihr ließt," forschte der alte Herr weiter, „ein Zeichen auf dem Schlosse zurück, sehr kluger Weise, Frau Merzer —?"

„Ja, einen meiner Pulswärmer, Gott, sie waren von weißer Wolle, meine Sophie hatte sie mir gestrickt — welchen ich in eine von Holz geschnitzte Vase fallen ließ, die unten an der Treppe stand."

Herr von Schwanefeld rieb sich vergnügt die Hände. „Seht Ihr," sagte er alsdann, „wie solche Sachen wichtig sind; daran, wenn man den Pulswärmer wiederfindet, kann man erkennen, daß es Schloß Jßling war, auf dem die Geschichte vorgegangen — und darauf kann man weiter bauen." Er ging mit großen Schritten leise vor sich hin sprechend im Zimmer auf und ab.

„Ach, Herr von Schwanefeld," sagte die Hebamme nach einer längeren Pause, während sie etwas eifrig überlegte, „wie wird es nur möglich sein, da Etwas herauszubekommen. Denkt doch nur, die Reihe von Jahren, die seitdem verflossen sind. Dabei kann ich nicht verschweigen, daß das arme kleine Geschöpfchen, das echte nämlich, von gar zarter Beschaffenheit war. — Herr des Himmels, so ein armer Wurm, wenn man sich seiner entledigen will, braucht man nicht gerade umzubringen, man braucht es nur nicht recht sorgfältig zu pflegen, und es geht Euch aus wie ein Bettlerlämpchen — da müßte ein Wunder geschehen!"

Herr von Schwanefeld stand am Fenster und blickte aufmerksam auf den Hof des Armenhauses, ja er nahm seine Brille von der Nase und putzte sie mit dem Rockschooße ab, als traue er den alten bewährten Gläsern nicht recht. Plötzlich wandte er sich rasch um und sagte: „Vor allen Dingen den Muth nicht verloren, Frau Merzer. Glaubt mir, es geschehen auch heutigen Tages noch Zeichen und Wunder, da schaut her, dort steht ein lebendiges — der Kommerzienrath, Herr Johann Christian Schadegg im Armenhause."

Vierzehntes Kapitel.

Traum und Wirklichkeit.

Auf der Kanzlei des Wachtmeisters Mettler ging es hoch her, d. h. es wurde dort in diesem Frühjahre eine unsägliche Menge Papier verschrieben. Die gewöhnlichen Arbeiter reichten nicht aus, weshalb bei jedem Appell für die nächsten Tage und die folgenden Hülfsschreiber kommandirt wurden, zu denen Zimmer Nr. 11 ein starkes Kontingent stellte. Strunz, Ellendorf und Schultes ließen sich das ganz gerne gefallen, denn es war ihnen viel behaglicher, als am Geschütz zu exerziren oder sich auf der Reitbahn zu plagen. Auch nahm man es auf der Schreibstube nicht so genau mit dem Anzuge, da wurde schon ein weiter Pantoffel erlaubt, und wenn die Hose nur eben durch den Schnallengurt festgehalten wurde, so war das Alles, was man verlangte.

Der Wachtmeister selbst fühlte sich von dieser Unmasse von Schreibereien, namentlich aber von den Umständen, welche dieselben hervorriefen, durchaus nicht freundlich angeregt. Es stand eine Mobilmachung zu erwarten, und deshalb regnete es jeden Tag Brigade- und Abtheilungsbefehle, auch hatte die Geschützrevisionskommission sowie das Remontekommando alle Hände voll zu thun, und es war keine Kleinigkeit, diese dickleibigen Protokolle abzuschreiben, in welchen jede Schramme an der Lafette, sowie jeder krumme Nagel mit einer förmlichen Lebensbeschreibung beehrt wurde. In Folge einer solchen Mobilmachung stand es denn zu erwarten, daß wir Kaserne und Stadt verlassen mußten und Kantonnirungsquartiere beziehen, eine Veränderung, die den verheiratheten und bequemeren Herren von der Batterie, vor allen Dingen dem Wachtmeister nicht sehr erwünscht war. — Mobilmachung und Feldzug, dabei hatte er nichts zu gewinnen, nur zu verlieren. Der Wachtmeister Mettler war wohlbeleibt, liebte ein behagliches Leben über Alles, weshalb er auch Dreiviertel des Tages auf seinem Lehnstuhl verbrachte, über die Unmasse von Arbeit seufzte, eine wahre Verschwendung mit seiner Schnupftabaksdose trieb und jeden Augenblick die Redensart fallen ließ: „Da ist nichts zu machen, jetzt muß es einmal an ein scharfes Arbeiten gehen." Doch blieb es, was seine Person anbelangte, bei dieser Redensart, und er ließ seine Schreiber arbeiten, daß die Federn stöhnten und die Tinte floß.

Was Wetter und mich anbelangte, so waren wir auch hie und da zum Schreiben kommandirt worden, doch hatte uns der Lieutenant Steinfeld davor bewahrt, indem er kurz sagte: „Die Beiden brauche ich nothwendig in der Reitbahn oder auf der Geschirrkammer," unser Stubenkommandant, Unteroffizier Schmetterer, sagte mir aber eines Tages: „Wenn ich Ihnen einen guten Rath geben darf, so melden Sie sich nächstens an einem Nachmittage, wo Sie nichts zu thun haben, freiwillig zum Schreiben, es freut das den Wachtmeister, und es ist immer von großem Nutzen, bei diesen Herren einen Stein im Brett zu haben. Auch können Sie dort," setzte er in vertraulicher Weise hinzu, „Manches über die nächste Zukunft erfahren, was mir von großer Wichtigkeit wäre. Ein gescheidter Mensch wie Sie sieht da in den Brigadebefehlen, wie die Sachen stehen, und Sie können auch aus Gesprächen mit dem Wachtmeister hören, ob in der That alle Batterien mobil gemacht werden, auch können Versetzungen zu Festungsbatterien stattfinden, ja was wäre schrecklich für den, den es gerade träfe; vor allen Dingen aber suchen Sie darüber eine Gewißheit zu erlangen, wer von uns Unteroffizieren zum Remontenabholen kommandirt wird. Ich kann Ihnen wohl sagen," fuhr er leiser fort, „daß ich mit großem Vergnügen dabei wäre. Sie stehen mit Lieutenant von Steinfeld auf gutem Fuße, ich weiß, er spricht mit Ihnen Mancherlei, und da könnten Sie wohl auch gelinde anfragen und meinen Namen mit einfließen lassen." Ich versprach ihm, das zu thun, und hielt auch mit Vergnügen Wort, denn der Unteroffizier Schmetterer war stets freundlich und wohlwollend gegen mich, ja er beehrte mich mit seiner besonderen Freundschaft, und ihm hatte ich es mit zu danken, daß ich kaum ein halbes Jahr nach meinem Eintritte zum Bombardierexamen zugelassen wurde und dabei mit dem glänzendsten Zeugnisse meines Geschützführers über gute Führung erschien. Diese Prüfung selbst bestand ich so gut, daß ich den Vicebombardier übersprang und gleich zum wirklichen avancirte.

Ich muß gestehen, es war dieß ein hoher Festtag für mich; wenn auch das Gefühl, General zu werden, ein großes sein muß, so kann es doch wohl nicht den Vergleich aushalten mit der Seligkeit des Augenblicks, wo man durch das erste und leichteste Avancement aus dem Niveau des Gewöhnlichen erhoben wird, wo man den Fuß auf die berühmte Stufenleiter stellt, und wo man der festen Ueberzeugung ist, die andern Grade mit eben so großer Leichtigkeit zurücklegen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fidlowatschka in Prag.

Von

Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld.

(Zu dem Bild S. 418.)

Das letzte der drei Volksfeste, welche in Prag die Osterzeit zur heitersten des ganzen Jahres machen, ist die Fidlowatschka oder das Fest der Schuhmacher, welches am Mittwoch nach Ostern auf der Wiese bei der Kuchler Mühle gefeiert wird.

Einer Tradition gemäß soll dieses Fest erst neueren Ursprungs sein. Die prager Schuhmacherzunft hatte einst dem Kaiser Joseph, der selbst in seiner Jugend die Kunst erlernt, den Menschen zu beschuhen, ein Geschenk mit einem ganz ausgezeichneten Paar Stiefeln gemacht, an welchem jeder Geselle in Prag etwas gearbeitet hatte. Der Kaiser erwiederte es, indem er allen Zunftgesellen ein kleines silbernes Bäumchen schickte, an dessen Zweigen sämmtliche Attribute des Schuhmacherhandwerks en miniature aus gleichem Metall hingen. Dieses Geschenk wurde sogleich auf den grünen Tisch des Herbergzimmers gestellt und in großen Ehren gehalten.

Einige Jahre später wollten aber die Schuhmachermeister die bei ihrem Gewerbe sehr stark übliche Gewohnheit des sogenannten „blauen Montags" abschaffen, und die Gesellen, welche vergeblich gegen die Verletzung der alten Sitte protestirten, die natürlich für sie angenehmer war als für die Meister, beschlossen, die Aufrechthaltung derselben mit Gewalt durchzusetzen.

In Folge dessen drangen sie am Mittwoch nach Ostern in den Zunftsaal ein, nahmen das Bäumchen weg und zogen damit unter Gesang und Musik nach der Kuchler Mühle, wo sie einige Tage vorher diesen Gewaltstreich verabredet hatten.

So lange sie Geld hatten, jubelten, zechten und schmausten sie nach Herzenslust. Als aber alle Taschen leer waren, fiel man über das Geschenk des Kaisers her und verkaufte das unglückliche Bäumchen so lange stückweise, bis Nichts mehr davon übrig blieb und Alles rein aufgezehrt war.

Da erschien zum Glück eine Deputation der Schuhmachermeister, um den Frieden wieder herzustellen.

Denn während dieser Zeit war in Prag eine förmliche Fußbekleidungsnoth ausgebrochen. Kein Geselle war in der Stadt geblieben, und als die Lehrjungen hörten, daß es draußen lustig herginge, liefen auch sie ihren Meistern davon und diese letzteren sahen mit Bekümmerniß der Zeit entgegen, wo sie die Bewohner der Hauptstadt Böhmens ohne Schuhe oder Stiefeln durch die Straßen würden laufen lassen müssen. Sie geboten daher den Gesellen, daß, wenn sie zurückkehren wollten, der blaue Montag wieder in sein früheres Recht eingesetzt werden sollte.

Die Gesellen, bei denen ohnehin dem früheren Jubel Hunger und Ueberdruß gefolgt waren, stimmten bereitwillig ein, nur war es ihnen peinlich, nicht ebenso glänzend in Prag einziehen zu können, wie sie ausgezogen waren. Aber der silberne Baum war weg und Niemand konnte die einzelnen den Juden und Christen verkauften Stücke desselben wieder zusammenkaufen. Einige Lehrjungen kamen daher auf die Idee, eine Holzstange nach Art des Baumes herauszuputzen, und sämmtliche Schuhmacherapparate in natura daran zu hängen. Die Idee fand Beifall. Die Gesellen zogen nun mit großem Aufsehen in die Stadt zurück und feierten seitdem alle Jahre am Tage ihres damaligen Auszuges ein Fest, bei welchem das mit Bändern und Schleifen verzierte Glättholz, auf tschechisch Fidlovačka, das Symbol der Zunft, noch immer von Mitgliedern derselben feierlich nach der Kuchler Wiese getragen wird und welches deshalb Fidlowatschka genannt worden ist. Auch sollen die Gesellen früher bei ihrem jährlichen Auszuge eine gegen zwei Pfund Tabak fassende Riesenpfeife mit sich geführt haben, aus welcher zur Erinnerung an die Versöhnung Meister und Gesellen gemeinschaftlich rauchen mußten, indem in diese Pfeife zwanzig bis dreißig verschiedene Pfeifenröhren einmündeten.

Da indeß dieser „Mythe" der prager Schuhmachergesellen in keiner Chronik vorkömmt, und auch nirgends des kaiserlichen Geschenkes Erwähnung geschieht, welches das Herumtragen des mit Bandschleifen, Zweigen und Blumen verzierten Glättholzes veranlaßt haben soll, so ist wohl mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß dieses Glättholz der Ueberrest eines früher schön ausgeputzten Maibaumes und das Fest selbst älteren Ursprungs ist. Herr Professor Hanusch in seinem kürzlich erschienenen „Mythologischen Kalender der Slaven" glaubt, daß die Fidlowatschka eben so gut wie der „Gerchtag", das Fest der Schneider, welches am Dienstag nach Ostern in Bubentsch stattfindet und die Gewohnheit der Prager, am Montag nach Ostern das Kloster Emaus zu besuchen, zum Theil noch aus heidnischer Zeit herrühren, und daß diese drei Feste Reste der alten slavischen Frühlingsfeier sind.

Die Art und Weise, wie die Fidlowatschka im vorigen Jahrhundert gefeiert worden sein soll, bestätigt diese Ansicht.

Vor hundert Jahren soll nämlich, wie S. Kreitner erzählt, das Fest bei Weitem feierlicher begangen worden sein, als jetzt. Besonders soll damals der Aufputz eines Maibaumes der Gegenstand des Ehrgeizes der Schuhmachergesellen gewesen sein.

Sie nahmen gewöhnlich eine recht schöne, schlanke Birke dazu, doch fanden sie keine solche, begnügten sie sich auch mit einem andern Baume, wenn er nur fünf bis sechs Ellen hoch und gerade gewachsen war. Die Krone blieb zwei bis drei Ellen tief stehen, der Stamm wurde mit verschiedenen Figuren geschmückt, die man in der Rinde ausschnitt.

Ueber der Krone ragte das Glättholz empor, welches mit rothen Bändchen und Schleifen verziert, und in der Mitte mit einem breiten und langen Bande umwunden war, dessen Enden bis zur halben Krone des Baumes herabreichten. Unter der Fidlowatschka war ein Strauß von Frühlingsblumen befestigt.

Inmitten der Krone hing ein großer hölzerner Reifen, ebenfalls schön verziert, und dieser enthielt eine Menge kleinerer Reifen, immer einer in dem andern.

An den Zweigen prangten ausgeblasene Eier in bunter Farbenpracht, und unter der Krone wand sich ein Kranz aus Frühlingsblumen.

Stand nun dieser Maibaum in der Zeche fertig da, so gingen die Gesellen zu ihren Meistern und luden sie zum bevorstehenden Feste ein.

Am Mittwoch zogen dann die Gesellen, in Begleitung ihrer Mädchen, schon ganz früh mit Musik und mit dem Maibaum jauchzend und singend durch die Straßen, und von allen Seiten strömten Leute herbei, um sich dem Zuge anzuschließen, der in folgender Ordnung einherzog. Voran schritt der jüngste Geselle, ganz weiß gekleidet und mit Bandschleifen geschmückt, in der linken Hand einen Strauß mit Frühlingsblumen, in der rechten einen Stab tragend. Hinter ihm die Spielleute, welche auf ihren Schalmeien, Trompeten und Pfeifen die Lieder begleiteten, die der Zug sang. Dann folgte der schön aufgeputzte Maibaum, von drei Gesellen getragen, welche mit weißen Schürzen, rothen Bändern und Schleifen geschmückt waren. Hinter dem Maibaum schritt würdevoll der sogenannte heilige [illegible] oder heilige Mann ([illegible]), der Führer des Zuges, mit zwei Dienern in weißer Kleidung, mit Bandschleifen reich verziert, einher. Dann kamen die unverheiratheten Gesellen mit ihren Mädchen, und die verheiratheten mit ihren Frauen und Kindern. Mehrere folgten wohl auch zu Wagen nach und trugen kleine Maien oder Blumensträuße in der Hand.

So zog man aus der Stadt nach einer großen Wiese, welche unweit der Kuchler Mühle am Bache Botitsch liegt. Dort wurde mitten auf der Wiese der Maibaum gepflanzt und nun wurde singend um ihn herum getanzt und gesprungen. Bald bildeten sich auch andere Kreise, welche tanzten, denn an diesem Tage mußte Jeder tanzen. Wer es nicht that, wurde mit der Ofengabel bestraft. Wer aber seiner Pflicht genügt, erholte sich bei Speis und Trank, schwatzte, ging spazieren oder belustigte sich mit verschiedenen Spielen.

Sobald die Sonne unterging, versammelte sich Alles wieder bei dem Maibaum, der heilige Mann sprach ein kurzes Gebet, um für den genossenen Tag zu danken und Gott zu bitten, er möge Alle das nächste Fest gesund erleben lassen, und die Umstehenden antworteten: „Gebe uns das Gott der Herr!" worauf der Zug in der Weise, wie er gekommen, nach Prag zurückkehrte.

Viele blieben jedoch draußen, um das Fest bis zum nächsten Morgen fortzuziehen, wie dieß noch heutigen Tages häufig geschieht.

Das jetzige Fest trägt ganz den Charakter einer Kirmeß an sich. Ist der Tag vom Wetter begünstigt, so ziehen wohl 10 bis 15,000 Menschen hinaus nach dem anmuthigen Kußler Thal, wo auf der Wiese gemerzt wird. Eßwaaren und Getränke aller Art feilgeboten werden, und Seiltänzer, Gaukler, Bänkelsänger und Guckkastenmänner mit unzähligen Leierkastenspielern wetteifern, um die Kirchtanzenden zu unterhalten.

Die Unruhen in Warschau.

Die Unruhen in Warschau, welche am 25. und 27. Februar stattfanden, waren gewissermaßen schon lange vorbereitet, und wurzelten in dem Gefühle, daß den Landesbedürfnissen nicht Rechnung getragen sei und es an gesetzmäßigen Organen fehle, um sich Gehör zu verschaffen. Daß eine politische Verbindung im Königreich Polen bestände, war selbst der russischen Regierung nicht fremd, und man bediente sich als Firma zu den Agitationen des sogenannten „agronomischen Vereins“, der am 21. Februar in Warschau zusammenkam, und zu welchem sich an 900 Mitglieder in der Hauptstadt eingefunden hatten. Den eigentlichen Ausbruch aber des Tumultes bezeichnete eine Prozession, welche am 25. Februar eine Straßendemonstration hervorzurufen suchte, indem sie, Fahnen tragend und Gesänge anstimmend, aus der Paulinerkirche am Marktplatz der Altstadt, wo sie Gebete für die in der Schlacht bei Grochow gefallenen Polen angestellt, kamen, um die ganze Stadt zu durchziehen, welches Schauspiel einige Tausend Menschen nach dem benannten Platz gelockt hatte. Die Polizei trat diesem tumultuarischen Treiben entgegen und nahm die Rädelsführer in Haft. Am 27. Februar wollte nun das Volk die zwei Tage vorher unterbrochene Prozession wieder fortsetzen, und es versammelte sich darum an der Bernhardinerkirche in der Krakauer Vorstadt eine sehr zahlreiche Menge, die jedoch bald durch Tscherkessen und Kosacken mit ihren Kantschuhen zerstreut wurde. Da auch einer der Kosacken nach einem Priester, der ein Kreuz trug, schlug, so reizte dieß den Widerstand der Menge, die eine von der Post anrückende Infanteriepatrouille mit Steinen und Eis warf. Die Patrouille gab Feuer, tödtete fünf Personen, unter denen zwei vornehme Gutsbesitzer, ein französischer Arbeiter und ein Student sich befanden, und verwundete Mehrere.



Graf Andreas Zamoiski, Präsident der agronomischen Gesellschaft in Warschau.

Dieser Akt der Gewalt rief die größte Entrüstung hervor, und Abends versammelten sich viele Bürger in der Ressource und sandten eine Delegation an den Statthalter, welche gegen das Geschehene protestiren, die Bestrafung der Schuldigen und Absetzung des Polizeichefs, sowie ferner die Erlaubniß verlangen sollte, daß die Bürger selbst in den nächsten Tagen für die Aufrechterhaltung der Ordnung und die Beerdigung der gefallenen Opfer Sorge tragen dürften, welchen Forderungen der Fürst-Statthalter zustimmte. Am Morgen des folgenden Tages erließ der Generalkriegsgouverneur Paniutin eine Warnung vor ferneren Zusammenrottungen und versprach eine strenge Untersuchung anzuordnen. Die Stimmung wurde hierauf zwar ruhiger, aber die ganze Stadt trauerte, Jeder trug einen Flor um den Hut, Kollekten für die Hinterbliebenen der Gefallenen wurden eröffnet, die Photographieen derselben überall verkauft. — Die Bürgerschaft richtete nun eine Adresse an den Kaiser, in welcher sie die Hoffnung aussprach, des Kaisers edles Herz werde der Stimme eines unglücklichen Volkes und dessen langjährigen Leiden Gehör schenken. Die Adresse war mit Tausenden von Unterschriften bedeckt. — Im Hotel de l'Europe, welches Außen und Innen schwarz ausgeschlagen war, wurden inzwischen die Leichen der beiden Edelleute ausgestellt, und später mit den übrigen Gefallenen nach der Kreuzkirche gebracht, nach welcher Tausende von Andächtigen wallfahrteten. — Die Ordnung war dabei musterhaft, hervorgerufen durch ein von Studenten gebildetes Spalier. In der Frühe des 2. März wurden die gefallenen Opfer auf dem Friedhofe von Powązki beerdigt, und Warschau hat vielleicht nie ein so großartiges Leichenbegängniß gesehen. Alle Straßen, durch welche der Trauerzug ging, waren mit Sand bestreut, die Häuser mit schwarzen Teppichen und Tüchern behangen. Die Pfleglinge der Wohlthätigkeitsanstalten eröffneten den Zug, dann kamen die verschiedenen Zünfte mit ihren Fahnen und Abzeichen, die Schuljugend, die Geistlichkeit, unter ihnen der höchste katholische Würdenträger, Graf Plater, hinter diesen die fünf Särge, getragen von der adeligen, akademischen und bürgerlichen Jugend, denen sich die Hinterbliebenen der Gefallenen und der Rest des Publikums anschloß. Alle Läden waren an diesem Trauertage geschlossen, keine Zeitung erschien, kein Theater war geöffnet. — Der Präses des agronomischen Vereins ist Graf Andreas Zamoiski, welcher während der ganzen



Der Altmarkt mit der Paulinerkirche in Warschau.



Die [illegible] Brücke in ihrer Vollendung. Nach einer Originalzeichnung von [illegible]. (S. 418.)

Vorgänge eine sehr gemäßigte Haltung bewies und eine Proklamation veröffentlichte, in der er der akademischen Jugend für die thätige Beihülfe zur Aufrechthaltung der Ordnung während der Leichenceremonie dankte. — Zamoiski stammt aus einem alten polnischen Patriziergeschlecht, welchem das Vaterland schon mehrere berühmte und verdiente Männer verdankt. Während der Revolution von 1830 kämpfte Graf Andreas mit allen seinen Brüdern, und seitdem erfreut er sich einer großen Popularität. Stets war er bemüht, das materielle Wohl seiner Landsleute zu heben. Er organisirte die Dampfschifffahrt auf der Weichsel, kombinirte den Kreditfonds und gründete eine periodisch erscheinende agronomische Revue. Während der letzten Vorgänge zeigte er sich höchst ruhig und umsichtig, beruhigte die exaltirten Gemüther und trug hauptsächlich dazu bei, weitere Exzesse zu verhüten, wodurch er Polen wie Rußland einen gleich wichtigen Dienst geleistet.

Die Kehler Rheinbrücke.

(Zu dem Bild S. 417.)

Wir haben in früheren Nummern stets ausführlich über die fortschreitenden Arbeiten an der Kehler Rheinbrücke berichtet, und können jetzt die Vollendung dieses riesigen Werkes anzeigen. Die Versuche über die Haltbarkeit und Festigkeit des Baues mit den ersten Lokomotiven, welche denselben befuhren, fielen höchst glücklich aus, und es hatten sich von Straßburg und Kehl aus eine große Anzahl von Menschen eingefunden, welche an beiden Stromufern standen und diesen Versuchen mit gespanntem Interesse zuschauten. Das erste Manöver, welches ausgeführt wurde, hatte den Zweck, die beiden Drehbrücken in Bewegung zu setzen; nachdem man dieselben wieder in die gewöhnliche Lage gebracht, befuhr die Brücke ein Train von fünf Lokomotiven, der auf der ersten Jochspannung Halt machte. Das Totalgewicht der Druckmasse wurde auf ungefähr 67,500 Pfund geschätzt. Ein anderer aus fünfzehn beladenen Wagen bestehender Train wurde später auf der mittelsten Jochspannung postirt, und endlich wurden zehn Lokomotiven auf verschiedenen Punkten stationirt, und die Ingenieure konstatirten und notirten die verschiedenen Flexionen. Nach der Beendigung dieser Proben lud der badische Brücken- und Chausseedirektor Baer die Repräsentanten der Eisenbahnkompagnieen und die Ingenieure zu einem Bankett. Der definitive Eröffnungstag für den gemeinsamen Verkehr ist noch nicht festgesetzt, man spricht von Anfang April, aber es ist möglich, daß die Uebergabe zu öffentlichem Verkehr erst im Mai stattfinden kann.

Berliner Chronik

von

Ernst Kossak.

XIV.

Nach allerlei winterlichen Episoden gewinnt es den Anschein, als ob der Frühling mit seinen poetischen Bestrebungen jetzt wirklich bei uns Ernst machen wollte. Ohne Legitimation von der strengen Paßpolizei, unbehelligt von der städtischen Kommission für Erhebung des Einzugsgeldes, ohne Grund- und Miethe-, Schlacht- und Mahl-, Einkommen- und Gewerbesteuer zu zahlen, langen Schaaren von geflügelten Einwanderern aus dem Süden an, und lassen sich auf den Zweigen der Bäume des Thiergartens nieder, beginnen den Bau ihrer Nester, leben auf Regimentsunkosten und vergelten unsere Gastfreundschaft und den Schutz vor Ruhestörern, den ihnen die Behörde durch drakonische Gesetze angedeihen läßt, mit tausendstimmigem Gesange. Nachdem die einzelne Kamelie während der Ballsaison mit einem halben Thaler bezahlt worden, und manches Bouquet, das ein Dilettant auf die Bretter warf, an dreißig Thaler zu stehen kam, zeigen sich auf den Wochenmärkten billigere Blüten, die Auster darf sich auf keiner Tafel mehr blicken lassen, und einzelne Ganymede kredenzen in ihren Weinhandlungen bereits einen verfrühten Maitrank, obgleich das Kraut Waldmeister seine Knöspchen kaum aus dem Waldboden hervorstreckt. Unser prächtiger Thiergarten ist bei dem herrlichen Wetter der mittleren Märztage ein Tummelplatz für die elegante Welt, der es besondere Freude zu machen scheint, daß die königliche Familie sich mehr als in früheren Jahren unter dem Publikum bewegt, und die jüngeren Prinzessinnen sogar von ihren Kavalieren, Stallmeistern und Lakaien begleitet zu Pferde erscheinen. Die Kronprinzessin, als englische Lady eine leidenschaftliche Reiterin, pflegte kurz nach ihrer Vermählung ihren chevaleresken Liebhabereien nur in der Stille nachzugehen. Sie fuhr mit ihrem Gemahl nach dem sogenannten „großen Stern". Hier warteten die vorausgeschickten Pferde, und das hohe Paar vergnügte sich alsdann damit, in den entlegeneren Partieen des Thiergartens umherzustreifen. Die heutige Etikette ist nicht mehr so terroristisch, und namentlich soll die Frau Kronprinzessin manches alte Vorurtheil beseitigt und sich sehr energisch von der offiziellen Bevormundung durch Oberhofmeisterinnen emancipirt haben. Das schöne Familienleben des königlichen Paares, seiner Kinder und Enkel, steht überhaupt als ein erfreuliches Vorbild da, und wird nicht ohne segensreichen Einfluß auf die bürgerlichen Verhältnisse bleiben.

Nicht mit derselben gemüthlichen Befriedigung können wir auf eine Versammlung blicken, die, den vornehmsten Personen des Landes angehörig, sich nur durch das hartnäckigste Widerstreben gegen die von der Regierung beabsichtigten Verbesserungen im Staatswesen auszeichnet, und, den Ansichten ihrer Majorität nach, mitten im Kleindeutschland des vorigen Jahrhunderts steht: wen könnten wir wohl meinen, als das Herrenhaus, unter allen Häusern in der Monarchie dasjenige, dessen Einsturz gewiß am wenigsten beklagt würde, falls sich ein Simson seiner erbarmen und die beiden Säulen des Einganges mit starker Hand fassen wollte. Wir besitzen aber nur einen „Simson" in der Person des Präsidenten des Abgeordnetenhauses, und dieser Herr trägt ein zu konstitutionelles Herz im Busen, um dergleichen geistlose Feuilletonswünsche mit uns zu theilen. Wahrscheinlich mißbilligt er auch entschieden die Selbsthülfe seines alttestamentarischen Namensvetters, als dieser in gerechtem Ingrimm den vorchristlichen Philistern ihr Kammergebäude über die Köpfe stürzte. Die Renitenz der „Herren" gegen die letzte Regierungsvorlage über die Einführung der Zivilehe, die sie nun schon zum dritten Male verworfen haben, zwingt das Ministerium zu einem wiederholten „Pairsschub", wie die demokratischen Blätter die massenhafte Ernennung neuer Mitglieder des Herrenhauses getauft haben. Zur Erzielung einer, für die Intentionen der Regierung hinreichenden Majorität sind noch etwa fünfzig neue Herren nothwendig, deren Ernennung wir in Kürze entgegensehen dürfen. Die Stimmung in der zweiten Kammer ist gleichfalls nicht eben erquicklich. Der Abgeordnete v. Vincke hat durch sein ungerechtfertigtes Auftreten gegen den alten Geheimen Rath Waldeck einen guten Theil seiner Volksthümlichkeit verloren, und selbst in der von ihm angeführten Fraktion sind Zerwürfnisse ausgebrochen. Eine unabhängiger gesinnte kleinere Fraktion scheidet aus, weil der Freiherr, als Wortführer seiner Getreuen, die ihm noch vor einem Jahre durch Dick und Dünn folgten, neuerdings etwas zu autokratische Gelüste zu entwickeln beliebte. Der richtige Justemilieu-Mensch verträgt zwar unglaublich viel, ein geschickter Parteiführer oder Minister kann ihn selbst mit Füßen treten, aber immer muß es mit einer gewissen Höflichkeit, mit lackirten Stiefeln geschehen, sonst wird er ernstlich wild. Schon Minister Manteuffel versah es in diesem Punkte, und vermehrte durch übermüthigen Hohn die Zahl seiner Feinde, wie Herr v. Vincke die seiner Freunde durch zunehmende Herrschsucht verminderte. Die bevorstehenden Osterferien, die nicht allein allen Erziehungsanstalten, sondern auch dem Parlamente zu Statten kommen, werden wahrscheinlich das böse Blut etwas mildern und versüßen.

Mehr als durch alle diese Vorgänge wird die Einwohnerschaft Berlins aber durch die noch immer schwebenden Polizeihändel beschäftigt. Die Abneigung des Grafen Schwerin, Ministers des Innern, sich von dem Polizeipräsidenten Herrn v. Zedlitz und Herrn Patzke, dem Obersten der Schutzmannschaft, zu trennen, hat eine große Erbitterung hervorgerufen. Der grausame Druck, den die Behörde unter dem vorigen Ministerium ausgeübt, rächt sich jetzt wundersamer Weise an einem sonst wohlgesinnten Manne. Bis jetzt ist noch gar nicht abzusehen, was Alles bei den Untersuchungen der städtischen Kommission zur Ermittlung der von Eichhoff ausgesprochenen Beschuldigungen zu Tage kommen kann. Zwei Polizeibeamte, darunter der Vorstand der Montirungskammer der Schutzmannschaft, haben bereits eingestanden, bei 835 Mänteln jedesmal zehn Silbergroschen zuviel in Rechnung gestellt zu haben, und sind auf Verfügung der Staatsanwaltschaft verhaftet worden. Jeder Tag kann neue Enthüllungen bringen und die berüchtigten Behauptungen des flüchtigen Eichhoff in viel weiterem Umfange bestätigen.

Unsere abendlichen Vergnügungen nach Beendigung der Arbeit leiden nicht unter diesen Reinigungs- und Häutungsprozessen der bureaukratischen Kreise. Ein vorzüglich gutes Geschäft machen die beiden königlichen Theater, denen sich wieder der Antheil mit Entschiedenheit zuwendet. Zum Ballet Elinor ist für den gewöhnlichen preußischen Staatsbürger, der persönlich zum Kassenpreise sein Billet kaufen will, noch immer keins aufzutreiben. Der Phalanx der Billethändler, welcher um zehn Uhr Morgens die Thüren besetzt, gedrängt an die Kasse stürmt, und alle guten Plätze vorweg kauft, um sie in den Hotels und Konditoreien mit starkem Aufschlage wieder zu verkaufen, ist so unbesiegbar, wie die macedonische Garde Alexanders des Großen. Selbst die Energie des Herrn von Hülsen scheiterte an der Hartnäckigkeit dieser Billetpiraten; der Zwischenhandel läßt sich nicht ausrotten, und ist in gewissem Sinne wirklich ein besonderes Gewürz beliebter und oft gegebener Stücke. Als Schauspielneuigkeit nennen wir drei kleine Stücke. Von S. Schlesinger aus Wien: „Nicht schön" und „Die Gustel von Blasewitz"; von dem Berliner Dr. O. Girndt: „Letzte Liebe", eine sinnig gemüthliche Arbeit, welche zu der Komik der ersten beiden Arbeiten einen angenehmen Gegensatz bildete. Herr Denrion aus Stuttgart hat ein Gastspiel in der „schönen Müllerin" als „Jean", und im „verwunschenen Prinzen" begonnen, dem noch einige Rollen feinerer Art folgen sollen.

Die italienische Oper will sich von uns verabschieden. Seit die Stieglitze und Finken eingezogen sind, ist ihres Bleibens nicht mehr. In der zwölften Stunde wirft sie dann auch ohne Scheu die freundliche Maske fort, und zieht das Kunstbanner Italiens auf, mit der Inschrift: „Geld!" Als letzter Bissen stehen nicht weniger als drei Benefize in vier Tagen zu den unverschämt hohen Preisen der letzten Wochen in Sicht. Das erste derselben, die Matinée zum Besten des Theaterchores und Orchesters, ist fruchtlos wie die Exekution in der Hütte eines Bettlers ausgefallen, jetzt kommen Fräulein Artot und der Kapellmeister Nebwadda an die Reihe. Aber Berlin läßt sich nicht mehr ungestraft ausbeuten, das neue Ballet bildet das stärkste Gegengift wider den italienischen Opernschwindel. Es bietet eine ebenso oberflächliche und sinnliche Unterhaltung, aber es zeichnet sich durch eine außerordentliche Präcision und Pracht aus, zwei Eigenschaften, deren sich die Oper des Signor Lorini nicht rühmen kann. Mit dem 20. März endigen die Kontrakte am Viktoriatheater und die Gesellschaft scheidet, aber so theuer ist den Hesperiern der Aufenthalt an den Ufern der Spree geworden, daß Signor Lorini ernstlich damit umgeht, vom 1. April an das Kroll'sche Lokal für 150 Thaler an den Wochentagen und 300 Thaler an den Sonntagen zu miethen, und die italienische Oper bei billigerem Eintrittsgelde nun auch zu einem „volksthümlichen" Vergnügen zu machen. Wenn das Unternehmen zu Stande kommt, so wird selbstverständlich Fräulein Artot nicht mitwirken, und nur von einer „Kammeroper" die Rede sein. Die nun schon zwei Winter hindurch herrschende Manie bringt noch mancherlei andere Uebelstände mit sich. Erstens hat sich ein singendes italienisches Proletariat in der Residenz angesammelt, dessen Mitglieder gewissen Gastwirthen viel zu schaffen machen, und nach Kontrahirung einer kleinen Nationalschuld gern bei Nacht und Nebel das Weite suchen; zweitens lockt die Opernseuche gewisse geheimnißvolle Künstler an, welche im gewöhnlichen Laufe der musikalischen Dinge gar nicht öffentlich zum Vorschein kommen. Man könnte sie mit schauderhaften, Unheil verkündenden Kometen vergleichen. So fand sich ein gewisser Franzisco Garcia ein, Kammersänger der Königin von Spanien und des Königs von Holland. Er nannte sich überdieß „Professor der Gesangskunst" und veranstaltete ein großes Konzert. In demselben erschien er mit einem blauseidenen Phantasieordensbande um die Brust, in einem schwarzen Frack, auf dem eine Lyra nebst Lorbeerkranz und Krone reich mit Gold gestickt prangte. Leider entsprach seine Gesangskunst durchaus nicht diesem höfischen Schmuck. Don Garcia wurde von einem Kritiker mit den, öffentlich zum Leierkasten singenden Hoftroubadouren verglichen, andere bezweifelten, aus Hochachtung vor dem Kunstgeschmack der Höfe von Spanien und Holland, daß der traurige Minstrel sich in dem rechtmäßigen Besitz der angeführten Titel befinde; sie sollten empfindlich zurechtgewiesen werden. Statt seine Koffer in aller Eile zu packen und Berlin sofort zu räumen, wie es nach solcher Niederlage rathsam war, antwortete Don Garcia seinen Gegnern in den Zeitungen, nannte ihre Blätter: «mauvais petits journaux», sie selber: «ames laches pour écrire des choses, dont ils n'ont aucune connaissance», und erbot sich, die Dokumente der angezweifelten spanischen und holländischen Ehrenämter vorzeigen zu wollen. Gegen die Anschuldigungen, gar nicht singen zu können, und über Takte und Tonarten nicht im Reinen zu sein, vertheidigte sich jedoch der alte Matador weislich nicht weiter. Er schien an dergleichen Angriffe gewöhnt zu sein.

Nach dem Abzuge der Italiener und dem Schlusse der Trauerzeit steht uns im Opernhause eine glänzende Nachsaison bevor. Fräulein Georgine Schubert ist zu Gastspielen bereits angelangt und Fräulein Lagrua soll auf sie folgen; im Ballet wird Madame Ferraris aus Paris erwartet. Der April wird ohne unangenehme Zwischenfälle der glänzendste Monat der Saison werden. Gegenwärtig hoffen wir auf eine, dem Gebrauch nach ganz unerwartete Kunstausstellung. Der verstorbene schwedische Konsul Wagner hat seine vortreffliche Gemäldesammlung Seiner Majestät dem Könige vermacht, aber den Wunsch daran geknüpft, dieselbe möge als Ausgangspunkt einer künftig zu schaffenden Nationalgallerie betrachtet werden, um welche die hiesigen Künstler bekanntlich bereits unter der Regentschaft petitionirt haben. Man ist daher beschäftigt, die Gallerie dem Publikum zugänglich zu machen, während der Eintritt bis jetzt von besonderen Eintrittskarten abhängig war. Konsul Wagner hat durch diesen Akt des reinsten Patriotismus, dessen irdische Vortheile nur seinen Nachkommen, zwei Söhnen, zu Theil werden, seinem Namen ein bleibendes Denkmal gesetzt. Die Gallerie, an der er mit der liebenden Sorge eines ächten Kunstfreundes sein Leben lang gesammelt, wird auf anderthalbhunderttausend Thaler geschätzt und enthält die besten deutschen Werke der neueren Zeit. Unsere Künstler, die sonst unter den obwaltenden Umständen keine Veranlassung zu sonderlicher Freude haben, betrachten diese große Schenkung als eine nachhaltige Aufmunterung, und hoffen, daß der Verstorbene nicht nur Nachahmer finden werde, sondern daß auch die Lebenden sich häufiger als früher zu Bildererwerbungen entschließen werden.

Vom Büchertische.

— **Aus goldenen Tagen.** Neue Gedichte von Robert Prutz. Prag. Kober und Markgraf. 1861. — Noch im Herbst seiner Jahre sind diesem schon lange als vortrefflich bekannten Dichter die schönsten Rosen der Liebe erblüht, und ihr Duft hat ihn wieder zum Jüngling umgewandelt. Mit hoher Formvollendung und anakreontischer Glut erklingen, wie wenige, seine Lieder, meist zum Preise seiner Geliebten, die sich rühmen kann, durch eines Dichters Liebe, wie wenig deutsche Frauen, verklärt und glorifizirt worden zu sein. Der Abschnitt „Venus victrix" namentlich enthält eine Fülle der edelsten, schönsten Gedanken, aus diesen Versen brechen wie Lavaglut die erotischen Flammen, ohne jemals die verschämteste Keuschheit zu versengen. Und wiederum ertönen in den der „Trennung" geweihten Strophen volle männliche, wenn auch schmerzhafte Klänge. Daß aber Prutz nicht ein Herkules am Spinnrocken der Omphale geworden, beweisen die am Schluß seiner herrlichen Sammlung stehenden „Terzinen", die das Ganze ehern und gewaltig schließen, und durch goldene inhaltschwere Worte das deutsche Volk, dessen Wohl und Wehe unserem Poeten immer warm am Herzen lag, zur Kräftigung, zur Ermannung, zur That begeistern!

— **Novellen** von Robert **Waldmüller** (Eduard Duboc). Berlin. Springer. — Der Verfasser ist uns schon als Lyriker bekannt und lieb geworden; schon früher rühmten wir ihn als eine durch und durch originelle Natur, aus der Alltäglichkeit unserer Literatur hervorragend. Seine Novellen bekunden diese Originalität noch in weit höherem Grade, nicht nur in Erfindung und Komposition, sondern auch in Form und Darstellung, — nicht nur in ihrer Totalität, sondern jede einzelne für sich. Jede trägt so sehr ihr eigenthümliches Gepräge, daß wir in dem Boden jeder einzelnen die Heimat des Verfassers zu finden glauben. Die Färbung, der Ton wechselt mit jeder neuen Erzählung: für das Dorf wie den Salon besitzt der Dichter das gleich wohlorganisirte Auge, für die ursprüngliche Natur wie für unsere feinsten Zustände die gleich feinsinnige Beobachtungsgabe, der in der Darstellung immer das treffende Wort, das deckende Bild zu Gebote steht. Waldmüller ist ebenso sehr Meister der Situationsmalerei, als der Darstellung bewegteren Fortgangs. Die beiden größeren Novellen: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei" und „Verschmäht, verworfen" sind reizende Gegensätze von moderner Idylle und Salonnovelle. Aber auch die übrigen Geschichten: „In's Kloster", „Bei Pio nono", „Die hundertjährige Eiche im Elsaß" und „Ein paar Stunden in der Kaisermühle" geben uns auf jeder Seite das Gefühl, daß wir's mit einem feinen Geiste, mit einem der originellsten Dichter unserer Zeit zu thun haben.

— **Geld und Talent.** Ein Roman von Louise Ernesti. Leipzig. Hermann Costenoble. — Da die Lektüre dieses Buches Niemand besondere Aufregung verursachen wird, so eignet sich dieselbe namentlich für jungfräuliche Herzen und zarte Gemüther. Geschildert werden in diesem Roman die wechselvollen Einflüsse, welche der Besitz oder Nichtbesitz des Mammons auf Leute von Talent ausübe. — Alexander, nicht der macedonische, aber doch der erhabene Held dieses Buches, der erst Forstmann, dann Bildhauer und Dichter, befindet sich schließlich, wie alle übrigen Christen und

Judenmenschen mit Geld und Talent wohler, als bloß mit dem letzteren. Ludmilla, die reizende Waldblume, ist sehr edel und sehr annatürlich, Graf Lingen ist ein moderner Blaubart; die schauerlichen Situationen lassen uns ihrer Bizarrerie wegen ungerührt.

— Am häuslichen Herd. Kriminal- und Strandgeschichten von Ernst Willkomm. Gotha. Opetz. — Sechs Novellen, in denen man wohl bemerkt, daß es dem Autor auch um psychologische Entwicklung zu thun war. Im Allgemeinen herrscht das Schauerliche vor. Vortrefflich ist in den Strandgeschichten der Kampf der am Meer Wohnenden mit den Elementen dargestellt, ferner der bei diesen Leuten noch heimische Aberglaube und die Furcht vor Spuk- und Geistererscheinungen.

— Siziliana. Wanderungen in Neapel und Sizilien von Ferdinand Gregorovius. Leipzig. Brockhaus. — Selten hat ein Schriftsteller sich so rasch nicht nur die Anerkennung, sondern auch die Sympathieen der Gebildeten zu erwerben, selten einer den Gelehrten mit dem Belletristen in so schöner Harmonie zu verbinden gewußt. Blättern wir flüchtig in diesem Buch, so tritt uns hier der Forscher, dort der Genremaler entgegen, und lesen wir das Buch von Anfang zu Ende mit Muße durch, so haben wir das wohlthuende Gefühl, in der Belehrung angeregt, in der Unterhaltung belehrt worden zu sein, ohne daß sich die eine oder andere vorgedrängt. Gregorovius ist ein Schilderer von Natur und Leben, von Vergangenheit und Gegenwart, wie wir neben ihm wenige zu nennen wüßten. Obgleich anfangs alles nur mit flüchtigem Griffel in das Reisebuch gezeichnet scheint, — aber mitten in der vollen Anschauung, unter dem unmittelbaren Eindruck, — baut sich das Einzelne doch wunderbar zum Kunstwerk auf und das Totalbild rundet sich natürlich und schön ab. Neapel, Palermo, Agrigent und Syrakus sind solche Bilder. Daran fügen sich zwei interessante Abhandlungen: „Ueber sizilianische Volkslieder" und „Neapel und Sizilien von 1830—52". Ist die Erstere ein wichtiger Pendant zu Heyse, so gibt die Letztere bedeutende Aufschlüsse zur jüngsten Katastrophe.

— Jagd- und Reiseskizzen aus Ungarn, Siebenbürgen, Böhmen und der Moldau. Von Ferdinand Freiherrn von Wiedersperg. Prag. Kober und Markgraf. — Ein kleines Buch, aber voll der interessantesten Jagdabenteuer in unwirthlichen Gegenden; kein Jägerbuch gewöhnlichen Schlages. Aus keinem Buch ist uns die Poesie der Jagd in solchem Reize entgegengetreten, so anschaulich geworden, als aus diesem. Der Verfasser ist der Dichter der Jagd. Er versteht die Geheimnisse der Natur in ihrer ganzen Schönheit vor unser Auge zu zaubern. Wald und Berg — seine Heimat — sieht er mit dem Blicke des Malers, des Dichters, und wir folgen ihm gerne auf den Abendanstand, auf Bären-, Fuchs- und Luchsjagden; selbst „im Sumpfe" harren wir bei ihm aus, er weiß uns auch den Sumpf zu einem poetischen Bilde umzuschaffen. Das nennen wir einen „Jäger aus dem Herrn".

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— K. M. Kertbeny, der bekannte Uebersetzer ungarischer Dichtungen, bietet uns in einem eben erschienenen Bande „Silhouetten und Reliquien" Erinnerungen an bedeutende literarische, artistische und politische Persönlichkeiten, mit denen ihn sein bewegtes Wanderleben zusammengebracht. Es ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser viel des interessanten Stoffes angesammelt und man das Buch mit Interesse durchblättern kann, wenn auch mancher Charakter zu äußerlich aufgefaßt und der Stil etwas gar zu salopp ist. Kober und Markgraf werden noch einen zweiten Band folgen lassen.

— Wilhelm Raabe, der unter dem Pseudonym Jakob Corvinus uns mit einer Reihe durch und durch origineller dichterischer Produkte begegnete, und noch zuletzt in seinem „Heiligen Born" ungemein interessante Blätter aus dem Bilderbuch des sechzehnten Jahrhunderts gegeben, tritt nun mit seinem neuesten Roman „Nach dem großen Kriege", einer Geschichte in zwölf Briefen, unter seinem eigenen Namen auf.

— Hermann Schmid, der, wenn wir nicht irren, mit einer Novelle einen Preis davongetragen und auch als Dramatiker mit Glück aufgetreten, hat seine Dorfgeschichten in einem Bande zusammengestellt unter dem Titel: „Alte und neue Geschichten aus Bayern" (München, Fleischmann), lieben gleich anziehende Erzählungen, die das volle Gepräge der Wahrheit tragen.

— Karl Frenzel bringt uns einen neuen Roman „Vanitas" (Hannover, Rümpler), der nach flüchtigem Blättern ebenso anziehend geschrieben ist als seine Melusine; auf beide kommen wir zurück. Dieselbe Verlagshandlung legt uns einen andern dreibändigen Roman „Herr Frank von Pickhardter" von Eugen Sulinger auf den Büchertisch.

— „Die österreichische Akademie der Dichtung, Forschung und Kritik" ist der etwas eigenthümliche Titel eines neuen periodischen Unternehmens, das Isidor Müller in zwanglosen Bänden zu Wien erscheinen läßt; Erzählungen, Gedichte, Reiseschilderungen, kritische und antiquarische Abhandlungen bilden den Inhalt dieser Bände, die manches ganz Hübsche brachten, namentlich was die Erzählung betrifft, die aber doch nicht genug unter ihren Beiträgen wandern, um auf eine klare Anschauung der Redaktion von dem, was sie ihren Lesern bieten will und diese von ihr fordern können, zu deuten. Das wird sich jedoch bald herausgearbeitet haben. Der Herausgeber kündigt eine Preiskonkurrenz an, welche für die beste Novelle, Roman, Epos oder Drama 50 Thlr., und 100 Thlr. für die beste wissenschaftliche Arbeit, die bis zum November 1861 an ihn eingesandt sind, verspricht. Die Preisrichter sind das Publikum, indeß ist das nicht klar im Programm ausgesprochen.

— Der wiener Dichter Karl Beck, welcher sich durch sein farbenglühendes Epos „Janko" zuerst einen Namen erwarb, hat kürzlich ein neues episches Gedicht vollendet, dessen Heldin die Polenkönigin „Jadwiga".

— Levin Schücking's Roman „Die Marketenderin von Köln", welcher zuerst im Feuilleton der kölnischen Zeitung abgedruckt wurde, erschien nun auch als Buch, und können wir demselben des gefeierten Schriftstellers allgemein anerkannten Vorzüge nachrühmen.

— Von Rellstab's Memoiren, die unter dem Titel „Aus meinem Leben" erschienen sind, wird eine Fortsetzung durch die berliner Buchhandlung von Guttentag publizirt werden.

— Von Theodor Mügge's Werken wird eine Gesammtausgabe veranstaltet; auch beabsichtigt eine Anzahl Freunde ihm ein Denkmal zu errichten.

— Wachenhusen hat seine jüngsten Erlebnisse in Unteritalien unter dem Titel „Freischaaren und Royalisten", Tagebuch, erscheinen lassen.

— Der Katalog der deutschen Nationallotterie (26 Bogen Quart stark) ist jetzt in Dresden erschienen und für den billigen Preis von 6 Ngr. bei Blochmann dort zu haben. Damit werden wohl die armen Seelen, die bei dieser Lotterie zuerst an ihren Gewinn und dann nochmals an ihren Gewinn und an Schiller noch immer gar nicht gedacht, endlich Ruhe haben. Der Major von Serre hat seine Begeisterung für Schiller schwer büßen müssen: wir gratuliren ihm von Herzen, daß er endlich sich mit diesem Katalog den deutschen Patriotismus vom Halse geschafft.

Literatur des Auslandes.

— Théophile Silvestre, der bekannte Kunstkritiker, arbeitet jetzt an einer „Geschichte der Künstler der flamändischen Schule", welche mit Photographieen von Maes in Brüssel nach den Originalgemälden illustrirt werden wird. Die ersten, von Herrn Maes bereits vollendeten Bilder sind zu Brüssel bei Cerle ausgestellt gewesen und haben sehr große Anerkennung gefunden.

— Bei Michel Levy in Paris und bei Lacroix, van Meenen und Comp. in Brüssel ist erschienen: „Die amerikanische Republik; ihre Männer und ihre Institutionen" von Xavier Eyma. Der Verfasser behandelt mit großer Gründlichkeit die Geschichte Amerikas von seiner Gründung unter Washington an bis heute, schildert die verschiedenen Präsidentschaften, die Parteien und ihre Bewegungen, den intellektuellen, moralischen, industriellen, kommerziellen und ökonomischen Zustand der Republik, die Organisation ihrer Banken, den Stand des öffentlichen Unterrichts, und kommt dann auf eine Prüfung der gegenwärtigen Zustände, den neuen Präsidenten Lincoln, die Sklaverei, die Secession und deren Folgen für Amerika und Europa. Das Buch ist mit sehr großer Sachkenntniß verfaßt und bei den gegenwärtigen Verhältnissen von besonderem Interesse.

— In der englischen Literatur hat lange kein Buch mehr viel von sich reden machen und die Konkurrenz unserer Uebersetzer wach gerufen. Weder Dickens hat mit seinen Great Expectations die großen Erwartungen, die man vom Verfasser des Pickwick haben mußte, erfüllt, noch Thackeray in seinem Cornhill Magazine einen durchschlagenden Roman gebracht. Die genannte Monatsschrift hat überhaupt nicht den großen Lärm, der bei ihrem ersten Erscheinen davon geschlagen wurde, gerechtfertigt. Sie wußte weder Colburn's, noch Ainsworth's, noch Dickens' Monatschriften in den Hintergrund zu stellen. Ainsworth Magazine hat sich durch die spannenden Romane seines Herausgebers und die wirklich interessanten Beiträge seiner Mitarbeiter immer noch oben gehalten. Auch Ainsworth's jüngster Roman The constable of the tower fesselt den Leser von Anfang bis zu Ende. Von Mr. Trollope erwartet man in diesen Tagen einen mit viel Eclat angekündigten Roman Orley Farm. Von den in jüngster Zeit erschienenen nennen wir nur drei als nennenswerth: The house on the moor von der Verfasserin von Margareth Maitland, einen wirklich guten Roman; auch dieses Buch verdient die Lektüre um der hübschen psychologischen Entwicklung, wenn auch die Spannung im gewöhnlichen Sinn des Wortes nicht groß ist. The two cosmos, a tale of fifty years, zeugt von ursprünglichem Talente, aber das Buch ist zu ungleich gearbeitet, welchen Mangel es freilich wieder durch die Frische ersetzt. The worlds verdict ist ein guter Roman, ohne Prätension, nichts Uebertriebenes, Verschobenes und Verschrobenes, wie unsere Romanliteratur durchschnittlich, und doch dabei spannend. Die Reiseliteratur bringt uns einige interessante Bücher. Baikie, welcher englischer Repräsentant in London und am Kap gewesen, erzählt uns Six years of a travellers life in western Africa. Seine Stellung und die angenehmen Verhältnisse, unter denen er reiste, geben dem Buche den Werth der Wahrheit und die Bildung des Verfassers den Reiz der Darstellung. Von einem andern Konsul, dem in Sudan, Mr. Petherick, erhalten wir durch Blackwood eine interessante Schilderung von Egypt, the Soudan, and Central-Africa, in letzterer Beziehung vielfach eine Ergänzung der jüngsten deutschen Forscher. Rev. Marryat schildert A residence in Jutland, the danish Isles and Copenhague. Mit unermüdlichem Fleiße und ungemeiner Genauigkeit ist alles Wichtige und Wissenswerthe zusammengetragen, wenn auch die leichte Darstellung etwas ermüdet. Forbes ist der Panegyriker der Campaign of Garibaldi in the two Sicilies, ein etwas stark englisch gefärbtes Buch. — Auf eine ebenso anziehende als belehrende Schrift möchten wir unsere Leser noch hinweisen. Gems et jewels, welche die Geschichte, Geographie, Chemie des Schmuckes mit interessanten Anekdoten durchmischt, von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage schildert.

Kunst und Alterthümer.

— Fiorelli, als Verfasser mehrerer gelehrter Schriften über Pompeji und die Ruinen von Cumä bekannt, ist zum Direktor der Ausgrabungen in Süditalien ernannt worden. Augenblicklich werden in Pompeji 220 Arbeiter täglich verwendet, doch hat man bei den kürzlichen Ausgrabungen keine Gegenstände von Bedeutung aufgefunden.

— In Paris ist das Programm der alle zwei Jahre stattfindenden Ausstellung der Werke lebender Künstler veröffentlicht. Die Ausstellung ist eine allgemeine, zu welcher alle Künstler der Welt eingeladen sind. Sie dauert vom 1. Mai bis 1. Juli. Die Regierung gibt eine große Ehrenmedaille, 4000 Franken werth, und 46 Medaillen erster, zweiter und dritter Klasse als Preis, im Werthe jede von resp. 1500 Franken, 500 Franken und 250 Franken.

— Die Royal Dublin Society ladet zu einer Kunstausstellung von Gemälden aus der alten und neuen Schule, Bildhauerwerken, Zeichnungen, Kupferstichen, Photographieen, Medaillen, allen Gegenständen der schönen Künste, feine Gold- und Silberarbeiten oder überhaupt in edlen oder nachgemachten Metallen, Porzellan, Seide, Sammt, Tapezierarbeiten, Kanten, Stickerei, Näherei und überhaupt in allen Manufakturarbeiten, bei welchen Kunst ein Haupt- oder wesentliches Element ist, ein. Die Ausstellung findet in den Monaten Mai bis August d. J. in Dublin in dem Lokale der Royal Dublin society, Kildare-Street, Statt. Die letzten Gegenstände werden bis spätestens den 20. April angenommen. Alle erforderliche Auskunft ertheilen die Herren Henry Parkinson, Sekretär vom Generalkomite, Royal Dublin Society House, Dublin, und W. R. Steele, Assistenzsekretär der Gesellschaft, Kildare-Street, Dublin.

— Für die nationale Gemäldesammlung, welche auf Befehl des Königs von Preußen in's Leben tritt, und zu der die Wagener-Gallerie den Anlaß gab, hat die Königin dem Professor Daege den Auftrag gegeben, einen hervorragenden Moment aus der preußischen Geschichte zu malen.

— In Bremen wird eine Ausstellung von historischen und artistischen Denkmälern der Stadt im Laufe des Frühjahrs veranstaltet werden.

Bildende Künste.

— Am 1. August 1861 wird im Palais Ducale zu Brüssel eine Ausstellung von Zeichnungen, Modellen und sonstigen Gegenständen, welche auf die industrielle Kunst (Architektur, Dekoration, Schreinerei, Metallarbeiten, Stickerei, Porzellanmanufaktur u.) Bezug haben, stattfinden. Die Regierung hat verschiedene Preise ausgesetzt. Alle Künstler, belgische wie fremde, können Werke einsenden.

— Winterhalter aus Paris ist nach Berlin berufen, um das Porträt der Kronprinzessin von Preußen zu malen.

Musik.

— Von Bernhard Scholz, dem hannover'schen Kapellmeister, ist eine Ouverture zu Goethe's „Iphigenia" zur Aufführung gekommen, welche sich den Werken des großen Meisters nahe stellen dürfte. Zwei Werke für Kammermusik von Ferdinand David (Leipzig) und Johannes Brahms (Hamburg), beides Sextette für Streichinstrumente, haben großes Glück gemacht. Ein besonders interessantes Musikstück ist Ferdinand Hiller's Komposition der „Nascitur Heloisae et monachorum jam sepulcrum Abaelardi". Das Gedicht ist der Sammlung von Hymnologen des Mittelalters von Königsfeld entnommen. Hiller hat das Gedicht sehr schön aufgefaßt, und die Stimmung durch ganz entsprechende musikalische Poesie wiedergegeben.

— Gounod's „Faust" wurde auf fünf deutschen Theatern zur Aufführung angenommen.

— Von Felix Mendelssohn-Bartholdy erwartet man eine Sammlung Briefe aus den Jahren 1830—32, welche er als zwanzigjähriger Jüngling auf einer Reise in Italien schrieb.

— Die Kosten für das nürnberger Musikfest, welche 40,000 fl. betragen, sind von vier dortigen Häusern zum größern Theile gedeckt worden.

Bühne.

— Die Bühne hat mit Preisstücken noch nie sonderlich Glück gehabt; das Urtheil der Preisrichter läßt sich selten mit dem des Publikums, die Lektüre selten mit der Aufführung in Einklang bringen. Wer da weiß, daß selbst die gewiegtesten Bühnenkenner, Dramaturgen wie Direktoren, den Erfolg eines Stückes nie mit Sicherheit zu bestimmen im Stande sind, wird sich darüber nicht wundern, und darum auch nicht wundern, daß das neueste Preisstück: „Maximilian" bei seiner Aufführung in München nicht mit Erfolg gekrönt war. Von sechzig Stücken hatte nur doch eine den vollen Beifall der Kommission, und doch eine genügte dem Publikum nicht. Man leugnet zwar nicht, daß die Charaktere mitunter ganz gelungen seien, der Dialog manche glänzliche Schönheit enthalte, dagegen haben die großen und häufigen Längen und das Breittreten der religiösen Konflikte dem Stücke argen Eintrag gethan. Im Gegensatz dazu hat „Heinrich IV." von Biedermann auch bei der zweiten Aufführung in Weimar entschiedenen Erfolg gehabt; ein erfreuliches Zeugniß für das Werk des Dichters. Berlin hat den Geburtstag seines Königs mit Festspielen gefeiert, das Viktoriatheater brachte dazu Shakspere's „Wintermärchen" in einer festlichen mise en scène nach der Dingelstedt'schen Bearbeitung und hat einen glücklichen Griff damit gethan, der vollständig gelang.

— Laube's „Montrose" ist in's Ungarische übersetzt worden und kommt in diesem Monat in Pest zur Aufführung.

— Elise Polko beginnt nun auch das dramatische Terrain zu betreten; sie hat ein Lustspiel geschrieben, in welchem Gluck und Dittersdorf auftreten, von welchen Komponisten auch deren Lieder mit in die Handlung verwebt sind.

— Arthur Müller hat zwei neue dramatische Scherze geschrieben: „Unter der Kritik" und „Vier Wochen Arrest", welche auf verschiedenen Bühnen gegeben werden sollen.

— Die „Rezensionen" haben die hohe Achtung, die wir vor ihrer strengen Unparteilichkeit hatten, auf's Glänzendste in ihrer neuesten Nummer gerechtfertigt. Im Feuilleton macht sich über das ungarisch-deutsche Gastspiel bereits eine mächtige Stimme laut, die anders als ihre Vorgänger lautet, aber auch in ihrem „Wiener Wochenbericht" spricht die Redaktion sich so entschieden zu Ungunsten der Frau von Bulyovszky aus, wie die ganze übrige wiener Kritik. Sie spricht ihr den großen Stil, die glühende Leidenschaft, die bei den Haupteigenschaften der Tragödin ab, und schließt ihren Bericht mit den Worten: „Wir würden nicht mit so abstreichender Härte geurtheilt haben, wenn uns im ganzen Verlauf auch nur ein Moment, ein Zug aufgefallen wäre, der uns die Aussicht in ein bedeutendes Gestaltungsvermögen eröffnet hätte!" Sat est.

— In Magdeburg hat eine neue Oper von C. F. Ehrlich: „König Georg" gefallen und mehrere Aufführungen erlebt.

— In Innsbruck gefiel einer der zahllosen „Liebesringe", welche die mannheimer Konkurrenz in's Leben gerufen, der Komponist heißt Stuhersky. Die Oper ward in sechs Tagen dreimal gegeben.

Reisen.

— Zu den von der englischen Regierung nach den Fidschi-Inseln abgesandten Mitgliedern der Untersuchungskommission gehörte auch Dr. Berthold Seemann, der früher die Redaktion der „Bonplandia", Zeitschrift für die gesammte Botanik, führte. Seemann bringt an tausend Spezies Pflanzen und eine reiche Sammlung anderer Gegenstände mit.

— Dr. Künstler in Dresden hat für sein bei Brockhaus in Leipzig erschienenes Werk über Orakeln vom Kaiser von Oesterreich die große Medaille pro literis et artibus erhalten.

— Die schwedische Regierung sendet eine geographische und naturwissenschaftliche Expedition nach Spitzbergen. Der Leiter derselben ist Adjunkt Torell. Mitte Aprils beginnt die Reise und im August wollen die Forscher wieder zurück sein.

Denkmäler.

— Zu Schill's Grabdenkmal in Stralsund sind bis jetzt 950 Thaler eingegangen, während 1200 Thaler erforderlich sind. Die kölnische Zeitung fordert dringend auf, diese deutsche Ehrenschuld zu lösen.

— Die Kommission, welche sich in Brüssel gebildet hat, um dem verstorbenen Dichter Van Rendel ein Denkmal zu errichten, hat von der Regierung hiezu einen Beitrag von 500 Franken erhalten.

— In Dresden ist ein Komite zur Errichtung eines Denkmals für Rietschel und eines Museums seiner Werke in der Art des Thorwaldsen- und Schwanthalermuseums zusammengetreten.

— Die Statue Oehlenschläger's, welche in Kopenhagen auf Anregung der Professoren Abrahams und Hauch errichtet werden soll, kommt auf den St. Annenplatz zu stehen.

Industrie, Handel und Verkehrsanstalten.

— Zu Karlsruhe findet im September eine Landesgewerbeausstellung Statt, an die sich eine Ausstellung von schwarzwälder Taschenuhren im Gesammtwerthe von 15,000 fl. anschließen soll, welche später verlost werden.

— Nach der vom preußischen Handelsminister vorgelegten Uebersicht des Betriebs der preußischen Staatsbahnen während des Jahres 1860 ergibt sich, daß die Ueberschüsse der Einnahmen sich auf 4,140,000 Thaler belaufen.

— Man beabsichtigt im londoner Themsetunnel, der sich bekanntlich nie rentirt und längst den Reiz der Neuheit verloren hat, eine Schienenverbindung zwischen den beiden Ufern herzustellen.

Gestorben:

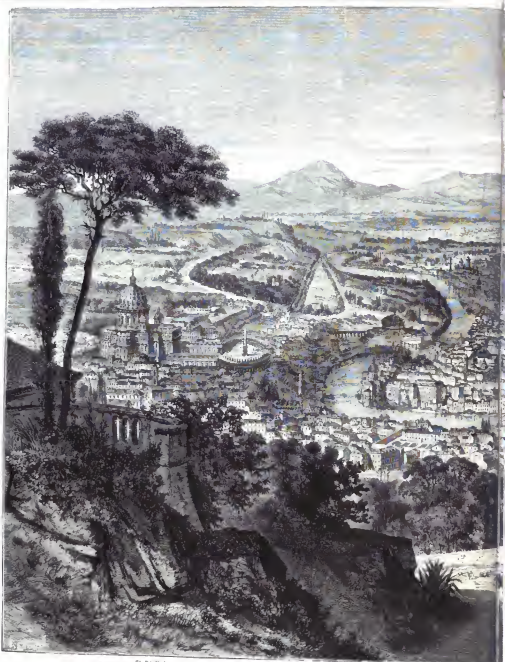
— Dr. von Einsiedel, Kultusminister a. D., zu Dresden, am 20. März, 68 Jahre alt.

— Porträtmaler Helder, am 22. März, zu Stuttgart.

— J. H. Mandeville, früherer englischer Gesandter an verschiedenen Höfen, geboren 1773.

— Medizinalrath Busse in Berlin, am 23. März.

— Schinz, der bekannte schweizerische Naturforscher, Mitte März.



St. Peterskirche

Quartier des Vatikan.

Castel Sant Angelo. Die Engelsbrücke und der Tiber

Ansicht von Rom aus der Vi…



Pantheon. St. Trinità dei Monti. Santa Maria Maggiore.
Palazzo Farnese.
Palazzo Corsini. Engelsbrücke. Ponte Rotto. Tarpejischer Felsen und Colosseum. St. Michelsherberge. Santa Maria in Trastevere.

spektive. (S. 426.)

Auf der Alm.

Novelle

von

Paul Heyse.

Am westlichen Ufer des Königssees, der steilen Wand des Watzmanns gegenüber, die sich pfadlos in die Fluten hinabsenkt, führt ein wilder Fußsteig grad auf durch den Wald. Die Holzknechte und Jäger kennen ihn, die Sennerinnen steigen dort auf die Alm, das Wild wechselt darüber hin. Zweimal verläuft er in den Wiesengrund kleiner Waldblößen, wo einzelne Sennerhütten stehen und Blockhäuser, in denen die Holzknechte überwintern. Je mehr er sich der Schneide des Berges nähert, desto lichter werden die Stämme, bis der Grat endlich nackt aus den Tannen und Lärchen aufragt und frei niederschaut in die schönen Thalgründe drüben um Berchtesgaden, in den dunkeln See zu seinen Füßen und auf das grüne Jagdschloß Bartholomä, das mit seinem Kranz hoher Ahornwipfel mitten aus dieser Felsenwildniß dem Wanderer zuwinkt.

In der Herbstzeit, wo die Hirsche in die Brunft gehen, stieg ein junger Mann von einem Jägerburschen begleitet den schroffen Pfad hinan und sah häufig staunend in die Tiefe zurück. Er trug die landübliche Jägertracht, an der aber offenbar die Hand eines städtischen Schneiders vornehme Künste versucht hatte. Die feine Tuchjoppe war mit grünem Sammt eingefaßt, eine grüne Weste von gestreppter Seide, gemslederne Hosen bis an die nackten Knie, grüne Kniestrümpfe, deren Bänder durch goldene Fuchsklopf geschlossen wurden, Bergschuhe, die trotz des schweren Nägelbeschlags spiegelblank und mit gelben Schnüren zierlich gebunden waren. Auf dem angeneuen spitzen Jagdhut steckte freilich ein Gemsbart und eine Spielhahnfeder, aber an der verkehrten Stelle, was den fünfzehnjährigen Buben, der unter der groben Joppe ein kundiges und junges Jägerherz trug, schon lange wurmte. Nur wagte er nicht, dem vornehmen Herrn davon zu sagen. Nachdenklich trug er die schöne Doppelbüchse dem jungen Baron nach und sah mit einer gemüthlichen Schadenfreude, wie die scharfen Kanten der Steine, die wie gesät umherlagen, dem glänzenden Firniß der Schuhe manches Denkzeichen mit auf den Weg gaben.

Wir wünschen aber durchaus kein übles Vorurtheil gegen den Schönbeschuhten zu erwecken. Er war ein leidlicher Jäger in den Forsten seiner Erbgüter, nur der Gebirgsjagd ungewohnt und in den Landessitten ein Neuling. Je höher er stieg, desto fröhlicher blickte er um sich. Die Herbstluft trug jeden Schall vom See herauf deutlich an sein Ohr, er hörte die Schifferinnen, die nach Bartholomä fuhren, fern in der Tiefe singen, die Pöllerschüsse, die der Echowand gegenüber abgefeuert wurden, und das tosende Ausrollen des Widerhalls, und als es wieder still geworden war, den Meisenschlag im Wald und das Rauschen der kleinen Bäche. Da stand er, lüftete den Hut und sah aufmerksam in der Waldung umher. „Es ist schön bei Euch, Phrygius,“ sagte er zu dem Knaben, der von seinen Vorvätern, einer langen Reihe ehrsamer Schulmeister, diesen klassischen Namen in den romantischen Wald mit hinübergenommen hatte.

„Wollt's meinen, Herr Baron!“ erwiederte der Bursch. „Es gibt viel Gemsen drüben im Wareck, und höher hinauf Mankei'n, wenn Euer Gnaden grad' einmal eins schießen wollten.“

Damit stockte das Gespräch; denn Phrygius sprach die reinste Gebirgsmundart, und der Baron, ein Franke, verstand kaum die Hälfte, ja er wußte nicht einmal, daß ein Mankei ein Murmelthier ist, und fürchtete doch, durch Fragen sich um den Respekt zu bringen. Sein Sinn stand nach einem starken Hirsch, der droben unterhalb der Regenalm sein Wesen trieb, und den der Forstmeister ihm angezeigt hatte. Phrygius kannte seinen Wechsel, und morgen früh wollten sie, nachdem sie in der Sennhütte übernachtet, ausgehen, um auf ihn zu pirschen. Also ließ er ein Mankei Mankei sein, und stieg schweigend wieder bergan.

Sie waren schon mehrere Stunden unterwegs, als ein stämmiger, verwegen blickender Bursch ihnen von oben entgegen kam, plötzlich stehen blieb und mit finsterer Miene sie musterte. Er mochte kaum vierundzwanzig Jahre alt sein, trug eine sehr verschossene kurze Joppe, ein wetterwendisches Hütlein mit einer langen Hahnenfeder, die starken nackten Kniee sahen braun aus den Lederhosen und wollenen Strümpfen hervor, und das grobe Hemd ließ Hals und Brust frei. Nun stand er auf den hohen Bergstock gelehnt mit einem fast höhnischen Trotz mitten im Weg, als hätte er hier zu befehlen, und trat keinen Fußbreit auf die Seite, als der schmucke Fremde sich näherte. Dem gefiel der keke Gesell. Er sah ihm vertraulich ins Gesicht, nickte ihm zu und sagte: „Grüß Gott! Wie weit ist's noch bis zur Regenalm hinauf?“

Der scharfgeschnittene Mund des Andern verzog sich, er preßte die Lippen zusammen, als wolle er die Antwort lieber verschlucken. „Nach der Regenalm?“ wiederholte er endlich, mit einem spöttischen Blick auf den Anzug des Fremden. „Meint Ihr, es sei Fastnacht droben?“

Er hob den Stock und stieß ihn gegen einen Stein, wie um die Wucht der scharfen Eisenspitze zu prüfen. „Seppi,“ sagte der Jägerbursch, „mach' daß du auf die Seite kommst, sonst sag' ich's dem Forstmeister, du weißt schon was!“

Der Andere lachte kurz auf. „Schwätz' was du willst,“ sagte er. „Ich fürcht' keinen Teufel, am wenigsten einen Frosch wie du, der so einem Affen das Schießzeug nachträgt. Behüt' dich Gott, Phrygius!“

Und von Neuem auflachend, schlug er sich seitwärts in die Tannen und verschwand bald in einer Schlucht. Die Beiden sahen ihm nach. „Wer ist der grobe Gesell?“ fragte der Baron.

„Der Seppi vom Thiereck, Euer Gnaden,“ sagte der Knabe, der nach der Schlucht hinstarrte, als wäre ein angeschossenes Stück Wild dahinter verschwunden. „Der Forstmeister hat ihn lang auf dem Korn, denn er wildert gefährlich herum, wo's ihm grad' taugt. Früher, als seine Mutter noch lebte, hielt er sich stiller; jetzt treibt er's am helllichten Tag. Die Resei auf der Regenalm ist sein Schatz. Drum hat er so aufbegehrt, als Euer Gnaden nach dem Weg gefragt haben. Und auch das kam ihm quer, daß der Herr Baron die Spielhahnfeder nach vorn tragen, statt nach hinten. Wo Einer so unter die Leut' geht, bedeutet's, daß er raufen will, da sind sie gleich über ihn her. Bin nicht gut dafür, daß der Sepp nicht mit Euer Gnaden Händel sucht, wenn er auch jetzt aus dem Weg gegangen ist.“

„Was soll er mir thun?“ sagte der junge Mann gelassen. „Er hat nicht einmal ein Gewehr.“

„Wohl hat er eins, Euer Gnaden haben's nur nicht gesehen, eins zum Abschrauben. Den Kolben trägt er im Rucksack, den Lauf, der ganz kurz ist, im Joppensack. Will er schießen, ist alles im Nu bei einander. Aber faßt ihn einmal der Jäger, muß er's hergeben und kommt viele Wochen ins Loch.“

„Und womit hast du ihm gedroht, Phrygius, was du dem Förster sagen wolltest?“

„Ich hab' ihn mit einem Gemsbock gesehen vorigen Samstag, im Ofenthal, gerade am Stand, wo der König schießt. Nach dem Hintersee stieg er hinab. Wär' seine Mutter nicht meine Firmpathe gewesen, so hätte er mich dazu erschossen, so rabbiat macht' es ihn, daß ich ihm begegnete. Ich hab' ihm Schweigen angelobt. Aber er hat halt kein' Ruh in seinem Gewissen.“

„Ist er arm, daß er sich aufs Wildern legen muß?“

„Er könnte ganz gut leben, ohne das Spielen und Großthun bei allen Kirchweihen und jedem Scheibenschießen. Aber er meint halt, es muß so sein, und da gibt's nicht genug aus mit dem Schacherlmachen. Seine Mutter, die's noch zusammenhielt, ist auch nimmer da, seine Kühe hat er verkauft, Schulden auf'm Haus. Wo soll's herkommen? Die Resei mag ihn auch nimmer, hab' selbst gehört, wie sie's zu ihrer Freundin gesagt hat, daß sie einen Lumpen und Wildschützen nicht wolle. Darum ist er nun doppelt so grimmig und grantig und möcht' lieber Alles zusammenschießen. Aber Euer Gnaden brauchen nichts zu fürchten, ich geb' schon Acht mit der Büchse hinter Eurem Rücken. Noch eine Stunde, so sind wir in der Hütten.“

Auf diese Reden schwiegen sie wieder, desto beharrlicher, je mehr die letzte Strecke des Wegs einem festen Athem erforderte. Als sie aus dem Schatten des Waldes auftauchten und nun an den freien grünen Abhängen der letzten Höhe hinaufstiegen, stand der Baron wieder still und blickte unverwandt nach einem Punkte hoch auf der Schneide, wo sich vor dem lichten Himmel etwas Dunkles auf und ab bewegte. Der Bursch sagte ihm, daß es eine Schaukel sei, auf der die Sennerinnen sich zuweilen die Zeit vertrieben. Bald, da er wieder anstieg, hörte er denn auch den hellen Juhschrei, mit dem ihn die scharfäugigen Dirnen schon von weitem bewillkommneten. Aber erst droben, als der oberste Grat erklommen war und er sich der Schaukel genähert hatte, überlief es ihn fast, das gefährliche Spiel mit anzusehen. Hart neben dem jähen Abhang war ein mannshoher Pfahl in den Boden eingerammt, über dem der lange Schaukelbalken lag und zitternd auf und ab schwankte. An jedem Ende, nur an einem kurzen Pflock sich festhaltend, saß rittlings, die Beine züchtig gekreuzt, eine der Sennerinnen, und sie flogen auf und nieder, daß die Zipfel der schwarzen Kopftücher flatterten und der Boden dröhnte, wenn sie mit der vollen Wucht ihres Leibes aufschlugen, um im nächsten Moment wieder hoch überm Abgrund zu schweben, in welchen ein Ausweichen des Pfahls sie hinabschleudern mußte. Wie sie in der Luft hangend mit lachendem Uebermuth dem fremden Jäger zunickten, die Hände hoch in der Luft schwenkten, und ihre weißen Zähne blitzten, verging dem Zuschauer aller Schauder, und er weidete sich nur an der frischen Jugendfrische, die hier in der Wildniß ihn anlachte, wie ein Strauß Alpenrosen von der schroffen Felsenwand.

Endlich wurden die Beiden des Spiels müde und hielten an. Im Nu waren sie von der Schaukel, da Phrygius ihnen half, und begrüßten treuherzig den Ankömmling, der sich bei ihnen zu Gast lud. Er konnte sich nun erst auf der Höhe, wo er stand, umsehen und hielt sich für den mühsamen Weg reich belohnt. Auf dem Scheitel des Watzmann lag ein frischer Schnee, das steinerne Meer war leise vom Abendroth angehaucht, und die glänzende Eisdecke der übergossenen Alm leuchtete wie ein großer Diamant im Kronschmuck des gewaltigen Alpenreichs. Von der Schneide gemach sich senkend zog sich die Alm nach Süden, hie und da starrte ein größerer Felsbrocken mit Alpenrosen überwuchert aus dem Felsengrund vor, oder ein Dickicht dunkelgrüner Latschen, zwischen denen die Kühe weideten; tiefer hinab nach der Regenalm zu begann wieder Tannenholz und einzelne Lärchen. Dahinunter gingen nun die Vier, in Gesprächen, wie sie Jäger in groben oder feinen Schuhen mit Sennerinnen zu führen pflegen. Die Größere und Schönere war jene Resei, deren Phrygius bei Gelegenheit des Wildschützen gedacht hatte. Die Andere, Genovefa oder Vefa, gab wohl an Reiz der Gestalt, aber nicht an gutem Humor ihrer Kameradin etwas nach. Sie trugen Beide über dem festen Mieder eng anschließende wollene Jacker, braun, mit rothen Streifen und einer Menge bunter Glasknöpfe zierlich eingefaßt; wollene Strümpfe vom Knöchel bis zum Knie, Resei in bloßen Füßen, während Vefa in schweren Holzschuhen ging. Beide bewohnten eine große Sennhütte am Regen, die durch eine Wand in zwei gleiche Hälften getheilt war, so daß jede der Dirnen ihr Reich und Regiment, Milchkammer, Keller, Herd und Stall für das Vieh für sich hatte. Da hatten sie schon viele Wochen gehaust und die Zeit war nahe, wo sie mit dem wohl herausgefütterten Herdvieh „abifahren“ sollten, zu den Bauern zurück, die das Vieh ihnen anvertraut hatten.

Das ließ sich der Baron von ihnen erzählen auf dem Weg von der Schaukel bis zu ihrer Hütte. Indessen hüllte die Dämmerung sie immer dichter ein, und es ward kalt auf der freien Höhe. Das steinerne Meer blickte grau herüber, gespensterisch bleich stand das Schneehaupt des Watzmann vor der entdunkelten Luft, und drüben aus dem unsichtbaren Kessel des Obersees dampfte ein weißer Nebel langsam herauf. Kaum eine Viertelstunde verging, so hatte er, scheinbar schwerfällig sich weiter wälzend, den ganzen Horizont verschleiert und hing sich wie ein zähes Spinnweb ungeheurer Spinnen auch um die Tannen und Latschen auf der Alm, daß die Jäger mit den Mädchen noch gerade zur rechten Zeit die Hütte erreichten. Drinnen fanden sie schon ein Feuer auf dem platten Boden der Thür gegenüber; ein alter Holzknecht saß und kochte sich seine Schmalzkost in Resei's Pfanne, zwei Sennerinnen und der Hüterbub von einer benachbarten Alm hatten sich ebenfalls eingefunden, um noch ein Stündlein zu schwatzen. Da ward es enge um die rauchgeschwärzte Feuerstelle, und die beiden Bänkchen reichten nicht aus. Phrygius kauerte sich neben dem Hüterbuben auf der Schwelle der Milchkammer nieder, der Baron saß ziemlich warm zwischen Vefa und einer der fremden Dirnen, Resei ging ab und zu, um für ihre Gäste einen ächten Gebirgsschmarren in Eile zuzurüsten. Aber die Enge pflegt der Vertraulichkeit nicht zu schaden. Bald ging das Lachen und Kichern laut genug um in dem dunkeln Kreis, die zinnernen Löffel klapperten, der Baron that einem hölzernen Weidling voll süßer Milch, in welchen Vefa große Brodschnitten warf, gebührende Ehre an, Phrygius rauchte mit der Befriedigung eines Neulings eine Cigarre, die ihm der Baron geschenkt, und der alte Holzknecht, dem der Fremde ebenfalls zuerst nicht recht einleuchten wollte, wurde durch die Jagdflasche, aus der er trinken durfte, so munter gestimmt, daß er anfing zur eintönigen Musik einer alten Zither seinen unerschöpflichen Vorrath von Schnaderhüpfeln auszukramen, in welche die Sennerinnen oft lachend und sich am Ellbogen stoßend unverlegen mit einstimmten. Es war kein anderes Licht in dem engen Gemach, das kaum fünf Schritt im Geviert haben mochte, als das Herdfeuer und der schwache Schimmer des Mondes, der sich durch den Nebel stahl. Resei hatte sich mit gekreuzten Armen vor das eine Fenster gesetzt und sang nur leise mit. Sie gefiel dem Baron immer mehr. Wo hatte sie diese vornehme Manier gelernt, die Lippe zu rümpfen und so nachdenklich in den Nebel hinaus zu sehen? Manchmal kam es dem Baron vor, als sei sie in ihren Gedanken weit abwesend. Ihre gerade, kräftige Nase zitterte von schweren Athemzügen, ihre Stirn wurde höher. Unwillkürlich mußte der Fremde an jenes französische Bauernkind denken, das einem Kriegsheer die Fahne vorangetragen hatte.

Als sie so im besten Singen und Lachen waren und allzusammen die Stunde vergaßen, öffnete sich auf einmal sacht die Thür, und mit einer kalten Welle der weißen Nebelluft, die sich an ihn gedrängt hatte, trat die wohlbekannte Gestalt des Sepp vom Thiereck in die Hütte. Niemand schien von seinem Kommen sehr erbaut. Der alte Holzknecht, der am Tische saß und unermüdlich die Zither schlug, warf einen scharfen Blick unter den grauen Wimpern auf den Ankömmling und hustete wie aus Verlegenheit. Die Dirnen raunten sich in die Ohren und schienen nichts Gutes zu ahnen, nur Resei veränderte keine Miene.

„Ist's erlaubt,“ sagte der Sepp gleichmüthig, „eine Pfeif' anzuzünden? Sonst will ich weiter nicht stören.“

Niemand antwortete. Aber während der Wilderer an das Herdfeuer trat und einen brennenden Spahn aus der Gluth zog, fuhr der alte Sänger in seinen Schnaderhüpfeln fort:

„Ein Fuchs hat vier Branteln,
Warum denn so viel?
Ich kenn' einen mit zwei,
Der schleicht auch wie er will.“

Da kicherten die Dirnen unter einander und deuteten mit den Augen auf den Sepp hin, der ihnen den Rücken zugekehrt hatte. Jetzt drehte er sich um und stand am Tisch zwischen dem Alten und der Resei, dem Baron gerade gegenüber, der trotz des unsanften Begegnens drunten im Wald den Burschen ohne Feindseligkeit, vielmehr mit offenem Wohlgefallen betrachtete. In dem engen Raum erschien der prachtvolle Wuchs des wilden Gesellen noch gewaltiger, als zwischen den hochstämmigen Tannen, und dem kühnen Schnitt seines Gesichts stand die ungewisse Mondscheinbeleuchtung nicht schlecht.

Der Sepp aber schien den Fremden gar nicht zu gewahren. „Franzel,“ sagte er und schlug dem Alten auf die Schulter, „hockst hier bei den Weiberleuten? Wären die rechten Deanen für dich, alter Gockel! Wer ist heuer dein Schatz, die Vefa oder's Gretel? Hast nicht deine Alte daheim in der Kammer, die dir einheizt, wenn du heimkommst, daß dir's Feuer zu den Nägeln herausschlägt?“

Statt aller Antwort spielte der Alte fort und sang:

„Hast kein Freud auf der Welt,
So pack' mir gleich z'samm',
Und geh' denen aus'm Weg,
Die ein' Freud' damit ha'n.“

Der Sepp aber schob ihn ein wenig die Bank hinauf und setzte sich neben ihn. Dann sang er selbst, mit einer derben aber geübten Stimme:

„Und 's ist nix so traurig
Und nix so betrübt,
Als wenn sich ein Krautkopf
In ein' Rose verliebt.“

Sofort erwiederte der Alte:

„Und es ist nix so traurig
Und ist nix so hart,
Als wenn sich ein Pudel
In ein Kugel vernarrt.“

Jetzt ergriff der Sepp, während die Andern lachend näher rückten, die Zither und setzte mit einer lebhafteren Schnaderhüpfel-Melodie wieder ein. „Es gilt, Franzel,“ sagte er, „laß schauen, ob du mich in Grund und Boden singst!“ Und dann sang er:

„Die Mauser*) wer'n geschossen,
Da spart man kein Blei;
O wär'n die Duckmauser
Doch auch vogelfrei!“

*) Ein Raubvogel.

Und der Alte darauf:

„Ein Steinbock ist gelungen
Gar hoch in sei'm Zorn,
Hat ein Gams werden wollen,
Ist dennoch kein's wor'n."

Der Sepp antwortete:

„Ein Spatz ist kein Spielhahn,
Geht deswegen nit drauf,
Und ich bin kein zwidr'ger Herr
Und bin doch kreuzfidel auf."

Aller Augen wandten sich nach dem Baron, der ganz arglos diesem Wettgesang aus dem Stegreif mit großem Vergnügen zuhorchte und kaum begriff, daß der letzte Vers ihn selbst gestreift hatte. Wohl aber wußte der Alte, worauf er abgesehen war, und um den Händelsucher mit einem Hauptschlag womöglich zum Rückzug zu nöthigen, sang er jetzt mit deutlicher Beziehung auf die Spielsucht des Sepp:

„Jrucken und Paschen
Macht gern leere Taschen,
Und gewinnst auch dein Spiel,
Es bedeut't halt nit viel.

Denn ein Floh ist hart hüten,
Und feister halt doch,
Als ein Geld, das erspielt ist,
Das find't schon sein Loch."

Aber dieser sehr persönliche Angriff glitt völlig an dem Getroffenen ab. Während seine Finger mechanisch die leichte Melodie spielten, faßte er plötzlich den Fremden scharf ins Auge und richtete nun alles Folgende unverholen an ihn. Denn ohne dem Alten auf seine Anspielung zu dienen, sang er mit einer leiseren aber erregteren Stimme, in der ein böses Zittern von Haß und Ingrimm zu spüren war:

„Bist lang noch kein Jäger,
Weil du Federn am Hut
Und ein Doppelbüchs hast,
Die „bum bum" machen thut.

Und im Berg will ich lieber
Ein Gschnapel sein,
Als im Land ein Kameel,
Das fällt mir nicht ein." —

Als er inne hielt, und nur das Nachspiel fortging, schwieg auch der Alte und schien nachzusinnen, wie er am besten den wehrlosen Fremden wieder aus dem Treffen bringen könne. Eine von den fremden Sennerinnen aber, nicht mehr jung, doch die vorwitzigste, fiel mit einem Rothvers ein und sang:

„Ein Echo das hat schon
Das saurste Leben,
Wenn's jedwedem Laffen
Ein' Antwort muß geben."

Roth vor Zorn sah der Sepp sie an und blieb die Antwort nicht schuldig:

„Und 'a Gretl vergißt Alles,
Das macht ihr kein' Muh,
Aber daß sie einmal schön gewes't,
Dasselb vergißt's nit."

Dann, ohne seinen Vortheil der Dirne gegenüber weiter zu verfolgen, fuhr er nur hitziger fort, da er die gelassene Miene des Fremden, der das Gefährliche seiner Lage kaum ahnen mochte, wie Hohn und Verachtung auslegte. Mit steigender Erbitterung sang er:

„Ein Mensch, der kein Herz hat,
Ist kalt und nit warm,
Und wie reich als er wär',
Ist er dennoch bitarm.

Und ein Büchs' ohne Hahn
Und ein Dirndl ohne Mann
Und ein Jäger ohne Schneid —
Alle drei thun mir leid.

Und der Nebel kann's wohl,
Daß er lang was verdeckt,
Aber das kann er nit,
Daß er's allweil versteckt."

Der Alte wollte einfallen und die dichten Hiebe endlich wieder pariren, aber der Sepp, der mit zitternden Lippen und brennenden Augen die Zither schlug, daß die Saiten ächzten, hörte ihn nicht, sondern sang immer lauter fort, die Augen starr auf den Baron geheftet, der seinerseits jetzt wirklich sich hinter ein höhnisches Lächeln verschanzte, da er völlig außer Stande war, mit den gleichen Waffen sich zu wehren. Athemlos hörten die Andern zu, als der Sepp jetzt mehr kreischend als singend fortfuhr und Takt und Melodie des Instruments kaum noch mitging:

„Und wo du nit hinaugst,
Da mach' dich auf d'Seit
Mit so vielfeine Streiferln
Da kummst ja gar weit.

Denn die Dirndln im Berg
Und die Federn am Hut
Für so lausige Stutzer
Sind's tausendmal zu gut.

Und vom Reden allein
Fällt kein Tannenbaum um;
Hilft einmal schon was thun,
Er is schwach' nit lang rum."

Mit den letzten Worten, die er gleichsam an sich selbst gerichtet hatte, sprang er auf, schob die Zither bei Seite und schlug mit der Faust schallend auf die Tischplatte, daß die Saiten klirrten und die Milch in der großen Schüssel aufspritzte. „Teufelsfakes!" schrie er, „jetzt ist's aus und gar. Wenn Ihr's noch nicht wißt, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat, Herr, so will ich's Euch weisen, Herr. Hinaus mit dem Fuchs aus dem Taubenschlag! Hinaus, sag' ich! Meint Ihr etwa, ich spürte nicht, welche Schlankerei Ihr im Sinne habt, und daß es nicht Pirschens wegen ist, daß Ihr auf die Alm gestiegen seid? Da ist kein Platz für so ein windiges papierenes Katzendartel, und hinterm Berg wohnen auch Leut', und jetzt mache, daß Ihr mir aus den Augen kommt, oder, wenn Ein —!"

Er hob drohend die Faust gegen den Baron, der ihn mit kalter Ruhe betrachtete. „Geh' deiner Wege, Bursch," sagte er jetzt, „und hüt' dich wohl, mir zu drohen. Wir haben nichts zu schaffen mit einander, und Niemand soll mir wehren, hier zu bleiben, so lang es mir gefällt, und die Sennerin nicht selbst mich aus ihrer Hütte weist. Wagst du aber nur mit dem Finger mich anzurühren, so sollst du erfahren, daß noch andere Leute Mark in den Knochen haben, als ihr in den Bergen, und daß man in allerlei Schuhen, blanken oder schmutzigen, seinen Mann stehen mag."

„Sei stat, Seppi!" raunte nun auch der Alte ihm zu und faßte ihn am Arm, ihn auf die Bank niederzuziehen. Aber der Bursch konnte sich nicht mehr. Einen Augenblick hielt er inne und sah die Resei an, ob sie etwa ihr Hausrecht brauchen werde. Als das Mädchen stumm blieb und ihn nur mit finsterer Miene von oben bis unten maß, brach die eifersüchtige Wuth lichterloh aus ihm heraus. —

„Meint Ihr, man kennt Euch nicht, Ihr sauberer Vogel?" schäumte er. „Hab' ich Euch nicht schon drüben in Berchtesgaden getroffen bei der letzten Kirchweih, wie Ihr um alle Dirnen herumschwänzlet und das Maul spitzet? Dazumal waren mehr Augen, die Euch auf die Finger sahen, daß Ihr's Karessiren sein unterwegs lassen mußtet. Jetzt hier oben bin ich's allein, denn das anderthalb Mannsvolk außer mir hat einen großmächtigen Respekt vor Eurem Affenputz, und das Weibervolk taugt allweg nichts. Aber so wahr ich nach der Resei und Allem hier den Teufel nichts frag', Ihr sollt dießmal verspielt haben und mit Schimpf und Schand abziehen im Guten oder Bösen, wie Ihr's haben wollt. Hinaus mit Euch aus der Hütten, oder macht's Testament, eh' ich Amen sag'!" —

Er war hinter dem Tisch hervorgesprungen und stand nun dicht vor dem Baron, beide Fäuste geballt, im Begriffe sich über ihn zu werfen, je nachdem er antworten würde. Da erhob sich die Resei, wie es schien gelassen, nur daß ihr Gesicht seltsam bleich geworden war. „Sepp," sagte sie mit starker Stimme, „jetzt machst, daß du weiter kommst. Für ein wildes Thier hat meine Hütte keinen Platz, und wenn einer hinaus muß, bist du's. Dich hab' ich nicht kommen geheißen, und wär' auch dumm genug, wenn ich's gethan hätt', denn der Stier, wenn er ein rothes Gewand schaut, hat mehr Vernunft wie du, und wer kein' Fried' halten kann, gehört nicht unter Menschen. Jetzt weißt's, und nun geh' hin, wo du hergekommen bist. Wir zwei sind geschiedene Leut'!"

Der Bursch wollte etwas erwidern, aber der Zorn schien ihm die Kehle zuzuschnüren. Man hörte in der Todtenstille des engen Raums, wie er die Zähne zusammenbiß, daß sie knirschten, während ihm die Fäuste wie gelähmt vom Uebermaß der Leidenschaft schlaff an den Seiten niedersanken. Plötzlich aber zuckte er mit einem heftigen Entschluß empor, faßte den Baron, der noch immer auf der Bank saß, an beiden Schultern und riß ihn in die Höhe. Laut schrieen die Dirnen, Phrygius und der Hüterbub sprangen hinzu, der Alte suchte den Wüthenden an der Joppe zurückzuziehen, und einen Augenblick schien es, als würde ein wilder Ringen in der halbdunkeln Kammer anheben. Aber der Baron, von der Bank emporgerissen, ersah seinen Vortheil, und mit einem kraftvollen Ruck schleuderte er den Wilderer dergestalt zurück, daß er, das Gleichgewicht verlierend, über die Bank fiel und gewaltsam mit dem Hinterhaupt an die Schwelle der Thüre hinschlug. Rasch faßten ihn Phrygius und der Alte an Armen und Beinen, stießen die Thüre auf, und ehe er sich vom Sturz besinnen und aufraffen konnte, hatten sie ihn über die Schwelle geschoben und die Thür hinter ihm verriegelt.

Darauf war es eine Weile still in der Hütte. Jeder saß wieder auf seinem Platz, aber Niemand sprach ein Wort, denn Alle horchten gespannt hinaus, was der Ueberwundene draußen beginnen würde, um seine Schmach zu rächen. Aber es rührte sich nichts. Nur im Stall nebenan war das Vieh von dem Lärmen unruhig geworden, und zwischen dem ängstlichen Blöken der Kälber hörte man das dumpfe Läuten der Glocke am Halse der Leitkuh. Der alte Holzknecht zündete seine Pfeife, still vor sich hin stuchend, wieder an, hob die Zither auf, die während des Tumults zu Boden gefallen war, und machte sich daran, die mißhandelten Saiten wieder zu stimmen. Die fremden Sennerinnen flüsterten mit einander, Phrygius hatte sich neben die Thür hingekauert und lugte durch einen Spalt in den Nebel hinaus nach dem Sepp. Der Baron aber hielt es für passend, sich gegen Resei zu entschuldigen, daß er für ihre Gastfreundschaft ihr so übel gelohnt habe durch den ärgerlichen Raufhandel, dessen Urheber er unschuldiger Weise geworden. Sie antwortete ihm nichts, sondern schien ihren eigenen Gedanken nachzuhängen. Da nun der Mond draußen hinter Wolken ging und das Herdfeuer verlosch, zündete sie ein Lämpchen an und stellte es auf den Tisch. Sie hatte den Janker und das schwarze Kopftuch abgelegt, und das Licht spielte frei über die kräftigen gebräunten Arme und die festen Züge des luftbraunen jugendlichen Gesichts; das braune Haar war schlicht hinters Ohr gestrichen, eine lose Flechte hing die Schulter herab, die Augenbrauen zog das nachdenkliche Mädchen, wie wenn die Stirn sie schmerzte, zusammen, aber die Lippen waren ruhig halb geöffnet, daß die kleinen Zähne blinkten. Endlich erweckte sie eine Saite auf der Zither, die unter dem Stimmhammer des Alten zersprang. „Vefa," sagte sie, „'s ist Zeit, schlafen zu gehen."

„Ich mein's," sagte die Andere. „Aber ich trau' mich nicht vor die Thür. Er lauert uns auf und schlägt uns alle Glieder zusammen, so wüthig wie er ist."

„Laß sehen, ob er's wagt," antwortete Resei stolz. Damit ging sie furchtlos auf die Thüre zu, schob den Riegel zurück und trat in die Nacht hinaus. Allen schlug das Herz lauter.

„Er ist nimmer um die Hütte," hörten sie Resei draußen sprechen. „Ihr könnt ohne Gefahr herauskommen."

„Ich weiß', was Einer will," sagte die witzige Gretel, „der Fuchs hat sich in die Erde vergraben und lauert uns auf. Der thut er freilich nichts zu Leid. Uns aber vergißt er's nimmer, daß wir's gesehen und dazu gelacht haben, wie er mit dem Purzelbaum abgefahren ist."

„Laß ihn kommen," sagte der Alte und stand auf. „Wir haben auch noch fünf Finger in der Faust." — Damit trieb er die Vefa, den Hüterbub und die anderen Sennerinnen zum Aufbruch, und der kleine Trupp schritt, nicht ohne einige Vorsicht, hinaus, um drüben theils in Vefa's Hütte, theils auf der benachbarten Alm sich zum Schlaf niederzulegen.

Als sie fort waren, kehrte Resei zurück und verriegelte nun ebenfalls vorsichtig das Gemach. Obwohl sie die Runde ums Haus gemacht hatte, schien sie dennoch nicht völlig beruhigt zu sein. Doch wich sie einem weiteren Gespräch mit ihrem Gast geflissentlich aus, und führte den Fremden nebst seinem Jagdgefährten in den großen Stall nebenan, wo man durch die schlafenden Thiere hindurch zu der Leiter und auf dieser zum Heuboden hinauf gelangen mußte. Als sie Phrygius hinter dem Baron oben angekommen sah, rief sie ihnen eine gute Nacht zu, schloß die Thür des Stalles und ließ sie in der Dunkelheit droben sich selbst zurechtfinden.

(Schluß folgt.)

Plaudereien aus London.

I.

Auch in dem konservativen und orthodoxen England ist in den letzten Jahren nicht Alles beim Alten geblieben. Manche Neuerungen lassen sich wahrnehmen, scheinbar unbedeutend, doch nicht ohne Einfluß auf John Bull's ganzes Sein und Thun. Auffallend ist namentlich die Veränderung im Aeußeren der Gentlemen. Der Schnurr- und Knebelbart, das Abzeichen der modernen Menschenklasse, — bei den klassischen Alten war der Schnurrbart bekanntlich das Abzeichen der Barbaren — ist nun auch hier zu Lande eingeführt. Die früher so wohlrasirten, glattwangigen, solidaussehenden Engländer, die sich nur einen Backenbart zu ziehen pflegten, dieselben Engländer tragen jetzt zum Theil Bärte, wie man sie bei den Franziskaner- oder Bettlerköpfen, welche den jungen Malern zum Studium dienen, zu sehen gewohnt war, und es verräth sich wieder in dieser Barttracht die Neigung zum Extravaganten, die man den Söhnen Albions nicht mit Unrecht vorwirft. Selbst die höchst ehrbaren Gesichter älterer Herren sind von grauen oder weißen Bartwaldungen umgeben. Auch haben bereits verschiedene jüngere Geistliche ihren Barthaaren ein Wachsthum gestattet, welches sich über das altherkömmliche Maß der whiskers hinauserstreckt. Ja, nicht wundern sollte mich's, wenn die Geistlichen sich binnen Kurzem Schnurrbärte wachsen ließen, gleich den martialisch dreinschauenden Predigern in vergangenen Zeiten. Ein hochkirchlicher Würdenträger, der Erzbischof von C., fühlte sich veranlaßt, seinen offiziellen Tadel über diese geistlichen Bärte auszusprechen; allein die geistlichen Bärte fanden ihre Schutzredner in den „Times". Unsere Leser erinnern sich vielleicht der ergötzlichen Zeichnung, die „Punch" in Bezug auf diese Frage vor mehreren Wochen brachte, und die einen schönbebarteten, fashionablen, jungen Reverend auf der Kanzel darstellt, zu dem seine niedlichen Zuhörerinnen hinaufschmachten. — Welcher Abstand gegen früher! Bärtige foreigners mußten sich vor nicht langer Zeit darauf gefaßt machen, daß der hiesige Straßenpöbel sie mit lauten unhöflichen Bemerkungen über ihre Bärte begrüßte. Soll man doch an den Eremiten von Banting in London seines langen Bartes wegen die Frage gerichtet haben, ob er nicht der berühmte ewige Jude sei.

Wir haben hier nicht zu untersuchen, in wiefern Heinrich Heine Recht hat, wenn er sagt:

„Der Schnurrbart, der ist eigentlich nur
Des Zopfthums neuere Phase,
Der Zopf, der ehmals hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Nase."

Wir konstatiren nur die Thatsache, daß der Schnurrbart auch in England herrschend geworden ist. Seit dem für England so folgenreichen Krimfeldzuge begannen die Schnurrbärte sich mehr hervorzuwagen; zur allgemeinen Mode aber hat sie die Freiwilligenbewegung gebracht. Fast jeder Gentleman von jüngerem Alter ist jetzt ein halber Soldat, und strebt demzufolge nach einem kriegerischen Aussehen. Ueberhaupt hat die Bildung der Rifle-Volunteerkorps kleine Revolutionen in den Familien verursacht, und die Einförmigkeit des englischen Lebens wird unterbrochen durch die militärischen Geschäfte und Uebungen, die man mit großem Ernst und Eifer betreibt. Die Männer gehen beinahe allabendlich zum Exerziren; jeden Samstagnachmittag aber wird ein mehrstündiger Uebungsmarsch angetreten (weßhalb auch viele Geschäftslokale Samstags von vier Uhr an geschlossen sind). Von den unerwachsenen Jünglingen und Knaben sind viele als Volunteer-Kadetten eingereiht, so daß nun eine militärisch gedrillte und im Schießen geübte Generation herangezogen wird. Und was die Damen betrifft, so hatten sie bisher ebenfalls mit den Volunteerangelegenheiten zu thun. Da war vor allen Dingen, nicht zu gedenken der Volunteerbälle und Reunions, die Anschaffung der silbernen Signalhörner (silver-bugles), die das schöne Geschlecht in Bewegung setzte. Ladies-Patronessen haben sich aufgeworfen, Komites sind errichtet, Ladies-Meetings sind gehalten worden; das Einsammeln der Geldbeiträge, die gegenseitigen Besuche haben den Damen viel zu schaffen gemacht, — bis endlich der große Tag kam, der ihre Bemühungen krönte, der Tag, an dem das silver-bugle dem in stattlichen Reihen aufgepflanzten Korps feierlichst überreicht wurde. — Ein großes Freiwilligen-Manöver wird am Ostermontag in der Nähe von Brighton gehalten, die Gelübdheit der verschiedenen Korps wird sich dann wohl auf's Beste bewähren.

Von der zweiten Weltausstellung, die am ersten Mai nächsten Jahres eröffnet werden soll, verheißt man sich ziemlich große Dinge; es soll dießmal, wie Sie bereits ersehen haben werden, auch eine großartige Kunstausstellung stattfinden, und man hofft, daß der Andrang der kontinentalen Gäste

noch viel bedeutender sein wird, als vor zehn Jahren. Die Ausstellungsgebäude, mit riesenhaften luftigen Hallen, werden nicht wie früher in Hyde-Park, sondern in South-Kensington aufgeführt; die Pläne dazu, die der Ingenieur-Kapitän Fowke entworfen hat, sind kürzlich von der Kommission angenommen worden, und bald wird der Bau vor unseren Augen aufsteigen.

Aus der Schweiz.

März, 1861.

Zur Erklärung des erschütternden Ereignisses im Bärengraben zu Bern glauben wir unseren Lesern eine Illustration schuldig zu sein, so peinlich die Situation auch ist. Wir geben unserem gewöhnlichen Korrespondenten das Wort. D. Red.

Ein tragisches Ereigniß der seltensten Art hat dieser Tage die Bevölkerung Berns in Aufregung versetzt. Ein Norweger, Kapitän in der Armee Ihrer brittischen Majestät wurde von den Bären im Bärenzwinger zerrissen. Nach genauen Erkundigungen war der Hergang der gräßlichen Geschichte folgender: Kapitän Lork, welcher die Belagerung von Sebastopol mitgemacht hat, wo er sich durch seinen Muth und seine Geistesgegenwart zu wiederholten Malen aus drohender Lebensgefahr rettete, war eben im Begriff, unsere Bundesstadt nach einem kurzen Besuche zu verlassen. Den Abend vor seiner projektirten Abreise brachte er in der Gesellschaft einiger munteren Freunde zu. Nachts zwei Uhr machte er sich in Begleitung eines derselben, wie es heißt in Folge einer Wette, auf den Weg zum Bärenzwinger.

Diejenigen Ihrer Leser, welche je Bern besuchten, erinnern sich ohne Zweifel des sogenannten „Bärengrabens“, wo gegenwärtig vier Exemplare des bernischen Wappenthieres gehegt werden. Diese Bärenresidenz befindet sich am äußeren Ende der Nydeckbrücke; der Zwinger hat eine eirunde Gestalt, ist etwa dreißig Fuß tief, rings mit einer steinernen Brustwehr umgeben und mit Steinplatten gepflastert. Eine niedrigere Mauer scheidet ihn in zwei Abtheilungen; in der einen derselben befindet sich das jüngere, in der andern das ältere Bärenpaar; vom Zwinger führen mehrere Thüren in die „Bärenställe“, künstliche in die Erde gegrabene und ausgemauerte Höhlen, wohin die Bestien bei ungünstiger Witterung sich zurückziehen können und wo sie gewöhnlich auch die Nächte zubringen. Zur Brustwehr, welche den Zwinger umgibt, hat das Publikum Tag und Nacht freien Zutritt.

Der Mond, hinter dichten Wolken verborgen, verbreitete nur ein trübes Dämmerlicht. Diesem mißlichen Umstande trotzend, bestieg Kapitän Lork die Brustwehr und schritt auf derselben eine Strecke weit um den Zwinger herum. Die Mauer ist an einigen Stellen von starken eisernen Gittern unterbrochen, damit auch kleinere Kinder ohne Gefahr in den „Bärengraben“ hinunterschauen können. An einer solchen Stelle scheint Kapitän Lork gestrauchelt zu sein, fiel hinunter und blieb auf dem Steinpflaster bewußtlos liegen.

Der Unglückliche war in den Zwinger der beiden älteren Petze gestürzt. Die Bärin befand sich eingeschlossen bei ihren vor Kurzem geworfenen Jungen; der Bär schlief in seiner künstlichen Höhle.

Lork's Gefährte, der sich in dieser mißlichen Lage nicht zu helfen wußte, eilte, die gemeinsamen Freunde zu holen, — einige zum englischen und norwegischen Gesandtschaftspersonal gehörende junge Leute. Als sie auf dem Schauplatz des Unfalls anlangten, war der Hinuntergestürzte wieder beim Bewußtsein, der Bär noch immer im „Bärenstall“. Einer der jungen Leute ließ sich auf die niedrigere Zwischenmauer hinunter, welche beide Theile des Zwingers scheidet, und suchte den Kapitän an einem Paletot zu sich hinauf zu ziehen; aber kaum befand sich Lork einige Fuß über dem Boden des Zwingers, so rissen die Nähte des Kleidungsstücks, das als Rettungsseil dienen sollte, und jener fiel zum zweiten Mal hinunter.

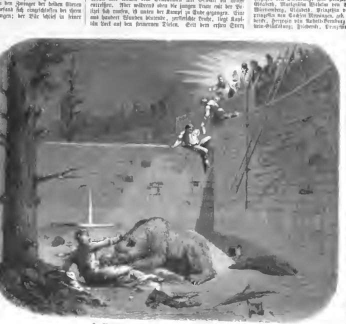
Der Lärm hatte endlich den Bären geweckt, er trat in den Zwinger hinaus; verwundert betrachtete er den nächtlichen Ruhestörer, ohne Miene zu machen, denselben irgend ein Leid zuzufügen zu wollen. Unterdessen war ein Strick herbeigeschafft worden; Lork faßte denselben und die andern waren im Begriff, ihn heraufzuziehen. Jetzt erst mischte sich die Bestie in die Sache; ein Sprung, und sie riß die ihr verfallene Beute in den Zwinger zurück. Nachdem er auf solche Weise sein Hausrecht geltend gemacht, zog sich der Bär wieder für eine Weile brummend zurück. Aber bald begann eine fürchterliche Szene. Der Kapitän in Todesangst, von seiner Geistesgegenwart verlassen, fing an laut um Hülfe zu rufen, und rings um den keinen Ausgang bietenden Zwinger herum zu laufen, auf seinen Fersen die allmälig wild gewordene Bestie. Oben mühte man sich umsonst, mittelst herbeigeholter Stangen den Bär von seinem Opfer abzuhalten. Bald wird der Kapitän eingeholt. Nun ein kurzer, fürchterlicher Kampf. Aber nur zu schnell verlassen den armen Lork seine Kräfte; der Bär wirft ihn zu Boden, reißt ihm mit Klauen und Zähnen die Kleider vom Leibe und zerfleischt seinen Körper.

Unterdessen ist ein Landjäger vom nahen Gendarmerieposten, durch den Lärm herbeigelockt, auf dem Schauplatz angelangt. Er hat seinen Karabiner bei sich. Lork's Freunde fordern ihn auf, dem Bären auf den Pelz zu brennen; er weigert sich, weil er keine Kugel sondern Blei geladen hat, womit er den Bären keineswegs unschädlich machen, sondern nur in größere Wuth versetzen würde. Des Kapitäns Gefährten, der deutschen Sprache nicht mächtig, mißverstehen seine Worte und wollen dem Gendarmen mit Gewalt die Waffe entreißen. Aber während oben die jungen Leute mit der Polizei sich raufen, ist unten der Kampf zu Ende gegangen. Eine aus hundert Wunden blutende, zerfleischte Leiche, liegt Kapitän Lork auf den steinernen Dielen. Seit dem ersten Sturz in den Zwinger sind mehr als zwei lange Stunden verflossen. Noch weitere zwei Stunden geht es, bevor der verstümmelte Leichnam aus dem Zwinger des nun wüthend gewordenen Thieres herausgeholt werden kann.

Seit Bern seinen „Bärengraben“ hat, ist dieß das erste Unglück dieser Art, welches sich in demselben ereignete. Vor vielen vielen Jahren fiel einst ein Betrunkener hinunter, konnte jedoch unbeschädigt wieder heraufgeholt werden. Auch Lork würde vielleicht gerettet worden sein, wenn der Wärter der Bestien, der sogenannte „Bärenvater“, nicht jene Nacht in seiner Privatwohnung in einem entfernten Quartiere der Stadt zugebracht hätte.

Die vorgenommene Autopsie des Leichnams erwies, daß der Kapitän den Erstickungstod, wahrscheinlich in einer fürchterlichen Umarmung der Bestie, erlitten hat. Er wurde unter allgemeiner Theilnahme zur Erde bestattet.

Daß bei diesem gräßlichen Ereigniß auch dem Lächerlichen sein Recht werde, dafür sorgte die englische Gesandtschaftskanzlei, welcher einfiel, in einer Note an den schweizerischen Bundesrath die bernerische Polizei für die Folgen der Unvorsichtigkeit des unglücklichen Kapitäns Lork verantwortlich machen zu wollen. A. G.



Der Bärengraben in Bern. Nach einer Originalzeichnung von Jenny.



Der Lorbeerkranz der Königin von Neapel. Nach einer Zeichnung von H. Brinde.

Der Lorbeerkranz der Königin von Neapel.

Nicht nur die deutschen, sondern fast alle europäischen Fürsten zollten der ruhmreichen und heldenmüthigen Vertheidigung Gaëtas durch den nun entthronten König Franz II. von Neapel ihre Anerkennung, indem sie dem unglücklichen Monarchen mit den Großkreuzen ihrer Orden beehrten. Nun sind auch eine Anzahl deutscher Fürstinnen zusammengetreten, welche der heroischen Gemahlin des Königs Franz als Zeichen ihrer Theilnahme und Bewunderung einen goldenen Lorbeerkranz übergeben werden. Hervorgerufen wurde diese schöne sinnige Idee durch Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Strelitz, und die Ausführung haben die in ihrem Fach ausgezeichneten Goldschmiede Ey und Wagner in Berlin übernommen. Die Schleife, mit welcher der Kranz geknüpft ist, trägt in blauer Email die Inschrift: „Gaëta“ und auf der unteren Seite jeden Blattes steht ein Name der fürstlichen Geberinnen. Betheiligt an dem Geschenk haben sich folgende Fürstinnen: Marie, Königin von Hannover; Pauline, Königin von Württemberg; Adelheid, Herzogin von Nassau, geb. Prinzessin von Anhalt-Dessau; Alexandra, Großfürstin Konstantin von Rußland, geb. Prinzessin von Sachsen-Altenburg; Alexandrine, Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, geb. Prinzessin von Preußen; Anna, Prinzessin Friedrich von Hessen, geb. Prinzessin von Preußen; Antoinette, Prinzessin von Anhalt-Dessau, geb. Prinzessin von Sachsen-Altenburg; Auguste, Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, geb. Prinzessin Reuß; Auguste, Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, geb. Prinzessin von Großbritannien; Auguste, Prinzessin Hermann von Sachsen-Weimar, geb. Prinzessin von Württemberg; Auguste, Prinzessin von Sachsen-Meiningen; Karoline, Herzogin von Mecklenburg-Strelitz; Katharina, Herzogin von Mecklenburg-Strelitz, Großfürstin von Rußland; Katharine, Prinzessin Friedrich von Württemberg, geb. Prinzessin von Württemberg; Elisabeth, Großherzogin von Oldenburg, geb. Prinzessin von Sachsen-Altenburg; Elisabeth, Markgräfin Wilhelm von Baden, geb. Prinzessin von Württemberg; Elisabeth, Prinzessin von Baden; Feodora, Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, geb. Prinzessin Hohenlohe; Friederike, Herzogin von Anhalt-Bernburg, geb. Prinzessin von Holstein-Glücksburg; Friederike, Prinzessin von Hannover; Helene, Herzogin von Mecklenburg-Strelitz; Leopoldine, Prinzessin von Baden; Louise, Prinzessin Christian von Dänemark, geb. Prinzessin von Hessen; Louise, Prinzessin von Hessen; Marie, Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, geb. Prinzessin von Hessen; Marie, Herzogin von Sachsen-Altenburg, geb. Herzogin zu Mecklenburg-Schwerin; Marie, Herzogin von Sachsen-Meiningen, geb. Prinzessin von Hessen; Marie, Prinzessin von Hannover; Marie, Prinzessin von Württemberg; Marie, Herzogin von Mecklenburg-Schwerin; Olga, Kronprinzessin von Württemberg, Großfürstin von Rußland; Therese, Prinzessin Peter von Oldenburg, geb. Prinzessin von Nassau; Therese, Prinzessin von Sachsen-Altenburg.

Miszelle.

Rousseau, ein bekannter französischer Chemiker, hat der Akademie der Wissenschaften zu Paris eine von ihm gemachte Entdeckung mitgetheilt, nach welcher man in jedem Haushalt mit einem sehr einfachen Apparat sich seinen ganzen Zuckerbedarf aus Stoffen, die man auf jedem Gemüsemarkte findet, selbst bereiten kann. Die von Rousseau gemachten Versuche und vorgelegten Resultate sind so befriedigend ausgefallen, daß die französische Regierung sich jetzt im volkswirthschaftlichen Interesse sehr ernst mit dieser Entdeckung beschäftigt.

Russische Ostern.

Von W. Vogt.



Der Kuß auf der Straße.



Excellenz — Er.



Der Kuß aus der Vogelperspektive.



Die Tochter des Hauses.



Der Sohn des Hauses.



Mehlhändler und Schornsteinfeger.



Excellenz — Sie.



Der Gratulant eine Stunde zu früh.

Zur Tagesgeschichte.

XXV.

Rom*).

(Zu dem Bild S. 420 und 421.)

„Geschichte liest sich von hier aus ganz anders, als an jedem Orte der Welt.“ So schrieb Goethe, als er auf dem klassischen Boden der Siebenhügelstadt stand, dem langjährigen Ziele seiner glühenden Sehnsucht, wo der gährende Most seiner künstlerischen Anlage sich klären, seine Dichternatur erst den Stempel klassischer Vollendung empfangen sollte. Was dieser Stadt seit alten Zeiten den Namen der „Ewigen“ verschafft hat, ist ihre tausendjährige Vergangenheit, von welcher jeder Stein ein stummredender Zeuge ist, die Erinnerungen, die sich an jede Straße, fast an jedes Gebäude knüpfen, die eigenthümliche Nähe, in welcher hier auf engstem Raume die Zeiten Julius Cäsar's und Gregor's VII., Hadrian's und Michel Angelo's, Diokletian's und Sixtus' V., einander berühren, die unbefangene Ruhe, mit welcher sich auf dem geheiligten Boden des Alterthums die Gebäude neuerer Zeit erheben, als ob Alles durch ein natürliches Gesetz so geworden wäre und so sein müßte, wie es sich jetzt dem Auge darbietet. Zweimal die Trägerin der Weltherrschaft, das eine Mal durch die Waffen des Schwertes und straffgespannter bürgerlicher Ordnung, das andere Mal durch die Waffe des Bannstrahls und der kirchlichen Disziplin, beidemal umrankt von unverwelklichen Blüten der Literatur und der schönen Künste, hat sie auch in den Jahrhunderten ihrer sinkenden Größe und Macht wenigstens den Ruhm sich bewahrt, ein lebendiges Buch der Geschichte zu sein, und selbst alternd doch die vom Norden heranziehenden Fremdlinge in dem frischen Bade ihrer ewig quellenden Erinnerungen zu verjüngen. Oder sollte die Zeit nahen, wo dieser Boden nicht mehr bloß ein Buch vergangener Geschichten sein, wo er vielmehr selbstthätig wiederum eingreifen werde in die Geschicke der Welt, wo zwischen den Trümmern einer ruhmreichen Vergangenheit ein neues Leben erblühen und Rom abermals der bewegende Mittelpunkt sein wird, wo nicht des ganzen Erdkreises, so doch einer ihrer Einheit sich bewußten und von dem Gefühl ihrer einstigen Größe lebhaft erfaßten Nation? Eine nahe Zukunft wird auf diese Frage Rede stehen müssen.

Verwirrend, wie die Erinnerungen, welche an dieser Stelle bunt sich der Seele aufdrängen, verwirrend, wie das Leben, das vielgestaltig den Fremdling umdrängt, der zum ersten Mal diese durch die Jahrhunderte geweihten Straßen und Plätze betritt, ist der Anblick der Stadt selbst, dieser unendlichen Häusermenge, der Ruinen, Kirchen, Paläste, der Thürme, Säulen und Bögen, welche die sieben Hügel bedecken, und mit einem Kranze von Villen und Gärten sich in die Ebene der Campagna verlieren. Nur mit Mühe gelingt es, sich in die ältern Zeiten der Republik zurückzuversetzen, um fortgehend an dem Faden der Geschichte durch das Häuserlabyrinth sich durchzufinden. Die beste Uebersicht über Rom bietet die Höhe des Aventin. Steht man auf dieser Höhe, deren Südwestspitze vor Zeiten der südlichste Theil der Stadt war, so kann man noch die Spitzen der übrigen Hügel verfolgen, deren Bewohner einst zusammen das Fest Septimontium feierten zum Andenken an den Bund, den in halbmythischer Vorzeit die verschiedenen Niederlassungen auf diesen Höhen mit einander geschlossen hatten. Gerade gegenüber liegt uns der Palatinus, der einst den Grundstock der ältesten römischen Stadt enthielt, auf deren Asche dann Nero seine aurea domus errichtete, und der jetzt auf seinem Rücken die farnesischen Gärten trägt. Von hier aus in nordwestlicher Richtung, getrennt durch das Forum romanum, jetzt Campo Vaccino, der tarpejische Berg, der einst das Heiligthum der vereinigten Siebenhügelstadt trug, den Tempel des kapitolinischen Jupiter, auf dessen Trümmern Michel Angelo die heutigen Bauten errichtete, und zu dessen Füßen sich nordwestlich die Ebene des Campus martius und des Campus tiberinus bis zum Tiber und ihn entlang bis zum Collis hortulorum, jetzt Monte Pincio erstreckt, die große Ebene, in welche die Hauptmasse der heutigen Stadt gelagert ist. Zu unserer Rechten aber sehen wir die Schlucht des Aventinus sich abflachen und allmälig wieder zum breiten Scheitel des Celius aufsteigen. Nördlich von diesem erheben sich dann der Reihe nach der Esquilinus, der Viminalis, der Quirinalis, welche nur gegen Westen zu durch Längeneinschnitte von einander getrennt sind, auf der östlichen Rückseite aber zusammenhängen und eine einzige breite Fläche bilden, lauter Höhen, wo in alten Zeiten noch schattige Olivenwälder und heilige Haine standen, jetzt aber gleichfalls überdeckt mit Häusern, Palästen, Villen und Gärten.

Dieser Theil der Stadt, der südöstliche ist es, der fast allein die Erinnerungen an die Zeiten des klassischen Alterthums bewahrt, obwohl auch hier da und dort das christliche Mittelalter den Denkmälern seinen Stempel aufgedrückt und manche Räume, in denen einst die Bildsäulen der Götter Roms standen oder in der Kaiserzeit Prozesse verhandelt wurden, jetzt der Jungfrau Maria und allen Heiligen geweiht sind. Hier erhebt sich die prächtige Basilika San Giovanni in Laterano am südöstlichen Abhang des Celius, hier Santa Maria Maggiore zwischen Esquilin und Viminal, und dort der stolze päpstliche Palast auf der Höhe des Quirinal. Gleichwohl ist es vornehmlich dieser Theil der Stadt, wo man einsamen verlassenen Straßen begegnet, wenig angebaut von den Söhnen der späteren Zeiten, die in scheuer Ehrfurcht vorübergehen an den ernst mahnenden Trümmern der Vergangenheit. Hier bildet das Forum romanum, zwischen Palatin, Kapitolium und Esquilin, den Mittelpunkt der Traditionen der Republik und der Kaiserzeit, in seiner Mitte die Trajanssäule; seitwärts die Trümmer des Tempels Vespasians und die drei einsamen Säulen des Minervatempels, nordwestlich durch den Bogen des Septimius Severus, südöstlich durch den Bogen des Titus abgeschlossen; weiterhin nach Südosten, die Einsenkung zwischen Palatin, Celius und Esquilin ausfüllend, die riesigen Trümmer des Kolosseums, von Vespasian durch Gefangene aus dem jüdischen Krieg angefangen und von seinem Sohne Titus vollendet, der Schaulust eines bereits entarteten Volkes dienend; westlich davon der auch die Kunst in ihrer Entartung zeigende Bogen des Konstantin; und in weiterem Umkreis dann die ungeheuren Gebäude der Thermen, mit ihren weitläufigen Anlagen nicht allein zum Baden, sondern zugleich zu den mannigfaltigsten Vergnügungen, zu Spielen, Uebungen für die Masse des Volkes bestimmt, von denen heute noch am besten erhalten sind die Thermen des Antonin südöstlich vom Aventin, die des Titus auf dem Esquilin, und endlich die ausgedehntesten und einst mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Thermen des Diokletian zwischen Viminal und Quirinal, in dessen Mitte sich Raum genug gefunden hat für eine christliche Kirche, Santa Maria degli Angeli.

Wenden wir unsere Blicke in nordwestlicher Richtung, so rollt uns der Tiber seine gelblichen Fluten entgegen, vor Zeiten die Stadt begrenzend, jetzt sie in zwei Hälften scheidend. Denn jenseits breitet sich vor uns in der östlichen Ausbiegung, welche hier der Fluß gegen den Kapitol und Palatin macht, der Campus Transtiberinus aus, bedeckt wie das diesseitige Ufer mit Häusern, Kirchen und Palästen. Ueber dieses Feld hinaus, jetzt Trastevere genannt, erblicken wir den von Süd nach Nord langhin sich erstreckenden mons Janiculus, an dessen nördlichster Spitze jenseits eines engen Thales, jetzt valle d'Inferno, Höllenthal, der vatikanische Berg sich erhebt. Von dieser Höhe an breitet sich in nordöstlicher Richtung bis zum Tiber hin das vatikanische Feld aus, auf welchem sich eine eigene Stadt erhebt, die geistliche Stadt, die Stadt der Päpste. An der östlichsten Spitze derselben, da wo die alte Stadt mit der neuen durch die Engelsbrücke verbunden ist, erhebt sich der gewaltige Rundbau des Grabmals Hadrian's, von den Päpsten in ein festes Kastell verwandelt, das Castello St. Angelo, hinter dessen festen Mauern die Statthalter Petri oftmals Schutz zu suchen genöthigt waren vor den Einfällen feindlicher Heere. Zu seiner Linken aber ragt über alle Gebäude hervor der gewaltige Bau von Sankt Peter, dieses stolzeste Denkmal päpstlicher Macht und päpstlichen Kunstsinns, mit der riesigen Kuppel, die aus dem Geiste des alternden Michel Angelo entsprang; und rings um sie ein reicher Kranz von Kapellen, von Kirchen, Seminarien und andern kirchlichen Gebäuden, jenseits derselben aber, über die Doppelkolonnaden, mit welchen Bernini den Platz vor St. Peter geschmückt hat, hinwegschauend, der ehrwürdige Palast des Vatikans, aus dessen Gemächern vor Zeiten die weltbewegenden Bullen ausgingen, die Residenz der Päpste, mit den Loggien, deren Wände Raphael mit seinen unsterblichen Werken bedeckte, mit seiner Bibliothek, darin noch ungehobene Schätze so manches Geheimniß der Vergangenheit bewahren.

So scheint denn also die Geschichte und die Natur selbst eine Grenze gezogen zu haben zwischen der alten und der neuen Stadt, zwischen der weltlichen und der priesterlichen Stadt, der Stadt der Cäsaren und der Stadt der Päpste, der Stadt des Quirinals und der Stadt des Vatikans. Sollte diese von der Geschichte vollzogene Trennung vorbildlich sein für die Zukunft Roms, für das zukünftige Verhältniß des italienischen Königthums und des Papstthums?

Das Königreich Italien ist eine vollendete Thatsache, es fehlt ihm nur noch die Hauptstadt und diese kann keine andere sein, denn die ewige Stadt, als das lebendige Symbol der italienischen Einheit. Denn abgesehen von dem Alter, ihrer Tradition, dem Glanz ihrer Vergangenheit, der Ehrwürdigkeit ihrer Erinnerungen, abgesehen also von diesen idealen Motiven wird nur Rom diejenige Stadt sein, welcher die übrigen Städte ihre eigenen Ansprüche und munizipalen Rivalitäten neidlos zum Opfer bringen, sie nur ist im Stande zu einem Vereinigungspunkte für die Nation zu werden, bei welchem von vornherein der Gedanke ausgeschlossen ist, daß die eine Stadt vor der andern bevorzugt, die eine Provinz von der andern unterdrückt sei.

Aber so nothwendig vollends dieser Schlußstein zum Gebäude der italienischen Einheit ist, so deutlich auch die Anzeichen schon seit längerer Zeit auf die bevorstehende Lösung deuten, so kann der letzte Schritt doch nur durch eine abermalige Gewaltthat geschehen, durch die Vertreibung des Nachfolgers Petri aus einem Jahrhunderte alten Besitz. Eben weil der Papst nur der Verwalter eines Guts ist, das seit Jahrhunderten als ein Erbe von Geschlecht zu Geschlecht übergeht, ist es ihm unmöglich, selbst wenn er persönlich geneigt wäre, sich auf irgend welche Transaktionen einzulassen. Er wird stets den ganzen und ungeschmälerten Besitz seiner Macht als sein Recht reklamiren, er wird nie in eine Theilung der Gewalt einwilligen, sein letztes Wort wird immer sein: non possumus.

So wird er denn wohl eines Tages der zwingenden Gewalt der Umstände weichen, und den Umfang seiner Macht auf den Vatikan und dessen Gärten beschränkt sehen. Seine Waffe aber wird ein feierlicher Protest im Namen der ganzen Geschichte des Papstthums gegen diese Beraubung des heiligen Stuhles sein, ein Protest, von dem die Zukunft lehren wird, ob er ebenso wirkungslos verhallen soll wie der Protest, den die Kurie einst gegen den westphälischen Frieden und gegen die wiener Verträge erließ, — dieselben Verträge, deren Vernichtung jetzt eine ganz andere Macht erzwungen hat, als das Papstthum, und sehr zum Schaden des Papstthums, wofern es nicht auch jetzt wieder seine oft bewährte Kraft beweist, aus tiefster Erniedrigung sich zu um so strahlenderer Glorie wieder zu erheben.

— ß.

*) Wir unterbrechen unsere romantische Schilderung des Patrimonium Petri und lassen unseren geistlichen Referenten die Rundschau von Rom, welche diese Nummer illustrirt, begleiten. Ein späteres Blatt führt uns in die Campagna hinaus. D. R.

Wochen-Chronik.

15. — 22. März.

Deutschland. Stuttgart. In der Abgeordnetenkammer antwortet am 20. Minister v. Hügel auf eine Interpellation Reyscher's wegen der kurhessischen Verfassungsfrage, am 23. Minister v. Linden auf eine Interpellation Seyer's wegen Befestigung des Schwarzwalds und Wehrhaftmachung des Volks. Am 23. werden die Stände vertagt. — München. Am 16. wird in der Abgeordnetenkammer nach dreitägiger Debatte über die kurhessische Verfassungsfrage ein Antrag Hegnenberg's mit 132 gegen 8 Stimmen angenommen, welcher eine Verwahrung der Kammer und eine Petition an die Regierung für die Herstellung des Rechtszustandes zu wirken enthält. Am 10. wird ein Gesetzentwurf, der den Juden die staatsbürgerlichen Rechte ertheilt, angenommen. — Frankfurt. In der Bundestagssitzung vom 16. berichtet der dänische Gesandte über die Vorlagen seiner Regierung an die holsteinischen Stände, bei welchen die Bedenken des Bundes berücksichtigt seien. Ein Brief des Großherzogs von Oldenburg an den König von Dänemark vom 2. Febr. wird veröffentlicht, worin der König zur Nachgiebigkeit ermahnt wird. Die Antwort des Königs weist den Rath zurück. In Itzehoe erscheint am 18. der Ausschußbericht, der die Verwerfung sämmtlicher Vorlagen der dänischen Regierung beantragt und ausführlich motivirt. — In Berlin bringt im Abgeordnetenhaus der Justizminister am 10. mehrere Gesetzentwürfe ein zur Beschränkung der polizeilichen Exekutivgewalt. Am 16. wird im Herrenhaus nach dreitägiger Debatte der Kleist'sche Antrag, der zum Zweck der Durchführung der Militärvorlagen die Einkommensteuer erhöhen soll, mit 96 gegen 83 Stimmen angenommen. Die Regierung erklärt am 21., daß sie auf diesen Vorschlag nicht eingehe, und daß sie ihre Ehegesetzvorlage zurückziehe. Am 20. bringt im Abgeordnetenhaus Kiegolewski den Antrag auf Wiederherstellung der polnischen Grenzen von 1772 ein, was eine lebhafte Debatte hervorruft. — In Wien und Niederösterreich fanden am 20. die Wahlen zum niederösterreichischen Landtag Statt, die fast durchgängig auf Liberale fallen.

Großbritannien. London. Am 15. antwortet im Unterhaus Lord J. Russel auf eine Interpellation wegen eines Angriffs auf Oesterreich vom adriatischen Meere her, die englische Flotte sei nicht ermächtigt worden, in einem solchen Falle zu intervenieren; im Oberhaus erwiedert am 18. Lord Wodehouse auf eine Interpellation wegen des deutsch-dänischen Streits, Dänemark werde das Budget den holsteinischen Ständen vorlegen, die Regierung sei unausgesetzt thätig, friedlich zu vermitteln.

Frankreich. Am 19. wird ein förmliches Protokoll über die Verlängerung der französischen Okkupation in Syrien festgestellt. Vom 16. bis 22. dauern im gesetzgebenden Körper die Debatten über die Paragraphen der Adresse. Ueber die Finanzen, über die Unterdrückung der bürgerlichen Freiheiten, über die Verwaltung Algeriens und die italienischen Angelegenheiten finden lange Verhandlungen Statt. Die Amendements der demokratischen Opposition unter der Führung Favres, wie die der klerikalen Opposition werden verworfen und die Adresse im Ganzen am 22. mit 213 gegen 13 Stimmen angenommen.

Italien. Turin. Am 17. veröffentlicht die offizielle Zeitung das Gesetz, wonach Viktor Emmanuel den Titel König von Italien annimmt. Am 16. übergibt im Abgeordnetenhaus Macchi eine Petition von über 8000 Bürgern, die Regierung soll von Napoleon die Räumung Roms verlangen. Am 18. legt Minister Cassinis im Senat das Gesetz vor, das die Aufschrift von Regierungsakten feststellt. Am 20. zeigt Cavour in der Kammer an, daß sämmtliche Minister ihre Entlassung eingereicht und erhalten haben. Cavour ist mit Neubildung des Ministeriums aus Elementen von ganz Italien beauftragt. Am 18. findet die festliche Proklamirung des Königreichs Italien Statt. — Rom. Am 18. hält der Papst im Konsistorium eine Allokution, worin er gegen die Akte der Revolution protestirt. — In Neapel reicht Liborio Romano und der ganze Statthalterrath seine Entlassung ein, die angenommen wird. Die Statthalterräthe in Neapel und Palermo sollen ganz aufgehoben werden. Am 19. wird im ganzen Königreich das Namensfest Garibaldi's gefeiert.

Rußland. Am 17. wird das vom 19. Februar (3. März) datirte Manifest der Bauernemanzipation verkündigt, welche in zwei Jahren durchgeführt sein soll. Der Kaiser setzt ein Komite ein unter Vorsitz des Großfürsten Konstantin, das die Einleitungen zur Durchführung treffen soll.

Türkei. In der Herzegowina greift der von den Montenegrinern geschürte Aufstand der christlichen Bevölkerung gegen die Türken immer weiter um sich. Die türkischen Truppen, zu schwach, müssen sich überall zurückziehen.

Amerika. Washington, 4. Inauguration des neuen Präsidenten. Botschaft Lincoln's. Ernennung des Kabinets mit Seward als Generalstaatssekretär. Texas tritt aus der Union. Der Norden und der Süden rüsten sich zum Kampf.

Tagebuch für Garten und Haus.

April.

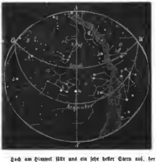
Die Boden- und Grabarbeiten, soweit sie im vorigen Monat nicht beendigt werden konnten, müssen es unbedingt in diesem werden, um möglichst alle Anpflanzungen beseitigen zu können. In den Parterren und Anlagen setzt und sät man alle zu Blumen bestimmte Gruppen und Rabatten mit frühblühenden Blumen an, damit das Ende dieses, sowie der Anfang des künftigen Monats das Ganze mit einem ansehnlichen Flor versehen sei. Die Rasenplätze und Rabatten müssen frisch beschnitten und gewalzt, und, nachdem Alles aufgeräumt, die Wege mit neuem Sand belegt werden. — Wenn die Pfirsich- und Aprikosenbäume beschnitten und angebunden sind, bringt man oberhalb derselben an der Mauer die Schutzdächer an; hat man zugleich Strohmatten oder Tücher zum Vorhängen bei kalten Nächten, so ist der Erfolg um so sicherer, im anderen Fall lasse man es bei den Schutzdächern, die nach Umständen vor dem kalten Regen und Schneeschauer, dem Thau und Frost hinlänglich Schutz bieten. Diese Schutzmittel darf man während der zwei nächsten Monate schon deshalb nicht unterlassen, weil sie den wesentlichsten Theil zum Gedeihen der Pfirsichzucht beitragen, und dadurch das Kräuseln und Kränkeln des Laubes, so wie die Bildung der sogenannten Narren, die fast immer unheilbar sind, verhindert wird. Sobald sich die so schädlichen Blattläuse einstellen, müssen die Bäume mit Insektenpulver oder Tabaksstaub mittelst eines eigens dazu errichteten Blasebalgs überstreut und dieß so oft wiederholt werden, als solche auf den Bäumen bemerkbar sind. Ende dieses Monats können auch die überflüssigen Triebe an den Fruchtästen ausgebrochen werden; auf den jungen Zuschnitten der Glieder sind es die hintern und vordern, welche abgenommen werden. — Denjenigen Obstliebe-

haben, welche sich eine recht saftige, süße Birne, die vom Monat Januar bis April eßbar ist, für ihre Tafel wünschen, rathen wir die sogenannte Winterdechantsbirne (Doyenné d'hiver) zu pflanzen, die auf Hochstämmen eine ansehnliche Größe erreicht und sehr tragbar ist, aber auf Pyramiden und Spalieren viel vollkommenere und saftreichere Früchte erzeugt und in jedem Klima vortrefflich gedeiht.

Astronomisches Tagbuch

April.

Mit Hülfe des beigegebenen Kärtchens, das den Stand des Himmels für den 10. April Abends 9 Uhr angibt, wollen wir die Sternbilder und sichtbaren Planeten aufsuchen. Indem wir die kleine Sternkarte über uns halten und uns nach der Seite kehren, wo Mittags 12 Uhr die Sonne steht, zeigt dieselbe zur Linken Ost, zur Rechten West und oben Nord.



Hoch am Himmel fällt uns ein sehr heller Stern auf, der nicht glitzert wie die andern Sterne, sondern ein ruhiges Licht zeigt; es ist der Planet Jupiter, der nebst seinem Vater Saturn im Bilde des großen Löwen steht; zwischen beiden befindet sich Regulus, der Hauptstern dieses Bildes. Am westlichen Horizont treffen wir den Orion und über ihm den Stier (1) mit dem Planeten Mars; mehr gegen Süden den großen Hund mit dem Sirius, über diesem den kleinen Hund mit dem Procyon (2) und näher dem Zenith die Zwillinge. Am Osthimmel treffen wir die Jungfrau mit der Spica (3) tief am Horizont; darüber steht die Sterngruppe des Haupthaar der Berenice; links davon Bootes mit dem Sterne Arkturus (4) und weiter gegen Osten die nördliche Krone, an der kreisförmigen Stellung der Sterne kenntlich. In der Milchstraße, welche von Südwest nach Nordost sich erstreckt, liegen der Fuhrmann mit der Kapella (5), die Kassiopeja (6) und tief am nördlichen Horizont der Schwan (7) und dem Drach; in Nordwest ist noch ein Theil der Andromeda und in Nordost die Leyer mit der Wega (8) und ein Theil des Herkules (9) sichtbar.

Briefmappe.

Hrn. Dr. O. E. in N. a. S. Beiträge der angegebenen Branche sind uns stets willkommen, wenn sie nicht zu umfangreich, aber anschaulich und unterhaltend geschrieben sind.

Hrn. Gr. v. S. in Dorf. Ar. erhalten; die Exemplare werden Ihnen ihrer Zeit zugehen.

Hrn. Prof. R. in Mz. Die Literatur über das Besprochene finden Sie in der Engelmann'schen Bibliotheca geographica genau verzeichnet, soweit die Bücher in Deutschland erschienen sind.

Hrn. Grafen v. A. in Wien. Wir haben nichts finden können, obgleich wir die genauesten, umfassendsten Recherchen angestellt.

Hrn. Ostl. Jul. v. L. in Mo. Die Detailbeschreibung steht in den Illustrated London News. Für uns war die Sache nicht erheblich genug, um ihr mehr Platz als den gegebenen einzuräumen.

Fr. H. geb. v. F. in U. Erhalten und erfreut, Ihrem Talente wieder zu begegnen. Entscheid soll ehestens erfolgen.

Hrn. Pl. M. in C. Erhalten.

Hrn. Stanislaus v. W. in U. Die Erlaubniß zum Wiederabdruck können wir Ihnen nicht geben.

Hrn. R. F. in Lnd. Wir können uns nicht verbindlich machen, unverlangte Manuskripte, die kaum ein paar Seiten groß sind, zu remittiren, und gar noch frankirt. Solche MS. schickt man in einer Abschrift.

Hrn. A. J. in M. Es freut uns, wenn das Bild Ihren und des H. Beifall gefunden; auf den andern erwähnten Punkt können wir leider nicht eingehen, da wir der vervielfältigenden Kunst doch nicht den Vorrang vor der schöpferischen geben dürfen.

Frl. A. in L. Wir bleiben die telegraphischen Depeschen von F. E.? Machen Sie uns diese Freude bald.

Frl. A. C. in Crls. Eine Dame sollte auf Reisen sehr vorsichtig im Anknüpfen von Bekanntschaften sein, und jede Begleitung freundlich ablehnen. Ein Ungenannter thut weit bessere Dienste.

Hrn. Oskar M. in Lnd. Unsern herzlichsten Dank. Sie haben uns von unserer schlechten Meinung über die H. durch das prachtvolle A. glänzend bekehrt.

Fr. v. I. in Prst. Graue Tapeten passen vortrefflich zu rothen Möbeln, auch können Sie am besten dieselbe Farbe für Vorhänge, Portièren und Möbel wählen. Wir kommen nächstens in einem besonderen Artikel auf diesen nicht uninteressanten Gegenstand zurück.

Hrn. v. W. in C. Sie haben uns die Mysterien Ihrer Ehe enthüllt, die in einem Roman unter tausend Lesern kaum einen gläubigen finden würden; sie lassen andre Geheimniß bleiben, aber wissen können wir nicht, da wir die Gesetze Ihres Landes nicht kennen. Werden Sie sich doch an einen Advokaten.

Hrn. M—t. in Bala (Pernambuco). Sehr interessant, eignete sich aber noch mehr für ein naturwissenschaftliches Organ, als für uns.

Hrn. Dr. S. in M-G. Sie werden unsere Antwort erhalten haben. Wir sehen dem Beitrage mit Interesse entgegen.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

Inserate jeder Art

finden durch Hackländer's Allgemeine Illustrirte Zeitung die umfassende und nachhaltigste Verbreitung, und berechnen wir für die fünfspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum:

bei 1maliger Insertion	8 Sgr.	oder 30 kr.	rhein.
„ 2 „ „	6 „	„ 24 „	„
„ 3 „ „	5 „	„ 21 „	„
„ 4 u. mehrmal. „	2½ „	„ 8 „	„

Inserate, welche ein halbes oder ganzes Jahr hindurch jede Woche zur Aufnahme kommen, genießen noch weitere Rabattvortheile.

Die typographische Anordnung der Inserate behält sich die Expedition dieses Blattes vor, und wird vorausgesetzt, daß die verehrlichen Herren Einsender hiemit einverstanden sind. Für durch undeutliche Manuskripte entstandene Satzfehler übernimmt die Expedition keine Verantwortlichkeit, und kann daraus weder ein Anspruch auf Kürzung oder Wiedererstattung der Insertionskosten noch auf wiederholten Abdruck der Anzeigen hergeleitet werden.

Illustrationen zu Inseraten besorgen wir da, wo es gewünscht wird, gern und berechnen für den betreffenden Holzstock die billigsten Preise. Auch sind wir bereit, Clichés davon in mehrfacher Anzahl zu fernerweitigen Insertionen anfertigen zu lassen.

☛ Alle Buchhandlungen sowie auch die größeren Ankündigungs-Bureaux nehmen Inserate für uns entgegen und berechnen sich dann mit den resp. Auftraggebern.

Bekanntmachungen aller Art.

Institut Breidenstein

318 zu Schloß Berg bei Andelfingen, Kanton Zürich (Schweiz).

Vorstehende Anstalt für Knaben und Jünglinge wird am 15. Mai d. J. eröffnet. Zweck derselben ist:

I. Durch eine religiös-sittliche und deutschartistische Erziehung den Zögling zu einem wahrhaft brauchbaren Menschen für Kirche und Staat heranzubilden.

II. Auf Grund eines allgemein vorbereitenden Unterrichts-Cursus durch einen zweiten Cursus dem Zöglinge diejenigen Kenntnisse beizubringen, welche er vorzugsweise im kaufmännischen, gewerblichen oder ökonomischen Leben verwerthen kann.

Die Anstalt nimmt ihre Zöglinge vom 10. Lebensjahre an auf und ist bemüht, durch einen guten Geist und eine comfortable innere Einrichtung ihre Schüler besseren Kreisen entnehmen zu können. Der Zögling hat für Wohnung, Bett, vollständige Kost, Wäsche und Unterricht ein jährliches Honorar von 600 preuß. Thlrn. (1300 Franken) zu entrichten. — Nähere Mittheilungen, sowie der in deutscher, französischer und englischer Sprache erschienene vollständige Prospektus sind durch nachstehende Adressen zu beziehen.

Schweiz: Herr Rektor Grüllich zu Winterthur.
Herren Gebrüder Bosshart zu Winterthur.
Herr Professor Dr. J. Scherr zu Zürich (Fluntern).
Die löbl. Brodtmann'sche Buchhandlung zu Schaffhausen.
„ „ Scheitlin-Zollikofer'sche Buchhandlung zu St. Gallen.
Deutschland: Herr A. Lüben, Seminardirektor zu Bremen.
Herren Hegeler & Söhne zu Bremen.
Herr Schuldirektor Dr. Vogel zu Leipzig.
„ Theodor Mille zu Hamburg.
„ C. Glahn zu Lübeck.
„ Dr. A. Seuber zu Coblenz (Hofapotheke).
Die löbl. Hermann'sche Buchhandlung zu Frankfurt a. M.
Herr Professor Ch. Vernaleken zu Wien, Neubau, Mittergasse, 154.

108 Photographische Apparate,

nach den vorzüglichsten Constructionen, Utensilien, chemische Präparate, Stereoskopen empfiehlt das Photographie-Institut von E. Steigerung in Elberfeld.

Orthoskopische Doppelobjektive mit verschiebbaren Brennweite. Vergrößerungsapparate, um kleine Negative ohne Mühe in Lebensgröße bis zu 60 Quadratzoll zu kopiren. Praktischer Unterricht in der Photographie.

Kataloge und Unterrichtsplan werden gratis versandt.

Erstes amerikanisches u. europäisches Patent-Nähmaschinendepot u. Fabrik von

F. Beckr in Berlin, Chausseestr. 102,

empfiehlt 757



Nähmaschinen



für den Gebrauch in Familien und Fabriken.

Für weiße Wäsche	50 Thlr.		Für Lederwendschuhstepperei	85 Thlr.	
Wäsche jeder Art 60 bis	70	„	„ Knopflöcher und Hutfutter	70	„
Für Schuhmacher und Schneider: Fingerhut-Pendelmaschinen 50 bis	70	„	Für Möbel- und Schirm-Fabrikanten 60 bis	100	„
bis nach Singer 80 bis	100	„	Zum Einfassen d. Hüte mit Bandumlegung	160	„
vorzügliche Konstruktion	110	„	Für Mützenmacher	70	„
Zum Nähen mit Bindfaden für Riemer, Sattler, Ergolfabrikanten	90	„	„ Familiengebrauch	65	„
Sohlen für Holzpantoffel	95	„	„ Cartonfabrikanten	75	„

Illustrirte Preiscourante werden auf portofreie Anfragen eingesandt, sowie auf Verlangen die ersten Häuser Europas namhaft gemacht, welche mit angeführten Maschinen arbeiten, und welche das Fabrikat gern als das erste und beste dieser Art empfehlen.

Alleiniger Erbauer des ersten Nähmaschinen-Geschäfts in Europa.

299 # Adolph Kolb,

Lager in ächten Silber-, elektrochemisch vergoldeten und versilberten Neusilber-, silberplattirten u. Britannia-Metall-Waaren.

Galvanoplastische, ächte und imitirte Broncegegenstände &c.

Holzschnittwaaren &c.

Alleinige Niederlage der Thiergruppen von Seb. Hohenschaden & C. Frömel.

Commission- und Agentur-Geschäft.

Stuttgart.
58 Königsstraße.



Heinrich Kolb,

Juwelier & Bijouteriewaaren-Fabrikant.

Lager in allen Sorten Bijouterien in reicher Auswahl.

Aufträge und Reparaturen werden prompt und gut besorgt.

Ankauf von Gold, Juwelen und Perlen, welche auch an Zahlung angenommen werden.

488 Das allgemeine landwirthschaftliche und technische Industrie-Comtoir in Görlitz, preuß. Schlesien, ertheilt folgende ganz neue, praktische

Vorschriften:

1. Wein-, Spiritus- und Essig-Couleur

auf eine sehr einfache Art aus vegetabilischen Stoffen zu bereiten, welche den zu färbenden Flüssigkeiten eine außerordentlich schöne, bis tief gelbbraune Farbe ertheilt und dieselben zugleich glänzend klärt. Das Pfund dieser Farbe kostet das Zollpfund (feine Masse in Papier zu verpacken) etwa 2½ Sgr. = 10 Kreuzer, und man kann damit c. 200 Quart oder über 400 Zollpfund Flüssigkeit schönsteus färben. — Die Vorschrift zur Bereitung dieser Farbe geben wir für ein Honorar von 5 Thaler = 10 Fl. = 20 Franken.

Es ist von den letzten Bereitungen noch etwas dieses Fabrikats vorhanden und sind wir bereit, Proben in Fläschchen, jedoch nicht unter 2 Pfd., abzugeben.

2. Veredelung des ord. Spiritus

oder aus dem gewöhnlichen Kartoffel- oder Rübenspiritus auf eine ganz neue, einfache und leichte Art über jeden gewöhnlichen Destillir-Apparat (Blase) den schönsten

Natur- (Wein-) Sprit

herzustellen, welcher jeder Anforderung bei der Rum-, Rose-, Cognac- und Likörbereitung entspricht und jeden andern derartigen an Reinheit und Annehmlichkeit übertrifft. — Honorar 5 Thaler = 10 Fl. = 20 Franken.

3. Nordhäuser Korn

den echten (selbst den künstlichen) aus gewöhnlichem Kartoffel-, Rüben- oder Getreide-Spiritus, über jeden einfachen Destillir-Apparat (Blase) herzustellen, was per Eimer einige Silbergroschen kostet. — Honorar 10 Thaler = 20 Fl. = 40 Franken.

4. Rum-Essenz

in vortrefflicher Qualität in einer einfachen Weise herzustellen, wovon das preuß. Quart = 2½ Zollpfund etwa ⅓ Thaler = ½ Gulden kostet und dies gern mit 1 bis 1½ Thaler bezahlt wird. — Honorar 10 Thaler = 20 Fl. = 40 Franken.

☛ Alle 4 Vorschriften mit Garantie zusammen 25 Thaler = 50 Fl. = 100 Franken. ☚

☛ Unser Geschäfts-Programm, welches Erwerbsquellen für Bemittelte und Unbemittelte aller Stände bietet, versenden wir auf portofreies Verlangen unentgeltlich und franko. ☚

Das allgemeine landwirthschaftliche und technische Industrie-Comtoir
Wilhelm Schiller & Comp. in Görlitz, Schlesien.

154 # Echte bayerische Jagd-Joppen

empfiehlt in den beliebten grau, braunen und melirten Loden-Jagd-Stoffen à 3, 4, 5 Thlr. preuß. Court.; in Kalmuck und Tuchen à 4, 5, 6, 7 Thlr., in den schwarzen dichten Tyroler-Loden, Buckskins mit feiner Ausstattung des Futters &c. &c. 8, 9, 10, 11 Thlr.; von Double-Loden-Stoffen, eine Seite grau, die andere grün, von 10 bis 20 Thlr., auch kann jede Joppe wasserdicht, sowie Bestellungen nach Maßen innerhalb 24 Stunden effektuirt werden. Jagd-Camaschen und Mützen sind stets in großer Auswahl vorräthig.

Briefe werden franko erbeten, Versendungen gegen Postnachnahme aus dem Herren-, Damen- und Kinder-Garderobe-Magazin von

Ig. Riehle in München.

Die erste Tiroler Gewehr-Niederlage

280 von J. Peterlungo in Innsbruck

empfiehlt überall ihre eigenen Waffenerzeugnisse, insbesondere ihre in der Armee bereits bekannten und im guten Rufe stehenden Revolver nach Colt, Myers und Lefaucheux mit einfacher und doppelter Bewegung. Doppelflinten à 16 bis 180 fl. Scheiben- und Birschbüchsen à 22 bis 150 fl. Ferner alle Gattungen Scheiben-, Taschen- und Zimmerpistolen, Lefaucheux-Doppelflinten, Revolver-Karabiner &c. &c. Preiscourante gratis.

Verzinnte gusseiserne Kochgeschirre



von

Georg Gutbrod
in
Stuttgart.
(Erste und einzige Fabrik in Deutschland.)



79 Gewöhnliche eiserne Töpfe sind häufig nicht zu verwenden; viele Speisen verlieren darin ihre natürliche Farbe, Thongeschirre sind zu zerbrechlich. Diese Uebelstände alle sind bei dem Geschirre von verzinntem Gußeisen — das in England allgemein im Gebrauch — vollkommen beseitigt. Jede Speise kann ohne Nachtheil darin gekocht werden, dabei ist es solid und dauerhaft. — Muster und Preislisten stehen zu Diensten.

280 # Gelagerte Cigarren

à 3½ bis 100 Thlr. pro Mille in besten Waare zu Engros-Preisen bei

F. W. Stolze & Comp. in Erfurt, preuß. Thüringen.

Literarische Anzeigen.

Musikalische Neuigkeiten.



Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 28.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

VI. Band.

III. Jahrgang.

Zweites Semester.

Stuttgart, 7. April 1861.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich
Thlr. 2. – oder fl. 3. 30 kr. rhein.



Das Blumenausstellungsgebäude in Biberach. Nach einer Originalzeichnung. (S. 471.)

Der Wechsel des Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

Ich vergesse jenen Tag nicht, wo ich mir die goldenen Tressen an die Aermelaufschläge nähen ließ, sie so sichtbar als möglich trug, wie ich durch die Straßen schritt, und welches Gefühl des Entzückens mich durchströmte, als ich zum ersten Male von einem Gemeinen mit den vorgeschriebenen Honneurs beehrt wurde.

Daß ich mich zu meinem Pflegevater begab, verstand sich von selbst. Es war in jeder Beziehung ein großer Festtag für mich, denn auch Alice erschien später und freute sich innig über mein Glück. Ueberhaupt waren die Stunden, welche wir zusammen in dem kleinen Zimmer verbrachten, die angenehmsten und süßesten, deren ich mich erinnerte. Wenn auch meine liebe Alice auf der Straße, oder wo sie mir sonst begegnete, mit fremdem Gruße an mir vorüberging, wenn sie auch ihre ernste, fast traurige Miene beibehielt, während sie über den Hof des Armenhauses schritt, so hatte sich doch kaum die Thüre der kleinen Wohnung meines Pflegevaters hinter ihr geschlossen, als sie dem alten Herrn beide Hände darreichte, als sich ihr Gesicht aufheiterte und sie mir, nun dem Herrn Bombardier, mit einer tiefen Verbeugung ihren Respekt und ihre volle Achtung bezeugte. Dabei konnte sie so fröhlich lachen, so aus vollem Herzen heiter sein. Sie gestand auch gerne, daß es sich wie ein Druck von ihrer Brust löse, sobald sie innerhalb der stillen Mauern des wohlbekannten Hauses wäre. Hier machte sie denn auch die Wirthin und übte strenge Aufsicht. Wie komisch war es, wenn sie den alten Herrn wie strafend anschaute, weil er ihr diesen und jenen Defekt seiner Kleidungsstücke nicht früher angezeigt, und dann ließ sie sich durch nichts abbringen, Nadel und Faden in die Hand zu nehmen und fleißig die Schäden zu verbessern.

Mir waren diese Augenblicke die liebsten, denn ich fühlte mich dann unwillkürlich wieder in unsere Kinderzeit zurückversetzt, nur daß wir die Rollen vertauscht hatten. Alice saß auf einem Stuhle und ich auf dem kleinen Bänkchen, das ich an ihre Seite gerückt hatte. Da plauderten wir dann wieder wie die Kinder Alles bunt durcheinander, lachten über Dieses und Jenes, was an sich gar nicht lächerlich war, und das größte Vergnügen gewährte es mir, Alice auf alle erdenkliche Art zu necken. Das ertrug sie eine Zeitlang freundlich und geduldig, dann aber — und das war es gerade, was ich wollte, sagte sie ernst und schmollend, „jetzt laß es sein, Eugen, gewiß, ich werde böse“ — und in meinem Uebermuthe trieb ich es auch so lange fort, bis sie in der That böse wurde oder es zu werden schien, und ich sie alsdann durch alle möglichen Schmeicheleien versöhnen konnte. In solchen Augenblicken allein wagte ich es, meine Hand sanft auf ihren Arm zu legen und dieselbe nicht zurückzuziehen, wenn sie mich mit einem ernsten Blicke anschaute. Auch versuchte ich es alsdann, ihre kleine Hand zu fassen, ja einen Kuß darauf zu drücken, während ich um Verzeihung bat, worauf eine leichte Röthe über ihre bleichen Wangen flog. Einmal wollte sie meinen Versicherungen über künftige gute Aufführung durchaus kein Gehör geben und schüttelte bei jedem Worte, das ich sprach, ernst mit dem Kopfe. Dieß Zeichen der Feindseligkeit konnte ich denn doch nicht so hingehen lassen, weßhalb ich mich erhob, meine beiden Hände auf ihr weiches, blondes Haar legte und ihren Kopf etwas zurückbiegend sie so festhielt. Wahrhaftig, ich hatte die kühne Idee, sie auf die Stirne zu küssen. Da aber schreckte mich ein Blick ihrer großen, dunkeln Augen so zurück, daß ich ihr nur verlegen sagen konnte: „Gewiß, Alice, Du bist gar zu böse mit mir. Nicht den leisesten Scherz kannst Du ertragen, und ich habe Dich doch so unendlich lieb.“ Da lächelte sie, — aber es war ein schmerzliches Lächeln, welches dadurch gemildert wurde, daß sie mir rasch ihre Hand reichte und mit einem lieben, milden Blicke sagte: „Weißt Du denn nicht, Eugen, wie auch ich Dich so gerne habe? — aber — —“

Das Weitere verschwieg sie, und Herr von Schwanefeld, der am Tische saß und für Alice ein Kästchen zusammenklebte, nahm für sie das Wort und sagte: „Ja, dieses Aber, mein junger Bursch, ist ein gewichtiges Wort, und sie thut wohl daran, es Dir oft und bestimmt zu wiederholen. Kinder, was man so unter diesem Begriffe versteht, seid ihr Beide nicht mehr, — es ist Dir freilich nicht übel zu nehmen, daß Du unserem guten Mädchen die alte Anhänglichkeit bewahrst — aber — man muß nicht nur an die Gegenwart denken, sondern auch an die Zukunft.“

„O, das thue ich oft, sehr oft!“

„Bombardier der reitenden Artillerie,“ fuhr der alte Herr lächelnd fort, „ist eine schöne Charge — aber — Du wirst mich verstehen?“

„Ich hoffe mehr zu werden, Lieutenant, Hauptmann, Major, Oberst.“

„Schön, sehr schön — — aber bis dahin —“

„Jetzt habe ich sämmtliche Knöpfe wieder angenäht,“ sagte Alice, „und wir wollen uns nicht mehr zanken,“ wandte sie sich freundlich an mich, und setzte hinzu, indem sie mir die Hand reichte, „dann brauche ich auch nicht mehr ‚aber‘ zu sagen, nicht wahr, Eugen?“

„O,“ gab ich halb unmuthig zur Antwort, „die Knöpfe müssen einmal wieder reißen, wir werden uns wieder zanken und Du wirst auch wieder ‚aber‘ sagen — sehr oft ‚aber‘, ich werde mich am Ende daran gewöhnen müssen.“

Natürlicher Weise war dieser kleine Zwist in der nächsten Viertelstunde wieder vergessen. Alice machte die Hauswirthin, kochte die Kartoffeln, deckte den Tisch, und dann setzten wir uns vergnügt hin. Während wir das einfache Nachtessen verzehrten, erzählte uns Herr von Schwanefeld, wie er bei ähnlichen Veranlassungen so gerne that, von großen Diners und Soupers, welchen er angewohnt, und malte uns einzelne vortreffliche Schüsseln so anschaulich aus, daß wir hätten glauben können, statt mit Kartoffeln und Butter mit etwas ganz außerordentlich Feinem beschäftigt zu sein.

So wurde es neun Uhr und ich war ärgerlich auf die alte Schwarzwälderin, als sie schnarrend aushob und nun ihre Glocke ertönen ließ. Wahrhaftig, so oft wir beisammen waren, lief sie schneller als sonst, ja sie führte sogar, wie um uns zu ärgern, ihre Schläge weit geschwinder nach einander.

Herr von Schwanefeld war alsdann unerbittlich, in unserem Interesse, wie er sagte, und gewissermaßen hatte er auch Recht: Alice sollte nicht so spät in ihre Wohnung kommen, schon der Leute wegen und auch um ihren Vater in guter Laune zu erhalten. Das war ohnehin schwer, wie sie uns gesagt hatte. Herr Simmler war ziemlich alt geworden, hatte angegriffene Augen, und da es ihm hierdurch sehr beschwerlich wurde, ordentliche Stiche zu machen, so konnte er nun auch nur beim Aufräumen der Montirungskammer, beim Sortiren der verschiedenen Garnituren und zu sonstigen kleinen Handlangerdiensten verwendet werden. Obgleich nun Alice durch angestrengte Arbeiten so viel verdiente, um den Ausfall in ihren Einnahmen zu decken, so war sie doch oft nicht im Stande, auch durch ihre freundlichsten Worte seinen Trübsinn und seine übeln Launen zu bekämpfen. Herr Simmler war fromm geworden, besuchte häufig die Betstunden und litt in Folge dessen an allerlei finsteren Gedanken über die großen Sünden, die er begangen, so daß er oft stundenlang in sich versunken da saß, den Kopf auf die Brust herabgesenkt, und von seinen Unthaten sprach, als sei er, der harmlose Flickschneider, ein berüchtigter Räuberhauptmann gewesen. Seine Tochter behandelte er allerdings nicht mit Härte, aber es war, als scheue er sich vor ihrem guten, offenen und reinen Wesen. In solchen Augenblicken betrachtete er sie mit unverkennbarer Aengstlichkeit, und wenn sie sich ihm mit freundlichen Worten näherte, so betrachtete er sie seufzend, wehrte sie leicht von sich ab und las um so eifriger in seinem Gebetbuche.

„Allons, Kinder,“ sagte Herr von Schwanefeld, „auf nach Valencia!“ Damit suchte er hinter dem Vorhange seinen Hut und Stock; denn Alice bis an ihre Wohnung zu begleiten unterließ er nie.

„Wir gehen schon langsam voraus,“ sagte das junge Mädchen, und ihre Worte freuten mich unendlich. Vor dem Hofe nahm sie meinen Arm, ja sie lehnte sich fest an mich und machte kleine, zögernde Schritte. „Hast Du auch zuweilen Ahnungen?“ fragte sie mich plötzlich, stehen bleibend.

„Nein,“ gab ich zur Antwort, „Ahnungen nicht, aber Hoffnungen.“

„Das ist etwas ganz Anderes.“

„Denkst Du denn nicht zuweilen, jetzt müsse sich Dein Leben mit einem Male ändern und Du durch irgend etwas Unvorhergesehenes aus dem Kreise Deiner Freunde gerissen werden?“

„So etwas habe ich nur einmal gedacht, damals, als mich Herr von Schabegg mit sich nach seinem Hause nahm.“

„Nun, das war keine Ahnung, sondern eine Gewißheit, daß sich Dein Schicksal ändern würde.“

„Hast Du denn solche Ahnungen?“ fragte ich das junge Mädchen besorgt. „O, Alice, das wäre für mich schrecklich, wenn Du Deinen Freunden, also auch mir, entrissen werden solltest. Ich würde es nicht geduldig ertragen, Dich wie damals eine so lange, lange Zeit nicht mehr zu sehen.“

„Ja, wie damals,“ sagte sie mit leiser Stimme und blieb abermals in ihrem zögernden Gange stehen und vor der Stelle, wo sie mir gesagt, daß sie an dem Abend, wo sie das Armenhaus verlassen, Etwas in der Mauer verborgen. Daran erinnerte ich sie und bat, es jetzt mir zu zeigen, doch schüttelte sie mit dem Kopfe und sagte, „es ist noch nicht die Zeit — erst dann,“ setzte sie hinzu, „wenn wir Beide einmal recht glücklich sind, oder — recht unglücklich.“

„Dann ist es freilich noch nicht die Zeit,“ gab ich verstimmt zur Antwort, „ich wenigstens bin noch gar nicht glücklich und werde es auch wohl sobald nicht werden. Da wollen wir lieber warten,“ setzte ich dann traurig hinzu, „bis wir einmal recht unglücklich sind.“

„Sprich nicht so, Eugen,“ sagte sie hastig, „um Gotteswillen nicht, man muß so etwas auch nicht einmal im Scherze sagen. Komm' — komm'! Laß uns diese Stelle verlassen. Sie hat mich schon namenlos traurig und unglücklich gesehen.“

„Gehen wir also,“ sagte ich verstimmt, „wenn Du mir doch nicht zeigen willst, was Du hier verborgen. Ich werde es schon finden, wenn nur ich einmal recht unglücklich und allein bin — ja, ich werde es finden, und wenn ich auch die ganze Mauer durchwühlen sollte.“

Sie wandte ihren Kopf nach mir hin und sah mich mit einem trüben Lächeln an. „Warum sollst Du unglücklich werden?“ fragte sie. „Wenn Du gut und brav bleibst, fleißig bist und Dir Mühe gibst, so hast Du das Glück in Deiner Hand.“

„Nicht alles Glück,“ sagte ich trotzig, „Du wirst nichts dazu beitragen.“

Sie schritt schweigend neben mir dahin, und als ich wiederholte, „nicht wahr, Du wirst nichts dazu beitragen?“ erwiederte sie: „es ist eigentlich schade, daß ich Dir nicht gezeigt habe, was ich dort sorgfältig verborgen.“

„Du bist hart gegen mich,“ fuhr ich heftig fort, „und wenn man Dir ein herzliches Wort sagt, gleich verletzt, Du hast kein Herz für mich.“

„Das glaubst Du nicht im Ernst,“ sagte sie ruhig, „gewiß nicht, Eugen, und wenn Du es wirklich je einmal ernstlich glauben solltest —“

„Dann wäre ich ganz unglücklich,“ rief ich leidenschaftlich aus, „dann —“

„Dann darfst Du suchen, was ich dort verborgen,“ unterbrach mich rasch Alice, „und dann darfst Du es mir zeigen und sagen, damals dachtest Du anders und Du kannst Dich nicht so gegen mich geändert haben!“

„Ihr führt eine ziemlich laute Konversation, Kinder,“ vernahm ich jetzt die Stimme meines Pflegevaters, welcher uns eingeholt hatte. „Ich glaube, ihr wollt die Leute auf der Straße hören lassen, was ihr sprecht.“

„Es ist ja Niemand da, der uns hört,“ gab ich zur Antwort und setzte verdrießlich hinzu, „man muß auch sehr laut sprechen, um sich Alicen verständlich zu machen, und dann gelingt's Einem noch nicht immer.“

„Daß ich nicht wüßte,“ meinte ruhig mein Pflegevater. „Alice versteht sonst die leisesten Andeutungen und ist taktvoll genug, immer eine richtige Erwiederung darauf zu geben.“

„Ja, ich weiß wohl,“ gab ich mit dem Trotze des jungen Menschen zur Antwort, „alle Welt ist fein und taktvoll, nur ich mache eine traurige Ausnahme, ich bin ein Ausbund von Rohheit und taktlosem Wesen, so behandelt man mich wenigstens — auch weiß ich wohl, daß ich oft überlästig bin. — — Nun das kann ich ja ändern und meiner Wege gehen. Alice wird sich doch nichts daraus machen.“

Ich blieb stehen und hatte gehofft, das junge Mädchen würde meinen Arm nicht sogleich loslassen, doch that sie es schnell und plötzlich, ja es war mir, als schrecke sie ordentlich von meinem heftigen Wesen zurück.

„In dem vorliegenden Falle,“ sagte Herr von Schwanefeld mit großer Entschiedenheit, „und bei einer solch' eigenthümlichen Auffassung, wird sich Alice allerdings nicht viel daraus machen, ob Du Deiner Wege gehst. Glücklicher Weise hat sie mich, und ich würde sie nicht so trotzig stehen lassen. — Gute Nacht, mein Sohn!“

„Gute Nacht,“ sagte ich, und drehte mich so schnell und kurz um, daß ich nicht einmal hören konnte, ob Alice etwas darauf erwiederte. O ich war überzeugt, daß mein entschlossenes Betragen, als solches sah ich es an, einen großen Eindruck auf sie machen müsse, und wenn sie mir auch nachgerufen hätte, bleibe doch, Eugen, so wollte ich es nicht hören, um nicht am Ende schwach zu sein und ihren Bitten nachzugeben.

Aber sie rief nicht und sie bat nicht.

Als ich mich endlich umschaute, sah ich sie um die nächste Straßenecke am Arme des alten Herrn verschwinden. Wie gerne wäre ich ihr jetzt nachgeeilt, um ihre Hand zu küssen, um sie mit den süßesten Schmeichelworten zu versöhnen, um vor ihr niederzuknieen und ihr zu sagen: „Ach, Alice, ich liebe Dich ja so grenzenlos, — so ganz anders wie damals, als wir noch kleine Kinder waren, und daß Du das nicht verstehen willst, macht mich tief unglücklich.“ — Ich hätte laut ihren Namen gerufen, wenn ich mich nicht vor den Bemerkungen meines Pflegevaters gescheut hätte. Aber als sie nun verschwunden war, eilte ich ihr hastig nach, und sah sie wieder um die nächste Ecke verschwinden, und fühlte mich glücklich, wenigstens den Weg gehen zu dürfen, den ihr Fuß betreten. — Ich Narr! der ich hätte können an ihrer Seite gehen. Auf den Boden blickte ich forschend nieder; es war mir, als müsse ihr lieber kleiner Fuß eine leuchtende Spur hinterlassen haben. — —

Als ich in die Kaserne kam, sagte mir Unteroffizier Schmetterer, Lieutenant von Steinfeld habe nach mir gefragt, und hinterlassen, er wolle morgen Früh um sieben Uhr ausreiten, ich solle ihn begleiten. Es war mir so beengt in der dunstigen Stube, und das Wesen meiner Kamera-

den widerte mich nie so sehr an, als am heutigen Abend. Einige meiner Kameraden verzehrten, da sie lange Zeit auf der Schreibstube gewesen waren, jetzt erst ihr Abendbrod, Brod, im wirklichen Sinne des Wortes, mit etwas Butter, das sie auf ein Blatt Papier gestrichen hatten. Der Vizebombardier Leyendecker rauchte eine übelriechende Cigarre, und Ellendorf, welcher die Guitarre im Arm hatte, zupfte Akkorde und erzählte dabei eine anstößige Geschichte. Wie kam ich mir in diesen Verhältnissen, in dieser Umgebung so tief unten vor, wenn ich an Alice dachte, und wie mußte ich ihr in meinem Herzen recht geben, daß sie mich zurückstieß — denn das hatte sie durch ihr Benehmen gethan — doch darüber war ich mit mir im Reinen, sie wollte sich von mir losmachen. — — — —

„Sie haben gehört," fragte mich der junge Stauß, „daß Sie morgen Früh zum Spazierenreiten gewünscht werden. Sie sind ein Glückskind, und das mit Recht, denn das Sprüchwort sagt,: ‚dem Verdienste seine Krone!'"

Ich gab ihm um so weniger eine Antwort, als sich der Unteroffizier Schmetterer, welcher mit dem Sortiren einer Menge Gegenstände, als alte Sporen, Schnallen, Treffen, Handschuhe und dergleichen beschäftigt war, zu mir wandte und sagte: „Nun Gott sei Dank, die Mobilmachung ist endlich herausgekommen; begreiflicherweise mit einer Masse von Anordnungen und Versetzungen. Wir bleiben bei der Batterie," setzte er hinzu, während er mich fest ansah.

„Darüber werden Sie sich nicht allein freuen, Herr Unteroffizier," sagte Schultes, „sondern auch die, welche von dieser Batterie zu einer andern versetzt sind, wie meine Wenigkeit zum Beispiel."

„Mir ist es auch kein Kummer, daß ich ohne eine gewisse Begleitung zur Festungskompagnie nach J. versetzt bin," meinte Herr Stauß. „Ueberhaupt, daß ich aus einer Atmosphäre komme, wo Alles nach Protektion geht."

„Als Sie vorhin Ihr Maul öffneten," gab ihm Wetter in seiner scharfen Manier zur Antwort, „so beliebten Sie sich auszudrücken, dem Verdienste würde seine Krone gereicht. Warum widersprechen Sie sich immer? — Im Uebrigen laßt sie reden," setzte er mit einer wegwerfenden Kopfbewegung hinzu. „Es ist immer hart, wenn man den Schleppsäbel abthun muß und das Käsemesser umhängen. Nicht wahr, Ellendorf, Dir thut es ganz besonders leid, daß Du künftig nicht mehr mit den Sporen klingeln darfst?"

„Wie sollte mir das leid thun," entgegnete Ellendorf mit einem süßen Lächeln, während er ein Paar Moll-Akkorde anschlug. „Ich habe nun einmal keine Roßnatur, deßhalb ist es mir viel angenehmer, bei einer Fußbatterie zu dienen."

Es war so, wie der Unteroffizier gesagt, wir machten mobil, und das in großartigem Maßstabe. — Da kamen denn aus dem Magazine all' die Fahrzeuge, die man hauptsächlich aus dem Artillerieleitfaden kannte, und deren persönliche Bekanntschaft man bisher nur oberflächlich gemacht. Die Vorraths-, Cartouche- und Gepäckwagen, vor Allem aber die fabelhafte Feldschmiede, welche immer ein Gegenstand großer Neugierde von Seiten der bürgerlichen Zuschauer war, welche sich jetzt, bei der Mobilmachung, diesem Anzeichen eines möglichen Krieges, häufig und zahlreich im Kasernenhofe sehen ließen, ohne daß man sie bei der guten Laune, in der sich Alles befand, wie sonst wohl, weggeschickt hätte.

Begreiflicher Weise wurden ihnen viele Fabeln aufgebunden, ein Artikel, in welchem Wetter, der auch zum Bombardier avancirt war, das Unglaubliche leisten konnte. Er trieb sich außerordentlich emsig in den Magazinen und Schuppen umher und war mit Leib und Seele bei der Mobilmachung. Auf die Gefahr eines Verweises hin hatte er sich einen schweren Säbel angeschafft, der, wie er behauptete, etwas zu leisten im Stande sei, und am Griffe desselben hing beständig ein schwerer Bund Protzkasten- und Munitionswagenschlüssel, welche bei jedem seiner Schritte angenehm zusammenklingelten.

Wetter hatte Aussichten, es am schnellsten von uns Allen zum Offizier zu bringen; er war ein gebildeter junger Mann von guten Kenntnissen, hatte namentlich Mathematik mit wahrer Leidenschaft und großem Erfolge betrieben und hatte, ehe er bei der Batterie eintrat, auf der Kriegsschule freiwillig ein so glänzendes Examen gemacht, daß er seine Beförderung erwarten konnte, wenn er nach dem Zeugniß seiner Vorgesetzten sich im praktischen Dienst soweit vervollkommnet hatte, um einen Zug Geschütze führen zu können. Diese praktischen Kenntnisse hatte er sich in der Zeit seines Dienstes vollkommen angeeignet, und so wurde er denn jetzt schon zur Beaufsichtigung beim Munition-Empfang und Verpackung derselben verwendet, und führte häufig den Zug des Lieutenants von Steinfeld, wenn wir, was jetzt täglich vorkam, zum Exerziren ausrückten.

Seinem Charakter konnte man in jeder Beziehung nur das beste Zeugniß geben. Er war vollkommen ehrenhaft, durch und durch anständig, geordnet in seinen Ausgaben, nicht kriechend gegen seine Vorgesetzten, wohlwollend gegen die Untergebenen, kurz das im vollen Sinne des Wortes, was der Engländer unter dem Ausdrucke „Gentleman" versteht, eine Benennung, für die wir, trotz des Reichthums unserer Sprache, doch keinen vollgültigen Namen haben. Auch hatte er dabei ein vornehmes imponirendes Aeußere, und wenn er auf dem Kasernenhofe herumwirthschaftete, so wandten sich die Zuschauer mit ihren ehrfurchtsvollen Fragen über dieß und das statt an den Oberfeuerwerker oder die Unteroffiziere meistens an ihn, und konnten sicher sein, gut bedient zu werden. So erklärte er eines Tages in seiner übermüthigen Mobilmachungslaune einigen Herren vom Zivil die Feldschmiede mit ihrer Feueresse, ihrem Schornsteine und Blasbalge als ein neuerfundenes Dampfgeschütz von furchtbarer Wirkung, und sagte ein andermal auf Befragen, als man das Metall älterer Geschützröhre durch Anschlagen mit dem Hammer probirte, dieß fände jedes Frühjahr Statt, um die Metallmotten zu vertreiben.

Man hätte ihm schon lange eine bessere Wohnung gegeben, doch blieb er hauptsächlich auf den Wunsch des Lieutenants von Steinfeld auf dem Zimmer Nr. 44, wo er, seit er Bombardier geworden, neben dem Unteroffizier eine strenge Aufsicht führte, welche übrigens sehr Noth that. Er hielt sein Versprechen, das er mir am ersten Tage gegeben, mich nämlich zu protegiren, wenn ich mich gut aufführe, und ich glaube, daß ich mich auch seiner Protektion würdig machte. Er hatte mir gleich in der ersten Zeit eine genaue und sehr richtige Schilderung unserer sämmtlichen Studiengenossen gemacht und hinzugefügt, „ich thue das durchaus nicht, um Sie gegen einen dieser jungen Leute einzunehmen, und deßhalb bitte ich Sie, meinem Worte nicht unbedingt zu glauben, sondern zu beobachten und zu prüfen. Finden Sie, daß ich Recht habe, so werden Sie gescheidt genug sein, meine Partie zu ergreifen. Unter andern Verhältnissen," setzte er achselzuckend hinzu, „möchten das vielleicht passable Leute und rechtschaffene Staatsbürger sein, zum Militär aber, im richtigen und guten Sinne genommen, hat keiner von denen das Zeug, auch werden Sie sehen, daß sie keine Zukunft haben. Unteroffiziere können sie werden, und vielleicht sogar Einer oder der Andere Feldwebel oder Wachtmeister, die einzige Ausnahme könnte vielleicht der gelehrte Leyendecker machen; er hat ein Ziel, auf das er lossteuert, das Laboratorium, und wenn er da einmal im Pulverdreck sitzt, so wird man an seiner Schmierfinkerei weiter keinen großen Anstoß nehmen; — 's ist nur Schade, daß sie bei einer so schönen reitenden Batterie sind — nun, wenn wir einmal mobil machen, was doch nächstens mit Gottes Hülfe geschehen wird, so schafft sie sich der Hauptmann von Manderfeld schon vom Halse, darauf können Sie sich verlassen, und es war so, wie Wetter gesagt, er hatte vollkommen Recht. Kaum war die Mobilmachung ausgesprochen, so wurden Alle andern Batterieen zugetheilt. Stauß, Schultes und Ebert kamen zu der Festungskompagnie, Ellendorf als Bombardier zu einer Fußbatterie, und unser gelehrter Studingenosse, der Bombardier Leyendecker, hatte sich zum Oberfeuerwerker-Examen gemeldet, in welchem er auch bestand und später im Laboratorium seinen Posten gut ausfüllte.

Da mir nun hernach meine Stubengenossen bald aus dem Gesichte kamen, so will ich noch kurz anführen, was ich später noch von ihren Schicksalen hörte. Ellendorf eroberte durch sein Guitarrespiel, durch sein schmachtendes Wesen und durch sonstige körperliche Vorzüge das Herz einer noch rüstigen Wittwe, welche ihn zu ihrem Mann und zum Mitregenten in ihrem Spezereigeschäfte machte; Stauß, der endlich auch Bombardier geworden war, konnte sein loses Maul nicht bezähmen und verging sich gegen einen Vorgesetzten, so daß er es als eine außerordentliche Gnade ansehen mußte, daß er einfach von der Batterie entlassen wurde. Ich hörte nichts mehr von ihm, als daß er nach Amerika gegangen sei. Ebert wurde Steueraufseher und Schultes Postkondukteur.

Wetter und ich nahmen von Allen keinen besonders zärtlichen Abschied. Ellendorf allein that, als sei er gerührt, und war es vielleicht auch in der That, denn er hatte im Grunde kein übles Gemüth.

Wie Unteroffizier Schmetterer vorausgesagt hatte, so machte die Mobilmachung eine Remontekommission nothwendig, welche zur Uebernahme und zum Ankauf von Dienstpferden auf das Land geschickt wurde. Dieselbe stand unter dem Kommando des Premierlieutenants Bachmann, und von unserer Batterie wurden ihr der Unteroffizier Schmetterer, Wetter und ich zugetheilt. Schmetterer, welcher die Quartiere in Dörfern überhaupt liebte, freute sich wie ein Kind darüber, und entwarf mir von den Einquartierungsfreuden auf dem Lande die schönsten und lockendsten Bilder. „Es ist schon beim Manöver ein prachtvolles Leben," sagte er, „wenn man nur einen halbwegs ordentlichen Hauswirth hat, aber erst bei einer Remontekommission, wo man mehr Herr seiner Zeit und seines Willens ist, das ist ganz wie der Himmel auf Erden. Da sind auch die Offiziere anders, Niemand denkt an's Exerziren oder sieht einen Rostflecken im Spornrad; die Hauptsache ist, durch List und Ueberredung, ja auch zuweilen mit etwas Gewaltthätigkeit die besten und brauchbarsten Pferde zu erhalten. Zu einer solchen Remontekommission werden dann auch," setzte er mit Stolz hinzu, „die famosesten Reiter ausgesucht, man muß den anderen Batterieen imponiren, auch der Kavallerie, die sich dort einfindet, zeigen, was die Artillerie im Sattel zu leisten im Stande ist, und nimmt dabei die unbändigsten Pferde, als wenn es nur Lämmer wären.

Wenn ich auch nicht so große und schöne Erwartungen von einer solchen Remontekommission hatte, so erschien mir die Abwesenheit von einigen Wochen doch als ein angenehmer Wechsel in dem Einerlei des Kasernenlebens, und dann hoffte ich auch, daß man meine Abwesenheit von gewisser Seite bemerken, daß man das Wiedersehen herbeiwünschen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Blumenausstellung in Biberich.

(Zu dem Bild S. 429.)

Am zweiten Osterfeiertage wurde die unter der Protektion des Herzogs von Nassau stehende Blumenausstellung zu Biberich dem Publikum eröffnet. Die berühmtesten Blumisten Deutschlands haben dieselbe mit herrlichen Pflanzenspezies beschickt und werden sich dort Rendezvous geben, um mit den von Nah und Fern zuströmenden Fremden die sinnig und geschmackvoll geordnete Flora zu bewundern. Der Herausgeber unseres Blattes ist in seiner Eigenschaft als Direktor der königlichen Gärten zum Schiedsrichteramt eingeladen. Wir geben heute eine allgemeine Ansicht des Ausstellungspavillons, kommen indeß später noch ausführlich auf die Exposition selber zu sprechen.

Ueber Land und Meer.

Reisebilder aus der Zeit und zur Zeit.

XX.

Skizzen und Reiseerinnerungen aus Neuseeland

von

Dr. Ferdinand v. Hochstetter.

(Zu den Bildern S. 432.)

3. Der Aufstand der Eingebornen in der Provinz Taranaki.

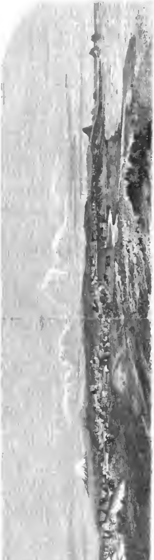
Was so lange vorbereitet war, mußte kommen; die Königspartei hatte nach und nach ihren Einfluß beinahe über die ganze nördliche Insel ausgedehnt, und die einst so feindlich gegenüberstehenden Stämme unter der nationalen Flagge und unter der Parole König Potatau's mehr und mehr geeinigt. Die ausgesprochene Tendenz dieser nationalen Partei, jedem Fortschritt der Europäer dadurch zu verhindern, daß man der Regierung kein Land mehr verkaufe, mußte bei der ersten Veranlassung zu Konflikten, die nach und nach zur Leidenschaft gesteigerte Unzufriedenheit der Eingebornen zu offenem Aufstande führen.

Die Veranlassung gab ein Landverkauf der Provinz Taranaki an der Südwestküste der Nordinsel. Ein Eingeborner von Taranaki Namens te Teira = John Taylor hatte der Regierung ein kleines Stück Land in der Nähe von New-Plymouth, der Hauptstadt der Provinz Taranaki, verkauft. Wiremu Kingi = William King aber, ein entschlossener und muthiger Taranakihäuptling, widersetzte sich diesem Verkauf, weil te Teira kein Recht habe, Land ohne seine Einwilligung zu verkaufen, und verhinderte die von der Regierung ausgeschickten Feldmesser, das gekaufte Stück Land zu vermessen. Als diese Vermessung unter dem Schutze englischer Truppen Mitte März vorigen Jahres doch ausgeführt wurde, da baute Kingi mit seinen Anhängern auf dem bestrittenen Lande in der Nacht einen «Pah», d. i. ein durch Erdwerke und Pallisaden befestigtes Lager, und nahm so wieder Besitz von dem Grundstück.

Am 17. März wurde dieser Pah von den Truppen unter Oberst Gold angegriffen, der erste Schuß fiel, wie die Eingebornen nachdrücklich betonen, von Seiten der Europäer, und diese sind daher nach den Anschauungen der Eingebornen allein verantwortlich für alles weitere Blutvergießen. Die einzelnen Wechselfälle des Kampfes seither sind aus den Berichten der Zeitungen bekannt.

Der erste Angriff auf jenen «Pah» war ohne Erfolg, und als am andern Morgen ein zweiter Angriff stattfinden sollte, fand man den Pah verlassen. Die Eingebornen hatten sich schlauerweise zurückgezogen. Die Ermordung mehrerer Ansiedler durch die Eingebornen, und die Furcht, daß ein gleiches Schicksal noch andere Familien treffen könne, die hülflos auf ihren Farmen im «bush» lebten, veranlaßte wenige Tage darauf eine zweite Expedition von Freiwilligen, von Miliz und Infanterie, im Ganzen 250 Mann unter dem Befehl des Obersten Murray. Bei Waireka traf man am 28. März 5—600 Eingeborne verschanzt, und es ist bekannt, welch trauriges Ende diese Expedition genommen hätte, wäre nicht noch am späten Abend Kapitän Cracroft von dem Schiffe Niger mit 50 Blaujacken gekommen, die den «Pah» stürmten und dadurch die Freiwilligen vor sicherem Tode retteten. Von den Eingebornen wurden in diesem Kampfe gegen 100 getödtet, die übrigen flüchteten sich in den Wald.

War schon bei diesen ersten beiden Konflikten das Kriegsglück den englischen Anführern wenig hold, so endete die dritte Affaire, ein Sturm auf den «Pah» Waitara am 27. Juni unter dem Befehl des Majors Nelson, mit einer positiven Niederlage; die Eingebornen schlugen den Bajonnetangriff der englischen Truppen nach einem blutigen Kampf von 4½ Stunden zurück. Wohl der erste Fall in der Kriegsgeschichte, daß Eingeborne, die man verächtlich als „Wilde" bezeichnet, dem Bajonnet europäischer Truppen Stand gehalten. Noch drei weitere Affairen hatten gleichfalls keinen Erfolg für die englischen Truppen. Kein Wunder, daß die englischen Zeitungen



Die Stadt New-Plymouth auf Neuseeland mit dem Monte Taranaki. Nach einer Originalzeichnung mitgetheilt von F. v. Hochstetter.

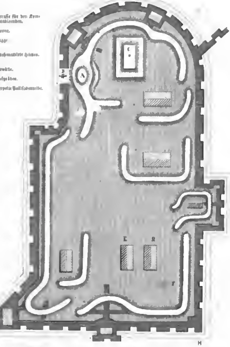
bei solchen Nachrichten voll waren von Klagen über die gänzliche Unfähigkeit der kommandirenden Offiziere, und daß die hart bedrängte Kolonie um dringende Hülfe bei den Nachbarkolonien und im Mutterlande ansuchte.

Wohl hätte man glauben sollen, daß eine Streitmacht von 2500 Mann, befehligt von Veteranen im Kriegsdienste, ausgerüstet mit hinreichender Artillerie und allem Kriegsbedarf, und unterstützt von zahlreichen Freiwilligen, mehr als genügend erscheinen sollte, um auch die zehnfache Zahl von den Eingebornen aus dem Felde zu schlagen. Allein schon frühere Kriegsereignisse in Neuseeland haben bewiesen, daß reguläre Truppen im Kampfe gegen die Eingebornen von Neuseeland wenig oder nichts ausrichten. „Die Soldaten," schrieb mir ein Freund aus Neuseeland im September vorigen Jahres, „haben Schläge bekommen und sind gewichen, nur die Freiwilligen haben Stand gehalten, und die Matrosen, tollkühn wie immer, haben gesiegt." Der Grund davon liegt weniger in der Unfähigkeit und Muthlosigkeit der Offiziere, wie sie diesen vorgeworfen wird, als in der Art und Weise, wie die Eingebornen kämpfen. Nicht auf offenem Felde in Reih und Glied traten sie den Linientruppen entgegen, sondern hinter Erdwerken versteckt oder durch das Dickicht des Urwaldes geschützt erwarten sie den Feind, bis die geschlossenen Linien der weithin sichtbaren Rothröcke nahe genug sind und eine bequeme Zielscheibe abgeben. Dann eröffnen sie mit einem Mal ein mörderisches Feuer, und gleich darauf sind sie spurlos verschwunden im Busch und Wald. Aus diesem Versteck kommen sie nur heraus, wenn sie offenbare Chancen haben, den Soldaten eine Schlappe beizubringen, und dazwischen verbrennen sie die einzeln zerstreut liegenden Häuser der Ansiedler, treiben deren Vieh weg, und tödten und morden Mann, Weib und Kind, was ihnen in die Hände fällt.

Solchem Guerillakriege und solchem Räuberhandwerk aber in einem außerordentlich schwer zugänglichen, fast ganz mit Urwäldern bedeckten Lande ohne Wege und Stege ist auch mit der größten und best organisirten Streitmacht nicht mit einem Male durch einen entscheidenden Schlag ein Ende zu machen, und zum Guerillakrieg waren Matrosen und Freiwillige immer tauglicher als Linientruppen. Respekt haben die Eingebornen daher auch von jeher nur vor dem Revolver und dem Messer des Matrosen, oder vor der Doppelbüchse des jagdgeübten Kolonisten gezeigt, nie aber vor dem Bajonnet des Soldaten in Reih und Glied. Deßhalb war auch der Zustand, in welchen die Provinz Taranaki und ihre Hauptstadt New-Plymouth gekommen war, so trostlos.

Frauen und Kinder wurden von New-Plymouth auf die südliche Insel geflüchtet, und die Stadt war zu Ende vorigen Jahres nichts anderes, als ein Feldlager von Truppen, von

A. Terrasse für den Kommandirenden.
B Kanone.
C Flagge.
D, E. } Kasemattirte Hütten.
F Erdwälle.
G Laufgräben.
H Doppelte Pallisadenreihe.



Plan einer neuseeländischen Festung (Pah). Nach einer Originalzeichnung mitgetheilt von F. v. Hochstetter.

Freiwilligen und bewaffneten Kolonisten, das fortwährend durch die Eingebornen allarmirt wurde, ohne daß diese es zu einem entscheidenden offenen Kampfe kommen ließen. Nirgends zeigten sie sich in größeren kompakten Massen zum Angriff, sondern verstohlen bei Nacht trieben sie ein Räuber- und Mordbrennerhandwerk, und Männer, die noch vor Kurzem für zivilisirte Menschen galten und für die besten Freunde der Europäer, sind, nachdem Blutvergießen und Krieg die alten Leidenschaften und die angebornen Neigungen von Neuem geweckt, wieder zu wahren Wilden geworden. Wohl hat Zivilisation und bessere Gesittung in den letzten Jahrzehnten unter den Eingebornen große Fortschritte gemacht, aber bei alledem befinden sie sich erst in einem Uebergangszustande; noch leben viele jener alten Kannibalen, welche die Kriege unter Shongi mitgemacht haben und mit Menschenfleisch großgezogen wurden. Ist es da zu verwundern, wenn Krieg und Blutvergießen die wilden Leidenschaften, welche nur schlummerten, wiedergeweckt, und das Volk wieder zurücksinkt in jenen Zustand, dessen Erinnerung der jetzt lebenden Generation noch nicht entschwunden? Und so das Werk der Zivilisation unterbrochen zu sehen bei einem hochbegabten, von der Natur physisch und geistig reich ausgestatteten Volke ist nicht weniger beklagenswerth, als das traurige Loos der Kolonisten, die, was sie durch jahrelange mühsame Arbeit geschaffen, plötzlich vernichtet und die Existenz ihrer Familien, um derenwillen sie ihre Heimat verließen und nach dem andern Ende der Erde auswanderten, von Neuem in Frage gestellt sehen.

Anfangs blieben die Unruhen und Feindseligkeiten beschränkt auf die Provinz Taranaki, und die Abgesandten Wiremu Kingi's, des aufständischen Häuptlings, hatten nicht vermocht, den König und die zahlreichen Waikatostämme im Zentrum der Insel zu offener Theilnahme am Krieg zu bewegen. Nur die Stämme am oberen Wanganui, am Mokau und am oberen Waipa hatten ihre streitbare Mannschaft zur Unterstützung Kingi's geschickt. Die Regierung in Auckland hatte die einflußreichsten Häuptlinge der Provinz Auckland zu einer Versammlung zusammenberufen und von ihnen die feierlichsten Versicherungen erhalten. Der größte Theil von Kingi's Kriegern hatte sich wieder zurückgezogen vom Kriegsschauplatz, die Leute waren nach ihren Wohnsitzen zurückgekehrt, und so war es eine Zeit lang ruhiger geworden nach den ersten blutigen Konflikten.

Allein die Eingebornen hatten sich zurückgezogen nicht des Friedens, sondern des Krieges halber, um ihre Felder zu bestellen, auf daß es ihnen, wenn im Winter der Kampf von Neuem losbricht, nicht an Nahrungsmitteln fehle. Wie in Europa der Winter, so macht in Neuseeland der Sommer eine Unterbrechung im Kriegshandwerk. Es war schwer, an die

Friedensversicherungen jener Häuptlinge zu glauben, oder an die Neutralität der Königspartei einem nationalen Helden gegenüber, der auf's Entschiedenste die offen ausgesprochene Tendenz des Königthums vertreten hatte und vom Kriegsglück offenbar begünstigt war. Wozu hatten die Eingebornen in Wellington, in Ahuriri, an der ganzen Ostküste, vom Kap Palliser bis Kap Colville seit Jahren Waffen und Munition gesammelt und in Urwaldverstecken angehäuft? Warum hatte man in den englischen Niederlassungen allenthalben Vorbereitungen getroffen, die Kolonisten bewaffnet und Korps von Freiwilligen gebildet?

Es war das Vorgefühl, daß Neuseeland einer Krisis entgegengehe, daß ein Rassenkrieg ausbrechen werde, ein Kampf um das Dasein zwischen Eingebornen und Kolonisten. Dieser Kampf vollführt sich nun gegenwärtig mit abwechselndem Kriegsglück, aber mit unzweifelhaftem endlichem Erfolg für die stärkere weiße Rasse, vor unseren Augen.

Und wem soll man die Schuld beimessen an all' dem Unheil, welches dieser Kampf schon gebracht hat und vielleicht noch bringen wird? Ist es nicht natürlich, daß man Sympathie fühlt mit einem Volke, das im Lande seiner Väter, seit Fremde dasselbe betreten haben, auch ohne Kampf und Blutvergießen dem tragischen Loose entgegen ging, auszusterben, und das, im Vorgefühl eines solchen Endes und aufgereizt durch die Unterlassungssünden der fremden Regierung, zum letzten Mal seine Kraft sammelt, um den unheilvollen Kampf um das Dasein gegen die stärkere Rasse zu wagen, der sein Ende nicht aufhält, sondern nur beschleunigt?

Gewiß ist: hätte auch in den letzten Jahren ein tüchtiger Gouverneur die Zügel der Regierung in Neuseeland mit eben so viel Kraft, Einsicht und Liebe gegen die Eingebornen geführt, wie seiner Zeit Sir George Grey, der Vater der Maori's, wie diese ihn selbst nennen, so wäre der Kampf vermieden worden. Sollte aber dieser Krieg, wie ein englischer Offizier in der „Times“ anräth, auf ähnliche Weise geführt werden, wie einst der Kaffernkrieg unter Sir Harry Smith, und die



Die Eröffnung des italienischen Parlaments. (S. 434.)

Soldaten statt zu zweifelhaften Schlachten zur Verwüstung des Landes und zur Zerstörung der Ernten auf den Feldern kommandirt werden, um die Eingebornen auszuhungern, so könnte man nicht lange im Zweifel sein, wer in diesem Kampf einer zivilisirten Nation mit Wilden denn eigentlich die „Wilden“ sind.

Die Hülfe von den Nachbarkolonien und vom Mutterlande ist den bedrängten Kolonisten seither geworden. Australien sandte schon im September vorigen Jahres Schiffe und 1500 Mann Truppen, und General Pratt von Melbourne übernahm den Oberbefehl über die gesammelten Streitkräfte. England aber sandte von Indien aus das vierzehnte Regiment, das im Dezember vorigen Jahres in Neuseeland ankam. Allein auch die Eingebornen haben unterdessen weitere Streitkräfte gesammelt, und was vorauszusehen war, die Waikatostämme aus dem Innern der Insel, die Eingebornen der Provinz Auckland, haben an dem Kriege Theil genommen. Ende Oktober vorigen Jahres wurde Taranaki alarmirt durch die Nachricht, daß gegen 600 Waikatos, geführt von Wetini-tai-porutu, einem der ersten Häuptlinge des mächtigen Ngatihauastammes, zu Wiremu Kingi gestoßen seien, und sich bei Mahoetahi verschanzt haben. General Pratt beschloß alsogleich einen Angriff, der am 6. November vorigen Jahres ausgeführt wurde, und nach mehrstündigem außerordentlich heftigem Kampfe, bei welchem es zu einem feindlichen Handgemenge zwischen Eingebornen und englischen Soldaten kam, mit einer Erstürmung des Pah's und einer gänzlichen Niederlage der Eingebornen endete. Der Führer der Waikatos und viele andere Häuptlinge fielen in diesem Kampfe, der als die hitzigste und blutigste Schlacht zwischen Europäern und Eingebornen in den Annalen von Neuseeland verzeichnet ist.

Diese erste Siegesnachricht, welche von dem Kriegsschauplatz in Neuseeland nach England kam, hat zu vorschnell zu der Meinung und zu der Hoffnung Veranlassung gegeben, daß mit dieser ersten Niederlage der Krieg in Neuseeland zu Ende sei. Der Krieg dauert noch fort, und wie die australischen Posten melden, haben auch im Dezember und Januar kleinere

Kämpfe stattgefunden, in welchen die Eingebornen zum Theil mit sehr beträchtlichen Verlusten den Kürzeren zogen.

Wie lange dieser Kampf noch dauern wird, hängt wohl hauptsächlich von dem Kriegsglück der Engländer ab. Fortwährende Niederlagen werden die Eingebornen am frühesten zu der Ueberzeugung bringen, daß sie es mit einem übermächtigen Gegner zu thun haben, und daß ein offener Kampf mit Waffen ihren Untergang nur beschleunigt. Andererseits hat die englische Regierung auch auf friedlichem Wege ein Verständniß angebahnt, indem sie den Wünschen der Eingebornen durch eine neue Regelung ihrer Angelegenheiten gerecht zu werden sucht. So hoffen wir, daß dieser Kampf ein Ende nehmen möge, ehe die Eingebornen in einer letzten Kraftanstrengung den unheilvollen Versuch machen, das Ungethüm, das sie nach ihrer Anschauung und Ausdrucksweise bis jetzt bloß an den Armen und Füßen bekämpfen, am Kopf anzupacken, d. h. die Hauptstadt Auckland anzugreifen, — wir hoffen, daß der Kampf ein Ende nehme, ehe er zu einem systematischen Vertilgungskrieg, zu einer Jagd auf Eingeborne wird, wie man es in Tasmania erlebt hat, und ehe die gesegneten Fluren des Innern der Insel, das sichere Erbtheil zukünftiger Generationen von Kolonisten, von Blut befleckt sind, von Mord und Todtschlag!

4. Taranaki oder New-Plymouth.

Taranaki oder New-Plymouth, der gegenwärtige Kriegsschauplatz in Neuseeland, ist die südwestliche Provinz der Nordinsel, eine der kleineren Provinzen von Neuseeland, aber vielgerühmt wegen des fruchtbaren vulkanischen Bodens und der Naturschönheit der Landschaft. Wie ein riesiges, mehr als hundert Meilen weit in die See hinaus sichtbares Wahrzeichen für den Seefahrer erhebt sich auf der südwestlichen Ecke der Provinz am Eingange der Monte Taranaki, oder wie er jetzt genannt wird, Monte Egmont, 8270 englische Fuß über das Meer, ein vollkommen regelmäßiger vulkanischer Kegel, längst erloschen, aber den größeren Theil des Jahres über an seiner höchsten Spitze mit Schnee bedeckt, und ringsum auf dem weithin ausgedehnten Fuße mit dem üppigsten, holzreichsten Urwalde.

An seinem nördlichen Fuße, unmittelbar am Meere und zum Theil noch auf die Sandhügel des Meeresstrandes gebaut, liegt die englische Niederlassung, die Stadt New-Plymouth. Obgleich ohne Hafen, so daß das Landen zumal bei Westwinden oft sehr gefährlich und selbst ganz unmöglich wird, hat sich der Platz, der schon im Jahre 1841 von der Neuseeland-Kompagnie zu einem „Settlement" auserlesen war, doch zu einem freundlichen, von etwa 2000 Seelen, — Einwanderern hauptsächlich aus Cornwallis und Devonshire — bewohnten Städtchen entwickelt, das, von der Seeseite gesehen mit dem Taranakiberg im Hintergrund und den Zuckerhutfelsen zur Rechten, einen reizenden Anblick gewährt. In der Mitte der Stadt liegt ein niederer Hügel, auf welchem die kleine militärische Besatzung ihre Barack's aufgeschlagen. Rings um die Stadt in einem Radius von zehn englischen Meilen ist der Urwald verschwunden und hat den Wiesen und Feldern der Ansiedler Platz gemacht, deren Hauptbeschäftigung Ackerbau und Viehzucht ist. Taranaki ist namentlich durch das ausgezeichnete gesalzene Rindfleisch „Taranakibeef" berühmt, das von hier ausgeführt wird.

Die Provinz Taranaki hat nicht wie andere Provinzen von der Hauptniederlassung entfernter gelegene kleinere europäische Ansiedlungen, sondern die ganze europäische Bevölkerung der Provinz war stets auf die Stadt und deren nächste Umgebung konzentrirt, da es trotz aller Bemühungen von Seiten der Kolonial- und Provinzialregierung nicht gelang, von den Eingebornen mehr als 20,000 Acker Land längs der Küste verkauft zu bekommen. Die europäische Bevölkerung zählte zu Ende des Jahres 1858 2650 Seelen.

Dieser Mangel an Land war namentlich in den letzten Jahren ein großes Hinderniß für die weitere Entwicklung der Provinz, da zahlreiche Einwanderer, deren Ziel New-Plymouth war, sich veranlaßt sahen, nach andern Provinzen zu gehen.

Die Eingebornen, deren Zahl auf 3000 geschätzt wird, und die auf kleinen Ortschaften über die ganze Provinz zerstreut leben, gehören verschiedenen Stämmen an, die, bis in die letzte Zeit feindselig einander gegenüberstehend, sich gegenseitig bekriegten, und erst jetzt im Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind von Außen sich mehr geeinigt zu haben scheinen.

Aerztliche Spezialitäten.

Humoristischer Vortrag

von

Dr. A. Löwenstein.

Ars longa, vita brevis! hat der Altvater der Aerzte, Hippokrates, gesagt: Die Kunst ist zu lang für das kurze Leben. Was würde er heute gesagt haben, wo die ärztliche Kunst bei Weitem länger und umfangreicher geworden, wo an dem Stamme der medizinischen Wissenschaft hundert Zweige und Aeste hängen, die alle von der größten Bedeutung sind? Und was das Schlimme, die verlängerte Kunst hat das Leben nicht verlängert, das Leben ist noch so kurz, wie zu Hippokrates' Zeit und reicht nicht aus, das ganze Gebiet der Medizin zu umfassen, Alles, was sie bietet, aufzunehmen und zu verarbeiten. Es mußte sich über Kurz oder Lang, oder vielmehr über Kurz und Lang, über den hippokratischen Jambus, gebildet aus der Kürze des Lebens und der Länge der Kunst, einen Ausweg finden, und dieser Ausweg bot sich in dem modernen Gesetz „von der Theilung der Arbeit" dar und trat hier unter der Firma „Spezialität" vielversprechend in die Welt.

Noch ein zweites Moment hat die „Spezialität" auf die Beine gebracht, die Ueberölkerung des ärztlichen Standes. Alljährlich werden von der alma mater (und jede Universität ist ja eine solche) eine große Anzahl ausgetragener Doktoren in die Welt gesetzt, die alle mehr oder weniger Appetit haben, den sie durch die Praxis befriedigen wollen. Wer kann ihnen das übel nehmen? Jahre lang haben sie ihrem „Brodstudium" obgelegen, Jahre lang haben sie sich durch Dick und Dünn, durch Aeußeres und Inneres, durch Schleim und Blut, durch Pulver und Blei, durch Gift und Tod, durch Flüchen und Schwächen, Stechen und Brechen hindurchgewunden, und nun, da sie aus dem Fegefeuer der Examina in den Himmel der Selbstständigkeit gelangt, da sie ärztlich majorenn geworden sind, wer wird es ihnen verargen, daß sie zunächst ihres schon lange majorennen Magens gedenken? Wer wird sie zur Fortsetzung ihrer Studien durch die inhumane Logik nöthigen wollen: Plenus venter non studet libenter!? Was ist natürlicher, als daß die frischgebackenen Aerzte, wie Diogenes mit der Laterne, Menschen, d. h. kranke Menschen suchen? Und diese finden sich — auf dem Wege der Spezialität. Hic Rhodus, hic salta! Halte dich an das Rhodus der Spezialität, und du wirst Kranke haben und Befriedigung für den gesunden Appetit. Das ruft ihnen der delphische Dreifuß der Zeit entgegen. Die Kunst ist lang und das Leben — theuer. Dieser zeitläufige Aphorismus ist die Wiege der Spezialität.

> Nehmt hin, sprach Aeskulap, die kranke Welt,
> Ein Jeder wähle das, was ihm gefällt.

Und Aesculaps Jünger fielen wie die wilden Jäger über den Körper, über die Krankheiten, über die Heilmethoden her, und Jeder faßte ein Stück, das er kriegen konnte. Das ist seine Domäne, die er beackert, das ist seine Provinz, die er verwaltet, das ist seine Kuh, die ihm Milch gibt. Müller nimmt den Kopf, Schulze die Brust, Schmidt den Unterleib, Vogt den Magen. Köhler verbeißt sich in die Zähne, Meyer legt sich auf den Rücken, Krüger nimmt die Augen in Beschlag, Wagner wirft sich auf die Füße, Schneider reißt die Blase an sich und geht den Menschen an die Nieren. Bauer erklärt sich die Frauen, Böttcher erbarmt sich der Kinder, Roth geht auf's Haar, Schwarz bindet sich an die Haut. Fuchs stellt sich den Nerven zur Disposition, Löwe packt den Kehlkopf, Hirsch nimmt die Würmer in Entreprise, Bock hält sich an die Spezies, wo der Mensch anfängt Genus zu sein; Bär sucht

> Mit des Geschickes Mächten
> Einen ewigen Bund — durch Flechten.

Jeder Körpertheil findet seinen Liebhaber, jedes Uebel seinen Vertreter, jede Heilmethode hat ihren Vormund, jedes Geschlecht, jedes Alter seinen Sachwalter. X sucht die Krankheiten mit Dampf fortzubringen, Y ist unausgesetzt bemüht, jedes Uebel in Wasser zu ersäufen, Z gibt jedem gezogenen und ungezogenen Patienten eine Tracht elektrischer Schläge, Tz kämpft mit seiner gymnastischen Logik gegen den pathologischen Grundsatz, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sei.

Die Idee der Spezialität ist kein Produkt der Neuzeit. Schon die Alten hatten ihre Zahn- und Augenärzte, die weit und breit bekannt und gesucht waren. Unserer Zeit war es indeß vorbehalten, den Spezialitätenkeim zu entwickeln, die Decentralisation des medizinischen Kunstorganismus mehr und mehr auszubilden und auf die Tagesordnung unserer brennenden Bestrebungen zu stellen. In kleinere Städte ist auch noch heute das Spezialitätenfieber wenig gedrungen, dagegen sind alle größeren Städte längst zu Spezialitätlichkeiten übergegangen. Hier gilt die Spezialität als Dogma, als alleinseligmachender Glaube, gewissermaßen ein therapeutischer Monotheismus, im Gegensatz zu den pantheistischen Doktoren, den „Aerzten für Alles". Die Spezialität ist der Weg zur Praxis, zum Ruhm, die Treppe zum Kapital und zum Kapitol. Die ars longa hat eingesehen, daß sie zu kurz komme, wenn nicht die Kunst zugleich Industrie ist, und wie sie vom Gewerbe die Theilung der Arbeit adoptirt, so hat sie auch dem make money gern das Bürgerrecht ertheilt. Seitdem die Praxis aurea nur das Monopol einzelner Granden des medizinischen Staats geworden, seitdem der große ärztliche Troß im Kariren das Curare schwer und tief empfindet, seitdem glänzt die Devise «make money» im Schilde der promovirten Kämpfer um's tägliche Brod, ob sie auch mehr zum Wahlspruch als Wahrspruch geworden. Das Geldmachen ist mehr rhetorische oder mythologische Figur, und während Hoff's Malzbier und Petsch's Apfelwein nicht ohne reichen Erfolg mitarbeiten in dem Weinberge des Herrn Doktors, ist dieser in der Regel nur auf die fakultative Bethätigung seiner Verdauungskräfte angewiesen, und seine Krankheitsprozesse und Heilungsprozesse sind ihm oft nichts Anderes als Alimentenklage. Mit dem idealen Geldmachen im Schilde der Hoffnung ist er faktisch zufrieden, wenn er nur hat quantum satis ad perfectam saturationem. („Wieviel zur vollkommenen Sättigung genügt," eine Redensart, die bei verschiedenen Brausemischungen stehend zur Anwendung kommt.)

Bei den Riesenfortschritten der medizinischen grauen Wissenschaft und der wachsenden Industrie der grünen Praxis läßt sich eine weitere Entwicklung der Spezialitäten mit Gewißheit vorausbestimmen. Vom Centrum in die Peripherie fortschreitend, muß nach und nach jeder Nervenfaden, jedes Gefäß, jeder Muskel, jede Zelle ihre besondere ärztliche Bedienung und Pflege haben. Das Prinzip der Gleichberechtigung muß hier in dem «Divide et impera» zum vollen Ausdruck kommen. Es muß Aerzte geben für jedes, auch das kleinste Uebel, für jede Varietät, jede Unterabtheilung. Hand- und Fußärzte reichen nicht aus, es müssen auch Einzelne die „Nagelpferde" bestreben. Der muß dem Stein zu Leibe, jener dem Krebs Stillstand gebieten. Es muß Wasserärzte, Bierärzte, Weinärzte, Milchärzte, Traubenärzte, Citronenärzte, aber auch Spiegelärzte geben, solche, die den Spiegel beherrschen und die Krankheiten ohne Mühe zurück- und vorspiegeln; ja auch die Methode, die Leiden, vom christlich germanischen Standpunkt aus, fortzubeten, muß ihren Spezialisten finden, Alles — in majorem Aesculapii gloriam.

So wird man analytisch in die kleinsten anatomischen Fragmente, in die mikroskopischsten Zellen hinuntersteigen, um alsdann synthetisch das große Gebäude der Zukunftsmedizin aufzuführen. Bald wird sich der Spezialitätenbaum weiter verzweigen und tiefere Wurzel schlagen, und wie ein Netz mit unzähligen Maschen und Knotenpunkten sich um die kranke Menschheit schlingen. Da wird nicht mehr von Augenärzten und Ohrenärzten die Rede sein (das Gesammtgebiet der beiden Doktrinen ist ja nicht mehr zu umfassen), nein, die Idio in partes kennt nur Irisärzte, Hornhautärzte, Linsenärzte, Netzhautärzte, vordere Augenkammerärzte, Muschelärzte, Steigbügelärzte, Trommelfellärzte. Dr. Schuh ist der Knorpeldoktor, Dr. Stiefeland der Sehnendoktor, Dr. Lederer der Gelenkdoktor. Dr. Rose ist berühmt als der linke Leberlappendoktor, Dr. Nelke als Herzklappen-Rath, Dr. Lilie ist Meister des rechten Lungenflügels, Dr. Blume's Größe und Reichthum steckt im Herzbeutel. Hat der Major a. D. Kniesschmerzen, so schickt er zum Gichtknotendoktor oder zum Hämorrhoidalknotendoktor; fühlt die Frau Staatsräthin ein Zittern und Pochen in der Brust, so zitirt sie einige bekannte ärztliche Herzklopfgeister; jammert die Frau Professorin über Ziehen in allen Gliedern, so wird der Geheimerath „So und so" geholt, der Selbstherrscher aller — Reißen.

Das ist das Bild der Medizin, von der Vogelperspektive der Zukunft aus gesehen. Die Aerzte für Alles sind auf dem Aussterbeetat gesetzt. Die künftige ärztliche Verfassung kennt nur noch Spezialitäten. En gros ist nicht mehr im Cours, Alles Detailgeschäft. Jeder Einzelne hat seine Abtheilung, seine Provinz; hier ist er zu Hause, hier richtet er sich ein; diesen Theil kultivirt er; hier ist er König, oder doch Großherzog oder Kurfürst; hier schreibt er dem Publikum Steuern aus; hier ist er Hülfe, Schutz, Rath und — Geheimer Rath. Quot morbi, tot medici; quot partes, tot artes. Das ist die Theilung der Arbeit auf dem Gebiet der ärztlichen Praxis.

Die Eröffnung des ersten italienischen Parlaments in Turin.

(Zu dem Bild S. 433.)

Der 18. Februar, ein heiterer und schöner Frühlingstag, sah die Straßen und Plätze von Turin im Festschmuck von dreifarbigen Fahnen, Teppichen und Blumen, und eine zahlreiche Menschenmenge durchwogte die Stadt, welche den König Viktor Emmanuel erwartete, der sich am Vormittag dieses Tages unter Kanonendonner aus seinem Schloß nach dem Parlamentsgebäude begab, um dort das erste italienische Parlament zu eröffnen. Beim Eintritt des Königs in den Saal, dessen Tribünen von einer gewählten Gesellschaft besetzt waren, unter der sich auch der preußische Gesandt von Brassier befand, erschollen laute Evivas, und nachdem der König auf dem Throne Platz genommen, die Deputirten und neu ernannten Senatoren vereidigt worden waren, verlas Viktor Emmanuel die Thronrede. Er sagte unter Anderem in derselben: „Das freie, beinahe vollständig geeinigte Italien vertraue sich der Weisheit der Abgeordneten an, deren Aufgabe es sei, dasselbe zu organisiren. Der französische Gesandte sei zwar abberufen worden, aber die Bande, welche beide Länder verbände, seien unauflöslich. Auch England erkenne das Recht Italiens an. Das Volk werde der Regierung die Mittel an die Hand geben, die Rüstungen zu vervollständigen. Die Einnahme von Gaëta kröne auf würdige Art die Waffenthaten des Heeres. Es gereiche ihm als König und Soldat zur besonderen Genugthuung, dem ersten italienischen Parlament seine Freude darüber auszudrücken."

Wochen-Chronik.

22. — 29. März.

Deutschland. Itzehoe. Am 21. begannen die Verhandlungen der holsteinischen Ständeversammlung über den Bericht des Ausschusses über die Regierungsvorlagen. Am 23. wird der Bericht, der die Verwerfung der Vorlagen beantragt, einstimmig angenommen. Eine Anfrage wegen der Vorlage des Budgets wird am 26. von dem Kommissär der Regierung ausweichend beantwortet, die Regierung wolle sich die Sache überlegen u. s. w. — und die Ständeversammlung darauf auf 6 Monate vertagt. Der dänische Kommissär Raasløff reicht nach diesen Verhandlungen seine Entlassung ein, welche angenommen wird. Der Ministerpräsident Hall übernimmt provisorisch das holsteinische Ministerium. — In Braunschweig erscheint am 22. der Ausschußbericht in der kurhessischen Verfassungsfrage. Der Bericht enthält eine Verwahrung gegen den Bundesbeschluß von 1852 und eine Petition an die Regierung um Herstellung des verfassungsmäßigen Zustandes. Derselbe wird am 25. einstimmig angenommen. — Wien 29. Die Wiener Zeitung meldet die kaiserliche Genehmigung der Inslebentreten Siebenbürgens nach seiner früheren Eintheilung und Verfassung vom Jahre 1791. Am 30. veröffentlicht sie eine Verordnung Schmerling's, wodurch die Oeffentlichkeit der Gemeinderathssitzungen hergestellt wird. Im Marinewesen werden eine Reihe Ernennungen bekannt gemacht. — Der Judex curiae in Ungarn, Graf Apponyi, soll seine Entlassung eingereicht haben. Die Wahlen zu den Landtagen fallen überall liberal aus.

Großbritannien. London 22. Lord John Russel beantwortet Interpellationen bezüglich der Kossuthnotenangelegenheit, der Waffenkonfiskation an der unteren Donau und der Ereignisse in Warschau und Syrien. Er vertheidigt die Regierung wegen ihres Benehmens bei der Entdeckung des von Kossuth betriebenen Druckes ungarischer Banknoten, und wegen der Bewilligung eines englischen Fahrzeuges, um die in die unteren Donauländer eingeführten, in Galacz konfiszirten Waffen nach Genua zurückzuführen. Das Parlament wird bis zum 8. April vertagt.

Frankreich. Paris 23. Der Kaiser beantwortet die Adresse des gesetzgebenden Körpers mit der Erklärung, daß die Debatten, trotz ihrer Heftigkeit, ihn befriedigt haben. — Der Bischof von Poitiers wird wegen eines heftigen Hirtenbriefes über die Broschüre von Laguerronière vor den Staatsrath gefordert, und hier wegen „Mißbrauchs der Amtsgewalt" verurtheilt. — Die Patrie vom 28. bringt einen geharnischten Artikel gegen England wegen der Anwesenheit der orleanistischen Prinzen bei dem Leichenbegängniß der Herzogin von Kent. — Der Marineminister Chasseloup-Laubat unternimmt am 27. eine militärische Inspektionsreise nach Lorient und Umgebung.

Italien. Turin 22. Feierliche Enthüllung des Manindenkmals, bei welcher namentlich die liberale französische Presse zahlreich vertreten ist. Am 23. kündigt Cavour in der Abgeordnetenkammer die Bildung des neuen Ministeriums an. General Lamarmora richtet über die Organisation der Armee eine Interpellation

an den Kriegsminister, welche zu einer heftigen Debatte führt, aber schließlich durch die Tagesordnung beseitigt wird. Am 25. beginnen die Verhandlungen über die Audinot'sche Interpellation wegen Rom, als der Hauptstadt Italiens. Cavour erklärt, Italien habe ein Recht auf Rom als Hauptstadt, aber der Zeitpunkt lasse sich nicht bestimmen, man müsse sich mit Frankreich zuvor verständigen — die Linke verlangt, man solle sofort Rom als Hauptstadt proklamiren. Buoncompagni beantragt motivirte Tagesordnung als Vertrauenserklärung für das Ministerium, die denn auch am 27. fast einstimmig angenommen wird. Am 28. vertagt sich die Kammer bis zum 2. April.

Rußland. Warschau 28. Auf das Verlangen der Polen wird der Oberpolizeidirektor Muchanoff entlassen, der sich wegen eines Rundschreibens an die Civilgouverneure mißliebig gemacht hatte. An seine Stelle wird der populäre Generalmajor Gerewicz ernannt. Gleichwohl dauert die Gährung in den polnischen Provinzen fort, und überall wird von dem Petitionsrecht Gebrauch gemacht.

Türkei. In Konstantinopel verbreitet sich am 27. das Gerücht, wonach garibaldi'sche Freischaaren in Spezia in Albanien gelandet wären, um sich mit den Aufständischen in der Herzegowina zu verbünden, worauf die Vertreter der Großmächte zusammentreten, um die Pforte zum Reuem zu Reformen zu drängen. Jenes Gerücht erweist sich indessen als irrig.

Asien. Die Franzosen machen Fortschritte auf ihrer Expedition gegen Cochinchina, und schlagen die Straße nach der Hauptstadt Hue ein.

Amerika. Der Präsident Lincoln weigert sich, mit den Kommissären der Südstaatenkonferenz zu verhandeln, welche unverrichteter Dinge auch Montgomery zurückkehren. Die Regierung beschließt, das durch die Lässigkeit Buchanan's unhaltbar gewordene Fort Sumter bei Charleston aufzugeben. Die Südstaatenkonferenz proklamirt die neue Verfassung des Südstaatenbundes und ernennt Abgesandte, die an den europäischen Höfen die Anerkennung des neuen Bundes erwirken sollen.

Vom Büchertische.

— **Ein leidenschaftliches Herz.** Roman von Stanislaus Graf Grabowski. Zwei Bände. Leipzig bei Fr. W. Grunow. — Von Grabowski etwas Geistreiches, Formschönes, ein dem Kunstwerk sich nur halbwegs näherndes Produkt zu erhalten, sind wir nicht gewohnt, er schreibt eben für Leihbibliotheken. An diesem Buche müssen wir indeß den sauberen Stil anerkennen. Oerzen und Cherstine sind edle Charaktere, die Mitgefühl erwecken, auch Karl von Neumann und seine Familie ist natürlich dargestellt. Die Heldin Selma hätte bei ihrer Charakterlosigkeit ein schlechteres Schicksal verdient. Ein eigentlich künstlerischer Plan fehlt auch diesem Romane.

— **Muckeromantik oder Tagebuch eines Seelensuchers.** Roman aus dem Wupperthal. Rheinische Buchhandlung in Bonn. — Wir glauben uns kaum zu irren, wenn wir annehmen, der Autor dieses Buches und der kürzlich von uns besprochenen „Erkaltäter des Gemüts" sei ein und dieselbe Person. — In dem vorliegenden Roman, der, wie der Herausgeber im Vorwort sagt, keiner ist, wird die tiefe sittliche Fäulniß der christlichen Gesellschaft unter dem zur frivolen Heuchelei führenden Druck des Gewissenszwanges geoffenbart. Die vorgeführten Hauptpersonen leben sämmtlich, die mitgetheilten Briefe und Tagebuchblätter sind wirklich geschrieben worden. — Es ist jedenfalls recht verdienstlich und verdient die größte Anerkennung jedes wahrhaften Christen, das Gewebe von Heuchelei und Lüge, wie es im Wupperthal von Pietisten gesponnen wird, der öffentlichen Verachtung Preis zu geben — und so mag denn das Büchelchen als Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte unserer Zeit willkommen geheißen werden.

— **Juliane von Krüdener und Kaiser Alexander.** Ein Zeitbild von Amely Bölte. Erste Abtheilung. Frau von Krüdener als Weltdame. Berlin. Janke. — In diesem Lebensabriß einer berühmten Frau, von welchem erst drei Bände erschienen sind, hat uns die Verfasserin abermals eine werthvolle Gabe zugedacht, wenn schon der Leser sich eines peinlichen Gefühles dabei nicht zu erwehren vermag, daß ursprünglich schöne und edle Anlagen durch Eitelkeit und Selbstsucht so vielfach in Schatten gestellt worden sind, und was dieser begabten Frau zum Segen gedeihen sollte, dadurch zu Mißbehagen und Unheil ihrer nächsten Umgebung sich gestaltet hat. — Unwillkürlich gedenkt man dabei einer früheren Arbeit der Verfasserin, die sich über das Leben und Wirken der Frau von Staël verbreitete, und wird zu einer Parallele hingezogen zwischen diesen beiden Frauengestalten, welche, einer und derselben Zeit, denselben Lebenskreisen angehörend, jede in ihrer Art zu den glänzendsten Erscheinungen jener Tage gezählt hat. Wie großartig erscheint uns neben diesem Miniaturbild die ganze Charakteranlage von Necker's genialer Tochter, die, selbst in ihren Schwächen noch von edlem Blut durchhaucht, allem Egoismus fremd blieb. — Solche umfassende Charakterschilderungen, welche in die Tiefe der Menschenbrust hinabsteigen, sind besonders für den weiblichen Leserkreis von hohem Werthe und lehren in dem fremden Spiegelbilde die eigenen Mängel und Gebrechen in klarem Lichte erkennen, wenn, wie in vorliegendem Buche, der Reiz der Darstellung anzieht und fesselt.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— „Meine Erlebnisse in Italien 1859 und 1860" heißen die Blätter aus dem Tagebuch eines englischen Arztes, welche in Wien bei Gerold erscheinen, Erinnerungen aus Mailand, Rom, Neapel und Gaëta schildern, und nicht bloß für den Militär, sondern für das große Publikum im höchsten Grade interessant sind. Der Verfasser war mehr als zwanzig Jahre lang von einem Kriegsschauplatz zum andern geeilt, und besitzt Kaltblütigkeit genug, um ein offener, klarer Beobachter sein zu können.

— Die kaiserliche öffentliche Bibliothek in St. Petersburg, von der wir früher Bild und Beschreibung brachten, hat bisher eines Wegweisers entbehrt. Der um dieses Institut sehr verdiente Direktor Baron Korff hat nunmehr einen solchen in deutscher Sprache erscheinen lassen, der uns zum ersten Male den großen Reichthum dieses kaiserlichen Instituts vor Augen führt, und die Aufmerksamkeit der deutschen Gelehrtenwelt in hohem Grade verdient. Die Bibliothek, welche erst aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts stammt, besitzt einen Schatz von 840,853 Bänden gedruckter Bücher, 29,045 Handschriften und 64,102 Kupferstiche.

— J. B. Friedrich hat ein Bändchen „Freie Verse" erscheinen lassen, deren Ertrag für das bonner Arndtdenkmal bestimmt ist.

— Ludwig Wihl, welcher seit lange in Paris in der Verbannung lebt, hat von der Amnestie Gebrauch gemacht und ist auf einige Zeit nach Aachen gekommen.

— Die neue wiener Zeitschrift „Ost und West" hat ihre ersten Nummern ausgegeben. Den Nachrichten aus den slavischen Ländern ist zwar besondere Aufmerksamkeit geschenkt, aber das neue Journal vertritt wirklich eine vernünftige Verschmelzung der beiden Elemente.

Literatur des Auslandes.

— Alfred de Bréhat veröffentlicht unter dem Titel „Histoires d'amour" ein Buch, welches sich unter den neueren französischen literarischen Erzeugnissen auszeichnet. Der Verfasser, welcher viel gereist, benützt seine Anschauungen zu Schilderungen weniger bekannter Gegenden, und die Szenerie seiner Novellen ist namentlich Kalifornien und Brasilien.

— Von Gustav Chadeuil, dem Verfasser der beliebten musikalischen Feuilletons im Siècle, ist ein interessanter kleiner Roman „Der Curé von Pecq" und von Ch. Narrey ein anderer „Der vierte Dieb" erschienen.

— Bei Dezobry, E. Magdeleine und Komp. in Paris ist eine neue, durchgesehene und verbesserte Ausgabe des „Dictionnaire de Biographie, d'Histoire, de Géographie etc." von Ch. Dezobry, Th. Bachelet und einer Gesellschaft von Professoren und Gelehrten erschienen (2 Bände gr. 8 von circa 3000 Seiten). Zu der ersten Ausgabe wird ein Supplementband, 1857—1860 incl., verlangt.

— Bei Didier und Komp., Librairie académique, in Paris ist der dritte Band der hugo'schen Uebersetzung von Shakspere, enthaltend Romeo und Julie, Timon von Athen, Sommernachtstraum, die beiden Edelleute von Verona u. s. w. erschienen. Die ganze Uebersetzung erscheint, je ein Band monatlich (zu 5 fl.), in 8 Bänden.

— Von Lady Georgiana Fullerton ist ein neuer Roman „Rose Leblanc" mit einer Einleitung von M. Bonhaire erschienen; Elisabeth Harcourt Mitchell publizirt ein Bändchen Verse „Wild Thyme".

— Bei Hurst und Blackett in London ist eine Novelle „Katherine and her Sisters" erschienen, deren Verfasserin eine Frau zu sein scheint. Die Erzählung ist hübsch, einfach und anmuthig.

— Eine schöne und melodische Sammlung von Liedern hat Gerda Fay unter dem Namen „Lyrics and Idylls" bei Bell und Daldy veröffentlicht. Das Athenäum zitirt ein Gedicht „The quiet Room", bemerkt aber, daß es bei so viel Gutem schwer halte, eine besonders gelungene Probe mitzutheilen.

— Charles Dickens hat wieder Vorlesungen begonnen, und las am 14. März in St. James' Hall, Piccadilly, vor einem gewählten und zahlreichen Auditorium sein „Christmas Carol".

— Der Schlußband von Macaulay's Geschichte von England ist nun ausgegeben und wird wahrscheinlich auch bald in der „Tauchnitz edition" erscheinen.

Bildende Künste.

— Julius Emmerich aus Trier hat die vom berliner Architektenvereine gestellte Aufgabe, den Entwurf eines neuen Theaters für Oper, Schauspiel und Ballet, am besten gelöst, und wird das vom König Friedrich Wilhelm IV. als Preis zuerkannte Reisestipendium von 100 Louisd'or erhalten.

— Bei dem Schinkelfest, welches am 13. März in Berlin gefeiert wurde, hielt Oberbaurath Stüler den Festvortrag über „Friedrich Wilhelm IV. in seinen architektonischen Neigungen und Thätigkeiten". Natürlich war der Redner, welcher in dieser Branche dem König am nächsten stand, wie Niemand sonst befähigt, ein getreues Bild aus seinen vielfachen Beziehungen und Erinnerungen zu entwerfen.

— In Parma soll Viktor Emmanuel ein Denkmal gesetzt werden, zu welchem Angelucci das Modell entworfen. Der König sitzt zu Pferde, das aus der Scheide gezogene Schwert gesenkt, in der anderen Hand eine Trikolore. Am marmornen Sockel werden die Medaillons Garibaldi's, Cavour's &c. angebracht.

— Der junge berliner Bildhauer Reinhold Begas, ein Sohn des berühmten Malers Karl Begas, ist an die Kunstakademie nach Weimar berufen worden und wird nächstens dahin übersiedeln.

Musik.

— Der Komponist J. J. Abert, der einen Urlaub, den ihm die stuttgarter Intendanz bewilligte, zu einem Aufenthalte und zu Studien in Paris benützt, hat im „Staatsanzeiger" eine Reihe „Musikalischer Briefe" veröffentlicht, die von einem gesunden Urtheile und klarer, unbefangener Anschauung der musikalischen Dinge zeugen. Sehr interessant war uns namentlich das Urtheil über die wagner'sche Oper und ihre Aufführung, die neben Bestätigung des von uns Gesagten, namentlich auch die Leistungen der französischen Sänger und des Orchesters als tadellos bezeichnet und den Ersteren das Zeugniß gibt, daß sie auf erstaunenswerthe Weise das deutsche Element der Musik erfaßt.

— Das schweizerische Musikfest findet dieß Jahr am 25., 26. und 27. Juni in Zürich Statt.

— Zwei Schwedinnen machen gegenwärtig als Gesangsphänomene von sich sprechen — Christine Nilsson und Louise Michaeli; die erste wird in Paris ausgebildet und soll die schönste Stimme der Welt besitzen. — sie war früher Straßensängerin; die zweite enthusiasmirt die Kopenhagener und ist für London engagirt.

— Am 14. Februar starb zu Lüttich einer der ausgezeichnetsten Lehrer des dortigen königlichen musikalischen Konservatoriums, Franz Karl Joseph Dupont. Der Verstorbene war außerdem ein vorzüglicher Violinspieler, und eine von ihm komponirte Oper „Ribeiro Pinto" hat einen großen Erfolg gehabt. Dupont ist nur 39 Jahre alt geworden.

— Belgien hat einen seiner fruchtbarsten Komponisten und sehr bekannten musikalischen Kritiker, Herrn Siman, durch den Tod verloren. Er starb vor einigen Tagen in Brüssel. Er hat nahe an achtzig größere Tonwerke komponirt, und in seinem Nachlasse befindet sich noch ein bedeutendes Werk, „Die vier Jahreszeiten".

— Eine junge Engländerin, Miß Mangold, Schülerin von Henselt, welche mehrmals im Salon Erard in Paris gespielt hat, macht viel Aufsehen. Berlioz kritisirt ihr Spiel im Journal des Debats mit den Worten: „wenn sie nicht zum Fortepiano ginge, so würde das Fortepiano zu ihr gehen."

Poesie.

— „Der Wiking von Samland" heißt der Name einer Tragödie von Ernst Wichert, welche zu Berlin im Verlage von R. Decker erschienen ist. Dieselbe ist in fließenden Jamben geschrieben und spielt am frischen Haff, im Samland und in Königsberg in der Zeit, da das Christenthum noch mit den alten heidnischen Göttern rang. Auf spezifisch preußischem Boden wurzelnd, wird das Werk den Bewohnern jener Lande eine willkommene Gabe sein.

Bühne.

— Bekanntlich hatten sich in Folge der Beschlüsse der in Dresden im Jahre 1858 versammelten Vereinsbühnenvorstände drei Gruppen mit drei besonderen Statuten innerhalb des deutschen Bühnenkartellvereins gebildet, von denen die eine, aus zwölf Hof- und mehreren Stadttheatern bestehend, es sich zur Aufgabe gemacht, den auf jener Konferenz gerügten Uebelständen des Theateragenturunwesens energisch entgegen zu treten. Zu dem angegebenen Zweck war seitens der letzteren Vereinigung, und zwar nicht im speziellen, sondern im allgemeinen deutschen Theaterinteresse ein Vereinsbureau und ein Vereinsblatt in's Leben gerufen und mit bedeutenden Zuschüssen erhalten worden. Da nun aber ein allgemeiner Anschluß an die getroffene Organisation nach einem dreijährigen Versuch nicht stattgefunden, andererseits vielmehr eine immer größere Zersplitterung des Kartellvereins gefürchtet werden mußte, so haben die am 25., 26. und 27. März in Berlin versammelt gewesenen Bühnenvorstände, einzig im Hinblick auf die Herstellung eines großen, allgemeinen, deutschen Kartellverbandes und auf die Zusammenhaltung der sich aus den verschiedenen Gruppen loslösenden Elemente, ein Statut festgesetzt, welches den allen Gruppen gemeinsamen Bestrebungen Ausdruck gibt und das, um des höheren Zweckes der Einheit willen, von der Agentenfrage Abstand nimmt. Es mußte namentlich dieses Opfer gebracht werden, indem man nur zwischen eben demselben und einem voraussichtlichen Zerfallen eines allgemeinen deutschen Bühnenkartellverbandes zu wählen hatte. Indeß ist gleichzeitig von den Bühnenvorständen von Berlin, Stuttgart, Hannover, Kassel, Karlsruhe, Wiesbaden, Mannheim, Schwerin und Dessau beschlossen worden, eine gewisse Anzahl bestimmter Spezialagenten zur ausschließlichen Benützung den deutschen Kartellbühnen zu empfehlen. Für heute diese Notizen.

— G. zu Putlitz' „Don Juan d'Austria" ist in Breslau zum ersten Male gegeben worden, und hat namentlich durch die Darstellung der Gräfin Benzes von Frau Reitsch einen glänzenden Erfolg gehabt.

— In Weimar kam auch längerer Pause das Schauspiel „Heinrich von Schwerin" von Gustav von Meyern zur Aufführung, und fand durch seine Beziehungen zum dänisch-deutschen Konflikt eine warme Aufnahme. Den Freunden dieses Dichters empfehlen wir eine andere dramatisch politische Studie „Ein Kaiser", welche kürzlich bei Fr. W. Grunow in Leipzig erschienen ist.

— Richard Wagner hat seine Oper nach der dritten Aufführung zurückgenommen.

— Grunert hat seinen Frühjahrsurlaub zu einem Gastspiel in Königsberg, Stettin (Walküre) und München benützt, und an allen drei Orten sich großen Beifalls zu erfreuen gehabt.

— Frau von Bulyowsky hat sich von Wien — ein zweiter Bericht der Rezensionen bestätigt den ersten — nach Köln gewandt, wo man Mitte des Monats auch Döring erwartet.

Kultur und Wissenschaft.

— Nachdem die Abendvorträge der Liebig in München, welche Naturwissenschaft, Geschichte, Aesthetik und Philosophie behandelten, zu Ende sind, hat ein aristokratisches Damenpublikum an Döllinger und Deutinger die Bitte gestellt, einen Zyklus von Vorlesungen vom positiv-gläubigen, natürlich katholischen Standpunkt aus zu beginnen, die nächstens ihren Anfang nehmen werden. Döllinger soll das Thema „Christenthum, Mosaismus und Islam" gewählt haben.

— Professor Türk in Wien und Czermak in Prag haben von der Akademie der Wissenschaften auf Grund ihrer den Kehlkopfspiegel angehenden Arbeiten einen Preis von 1200 Franken erhalten.

— Professor Häusser aus Heidelberg weilt gegenwärtig in Berlin, um in den dortigen Archiven weitere Studien für seine Geschichte Friedrich's des Großen zu machen.

— Die pariser Akademie der Wissenschaften hat an H. Cay's Stelle Drouyn de Lhuis gewählt.

— In London findet am 1. Juli eine Generalkonferenz des Freimaurerordens aus aller Welt Statt, indem jede Großloge durch zwei Abgeordnete vertreten sein wird.

Industrie, Handel und Verkehrsanstalten.

— Die türkische Regierung hat der französischen und englischen den Vorschlag zu einem Handelsvertrage eingereicht, nach welchem für alle Güter, welche importirt, eine Steuer von 8 Prozent, welche exportirt werden von 5 Prozent, und welche nur durchgehen von 3 Prozent entrichtet werden soll. Die Transitosteuer soll allmälig auf 2 und zuletzt auf 1 Prozent herabgesetzt werden.

— Die Telegraphenlinie nach Algier durch Spanien und die balearischen Inseln ist nun auch für Privatkorrespondenz eröffnet.

— Die Eisenbahn von Lausanne nach Villeneuve am Rande des Genfersees wird Mitte Aprils eröffnet.

Naturkunde.

— Ueber die Wasserheilanstalt von Dr. Steinbacher in München gehen uns sehr anerkennende Urtheile zu. Diese Heilmethode ist bekanntermaßen bis zum Extreme gesteigert worden, und hat dadurch häufig sich lächerlich gemacht und um den Kredit gebracht. Steinbacher hat sie auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt und dadurch die schönsten Erfolge erzielt; darum allein schon ist die Anstalt werth in unseren Blättern erwähnt zu werden. Nervenleiden und Schwächungen durch große Säfteverluste haben sich als ein besonderes günstiges Terrain dieses Heilverfahrens erwiesen, und wir weisen Leidende dieser Art nachdrücklich auf das münchner Institut hin.

— Die Untersuchungen auf dem Grunde des atlantischen Ozeans zur Legung des unterseeischen Telegraphen haben sehr interessante Resultate ergeben. So hat man 250 (engl.) Meilen von der irländischen Küste, wo das Wasser ganz klar und durchsichtig ist, eine Felsenkette gefunden, die, wenn sie sich über die Oberfläche des Wassers erheben, die ganze Küste Irlands mit einer wahren Alpenkette umgeben würde. — Der ganze Boden des atlantischen Meeres ist mit einer weichen, klebrigen Masse bedeckt, wovon 9/10 aus kleinen Thieren bestehen, deren ganz bequem hundert in einem Wassertropfen schwimmen können, und hunderte von Meilen sind mit den Resten dieser kleinen Thierchen bedeckt. Auffallend ist es, daß man bis jetzt weder Gerippe oder Knochen von großen Fischen oder von Menschen, noch Anker, Münzen oder Instrumente gefunden hat.

Hof-Chronik.

— Die Kaiserin von Oesterreich wird nach ihrer Rückkehr aus Madeira den emser Brunnen gebrauchen. Auch die Königin von Neapel soll dahin kommen.

— Die Königin-Wittwe von Neapel nimmt fürder ihre Residenz in Prag und hat den fürstlich Salm'schen Palast daselbst gekauft.

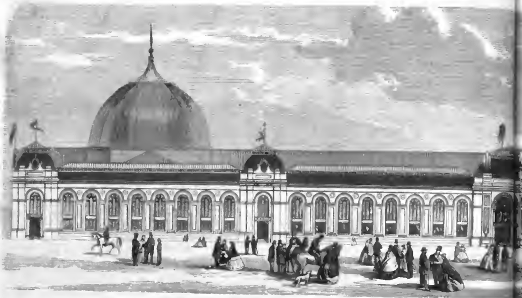
— Im Schlosse Bürderstein werden Vorbereitungen zur Aufnahme der neapolitanischen Königsfamilie getroffen.

Gestorben.

— General von Hollaß, der früher in der englisch-deutschen Legion, dann in der hannover'schen Armee diente, 77 Jahr alt.

— Fürst und Altgraf Joseph zu Salm-Reifferscheid-Dyck, preußischer Generalmajor, am 21. März zu Nizza.

— Joseph Staudigl, einer der größten Sänger unserer Zeit, in der neuen Irrenanstalt am Michelbeuerngrund bei Wien, am 28. März.



Das projektirte Gebäude für

Das Ausstellungs-Gebäude in London und die Zentralhallen in Paris.

Wenn das Alterthum stolz war auf einzelne riesige Bauten, die in der damaligen Welt als „Wunderwerke“ angestaunt wurden, so darf unsere Zeit wohl kühn mit diesen rivalisiren. Seit den großen Erfindungen in allen Zweigen der Industrie scheint dem menschlichen Geiste nichts mehr unausführbar zu sein. Jeder erinnert sich gewiß noch, welches Staunen der im Jahre 1851 im londoner Hyde-Park aufgeführte Krystallpalast, der nun in Sydenham steht, hervorrief. Seitdem haben die Engländer, Franzosen und andere Völker gar manches neue monumentale Werk vollendet und das Ausstellungsgebäude für das Jahr 1862, welches in Kensington erbaut wird, und zu welchem der Ingenieurkapitän Fowke die Pläne entworfen, wird die Anzahl derselben vermehren. Das neue Gebäude wird in seinen Haupttheilen aus solidem Mauerwerk bestehen, und sowohl in der Großartigkeit der ganzen Anlage, wie im Geschmack den Ausstellungspalast von 1851 ganz verdunkeln. Eine Garantiesumme von 300,000 Pfund Sterling ist bereits zusammengebracht, doch sollen die Kosten nur 200,000 Pfund Sterling betragen. — Das alte Gebäude im Hyde-Park nahm einen Flächenraum von 23 englischen Acres ein, das neue wird noch 3 Acres mehr umfassen, wozu noch Seitenflügel kommen, welche Ackerbaugeräthe und Maschinen aufnehmen. In Betreff der Beleuchtung und Bedachung werden wesentliche Verbesserungen eintreten, und die Länge des ganzen Gebäudes wird 1200 Fuß und die Tiefe 700 Fuß betragen. Zwei Kuppeldome von 250 Fuß Höhe überwölben das Ganze. Der Palast wird Galerien für die schönen Künste und Räume für die verschiedenen Industriezweige enthalten, doch sind die Details für die innere Einrichtung noch lange nicht vollendet. Wie bisher festgesetzt ist, sollen die an der Front gelegenen Räume zwei Bildergallerien enthalten, die eine wird 1150 Fuß lang und 50 Fuß tief sein. — Am 1. Mai 1862 wird diese Ausstellung von der Königin eröffnet und am 15. Oktober wieder geschlossen werden. — Ein Pendant zu diesem großartigen Bau liefern die pariser Zentralhallen, welche ihre Namen daher bekommen, weil sie im Mittelpunkte



Die Zen



…ine Weltausstellung von 1862.



Paris.

der Stadt, nicht fern von der Seine und der Kirche Saint Eustache liegen. Ihr Erbauer ist Baltard, und die zehn Pavillons von leichter und eleganter Struktur, aus denen sie bestehen, nehmen einen Flächenraum von 20,000 Metres ein. Die Bestimmung dieser riesigen, aus Eisen und Glas errichteten Hallen ist, einen Zentralpunkt für Händler zu schaffen, welche die Stadt mit ihrer mehr als eine Million zählenden Einwohnerzahl mit dem zur Nahrung Nothwendigen versehen. Das Licht fällt durch weite mit Glas versehenen Laternen in diese Hallen, welche durch zwei breite Straßen durchschnitten werden, in denen jeden Tag Tausende wandeln, um ihre Einkäufe zu machen oder die großartigen Einrichtungen zu bewundern. Jeder Pavillon enthält ungefähr 250 Boutiquen, in denen Fleisch, Gemüse, Eier, Butter, Käse, Wildpret, Fische, kurz alle erdenklichen Nahrungsmittel, welche die Küsten des Meeres wie der angrenzenden Binnenländer durch die Eisenbahnen nach Paris liefern, feilgeboten werden. Der Name und die Nummer jedes Kaufmanns sind vorn an der Bräunung jeder Loge angeschrieben. Fontainen an verschiedenen Orten spenden fortwährend das nothwendige Wasser und tragen im Sommer dazu bei, eine kühle und angenehme Temperatur zu erhalten. Der zum Verkauf von Fischen bestimmte Pavillon hat seine besonderen Einrichtungen. Zum Zerlegen der Fische, die stückweise verkauft werden, stehen lange Tische mit weißen Marmorplatten einer am andern, und die lebenden befinden sich in kleinen Bassins, welche fortwährend durch frisches Wasser gespeist werden, das ihnen durch Röhren, die die Form eines Schwanenhalses haben, zugeführt wird. Ungeachtet ihrer Eleganz, ihrer originellen Bauart und großartigen Ausdehnung bilden die Zentralhallen selbst doch nicht das Sehenswürdigste, sondern weit mehr noch werden den Fremden die unterirdischen Gewölbe, die sich unter dem Gebäude hinziehen, interessiren. Dieselben erhalten durch Fenster Licht und Luft, und dienen zum Aufbewahren der Vorräthe und der Nahrungsmittel, welche in der Kühle liegen müssen. Der erste Stein zu den Zentralhallen wurde am 15. September 1851 gelegt, und 1857 wurden die ersten vollendeten Pavillons von den Händlern mit Butter, Eiern, Früchten und Kartoffeln in Besitz genommen.

Auf der Alm.

Novelle

von

Paul Heyse.

(Schluß.)

Phrygius streckte sich sogleich ins Heu und war nach wenig Athemzügen fest eingeschlafen. Aber dem Baron ward es nicht so gut. Zwar lag er sanft genug, und selbst die dunstige Wärme, die von dem Stall unter ihnen heraufdrang, war in der frischen Herbstnacht nicht unwillkommen. Wenn er den Kopf ein wenig hob, konnte er über den Rand des offenen Bretterbodens in dem weiten Raum unten die gehörnten Häupter der Herde sich im Schlaf hin und her bewegen sehen und das glänzende Auge der Leitkuh, die nach ihrem Kalbe schaute. Durch die losen Schindeln im schrägen Dach ihm zu Häupten drang ein leichter Nachthauch herein, um so viel von seinem Athem zu erfrischen. Und zuweilen hörte die tiefe Stille auf der einsamen Höhe, als ganz in der Ferne das rauhe Gebrüll des Brunsthirsches, der noch in seinen Liebesgedanken durch den Nebel dahin wandelte, vielleicht zum letzten Mal. Denn die Büchse, die ihm nachstellte, war schon geladen. Aber auch dieser Ruf war es nicht, der den Jäger droben im Heu wach hielt. Hinter den geschlossenen Augenlidern sah er, so deutlich wie kurz zuvor, das runde feste Gesicht des Mädchens, das ihn beherbergte, vom Lampenschein geröthet, und zumal die frischrothen Lippen lachten ihn seltsam an. Er stand wieder neben der Schaukel und sah sie in die Lüfte fliegen und hörte das übermüthige Jauchzen. Damals schien sie ihm eine ganz Andere, noch ganz ohne Schicksale und ernsthafte Gedanken. Was war's mit dem Sepp? Tachtt sie noch an ihn, oder war es ihr Ernst, als sie ihm sagte: „Wir sind geschieden?"

Das und Anderes sie zu fragen, verlangte den Schlaflosen immer stärker. Auch bildete er sich unbedenklich ein, daß er neben dem rohen Wilderer eine sehr schmucke Figur gespielt habe, zumal da er offenbar als Sieger das Feld behauptet hatte. Die Resei — wer weiß — lag jetzt wohl auch noch ohne Schlaf und dachte an den sauberen fremden Jäger, und erwartete vielleicht jeden Augenblick, ihn zu etwas feinerer Zwiesprach an ihrer Thür klopfen zu hören. Sie mußte ihn für einen Tölpel halten, daß er die gute Stunde verschlafen konnte, oder gar für hochmüthig, als sei sie ihm nicht der Mühe werth. Und nicht am wenigsten reizte ihn auch der Gedanke, daß sein eifersüchtiger Feind nun draußen in der kalten Wildniß liege, während er in guter Ruhe die Gelegenheit wahrnähme, und das schöne Schätzlein sich eroberte.

Ein Versuch war immerhin zu wagen. Er stützte sich auf seinem Heulager auf und lauschte mit Befriedigung auf die tiefen Naturlaute, die aus dem Schlafwinkel seines jungen Gefährten herklangen. Schon hatte er sich sacht aufgerichtet, den Rücken unter den Dachbalken gekrümmt, den Fuß tastend vorgesetzt, um sich nach der Leiter zurückzufinden, als er draußen am Hause einen verstohlenen Pfiff rasch wiederholen und den Hirschruf gedämpft nachahmen hörte. „Der Sepp ist's," sagte er augenblicklich bei sich selbst. „Was hat der Unverschämte noch hier zu suchen?"

In hellem Aerger duckte er sich nieder und kroch auf Händen und Knieen über die ganze Breite des Dachbodens hin, bis zu einer Mauerlücke. Er sah aber, obwohl er merkte, daß unter ihm das Fenster von Resei's Kammer lag, nichts als ein Stück der nebligen Landschaft, die nach dem Monduntergang grau und unheimlich ihn anstarrte. Wieder ein Pfiff, jetzt lauter und befehlender, und darauf ein rasches Pochen am hölzernen Laden, der das Fenster verschloß. „Sie wird doch keine Thörin sein und öffnen?" sagte der Lauschende bei sich selbst. Und wirklich blieb es eine geraume Weile still. Dann aber hörte er die gedämpfte Stimme des Sepp:

„Resei! auf der Stelle thust den Laden auf und hörst, was ich dir zu sagen hab', oder mein Eid! ich steck' dir die Hütten überm Kopf an, daß du mit sammt deinem Baron die Engel im Himmel sollst singen hören!"

Der Laden unten erklang, und sofort erwiederte die Stimme des Mädchens heftig und trotzig:

„Thu's nur, Sepp, hast ohnehin nimmer weit zum Räuber und Mordbrenner. Jetzt, was soll's? Mach's kurz, denn ich hab' keine Zeit, unnütze Reden anzuhören."

„Hast freilich bessere Dinge zu thun," höhnte der Bursch. „Wie? Steht er hinter dir, dein Herr Baron, und wispert dir zu, daß du mir's Fenster vor der Nase zuschlagen sollst? Ihr habt's auch viel fein und heimlich mit einander zu Tandeln, und Schad drum, daß noch einer auf der Welt ist, der euch den Spaß versalzen möcht'. Kann ihm aber nicht helfen, wissen will ich, wo ich d'ran bin, und nachher magst meinetwegen auf die Nacht einlassen, wen du willst, wir zwei sind fertig."

„Wir sind's lang, Sepp, und deine Reden kümmern mich nicht. Wenn du weiter nichts kannst, als schimpfen und aufbegehren, geh' mir vom Fenster weg und laß mich in Fried."

Der entschlossene und kalte Ton dieser Worte schien den Burschen betroffen zu machen. Er schwieg eine Weile und hustete, ehe er wieder anfing.

„Es ist nicht immer so gewesen zwischen uns Zweien," sagte er. „Als du zum ersten Mal auf der Alm warst, hab' ich nicht lang stehen und bitten brauchen, wenn ich den weiten Weg mich zu dir gestohlen hatt', um dir ein Edelweiß zu bringen, oder ein paar Kirchweihkrapfen, oder gar nichts als eine gute Nacht. Was ist dir nun auf einmal in Kopf gefahren, daß du mich anschaust wie ein wildfremdes Gespenst, und schlimmer wie deinen Todfeind? Bin ich der Sepp nimmer, dem du dazumal auf der jähen Wand überm See gesagt hast: Schau, Sepp, wenn du mir sagst, spring da hinunter mir zu Lieb, ich mein' ich müßt's thun? — Sie haben mich verschwätzt, ich weiß wohl; ein Lump sei ich worden, ein Spieler und Raufer. 's ist wahr, seit mein' Mutter todt ist und das Häusel auf'm Thereck leer steht und die zwei Kühe sich verlaufen haben — was hätt' ich daheim zu suchen? Nach Bertlesgaden bin ich gegangen und hab' Arbeit gesucht bei der Saline. Aber es taugt mir nicht in den Maderkasten; Luft muß ich um mich haben. Und von der Luft lebt man nicht. Aber ich hätt' wohl so oder so was Ehrlichs vor mich gebracht, wenn du nicht auf einmal mich anders angeschaut hättest und alle Lieb' und Freundschaft aus gewesen wär' wie verhext. Da erst hat mich der Teufel geritten, daß ich unnütz herumgefahren bin und die Gemsen weggeschossen hab', wo ich sie fand, und das Geld verspielt und verkegelt und verlumpt, und ist mir Alles Eins gewesen; was die Leut' von mir schwatzen. Denn du bist Schuld, Resei, du hast angefangen. Hättst du mir damals, da mein' Mutter todt war, gesagt: Halt das Deine zusammen, Sepp, in selbes Häusel führst mich einmal ein, und zu ein Paar Kühen wird's auch noch Rath sein, wenn du dich ordentlich hältst, — auf Ehr und Seligkeit, ich hätt' geschafft für Drei. Damals aber hast mich auf einmal mit keinem Aug' mehr angeschaut, und auf der Kirchweih in Bartlamä hast mit dem Aloys und Anderen getanzt wie besessen, und als ich zu dir kommen bin, hast dich weggedreht, daß ich hätt' in den Boden sinken mögen vor Wuth. Und ich wußt' doch, es geschah Niemand zu Lieb' und nur mir zum Possen. Denn so gut wie die Andern bin ich zehnmal, und das bissel Wildern ist noch lang keine Todsünde. Jetzt zum letzten Mal, Resei, was ist's mit uns Zweien? Und was hab' ich dir angethan, daß es für immer aus sein muß zwischen mir und dir?"

„Es ist mir lieb, daß du mich fragst," antwortete die Stimme des Mädchens, „und jetzt sollst du's wissen. Denn wenn's auch vorbei ist mit der Lieb': für so eine Windfahn', die sich dreht, heut so, morgen so, will ich nicht angesehen werden, auch nicht von dir. Hast ganz Recht, Sepp, daß ich dich anders angeschaut hab', seit deine Mutter gestorben ist, Gott hab' sie selig. Denn ich hab's wohl erfahren, was du gethan hast, als du mit der todten Frau eingeschneit warst droben am Thereck und hast die Leich' die langen Wochen nicht hinunterführen können auf den Gottesacker. Was du dazumal gethan hast, Sepp, das hat mir's Herz umgekehrt, daß alle Lieb' daraus verschwunden ist und du lang danach suchen kannst."

„Was ist's gewesen?" fuhr er auf. „Jetzt sag's, denn 's ist erlogen, wenn's was Unrechts war, das sag' denen, die dich gegen mich gehetzt haben; erstunken und erlogen ist's."

„Mach' hier keinen Lärm," erwiederte sie, „ich streit' nicht mit dir, denn ich weiß was ich weiß, und du selbst wirst nicht abschwören, was du laut genug beim Wirth in der Schönau dir nachgesagt hast, als was Apartes und Gespaßiges. Jetzt schau mir in die Augen und sag' ob's erlogen ist, daß du die Leich' von der alten Frau im Stadel hingelegt hast, mit den Füßen zur Thür hinaus, und dich dann hingehockt und gepaßt, daß die Füchse kämen, und so einen Tag wie den andern deine Gaudi gehabt, Füchs' zu schießen an der Leiche von deiner todten Mutter, daß die arme Seele keine Ruh gehabt hat, anstatt deine Vaterunser zu beten, wie's andere Christenmenschen thun? Als ich das gehört hab', hab' ich mir gesagt: So einen Wüsten wenn ich zum Mann bekäm', da wär's gefehlt in diesem und im ewigen Leben, und wer steht mir dafür, daß ich auch einmal so zu liegen komm', steifgefroren, mit den Füßen in den Schnee hinaus, als Witterung für Füchs' und Vögel oder was zu schießen dir sonst etwa einfallet? Da soll mich Gott behüten, und lieber schlag' ich mir gleich das Häusel am Thereck aus dem Sinn: denn wenn ich auch nur ein armes Dirndl bin, dafür schätz' ich mich noch lang zu gut. Und jetzt weißt's, Sepp, und jetzt leugn' es ab, wenn du's Herz dazu hast. Was geschehn ist, ist geschehn."

„So soll mich der Teufel auf'm Fleck zerreißen," schrie der Bursch außer sich, „wenn ich das dem Aloys nicht heimzahle. Den und Leid soll er machen, wo ich ihm wieder begegne, denn kein Anderer hat dir das gesagt, und 's ist eine hundsmäßige Lüge bei alledem, so wahr mir die Mutter Gottes helfe in der Stunde meines Todes. Wohl hab' ich Füchs' geschossen, während meine Mutter im Stadel gelegen hat und ich droben im Schnee gesteckt bin. Denn hätt' ich kein Zeug dazu gehabt, — mit Haut und Haar hätten sie die todte Frau aufgefressen und ich hätt's Geld für den Sarg sparen können. So ist's gewesen, und das hätt' Jeder gethan, und 's ist auch wahr, daß es mir die Langweil vertrieben hat, aber erlogen, daß ich's der armen Seele zu Schimpf und Unehr angestellt und sie dem Gethier als Witterung vorgeworfen hätt'. Wer das sagt, ist ein verlogener Hund, und das Fell will ich ihm über die Ohren ziehen; er komme mir schon einmal!"

Auf diesen heftigen Ausbruch erfolgte eine Stille. Der Baron oben unterm Dach machte sich schon darauf gefaßt, eine vollständige Versöhnung mitzuerleben. Aber so weit war das trutzende Paar noch nicht gediehen. Nach einer Weile hörte er wieder die Stimme der Resei.

„Der Aloys ist ganz unschuldig dran. Ich hab's von einem Andern, und du magst jetzt sagen, was du willst, Sepp, und es mag wahr sein oder erlogen, wer so ist, daß man ihm das nachred't und die Leute glauben's, mit dem ist's nicht richtig, und so einer bild' sich nicht ein, daß ein Mädel es sich für eine Ehr schätzen werd, für seinen Schatz angesehen zu werden. Jetzt merk' dir's ein für allemal, Sepp: ich nehm' keinen Wildschützen, und keinen Raufer, und vor einem Spieler schlag' ich erst recht drei Kreuz. Ich hab' keine Lust dazu, daß mir der Jäger einmal meinen Mann wie einen Gemsbock von der Wand herunterschießt, oder der Gend'arm ihn fortschleppt aus dem Wirthshaus, weil er flinker mit dem Messer bei der Hand war, als mit dem Beutel. Jetzt hab' ich dir's gesagt, Sepp, und nun laß mich in Frieden ein für allemal, und bleib' weg von meiner Hütten, denn was du hier suchst, findst du doch nimmer, das sagt dir die Resei und damit behüt' dich Gott, Sepp!"

Es klang am Fenster, als wenn sie den Laden erfaßt hätte, um ihn zu schließen; aber der Sepp legte noch einmal seine Faust dazwischen. „Hör' zu," sagte er mit rauher, von Leidenschaft bewegter Stimme. „Ich hab' dir auch noch ein letztes Wort zu sagen. Was in Zukunft geschieht und ob ich ein anderes Leben führen werd', ist meine Sach. Das aber merk': wenn du jetzt nicht auf der Stelle aus der Hütten gehst und dich über Nacht zur Vefa hinüberthust, weiß ich auch was ich weiß. Meinst, ich hätte nicht gemerkt, mit welchen Augen der Lackirte, der Stutzer, dich angeschaut hat, und daß dir's in Kopf gestiegen ist? Ich aber kenn' ihn, und darum bin ich so fuchsteufelswild geworden, und das kann ich dir auch noch sagen, was er dir nicht vor thut, das prahlt er, er hätt' dir's gethan, und wo hast nachher einen Zeugen, es ihm in den Hals zu werfen? Nochmals, wo du nicht gescheidt bist und bei der Vefa übernachtest, sollst du von mir zu hören kriegen, daß dir die Ohren sausen."

„Du hast mir weiter nichts zu sagen und zu befehlen," antwortete das Mädchen. „Meine Ehr' ist mein, ich hab' sie dir nicht aufzuheben gegeben. Und wo ich bei Tag oder Nacht bleiben will, mach' ich mit mir selber aus, verstehst? Wenn du's doch wissen willst: es ist noch lang die Frag', bei wem ich besser aufgehoben wär', bei dem Baron oder bei dir. Denn wer so alt worden ist, wie du, und hat noch keine Manieren gelernt, und führt sich auf, wie du heut' Abend, daß es eine Schande ist vor jedem Fremden, der soll fein stillschweigen über andere Leut', die auch nicht lauter Erzengel sein mögen, aber noch lang keine wilden Thiere. Und das ist das Letzte, und damit gute Nacht!"

Der Laden wurde zugeschlagen. Aber der Bursch schien noch festgewurzelt am Fenster. Plötzlich hörte ihn der Lauscher oben einen heftigen Schlag gegen das Fenster thun. „Behalt' deine gute Nacht für dich, du falsche Schlang! Dasselbe Wort sollst du bereuen dein Lebenlang, und wenn ich ein wildes Thier bin, so will ich's auch sein, daß euch die Haare zu Berg stehn sollen, und dein Baron drunten im Land ein Lied davon singen, das seinen gnädigen Herrn Vettern die Lust vertreibt, sich umzuschau'n auf der Alm. Denk' an mich, Resei! du hast's verspielt und mußt's bezahlen!"

Ein wilder Juhschrei schloß die drohende Rede, ein Stein fuhr gegen die Wand, an der der Baron kauerte, daß der Kalk aus den Fugen bröckelte, dann hörte man den Burschen in den schweren Nägelschuhen trotzig über die Steine davonschreiten und die Nacht war wieder still. Aber der junge Fremde dachte jetzt noch weniger an Schlaf. Er wußte wohl, daß, wenn eine Liebschaft eben zum Bruch gekommen, es die rechte Zeit ist, einen frischen Sturm auf das nun vereinsamte Weiberherz zu wagen. Auch hatten ihn die Worte der Resei zu seinen Gunsten höchlich aufgemuntert. Vorsichtig tastete er sich jetzt nach der Leiter zurück, um wenigstens nicht besser zu sein, als sein Ruf. Aber obwohl er mit der Hand den Rand des Heubodens der ganzen Länge nach untersuchte, auf die Leiter stieß er nirgends. Hatte die listige Dirne sie weggezogen hinter ihrem Rücken? War sie von einem der Thiere unversehens umgestoßen worden? Aber das hätte er doch gehört. Es blieb nichts übrig, als zu denken, daß die Resei sie hier oben gefangen halten wollte, so lang es ihr selbst beliebe. Still bei sich brummend und den Trotzkopf verwünschend streckte er sich endlich wieder ins Heu, und nachdem er noch eine Weile den Drohungen des Wilderers nachgesonnen und sich gesagt hatte, daß die Nacht frisch genug sei, ihm das hitzige Blut abzukühlen, schlief er zuletzt mit seinem Aerger ein und merkte es nicht im Geringsten, daß die Mäuse über ihn hinweghuschten und die Kugelpflaster in seiner offenen Jagdtasche benagten.

Er meinte, nur ein paar Stunden geschlafen zu haben, als ihn die Stimme der Resei aus abenteuerlichen Träumen weckte. Doch war es fünf Uhr, die Kühe schon auf den Matten draußen, Phrygius längst unterwegs. Sie hatten ausgemacht, daß der Bursch vor Tag ausgehen sollte, in weitem Bogen gegen den See hinab sich um den Berg herumschleichen, um dann wieder aufsteigend dem Hirsch in den Rücken zu kommen und ihn die Schlucht hinauf dem Baron entgegenzutreiben. Nun stand die Sennerin unten an der Leiter und rief ihrem Gast zu, der alsbald sich aus dem Heu aufraffte und beim Anblick des Mädchens sich im Nu aller Ereignisse des Abends und der Mitternacht entsann. Ein fahler Schein fiel durch die Thür und eine fast sommerlich weiche Luft drang mit herein. Als er die Sprossen der Leiter hinabgestiegen war, und nun in der Dämmerung allein dem schlanken Mädchen gegenüberstand, dachte er ohne Umstände zum Morgengruß sie auf den Mund zu küssen. Aber ein herzhafter Stoß gegen die Brust bedeutete ihn unsanft, daß von nichts Verliebtem die Rede sein dürfe, wenn sie gut Freund bleiben sollten. Er machte einen Scherz daraus, den sie ungezwert zurückgab. Im Stillen verdroß es ihn mehr, als er sich's eingestand; denn sie gefiel ihm immer besser. Jetzt freilich war keine Zeit zu verlieren. Aber wer hinderte ihn, noch eine Nacht hier zu bleiben, und es dann klüger anzustellen?

So schritt er, sein Gewehr umhängend, der Resei nach in den grauen Morgen hinaus. Sie wollte ihm den Weg eine Strecke weit zeigen, bis zu dem Wechsel, den ihr der Phrygius bezeichnet hatte. Von der Regenalm abwärts geht eine sanfte Thaleinsenkung, schön zwischen den Rippen des Berges abgerundet, wohl eine Stunde weit nach Westen, bis sie über schrofferen Klippenhängen zum See abfällt. Der Boden ist mit weichem Gras bedeckt, von Steinen ziemlich frei, und ein lichtes Wäldchen schöner Ahornbäume zieht sich durch die ganze Länge der Schlucht, die nach ihm das Ahornet genannt wird. Hier sollte der Hirsch, von Phrygius getrieben, zwischen den Bäumen vorüber kommen. „Waidmanns Heil!" sagte das Mädchen, als sie am Eingange des Ahornet stehen blieb. Er stand ebenfalls und blickte zurück. Da lagen die Hütten friedlich im ersten Morgenroth, während die Schlucht noch dämmerte. Die Kühe hatten sich weit zerstreut, die Gestalt der Vefa war auf einem Felsstück sichtbar und ein kräftiger Jodelruf grüßte zu ihnen herüber.

„Der verjagt sein Wild," sagte die Resei. „Sie sind daran gewohnt. Manchmal kommen die Hirsche so vertraut,

daß man sie mit Händen greifen könnt'. Aber ein Jäger freilich darf nicht auf den Weg sehn, den wittern sie bald."

Sie schien noch etwas auf dem Herzen zu haben, denn sie zögerte zu gehn. „Hört," sagte sie endlich, „kann sein, daß der Sepp Euch einen Possen spielt, Euch die Jagd zu verderben. Mehr wagt er schwerlich. Aber wenn Ihr ihm begegnet, gebt ihm kein bös Wort, was er auch anfangen mag, sonst thut er, was ihn reut. Und nun nochmals, Waidmanns Heil!"

Sie ließ ihn stehen und stieg wieder zu ihrer Hütte hinauf, und er sah der kräftigen und doch anmuthigen Gestalt lange nach und fühlte ein wunderliches Brennen am Herzen, halb von Aerger, halb von Verliebtheit. Den Sepp fürchtete er nicht; trug er doch seine sichere Waffe und wußte sich stark und gewandt genug. Zudem war der Ahornwald in dieser späten Jahreszeit kaum dicht genug zu einem Hinterhalt, dessen er sich auch von dem geradezufahrenden Gesellen am wenigsten versah. Also machte er sein Gewehr schußfertig und begann nun, vorsichtig zwischen den Stämmen hinschleichend, einen bequemen Stand zu suchen. Ein Schmalthier lief ihm über den Weg, einige flüchtige Gemsen eilten in voller Flucht oben am Grat vorbei und die Steine rollten unter ihnen zu Thal. Darnus gewahrte er wohl, daß sein Phrygius sich bereits nähere. Aber noch immer ließ der Held des Tages, der Hirsch, auf sich warten. Der Jäger sah deutlich seine Fährte auf dem dürren Laub, und da er jetzt an einen freien Platz kam, über den sie hinlief, nahm er seinen Stand hinter zwei kleinen Tannen, deren Wurzeln ein moosiger Stein beschwerte. Da duckte er sich nieder hinter die Stämme, durch die er trefflich schauen und anlegen konnte. Zu allen Seiten regte sich nichts, bis auf die Vögel, die dann und wann aus den Zweigen schwirrten und jedesmal das Herz des Spähenden klopfen machten, als verkündeten sie das Nahen des Erwarteten.

Ueber dem Schauen und Horchen versank sein Geist allmälig in eine behagliche Träumerei. Er malte sich's aus, wie er heut am Abend es anstellen werde, sich bei der Resei in Gunst zu setzen. Er legte die Doppelbüchse neben sich ins Moos und säuberte seinen Anzug von den Spuren des Heulagers. Indessen stieg die Sonne langsam über den Grat herauf und ergoß ins Ahornet hinab einen breiten Schein. Der Jäger trug einen Rubin am Finger, den ließ er wohlgefällig in der Sonne spielen und fühlte sich, als er sich in der blanken Klinge seines neuen Jagdmessers spiegelte, vollends unwiderstehlich, der schmuckste, vornehmste und reichste Mann auf viele Stunden im Umkreis. Was konnte ihm mißlingen?

Eben war er mit seiner Toilette fertig geworden, als er ein Krachen dürrer Aeste in nächster Nähe vernahm und von einer Seite, wohin die Fährte nicht gewiesen hatte, den Hirsch vorbrechen sah, nicht im Lauf, aber doch wild umherblickend, ein starker Zwölfender, ganz schwarz mit zottiger Brust und breitem, scharfzackigem Geweih. Einen Augenblick stand er in der Lichtung, das Haupt witternd hoch in der Luft, ein dumpfes Gemurr hervorstoßend. Im nächsten Moment war er des Mannes hinter den Tannen ansichtig geworden, sein schwarzes Auge schoß einen kurzen Blitz auf den Jäger, dann wendete er mit einem mächtigen Satze um und jagte im Sturm waldein die Hänge hinauf. Aber schon krachte es hinter ihm, zweimal hart nach einander, und das sichere Zeichen einer gewaltigen Flucht sagte dem aufgeschreckten Jäger, daß er mehr Glück als Besonnenheit gehabt und das Thier jedenfalls angeschossen habe. Hastig raffte er sich empor und schlug sich dem Entflohenen nach durch die Forstung, unnöthig auf das Eine erpicht, den Schweiß des Hirsches zu finden. Mit starken Schritten hielt er die Richtung ein, und ein Freudenruf entfuhr ihm, als er jetzt auf einem nackten Felsenstück die Rothfährte erblickte, die freilich gleich darauf zwischen Gras und hohem Farrenkraut wieder verschwand. Er stand einen Augenblick und überlegte, ob er Phrygius erwarten solle. Aber es stachelte ihn nach dem mißlichen Anfang doppelt die Begierde, den Hirsch, den er verendet zu finden glaubte, allein aufzusuchen. Also lud er beide Läufe seines Gewehrs sorgfältig von Neuem und setzte dann den mühsamen Kletterweg zwischen Klippen, Gebüsch und Gestrüpp unverdrossen fort, von Zeit zu Zeit durch das Wiedersehen der Schweißspur ermuntert.

Er war bald so hoch den Berg hinaufgeklommen, daß er auf die Wipfel des Ahornet hinabsah und den Lauf der Thalschlucht der ganzen Länge nach verfolgen konnte. Ein paarmal glaubte er die graue Joppe seines Jägerburschen zwischen den Zweigen auftauchen zu sehen und hörte jetzt auch seinen Pfiff, aber weiter in der Ferne. Doch ohne sich aufhalten zu lassen, stieg er über den steilen Hang, den der wunde Hirsch hinaufgejagt war, der Fährte nach, die deutlich in hellrothen Tropfen auf dem grünen Felsgrund schimmerte, und der Schweiß trat ihm vor die Stirn bei der mühseligen Verfolgung. Denn immer noch wehte eine warme Föhnluft aus der Tiefe herauf, die schon allein, ohne die steigende Sonne, einem Wanderer zu schaffen gemacht hätte. Jetzt war die Schneide des Bergrückens erklommen, und der Blick öffnete sich auf den blauen See hinab und nach den Wänden des riesigen Watzmann. Aber dicht zu Füßen des Jägers starrte eine neue Klippenwildniß ungeheurer Blöcke mit dem Gestrüpp der Alpenrose hie und da überwachsen. Es war dem Neuling nicht zu verargen, daß er hier Athem schöpfte und überlegte, was zu thun. Jetzt reute es ihn doch, seinen kundigen Jagdgenossen nicht erst erwartet zu haben. Er lauschte, ob er nicht von selbst ihm nachgeklettert sei, und wirklich glaubte er nicht allzufern ein Geräusch zwischen den Steinen zu vernehmen wie von Nägelschuhen auf dem harten Fels.

„Phrygius!" rief er dreimal zurück. Alles blieb lautlos. Aber jetzt umkehren, und dort in der hellen Sonne lag die rothe Spur in immer breiteren Tropfen ihm vor Augen? „Vorwärts!" rief er sich entschlossen zu, und von Neuem begann er den unsichern Zickzacklauf des Flüchtlings zu verfolgen über das Geröll, das unter seinen Tritten mit Hast und Getöse in den Abgrund rollte.

Da sah er vom See herüber einen starken Geier heraufsteigen, der mit langen Stößen durch die stahlblaue Luft hinschoß und jetzt in der Höhe über den Klippen stand, den Blick fest auf einen Punkt unter ihm geheftet. Es war kein Zweifel, dort, nur fünfzig Schritte von dem Baron entfernt, hinter dem schattigen Felsen, der aus dem Geröll mächtig aufragte, hatte der Hirsch sich niedergethan und war vielleicht schon verendet. Während nun der Jäger sich der günstigen Vogelschau erfreute, reizte ihn zugleich das regungslose Schweben des Geiers wie ein neues Ziel. Zwar war nach der Schrotlauf seiner Büchse mit einer Kugel geladen. Aber der Vogel stand wie der Punkt in der Scheibe, und fehlte die eine Kugel dennoch, blieb noch die andere für den Hirsch. Ruhig legte er an, schoß, und mit zuckenden Fittigen taumelte der Geier aus der Luft. In demselben Augenblick aber richtete sich hinter dem Felsen das mächtige Haupt des Hirsches auf, und das wunde Thier stand, zu einem letzten Kampf sich rüstend, in der wilden Bergeinsamkeit seinem Feinde gegenüber. Dem pochte das Herz. Er sah den Abhang neben sich, wo hinab und hinauf kein Entrinnen war. Er erkannte an der stolzen Geberde des Thieres, daß der Schuß nur den Schenkel gelähmt, aber den Sitz des Lebens nicht erreicht hatte. Schon senkte der Wilde das Geweih zum Angriff. Alles hing von einer letzten Kugel ab; aber mit kaltblütiger Hand hob der Jäger die Büchse an die Wange, zielte, während der Hirsch eben losstürmte, und wäre seines Schusses sicher gewesen, als, tückisch genug, das Gewehr versagte und nur das Zündhütchen abbrannte. Ein plötzlicher Schauder packte den Wehrlosen. Er sah das wüthende Thier in hohen Sätzen heranstürmen und hatte nur noch Besinnung genug, seine Seele Gott zu empfehlen und sich niederzuwerfen, damit der Feind womöglich über ihn wegsetze — horch! da krachte hinter ihm ein Schuß, und als er aufathmend sich umsah, gewahrte er, zwanzig Schritte von ihm entfernt, den stürzenden Hirsch, der prasselnd die niedern Latschen zusammenschlug, und mit den Zacken des Geweihs im Sterben Sand und Steine in die Tiefe schleuderte.

Sofort sprang der Gerettete auf seine Füße und wendete das Haupt nach der Schneide des Berges zurück, von wo die Hülfe in der Noth gekommen war. „Phrygius!" rief er, denn das Blut tanzte ihm vor den Augen, und er erkannte zuerst die Gestalt nicht, die ruhig zwischen den Klippen stand. Jetzt bewegte sie sich. Der Schütz warf den abgeschossenen Stutzen über die Schulter und wendete sich, langsam die Höhe wieder hinanklimmend. Da erst sah der Baron, daß es Niemand anders war, als der Sepp vom Thereck. Aber ehe er sich besinnen konnte, wie Alles sich zugetragen, war sein verdächtiger Retter jenseits des Grats verschwunden, und er selbst mit dem todten Hirsch allein gelassen.

Als Phrygius eine Viertelstunde darauf athemlos zur Stelle kam, fand er den Baron in tiefen Gedanken und großer Erschöpfung aller Sinne auf einem Steine sitzend und in die Brustwunde des Thieres starrend, so daß er zuerst glaubte, der Herr schlafe mit offenen Augen. Er mußte ihn mehrere Male anrufen, ehe er sich regte. „Ich bin nur froh," rief der ehrliche Bursch, „daß der gnädige Herr noch seine Glieder bei einander haben. Denn ich hab' den Schuß vom Sepp wohl gehört; das schnalzt anders, als dem gnädigen Herrn sein Zwilling. Siedig heiß überlief's mich, denn ich weiß wohl, wenn der Sepp seinen Zorn hat, könnt' er auf unsern Herrgott anlegen. Und gleich hernach, wie ich ihn getroffen hab', da wo die Bäum' anfangen, hat er mich so kurios angeschaut, daß ich ihm weiter nichts hab' sagen können, als: Sepp, hast den Baron nicht gesehn? Da wies er nur mit der Hand zurück über die Schneide und sagte: Einen Hirsch hat er geschossen und einen Geier. — Und damit ging er rasch seines Wegs. Aber ein Kapitalhirsch, Herr Baron, und geschossen ganz prächtig. Wo ist nun der Geier?"

Der Baron deutete nach dem Felsen hin, von wo Phrygius den stattlichen Vogel bald heran trug. Er band ihn bei dem Gewaff zusammen, warf ihn über den Rücken und sagte: „Den Hirsch holen wir Nachmittags; der steht nimmer auf. Aber wie war das mit dem Sepp, gnädiger Herr? Worauf hat der geschossen? Und wie kommt's, daß ich Euch hier oben nur einmal hab' schießen hören?"

„Ein andermal mehr davon," sagte der Jäger und erhob sich. „Wo ist der Sepp hin?"

„Das kann ich nicht sagen. Dem seine Wege weiß Niemand."

„So komm!" — Und ohne weiter ein Wort zu wechseln, schritten sie den beschwerlichen Weg zurück, überstiegen wieder die Höhe und tauchten in die Waldschlucht hinein, bis sie, unter den letzten Ahornschatten vortretend, die Hütte der Resei liegen sahen. Gleich darauf hörten sie auch den muntern Jodelruf, mit dem die Dirnen die Rückkehrenden begrüßten. Aber trotz der glücklichen Jagd, von der Phrygius erzählte, wollte es dem Baron nicht so wie gestern gelingen, mit den Mädchen in den scherzhaften Ton einzustimmen, als sie ihn wieder in die Hütte der Resei begleiteten. Besonders gegen diese selbst war er einsilbig und ernst. Er bat nur um eine Milch, da er noch nichts genossen hatte, ließ es inzwischen geschehen, daß die Dirnen seinen Hut mit den letzten Alpenrosen zierten, die noch hie und da sich verspätet hatten, und gab jeder zum Abschied ein blankes Zweiguldenstück. Die Resei ging leer aus. Ihr reichte er nur die Hand, sah sie noch einmal ernsthaft an und schritt dann mit seinem jungen Begleiter von dannen, das Geleit der Mädchen freundlich abwehrend. Die Zurückgebliebenen sprachen noch eine Weile von ihm, allen war sein verwandeltes Wesen aufgefallen. „Der sah ja aus, als käm' er aus der Beicht," sagte die Vefa. — Die Resei sagte nichts. Sie hatte den Sepp wohl herauskommen sehen aus dem Ahornet, die Büchse frei über der Schulter, und ohne sie eines Blickes zu würdigen, war er vorübergeschritten, zum See hinab. In tödtlicher Angst hatte sie dann die Rückkehr des Fremden erwartet. Irgend was war zwischen den Beiden vorgefallen, das wußte sie nur zu gewiß. Aber Beide waren heil davongegangen und Beide schwiegen. So war es besser abgelaufen, als sie gehofft hatte.

Die Nacht stieg endlich wieder aus den Thälern herauf, und obwohl es heut weder Gesang noch Zank in der Hütte gegeben hatte, lag die Sennerin doch so schlaflos wie gestern, und dunkle Gedanken jagten sich an ihr vorüber. Sie dachte nicht anders, als daß sie den trotzigen Burschen nie wieder sehen würde. Er hatte zu fremd und feindselig gethan, als er heute aus der Thalschlucht heraufkam, wie einer, der abgerechnet hat mit Allem. An seine fest abgewandten Augen, die starr und wild vor sich hinblickten, mußte sie beständig denken, und quälte sich, zu ersinnen, was er vorgehabt, was jetzt zu thun Willens sei. Sie hielt es für so unmöglich, daß er zu ihr zurückkehren könne, daß sie heftig erschrak, als sie plötzlich noch vor ihrem Fenster seinen Pfiff hörte. „Maria Joseph!" rief sie und sprang bebend auf, „wer ist da?" — Im ersten Schrecken glaubte sie, sein Gespenst schweife draußen herum und suche die heim, die ihm die Ruhe genommen. Jetzt aber pochte Fleisch und Bein an ihren Laden. „Thu' auf, Resei," sagte die wohlbekannte Stimme, „hab' dir einen Gruß zu bestellen und einen Brief von deinem Herrn Baron."

Im Nu flog der Laden zurück. „Bist du's, Sepp?" sagte das Mädchen aus der dunkeln Kammer heraus. „Was willst noch so spät? Wenn's nichts ist, als mich wieder mit dem Baron aufzuziehen, so geh' weiter, bis du einen findst, der noch lachen mag über so billige Späß'."

„Spaß beiseit!" sagte der Sepp, der ruhig auf seinem Bergstock gelehnt am Fenster stand und weder gut noch bös gelaunt schien. „Da ist der Brief und hier auf die Bank leg' ich ihn hin. Wenn du ihn nicht lesen magst, kann er da verfaulen, obwohl's Schad drum wär'. Denn ich hab' ihn gelesen, Resei, es stehen schöne Sachen drin und er wär' wohl einen Botenlohn werth. Jetzt aber zu uns zwei, Resei. Weil's denn doch aus ist mit der Lieb' und zudem ich fort muß, kann sein bis an der Welt End, mein' ich, wir gingen doch lieber in Freundschaft auseinander, 's ist eben wegen der langen Bekanntschaft, und da wollt' ich fragen, ob's dir auf ein letzt'n Busserl ankäm', nur so mit auf den Weg."

Er sagte das ganz trocken heraus, daß sie ihn groß anstarrte und nicht wußte, wie sie ihn nehmen solle. „Sepp," sprach sie nach einer Pause, „was hast? Wohin gehst, und was soll dem Reden bedeuten?"

„Je nun," sagte er gelassen, „ich hab' ihn halt geschossen, und 's ist besser, ich mach' mich davon, eh's auskommt."

„Heilige Mutter Gottes!" schrie das Mädchen und mußte sich am Fenstersims halten. „Erschossen hast ihn? Wann? Wo? O ich armseliges Dirndl, nun ist's aus."

„Was machst für einen Lärm," fuhr der Bursch achselzuckend fort. „'s ist der Erste nicht, und wie die Sachen jetzt steh'n, wird's auch der Letzte nicht sein. Es kam halt so, und wär's noch ungeschehen, ich müßt's wieder thun, so wahr mir Gott helf! 's war ein Kapitalschuß, und im Schnallen fiel er hin."

Das Mädchen starrte ihn sprachlos an. Aber der Bursch weidete sich offenbar an ihrem Entsetzen. „Sepp," sagte sie endlich, „was du gethan hast, verzeih dir unser Herr Jesus. Aber daß du so davon redst und gar keine Reu' verspürst in deinem Gewissen, das kann keine Buße je von dir abwaschen, das ist dem Teufel in der Höll' selbst zu grob. Ich hab' mich Manches zu dir verseh'n, Sepp, denn ich weiß, daß du ein hitziges Blut hast und Gott und sein Gebot in Wind schlägst, wenn du wild wirst. Aber jetzt das von dir zu hören, wie du noch groß damit thust, daß du ihm aufgelauert hast und ihn hinterrücks wie ein tückischer Mörder umgebracht —"

„Falsch!" unterbrach er sie ruhig, „so war's nicht. Wenn du mitkommen willst, wo er liegt, wirst du sehen, daß er die Kugel grad vorn in der Brust hat. 's ist nicht gar weit von hier, Resei, nur durchs Ahornet durch und die Wand hinauf und über die Felsen so ein hundert Schritt. Morgen holen sie ihn."

„Ist's möglich?" rief sie in wachsendem Grauen. „Ich sah ihn doch selber zurückkommen und wieder nach dem See hinunter gehn."

„Wen?"

„Nun wen anders, als den Baron."

„Ja der!" erwiederte der Bursch pfiffig. „Der ist ein Teufelskerl, und 's ist kein Wunder, wenn die Dirndeln gleich an ihn denken, wenn von einem die Red' ist, und 's wird weiter kein Name genannt. Aber dasmal hab' ich nur den Hirsch gemeint, den er angeschossen hatt', und dem ich droben das Licht ausgeblasen hab'. O du falsche Gesellin," fuhr er fort, als sie jetzt schwieg und tief aufathmete, „siehst, wie ich dich gefangen hab'? Magst nun sagen, was du willst, es liegt dir doch Niemand mehr im Sinn, als dein feingesponnener gnädiger Herr, und wenn's wahr gewesen wär', und nicht der Hirsch, sondern er läg' droben im Blut, um den Sepp wär' der's nit zu thun gewesen, der hätt' mögen draus in der Welt sterben und verderben, wenn du nur so einen Lackirten wieder gekriegt hättst, gelt? Und da bin ich Tropf noch der Narr und mach' den Botenläufer zwischen euch Zweien. Mein Eid, weil mir's hinters Ohr schreiben, und mir mein Lebtag die Dirndln aus'm Sinn schlagen."

Bei all diesen Reden war er immer näher ans Fenster getreten und sah jetzt der Resei ganz dicht ins Gesicht, aber weder zornig noch höhnisch, sondern immer mit einem lustigen Ausdruck.

„Sepp," sagte sie endlich, „du weißt selbst, daß du dumme Reden führst, und daß mir's gleich gewesen wär', wen du geschossen hättest, wenn's überhaupt ein Mensch war und du ein Mörder. Aber wie du gestern Nacht hier gethan hast, hättst mir nachher einreden können, deinen eigenen Vater hättst umgebracht und ich hätt's beinah geglaubt. Nun, Gottlob, daß Alles erlogen ist, und die Sünd' mit dem Hirsch werd auch noch gut zu machen sein."

„Ei was Sünd'," antwortete er. „Das ist noch weit ab von einer Sünd', dasmal, und der Forstmeister selbst würd' ein Aug' oder alle beide drüber zudrücken, wenn er's wüßt'. Wie's aber stünd', wenn's anders gekommen wär', das weiß der Kukuk. Denn wie du mir den Laufpaß gegeben hast gestern Nacht, Resei, und ich fort bin wie ein Hund, dem 's Fell zerbläut worden, davon weißt ich nichts sagen. Ich wußt' wohl, was ich von dem Baron zu denken hatt', und wenn ich dacht', er könnt' dir zu nahe kommen, siehst du, erschießen war 's Wenigste. Gewürgt hätt' ich ihn und Glied für Glied zerbrochen, daß ihn seine eigene Mutter nimmer

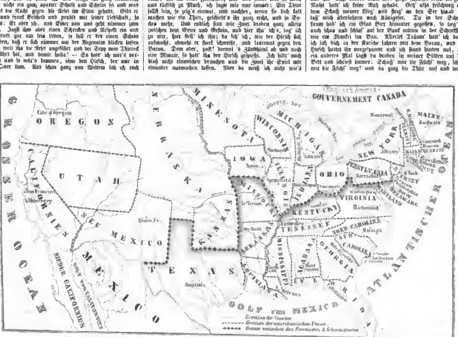


Oberstlieutenant Lohner, Vizepräsident des schweizerischen Nationalrathes, † 20. Februar.
Nach einer Photographie. (S. 442.)



Jefferson Davis, Präsident der amerikanischen Südstaaten.
Nach einer Photographie. (S. 442.)

gekannt hätt'. Ganz auseinander war ich vor Wuth, wie der Tag gegraut hat, du darfst mir's glauben. Ich hab' mich, sobald ich den Vergilius hatte fortgehen sehen, sacht' in den Wald hinein gemacht und bei mir gedacht: So, oder so? Ihn kalt machen wie einen Rehbock, ihm so von der Seite sein sauberes Wamms durchlöchern, das ist zu billig. Du lauerst ihm auf, wo er Stand halten muß, so neben einem jähen Gewänd, und da stellst ihn und fragst ihn ganz freundlich, ob er nicht ein ganz aparter Schuft und Schelm sei und was er auf die Nacht gegen die Resei im Sinn gehabt. Gibt er frech und frank Bescheid und prahlt mit seiner Liebschaft, so heißt's: Er oder ich, und Einer von uns geht nimmer zum Tanz. Jagst ihm aber einen Schrecken und Respekt ein und er bettelt gar um sein Leben, so soll er dir einen Schein schreiben, daß er sich nimmer auf der Ilgenalm blicken lassen kann, weil ihn die Resei angeführt und der Sepp vom Thiereck abgeführt hat, und damit holla! — So hatt' ich mir's vorgesetzt und so wär's kommen, ohne den Hirsch, der mir in die Quer kam. Und schon ganz von Weitem sah ich euch Zwei in der Früh aus der Hütte kommen, und 's flimmerte mir vor den Augen, als ich seine vergnügte Miene sah. Aber ich war noch gescheidt genug, nicht gleich loszuplatzen. Also lass' ich ihn ruhig an mir vorbei, und er sieht und hört auch nichts, und richtig schießt den Hirsch an und ihm nach, den Hang hinauf, da wo's wild wird und der Grat scharf ansteigt. Siehst, Resei, die ganze Zeit hab' ich an nichts gedacht, als an deine Falschheit, und mir selber war so falsch und tückisch zu Muth, ich sagte mir nur immer: Ein Thier sollst sein, so zeig's einmal, und nachher, wenn sie dich kalt machen wie ein Thier, geschieht's ihr ganz recht, und so Sachen mehr. Und endlich sind wir Zwei droben ganz allein zwischen dem Gerös und Gestein, und hier thu' ich's, sag' ich zu mir, hier stell' ich ihn; da seh' ich, wie der Hirsch sich aufmacht, obwohl er stark schweißt, und losrennt gegen den Baron. Dem aber, potz! brennt 's Zündhütel ab und noch eine Minute, so hätt' ihn der Hirsch gespießt. Ich hätt' mich bloß nicht einzumischen brauchen und die Zwei ihr Spiel mit einander ausmachen lassen. Aber da weiß ich nicht wie's kam, Resei, ich mußt' halt den Hirsch schießen, statt den Baron. Und wie's geschehn war, that mir's einen Ruck durch Leib und Seel', als wenn der böse Feind ausfahren thät', der mich besessen hatt'. Ganz stille ist mir's auf einmal im Blut worden, und du und der Baron und die ganze Welt ihr hättet euch für meinetwegen um den Hals fallen mögen, mich hätt's nimmer in Zorn gebracht. Nur matt bin ich gewesen und hab' nicht anders denkt als: Jetzt schlafst! denn die ganze Nacht hatt' ich keine Ruh gehabt. Geh' also frischweg nach dem Schuß meiner Weg' und steig' an den See hinab und laß' mich überfahren nach Königssee. Da in der Schenk', kaum hab' ich ein Glas Bier hinunter gegossen, so lieg' ich auch schon und schlaf' auf der Bank mitten in der Schenkstube wie ein Mankei im Bau. Allerlei Träume' hatt' ich dabei, ich sah dich in der Kutsche fahren mit dem Baron, und den Hirsch hattet ihr vorgespannt und ich stand hinten auf, und ein anderes Mal lagst du droben in meiner Hütten auf dem Bett und schreist immer: Schieß' mir die Füchs' weg, schieß' mir die Füchs' weg! und da ging die Thür auf und lauter



Karte der Vereinigten Staaten von Amerika nach ihrer Scheidung in freie Staaten und Sklavenstaaten. Nach einer Zeichnung von Radel. (S. 442.)



Die russisch-sibirische Post. (S. [illegible])

grüne Füchs' mit lackirten Branteln kamen herein und hatten alle die Nase und den Bart vom Baron. Und den Vordersten hört' ich plötzlich sagen: da liegt er noch immer und schläft, und indem ich das hör', wach' ich auf und schau' um mich, und was glaubst, was ich schau'? Am Tisch neben meiner Bank sitzt der Baron mit dem Pheryzius und haben leere Schüsseln und Platten vor sich und eine leere Weinflasche, und die Kellnerin bringt eben eine volle. Ich mich aufrappeln und sie groß anstarren und ein dummes Gesicht schneiden, war Eins. Guten Morgen, Sepp, sagt der Baron ganz ruhig. Bist auch da? — Ja, Euer Gnaden, sag' ich, schon lange. Und wie ich's sag', wundere ich mich selbst, daß mir weiter keine Grobheit einfallen will und ich mir den Baron so ganz gemüthlich anschauen kann, ohne wüthig zu werden. Er ist auch ganz freundlich, wie wenn nichts vorgefallen wär'. Da trink' auch einmal, sagt er, und schiebt mir sein eigenes Glas hin. Mit Erlaubniß, Euer Gnaden, sag' ich, und trink', und der Wein war gut. So kommen wir in einen vernünftigen Diskurs hinein, und er fragt dieß und das, und ich geb' halt Bescheid, und der Pheryzius sitzt auch dabei und hat sein blaues Wunder an unsern Reden. Unterweilen geht der Baron einmal hinaus und da brinzt mich der Bursch an und sagt: Den Hirsch, Sepp, den muß der Teufel geschossen haben. Ein Loch hat er im Fell, da gehen zwei von dem Baron seine Kugeln hinein. — Mag wohl zwei geladen haben, sag' ich, und übrigens, ob's der Teufel war oder nicht, das geht dich den Teufel was an. — So sticheln wir eine Weile auf einander herum, bis der Baron wieder kommt und hat einen Brief in der Hand. Sepp, sagt er, da kommst doch eh' wieder auf die Regenalm, als ich. Thät'st mir einen Gefallen, wenn du so bei Gelegenheit an die Sennerin den Brief da brächtest, den Botenlohn mag sie dir selber zahlen. Und hör', Sepp, ich kenne da in Reichenhall einen Grafen, der eine große Jagd hat und lang schon nach einem geschickten Jagdburschen sich umschaut. Zu dem geh' ich morgen, und wenn dir's recht ist, will ich dich anmelden. Ich hoff' doch, daß du ein bissel mit Pulver und Blei umzugehen weißt, und einen festen Platz zu haben möcht' dir auch lieb sein. Es sind viel Hirsche da und auch über die Füchse geht's scharf her. Nun, was meinst, Sepp? — Indem halt' ich immer den Brief in der Hand, den er mir gegeben, und lese die Aufschrift: „An die Resei auf der Regenalm" und das fangt an mir so wunderlich im Hirn zu sieden, daß ich mein', nun müßt's Raufen wieder los geh'n, weil der Baron so unverschämt ist und mir seinen Liebesbrief an dich zu bestellen gibt. Aber als ich ihn anschau', kann ich doch kein bös Wörtel sagen, so treuherzig schaut er aus den Augen. Also nick' ich nur mit dem Kopf und sag': Ist schon recht, Herr Baron, und übermorgen werd' ich in Reichenhall sein, und bedank mich auch höflich für die Empfehlung. Dann gibt er mir noch die Hand, nimmt seine Büchse von der Wand, der Pheryzius wirft sich den Geier wieder über die Schulter, und fort sind sie. — Wie ich allein bin, ist mir plötzlich der Wein wie Gift und Galle, ich steck' den Brief in den Sack und geh' wieder an den See. Denn noch auf die Nacht mußt' ich die saubere Botschaft ausrichten und zum letzten Mal hören, woran ich bin. Und da will ich's nur bekennen, Resei, im Kahn, mitten auf dem See, fangt mir plötzlich der Brief wie's höllische Feuer an zu brennen, daß ich ihn rauszieh' und denk': Jetzt schaust nach, was drin steht, und wenn die Resei falsch gewesen, wirfst ihr den Fetzen ins Gesicht zur guten Nacht, und dann siehst sie nimmermehr. Zu dem war der Brief nicht versiegelt. Und so mach' ich ihn auf und die Finger zittern mir dabei, als sollt' ich mein Todesurtheil zu lesen bekommen; aber was stand drin, Resei? Wart, ich will dir's vorsagen, weil's hier zu dunkel ist. Kennst so einen Zettel? Da steht drauf: Hundert Gulden. Und auf dem Papier, in dem's eingewickelt war, steht geschrieben: „Ein kleiner Beitrag zur Hochzeit der Resei mit dem Sepp vom Thiereck, und wenn die Resei mir auch keinen Kuß hat vergönnen wollen, einen Tanz am Hochzeitstag wird sie mir wohl nicht abschlagen. Bis dahin ihr stiller Verehrer — Baron F— —." Was sagst jetzt, Dirndl? Bist ja ganz blaß worden. Kannst mich immer noch laufen lassen, wenn du magst. Um die hundert Gulden werd' dir's nicht sein; um das Geld ein wildes Thier zahm zu machen, besinnt sich noch Manche."

„Sepp," sagte das Mädchen, nachdem sie lange geschwiegen, „dein Lebtag kannst dem Himmelvater nicht Dank genug sagen, daß es so und nicht anders gekommen ist. Mir stehen noch alle Haare zu Berg, wenn ich dran denk', wie's hätte werden können. Und von wegen dem Anderen, da frag' einmal wieder an, wenn's Laub wieder ausschlägt und der Spielhahn falzt. Und wenn du den Baron siehst, sag' ihm einen schönen Gruß von mir, und das Briefel das heb' ich auf, bis es soweit ist. Denn einstweilen müßt' ich mir's noch bedenken. Jetzt aber schau', wo du eine Schlafstätte findst, Sepp, denn in meiner Hütten ist einmal kein Platz für dich."

„So?" sagte er halb lachend. „Ich mein', wo der Baron unterschlupfen konnte, wird's für den Sepp auch nicht zu eng sein."

„Das ist himmelweit gefehlt," erwiederte sie. „Denn der Baron ist halt kein wildes Thier, und wenn ich ihm die Leiter wegziehe vom Heuboden, denkt er nicht daran, hinunterzuspringen. Und der Baron ist auch gar nicht mein Schatz, aber der Sepp —"

Ehe er sich's versehen konnte, schlug sie mitten im Sprechen den Laden zu und verriegelte ihn von inwendig.

„Gute Nacht, Sepp," rief sie ihm zu.

„Here!" rief er zurück und pochte an dem Holz. „Mach gleich auf oder — —." Dann besann er sich, daß er sanftere Saiten aufziehen müsse. Mit lustiger Stimme sang er:

„Und ich mag nur ein Blümerl,
Ich will ja kein'n Strauß.
G'rad a bissel a Busserl
Das bitt' ich mir aus."

Von drinnen aber sang das Mädchen:

„Einmal kriegst mich schon,
Und das is halt wann's is,
Und dann schau, wenn d' mich kriegst,
Nachher hast mich ja gewiß."

Und er wiederum:

„Ein Räuberl im Flinzen,
Der Teufel der derät's,
Und mein Dirndl sein Denken,
Der Guckuk erräth's."

Sie aber sang dicht hinter dem Laden:

„Und mein Herz ist ein Spiegel,
Da schau' nur hinein,
Und darfst schau'n wie du willst,
Wirst alleine drin sein.

Und wie stiller die Nacht,
Und wie schöner sein die Stern,
Und wie heimlicher die Lieb',
Und wie mehr hab' ich's gern."

Da flog der Laden noch einmal zurück, zwei kräftige Arme langten heraus, umfaßten den Hals des Burschen, und eh' er sich's versah, fühlte er den warmen Mund seiner Liebsten herzhaft auf seinen Lippen brennen. Im nächsten Augenblick klappte wieder der Laden zwischen ihnen, dießmal zum letzten Mal. „Behüt' dich Gott, Resei!" rief der Bursch. — „Gute Nacht, Sepp!" klang's aus der Hütte. Und mit einem lauten Jauchzen seinen Hut schwenkend, schritt der selige Bursch über die Matten in der Mondnacht dahin und sang im Gehen:

„Und die Lieb' ist ein Vogel,
Der wär' nach mei'm Sinn.
Und mein Dirndl ist der Käfig,
Da flotschert er drin.

Und die Lieb' ist ein' Geschicht,
Und die geht gar nie aus,
Und wird überall verzählt,
Und ist überall zu Haus!"

C. Latour, Oberstlieutenant im schweizerischen Generalstab und Vizepräsident des Nationalrathes.

(Zu dem Bild S. 440.)

Wenige Tage nach dem Falle Gaëtas starb in der Blüte und Kraft seiner Jahre Oberstlieutenant C. Latour. Wer den unaufhaltsamen Zusammensturz des neapolitanischen Königsthrones vom Beginn der Katastrophe an mit aufmerksamem Blicke verfolgte, dem mußte dieses zufällige Zusammentreffen verhängnißvoll erscheinen. Es ist gewiß einleuchtend, daß die Ereignisse in Süditalien eine ganz andere Wendung genommen haben würden, wenn Franz II. die 10,000 zuverlässigen Schweizer noch um sich geschaart gehabt hätte, welche im Jahre 1848 seinem Vater die Krone retteten und Sizilien zurückeroberten. Nach der Fahnenemeute der Schweizertruppen im Jahre 1859 wurde Latour vom schweizerischen Bundesrath nach Neapel gesendet mit dem Auftrage, die Auflösung der Schweizerregimenter zu erwirken. Schon nach wenigen Wochen kehrten die kriegsgewohnten, gefürchteten Söldner zu Tausenden nach ihren heimatlichen Bergen zurück. Wie rasch spielte sich von da das Drama ab, Akt für Akt, Szene für Szene, bis zur Kapitulation der meerumspülten Felsenveste. Hätte der damalige Major Latour auf seiner Mission nach Neapel weniger diplomatische Geschicklichkeit entwickelt, so würde heute die dreifarbige Fahne mit dem savoyischen Kreuz kaum auf den Zinnen von St. Elmo wehen. — C. Latour war der Sohn des päpstlichen Generals und Kriegsministers H. Latour, und gehörte einer der ältesten und angesehensten Familien Graubündens an. Beim Ausbruch der italienischen Revolution des Jahres 1848 war er Student in Bologna; er trat unter die Freiwilligen der römischen Republik, wurde Kapitän und kämpfte bei Ancona. Nach dem Einzug der Franzosen in Rom kehrte er in seine Heimat, nach Graubünden, zurück. — Gleich den meisten schweizerischen Staatsmännern machte er seine Lehrjahre im kantonalen Dienste. Kaum 21 Jahre alt zum Mitglied des großen Rathes ernannt, stieg er bald zur Würde eines Regierungsstatthalters und Regierungsrathes empor; im Jahre 1854 wurde er Mitglied des eidgenössischen Ständerathes, im Jahre 1857 Nationalrath, 1859 übertrug man ihm die verhängnißvolle diplomatische Mission nach Neapel; 1860 wurde ihm die Ehre zu Theil, zum Vizepräsidenten des schweizerischen Nationalrathes ernannt zu werden. — Eine Lungenentzündung machte seinem Leben ein Ende. Er starb in Chur am 24. Februar, kaum 33 Jahre alt. — Latour war eine echte bündner Natur, vom kräftigsten Körperbau, energisch, schlau, dabei ein fröhlicher Lebemann, von Vielen geliebt, von Manchen angefeindet. Jene, die ihn haßten, sahen im Zusammentreffen des Todes des gesundheit- und kraftstrotzenden Mannes mit der letzten Niederlage des neapolitanischen Königshauses das Walten der Nemesis.

Die konföderirten Staaten Amerikas.

(Zu den Bildern S. 440.)

Wie in Rußland die Idee der Aufhebung der Leibeigenschaft in der praktischen Ausführung auf sehr große Schwierigkeiten gestoßen ist, so hat in Amerika die beabsichtigte Emanzipation der Sklaven den ganzen dortigen Staatenkörper einer Revolution entgegengeführt, welche eine politische Neugestaltung dieses Länderkomplexes zur Folge haben wird. Erkenntlich sind es die südlichen Staaten, welche die Sklaverei für ihre Erhaltung nothwendig erachten, während der Norden die Fortdauer derselben für einen Schandfleck der Republik ansah und viel zur Ausrottung derselben beitrug. Welchen nachtheiligen Einfluß die Sklaverei auf die soziale und intellektuelle Stellung eines Staates hat, beweist eine Vergleichung der Verhältnisse des Norden und Süden der Vereinigten Staaten von Amerika auf eine schlagende Weise. Der Norden der Vereinigten Staaten enthält 612,597 □Meilen mit 13,233,670 Weißen, der Süden enthält 851,448 □Meilen mit 6,184,477 Weißen. Der Norden hat 42,433 Kirchen, welche einen Werth von 67,773,477 Dollars haben; der Süden hat 18,507 Kirchen, im Werth von 21,074,591 Dollars. Der Norden hat 1796 Zeitungen, der Süden 704. Der Norden hat 14,911 Bibliotheken, der Süden 695. Die Banken im Norden haben 230,100,340 Dollars Kapital, im Süden 102,078,940 Dollars. Der Norden hat 3682 Meilen Kanäle und 17,855 Meilen Eisenbahnen, der Süden hat 1116 Meilen Kanäle und 6,059 Meilen Eisenbahnen. Der Werth des Grundstocks im Norden beträgt 4,102,172,108 Dollars, welche 18,729,211 Dollars Revenüen geben, der im Süden 2,936,090,737 Dollars mit 8,343,715 Dollars Revenüen. Der Staat New-York hatte 1790 eine Einwohnerzahl von 340,120 und hat jetzt 3,097,000 Einwohner, während Virginia trotz seines reicheren Bodens, seiner schönen Häfen, seines ausgezeichneten Klimas von 748,308 nur auf 1,421,061 Einwohner gestiegen ist. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß die Freiheit der Vereinigten Staaten und die Sklaverei daselbst eigentlich in einem und demselben Jahre dort entstanden sind. Im Winter 1620 landete eine kleine Anzahl ehrenhafter Männer mit dem Schiff Fleur de Mai an dem Felsen von Plymouth, und dieses waren die Gründer des jetzt so mächtigen Volkes der Vereinigten Staaten. In demselben Jahre landete ein Schiff in Jamestown in Virginien 19 schwarze Sklaven und begründete die Sklaverei. 1790 waren bereits 700,000 Sklaven in den Vereinigten Staaten, 1850 hatte der Süden allein 3,200,364 und 1860 mehr als 4 Millionen Sklaven. Eine Anzahl Sklaven haltende Staaten mit, nämlich Südkarolina, Mississippi, Florida, Alabama, Georgia und Louisiana trennten sich von der Union, und jeder derselben sandte einen Abgeordneten nach Montgomery zum sogenannten Kongreß des Südens, auf welchem ein Föderal-Gouvernement organisirt wurde, an dessen Spitze Jefferson Davis von Mississippi mit dem Titel Präsident, und Alexander Stephens von Georgia als Vizepräsident gestellt wurde. — Lincoln, der neue Präsident der Vereinigten Staaten, erklärte, er werde kein Recht auf Lostrennung irgend eines Staates von der Union anerkennen, müsse jedoch die ausgetretenen Staaten sich selbst überlassen, da er überzeugt sei, daß sie nach einigen Jahren von selbst wieder zur Union zurückkehren würden. — Der Kongreß des Südens hat für die ausgeschiedenen Staaten den Namen: „Konföderirte Staaten von Amerika" angenommen. Dieselben umfassen ein Areal von 290,786 □Meilen mit einer Bevölkerung von 4,538,368 Seelen, die unter die sechs ausgeschiedenen Staaten folgendermaßen vertheilt sind: Südkarolina 308,180 freie Einwohner, 407,185 Sklaven; Mississippi 407,051 freie Einwohner, 479,607 Sklaven; Florida 81,885 freie Einwohner, 63,800 Sklaven; Alabama 520,444 freie Einwohner, 440,473 Sklaven; Georgia 615,336 freie Einwohner, 467,400 Sklaven; Louisiana 354,245 freie Einwohner, 312,186 Sklaven. An demselben Tage, an welchem sich der Kongreß des Südens zu Montgomery versammelte, trat eine andere von Virginia zusammenberufene Konvention zu Washington unter dem Namen des „Friedenskongresses" zusammen. Man glaubte eine Zeit lang ein Kompromiß zu Stande zu bringen, und that alles Erdenkliche, um dieser Versammlung einen nationalen Charakter zu geben, aber es war zu spät. Die sechs ausgeschiedenen Staaten verweigerten einen Repräsentanten dorthin zu senden, und von den übrigen sandten sechzehn je einen Abgeordneten, von denen Keiner etwas zur glücklichen Lösung der Differenzen beitrug. Inzwischen fangen die losgetrennten Staaten schon an, die Folgen der Secession bitter zu empfinden. Die Geschäfte liegen überall darnieder, der Kredit ist untergraben, das Eigenthum ist entwerthet, und viele Geschäftsleute verlassen die südlichen Staaten und wandern nach dem Norden aus.

Die chinesisch-russische Post.

(Zu dem Bild S. 441.)

Rußland schloß am 14. November vorigen Jahres mit dem Kaiser von China einen Vertrag, der zwischen dem General Ignatieff und dem Mandarin erster Klasse, Dazzine, abgeschlossen wurde, und welcher die Grenzen zwischen beiden Reichen genau feststellte, sowie verschiedene Vortheile in Bezug des Verkehrs und Handels, welche beide Völker zu gleichem Vortheil genießen sollten. In Folge eines schon zu Tientsin unterzeichneten Arrangements hatte China schon an Rußland das ganze Flußgebiet des Amur überlassen; da man diesen Vertrag aber ziemlich übereilt, so war keine alle Eventualitäten berücksichtigende Bestimmung getroffen worden. Durch den neuen Vertrag sind die beiden Flüsse Ussuri und Amur bis zum See Chinkaj für beide Reiche als Grenze bezeichnet. Das ganze östlich von diesen Wassergrenzen gelegene Territorium gehört ferner zu Rußland, das westlich gelegene zu China. Der Zar hat seinem Reiche also durch einen leichten Federstrich ein Land von immenser Ausdehnung mit vortrefflichen Häfen und schönen schiffbaren Flüssen einverleibt. Die Russen können jetzt frei und ungehindert, allein oder in Karawanen, die Grenzen des himmlischen Reiches überschreiten. Die russischen Couriere, welche von St. Petersburg nach Peking und umgekehrt gehen, bedienen sich auf ihren Reisen entweder der Schlitten oder der Pferde. Auf letzteren sind dann in bestimmten Entfernungen Relais gelegt, und die jüngsten Nachrichten, welche wir über die Operationen der alliirten englisch-französischen Armee erhielten, kamen nach Europa auf diesem Wege. In Urga residirt ein Konsularagent, welcher alle auf diese Postverbindung bezüglichen Streitigkeiten zu schlichten hat, und in Kiachta hat das chinesische Gouvernement die Errichtung einer Faktorei und selbst einer Kirche erlaubt. Hier kreuzen sich täglich zahlreiche Karawanen, welche europäische und chinesische Waaren den beiden Ländern zuführen.

Zur Tagesgeschichte.

XXVI.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland.

1.

Die Leibeigenschaft in Rußland, wie sie bis auf den heutigen Tag besteht, ist keineswegs eine altslavische Ueberlieferung aus unvordenklichen Zeiten, sondern verdankt vielmehr ihr Dasein einem Ukas des Zaren Boris Godunow (1598—1605), und ihre gesetzliche Fixirung gerade demselben Herrscher, der zuerst die Barbarei seines Volkes zu brechen und die Einrichtungen des weiten Zarenreiches dem Abendlande anzunähern versuchte, Peter dem Großen. Bis zu Boris Godunow war nämlich innerhalb der einzelnen Fürstenthümer die Freizügigkeit der Bauern gestattet. Durch die Aufhebung derselben wäre die Freizügigkeit nun über das ganze Land ausgedehnt worden, was nach der damaligen Ansicht zur Folge gehabt hätte, daß nun alle unfruchtbaren Gegenden verlassen worden wären und verödeten, und bei seiner Abneigung gegen den Ackerbau der Russe hinfort auf Reisen und Krämerei ausgehen würde. Dieselben Gründe sind es, die fort und fort gegen die Aufhebung der Leibeigenschaft geltend gemacht wurden, abgesehen davon, daß mit der bestehenden Einrichtung eine Reihe von Interessen sich immer fester verknüpften, welche naturgemäß jeder Abänderung der bestehenden Zustände ihren Widerstand

entgegensetzten. Gleichwohl begannen schon im vorigen Jahrhundert, während der Regierung der großen Katharina, unter dem Einfluß der französischen Ideen, die Anläufe zu solchen Reformen, die aber mit dem Ausbruch der französischen Revolution plötzlich wieder abgebrochen wurden. Dagegen wurden sie um so energischer und fast mit einem schwärmerischen Enthusiasmus wieder aufgenommen, als Alexander I. den Thron bestiegen hatte, eine weiche, alles Große und Edle begeistert erfassende Natur, die seiner ganzen Anlage nach das Bestehen einer unterdrückten Menschenklasse in seinem Reich schon in der Vorstellung verletzen mußte, aber freilich zugleich von einer Wankelmüthigkeit und Unbeständigkeit, die auch die besten Absichten wieder durchkreuzten und vereitelten. Dazu kamen dann noch die Aufgaben der äußeren Politik, welche zu wiederholten Malen unter seiner Regierung alle Kräfte des Staats in Anspruch nahmen und von inneren Reformen ablenkten. Auch an einem weit ausschauenden Minister, der ganz dazu geeignet schien, die warmgefühlten Intentionen Alexanders praktisch auszuführen, hatte es ihm nicht gefehlt. Speranski, der 1808 in den Rath der Krone berufen, aber freilich schon 1812 nach Sibirien geschickt wurde, arbeitete einen kühnen Entwurf einer vollständigen neuen Organisation der Verwaltung, der Gerichte, der Verfassung aus, und erkannte mit Recht die Leibeigenschaft als die Grundursache aller russischen Uebelstände, deren Aufhebung als nothwendige Grundbedingung jeder Verbesserung vorangehen müsse. Freilich waren seine Pläne so durchgreifend und gewaltsam angelegt, daß schon hierin ein Grund ihres Scheiterns gelegen wäre. Dazu kam dann noch der Widerstand, den sie namentlich an der Korruption der Beamten, an den Intriguen der höheren Stände fanden, bis sie endlich in Folge der Kriegsereignisse von 1812 völlig verlassen wurden. Als dann Alexander aus diesem und den folgenden Kriegen als das Haupt der heiligen Allianz mit dem Heiligenschein einer religiös-politischen Doktrin hervorging, wurden die Reformen eben vom Gesichtspunkt einer sittlich-religiösen Politik abermals aufgenommen. Aber auch jetzt kam es nur in den Ostseeprovinzen zu einigen kümmerlichen Erfolgen, indem hier die Unabhängigkeit der Bauern vom Privatbesitz im Prinzip ausgesprochen wurde, aber ohne daß ihnen das Recht, Landeigenthum zu erwerben, zuerkannt wurde, wie auch sonstige Erschwerungen und Beschränkungen in der Ausführung die Segnungen der Befreiung beeinträchtigten. In Rußland selbst aber gingen, trotz der edlen Bemühungen Turgenow's, und trotz der Initiative, welche einige der angesehensten Großgrundbesitzer aus freiem Antrieb ergreifen wollten, alle reformistischen Bestrebungen wieder zurück, weil die Gegenpartei damals nur das Schreckgespenst von revolutionären Umtrieben dem Kaiser vorzuhalten brauchte, um ihn von allen freisinnigen Anwandlungen zurückzubringen. Kaum begann je eine Regierung mit glänzenderen Anläufen, um resultatloser zu enden, als die Alexander I. Sein Nachfolger nahm das Werk der Emanzipation, oder wie man es euphemistisch nannte der „Bauernverbesserung", abermals auf, und namentlich seit Beginn der vierziger Jahre erschien eine Reihe von Ukasen, welche in Bezug auf Eigenthumsrecht, Gemeindebefugnisse, Besitzerwerb die Leibeigenen den nichtadeligen Freien annähern sollten. Allein bei Nikolaus war es nicht mehr ein philantropisches Interesse, sondern das Interesse unumschränkter Selbstherrschaft, welches zu diesen Reformen führte. Das Ziel war keineswegs die Verbesserung der Lage des Leibeigenen und ihre Heranziehung zur Produktivität, sondern vielmehr die Schwächung des Grundadels, um durch unumschränkte Verfügung der Krone über die leibeigenen Massen diese letzeren für einen in bureaukratische Normen gepreßten Industrialismus zu verwenden (vergl. hierüber und über das Folgende die Schrift „Rußland unter Alexander II. Nikolajewitsch," Leipzig 1860). Daß nichts weniger als die moralische Erhebung dieser Klassen bezweckt wurde, bewiesen die geistigen Beschränkungen, welchen gleichzeitig die Leibeigenen sowohl als die nichtadeligen Freien unterworfen wurden, um sie von jedem Zugang zum Erwerb einer höheren Bildung und somit von der Möglichkeit auszuschließen, sich durch eigene Kraft aus ihrer gedrückten Lage emporzuarbeiten. Dadurch fielen von selbst alle Segnungen des Befreiungswerkes hinweg, die Widerstandskräfte entfalteten sich um so freier, nirgends wurde ein rechter Ernst mit den Reformen gemacht, und als dann der orientalische Krieg zum Ausbruch kam, wurden sie selbstverständlich ganz verlassen.

So standen die Dinge, als Alexander II. durch den plötzlichen Tod seines Vaters am 2. März 1855 auf den Thron berufen wurde. Es war ein öffentliches Geheimniß, daß der aufgeklärte vollendete Fürst persönlich dem Reformwerk zugeneigt war: die einen hofften es mit Zuversicht, die andern, die altrussische Kriegspartei, fürchtete es. Allein auch in den außergewöhnlichen Umständen selbst, unter welchen dieser Regierungswechsel vor sich ging, lag die dringendste Aufforderung, endlich ernstlich ein Werk aufzunehmen, von welchem geradezu die Existenz des Reiches abzuhängen schien. Als Nikolaus die Augen schloß, nicht ohne schmerzlichen Rückblick bei diesem Ende seiner 30jährigen Regierung, hatte er bereits die äußersten ja die letzten Anstrengungen gemacht, die Kräfte seines Reichs zur Fortsetzung des Kriegs aufzubieten. Der Aufruf zu allgemeiner Volksbewaffnung war ergangen, durch welche nun auch die von wiederholten Rekrutirungen noch übrigen Männer von den nothwendigsten Arbeiten weg zu den Waffen gerufen wurden; zahlreiche Provinzen standen schon völlig in der Reichswehr, die Milizen begann man in die reguläre Armee einzureihen, Ackerbau und Viehzucht, wie Handel und Gewerbe stockten, die Lebensbedürfnisse stiegen zu enormen Preisen, schon begann die bürgerliche Rechtsordnung erschüttert zu werden. Die äußerste Erschöpfung drohte dem kolossalen Reiche, wenn nicht es in die Bahnen des Friedens eingelenkt, die schlummernden Volkskräfte geweckt und die bisher brachliegenden Elemente der Bevölkerung für die Produktion gewonnen wurden. Wie viele Kräfte durch das bisherige System verloren gingen, läßt sich daraus entnehmen, daß im ganzen Reich unter etwa 70 Millionen Einwohnern nur 4 Millionen dem freien Mittelstand angehören, der überall im Abendland den Kern der Produktionskraft bildet, und die Zahl der freien Bauern nur 3 Millionen beträgt, während dagegen die Zahl der Privatleibeigenen auf 22—23 Millionen berechnet wird, wozu mehr als 9 Millionen Kronbauern und etwa 900,000 Apanagebauern kommen.

Gleichwohl lenkte der neue Herrscher, den die altrussische Partei mit unverhohlenem Mißtrauen begrüßte, nicht mit einemmal in die neue Bahn. Erst nachdem er durch scheinbar völlige Adoption der Regierungsgrundsätze seines Vaters den Thron gesichert sah, geschahen die ersten Schritte. Es ist hier nicht der Ort zu verfolgen, wie das Reformwerk nun im Einzelnen in bestimmteren Umrissen allmälig hervortrat, erst durch die Ministerveränderungen, dann durch den Abschluß des Friedens, weiterhin durch die Gründung des Eisenbahnnetzes, und die Reformanfänge im Zollwesen, in der Polizei, im Heer und der Verwaltung. Wir beschränken uns auf die Leibeigenschaftsfrage, welche vom Anfang an als der Kern und die eigentliche Grundlage einer freisinnigen Reform in's Auge gefaßt wurde, wenn auch die ersten sichtbaren Schritte erst später hervortraten. Schon die Ansprache, welche unmittelbar nach Unterzeichnung des Friedenstraktats der Kaiser an die Deputation des Adels in Moskau hielt, sprach ein förmliches Friedensprogramm aus, und ohne der Aufhebung der Leibeigenschaft ausdrücklich zu gedenken, hatte er den Aufschwung der Industrie, des Ackerbaues und Handels als seine vornehmste Sorge bezeichnet, worin er, wie er hoffe, durch die Betheiligung des Adels unterstützt werde. In der berühmten Zirkulardepesche vom 2. September 1856, wenige Tage vor der Kaiserkrönung, welche zunächst zwei untergeordnete politische Fragen zum Gegenstand hatte, aber diese Gelegenheit ergriff, um das allgemeine Programm der äußern russischen Politik zu formuliren, und zwar in einer nach den Demüthigungen des Krimkriegs unerwartet stolzen und selbstbewußten Sprache, befanden sich die denkwürdigen, seither oft wiederholten Worte: „Rußland schmollt nicht, Rußland sammelt sich (se recueille)." Das Krönungsmanifest selbst endlich enthielt dann bereits die Anordnung mehrerer einzelner Maßregeln, welche als die Einleitung zum Emanzipationswerk betrachtet werden mußten, so namentlich die Suspension des Rekrutirungssystems, der Nachlaß der rückständigen Kopfsteuern und die Anordnung einer neuen Volkszählung.

Die wirkliche Inangriffnahme des Emanzipationswerks verzögerte sich bis in das Jahr 1857. Aber in der Zwischenzeit wurde der Boden mächtig gelockert und empfänglich gemacht für die Aufnahme der neuen Saaten. Unter die Leibeigenen selbst war längst die Kunde von den bevorstehenden Reformen gedrungen, sie begannen ungestüm die Verwirklichung der Verheißungen zu fordern, und an einzelnen Orten zeigten sich bereits Symptome einer gefährlichen Aufregung. In den Städten entwickelte sich mit steigender Heftigkeit ein theoretischer Enthusiasmus für die Bauernfreiheit, und die ganze belletristische Presse hatte sich seit der neuen Regierung dieser Agitation in einer Weise bemächtigt, welche fast die stillschweigende Zustimmung der Regierung voraussehen ließ. So hatte sich, obwohl die ernsthafte Diskussion in der Presse fortwährend streng untersagt blieb, eine öffentliche Meinung gebildet, welche mit wachsender Stärke sich vernehmlich machte. Aber auch die Widerstandskräfte hatten inzwischen Zeit gehabt sich zu sammeln, und sie waren um so weniger zu verachten, als diejenigen Stände, welche am meisten von den beabsichtigten Reformen getroffen und beeinträchtigt wurden, naturgemäß zugleich die Organe ihrer Ausführung waren, nämlich der Adel und die Beamten. Frühzeitig kam man deßhalb von dem in der ersten Zeit zuweilen gehegten idealen Traume zurück, durch ein einfaches Machtwort des Regenten die Aufhebung der Leibeigenschaft zu dekretiren ohne weitere Schonung der bisher bevorrechteten Klassen. Neben der Unbilligkeit, die in dieser Maßregel gelegen wäre, war auch in diesem Falle ein doppelt energischer Widerstand in der Ausführung zu fürchten. Schon jetzt also entschied man sich im Prinzip dafür, daß auf schonende Weise und nur mit Entschädigung der besitzenden Klassen vorgegangen werden solle. Aus derselben Rücksicht entsprang aber nun auch, nachdem eine von der Regierung selbst im Jahre 1857 in tiefem Geheimniß zusammenberufene Kommission zu diesem Zwecke gescheitert war, der Entschluß, die Initiative dem Adel selbst zuzuschieben, ihm die ersten Vorschläge für die administrativen Verbesserungen zur Herbeiführung der sozialen Reform zu überlassen. Es wurde zunächst gegen Ende 1857 der litauische Adel, der wegen Regelung der bäuerlichen Verhältnisse in seiner Provinz angefragt hatte, aufgefordert, bestimmte Vorschläge zu machen, und der litauische Adel sprach sich sofort für Freigebung der Bauern, sowie für Eigenthumsverleihung an dieselben aus. Aehnliche Adressen liefen nun auf Anregung der Regierung auch von den anderen Adelskörpern ein, am spätesten aus den altrussischen Provinzen, welche fortwährend am meisten Gereiztheit zeigten. Aber auch anderwärts hatten die Berathungen, zu welchen nun überall die Adelsausschüsse zusammentraten, sehr geringen Erfolg. Sie wurden schon darum sehr lässig betrieben, weil der Adel sich durch die strengen bureaukratischen Instruktionen verletzt glaubte, die man seinen Berathungen zu Grund legte; und schon im Februar 1858 mußte man zu einem abermaligen Erlaß an den Adel die Zuflucht nehmen, worin die gegebenen Instruktionen nur als allgemeine Umrisse bezeichnet wurden, welche das freie Berathungsrecht keineswegs einengen sollten, zugleich aber die Forderung ausgesprochen war, daß binnen sechs Monaten die Berathung der Komités geschlossen, binnen zwölf Jahren die Ablösung des bäuerlichen Grundeigenthums durchgeführt sein müsse. Und zugleich ward ein Zentralkomite von zwölf Würdenträgern des Reichs in St. Petersburg niedergesetzt, unter dem Vorsitz des Reichsrathspräsidenten Grafen Orloff, das indessen nach kurzer Zeit seiner Thätigkeit oder vielmehr Unthätigkeit uneinig auseinanderging. Aber auch die Antworten aus den Adelskomites, von denen überdieß nur wenige innerhalb des sechsmonatlichen Termins einliefen, lauteten wenig ermuthigend, überall zeigte sich ein hartnäckiger Widerstand gegen eine Maßregel, von welcher man für die Existenz des Adelsstandes selbst fürchtete, dagegen benützte man die Freiheit der Diskussion, um alte politische Rechte zurückzuverlangen, ja in manchen Komites warf man die kühne Behauptung auf, daß nur die Duma, der altrussische Reichsrath, d. h. die gemeinsame Beschlußfassung sämmtlicher Adelskomites berufen sei, die Sache zu entscheiden. Der Kaiser ließ sich nicht entmuthigen, im Herbst 1858 machte er selbst eine Reise durch Großrußland und richtete überall an die Adelsdeputationen eindringliche Ansprachen, worin er ihnen seinen festen Entschluß ankündigte, seine Intentionen durchzuführen. Aber selbst diese persönliche Dazwischenkunft des Kaisers war von geringem Erfolg. Es schien überhaupt auf diesem Weg, auf dem Weg der Behandlung durch die einzelnen Adelskomites, welche bloß in einem Punkte einig waren, nämlich im Widerstand gegen die Reform, kein Erfolg zu erzielen, und die ganze Sache schien bereits ziemlich hoffnungslos geworden zu sein, bis sie endlich durch die Einsetzung einer Redaktionskommission, welche im April 1859 unter dem Vorsitz des Generals Rostowzow an die Stelle des Hauptkomites trat, in ein neues Stadium trat.

Mit Ausnahme von geringeren partiellen Reformen, wie z. B. daß in dieser Zeit die Kronbauern und Apanagebauern sämmtliche Rechte der freien Bauern erhielten, mit Ausnahme der Freizügigkeit, ruhte nun das ganze Emanzipationswerk im Schooße dieser Redaktionskommission. Wie sie sich ihrer Aufgabe entledigt, in welcher Weise sie den Intentionen des Kaisers Ausdruck gab, davon das nächste Mal. —g.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 29.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

VI. Band.

III. Jahrgang.

Zweites Semester.

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, 14. April 1861.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich

Thlr. 2. - oder fl. 3. 30 kr. rhein.

Inhalts-Uebersicht:



Eine Spielwaarenwerkstätte in Thüringen. Nach einer Originalzeichnung von [illegible]. (S. 450.)

Der Wechsel des Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

Den andern Morgen meldete ich mich in der Frühe beim Lieutenant von Steinfeld; er befahl darauf die Pferde vorzuführen, und bald nachher eilten wir zum Kasernenhofe hinaus, durch die noch nicht sehr belebten Straßen der Stadt, und waren bald im Freien. Hier setzten wir unsere Pferde in einen scharfen Trab und eilten den nicht fernen Bergen zu, nach denen Lieutenant von Steinfeld gewöhnlich seine Spazierritte richtete.

Der Frühling drang mit Macht hervor, aus den frisch umgebrochenen Feldern erhob sich jener eigenthümliche Duft, welcher uns an frische Waldkräuter und Maiblumen erinnert; aus tiefen Furchen flog jubilirend die Lerche und sang, neckisch in die Höhe flatternd, ihr frohes Lied.

Der Wald, der uns bald aufnahm, gewährte uns allerdings noch keinen Schatten, doch war es dafür um so lieblicher anzusehen, wie das frische Gras aus dem Boden sproßte, und wie die Knospen an Sträuchen und Bäumen beinahe zusehends aufsprangen und die grünen zarten Blätter fast sichtbarlich wuchsen, wenigstens waren alle Farben des ersten Grüns so jungfräulich frisch, daß man deutlich sah, sie seien Kinder der heutigen Sonne, und hätten noch keinen kühlen Nachthauch erlebt.

Wir folgten einem geschlungenen Wege, der uns auf die Höhe des Berges brachte, von wo wir eine weite Aussicht über das Land hatten; dort stiegen wir von den Pferden, banden dieselben an einen Baum und legten uns auf einen moosigen Platz. Es war hier oben so still und feierlich wie in einer Kirche. Von fernher hörte man das Summen der Stadt, das Rauschen des Flusses, ja sogar taktförmig die Schläge der Schaufelräder der auf- und abpassirenden Dampfboote.

„Ich kann Ihnen nicht sagen,“ begann Lieutenant von Steinfeld nach einer längeren Pause, „wie wohl ich mich hier oben unter Gottes freiem Himmel befinde, und wie sehr das Leben drunten in der Stadt mich drückt. Sie werden es einigermaßen sonderbar von einem Offizier finden, wenn er Angesichts einer Mobilmachung so spricht, doch kann ich Ihnen nicht verhehlen, was Sie auch begreiflich finden werden, daß mich wichtigere Sachen beschäftigen, wichtiger dadurch, weil ich für meine Person nicht an die Wichtigkeit und Aufrichtigkeit der Mobilmachung glaube.“

Ich blickte ihn fragend an.

„Im diesem Falle,“ fuhr er fort, „denkt man, dem alten Sprüchwort zu folgen, daß, wer den Frieden will, sich für den Krieg rüstet, im andern Fall, und den kann ich leider nicht umhin vorauszusetzen, denkt man nur etwas thun zu müssen, um dem Gewicht der allgemeinen Stimmung nachzugeben.“

„Aber macht man denn nicht vollständig mobil?“ fragte ich besorgt.

„Zwei Armeekorps werden allerdings vollständig mobil gemacht. Aber was will das heißen. Es ist kein rechter Eifer bei der Sache, und da ich den von oben herab vermisse, so sind all' die Geschichten auch nicht im Stande, meinen Eifer zu entflammen — o ich bin der ganzen Sache herzlich müde, und um so mehr, da Ihre Mittheilungen einen kleinen Lichtstrahl in diese tiefe Finsterniß geworfen, die mich bisher umgab. — O, wenn ich diesem Lichte näher käme, wenn ich sie wiederfände, mein Kind wiederfände, wenn mich wieder etwas Reelles an dieses Leben fesselte, wenn ich wieder Feld und Wald durchstreifen könnte, nicht fast erliegend unter dem niederdrückenden Gefühl der Oede und des Alleinseins; o denn wollten wir noch glücklich sein.“

„Wie würde ich Ihnen das wünschen,“ sagte ich mit Wärme, „wie sollte es mich freuen, wenn Sie glücklich würden.“

„Ich nicht allein wollte glücklich sein,“ gab er mit glänzendem Auge zur Antwort, „auch Du, mein Junge, Du hast mir durch Deine Erzählung wieder ein Interesse am Leben gegeben — einen Hoffnungsstrahl, und wenn ich Dich nicht schon früher lieb gehabt hätte und beschlossen, die Hand über Deinem Haupte zu halten, so würde ich das jetzt als eine heilige Verpflichtung ansehen — ja ich werde für Dich sorgen und mich bemühen, aus Dir einen tüchtigen Menschen zu ziehen, hoffend, daß Du mir in dieser Sorgfalt durch guten Willen und unermüdliches Streben, vorwärts zu gelangen, entgegenkommst. Da wir nun einmal an dem Kapitel über Deine Zukunft sind,“ fuhr er mit guter Laune fort, „so sage mir frei und offen, ob Du denn wirklich eine so große Neigung zum Militärleben hast, um demselben Dein Leben widmen zu wollen; wenn Du auch erst kurze Zeit dabei bist, so ist es doch lange genug, um im Stande zu sein, mit Deinem frischen Sinn einen richtigen Blick in diesen falschen Glanz werfen zu können. Jetzt freilich siehst Du nur Alles in rosenfarbigem Lichte — nicht wahr? Du hast kürzlich Deine ersten Tressen bekommen, Du bist in einer Mobilmachung drin, siehst Krieg und Avancement vor Dir, kurz den Himmel voller Geigen; aber all' der Glanz wird verblassen. Du wirst eines Tages Lieutenant werden, auch vielleicht Hauptmann, wenn Du nicht ein ewiger Lieutenant bleibst, was auch schon vorgekommen ist, nachdem Du zwanzig Jahre lang jeden Tag exerzirt, Deine Untergebenen gehudelt, und von einem Vorgesetzten gehudelt worden bist. Du wirst Dich nach dieser langen Zeit in Deinem unendlich einförmigen Wirkungskreise geistig verknöchert, und dann vielleicht behaglich fühlen, vorausgesetzt, daß es keinen langen Krieg gibt, wo Du entweder Glück hast, oder zum Krüppel geschossen wirst. — Es kann aber auch sein, daß Du Dich in dem ewigen Einerlei des Dienstes niemals heimisch fühlen wirst, daß Du nach etwas Anderem, Frischem strebst, und zu alt geworden bist, um eine neue Laufbahn einzuschlagen. Dann wirst Du Dich sehr unglücklich fühlen, und deßhalb ist es schon der Mühe werth, mit Leuten, die das ein wenig kennen, über diese Dinge zu reden. Was mich betrifft, so habe ich Dir früher schon einmal gesagt, daß gerade das Einförmige des Dienstes, diese regelmäßigen Pendelschwingungen nach rechts und nach links mir nothwendig waren, um durch deren Hülfe wieder in die natürlichen Geleise dieses Lebens zurückzukehren und nicht im tollen Wirbel fortgeschleudert zu werden.

„Ach,“ fuhr er mit einem Aufleuchten seines schönen Auges fort, „es ist etwas Göttliches, so frisch und frei durch Feld und Wald streifen zu können, aber man muß es mit Glück im Herzen oder wenigstens mit Ruhe im Gemüthe thun können, so sich der wunderbar schönen Natur in die Arme zu werfen, in ihr zu leben, während man ihre Geheimnisse belauscht, von ihr zu ernten, zu genießen; während man sie pflegt und ihr nachhilft, mit einem Worte, ein Bauer zu sein. Hättest Du keine Lust dazu? — Versteh' mich wohl. Du sollst nicht den Spaten oder den Pflug in die Hand nehmen, oder vielleicht nur um es zu lernen, um es später Deinen Knechten zeigen zu können! Hättest Du nicht Lust, Landwirth zu sein, oder ziehst Du das Militärleben vor?“

Ich muß gestehen, seine Worte hatten mich tief berührt; sie hatten mir einen Blick eröffnet in ein neues Leben, von dessen Dasein, daß es nämlich schön und wünschenswerth sein könne, ich keinen rechten Begriff hatte. Ja draußen in Feld und Wald zu leben, das fühlte ich wohl, mußte einen eigenen wunderbaren Reiz haben. Was mich zum Militär getrieben hatte, war ja auch die Lust an dem frischen Getreibe des Lebens, war die Angst vor dem finsteren Comptoir und der dunstigen Schreibstube. — Und mein väterlicher Freund sprach die Wahrheit, ich hatte schon genug gesehen von dem Stande, dem ich mich gewidmet, um zu wissen, daß die Grenzen dort sehr eng gezogen seien, und daß das lustige, frische Treiben für den Soldaten in Friedenszeiten meistens auf Phantasiegebilden beruhe, und daß sein Horizont vom Exerzirplatze und allenfalls der Manövrirhaide streng und scharfbegrenzt, und daß die Poesie des Soldatenstandes von hausbackener Prosa oft schwer zu unterscheiden sei.

Früher hatte ich eigentlich keine rechte Idee von dem Leben eines Landwirthes fassen können. Es schien mir das ein Stand, der sich allein in der Figur des gewöhnlichen Bauern repräsentire, wie er in seiner Blouse zu Markte kam. Daß das vom höheren Standpunkte gelernt werden konnte, daß die Landwirthschaft eine Wissenschaft sei, bei deren Ausübung man nicht den ganzen Tag den Spaten und die Haue in die Hand zu nehmen brauche, das erfuhr ich erst durch die Erklärungen Steinfeld's, und hatte schon einen Begriff davon bekommen durch seine Erzählung in jener Nacht, wie er mir seine Beschäftigung auf den Gütern des Barons Iffling geschildert. Ein solches Loos, das mußte ich schon gestehen, schien mir beneidenswerth, und ich konnte mich nicht enthalten, das meinem väterlichen Freunde zu sagen, und die Bestimmungen über meine Zukunft ganz in seine Hand zu geben.

„Vor allen Dingen muß ich selber,“ sagte er, „wieder einen festen Standpunkt gewinnen, und mit der Hoffnung, die auf's Neue mein Herz erfüllt, hat sich auch die Lust und Kraft zur Arbeit bei mir wieder eingestellt.

„Was nun meine Angelegenheit anbelangt, so war ich seit Deinen Mittheilungen nicht müßig. Ich suchte jene Frau auf, welche in der bewußten Nacht auf Schloß Iffling gewesen, und sie bestätigte mir Deine Erzählung mit noch mehreren und für mich wichtigen Einzelnheiten. Ja,“ fuhr er mit zusammengebissenen Zähnen fort, „ich erkannte jedes Zimmer, jedes Möbel, welches sie gesehen und mir beschreiben konnte. Es ist kein Zweifel, das Verbrechen ist begangen worden, wie weit sie es aber für nothwendig hielten zu gehen, das kann nur der allmächtige Gott wissen. Vertauscht wurden die Kinder und den Zweck dieses Tausches sehe ich ganz genau ein. Sie hofften auf den Tod meines armen Weibes, wie sie des meinigen gewiß sein zu können glaubten, sie mußten aber in diesem Falle einen männlichen Erben haben, bei dem, dem Familienstatut gemäß, die großen Güter blieben, welche sie nun unter vormundschaftlichen Rechten verwalten.“

„Und diesen Erben,“ rief ich eifrig, „kenne ich genau.“

„Ich weiß, daß Du den letzten der Iffling-Steinfeld kennst, und weiß auch, unter welchen empörenden Umständen Du seine Bekanntschaft machtest. — Glaube mir, vor Jahren hatte ich Augenblicke, wo ich doch an die Möglichkeit glaubte, jenes Kind könnte in der That mein und Anna's Sohn sein. Es entsprang dieser Gedanke aus dem Bedürfnisse, etwas zu haben, das mich wieder mit der Welt verbände. — So oft ich ihn aber sah, und ich sah ihn einigemale, stieß mich sein Anblick zurück, und ich fühlte wohl, daß das ein für mich gänzlich fremdes Wesen sei. Diese Ansicht wurde zur vollkommenen Gewißheit, als ich später dieß und das von seinem Charakter erfuhr, lauter schlimme harte Züge, nie auch nur der Schimmer eines guten. Ich zog einen großen Theil dieser Erkundigungen in letzter Zeit bei dem Kommerzienrathe Schaberg ein, bei welchem der letzte der Iffling eine Zeitlang untergebracht war, ich suchte seinen Hofmeister auf, der mir durch haarsträubende Erzählungen über diesen kleinen Bösewicht die beglückende Gewißheit gab, daß er unmöglich der Sohn Anna's sein konnte, das Kind dieses guten, edlen, liebenswürdigen, sanften Wesens. — Es ist also ein Tausch vorgegangen, aber was wurde aus dem unglücklichen Mädchen, das sie verstießen, das sie beraubten — aus meiner armen, unglücklichen Tochter? — O — glaube mir,“ fuhr er fort, indem er seine Hand einen Augenblick fest auf die Stirne preßte und dann hart an seinem Gesichte herunterfuhr, „das ist ein Gedanke, der mich wahnsinnig machen könnte, und der mich wahnsinnig machen wird, wenn Gottes Güte nicht ein Einsehen mit meinem Jammer hat. Seit ich die Gewißheit des Frevels habe, der an uns begangen ward, seit ich weiß, daß ich eine Tochter gehabt, die das Ebenbild ihrer schönen und guten Mutter sein müßte, sehe ich dieses unglückliche Kind vor mir in allen Gestalten und Lagen, aber nie in einer wünschenswerthen. Ich sehe ein bleiches Gesicht, von Kummer und Elend durchfurcht, ich sehe ihre schönen Augen schmerzlich ausblickend nach einer hülfreichen Hand, welche sie emporzöge aus einem elenden Leben, in dem sie physisch und moralisch zu Grunde gehen muß. Oft höre ich im Gedränge der Menschen den Klang einer Stimme, die mir sympathisch ist, und wenn ich hinblicke, sehe ich ein fremdes Gesicht, welches — o es ist entsetzlich, doch vielleicht das meiner Tochter sein könnte. — Ich fahre häufig erschreckt zurück, wenn sich eine feine, dürre, magere Hand zu mir erhebt, wenn ein verschämter Mund mich um ein Almosen anspricht, ich gebe viel und eile hinweg, kann ich doch nicht jede Bettlerin um ihren Lebenslauf befragen. — O, mein Gott!“ — — — —

Er war hastig aufgesprungen und ein paar Schritte angetreten, wo er den rechten Arm an einen Baumstamm lehnte und sich mit dem Kopfe darauf stützte. So blieb er eine Zeitlang, und als er sich wieder zu mir wandte, sah sein Gesicht ruhig oder abgespannt aus, und seine Augen waren matt und umflort.

„Welche Nachforschungen mir möglich waren, habe ich nicht unterlassen mit aller Kraft zu betreiben. Das Zeugniß der Frau Merzer ist nur bedingt von Wichtigkeit, wenn sie auch jetzt vor Gericht ein Zeugniß ablegt, daß sie in jener Nacht des 16. Novembers auf dem Schlosse Iffling ein Mädchen von jener unglücklichen Frau empfangen und dieses Mädchen, nachdem sie es angekleidet, in die Arme einer andern Frau gelegt, welche sich im Zimmer befand, so wird man ihr einfach entgegenhalten, warum sie keinen Geburtsschein ausstellte, daß in jener Nacht auf dem Schlosse Iffling ein Mädchen geboren worden sei, und wenn sie diesen Schein ausgestellt hätte, wo ist er geblieben! Er wird gewiß nicht aufzufinden sein, während ein anderer gültiger bei den Dokumenten liegt, von der alten Hebamme des Dorfes Iffling ausgestellt, bezeugend, daß in der Nacht des 16. Novembers auf dem Schlosse Iffling in denselben Zimmern, in welchen Frau Merzer war, ein Knabe geboren wurde. Der Pfarrer und der Schultheiß des Dorfes sahen diesen Knaben noch in derselben Nacht und wurden nicht ohne Grund veranlaßt, schriftlich ihren Glückwunsch darzubringen wegen der Geburt eines Erben des alten und vornehmen Hauses.

„Und doch leuchtet mir durch diese verworrenen dunkeln Thatsachen ein wenn gleich schwaches Licht. Mein treuer Freund, von dem ich Ihnen damals erzählte, der alte Haushofmeister, der vielleicht mehr wußte oder erfahren, als den Verwandten lieb war, verfiel, erschüttert von all' dem Schrecklichen, was sich auf Schloß Iffling begeben, in eine gefährliche Krankheit, und wenn er auch von dem hitzigen Fieber, welches ihn monatelang an's Lager fesselte, wieder genas, so blieb doch sein Geist umflort, und er war ein kindischer alter Mann geworden, welcher seine Tage im dumpfen Hinbrüten verlebte und nur zuweilen lichte Momente hatte. Ich muß eingestehen, daß ich ihn in diesem Zustande sah, daß er mich allerdings erkannte, daß er sich wohl bemühte mit mir zu reden, daß er aber nach den ersten Worten wieder in sich zusammensank, mit schmerzlichem Ausdrucke den Kopf schüttelnd. Freilich waren wir nicht ohne Zeugen, und es gelang mir auch nie ihn allein zu sprechen. Dann floh ich aus dem Schlosse, und als es mir wieder gelang, Erkundigungen nach ihm einzuziehen, konnte ich nur erfahren, daß er sich immer in gleichem Zustande befände.

Mehrmals versuchte ich ihn zu sehen, zu ihm zu dringen, aber es war unmöglich; er wurde zu gut bewacht. Die Gerichte konnten nichts für mich thun, weder in der Angelegenheit des Hauses meiner verstorbenen Frau, — wohin man mir gern zurückzukehren erlaubte," setzte er höhnisch hinzu, „wo ich ja mit den Germersbach hätte friedlich unter einem Dache leben dürfen, meinen Sohn erziehen und die Vormundschaft mit ihnen theilen, vielleicht ein paar Jahre lang," setzte er düster hinzu, „bis sie Beweise genug gesammelt, um mich wieder für wahnsinnig zu erklären, wie sie ja schon einmal versucht. — O, es war empörend für mich, wie wohlwollende, ruhige Geschäftsleute, mit denen ich in dieser Angelegenheit zu thun hatte, plötzlich ausweichend antworteten und mich achselzuckend zu beruhigen suchten, wenn ich jene für die hochgeborenen Freiherren von Germersbach so delikate Sache berührte, wie man alsdann plötzlich meine fixe Idee wieder auftauchen sah, — die Idee des unglücklichen Vaters, eine Tochter haben zu wollen. — Verdammt! —

„Ich will Ihnen nicht all' die Mühe beschreiben, die es mich kostete, bis sie mir endlich bewilligen mußten, den alten kranken Diener des Hauses zu sehen. Aber sie hielten nicht nöthig, diese Unterredung ohne Zeugen vor sich gehen zu lassen; was konnte es mich nutzen, daß ich in dem aufflammenden Blicke des alten treuen Mannes deutlich las, er habe mir Mittheilungen von bedeutender Wichtigkeit zu machen, die er aber vor Zeugen nicht machen könne, und die man auch nöthigenfalls mit Gewalt zu verhindern gewußt haben würde. In seinem Auge sah ich den Schmerz seiner Seele, als ich von ihm Abschied nehmen mußte. Er wollte meine Hand nicht los lassen, als ich sie ihm zum Abschied reichte. Er zog sich an mir empor, was die anwesenden Zeugen nicht hindern konnten, und hauchte mir zu, so leise, daß ich es kaum verstand, ich muß Sie noch einmal sprechen, ehe ich sterbe. — — Damit hatte unsere Unterredung ein Ende, und wenn es mir auch gelang, von Zeit zu Zeit Nachricht über sein Befinden zu erhalten, so scheiterten doch mehrere Versuche, die ich machte, eine vertraute Person zu ihm zu bringen."

„Und er lebt noch?" fragte ich in größter Spannung.

„Ja, er lebt noch, aber seine schwachen Kräfte neigen sich dem Ende zu, wie ich gestern aus zuverlässiger Quelle erfahren. Auch hatte er wieder dringend verlangt mich zu sehen, und," setzte Herr von Steinfeld mit auffallend ruhigem Tone hinzu, „ich muß Alles versuchen, seinen Wunsch zu erfüllen. — Verstummt sein Mund, schließen sich seine treuen Augen, ohne daß er mir eine Mittheilung gemacht, die, wie ich weiß, auf seiner Seele lastet, so ist Alles für mich verloren."

„Aber der Versuch, ihn zu sehen," sagte ich besorgt, „wird mit Gefahr für Sie verknüpft sein."

„Möglich," gab er zur Antwort, „deßhalb ist Vorsicht nöthig! Glaub' mir, die Germersbach wissen um alle meine Schritte, und werden mich in dem wichtigen Momente des Hinscheidens jenes alten Dieners nicht aus den Augen verlieren. Solltest Du also hören, daß ich in den nächsten Tagen wegen Unwohlsein mein Zimmer nicht verlassen könne, so besuche meine Wohnung, mein Kammerdiener wird Dir öffnen, bleibe manchmal eine Zeitlang da und erzähle alsdann hie und da Deinen Kameraden oder wem Du sonst willst, Du habest mich gesehen, es gehe mir ordentlich, nur wolle ich in den nächsten Tagen von Niemanden gestört sein. Für den Fall, daß ich länger ausbleiben sollte, als nach meinen Berechnungen nothwendig ist, hat mein Kammerdiener seine Befehle und wird dann vielleicht Deine Hülfe in Anspruch nehmen."

„O, wenn er das thäte," rief ich in innigem Tone, „o wenn ich Ihnen helfen und dienen könnte! Eine solche Hoffnung macht mich stolz und ich würde Ihnen beweisen, daß Sie Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt."

Herr von Steinfeld schaute nach einem tiefen Athemzuge in den ruhigen klaren Himmel, der sich über uns ausspannte, und reichte mir seine rechte Hand, während er seine Linke in die Höhe hob. „Ich bin vollkommen von Dir überzeugt," sagte er mit seiner tiefen Stimme, „doch Gott allein kann uns helfen."

Darauf saßen wir auf und ritten nach der Stadt zurück. Es war noch früh am Morgen, als wir sie wieder erreichten, doch herrschte auf dem Kasernenhofe ein reges Leben. Die Geschütze wurden aus den Schuppen hervorgezogen um bespannt zu werden, denn wir sollten mit den vier Kanonen, für welche wir schon Pferde hatten, hinaus auf die Manövrirhaide ziehen, um dort im Feuer zu exerziren. Ich hatte Zeit mich umzuziehen und nach meinem Pferde zu schauen, für das übrigens Unteroffizier Schmetterer, der mir gewogen war, schon das Nöthige besorgt hatte. Unsere zu anderen Batterien versetzten Kameraden von Nro. 44 zeigten uns, während sie faul auf Stühlen und Betten herumlagen, wie wohl sie es hätten, diesen ewigen Plagereien bei einer reitenden Batterie enthoben zu sein, worüber wir übrigens lachten, wohlgemuth die Säbel umschnallten, und uns drunten im Kasernenhofe nach erfolgtem Kommandoworte lustig auf unsere Pferde schwangen. Der Premierlieutenant Bachmann kommandirte die Batterie, unser Sekondelieutenant kommandirte den ersten Zug, Wetter den zweiten, da Lieutenant von Steinfeld zu Haus blieb.

Einem jungen Militär vergeht die Zeit nie schneller und angenehmer als draußen auf der Manövrirhaide, namentlich wenn im Feuer exerzirt wird, wenn das Krachen der Geschütze und der Geruch des Pulverdampfes die Phantasie erregt, und man sich leicht in eine wirkliche Schlacht versetzt glaubt; hat man dazu noch einen prachtvollen Frühlingsmorgen, wie wir heute, so ist ein solches kleines Manöver eine wahre Vergnügungstour. Ueber uns der klare blaue Himmel, zu unseren Füßen blühender Ginster und frische sprossende Halme, ringsumher die Berghöhen in feierlicher Ruhe, nur die Abhänge derselben hie und da belebt durch arbeitende Landleute oder durch einen Zug Vögel, über uns dahinstreichend und jenseits unseres Horizonts verschwindend.

Singend zogen wir nach Hause und fanden uns, obwohl etwas ermüdet, doch lustig und guter Dinge beim Appell ein. Sahen wir doch vor uns eine frischbewegte Zeit, durften wir doch wohl für länger den dumpfigen Kasernenstuben Lebewohl sagen, im Felde liegen, in guten Quartieren oder auch am Bivouakfeuer. Das waren Alles Dinge, von denen der größte Theil der älteren Unteroffiziere mit Vergnügen erzählte, und die wir natürlicher Weise als noch etwas Unerlebtes in besonders rosigem Lichte sahen.

War doch der sonst so trockene Appell jetzt schon ganz anders geworden. Handelte es sich doch jetzt nicht mehr nur von Exerziren und Wachen, sondern es wurden auch schon Kommandos zusammengestellt zur Uebernahme von echten Cartouchen und wirklichen gefüllten Granaten. Man theilte die Mannschaft ein zu sechs Kanonen und zwei Haubitzen, und die Feuerwerker oder Unteroffiziere, welche zu Geschützführern der letzteren ernannt wurden, sahen stolz um sich her wie verdiente Generale, denen man Armeekorps anvertraut. Heute beim Appell begab sich etwas ganz Besonderes, die Remontekommission wurde zusammengestellt, und der Wachtmeister dispensirte uns schon von dieser Stunde an vom allgemeinen Dienste, indem wir uns jeden Augenblick bereit zu halten hätten, auszumarschiren. Ja am Schlusse des Appells vertraute mir der Bursche des Premierlieutenants Bachmann an, er habe so eben Befehl erhalten für seinen Herrn Alles zusammenzupacken, und wahrscheinlich ginge es morgen mit dem Frühesten schon von dannen.

Diese an sich erwünschte Nachricht ließ mich Revue halten über meine Habseligkeiten, und da ich dem Unteroffizier Schmetterer die erhaltene Nachricht natürlicher Weise unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit mittheilte, so fing auch er an, seinen Mantelsack mit dem nothwendigen Erlaubten auszustopfen, leistete auch mir dabei thätige Hülfe, und versprach mir all' die Kleinigkeiten der Putztasche für mich anzuschaffen, die erforderlich seien. „Ein junger Mensch wie Sie," sagte er gutmüthig lachend, „hat vor einem Ausmarsche noch so eine Menge kleiner Geschäfte zu besorgen, o, ich kenne das ganz genau, und will Ihnen gerne Urlaub geben. Kommen Sie heute Abend nur nicht zu spät, daß Sie noch etwas vom Schlafe profitiren, denn morgen haben wir einen scharfen Ritt, ich kenne unseren Premierlieutenant Bachmann." Mir war es ordentlich lieb, daß er sich meiner so freundlich annahm, denn allerdings hatte ich noch meine kleinen Geschäfte zu besorgen. Mußte ich doch vor allen Dingen in die Marienstraße und den Versuch machen Alice zu benachrichtigen, daß ich sehnlich wünsche sie heute Abend bei unserem Pflegevater zu sehen. Alice war nicht da, doch versprach mir eine ihrer Nebenarbeiterinnen mein Briefchen zu besorgen. Wahrscheinlich käme sie am Nachmittage wieder, meinte diese, und wenn das nicht der Fall wäre, würde ich sie ja sonst wohl zu finden wissen. Ich eilte fort und zurück nach der Kaserne, denn heute war ein vielbewegter Tag, wir hatten noch einige Stunden Dienst auf der Reit- und Fahrbahn, den der Hauptmann selbst leitete, und wo ich deßhalb nicht fehlen mochte, trotzdem ich vom Wachtmeister dispensirt war. Das ging auch vorüber, und als wir auf die Stube kamen, fühlte ich mich doch sehr ermüdet. Es war die weiche, laue Luft des Frühlings, wie Unteroffizier Schmetterer mir sagte.

Gerne hätte ich mich ein wenig zum Ausruhen hingesetzt, ja sogar hingelegt, doch war mir das Treiben meiner bisherigen Kameraden, welche morgen die Kaserne und die Stadt verließen, zuwider. Sie kramten ihre Schränke aus und boten einander die darin befindlichen Gegenstände unter den gewöhnlichsten Witzen an, ja Stauch veranstaltete von den an sich werthlosen Dingen, welche er von Diesem oder Jenem erhalten, eine Auktion, und bot den Uebrigen Bandschleifen, Haarlocken und Liebesbriefe zum Kauf an. Daß er dabei Bemerkungen machte und Erläuterungen gab, die hauptsächlich darauf berechnet waren, mich zu verletzen, verstand sich von selbst.

Es trieb mich wieder in's Freie, hatte ich doch auch Alice noch kein Wort zukommen lassen können, daß ihr für den Fall, daß sie mein Briefchen nicht erhielte, anzeigte, wie sehr ich sie noch heute Abend bei unserem Pflegevater zu sehen wünschte. In die Nähe ihrer Wohnung ging ich nicht gerne, da ich wohl wußte, wie unlieb es ihr sei, mir dort zu begegnen, jetzt aber mußte ich doch hinauf, um wenigstens ihr Dienstmädchen Therese zu sehen. Das gelang mir auch, und als ich den langen Gang hinabschritt, kam sie mir entgegen. Auf dem Kopfe trug sie einen Korb mit Wäsche, den sie zierlich und gewandt mit der rechten Hand festhielt, während sie die linke in die Seite gestemmt hatte. Als sie mich erkannte, zeigte sie lachend ihre weißen Zähne und winkte mir mit den dunklen, glänzenden Augen freundlich zu. Ich hielt sie an und sagte ihr meine Botschaft, welche zu überbringen sie sich freundlich geneigt erklärte.

„Es wird wohl gehen," sagte sie nachdenkend, „obgleich der Meister sehr krank ist."

„Was fehlt ihm?" fragte ich besorgt; denn mich erschreckte jeder Wechsel, der Alicens Umgebung und also auch sie selbst mitbetraf. „Der Arzt hat versichert," sagte das Mädchen, „es sei eigentlich keine besonders ausgesprochene Krankheit, sondern nur ein Nachlaß der Kräfte. Es könne sich zwischen heute und ein paar Tagen wieder machen, aber —"

„Es könnte doch schlimm mit ihm gehen," fiel ich ihr rasch in's Wort. „Hört, Therese, in einem solchen Falle werdet Ihr hoffentlich an mich denken und mich rufen lassen, wenn es auch mitten in der Nacht ist, damit Alice nicht einen Augenblick ohne Rath und Hülfe ist."

„Das werde ich wohl thun," sagte sie mit einem zweifelhaften Blick, „natürlicher Weise nach ihrem Befehl. Aber," setzte sie hinzu, „Sie rücken ja morgen ab, wie es heißt, und kommen vielleicht wochenlang nicht wieder. Da wird es schwer sein Sie zu rufen. Eigentlich brauchen wir auch Niemand," fuhr sie mit einem verächtlichen Aufwerfen ihrer Oberlippe fort, „so lange ich da bin, ist mein liebes Fräulein so geschützt, wie es nur Jemand sein kann, — dann haben wir ja auch Herrn von Schwanefeld."

„Den wollte ich gerade nennen."

„O, der Meister hat seinen Namen auch schon mehrere Male genannt, gestern und vorgestern, und hat gesagt, ‚wenn es zum Schlimmen mit mir gehen sollte, so laßt mir den alten Schwanefeld rufen, vergeßt's nicht', und wir werden's auch nicht vergessen."

„Leider muß ich fortreiten," entgegnete ich kopfnickend, „und es kann wochenlang dauern, deßhalb Therese, vergeßt nicht, es Alice zu sagen, wie sehnlich ich sie heute Abend erwarte. Wollt Ihr?"

„Ja, ich will's wohl sagen, junger Herr," erwiederte das Mädchen, „sie kann ja dann doch thun, was sie will."

„O, sie wird kommen."

„Wohl möglich."

„Im Voraus meinen Dank, Therese. Adieu!"

„Adieu, junger Herr!"

So schieden wir freundlich als gute Bekannte von einander, und das Mädchen setzte, ungebeugt von der schweren Last, die sie trug, mit festem, elastischem Schritt ihren Weg fort.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Land und Meer.

Reisebilder aus der Zeit und zur Zeit.

XXIV.

In der Herzegowina.

(Zu den Bildern S. 446 und 448.)

Während in Syrien der Kampf der muselmännischen wie der christlichen Bevölkerung trotz der französischen Okkupation noch fortdauert, und das unter der Asche glimmende Feuer nur wieder entfacht zu werden braucht, um zur fanatischen Flamme aufzulodern, begannen jetzt in der Herzegowina blutige Kämpfe der Christen gegen die Türken, welche ihren ersten Ursprung in Aufreizungen der Montenegriner und einem Bunde zu gegenseitiger Hülfe haben. Wie verworren auch die Fäden sind, welche von Paris und dem revolutionären Boden Italiens aus nach jenem, dem gesitteten Europa ziemlich unbekannten Lande gelegt sind, so ist der Einfluß fremder Mächte bei dieser neuesten politischen Schilderhebung, welcher die Religion als Deckmantel dienen muß, nicht unschwer zu erkennen. Denn in den bisher in jenen Provinzen stattgefundenen Kämpfen war nie ein so planmäßiges Wirken sichtbar, wie gerade jetzt; man zerstörte einerseits die Festungswerke von Suttorina, verjagte die osmanische Besatzung, um von der Meeresseite her einer bewaffneten Macht die Landung zu erleichtern und stellte andererseits eine Verbindung zwischen Serbien und Montenegro her, indem man die dahin führenden Engpässe besetzte und die dabei gelegenen türkischen Dörfer zerstörte.

Die Herzegowina ist ein gebirgiges Binnenland, welches im Norden von Bosnien, im Ost von Montenegro, im Süd und West vom dalmatinischen Küstenlande begrenzt wird. — Von der Natur ist diese Provinz mit solchen strategischen Hindernissen versehen, daß ohne die Mitwirkung der Eingebornen eine Okkupation zu den Unmöglichkeiten gehört; der Hauptfluß, die Narenta, und die übrigen kleineren Ströme bilden, wie die Gebirge, in ihrem einwärts gehenden Lauf Halbkreise, und sind daher trefflich zur Vertheidigung geeignet. Größere, ausgedehnter Waldungen entbehrt die Herzegowina, dennoch ist das Klima warm und trocken, die Rebe gedeiht daselbst, auch der Oelbaum, und in Menge findet sich der Nußbaum und die Kastanie.



Ufer der Trebinsnica.

Von einer Exkursion, die ich nach Montenegro unternommen, kehrte ich nach Ragusa zurück. Heut zu Tage, wo Dampfschiffe und Eisenbahnen den Verkehr ungemein erleichtern und die Entfernungen auf ein Minimum zusammenschmelzen, besitzt die Literatur jedes Volkes über das kleinste Fleckchen der Erde detaillirte Beschreibungen, welche der Bleistift des Zeichners oder der Pinsel des Malers noch anschaulicher machen — diese slavischen Staaten aber, Dalmatien, Montenegro, Bosnien, die Herzegowina sind in gar vieler Beziehung noch eine terra incognita, und selbst in dem gelehrten und wißbegierigen Deutschland mögen Tausende leben, die von jenen Provinzen eben so wenig wissen, wie von den Quellen des Nils. Und doch sind jene, von einer wilden, in halbem Barbarismus lebenden Menschenrasse bevölkerten Gegenden voll eigenthümlicher Reize, nicht nur was die großartige, malerische und romantische Natur betrifft, sondern auch in Andetracht der Sitten und Trachten der Bewohner, ihres kriegerischen Lebens und ihrer dunklen und zum Theil grauenvollen Geschichte.

Bei einer Fahrt auf dem adriatischen Meere längs des klippenreichen Strandes jener Länder hatten mich die wolkenverhangenen, kühnen Berggipfel stets mächtig gelockt, in das Innere einzudringen, und oft beneidete ich den Geier, der flügelschlagend und stolz über den Gebirgsspitzen flatterte und aus weit umfassender Vogelperspektive herunterblickte auf das Land meiner Sehnsucht. Der bloße Wunsch befriedigte indeß mein Sehnen nicht, und auch Schilderungen jener Distrikte in Büchern trugen wenig dazu bei, dieß zu verringern.

Ragusa, las ich zum Exempel in dem »Evagatorium Fratris Felicis Fabri«, Ragusa ist eine starkbefestigte Stadt, zum Theil im Meer gegründet. Sie ist mit Mauern und Thürmen bewehrt und zwischen zwei hohen Bergen erbaut, auf denen sich zu ihrem Schutze Vesten erheben; da, wo das Meer nicht seine salzige Flut anprallen läßt, hat man tiefe Gräben in den Fels gehauen. Die Stadt besitzt Schiffsplätze und einen trefflichen Hafen, der Nachts durch Ketten geschlossen wird. Auch Mühlen finden sich, welche theils vom Winde, theils durch Wasserstürze getrieben werden.

Diese Schilderung ist meiner Meinung nach ziemlich öder und prosaisch. Vielleicht erscheint indeß Ragusa dem in glänzenderem Lichte, welcher, wie wir, es an einem Sommerabend sah, als die Strahlen der niedersinkenden Sonne die kahlen Felsen, die weiße Stadt und das Meer mit rosigen Tinten überflutheten. Außer unserem kleinen Griechenfahrzeug war kaum ein anderes Schiff zu erspähen und nur wenige Fischerbarken mit dreieckigen lateinischen Segeln pflügten gleichsam Furchen in die breiten und schwer rauschende Meeresflut.

Man könnte Ragusa das Epitheton „die Weiße“ geben, weil in der That ihr Aussehen diese Färbung trägt. Nicht nur die Häuser und Thürme, auch die starken Festungswerke erschienen uns am ersten Abend und aus der Ferne wie aus Marmor aufgeführt, welchen Eindruck die Nähe freilich verwischte: denn nun tritt uns das eigentliche Material der Gebäude, der Kalk, vor die Augen. Die den Hafen umlagernden Berge erscheinen zwar kahl und öde, aber es wächst an den Abhängen derselben, namentlich am Sergio, doch die Myrthe und der Kirschlorbeer, seltener der Pomeranzenbaum, häufiger wiederum die Cypresse, Fichte und Pinien, von Palmen aber zeigen sich nur einzelne werte Exemplare, und dann sind sie noch nicht der königliche Baum des Südens.



Das Schloß zu Trebinje.

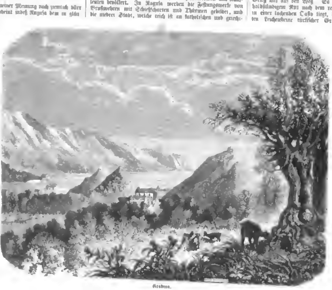
Die slavischen Städte bestehen fast alle aus zwei Theilen, dem Grad oder der Festung, welche höher liegt, und dem Batwich oder der niederen Stadt, von Handwerkern und Kaufleuten bevölkert. In Ragusa werden die Festungswerke von Brustwehren mit Schießscharten und Thürmen gebildet, und die nieder Stadt, welche reich ist an katholischen und griechischen Kirchen und Klöstern, unter denen die Kathedrale, die Basilius- und Jesuitenkirche bemerkbar, hat vor den meisten dalmatinischen und slavischen Städten den Vorzug der Reinlichkeit und Sauberkeit.

Mein erster Gang in Ragusa war nach dem Palazzo Ducale, wohin mich ein hochstämmiger Ragusaner in seiner schönen Tracht begleitete. Diese letztere besteht aus einer Weste mit blitzenden Knöpfen und Schnüren besetzt, weiten gefalteten Beinkleidern, an den Hüften durch einen Shawl oder Gürtel gehalten, in welchem ein Messer oder Pistolen stecken. Das geschorene Haupt bedeckt die rothe Mütze. Marianko, dieß war meines Führers Name, erzählte mir viel Wunderdinge von Skulpturen, die ich allsogleich bewundern würde, und rühmte mir hauptsächlich eines der Säulenkapitäle, auf welchem Aesculap, umgeben von Attributen seiner göttlichen Kunst, dargestellt sei. Ich nahm also dieses Kapitäl, welches eine der äußeren Säulen des Palastes ziert, in Augenschein. Wie groß war nun mein Erstaunen, als ich statt des gerühmten medizinischen Gottes nichts anderes als einen einfachen Alchymisten entdeckte, dem zur Seite Retorten und sonstige Schmelzgefäße standen. Die männliche Figur des Chemikers stützt die Rechte auf ein Buch, anscheinend ein Manual, welches der Gelehrte zu seinen Studien benutzte. Im inneren Hofe des Palastes schien mir bemerkenswerth die Büste eines ragusanischen Bürgers, Michel Prazatto, der um's Jahr 1630 lebte. Das Monument, welches bei dem berühmten Erdbeben des Jahres 1667 umgeworfen wurde, ward im folgenden Jahrhundert wieder aufgerichtet.

In einem der Gasthöfe Ragusas traf ich einen vornehmen Türken, der für gewöhnlich zu Trebinje residirte, und da er dorthin wieder zurückkehrte, nahm ich die Gelegenheit wahr, mich ihm anzuschließen. Wir brachen also von Ragusa auf und mein kleines aber zähes und ausdauerndes montenegrinisches Pferd trug mich die steilen Abhänge hinan, an denen die neue, schöne, von Oesterreich angelegte Straße in Serpentinwindungen gebaut ist. Die Wanderer, welche uns begegneten, gaben uns ihr „Dobra Sreċa — Glück auf!“ als Gruß mit auf den Weg. So kamen wir nach kaum anderthalbstündigem Ritt nach dem reizenden Dorf Bergata, welches in einer lachenden Oase liegt, der die mit Säulen geschmückten Leichensteine türkischer Grüfte einen noch freundlicheren und heitereren Charakter verleihen.

Beim Fort Tzarine, welches schon auf türkischem Territorium liegt, überschritten wir die Grenze, und nun kamen wir in traurige und öde Wüsten. Statt der Landstraßen trafen wir kaum Fußpfade, ringsum nur Schweigen, Stille und spärliche Vegetation. Die Brombeere rankt sich um felsiges Gestein, in kleinen Höhlen findet sich angesammeltes Regenwasser, manchmal grünt zur Seite eine Eiche. Einen gar erfreulichen und malerischen Gegensatz zu der eben durchwanderten Gegend bot das Val de Breno, welches wir bald erreichten, und in welchem fünf schöne Dörfer liegen, umkränzt von dem üppigsten Pflanzenwuchs. Ein arkadischer Friede, eine träumerische Melancholie ruht über diesem Paradies, welches uns an die patriarchalische Vorzeit erinnert. Fast jedes Haus ist von Fruchtbäumen umgeben, Quellen bewässern und befruchten die Gefilde, Brunnen mit Wagebalken und Eimer spenden den Menschen und zahlreichen Heerden erquickendes Naß.

Auf unserem ferneren Ritt stieg und senkte sich abwechselnd das Terrain;



Gradatz.

endlich erblickten wir in einer Ebene einen kleinen, ausgetrockneten See, dessen Wasser nur hier und dort in kleinen Lachen zurückgeblieben.

Bald darauf kam uns auch die kleine Stadt Trebinje zu Gesicht, deren Häuser sich längs der trägen und sumpfigen Trebinschitza hinziehen. Durch eine Art Vorstadt gelangte ich in den Barosch, dessen Gebäude aus Balken, welche durch leichte Thon- und Kalkwände verbunden sind, bestehen. Unter denselben zeichnet sich das Konak oder der Gouvernementspalast aus, ohne daß wir demselben irgend eine besondere Eigenthümlichkeit nachzurühmen wüßten.

Die Gastfreundschaft der Bewohner von Trebinje ist ebenso groß, wie die aller slavischen Völker. Ich hatte mich in einem Chan logirt, wo ich freilich nichts Anderes fand, als vier nackte Wände und einen Stall für mein Pferd. Nun kam ein trebinjer Bürger und bat mich, seine Gastfreundschaft anzunehmen, was ich mit Freuden that. Als wir sein Haus betraten, fanden wir in dem Hoda oder Saal eine Anzahl Nachbarn versammelt, die uns ehrfurchtsvoll begrüßten. Bald ging der Becher mit Raki, eine Art wilder Kirschbranntwein, herum, dann wurde eine Art Pilaf aufgetragen und Jeder aß aus der Schüssel, aber mit einem Anstand, der mich in Verwunderung setzte. Nach der Mahlzeit wurden verschiedene Toaste ausgebracht, dann erhob sich der Aelteste vom Tische und sagte: „Wir haben uns ehrbar niedergesetzt und wollen uns auch in Ehren erheben." Alles stand nach diesen Worten auf und wir gingen in den Tschardak, wo Kaffee und Pfeifen gereicht wurden. Dort saßen wir noch eine Zeit lang, bis die Sonne die nächsten Berggipfel beim Untergang mit Purpur überhauchte, dann begab ich mich in das für mich zum Schlummer bestimmte Gemach und schlief bis tief in den andern Morgen hinein.



Der Hafen von Gravosa.

Das Familienleben der Herzegowiner ist ganz patriarchalisch, jedes Geschlecht oder jeder Stamm lebt in einem besonderen Hofe unzertrennlich beisammen; das Vermögen einer solchen Familie ist gemeinsam und nur der Aelteste kann darüber verfügen. Die Bevölkerung, welche aus ungefähr 300,000 Seelen besteht, ist fast ganz serbisch, und viele Familien, welche bei der Eroberung des Landes durch die Türken zum Islam übertraten, haben doch die slavischen Namen bewahrt. Die Herzegowiner sind schlank, von kräftigem Körperbau, gewandt, von heftigem Charakter und rachsüchtig, aber in der Freundschaft treu und ausdauernd. Sein Wort hält Jeder heilig, die Freiheit gilt Allen als das höchste Gut, und Ehrfurcht vor dem Alter ist ihnen zur zweiten Natur geworden. Im Sommer bauen sich die Bewohner auf dem Felde Hütten, in denen sie auf Maisstroh und Heu schlafen. Ihre Nahrung ist höchst einfach und besteht in der Regel aus Kuka, einer Art Brei aus Milch und Mehl, und Pita, kleinen, runden Kuchen, die sie gewöhnlich auf Kohlen backen. Im Winter genießen sie meist geräuchertes Fleisch und Kohl, auch Gemüse, Rüben und Früchte. — Unter dem gemeinen Volk ist die serbische Sprache im Gebrauch, in den Städten aber wird sie vielfach mit dem Türkischen vermischt.

Die geistliche Verwaltung liegt den türkischen Muftis ob, von denen Einer in Mostar, der Zweite in Trebinje, der Dritte in Ortscha residirt. In den Schulen ertheilen die Hadschis Unterricht über Religion, auch besitzt jedes Kirchspiel einen Imam, der zugleich Geistlicher und Muezzin ist. Die politische Eintheilung der Herzegowina besteht aus 17 Kadiliks oder Richterbezirken. Im Allgemeinen sind die Herzegowiner ein mehr kriegerisches als Feldbau treibendes Volk; dennoch erzeugt das Land in Menge Hirse, Kukuruz, Gerste, auch Wein, Oliven, Hanf, Lein, Färbepflanzen, Tabak und selbst Indigo wird gebaut.

Die Viehzucht wird namentlich in den gebirgigen Distrikten betrieben, und die Heerden bestehen aus Eseln, Rindvieh, Ziegen, Schafen und Schweinen. Die Pferde sind zäh, ausdauernd und klein, und werden fast nur zum Reiten benutzt, während die Esel und Maulthiere zum Lasttragen bestimmt sind. Die Jagd ist gut und ergiebig: Bären, Wildschweine, Füchse, Wölfe, Marder und Hasen finden sich zahlreich und die Felle machen einen ergiebigen Handelsartikel aus. Alle Handelsprodukte kommen fast ausschließlich nach Ragusa und von dort werden auch die ausländischen Waaren in's Land gebracht. Das ganze Land, welches einen Flächeninhalt von circa 300 Quadratmeilen umfaßt, verdankt seinen jetzigen Namen dem ersten Herzog Stephan Chranitsch oder Kosatsch; augenblicklich ist es mit Bosnien vereinigt und seit ihrer Unterjochung durch die Türken stehen die Herzegowiner unter der Verwaltung des Paschas von Mostar.

Am folgenden Morgen nahm ich herzlichen und dankbaren Abschied von meinen Gastfreunden und trat den Rückweg über Gradina an, welches schon von Ferne durch einen isolirten Kegel, welchen eine Ruine krönt und um dessen Fuß malerisch Häuser und Gärten gruppirt sind, die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich zieht. Ich nahm meine Route dießmal nicht wieder zurück nach Ragusa, sondern hatte mir das in der Nähe letzterer Stadt gelegene Gravosa als Ziel gesteckt, ein kleines Städtchen, welches einen geschützteren, von Bergen umschlossenen Hafen besitzt als Ragusa. Von hier ging ich mit einem dalmatinischen Schiffer nach Pola und später nach Triest.

L — n.



Ragusa.

Deutsche Industrie.

I.

Die Spielwaaren-Industrie des Thüringer Waldes.

Von

M. von Erlsing.

(Zu dem Bild S. 445.)

Der Bewohner der Niederungen entnimmt dem einigermaßen dankbaren Boden nicht nur das, was er zu seinem Lebensunterhalt bedarf, er hat sogar oft noch übrig, und bringt es bei Fleiß und Ordnung zu Wohlhabenheit oder gar Reichthum. Anders sieht es in den gebirgigen Gegenden aus, und je höher sie sich erheben, desto rauher gestalten sich natürlich die klimatischen Verhältnisse, desto weniger empfänglich wird mithin der Boden für die Erzeugung der Cerealien. Der Gebirgssohn oder der Wäldler ist demnach zum Fristen seines Lebens auf einen anderen Erwerbszweig als der in den Niederungen Wohnende angewiesen: er muß mehr zur Industrie seine Zuflucht nehmen. Auch der größere Theil der Bewohner des Thüringer Waldes verdankt dieser vorzugsweise seine meist knappe Existenz.

Der Thüringer Wald, von jeher dem Reisenden wegen seiner theils großartigen, theils lieblichen Partieen gerne besucht, ist ein Theil der alten Herkynia-Kalla, und zieht sich von Nordwest nach Südost als eine zusammenhängende Bergreihe zwischen dem Harze und dem Fichtelgebirge in einer Länge von ungefähr 16 Meilen hin. Die verschiedenen Nebenäste des Hauptgebirges laufen mit ihren Vorbergen nach Thüringen und Franken hinaus. Auf dem Kamme des Gebirges zieht sich in ganzer Länge ein meist fahrbarer Weg hin, der eine Zeiten die eben genannten Länder schied. Gegenwärtig participiren an dem Waldgebiete nicht weniger als neun Staaten.

Gleichen sich auch Gebirgsgegenden in Diesem einander sehr, so trägt doch jede ihren eigenthümlichen Charakter zur Schau. So auch hier: der des Thüringer Waldes weicht schon wesentlich von dem des nahen Rhöngebirges ab. Die Enge der meisten Thäler, in denen sich nach und nach Menschen angesiedelt haben, erlaubt die Ausdehnung der Ortschaften nur nach einer Richtung hin, weßhalb sich dieselben mehr oder weniger lang im Grunde hinziehen. Die Wohnungen stehen meist isolirt, oft weit auseinander entfernt, oder bilden da und dort eine Gruppe, so daß man, wenn man einen Ort passirt zu haben glaubt, noch lange nicht aus diesem hinaus ist. Nur die wenigen auf den Höhen gelegenen Ortschaften bilden mehr ein geschlossenes Ganzes. Hie und da, namentlich in den Seitenthälern, trifft man auf eine vereinzelte Niederlassung, eine Mahl- oder Schneidemühle, einen Hammer, ein Forst- oder Wirthshaus.

Die meist einstöckigen Häuser und Häuschen sind gewöhnlich leicht aus Holz oder Fachwerk gebaut, und mit Schindeln, hie und da auch mit Schiefer, bedeckt. Die der Wohlhabenderen sind von oben bis unten in diese Bekleidung gepanzert, um Wind und Wetter desto besser widerstehen zu können. Sie erinnern an die alten geharnischten Ritter unter dem gemeinen und armen Volke.

Die in den Gründen stehenden Wohnungen, durch die gewöhnlich ein Wasser rauscht, das bei heftigen Regengüssen und plötzlich einfallendem Thauwetter oft schnell und mächtig anschwillt, ruhen auf einem hohen steinernen Unterschlag, an dem eine roh gearbeitete Treppe zur Hausthüre führt. Viele Wohnungen stehen daher auch, um gegen eine plötzliche Ueberraschung der Fluthen mehr gesichert zu sein, an den Bergabhängen hin, und das Wasser ist durch roh ausgeführtes Mauerwerk zu beiden Seiten möglichst tief gebettet. Hie und da führt ein schmaler Weg hinüber.

Die Wiesstücke sind gewöhnlich umfriedet, häufig mit lebendigen und dichten Fichtenzäunen, die gut im Schnitt gehalten sind. In gewissen Entfernungen ragt ein Tännchen über die gerade Linie, ähnlich wie die Zinnen über die Mauern eines altbefestigten Ortes. Die schönsten Umzäunungen sieht man gewöhnlich um die Friedhöfe, die hier die sonst üblichen Mauern ersetzen.

Wie hier die Natur manches Eigenthümliche zeigt, so auch die Menschen. Der Waldbewohner ist im Ganzen ehrlich, bieder und treuherzig, dabei rührig und genügsam, sein Gemüth ist aber leicht beweglich und daher für die nächsten Eindrücke sehr empfänglich, weßhalb er leicht und schnell in die entgegengesetztesten Affekte verfallen kann. Der Waldbewohner ist ein großer Freund der Geselligkeit, man geht gewiß ohne seinen Gruß nicht an ihm vorüber, und trete er Jemand auf der Straße ein, so fängt er sicher mit diesem, sei er wer er wolle, einen „Schwatz“ an und sucht bald dahinter zu kommen, wer er sei und was er hier habe, denn an einer guten Portion Neugier fehlt es ihm eben nicht. Dabei zeigt er noch einen gewissen Hang zum Außergewöhnlichen, namentlich in Kleidung und Namen. Er liebt was „Apartes“. So trifft man hier die sonderbarsten Taufnamen. Ein größerer Fabrikbesitzer ließ seine Töchter, nachdem er bereits mit einer erheblichen Anzahl versehen war, nach den Nummer taufen, man fand daher im Hause eine Sexta, Septima, Oktava und Nona. Ein Anderer legte seinen 9 Kindern die Namen der Hauptpersonen bei, die im Freischütz figuriren. Auch der gewöhnlichste Mann gibt seinen Kindern gern die Taufnamen der Vornehmeren oder solcher Personen, deren Namen in einem romantischen Lichte in den Tagesblättern brillirten. Jetzt liegen gewiß schon etliche Dutzend Viktor Emmanuel und Garibaldi in der Wiege. Eine Anzahl Kossuth hüpfen bereits herum.

Durch die Adern des Wäldlers rollt ein leichtes Blut, er ist daher gewöhnlich auch in der mißlichsten Lage noch bei Humor. Er feiert die Feste wie sie eben kommen. Die Wirthshäuser sind immer besuchter als die Kirchen.

Der Kindersegen ist hier ein außergewöhnlicher. Ein Geistlicher war Vater von 29 Kindern. In einem Orte hatten drei Brüder 71 und drei andere daselbst zusammen 67 Kinder. 8 bis 9 Kinder in einem Haushalte ist etwas Gewöhnliches. Wer die an der Poststraße gelegenen Orte passirt, wird sehen, daß beinahe alle Fenster der nächst gelegenen Häuser mit halbbürtig oder gar nicht bekleideten Kindern besetzt sind, die großäugig die Insassen der rollenden Kutsche oder den blasenden Schwager anstarren. Ist's Winter, so sieht man die kleinen Leichtfüße im Hemdchen barfuß in der Thüre stehen oder gar im Schnee herum krabbeln. Besonders reich daran sind die Orte Steinach und Lauscha. In den bevölkertsten Ortschaften sind die Wohnungen oft überfüllt. Die eine Stube im kleinen Häuschen dient der starken Familie gewöhnlich als Wohnung, Schlafgemach und Werkstätte. Nicht selten müssen sich zwei Familien mit einer Stube behelfen. Ein auf der Diele gezogener kräftiger Kreidestrich bezeichnet wohl die Grenze zwischen beiden Theilen, die nicht überschritten werden darf.

Gewöhnlich nimmt ein großer Kachelofen ein gutes Stück des Raumes weg. Die darin angebrachte Röhre dient als Kochherd, die darunter befindliche eiserne Blase zum Erhitzen des Wassers und zu verschiedenen anderen Zwecken, z. B. in der Woche als Waschkessel, Sonntags zum Kochen der rohen Kartoffelklöße, dem Lieblingsgericht des Waldbewohners. Die Temperatur der Stube erreicht unter solchen Umständen oft eine derartige Höhe, daß der Ungewohnte in der feuchtwarmen Treibhausatmosphäre nicht auszuhalten vermag. Aber bei alledem hält der Wäldler auf große Reinlichkeit; Fußboden und Hausrath sind gewöhnlich blank gescheuert, die Wäsche ist, wenn auch geflickt, immer rein.

Die Fenster sind meist mit Vogelbauern behangen. Der Kreuzschnabel oder Krünitz figurirt unter den gefangenen Sängern des Waldes am meisten. Man hat den Aberglauben, daß dieser Vogel den menschlichen Giftstoff an sich ziehe.

Ist der Menschenschlag in diesen Gegenden auch weniger ein kräftiger, so ist er doch meist ein schöner. Namentlich findet man beim weiblichen Geschlecht nicht selten wahre Schönheiten mit zierlichem Wuchs und edlen, feinen Zügen. Es entwickelt sich frühzeitig, verblüht aber auch schnell, und einer hohen Zwanzigerin widerfährt nicht selten die Kränkung, daß sie „a alt Hutsch“ genannt wird.

Von einer Volkstracht ist hier weniger die Rede. Die Frauen lieben bunte Farben und an den Röcken einen Sammtbesatz. An den Wochentagen wird gewöhnlich ein um den Kopf gebundenes Tuch getragen, dessen Zipfel über den Nacken herunter hängt. Gewöhnlich tragen sie in der rauheren Jahreszeit statt der Schuhe dicke Strümpfe, die am Fuße mit alten Tuchlappen umnäht sind. Die Männer tragen sich gerne städtisch, die jüngeren, namentlich die Maler, häufig burschikos.

Zu den Freuden, die für manche Bedrängniß im Leben wieder entschädigen und Herz und Gemüth laben, gehört für den Wäldler vor Allem Gesang und Musik. Die vielen Gesangvereine sind meist gut organisirt, und man findet hier nicht selten Stimmen, die unter anderen Umständen auf den besten Bühnen und in den fashionabelsten Konzerten brilliren würden. Wo es nicht zu diesem kommt, da weiß die Jugend wenigstens Volks- und andere Lieder frisch und natürlich zu singen. Aus den niederen Lichtstuben hört man zur Winterszeit oft die herrlichsten Stimmen, hie und da wohl von der Zither oder der Guitarre begleitet.

Nachdem wir hier, soweit es der Raum dieser Blätter erlaubt, Land und Leute anschaulich zu machen gesucht haben, gehen wir zu den industriellen Erzeugnissen der Waldbewohner über.

Der Boden, der hier die Spende für den Unterhalt der auf ihm Lebenden mehr als kärglich zumißt, sucht diese auf eine Weise zu entschädigen. Es entsteigen ihm die herrlichsten Nadelwaldungen, meist Tannen und Fichten, aus denen der fleißige Wäldler allerlei Hausrath und Spielzeug schnitzt und drechselt. In der Tiefe des Bodens wühlt der Bergmann nach Mineralien, die das Material zu Eisenhämmern, Hochöfen, Schmelz- und Glashütten, sowie auch zu Farben liefern, mit denen die mancherlei Sachen und Sächelchen bemalt werden. Wir wollen hier zunächst die Spielwaarenindustrie in's Auge fassen.

Weit über Land und Meer werden diese Dinge verschickt. Hinten im Westen Amerikas schmückt sich der wilde Indianer, noch ein halbes Kind, mit den Glasperlen oder spielt mit den bunten Märbeln.

In den Winkeln entferntester Welttheile versucht der braune Kaffer unter Afrikas heißer Sonne, wie der Samojede in den arktischen Eisregionen unter der Leitung des Missionärs sein erstes Gekritzel auf der Schiefertafel und freut sich des buntbemalten Griffels, mit dem er die Buchstaben oder Zahlen schwerfällig nachahmt. Fragt das wißbegierige Kind, nicht etwa in entfernten Landen, sondern auch in unserem Vaterlande, woher all' die vielen und schönen Sächelchen kommen, so wird ihm wohl geantwortet: von Nürnberg. Diese alte gewerbthätige Reichsstadt brachte allerdings den derartigen Handel zuerst auf und setzt ihn noch fort, in manchen Artikeln ist sie aber von den Waldbewohnern längst überflügelt worden. Die Spielwaaren vom Walde sind in der Handelswelt gewöhnlich als die Sonneberger bekannt. Wir geben hier zunächst eine kurze, geschichtliche Uebersicht des Industriezweiges.

Schon im Mittelalter begaben sich nürnberger Spekulanten in die holzreichen Gegenden des Thüringer Waldes, die dortigen Produkte für die Handelswelt zugänglich zu machen. Zuerst wurden Pech- und Kienrußhütten angelegt. Aus dem schönen und leichtspaltenden Holze der Tannen wurden bald allerlei Hausgeräthe gefertigt, die auf die Frankfurter Messe und die benachbarten Märkte gebracht wurden. Da das weiche Holz sich gut zum Schnitzeln und Drechseln eignete, so kam man bald auch auf die Verfertigung der Spielwaaren.

Der Stapelplatz für diese Erzeugnisse wurde das Städtchen Sonneberg, am südlichen Abhange des Gebirges, dessen Ursprung bis in das zwölfte Jahrhundert zurück datirt. Aus dem Meßhandel wurde nun bald ein Kommissionsgeschäft, das namentlich zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges durch die Herren von Hütt gehoben wurde. Sonneberg war damals im ausschließlichen Besitz des Flintensteinhandels für Europas Heere und erhielt dadurch in der Handelswelt einen Namen.

Besonders blühte der sonneberger Handel in der Zeit von 1710 bis 1740, so daß damals jährlich gegen 12,000 Zentner ausgeführt wurden. Auch auswärtige Etablissements wurden jetzt, namentlich in Norddeutschland, in den deutschen Ostseeprovinzen, sowie in Schweden und Rußland gegründet.

Nach dem französischen Kriege blühte der überseeische Handel mehr und mehr auf, namentlich wurde nach Amerika viel versendet. Besonders wohlthätig wirkte hierbei auch der Zollverein. Im Jahre 1853 wurden aus Sonneberg nahe an 60,000 Zentner ausgeführt.

Die Wichtigkeit des Handels hat, namentlich in der Neuzeit, außerordentlich zugenommen, und, wie überall, hat sich auch hier in das Einfache und Unschuldige des kindlichen Spieles mehr und mehr der unvermeidliche Luxus gedrängt. In den Musterbüchern der größeren Handelshäuser sind nahe an 3000 Nummern angeführt.

Durch Zeichnen- und Modellirschulen werden die Arbeiter mehr und mehr herangebildet, und es ist bei manchen Artikeln schwer zu entscheiden, wo das Handwerk aufhört und die Kunst beginnt. Den ersten Rang nehmen hier die Former oder Bossirer ein, welche die Thon- oder Wachsmodelle anfertigen. Manche haben es darin zu einer außerordentlichen Geschicklichkeit und viel Geschmack gebracht; besonders nett sind die aus Terrolis oder Terracotta geformten Figuren, eine zusammengesetzte und gebrannte Thonmasse, die bronzirt oder bemalt sind und den Nipptisch im Boudoir jeder vornehmen Dame zieren können.

Die sonstigen Arbeiter zerfallen in Drechsler, Schnitzer, Tischler, Geigen-, Trommel- und Schachtelmacher, Papiermachéarbeiter, Geldbüller, Klempner, Märbelbreher, Tafelmacher, Griffelschaber, Maler, Orgelmacher &c. Diese fertigen ihre Sachen im Hause und überbringen sie dem Kaufmann, der gewöhnlich nach dem Dutzend, Hundert oder Tausend bezahlt. Diese Waaren sind oft auffallend niedrig im Preise, so daß man kaum begreift, wie der Verfertiger dabei existiren kann. So kostet z. B. das Dutzend Kochpfeifen 1½ kr., das Dutzend bemalter und mit einer Pfeife versehener Schnurren 4 kr. Bei den gewöhnlichsten Artikeln kann das Dutzend im Durchschnitt zu 3 kr. angenommen werden. Hundert Stück bemalte Kästchen zu Schreibzeugen oder Kofferchen, mit blechernen Scharnieren und Haken versehen, 30 kr. Tausend Stück fertige Märbel (Schusser) oder Kugeln aus einer Marmorart gefertigt 36 kr. Tausend Stück Schiefergriffel 18 bis 24 kr. Ein Satz größerer Schachteln von 17 Stück 45 kr. Die gemalten Sachen sind auch lakirt. Die feineren Artikel werden das Dutzend mit 60 bis 100 fl. bezahlt, z. B. Thiere mit Fellen oder Federn überzogen, mit Stimmen und Bewegung einzelner Theile. Dahin gehören die krähenden Hähne, blökenden Schafe und dergleichen. In neuester Zeit machten besonders große Puppen, Täuflinge genannt, Aufsehen, die die Augen auf- und zuthun, den Mund bewegen und Papa und Mama rufen. Zum Verfertigen gehört allerdings einige Phantasie. — Die Familie des Arbeiters, namentlich des Schnitzers und Bossirers, bildet gewöhnlich das Personal einer kleinen Fabrik. Alt und Jung, Groß und Klein arbeitet hier einander in die Hände.

Die ordinären Artikel werden gewöhnlich nach Holland, England, Belgien und Nordamerika versendet, die feineren nach Rußland, Frankreich, Spanien und Südamerika. Ueber See werden Fabrikate von Papiermaché, da dieses leicht erweicht, gewöhnlich nicht verschickt. Die Glasperlen gehen meist nach Amerika, Afrika und Neuholland.

Im sonneberger Handel ist jedoch nicht nur das begriffen, was dort oder auf dem Walde fabrizirt wird, da manche Artikel von auswärts billiger zu beziehen sind. So liefert z. B. Nürnberg Blechwaaren, mechanische Gegenstände, Zusammensetzspiele (Figuren zum Zusammensetzen), messingne, kupferne und zinnerne Hausgeräthe in Puppenstuben. Aus dem sächsischen Erzgebirge kommt gedrechselter, kleiner Hausrath, Schiffe, Arche Noah und Pfeifen. Aus Tyrol (Gröden) geschnitzte Thiere und Nadelbüchsen das Gros — 12 Dutzend — 36 kr.

Aber umgekehrt muß auch Sonneberg den Nürnbergern mit seinen Artikeln hie und da aushelfen.

Wie in Allem der Luxus mehr vorschreitet, so auch hier. Die Märbel oder Schusser, die sonst nur bunte Marmorkugeln und höchstens polirt waren, werden jetzt auch aus Porzellan, zum Theil schön bemalt oder vergoldet und versilbert, auch aus Glas, bunt oder mit inneren Verzierungen gefertigt, so daß der Preis pro Tausend zwischen 35 kr. und 50 fl. variirt. Die Schiefergriffel, die sonst geschabt wurden, jetzt aber mittelst einer Maschine gleich rund fabrizirt werden, sind zum Theil schön bemalt, ja auch vergoldet oder versilbert. Ebenso die Einfassungen der Schiefertafeln. Diese werden überhaupt, außer auf dem Thüringer Walde, nur noch in zwei anderen Ländern angefertigt, in der Schweiz (Glarus) und in England.

Bewunderungswerth ist oft der einfache oder sinnige Mechanismus im Innern der Figuren, um vermittelst des Drehens, Haltens, Ziehens oder Kurbelns die verschiedenen Bewegungen oder Stimmen hervorzubringen.

Die Stadt Sonneberg, anderthalb Meilen von der Residenz Koburg gelegen und mit dieser in neuerer Zeit durch eine Eisenbahn verbunden, aber zum meininger Oberlande gehörend, ist ein langgezogener Ort, der nur eine Hauptstraße bildet, sich in einem engen Thale aus dem Vorbergen des Waldes in die Ebene herauszieht, und sich hier durch Neubauten mehr und mehr erweitert. Hier befinden sich die ersten Handelshäuser, die neue im gothischen Styl erbaute Kirche, der neue Friedhof und der Bahnhof. Die Einwohnerzahl, die gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts nur etwas über 500 Seelen betrug, ist jetzt über 5000, also um das Zehnfache, gestiegen. Die Stadt ist im Verhältniß zu ihrer Häuserzahl die bevölkertste im Lande. Hier werden die feinsten Spielwaaren gefertigt, namentlich in Papiermaché, hier findet man daher auch die geschicktesten Bossirer.

Seit einigen Jahren befindet sich in der ehemaligen Münze auf dem Markte ein kleines Museum, bestehend aus guten Gypsabgüssen nach Antiken und mehreren Kupferwerken, um zur Ausbildung und einem guten Geschmack mehr anzuregen. Ein Ausstellungslokal für die besseren Produkte, um dem fremden Besuchenden namentlich Etwas zeigen zu können, ist bis jetzt noch nicht vorhanden, es sind aber bereits Vorkehrungen getroffen ein solches herzurichten.

Auf die Dauer ist bei den Spielwaaren natürlich nicht gerechnet, es geht bald Alles aus Leim und Form, und der Glanz der bunten Schönheit entschwindet bald. Oft genug folgt dem Jauchzen des glücklichen Kindes ein bitterer Thränenstrom, wenn das schöne und liebe Spielwerk so plötzlich dem Ruin verfällt. Aber wäre das nicht, wie könnte die Fabrikation auch so thätig und lustig fortbestehen! Darum arbeitet nur zu, ihr rührigen und munteren Wäldler, immer und immer wieder die Kinderherzen mit Freude zu erfüllen, und durch eure vielfachen Fabrikate so manchem empfänglichen Sinne der Kleinen die erste Richtung zum späteren Berufe in der menschlichen Gesellschaft zu geben.

Wochen-Chronik.

29. März — 6. April.

Deutschland. Darmstadt 3. April. Besuch des Königs von Württemberg, welcher zu der Blumenausstellung nach Biberich gereist war, beim Großherzog von Hessen-Darmstadt. — Kassel 4. April. Es erscheint eine landesherrliche Verkündigung, vom 6. März datirt, welche die aufgelöste zweite Kammer wegen ihres Verhaltens tadelt, und an der Verfassung von 1852 festhält. Zugleich wird ein Ministerialausschreiben vom 31. April veröffentlicht, wodurch neue Wahlen angeordnet werden. — Stuttgart 5. April. Die Ministerkrise erreicht ihr Ende. An die Stelle des Staatsraths von Rümelin wird Oberregierungsrath von Golther zum Chef des Kultusdepartements ernannt. — Bromberg 24. März. Große Nationalvereinsversammlung. Schulze-Delitzsch, welcher der Versammlung beiwohnt, hält eine Rede über das Verhältniß der Deutschen und Polen, worauf einstimmig beschlossen wird, eine Petition an das Abgeordnetenhaus gegen den bekannten Antrag Niegolewski's einzureichen. — In Wien herrscht seit dem 30. März Ministerkrise. Die deutschen Minister, Herr von Schmerling an der Spitze, gaben sämmtlich ihre Entlassung ein, weil hinter ihrem Rücken die ungarischen Minister mehreres durchgesetzt hatten in Bezug auf die Reorganisation Siebenbürgens und auf die Beschlüsse der Ersther Judexcurialkonferenz. Am 3. April ziehen die Minister ihr Entlassungsgesuch zurück, nachdem der Kaiser im Staatsrath hatte anzeigen lassen, daß er die Beschlüsse der Judexcurialkonferenz (auf sofortige Restitution der altungarischen Gesetzgebung) noch nicht sanktionirt habe.

Ungarische Monarchie. Pesth 3. April. Feierliche Eröffnung der Kurie. Der Fürstprimas weiht die Arbeiten ein, Graf Apponyi hält die Eröffnungsrede. Die provisorische Anordnung des Gerichtswesens wird für ungültig erklärt und die alte Gerichtsordnung reklamirt. 4. April. Konferenz der Magnaten, worin sie beschließen, zur Eröffnung des Landtages nach Ofen zu ziehen. Die Deputirten betrachten die Eröffnung als bloße Zeremonie und stellen es jedem frei, nach Belieben hinzugehen oder nicht. In Agram finden am 31. März und 2. April Unruhen und Straßenaufläufe Statt, wobei die Landeswappen heruntergerissen werden u. s. w.

Großbritannien. Die britische Regierung erkennt das Königreich Italien an, und wird ihren Gesandten in Turin, Sir James Hudson, bei dem König von Italien beglaubigen, wie der Marchese d'Azeglio als Gesandter desselben in London angenommen wird. Das Parlamentsmitglied Roebuck vertheidigt sich am 1. und 2. April

vor seinen Wählern in Sheffield gegen den Vorwurf, in verdächtiger Weise für Oesterreich Partei genommen zu haben. Er behauptet, ein starkes Oesterreich sei im Interesse Europa's gegen Frankreich, und er glaube an dessen freiheitliche Entwicklung. Die Versammlung spricht Roebuck vom Verdacht der Bestechung frei, gibt aber ihre Sympathieen für Italien kund.

Frankreich. Paris 1. April. Ein offiziöses Blatt veröffentlicht einen Brief des Prinzen Murat an einen neapolitanischen Herzog, worin er als Kandidat für den neapolitanischen Thron auftritt. Der Constitutionnel bringt eine Note, wonach die kaiserliche Politik dieser Kandidatur fremd ist und der Moniteur reproduzirt diese Note. Am 4. April hält der Kaiser eine große Revue ab über mehrere Regimenter, die nach Toulon abgehen sollen. In Toulon werden die größten Vorbereitungen zum Auslaufen eines Geschwaders getroffen. Ein Theil des Geschwaders soll unter Admiral Paris nach Syrien sich begeben.

Italien. Turin 30. März. Die Aufhebung der bisherigen Statthalterschaft in Neapel wird veröffentlicht, und an ihrer Stelle sind neun Generalsekretäre ernannt, deren Namen am 2. April veröffentlicht werden. Auf der Insel Sizilien wird der Statthalter Montezemolo durch den General della Rovere ersetzt. Am 31. März verläßt Garibaldi unerwartet die Insel Caprera, kommt am 2. April nach Genua, am 3. mit großem Enthusiasmus empfangen in Turin an, wo er einer Deputation aus Neapel seine Bereitwilligkeit erklärt, ein Mandat in's Parlament für die Stadt Neapel anzunehmen. Im Parlament wird am 2., 3. und 4. über die Interpellation Massari's wegen der Angelegenheiten Neapels verhandelt. — Rom. Am 29. März kommen von Rom 150 Piemontesen mit 80 Bagagewagen aus Gaëta an und behaupten, sie seien verirrt; sie werden von den Franzosen über die Grenze geschafft. Der Papst wird am 2. April, als er aus der sixtinischen Kapelle herausschreitet, von einer Ohnmacht befallen, die jedoch nur vorübergehend ist.

Rußland und Polen. Fürst Gortschakoff erläßt unter dem 30. März ein Rundschreiben, worin unter Hinweisung auf die Bauernbefreiung die Regierung ihre liberalen Intentionen betheuert. — In Warschau kommt am 31. März Karnicki aus St. Petersburg zurück mit dem Wortlaut der kaiserlichen Konzessionen und einem Reskripte, welches dieselben erläutert. Am 2. April erscheint ein bezüglicher Aufruf des Statthalters, der zugleich zur Ruhe ermahnt. Allein die Polen sind mit den Konzessionen unzufrieden und die Bewegung steigt, die Trauerdemonstrationen dauern fort, und auch in anderen Städten wie Kalisch brechen Unordnungen aus.

Türkei. Es bestätigt sich, daß bei Spizza an der albanischen Küste garibaldianische Banden gelandet sind, welche sich der aufrührerischen Bewegung zugesellen. Die Pforte erklärt die albanische Küste in Blokadezustand, und beschließt Kriegsschiffe dahin abzusenden, was aber aus Mangel an Geld unterbleiben muß.

Amerika. Die Südstaatenkonferenz beschließt ihre Vertagung bis zum Mai, nachdem sie zuvor Vertreter bei den europäischen Höfen ernannt hat, welche am 31. März abreisen.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— Im Verlag von Richard Sandrog und Kamp. in Berlin ließ Wilhelm Grothe einen Balladenstrauß „Nordlands-Sagen", und „Erbcharn" eine Erzählung in Versen und Liedern aus dem Leben eines Dichters erscheinen. Wir können dem ersteren reckenhafte Kraft und der letzteren Weichheit und Milde im Ton nachrühmen.

— Die überaus thätige Verlagshandlung Kober und Markgraf in Prag publizirt ein „Helden- und Liederbuch" von Ludwig August Frankl. Dasselbe enthält zwei Abtheilungen, eine epische und lyrische. Helden, Glaubensstreiter, Künstler, Propheten und bunte Gestalten werden darin angesungen, schließlich fühlt sich in dem lyrischen Buche der Verfasser genöthigt, und seine Liederergüsse anzusetzen. In demselben Verlage erschien vom gleichen Autor „Der Primator", Gedicht in sieben Gesängen mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Rahl.

— Nachdem kürzlich bei Schulze in Celle ein Roman „Friedrich von der Trenck" erschienen war, beeilt sich die Verlagshandlung, ein Pendant zu demselben in dem Roman „Der österreichische Pandurn-Oberst Franz von der Trenck" den Leihbibliotheken zu offeriren, denen derselbe gut bekommen möge.

— O. E. Waldfeld publizirt eine Novelle „Geradeaus", die in der jüngsten Reaktionszeit spielt und zeigt, wie ein sogenanntes konstitutionelles Ministerium durch die Rückschrittspartei ausgebeutet wird.

— Hermann Marggraff hat drei Prologe „Schiller, Lessing und Pestalozzi" bei Paul Jünger in Leipzig herausgegeben.

— In der Frankfurter literarischen Anstalt ist ein Roman „Diana und Endymion" von Callis Victor erschienen, welcher den Konflikt der erwachenden Sinnlichkeit mit der geistigen Entwicklung eines weiblichen Charakters darstellt.

— E. A. Roßmäßler, dem wir so reiche Blicke in die Natur verdanken, und der uns jüngst noch durch seine Monographie über das Wasser ein so werthvolles Buch geschenkt, hat nunmehr den Wald zum Vorwurf einer naturwissenschaftlichen Monographie gemacht. Er will durch dieses populäre Werk, das für die Hand jedes Gebildeten bestimmt ist, „den Wald unter den Schutz des Wissens Aller stellen". Die feine Hand des Autors wird namentlich dem dichterischen Gemüthe wie dem den Wald mit Künstleraugen Anschauenden gerecht zu werden suchen. Soweit die Schrift bis jetzt vorliegt, sehen wir das Leben und Weben des Waldes recht lebendig und anschaulich vor unserem Auge sich ausbreiten, und wir können das Buch, das prachtvoll ausgestattet und mit hübschen Kupfern geziert ist, unseren Lesern auf's Wärmste empfehlen.

— „Meine Lieder, den Freunden aufgezeichnet", ist der Titel eines in der Decker'schen Oberhofbuchdruckerei in Berlin erschienenen recht hübsch ausgestatteten „Albums", einer Sammlung Lieder, wie sie ohne Zweifel wirklich in einem von einer feinsinnigen Hand geschriebenen Album sich nach und nach angesammelt, nicht wie sie von einem Schriftsteller zum Zweck des Druckes ausgewählt worden. Wir glauben die Hand einer Frau vermuthen zu dürfen, einer poetisch und musikalisch gestimmten Frau, denn wir finden am Fuße jedes Liedes immer auch den Komponisten verzeichnet, dem wir eine schöne Komposition des Liedes verdanken. Es mag das Buch für Frauen und Musikfreunde doppelten Werth haben.

— Eduard von Badenfeld, der sich in jüngster Zeit als Streiter gegen die Jagd und das Duell aufgeworfen, hat sich mit „Reisenebelbildern" (Leobschütz, Bauer) wieder in das friedliche Gebiet der Reiseplauderei begeben, in der wir ihn mit seiner behäbigen Weise bereits lieb gewonnen. Auch diese Ausflüge nach Salzburg, Tyrol, die Schweiz und Bayern machen einen recht behaglichen Eindruck, wenn sie auch keine neuen Blicke, keine bedeutenden Naturschilderungen bringen.

— Der gelehrte Gräße hat sein interessantes Büchlein vom „Tannhäuser und dem ewigen Juden", welcher die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte dieser beiden wichtigen Sagen historisch, unwiderleglich und bibliographisch erläutert und zum Abschluß bringt, in einer zweiten vielfach verbesserten Auflage (Dresden, Schönfeld) erscheinen lassen, nachdem die erste längst vergriffen war. Die Schrift dürfte im gegenwärtigen Augenblicke, ganz abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Werthe, bei dem Wagnerstreit ein doppeltes Interesse haben.

Literatur des Auslandes.

— Die „Souvenirs personnels de l'expédition de Garibaldi dans les deux Siciles" von Maxime du Camp, sind sehr ansprechend und für Sizilien dasselbe, was die „Erinnerungen" von Paul de Molènes für die Krim waren. Man merkt aber dem Werke an, daß Herr du Camp mehr Zuschauer wie Theilnehmer an der Expedition gewesen ist, denn er spricht mehr als Tourist und Künstler, wie als Soldat.

— Von Odilon Barrot wird in einigen Tagen (nach jahrelangem Schweigen) wieder ein politisches Werk erscheinen: „Die Zentralisation und ihre Wirkung".

— Ein griechischer Journalist, Marinos P. Vreto, hat bei Reinwald in Paris unter dem Titel „Athènes moderne" ein Album herausgegeben, welches die Ansichten der vorzüglichsten modernen Monumente der griechischen Hauptstadt enthält. Es bringt zwölf sehr schöne Lithographieen vom Piräus, Schloß, Universität, Arsakeum, Amalieum u. s. w. und eine sehr gut geschriebene Einleitung, in welcher der Verfasser alle Monumente Athens, seine Schulen, Kirchen u. s. w. dem Leser vorführt.

— Les Ennéades de Plotin, traduites par M. Bouillet, sind in Paris und London bei Hachette kürzlich erschienen. Der letzte Band enthält Beilagen und eine Anzahl gelehrter Notizen. Bouillet wurde bei seinem Unternehmen durch kaiserliche Mittel unterstützt, doch reichten dieselben lange nicht hin, die Kosten zu decken.

— Von der „Geschichte Louis Philipp's" von de Nouvion, deren drei erste Bände wegen ihrer Gründlichkeit und ihres Muthes so viel Aufsehen gemacht haben, ist jetzt der vierte Band erschienen.

— Graf Stanhope läßt demnächst eine „Biographie William Pitt's" erscheinen, welche viele bisher unbenutzte Handschriften Pitt's enthalten wird.

— Der bekannte Shakspere-Kommentator Payne Collier hat von Verehrern in Amerika ein silbernes Schreibzeug nebst einer Feder aus kalifornischem Gold, deren Griff aus dem Holz der Eiche geformt ist, welche Washington's Grab beschattet, zum Geschenk erhalten.

— Wilhelm Jordan bereitet eine deutsche Ausgabe der kleineren Gedichte und Sonette Shakspere's vor.

— Um das Geburtshaus Shakspere's zu Stratford am Avon sind Gartenanlagen gemacht worden, die mit der Zeit mit allen in England fortkommenden Bäumen, Sträuchern und Blumen, die der große Dichter in seinen Poesieen mit Vorliebe nennt, bepflanzt werden sollen.

— E. J. Blom, Kaplan in Enhmä in Finnland, hat Lessing's „Emilia Galotti" in's Finnische übersetzt, und einen dafür ausgesetzten Preis von 200 Mark erhalten.

Kunst und Alterthümer.

— Dr. C. von Lützow, der an der münchner Universität Kunstgeschichte docirt, hat schon seit längerer Zeit ein großes Werk zur Veröffentlichung vorbereitet, das nun dem Erscheinen (bei Fleischmann in München) nahe ist. Es sind die „Münchner Antiken", jene Schätze, welche gewissermaßen den Kern der großartigen Monumente und Kunstsammlungen bilden, durch welche König Ludwig München zur Hauptstadt des deutschen Kunstlebens erhoben. Durch das genannte Werk sollen diese Monumente des klassischen Alterthums dem großen Publikum zu dauernder Anschauung gebracht und das Studium der Gelehrten gefördert werden. — Glyptothek, Vasensammlung, Antiquarium und die vereinigten Sammlungen werden das Material liefern. Die Stiche werden von den ersten münchner Kupferstechern gefertigt, für die Gediegenheit des Textes, welcher Wissenschaftlichkeit und Verständlichkeit in vollem Maße vereinigt, bürgt der Name des Verfassers, und so dürfen wir in Jahresfrist der Vollendung eines der wichtigsten Kunstwerke der neueren Zeit entgegensehen.

Musik.

— Eduard Lassen, ein junger belgischer Komponist, jetzt Dirigent des großherzoglichen Orchesters zu Weimar, hat von dem König von Belgien eine goldene Medaille als Anerkennung eines von ihm komponirten, am 16. Dezember v. J. in der St. Gudulakirche in Brüssel gesungenen Te Deums erhalten.

— Die stuttgarter Musikschule, welche vor wenigen Jahren aus kleinen Anfängen entstanden, hat sich bereits zu einem geachteten und in ihren Erfolgen sehr glänzenden Institute emporgearbeitet. Vorstand (Dr. Faißt) wie Lehrer haben in der musikalischen Welt angesehene und bewährte Namen, ihre Methode (wir heben nur die Klavierschule von Lebert und Stark hervor) ist für viele andere Musikinstitute maßgebend, ihre Einrichtungen sind praktisch und umfangreich, und die Protektion, die der König wie der Staat dem Institute angedeihen läßt, bietet eine sichere Garantie für das bereits Geleistete wie für die Zukunft der Anstalt, die in ihrer jüngsten Prüfung gezeigt hat, daß dem Kunstjünger wie dem Dilettanten die gleiche Gelegenheit geboten ist, sich in seinem Fache gründlich auszubilden und die gleiche Sorgfalt zu Theil wird. Wir freuen uns, daß Stuttgart nunmehr auch in dieser Beziehung in die Reihe der ersten Musikstätten getreten ist, wie es sich seither durch seine Musikliebe und Musikpflege ausgezeichnet hat.

Presse.

— Ein magdeburger Schauspieler — Schönfeld mit Namen — hat eine Tragödie „Washington" geschrieben, deren Hauptfigur der amerikanische Freiheitsheld ist.

Bühne.

— Die wiener Hofburg hatte noch eine Schuld an Frau Birch-Pfeiffer abzutragen und brachte in jüngster Woche den „Goldbauer". Die Lokalpresse machte der ehrwürdigen Bühne einen Vorwurf daraus, daß sie solche Dialektstücke auf ihre Bretter bringe, welche in den Rayon der Vorstadtbühnen gehören, was würden jedoch die Besucher der Burg sagen, wenn man ihnen ein Stück von der Birch vorenthielte, deren Renommé eben doch einmal eine Thatsache, was würden die Burgschauspieler sagen, wenn man ihnen diese Paraderollen vorenthielte? Das Stück hat indeß nicht angesprochen, man fand darin nur den schwachen Abklatsch der Grille, fand die Charakterzeichnung schwach, die Durchführung des Motives ohne größere Konsequenz, das Stück endlich selbst lächerlich und „höchstens für das Salzkammergut von Interesse". Die Aufführung jedoch war der Burg würdig. In Berlin hat man in der Friedrich-Wilhelmstadt mit dem älteren Stücke G. Freitag's „Kunz von der Rosen" einen gelungenen Versuch gemacht. Das wallner'sche Theater, das bereits die 142. Vorstellung von „Mirslak und seine Erbe" gegeben, bringt fleißig zwischendurch ernste Blüten, wie denen es wenigstens amüsirt, namentlich aus der Feder des jetzt ungemein thätigen Schlesinger, zuletzt zwei Lustspiele „Der Graf von der Buche" und „Wenn man nicht tanzt", wie man uns schreibt, viel Geschwätz und wenig Wolle. Im Viktoriatheater haben zwei Lustspiele: „Der Frauen wahre Stärke" von Neumann, und „Lebendig oder todt" von Hopf nicht angesprochen. Wir sehen auf eine in ihren Erfolgen und Gewinnen für die Bühne mehr als traurige Saison zurück. Wenn die heutigen Dichter nichts Brauchbares schaffen, nun, so suche man doch altes Gutes hervor, und benütze es für die nächste Saison vor, aber schon jetzt, nicht erst nach den Mißerfolgen der nächsten Bühnenernte.

— Hebbel's „Michel Angelo" ist bei der musikalisch-deklamatorischen Aufführung zu Gunsten der hülfsbedürftigen Rechtsstudenten in Wien auf dem Treumanntheater in vortrefflicher Besetzung (der Mitglieder des Burgtheaters) gegeben worden, und hatte sich eines großen Erfolges zu erfreuen.

— Mit dem k. k. Hofoperntheater in Wien wird eine Opern- und eine Balletschule verbunden werden. Auch soll jährlich eine Preisausschreibung für junge Opernkomponisten gemacht werden.

— H. Hencian, ein Typus der modernen Reklame, der als ein neues Phänomen der Schauspielkunst in allen Städten angepriesen wurde, während man hier für seine Darstellungen die entschiedenste Gleichgültigkeit zeigte, hat bei seinem Gastspiele im berliner Hoftheater nicht angesprochen und hat sich nun, obgleich ihm nach seinen Reklamen das „kleine stuttgarter Hoftheater" nicht mehr genügte, bei Wallner engagiren lassen.

— Die italienische Oper im Coventgarden-Theater in London wird dieser Tage mit Meyerbeer's Propheten eröffnet. Frau Csillag spielt die Fides.

— Herr Manrase, bisher beim Théâtre royal du Parc zu Brüssel, hat von dem Könige von Holland den Auftrag erhalten, im Haag eine Gesellschaft dramatischer Künstler zu bilden, welche nur ernste, klassische Stücke geben soll.

Kultur und Wissenschaft.

— Die fürstlich Jablonowski'sche Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig hat folgende Preisaufgaben gestellt: 1) Erörterung des Begriffs, den die reichs- und landesherrliche Gesetzgebung in Deutschland vom fünfzehnten Jahrhundert bis Ende des siebenzehnten mit dem Worte „Polizei" verbunden hat, 2) Darstellung der volkswirthschaftlichen Ansichten des Corpus juris canonici. Die Bewerbungsschriften sind in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, mit einem Motto und dem Namen des Verfassers im versiegelten Zettel zu versehen und bis November 1862 einzusenden. Der Preis für jede Aufgabe beträgt 64 Dukaten.

— König Wilhelm von Preußen hat dem germanischen Museum in Nürnberg einen jährlichen Beitrag von 500 Thalern, seine Gemahlin einen solchen von 100 Gulden bewilligt.

— Wie in den meisten Städten, großen und kleinen, existirt auch hier in Stuttgart seit vorigem Jahre ein katholischer Gesellenverein. Der Zweck dieser von dem verdienstvollen „Gesellenvater" Adolph Kolping in Köln angeregten und zuerst begründeten Sache zielt auf eine wahrhaft christlich-sittliche Besserung ab, deren der ehrsame Stand der Handwerker so sehr bedarf. Die Vereine schließen alle Elemente der Belehrung und Einigung in sich. Unterrichtende Vorträge, Gesang und Instrumentalmusik, Zeichnen, Lektüre, Turnen, Unterhaltung durch Kegelspiel, Billard u. s. w., dann dramatische Vorstellungen füllen die Zusammenkünfte abwechselnd aus, und halten somit von dem verderblichen Besuch der Kneipen ab, wo die Rohheit herrscht und Raufhändel sich entspinnen. Sämmtliche Gesellenvereine in Deutschland zählen schon weit über 30,000 Mitglieder, die überall, wo sie in eine neue Kondition treten, in den Verein als Mitglieder aufgenommen sind. Hierher wenden sich die Meister, um sittliche und ordentliche Gesellen zu erhalten, die beim Wechsel des bisherigen Aufenthaltes Zeugnisse von dem Präses ihres Vereins erhalten, der nach den Statuten stets ein katholischer Priester ist, welcher sich in den größeren Städten ausschließlich diesem Geschäfte widmet. In München besitzen die Gesellen bereits ein großes, schönes Haus als Eigenthum und ihre Versammlungen wurden schon von dem Könige, der Königin und den höchsten Staatsbeamten besucht. In Stuttgart begann der Verein mit fünf Personen vor ungefähr einem Jahre und zählt nunmehr siebenzig. Am letzten Sonntag (7. April) wurde von den Gesellen das Drama „Der verborgene Edelstein", von S. Em. dem Kardinal Wiseman, im Tivolisaale hier aufgeführt. Der Saal war gesteckt voll und eine Menge von Honoratioren war anwesend. Die Darstellung ging ohne Stocken vorüber. Einige zeigten eine wahrhafte Begabung. Es waren Gesellen der verschiedensten Handwerke: Schlosser, Schreiner, Schneider, Uhrmacher, Maurer, Kürschner u. s. w. Die zum Theil großen Rollen, in Versen gedichtet, waren durchgehends trefflich memorirt und wurden mit natürlichem Anstande und ganz zwanglos und verständig gesprochen. Mehreres wurde mit lautem Beifall aufgenommen. Die Königliche Hoftheaterintendanz hatte zur Erreichung des schönen Zweckes sämmtliche Kostüme und Requisiten (das Stück spielt im dritten Jahrhundert nach Christus) bereitwilligst zur Vorstellung bewilligt. Man sah hier recht deutlich im Kleinen, wie leicht das Gelingen wird, wenn die tauglichen Individuen aus der Anzahl ausgewählt und an den rechten Platz gestellt, und diese dann von reinem Eifer und Liebe zur Sache belebt werden. Wo dieser Mangel den Künstler manchmal zum bloßen Handwerker hinabzieht, dadurch eben wurden diese Handwerker zu Künstlern.

Industrie, Handel und Verkehrsanstalten.

— Auf englischen Werften sind augenblicklich 55 Kriegsschiffe im Bau begriffen, die 1637 Kanonen mit 12,010 Pferdekraft besitzen.

— Die Wels-Passauer Eisenbahn der Elisabethbahn wird im August eröffnet.

— Das Telegraphenkabel zwischen Algier und den Balearen ist gebrochen, und ebenso das zwischen Bona und Cagliari.

— Die Arbeiten zur Eisenbahn von Paris nach Tours über Chateaudun, welche die Gesellschaft der Eisenbahnen von Orleans übernommen hat, haben begonnen. Für diese Campagne hat die Gesellschaft 2 Millionen Franken dazu bestimmt.

Gestorben.

— Professor Deckers, Mitglied der juristischen Fakultät in Bonn, am 30. März.

— Generallieutenant von Stockhausen, früher preußischer Kriegsminister, am ersten Osterfeiertag in Berlin.

— Adolph Köttlitz (Preuße), bekannter Violinspieler und Komponist, in Folge eines Sturzes mit dem Pferde auf der Jagd, in Semlek.

— Taras Schewtschenko, ein Kleinrusse, bekannter Dichter und Maler, in St. Petersburg. Er war als Leibeigener geboren und wurde von der Gesellschaft zur Ermuthigung der Künstler von seinem Herrn losgekauft.

— Collineau, französischer General, zu Tien-Tsin, der sich bei der Einnahme der Forts von Peiho sehr ausgezeichnet hatte.

— Lady Charlotte Bury, gefeierte englische Schriftstellerin, am 1. April in London, 86 Jahre alt.

— Minister, Geheimerrath Bang, in Kopenhagen, am 1. April.

— Regisseur Just in Wien, am 5. April.



Die Schiffswerfte San Marco bei Triest. Nach einer Originalzeichnung von [illegible]. (S. 453.)



Plenarsitzung der deutschen Handelsgesetzgebungskonferenz zu Nürnberg. Originalzeichnung von H. Grünewald. (S. 455.)

Verrechnet.

Novelle

von

Moritz Hartmann.

I.

An einem ziemlich kühlen Aprilnachmittage fuhr ein elegantes, von zwei schönen englischen Pferden gezogenes, offenes Kabriolet, von den Eaux vives kommend, über den großen Kai von Genf. Die Pferde trabten langsam dahin, denn die beiden in dem Kabriolet sitzenden Personen erfreuten sich an der schönen Aussicht, die dieser Punkt über den See und bis an den Jura gewährt. Es waren zwei den Genfern bekannte Persönlichkeiten; aber selbst wenn sie das nicht gewesen wären, hätte man doch auf den ersten Blick ihre Abstammung und ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander erkennen müssen. Sie waren Engländer, und Vater und Tochter. Den Genfern waren sie bekannter, als sonst an diesen Ufern verweilende Fremde zu sein pflegen; und dieses Bekanntsein verdankten sie ihrem Reichthum, für den die Eingeborenen dieser Stadt immer ein aufmerksames Auge haben, ihrem längeren, schon Jahre dauernden Aufenthalt in einer am See gelegenen Villa und endlich ihrer auffallenden Schönheit. Der Vater war einer jener schönen Greise, wie man sie im Norden nur in England findet, und die Tochter, sein Ebenbild, eine jener merkwürdigen Blondinen mit griechischem Profil und blauen Augen, wie sie ebenfalls nur in England anzutreffen sind. Als sie am Café du Nord vorbeitrabten, liefen die Gäste an's Fenster, um „Sir William Spencer und Miß Lucy" zu sehen; dasselbe geschah am zweiten und dritten Kaffeehause des Kais. Solche Aufmerksamkeit erregten die Zwei schon seit Jahren, schon seit Sir William mit seiner damals vierzehnjährigen Tochter zum ersten Male in Genf erschien, und das war nur natürlich. Denn der Anblick dieser schönen Jugend und dieses beinahe eben so schönen Greisenthums war ein in der That höchst erquicklicher, und er wurde immer bedeutender und anziehender, je mehr Lucy sich zu einem vollendeten Weibe entwickelte. Sie war jetzt an zwanzig Jahre alt und stand in ihrer schönsten Blüte.

Sie hielt, wie immer, auch heute die Zügel. An der Bergues-Brücke angekommen, lenkte sie plötzlich nach links und der Rhonestraße entgegen.

„Wollen wir nicht nach Hause und zu Tische?" fragte der Vater.

„Wir haben noch Zeit," antwortete die Tochter, „noch Zeit genug, um über die Corraterie zu traben."

„Du bist nicht aufrichtig, Lucy!" sagte der Vater mit vorwurfsvollem Lächeln.

„Nein," sagte Lucy, ebenfalls lächelnd, „ich bin es nicht."

„Also habe ich errathen," fuhr der Vater fort, „Du lenktest hier ein, weil Du auf der Brücke Mr. Harling kommen sahst."

„Ganz richtig!" lächelte Lucy.

„Siehst Du, Lucy, es ist Dir doch, als hättest Du ihm Unrecht gethan, sonst würdest Du seinem Gruße nicht ausweichen."

„Nicht so, Papa, von Unrecht ist keine Rede. Thut man allen denen Unrecht, die man nicht heirathen will? Ich bin mir dessen bewußt, daß ich alle die guten Eigenschaften Harling's anerkenne — aber man begegnet einem Manne nicht gerne, von dem man weiß, daß man ihm nächstens einen Korb wird geben müssen. Ich bin ihm gut, er ist ein vortrefflicher Mensch und ich behandle ihn darnach, aber das täuscht ihn, darauf baut er Hoffnungen, und trotz aller Winke, die ich ihm gebe, fährt er fort, mir den Hof zu machen, und demnächst wird er bei mir mit einem Antrag herausrücken, wie er es schon bei Dir gethan hat. Er weiß, daß ich ihn nicht liebe, aber er ist überzeugt, daß ich ihn lieben werde; das ist bei ihm zur fixen Idee geworden."

„Aber warum sollst Du ihn nicht lieben können?" fragte Sir William.

Lucy peitschte ungeduldig die Pferde, daß sie ausgriffen und im raschesten Trabe die Corraterie hinaufsprengten.

„Peitsche mir den guten Hektor nicht so unbarmherzig," lächelte der Vater.

„Das ist Deine Schuld, Papa. Wie kannst Du nur solche Fragen stellen? Bist Du schon so alt, um solcher Fragen fähig zu sein? Du sagst immer, daß Du mit mir wieder jung geworden bist — ich glaube es manches Mal, aber solche Reden machen mich wieder irre."

„Wohl! Du hast Recht!" sagte der Vater begütigend — „aber selbst für unbestimmte Gefühle sucht man wenigstens nach allgemeinen Ursachen; man will sich doch Rechenschaft geben — und Du besonders, Du liebst es sonst, Dir Deine Gefühle und Empfindungen klar zu machen. Ich bin überzeugt, Du kannst mir auch hier, wenn Du willst, wenigstens einen allgemeinen Grund Deines Widerstrebens gegen diese Heirath angeben."

Lucy schwieg eine Zeitlang, dann sagte sie: „Nicht wahr, Papa, auf dem Namen Deines Onkels, des alten Lord Macdonald, ruht ein gewisser Schandfleck?"

„Ja! leider!" seufzte Sir William. „Leider hat er ein Leben, das ein ruhmvolles hätte sein können, durch eine gemeine Geldspekulation befleckt. Leider hat er seine hohe Stellung benützen wollen, um sich schnell zu bereichern. Ohne diese Schwäche würde unsere Familie einen Mann aufzählen, der sich neben Nelson stellen könnte. Aber wie kommst Du jetzt auf Lord Macdonald?"

„So!" antwortete Lucy, „ich wollte Dir sagen, daß ich ganz wohl einen Lord Macdonald mit seinem Schandfleck heirathen könnte, weil er trotz Allem ein Mann ist, weil er etwas gethan hat, weil er mit einer kleinen, elenden Brigg große feindliche Schiffe genommen, weil er Europa und Amerika mit seinen kühnen Thaten in Erstaunen gesetzt hat."

„Du liebst die Soldaten, wie alle Mädchen," sagte Sir William und fügte lächelnd hinzu „ich schätze mich glücklich, bei Trafalgar gewesen zu sein, sonst hätte ich das Herz meiner Tochter vielleicht nie gewonnen."

„Papa!" rief Lucy und sah ihn mit einem zärtlich vorwurfsvollen Blicke an — „Du wärst ein Mann und my dear pa auch ohne Trafalgar. Du irrst übrigens; ich liebe die Soldaten nicht. Zum größten Theile sind sie roh, ungebildet und eingebildet; sie meinen, die Welt könnte ohne sie nicht bestehen, und gewiß wäre sie glücklicher, wenn es nicht einen einzigen Soldaten auf Erden gäbe. Ihre schönsten Thaten sind oft, in der Nähe betrachtet, nur Früchte der Gewohnheit, der Disziplin, des Gehorsams oder höchstens des Temperamentes, selten der Ueberlegung, der Ueberzeugung, der Begeisterung. Ihre auffallendsten Thaten zerstören in ihnen oft das Beste, was der Mensch in Herz und Seele besitzt. Nein, Papa, ich liebe die Soldaten nicht, aber ich liebe die Männer, die etwas thun, die etwas zu Stande bringen, und ich werde nie einen anderen heirathen und lieben, als einen solchen, der schon etwas gethan hat, oder dem ich es ansehe, daß er etwas Rechtes zu thun fähig ist."

„Well! Well!" murmelte der Alte — „Du bist mein altes brittisches Mädchen — oder," fügte er lächelnd hinzu, „ich glaube, daß wir der Gefahr, Herrn Harling zu begegnen, nicht mehr ausgesetzt sind, und daß wir anstatt nach Carouge nach Hause fahren könnten."

Lucy wendete den Wagen, als Künstlerin, wie man sich auszudrücken pflegt, auf dem Raum eines Tellers und jagte in die Stadt zurück und über die Insel, auf den Kai des Bergues. Dort ließ sie die Pferde wieder langsamer gehen, um den Zöglingen eines der zahlreichen Knabeninstitute Genfs, die eben den Kai kreuzten, Raum zu lassen und sie mit Muße betrachten zu können.

„Sieh, die hübschen Knaben, Papa," sagte sie.

„Es sind viele Engländer darunter," bemerkte Sir William.

In demselben Augenblick erscholl ein heftiger Angstschrei. Ein Mädchen von ungefähr dreizehn Jahren hatte ein kleines Kind, das sie unvorsichtiger Weise auf's Parapet gesetzt, um es sich auf den Rücken zu heben, in die Rhone fallen lassen. „Das Kind, das Kind!" schrie sie und lief mit der Schnelligkeit der Rhonewellen um die Wette den Kai entlang. Die fürchterlichste Todesangst blickte aus ihrem blassen, vom Entsetzen entstellten Gesichte. Lucy sah, selbst vor Schrecken erstarrt, bald das Mädchen an, bald nach dem Kinde, das von den fürchterlich reißenden und schäumenden Rhonewellen, dort wo sie mit gewaltigem Falle aus dem See stürzen, herauf und herunter geworfen wurde, bald auf der Oberfläche erschien, bald unter dem Schaume verschwand. Trotz dem Fesselnden des schrecklichen Schauspiels wurde ihre Aufmerksamkeit plötzlich doch auf ein anderes in ihrer nächsten Nähe abgelenkt. Einer der Knaben des vorüberziehenden Instituts befand sich auf dem Trottoire, unmittelbar am Wagen Lucy's, der still hielt, mit einem älteren Manne, offenbar einem Lehrer oder dem Vorsteher der Anstalt, in einem heftigen Kampfe. Der Knabe, ein Junge von ungefähr fünfzehn Jahren, blond, schlank und einer von denen, die Lucy's Aufmerksamkeit ihrer jugendlichen Schönheit wegen angezogen, stieß den Lehrer, der ihn krampfhaft festzuhalten strebte, mit Gewalt von sich; der Lehrer aber faßte ihn mit beiden Armen um den Leib; da ballte der Schüler die Faust und stieß ihn vor den Kopf, daß er rückwärts taumelte. Der Knabe stand im selben Augenblicke auf dem Steingeländer und stürzte sich unter dem Aufschrei seiner Mitschüler und des versammelten Volkes in das schäumende Wasser, das ihn mit reißender Schnelligkeit sofort entführte und für lange Sekunden unsichtbar machte. Der Lehrer, der sich mit offenbarer, moralischer Anstrengung von dem betäubenden Schlage rasch erholte, rang die Hände und rief, indem er den Kai hinablief, nach Hülfe. Ihm nach eilten, rufend, schreiend, zum Theil weinend, die anderen Zöglinge, und an diese schloß sich das Volk, das sich bei dem allgemeinen Geschrei versammelt hatte. Auch Lucy jagte ihre Pferde, den Blick immer den schäumenden Wellen zugewandt, der Menge nach.

„Der brave Junge! Der brave Junge!" rief sie, indem sie dahintrabte, als ob sie ihn erreichen wollte.

„Der arme Lehrer!" sagte Sir William, „welche Verantwortlichkeit, welch ein Unglück für ihn, wenn der Junge zu Grunde geht. Aber er hat das Seinige gethan, ihn von dem tollkühnen Streiche abzuhalten. Es ist Herr Röder, ein Deutscher, der Vorsteher der Anstalt."

Lucy hörte nicht; sie hatte sich im Wagen aufgerichtet und sah, indem sie die Pferde dahinlaufen ließ, unverwandten Blickes nach der Rhone. Indessen hatte Herr Röder den Rock abgeworfen, um sich seinem Schüler nachzustürzen; aber da entwickelt sich zwischen ihm und den andern Zöglingen ein ähnlicher Kampf, wie der, den er so eben durchgemacht hatte. Er stand am Steingeländer und strebte hinaufzugelangen, während sich die Knaben an seinen Leib, an Arme und Beine hängten, um ihn vom Sprunge abzuhalten. Sein Gesicht war bleich, seine großen schwarzen Augen traten aus den Höhlen und starrten während des Ringens fortwährend in die schäumende, fürchterliche Flut, wo sie weiß und heulend durch die Schleusen unter der neuen Brücke der hydraulischen Maschine entgegenschnellte. Plötzlich klärte sich sein Gesicht auf; ein tiefer Seufzer hob seine Brust, und das ganze versammelte Volk, das nach dem ersten Lärm sprachlos und stumm geworden war, stieß ein Geschrei des Jubels hervor. Der heldenmüthige Knabe, der eben in der Schnelle verschwunden gewesen, hing an einem der Schleusenpfosten, indem er mit dem einen Arme den Balken umklammerte, mit dem andern das gerettete Kind über die Fluten hielt. Die schottische Mütze war verschwunden; aus seinem röthlich blonden Haar wie aus den Kleidern floß das Wasser in Strömen. Er achtete nicht darauf; er sah nur auf das Kind hinab, das bewegungslos unter seinem linken Arme lag. Die Zöglinge stürzten auf die Brücke, um ihm nahe zu sein, und riefen jubelnd und gerührt: Odo! Odo! Er nickte ihnen zu und antwortete dem Zuruf mit einem kurzen Lächeln; dann aber suchte er sich mit größter Kaltblütigkeit auf seinem gefährlichen Standpunkte fester zu stellen, und nachdem ihm dieses gelungen, faßte er das Kind mit beiden Händen und neigte es leise und langsam, um das Wasser aus Mund und Nase strömen zu lassen. Er führte diese Operation so besonnen aus wie ein alter Schwimmmeister und mit dem besten Erfolge: denn das Kind, das bisher bewegungslos in seinem Arme gelegen hatte, begann zu zappeln und fing endlich zu weinen an.

Mittlerweile flog auf der Stromschnelle, von der Berguesbrücke her, mit der Raschheit eines Pfeiles einer der stets bereit stehenden Rettungskähne herbei. Zwei kräftige Fischer lenkten ihn kunstvoll dem Knaben entgegen, der ihnen in dem Augenblicke, da ihn der Kahn berührte, das Kind entgegenstreckte. Aber bei dieser Bewegung verlor er seinen Halt und stürzte auf's Neue in die Flut, während die Fischer das Kind in den Händen hielten. Wieder erscholl ein Schrei des Entsetzens, wieder verwandelte er sich in einen Ausruf der Freude, denn Odo arbeitete sich sogleich wieder empor und schwang sich mit einer kräftigen Bewegung in den Kahn. An diesen war ein Seil befestigt, daran er an das Ufer, an die Treppe des daselbst an Ketten liegenden Waschschiffes gezogen wurde. Nun liefen Herr Röder und die Zöglinge wieder von der Brücke auf den Kai zurück. Herr Röder sprang die Treppe hinab und empfing seinen Zögling in seinen Armen, während die Schwester des geretteten Kindes dasselbe in Empfang nahm, und noch ganz außer Fassung, blaß und verwirrt durch die Menge und ihrer in der Nähe liegenden Wohnung in der Vorstadt St. Gervais entgegeneilte.

Alles drängte sich um den Retter, der jetzt oben auf dem Kai stand. Das Volk ertheilte ihm Lobeserhebungen, seine Mitschüler suchten ihm die nasse Jacke abzuziehen, indem sie ihn bald mit seinem wahren Namen Odo, bald mit Man, bald mit Mary anredeten. Er hörte das Alles nicht, er betrachtete nur die aufgeschwollenen Schläfe seines Lehrers.

„Ich erinnere mich," sagte er sanft, „das habe ich gethan; ich habe Ihnen einen Faustschlag versetzt. Verzeihen Sie mir, Herr Röder."

„Sei nicht so dumm, mein Junge," erwiederte dieser, „das ist Dir für alle Ewigkeit vergeben. Verlieren wir nicht die Zeit; Du mußt aus den nassen Kleidern heraus, daß Du Dich nicht erkältest."

Herr Röder sah sich um, wie nach einem befreundeten Hause suchend, in das er mit Odo treten könnte. Da stand Lucy neben ihm und sagte in deutscher Sprache: „Herr Röder, vertrauen Sie uns diesen Gentleman; wir bringen ihn in unserem Wagen rasch in unser Landhaus, das nicht fern von hier ist."

„Ich nehme es mit Dank an, Miß; meine Pension liegt eine halbe Stunde weit von der Stadt."

Schon hatte Lucy den Mantel, der eben ihre und ihres Vaters Füße bedeckt hatte, um die Schultern Odo's geworfen; Sir William machte eine einladende Bewegung, und Odo, der Lucy verschämt und lächelnd gewähren ließ, stieg in den Wagen. Herr Röder schickte die andern Zöglinge nach Hause mit dem Auftrage, frische Wäsche und Kleider in die Villa Sir William's zu senden und stieg, ebenfalls eingeladen, in den Wagen. Miß Lucy schwang sich auf den Bock und der Wagen rollte mit Blitzesschnelligkeit über den Kai Montblanc ihrem Landhause zu. Von Zeit zu Zeit wandte sie den Kopf, und wenn sie Odo zittern sah, schlug sie mit dem Eifer eines wettrennenden Grooms auf die Pferde los. Auch dauerte die Fahrt nicht fünf Minuten.

Sir William führte Lehrer und Schüler sogleich in sein Schlafzimmer, das er ihnen zur Verfügung stellte, und verließ sie, um ihnen volle Freiheit zu lassen. Ein Bedienter brachte gleich darauf Wäsche und Schlafrock, und ein anderer heißen Thee, den Miß Lucy bereitet hatte. Odo wollte den herrlichen Caschmirschlafrock genießen und noch einigemal darin im Zimmer auf und ab stolziren, aber Herr Röder zwang ihn in's Bett, hüllte ihn ein und gab ihm zwei Tassen Thee zu schlürfen. Er saß dann noch einige Zeit bei ihm und nachdem er sich überzeugt, daß sein Puls nicht um einen Schlag schneller ging, als es bei seinen fünfzehn Jahren natürlich war, empfahl er ihm, daß er ein wenig zu schlafen versuche und ging dann in den Salon, um Sir William und seiner Tochter für so viel Güte zu danken.

Miß Lucy kam ihm sogleich entgegen. „Wie geht es Ihrem Schüler?" fragte sie eifrig.

„Ganz vortrefflich," lächelte Herr Röder, „ich danke. Ich hoffe, er wird ein wenig schlafen und nach einer Stunde wird von dem Abenteuer keine Spur vorhanden sein."

Sir William lud ihn ein, sich zu setzen, dann sagte er: „Wer ist der Knabe?"

„Er ist Ihr Landsmann, Sir," antwortete Herr Röder. „Er kommt aus Devonshire und stammt aus einer guten Familie; sein Name ist Odo Worthington."

„Es scheint ein braver Junge," sagte Sir William.

„O Sir," rief Herr Röder mit Innigkeit, „ein vortrefflicher Junge, ein ausgezeichneter Junge; ja, ich kann sagen, ein ausgezeichneter Mensch."

„Ich habe," fuhr Sir William fort, „während der Junge in der Rhone war, auch Sie bedauert; ich habe Ihrer beinahe eben so sehr gedacht, wie des Knaben und seiner Gefahr. Welch' ein Unglück für Sie, wenn dem Jungen etwas geschah — welche Verantwortlichkeit den Eltern gegenüber, die ihn Ihnen anvertrauen. Es ist eigentlich schrecklich. Ich dachte schon daran, daß ich Ihnen bezeugen wollte, daß Sie Ihr Möglichstes gethan, um ihn von dem Sprunge in's Wasser abzuhalten. Nun Sie tragen das Zeugniß im Gesichte," lachte der alte Herr. „Hat der Junge gerungen und gestoßen wie der beste Boxer Altenglands. Man schlägt sich selten so gut, um sich zu einer guten That den Weg zu bahnen."

Herr Röder lächelte mit und sagte, indem er das geschwollene Gesicht betastete: „Dieser Stoß ist mir lieber als jede Liebkosung, die ich je von meinen Zöglingen erhalten; ich möchte eine Spur davon zum ewigen Andenken bewahren, wenn das ginge. Was aber meine Lage während der Gefahr

betrifft, so versichere ich Sie, Sir, daß ich nicht einen Augenblick an meine Verantwortlichkeit gedacht habe, sondern nur an die schreckliche Möglichkeit. Der Tod dieses Jungen wäre mir so nahe gegangen, wie der Tod meines eigenen Kindes: Niemand weiß es besser als ich, daß die Welt an ihm einen trefflichen Bürger verloren hätte. Solche Kinder wachsen nicht alle Tage."

„Indeed? Wirklich?" fragte Lucy, die in einem Fauteuil Herrn Röder gegenüber saß, halb in Gedanken versenkt, halb zerstreut.

„Wirklich!" bestätigte Herr Röder, zu der jungen Dame gewendet. „In meiner siebenzehnjährigen pädagogischen Laufbahn hatte ich Gelegenheit, über tausend jugendliche Gemüther kennen zu lernen und zu ergründen, wie es sonst nicht möglich ist, aber ich versichere Sie, Miß, ich kenne vielleicht nicht drei Menschen, die sich an männlichem Muth, an Güte des Herzens, an Geradheit des Geistes und Gemüthes, und an Wahrhaftigkeit des ganzen Wesens mit ihm messen könnten."

Der alte Pädagog hatte diese Worte mit solcher Innigkeit ausgesprochen, daß ihm die Stimme zitterte, und daß sich Miß Lucy gerührt fühlte.

„In der That? In der That?" wiederholte sie fortwährend, während der Vater versicherte, daß der Junge ganz diesen Eindruck mache.

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, und vielleicht nur um etwas zu sagen, vielleicht auch weil ihr Alles, was Odo betraf, Theilnahme einzuflößen anfing, fragte Lucy: „Was bedeuten die Namen, die ihm Ihre Zöglinge gegeben haben? Die Einen nannten ihn Mary, die Andern Man?"

Herr Röder lächelte: „Das sind Spitznamen. Jeder der Zöglinge hat seinen Spitznamen und je beliebter einer ist, einer desto größern Anzahl von Spitznamen erfreut er sich. Odo war kaum drei Tage in meinem Hause, als er schon Mary hieß. Seine weiblichen Tugenden, seine Sanftmuth, seine Bereitwilligkeit zu jeder Hülfe brachten ihm diesen Mädchennamen zu Wege. Bald aber erkannte man, daß sich mit diesen echt weiblichen Eigenschaften eben so viele, ja mehr männliche verbanden, Muth, Ausdauer, Offenheit u. s. w., und um die Gerechtigkeit und das Gleichgewicht herzustellen, hieß er plötzlich neben Mary auch Man, der Mann, der normale Mensch."

Sir William und Miß Lucy lächelten. Herr Röder lächelte mit. „Glauben Sie mir," sagte er, „der Instinkt der Kinder und Mitschüler erräth das innerste Wesen eines neuen Zöglings eben so schnell und klar, wenn nicht schneller und klarer, als die alte Erfahrung des Erziehers. Sehr oft hat mir der Spitzname den Weg angedeutet, den ich mit einem neuen Zögling einzuschlagen hatte."

Solche und ähnliche Bemerkungen des berühmten Pädagogen interessirten Sir William, indem sie ihm belehrende Blicke in eine ihm ganz unbekannte Welt gewährten, und erweckten seine Theilnahme um so mehr, als Alles, was Herr Röder sagte, den Stempel der Wahrheit trug, leicht und rasch einleuchtete, und dabei dessen große Liebe zu seinem Berufe und ein allgemeines menschliches Wohlwollen athmete. Sir William hatte viel zu fragen, und Miß Lucy horchte mit ihm und ließ sich gerne belehren. Erziehung hat für alle weibliche Seelen einen großen Reiz; dieser Beruf, so schön vertreten wie er hier war, schien ihr mit einem Male der schönste und heiligste. Doch hörte sie am liebsten zu, wenn Herr Röder, aus der Theorie auf die Praxis übergehend, sich auf Beispiele berief und bei dieser Gelegenheit manchmal Odo als das nahe liegende Exempel erwähnte.

Eine solche Erinnerung mahnte sie daran, sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und sie stand auf um einen Bedienten in's Schlafzimmer zu schicken, und wollte den Salon verlassen, als sie erstaunt am Fenster stehen blieb und in den Hof hinabblickend ausrief:

„Papa, da tummelt ein englischer Midshipman Dein Reitpferd."

Sir William eilte an's Fenster, auch Herr Röder erhob sich und rief, nachdem er einen Blick in den Hof geworfen: „Ist der Junge schon auf dem Rücken eines Pferdes!"

Jetzt erst erkannten Sir William und Miß Lucy in dem reitenden Midshipman ihren Gast, den sie noch im Bette wähnten. Es war in der That Odo, der, von Reitknechten, Bedienten und dem ganzen Hausgesinde bewundert, die englische Stute des Hausherrn, die eben vom Hufschmied heimgekehrt war, in dem nicht sehr ausgedehnten Hofe der Villa mit vieler Kunst die ganze Schule und allerlei Kunststücke durchmachen ließ.

„Er sitzt gut zu Pferde," sagte Lucy.

„Besser als man es an uns Seeleuten gewohnt ist," versicherte Sir William.

Herr Röder wollte ihm rufen, aber Lucy bat, ihn nicht zu stören; offenbar freute es sie, den Jungen zu Pferde zu sehen, wie er sich in jugendlicher Kraft und Anmuth tummelte.

„Er trägt in der That eine englische Seemannsuniform, ganz ordonnanzmäßig," sagte Lucy; „wie kommt er in diese Tracht?"

„Odo ist wirklich Midshipman in der englischen Marine," erwiderte Herr Röder; „er ist bei mir nur auf Urlaub, um die deutsche und französische Sprache zu erlernen. Man hat ihm aus der Pension zum Kleiderwechseln die Uniform geschickt, die er sich nur an Sonntagen trägt."

„Also mein richtiger Kamerad," lachte Sir William.

Jetzt bemerkte Odo, daß er vom Fenster aus beobachtet war; er erröthete, schwang sich mit einem Sprung aus dem Sattel, übergab das Pferd einem Reitknecht und ging, einem Winke Herrn Röder's folgend, in's Haus. Eine Minute darauf trat er in den Salon.

„Anstatt sofort Sir William und Miß Spencer aufzusuchen," sagte Herr Röder, „um für so viel Güte zu danken, tummelst Du Dich im Hofe zu Pferde herum."

Odo lachte: „Sie haben Recht, Herr Röder; aber eben da ich mich hier anmelden lassen wollte, sah ich das prächtige Pferd und ich konnte nicht widerstehen. Sie wissen ja, meine Leidenschaft —"

„Ja, ja," lachte Sir William, „das Pferd ist die unglückliche Leidenschaft aller Seeleute; ich kenne das. Wo wir immer landeten, wir sahen uns überall gleich nach Pferden um, und eine halbe Stunde nach der Landung trabten und jagten wir, zur Belustigung der Straßenjungen, oft auf den erbärmlichsten Rozinanten durch die erschrockene Bevölkerung."

„Da Sie das kennen, Sir William, so werden Sie mich entschuldigen," lachte Odo wieder, „ich bitte Sie um Verzeihung."

Sir William ergriff die dargebotene Hand und schüttelte sie, eben so that seine Tochter, die Odo ebenfalls um Verzeihung bat.

„Ja," sagte Odo dann, „ich soll auch danken; ich danke herzlich für so viel Gastlichkeit, für das gute Bett, für den guten Thee und für — ja — für was noch?" setzte er verlegen mit einem gegen Herrn Röder gewandten, fragenden Blicke hinzu.

„Nun, für sonst nichts, das ist Alles;" lachte Sir William.

Herr Röder wollte sich nun mit seinem Zögling empfehlen, aber sie wurden zum Essen, mit dem man ihretwegen so lange gewartet hatte, zurückgehalten. Gegen Abend brachte sie Sir William, der versicherte, daß er sich nur ungern von Odo trenne, in seinem Wagen auch der schönen la Châtelaine, der Anstalt Herrn Röder's zurück. Lucy hielt wieder die Zügel. Als sie in den, das weitläufige Gebäude umgebenden Park einfuhren, standen sämmtliche Zöglinge versammelt da und empfingen den Helden des Tages mit hundertfachem: „Hoch, Odo! Hurrah, Mary! Vive, Man!" und so rufend liefen sie neben dem Wagen bis an die Thüre des Hauses. Lucy machte es den Eindruck, als wäre sie der Wagenlenker eines einziehenden Triumphators; die Rufe der Kinder erschütterten sie im Innersten, und als Odo aus dem Wagen gesprungen und von ihnen umgeben, geherzt, umarmt, geküßt wurde, traten ihr die Thränen in die Augen. Sie erinnerte sich plötzlich des Gespräches über Heirath von heute Morgen und dachte: „Welch' ein Glück, einen solchen Sohn zu haben, — oder einen Geliebten, einen Mann, der nach vollbrachten Heldenthaten von seinem Volke so empfangen wird."

(Fortsetzung folgt.)

Die Werfte San Rocco bei Muggia.

(Zu dem Bild S. 452.)

Es bestand in Triest schon seit vielen Jahren die Maschinenfabrik G. Strudthoff, konnte aber, da sie weder von Seite der Regierung noch von Privaten eine entsprechende Unterstützung erhielt, nie recht prosperiren. Vor ungefähr vier Jahren nun traten hier vier der angesehensten Bürger zusammen, bildeten unter sich eine Aktiengesellschaft und brachten die erwähnte Fabrik an sich, erweiterten dieselbe und stellten sie auf eine neue und solide Grundlage. Die sämmtlichen Aktien sind unter die erwähnten vier Personen vertheilt. Das größte Handelshaus in Triest, Morpurgo und Schück, besitzt den größten Theil derselben, und der Baron Konstantin von Meyer, k. k. Reichsrath, fungirt als Direktor der großartigen Anstalt, die den Namen Stabilimento tecnico Triestino annahm. Herr Edmund Bauer, Ritter des Franz-Joseph-Ordens und Konsul mehrerer überseeischen Staaten, wurde zum Geranten der Unternehmung ernannt. Dieser umsichtige Mann erkannte alsbald, daß die Anstalt — um ihren Zwecken vollkommen zu entsprechen, auch den Schiffbau in ihren Wirkungskreis ziehen müsse — und ersah hiezu ein sehr günstiges, von der Natur selbst zur Einrichtung einer Schiffswerfte ausgestattetes Terrain in der Nähe von Muggia (s. S. 223 dieser Zeitung). Diese romantisch gelegene, gegen die Hauptwinde geschützte Thalbucht war bis dahin so zu sagen ganz brach gelegen. Das Etablissement erwarb alsbald 8000 Klafter von diesem Terrain und gründete auf demselben eine Schiffswerfte von so großem Umfange, daß der berühmte Great Eastern und auch einige große Schiffe bequem auf derselben liegen könnten. Das Terrain verflacht sich sanft gegen das Meer zu, und dieses ist nahe am Ufer noch so tief, daß es die Stapellegung der größten Schiffe gestattet. Der Hauptzweck, welchen die Leiter der Anstalt dabei im Auge hatten, war der, im Vereine mit ihrer großartigen Maschinenfabrik in Triest und ihrer Eisengießerei auf der andern Seite von Muggia, der k. k. Kriegsmarine vorzugsweise vollkommen fertig ausgerüstete Schiffe, d. h. Schiffskörper und Maschinen liefern zu können und sie vom Auslande in dieser Hinsicht unabhängig zu machen, was auch gänzlich gelungen ist. Die Maschinenanstalt des Etablissements hat der k. k. Kriegsmarine bereits folgende Maschinen geliefert: 1) Ein paar Niederdruck-Balancier-Maschinen von 100 Pferdekraft für den k. k. Raddampfer „Taurus"; 2) ein paar oscillirende Niederdruckmaschinen von 60 Pferdekraft für den k. k. Raddampfer „Gnoch"; 3) ein paar oscillirende Niederdruckmaschinen von 180 Pferdekraft für den k. k. Raddampfer „Prinz Eugen"; 4) zwei paar horizontale Niederdruckmaschinen jedes zu 230 Pferdekraft für die k. k. Schraubenkorvetten „Erzherzog Friedrich und Graf Dandolo"; 5) ein paar horizontale Niederdruckmaschinen von 300 Pferdekraft für die k. k. Schraubenfregatte „Donau"; 6) ein paar horizontale Niederdruckmaschinen von 800 Pferdekraft für das k. k. Schraubenlinienschiff „Kaiser" (die größte bisher in Oesterreich und Deutschland gebaute Maschine dieser Art), 7) die Dampfmaschinen für die k. k. Schraubenkanonenboote „Narenta" und „Kerka". Außer den genannten Schiffsmaschinen lieferte die Anstalt der k. k. Kriegsmarine auch drei wohlgelungene Hochdruckdampfmaschinen, jede zu 40 Pferdekraft sammt den dazu gehörigen kompleten Pumpenwerken für den Balancedock in Pola.

Alle die hier angeführten Maschinen haben in jeder Beziehung so gut entsprochen, daß das k. k. Marineoberkommando der Anstalt das Zeugniß ausstellte, daß sie den aus England und zwar aus den berühmtesten Fabriken von Maudslay Sons, Field Miller und Ravenhill, Boulton und Watt, so Rennie bezogenen Maschinen nicht im geringsten nachstehen. Gegenwärtig ist die Anstalt mit dem Bau von 3 paar horizontalen Hochdruckmaschinen zu 50 Pferdekraft und 9 paar horizontalen Niederdruckmaschinen zu 90 Pferdekraft für Schraubenkanonenboote der k. k. Kriegsmarine betraut.

Die Werfte von San Rocco ist von mehreren zweckmäßig ausgeführten Gebäuden eingeschlossen. Im Hauptgebäude befindet sich ein großer Zeichen- und Modellensaal, ferner eine Schlosserwerkstätte mit 20 Feueressen. Das großartige Nebengebäude enthält die Dampfsäge und die Dampfhobelmaschine zum Schneiden der Schiffbauhölzer. Hier sei es erwähnt, daß die Werfte ebenfalls für die k. k. Küstenartillerie 200 große Belagerungslafetten und andere Requisiten erzeugt hat.

Auf der Werfte befindet sich ferner eine geräumige Arbeiterwohnung.

Die kleine Kirche St. Rochus, die wir auf dem Bilde sehen, ist uralt und stammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Sie wurde in Zeiten, wo die Pest in Muggia herrschte, benützt, und das umliegende Terrain als Begräbnißstätte für die an der Pest Verstorbenen verwendet. Später gerieth sie ganz in Verfall und diente als Ziegenstall. Die Anstalt ließ die Kirche auf eigene Kosten umbauen und geziemend ausstatten — jetzt dient sie den zahlreichen Arbeitern der Werfte als Gotteshaus.

Außer den im Bau begriffenen Kriegsschiffen hat das Etablissement auf dieser Werfte auch viele Handelsschiffe reparirt und ein ganz neues treffliches Schiff von 540 Tonnen gebaut, welches sich des ungetheilten Lobes aller Sachverständigen erfreute und trotz der für die Rhederei so schwierigen Zeiten alsbald einen Käufer fand.

Unter anderen bedeutenden Erzeugnissen des Stabilimento tecnico müssen wir noch der folgenden Erwähnung thun: ein Hafenräumer von einer als ganz besonders zweckmäßig anerkannten Konstruktion für das schwarze Meer — ferner ein großartiges Schienenfuhrwerk und eine eiserne Drehbrücke für den Nilkanal. — Für Triest hat die Anstalt — außer mehreren anderen Werken — auch die neue, sehr komfortable und elegant eingerichtete schwimmende Badeanstalt, Santa Maria, gebaut.

Der Chef-Ingenieur der Maschinenanstalt ist der Miteigenthümer des Etablissements, Herr Wilhelm Strudthoff. Der Leiter der Werfte von San Rocco ist dessen Bruder, Herr Eduard Strudthoff, welcher durch vier Jahre auf der großen Werfte Blackwall in England seine Studien gemacht hat. Die Wichtigkeit dieses Institutes wird auch aus diesem Umstande hervorgehen, daß in der Maschinenanstalt in Triest, in der Eisengießerei von Muggia und auf der Werfte von San Rocco gegenwärtig 1500 Menschen Beschäftigung und Erwerb finden.

Auch für die Bedürfnisse der Armee hat sich die Anstalt als nützlich erwiesen, so lieferte sie z. B. während des letzten Krieges in Italien gegen 70,000 Bomben und Granatkugeln.

Aus dem bisher Gesagten wird hinreichend klar, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, daß die Anstalt die einzige in ihrer Art ist — und zwar nicht nur in Oesterreich, sondern auch in Deutschland — sie ist vollkommen in der Lage, vollständig armirte Kriegsschiffe mit eigenen Mitteln und Kräften herzustellen. Wenden wir nun unsere Blicke den Kanonenbooten zu, die wir auf dem beiliegenden Bilde im Bau begriffen sehen. Die beiden kleineren rechter Hand sind die „Gemse" und die „Grille" von 90 Pferdekraft. Die drei größeren Kanonenboote linker Hand heißen „Dalmat", „Hum" und „Velebich" (Namen von Bergen in Dalmatien), die letzteren drei erhalten Maschinen von 230 Pferdekraft. — Da sich für die Vertheidigung der langen Küstenstrecken und Kanäle von Dalmatien und Istrien Kanonenboote als die geeignetsten Fahrzeuge erwiesen haben, so werden gleichzeitig auf der Werfte San Marco bei Triest noch vier andere große Kanonenboote von 230 Pferdekraft gebaut — sie heißen „Seehund", „Streiter", „Reka" und „Wall". Im Arsenal von Pola wird auch ein zehntes Kanonenboot, Namens „Sansego", von 190 Pferdekraft gebaut. Alle diese Schiffe werden bis Ende April vollendet und ausgerüstet sein. Sie werden mit gezogenen Geschützen armirt. — Die beiden bereits vollendeten Kanonenboote „Narenta" und „Kerka" werden nächstens schon ihre Probefahrten machen, und dann nach Dalmatien abgehen, um dort zur Ueberwachung der Küste verwendet zu werden.

Das Stabilimento tecnico liefert ebenfalls den Beweis, welchen Aufschwung seit den letzten zehn Jahren die technische Industrie in Oesterreich genommen hat. Die Entwicklung des Lloyd und des Stabilimento tecnico werden auch erklären, warum England und seine Sympathien entzieht, und sie Italien zuwendet, wo es günstigere Märkte für seine Erzeugnisse findet, während Oesterreich im Begriffe war sich gänzlich von England zu emanzipiren.

Die Nürnberger Handelsgesetzgebungskonferenz.

(Zu dem Bild S. 461.)

Schon seit vielen Jahren war man in Deutschland bestrebt, neben der Einheit in Maaß und Gewicht auch für alle Länder gleich geltende Handelsgesetze zu schaffen, damit das zerstückelte, nach Einigkeit ringende Vaterland auch in dieser Beziehung einen Fortschritt zum Besseren mache. Die verschiedenen deutschen Länder vereinigten sich also dahin, je ihre Vertreter zu einer Handelsgesetzgebungskonferenz nach Nürnberg zu schicken, und am 12. März fand dort die Schlußsitzung derselben statt, nachdem die Abgeordneten in mehr als sechshundert Sitzungen ihrer großen Aufgabe obgelegen. Die Abschiedsrede hielt der Präsident Dr. von Raule, und nach dem feierlichen Schlußakt vereinigte der k. bayerische Justizminister, Freiherr von Mulzer, die Abgeordneten zu einem Abschiedsmahl. Die Mitglieder der Konferenz waren folgende: Von Seite Oesterreichs: Dr. Ritter von Raule, Präsident des k. k. österreichischen Handelsgerichts zu Wien und Präsident der Konferenz, Dr. Schindler, Sektionsrath im Finanzministerium zu Wien; Preußen: Dr. H. Heimsöth, k. preußischer geheimer Oberjustizrath, Senatspräsident vom Appellationsgericht zu Köln und Referent der Konferenz, Dr. Pape, preußischer geheimer Justizrath und vortragender Rath im Justizministerium in Berlin. Bayern: Dr. Seuffert, Direktor vom Appellationsgericht zu Passau. Sachsen: Dr. Tauchnitz, Appellationsgerichtsrath in Leipzig. Hannover: Dr. Thöl, Hofrath und Professor in Göttingen; Württemberg: Dr. von Gerber, Universitätskanzler und Professor in Tübingen. Baden: Dr. Ammann, badischer Ministerialrath, Kurhessen: Dr. Gleim, Oberappellationsrath aus Kassel; Großherzogthum Hessen: Dr. Franck, geheimer Rath; Weimar, Meiningen, Altenburg, Koburg, Anhalt: Dr. von Hahn, Hofrath und Professor aus Jena; Mecklenburg-Schwerin: Dr. Mann, Syndikus aus Rostock, Lübeck: Dr. Hattermann, Richter von da; Bremen: Dr. Heinecken, Senator von da; Hamburg: Dr. Trieps, Obergerichtsrath von da, erster Sekretär und Protokollführer der Konferenz, Dietz, Bezirksgerichtsrath aus Nürnberg; zweiter Sekretär, Sterndechsel, Bezirksgerichtssekretär aus Nürnberg. Den Herren Dr. von Raule und Dr. Heimsöth wurde von Seiner Majestät dem König Max das Komthurkreuz des Verdienstordens vom heiligen Michael verliehen. Noch ehe die Kommission Nürnberg verließ, faßte dieselbe den Gedanken, ein verfallenes Fenster an dem Kreuzgang der dem germanischen Museum gehörigen ehemaligen Karthause restauriren zu lassen. Die in demselben anzubringenden Glasgemälde werden die Wappen der bei der Konferenz vertretenen Staaten und die Namen der Stifter zeigen, die sich dadurch in Nürnberg ein bleibendes und ehrendes Denkmal setzen.

Berliner Chronik

von

Ernst Kossak.

XV.

Auf kleinere Städte übt die Natur beim Anbruch des Frühlings einen überwältigenden Eindruck aus, ein Inbegriff von mehr als einer halben Million Menschen und ihrem Zivilisationsmechanismus macht sich jedoch selbst der mächtigen Natur gegenüber ernstlich bemerkbar, und drückt ihr seinen Stempel auf. Als vieljähriger Bewohner der Mark, und Zeuge der außerordentlichen landwirthschaftlichen Bestrebungen, durch welche wir in den letztverflossenen zwanzig Jahren in des heiligen römischen Reiches Sandbüchse die köstlichste Blumen- und Gemüsezucht angelegt, die herrlichsten Pflanzungen geschaffen, und eine berühmte mustergültige Viehzucht in's Leben gerufen haben, würde ich mich eines Verrathes am derzeitigen Vaterlande schuldig machen, wollte ich die Physiognomie unserer landwirthschaftlichen Umgebungen beim Beginn der besseren Jahreszeit herabsetzen, allein so viel steht fest, der Frühling in der Umgegend Berlins ist ein anderer, als in minder scharfsinnig bebauten und weniger mathematisch genau eingetheilten Landstrichen. In unserer Mitte erscheint der Lenz nicht mehr als ideale Gestalt, sondern er tritt als feiner gebildeter und polizirter Gentleman auf. Selbst auf den entlegensten Flecken des städtischen Besitzthumes darf er es sich nicht bequem machen, denn auch hier herrscht wenigstens die Zweckmäßigkeit des Kartoffelbaus, und die Armen, unter welche der Magistrat seine noch nicht bebauten Strecken des Belagerungsrayons bis auf Weiteres vertheilt hat, verscheuchen ihn mit ihren Spaten, Karren und Ackergeräthschaften. Ueberall sonst besucht uns der Frühling am Arm der Landschaftsgärtnerei, überall pflegen und nähren wir ihn, überall wird an seiner Außenseite mit allen möglichen Toilettenkünsten gearbeitet. Man pflanzt ihm die Grassorte vor, die er unter dem Namen „Thiergartenmischung" wachsen lassen soll, nachdem man schon vorher die Plätze vor den Villen mit Guano oder künstlichem Dünger vorbereitet hat, man diktirt ihm sämmtliche Blumengattungen, man oktroyirt ihm Hyazinthen- und Tulpenzwiebeln, man zieht ihn am Spalier, und wenn er sich wirklich einige Kuhblumen, etwas Löwenzahn u. dergl. wilde Naturspielereien herausnehmen will, darf er sich damit erst eine halbe Meile weit vor der Stadt, an irgend einem öden Kanalufer blicken lassen. In größerer Nähe dulden unsere feingebildeten ästhetischen Grundbesitzer und ihre Gärtner dergleichen Keckheiten nicht mehr. Wir bauen lieber Ananashäuser und kleine Glaspaläste, in denen wir im Winter Camelien ziehen und jede Blume für einen Thaler verkaufen können, oder wir beschäftigen uns in geschlossenen Räumen mit der Spargelkultur, die uns den ganzen Winter über mit diesem edlen Gemüse versorgt, und uns gestattet, selbst den pariser Feinschmeckern davon mitzutheilen.



Die drei Zigeuner. Illustration des Lenau'schen Gedichts ([illegible])

Wir wollen aber durch unsere Schilderung der Jahreszeit nicht vorgreifen, die Osterfeiertage brachten uns erst die zartesten Frühlingsanfänge, und in diesem Gewühl von Hunderttausenden geputzter Menschen, die bei südlich mildem Wetter und sonnig blauem Himmel zu allen Thoren hinausströmten, verschwanden die ersten schülerhaften Versuche der Natur fast vollständig. Desto deutlicher kennzeichnet die große Mehrheit der Bevölkerung den Frühlingsanfang. Sobald der April beginnt, wird in gewissen Festhallen außerhalb unserer Mauern ein ganz besonderer Saft vorräthig gehalten und von durstigen Seelen in großen Quantitäten getrunken. Die Zubereitung dieser angenehmen Flüssigkeit haben wir von den Münchnern gelernt und bereits eine solche Virtuosität darin erlangt, daß der berliner Bock eine gewisse Berühmtheit genießt. Das inhaltschwere Wort ist einmal niedergeschrieben, wir wollen also nur hinzufügen, daß dieser kräftige Nektar in sozialer Hinsicht als Ouverture des Lenzes gilt, und eine Reihe von Kampfspielen zwischen den verschiedenen Klassen unserer Bevölkerung hervorzurufen pflegt. Durch die in Pflanzen und Thieren sich gleichzeitig mit erneuter Macht regenden Säfte und die berauschende Kraft des Bockbiers wird in der männlichen Jugend, und zum Theil auch in Personen reiferen Alters, ein kriegerisches Feuer angefacht, dessen die Vernunft nicht immer Herr werden kann. Daraus entstehen dann jene großartigen Frühjahrsprügeleien, die eben so bestimmte Anzeichen der beginnenden besseren Jahreszeit sind, als die Ankunft der Störche. Gewöhnlich finden diese chronischen Schlägereien zwischen Soldaten und Mitgliedern des Handwerkerstandes Statt, und die verflossenen Osterfeiertage haben wie gewöhnlich wieder ihr Kontingent an mehr oder weniger schwer Verwundeten gestellt; denn unser Soldat ist leider befugt, außer dem Dienste sein Seitengewehr zu tragen, eine gefährliche Berechtigung, wo es zum Handgemenge unter Betrunkenen kommt.

Auf eine harmlosere Weise beutet unser Heilpersonal den frühen Lenz aus. Schon längst hatten wir uns die Vegetation unterthan gemacht; in der jüngsten Vergangenheit sind wir auch auf die spekulative Idee gekommen, den Chemismus der Erde auszubeuten. Durch neuere Forschungen ist festgestellt, daß alle Mineralquellen auf dem Wege der Durchsickerung und Auflösung ihrer Bestandtheile entstehen, warum sollten wir also nicht dieses Verfahren der Natur in unseren chemischen Laboratorien fabrikmäßig nachahmen? Den ersten Verfertiger von Mineralwasser schützte noch ein Patent, nach Ablauf desselben ist Niemand an der Begründung eines solchen menschenfreundlichen Geschäftes verhindert, ja wir kommen durch allerlei witzige Erfindungen wohl noch dahin, unseren „Kissinger" oder „Marienbader" für den eigenen Gebrauch an jedem Tage frisch im Hause anzufertigen, wie schon jetzt das Soda- und Selterserwasser. Wir produziren aber nicht allein künstliche Mineralbrunnen, bei dem ausgesprochenen Mangel an nahen heißen Quellen schaffen unsere jüngeren Aerzte auch künstliche Bäder und Zufluchtsorte für die Sommersaison. Sogar die geringen Terrainunterschiede, deren sich unsere landschaftlich von der Natur vernachlässigte Gegend hie und da erfreut, werden zu diesem Zwecke sorgfältig benutzt. In Schöneberg, eine Viertelstunde von Berlin, hat man auf dem Rücken eines gelinden Hügelchens so eben eine derartige Badeanstalt nebst Brunnenpromenade angelegt, und wenn wir die tiefsinnigen Absichten unseres medizinischen Landsmannes, des Direktors derselben, nicht ganz verkennen, so will er sein Institut auch als „klimatischen Kurort", wie Meran, Madeira, Kairo u. s. w. betrachtet wissen, und glaubt, das neue Bad liege an einem Gebirgsabhange und erfreue sich stärkender Alpenluft. Die rasche Vermehrung unserer Omnibusse arbeitet dergleichen löblichen Unternehmungen in die Hände. Endlich haben sich unsere Fuhrherren, die aus der Haut fahren wollten, als vor zwei Jahren der Franzose Carteret sich um ein großartiges Omnibusprivilegium bei der Behörde bewarb, überzeugt, daß Omnibuslinien zu den einträglichsten Unternehmungen gehören. Seit Neujahr hat uns fast jede Woche eine neue Tour gebracht, die Zahl der Wagen ist um mehr als hundert gewachsen, und heute wird Berlin in allen Richtungen von prächtigen und geräumigen Omnibussen durchkreuzt. Zwischen Berlin und Charlottenburg, einer kleinen Residenz, deren angenehme Luft und königliche Parkanlagen sie als Sommeraufenthalt sehr beliebt machen, fahren allein die Wagen von vier Gesellschaften. Für etwa zwölf Kreuzer wird man von verschiedenen Stadtgegenden aus eine deutsche Meile weit rasch und bequem befördert. Bei der ungemeinen Weitläufigkeit Berlins sind die das Innere der Stadt durchfahrenden Omnibusse aber eine noch größere Wohlthat für unsere Geschäftstreibenden. Man begann damit, die Omnibusse als eine billige Gelegenheit zu Spazierfahrten für Ammen und kleine Kinder anzusehen, und man endet damit, sich ihrer als Zeitsparer für Arbeiter jeder Gattung zu bedienen. Das Fuhrlohn für die Touren in der Stadt beträgt nur vier bis sechs Kreuzer, kann bei wachsender Betheiligung des Publikums aber für die kleineren Strecken noch ermäßigt werden.

Die herrschende anmuthige Witterung kam auch der Geburtstagsfeier unseres Königs zu Statten. Eine Illumination in so früher Jahreszeit hat immer ihre Bedenklichkeiten, aber selten haben wir uns am 22. März eines gleich ruhigen Abends erfreut. Die ganze Stadt war prächtig erleuchtet, selbst der Aermste hatte dem Landesherrn zu Ehren sein Lämpchen an das Fenster der Dachkammer gestellt, aber die Linden, die Wilhelmsstraße, die Königs- und Breitestraße schwammen in einem Feuermeer. Trotzdem zu den glänzendsten Effekten überall Gasflammen angewandt werden, sind unsere Lichtfabrikanten nicht zu Schaden gekommen. Sie sind natürlich vermöge ihres Geschäftes in allen monarchischen Landen die eifrigsten Patrioten. Unter den Festvorstellungen unserer acht Theater heben wir die des Viktoriatheaters hervor. Sie bestand in der Aufführung des von Fr. Dingelstedt für die moderne Schaubühne bearbeiteten „Wintermärchens" von Shakspere. Um sich mit der Direktion über die Szenirung zu verständigen, war er selbst von Weimar herübergekommen und wohnte den ersten Vorstellungen bei. Hinsichtlich der Ausstattung war großer Aufwand in Kostümen und Dekorationen getrieben worden, und das sorgfältig eingeübte Personal, das freilich an den Kothurn weniger gewöhnt ist, als an den Soccus, spielte mit rühmlichem Ehrgeize und Erfolge. Herr von Flotow hat, nach Art Mendelssohn's zum Sommernachtstraum, eine ziemlich umfangreiche Partitur zum Wintermärchen geschrieben, allein den Ruhm seines Vorbildes keineswegs verdunkelt. Seine leichte französische Schreibart verschmilzt nicht mit Shakspere'scher Poesie und der seltsamen Phantastik des Stoffes. Mit ungleich größerem Talente hat Dingelstedt



Der Strohhut steht Ihnen wie aus dem Kopfe herausgewachsen.



Ach Papa, dann doch noch viel lieber den Vetter Julius!

Wie man lorgnettirt.



Im Kaffeehaus.



Im Lusthäuschen.



Im Parterre.



In der Loge.

sein schweres Werk vollbracht. Die von ihm neuveranstaltete Uebersetzung der Dichtung liest und spricht sich vortrefflich, fördert das Verständniß und mildert schroffe und veraltete Stellen. Obgleich Caviar für das Volk, ist das Wintermärchen seit der ersten Aufführung fast täglich wiederholt worden. Auf Wallner's kleinem Theater erschien Hr. Grunert aus Stuttgart als Gast. Der Künstler ist den Berlinern als trefflicher Charakterdarsteller bekannt, das Cartell jener Bühne verhinderte aber Herrn Grunert, in seinen Hauptrollen aufzutreten und beschränkte ihn auf einige kleinere Aufgaben, die er mit gewohnter Meisterschaft löste.

Ellinor, das neue Monstreballet, füllt unausgesetzt das weite Opernhaus bis auf den letzten Platz. Unsere benachbarten Städte und — Staaten suchen begreiflicher Weise an dem Genuß theilzunehmen. Die Eisenbahndirektionen veranstalteten Extrazüge, und die Ortsangehörigen von Köthen und Dessau lassen sich die Mühe nicht verdrießen, den Nachmittag hindurch zu fahren, Abends das Ballet zu sehen, und Nachts um elf Uhr den Heimweg anzutreten. Ohne eine gewisse ästhetische Unverdorbenheit und Frische ist eine solche Opferfreudigkeit nicht zu denken. Natürlich müssen sich diese vergnügungssüchtigen Bevölkerungen der Herzogthümer vorher mit unserer General-Intendantur vereinbaren, um bei der Ankunft die nöthigen Billets vorzufinden. In der Oper fehlte es nicht an Gästen. Nach Fräulein Georgine Schubert, einer talentvollen, noch sehr jugendlichen Koloratursängerin, trat Fräulein Lucca aus Prag auf, und eroberte sofort ihr Terrain durch Meyerbeer's Valentine und die Leonore im Troubadour. Die Figur der gleichfalls sehr jungen Sängerin ist nur klein, aber ihre Stimme desto größer, ihr Temperament voll künstlerischen Adels, und ihr Spiel reich an Feuer und Seele. Bei fortgesetzten Studien wird dieses schöne Talent sich wahrscheinlich in zwei bis drei Jahren auf eine der höchsten Stufen der dramatischen Gesangskunst emporgeschwungen haben. Nach einem kurzen Gastspiele beginnt ein zweijähriges Engagement des Fräulein Lucca.

Wir würden fürchten, dem bekannten Münchhausen starke Konkurrenz zu machen, aber die ganze Residenz leistet uns Bürgschaft, und an jeder Zettelsäule bestätigen es die Anzeigen, wenn wir melden, daß am zweiten Osterfeiertage das gefürchtete Ereigniß wirklich stattgefunden, und eine dritte diesjährige italienische Operngesellschaft ihre Vorstellungen im Kroll'schen Etablissement begonnen hat! Allerdings wird sie dieselben nicht lange fortsetzen, wenn die jetzige Dürre anhält, allein es ist immerhin kulturhistorisch nothwendig, die wahnsinnige Thatsache festzustellen. Impresario ist ein Signor Lasina und die Stütze der Gesellschaft eine ehemalige Sängerin der Oper von Paris aus Brüssel, Madame Laborde. An ihrer virtuosen Technik soll nicht gemäkelt werden, und sie führt Passagen aus, die uns an die unvergeßliche Henriette Sontag erinnern, aber ihre sonstige Liebenswürdigkeit und die Stimmfonds haben längst Schiffbruch gelitten und werden Berlin schwerlich nach Fräulein Artot begeistern. Mit Ausnahme des Tenoristen Baragli, der zu dieser Truppe vom Viktoriatheater übergegangen ist, gehört das sonstige Personal nur zum musikalischen Proletariat oder der verschämten theatralischen Armuth.

Die drei Zigeuner.

(Zu dem Bild S. 156.)

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Haide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cimbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schau'n
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

Lenau.

Zur Tagesgeschichte.

XXVII.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Russland.

2.

Als Kaiser Alexander erkannt hatte, daß das von ihm eingesetzte Hauptbauernkomite nicht im Stande war, die ihm aufgetragene ungeheure Arbeit zu bewältigen, dasselbe vielmehr in Folge eines scharfen Auftretens des Großfürsten Konstantin uneinig auseinandergegangen war, beauftragte er den General Rostoffzoff, einen zwar nach seinen Antecedentien nicht gerade liberalen, aber dem Kaiser und seinen Intentionen unbedingt ergebenen Mann, das Komite zu bilden, das seither unter dem Namen Redaktionskommission bekannt ist. Dasselbe war zusammengesetzt aus hohen Beamten aller der Ministerien, welche von der Bauernfrage berührt wurden, und General Rostoffzoff sorgte ausdrücklich dafür, daß Männer von anerkannt liberaler Färbung vom Kaiser in die Kommission berufen wurden. Ihre Aufgabe sollte sein, aus den verschiedenen Protokollen der Adelsgouvernements eine allgemeine Emanzipationsgesetzgebung auszuarbeiten und dem Hauptkomite zu unterbreiten, und sie begann ihre Arbeiten damit, daß sie sich in eine politische, eine national-ökonomische und administrative Sektion gliederte. Bald stellten sich jedoch auch den Arbeiten dieser Kommission eine Reihe von Schwierigkeiten entgegen.

Bevor noch die Redaktionskommission gebildet wurde, hatte der Kaiser den widerspenstigen Adelskörpern gestattet, zur Einreichung ihrer Vorschläge je zwei Bevollmächtigte zum Hauptkomite zu entsenden. Als diese Deputationen im Anfang des Jahres 1859 ankamen, glaubten sie, berufen zu sein, nicht bloß ihre Vorschläge einfach zu überreichen, sondern fortwährend an den Berathungen des Komites als Sachverständigenrath theilzunehmen. General Rostoffzoff selbst scheint ursprünglich diese Idee gehabt zu haben, und die liberale öffentliche Meinung hatte freudig einem Vorschlage zugestimmt, der fast zu einer Art von Reichsvertretung zu führen schien. Die Deputirten träumten bereits von der Wiederherstellung der alten Duma der Bojaren, ohne deren Sanktion ehemals vom Zaren kein Gesetz erlassen werden konnte, aber eben dieß mußte auch die Regierung auf die weitgreifenden Folgen einer solchen Neuerung aufmerksam machen. Anstatt daß jene Deputationen zu gemeinsamer Berathung zusammentraten, arbeitete General Rostoffzoff eine Denkschrift aus über die ganze Lage der Bauernfrage, unter dem Titel: „Gang und Ausgang der Bauernfrage," welche, in vermittelnder Tendenz geschrieben, Niemand befriedigte. Als von dem Vertrauten des Kaisers herrührend, galt sie sofort allen Beamten der Redaktionskommission als unbedingte Basis ihrer Arbeiten, aber um so unzufriedener waren die Deputirten, welche geglaubt hatten, selbstständig ihre lokalen und Standesinteressen vorbringen zu können, und sich nun einem fertigen Programme gegenüber befanden. Sofort begannen die Reibungen zwischen den Deputirten und der Kommission, welche schließlich dahin führten, daß erstere eine Beschwerdeschrift an den Kaiser richteten, worin sie das Peinliche ihrer Situation auseinandersetzten. Der Kaiser bewilligte ihnen, noch vor seiner großen Reise nach Großrußland, im September 1859 eine besondere Audienz, versicherte sie, daß alle ihre Gutachten zu seiner Kenntniß wie zur Kenntnißnahme der Kommission gebracht würden, sprach die Hoffnung auf ihre Mitwirkung aus und ermahnte sie schließlich zur Geduld, da sich ja Alles bald entscheiden werde. Allein trotzdem, daß nun eine Art von Versöhnungsmahl zwischen den Deputirten und den Mitgliedern der Redaktion gefeiert wurde, dauerte die Spannung und Gereiztheit fort, und trat zum Theil in sehr bemerkenswerthen Symptomen hervor. In diese Zeit nämlich fällt das Separatgutachten des Herrn Besobrasoff, welcher ausführte, daß die Bauernemanzipation gar nicht eine Administrativmaßregel, sondern nur von einer Notablenversammlung zu erledigen sei. Obwohl schon im vorhergehenden Jahr Graf Alexander Platonoff, Mitglied des St. Petersburger Adelskomites, ein ebendahin lautendes Gutachten abgegeben hatte und dieses straflos hingenommen wurde, glaubte man dennoch, jetzt, wo der Ruf nach Einberufung der Duma immer gefährlicher wurde, ein Exempel statuiren zu müssen, und schickte Besobrasoff in's Exil. Natürlich wurde dadurch nur Oel in's Feuer gegossen, in den Adelskörpern organisirte sich jetzt ein gemeinsamer Widerstand, und die ganze Angelegenheit schien so schon daran zu scheitern, daß die Regierung zwar dem Adel die Initiative zuschieben wollte, aber dieser nur unter solchen Bedingungen dazu bereit war, welche entweder die alte Bojarenwirthschaft wiederhergestellt oder andererseits das Reich in die Bahn eines konstitutionellen Verfassungsstaats gedrängt hätten.

Allein nicht minder große Schwierigkeiten lagen in der Sache selbst. Zu Ende des Jahres 1859 legte der Finanzminister Knjäshewitsch im Ministerrath ein Gutachten vor, worin er beantragte, die Entscheidung über die ganze Angelegenheit so lange zu vertagen, bis der Zustand der durch die Kriegsereignisse hart bedrängten Finanzen sich gebessert hätte, da durch die Ausstattung der freigelassenen Bauern mit einem Theil des Grundeigenthums ihrer bisherigen Herren nothwendig die Leistungsfähigkeit des Adels vermindert, und dadurch wenigstens für die nächste Zeit ein bedeutender Ausfall der Staatseinnahmen in Aussicht stehe. Der Finanzminister ging dabei von dem Grundsatz aus, daß bei der Durchführung der Emanzipation die Bauern nicht bloß persönlich befreit, sondern mit einem Eigenthum an Häusern, Gärten und Aeckern ausgestattet werden sollten, und zwar so, daß dieses Eigenthum ohne irgend welche Entschädigung vom Gutsherren auf die Bauern überginge. Hierin lag die Hauptschwierigkeit der Frage. In der That war es nämlich die ursprüngliche Absicht des Kaisers gewesen, die Emanzipation so durchzuführen, daß jeder Freigelassene zugleich mit einem Eigenthum an Grund und Boden ausgestattet würde. Jeder andere Weg wäre auch wirklich nur eine halbe Maßregel gewesen, und zugleich um so gefährlicher, als sonst durch die Freilassung nur eine ungeheure Menge von Proletariern geschaffen worden wäre, deren erste That aller Wahrscheinlichkeit nach gewesen wäre, sich den Besitz ihrer Grundherren auf gewaltsame Weise anzueignen. Ein allgemeiner Bauernaufstand, eine soziale Revolution wäre die Folge gewesen. Auf der andern Seite aber führte die entschädigungslose Ausstattung der Bauern mit Grundbesitz kaum minder bedenkliche Folgen herbei, sie fügte nicht nur dem Staatsvermögen beträchtliche, gerade jetzt unersetzliche Verluste zu, sondern sie war auch bei dem Widerstand des Adels, der eine immer schroffere Gestalt annahm, politisch undurchführbar. So stand das Reich vor einer schweren Krise, die einestheils nur der feste, unabänderliche Entschluß des Kaisers beschwören konnte, anderntheils die immer mehr sich befestigende Ueberzeugung, daß nur durch ein Kompromiß die entgegenstehenden Interessen ausgeglichen, und nur durch möglichste Schonung der bestehenden Rechte das Werk der Befreiung durchgeführt werden könne. Kurz, der Mittelpunkt der Verhandlungen wurde jetzt die Entschädigungsfrage, es handelte sich darum, einen Modus ausfindig zu machen für die Ausgleichung der Interessen sowohl der zu befreienden Bauern, als der bisher bevorrechteten Gutsherren, was freilich um so schwieriger war, als nicht von allen Seiten dieselben Ansprüche erhoben, dieselben Konzessionen zugestanden waren, und überdieß bei den Charakterverschiedenheiten der einzelnen Gouvernements die geforderten Entschädigungen sehr verschiedener Art waren.

Unterdessen waren nun doch die Adelsdeputationen nach Hause geschickt worden, und zwar auf eine Weise, die voraussehen ließ, daß sie nicht eben die günstigsten Ansichten in ihre Gouvernements mitbrachten und verbreiteten. Man hatte zwar die unbequeme Opposition, die ihren Sammelpunkt im Hause des Grafen Schuwaloff hatte, aus der Hauptstadt entfernt, aber hundertstimmig schallte sie nun aus den einzelnen Gouvernements wider. Vergebens ließ der Minister des Innern, Lanskoi, ein Rundschreiben an die Civilgouverneure ergehen, worin den Adelsversammlungen untersagt wurde, Angelegenheiten des Reichs, und speziell „Verbesserungen in der Lage der Bauern zu debattiren". Sofort protestirte eine Reihe von Adelsversammlungen, sie seien sich ihrer Rechts wohl bewußt, über ihre Interessen zu berathen, ein Ministercirkular hebe das Gesetz nicht auf. Besonders scharf hatte sich der Adel zu Twer ausgesprochen, und die Regierung sah sich hier zu unerwartet herben Maßregeln genöthigt, aber in allen Gouvernements zeigte sich seit der Heimkehr der Deputirten der Widerstand entschiedener und korporativer, und immer klarer stellte sich die Ueberzeugung heraus, daß nur durch entschiedene Maßregeln von oben herab und durch Beschleunigung der Arbeiten der Redaktionskommission das Werk ausgeführt werden könne.

Allein abermals brachte ein Zwischenfall Stockung in diese Arbeiten. Der Vorstand der Kommission, General Rostoffzoff, erkrankte im Winter von 1859—60 und starb im Februar. Alles war gespannt, wen der Kaiser zu seinem Nachfolger ernennen werde, und allein war enttäuscht, als die Wahl auf den Justizminister Panin fiel, einen Mann, den man bisher für einen entschiedenen Gegner der ganzen Maßregel gehalten hatte, der als Mitglied des Hauptbauernkomites vor jedem zu raschen Vorgehen gewarnt hatte, der überhaupt als Feind jeder Neuerung galt. Gleichwohl verlautete bald, daß Graf Panin mit redlichem Eifer sich dem ihm übertragenen Geschäft widmete. Er erklärte, ganz in die Fußstapfen Rostoffzoff's treten zu wollen, und wußte sich, so groß zuvor das Mißtrauen gewesen war, doch in Kurzem das allgemeine Vertrauen zu erwerben. Namentlich gelang es ihm bald, die rein geschäftliche Seite der Arbeit zu fördern, während bisher die Redaktionskommission sich meist mit philanthropischen Rede- und Schreibübungen beschäftigt hatte. Was inzwischen von den Verhandlungen in die Oeffentlichkeit drang, war spärlich genug. Man erfuhr nur, daß sich dieselben namentlich um die Entschädigungsfrage drehten, daß auch innerhalb der Kommission selbst des Widerstands genug zu überwinden war, daß aber zu Ende des Jahres 1860 die Verhandlungen geschlossen und dem Hauptbauernkomite übergeben werden konnten.

Zu Anfang des folgenden Jahres gelangte die Angelegenheit, — wie verlautet, nicht ohne beträchtliche Abweichungen — vom großen Komite in den geheimen Rath, als die letzte Instanz. Auch hier war der Widerstand noch lebhaft genug. Am 28. Januar eröffnete der Kaiser die Berathungen des Konseils mit einer Rede, in welcher er die Arbeiten der mit der Einleitung beauftragten Komites und Kommissionen resumirte, die Grundzüge des Reformwerks entwickelte und zugleich seinen festen Willen ankündigte, daß die Arbeiten bis Mitte Februar vollendet seien. Die feste, unumwundene Sprache des Kaisers erregte große Sensation. Gleichwohl war die Majorität mit einer Reihe von Punkten nicht einverstanden. Sie verlangte Aufrechthaltung der bisherigen Adelsprivilegien, ein gewisses Aufsichtsrecht über die künftigen Eigenthümer, die Verminderung des denselben abzulassenden Grundbesitzes, Erhöhung ihrer persönlichen oder pekuniären Leistungen, selbst über das Recht der Freizügigkeit wurde nochmals diskutirt. Die Sache der Bauern dagegen fand warme Vertheidiger namentlich am Großfürsten Konstantin, am Grafen Bludoff, Lanskoi, dem Minister des Innern, und Tschefkin, dem Minister der öffentlichen Arbeiten. Den Ausschlag aber gab der feste Entschluß des Kaisers selbst. Hätte der Kaiser den Ansichten der Majorität zugestimmt, so hätte er selbst dem ruhmvollen Werke seines Lebens die Spitze abgebrochen, er hätte in den neuen Kolonisten, anstatt dankbarer Staatsbürger, sich eine gefährliche unzufriedene Volksklasse herangezogen. Der Kaiser bestätigte mit wenigen Ausnahmen das Votum der Minorität. Seit längerer Zeit verlautete, daß der 3. März als der Jahrestag der Thronbesteigung zur Proklamation des bezüglichen Manifests ausersehen sei, und in der That unterzeichnete der Kaiser an diesem Tag das Reskript, mit welchem die ersten Maßregeln zur Durchführung der Reform verkündigt wurden. Aber nochmals erlitt die Veröffentlichung einen kleinen Verzug, sei es, daß in letzter Stunde noch in der Redaktion Veränderungen vorgenommen wurden, oder daß die zu Ende Februar in Warschau hervortretende Bewegung einen kurzen Aufschub räthlich machte. Am 17. März endlich wurde von allen Kirchen Rußlands das Manifest verlesen, worin Alexander II. seinen Völkern die Aufhebung der Leibeigenschaft verkündigt.

Das Manifest enthält in kurzen Strichen die Grundzüge der neuen Reform, welche, wie sich schon aus der gegenwärtigen Skizze der Geschichte dieser Angelegenheit ergibt, wesentlich auf einem Kompromiß beruhen, und zwar mit der persönlichen Freiheitsfrage zugleich auch die agrarische Frage lösen, allein in allmäliger Durchführung, und mit möglichster Schonung der bisherigen Rechte. Das Manifest beginnt mit dem Ausdruck des Dankes für die bisherigen Verdienste des Adels um das Reformwerk, was wohl nur den Sinn haben kann, daß der Kaiser künftig auf ihre bereitwillige Mitwirkung rechnet, und spricht es dann als Grundsatz aus, daß Kraft der neuen Dispositionen die an die Scholle gebundenen Bauern in einer gesetzlich bestimmten Frist alle Rechte freier Ackerbauer erhal-

ten. Während dieser Frist, welche auf zwei Jahre festgesetzt ist, und während welcher die Bauern als „zeitweilig verpflichtet" bezeichnet sind, haben sie das Recht, ihre Gehöfte abzulösen, außerdem ist ein in verschiedenen Gegenden verschieden bestimmtes Stück Landes festgesetzt, was sie „mit Zustimmung der Grundbesitzer" (ein etwas unbestimmter Ausdruck) als freies Eigenthum erwerben können. Sobald sie durch ihre Leistungen den ganzen Bestand des festgesetzten Landes als Eigenthum erworben haben, sind sie von ihren Verpflichtungen gegen die Gutsherren für immer befreit, und treten endgültig in die Reihe der Bauern, die freie Eigenthümer sind, ein. Andererseits sind von diesem Zeitpunkte an die Gutsherren aller ihrer Pflichten gegen die Bauern ledig. Diese Pflichten waren keineswegs unbedeutend, denn der Gutsherr haftete z. B. für alle Leistungen, die der Leibeigene der Regierung schuldete, er mußte die Abgaben zahlen und die Rekruten stellen, er mußte die Arbeitsunfähigen ernähren, die Kranken verpflegen u. s. w. Auch der Preis, um welchen die Bauern ihren Landerwerb von den Gutsherren erhalten, ist normirt, und zwar ist es die Regierung, welche den Preis den Gutsherren bezahlt, und der Bauer ist Schuldner der Regierung, welcher die Summe in jährlichen Raten zu entrichten ist. Innerhalb zwei Jahren sollen die Vorbereitungen beendigt sein, und erhalten die Bauern ihre definitive Freilassung, während ihnen zugleich eine zeitweilige Befreiung von Lasten zugestanden wird. Das Manifest verhehlt es sich nicht, daß die begonnene Reform großen Schwierigkeiten begegnen wird, aber es ordnet auch ungesäumt die Ausführung der erforderlichen Vorbereitungsmaßregeln an. Zu diesem Zweck wird sofort in jedem Gouvernement ein Spezialgerichtshof für die Bauernfrage errichtet, die Gouvernementschefs ernennen für jeden Bezirk Friedensrichter, welche die etwaigen Mißverständnisse und Streitigkeiten zu lösen haben, und die Gemeinden zusammenberufen, die ihnen Vertrauensmänner an die Seite stellen. In jeder Dorf- oder Gutsgemeinde ist ferner eine Landesordnung anzulegen, worin sowohl die Menge des den Bauern zu bewilligenden Landes, als der Umfang der von ihnen dafür zu leistenden Lasten aufgezählt ist. Endlich hat der Kaiser unter dem Vorsitz des Großfürsten Konstantin ein eigenes Komite eingesetzt, das für die Ausführung der getroffenen Maßregeln Sorge zu tragen, zweifelhafte Fälle zu entscheiden und die Organisation aller auf den neuen Zustand der Bauern bezüglichen Verhältnisse zu überwachen hat.

So hat denn Kaiser Alexander I., so viel an ihm lag, ein Werk beendigt, das ihm einen unvergänglichen Namen in der Geschichte sichern wird, ein Werk, an welchem seine Vorgänger gescheitert sind, und das ihm nicht nur den freudigen Dank der zweiundzwanzig Millionen, die durch ihn ein menschenwürdiges Dasein erhalten, erwirbt, sondern aller derer, denen der geistige und moralische Fortschritt des Menschengeschlechts am Herzen liegt. Es ist nun an dem Adel, nicht durch einen Widerstand, der die Signatur der Zeit verkennt, an den Bauern, nicht durch Uebermuth und unzeitiges Drängen die edelmüthigen Intentionen Alexanders I. zu nichte zu machen, welche sie nicht bloß zum Ruhme ihres Kaisers, sondern zu ihrem eigenen Heile durchzuführen berufen sind.

— ß

Briefmappe.

Hrn. Prof. E. in Wien. Erhalten und in Angriff genommen.

Hrn. Th. St. in Hall. Erhalten. Ihren Wünschen werden wir pünktlich nachkommen.

Hrn. W. in Lzg. Wir haben den Gehalt sehr bedauert, da wir Ihrem V. damit etwas Gutes zugewiesen zu haben glaubten.

Hrn. Dr. G. H. in G. Wir danken. Gehört zu B. um einen Tag zu spät, doch nichts Wesentliches. Ihr Vorschlag, sich mit J. in Verkehr zu setzen, sehr erwünscht.

Hrn. P. in J. Erhalten und für die nächste Nummer verwendet. Wir wünschen, daß Ihrer Reise bald keine Hindernisse mehr im Wege stehen.

Hrn. Fr. in Gll. In ein Blatt zusammengestellt. Das Ursprüngliche erhalten Sie durch die Post zurück.

Hrn. v. S. in P. Leider sind wir mit jener Sache in falsche Hände gerathen; aber auch andere Journale des Instituts haben dabei die Spalten geöffnet. Wir schreiben noch besonders.

Hrn. Ege. in St. M. Gerne gehen wir auf Ihren Vorschlag ein, wenn Sie sich zuvor mit Hrn. P. darüber geeinigt. Senden Sie das Mst.

Fr. v. H. in D. Wir fürchten nur, daß die Befolgung unseres Rathes Sie so rasch zum Ziele führte. Sie werden jetzt ohne lateinisches Wörterbuch den Spruch per aspera ad astra verstehen.

Hrn. Mac. v. C. in K. Die Anzeige, von der Sie uns erzählen, können wir nach unserer eigenen Ansicht und nach der von scharfsinnigen Juristen, die wir darum befragt, nicht als solche ansehen. Lassen Sie darum die Sache auf sich beruhen.

Frl. M. R. in G. Drei Tage wiegen oft ein ganzes Jahr auf. Ist's Ihnen nicht so ergangen, wie uns?

Hrn. Kiaz. H. in J. Wenn wir Ruhe erhalten, unsern Prellague weiteren Studien weiter folgen zu lassen, so wird die Rolle unser nächster Verweis sein. Also „ihr dort außen in der Welt, die Nasen eingespannt!"

Hrn. J. C. . . . . in Prag. „Ueber Land und Meer" wird von hier aus stets regelmäßig expedirt, wie ist jede dortige Buchhandlung im Stande, die Nummern Freitags auszugeben. Früheres Eintreffen ist nicht möglich, ein späteres jedoch leicht durch Ihre Bezugsquelle abzustellen. Daß die Nummer vom 17. d. M. schon am 15. dort ausgelegen haben soll, ist ein Akt der Unmöglichkeit.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

431



Dampfschifffahrt
zwischen Stettin und Riga

mittelst der schnellfahrenden eisernen Schraubendampfer
Hermann, Capt. **A. Koch**, und **Tilsit**, Capt. **Ch. Breitsprecher.**

Fahrplan.

Abgang: von Stettin } jeden Mittwoch, 6 Uhr früh. — Riga } [illegible]
Ankunft: in Riga } jeden Freitag, Mittags. — Stettin } [illegible]

Passagepreise: I. Cajüte 10 Thlr., II. Cajüte 12 Thlr. [illegible], Deckplatz 6 Thlr. exclusive Beköstigung. Kinder unter 10 Jahren die Hälfte.

Vorzügliche Schlafcabinen befinden sich an Bord. Die am Dienstag Abend mit [illegible] eintreffenden Passagiere können sofort an Bord der Dampfer aufgenommen werden.

Die Dampfer werden von Stadt zu Stadt direkt und ohne irgend welchen Aufenthalt in Zwischenhäfen expedirt.

Zwischen Stettin und Memel, Tilsit rc.

mittelst des eisernen Schraubendampfers **Memel-Packet**, Capt. **W. Leistikow**, im Anschluß an die zwischen Memel und Tilsit fahrenden eisernen Raddampfer **Prinzeß Viktoria**, Capt. **E. Pargowitz**, und **Falke**, Capt. **F. Kolbke**.

Fahrplan
für Memel Packet.

Abgang } von Stettin jeden Sonnabend 6 Uhr Morgens / Memel jeden Mittwoch 6 Uhr Abends.

Für Prinzeß Viktoria und Falke.

Abgang } von Memel / Tilsit } täglich, ausgenommen Sonntags.

Passagepreise: Cajütsplatz Stettin/Memel 6 Thlr., Stettin/Tilsit 7 Thlr.; Deckplatz [illegible]
exclusive Beköstigung.

Equipagen, Vieh, Güter und Gestalten werden zu billigen Sätzen auf beiden Linien befördert.

Stettin, im März 1861. **Perschmitzky & Hofrichter.**
(Comptoir: Dampfschiffsbollwerk Nr. 1.)

577 **Englische Odontine,** das schnellste und sicherste [illegible] gegen jeden Zahnweh, zu [illegible] à 18 und 24 kr., empfiehlt die **Paradies-Apotheke in Nürnberg.**

364 **Haar- und Bartwuchs**

werden [illegible] erzeugt, in möglichst kurzer Zeit und mit leichter Mühe. [illegible] bei Franco-Einsendung der [illegible].

96 **Vom Bandwurm** heilt gefahrlos in 2 Stunden **Dr. Bloch** in Wien, Jägerzeil Nr. 520. Näheres brieflich.

466 **Garibaldi**

als Medaillons aus [illegible] bei
J. J. Brunner in Würzburg (Bavière).

Literarische Anzeigen.

493 In der Gottschick'schen Buchhandlung zu **Neustadt a. d. Haardt** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1) **Bad Gleisweiler** der Curort in Rheinbayern. Nebst praktischen Bemerkungen über **Wasser-, Molken- und Traubenkuren.** Von Dr. med. **L. Schneider.** Mit einem Stahlstich [illegible]. Preis 54 kr. — Daraus 2 Auszüge:
 a) **Die Molken- und Traubenkur zu Bad Gleisweiler.** Preis 12 kr.
 b) **Kurerfolge zu Bad Gleisweiler.** Preis 18 kr.

2) **Bad Gleisweiler, das obere Haardtgebirge und die pfälzische Schweiz.** [illegible] — a) **Ausgabe mit 6 Stahlstichen.** 1 fl. 30 kr. — b) **Ausgabe mit 16 Stahlstichen** und dem Panorama von Bad Gleisweiler 4 fl.

3) **Panorama von Bad Gleisweiler.** [illegible] Preis 6 fl.

121 Das **Photographie-Institut** von **P. Liesegang** in **Elberfeld** empfiehlt seine [illegible] Objective, Panorama- und Vergrößerungs-Apparate, chemische Produkte, Collodium, Papiere rc. **Stereoskopen.**

Das Photographische Archiv, von **Dr. Schnauß** und **P. Liesegang.** Zwölf monatliche Hefte à 2 Thlr. 10 Sgr.

Handbuch der Photographie auf Collodium von **Paul Liesegang.** [illegible] 25 Sgr.

Photographischer Almanach. 1861. Mit photographischem Titel 15 Sgr.

Ausführlicher Katalog für 1861. Auf Franco-Anfragen gratis.

361 **Geradeaus!**

Eine Novelle von O. A. Waldfeld.
8. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

[illegible]

372 Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Weibliches Leben.

Von der Wiege bis zum Grabe. Im Munde deutscher Dichter alter und neuer Zeit. Eine
Blütenlese heimatlicher Dichtungen
aus den Quellen gesammelt und [illegible] geordnet von **Dr. Robert Koenig.**
gr. 8. Elegant geheftet. 41 Bogen. Preis 1 Thlr. Gebunden 1⅓ Thlr.

[illegible] Das Mädchen und die Jungfrau, auch die Braut und die Frau werden darin [illegible]

Gerhard Stalling in Oldenburg.

553 Verlag von F. E. C. Leuckart in Breslau.

E. A. Roßmäßler, Die vier Jahreszeiten.
Mit 100 Illustrationen. Lexikon 8.

Prachtausgabe.
Elegant gebunden 3 Thlr. 10 Sgr.

Volksausgabe.
Brosch. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die „Hamburger Nachrichten" schreiben über dieses in beiden Ausgaben prachtvoll ausgestattete Werk: „Dies Werk Roßmäßler's in würdiger Weise zu besprechen ist eine schwer zu lösende Aufgabe. [illegible]"

546 Bei **B. S. Berendsohn** in Hamburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Do You speak english?
Kan de tale Dansk?
Parlez vous français?
Taler Herren Svenska?
¿Habla Vmd Castellano?
Falla Vm Portuguez?

Der ächte kleine Engländer, oder die Kunst, die englische Sprache in acht Tagen ohne Lehrer richtig lesen, schreiben und sprechen zu lernen. Mit beigefügter Aussprache. Verbessert von **Dr. C. A. Flügel.** 6 Sgr.
Der ächte kleine Franzose von **F. Baudry.** 6 Sgr.
Der ächte kleine Däne von **Dr. J. Caterson.** 6 Sgr.
Der ächte kleine Spanier von **G. de Lopez.** 6 Sgr.
Der ächte kleine Portugiese von **A. E. Feliciano.** 6 Sgr.
Der ächte kleine Schwede von **Dr. L. J. Waldheim.** 6 Sgr.
Der ächte kleine Amerikaner von **Dr. C. E. Flügel.** 6 Sgr.

So eben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

320 **Mysterien des Vaticans**
oder
die geheimen und offenen Sünden des Pabstthums.
Zeit- und Geschichtsbilder
von
Theodor Griesinger.

2. Lieferung. Preis 3 Sgr. = 10 kr. rh.

[illegible]

Der Inhalt zerfällt in folgende Kapitel: **I. Der Pabst und die Kronmacht. II. Der Pabst und die Demuth. III. Der Pabst und die Keuschheit. IV. Der Pabst und die Frömmigkeit. V. Der Pabst und die Unfehlbarkeit. VI. Der Pabst und die Mittel zum Zweck. VII. Der Pabst und die Neuzeit.**

Wir haben zu diesem Werke eine **prachtvolle Prämie:**

Peterskirche, Vatican und Engelsburg in Rom,

nach der Natur aufgenommen von **F. Kerbile**, in Farbendruck ausgeführt von **F. Malté**'s artistischer Anstalt,

anfertigen lassen, welche den Abonnenten zum Subscriptionspreis von 5 Sgr. = 18 kr. geboten wird.

Stuttgart, Februar 1861. **Gebr. Mäntler** (A. Kröner).

567 Die billigsten Bücher sind zu haben bei

J. B. Levy in Bockenheim
bei Frankfurt a. M.

Bei Bestellungen über 5 Thaler lege ich als Prämie gratis bei Schiller's Supplemente, 7 Bücher (für sich compl.), die im Ladenpreis 2 Thlr. kosten; über 10 Thaler: Poppe, Deutscher Hausfreund, 5 starke Bände mit vielen 100 Abbild., die im Ladenpreis 6 Thlr. kosten.

Für vollständige tadellose Exemplare wird garantirt.

[illegible]

Stets kaufe und tausche ich ganze Bibliotheken wie einzelne Werke.

Bockenheim bei Frankfurt a. M. **J. B. Levy.**

Musikalische Neuigkeiten.

476 Im Verlage von F. E. C. Leuckart in Breslau ist erschienen und durch jede Musikalien- oder Buchhandlung zu beziehen:

Neue Schule der Geläufigkeit
im Auszuge.

24 Etuden in methodischer Ordnung für das Pianoforte
von
Karl Mayer.
op. 168 b.

Heft 1. 22½ Sgr. Heft 2. 25 Sgr. Heft 3. 1 Thlr.
Heft 4. 25 Sgr. Heft 5. 1 Thlr. Heft 6. 25 Sgr.

Der als Meister im Pianofortespiel allbekannte Verfasser bietet in diesem Etüdenwerke **praktisch-fördernden Lehrungsstoff zur höheren Ausbildung im Klavierspiel**, wie er zweckmäßiger in keinem ähnlichen Werke gefunden werden kann.

[illegible] **melodischer wie harmonischer Hinsicht interessante, abgerundete Musikstücke**, [illegible]

Lehrer, die es überdrüssig sind, die Etüden aus der Schule der Geläufigkeit von Czerny [illegible] auf das Mayer'sche Werk ganz besonders aufmerksam gemacht.



Unseren Abonnenten
offeriren wir
auf das Eleganteste ausgeführte

Einband-Decken
in englischer Leinwand
mit reicher Goldpressung
nach neben dargestellter höchst gelungener Zeichnung
von **Jul. Schnorr**
per Stück
je für 1 Band = 26 Nummern bestimmt
nur 20 Sgr. oder fl. 1. 10 kr. rhein.

Wir können diese Decken als das **Geschmackvollste** bezeichnen, was seit langer Zeit im Fache der Buchbinder-Arbeit geliefert wurde. Der so **ungemein billige Preis** ist nur durch die Herstellung einer sehr großen Parthie ermöglicht.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an. Noch bemerken wir, daß die Decken auch in **brauner Farbe** zu haben sind.

Stuttgart. **Die Verlagshandlung.**

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 30.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

VI. Band. — III. Jahrgang. Zweites Semester

Stuttgart, 21. April 1861

Erscheint jeden Sonntag. Preis vierteljährlich Thlr. 1. — oder fl. 1. 30 kr. rhein.



Das tyroler Landtagsgebäude in Innsbruck. Nach einer Photographie. (S. 463.)

Der Wechsel des Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

Ich ging in entgegengesetzter Richtung, um wenigstens bei ihrer Thüre vorbeizukommen, die aber fest verschlossen war. Vor der Thüre mäßigte ich meinen Schritt, um so lange als möglich in ihrer Nähe verweilen zu können. Auch horchte ich, hörte aber hinter der Stubenthüre nur das tiefe, heisere Husten des alten kranken Mannes.

Ich stieg in den Hof hinab und trat in den Stall, um noch einmal nach meinem Pferde zu sehen. Gerne hätte ich mich neben dasselbe auf die frische, hochaufgeschüttelte Streu niedergelassen. Ich war recht müde, es mußte das, wie Unteroffizier Schmetterer gesagt, die Frühlingsluft thun. — Sie wehte mich so weich und duftig an, als ich nun wieder in's Freie getreten war, und veranlaßte mich, noch einen Gang um die Gebäude zu machen, um so die Zeit hinzubringen, bis ich zu meinem Pflegevater gehen wollte, um dort auf Alice zu warten.

Sogar hier in diesen Räumen, wo von den ehemaligen Gartenanlagen des Klosters um die Kirche so gar nichts mehr zu sehen war, machte sich doch auch gewissermaßen der Frühling bemerkbar. In einem schattigen Winkel hatte Jemand von der Kasernenverwaltung ein kleines Gartenbeet angelegt und zog dort süß duftende Veilchen. Aus Spalten der alten Mauer wuchsen hie und da wilde Stachelbeersträuche, welche schon ihre wolligen, gezackten Blättchen lustig ausgetrieben hatten. Ueber die Mauer her flog ein Fink, ruhte einen Augenblick auf einem Stein aus, und schlug sein Lied, ehe er wieder fortflatterte. Dort der Epheu an der Vorhalle zur Kirche hatte auch schon frische Sprossen getrieben. Das alte Gemäuer war mir stets interessant, und ich mochte nicht auf längere Zeit die Kaserne verlassen, ohne es noch einmal betreten zu haben. Es war schon dämmerig in diesem Raume, als ich ihn betrat, doch betrachtete ich wieder mit neuem Interesse die halb eingemauerten, schlanken Säulen, die mit ihren phantastischen, maurischen Kapitälen die Gewölbe der Dächer trugen, die übrig gebliebenen Basreliefs, und die eigensinnig in den seltsamsten Windungen wiederkehrenden Linien der Wandverzierung, wo sie hie und da noch sichtbar war. Ich konnte mich so lebhaft an vergangene Zeiten erinnern, als ich an der kolossalen Marmorschale stund, die in den Fußboden eingelassen war, und welche ich heute bis an den Rand mit klarem Wasser gefüllt sah. Ich streckte meine Hand hinein, um das Wasser leicht zu bewegen, und fühlte, daß es gewärmt war.

Wozu mochte diese Schale früher gedient haben? Zu einem Taufbecken war sie viel zu groß, zu einer Waschanstalt, wozu sie jetzt benützt wurde, zu kostbar. Wer weiß, ob sie nicht in den damals üblichen Zeiten des Klosterlebens zum Baden benützt wurde. Gewiß — das mußte ihre Bestimmung gewesen sein, wenigstens die des ersten maurischen Vorbildes, nach welchem man diese hier aufgestellt hatte.

Dort, wo die maurische Halle an den ehemaligen Kreuzgang des Klosters stieß, befand sich eine Thüre, welche gewöhnlich verschlossen war und in ein Heumagazin führte, zu welchem man einen Theil dieses Klosterganges eingerichtet; auch an dieser Thüre sah man arabische Verzierungen. Ich legte die Hand auf den Drücker des Schlosses, und als die Thüre meinem Drucke nachgab und sich öffnete, trat ich in den ziemlich dunkeln Raum, wo das aufgespeicherte Heu verführerisch zum Ausruhen einlud. Ich gab meiner Müdigkeit nach, und ließ mich auf die weiche, schwellende Unterlage nieder, lehnte den Kopf hinüber und lauschte eine Zeit lang, umgaukelt von allerlei seltsamen Phantasieen und Bildern, den melodisch herabplätschernden Tropfen eines der Wasserhahnen an der großen Marmorschale, welcher nicht vollkommen geschlossen war.

Das murmelnde Wasser erzählte mir von fernen Ländern und längst vergangenen Zeiten, und in der gleichmäßigen Weise seiner Erzählung ließ es das Gemach vor mir auferstehen in ehemaliger Pracht und Herrlichkeit.

In diesen Träumereien entschlief ich — — — —

Die phantastischen Abenteuer der Tausend und eine Nacht lebten in meinem Gedächtniß. Die Wunder Granadas und der Alhambra hatten sich meinem Kopfe aus Büchern, die der Knabe schon mit Begierde verschlungen, fest eingeprägt. O, ich wußte genauer Bescheid in den Kämpfen der Zegris und Abencerragen, als in denen der neueren Zeit, die mich füglich hätten mehr interessiren sollen. — Aber ich schwärmte nun einmal für das wunderbare Volk der Mauren, tapfer im Kriege, klug im Rathe, hocherfahren in allen Künsten. — Deshalb war es mir auch so heimlich hier in diesem alterthümlichen Gemache mit seinen phantastischen Linien und Verzierungen, deshalb wurde es den murmelnden Quellen auch so leicht, mich in jene mir so wohl bekannten Zeiten zurückzuführen. Das gleichförmige Aufschlagen der Wassertropfen verwandelte sich für mich in ferner klingende gedämpfte Musik, die, näher kommend, kriegerische Klänge annahm; dann war es mir, als hörte ich Waffen klingen, die Hufe der Pferde auf dem Estrich dröhnen, und ich zog selbst mit dahin, mitten in einem bunten, leuchtenden Strom zahlloser Farben aus Gold- und Silberglanz bestehend, gewaltige Wogen bildend, die sich um mich herwälzen, die mich emporheben, und deren Schaumkronen aus bunten Fähnlein, wehenden Federbüschen und strahlenden Helmzierden bestehen. Hoch in die Luft hinaus flattert diese Farbenpracht, Gold und Silber wie ein strahlender, schillernder Schaum in alle Lüfte, höher — und immer höher, und läßt mich zurück am Eingangsthor zum Allerheiligsten der Alhambra, zum Löwenhofe.

Die Thüre ist fest verschlossen, doch eine kleine Spalte gestattet mir einen Blick auf die Wunder, welche sich dort in dem Hofe begeben.

Es ist Nacht, und wenn auch das weiße Licht des Mondes durch die schwarzen Cypressen glitzert, und seltsame Schatten der gezackten Dächer auf den hellen Marmorboden wirft, so hat man doch Lichter angezündet, um die Schatten der Nacht zu verjagen. Sind es Fackeln oder farbige Lampen, ich bin nicht im Stande es zu unterscheiden, denn ein feiner Flor vor meinen Augen trennt mich von dem schillernden Gebilde — das ist die Marmorschale mit ihrem Wasser, der Lichtschein reflektirt so seltsam darauf. Da sind die schlanken Säulen mit den wunderbaren arabischen Kapitälen, und auf ihnen ruhen die hufeisenförmigen Bogen in durchbrochener Arbeit, wie Spitzengewebe anzusehen, durch deren feinste Oeffnungen Licht und Glanz schimmern.

Der eben noch so kleine Raum scheint mir größer und weiter geworden; die Säulen stehen nicht mehr eingemauert in der Wand, sondern treten frei hervor in einer bewunderungswürdigen Eleganz und Zierlichkeit. Die schmutzige Farbe an den Wänden ist verschwunden, überall treten arabische Schriftzeichen hervor, eingerahmt durch wunderliche Verzierungen in Gold und in den buntesten Farben. — Eigenthümlich, wenn ich die Augen festschließe, so erweitert sich das Gemach zu den prächtigsten aller Höfe des maurischen Königsschlosses; will ich aber genauer hinblicken und öffne momentan meine Augen, so schrumpft das Alles zusammen und jene grauen Schleier erscheinen wieder, welche von allen Seiten herabfallen, den Raum verkleinern und verdüstern.

So ruhe ich da zwischen Schlaf und Wachen, und wenn ein ungewöhnliches Geräusch mich veranlaßt die Augen zu öffnen, so drücken mir gleich darauf wieder Müdigkeit und Schlaf die Augenlider schwer herab.

— Ich träumte also vom Löwenhofe der Alhambra.

Wie ist die Nacht so würzig und mild; wie angenehm und wohlthätig kämpft sie mit jenem zweifelhaften Dämmerlichte, das hervorgebracht wird vom weißen Schein des Mondes und vom röthlichen Schimmer der Lampen. — Es zittert ein lieblicher Ton an mein Ohr, der Klang einer sanften Mädchenstimme, die mir bekannt scheint, mir — dem Träumer. —

„Sind wir auch sicher hier,“ fragt es leise, und eine hellere, lachende Stimme antwortet, „o, vollkommen sicher, ich habe rings umher Alles abgeschlossen.“ Dann sehe ich weibliche Gestalten, theils in dichte Gewänder gehüllt, theils halb entkleidet, einige beugen sich über den Rand der Marmorschale, ich sehe weiße Arme tief in das Wasser tauchen. Andere haben sich hie und da niedergelassen, entkleiden sich plaudernd und lachend, wickeln ihre Haarflechten fest um den Kopf, oder stellen sich lächelnd vor einander hin, ihre Arme über die Brust gekreuzt.

Ah, es ist so, die jungen Mädchen des Maurenschlosses haben die stille, verschwiegene Nacht gewählt, um ungesehen in der Marmorschale des Löwenbrunnens ein Bad zu nehmen. —

Es ist ein eigenthümlicher aber äußerst lebendiger Traum. Wenn ich im Halbschlummer versuche meine Augen zu öffnen, und sich dann auch gleich wieder das Gemach verkleinert, so bleiben doch die hin- und hergleitenden Figuren der Mädchen für mich sichtbar, aber schöner und duftiger wird Alles wieder, wenn sich meine Augen schließen.

Um Eine schienen sich alle andern zu bemühen; es ist vielleicht die maurische Königin oder doch eine der Prinzessinnen. Ich kann ihr Gesicht nicht sehen, da sie mir den Rücken zuwendet; doch hat sie seltsamer Weiße hellblondes Haar, welches eine Andere, die fast ganz entkleidet neben ihr steht, beschäftigt ist, hoch auf ihrem Kopfe zu befestigen. — Ja es muß eine Fürstin sein, denn auch von den andern Mädchen bemühen sich noch einige lachend und schmeichelnd um sie. Sie beugen sich zu ihr herab, um ihr die Sandalen zu lösen, was sie leicht widerstrebend geschehen zu lassen scheint, nur zuweilen ihr blondes Haupt schüttelnd.

„Ach sie hat Füßchen so klein und zierlich wie ein Kind;“ sagt eine, die vor ihr niedergekauert ist; „so fein und lieb,“ und dann nimmt sie das Füßchen mit ihren beiden Händen und drückt es schmeichelnd an die eigene volle Brust. —

Ein seltsamer Traum!

Ich erschrecke fast über das hellblonde Haar der maurischen Königin. Ich wage kaum zu athmen und es durchzittert mich bis tief in's Herz hinein. —

Schon ist die Szene bewegter, lebendiger geworden. Ein Paar der Odalisken plätschern schon in der Marmorschale herum, und man hört sie sagen, „wie das Wasser so angenehm warm ist!“ — — — —

Die Fürstin schüttelt wieder ihr blondes Haupt und läßt es kaum geschehen, daß die Dienerinnen sie entkleiden. Man hält ein weites Tuch um sie, und nur die weißen Arme sowie die glänzenden Schultern und ein Theil des Rückens ist sichtbar. — Sie erhebt sich zögernd oder wird vielmehr von den Andern sanft und spielend emporgehoben. Da wendet sie langsam ihren Kopf. — — — —

Das ist kein Traum, das ist Wirklichkeit!

Ich habe meine Augen weit geöffnet, presse meine rechte Hand fest auf die Brust, um mich durch den Druck zu überzeugen, daß ich in der That wache, — ja ich wache und sehe ängstlich und bebend ein Schauspiel vor mir, das man sonst vielleicht nur in einem heißen Traume sieht. — Noch halb von dem davonflatternden Schlummer betäubt, will ich meine Augen wieder schließen, während sich das halb verhüllte Mädchen mit dem blonden Haar langsam gegen mich wendet; ich fahre erschreckend zusammen, als ich ihr Gesicht erkenne — was soll ich beginnen? sie steht am Rande der Marmorschale und blickt zweifelhaft lächelnd in die Flut, ihre linke Hand hält das Tuch, welches sie verhüllt, ihre rechte stützt sich auf die glänzende Schulter der Dienerin, die sie entkleidet — o, o, und die ich nun auch erkenne — an ihrem schwarzen, blitzenden Auge, an ihren weißen Zähnen, an ihrem ganzen energischen Wesen. Sie löst sanft das Tuch von den Schultern ihrer Herrin, — — — — da verliere ich meine Geistesgegenwart, da sehe ich plötzlich vor mir ein Räthsel gelöst, das ewig unerforschlich bleiben zu wollen schien — — an Alicens Seite in der Gegend des Herzens erblickte ich jenes blutrothe Maal, das mir seit jener Erzählung so hundertmal wachend und träumend vorgeschwebt. —

„Alice, Du bist es ja!“ rief ich mit lauter Stimme, und als ich so gerufen, als meine Worte schallend durch den stillen Raum drangen, erschrack ich über meine Unbesonnenheit, und mit vollem Rechte. — Ein heftiger Aufschrei erfolgte in dem kleinen Gemache, dann hörte ich eine Lampe zu Boden schmettern, dichte Finsterniß umgab mich, und ein paar Minuten lang herrschte tiefe Stille, kaum unterbrochen von dem ganz leisen Plätschern des Wassers und dem Rauschen der Gewänder.

Es war die unheimliche Stille vor dem Sturme.

Nachdem diese Stille eine Zeitlang gedauert hatte, freilich nur ein paar Minuten, die mir aber wie eben so viele Stunden erschienen, denn ich vermochte ohne einen Anstoß von denen da draußen keinen Entschluß zu fassen, hörte ich, wie verschiedene Stimmen eifrig zusammenflüsterten, vernahm auch leises Aufschluchzen und dazwischen heftig und ziemlich laut ausgestoßene Worte — „nein, wir sollten das nicht leiden — es ist über alle Beschreibung — es ist infam — wir wollen das nicht so hingehen lassen.“ — Eine Stimme erkannte ich genau, die energischste und lauteste unter allen, und wie ich sie vernahm und erkannte, dachte ich an ein schwarzes, blitzendes Auge und weiße, fest übereinander gebissene Zähne. —

Die Mädchenstimmen erhoben sich lauter und heftiger, und endlich sagte die eine Stimme, die ich erkannte, „nein, wir wollen uns das nicht so ruhig bieten lassen, meiner Herrin das anzuthun, wir sind unserer viele, verstummen soll er unter unseren Händen, so lange unter Wasser halten wollen wir ihn, bis er nichts mehr von dem plaudern kann, was hier vorgefallen — o, der Schande, Mädchen zu belauschen!“

Diese und noch mehr ähnliche Aeußerungen mußte ich, der ich doch gänzlich unschuldig war, mit anhören, und wenn ich auch durchaus keine Furcht davor hatte, von den gereizten Mädchen in's Wasser geworfen zu werden, so bemächtigte sich doch meiner eine andere Angst, und das war die, es würde mir vielleicht unmöglich sein, Alice von meiner Unschuld zu überzeugen.

Jetzt hörte ich ihre Stimme, sie sprach ganz leise, aber ich verstand jede Sylbe auf's Genaueste, trotzdem daß mein Herz hörbar und heftig schlug. „Nein,“ sagte sie, „lasse Alles das, Therese, wenn Du mich lieb hast, so denke nicht an so etwas. — Oeffne Eines die Thüre und laßt — ihn fortziehen — wohin er will.“ — Bei den letzten Worten brach ihre Stimme und ich hörte sie leise weinen.

„Es sei so,“ sagte die Andere mit tiefem Tone, „weil die Herrin es so will, die Thür ist offen, fort, hinaus!“

Ich sah, daß man nach dem Hofe zu geöffnet hatte. Ein leichter Schimmer der helleren Nacht drang herein und ließ mich die Richtung in's Freie erkennen, von den Mädchen sah ich nur undeutlich die Gestalten und glaubte beim flüchtigen Hinblick eine einzige zu erkennen, die trotzig, herausfordernd, ziemlich nah an meinem Wege stand und in verbissenem Zorne ein böses Wort murmelte, als ich vorüberging, und hätte ich auch Alice erkannt, es wäre wahrhaftig der unpassendste Augenblick gewesen, um einen Versuch zu machen, mich ihr zu nähern, und doch drängte es mich hastig vor sie hinzutreten und ihr zuzurufen: „O, Alice, verurtheile mich nicht ungehört, das, was geschehen, ist nun einmal nicht mehr zu ändern, so tief ich es auch einerseits bedaure, ja nur einestheils, denn andertheils

muß ich den Zufall segnen, der mich eine Entdeckung machen ließ, die zu Deinem Glücke führen muß. — Bist Du doch die verloren geglaubte Tochter eines guten und edeln Vaters, der Dich so unaussprechlich lieben wird, und der Alles daran setzt Dich aufzusuchen. — Und ich habe Dich aufgefunden, ich, der Dich ebenfalls liebt und mehr wie er, denn er kennt Dich ja noch nicht, er weiß nicht, wie gut und lieb Du bist! O, Alice, das Glück und das Unglück!"

Diese Gedanken durchkreuzten glühend mein Hirn, als ich zögernd durch den kleinen Raum schritt. Ein paarmal wollte ich stehen bleiben und that es auch wohl, doch alsdann bewegte sich jene trotzige Gestalt schattenhaft auf mich zu, und ich glaubte sie murmeln zu hören: „Nun, wird's bald!"

Einige Augenblicke später stand ich dann rathlos und fast betäubt von dem, was ich gesehen und gehört, auf dem einsamen Hofe hinter der ehemaligen Klosterkirche. Sollte ich warten bis Alice herauskam? — Nein, gewiß nicht, ich hatte nicht Lust mich hier noch einmal dem Gerede, vielleicht dem Spott der Anderen auszusetzen. — Aber wenn wir morgen mit dem Frühesten abreiten mußten, und es war mir vorher nicht möglich sie zu sehen! — O, ich mußte sie sehen, sie mußte mir erlauben, mich zu rechtfertigen! Wie konnte mir das mißlingen, wenn ich ihr einfach und wahr den ganzen Hergang erzählte, und dann wollte ich ihre Hände fassen und ihr freudig zurufen: „Jetzt, nachdem Du mir verziehen, kommt das Gute und Herrliche, kommt das Glück aus dem Unglück, Du bist jenes Mädchen, das man verloren geglaubt, Du, das Kind aus dem Armenhause, bist die reiche Erbin von Issling. — O, ich habe es ja immer gedacht und gesagt, Du seiest eine kleine Prinzessin." In dem Augenblicke war ich zu sehr mit den glänzenden Gedanken beschäftigt und zu freudig erregt, als daß ich an die Kluft gedacht hätte, welche von diesem Momente an den Bombardier der reitenden Artillerie von Alice trennen mußte.

Mit diesen Gedanken eilte ich auf den äußern Kasernenhof: wohin? Unbegreiflicher Weise zu Herrn von Steinfeld! Wie flog ich die Treppen hinauf, wie stürzte ich über den Korridor — o, die Botschaft, welche ich brachte, mußte ihn ja überglücklich machen. Ich klopfte an die Thüre, einmal, zweimal, erst beim dritten Male öffnete mir der alte Kammerdiener und winkte mir einzutreten.

„Der gnädige Herr ist unwohl," sagte er mir, und dabei lächelte er geheimnißvoll. Ich hatte im Taumel des Glücks vergessen, was mir Herr von Steinfeld heute Morgen anvertraut und rief hastig, „o, lassen Sie mich zu ihm, auch wenn er zu Bette läge. Ich habe ihm etwas überaus Wichtiges mitzutheilen."

Ich wollte in das Zimmer hineinstürzen, da hielt mich der alte Diener am Arme und sagte: „Der gnädige Herr sprach ja mit Ihnen; erinnern Sie sich doch." —

„Ja so," gab ich bestürzt zur Antwort, „richtig, er ist nicht da."

Der Kammerdiener schüttelte leicht mit dem Kopfe.

„Er ist aber auch gewiß nicht da," forschte ich dringender. „O, ich habe ihm etwas so sehr Wichtiges mitzutheilen, etwas, das ihn glücklich machen könnte."

„Das könnten wir brauchen," erwiederte bekümmert der alte Mann, indem er die Hände zusammenlegte.

Sollte ich ihm etwas von Alice sagen? Ich wußte nicht, ob ich ein Recht dazu habe. Doch fragte ich hastig. „Können Sie Ihrem Herrn im Augenblicke eine Botschaft zukommen lassen?"

„Nein, das kann ich nicht."

„Gewiß nicht?"

„Unmöglich!"

„Dann muß ich meinen Pflegevater aufsuchen," und damit eilte ich fort, sprang die Treppen hinab über den Kasernenhof fort, zum Thore hinaus, und nahm die Richtung gegen das Armenhaus — ja, meinen Pflegevater aufsuchen wollte ich, ihm erzählen, was ich entdeckt und auch was mir begegnet sei. Was das Letztere anbetraf, auf sein Fürwort bei dem geliebten Mädchen fest hoffend.

Die Fenster seiner Wohnung waren dunkel, und als ich an die Thüre ging und anklopfte, erhielt ich keine Antwort. Um diese Zeit ging er selten aus, wo konnte er sein? Ich trat zurück an die Hausthür und schaute hinauf an die Fenster seiner Schreibstube, auch dort war kein Lichtschimmer. Nachdem ich noch einige Male an die Stubenthüre geklopft, stand ich rathlos im Hofe und wollte mich, getrieben von Hast und Unruhe, wieder entfernen, als ich den alten Jakob langsam vom andern Flügel herüberkommen sah, und von ihm auf mein Befragen erfuhr, Herr von Schwanefeld sei vor einer halben Stunde ausgegangen und zwar nach der Kaserne, wohin man ihn gerufen, da der alte Schneider, der ehemalige Armenhausgenosse, in den letzten Zügen liege.

Auf diese Nachricht eilte ich nach der Kaserne zurück, doch wenn ich auch anfänglich hastig lief, so verminderte ich doch die Schnelligkeit meines Schrittes, je näher ich kam. „Wie wird mich Alice empfangen," dachte ich, „nach dem was vorgefallen, und ehe ich im Stande bin, sie zu überzeugen, daß ich gänzlich absichtslos dorthin gekommen, gänzlich ohne es zu wollen dort geblieben. Und was das Andere, Glücklichere anbelangte, davon durfte ich ihr auch ohne Vorbereitung nichts sagen, hatte sie doch keine Ahnung davon, daß sie einem andern Stande angehöre, daß sie statt des armen Schneiders einen reichen und vornehmen Vater habe. Ja, wenn ich näher überlegte, so befiel mich die Furcht, sie könne meinen Worten keinen Glauben schenken, sie könne, eingenommen, wie sie gegen mich war, Alles das für ein Märchen halten, von mir erfunden, um über meine Schuld gegen sie hinwegzukommen.

Ich war müde, nicht nur körperlich sondern auch mein Geist war müde, sonst hätte ich vielleicht nicht so gedacht, aber eine Folge dieser Gedanken war, daß ich langsam zum Kasernenhofe hineinschritt, mich langsam der Treppe näherte, und Stufe um Stufe langsam hinaufschritt. Froh war ich nur, daß es dunkle Nacht war, sonst hätte ich vielleicht Diesem oder Jenem Rede stehen müssen, dem ich zufällig begegnet. Ueber den Korridor ging ich um so zögernder, je näher ich der Thüre ihrer Wohnung kam, und als ich sie endlich erreicht, streckte ich die Hand mehrmals nach dem Drücker aus, um sie wieder zurückzuziehen — denn mir fehlte wahrhaftig der Muth einzutreten. Alles, was ich erlebt, kam mir so märchenhaft vor, und ich fühlte so sehr das vollkommene Recht der armen Alice, mir böse zu sein, daß ich es trotz meiner gänzlichen Unschuld nicht wagte, so plötzlich und unvorbereitet vor sie zu treten.

Ich trat deßhalb von der Thüre zurück und lehnte mich gegenüber derselben neben eines der Fenster des langen Ganges, um geduldig zu warten.

Das konnte ich hier thun, ohne Aufsehen zu erregen, es war zehn Uhr vorüber, und alle, die des Weges kamen, hielten mich in der Dunkelheit für die Schildwache. Lange mußte ich warten, ich sah unsern Arzt in das Zimmer gehen und nach einer halben Stunde herauskommen, er wechselte unter der Thüre einige Worte mit Jemand, der für mich unsichtbar hinter derselben stand, wahrscheinlich mit meinem Pflegevater, und als der Arzt gesagt, da ist nichts zu machen, in kurzer Zeit wird es vorüber sein, entfernte er sich, eine Melodie vor sich hinsummend, und die Thüre wurde wieder in's Schloß gedrückt.

Auch dieser Zustand des todkranken Mannes da drinnen hielt mich ab einzutreten — Alles hatte sich gegen mich verschworen. Ich konnte nichts thun, als ruhig warten. Endlich wurde die Thüre wieder geöffnet, Therese kam heraus und wollte rasch an mir vorübergehen, ich trat ihr aber in den Weg und bat sie dringend, vernünftig zu sein und mich einen Augenblick anzuhören.

„Dazu ist wohl gar keine Zeit mehr," entgegnete sie finster, „und am allerwenigsten jetzt, ich habe alle Ursache eilig zu sein. Lassen Sie mich nur gehen."

„Und ich habe alle Ursache, Sie noch einen Augenblick zurückzuhalten," gab ich ihr entschlossen zur Antwort, „ich muß in ein paar Stunden fortreiten, und will vorher noch Alice sehen."

„Muß und will," lachte sie in höhnischem Tone. „Nun, was das Erste anbelangt, so wird Sie Niemand halten, reiten Sie, wohin Sie wollen, aber Alice werden Sie vorher nicht sehen, und wenn Sie jetzt in das Zimmer hineingingen, so würden Sie sie nur von dem Bette ihres alten Vaters fortjagen, der nächstens todt sein wird. Ja, ich bin überzeugt, sie würde ihn eher in seinem letzten Augenblicke verlassen, als mit Ihnen zusammen zu stehen. — Lassen Sie mich gehen!"

„So geh'," sagte ich zornig. „Freilich bei Deinen giftigen Reden habe ich nichts Gutes zu erwarten, aber die Zeiten ändern sich, geh', Du wilde Katze!"

„Die hätte ich freilich gespielt," warf sie mir lachend entgegen, „wenn ich zu befehlen gehabt hätte, und Sie sollten an uns gedacht haben. Pfui der Schande!"

Daß diese kleine Unterredung nicht dazu gemacht war, um mich vertrauensvoll Alicen zu nähern, brauche ich wohl nicht zu sagen. Ich mußte mich auf einen glücklichen Moment verlassen und wartete geduldig.

Die Zimmerthüre öffnete sich indessen nicht mehr, aber in einer ziemlich langen Zeit kam Therese zurück und ich trat ihr abermals in den Weg, wofür sie mich erstaunt, ja herausfordernd anblickte.

„O, ich will nichts von Euch," sagte ich ihr in barschem Tone, „ich habe aber etwas Wichtiges mit meinem Pflegevater, Herrn von Schwanefeld, zu sprechen, und ihm zu sagen, daß ich hier außen warte, wird Mamsell Therese wohl die außerordentliche Güte haben."

Sie nickte mit dem Kopfe und verschwand hinter der Thüre.

(Fortsetzung folgt.)

Der neue tyroler Landtag und das alte Ständehaus in Innsbruck.

(Zu dem Bild S. 461.)

Vor wenigen Tagen hat sich der neue tyroler Landtag versammelt in dem großen Saale des alten Ständehauses zu Innsbruck, der Landeshauptstadt von Tyrol. Freudige und wehmüthige Gefühle erweckte diese Thatsache bei dem wahren Patrioten, freudige, weil das deutsche Volk von Tyrol in Städten und Landgemeinden bei den Wahlen bewiesen hat, daß ungeachtet aller Beschränkungen in früheren Dezennien der wahre Gemeinsinn nicht erstickt werden konnte, daß die Deutschtyroler reif für eine den Zeitverhältnissen entsprechende Interessenvertretung und würdig sind, eine solche zu besitzen, in welcher nicht Standes- und Geburtsvorzüge und Privilegien, sondern die thatsächlichen Bedürfnisse der weitaus überwiegenden bürgerlichen und bäuerlichen Bevölkerung maßgebend sind. Erfreuliche — weil selbst der für Tyrol ausnahmsweise begründete Wahlkörper der adeligen Vertreter des großen Grundbesitzes (mit geringen Ausnahmen) seine Stellung begriff, und nur Standesgenossen von anerkannt liberaler Gesinnung in den neuen Landtag wählte. Wehmüthige Gefühle aber beschleichen uns, wenn wir die Thatsache bedenken, daß dieser neue tyroler Landtag nicht die ganze gefürstete Grafschaft repräsentirt, sondern nur Bruchtheile — wenn auch große Bruchtheile. Sind schon die intelligenten Nachbarn, die Vorarlberger, freilich aus Abneigung gegen die unter dem Ministerium Goluchowski oktroyirte veraltete Ständevertretung von viermal vierzehn Stimmen (indem Klerus, Adel, Bürger- und Bauernstand mit je vierzehn Stimmen vertreten), mit dem schlechten Beispiel vorangegangen, ihr Ländchen von Tyrol loszureißen, und demselben eine separate Vertretung mit einem Kreistage in Bregenz zu erringen, so ist man allerdings fast in Versuchung, es den Welschtyrolern weniger übel zu nehmen, wenn auch diese ihren Trennungsgelüsten freien Lauf lassen, und den Landtag in Innsbruck nicht beschicken, sondern ebenfalls eine separate Vertretung des italienischen Tyrols in Trient anstreben. — Am 6. April ist der neue tyroler Landtag eröffnet. An höchst wichtigen Berathungs- und Beschließungsobjekten fehlt es demselben keineswegs, deren Dringlichstes wohl die Landesvertheidigungsangelegenheit bilden wird. Mögen die Väter des Landes nun ihr schwieriges Amt antreten und erfüllen zum Heil der Bevölkerung von Deutschtyrol, welche diesmal den Berathungen und Beschlüssen ihrer Vertreter im alten Ständehause mit ungleich größerem Vertrauen entgegen harrt, als in früheren Perioden des tyrolischen Ständelebens — unerquicklichen Andenkens. — Bevor wir diese kurzen Notizen über den neuen Landtag schließen, sei es uns erlaubt, auch die wichtigsten geschichtlichen Daten über das Gebäude zu liefern, das alte tyrolische ständische Palast, insgemein das „Landhaus" genannt, welches, eine der hervorragendsten baulichen Zierathen des oberen Theiles der sogenannten Neustadt zu Innsbruck bildend, es wohl verdient, hier in Kürze besprochen zu werden. — An jener Stelle der Neustadt, wo vordem die große Plattnerei (Waffenschmiede) der Freiherren von Schurf gestanden, begannen die Stände von Tyrol im Jahre 1724 den Bau eines eigenen Ständehauses, welches, 1728 vollendet, seiner Bestimmung über 130 Jahre entsprochen hat und diese eben wieder erfüllen wird. Als Gebäude gehört es unstreitig zu den schönsten von Innsbruck, und seine künstlerische Ausschmückung im Innern verdankt es einigen der zu ihrer Zeit gefeiertsten Künstler. So ist das Plafondgemälde, welches die Decke des großen Sitzungssaales im zweiten Stockwerke schmückt und durch eine gelungene Allegorie die vier Landesviertel von Tyrol versinnlicht, von dem bayerischen Hofmaler D. Asam, die vier Kaiserstatuen in diesem Saale und die hübschen Figuren an der herrlichen Haupttreppe von dem tyrolischen Bildhauer Niklaus Moll, und die rückwärts in der Mitte des Hofes befindliche zierliche St. Georgskapelle besaß ein berühmtes Altarbild des tyrolischen Künstlers Grasmair, eines der geschätztesten Maler unseres Berglandes, welches besonders aus den Fächern der Bildhauer- und Malerkunst in früherer wie in neuerer Zeit Männer aufzuweisen hatte und noch hat, deren Namen auch außerhalb Tyrol und Oesterreich einen guten Klang haben, z. B. Klieber, Schaller, Waldknecht, Gasser, Müller, Natwalder, M. Stolz, Weißreicher, Niederkofler und andere Plastiker, sowie Maler als Koch, Knoller, Troger, Schöpf, Altmutter, Platz, Blaas, Arnold sen., Hellweger, Feble, Mader, Plattner, Geneld sen. und mehreren Anderen. — Von Seite der noch lebenden tyrolischen Künstler wird während der Dauer des Landtages zu Ehren der Herren Abgeordneten derselben im [illegible] eine eigene Kunstausstellung arrangirt; auch andere Festlichkeiten, Hoftafeln beim Erzherzog Statthalter, große Freischießen, Konzert des Musikvereines, Festoper im Theater u. s. w. werden zu Ehren der Mitglieder des neuen tyrolischen Landtags hier stattfinden.

Franz Deák.

(Zu dem Bild S. 464.)

Franz Deák, der vor 1848 Gerichtstafelbeisitzer fast aller Komitate war, und nun Ehrenmitglied der ungarischen gelehrten Gesellschaft, Mitglied fast aller Komitatsausschüsse und Deputirter des 6. Wahlbezirkes in Pesth ist, wurde 1803 zu Kehida, im Zalaer Komitat geboren. Nachdem er seine Studien in Raab vollendete und schon als Knabe wegen seiner großen Fähigkeiten, seines hellen Verstandes allgemein bewundert wurde, trat er in den Zalaer Komitatskongregationen zuerst als Redner auf und errang sich bald eine so allgemeine Beliebtheit, daß er, in Anerkennung seiner vortrefflichen Bildung, seiner glühenden Vaterlandsliebe, bereits im Jahre 1832 zum Deputirten des Zalaer Komitates erwählt wurde und als solcher auf dem Landtag 1832—36 eine große Rolle spielte, noch weit mehr aber auf dem Landtag der Jahre 1839 und 40, auf welchem er allgemein als der Führer der konstitutionell fühlenden Opposition anerkannt wurde. Niemand besaß in größerem Maße die Eigenschaften, welche von einem solchen Führer erheischt wurden. Scharfe Logik, der Sache stets auf den Grund gehender Verstand, umfassende Kenntnisse, weise Mäßigung, seltene Bescheidenheit, Selbstverläugnung und liebenswürdige Gemüthlichkeit, die unschätzbare Gabe, die leidenschaftlichen Ausbrüche seiner Gegner in die gehörigen Grenzen zurückzubannen und durch ruhige, klare Beredsamkeit die aufgeregten Gemüther zu besänftigen, seinen stets gründlichen Ansichten zugethan zu machen, — erwarben ihm das volle unbedingte Vertrauen des ganzen Landes, das er bis heute ungeschwächt besitzt, und das ihm selbst die leidensschwere Zeit, die mit dem Jahre 1848 über Ungarn hereinbrach, nicht rauben konnte.

Deák's Beredsamkeit ist nicht so sehr hinreißend als überzeugend, nicht so sehr glänzend als klar und eindringlich, seine Sprache ist einfach aber markig, und der Erfolg seines Auftretens immer ein durchgreifender, nachhaltiger und segensreicher.

Deák ist als Staatsmann weniger muthig als weise, er ist der beste Politiker des Landes, und seine Klugheit bewährte sich noch in allen Stücken. Er ist ein Mann von strenger Rechtlichkeit, von strengen Grundsätzen, und was er einmal als Recht erkannt, davon läßt er nicht ab. Das bewies er unter Anderem als er im Jahre 1843 eher auf seinen Deputirtenstuhl am Landtag verzichtete, als daß er gegen seine Ueberzeugung gesprochen hätte. Nichtsdestoweniger war er nie der Mann der Revolution, und in den Stürmen des Bürgerkrieges hörte seine Bedeutung auf.

Im Jahre 1844 besuchte er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit Bäder und unternahm eine Reise in's Ausland, blieb aber trotzdem krank, so daß er die Wahl als Deputirter für den wichtigen Landtag im Jahre 1847 ausschlagen mußte.

Indessen lebte er im regen Verkehr mit der freisinnigen Partei.

und als im Frühling des Jahres 1848 Graf Ludwig Batthyányi mit der Bildung eines ungarischen Ministeriums beauftragt wurde, hielt Deák es für seine Pflicht dem Rufe des ersten Ministers Folge zu leisten und die Stelle eines Justizministers anzunehmen, die er bekleidete, bis im Herbste desselben Jahres das ungarische Ministerium zurücktrat, bei welcher Gelegenheit auch Deák zurücktrat, seit welcher Zeit er bis vor Kurzem ganz den Wissenschaften lebte, als ihn neuerdings das Vertrauen des Volkes in die Oeffentlichkeit zurückrief.

Deák ist eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten, auf dessen offener, heiterer Stirne, in dessen ruhigen, regelmäßigen Zügen sich seine reine Seele abspiegelt; aus seinen feurigen Augen aber leuchtet in hellodernden Flammen die Liebe zum Vaterlande, für das er lebt und stirbt.

Jmd.



Scutari *).

Wenn das Meer bewegt ist, so bilden seine Wellen Wasserhügel und Thäler, manchmal wohl auch eine steile, durchsichtige Wand, die aber gleich wieder im Augenblicke zerschellt. Freiet dieses Bild, oder laßt die Wogen zu Stein erstarren, wie die Gorgo Medusa, und überladet das Ganze mit zierlich vergitterten Häusern, über welche hie und da eine Cypresse oder ein Minaret emporragt, laßt dann an den steilen Abhang die Propontis und den Bosporus mit weichem Wellenschlag branden und gebt dem Bilde zu guter Letzt noch den bithynischen Olymp als Hintergrund — so erbaute euch eure Phantasie — Scutari.

Einst befuhr John Bull die meergrüne Wasserstraße, die Asien von Europa ebenso erbarmungslos trennt, wie der Rhein das sentimentale Deutschland vom leichtfertigen Frankreich; John Bull hielt sich genau in der Mitte des Stromes, er wich nicht eine Linie von ihr ab, gelangte bis zu den Cyaneaen, und machte dort Kehrt, nachdem er sich fast getrunken an des Bosporus' Schönheit.

Verweilt so breit, daß der Zauber erlische, wenn ihr das Land betretet, ihr tragt nur den einen zu Grabe, damit der andere auferstehe, denn da du, blasse Leserin, noch im Abendlande weiltest, schuf dir deine blühende Vorstellung vom Märchenlande des Orients nicht einen Zoll von dem tiefen Schmutze, der dich nun plötzlich umgibt, die mit Blumenguirlanden, schwellenden Divans und zärtlicher Frauen ausstaffierten Cafés belagerten nicht gierige Hunde und bevölkerten nicht bärtige Türken deren Weiber Wasser zu tragen ist und deren Antlitz dich mit so dunkeln Wolken verhüllen, daß der Schleier einer Jslamsbekennerin nicht dichter sein kann!

Und doch, der Zauber erneut sich! denn du bist in Asien, der uralten Wiege des Menschengeschlechts, der Turban flattert im Winde, verhüllte Frauen gleiten wie Gespenster am Tage lautlos an dir vorüber, da strebt kein gothischer Dom mit mächtigen Thürmen zum Himmel, es ist nur die leichte Kuppel einer Moschee, kein Glockenläuten, kein Ave, nur „Allah il Allah" sprechen" —

Wie Sizilien näher an Afrika grenzt, als an das Schwesterland Italien, liegt Scutari tiefer in Asien, wie der blaue Bosporus, der es von Stambul trennt, euch glauben macht. Zwar hat die immer weiter nagende Kultur sich auch schon bis hier erstreckt. Dampfschiffe legen in Scutari an, der gellende Ton fährt aus dem geöffneten Ventil, und die seltsame, aus den Abend- und Morgenlandes Völkern gemischte Gesellschaft fliegt Jeder nach seinem Ziel, — das ist jedoch nur das Ufer. Tretet darum auch nicht in die Prinzenmoschee, die dicht am Wasser sich erhebt, ihr könntet irgend einen Franken dort antreffen, der euch in schlechtem Französisch anspräche und mit einem Worte den ganzen Krystallpalast eurer Gedanken zertrümmerte, haltet euch auch nicht an dem Brunnen auf, dessen hieroglyphische Schnörkel: „In heiterer Stunde erfrische sie der Herr mit dem belebenden Trank" bedeuten, sondern betretet die breite Straße, welche die immense Vorstadt Stambuls durchschneidet.

Hier begegnen sich im blauseidenen Kaftan und der spitzen Fellmütze der olivengelbe Perser und der beturbante Bewohner des glücklichen Arabiens; der Beduine im weißen Burnus, dessen brauner hagerer Arm den Tschibuk hält, und der kräftige Gebirgssohn des Kaukasus, der schwarze Nubier, der den schlammigen Nilstrom des Nils sah, dem Scutari eine Wunderwelt ist, weil er nur seine heimatliche Schlammhütte kannte, und die Palme, welche Poesie über das Dach wehte, die kein Echo in seiner Seele fand, und der Bewohner des Landes Kanaan, der im Teiche Bethesda badete oder gleichgültig auf Golgatha stand! —

In dieser Straße findet ihr den Schlüssel zum alten Testament, ihr ahnt zum ersten Male seine wunderbare Poesie. Dieser ist Abraham, ein schwarzes Gewand umhüllt die Glieder, der weiße Bart wallt auf die Brust, sein Haupt lehnt an den Stamm einer Pistazie, ganz wie ihn der Engel traf im Hain Mamre bei Hebron; jener ist Moses, dieselbe gottrunkene Gestalt, die vom Blitz erhellten Sinai gestiegen!

Das Weib dort ist das Fleisch gewordene hohe Lied; keine schwellende Knospe, nein, eine von der Glut aufgeküßte Rose. Sie verdiente Königin zu sein, den lebensvollen Busen, den keine Hülle bedeckt, sollte ein Hermelinmantel verhüllen, und ihr, Sklavinnen, flechtet ein Diadem in ihre Haare, legt Perlen um den schwellenden Hals und besprengt die Glieder mit köstlichen Narden!

Einen einzigen Moment nur träumt ihr euch jetzt bei dem monotonen Klange der Glocken nach dem Abendlande. Sie klingen von keiner Kuppel herab, sondern vom Halse jener Kameele, die vor dem Karawanserai halten und auf die Knie niedersinken, die ihnen während der beschwerlichen Wüstenreise den heißen Sand ver-

*) Wir entnehmen diese interessante Schilderung Scutari's dem früher von uns erwähnten und warm empfohlenen Buche „Bosporus und Bitidir" von Gustav Rasch. Berlin, Janke. D. R.



Der Friedhof von Scutari.

brannte. Ihr kennt die Thiere schon aus eurer Jugend, aber damals waren sie die nackte Prosa, wegen des unvermeidlichen „Knaben und Affen"; heute bringt euch jeder Glockenton ein Ahnen der lybischen Wüste mit ihren endlosen Sandfeldern ohne Gras und Halm, die für euer Auge dasselbe sind, was für euren Geist — die Ewigkeit.

Wer den Orient betritt, wird den modernen Hut, der ihn seit seiner Einsegnung verfolgte, bald mit dem malerischen und besseren Fez vertauschen.

Mit diesem das Haupt bedeckt, tretet in den Vorhof der Moschee zu den Fontänen, an denen die Gläubigen, die ihr mit dem Titel der Ungläubigen beehrt, ihre Waschungen verrichten. Dort, wo das Wasser aus der wie eine Lilie geformten Röhre strömt, denn Nachbildungen von Menschen und Thieren sind dem Muhammedaner gerade so streng verboten, wie der Wein, befindet sich eine metallene Trinkschale, um den Quell alles Lebendigen in sich aufzunehmen, und dicht bei der Moschee in Scutari, von welcher ich spreche, deren Name euch aber gleichgültig ist und darum unbekannt bleiben mag, erhebt sich die Turba oder das Mausoleum eines kaiserlichen Kindes, daß die Gärten des Paradieses da zu schauen begann, als der unmenschliche Padischah, der Vater oder Onkel war, es für nothwendig erachtete.

Ihr könnt euch nichts Lieblicheres denken. Freilich erinnert der marmorne Sarkophag und der halb umgestürzte Turban euch an den Tod, die seltsam verschlungenen Zeichen klagen euch, daß eine Rose zu frühzeitig vom mütterlichen Stocke getrennt wurde, und daß ihr ein Fatiha für den Schlummernden Seligkeit sprechen mögt, doch wette ich, ihr würdet das goldvergitterte, zierliche Haus, rings von Lianen umsponnen, eher für den schimmernden Käfig eines der Freiheit beraubten Singvogels halten.

Zum Glück bestärkt euch Bülbül in dieser Meinung, der eben ihr weiches, schluchzendes Lied aus den höchsten Zweigen jener Platane singt. —

Betrachtet das Innere der Moschee nicht als ein bloß neugieriger Occidentale, nicht mit geöffnetem Munde, wie der Kuber, sondern kauert auf die den Boden bedeckenden Teppiche und wendet das Antlitz nach der Kaaba zu Mekka, wie jene Männer, welche fortwährend laut „Allah" rufen, wobei sie die zweite Sylbe stark und gleichmäßig betonen.

Oder aber spielt mit dem Rosenkranze aus wohlriechendem Sandel und Amber und schaut hinauf in die Kuppel, durch deren Fenster eine liederliche Gaze das Tageslicht gedämpft hereinfallen läßt. —

Mit alleiniger Ausnahme der Aja Sophia, die, wie bekannt, ursprünglich eine griechische Kirche war, werden alle Moscheen einander so ähnlich sehen, wie Petersilie dem Schierling. Stambuls kaiserliche Moscheen freilich sind luftiger, zierlicher, und die Kuppeln der Achmedie und Suleimanie werden dem Geiste mehr imponiren, als die der Bajazid- oder Selimmoschee, das Innere jedoch trägt bei fast allen den Stempel einer erhabenen Oede, hervorgerufen durch den Mangel jeglicher Mobilien, und erinnert an manche baumleere Ebene des inneren Asiens, deren Gerölle Schlingpflanzen in ebenso phantastischen Windungen überwuchern, wie die „Allah il Allah", die sich unter der Rotunde hinziehen.

Lampen und die gefleckten, gleichsam mit Nadelstichen durchlöcherten Eier des Wüstenvogels hängen von der Kuppel herab, und diese letzteren glühen in mildem Lichte, wenn das lodernde Abendroth den inneren Raum jäh erhellt.



Das List-Denkmal für Reutlingen. Nach einer Originalzeichnung von Gustav Kietz. (S. 466.)

Da ist nun dieselbe Stunde, daß der Muezzin zum letzten Gebet ruft, warum auch auf einige Minuten die Moschee sich füllt.

Lebt ihr als Gentleman in Regentstreet, oder als Flaneur auf den Boulevards, so wird man euch den Vorwurf des unchevaleresken Benehmens nicht machen, wenn ihr die Reize einer verschleierten Schönen doch erspähen wollt, — aber laß du, leichtfertiger und prahlerischer Pariser, dein sogenanntes „savoir faire" in Frankreich und verletze im geheiligten Raum der Moschee nicht zugleich einen der heiligsten Gebräuche der Osmanli, indem du neugierig auf jene im Halbkreis sitzende Frauengruppe starrst.

Betrachte sie aus dem Grunde der Pietät nicht, wie aus dem anderen, daß du nicht ein blühendes Gesicht entdecken wirst. Der Schmelz orientalischer Weiber liegt im Jaschmak oder Schleier, gleichsam noch in dem bunten Feredschi, die den Körper umhüllen, ohne wie der griechische Chiton seine Formen durchscheinen zu lassen, überhaupt in jenem mystischen Dunkel, in welchem sie, dem öffentlichen Verkehr gegenüber, begraben liegen. Eine mit dichtem Kaschmir oder gröberem Stoffe Verhüllte zeigt ein Auge, das früher ebenso lebhafte Blitze entsandte, wie die gewitterschwangere Wolke, das jetzt aber erloschen ist, — und einen Teint, der weder interessant noch kränklich blaß ist, sondern verwelkt — aus zu viel Hingebung und dem Genuß der heißen Bäder.

Hielt die fromme Scheu in der Moschee euch von der Beschauung der Weiber ab, so holt draußen in der Natur das Versäumte nach und nehmt dort jedes schöne weibliche Wesen, welches euch auf einsamen Wegen begegnet, für einen Theil der Schöpfung ringsum, die nicht zu bewundern Unterlassungssünde wäre.

Jene total Verhüllte grollt im Herzen dem Giaur, der ihr plötzlich entgegentritt, doch der Grund liegt in der bedeutenden Anzahl Jahre, die seit ihrer Geburt verflossen; — diese in heiterer Jugend lächelt noch die ganze Welt in seligem Liebesgenuß an, und da sie bemerkt, ihr seid bezaubert von den Lichtwellen, die unter den langen Wimpern hervorschießen und die euer Herz treffen, schiebt sie den Schleier zur Seite und zeigt euch die braune Wange, die vorher der zarte Kaschmir linderte, die Rubine der Lippen, und die weiße Hand mit ihren runden Grübchen und den durch Henna roth gefärbten Nägeln. Lernt daraus, flatterhafte Schönen des Occidents, daß auch eure Schwestern im Osten zu liebäugeln verstehen und daß kein Religionsstifter, er heiße nun Muhammed oder Christus, euch das Kokettiren abgewöhnen wird, selbst wenn Todesstrafe darauf stände.

Trotzdem sind es nur Franzosen, die mit Alles besiegender Liebenswürdigkeit bei jenen Schönen Eroberungen machen, und begegnet ihr zufällig in den Champs élisées jenem Kapitän der Garde, welcher verwundet aus der Krim nach Scutari zurückkehrte, so spielt er als gewandter Taktiker die Konversation nach dem Bosporus und erzählt von Eroberungen, gegen welche die des Malakoff eine Kleinigkeit, die aber die Langeweile seines Krankenlagers einzig schuf. Er wird euch möglicher Weise überzeugen, weil er „parole d'honneur" schwört, ja er glaubt zuletzt selbst an ihre Wirklichkeit wie an das Dasein des Château des fleurs in Pera, dessen Löwe er war, was indeß nicht viel zu bedeuten hat.

Verglichen mit der Hauptader, welche Scutari durchpulst, sind die übrigen Straßen, welche in sie münden, nur kleinere Venen zu nennen. Verirrt ihr euch einmal in dieß Labyrinth, so bedürft ihr, um herauszufinden, wie Theseus einer Ariadne. Euern Faden hält der pfiffige Cicerone, ein Inselgrieche, der euch fortwährend zur Seite bleibt, selbst wenn ihr euren Pferde die Sporen gebt.



Ein Prairienbrand im westlichen Nordamerika. (S. 466.)

In diesen Gassen äußert der öffentliche Verkehr nur schwach, ihr bemerkt, wie der den matten Puls des Sterbenden fühlende Arzt, kaum noch Leben, und wenn nicht manchmal noch ein ernster Osmanli auf der Schwelle seines Hauses kauerte, dicke Rauchwolken aus dem Narghileh ziehend, oder ein zerlumpter Neger einen mit allen Sorten Unrath bepackten Esel vorüberjagte, die unartikulirten Töne ausstoßend, würdet ihr euch in einer Todtenstadt zu befinden glauben.

Das Plätschern der Brunnen in den Höfen oder das Wehen einer Pinie, deren nadelreiche Aeste ein leiser Ost regt, so daß sie der Aeolsharfe gleich klingen, macht euch die Stille fühlbar und gibt eurer Brust süßen Frieden und lieblichen Traum.

Die Wohnungen der Osmanli bieten äußerlich wenig Interessantes, in der Regel nicht einmal arabeskenartige Verzierungen, doch die vergitterten Fenster behaupten, so oft ihr auch zu ihnen hinaufstarrt, ihre eigenthümliche Poesie. Zwar werdet ihr nie das entzückend blühende Gesicht einer Zuleika oder Leila durch die engen Maschen dieses Rohrwerkes erblicken, aber eure Phantasie hat freies Spiel, und so mögt ihr euch Märchen dichten, deren Schauplatz der sonnenumflossene, blumengeschmückte, von Rosen und Aloe duftende Raum hinter diesen Gittern ist. Zudem wird der Gedanke, daß Zuleika oder Leila vielleicht selbst ihr dunkles Auge mit Wohlgefallen auf euch ruhen lasse, euch schmeichelhaft genug sein, und eure Augen werden dreist an den Gittern umherirren, ohne verschämt niederzublicken, wie die beim andächtigen Beschauen ertappte Geliebte.

Erst an der Seliminiéh(?) befindet ihr euch wieder auf einem freien Platze. Ihr goldener Halbmond funkelt nicht mehr strahlend in der Sonne, Gram hat ihn gebleicht, da seine ganze Umgebung aus Mißtönen besteht.

Nicht fern nämlich befindet sich das Hauptquartier des englischen Oberbefehlshabers, dem zu Ehren Sitze, hölzerne Ruhebänke vor die Thür gestellt sind; das vis-à-vis bildet eine immense Kaserne, die denselben langweiligen Typus, wie alle abendländischen, trägt; ja John Bull hatte mit der liebenswürdigen Eitelkeit, die ihm im Auslande zur zweiten Natur geworden ist, sogar einige Straßen englisch benannt. Ihr wandeltet in Victoria- und [illegible]street, fast wie in London; aber die Osmanli werden solche Neuerungen wohl entfernt haben, als John Bull ihrem Lande nach beendigtem Kriege selbst den Rücken kehrte.

Durch die Verwandlung in ein Lazaret hatte besagte Kaserne an Interesse nichts gewonnen; es wäre denn, daß eine euch theure Person sich aus dem blutigen Drama „Sebastopol" geflüchtet und hier, den Tod im Herzen und auf den bleichen Lippen, das Auge nicht zu schließen vermochte, bis ihr noch einmal hineingeschaut, oder aber, daß ihr Miß Nightingale, jener wahrhaft barmherzigen Schwester, die mit der Geduld des Mitleids und der Nächstenliebe über den Kranken wacht, einige Worte des Dankes stammeln wollt. —

Südlich von diesem Lazaret besitzt Haider Pascha ein Palais und weitläufige Gärten, die sich bis dahin erstrecken, wo einst vor grauen Jahren Chalcedon stand.

Von den schlanken Säulen eines der Aphrodite geweihten Tempels, dessen weißer Marmor sich in der heiteren Flut der Propontis wie in einem Spiegel beschaute, findet ihr kein Kapitäl und keinen Architrav mehr, und weder die Trümmer eines zerfallenen Kiosk des Padischah, noch der Fanar, den Möven umflattern und dessen blitzende Flamme dem Schiffer des Marmarameeres als leitender Stern leuchtet, wenn in stürmischer Nacht die Gestirne des Firmaments erloschen, bieten euch dafür den geringsten Ersatz. Baut euch aber den Aphrodite-Tempel und seinen lebensfrischen Kultus wieder auf, und zwar an jener heiteren Stelle, deren weiße Felsblöcke euch zugleich ein Fundament liefern, oder sinkt nieder unter einer Gruppe von Pinien, an deren Stämmen leichtfüßige Eidechsen klettern, und gedenkt der schönen Io, die hier an's Land stieg, nachdem der Juno Eifersucht sie in eine Kuh verwandelt.

Ihr bedürft keines Merkur, welcher der Io ihre frühere Gestalt zurückgibt, denn euer Schönheitssinn gestaltet euch nur Schönes, zudem kennt ihr das himmlische Bild des Correggio, welches euch hier die Erinnerung mit lichten Farben vor die Seele stellt.

Wie Demeter der reizenden Tochter Persephone vergeblich rief, nachdem sie Pluto in die Unterwelt hinabgeführt, ruft ihr auf dem Vorgebirge Chalcedon vergeblich der Io Namen; sie weilt in Egypten, wo sie als Isis verehrt wird, den Nil anschwellen(?) heißt, Winde schickt und die Seefahrer beschirmt. Wirklich sendet sie euch sanfte Lüfte; die glatte Fläche der Propontis kräuselt sich, kleine Fischerkähne entfalten die weißen Segel und gleiten über die Flut wie Schwäne, drüben auf den Prinzeninseln aber kühlt Zephyr mit seinem wärmsten Hauche die Blumen, die träumend erblühen. —

Verweilt unter den Pinien bis zum Abend, dann funkeln die Halbmonde und Kuppeln, die Wellen des Marmarameeres gleichen den Rosenfingern der Eos, der Himmel ist tief grün, und die fernen Spitzen des Olymp glühen und lodern in unsäglicher Pracht. —

Jeder Spanier ist von Sevilla und Granada begeistert, in stolzem Entzücken ruft der Italiener sein: „Vedi Napoli e poi muori!" und Beide haben Recht — aber ihr seid nicht immer geneigt, den andalusischen Sirenen Gehör zu schenken, als Troubadour unter ihrem Balkon von Minne zu singen, oder am Faschingstaumel auf dem Toledo oder in der Chiaja Theil zu nehmen, — eure Erinnerung ist manchmal umflort und begehrt ein Todtenopfer. Feiert ihr im Abendlande dies Opfer, bringt es am Allerseelentage auf dem mit Trauerweiden bepflanzten Kirchhofe, da eure Lieben ruhen, ihr aber, die ihr das prächtige Bild Stambuls vor Augen habt, kehrt diesem den Rücken und betretet das lange Todtenfeld der Türken, welches sich meilenweit auf den Hügeln über Skutari hinzieht.

Ein wildes, malerisches Chaos von Leichensteinen, ein endloser Cypressenwald breitet sich vor euch aus; ihr werdet euch, wenn das silberne Mondlicht durch die Zweige schwankt und die Bäume mit bleichem Schimmer übergießt, in die Sahara versetzt meinen, wo der tödtliche Samum wehte und eine ganze Karawane verschüttete. Die umgestürzten Leichensteine mit den steinernen weißen Turbanen gleichen den Skeletten, die aus dem Flugsande hervorragen, und das Geheul der herrenlosen Hunde zwischen den Gräbern ist dem der Hyänen und Schakale so ähnlich, daß ihr unwillkürlich zur Pistole greift.

Am Tage verschwindet dieser gespensterhafte Eindruck mehr und macht der Wehmuth Platz. Ueber jedem Grabe trauert eine Cypresse, der Oeffnung in der Mitte des Grabsteines entblühen Myrthen, Rosen und Lorbeer; ein Todtenblatt(?) ziert statt des Turbans die Gräber der Frauen, von denen manchmal Eine verschleiert zu Füßen des Grabes sitzt und, den Rosenkranz in der Hand, Allah anruft, er möge den Verblichenen des Paradieses Pforten öffnen.

Kein enger schwarzer Sarg umschließt die Todten, und wenn ihr auf eurer Wanderung zwischen den Cypressen auf ein Trauergeleite stoßt, werdet ihr die junge Maid, unter deren Augenlidern nun ewige Nacht liegt, kalt, regungslos und mit aufgelösten Haaren auf einer einfachen Bahre ruhen sehen.

Einige Hände voll Erde werfen die Begleitenden auf den Leichnam, dann entfernen sie sich stumm.

Mögen der Asche Blumen entblühen!

Das Listdenkmal für Reutlingen.

(Zu dem Bild S. 460.)

Eine einfache Tafel über der Thüre eines in der Nähe der Marienkirche zu Reutlingen gelegenen Hauses bezeichnet dem Fremden, welcher die reinlichen und alterthümlichen Straßen dieser Stadt durchwandert, die Geburtsstätte des berühmten Nationalökonomen List. Indem nun gern das Vaterland sich selber durch monumentale Verherrlichung seiner großen Söhne ehrt, wurde beschlossen, List in seiner Vaterstadt ein Denkmal zu setzen, dessen Ausführung man auf des leider bereits heimgegangenen Meister Rietschel's Empfehlung seinem jungen und talentvollen Schüler, Gustav Kietz, übertrug. Das von diesem Künstler im Geist seines hohen Meisters gefertigte Modell war Ende Februar zu Dresden ausgestellt, und ging dann nach Braunschweig, wo Howaldt es in Erz gießen wird. Die überaus große Porträtähnlichkeit, das Charakteristische im Ausdruck, der Haltung und Gewandung, überhaupt künstlerische Naturwahrheit muß diesem Werk von Kietz in vollstem Maße nachgerühmt werden. — In moderner Tracht, in eine Art weiten faltenreichen Paletot gekleidet, steht die kräftige, stämmige Gestalt, den rechten Fuß vorgesetzt, in der linken Hand, die sich auf die untergeschlagene Rechte stützt, eine Rede haltend. List ist in dem Augenblick dargestellt, wo er vor dem Beschauer seine Lehre klar und eindringlich vorträgt, und dieß Wesen spiegelt sich so vollkommen im Antlitz, daß jedes erläuternde Attribut vom Künstler verschmäht werden konnte. In der ganzen Arbeit liegt so viel Wärme, Liebe zu dem Gebilde und gewissenhafte Ausführung, daß Kietz mit diesem Werke sich in die Reihe der besten deutschen Bildhauer eingeführt hat. — Die Zeit der Errichtung dieser Statue in Reutlingen ist noch unbestimmt, jedenfalls berichten wir noch ferner darüber.

Ein Prairiebrand.

(Zu dem Bild S. 465.)

Alexander von Humboldt, vielleicht der einzige Naturforscher, welcher zugleich Poet ist, hat in seinen „Ansichten der Natur" ein so getreues, umfassendes und großartiges Bild der südamerikanischen Llanos entworfen, daß wir diesen großen Gelehrten den eigentlichen geistigen Entdecker dieser immensen Landstriche nennen dürfen, da durch ihn erst die gebildete Welt über dieselben belehrt wurde. Aehnlich nun, wie in Südamerika, dehnen sich auch noch in Nordamerika, wo der Fuß der Ansiedler den Boden noch nicht betreten, Prairien in meilenweiter Entfernung und ermüdender Einförmigkeit. Selten nur werden diese flach liegenden Länderstrecken von einem sanft gewellten Höhenzuge unterbrochen, fast kein Baum bringt Abwechselung in das einförmige Gewälde der mit hohem Gras bewachsenen Ebene. Der transatlantische Reisende, welcher in diese öden Gegenden kam, getrieben von Eifer für die Wissenschaft, bemerkt oft am fernen Horizont Wolken von Rauch, welche der Wind wirbelnd aufjagt(?). Und indem er verwundert nach dem unbekannten Phänomen hinstarrt, berichten ihm seine ihren heimatlichen Boden wohl kennenden Begleiter, die Prairie stehe in Flammen. Oft entstehen diese Brände durch irgend einen Zufall oder Nachlässigkeit der Reisenden und Jäger, für gewöhnlich jedoch legen die Prairiebewohner absichtlich das Feuer an, damit die Asche befruchtend auf Gräser und Kräuter wirke. Denn schon nach wenig Tagen entsprießt frisches, üppiges Grün der eben niedergebrannten Strecke, und die Indianer lassen dann dort ihre Heerden im zuwachsenden Ueberfluß weiden. — Vielfach indeß gereichen solche Brände zum Schaden der Einwohner, und bringen den weidenden Heerden wie dem Wild den Tod; denn Niemand kann dem einmal entfesselten Element einen hemmenden Damm entgegensetzen, hauptsächlich dann, wenn noch ein Sturm die hellen Flammen über die grasreiche Ebene fegt. Namentlich ist der Anblick einer brennenden Prairie bei Nacht von imposanter, pittoresker Wirkung, und weder der Pinsel des Malers noch die glänzendste Schilderung des Dichters wird das Erhabene der wirklichen Szenerie nur annähernd erreichen können. Der dunkle Himmel spiegelt gleichsam das wogende Flammenmeer in rother Gluth zurück, die Sterne erbleichen vor dieser verzehrenden Gluth; wie nebelhafte, schwarze Ungeheuer dehnen und recken sich die dichten Qualmwolken. Entsetzt flieht das Gethier der Prairie; den donnernden Hufen der Pferde, die mit hellem Wiehern, fliegenden Mähnen, geöffneten Nüstern davonsprengen, den angstvoll brüllenden, mit dem Schweif in Verzweiflung schlagenden Rindern, dem listigen Fuchs folgt das verzehrende Element. Die Luft zittert, der Boden ist heiß, die Atmosphäre von Brandgeruch erfüllt; flügelschlagend kreist der Geier hinter dem geängstigten Wild, lüstern auf die Beute, die ihm bald verfallen. Wehe dem Menschen, welcher von einem solchen Brande überrascht wird. Vergebens wird er sein Roß zur Windeseile anspornen, das rasende entfesselte Element ist schneller, und Roß und Reiter fallen ihm unbarmherzig zur Beute.

München.

Anfang April.

♀ Wenn man in der modernen Kunst von einer münchner Schule redet, so gilt das eigentlich nur von der Malerei. Cornelius ist die münchner Schule. In der Skulptur ermangelte ein solcher Führer bisher. Schwanthaler hatte künstlerisch wohl das Zeug dazu; aber seine Persönlichkeit war nicht wuchtig genug. Mit unserer Baukunst steht es noch schlimmer aus. Ihr fehlt alle Tradition, aller Zusammenhang. Das architektonische München des Königs Ludwig ist ein Architekturmuseum: Klenze, Gärtner, Ohlmüller u. s. w. repräsentiren eben so viele Zeit- und Volksanschauungen der Vergangenheit, die man möglichst vollständig wieder heraufbeschwören(?) wollte. Vom Standpunkt der Gegenwart angesehen, steht ihr Streben in der Luft. Einer folgte dem Andern, wie verschiedene Moden. Das Einzige, was wir am Ende voraus haben, ist dem großen Sinn des königlichen Bauherrn und seinem entschieden glücklichen Griff bei der Wahl der Persönlichkeiten zuzuschreiben.

Seit dem Regierungsantritt König Max II., d. h. seit 1848, kann man eine Veränderung der Dinge wahrnehmen, auf welche hinzuweisen wohl von Interesse sein dürfte. Man strebt hier seit jener Zeit entschieden aus dem architektonischen Eklektizismus heraus. Man will auf eigenen Füßen stehen. Man will einen „neuen Baustyl". Es ist nicht mehr ganz unbekannt, daß diese Tendenzen im Kabinet des jetzigen Monarchen fortwährend mit Eifer gehegt werden. Die ungewöhnliche Bauthätigkeit, welche jetzt hier herrscht, empfängt, ganz wie vor 30 Jahren, von oben herab ihre Impulse. Allein diese Impulse haben dennoch einen weit weniger persönlichen Charakter, als die damaligen. Es ist nicht mehr das persönliche, kunstliebhaberische Wohlgefallen, was entscheidet, sondern man strebt danach, dem Volks- und Zeitbewußtsein zu dienen. Die Erkenntniß ist durchgedrungen, daß die Baukunst so wenig wie irgend eine andere artistische Thätigkeit gedeihen kann, ohne fest im Boden des Volks zu wurzeln. Man geht bewußt oder unbewußt mit dem Strom.

Es liegt uns für diese Wandlung ein bemerkenswerthes Zeugniß vor. Als unser König bald nach seinem Regierungsantritt eine große architektonische Konkurrenz ausschrieb, wurde eine Art Denkschrift erlassen, in der die Prinzipien eines modernen nationalen Baustyls angedeutet waren. Dann folgten die ersten Bauten, in denen man dieselben verwirklichen wollte, einige Privathäuser in der neuen Maximiliansstraße, das neue Gebärhaus in der Sonnenstraße. Sie zeigen ein Gemisch von mittelalterlichen und Renaissance-Formen. Man scheint in der Gothik und ihrer aufstrebenden Massengliederung das Nationale, in der Renaissance mit ihren horizontalen Abschlüssen und flachen Dächern das Moderne gesucht zu haben. Neuerdings nun muß der königliche Urheber des neuen Baustyls an den Erfolgen dieser Verbindung zweier schwer vereinbarer Elemente selbst irre geworden sein. Er hat an hervorragende Männer der architektonischen Praxis und Theorie ein Schreiben erlassen, in welchem die Frage nach einem originalen und allgemein gültigen Stylprinzip einer nochmaligen Erwägung anheimgegeben wird. In demselben wird mit besonderer Wärme der Bestrebungen Schinkel's gedacht, aber die blinde Nachahmung seiner Weise mit Recht verworfen. Dem Drange der Zeit, heißt es, mit ihren eigenen Mitteln zu operiren, müsse Vorschub geleistet werden. Der deutsche Geist wolle auf dem Gebiete der Kunst dieselbe Einheit und Selbstständigkeit, die er im staatlichen Leben anstrebe. Besonders interessant sind folgende Worte: „Dieß Gefühl (das nationale) lag schon den unfruchtbaren Versuchen zu Grunde, die Gothik wieder zu beleben. Aber wäre auch der gothische Styl, was er nicht ist, ein reines Erzeugniß germanischen Geistes, so würde doch mit seiner Wiedereinführung eben nur der mittelalterliche Geist der deutschen Nation wieder aufgeweckt und die modernen Bedürfnisse unseres Volkes kämen dabei nicht zu ihrem Recht." Es steht zu erwarten, daß dieser Ruf aus königlichem Munde, der als solcher gewiß die höchste Beachtung verdient, ein mannigfaches Echo in der architektonischen Welt finden wird. Daß die Frage so bald sich lösen lasse, daß man den Styl der Zukunft auf diesem Wege nächstens finden werde, ist wohl Keiner so thöricht zu glauben. Aber es ist erfreulich, zu sehen, daß man von den Thronen immer mehr und mehr den Stimmen der Zeit lauscht, und sich ohne Phrase an die „Spitze der Bewegung" auch im geistigen Leben stellen will.

Die Bauten an der Maximiliansstraße schreiten inzwischen rastlos vorwärts. An den Façaden der beiden Hauptgebäude, die den großen Platz rechts und links begrenzen, haben die Arbeiten wieder begonnen. Die beiden Isarbrücken sind in Pfeilern und Widerlagern vollendet. Zahlreiche Privathäuser werden mit dem beginnenden Frühjahr begonnen und ausgebaut. — Auch in der älteren Stadt entsteht manches Neue: an der Karlsstraße, der Basilika gegenüber, ein neues Gewächshaus und botanisches Museum, mit einem interessanten Kuppelbau in Glas und Eisen, von Oberbaurath v. Voit; an der Nymphenburgerstraße eine neue großartige Kaserne, deren Ausführung dem Baumeister Berger übertragen ist. Die Propyläen am Glyptothekplatz werden im nächsten Jahr vollendet sein.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— Gustav Rasch hat in einem zweiten Bande seines italienischen Reisebuches „Frei bis zur Adria" (Berlin, Bergel) Venezien, Modena, Rom, Neapel und Sizilien unter die Vergrößerungslupe seines Parteistandpunktes genommen, und uns eine Leidensgeschichte dieser Staaten erzählt, die mit Blut statt mit Tinte geschrieben ist. Wir zählen uns nicht zu den Nationalitätenschwärmern und konnten deßhalb auch an diesem Buche keinen Geschmack finden, während es für Liebhaber von Kriegsgeschichten — und dieß Publikum ist groß — eine sehr ansprechende Lektüre sein muß. Wir haben dem „italienischen Wunderbuch" so sehr alle Ehre angethan, daß wir auch dieß Urtheil aussprechen zu müssen glauben.

— Dr. J. Brück, welcher sich als Zahnarzt auch in nicht speziell medizinischen Kreisen eines geachteten Namens erfreut, bringt in der Förstner'schen Buchhandlung in Leipzig eine „Diätetik der Zähne", die wir in die Hände unserer Leser empfehlen. Das Schriftchen, das einen so wichtigen Gegenstand der Schönheit und Gesundheit behandelt, ist faßlich und interessant geschrieben, und nimmt unter den diätetischen Schriften, die neuerdings in großer Zahl auftauchen, unbedingt einen sehr hervorragenden Rang ein.

— Peter Lohmann, welcher bei C. Merseburger in Leipzig „Drei Operndichtungen" erscheinen ließ, bemerkt im Vorwort, daß er an jedes Musikdrama die strengsten dramatischen Forderungen überhaupt stelle, dabei jedoch selbstverständlich für nothwendig erachte, den Eigenschaften der Musik volle Rechnung zu tragen; irgend eine Beschränkung in der Wahl des Stoffes erkennt er nicht an, sondern fühlt sich nur gedrungen, Reinmenschliches als Grundlage seiner Schöpfungen zu gebrauchen. Die Namen der drei Operndichtungen, die übrigens schon an Komponisten vergeben, sind „Die Rose vom Libanon", „Die Brüder" und „Durch Dunkel zum Licht."

— Die Leipziger Verlagshandlung Ernst Keilmann(?), eine reine Romanfabrik, publizirt einen sozialen bandwurmähnlichen Roman in sechs Bänden „Das Geschlecht der Zukunft" von einem anonymen Autor. Der Ausstattung nach scheint das Buch eher dem vorigen als dem jetzigen Jahrhundert anzugehören, möglicher Weise auch dem zukünftigen, auch was wir in dem Roman lesen, mag einem kommenden Geschlecht behagen, das gegenwärtige wird sich schwerlich mit solcher Lektüre plagen. — Willkommener wird namentlich den Frauen ein anderer Roman „Konstanze" von Emmy von Rothenfels(?) sein; die Verfasserin scheint noch Anfängerin, hat aber ein hübsches deskriptives Talent und erzählt anmuthig.

— Theodor Mügge's hinterlassener Roman „Der Prophet", welcher so eben erschien, hat den Bauernkrieg der Reformationszeit zum Hintergrund, und dürfte darum schon bei der volksthümlichen Art des Dichters ein großes Interesse erregen. Alle Gestalten, die darin auftreten, sind so charakteristisch, so scharf gezeichnet, die Ortsbeschreibungen so landschaftlich treu, die Konflikte so wahr und kräftig durchgeführt, daß der Roman unbedingt der Afraja an die Seite gestellt werden kann.

— Von Alexander Büchner erscheint nächstens ein Werk „Balzac und seine Zeit". In demselben wird dieser berühmte Dichter als literarischer Repräsentant des modernen Frankreichs dargestellt.

— Schulrath Abeken in Osnabrück, der mit den Dichtern der weimarer Periode noch in persönlichem Verkehr gestanden, wird in Kurzem eine kleine Schrift veröffentlichen „Drei Jahre aus Goethe's Leben".

— Friedrich Steinmann läßt nun bei Binger in Amsterdam „Briefe von Heinrich Heine" erscheinen. Die beiden Theile enthalten Briefe an Grabbe, Varnhagen, Stahr, Wilhelm Müller, Johannes Müller, Freiherrn von Hallberg, August Lewald und Andere. Eine Broschüre „Der Freiheitskrieg wider H. Heine's Dichtungen" soll den unzweideutigen Beweis der Echtheit dieser von Steinmann veröffentlichten Schriftstücke liefern. Da Steinmann sich nur theilweise im Besitz der abgedruckten Originalbriefe befindet, so wurde ihm die Publizirung vieler derselben, wie uns ein, Heine im Leben sehr nahestehender Schriftsteller belehrt, nur dadurch möglich, daß der Herausgeber die Brouillons dieser Episteln von Heine zum Geschenk erhielt. Denn der sehr eitle Dichter des „Buchs der Lieder" pflegte selbst seine vertrauten Briefe im Hinblick auf spätere Veröffentlichung zu schreiben, auch zu Freunden scherzend über Steinmann zu sagen: „Passen Sie auf, der wird noch einmal mein Unglück!" Fast scheinen diese Worte Heine's prophetisch, soviel ist gewiß, sein Ruhm ist durch Steinmann nicht vermehrt worden.

— Flaeschäh hat in einem kleinen Werke die politischen und sozialen Zustände Westphalens beleuchtet, und dieselben höchst übersichtlich und anziehend dargestellt.

— Von den Vorträgen des wissenschaftlichen Vereins in Berlin, welche auch diesen Winter reichen Stoff der Belehrung boten, ist so eben der des Professor Erdmann aus Halle: „Das Träumen" erschienen, der dieses Räthsel nicht löst, aber doch in voller Beziehung aufstellt. Im gleichen Verlag (Hertz in Berlin) und gleicher Miniaturausstattung erhalten wir einen geistvollen Vortrag Hermann Grimm's: „Goethe in Italien".

— H. Schultes hat ein verdienstliches Unternehmen in seinem „Geschichtskalender", welchen der Historiker Sybel eingeleitet, begonnen. Der erste Jahrgang umfaßt eine Chronik der Ereignisse im europäischen Staatensystem, eine Uebersicht der Börsenkurse, eine Uebersicht der Ereignisse des Jahres 1860 in ihrem Zusammenhang und eine Biographie Garibaldi's. Letztere scheint etwas inkongruent mit dem übrigen Material, so interessant diese Arbeit Reuchlin's auch ist.

Literatur des Auslandes.

— Die französische Literatur wird von der Politik in solchem Grade beherrscht, daß im Augenblick nichts Gedeihliches zu Stande gebracht wird. Die Broschüre, das Pamphlet steht oben an und verdrängt das Interesse für alles Andere. Die großen Namen schweigen, und nur Herr Lamartine geht literarisch betteln. Aber selbst die Zeitgeschichte kommt dabei nicht vorwärts; wir begegnen kaum dann und wann einem lesbaren Buche. Ch. Garnier hat uns bei Dentu ein „Journal du Siége de Gaëte" gebracht, dessen Schilderungen man, wie alle französische Zeitgeschichte, mit Mißtrauen aufnehmen muß. Nur Baissancourt hat eine rühmliche Ausnahme mit seinem Krimkriege gemacht. — In der Reiseliteratur heben wir als ein höchst interessantes Buch hervor: La Sauche's „Voyage en Egypte" (Pascal), welche viel neues Detail bringt und sich angenehm liest. „Les Soirées de Constantinople" von de Lamotte (Jesuit) ist mehr Plauderei. Mitunter liest sich „La vie des Châteaux en Ukraine" von Bagreff-Speranski, welches uns einen tiefen Blick in das Leben des russischen Adels werfen läßt. Wissenschaftliche Resultate bringt Jacobs in seiner „Océanie nouvelle" — Die Romanliteratur wird immer dürftiger, davon zeugen die neuen Auflagen, welche fortwährend von Dumas erscheinen. Henri Murger's, des kürzlich verstorbenen Romantikers vollständige Dichtungen, sind bei Levy unter dem Titel „Les nuits d'hiver" zusammengestellt und mit einer Biographie dieses schönen Talentes herausgegeben worden. Von Berthet, dem französischen Spindler, erhalten wir einen anziehenden Roman „La bastide rouge". Feuillet gibt ein psychologisches Stück in seinem Journal d'une jeune fille pauvre (Hetzel). Den ehrlichsten Titel, der uns seit lange vorgekommen, hat Herr Nicolle für seine phantastischen Geschichten gewählt: „Contes invraisemblables". Ein interessanter Beitrag zur Geschichte des französischen Theaters ist H. Delorkes „Manuel du vaudevilliste". Ch. Vincent gibt einen werthvollen Beitrag zur Kulturgeschichte in seiner „Histoire de la chanson" mit einer philosophischen Einleitung von Buchez, und für Freunde des Sports mag sich Frau Michels Werk „Au passé et de l'avenir des haras" empfehlen.

Bildende Künste.

— Das effektvolle patriotische Bild von F. Diez „Vor den Thoren Leipzigs, am 18. Oktober 1813" war Mitte April in dem großen Saale der stuttgarter Kunstakademie ausgestellt und fesselte viele Beschauer durch seine lebenswahre und ergreifende Komposition. Die schönste Gruppe des bedeutenden Gemäldes ist sicher die des sterbenden deutschen Jünglings, der in den Armen einer Alten verblutet, während die Braut oder Schwester ihm die Siegesnachricht verkündet. Napoleons Flucht scheint uns etwas zu dahin. Das Bild ist vom König von Württemberg angekauft und der Staatsgallerie einverleibt worden.

— In der Kunstakademie zu Düsseldorf ist gegenwärtig ein Theil der Bilder ausgestellt, welche verloost werden sollen zum Behuf der Erwerbung des Jacobi'schen Gartens für den „Malkasten".

— Der belgische Kupferstecher Bal hat für seinen Stich des Gallait'schen Bildes „Jeanne la folle" eine Prämie erhalten, welche in einer goldenen 600 Franken werthen Medaille besteht.

— Der Holzschnitt tritt mehr und mehr in seine Rechte ein: man erkennt, daß er dem deutschen Geiste mehr entspricht, als irgend eine andere Bildweise, daß er darum auch die beste Form der Illustration deutscher Dichter ist. F. W. Gubitz hat dies jüngst in seinem Holzschnittprachtwerk: „Lied und Bild deutscher Dichter und Künstler" bewiesen. Die schönsten Lieder deutscher Poeten sind je auf einem besonderen Blatte mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Burger, G. Jäger, Merkel, Neureuther, Pahschke, Schlick und Ihen geschmückt, welche die xylographische Anstalt von Flegel ausführte, die den deutschen Geist in der Handhabung des Stichels meisterhaft zu bethätigen wußte. Der Holzschnitt wird durch solche Arbeiten mehr und mehr salonfähig.

— Bei Theobald Grieben in Berlin ist ein „Photographischer Almanach für das Jahr 1861" erschienen. Derselbe enthält „Annalen der Photographie für 1860, Photographische Arbeitsstunden, Photographische Gesellschaften, ihre Vorstände, Sitzungstage und Ausstellungstermine, Photographische Verfahren und Rezepte, die Erfindung des Anthotypieverfahrens, Eine Stunde bei Meilander, Der unglückliche Photograph" ꝛc. ꝛc. und mag Männern von Fach wie Dilettanten bestens empfohlen sein.

Musik.

— Der Komponist Karl Perfall hat ein neues Werk „Undine", deutsches Märchen, nach einer Dichtung von Franz Bonn komponirt, wovon Partitur und Klavierauszug erschienen.

— Die bayerische Musikzeitung bringt eine kritische Beurtheilung des gounod'schen „Faust", an deren Schluß es heißt: die gounod'sche Oper enthält viel hübsche Musik, welche ihr ohne Frage allenthalben die Thore der Theater öffnen und den Beifall des Publikums sichern wird. Vom praktischen Gesichtspunkte kann dieser Erfolg nur willkommen geheißen werden, weil dadurch der einseitigen, angeblich deutschen Richtung Richard Wagner's (die wir aber als solche nicht anerkennen, da wir vom deutschen Wesen eine höhere Meinung haben) ein wirksames Gegengewicht entsteht. Als französische Oper eines talentvollen Komponisten betrachtet, ist das Werk schon von vorn herein ebenso interessant als lehrreich, es bestätigt, daß gewisse Unterschiede der Anschauung sich durch Jahrhunderte behaupten. — Vom kunsthistorisch kritischen Standpunkte erscheint diese Oper höchstens als ein relativer Fortschritt, insofern in ihr das natürlich Menschliche, Ungekünstelte mehr hervortritt, als in der französischen neueren Oper eines Meyerbeer und Halevy. Als ein absoluter kann er keineswegs hingestellt werden, da die Bedingungen dramatischer Musik ebenso wie die der absoluten in den Meisteropern eines Gluck, Mozart, Beethoven und Weber bei weitem entschiedener und vollkommener erfüllt sind. Auch als französische Oper können wir ihr auf ihrem eigenen Gebiet keinen absoluten Fortschritt vindiziren, da das französische Element hauptsächlich in der leichten graziösen Form liegt; diese aber mehr in der komischen als in der tragischen Oper zum Ausdruck kommen kann, und in früheren französischen Werken auch bereits zu trefflichem Ausdruck gekommen ist.

Bühne.

— Dr. Emil Kneschke ist mit einer Schrift über „Das deutsche Lustspiel in Vergangenheit und Gegenwart" beschäftigt, die demnächst die Presse verlassen wird. Gewidmet wird das Werk Dr. Gustav Kühne.

— Musikdirektor A. Schlebner hat mit einer Erstlingsoper „Der Graf von Santaren" auf dem leipziger Theater mit Glück debutirt.

— Offenbach's schöne „Magellone" hat wie in Paris, auch auf dem wiener Karltheater, nicht gefallen, obgleich das Stück mit verschwenderischer Pracht ausgestattet war.

— Das Burgtheater hat mehr Glück als die berliner Hofbühne; während diese noch immer keinen Ersatz für die Fuhr gefunden, hat sich kaum der Vorhang hinter der Goßmann gesenkt, und schon ist wieder ein neues Talent gewonnen, das es wagen dürfte, die Hermance im „Kind des Glückes" vor demselben Publikum zu spielen, das der Goßmann eben noch zugejauchzt. Das junge Talent heißt Baudius und ist ein Schauspielerkind.

— Das pesther deutsche Theater ist gegenwärtig der Tummelplatz aller Nationen, man hat da englische Akrobaten, amerikanische Jongleurs, französische Operetten, ungarische Provinzialschauspieler, italienische Oper, mitunter auch schlechte deutsche Schauspielvorstellungen — und zum mindesten keine schlechten deutschen Opernvorstellungen.

— Das Lyceumstheater in Barcelona, das nach der Scala in Mailand für das größte in Europa galt, ist abgebrannt.

Kultur und Wissenschaft.

— Justus Perthes, der Schatzmeister des Komités der Heuglin'schen Expedition nach Inner-Afrika, veröffentlicht einen neuen Rechenschaftsbericht, nach welchem bis jetzt für das Unternehmen 15,872 Thaler gesammelt sind.

— Die ungefähr 40,000 Bände, meist Werke über Geschichte, christliche Kunst und Alterthumskunde, umfassende Privatbibliothek des Königs Friedrich Wilhelm IV von Preußen ist laut Testament seinem Bruder König Wilhelm vermacht, mit Ausnahme der „artistischen Werke", welche seiner Wittwe hinterlassen wurden.

— Theodor von Heuglin, welcher glücklich in Kairo angekommen, wurde am 23. März vom Vizekönig in feierlicher Audienz empfangen, und überreichte demselben das ihm von Seiner Majestät König Wilhelm verliehene Großkreuz des Adlerordens.

— In London starb Robert Jamieson, der große afrikanische Reisende, der auf seine eigene Kosten 1839 ein Schiff ausrüstete, um das afrikanische Flußgebiet im Westen des Kontinents zu erforschen, und sich auch später bei allen Expeditionen dahin mit Rath und That betheiligte.

— Karl Vogt wird demnächst eine wissenschaftliche Reise nach Scandinavien, Lappland und Island machen.

Hof-Chronik.

— Die Königin Viktoria hat Ihrer Majestät der Kaiserin von Oesterreich abermals Ihre Yacht „Victoria and Albert" zur Disposition gestellt und wird die hohe Frau ihre Rückreise über Malta und Triest antreten.

Gestorben.

— Dr. Kastid, Professor an der Otto-Universität, 34 Jahre alt, Ende März zu Athen.

— Principe Pompeo Gabrielli, päpstlicher Generallieutenant, Ende März in Rom.

— Georg Dreßlinger, akademischer Bildhauer, Anfang April in Wien.

— Graf Althann, Grande von Spanien, k. k. österreichischer Kämmerer, Anfang April in Prag, 63 Jahre alt.

— Graf Kolowrat-Liebsteinsky, vormaliger Staats- und Konferenzminister, 84 Jahre alt, am 4. April, in Wien.

— Graf Friedrich von Herberstein, 6. April in Graz.

— Professor Unzel, Mitglied der juristischen Fakultät in Jena, am 8. April.

— Regierungsvizepräsident Delius, 52 Jahr alt, am 11. April in Aachen.

— Prinzeß Sophie zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, am 12. April in Dresden.

— Polizeidirektor Julius von Düring, am 13. April in München.

Die Eröffnung des ungarischen Landtages.

(Zu dem Bilde S. 468.)

Der unter Bangen und Zweifeln erwartete ungarische Landtag ist endlich am 6. April Mittags in Ofen eröffnet worden und wurde sodann nach Pesth, wo die eigentlichen Sitzungen begannen, verlegt. So hatte die Regierung die Forderungen der Nation mit ihren Wünschen in Einklang gebracht. Vor der Eröffnung fand in der ofener Burgkapelle, vor welcher die Jugend Spalier bildete, ein feierlicher Gottesdienst Statt, bei welchem Seine Eminenz der Fürstprimas celebrirte. Vor zwölf Uhr, nach Beendigung des Gottesdienstes, verfügten sich die Magnaten, der hohe Klerus, beide Stände waren ziemlich zahlreich anwesend, und die erschienenen Deputirten, deren überwiegende Majorität sich von der Eröffnungsfeier in Ofen prinzipiell ferne hielt, in den prachtvollen Thronsaal der königlichen Burg, wo kurz darauf der Judex curiae, Graf Apponyi, erschien, und sich in einer kurzen Ansprache als den für diesen Landtag ernannten königlichen Kommissär vorstellte. Hierauf las der Tavernikus, Graf Georg Majlath, das auf die Eröffnung bezügliche königliche Schreiben vor, in welchem den Ständen Gruß und Gnade entboten und bedeutet wird: Seine Majestät habe beabsichtigt den Landtag persönlich zu eröffnen, sei aber verhindert und entsende deßhalb Graf Apponyi als seinen Kommissär, schließlich wird der Entsagungsurkunde des Königs Ferdinand und des Erzherzogs Franz Karl erwähnt, die dem Landtag zur Einschaltung in's Gesetz in legalisirter Uebersetzung vorgelegt werden. Endlich wird nach Hinweisung auf die pragmatische Sanktion das Inauguraldiplom versprochen, auf Grund dessen Seine Majestät sich krönen lassen und zur Krönung des Landtages herkommen wird. Graf Apponyi hielt sodann eine Eröffnungsrede, die, den einzelnen Punkten des Eröffnungsschreibens folgend, gleichsam eine Interpretation desselben war, und in welcher betont wurde, daß Seine Majestät entschlossen sei, das Verhältniß Ungarns zu den übrigen Theilen der Monarchie der ungarischen Verfassung gemäß zu modifiziren, und bereit sei, die Rechte der Nation durch einen Eid zu garantiren. Des Februarpatentes that Apponyi keine Erwähnung, wohl aber annähernd des Reichsrathes. Schließlich unterbreitete er den Ständen in Rücksicht auf die Anhänglichkeit der Nation an das Gesetz die Bewilligung zur Abhaltung des Landtages in Pesth. Hierauf ging die Versammlung auseinander und wurde von dem mittlerweile in großer Menge versammelten Volke im Schloßhofe freudig begrüßt. Die Ordnung, für deren Aufrechthaltung junge Magnaten und eine Fraktion der Universitätsjugend sorgte, wurde nirgends gestört, und so gestaltete sich die Eröffnungsfeier des Landtages, wenn auch gerade zu keinem Nationalfest, so doch immerhin zu einem erhebenden Akt der Anerkennung der Rechte der Nation.

Um unsere Skizze zu vervollständigen, wollen wir noch Einiges über die Eröffnung des Oberhauses und Unterhauses — die wir später in Bild und Wort darstellen werden — erwähnen.

Eben auch am 6. April nach 1 Uhr wurden die Sitzungen des Oberhauses in dem zu diesem Zwecke eingerichteten Redoutensaale unter dem Vorsitze des Alterspräsidenten, Graf Michael Esterhazy, eröffnet, der in seiner Ansprache des erschossenen Grafen Ludwig Batthyanyi, im Jahre 1848 Premierminister, rührend gedachte. Auf Veranlassung des Kardinalprimas wurden die Thronentsagungsurkunden verglichen, wonach das Haus konstituirt wurde, nachdem ein königliches Schreiben verlesen ward, demzufolge Graf Apponyi zum ersten und Graf Majlath zum zweiten Präsidenten des Oberhauses ernannt sind. Hierauf schritt man zur Wahl des aus vier Schriftführern bestehenden Bureaus, das aus den Herren Gozsdu, Szapáry, Graf Julius Károlyi und Baron Orczy gebildet ward. Der greise Graf Karl Zichy protestirte gegen die Abfassung des Ernennungsschreibens ohne Kontrasignirung eines verantwortlichen Ministeriums, und ersuchte den Präsidenten darauf hinzuwirken, daß das verantwortliche ungarische Ministerium je eher je lieber in's Leben trete. Endlich wurde auf Antrag des Grafen Pálffy das Verifikationskomité ernannt und die Eröffnungssitzung geschlossen. Auch hier hatte die Jugend Konstablerdienst verrichtet. In den festlich mit Fahnen geschmückten Straßen wogte das Volk, trotz der ungünstigen Witterung, den ganzen Tag über auf und nieder.

Um 4 Uhr Nachmittags wurde im Nationalmuseum, dessen Prunksaal entsprechend dekorirt ist, die erste Sitzung des Unterhauses abgehalten. Der im Jahre 1848 das gleiche Amt bekleidende Ladislaus von Palóczy führte als Alterspräsident den Vorsitz und hielt eine Ansprache, in welcher er auf die verflossenen 13 Jahre einen Rückblick warf. Hierauf wurden die Grafen Béla Széchenyi — Sohn des verstorbenen Grafen Stephan Széchenyi — und Eugen Zichy zu Schriftführern gewählt. Dann wurde das Verifikationskomité ernannt, welchem die Deputirten ihre Wahlprotokolle einreichen. Folgte der Antrag, daß kein in's Gesetz einschlägiger Beschluß gefaßt werde, da wegen der Abwesenheit der kroatischen und siebenbürgischen Deputirten der Landtag nicht vollständig ist. Nachdem diese Präliminarien in beiden Häusern geschlossen, wurden die eigentlichen Verhandlungen Dienstags begonnen, Dienstags, weil man Montag, den 8. April, als am Todestage Széchenyi's, für denselben eine erhebende Todtenfeier veranstaltete, die an Großartigkeit noch die vorjährige übertraf und an der sich ganz Pesth betheiligte.

Land.

Aus den preussischen Kammern.

(Zu dem Bilde S. 468.)

Als das Ministerium Hohenzollern-Auerswald an's Ruder trat, schaarte sich eine große ministerielle Partei, in der sich Alles zu vereinigen schien, was, angewidert von der zehnjährigen manteuffel'schen Mißregierung, mit frischeren Winden das Schiff des Staats in das Fahrwasser des wahrhaft konstitutionellen Rechtsstaats treiben wollte. Die Wahlen fielen mit ungeheurer Majorität für das Ministerium aus, und ausdrücklich sollten sie zugleich eine Verschmelzung sämmtlicher Fortschrittsparteien sein, man konnte damals das kühne Wort hören, daß es hinfort keine demokratische, keine liberale, sondern nur noch die eine große Fortschrittspartei geben könne. Es bedurfte nicht langer Erfahrungen, um solche Illusionen zu zerstören. Die demokratische und liberale Partei stehen sich wieder gegenüber, und haben sich heftige Kämpfe geliefert. Verschiedene Fragen, wie z. B. die auswärtige Politik, die Frage der Armeereorganisation, warfen die ganze bisherige Parteigruppirung über den Haufen, und ohne Zweifel würde das gegenwärtige Parteiwesen in noch weit größerer Desorganisation sich befinden, wenn nicht das Haupt der großen ministeriellen Fraktion, Herr v. Vincke, durch seine persönliche Autorität der divergirenden Tendenz bis jetzt noch Halt gäbe. Es könnte bei den heftigen, zum Theil maßlosen Angriffen, denen Herr v. Vincke keineswegs bloß von preußenfeindlicher Seite ausgesetzt ist, Wunder nehmen, daß Herr v. Vincke immer noch so große Autorität besitzt. Allein man darf außer den großen Verdiensten, die er sich um das konstitutionelle Preußen erworben, schon seit dasselbe in den ersten Anfängen lag, nicht vergessen, daß er sich durch seine persönlichen Eigenschaften zum Parteiführer umgeschaffen, rasch, unermüdlich im Angriff, voll Witz, ein ewiger Plänkler, schonungslos, beredt, witzig, freilich so, daß über diesen glänzenden Eigenschaften zuweilen die Gründlichkeit und der Grund der Sache Noth leiden. Immerhin aber ist ein solches frisches, belebendes, immerfort sprudelndes Element doppelt nothwendig, da sonst in der großen Partei die doktrinären, äußerst vermittelnden Elemente die Oberhand haben. Unter diese doktrinären Elemente sind die Professoren Simson und Beseler zu rechnen, jener der Präsident der Kammer, vom frankfurter Parlament als einer der Häupter Gothas bekannt, in der Führung des

Präsidiums jedoch durch Takt und Unparteilichkeit unübertrefflich, während jener vermittelnde Charakter bei Beseler schon mehr in das eigentlich sogenannte Doktrinäre sich verblaßt. Einer entschiedeneren Richtung gehört der Oberbürgermeister Grabow an, der gediegene Präsident der Nationalversammlung in Berlin vom Jahre 1848, Diesterweg, der langjährige Streiter für eine freiere Gestaltung des Unterrichtswesens, ebenso der sächsische Minister a. D. v. Carlowitz, der zwar auf den Bänken der Fraktion Mathis (altpreußische Partei) sitzt, aber in manchen, wie namentlich der deutschen Frage, sehr verschiedenen Ansichten huldigt. Eine eigene Stellung nimmt der Kaplan v. Berg ein, durch Geist und Beredsamkeit eines der hervorragenderen Mitglieder. Wenn ihm Glaubensbekenntniß und Beruf seinen Platz eigentlich auf den katholischen Bänken anweisen, so gehört er seiner politischen Ueberzeugung nach vielmehr der Demokratie an, in welcher Beziehung er seiner Vergangenheit in der preußischen Nationalversammlung treu blieb. In den letzten Jahren zeichnete er sich besonders durch seine selbstständige Auffassung in der deutschen und auswärtigen Politik aus. Er vertritt ein freisinniges Großdeutschthum und erließ in diesem Sinne vor kurzem gemeinschaftlich mit seinen Freunden Bucher und Rodbertus ein Flugblatt, das verdientes Aufsehen gemacht hat.



Die Eröffnung des ungarischen Landtags in Ofen. Nach einer Originalzeichnung von Koloman Perlacki. (S. 467.)

Mit Waldeck aber rücken wir zur eigentlichen demokratischen Partei vor, welche sich erst in der letzteren Zeit in schärferem Gegensatz gegen die Vincke'sche Partei konzentrirt und an dem Genannten einen Führer gewonnen hat, der an persönlicher Autorität mindestens nicht hinter dem Führer der ministeriellen Partei zurücksteht. Alle Recriminationen, deren Waffen die Kreuzzeitung in letzter Zeit aus den Revolutionsjahren zusammensuchte, haben nur dazu gedient, die Ehrenhaftigkeit dieses unbeugsamen Charakters in's Licht zu stellen. Von der feudalkonservativen Partei bringt unsere Darstellung die Herren Stahl, Brüggemann und v. Blankenburg, jene beiden im Herrenhaus, dieser im Abgeordnetenhaus. Es ist bekannt, mit welchem Geschick Stahl, ein getaufter Jude, der Erfinder des „christlichen Staats", seine schroffen, der modernen Staatsentwicklung prinzipiell entgegengesetzten Grundsätze zu vertheidigen und bei der bekannten Zusammensetzung des Herrenhauses durchzusetzen versteht. Der einzige bedeutende und oratorisch begabte Vertreter dieser Richtung im Abgeordnetenhaus war bisher Herr v. Blankenburg, dem übrigens unlängst noch in dem früheren Redakteur der Kreuzzeitung, Wagener, Succurs geworden ist. Man darf übrigens nicht vergessen, daß diese Partei in den Debatten über die deutsche Frage sehr gesunde Ansichten entwickelt hat, von denen zu wünschen gewesen wäre, daß sie auch im Abgeordnetenhaus besseren Anklang gefunden hätten.



Aus den beiden Häusern der preußischen Kammer. (S. 467.)

Waldeck. v. Vincke. v. Gerlach. Diesterweg. Grabow. Dr. Becker. v. Berg. Brüggemann. Dr. Simson. v. Blankenburg. Stahl.

Verrechnet.

Novelle

von

Moriz Hartmann.

(Fortsetzung.)

2.

Odo, von Sir William eingeladen so oft als möglich zu kommen, war in der englischen Villa bald heimisch. Herr Röder, der treffliche Erzieher, wohl wissend, daß der Umgang mit solchen Menschen das beste Erziehungsmittel sei, erlaubte ihm, so oft es seine Stunden gestatteten, die neuen Freunde zu besuchen. Nach solchen Besuchen pflegte Sir William auszurufen: „Lucy, Lucy, warum bist Du nicht ein Junge geworden!“ und Lucy fühlte sich durch diesen Vorwurf, der ein mittelbares Kompliment für Odo war, nicht gekränkt. Diesem that die Liebe, die man ihm im Hause zeigte, sehr wohl; sie machte ihn heiter und gesprächig, ohne daß er sich von Ursachen und Wirkungen Rechenschaft abgelegt und seine Unbefangenheit verloren hätte. Meist war er mit Vater und Tochter allein. Mr Harling, der Heirathskandidat, dem Lucy damals auf der Berguesbrücke ausgewichen war — welchem Umstande sie das Schauspiel in der Rhone und die Bekanntschaft Odo's verdankte — kam einigemale und traf auch Odo. Er machte den erwarteten Heirathsantrag nicht und nahm endlich Abschied, da er Genf verlassen und eine größere Reise machen wollte. Bei der Gelegenheit konnte er nicht umhin, Odo das größte Lob zu ertheilen und, lächelnd auf die mütterliche Zärtlichkeit Lucy's für den Knaben anzuspielen. „Werden Sie ja ein großer Mann, Odo,“ sagte er zu dem Knaben, „wenn Sie sich die Liebe Ihrer Mama erhalten wollen, wenigstens ein Nelson, Wellington oder Shakspere; Ihre Mama kann nur die höchsten Spitzen der Menschheit lieben; gewöhnliche Sterbliche sind ihr ein Greuel.“

So sprechend verneigte er sich und verließ das Zimmer.

„Mama!“ lachte Odo, „Miß Lucy, er nennt Sie meine Mama.“

Lucy lächelte und legte ihm die Hand auf den Kopf, doch schien es ihr, als hätte sich Harling damit, daß er ihr diesen Titel gab, an ihr rächen wollen.

„Ist es wahr, Mama, daß Sie nur einen großen Mann lieben können?“ fragte Odo naiv.

„Nein, mein Freund,“ erwiederte sie ernst, „es ist nicht wahr. Ich kann nur einen Mann, einen wahren Mann lieben, aber ein großer Mann braucht es nicht zu sein.“

„Es ist mir,“ dachte sie bei sich, „als ob ich selbst einen Knaben lieben könnte;“ aber um diesen Gedanken zu zerstreuen, schlug sie Odo ein Federballspiel vor, und verbrachte mit ihm den ganzen Nachmittag mit ihm in kindischen Spielen, obwohl es besprochen gewesen, heute ein Shakspere'sches Stück, und zwar „Julius Cäsar“ zu lesen. Sie hatte es sich nämlich bei Herrn Röder ausgewirkt, mit Odo die englischen Dichter lesen zu dürfen. Mit jener weiblichen Vorliebe für Erziehung, die jetzt zum ersten Male in ihr erwachte, wünschte sie etwas zur Ausbildung ihres Lieblings beizutragen. Sein männlicher Charakter schien ihr so gut angelegt, daß sie glaubte, man müsse ihn ganz seiner selbstständigen Entwicklung überlassen, ja, er stand in ihren Augen so hoch, daß sie es für Anmaßung angesehen hätte, da eingreifen zu wollen. Auch seinen Umgangsformen glaubte sie ihre ganze Natürlichkeit belassen zu müssen, um der Geradheit und Wahrhaftigkeit dieses Wesens, das ihr so wohl that, nicht den geringsten Abbruch zu thun. Aber Odo hatte noch Vieles zu lernen, sein Geschmack konnte noch an Kunstwerken gebildet, das viele Gute in ihm konnte an großen Beispielen gestärkt werden; darum liebte sie es, mit ihm zu lesen.

Bald waren ihr die Tage, an denen Odo kam, die liebsten in der Woche: an solchen Tagen machte sie keine Besuche und nahm keine an. Ueberhaupt beschränkte sie den sonst schon geringen Umgang mit wenigen englischen Familien immer mehr; am liebsten war sie im Garten mit Odo allein, oder mit ihrem Vater und Odo im Wagen, den See entlang fahrend oder auf dem See selbst im Kahne, dessen Segel und Steuer der Midshipman leitete. Der Frühling hatte sich in aller Pracht entfaltet, die er, freilich etwas spät, am Genfersee zur Schau trägt. Der Garten der Villa war von Blüten bedeckt und von Nachtigallen bevölkert; der See warf seinen blauen Schimmer durch die Fenster des Hauses. Die Dampfschiffe brausten immer zahlreicher und von Lustreisenden überfüllt hin und her. Das war die Zeit, bald plaudernd, bald stumm in den Anblick versenkt, bald mit dem Buche im Garten umher zu wandeln.

Einmal in schattiger Allee auf- und abgehend und den schönen Versen John Keats horchend, fiel ihr plötzlich Francesca da Rimini ein und Paolo und der berühmte Vers.

An jenem Tage lasen wir nicht weiter.

Sie erschrack; sie war empört über sich selber, und legte, um Odo zum Schweigen zu bringen und sich zu sammeln, die Hand in das Buch.

„Lesen wir nicht weiter?“ fragte er.

Diese Worte erschreckten sie auf's Neue. Sie fuhr zusammen, ließ die Arme sinken und sah vor sich hin auf den Sand des Weges.

„Was haben Sie, Mama?“ fragte Odo besorgt.

Dieser Titel, der Odo seit Harling's Abschied geläufig geworden, brachte sie wieder zu sich.

„Nichts, nichts, mein Sohn,“ sagte sie lächelnd, „etwas Schwindel. Lesen Sie weiter, lesen Sie ja weiter.“

Aber als er wieder beginnen wollte, fragte sie: „Wie alt war John Keats, als er diesen ‚Endymion‘ schrieb?“

„Ich glaube,“ sagte Odo, „er war achtzehn Jahre alt.“

„Ist ein solcher achtzehnjähriger Knabe,“ sagte Lucy vor sich hin und weiter gehend, „nicht mehr werth und nicht mehr Mann, als Hunderttausende von fünfzigjährigen Männern?“

„Gewiß! gewiß!“ rief Odo, „mir ist er lieber als die hundert achtzigjährigen Lords des Oberhauses.“

„Wie alt sind Sie, Odo?“

„Aber Mama!“ rief dieser lachend, „welch' ein Gedächtniß! Gerade um drei Tage älter, als da Sie mich vor drei Tagen fragten, und um vierzehn Tage älter, als vor zwei Wochen, und gerade um einen Monat älter, als da Sie sich vor einem Monat nach meinem Alter erkundigten: also fünfzehn Jahre, acht Monate, neun Tage. Nie habe ich mein Alter so genau gewußt, wie jetzt, da Sie die Güte haben, mich so oft zu fragen.“

„Sie sind unartig,“ sagte Lucy verdrießlich, indem sie that, als ob sie ihm seinen Scherz übel nehme, während sie sich eigentlich nur über sich selbst ärgerte, da sie sich erinnerte, in der That so oft nach seinem Alter gefragt zu haben.

„Sein Sie nicht böse,“ bat Odo, ergriff ihre Hand und küßte sie zu wiederholten Malen.

Da mußte sie wieder an Francesca da Rimini denken, und unwillkürlich blickte sie zurück, ob nicht die strafende Gerechtigkeit hinter ihr stehe.

„Wen suchen Sie, gute Mama?“ fragte Odo.

Dieser Name brachte sie wieder zu sich; sie lächelte und sagte: „Niemand, lieber Sohn.“

Doch verabschiedete sie den Knaben heute früher als sonst und ging noch lange und allein im Garten auf und nieder. Sie litt das Schmerzlichste, denn sie wußte ihr Herz von einem tiefen und innigen Gefühle erfüllt, und kam sich dabei lächerlich vor. Sie sagte sich, die Liebe eines jungen Mädchens zu einem ehrwürdigen, edlen Greise, wie z. B. ihrem Vater, könne etwas Heldenmüthiges, Rührendes haben, aber die Liebe eines Mädchens ihres Alters, um das sich schon so viele Bewerber drängten, das seit Jahren vermählt sein könnte, zu einem Knaben sei lächerlich, ja müsse in den Augen jedes Verständigen abstoßend, häßlich, beinahe verbrecherisch sein. Sie dachte weiter, in die Zukunft. Nach in sechs Jahren, nach einer langen Zeit, wird Odo ein zweiundzwanzigjähriger Junge, noch immer ein Knabe, beinahe ein Kind sein, und sie, ein Weib, ein fertiges Weib, das schon Kinder auf ihrem Schooße wiegen könnte. Sie verfolgte diesen Gedanken weiter, immer weiter in die Zukunft. das Mißverhältniß wurde immer schreiender, immer auffallender. Mit vierzig Jahren sah sie sich als früh gealterte, in Mißmuth und Entsagung verblühte Frau, während Odo in seiner unverwüstlichen Frische als junger Mann neben ihr stand, beinahe wie ein Sohn. „Ich bin eine Närrin,“ sagte sie sich, und zuckte die Achsel. „Bis jetzt glaubte alle Welt, und glaubte ich selbst, daß ich einen geraden und gesunden Menschenverstand habe, nun kommt die Närrin zum Vorschein. Man scheint auf dem Kontinent Recht zu haben, daß jede Engländerin einen verrückten Winkel in Herz oder Hirn haben muß. Wir wollen aber sehen, was stärker ist, dieser verrückte Winkel oder der gesunde Rest.“

Sie ging in ihre Stube und schrieb an eine Freundin in England einen langen Brief, in dem sie zuerst viel von den Schönheiten des Frühlings am Genfersee erzählte, dann von der neuen Bekanntschaft mit einem herrlichen Knaben, den der Vater sehr liebe und aus dem gewiß mit der Zeit etwas Rechtes werde. Dann fügte sie hinzu, daß sie sich alle Mühe gebe, auf den Knaben einen guten Einfluß auszuüben, und welche Freude es gewähre, zur Entwicklung einer so schönen männlichen Natur das Seinige beizutragen. Indessen, meinte sie nach einer längeren Ausführung dieses Satzes, indessen kann man bei einem mit so vielen fertigen Geistes- und Herzenseigenschaften geborenen Charakter wenig thun. Anstatt ihn erziehen zu wollen, müßte man irgend ein liebliches, von der Natur eben so reich ausgestattetes junges Mädchen, das jetzt höchstens acht oder zehn Jahre alt sein dürfte, für ihn so erziehen, daß es einst würdig wäre, seine Lebensgefährtin zu werden.

In einem P.S. fügte sie hinzu: „Du wirst über meinen Brief und dessen gouvernantenhaften Charakter lächeln. Du hast mich aber seit vier Jahren nicht gesehen, und kennst nur den Wildfang, den Du in Fräulein Meyer's Pension in Bonn verlassen; ich bin seitdem, besonders in den letzten Monaten, viel ernster geworden und — ich freue mich dessen — viel älter als meine Jahre.“

Nicht nur große Schriftsteller, wie Goethe, beruhigen und befreien sich aus der Befangenheit eines Gefühles durch Niederschreiben und durch die sogenannte Objektivirung derselben: auch junge Mädchen besitzen diese Kunst und den Drang sie auszuüben — daher in gewissen Jahren ihre Schreiblust, ihr Hang zu Tagebüchern und Korrespondenzen. Freilich, das Genie befreit sich aus solcher Befangenheit für immer; das junge Mädchen nur für Momente.

Als Lucy ihren Brief geendet hatte, war sie von ihrer schwesterlichen oder mütterlichen Liebe zu Odo vollkommen überzeugt, und ruhiger, als seit vielen Tagen, und über manche Thorheit lächelnd, die ihr während der letzten Zeit durch Herz und Kopf gegangen, begab sie sich zu Bette.

Lucy hatte das Bedürfniß, sich selbst in dieser Ueberzeugung zu befestigen, und zu diesem Zwecke nahm sie gegen Odo einen ganz anderen, wie sie sich sagte, einen mütterlichen Ton an, der nicht immer ohne Strenge war. Sie unterdrückte mit Bewußtsein eine gewisse Unbefangenheit, die sie in seiner Gesellschaft immer fühlte, behandelte ihn mit der größten Vertraulichkeit und hatte oft Manches an ihm auszusetzen. Odo war anfangs betroffen, fügte sich aber bald, ja bat sie, doch recht viel an ihm zu hofmeistern. Dieß geschah manchmal mit einer Herbheit, daß ein Dritter hätte glauben können, der Umgang mit diesem jungen Menschen sei ihr eine Last, oder daß sie mindestens in seiner Gesellschaft große Geduldproben zu bestehen habe.

Sie fuhren wieder auf den See, Odo und Lucy allein. Die Sonne war untergegangen. Sie kamen von der Villa Diodati, dem Landhause, das Byron so lange bewohnt und in dem er seinen Freund Shelley so oft empfangen hatte. Sie hatten einige Tage vorher Child Harold gelesen, und diese Fahrt, um die Odo seine Freundin gebeten hatte, war ihm wie eine fromme Pilgerfahrt. In der That fühlte er sich noch auf dem Rückwege von jener unsäglich schönen Andacht erfüllt, welche jugendliche, empfängliche Gemüther an solchen Stätten überkommt, die durch ihre Ideale geweiht worden sind. Er war mit dem ersten Schritte in die Villa Diodati schweigsam geworden, und schweigsam saß er noch am Steuer. Lucy hatte ihn beobachtet und wußte was in ihm vorging. Sie saß ihm gegenüber am andern Ende des Kahnes und sah ihm mit gerührtem Blicke an. Diese strebende, frische, ahnungsvolle Seele erfüllte sie mit einer heiligen Ehrfurcht, und das war ihr so rührend, daß sie diese Ehrfurcht vor einem Kinde empfand. Sie selbst kam sich ihm gegenüber so alt, so fertig vor; dort drüben war alle Zukunft und Alles was uns aufregt, wenn wir an Zukunft denken. Die Thränen stiegen ihr in's Auge eben als er ausrief: „Miß Lucy, ein solcher Child Harold!“

Sie mußte antworten, aber sie durfte nicht so antworten, wie sie es gewünscht hätte, und so rief sie mit jener Heuchelei, mit der wir oft unsere sanftesten Gefühle und Gedanken verstecken, und mit einer Heftigkeit, die ihre Rührung übertäuben sollte, zurück: „Schämen Sie sich, Odo! Solche zerrissene, zerfahrene, mit der ganzen Welt unzufriedene Männer, die keine Männer sind, kann die Welt nicht brauchen. Der ruhige Mann, der seine Pflicht kennt und in seinem Bereiche das Seinige thut, ist mehr werth als alle byron'schen Helden zusammen genommen!“

Diesen Mann, den sie höher stellte als alle byron'schen Helden, sah sie keimend in demselben Knaben, den sie ausschalt; sie vertheidigte ihn gegen seine eigenen Worte. Aber das ahnte er nicht, auch dachte er nicht lange über ihre Meinung nach; er hörte nur ihr Schelten und war nur von ihrer Heftigkeit erschreckt. Er zog rasch das Segel ein, ließ das Steuer fallen, und eilte zu ihr hinüber, daß der Kahn schwankte.

„Sein Sie nicht böse, Miß Lucy,“ bat er, indem er sich zu ihren Füßen setzte und ihre Hand ergriff.

Die andere Hand legte sie auf seine Haare und sagte mit zitternder Stimme: „Ich bin es nicht. Verzeihen Sie, Odo!“

„Verzeihen?“ lächelte der Knabe. „Ich bemerke seit einiger Zeit, daß Sie sehr strenge mit mir sind. Aber es thut mir unendlich wohl.“

„Wie?“ fragte Lucy überrascht.

„Ich will Ihnen ein Geständniß machen, Miß Lucy.“

„Ein Geständniß?“ fragte Lucy vor Angst zitternd.

„Sie wissen, ich habe Sie lieb. Ich habe Sie lieb, weil Sie so sind, wie Sie sind. Aber ich habe Sie noch aus einem andern Grunde lieb.“

„Nun?“

„Meine Mutter starb, als ich ein Kind von fünf Jahren war. Sie selbst hatte noch nicht fünfundzwanzig Jahre, sie war so jung, so schön. Ich erinnere mich ihrer, als hätte ich sie heute gesehen, besonders eines Augenblickes. Sie mußte in eine Gesellschaft und war dazu schon angekleidet. Da kam sie noch herein in meine Kinderstube, um mir gute Nacht zu sagen. Als sie hereintrat sagte ich mir, wie schön ist meine Mutter! Sie trug ein weißes Kleid mit kleinen blauen Streifchen, das war ganz luftig wie Nebel; in ihrem blonden Haare hatte sie eine kleine Rose mit einigen grünen Blättern. Sie war schön, und ich sagte es ihr auch. Da lächelte sie so lieblich, ach, so unendlich lieblich und küßte mich. Ich werde das nie vergessen. Miß Lucy, geben Sie mir einen Kuß.“

Lucy bückte sich herab und blickte ihm in's Gesicht. Ein trauriger aber unbefangener, offener Blick kam ihr entgegen, der sich nach der unschuldigsten Liebe sehnte, und sie bückte sich tiefer und küßte ihn auf die Stirne. Sogleich fuhr er fort. „Aber ich erinnere mich nicht dieses Momentes allein, ich erinnere mich auch, wie sie einmal einer Unart wegen mit mir zankte, und dieser Moment ist mir eben so theuer wie der andere. Ach, eine Mutter, die schilt, ist wohl eben so lieblich, wie eine Mutter, die küßt. Miß Lucy, ich habe dieses Glück nur so kurz genossen! Wenn Sie mit mir zanken, Miß Lucy, möchte ich Ihnen beide Hände küssen. Ach, wie erinnern Sie mich an meine Mutter!“

So sprechend drückte er sein Gesicht in ihre Hände und sie fühlte sie von Thränen benetzt. Sie saß aufrecht und blickte vor sich hin. Ein Dampfschiff näherte sich. Sie weckte Odo nicht, daß er den Kahn aus dessen Bereiche bringe. Es brauste vorbei und das kleine Fahrzeug tanzte auf den aufgeregten Wellen. Lucy drückte das Gesicht, das in ihren Händen lag, und dachte der Lehre, die sie eben empfangen hatte.

„Wie,“ sagte sie sich, „diese Lehre stimmt ja ganz mit meinen Vorsätzen überein.“

Der Kahn trieb auf blauer, dunkler Fläche des Sees; nur zufällig und spät stieß er an's Ufer.

3.

Trotz der Uebereinstimmung ihrer Vorsätze mit den Gefühlen Odo's war es vielleicht gerade sein Geständniß, welches die Mütterlichkeit verhinderte, im Herzen Lucy's Wurzel zu fassen. Von dem Augenblicke an, da sie wußte, daß sie Odo an seine Mutter erinnerte, erhob ihr Herz Widerspruch. Sie erkannte, daß sie einen falschen Weg eingeschlagen, um jene Ruhe zu gewinnen, die sie auf so unbegreifliche oder wenigstens verwerfliche Weise verloren hatte, und sie wäre glücklich gewesen, hätte sie irgend einen neuen Gegenstand der Beschäftigung gefunden. Wäre in dieser Stimmung Herr Harling zurückgekommen, er hätte vielleicht eine zusagende Antwort erhalten. Diese Sehnsucht nach einem neuen Gegenstande war es, die sie durch einen natürlichen Gedankengang eines Tages nach dem Kinde, das Odo gerettet, und nach dessen Familie fragen ließ.

„Haben Sie,“ fragte sie Odo, „nie etwas von dem Kinde gehört? Hat sich die Familie niemals um den Retter gekümmert?“

„Doch, doch!“ antwortete Odo. „Gleich den Tag nach meinem Rhonesprung erschien der Vater des Kindes in der Pension, um mir die Hand zu drücken und zu danken. Er

that es so schön und einfach, daß er Herrn Röder ganz für sich einnahm. Auch mir gefiel der Mann sehr, und ich habe ihn darauf wieder besucht."

„Und wer ist er?"

„Das ist schwer zu sagen; denn er ist gewiß nicht, wofür er sich ausgibt. Ich fand ihn im fünften Stocke eines Hauses der Contamine, wo er mit seinen zwei Kindern, den beiden Mädchen, eine einzige Stube bewohnt. Da sieht es ärmlich genug aus. Am Fenster steht ein Werktisch, und an dem sitzt der Mann und gravirt Uhrgehäuse. Als er mir entgegenkam und mich empfing, that er es mit einer Feierlichkeit und auf eine Weise, als wäre er gewöhnt in großen Sälen zu empfangen."

„Wie heißt er?" fragte Lucy.

„Er nennt sich Durand, und diesen Namen findet man auch mit dem Prädikat ‚Graveur' an seiner Thüre. Aber er sagte mir bei meinem Besuche sofort, daß dieß nicht sein Name sei, und er nannte mir einen italienischen, den ich nicht recht gehört und den ich vergessen habe — denn, sehen Sie, Miß Lucy, es war noch eine Person im Zimmer, die mich mehr interessirte als Herr Durand, und die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm."

„Das Kind, das Sie aus der Rhone gerettet haben?" sagte Lucy.

„Das war auch da — aber das meine ich nicht, sondern das andere Mädchen, welches das Kind in die Rhone fallen ließ. Miß Lucy, welch' ein Gesicht und welche Augen! Ein kleines, mageres Gesichtchen, blaß wie Lilien, und Augen, die größer scheinen als das ganze Gesicht, und so schwarz und leuchtend wie schwarze Diamanten. Ein solches Gesicht kann nur aus Italien kommen. Und wie mich das Gesichtchen ansah, so voll Milde und Dankbarkeit; ich versichere Sie, ich hätte für diesen Blick mitten im Winter noch zehnmal in die Rhone springen können."

„So!" sagte Lucy, „wie alt ist das Kind?"

„Sie wird wohl dreizehn Jahre alt sein."

„Und seitdem haben Sie sich um diese Leute nicht weiter gekümmert? Haben Sie die Bekanntschaft nicht fortgesetzt?"

„Nein," sagte Odo, „seitdem habe ich jede freie Stunde, die mir die Pension gelassen, hier bei Ihnen zugebracht."

Lucy athmete tief auf und sah einen Augenblick schweigend auf die Arbeit herab, die sie in Händen hielt.

Nach einiger Zeit fragte sie wieder: „Kann man für die Familie nichts thun, da sie arm scheint?"

„Ich glaube nicht," sagte Odo. „Herr Durand, oder wie er heißen mag, sieht in seiner Armuth so stolz aus, und scheint von ihr umgeben wie von einer Festung, die jede solche Annäherung abweist. Herr Röder meint, er habe gewiß viel bessere Tage gesehen, und hält ihn für einen italienischen Flüchtling. Auch sprach er mit seinen Kindern italienisch."

Lucy nahm sich vor, die Bekanntschaft der italienischen Familie zu machen, auch sprach sie Odo davon, sich von ihm einführen lassen zu wollen; aber Tag um Tag verging, ohne daß sie ihn zu dem Gange aufgefordert hätte. Ein gewisses Etwas, das sie sich nicht eingestehen wollte, hielt sie davon ab. Odo hatte von dem Mädchen mit solcher Wärme gesprochen, daß sie eine gewisse Eifersucht fühlte, und daß sie nicht selbst die Gelegenheit eines Wiedersehens herbeiführen wollte. Um sich dieses Gefühles wegen vor sich zu entschuldigen, sagte sie sich, daß ja auch Mütter auf ihre Söhne, Schwestern auf ihre Brüder eifersüchtig sind, und sie fand das natürlich. Ist es nicht schmerzlich, ein Wesen, das uns bis zu einem gewissen Momente durch so innige Bande verbunden war, plötzlich durch innigere und stärkere Fesseln an eine Fremde geknüpft und sich entführt zu sehen? Sie empfand, wie weh eine solche Erfahrung thun müsse und beschloß, diese Erfahrung ihrem Vater so lange als möglich, vielleicht für immer zu ersparen.

So verflogen die Wochen. Der Herbst war schon da, als Odo eines Nachmittags mit eigenthümlich aufgeregtem Gesichte vor Lucy trat, die gedankenvoll am Fenster des Gartenhäuschens saß und ihre Blicke über den See streifen ließ. Der Ausdruck seines Gesichtes war ein Gemisch von Freude und Niedergeschlagenheit.

„Was haben Sie?" fragte Lucy und fühlte, daß ihr Herz schneller zu pochen anfing.

„Eine große Neuigkeit," sagte Odo, „von der ich nicht weiß, ob sie mich freuen ob traurig machen soll. Sie werden es mir sagen und Sie werden mir rathen, Mama."

„Was ist es? was ist es?"

Odo zog einen Brief aus der Tasche. „Es ist ein Brief meines Vormundes. Er kündigt mir an, daß mein Schiff, die Penelope, bestimmt ist, eine Erdumsegelung vorzunehmen, und an den wichtigsten Punkten des stillen Ozeans, der Südsee, der indischen und chinesischen Gewässer zu landen. Es steht mir frei, ob ich diese wundervolle Reise, die wenigstens drei Jahre dauern soll, mitmachen will oder nicht?"

„So?" fragte Lucy gedehnt, „drei Jahre?"

„Was soll ich thun?" fragte Odo.

Lucy ließ die Arme sinken und lächelte: „Sie fragen, was Sie thun sollen? Als ob Sie nicht schon wüßten, was Sie thun werden!"

„Es ist wahr," rief er, „ich weiß, was ich wünsche. Die herrliche Reise! wie viel kann ich sehen, erfahren, erleben! Wie anders werde ich zurückkommen! Solche drei Jahre zählen mehr, als sonst ein ganzes Leben; ich denke, ich werde bei meiner Rückkehr ein fertiger Mann sein. — Und doch, Miß Lucy," fügte er nach einigen Minuten mit weniger Feuer und mehr Wärme hinzu, „ich muß Ihren Rath haben, ich will Ihnen gehorchen. Wenn Sie nein sagen, so bleibe ich."

Lucy sah ihn betroffen, beinahe erschrocken an. Sie wußte, wie sehr die Theilnahme an einer so großen Unternehmung seinem Charakter, seinen innigsten Wünschen entsprach; sie wußte, daß eine solche Weltfahrt die Verwirklichung seiner schönsten Träume war, daß ihm einer solchen seine ganze Jünglingsphantasie entgegendrängte — und doch wollte er Reisen oder Bleiben von ihrem Rathe abhängig machen, wollte er ihr vielleicht, wenn er eine Ahnung davon hatte, mit welcher Wärme sie an ihm hing, ein solches Glück opfern. Es war großmüthig von ihm, daß er in dem Augenblicke, da er ihr einen solchen Beweis seiner Anhänglichkeit gab, sie zwang, ihn selbst aus ihrer Nähe zu verbannen, einen Rath auszusprechen, der nur auf Entfernung, auf Trennung lauten konnte.

Nur um einer längeren Rede auszuweichen, die ihre Aufregung hätte verrathen können, sagte sie kurz und mit anscheinender Entschiedenheit: „Sie werden reisen!"

„Nein, nicht so!" bat Odo. „Sie sollen für mich nachdenken und überlegen. Sie sollen ernstlich erwägen, was mir gut ist, was nicht. Das wird mir gut thun, und ich möchte Ihnen so gerne gehorchen. Und," fügte er zaudernd hinzu, „wenn Sie nur den leisesten Wunsch haben, daß ich hier bleibe, ach, wenn Ihnen, meine gute Freundin, mein Bleiben nur einen Augenblick Freude macht, so sagen Sie es."

„Ahnt der Knabe, was er mir ist?" fragte sich Lucy und zog die Augenbrauen zusammen. „Sie haben Recht," sagte sie laut, als ob sie den letzten Theil seiner Rede nicht gehört hätte, „die Sache muß überlegt sein. Ich werde Ihnen morgen meine Meinung sagen."

Sir William kam dazu. Als er hörte, um was es sich handelte, begriff er nicht, wie ein junger Mensch da zögern könne. Er malte den Reichthum, die Mannigfaltigkeit, den Nutzen einer solchen Reise mit jugendlicher Begeisterung aus, und rief einmal über's andere: „Fort mußt Du, old fellow Du mußt fort."

Trotzdem versicherte Odo, als er Abends Abschied nahm, daß in ihm über seine Reise nichts fest stehe, und daß er Alles von dem Rathe der Freundin, den er morgen abholen wolle, abhängen lasse.

„Deine Freundschaft für den Jungen," sagte Sir William, als er mit seiner Tochter allein war, „wird Dich doch nicht verleiten, Lucy, ihm einen Rath zu geben, der —"

„Seien Sie ruhig, Papa," fiel ihm Lucy ein, „ich bin keine so arge Egoistin."

Der Vater suchte ihr noch Allerlei betreffs des Nutzens einer solchen Reise für einen jungen Seemann aus einander zu setzen, aber sie entschuldigte sich mit Kopfschmerzen und ging früh auf ihr Zimmer.

Als Odo am folgenden Tage wieder kam und sie um das Ergebniß ihrer Ueberlegung fragen wollte, fiel sie ihm selbst mit der Frage: „Wann reisen Sie?" in's Wort.

„Morgen!" antwortete Odo und schlug die Augen nieder.

„Morgen!" lispelte sie und fügte hinzu: „Dann müssen Sie noch viel mit Papa sein."

So sprechend, führte sie ihn zu Sir William, der ihm noch Verhaltungsregeln gab, bis Lucy zum Aufbruch mahnte. Der Wagen stand bereit, und Vater und Tochter brachten Odo bis an das Parkthor der Pension. Sir William drückte ihm die Hand, Lucy schloß ihn in die Arme, schob ihn rasch von sich, sprang in den Wagen, wandte die Pferde und jagte im Galopp der Stadt zu. Sir William wiederholte und murmelte vor sich hin: „Schade! Schade! Ich hatte den Jungen so lieb, wie meinen eigenen Sohn!" Lucy erwiederte nichts; sie schlug auf die Pferde ein. Sie war zufrieden mit sich; sie hatte en diesen ganzen Tag durchgesetzt, sie war nicht einen Augenblick mit Odo allein geblieben.

Wieder am nächstfolgenden Tage gegen Mittag stieg Odo in den Postwagen. Herr Röder und eine Anzahl seiner Zöglinge hatten ihn bis an das Posthaus begleitet. Als sich der Wagen in Bewegung setzte, gingen Lehrer und Zögling gleich traurig davon. In einer Buchhandlung in der Nähe stand Lucy und sah mitten zwischen den Büchern des Auslagekastens hindurch der traurigen Abschiedsszene zu. Eine schwere Thräne rollte auf die Bücher herab.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Tagesgeschichte.

XXVIII.

Die österreichischen Landtage.

Der 6. April, der Tag der Eröffnung der Provinziallandtage Oesterreichs, ist ein Ereigniß nicht nur in den Annalen der österreichischen Geschichte, sondern in unserer, an Ereignissen sonst eben nicht armen Zeit überhaupt. Eine positive, wahrhaft konservative verfassungbauende That ist in der That in unseren Tagen etwas Seltenes geworden. Die negativen Tendenzen beherrschen unsere Zeit. Seit zwölf Jahren sind wir in Deutschland selbst daran gewöhnt worden, mehr Verfassungen brechen und aufheben als neu entstehen zu sehen, und doch ist nur ein festgeordnetes Verfassungsleben, das in gerechter Vertheilung von Rechten und Pflichten ein Band des Vertrauens um Fürsten und Völker schlingt, im Stande, den von entgegengesetzter Seite hereinbrechenden revolutionären Mächten einen festen Damm entgegenzusetzen. Daß nun auch Oesterreich in eine verfassungsmäßige Bahn gedrängt wurde, hängt freilich, was den äußeren Anstoß betrifft, wesentlich zusammen mit den ungebändigten Umsichgreifen der Revolution, die ihre tiefsten, empfindlichsten Wunden eben dem österreichischen Staate beigebracht hat. Und nicht bloß von außen her kamen diese Angriffe der von eroberungssüchtigen Fürsten gelenkten Revolution, Angriffe auf den Besitz seiner Länder, sondern im Innern selbst erzeugten sich die schlimmen Früchte der durch eine geschäftige Propaganda verbreiteten Grundsätze, und veranlaßten, freilich nicht ohne daß das bisherige System schwere Schuld daran trüge, Gährungen, welche am Ende den Bestand der Gesammtmonarchie in Frage stellen mußten.

Alle diese Gefahren, mögen sie von Italien oder von der Türkei, von Ungarn und in späterer Zeit auch von Polen her drohen, konnten durch den Eintritt in verfassungsmäßige Zustände nicht mit einem Mal beseitigt werden, vielmehr ist nur zu gewiß, daß mehr als eine der augenblicklich schwebenden Fragen ihre Lösung in jedem Fall nur durch das Schwert erhalten können. Dennoch war die Schöpfung einer Verfassung der einzige Weg der Vorbereitung für die unausweichlichen Stürme, welche Oesterreichs harren. Es ist oft bemerkt worden, von welchem Werthe es im vergangenen Kriege für Oesterreich gewesen wäre, wenn außer seinen Bajonneten auch noch das freie Wort einer Volksvertretung, der selbstbewußte Aufschwung eines freien Volkes für dasselbe gekämpft hätte, es hat die schmerzliche Erfahrung gemacht, daß nicht nur ein mit seiner politischen Lage unzufriedenes Volk nicht geeignet ist für den Sieg, sondern vor Allem, daß die materiellen Mittel, einen andauernden Krieg zu führen, in kurzer Zeit erschöpft sind, wo der Kredit nicht auf dem Vertrauen einer für Gegenwart und Zukunft ihrer selbst gewissen Bevölkerung ruht. Schon aus diesem Grunde also konnte es nicht länger verschoben werden, den Staat auf solchen Grundlagen einzurichten, welche der Vertretung des Volks Antheil und Mitwirkung bei dem Gang der öffentlichen Angelegenheiten zusicherte.

Aber auch was die inneren Verhältnisse betrifft, und namentlich das Verhältniß der einzelnen Kronländer zu einander, so war der Versuch, die feindselig und immer gespannter sich gegenüberstehenden Interessen durch eine Verständigung in einer Gesammtvertretung der Völker, schon lange dringend geboten. Hätte damals, als die Regierung sich zu den ersten Konzessionen genöthigt sah, ihre Fürsorge mit raschem Blick über das ganze Reich gleichmäßig ausgedehnt, vielleicht wäre damals das Reichsganze noch ohne Mühe, ohne zu große Einbuße an Kräften und Zeit zu retten gewesen. Allein indem die Regierung damals einseitig gegen die Ungarn sich nachgiebig erwies, und den übrigen Völkern gegenüber sich auf deren Langmuth und Loyalität verließ, zog sie nur allzusehr den Verdacht der Schwäche auf sich, und ermunterte durch ihre Haltung die Ungarn selbst, Schritt für Schritt sich immer neue Gewährungen rücksichtslos abzufordern. Heute nun kann es den damaligen Staatslenkern nicht mehr zweifelhaft sein, wohin sie den Staat geführt haben. Ungarn hat zuletzt alle Linien der gemachten Zugeständnisse eigenmächtig übersprungen, die Regierung sah sich genöthigt, willenlos eine Position um die andere zu räumen, von einer Niederlage und Demüthigung zur anderen zu folgen, sie sah am Ende ihren ganzen Standpunkt, ihre obersten Grundsätze in der Staatsleitung verrückt, und als schließlich der Monarch Männer in den Rath seiner Krone berief, welche vermöge ihrer Ueberzeugungen und sonstigen Fähigkeiten ursprünglich wohl im Stande gewesen wären, den Staat in's richtige Geleis zu bringen, sahen diese sich jetzt von vornherein auf einen Boden gestellt, der ihnen fremd war, ihren Grundsätzen widerstrebte, und ihnen fast nur noch die Möglichkeit einer bloß negativen, den äußersten Ausbruch verhindernden Vermittlung gestattete.

In der That ist die Staatsweisheit Ungarn gegenüber bereits am Ende. In dem Augenblick, wo ihre Thätigkeit auf neuen Grundlagen erst beginnen sollte, sind ihre Mittel schon erschöpft. Die Ungarn werden ohne Zweifel bis nach geschehener Krönung ihres Königs den förmlichen Ausbruch eines Konflikts vertagen, aber dann wird kaum ein Mittel mehr vorhanden sein ihm auszuweichen, ohne daß die Krone vollständig auf ein Gesammtösterreich Verzicht leistet. Zwar haben die Ungarn so weit zu einer kleinen Konzession sich verstanden, als sie die offizielle Eröffnung des Landtags in Ofen, wie die Regierung wollte, zuließen, aber nur unter der Bedingung, daß dann sofort die Arbeiten desselben in Pesth aufgenommen und fortgesetzt würden, und auch bei jener zeremoniellen Feierlichkeit konnten es von den Deputirten nur wenige über sich gewinnen zu erscheinen, während die Magnaten sich zahlreich einfanden. Die Eröffnungsrede des Grafen Appony hielt sich in allgemeinen Ausdrücken und vermied es sogar, das Patent vom 26. Februar zu nennen, wohl wissend, daß dieß den ungarischen Ohren unangenehm klingen würde. Die ersten Sitzungen in Pesth galten dann neben der Konstituirung der Bureaus den Vorlagen der Regierung über die Abdankungsurkunde des vorigen Kaisers, die Thronbesteigung Franz Josephs, die Krönung und das Inauguraldiplom, Aktenstücke, die eben so viele Demüthigungen für die Krone enthalten. Aber auch sonst zeigte sich bald, welcher Geist auf dem Landtag herrsche. Konnte sich doch Graf Esterhazy, als er die Sitzungen der Magnatentafel eröffnete, nicht enthalten, das Andenken Ludwig Batthyany's heraufzubeschwören, und diesen Namen der Nation als Vorbild vorzuhalten, also in einem Moment, wo schon der äußere Anstand möglichst versöhnlichen Ausdruck und Entgegenkommen geboten hätte. Hat dann einmal der Fürst Primas das Haupt des Königs Franz Joseph gesalbt, so werden sich die eigentlichen Ziele der ungarischen Bewegung ungescheut enthüllen. Dafür bürgt schon die Zusammensetzung des gegenwärtigen Landtags. Wie nämlich die Partei der Altkonservativen, welche unter der Führung von Vay und Szecsen der Regierung die ersten Konzessionen abzunöthigen wußte, vorspiegelnd, daß hinter ihr das ganze Land stehe, und sie im Fall der Gewährung für die Ruhe des Landes bürgen könne, alsbald der vorgeschrittenen liberalen Partei ihren Einfluß abtreten mußte, und diese wieder sich sofort von den revolutionären Anhängern Kossuth's überholt sah, so stellte sich auch das Verhältniß der Parteien. Während die Altkonservativen nur sehr schwach vertreten sind, und auch die Anhänger der Herren Deak und Eötvös nur eine kleine Minderheit bilden, gehört die überwiegende Mehrzahl der Deputirten zu der revolutionären, jedem Verband mit der Gesammtmonarchie widerstrebenden Partei, die sich um die Führerschaft des Grafen Teleki geschaart hat, desselben Teleki, der durch Herrn v. Beust in Dresden verhaftet, vom Kaiser großmüthig begnadigt wurde, jetzt aber zum Danke dafür in die Fußstapfen Kossuth's tritt, wie dieser, ein gewandter, herrschsüchtiger, gefährlicher Volksführer. Die Forderung eines eigenen ungarischen Ministeriums, der vollkommenen Unabhängigkeit vom Gesammtstaat, namentlich auch in finanzieller und militärischer Beziehung, der Zurückziehung aller nichtungarischen Regimenter aus Ungarn, Wiederherstellung der ungetrennten Gesetzgebung von 1848, kurz die Rückkehr zur reinen Personalunion, dieß sind die Forderungen, welche voraussichtlich rasch auf einander folgen werden. Schon jetzt läßt sich namentlich mit Zuversicht vorhersehen, daß Ungarn sich weigern wird, den Reichstag in Wien zu beschicken, damit ist dann faktisch

das Reich in zwei Hälften auseinandergerissen, das Werk der jetzigen Minister vernichtet, die Verfassung vom 26. Februar unmöglich gemacht.

Im Reichsrath erst gipfelt sich die neue Verfassung, findet sie ihren Abschluß, und in sofern kommt den Spezziallandtagen nur eine sekundäre Bedeutung zu. Allein eben weil das Zustandekommen des Reichstags in der beabsichtigten Form in Frage gestellt ist, und weil er in jedem Falle hervorgehe aus diesen nun zum ersten Mal zusammengetretenen Landtagen, haben sie diesmal eine erhöhte Wichtigkeit. Freilich nicht alle in gleichem Grade. Wohl aber beanspruchen außer dem pester Landtag auch der böhmische und der niederösterreichische ein hervorragendes Interesse, jener, weil in Böhmen ähnliche separatistische Tendenzen nach Geltung ringen wie in Ungarn, dieser, weil in Wien eine größere Anzahl politisch begabter und bewährter, zum Theil in politischer Erfahrung ergrauter Männer sich zusammengefunden hat.

Auf dem böhmischen Landtag ist vor Allem die Stellung der Parteien bemerkenswerth, welche sich nicht nach politischen Grundsätzen sondern nach Nationalitäten gruppirt haben. Die Czechen folgen ihren Führern vom Jahr 1848, Palacky und Rieger, die Deutschen, um nicht durch Zersplitterung der Kräfte vollends ohnmächtig zu werden, sehen sich genöthigt, mit dem feudalen Adel, den Herren Clam-Martinitz u. s. w., den unglücklichen Erfindern der „historisch-politischen Individualitäten" gemeinsame Sache zu machen. So werden sich die Kämpfe hier fast ausschließlich in einem Streit zwischen beiden Nationalitäten bewegen. Die Czechen sind zwar einer von den Deutschen und den Feudalen gemeinsam abgegebenen Erklärung, an der Gesammtstaatsverfassung festzuhalten, gleichfalls beigetreten, und einige weitgehende Versuche von Palacky und Rieger, gegen die oktroyirte Geschäftsordnung sowie gegen die Wahlordnung zu protestiren, wurden verworfen; allein die überwiegende Mehrheit gehört gleichwohl der czechischen Partei an, und mehrere Beschlüsse, wie der, daß die Ausdrücke „Czechen" und „czechisch" in „Böhmen" und „böhmisch" verwandelt werden sollen, und der mit Acclamation zum Beschluß erhobene Antrag des Fürst-Erzbischofs, den Kaiser zur Königskrönung einzuladen, weisen deutlich auf die Linie, in welcher der böhmische Landtag seine Aufgabe auffassen wird, und lassen besorgen, daß auch von seiner Seite Konflikte mit den gemeinsamen Reichsinteressen schwerlich ausbleiben werden.

Am meisten politischen Takt und Einsicht in das, was dem Reiche vor Allem Noth thut, hat bis jetzt der niederösterreichische Landtag gezeigt. Hier sitzen Männer, wie Pillersdorf, Mühlfeld, Berger, Schuselka, Kuranda u. s. w. bewährte Namen, die ebenso liberal sind, als sie das Heil nur in einem auf festen Grundlagen geeinigten Oesterreich finden. Konstitutionelle Freiheit und Reichseinheit ist das Banner, um das sie sich geschaart, und dessen Bekenntniß sie sofort in einer Adresse an den Kaiser niedergelegt haben. Bei der Debatte über diese Adresse zeigten sich auch sofort die kleinen Ansätze einer eigentlichen Parteibildung. Während nämlich die äußerste Linke, vertreten durch Czedik, überhaupt gegen eine Adresse war, weil der Landtage nur mit provinziellen Dingen sich zu befassen haben, um nicht die Wirksamkeit des Reichstags zu schwächen, wollte die konservative Partei die Betonung der Reichseinheit und den Ausdruck der Nothwendigkeit, daß die Verfassung erst noch des Ausbaus bedürfe, in mildere Worte gefaßt wissen, während die gemäßigte Linke kräftig ihr Wort für Freiheit und Einheit erhob. Das Kompromiß, zu dem man sich schließlich einigte, bewies, daß über den Parteiunterschieden Allen das Wohl des Vaterlandes stehe, dessen Zukunft und Befestigung sie nur von einem freiheitlich geord-



Die Himmelszeichen von Löffler. VII. Der Stier (April).



Flämisches Trinkgefäß.



Flämische Kürbisflasche.



Emaillirter deutscher Wasserkrug.



Eine deutsche Email-Vase.



Email-Vase einer flämischen Fabrik.



Flämischer Krug von Aachen.



Flämischer Wasserkrug von Engel Kron.



Untersatz für einen Wasserkrug von gravirtem Zinn.



Deutscher Wasserkrug.



Wasserkrug aus gravirtem Zinn.



L'Empire c'est la paix!



Zunehmende Sicherheit in Sicilien.



„Kannst Du mir schwören, daß Du mir treu bist?"
„Bei Deinem ehrwürdigen Haupte!"



„Ich wollte nur fragen, ob keine Heizerstelle zu besetzen ist?"
„Nicht wahr, Herr Buchhalter, es ist in der letzten Woche kein Heizer verbrannt oder zerquetscht worden? Aber bis Montag wird wohl eine Stelle offen werden."

Wie es dem Hausbesitzer Herrn Prözie in Stuttgart erging.



„Ich empfehle mich Ihnen, — wie gesagt — thut mir leid. — Nein! meint so ein Künstler, so ein armer Schlucker, meine Etage miethen zu können, und noch dazu mit fünf Kindern. — Wie überhaupt so ein Künstler nur noch Kinder haben mag, ich begreife das nicht!

Uebrigens bleibt ich dabei, eine Familie mit Kindern nehme ich in mein Haus nicht auf, diesen Spektakel verbitt' ich mir! —"



„Sie haben eine Etage zu vermiethen?"
„Aufzuwarten — mit wem habe ich die Ehre?!"
„Privatier Zingerle."
„Ah! ganz gehorsamster Diener, Herr Privatier, Sie erlauben mir wohl die Frage, haben der Herr Privatier Kinder?"
„Wie so?!"
„Ja, sehen Sie, eine Familie mit Kinder nehme ich in mein Haus nicht auf, das ist so bei mir Prinzip, Sie erlauben mir also schon noch einmal die Frage: haben der Herr Privatier Kinder?"
„Nein!"
„So sind Sie mir willkommen, Herr Privatier, wir wollen sogleich den Contract unterzeichnen."



„Wir kommen, die Wohnung zu beziehen, Herr Prözle."
„Aber, Herr Zingerle, das ist mir außer allem Spaß: — Sie haben ja gesagt, daß Sie keine Kinder hätten."
„Nicht so ganz — Herr Prözle — Sie fragten mich: haben Sie Kinder? und ich antwortete Ihnen ‚nein'! — Wenn Sie gefälligst nachzählen wollen, werden Sie meine Angabe bestätigt finden." —

neten Staatsleben erwarten. Die Regierung aber mag schon aus diesen Anfangsdebatten — und im gleichen Geiste tagen auch die übrigen deutschen Landtage — erkennen, daß sie eine große mächtige, das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes anstrebende Partei hinter sich hat, wenn sie, unbeirrt von den Zuflüsterungen der Dunkelmänner und von den Lockungen des revolutionären Separatismus, den Weg beschreitet, den die Verfassung vom 26. Februar vorgezeichnet hat.

Aber, wenn die Weigerung der Ungarn, den Reichstag zu beschicken, dieser, und damit den Ausbau der Verfassung zur Unmöglichkeit macht? Dann bleibt nichts übrig, als daß der deutsch-slavische Reichstag mit dem ungarischen Reichstag eine Verständigung suche. Es ist dann wenigstens noch die letzte, wenn auch schwache Hoffnung übrig, daß den Volksvertretern vielleicht gelinge, was den Staatsmännern nicht gelungen ist. — g.

Mittelalterliche Gefässe deutscher und vlämischer Meister.

(Zu den Bildern S. 472.)

Die Kunst der Töpfer oder jener Meister, welche aus Thon, Erde oder eigens präparirtem Material nicht nur Hausgeräthe, sondern wirkliche Kunstwerke schufen, war im Alterthum bekannt, also daß in Athen ein ganzer Stadttheil, der Kerameikos, nach ihnen benannt war. Auch das Mittelalter hindurch erhielt sich diese Kunst noch im Flor; und viele herrliche Sammlungen geben Zeugniß von ihr. Eine der schönsten Sammlungen von Thongefäßen ist die Dere-Decker's in Brüssel, die zum größern Theil wieder aus der berühmten Huyvetter'schen Kollektion hervorgegangen. Dere-Decker's Kabinet besteht fast ganz aus vlämischen, deutschen und holländischen Geschirren des fünfzehnten, sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts. Mehrere große Vasen sind mit Inschriften in gothischen Lettern und dem Namen des Meisters, welcher sie verfertigte, geziert. Außer den vortrefflichen bemalten Thongefäßen findet man noch irdene Vasen, kostbares italienisches und delfter Fayence, einige antike Vasen, seltsame norwegische Vasen in Holz und mit Metall eingefaßt, und eine Art spindelförmiger Wasserkrug und Aufsätze von gravirtem Zinn. Der Katalog Dere-Decker's umfaßt etwa dreihundert Nummern, bei denen ein emaillirter Aufsatz von Bernhard Palissy, eines der schönsten Werke dieses berühmten Töpfers, eingeschaltet ist. Hauptsächlich wird sich die Aufmerksamkeit der Liebhaber indeß auf die deutschen und vlämischen Thongefäße des sechzehnten Jahrhunderts richten. Nirgends, wenn nicht vielleicht in einigen königlichen Kabinetten, wird man so schöne und seltene Exemplare vereinigt sehen. Eine dieser Vasen ist mit einer eleganten heraldischen Komposition von ausgezeichneter Arbeit geschmückt, die Wappen des Grafen Ramand von Wied, der vor Neuss fiel, und die der Gräfin Walpurgis von Bentheim seiner Gemahlin, darstellend; eine andere, sechseckige, roth und braun bemalt, zeigt ebenfalls ein Wappen, ferner die Zahl 1634 und den Namen Gottfried Samuel Böhme. Mehrere andere, die mit sehr schönen Reliefs versehen sind, rühren von Engel Kran her. Wir lassen noch einige Zeichnungen von Geschirren dieser Sammlung folgen, deren korrekte und deutliche Ausführung uns schließlich jeder Beschreibung überhebt.

Wochen-Chronik.

6. — 13. April.

Deutschland. Itzehoe 9. Der Verfassungsausschuß erklärt, das Budget sei von der Regierung den Ständen nicht vorgelegt worden, man könne deßhalb nicht auf die Budgetverhandlungen eingehen. Am 9. nimmt die Versammlung in geheimer Sitzung alle Anträge des Ausschusses an. Am 11. Schlußsitzung. Der Präsident hebt noch einmal den unannehmbaren Charakter der dänischen Vorlagen hervor, und der Regierungskommissär bedauert die Resultatlosigkeit der Verhandlungen. — Bremen 4. Veröffentlichung des Gesetzes über die Aufhebung der Zünfte. — Hannover 8. Große Versammlung hannöver'scher Patrioten unter dem Vorsitz von Bennigsen. Es wird eine Adresse an den König beschlossen, worin um Wiederherstellung der Verfassung von 1848 und Aenderung des Regierungssystems gebeten wird, und Resolutionen, deutsche Zentralgewalt und Parlament, sowie den deutsch-dänischen Streit und den norddeutschen Küstenschutz betreffend, angenommen werden. Bei der Schilderung hannöver'scher Preßzustände durch Schläger wird die Versammlung polizeilich aufgelöst. Die Deputation, welche dem König die Adresse überreichen soll, wird nicht vorgelassen und reist am 11. wieder ab. — Dresden 9. In der zweiten Kammer beginnt die Debatte über die kurhessische Frage, am 10. wird der Antrag, Verwahrung einzulegen wegen der Folgen des Bundesbeschlusses von 1852, einstimmig, der Antrag, die Regierung aufzufordern für Wiederherstellung der Verfassung von 1831 zu wirken, mit 44 gegen 19 Stimmen angenommen. — München 8. Eröffnung der Konferenz der Mainuferstaaten. — Berlin 4. Der Justizminister bringt unter dem Beifall des Abgeordnetenhauses das von der nürnberger Konferenz vereinbarte deutsche Handelsgesetzbuch ein. Am 6. beantwortet Herr von Schleinitz den preußischen Gesandtschaftsattaché, Graf Schlippenbach, in Rom, der sich zum Unterhändler zwischen General Bosco und den bourbonischen Anhängern auf der Insel Sizilien gemacht hatte. — Die Verhandlungen der österreichischen und preußischen Militärbevollmächtigten in Berlin zur Reform der Bundeskriegsverfassung werden ohne Erfolg aufgelöst, nachdem in Folge der preußischen Forderungen Oesterreich seinen Bevollmächtigten zurückgerufen.

Oesterreichische Monarchie. Am 6. werden sämmtliche Landtage der Monarchie eröffnet, in Wien, Linz, Salzburg, Brünn, Troppau, Laibach, Klagenfurt, Innsbruck, Bregenz, Görz, Triest, Prag, Ofen, Czernowitz u. s. w. Auf dem niederösterreichischen Landtag in Wien beantragt Mühlfeld sofort eine Adresse, worin der Dank für die Konstitution ausgesprochen und die Reichseinheit betont wird. Am 8. wird nach langen Debatten ein von Pillersdorf, Kuranda und Mühlfeld vereinbarter Entwurf angenommen. Aehnliche Adressen werden auf den meisten Landtagen beantragt und beschlossen. In Linz, Salzburg, Laibach finden am 10. die Wahlen zum Reichsrath Statt. In Prag beantragt am 6. Palacky und Rieger einen Protest gegen die oktroyirte Geschäfts- und Wahlordnung, der verworfen wird. Am 9. wird beschlossen, offiziell sich des Ausdruckes „Böhmen" statt „Czechen" zu bedienen; am 10. wird die Dankadresse beantragt, ferner ein Antrag von Palacky auf Unverletzlichkeit der Deputirten und ein Antrag des Kardinal-Erzbischofs eingebracht, den Kaiser aufzufordern, sich in Prag krönen zu lassen. In Ofen wird der Landtag durch den Grafen Apponyi mit Verlesung der königlichen Botschaft eröffnet. Die ersten Sitzungen beider Häuser finden dann in Pesth Statt, wo ihnen die Regierungsvorlagen übergeben werden, welche die Abtretung des Thronbesteigung, die Krönung und das Inauguraldiplom betreffen. Am 7. wird dem loyalen Bischof Haas eine seltene Katzenmusik gebracht, worauf er am 8. die Stadt verläßt. Am 8. wird in ganz Ungarn eine Todtenfeier zum Andenken Szechenyi's gehalten. — Der Kaiser unterzeichnet am 8. das Patent über die staatliche Stellung der Protestanten, das am 9. veröffentlicht wird.

Dänemark. Kopenhagen, 10. Die Rüstungen dauern fort, 400 Mann per Bataillon werden einberufen. 11. Durch königlichen Befehl werden die Diensterpferde der Artillerie und Kavallerie nebst Mannschaft einberufen.

Großbritannien. Am 8. nimmt das Unterhaus, am 9. das Oberhaus seine Geschäfte wieder auf. In letzterem gibt Lord Wodehouse eine konfuse Erklärung über die holsteinische Angelegenheit, aus der blos hervorgeht, daß er den dänischen Vorspiegelungen noch immer Glauben schenkt.

Frankreich. Der Moniteur vom 9. veröffentlicht ein Rundschreiben des Ministers Delangle an die Generalprokuratoren, worin ihnen die Preßbestimmungen eingeschärft werden, welche die Priester für Angriffe auf die Regierungspolitik treffen. Mit strengen Maßregeln gegen die Kongregationen wird begonnen und mehrere Kleriker aufgehoben.

Italien. Turin, 8. Die viertägige Debatte über die neapolitanischen Angelegenheiten im Abgeordnetenhaus endigt mit Annahme einer von Lanza und Mancini vorgeschlagenen motivirten Tagesordnung, welche eine Vertrauenserklärung für das Ministerium ist. Am 8. erwiedert Graf Cavour im Senat auf eine Interpellation Pacca's wegen Roms, indem er behauptet, Rom müsse die Hauptstadt Italiens sein, aber zur Geduld ermahnt. Außerdem dementirt er das Gerücht von einer bevorstehenden Abtretung der Insel Sardinien an Frankreich. Am 10. interpellirt Brofferio wegen einer Nachsuchung, welche die Regierung in Genua bei dem dortigen Garibaldischen Werbkomite anstellen ließ. Minghetti vertheidigt die Regierung, und ein bezüglicher Antrag Brofferio's wird verworfen. — Garibaldi ist noch immer unwohl und im Parlament noch nicht erschienen. Er verhandelt mit der Regierung wegen der künftigen Organisation der Südarmee. — In Neapel wird eine weitverzweigte bourbonische Verschwörung entdeckt, welche am 6. hätte ausbrechen sollen. Der Fürst von Cajaniello und viele Priester werden deßwegen verhaftet.

Rußland und Polen. Warschau, 6. Ein Ukas löst die landwirthschaftliche Gesellschaft auf, welche bisher die Fäden der revolutionären Bewegung geleitet hatte, es sollen dafür Kommissionen in den einzelnen Provinzen bestehen. Die Aufregung wird dadurch auf's Neue geschärft. Am 7. Abends findet eine große Demonstration Statt, welche sich am 8. in noch größeren Dimensionen wiederholen, und zu einem blutigen Konflikt mit dem Militär führt. Die Zahl der Todten wird auf 30, die der Verwundeten auf 200 angegeben. Zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen. Eine Proklamation des Fürsten Gortschakoff droht mit dem Belagerungszustand und ordnet verschärfte Sicherheitsmaßregeln an.

Briefmappe.

Hrn. Dr. F. F. in Lbg. Wir wären gerne an Ihrem vorübergegangen, wenn unser Raum bis jetzt nicht so beschränkt gewesen. Wir hoffen aber bald Zeit zu bekommen.

Hrn. Dr. W. M. in Btl. Derselbe Grund wie im Vorhergehenden zwang uns auch bei Ihnen, die letzte Antwort zurückzulegen, bis wir mehr Raum haben.

Frl. J. und H. in W—g. Es freut uns, so liebenswürdige und eifrige Leserinnen in Finnland zu besitzen. Von Ihrer ... können wir nicht schon wieder etwas bringen, da wir der ... in dem unterhaltenden Theile unseres Blattes besonders Rechnung tragen müssen. Sie finden indessen eine kleine Geschichte im 4. Hefte der bei unserem Verleger erscheinenden „Illustrirten Welt": Die gefährliche Brautwerbung. ... hat außer seinen Erzählungen auch Theaterstücke geschrieben. Sobald etwas Weiteres wieder erscheint, werden wir's Ihnen in der Briefmappe mittheilen. Sein Lieblingswerk ist übrigens „Chinese Soldatter".

Hrn. W. in Kastellamare. Wir bedauern, daß sich Ihre Mittheilung nicht zur Aufnahme eignet.

Frl. M. D. in Cr. Noch immer den Brf. nicht erhalten mit den zwei Worten. Lassen Sie bald von sich hören.

Hrn. M. v. W. in K. Hat rechten Zeit — sehr angenehm.

Hrn. J. Nd. J. G. in R. Wir bringen keine Gedichte und müssen deshalb auf Ihr sehr hübsches verzichten.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.


CARL REXER
FABRIK PATENT. EISERNER MÖBEL
Drahtarbeiten, Balkons
Eisenguss
Grabgeländer &
Bettstellen
ORNEMENTS POUR PARKS & SERRURERIE & JARDINS.
VOLIÈRES
FAISANDERIES
STUTTGART.
Hauptstädter-Strasse N° 95.

433



Dampfschifffahrt
zwischen Stettin und Riga

mittelst der schnellfahrenden eisernen Schraubendampfer **Hermann**, Capt. **C. Block**, und **Tilsit**, Capt. **Ch. Bredigreuther**.

Fahrplan.

Abgang: von Stettin } jeden Mittwoch, 6 Uhr früh. / Riga }
Ankunft: in Riga } jeden Freitag, Mittags. / Stettin }

Passagepreise: I. Cajüte 16 Thlr., II. Cajüte 12 Thlr., Deckplatz 4 Thlr. exclusive Beköstigung. Kinder unter 10 Jahren die Hälfte.

Vorzügliche Restaurationen befinden sich an Bord. Die am Dienstag Abend am Abgangsort eintreffenden Passagiere können sofort an Bord der Dampfer aufgenommen werden.

Die Dampfer reisen von Stadt zu Stadt direkt und ohne irgend welchen Aufenthalt in Zwischenhäfen erwähnt.

Zwischen Stettin und Memel, Tilsit &c.

mittelst des eisernen Schraubendampfers **Memel-Packet**, Capt. **W. Stettin**, im Anschluss an die zwischen Memel und Tilsit fahrenden eisernen Raddampfer **Prinzess Victoria**, Capt. **D. Pargiewitz**, und **Falke**, Capt. **F. Rothke**.

Fahrplan.

Für Memel-Packet.

Abgang { von Stettin jeden Sonntag 6 Uhr Morgens. / Memel jeden Mittwoch 6 Uhr Abends.

Für Prinzess Victoria und Falke.

Abgang { von Memel / Tilsit } täglich, ausgenommen Sonntags.

Passagepreise: Cajütsplatz Stettin-Memel 6 Thlr., Stettin-Tilsit 7 Thlr. Deckplatz [illegible] [illegible] exclusive Beköstigung.

Equipagen, Vieh, Güter und Contanten werden zu billigen Sätzen nach beiden Linien befördert.

Stettin, im März 1861. **Neuschwitzky & Hofrichter.**
(Comtoir: Dampfschiffsbollwerk Nr. 1.)

---

576 **Englische Odontine,** das schnellste und sicherste Linderungsmittel gegen jedes Zahnweh, in Gläsern zu 12 und 24 kr., empfiehlt die **Paradeis-Apotheke in Nürnberg.**

Erstes amerikanisches u. europäisches Patent-Nähmaschinen-Depot u. Fabrik von **F. Beckh in Berlin, Chausseestr. 102,** empfiehlt 160



Nähmaschinen



für den Gebrauch in Familien und Fabriken.

Für weisse Wäsche	50 Thlr.	Für Ledernäherei (Stahlfedern)	85 Thlr.
Wäsche jeder Art bis bis	70 „	„ Korpitscher und Hutfutter	70 „
Für Schuhmacher und Schneider, Fingerhalbschuhmaschinen 60 bis	70 „	Für Wäscheschirm-Fabrikanten . . . . . 60 bis	100 „
dieselben noch Grösse 90 bis	90 „	Zum Einfassen d. Hüte mit Bandumlegung	110 „
dreifacher Konstruktion . .	110 „	Für Mützenmacher	70 „
Zum Nähen mit Bindfaden für Riemer, Segeltuchfabrikanten	90 „	„ Familiengebrauch . .	85 „
Copien für Filzmacher	95 „	„ Kattunfabrikanten . .	75 „

Illustrirte Preiscourante werden auf portofreie Anfragen eingesandt, sowie auf Verlangen die ersten Häuser Europas namhaft gemacht, welche mit ausgeführten Maschinen arbeiten, und welche das Fabrikat gern als das erste und beste seiner Art empfehlen.

Alleiniger Gründer des ersten Nähmaschinen-Geschäfts in Europa.

738

Gelagerte Cigarren

à 8⅓ bis 200 Thlr. pro Mille in vorzüglicher Waare zu Engros-Preisen bei **F. W. Stolze & Comp. in Erfurt, preuss. Thüringen.**

Verzinnte gusseiserne Kochgeschirre



von

Georg Gutbrod

in

Stuttgart.

(Erste und einzige Fabrik in Deutschland.)



562 Gewöhnliche eiserne Töpfe sind häufig nicht zu verwenden, denn Speisen [illegible] die natürliche Farbe, Kupfergeschirre sind zu zerbrechlich. Diese Uebelstände alle sind bei dem **Geschirre von verzinntem Gusseisen** — das in England allgemein im Gebrauch — vollkommen beseitigt. Jede Speise kann ohne Nachtheil darin gekocht werden, dabei ist es leicht und dauerhaft. — Muster und Preislisten stehen zu Diensten.

623

Staniol

[illegible] weisse [illegible], in vorzüglichem Glanz, **bunte Folie** in allen Farben, **Metallpapier** in allen Grössen mit beliebigen Prägungen fabriciren und offeriren zu billigsten Preisen **C. F. Ohle's Erben in Breslau,**
Metallwaarenfabrik.

Bei **Eduard Hallberger** in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Rechte und Pflichten des Offiziers.

Leitfaden

für

junge Männer, welche sich dem Offiziersstande gewidmet haben oder noch widmen wollen.

Von

Julius v. Wickede.

8. Elegant broschirt. Thlr. 1. = fl. 1. 45 kr.

Deutsche Seidenbau-Compagnie.

Gegründet zur Hebung des Seidenbaues, nimmt Kommanditisten und ordentliche Mitglieder auf. Jahresbeitrag 3 Thlr. Statuten und die Probenummer [illegible] illustrirt erscheinenden Seidenbau-Zeitung — welche den Mitgliedern gratis gegeben wird — werden auf frankirte Anfragen franko zugesandt.

Berlin, den 1. Jan. 1861.

Direction der deutschen Seidenbau-Compagnie.
(Adalbertstrasse Nr. [illegible])
(gez.) **Dr. Lustig.** 636

Tiroler Holzschnitzwerke

260

aus den Händen der ersten Künstler, als:

Reliefs, Statuetten und Gruppen von 6—60 Thlr. preuss. Cour. sind vorräthig bei **J. Peterlongo** in Innsbruck.

194

Echte bayerische Jagdjoppen

oder Kochlerjoppen in grauem und braunem Jagdloden 4½, 5, 6 und 7 fl., in Salzkammergut [illegible], in feinen grauen, braunen und naturfarbigen Tuchen oder Buckskin 8, 9, 10 bis 14 fl., im dem schwersten und dichtesten dunkelgrauen Kroisetuch 12, 14 bis 18 fl.

Sämmtliche Joppen sind elegant, mit oder ohne grüner Ausstattung in allen Grössen. Aufträge hierauf werden schnellstens unter Postnachnahme versendet von der Herrengarderobe- und Schlafrock-Fabrik

Sigmund Weiß in München.

---

490 Das allgemeine landwirthschaftliche und technische **Industrie-Comtoir in Görlitz**, preuss. Schlesien, enthält folgende ganz neue, praktische

Vorschriften:

1. Wein-, Spiritus- und Essig-Couleur

auf eine sehr einfache Art aus vegetabilischen Stoffen zu bereiten, welche den zu färbenden Flüssigkeiten eine außerordentlich schöne, bis tief gelbbraune Farbe ertheilt und dieselben zugleich angenehm **färbt**. Von dieser Farbe kostet das Zollpfund (feste Masse in Tafeln zu verpacken) etwa 2½ Sgr. — 10 Kreuzer, und dann kann damit c. 200 Quart oder über 400 Zollpfund Flüssigkeit schönstens färben. — Die Vorschrift zur Bereitung dieser Farbe geben wir für ein **Honorar von 5 Thaler = 10 fl. — 20 Franken.**

Es ist von den letzten Bestellungen noch etwas dieses Fabrikats vorhanden und sind wir bereit, Proben in Kistchen, jedoch nicht unter 2 Thlr., zuzusenden.

2. Veredelung des ord. Spiritus

oder aus dem gewöhnlichen Kartoffel- oder Rübenspiritus auf eine ganz neue, einfache und leichte Art über jedem **gewöhnlichen Destillir-Apparat** (Blase) den schönsten

Natur- (Wein-) Sprit

herzustellen, welcher jeder Anforderung bei der Rum-, Likör-, Cognac- und Weinbereitung entspricht und [illegible] zu Feinheit und Annehmlichkeit übertrifft. — **Honorar 5 Thaler = 10 fl. — 20 Franken.**

3. Nordhäuser Korn

den echten (nicht den künstlichen), aus gewöhnlichem Kartoffel-, Rüben- oder Getreide-Spiritus, über jedem einfachen Destillir-Apparat (Blase) herzustellen, was per Eimer einige Silbergroschen kostet. — **Honorar 10 Thaler = 20 fl. — 40 Franken.**

4. Rum-Essenz

in vortrefflicher Qualität in eben derselben Weise hergestellt, wovon das preuss. Quart = 2½ Zollpfund etwa 1½ Thaler = [illegible] Gulden kostet und jetzt gern mit 1 bis 1½ Thaler bezahlt wird. — **Honorar 10 Thaler = 20 fl. = 40 Franken.**

Alle 4 Vorschriften mit **Garantie** zusammen 25 Thaler = 50 fl. = 100 Franken.

Unser **Geschäfts-Programm**, welches **Erwerbsquellen** für Bemittelte und Unbemittelte aller Stände bietet, senden wir auf portofreies Verlangen unentgeltlich und **franko**.

Das allgemeine **landwirthschaftliche** und **technische Industrie-Comtoir**
Wilhelm Schiller & Comp. in **Görlitz, Schlesien.**

Literarische Anzeigen.

646 Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig:

Doralice.

Ein Familiengemälde aus der Gegenwart

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zwei Bände.

8., elegant geheftet; Preis 1 fl. 30 kr. rhein. = 3 fl. 30 Nkr. öst. Währ. = 2 Thlr.

Mainz im April 1861. **Franz Kirchheim.**

---

494 In der Gottschick'schen Buchhandlung zu **Neustadt a. d. Haardt** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1) **Bad Gleisweiler** bei Landau in Rheinbayern. Nebst praktischen Bemerkungen über **Wasser-, Molken- und Traubenkuren.** Von Dr. med. **F. Schneider.** Mit einer Stahlstich und einer Landkarte. Preis 54 kr. — Daraus 2 Auszüge:
  a) **Die Molken- und Traubenkur zu Bad Gleisweiler.** Preis 12 kr.
  b) **Kurerfolge zu Bad Gleisweiler.** Preis 18 kr.

2) **Bad Gleisweiler, das obere Haardtgebirge und die pfälzische Schweiz.** Ein Führer und Reisetaschenbuch für Kurgäste und Touristen. — a) Ausgabe mit 8 Stahlstichen. 1 fl. 30 kr. — b) **Ausgabe mit 15 Stahlstichen** und dem Panorama von Bad Gleisweiler. 4 fl.

3) **Panorama von Bad Gleisweiler.** Ein 8 Fuß langer und 1 Fuß hoher Stahlstich mit erläuternden Bemerkungen. Preis 2 fl.

---

832 Im Verlage der **Gebrüder Binger** in Amsterdam erschienen so eben und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefe

von

H. Heine.

Herausgegeben von **Friedrich Steinmann.**
1. und 2. Theil.
Preis 3 Thlr. 10 Sgr.

Diese zwei Theile enthalten Briefe an den Herausgeber, an Friedrich Aßmann, Joseph Klein, Grabbe, August Lewald, Varnhagen von Ense, G. Weerth, Dr. L. Wertheim, Joseph Lehmann, A. Stahr, E. M. Arndt, Dr. H. Schulz, Ch. Bethe, Wilhelm Müller, Theodor von Kobbe, Johannes Müller, den Freiherrn von Holberg, Prof. Wienbarg u. Anderen.

Neben diese höchst merkwürdige Briefsammlung liefert die nachfolgende Vertheidigung des Herausgebers einen unzweifelhaften Beweis für die Aechtheit der von Hrn. Steinmann edirten Heine'schen Dichtungen.

Der Froschmäusekrieg wider H. Heine's Dichtungen
von **Friedrich Steinmann.**
Preis 7½ Sgr.

Erste Nummer des neuen Abonnements!

611 Am 6. April d. J. wurde ausgegeben:

Nr. 14. } „**Stimmen der Zeit.**“ **Wochenschrift für Politik und Literatur.** Herausgegeben von **Adolph Kolatschek.**

Inhalt: Das Nationalitätsprinzip in Oesterreich. — Ueber [illegible] Demokratie von einem [illegible]. — Das Deutschthum in Oesterreich. — Die Ideen über die Herstellung der Valuta in Oesterreich. — Die französisch-russisch-italienische Coalition und die Theilung Deutschlands. — Auf einem ungarischen Pfarrhofe. — Vom Büchertische.

Die nächsten Nummern werden unter Anderem bringen: Rom und Paris. — [illegible] — L. Kossuth's Programm. — Die Parlamentswahlen in Preußen. — Das Wiener Reichsministerium. — [illegible] — Die Nationalitäten Oesterreichs — Napoleon III. Eine Studie. — Die Gefahren in der Krim. — Korrespondenzen aus Wien, Berlin, London, München, Dresden, Prag, Krakau, Pesth, Graz, Frankfurt a. M. &c.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2½ Bogen in gr. 8. Der Abonnementspreis für das Vierteljahr ist 1⅓ Thlr. — Bestellungen auf das **neue Quartal** (April bis Juni 1861) werden von allen **Buchhandlungen** und **Postämtern** angenommen.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung
in Leipzig und Heidelberg.

---

587 Bei **G. K. Berendsohn** in Hamburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Prostitution in Hamburg

in ihren eigenthümlichen Verhältnissen

von

Dr. H. Lippert,
prakt. Arzte in Hamburg.

Motto.

Aber höre, hast du einmal Lust zu predigen, dann laß mich mit laufen, ob weil die Leute verzogen, worüber [illegible] soll. Ihr großen Herren müßt euch immer im Kreise umhertreiben, und könnt nicht hinschauen, wo unsere Augen all' hin gaffen dürfen. Eine Abendpromenade sollt ihr mal mit mir machen, so in manchem Winkel, wo keine Laterne brennt, oder hinter der Kirche, wo Niemand geht, als das [illegible] auf den Kauf. **Kölling.**

Preis eleg. broch. 18 Sgr.

Der geachtete Name des in der wissenschaftlichen Welt rühmlichst bekannten Herrn Verf. bürgt für den Werth dieses, den Krebsschaden der modernen Gesellschaft wie der Sonde des Arztes blossgelegten Werkes das, fern von allem [illegible], und ethischen Zwecken gewidmet, das Thema durch eine reiche Statistik unterstützt, gründlich erörtert, und jedem für diese Frage Interessirenden willkommen sein dürfte.

Von der im **Bibliograph. Institut** in Hildburghausen erscheinenden, **gesetzmäßigen** Ausgabe:

Bibliothek der deutschen Klassiker

ist soeben ausgegeben und in allen Buchhandlungen vorräthig:

XV. Bd. 2. Lief. **Zacharias Werner.**
„ „ 3. „ **H. v. Kleist.**

[illegible] **historischer Anordnung** und **kritischer Auswahl** zu einem geschlossenen Ganzen vereinigt, umfaßt [illegible] Oktav-Bände, jeder von 6—8 wöchentlichen Lieferungen, zu 8—12 Bogen, zum **Subskriptionspreis von 5 Sgr.** = 18 kr. rhn. [illegible] **Die Nibelungen, Arndt, Süßkind, Gudrun, Hartmann von Aue, Körner, Schulze, W. v. Eichendorff, Schenkendorf, Müller, Hoffmann, [illegible], Fichte, Die Minnesänger.** 1013

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 31.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

VI. Band.

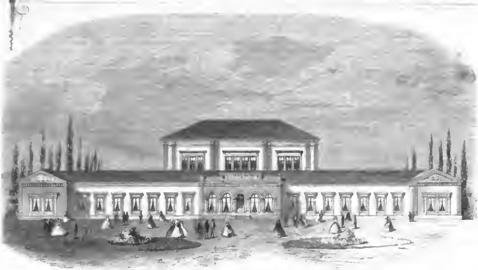
III. Jahrgang.

Zweites Semester.

Stuttgart, 28. April 1861.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich
Thlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr. rhein.

Inhalts-Uebersicht.



Das österreichische Reichstagsgebäude vor dem Schottenthor in Wien. Nach einer Originalzeichnung, mitgetheilt von Ludwig Zettel. (S. 170.)

Der Wechsel des Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

Kurze Zeit nachher öffnete sich denn auch diese wieder und mein Pflegevater trat heraus. Er entdeckte mich nicht sogleich in der Dunkelheit und sah mich erst, als ich auf ihn zutrat. „Ah, da sind wir," sagte er, — „wir fangen gute Geschichten an."

„Alice hat mich ungerecht angeklagt," entgegnete ich lebhaft, „und ich habe Sie nur heraus bitten lassen, um Ihnen in Wahrheit zu sagen, wie Alles das gekommen."

„Alice hat mir nichts gesagt," erwiederte der alte Mann kopfschüttelnd, „aber ich kann Dich versichern, junger Sausewind, daß sie wie ein Bild des Jammers dabeigesessen ist, als mir Therese die ganze ungeheuerliche Geschichte berichtet. Plagt ihn denn der Teufel, junger Herr, anständige Mädchen so auf's Tiefste zu verletzen? — Ja, auf's Tiefste," fuhr er entrüstet fort, als ich antworten wollte. „Das ist ein unverzeihlicher Streich, und den wird Dir auch Alice niemals verzeihen, darauf kannst Du Gift nehmen. Ah pfui, Monsieur Eugen, ein so gutes und liebes Geschöpf gerade da verwunden, wo sie am Empfindlichsten ist. Hat doch das arme Mädchen vor Scham gemeint, als habe sie selbst etwas Schlimmes begangen. Ja, wenn sie Jemand scharf ansieht, so schlägt sie die Augen nieder, zittert und erröthet."

„Fahren Sie fort mit Ihren Vorwürfen," sagte ich in ruhigem Tone, „aber wenn Sie fertig sind, dann lassen Sie mich etwas zu meiner Entschuldigung sagen."

„Darauf wär ich gespannt, auf mein Wort," sagte er erstaunt; „die Entschuldigung will ich kennen lernen, die in diesem Falle einen Schimmer von Glaubwürdigkeit hat."

„Und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort," entgegnete ich gereizt, „ja, ich beschwöre es Ihnen bei Allem, was Sie wollen, daß ich Ihnen die Wahrheit sage." — Und nun erzählte ich ihm kurz, aber bestimmt, wie Alles gekommen und schloß mit den Worten: „So ist der Hergang dieser unglückseligen Geschichte, und da Sie mir eingestehen müssen, daß Sie mir nie eine Lüge haben vorwerfen können, so hoffe ich auch dieses Mal Glauben zu verdienen."

Er hatte mich angehört, dabei oft den Kopf geschüttelt, auch wohl gesagt, hm, hm, oder ja, ja, und als ich geendet, meinte er, „gesetzt, es ist Alles so wie Du sagst, so hast Du Dich doch bei Alice bös hineingeritten. — Zugegeben, sie glaubt Deiner Erzählung und an Deine Unschuld, so wird sie Dir doch nie verzeihen, wohin Dich der Zufall geführt, und es bleibt ewig etwas Fremdes zwischen euch."

„Das wäre schrecklich für mich," rief ich aus, „aber auch in dem Falle müßte ich den Zufall segnen, welcher mich dorthin geführet."

„Der Teufel auch," rief mein Pflegevater: „das ist wenigstens ein offenes, ehrliches Geständniß."

„Ja, denn der Zufall ließ mich eine Entdeckung machen," fuhr ich in großer Aufregung fort.

„Und welche Entdeckung, junger Herr?"

„Ich sah Alice . . ."

„Schlimm genug, daß Du sie gesehen."

„Nein, es war das größte Glück, welches mir und namentlich ihr begegnen konnte."

„Eugen, Eugen, ich glaube, Du hast mit Deinen Kameraden einen Abschiedstrunk gethan."

„O nein, das kommt später, ein Trunk der Verzweiflung," rief ich wehmüthig aus. — „Alice ist jenes Mädchen, von dem die Frau Merzer in jener Nacht erzählt. — Ja, sie ist es," setzte ich mit einer zitternden Stimme hinzu, denn mein Herz war jetzt übervoll, ich konnte meine Bewegung nicht zurückhalten, ich freute mich nur, daß es auf dem Gange zu dunkel war, um meine Thränen sehen zu können.

„Gerechter Gott, was sagst Du da?"

„Die Wahrheit. Alice hat jenes Mal, von dem die Frau Merzer sprach, was ich niemals vergessen."

„Alice —?"

„Ja," rief ich aus, „und," fuhr ich nach einer Pause fort, während ich mit meiner Hand an die Stirne schlug, „wie kann man so blind sein, gleicht sie doch ihrer Mutter — o so sehr — so sehr."

„Junge, Du machst mich verrückt. Was weißt Du von ihrer Mutter."

„Ich sah das Bild bei Lieutenant von Steinfeld."

„Licht, Licht!" rief der alte Mann mit emporgehobenen Händen. „Ja, bei Herrn von Steinfeld. Er war es ja auch, der so eifrig nach jenem verloren gegangenen armen Mädchen forschte. — Ja, Du hast Recht, jene Entdeckung ist schon des andern Unglücks werth. Aber, mein armer Junge," setzte er mit weicher Stimme hinzu, „Dir wird das doch im gegenwärtigen Augenblicke bei Alice nichts nützen. Sie ist zu erregt und ganz niedergedrückt durch den Tod ihres — — — Vaters."

„So ist — der da drinnen gestorben," fragte ich mit leiser Stimme, „o, das ist schlimm, sehr schlimm, und hat er Ihnen vor seinem Ende nichts über das arme Mädchen anvertraut?"

„O ja, er hat," entgegnete der alte Mann feierlich, „er hat mir Mittheilungen gemacht, aber sie wären fast werthlos ohne Deine Entdeckung. Jetzt aber —"

„Kann Alice glücklich werden, nicht wahr!" rief ich freudig aus, „dann ist ja Alles gut, und wenn Sie ihr später einmal erzählen, wie Alles das gekommen, — daß auch ich mitgeholfen," setzte ich schluchzend hinzu, „und daß das Unglück doch wohl kein Unglück war, so wird sie mir verzeihen und freundlich an mich denken."

„Du sprichst ja gerade wie Jemand, der auf Nimmerwiedersehen hinaus in die Schlacht will," gab Herr von Schwanefeld mit jenem barschen, polternden Tone zur Antwort, den er gerne anzunehmen pflegte, wenn ihm wehmüthig und weich um's Herz wurde. „Sei doch nur ruhig, bleib' da stehen, ich will versuchen ein freundliches Wort für Dich einzulegen — natürlicher Weise von der Entdeckung darf ich im gegenwärtigen Augenblicke nicht sprechen."

„Nein, gewiß nicht, aber sagen Sie ihr, ich müßte in kurzer Zeit fortreiten."

„Ah, mit einer Remontekommission?"

„Ja, ja, und möchte sie nur ein einziges Mal noch sehen."

„Gut; ich will mein Möglichstes thun."

Damit ging er hinein, drückte die Thüre sanft hinter sich zu und blieb sehr lange aus, endlich öffnete er, winkte mir näher zu kommen, und ich that das mit einem bangen, beklommenen Gefühle.

Da stand ich an der Thüre des kleinen ärmlichen Zimmers, und als ich einen Blick hineingeworfen, durchschauerte es mich. Vor mir sah ich das Bett, von dem Scheine der Lampe hell beleuchtet, auf dem der alte Mann lag, der vor Kurzem gestorben. Man hatte ein Tuch über seinen Kopf gebreitet, aber gerade, daß dieses sein Gesicht verhüllte und doch die Formen desselben ahnen ließ, ließ meiner lebhaften Phantasie einen so schauerlichen Spielraum. Neben dem Bette saß Alice, ihr Gesicht in den Händen verborgen, während ihr langes, blondes Haar aufgelöst ihren Hals und ihre Schultern verdeckte. In der Ecke des Zimmers stand Therese hoch aufgerichtet, einen Arm in die Seite gestemmt, und sah mich finster mit ihren blitzenden Augen an. Ich blieb wie festgebannt auf der Schwelle stehen — ja mir fehlte der Muth, näher zu treten.

Mein Pflegevater trat zu dem jungen Mädchen hin, legte ihr sanft die Hand auf das Haupt und sagte in bittendem Tone: „Da ist er, Alice, er will nur Abschied von Dir nehmen."

Sie rührte sich nicht, ja auch dann nicht, nachdem er seine Worte dringender wiederholte; hierauf schaute er nach mir hin und zuckte die Achseln.

Der erste tiefe, gewaltige Schmerz, den ich in meinem Leben empfunden, durchzuckte meine Brust, doch kam es auf einmal über mich, trotzig und zornig, daß man mir Unrecht thue, daß ich diese Behandlung nicht verdiene. „Gut denn, Alice," sagte ich, „Du willst mich nicht mehr sehen, so lebe denn wohl, vergiß mich nur, es wird Dir leicht werden, aber sei versichert, daß ich Dich nie vergessen werde, wenn ich Dich auch nimmer wiedersehe." — —

Jetzt fühlte ich auf einmal eine Ruhe in mir, wie ich sie den ganzen Tag nicht empfunden. Es war mir, als habe ich mit der Vergangenheit abgeschlossen, und wenn auch bei dieser Abrechnung mein Herz fast brach, so hatte ich doch mein Gleichgewicht wieder in soweit erlangt, daß ich es vermochte, meinem Pflegevater ganz besonnen die Hand zu schütteln und von ihm mit dem Versprechen zu scheiden, daß ich nicht ermangeln würde, ihm in nächster Zeit ein Lebenszeichen von mir zu geben. Um dasselbe bat ich ihn auch, und als ich dieß that, wollte es abermals in meinem armen Herzen aufwallen, denn ich sah bei diesen Worten auf Alice — doch blieb ich fest, wie es einem jungen Kriegsmann geziemt, wandte mich um, und nachdem ich noch an Therese einen kalten Blick verschwendet, verließ ich das Zimmer und schritt muthig den Korridor hinab. Bei den ersten Schritten fühlte ich mich federleicht, je weiter ich mich aber von der kleinen, ärmlichen Kasernenwohnung, und gewiß auf Nimmerwiedersehen, entfernte, um so bleierner lag es mir in den Gliedern, und es war mir immer, als zöge mich eine unsichtbare Gewalt rückwärts, als müsse ich Alice noch einmal wiedersehen, als müsse ich vor ihr niederstürzen und sie anflehen, mir nur noch einmal ihr gutes, liebes Gesicht zu zeigen.

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn ich nicht am Ende des Korridors auf den ersten Stufen der Treppe mit Wetter zusammengestoßen wäre, der aus dem Stalle kam und mich gleich beim Arme nahm, während er sagte. „Schau Einer an, da finden wir Dich endlich, mein Bürschlein, der alte Schmetterer war schon mehrere Male außer sich, und hätte Dich suchen lassen, wenn er nur eine leise Ahnung davon gehabt hätte, wo Du aufzufinden seist. Aber das muß ich sagen: Stille Wasser sind tief. Du befleißigst Dich so einer außerordentlichen Liederlichkeit, treibst Dich da die halbe Nacht herum und kommst nach Hause, um Dich in den Sattel zu schwingen. — Bravo, aus Dir kann etwas werden!"

Wetter konnte sich schon erlauben, so mit mir zu reden. Ich wußte, daß er es gut mit mir meinte, und dabei war er trotz seiner ausgezeichneten Kenntnisse in jeder Beziehung und trotzdem er in kurzer Zeit Offizier werden mußte, doch der beste, angenehmste Kamerad, den man sich denken konnte. Er war schon vollständig angezogen, mit Säbel und umgehängter Cartouche, weßhalb ich ihn erstaunt frug, ob er denn noch eine Wache gethan habe.

„Nein, mein Schatz," gab er mir zur Antwort. „Dir scheint aber die Zeit so schnell vergangen zu sein, daß Du nicht einmal weißt, daß es zwei Uhr Morgens ist, und daß unser Premierlieutenant Bachmann, welcher sich schon ganz auf dem Kriegsfuße fühlt, um drei Uhr abreiten wird."

„Da muß ich ja in den Stall und füttern lassen," sagte ich besorgt.

„Das hat schon Deine Kindsfrau, der alte Schmetterer, besorgt, mach' nur, daß Du in die Stube kommst, um Dich anzuziehen. Du bist wahrhaftig nicht werth, junger Mensch, daß man so für Dich sorgt, und doch kann ich es nicht lassen, ich werde beim Feuerwerker Link Deinen Kaffee bestellen und Dir ein paar Brödchen streichen lassen, armer Kerl, mach' nur, daß Du nachkommst."

Damit verließ er mich und ich eilte in die Stube hinauf, wo ich mich in kurzer Zeit umkleidete. Es war mir wohl etwas frostig zu Muth, ich hätte aber doch nicht schlafen können, wenn ich auch zu Bette gegangen wäre. Dann suchte ich den Unteroffizier Schmetterer auf, der im Stall war, und so froh mich endlich zu sehen, daß er statt aller Vorwürfe nur mit dem Kopfe schüttelte und sagte: „Ich habe jetzt keine Zeit, viel zu fragen, warum der Herr Bombardier die Nacht nicht nach Haus gekommen, soviel steht aber fest, wenn man sich im Laufe des Tages über Müdigkeit beklagen wird, so muß ich dem Premierlieutenant melden, woher diese Müdigkeit kommt. Sehen Sie jetzt nach Ihrem Pferde und satteln sorgfältig. Wir haben einen scharfen Ritt vor uns und ich möchte die Schande nicht erleben, daß ein Bombardier meines Geschützes mit dem Sattel auf dem eigenen Rücken in's Quartier käme."

Es war gut, daß ich noch allerlei zu thun hatte, und so nicht im Stande war, meinen immer wiederkehrenden, traurigen Gedanken nachhängen zu können. Ich that Alles wie in halber Betäubung, sattelte mein Pferd, trank meinen Kaffee, den Wetter freundlich für mich besorgt, und gab ihm keine Antwort, als er mir wohlwollend sagte: „Mein Junge, Dir ist etwas Absonderliches begegnet. Du bist heute Morgen wie verhagelt, ich hoffe aber, daß Dich ein tüchtiger Ritt und die scharfe Morgenluft wieder zusammenrappeln wird."

Bald nachher saßen wir im Kasernenhofe auf und ich konnte es nicht unterlassen, nach den gewissen Fenstern hinaufzuschauen. Da schimmerte noch ein schwacher Lichtstrahl und ich sah Alles wieder deutlich vor mir: das Bett mit der verhüllten Gestalt und Alice mit ihrem aufgelösten blonden Haar. — Ohne daß ich merkte, wir wären fortgeritten, passirten wir schon das Thor der Kaserne und die Hufe unserer Pferde klapperten auf dem Pflaster der menschenleeren Straßen. Alles rings umher schlief noch in tiefer Ruhe sanft und glücklich träumend — so dachte ich wenigstens.

Vor der Stadt zündete der Premierlieutenant eine Cigarre an und gestattete Jedem von uns, es ebenso zu machen, dann setzte es einen festen Trab und wir eilten rasch über die glatte Chaussee hin.

Die heftige Bewegung des scharfen Rittes that mir wohl und ich fühlte mich von Viertelstunde zu Viertelstunde leichter, ja wurde fast heiter gestimmt, als uns ein herrlicher Frühlingsmorgen in aller Pracht anbrach, als ein lichter Streifen im Osten das Kommen der Sonne verkündigte, und als diese nun unendlich glänzend und strahlend aufstieg unter jubelndem Finkenschlag und lustigen Lerchentrillern. Unser Premierlieutenant war einige Schritte voraus und man sah ihm ordentlich das Behagen an, mit dem er dahinritt. Zuweilen wickelte er seinen langen Bart um die Finger der rechten Hand und schaute nach rückwärts, wobei er fragte, wie sich unsere Pferde hielten! Als es ganz hell geworden war, verließen wir die Chaussee und bogen links in einen Feldweg ein, wo es ziemlich aufwärts ging, und auf dem wir nach einigen Stunden abwechselnd scharfen Reitens eine Hochebene erreichten, auf der es angenehm und ziemlich eben fortging. Nachdem wir später wohl eine Stunde im Schritt geritten waren, um unsere Pferde wieder zu Athem kommen zu lassen, erreichten wir ein paar einzeln stehende Häuser, wo Premierlieutenant Bachmann sein Pferd anhielt, abstieg und uns eine Stunde Zeit zum Ausruhen gab.

Es war ein warmer, sonniger Morgen, und während die zwei Kanoniere unsere Pferde auf- und abführten, lagerten wir auf einer Erhöhung der Straße. Wetter bot mir eine Feldflasche an und befahl mir zu trinken. „So ein tüchtiger Schluck," sagte er, „hält Leib und Seele zusammen, und

wie ich es auch heute Morgen bemerkte, scheinst Du mir überhaupt ein Bindungsmittel zwischen diesen beiden höchst wichtigen Faktoren sehr nothwendig zu gebrauchen. — Du hast mich früher schon einmal — ungefragt — in die kleinen Geheimnisse Deines Lebens eingeweiht, ich habe Dir in mancher Beziehung gute Lehren gegeben und möchte es auch, da ich sehr gut gelaunt bin, jetzt wieder thun, um Dich vielleicht von einem falschen Wege abzubringen."

Nun war es allerdings so, daß ich mit Wetter die Erlebnisse unserer Jugendzeit ausgetauscht, und daß ich durch richtige und vernünftige Bemerkungen, die er mir machte, schon damals ein großes Vertrauen zu ihm gefaßt. Auch wird man es verzeihlich finden, daß es mich drängte, einem Freunde Mittheilungen zu machen, seinen Rath zu hören, wenigstens ein freundliches Wort zu vernehmen. Alicens oder sonst eines Namens hatte ich allerdings nie gegen ihn erwähnt, und Wetter war auch zu diskret, um darnach zu fragen. Es konnte also Niemand schaden, wenn ich ihm offen und ehrlich die Erlebnisse des gestrigen Abends mittheilte, um zu erfahren, wie er mit seinem klaren, ruhigen Verstand diese höchst verwickelten Verhältnisse ansah.

„Hier aber sprich nicht darüber," sagte er, „nachher reiten wir ein paar Stunden bergan, da wird der alte Schmetterer schon Gelegenheit finden, sich an den Lieutenant zu machen, und wir bleiben alsdann zurück und können zusammen plaudern."

So kam es auch und ich, voll von den Begebenheiten des gestrigen Tages, war in der Lage, dieselben mit allen Einzelnheiten meinem Freunde mittheilen zu können.

„Das ist ein förmlicher Roman," sagte er, „mit einer prächtigen Verwicklung; denn wenn nun das junge Mädchen gefunden ist, wenn auch selbst ihr angeblicher Vater, der gestern starb, Beweise hinterlassen, daß sie nicht seine Tochter ist, wenn auch die Hebamme eidlich erklärt, das Kind mit dem beschriebenen Maale auf ihren Armen gehabt zu haben, so bliebe immer noch ein rechtskräftiger Beweis zu führen, daß ein Tausch in jener Nacht wirklich stattgefunden, — verstehst Du mich — ein rechtskräftiger Beweis; denn was wir als vernünftige Leute von einer Sache glauben, und wovon wir fest überzeugt sind, das ist dem sogenannten ‚Rechte' gegenüber häufig nichts als leerer Schall. Wenn ich Dir etwa dienen kann, so versteht es sich von selbst, daß Du über mich zu verfügen hast. Weißt Du, was mich ungeheuer interessiren würde?"

„Und das wäre?" fragte ich.

„Das wäre nämlich, einen vollgültigen Beweis aufzufinden über die Wahrhaftigkeit der Erzählung jener Frau Merger; nicht als ob ich Mißtrauen in sie setzte, aber solche alte Weiber sind geschwätzig, sie haben etwas an sich Unbedeutendes erlebt, setzen aber nun aus ihrer Phantasie, aber auch Etwas, was sie sonst wohl gehört, hinzu, und dann wächst eine abenteuerliche Geschichte zusammen, wie sich die ungeheure Lawine aus einem kleinen Schneeballen bildet." —

„Aber wie wäre ein solcher Beweis zu finden?"

„Ein Beweis eigentlich nicht für die Wahrheit der ganzen Geschichte, sondern nur im Allgemeinen für die Glaubwürdigkeit jener alten Frau."

„Und?"

„Wenn es nämlich möglich wäre, auf jenem Schlosse das Zeichen wieder zu finden, welches sie dort zurückgelassen."

„Ja gewiß, und es aufzufinden soll, sobald es mir möglich ist, meine dringende Sorge sein."

„Natürlich weißt Du den Namen des Schlosses?"

„Gewiß — und wüßte auch keinen Grund, der mich abhielt, ihn Dir, meinem Freunde, mitzutheilen," gab ich vertrauensvoll zur Antwort.

„Wenn Du es für gut findest, so brauche ich Dich nicht erst zu versichern, daß Dein Geheimniß bei mir gut aufgehoben ist; wer weiß, ob ich nicht eher in jene Gegend komme als Du, mir wäre es außerordentlich interessant, den Pulswärmer jener alten Dame aufzufinden."

„Holla, meine Herren," rief der Premierlieutenant, der sein Pferd in Galopp gesetzt hatte und vor uns eine Anhöhe hinaufgesprengt war, „kommen Sie her!" Wir folgten ihm, so rasch wir konnten, und sahen entzückt in ein weites, herrliches Thal.

„Sehen Sie dort in der Ferne zwischen den dichten Waldungen das mächtige Schloß hervorschimmern, und etwas mehr rechts, da am Flusse, das Dorf mit dem glänzenden Kirchthurme? — Dort ist unser Quartier, wo wir einige Tage bleiben werden. Ein großer Theil der Remontepferde wird dorthin gebracht — eine schöne, angenehme Gegend, ich war früher schon einmal da — gastfreie Leute, auch die da oben auf der herrlichen Besitzung — auf Schloß Issing!"

Einen Augenblick starrte ich in höchster Ueberraschung in die reizende Landschaft hinaus, hatte ich mich doch nicht um unsere Marschroute bekümmert, auch war sie im Befehl nicht schriftlich mitgetheilt worden — dann aber drückte ich meine Hand jetzt auf den Arm meines Freundes und sagte ihm: „Schloß Issing, dort können wir suchen!"

Fünfzehntes Kapitel.

Aufklärungen.

Die Wohnung des Herrn von Schwanefeld im Armenhause, unsere ehemalige Wohnung, war schon in den nächsten Tagen, nachdem ich mit der Remontekommission abgeritten, nach den Aeußerungen des alten Herrn fast wieder so angenehm und behaglich geworden, wie in jenen glücklichen Zeiten, als noch die gute Frau Iduna mit ihrem Strickstrumpf am Fenster saß. Alice hatte die Stelle der Hausfrau nämlich gleich nach dem Tode ihres Vaters angetreten, und füllte sie zur vollkommensten Zufriedenheit des bisher so einsamen Bewohners aus.

Da man bei der Verwaltung mit seinen guten Diensten sehr zufrieden war, so hatte man dem Herrn von Schwanefeld noch ein kleines Nebengemach eingeräumt, welches nun das Schlafzimmer Alicens war, während der Herr dieses jetzt weitläufigen Appartements in seiner Stube verblieb und diese auch ihren Rang als Wohnzimmer behielt. Fast hätte er gleich am ersten Tage von Alicens Anwesenheit seine Schreibereigeschäfte versäumt, denn er konnte sich nach dem so behaglichen Morgenkaffee nicht von den Zimmern trennen, in welchen das liebe Wesen so emsig und wohlthuend freundlich schaltete und waltete. Händereibend ging er auf und ab, und wenn er zuweilen so recht liebevoll lächelnd vor dem jungen Mädchen stehen blieb, so konnte er sagen: „Ja, Kind, Du bist ein ganz eigenthümliches Wesen, ich glaube gewiß, Du bist eine verwunschene Prinzessin, oder noch etwas Besseres, das Kind irgend einer wohlthätigen Fee, in diese neue Welt gesetzt, um die Menschen glücklich zu machen."

Von den Geheimnissen, welche Alice umgaben, und von einer vielleicht glänzenden Aenderung ihres Schicksals hatte ihr der vorsichtige alte Mann nichts gesagt. „Warum Hoffnungen erregen," sprach er zu sich selber, „die vielleicht doch nicht erfüllt werden. Ja," setzte er alsdann mit sich selbst redend hinzu, „wenn die Leute, welche Recht sprechen sollen, so von diesen gerechten Ansprüchen überzeugt wären, wie ich, da könnte es gar nicht fehlen; wundern muß ich mich nur, wie ich bei meiner Weltkenntniß dem alten Schneider, Gott hab' ihn selig, eine solche Tochter zutrauen konnte."

So dachte er und murmelte in sich hinein, während er in seinem kleinen Zimmer auf- und abschritt, zuweilen vor Alice stehen bleibend und sie mit einem glücklichen und frohen Ausdruck anschauend.

Seh' Einer nur dieses edle und schöne Profil, diese freie und offene Stirne, und dann ihre zierlichen Hände und Füßchen, kaum groß genug für ein zwölfjähriges Kind. Ich habe mich eigentlich gründlich blamirt mit meiner Weltkenntniß, sonst hätte ich lange eine Ahnung haben müssen, daß in ihren Adern ein anderes und edles Blut fließt. — Mich dauert nur mein armer Junge, dem ich es wahrhaftig nicht übel nehmen kann, daß er wie ein Narr in das Mädchen verliebt ist, aber ihm ist nicht zu helfen, man muß ihm die Wohlthat erzeigen und ihm helfen, diese Grillen zu verjagen —

— „Wolltest Du Etwas sagen, mein Kind," sagte er, seinen Gedankenlauf unterbrechend, zu dem jungen Mädchen, welches ihn fragend ansah?

„Ich nicht," lächelte sie, „aber ich glaubte, Sie sprächen mit mir."

„Habe ich am Ende laut gedacht?" fragte er beinahe erschrocken; denn es wäre ihm unangenehm gewesen, wenn er vielleicht meinen Namen genannt hätte. „Hab' ich etwas Unangenehmes gesagt?"

„Nein, Sie bewegten nur die Lippen, als wollten Sie sprechen, aber Unangenehmes war es auf keinen Fall, Sie sehen mich ja so freundlich und lächelnd an."

„Weiß Gott, mein Kind, da hast Du Recht; ich bin aber auch so freudig und angenehm gestimmt, wie lange nicht, wenn ich Dich so dasitzen sehe, nach jahrelanger Abwesenheit so hübsch herangewachsen, so groß und verständig geworden, da habe ich nur noch einen Wunsch, nämlich den, daß es lange so bleiben möge."

„Und warum sollte es nicht?" fragte Alice in aufrichtigem und herzlichem Tone.

„Ah — a — a — a," entgegnete er mit einer fast ehrfurchtsvollen Verbeugung, „das würde sich auf keinen Fall machen lassen. Was solltest Du hier in dieser Umgebung thun?"

„Und war ich nicht früher ebenfalls hier," erwiederte sie, erstaunt über seine Worte, „und war ich nicht glücklich und zufrieden?"

„Ja, damals," gab ihr Herr von Schwanefeld kopfnickend zur Antwort. „O es war eine angenehme Zeit, als die gute Frau Iduna noch lebte und ihr hier aus und ein liefet, Du und Eugen."

„Ja, das war's," sagte Alice mit leiser Stimme nach einer kleinen Pause, während welcher sie ihre Hände mit der Arbeit, die sie vor hatte, in den Schooß sinken ließ. „Ja, eine sehr glückliche Zeit," fuhr sie fort, „daß sich Alles so ändern mußte! — Aber warum soll ich nicht hier bei Ihnen bleiben, — ich will Ihnen gewiß nicht zur Last fallen. Wenn die ersten Tage vorüber sind, gehe ich wieder zu meiner Arbeit und bleibe Abends bei Ihnen. Es ist hier so angenehm still, wir plaudern zusammen wie damals, Sie erzählen mir wie früher von Ihrem vergangenen Leben — warum schütteln Sie mit dem Kopfe, geht das nicht, wollen Sie mich nicht bei sich behalten?"

„Ob ich das möchte?" erwiederte er herzlich, „wenn es möglich wäre, aber es ist hier kein passender Ort mehr für Dich. Als kleines Kind konntest Du ungehindert und unbeachtet hier aus- und eingehen, ja froh und glücklich sein, aber das erwachsene Mädchen würde sich bald hier nicht mehr heimisch fühlen," auch, setzte er zögernd hinzu, „muß ich an Eugen denken. Er sieht ja auch immer noch dieses Zimmer als seine Heimat an."

„Ja, das ist wahr," sagte sie langsam und mit sehr leisem Tone. „Da ist es denn besser und nothwendig, daß ich anderswo hingehe. — Aber Sie verlassen mich nicht?" fragte sie rasch mit schmerzlicher Stimme, während sich ihre Augen voll Thränen füllten.

„Ich Dich verlassen, welcher Gedanke, im Gegentheil, mein Kind, ich bin ja stolz darauf, für Dich zu thun, was meine schwachen Kräfte vermögen. O ich wäre glücklich, wenn es mir überlassen bliebe, für Deine Zukunft sorgen zu können. Aber da sind andere — ja so," unterbrach er sich selber, indem er, statt seinen Satz zu beendigen, laut hustete.

Alice sah ihn fragend an, dann sagte sie: „O, um mich bekümmert sich Niemand."

„Doch, mein Kind, man bekümmert sich um Dich — sehr bekümmert man sich um Dich. Erinnerst Du Dich der Dame, die neulich hier war?"

„Der Frau Kommerzienräthin Schabegg?"

„Dieselbe, eine sehr angenehme und freundliche Dame. Sie hat Dich liebgewonnen, mein Kind, gleich als sie Dich das erste Mal hier sah, wie das ja auch nicht anders möglich ist, sie will sich mit Deiner Zukunft beschäftigen und Dich, wie mir scheint, zu sich nehmen."

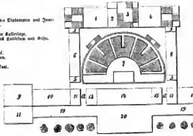
(Fortsetzung folgt.)

Das Reichstagsgebäude vor dem Schottenthor in Wien.

(Zu dem Bild S. 477.)

Das nun auch in den österreichischen Landen durch Allerhöchste Entschließung geschaffene Volksvertretungssystem machte den Bau eines Abgeordnetenhauses nothwendig, in welchem die Mitglieder desselben ihre parlamentarischen Debatten abhalten können. Die

1. Halle für die Diplomaten und Journalisten.
2. Portier.
3. Aufgang zur Kaiserloge.
4. Halle für das Publikum und Gäste.
5. Abort.
6. [illegible]
7. Speisesaal.
8. Stenographen.
9. Minister.
10. Konferenz-Saal.
11. Vorzimmer.
12. [illegible]
13. Portier.
14. Versammlungssaal mit Garderobe.
15. Ordner.
16. Kanzleien.
17. Vize-Präsident.
18. Präsident.
19. Korridor.
20. Halle.



Plan des Sitzungsgebäudes des österreichischen Reichstags.

Grundsteinlegung zu demselben fand am 11. März auf dem von der Währingergasse und von der gegen die Vorstadt Rossau führenden Straße begrenzten Glacisgrunde vor dem Schottenthor Statt. Der Plan zu diesem Gebäude rührt von dem Ministerialingenieur Ludwig Zettel her, welcher auch der Leiter des Baues ist. Der einen Flächenraum von 706 Klaftern einnimmt. Von der Währingergasse gelangt man im Mittelbau der 31 Klafter langen Hauptfront durch fünf doppelte Eingangsthüren in eine große Halle, an welche sich rechts und links zwei Korridore anschließen. Von der Halle selbst führen drei Thüren in den Garderobesaal der Deputirten, von dem aus man in den Sitzungssaal der Abgeordneten gelangt. In diesem sind acht stufenweise erhöhte Sitzreihen für 344 Abgeordnete in Halbkreisform, ferner die Tribüne für den Präsidenten, eine solche für die Redner, Schriftführer und Stenographen errichtet. Um den eigentlichen Sitzungsraum reihen sich in der ersten Stockhöhe Gallerien mit Logen und 340 Sitz- und 160 Stehplätzen. Vom Korridor links kommt man in den Konversationssaal der Deputirten, während im Korridor rechts der Halle die Lokale für die Präsidialkanzlei eingerichtet sind. Von der gegen die Rossau führenden Straße gelangt man durch drei Eingänge in ein hochgelegenes Gebäude. In der Mitte desselben ist der Eingang für den Hof. Die Hofloge befindet sich gegenüber der Rednerbühne. Die innere Einrichtung wird höchst geschmackvoll und reich; die Zimmer sind im gothischen Styl gehalten, mit reichen Tapeten, kostbaren Kronleuchtern und Skulpturen geschmückt. — Bis zum 25. April muß das Abgeordnetenhaus gänzlich hergestellt sein.

Das Telldenkmal in Altdorf

In dem schönen Bergdorf Bürglen, am Ausgang des Schächenthales gelegen, wurde gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts Wilhelm Tell geboren. Mit dem Nennen dieses Namens verknüpft der Schweizer den Gedanken der Freiheit, und zum Andenken an seine das geknechtete Vaterland rettende That baute man Kapellen und errichtete Denkmäler. Tell starb als bejahrter Greis 1354, als er ein Kind aus den Fluten des Schächenbachs, die ihn selbst fortrissen, retten wollte. Auf der Stelle, wo einst sein Wohnhaus stand, erhebt sich jetzt ein kleines Bethaus, mit Abbildungen seiner Thaten geschmückt, und in der Mitte des Fleckens Altdorf, da wo früher eine Linde grünte, unter der Tell's Knabe Wilhelm mit dem Apfel auf dem Haupte stand, ist heute ein steinerner Brunnen errichtet, welcher statt der früheren den Befreier der Schweiz darstellenden Statue mit einem neuen Denkmal geziert werden soll. Es ist dieß die kolossale Figur Tell's nach einem Modell Vogel's, welche bei dem eidgenössischen Schützenfest in Zürich im Juli 1859 von einer Ehrenpforte herab die Gäste begrüßte, und später der Stadt Altdorf geschenkt wurde. Tell, in der Schützentracht seiner Zeit dargestellt, ein markiger echter Sohn der Alpen, ist in dem Moment nach dem Apfelschuß dargestellt, er stützt die Linke auf die Armbrust und zeigt in der erhobenen Rechten dem Tyrannen Geßler den Pfeil, der für diesen bestimmt war, hätte er sein Kind getroffen.



Die Tellstatue von Vogel auf dem Markte von Altdorf. Nach einer Originalzeichnung von Zeim.

Berliner Chronik

von

Ernst Kossak.

XVI.

„In einer Zeit der Demonstrationen, deren sich unzufriedene Persönlichkeiten, gesellschaftliche Kreise, ja ansehnliche Nationen bedienen, um ihre entgegengesetzten Ansichten symbolisch zu veröffentlichen, kann ein Korrespondent nicht sorgfältig genug die verschiedenen Lebensäußerungen einer großen Bevölkerung beobachten!“ so schloß, mich mit ernster Miene warnend, mein alter Bekannter, der Baumeister, nachdem er mir erzählt, wie ihm, dem mit deutschem Cylinder Geschmückten, als er auf einer Geschäftsreise nichtsahnend in den Straßen von Pest umherwandelte, das erwähnte Filzgebilde tief über die Ohren geschlagen, und er selber unmittelbar darauf nachhaltig durchgeprügelt worden sei. Ganz gewiß werden dergleichen Demonstrationen je nach dem Bildungsgrade der Nationen in mehr oder minder drastischer Form auftreten; aber irgend ein sittliches oder politisches Mißvergnügen wird ihnen stets zum Grunde liegen. Ob man einen Hut als Spucknapf an die Thüre stellt, ob man Monstrekatzenmusiken arrangirt und zum Finale die Fenster jenes Glücklichen zertrümmert, dem die musikalische Abendunterhaltung gewidmet worden, ob man mit verpönten Farben und Kokarden, oder nur mit bäurischen Broschüren demonstrirt, immer steckt ein tiefer Sinn im kindischen Spiele. Wir glauben uns daher nicht zu irren, wenn wir auch die Anstrengungen des berliner Fahrvereins um die Schöpfung der sogenannten Corsos unter dem Gesichtspunkte solcher modischen Demonstrationen betrachten und ihre eigentliche Bedeutung zu enträthseln suchen.

Wenn die agronomische Gesellschaft in Warschau unter dem Vorgeben: Interessen der Landeskultur zu verfolgen, politischen Zielen nachging, strebt der berliner Fahrverein nach unserer Meinung unter dem Vorwande, eine besser geregelte Fahrordnung in den Straßen der Stadt herzustellen und eine Schule gutunterrichteter Kutscher ihm anzubilden, nur danach, unter der Gestalt des Corso eine Verbrüderung aller Besitzer von anständigen Gespannen und Equipagen anzubahnen. Schon in früheren Jahren sind ähnliche Versuche gemacht worden, allein ungeachtet man von jedem sich betheiligenden Wagen ein ziemlich hohes Eintrittsgeld erhoben, hatten sich doch herabgekommene Rosse und abgenutzte Karossen genug eingeschlichen, und der hohe, ästhetisch-aristokratische Zweck des Fahrvereines war vollständig vereitelt worden. Man beschloß daher, von jedem Theilnehmer an dem Corso des Sommers ein- für allemal die Auflage von sechs Thalern zu erheben, und so die bürgerliche Kreatur und ihren Miethswagen, in dem sie sich sonst wo auf einem Corso blicken ließ, radikal auszuschließen. Außerdem war die erste Reunion um zwei Uhr Nachmittags anberaumt worden, eine Stunde, welche der große Mittelstand den Geschäften der Befriedigung oder der Sorge widmet, in der also nur jene Glücklichen frei über ihre Zeit und Wagen verfügen können, denen erst um vier oder fünf Uhr servirt wird. So löblich die Absichten unseres Fahrvereines auch waren, der Glanz des Corso litt unter den neuen Bestimmungen. Einmal hatte die frühe Stunde selbst viele von jenen vornehmen Personen abgehalten, welche spät zu Tische gehen, oder demnächst noch eine Spazierfahrt zu machen pflegen, dann waren, eingeschüchtert durch den starken Einfuhrzoll, alle bemittelten Bürger ausgeblieben, und die wirklichen Junker, so wie die Nobilis von der Börse, ziemlich unter sich. Nicht weniger stark vertreten waren die Damen der Demimonde, eine jüngere Generation, die sich nach ihren pariser Mustern zu bilden beginnt, aber vorläufig noch an einer glücklichen Zaghaftigkeit des Benehmens leidet. Der Hof nahm nicht Theil an der scherzhaften Festlichkeit, obgleich man vorher verbreitet hatte, der Corso finde auf besonderen Wunsch J. M. der Königin um diese frühe Stunde Statt. Eine Wiederholung ist seitdem durch die anhaltend kühle Witterung vereitelt worden. Man verspricht sich jedoch nicht viel davon, da ein solches Vergnügen in einer Stadt von mehr als einer halben Million Einwohner nur großartige Dimensionen annehmen kann, wenn man es weniger exklusiv einrichtet.

In der Presse fehlt es gleichfalls nicht an Demonstrationen. Die meisten derselben gelten noch immer den hiesigen Polizeiverhältnissen, gegen deren Fortdauer ein Theil der demokratischen Presse mit eiserner Beharrlichkeit ankämpft, ohne freilich bei der ehernen Stirn des Gegners irgend welchen Erfolg zu erzielen. Die Montagszeitung „Berlin“ füllt sogar einen beträchtlichen Theil ihrer Spalten mit den verwegensten Persönlichkeiten gegen den Minister des Innern, den Polizeipräsidenten und den Obersten der Schutzmannschaft. Man hält sie hier für das Organ der unbefriedigten Polizeibeamten, und sie selbst darf sich mit Recht rühmen, das „bestkonfiszirte Blatt“ der hiesigen Zeitungspresse zu sein. Die intimen Mittheilungen, die „Berlin“ aus den Bureaus der Behörde bringt, kann es nur durch allerhand kollegialische Zwischenträgereien erhalten haben, und wir erleben hier das seltene und wunderliche Schauspiel eines öffentlichen Beamtenkrieges, der früher oder später unvermeidlich mit einem besonderen Eklat enden muß. Unter den Preßprozessen führte der jüngste zu einer Verurtheilung des Redakteurs der Volkszeitung zu zwei Monaten Gefängniß. Leider werden wir in den nächsten Monaten noch mehrere dieser Gattung erleben. In dem großen Kriminalprozeß gegen vierundzwanzig Schaufensterdiebe ist letzthin die Oeffentlichkeit ausgeschlossen worden. Dieses Korps von gefährlichen Einbrechern mußte nämlich gleichzeitig vor dem Schwurgerichtshof erscheinen, wobei sich sehr bald herausstellte, daß bei den engen Lokalitäten eine genaue Ueberwachung dieser Gesellen und ihrer Verbündeten im Publikum zu den Unmöglichkeiten gehörte. Zwischen den Bänken der Angeklagten und dem Zuhörerraum wurde förmlich in der gaunerischen Zeichensprache telegraphirt, Zeugen waren eben dorthin gelangt, und belauschten die Verhandlungen, um ihre späteren Aussagen danach einzurichten, kurz der Staatsanwalt sah sich gezwungen, eine Säuberung des Saales zu beantragen. Wir waren



Graf Apponyi, der Judex curiae Ungarns. Nach einer Photographie. (S. 482.)

daher außer Stande, dem Kriminalgericht einen Besuch abzustatten und einige Szenen aus dem gewiß sehr interessanten Prozeß zu schildern. Die Helden desselben sind jene gewandten Verbrecher, die im vorigen Jahre in den allerbesuchtesten Stadtgegenden, oft nicht einmal bei Nacht, reich ausgestattete Schaufenster erbrachen, und die Polizeibehörde lange auf das Aergste mystifizirten, bis durch die Plauderhaftigkeit einiger mitbetheiligten Jungen endlich die gesammte Genossenschaft entdeckt und verhaftet wurde. Unsere Ladenbesitzer hoffen, daß zugleich die berüchtigsten Hehler der Hauptstadt, vielleicht auch ihre Helfershelfer in benachbarten Orten, bei dieser Gelegenheit zu Rechenschaft gezogen werden, denn auch die Spitzbuben haben sich in ihrem Berufe die Vortheile der Eisenbahnen längst zu Nutze gemacht. Gestohlenes Gut von größerem Werthe wird sofort viele Meilen weit von Berlin nach den Filialanstalten der hiesigen Hehler geschafft, dort eingeschmolzen und dann auf den mannigfachsten Schleichwegen versilbert. Die Fortschritte der Polizeiwissenschaft entsprechen leider nicht denen der heutigen Diebskunde; diese schmerzliche Betrachtung drängte sich besonders bei dem kolossalen Postdiebstahl von 20,000 Thalern auf, den noch immer ein undurchdringlicher Schleier verhüllt. Ueber Politisches haben die guten Hauptstädter die frühere Schärfe ihrer Epigramme eingebüßt.

Bei dem Uebergange in die heitere Künstlerwelt müssen wir zuerst ein Gerücht erwähnen, das immer nachdrücklicher auftritt. Es heißt jetzt ernstlich, das Viktoriatheater, dessen trostlose Finanzverhältnisse keine Aussicht auf Befriedigung der zahlreichen Gläubiger gewähren, solle in ein Parlamentsgebäude umgewandelt werden. Man erzählt sogar schon von den Gutachten einzelner Sachverständigen über die innere Einrichtung und die Verwerthung der Räumlichkeiten; so viel ist indessen gewiß: die Direktion hat einen Brief erhalten, keine neuen Kontrakte abzuschließen! Höheren Ortes soll man fest entschlossen sein, der übrigen Bittsteller endlich zu beschwichtigen, um so mehr, als man sich überzeugt hat, daß die Residenz nicht im Stande ist, acht Theater ohne mehrere Subventionen zu ernähren. Ueberdieß sind wir ja in künstlerischer Hinsicht so gastfrei, allen Nationalitäten auf unseren Brettern Zuflucht zu gönnen. Englische, französische und italienische Schauspieler und Sänger haben sich bei uns hören lassen, spanische Tänzerinnen und indische Gaukler fanden unter unsern jüngeren Mitbürgern ihre treuesten Anhänger, im Kroll'schen Etablissement traten Kaffern und Chinesen, die südamerikanische Pastrana und die aztekischen Zwillinge auf, und seit vierzehn Tagen ist Ira Aldridge, der talentvolle Neger, anwesend, und tragirt im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater. Früher war er im Besitz einer eigenen Gesellschaft und führte seine wenigen Stücke in englischer Sprache auf, jetzt steht er allein in der Welt da, spricht seine Rolle englisch, und die hiesigen Künstler reden ihr ehrliches Deutsch. Eine schauderhafte Sprachmengerei, die man im Auslande nicht einmal in der Oper dulden würde! Bei seiner früheren Anwesenheit in Berlin gab Aldridge nur den Othello und Macbeth, jetzt hat er den Lear und Shylock hinzugefügt und etwas deutsch gelernt, eben genug, um in einer Negerfarce, einem Genrebilde aus dem amerikanischen Sklavenleben, auftreten zu können. Othello ist und bleibt aber sein Meisterstück, in dem kein Schauspieler einer andern Nation mit ihm zu wetteifern vermag.

Die Saiten unserer Konzertgeber verklingen allgemach, höchstens wagt es noch ein größerer, hier ansässiger Verein, gestützt auf zahlreiche Verwandtschaft und starken Anhang von Beamten, ein Konzert zu veranstalten, die Virtuosen treffen bereits ihre Auswahl unter den Bädern, welche sie in diesem Sommer durch ihre Gegenwart beglücken werden. Auch von unserem Parlamente werden wir uns in diesem Frühjahre zeitiger als gewöhnlich trennen müssen. In etwa drei Wochen nach Berathung der Armeevorlage und der Grundsteuer sollen beide Häuser vertagt, und erst im September, vor dem Schluß der dreijährigen Legislaturperiode, wieder einberufen werden. Nach der Angabe von Personen, die sich tiefer eingeweiht in politische Mysterien halten, als andere Personen, beabsichtigt man, sich dieser Abgeordnetenversammlung so lange als möglich zur Ordnung der Staatsgeschäfte zu bedienen, da man nach verschiedenen Anzeichen durch die im Spätherbste bevorstehende Neuwahl keine gleich gefügigen Candidaten zu versammeln hoffen darf.

Die General-Intendantur der königlichen Schauspiele setzt ihre Experimente fort, für die pensionirte erste tragische Liebhaberin Ersatz zu finden. Aus allen Weltgegenden langen theatralische Fräulein in Berlin an, und gastiren in sanguini-



Afrikanische Sumpfscene. (S. 482.)

scher Hoffnung auf das schöne Gehalt und die angenehme Stellung einer Hofgattin. Aber es gilt die Erwerbung der „poetischen Jungfrau", und mit jedem neuen Jahre werden die Theatersänger wählerischer und die jungen romantischen Grazien seltener. Die bisherigen Liebhaberinnen haben keine sonderliche Gnade vor den Augen des Publikums gefunden. Frl. Neumann aus Prag verschwand nach einem kurzen Gastspiel, Frl. Karlsen aus Amsterdam trat sogar nur dreimal auf und mißfiel ihrer übertriebenen Spielmomente wegen, jetzt ist Frl. Lund vom deutschen Theater zu St. Petersburg erschienen, und hat uns die Jungfrau von Orleans vorgespielt. Nach dieser Rolle darf die junge Dame nicht hoffen, in unserer Mitte ihre Hütte zu bauen. Sie scheint sich bei einer zarten Stimme und hochblonden Locken für das weiche, sentimentale Genre, aber nicht für heroische Partieen zu eignen, und war dem stolzen Mädchen von Orleans durchaus nicht gewachsen. Wahrlich es ist den alten Griechen kaum schwerer gemacht, als den jungen Berlinern, sich in dem Wiederbesitz ihrer Helena zu sehen.

In Wallner's Theater erregt eine zur Eröffnung des Sommertheaters aufgeführte neue Posse „Der Aktienbudiker und sein Kind", von Salingré und Jacobson, den Unwillen der Presse, so nachsichtig sie sonst mit dieser strebsamen Bühne umzugehen pflegt. Alle Blätter werfen dem Machwerke Gemeinheit, Mangel an Witz und Langweiligkeit vor; die zwölfte Stunde der berliner Posse scheint wirklich geschlagen zu haben. Wir sind ein heiterer Menschenschlag und jedem munteren Dichter für scherzhafte Arbeiten höchst dankbar, aber die neuerdings in Umlauf gesetzten theatralischen Niederträchtigkeiten sind nur eine Verhöhnung des gesunden Menschenverstandes und ästhetischen Gefühles. Die Kritik kann ihnen nicht strenge genug entgegentreten.

Graf Georg Apponyi.

(Zu dem Bild S. 481.)

Der Judex curiae ist in Ungarn die zweite Person nach dem König und ist Präsident der Septemviraltafel, die erst neuerdings wieder konstituirt wurde. Der Judex curiae ist in Gerichtssachen die oberste Instanz und seine Aufgabe war eben jetzt, wo er die alten ungarischen Gesetze den Verhältnissen anpassen sollte, ohne ihrer Wesenheit und der Würde der österreichischen Gesetze allzunahe zu treten — keine leicht zu lösende. Zur Bekleidung dieser Stellung wurde Graf Georg Apponyi berufen, der sich in derselben bereits die Achtung aller Patrioten errungen. — Graf Georg Apponyi ward 1808 geboren und begann seine politische Laufbahn bei der ungarischen Hofkanzlei, an der er zuletzt Sekretär war. Später wurde er zum Baron der königlichen Tafel und endlich zum Vizepräsidenten der ungarischen Hofkanzlei ernannt, welches wichtige Amt er mit nicht genug zu würdigender Energie bis beinahe zum Schluß des 1848ger preßburger Landtages bekleidete. — Seit dieser Zeit schien der Name Apponyi's verschollen, und diese Zeit war es eben, die manche politische Mißgriffe Apponyi's, wegen welcher er vor 1848 nicht eben sehr populär war, gänzlich vergessen machte, und in ihm selbst eine für sein Vaterland nur heilsame Umwandlung bewerkstelligte. — Das erste Zeichen dieser Umwandlung gab er bereits als Mitglied des verstärkten Reichsrathes. In weit erhöhterem Maße dokumentirte sich dieselbe aber, als er nach langen Debatten die Würde eines Judex curiae annahm, und dieselbe in einer Weise bekleidete und bekleidet, die geeignet ist seine größten Widersacher von früher zu seinen Freunden zu machen. Ob und in wie ferne sich Graf Apponyi als Präsident des Oberhauses, das gegenwärtig in Pest tagt, die Sympathieen der Magnatentafel und der Nation gewinnen und erhalten werde, steht zwar noch in der Zukunft dunkeln Nebelschleier gehüllt, doch glauben wir, dürfte der Mann, der erst kürzlich ein so energischer Vertheidiger der ungarischen Konstitution gewesen, die Liebe der Nation, kaum vollends errungen, nicht freiwillig auf's Spiel setzen, die Bande derselben vielmehr enger zu knüpfen bemüht sein. (Smd.)

Afrikanische Jagdszene.

(Zu dem Bild S. 481.)

Trotz der neueren Entdeckungsreisen und Forschungen in Afrika ist dieser Erdtheil noch immer ein mysteriöses und unbekanntes Land. Außer den Reisenden, welche von Mungo Park herab bis auf den eben in Europa gelandeten Theodor von Heuglin speziell zur Erweiterung geographischer Kenntnisse oder zur Erforschung der Schicksale eines unglücklichen Vorgängers nach Afrika gingen, haben auch die vielen abenteuerlichen Jäger, wie Gordon Cumming und Andersson, über manche unbekannte Länderstrecke interessante Details mitgetheilt. Gewöhnlich berücksichtigen diese kühnen Jäger zwar nur das Pittoreske der Landschaft, wenn gleich nicht geläugnet werden kann, daß wir ihnen über das Leben der jenen Zonen eigenthümlichen Thiere wichtige Aufschlüsse verdanken. Der Schwede Andersson, bekannt durch seine Jagdzüge im südlichen Afrika, entwirft aus seinen Erinnerungen manches poetische anziehende Bild, wenn er bei Nacht am Ufer eines Sumpfes, im Rohrdickicht geborgen, auf dem Anstand wartete. Seine Ungeduld, zum Trinken kommendes Wild zu erspähen, wurde niemals lang auf die Probe gesetzt. Heerden von allen möglichen Thieren durchbrachen das Rohrdickicht, dann erschienen in der Ferne am Abhang eines Hügels ganze Trupps von Elephanten. Sobald sich diese dem Wasserspiegel nähern, verlassen die anderen Thiere, welche eine instinktive Furcht vor den Elephanten haben, ihre Plätze und halten sich in respektvoller Entfernung, bis diese Thierriesen ihren Durst gelöscht haben. Oft auch wurde Andersson schon lange vorher, ehe er selbst Elephanten sehen oder hören konnte, durch die Unruhe der anderen Thiere von der ersteren Nähe avertirt. Die Giraffe reckt ihren Hals und wittert in der Luft umher, das Zebra läßt kurze, traurige und angstvolle Töne vernehmen, das Gnu flieht in schneller Eile, selbst das schwarze Rhinozeros, ungeachtet seiner Kraft und Streitsucht, nimmt langsam den Rückzug, bleibt jedoch alle paar Schritte stehen, horcht aufmerksam und grollt dumpf. Eine solche am Rande eines afrikanischen Sumpfes verwachte Nacht zählt Jeder, der sie erlebte, gewiß zu seinen großartigsten Eindrücken. Nebel und Dunkel umhüllen die Ufer und lassen die Gegenstände nur undeutlich, wie durch einen Schleier, erkennen. So ruhig und einsam, als hätte die erste Nacht die eben vollendete Schöpfung ein, liegt Alles ringsumher. Und dann unterbrechen diese Stille und beleben die Einsamkeit plötzlich diese fremdartigen Riesenthiere, die in ihrem wilden Naturzustande uns mit wahrhaftem Staunen erfüllen. Als hätte ein Geisterbeschwörer uns die antidiluvianische Zeit vorgezaubert, so erscheint uns dieß seltsame Schauspiel, bis der krachende Schuß eines lauernden Europäers diese Gebilde von Fleisch und Blut in jähem Schreck verscheucht.

Die Pflanzen- und Blumenausstellung zu Biberich.

Die Glashäuser des herzoglichen Gartens zu Biberich sind bekannt und berühmt nicht nur wegen ihrer schönen, zweckmäßigen Einrichtung, wegen der großen Anzahl herrlich kultivirter Pflanzen und Blumen, die, auf's Geschmackvollste arrangirt, auch als Dekoration überraschend Schönes bieten, sondern hauptsächlich wegen der Munifizenz, mit welcher der Schöpfer und Besitzer dieser Anlagen, der Herzog von Nassau, dem Publikum den unbeschränkten Zutritt in sämmtliche Anlagen und Glashäuser gestattet. Es liegt darin eine herzliche Gastfreundschaft, die dem Fremden wohl thut, und die ihm für das an sich schon so schöne Biberich noch eine besonders freundliche Erinnerung bewahren läßt. Mögen zur frühesten Zeit im Jahre, wenn draußen noch der Schnee liegt, wenn Eismassen noch die Fluten des Rheines hemmen und rauhe Winde kalte Regenschauer daherjagen, die Azaleen ihre malerischen Blumen entfaltet haben, oft noch ehe ihre Blätter vollständig entwickelt sind, mögen die Kamelien ihre wunderbar gebauten Blumen mit den dicken, wachsähnlichen, sammetweichen, rosenartigen Blättern ausbreiten, prangend in allen Farben, vom tiefsten glühendsten Roth bis zum blendendsten Weiß, mögen die saftstrotzenden Hyazinthen die Luft mit fast betäubendem Duft erfüllen, stets sind diese Hallen gastlich geöffnet, und lassen Jeden, der Sinn für die Schönheit dieses Blumenreichthums empfindet, diesen künstlichen Vorfrühling mitgenießen, und eintreten von der rauhen Luft draußen in die tropische Temperatur der prachtvollen Palmenhäuser. Anerkannt muß es dagegen auch werden, daß sich das Publikum hier für die Erlaubniß, die Glashäuser besuchen zu dürfen, dankbar bezeigt, und man nie eine Klage vernimmt über muthwillige oder unvorsichtige Beschädigung der hier aufgestellten, immer ohne Aufsicht gelassenen Schätze. Leider kann man gleich Rühmliches nicht von jedem Publikum sagen.

Wenn nun ein solch' gastliches Dach seine große festliche Flagge aufzieht und zur Theilnahme einladet, zu einer großen allgemeinen Blumenausstellung, so ist es leicht erklärlich, daß einer solchen Einladung auf's Bereitwilligste Folge geleistet wird. Schon im Jahre 1854, als Herr Thelemann, Direktor der herzoglichen Gärten, eine ähnliche Ausstellung veranstaltete, war die schöne Unternehmung, wie vorauszusehen, von vollständigstem Erfolge gekrönt, und wirkte die Erinnerung an dieses erste schöne Blumenfest dankbar und nachhaltig.

Die Glashäuser und Wintergärten des biebericher Schloßgartens sind bekannt genug, als daß wir nöthig hätten sie genauer zu beschreiben. Zwei Langhäuser, wovon jedes über 100 Fuß mißt, sind durch fünf Querfronten verbunden, alle zusammen bilden ein riesiges Glashaus, über welches sich eine schöne Kuppel erhebt, das den Mittelpunkt des Palmenhauses bildet. Zu Blumenausstellungen war aber, nach den Anordnungen des Herrn Direktors Thelemann, ein besonderes großes und prächtiges Gebäude durch den Theatermaler und Maschinisten Mühldorfer aus Mannheim errichtet, ein Name, der für das Gelingen seines Werkes zeugt. Diese Ausstellung ist freilich nur in provisorischer Weise erbaut, ein phantastischer, malerischer Bau, getragen von Säulen, über welche zierliche Bogen gesprengt sind, die das hohe Dach tragen. Es ist ein längliches Viereck von 100 Fuß Länge, 83 Fuß Breite, und in der Mitte von 48 Fuß Höhe. Die Wände sind mit einer in Farbe nicht stark hervortretenden tropischen Landschaft dekorirt. Das Licht fällt oben herein. Sechs Säulen tragen auf jeder Seite das Dach und sind zu gleicher Zeit dazu benützt, um am Grunde sowohl im achteckigen und 6 Fuß im Durchmesser enthaltenden abgeschlossenen Raum, als auch ungefähr 4½ Fuß hoch auf wenig kleineren sich rings herum ziehenden Gesimsen Gruppen von allerhand Pflanzen und von Zwiebelblumen aufzunehmen. Von oben hängen 24, einige Fuß im Durchmesser enthaltende Ampeln in vier Reihen, und zwar zu zwei mehr nach den Seiten hin und abwechselnd tiefer herab. Geschmückt sind sie mit lebhaft gefärbten Blumen, hauptsächlich Kamelien, und gehoben durch das saftige Grün der Blätter, während Epheuranken an den Seiten heruntergebogen sind.

Die großartige Dekoration des Hintergrundes läßt uns in das Rheinthal hinausschauen; wir sehen duftig verschleiert die Burg Stolzenfels sich auf schroffem Steine über den hellgrünen Wassern des Rheins erheben. Diese Aussicht von großer Wirkung ist eingerahmt durch einen phantastischen Bogen, auf dessen Höhe die allegorischen Figuren des Rheines und der Lahn sich die Hand reichen und aus ihren Urnen Wasserströme entfließen lassen, welche sich in der ganzen Breite des Bogens schleierartig, eigenthümlich funkelnd und rauschend, ausbreiten und, so vor der Rheinlandschaft herabstürzend, jenen zauberischen Duft hervorbringen, den wir oben erwähnten; unten bilden wasserspeiende Delphine einen neuen kleineren Fall.

Die Mitte des ganzen Ausstellungsraumes ist durch ein längliches Wasserbassin ausgefüllt, aus dem sich ein kräftiger Wasserstrahl von über 30 Fuß erhebt, mit einem den Augen wohlthuenden Reichthum gegenüber der häufigen Dürftigkeit ähnlicher improvisirter Fontänen. Hier aber ist die Wassermasse so groß, daß neben dem Hauptstrahl das Wasser nach allen Seiten garbenförmig ausströmt; man kann sich denken, wie die hierdurch hervorgebrachte frische und feuchte Luft Pflanzen und Zuschauer erquickt, und die starken fast betäubenden Blumendüfte auf eine angenehme wohlthuende Art mildert.

So ist hier Allen geschehen, den Besuchern der Blumenausstellung ein seltenes Fest zu bereiten; der Fuß betritt den weichsten Sand, und während sich das Auge an der bunten Farbenpracht ergötzt, athmen wir die süßen Düfte tropischer Klimate. Was aber hier geschehen, verdanken wir neben der Munifizenz des Herzogs von Nassau den Bemühungen eines Mannes, dessen Name auch ohne diese neu hervorgezauberten Wunder einen bedeutenden Klang hat, des Gartendirektors Thelemann, der auch diese zweite Blumenausstellung in's Leben gerufen, festlich begonnen und sie, würdig dem Anfang, auch zu einem glänzenden Ende führen wird.

Nachdem wir so dem geneigten Leser nach Möglichkeit den Raum beschrieben, in den wir ihn führen wollen, müssen wir ihn bitten, flüchtig vom dem Eingang an dieß Blumen- und Zauberreich mit uns zu durchwandern. Wir treten an der linken Seite der Wintergärten ein, und das Auge fesselt zunächst ein Perspektive von über 300 Fuß, ein überwältigender Anblick, vom Glasdach kaum eine Spur, denn riesenhafte Neuholländer bilden an beiden Seiten ein Laubdach, unter welchem fein gewundene Wege mit Rosen und Moos umsäumt und von bunten Hemerocallis, mit überhängenden Dracänen vermengt, den Uebergang zu dem von Blüten strotzenden Epacriden, Amaryllideen und Bromeliaceen bilden, außerdem große Marmor- oder reichverzierte Thonvasen mit kostbaren Yucca-Arten, und zwischen diesen wieder riesige Stämme von Dracänen, der Moderichtung des Geschmacks dadurch Rechnung tragend, daß sie die für zu einförmig geltende Dekoration selbst der kostbarsten und verschiedenartigsten Neuholländer wohlthuend unterbrechen. Das Alles wechselt ab mit Nischen, in denen Ruhebänke angebracht sind, mit kleinen Bassins und Fontänen oder mit aufsteigenden Wegen, die sich geheimnißvoll zwischen blühenden Büschen verlieren. Wahrhaft bezaubernd ist das Arrangement in den Querfronten dieser Glashäuser, deren reicher Inhalt von Proteaceen, Eriken, Epacrien etc. meist in kräftigen, reichblühenden Exemplaren einen herrlichen Anblick gewähren; eine derselben gibt ein überraschendes Bild: schon wähnt man den Gipfelpunkt der Ausstellung erreicht zu haben, denn vor uns liegt, und namentlich wenn wir auf den Gipfel des hinter dem Bassin sich erhebenden kleinen Hügels zurücktreten, ein unübersehbares Meer der reichblühendsten Kamelien.

Doch es läßt uns keine Zeit hier lange beschauend zu verweilen. Vorwärts ruft uns das geheimnißvolle Rauschen der mächtigen Fontänen und eine unbeschreibliche Farbenpracht, welche am Ende des Ganges zwischen tiefem Grün herausleuchtet. Kaum vermögen wir noch den üppigen Lianen, welche das Glasdach verhüllen, mit ihren riesigen, durch Epheu und Kamelien reich dekorirten Ampeln einen Blick zu gönnen. Wir dürfen uns nicht aufhalten bei den so vortrefflich arrangirten, reich mit Palmen, riesigen Dracänen und Araukarien gemischten Gruppen, und stehen nun auf einmal auf einer kleinen Brücke, welche uns den vollen Anblick einer phantastischen Wunderwelt bietet, die sich mit einem Male vor den erstaunten Augen aufthut.

Wir wollen dem Leser nicht zumuthen, er solle mit kritischem Auge diese Pflanzenwelt durchmustern, oder er solle es sich klar zu machen versuchen, ob jene neuere und kostbarere Pflanze mehr Verdienst hat, als diese üppigere Farbenpracht, ob die schlanken, gebogenen Blätter dieser Palmen hier, diese riesigen und doch so zierlichen Farren des Betrachtens nicht so werth sind, als jenes handhohe Pflänzchen, das zum ersten Male hier in Europa das Licht der Welt erblickte, weil dessen Eltern bisher in dem sehr versteckten Winkel eines tropischen Urwaldes gelebt, wir wollen nicht mit Kennermiene von Blumenform und Kultur reden — sondern wir wollen als begeisterte Blumenliebhaber in diesen Florentempel eintreten, wir wollen uns berauschen lassen vom Dufte der Tausenden von Blumen und Blüten, vom Murmeln der Fontänen, von dem wohlthuenden gedämpften Lichte, vom erfrischenden Hauche der feuchten Luft. Wir sehen vor uns, rings um uns eine riesenhafte Schale, angefüllt mit lieblichen Kindern des Frühlings; hier haben wir ein Azaleenmeer, wogend, wie das feuchte Element, in allen Farbennüancen: brennendes Roth, zartes Rosa, blendendes Weiß, gemischtes Violett, geschmackvoller Weise an den Seiten gedämpft durch die hellgrünen Fächerblätter der Chamaerops humilis und durch weniger dunkellaubige Yucca recurva. Drüben breitet sich eine Gruppe blühender Cinerarien aus, vom Rande des Bassins allmälig aufsteigend, und das feurige Blau, blendende Weiß und feurige Rosa dieser Blüten ist glücklich gemildert durch die Entfernung sowie durch die spritzenden Wasserstrahlen, welche einen Flor davor weben. Pontische Azaleen mit mattereren Blumen bilden einen Rahmen um diese Gruppe, und fassen zu beiden Seiten eine ausgezeichnete und reichblühende Sammlung Kamelien ein. Rechts und links von dem großen Bassin führen breite Wege nach dem hintern Theile des Ausstellungsgebäudes und zeigen uns gemischt Gruppen ostindischer Alpenrosen oder Rhododendren, auf dunkeln, saftigen Blättern die prachtvollsten Blumenbüsche in riesiger Größe und in Farben vom dunkelsten brennendsten Roth durch alle Nüancen bis zum reinsten Weiß, Kinder des Himalayagebirges, der Höhen der großen Sundainseln Javas und Sumatras, Tausende von Fußen über der Meeresfläche erblühend, getränkt von feuchten Nebeln, selten geküßt vom heißen Sonnenstrahl, und doch in dieser Farbenpracht erblühend. An diese leuchtenden Gruppen der Rhododendren und der indischen Azaleen schließen sich Sammlungen gemischter Blüthensträuche und Blumen, farbloser wie ihre prächtig blühenden Nachbarn, aber einen Uebergang bildend zu dunkleren, unscheinbaren Blattpflanzen und seltener, tiefgrüner, stachliger Koniferen.

So dahin schlendernd durch den wunderbar geschmückten Raum, bald die ermüdeten Augen an den Wasserstrahlen der Fontänen kühlend und wieder erfrischend, bald aufwärts blickend zu den zierlichen Lianen und Epheuranken, welche von der Decke herabhängen, kunstreich geformte Ampeln umschlingend, sich dort zwischen blühenden Blumen hindurch drängend, um dann als zierliche Festons herabzuhängen, hier hundertfarbige Hyazinthen und Tulpen bewundernd, welche um die Säulen, die das hohe Dach tragen, aufgestellt sind, gelangen wir wie Kinder, die das Beste bis zuletzt aufbehalten, zu den beiden riesigen Rosengruppen, das Schönste unter dem Schönen, nicht nur hier, sondern von Allem, was wir in dieser Richtung bereits gesehen. Hunderte und aber Hunderte der edelsten Rosen-

fortem dicht zusammengestellt, in den herrlichsten, gesundesten Exemplaren, wetteifernd mit einander durch die Pracht ihrer Blumen, durch den Duft, den sie aushauchen. Der Blick ist nicht im Stande, davon anfänglich mehr als eine allgemeine Uebersicht zu nehmen, aber diese ist belohnend und genügend. Mag sich der Kenner noch besonders interessiren für diese oder jene Rose mit ihm bisher fremden Namen, oder mag er den Anblick des Ganzen vergessen über ein einzelnes Exemplar von wundervollem Bau und brennender Farbe, mit einem eigentlichen Sammetschmelz übergossen, wir wollen uns am Totaleffekte erfreuen, und unter dem Eindruck dieses frischen, jungfräulichen Rosenbildes die Ausstellung verlassen.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— Alfred Waldau, dem wir noch eine ganze böhmische Kulturgeschichte verdanken werden, hat, nachdem er uns in seinem Märchenbuch die Zauberwelt der Volksdichtung aufgeschlossen, in zwei neuen Bändchen nicht minder werthvolle Beiträge zur Literaturgeschichte seines Volkes mitgetheilt. Das eine Bändchen bringt „Altböhmische Minnepoesie" in deutschen Uebersetzungen, das andere „Böhmische Naturdichter", eine ungemein fleißige und gewissenhafte Arbeit, die uns erst recht deutlich zu fühlen gibt, wie der Verfasser dieser interessanten literar-historischen Studie in der Geschichte seines Volkes wie in diesem selbst heimisch ist. Und bei aller Liebe zu diesem hat er sich doch nirgends zu überschwänglicher Verherrlichung desselben hinreißen lassen: überall wußte er sich die kritische Unabhängigkeit zu bewahren. Nach einer allgemeinen, sehr lesens- und beherzigungswerthen Einleitung über Naturdichter geht der Verfasser auf die einzelnen über, und theilt ihre Biographie nebst Proben aus ihren Dichtungen in gelungener deutscher Uebersetzung mit. K. Gerzabek hat die genannten Schriften recht hübsch ausgestattet.

— M. A. Marcard bringt in einem kleinen hübschen Bändchen bei Schöningh in Paderborn geschichtliche und landschaftliche Schilderungen von „Pyrmont und seinen Umgebungen". Nicht eine medizinische Diatribe über das Bad und seine Wirkungen, sondern pittoreske Wanderungen und Genrebilder aus der Gegenwart und Vergangenheit dieses reizenden Bades, das einst das aristokratischste in Deutschland, wie Spa im Auslande war, will dieß Büchlein bieten, und es dürften vor Allem die beiden Kapitel über den Aufenthalt der edlen Königin Louise von Preußen für die Verehrer dieser Fürstin — welcher Deutsche wäre das nicht! — von großem Interesse sein.

— H. Kurz' „Geschichte der deutschen Literatur", welche im B. G. Teubner'schen Verlage erschien, hat sich mit Recht in viele Kreise den Weg gebahnt. Sie verdient als eine der unparteiischsten in Aller Hände zu sein. Die Charakteristiken der Perioden und der einzelnen Dichter sind durch Proben erläutert und illustrirt. Das scheint uns die beste Art, der Literaturgeschichte Eingang bei der großen Menge zu verschaffen; sie ist anregend und bildend. Der Holzschnitt, welcher uns das Porträt und die Werkstätte des Dichters gibt, trägt zur Verschönerung des prachtvoll ausgestatteten Werkes, das trotz seines kompressen Druckes sich doch immer sehr leicht liest, nicht wenig bei. Wir werden auf den Fortgang des Werkes zurückkommen.

— Der „Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit" ist bei F. A. Brockhaus in Leipzig kürzlich erschienen. Die Briefe stammen aus den Jahren 1793—94, und bilden ein schönes Denkmal edlen Umganges zwischen zwei jungen Personen, deren Zuneigung ganz auf gegenseitigem geistigem Streben ruht. David Veit, 1771 zu Breslau geboren, wurde, nachdem er in seiner Vaterstadt Berlin, sowie Göttingen und Jena studirt, zu Halle zum Doktor der Medizin promovirt. Später ließ er sich in Hamburg nieder, und lieferte verschiedene Aufsätze voll tiefer Gedanken in Tagesblätter. In dem geistvollen und einflußreichen Kreise von Reimarus, Schönborn, Sieveking(?), Perthes u. A. wurde er allgemein geschätzt und verehrt und starb 1814.

— Levin Schücking hat in letzter Zeit eine große Produktivität entwickelt. So eben bringt Brockhaus einen dreibändigen Roman: „Die Marktfrauen(?) von Köln", während der Roman: „Der Richter und die Geschworenen" durch das Feuilleton der Kölnischen Zeitung läuft, und im Herbst steht bereits wieder ein neuer in Aussicht.

— Dr. Döllinger in München wird seine im Saale der Chemie gehaltenen Vorträge über das Papstthum in der literarisch-artistischen Anstalt von Cotta erscheinen lassen.

— Als ein wichtiger Beitrag zur neueren Geschichte dürfen unzweifelhaft die nächstens bei Brockhaus erscheinenden „Tagebücher von Friedrich v. Gentz" angesehen werden. Dieselben befanden sich in Varnhagen's Nachlaß, und sind noch von ihm selbst mit einem Vor- und Nachwort versehen worden.

— Ein Bruchstück des von Johannes Huß zu Konstanz geführten Tagebuchs ist von Professor Höfler in Prag im Manuskript aufgefunden worden, und steht dessen Publizirung nächstens bevor.

— Eine eingehende Beschreibung des „Temeser Banats" lieferte Leonhardt Böhme. Da Ungarn die Blicke augenblicklich auf sich richtet, empfehlen wir das Buch Allen, die sich über jenen ziemlich unbekannten Landstrich unterrichten wollen.

— Gerd Eilers's Leben, das einen wichtigen Beitrag zur Zeitgeschichte liefert, ist nunmehr mit dem sechsten Bande abgeschlossen.

— Das Aprilheft der „Anregungen für Kunst, Leben und Wissenschaft", welche von Franz Brendel und Richard Pohl herausgegeben werden, und die viel Vortreffliches neben einseitigem Wagnerkultus enthalten, bringt einen aus der Nationalzeitung abgedruckten Aufsatz über Ernst Rietschel aus Hermann Hettner's geistvoller Feder, und einen sehr lesenswerthen Aufsatz „Wahrheit(?)-ungen und Streitfragen auf dem Gebiete der religiösen und kirchlichen Literatur der Gegenwart" von W. Eisenacher.

— „Der italienische Krieg 1860" ist von W. Rüstow politisch-militärisch beschrieben bei Schultheß in Zürich erschienen. Da der Verfasser als Oberst in Garibaldi's Generalstab dem Feldzug beiwohnte, ist er, auch ohne seine sonstige bedeutende Befähigung, jedenfalls dessen bester Historiograph.

— Der berner Professor Trechsler(?), welcher Varnhagen von Ense sehr nahe stand und lange Zeit mit ihm korrespondirte, beabsichtigt diesen Briefwechsel zu veröffentlichen.

— „Aus der Natur" — ein zeitgemäßes Unternehmen der Abel'schen Buchhandlung in Leipzig, das uns mit den neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften auf dem Laufenden zu erhalten sucht, und in einer Reihe gediegener Aufsätze die Resultate der Forschungen und Ergebnisse unseres schöpferischen Jahrhunderts darstellt, hat eine neue Folge seiner Bände begonnen. Wir müßten das ganze Inhaltsregister abschreiben, wollten wir die Vielseitigkeit dieser Bände darlegen, welche nicht für den schon ziemlich großen Kreis der Fachmänner, sondern für die ganze gebildete Welt berechnet sind, die sich nun einmal diesen Kenntnissen nicht mehr entziehen kann, seit man die Wissenschaft so populär vorzutragen versucht und sie zum Gemeingut gemacht hat.

Kunst und Alterthümer.

— Ein Seitenstück zu dem Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen und dem Schwanthaler-Museum in München soll in Dresden durch Begründung eines Rietschel-Museums begründet werden. Es sollen in demselben Abgüsse sämmtlicher Werke des Meisters aufgestellt werden.

— Um die Bewohner Bremens mit den interessanten Reliquien der Vergangenheit, welche sich in dieser reichen Handelsstadt erhalten haben, bekannt zu machen, sind eine Anzahl Mitglieder des dortigen Künstlervereins zu dem Zweck zusammengetreten, eine Ausstellung von solchen historischen und Kunstdenkmälern, vorzugsweise der deutschen Vorzeit zu veranstalten, welche entweder noch in Bremen aufbewahrt werden oder zu seiner Geschichte in Beziehung stehen. Die Ausstellung soll möglichst alle Zweige der Kunst- und Gewerbethätigkeit umfassen und wird der Ertrag dem Domeldefonds zugewiesen, aus welchem einst der schönsten Kirche Bremens ein Thurm beschafft werden soll.

Bildende Künste.

— Wilhelm Lübke, von welchem wir eine „Geschichte der Architektur" besitzen und der bisher an der berliner Bauakademie thätig war, hat einen Ruf nach Zürich angenommen.

— Noch im Laufe dieses Sommers wird Andreas Oppermann eine Biographie Ernst Rietschel's herausgeben. Trotz der verdienstvollen Arbeit, welche Hermann Hettner bereits in einer berliner Zeitung über den verewigten Künstler schrieb, machen wir doch im Voraus auf dieses Werk aufmerksam.

— In Hans Gasser's Atelier zu Wien sind nunmehr drei Statuen vollendet, welche an die Fassade des neuen Bankgebäudes zu stehen kommen und die Hauptnationalitäten des Kaiserstaates repräsentiren. Die drei fertigen sind die deutsche, slavonische und ungarische. Die beiden ersteren sind in einer mehr idealen, die andere in einer mehr volksthümlichen Gewandung aufgefaßt.

— E. Deis, dem wir als Kupferstecher wie als Holzschneider schon so vortreffliche Arbeiten verdanken, hat sich durch die vor Kurzem vollständig gewordene Nachbildung der kleinen Passion Albrecht Dürer's ein besonderes Verdienst erworben, das von Künstlern wie Kunstkennern gleich rühmend anerkannt wurde. Angeregt wie es scheint durch diesen Beifall seiner, wir möchten sagen photographisch treuen Nachbildungen, hat er nun des gleichen Meisters „Leben der Maria" (Stuttgart, Schweizerbart) begonnen, jenen reizenden Zyklus, in welchem Dürer seine ganze Gemüthstiefe niedergelegt. Dieselbe Treue in der Nachbildung der Originalholzschnitte tritt uns hier wie in der Passion entgegen, und man sieht aus jedem Blatte, daß der große Meister nicht nur der besondere Liebling des Nachbildners ist, sondern daß dieser in den Geist jener Formen mit innigem Fleiße eingedrungen und sie mit seltener Gewandtheit wiederzugeben verstanden. Die Serie der Bilder ist so groß, daß sie leicht als echt später in den Handel geschmuggelt werden können — was wüßten wir mehr zu ihrem Lobe zu sagen?

— Der leipziger Korrespondent der Revue britannique spricht in einer Peroration über die durch Professor A. Haakh in Stuttgart aufgefundenen und durch Stiche veröffentlichten Bilder Schiller's und Laura's die Ansicht aus, das Jugendideal Schiller's sei Margarethe Schwan gewesen. Von dieser letzteren ist jedoch noch ein Porträt vorhanden, welches genannter Korrespondent nicht zu kennen scheint, sonst würde er auf eine derartige Vermuthung wohl gekommen sein. Was schon beim ersten Blick auf das Porträt der Wilhelmine Andreä die Aehnlichkeit mit Charlotte von Lengefeld nicht unbedeutend.

Bühne.

— Feodor Wehl sagt in der Monatsübersicht seiner „deutschen Schaubühne": „Es ist und bleibt eine höchst eigenthümliche Sache um das deutsche Theater, das zeigt uns der Rückblick auf die Leistungen des Jahrmarkts. „Kotzlack und seine Nichte vom Ballet", diese jedenfalls in keiner Beziehung über die Mittelmäßigkeit hinausgehende Posse, ist so zu sagen ein Sturmschritt über die meisten Bühnen gegangen, und obschon das Werk überall nur eine Art von Enttäuschung hervorrief und sich außer Berlin nirgends zu halten vermochte, haben sich die Bühnen, die es bis dahin nicht gebracht, doch von einer dortigen Aufführung so wenig abhalten lassen, daß dieß eine Machwerk den Verfasser reicher in einem halben Jahre gemacht, als Schiller durch all' seine Stücke je geworden ist. Und was für Aussichten hat das deutsche Drama denn am Ende auch heut zu Tage noch?" Das fragen auch wir, wenn wir die deutschen Repertoires überblicken und nichts als Possen finden, die alles Andere überwuchern, und die, was das Schlimme obendrein, unsere Schauspieler vollends unfähig machen, ein Lustspiel, ein Schauspiel, ein Drama zu spielen. Auf der einen Seite diese Depravation der Schauspieler, auf der andern die des Publikums durch die Sommertheater, die demnächst wieder ihre Hallen für die Prostitution der Kunst öffnen werden. Doch wie wollen den Blick noch zurückwenden, ehe wir uns mit diesen beschäftigen. — In Wien ist Hebbel von der Proskriptionsliste gestrichen; eine Veränderung, die wir freudig begrüßen. Der „Michel Angelo" hat gefallen, wie kurz zuvor auf dem Hoftheater, wenn auch die Besetzung mannigfachen Eintrag that. Nun Hebbel das Burgtheater geöffnet ist, wird man hoffentlich auch in Deutschland ihm williger entgegenkommen und uns seine Nibelungen nicht lange vorenthalten. Eine tolle Komödie von Kruger: „Aus der komischen Oper" hat viel Lachen erregt, dagegen mißfiel „Kapitän Bitterlin" von C. Abert. In Berlin haben Tempeltey auf dem Hoftheater mit seinem „Daheim", Herich mit „Jugenderinnerungen" auf dem Wiktoriatheater nicht sonderlichen Erfolg gehabt; beides sind sentimentale Banalitäten. Geradezu albern ist „Der letzte Brief" von Sardou, den das stuttgarter Hoftheater als Novität brachte. Hier spielt der Zufall das tollste, unverschämteste Spiel, und überdieß ist das Ganze auf eine Unwahrscheinlichkeit gebaut, die uns nur französischer Leichtsinn bieten kann. In Hannover gab man „Die Pasquinaden" von Benedix, und man rühmt dem Stück das glückliche Sujet nach, worin der Verfasser schon so manchen gelungenen Wurf gethan, während die Behandlung hinter seinen übrigen Stücken weit zurückbleiben soll. Im Uebrigen wandert „Der Goldbauer" von Ort zu Ort und rührt die dorfgeschichtenfreundlichen Herzen. Möge mit dieser Saison auch mit diesem Stücke abgeschlossen sein.

— Die pariser Theater haben in jüngster Zeit eine Masse von Novitäten vom Stapel gelassen. Gefallen haben ein einaktiges Vaudeville von Elie Feiedont(?) „Les amis aux de Lucienne" und Jaimes einaktige Bluette „Pour bien marier sa fille".

— Im Théâtre lyrique wurde „La Statue", eine dreiaktige Oper von E. Reyer, vom Publikum wie später von der Kritik sehr günstig aufgenommen.

— Der „Tannhäuser" soll im Théâtre lyrique in Paris gegeben werden.

Kultur und Wissenschaft.

— Graf Kolowrat hat seine höchst werthvolle, etwa 40,000 Bände umfassende Bibliothek dem böhmischen Museum vermacht, und zugleich 2000 fl. zum Transport derselben nach Prag bestimmt.

— Anfang Mai wird in Leipzig die aus etwa 9000 Bänden bestehende Bibliothek Karl Ritter's versteigert werden; die Bemühungen, dieselbe dem preußischen Staat als Ganzes zu erhalten, waren leider vergeblich, und so wird denn auch diese Bibliothek, gleich der Alexander's von Humboldt, zerstreut werden.

— Die zum Besten des Beethovendenkmals stattfindende Ausstellung, zu welcher der Großherzog von Weimar viele höchst interessante Gegenstände beigesteuert, wird Anfang Mai im Konzertsaal des berliner Schauspielhauses eröffnet werden.

Industrie, Handel und Verkehrsanstalten.

— Th. Wrolinz(?) hat seine Reisestudien im böhmischen Erzgebirge so eben in einem höchst interessanten Büchlein zusammengestellt, das bei Rober und Markgraf in Prag unter dem Titel: „Volkswirthschaft und Arbeitspflege" erschienen ist. Ganz abgesehen von dem speziellen Zwecke des Verfassers und der nationalökonomischen Bedeutung der Schrift, empfiehlt sie sich weiteren Kreisen durch die darin zum ersten Male behandelten Stoffe: wir lernen eine Reihe von Industriezweigen in ihren Arbeitsstätten kennen, während wir bisher nur die Fabrikate sahen, und vielleicht kaum wußten woher sie kamen. Vor Allem werden unter zwei Kapitel interessiren: „Das musikalische Proletariat", welches eine Geschichte des böhmischen Musikantenthums (Harfenmädchen x.) behandelt, und „Die böhmischen Bäder als Kulturpunkte und Spielplätze", das die Badeindustrie schildert. Das Kapitel von den Spielwaaren bildet ein interessantes Gegenstück zu der thüringer Manufaktur, die wir jüngst geschildert. Man lasse sich also durch den nationalökonomischen Titel nicht abhalten das Buch zu lesen.

— Die Verhandlungen über den Handelsvertrag zwischen dem Zollverein und Frankreich sind beendet und gehen nun an die einzelnen Regierungen.

— Gegen das in Nürnberg vereinbarte Handelsgesetzbuch haben sich bereits die Regierungen von Hannover, Bremen und Hamburg erklärt.

— Durch die Errichtung eines Anschlusses auf der Eisenbahn von Kustendsche nach Tschernawoda, und einer außerordentlichen Paketbootlinie auf dem schwarzen Meer und der Donau, ist es ermöglicht, vom goldenen Horn nach Wien in vier und einem halben Tag und nach London in sechs und einem halben Tag zu gelangen.

— Die Bahnlinie von Kanizsa nach Pest ist nunmehr eröffnet, und damit dem Verkehr zwischen Ungarn und dem Hafen von Triest eine für den Handel höchst wichtige Straße eröffnet.

Gestorben.

— Graf Titus Dzialynski, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, am 12. April, in Posen.

— Sylvester Jordan, 15. April, in Kassel.

— Freiherr von Blittersdorf, großherzoglich badischer Bundestagsgesandter und Staatsminister, am 16. April zu Frankfurt.

— Aloys Taux, Direktor und Kapellmeister des Mozarteums in Salzburg, den 17. April.

Die Kaiserin von Oesterreich auf Madeira.

(Zu dem Bild S. 486.)

Unsere Blätter brachten im vorangehenden Bande (S. 262) eine Schilderung des Lebens der Kaiserin auf Madeira, von wo die Fürstin in diesen Tagen gekräftigt und gesund in die Heimat zurückkehren wird. Wir glauben unseren Lesern kein schöneres Erinnerungsblatt an diesen Aufenthalt bringen zu können als das der Lithographie nachgebildete, welche im Verlage von V. Dauthage in Wien erschien, mit dessen Erlaubniß das Bild in unserem Blatte erscheint.

Ueber Land und Meer.

Reisebilder aus der Zeit und zur Zeit.

XXV.

Madeira.

Von

Guido Hesse.

Wir waren an Bord lauter Männer, die eben so fatlos Pulver gerochen im schleswig-holstein'schen Kriege, und nach dessen traurigem Ende unter dem Tropenhimmel Brasiliens an der banda oriental das Waffenhandwerk weiter treiben wollten. Der Leuchtthurm von Kap Landsend auf englischer Küste war der letzte Fleck Erde gewesen, den wir mit gierigem Auge erspäht, und seitdem wölbte sich über uns nur der Himmel und wogte um uns das ewige Meer, den Geist erweiternd und ihm einen annähernden Begriff von der Unendlichkeit verleihend.

Von Romantik zu träumen hatten wir lange vergessen, nichts desto weniger wurde uns, als wir die vulkanischen Bergspitzen der Insel Madeira aus dem blauen Meere tauchen sahen, ein äußerst romantischer Anblick. Daß wir uns einem tropischen Klima näherten, bemerkten wir schon den Tag vorher an vereinzelt fliegenden Fischen, die auf kurze Zeit ihr nasses Element verließen, um gleich wieder in dasselbe einzufallen; jetzt nun, wo unser Dreidecker zwischen den Klippen der Desertas und der Rhede von Funchal, Madeira's Hauptstadt, hinsegelte, und die gerundeten Kuppen der Tuff- und Trachytfelsen in ihrer röthlichen und braunen Färbung immer fester und klarer hervortraten, fühlten wir im Anschauen der fremden neuen Welt, wie weit wir von unserem deutschen Vaterlande entfernt seien.

Der Pico Ruivo, die höchste Erhebung der Insel, an 6000 Fuß hoch, welcher des lieblichen Eilandes Nähe schon lange dem Schiffer verkündet, führte auch dessen Entdeckung herbei. Als nämlich Heinrich der Seefahrer auf seinen Bemühungen, den Seeweg nach Ostindien zu finden, bis zum Kap Bojador vorgedrungen war, versuchten zwei seiner Begleiter, Texeira und Zarco, die Fahrt um das Kap der guten Hoffnung, wurden jedoch von einem Sturme an eine Insel verschlagen, welche reich an Wasser und Fruchtbäumen war, der die Seefahrer den Namen Porto Santo gaben. Die Berghäupter einer benachbarten Insel waren von dieser ihrer

Zufluchtsstätte sichtbar, und als die Kühnen eines Tages denselben zusegelten, entfaltete sich vor ihnen immer deutlicher ein reichgegliedertes Küstenpanorama. Am 8. Juli 1419 landeten sie und gaben dem holzreichen Eiland den Namen „Madeira“. Die erste hier gegründete Kolonie ist die nunmehrige Hauptstadt Funchal. Die Urbarmachung des Bodens erschwerten die dichten Waldungen indeß der Art, daß man die um Funchal gelegenen Wälder anzündete, welcher Brand fast sieben Jahre dauerte und das ganze Holz der Insel verzehrte. Aus der Asche aber, die ein köstliches Düngungsmittel wurde, sproßte üppig der Pflanzenwuchs; die Rebe von Cypern und das Zuckerrohr, die dorthin verpflanzt wurden, gediehen außerordentlich, und die übrigen Produkte der Insel waren ein reicher Schatz der portugiesischen Krone, der sie noch heute angehört.


Madeira. Der Kopfsteifen. Nach Originalzeichnungen von H. Fried.

Immer deutlicher tritt nun das Bild Madeiras hervor: steile, jähe Wände und Klippen, gerundete Kuppen, Thalfurchen und Oeffnungen, die Blicke in das Innere gewähren. Es ist die Südseite, auf der wir uns befinden, und reicher und mannigfaltiger ist hier die Vegetation. Das schroffe Taffgestein ist überall bekleidet mit Pflanzen, welche das Pittoreske der Formen erhöhen und diesen Reizen noch die eines gesegneten Himmelsstriches hinzufügen.

Gar anmuthig entfaltet sich an leicht geschwungener Bucht, an der Bergabhänge gelagert, die Stadt Funchal, deren Physiognomie durch die spitzen Dächer der Häuser uns an den Norden erinnern würde, wenn nicht Palmen und Cypressen, hochragender Lorbeer oder gar die riesenblättrige Banane diesen Eindruck wohlthuend verwischten. Nicht eben groß und bedeutend ist Funchal, aber geheimnißvoll lockend, welchen Charakter die weißen Villen, die überall zerstreut aus Oleander- und Myrthenbüschen oder üppig rankenden Reben lugen, noch erhöhen. Fast die Mitte der Stadt kennzeichnet der zugespitzte Thurm des Domes, links davon, obgleich etwas entfernt und durch einen mit Bäumen bepflanzten Platz getrennt, erhebt sich der Palast des Gouverneurs, darüber auf steiler Felshöhe thronen die trotzigen Mauern des Kastells, und, damit ein würdiger und feierlicher Abschluß das ganze Panorama kröne, blicken vom schwindelnden Grat auf die ganze tropische Zauberwelt zu Füßen die beiden Thürme der Kirche Nossa Senhora da Monte. Im Osten von Funchal fallen die Bergabhänge in röthlich gefärbten Terrassen zum brandenden Meere ab, im West hingegen ragt aus dem Wogenbraus der sogenannte


Madeira. Ansicht von Funchal.

„Loorock“, eine zackige Klippe, zum Signalisiren der Schiffe bestimmt und mit einer gemauerten Batterie, welche den Hafen bestreicht, versehen. — Im bequemen Bereich der Kanonen dieser Batterie ging unser Dreidecker vor Anker, und kaum war dieser an seiner wuchtigen Eisenkette in's Meer gerasselt, als auch gleich eine Anzahl von kleinen Kähnen, von Inselbewohnern gelenkt, herangerudert kam, um uns an's Land zu setzen, welches stets stark von der Brandung gepeitscht wird.

Einige Minuten lang schien es nun, als die schwankende Bewegung des Schiffes lange Gewöhnten, als zittere der Boden unter den Schwingungen eines Erdbebens und wir traten fest und stark auf, um uns von der Konsistenz der Inselerde zu überzeugen. Eine lärmende Rotte vertrat uns nun gleich den Weg und bot uns Pferde zu einem Ritt in die Umgegend an; wir lehnten indeß ihr Anerbieten ab, um zunächst einen


Madeira. Penha d'Aguia Funal.


Madeira. Camara de Lobos.

Blick in Funchals Straßen zu werfen. Sei hier gleich erwähnt, daß als Transportmittel auf Madeira nicht Wagen, sondern eine Art Schlitten, von Ochsen gezogen, oder ein auf Männerschultern getragener Palankin benutzt werden.

Funchal zählt eine Einwohnermenge von vielleicht 15 bis 16,000 Seelen; im Ganzen leben jedoch auf der über 16 Quadratmeilen großen Insel mehr als 150,000 Menschen. Die Männer sind nicht gerade schön zu nennen und oft behaftet von einer Krankheit, die zu lindern oder zu heben viele Fremde nach diesem warmen Tropenklima kommen, nämlich an Brustleiden, eine Folge der Angewohnheit, fast immer, selbst bergan, im Galop zu laufen. Die Tracht der Männer ist den warmen Temperaturverhältnissen natürlich angemessen; ein Rock erscheint ihnen überflüssig, leinene Hosen und eine tuchene Weste bilden ihre ganze Bekleidung, und die Frauen hüllen sich in eine Art scharlachrother Mantille.

Funchals Häuser sind meist aus solidem Mauerwerk gebaut, und die Straßen, obschon eng, doch äußerst reinlich und gut gepflastert. — Da nun die Stadt besonders interessante Merkwürdigkeiten nicht aufzuweisen hat, so wird der Fremde, welcher wie wir nur kurze Zeit auf dem Eiland verweilen darf, sich lieber am Genuß der tropischen Vegetation weiden.

Wandert man die Bergabhänge hinter der Stadt hinauf, so wird der Nordländer in entzückendes Erstaunen gerathen beim Anblick der duftenden Rosenhecken, der Heliotropen, Hortensien, dem baumähnlichen Oleander, den Orangen- und Citronenbäumen. Die Reben, welche in den letzten Jahren leider sehr von der Traubenkrankheit heimgesucht wurden, wodurch die Madeirenser in große Noth gekommen sind, werden über Rohr gezogen, und darunter pflegt man andere Kulturpflanzen, wie Kaffee und Zuckerrohr, zu ziehen. Kastanienwälder mit herrlichen, Schatten spendenden Bäumen findet man bis zu beträchtlicher Höhe, und der Epheu und Wein ranken sich hinauf bis in ihre Kronen; über der Region der Kastanien kommt dann die der Föhre, des riesigen Genista, der Erica Arborea und des Ilex. Wild wuchert auch in baumähnlicher



Die Kaiserin von Oesterreich auf Madeira. Nach einem Bilde von F. Dauthage. (S. 483.)

Gestalt der Lorbeer, nur die Palme, hauptsächlich Phoenix dactilifera, liebt sehr warme Stellen und die milde Brise der Meerluft.

Die Olive, Banane, der Yams, die Orangen sind neben dem Wein die vegetabilischen Nahrungsmittel, dann auch liefert das Meer dem Madeirenser seine Fische, der Berge ausgezeichnetes Rindvieh und Wild. Die Produktion des Weines, der die erste Exportwaare liefert, beträgt jährlich im Durchschnitt 16,000 Pipen, von denen gegen 8000 ausgeführt, der Rest aber an Ort und Stelle verbraucht wird.

Madeira ist als Kurort weltberühmt. Namentlich Lungenkranke finden in der belebenden und gesunden Luft, der fast stets gleichbleibenden und warmen Temperatur, wenn nicht vollständige Genesung, so doch Linderung ihrer Leiden. Vornehmlich sendet England stets ein großes Kontingent Kranker, die ihre Wanderungen nach den schon gelegenen Theilen der Insel unternehmen.

Gern besucht wird das weinreiche und malerisch an einem Thaleingang gelegene Camara de Lobos, dessen Häuser von der fächerartigen Krone der Dattelpalme beschattet werden, ferner die einsame Steinklippe Penha d'Aguia, schwer zu besteigen, aber eine schrankenlose Fernsicht auf den zu Füßen umbrausenden Ozean gewährend, und endlich die in der Nähe von San Vicente gelegene Felsenkapelle. Die echt vulkanische Natur des Eilands spricht sich deutlich in dem Curral aus, einem weiten von Basalt umsäumten Kraterkessel, der schon lange ausgebrannt ist.

Jeder, der einmal wenn auch noch so kurze Zeit auf dieser herrlichen Tropeninsel verweilte, wird sich schwer zum Scheiden entschließen können, und muß dieß dennoch geschehen, noch oft seinen Blick zurückwenden. So standen auch wir lange auf Deck, sahen die grüne Felseninsel nach und nach verschwinden, und erlabten uns noch bis an den späten Abend am Duft der Magnolien, Orangen und Rosen, welche auf Windesflügeln uns als Abschiedsgruß nachgesandt wurden.

Verrechnet.

Novelle

von

Moriz Hartmann.

(Fortsetzung.)

4.

In dem Landhause am Genfersee hat sich Manches verändert. Sir William ist nur selten zu sehen. Nur an sehr schönen Sommertagen fährt sein Rollstuhl vom Hause durch die breite Platanenallee bis an die Terrasse, an deren Fuße die Wellen spielen. Lucy schiebt den Rollstuhl, stellt dem Vater einen Schemel unter die Füße, die sie sorgsam mit einem Shawl umhüllt, setzt sich ihm dann gegenüber, nimmt ein Buch zur Hand, und wartet ob, ob der Vater lieber schweigend oder plaudernd über die schimmernde Fläche hinsehe, oder ob er es vorziehe, daß sie ihm etwas vorlese. Die leidige Gicht, die ihn so früh gezwungen hatte, den Seedienst, dann sein Vaterland zu verlassen, hat sich bei dem siebenzigjährigen Manne mit erneuerter Gewalt eingestellt. Nun sind es mehr als drei Jahre, daß sie gegen den sonst so kräftigen Greis einen Krieg führt, in dem sie ihm nur während der schönsten Sommertage einen kurzen Waffenstillstand gewährt. Der Winter sind ein fortwährender Kampf. Er behauptet, daß er in diesem Kampfe längst erlegen wäre, wenn ihm nicht die unausgesetzte Pflege seiner geliebten Tochter zur Hülfe, die ihm zur Seite stünde. Wie glücklich fühlt er sich, wenn er manchmal am Ufer so dasitzen und gedankenvoll hinaussehen kann, bis der Montblanc, sein Haupt mit Abendroten bekränzt, ihn mahnt, sich vor den sonst so unschuldigen Zephyren des Genfersees flüchtend zurückzuziehen. Die Heiterkeit der Gegend spiegelt sich dann in seinem Gesichte noch glänzender als im See, und die von Schmerz und Leiden zerarbeiteten Züge lächeln sanft vor sich hin. Seine Tochter ist in solchen Momenten trauriger anzusehen als der gequälte, alte Mann. Ihr Gesicht mit den durchsichtigen, feinen Farben, mit dem blonden Haare, ist so jung wie vor drei Jahren, und sieht überhaupt aus, als ob es nie altern könnte, aber der Ausdruck dieses ewig jungen Gesichtes ist gealtert. Bei näherer Betrachtung erkennt man doch einige Fältchen, die sich von oben nach unten zwischen die Augenbrauen eingedrängt und diese etwas näher an einandergezogen haben. Drei Jahre der Krankenwärterschaft gehen nicht vorüber, ohne Spuren zurück zu lassen. Vielleicht kam hier noch Anderes hinzu. Sir William in seinen schmerzensfreien Momenten glaubte manchmal, der zunehmende Ernst komme bei Lucy daher, daß sie ihre Jahre so hinschwinden sehe, ohne Liebe, ohne Aussicht auf häusliches Glück. Doch sprach er ihr nicht mehr von Heirath; sie hat diesen Gesprächen, die Sir William nach der Wiederkehr seiner Krankheit oft auf's Tapet brachte, ein für allemal mit der Erklärung beseitigt, daß sie sich nie zu vermählen gedenke. Sie that das, als Mr. Harling einige Monate nach Odo's Abreise wieder erschien, und diesmal einen förmlichen Heirathsantrag machte. Sir William sah außerdem ein, daß seine Gesuche eitel seien und nur leere Theorien enthalten könnten, da Lucy außer aller Verbindung mit der Welt lebte und sich in ihrem Bereiche kein Mann befand, auf den ihre Gefühle gelenkt werden konnten. Außerdem erschrickt man in englischen Familien nicht so sehr vor dem Gedanken, eine Tochter bis tief in die zwanziger Jahre so immer unvermählt zu sehen, und bei Sir William kam vielleicht noch der Egoismus des Alters und der Krankheit hinzu, der sich bei dem Gedanken, sich eine so treue und liebende Pflegerin zu erhalten, leicht beruhigt.

Aber trotzdem man außer aller Verbindung mit der Welt lebte, war es doch nicht so sehr einsam und stille in Sir William's Landhause. Odo war bald nach seiner Abreise durch mehrere Personen ersetzt, und das kam so.

Kaum drei Tage, nachdem sie von ihm Abschied genommen, machte sich Miß Lucy auf, um das Haus des sogenannten Herrn Durand, des Graveurs, aufzusuchen, das ihr Odo genau hatte beschreiben müssen. Sie fand es bald, aber die Wohnung war leer. Andere Arbeiter, die auf demselben Flur wohnten und bei denen sie sich erkundigte, sagten ihr, es müsse mit ihrem ehemaligen Nachbar, von dem sie übrigens wenig zu berichten wußten, ein großer Glückswechsel vor sich gegangen sein; er habe mit seinen beiden Kindern plötzlich die Wohnung verlassen und sei verschwunden. Ob es ein Glückswechsel zum Bösen oder zum Guten gewesen, konnten sie nicht sagen. Er sei wenig mit ihnen umgegangen, und wenn er auch gegen Jedermann freundlich gewesen, so habe er doch keine Vertraulichkeit aufkommen lassen. Lucy ging verdrießlich nach Hause, sie hätte weinen mögen. Es war ihr Bedürfniß, sich der Geretteten Odo's anzunehmen, etwas für sie zu thun; sie wenigstens zu kennen und durch die Familie, die ihn nothwendig lieben mußte, mit ihm gewissermaßen in einer gemüthlichen Verbindung zu bleiben. Das sollte ihr auch nicht gegönnt sein. Nach der Aussage der Arbeiter konnte der Italiener auch in Noth und Elend versunken sein; sie wäre im Stande, ihm und seinen Kindern zu helfen und sich so, als Helferin der Familie, unmittelbar an Odo's That anzuschließen und diese fortzusetzen. Das zu thun schien ihr Pflicht, und nun sollte ihr auch das nicht werden. Und wie gerne hätte sie das Mädchen mit dem bleichen Gesichte und den großen Augen, von dem Odo mit solcher Wärme gesprochen, kennen gelernt! Aus all' dem sollte nun nichts werden, und sie sah eine öde, öde Zeit vor sich, nachdem sie noch eine Stunde vorher geträumt hatte, die Wohlthäterin, die Freundin der Familie, vielleicht die Lehrerin der Kinder zu werden. Es war ihr, als müßte sie sich an das Mißlingen ihrer liebsten Pläne gewöhnen.

Zu Hause angekommen, hörte sie kaum, als ihr der Bediente ankündigte, daß sie ein fremder Herr im Salon erwarte. Als sie eintrat, sah sie einen Mann von ungefähr fünf- oder sechsunddreißig Jahren, der ihr mit dem vollkommensten und würdevollsten Anstande eines Weltmannes entgegenkam. Ein edles, von schwarzem Barte und eben so schwarzem, dichtem Haupthaar eingefaßtes Gesicht, das im Blick und auf einer hohen Stirne den gedankenvollsten Ernst sehen ließ, verneigte sich vor ihr mit dem mildesten Lächeln. Fast bedurfte sie, zerstreut wie sie war, einiger Fassung, um ihre Ueberraschung und das Wohlgefallen an der eben so schönen als imponirenden Erscheinung nicht zu verrathen.

„Mein Fräulein,“ sagte der Fremde in gebrochenem Englisch, „entschuldigen Sie, daß ich mich Ihnen so ohne jede Empfehlung vorzustellen wage. Herr Röder, von dem ich so eben komme, hat mich dazu ermuthigt.“

„Sie kommen von einem Manne, den wir sehr schätzen,“ erwiederte Lucy, „setzen Sie sich gefälligst. Mit wem habe ich die Ehre? — womit kann ich dienen?“

„Ich bin der Marchese Brosseria aus Genua,“ sagte der Fremde, indem er sich Lucy gegenübersetzte, „ich bin Flüchtling und lebe seit einigen Jahren hier in Genf in der Verbannung.“

Lucy verneigte sich; der Marchese fuhr fort: „Vor einigen Monaten erzeigte mir ein heldenmüthiger, junger Engländer eine unschätzbare Wohlthat; er rettete meine kleine Emilia aus den Fluten der Rhone.“

„Herr Durand!“ rief Lucy auf's Freudigste überrascht.

„Derselbe,“ lächelte der Marchese, „unter diesem Namen habe ich einige Jahre hier als Arbeiter gelebt, um mich den Verfolgungen der heimischen Polizei zu entziehen. Jetzt bedarf ich dieser Verkleidung nicht mehr, da sich die Politik meiner Regierung geändert zu haben scheint. Seit einigen Tagen bin ich halb amnestirt; zwar bleibt mir das Vaterland noch immer verschlossen, aber meine konfiszirten Güter sind mir zurückgegeben worden. Diese Veränderung meiner Lage ist es, die mich bewog, sofort den Herrn Odo Wortlington aufzusuchen; ich weiß nichts von seinen Verhältnissen, ich weiß nur, daß ich wie ein Bettler vor ihm stand, daß ich ihm mit nichts seine ungeheure Wohlthat vergelten konnte. Nun dachte ich — ich bin nun ein reicher Mann, vielleicht, wie die Dinge stehen, bin ich bald auch ein einflußreicher Mann. Mr. Wortlington ist eine Waise — vielleicht, dachte ich — und wenn ich auch nichts für ihn thun kann, ich kann ihn jetzt doch einladen zu uns zu kommen, sich an dem jungen Leben zu freuen, das er gerettet hat. Oft in die ärmliche Stube zu kommen, die ich mit meinen beiden Kindern bewohnt habe, wollte ich ihm nicht zumuthen. Aber da erfuhr ich in der Pension des Herrn Röder, daß der junge Mann vor einigen Tagen Genf verlassen habe. Herr Röder sah meinen Schmerz und wies mich an Sie, mein Fräulein. Sie würden, meinte der brave Mann, mir wenigstens Gelegenheit geben, daß ich ihn nicht aus den Augen verliere, und daß ich die Hoffnung bewahren kann, mich ihm einst wieder nähern zu können.“

„Sie werden mir glauben, Herr Marchese,“ sagte Lucy, „daß ich Herrn Röder sehr dankbar bin, wenn ich Ihnen sage, daß ich so eben aus Ihrer ehemaligen Wohnung komme, und daß ich es sehr bedauert habe, Sie nicht mehr dort gefunden zu haben. Ich wollte die Kinder kennen lernen, denen ich mich durch meine Freundschaft für Odo verwandt fühle.“

Der Marchese ergriff ihre Hand und küßte sie. „Diese Bekanntschaft,“ sagte er lächelnd, „wird leicht zu machen sein. Das Schicksal hat mich bei der Wahl meiner neuen Wohnung gut geleitet; wir sind Ihre nächsten Nachbarn; ich wohne in dem anstoßenden Landhause.“

Er stand auf und trat an's Fenster. „Mein Fräulein, Sie können meine Kinder jenseits der Mauer, die unsere Gärten trennt, spielen sehen.“

Lucy eilte an's Fenster und sah das kleine Kind, das sich in einem Haufen zusammengefegter welker Blätter wälzte, während die größere Schwester, an einen Baum gelehnt, lächelnd zusah. Es war das blasse Gesichtchen mit den großen, schwarzen Augen, von dem Odo mit so großer Wärme gesprochen. Der kleine Kopf bog sich etwas zur Seite, als ob er nur der großen Last der schwarzen Haare nachgäbe, die theils in dicken Flechten einen Kranz bildeten, theils aufgelöst auf die bräunlich weiße Schulter herabfielen. Sie sah wie träumend vor sich hin, oder vielmehr wie sinnend, als ob ihr der Anblick des Kindes mitten unter den welken Abfällen des Sommers melancholische Gedanken einflößte; dabei beobachtete sie doch das Kind mit einer mütterlichen Zärtlichkeit, immer bereit, zu Hülfe zu kommen, es aufzuheben, wenn es fiel, oder ihm zu reichen, was es verlangte.

„Sie steht da, wie des Kindes Schutzengel!“ lispelte Lucy.

„Das ist meine Zanetta!“ sagte der Marchese.

Aber als ob ihr ein angenehmer Gedanke durch den Kopf führe, sagte Lucy: „Unbegreiflich! Dieses Mädchen hat das Kind in's Wasser fallen lassen.“

Der Marchese zog seine Augenbrauen etwas zusammen und sagte rasch, wie um Zanetta so schnell als möglich gegen eine Anklage in Schutz zu nehmen: „Mein Fräulein, sie ließ das Kind aus Schwäche fallen. Sie hatte damals beinahe zwei Tage lang nichts gegessen.“

Lucy erschrak und sah den Marchese mit einem Blicke an, der ihn um Vergebung anflehte. „Kommen Sie,“ bat sie, „machen Sie mich mit dem Kinde bekannt, geben Sie mir Gelegenheit es zu küssen.“

In dem Augenblicke fiel Zanetta's Auge auf das Fenster; sie sah ihren Vater und lächelte ihm zu, dann erröthete sie eben so rasch, als sie die fremde Dame neben ihm sah. Lucy winkte ihr: sie sah ihren Vater fragend an, und da er eine bejahende Bewegung machte, nahm sie das Kind und verschwand hinter dem Hause.

„Miß Spencer,“ sagte der Marchese mit zitternder Stimme, „Sie werden mein Alles kennen lernen, die Erbschaft eines geliebten Weibes, das mir in der Blüte des Lebens und unserer Liebe entrissen wurde. Seien Sie gütig gegen die guten Kinder und vor Allem nachsichtig. Beide haben bis jetzt nur Elend gekannt; sie sind nicht erzogen, sie sind nicht gelehrt, ich hatte bisher nur Zeit, Brod für sie zu schaffen, und wie oft konnte ich selbst das nicht! Wie oft haben sie gehungert. Rechnen Sie ihnen das an, daß Sie für ihr Vaterland gehungert und gelitten haben. Es soll jetzt anders werden; mit ihrer Erziehung will ich leben, bis mich vielleicht wieder mein Vaterland ruft.“

Wie gerne hätte Lucy sogleich ihm Hülfe angeboten, aber sie hoffte, daß sich die Dinge von selbst so fügen würden, wie sie schon gewünscht hatte, als sie die Familie heute Morgen aufsuchte, und wie sie es jetzt noch inniger wünschte. Gerührt eilte sie den Kindern auf der Treppe entgegen und empfing sie, als empfinge sie Schutzbefohlene.

Nach wenigen Tagen der Bekanntschaft mit Zanetta, vielleicht nach wenigen Stunden, fiel ihr ein, was sie vor mehreren Monaten an ihre Freundin in Beziehung auf Odo geschrieben: „Anstatt ihn erziehen zu wollen, müßte man irgend ein liebliches, von der Natur eben so reich ausgestattetes junges Mädchen für ihn so erziehen, daß es einst würdig wäre seine Lebensgefährtin zu werden“. In Zanetta stellte sich ihr ein solches Mädchen bestimmter und reicher ausgestattet dar, als sie es geträumt hatte. Eine schöne Erscheinung ist in der Wirklichkeit mit den bestimmten Zügen einer Persönlichkeit immer schöner, als die schönsten Gebilde unserer regen Phantasie. Alle Ideale kommen uns hohl vor, wo wir in der Welt mit einem schönen Menschen zusammentreffen. Jede persönliche Physiognomie ist bedeutender und mächtiger, als die Physiognomie des Ideals, das immer nur konventionelle Züge trägt, wie eine Zeichnung ohne Modell. Lucy fühlte das der kleinen Zanetta gegenüber. Das Schicksal ihres Vaters, frühe Verwaisung, anderes frühes Leiden, die schon in erster Kindheit auferlegte Pflicht für ein Kind zu sorgen, das Alles, verbunden mit einer angeborenen Energie des Charakters, welche die weibliche Sinnigkeit nicht ausschloß, machten Zanetta, abgesehen von ihrer räthselhaften Schönheit, zu einer Erscheinung, die Lucy in Erstaunen setzte, ja ihr in so fern dieselbe Verlegenheit bereitete, die sie Odo gegenüber empfunden hatte, als sie sich wieder sagen mußte, daß eigentlich auch hier nichts zu erziehen sei. Aber lernen konnte Zanetta Manches, und da sie sah, daß es ihrer neuen, mütterlichen Freundin Freude machte, wenn sie lernte, ergriff sie Alles mit einem Eifer, der bei ihrer Leichtigkeit der Auffassung, bei ihrem wachsenden Verständniß in kurzer Zeit Wunder that. In ihrer Beschäftigung mit der kleinen Emilia, die sie, trotzdem ihr jetzt der Vater eine Kinderfrau beigegeben hatte, doch stets mit der zärtlichsten Sorgfalt umgab, erinnerte sie Lucy an jene jugendlichen, kaum der Kindheit entwachsenen Madonnen Andrea del Sarto's, die sie in Florenz gesehen hatte. Trotz ihrer Heiterkeit, oft kindischen Ausgelassenheit bei ernstestem innerem Wesen, flößte sie Lucy eine gewisse Achtung wie vor einer weit älteren Person ein, und doch erschien sie ihr andererseits, wenn sie sie mit sich selbst verglich, so unendlich jung. Die geheime Ursache war, daß ihr im Grunde nur jung schien, was so jung oder jünger war als Odo, und alt, was so alt oder älter war als sie selbst.

Bei den Erziehungsplänen Lucy's war natürlich oft die Rede von dem abwesenden Odo; aber Lucy sah bald ein, daß es nicht nothwendig wäre, die Gedanken Zanetta's auf den Abwesenden zu leiten, sie erkannte bald, daß er dem Kinde in einem eigenthümlich magischen Lichte, als eine Art verklärter Erscheinung vorschwebte. Je älter Zanetta wurde, je besser sie unter der bildenden Anleitung ihrer Lehrerin lernte ihren Gedanken Form zu geben, desto deutlicher wußte sie es auszudrücken und desto klarer wurde es ihr selbst, was sie Odo zu danken hatte. Er hatte, wie sie sich ausdrückte, nicht der kleinen Emilia sondern ihr das Leben gerettet, und mehr als das Leben. Sie gewöhnte sich, sich den Zustand auszumalen, in dem sie ihr ganzes Leben hingeschleppt hätte, wenn ihr Schwesterchen in den Fluten der Rhone zu Grunde gegangen wäre. Nach solcher Vorstellung athmete sie tief auf, wie wenn sie von einem Alpdruck befreit wäre, und jedesmal stand Odo vor ihr als der Befreier von unheimlichem, qualvollem Drucke. So war es ihr, als hätte sie ihm jeden Tag zu danken.

„Sehen Sie, Miß Lucy,“ sagte Zanetta oft, „ich sehe ihn stets, wie er mit ausgebreiteten Armen von dem Steingelände in die Rhone sprang, wie ein Schutzgeist, der plötzlich aus der Höhe herabeilt. In dem Augenblick, da ich ihn so sah, fühlte ich mich gerettet. Ich wurde ganz ruhig und wartete nur, daß er mir das Kind zurückbringe. Als ihn dann die Knaben umringten, war es mir, als ob ihn eine Wolke eingeschlossen hätte, die ihn wieder entführen sollte. Als er dann zu uns kam, hatte ich nicht den Muth ihn anzusprechen — ich konnte ihn nur ansehen. Und hätte er Emilia auf den Arm genommen und wäre mit ihr fortgegangen, ich hätte sie ruhig, vielleicht glücklich gehen lassen. Es wäre mir zu Muthe gewesen, als führte er sie geraden Weges in die Seligkeit. Und wenn er mir nur gewinkt hätte, ich wäre ihm gefolgt, wohin es ihm gefiel, ohne zu fragen, ohne mich umzusehen. Und heute ist mir noch gerade so.“

So sprach Zanetta in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in der Villa, so sprach sie nach Monaten und nachdem schon ein und zwei Jahre dahin gegangen waren. Lucy hörte ihr dann zu, als ob sie schöne Kindermärchen hörte und doch wieder mit einem Gefühle tiefer Wehmuth. Sie legte ihr die Hand auf die schwarzen Scheitel, sah ihr lächelnd in das große offene Auge und dachte: „Glückliches Kind, so früh schon erfüllt Dich ein Ideal und Du brauchst Dich dieses Ideales nicht zu schämen.“

Von der Intimität, die zwischen den beiden Familien herrschte, gab das sprechendste Zeugniß jene Thüre, die man gleich im ersten Winter des Zusammenlebens in die Mauer zwischen die beiden Gärten hatte brechen lassen, und die nun die beiden Landhäuser gewissermaßen zu einem machte. Der alte Sir William segnete Odo's Andenken dafür, daß er ihm diese Gesellschaft verdankte. Am Marchese hatte er einen männlichen Freund, mit dem er Gensee, und vor Allem die politische Lage Europas, die dieser sehr genau kannte, besprechen konnte; an den Kindern eine anmuthige, jugendliche Welt, die ihm über manche Stunde des Leidens hinweghalf. Zanetta war eine eben so gute Krankenwärterin im Momente des Schmerzes, als sie in Stunden der Ruhe unterhaltend war.

mochte sie ihm nun von ihren Erinnerungen aus Italien verplaudern, oder vor seinem Lehnstuhle italienische Nationaltänze ausführen. Er hatte innige Zuneigung für das Kind gefaßt und freute sich, wenn sie ihn Großvater nannte. Der Marchese war freilich nur im ersten Winter ein steter Gesellschafter des alten Herrn und seiner Tochter; sobald er aber seine Kinder unter deren Schutze so wohl geborgen sah, begann er die verschiedensten Reisen in politischen Aufträgen seiner Partei. Die Kinder übersiedelten dann gänzlich unter Sir William's Dach, ja sie blieben später im Hause, selbst wenn der Marchese auf Tage und Wochen zurückkehrte. So wurde ihnen Lucy Alles, und es ist kein Wunder, daß sie dieselbe, wie ehemals Odo, ebenfalls Mama nannten. Lucy lächelte dazu. Sie, die ehemals im Bewußtsein ihrer Schönheit und in ihrem weiblichen Stolze der Männerwelt gegenüber nicht den geringsten Zweifel in ihr Recht setzte, sagte sich jetzt: „Es scheint, daß ich bestimmt bin, nur kindliche Liebe zu einer Mutter einzuflößen."

Vielleicht hätte sie mit der Zeit anders glauben gelernt, wenn der Marchese im Landhause so heimisch geworden wäre wie seine Kinder, und wenn er, der begeisterte Sohn seines Vaterlandes, den persönlichen Gefühlen gestattet hätte, den Raum in seinem Herzen einzunehmen, den sie einzunehmen drängten. Aber er hatte Pflichten, er stand mitten in den vorbereitenden und geheimen Bewegungen, welche die Wiedergeburt Italiens bezweckten. Er konnte seine thätige Vaterlandsliebe eine Zeitlang zum Schweigen bringen, als er gezwungen war, seine Kinder vor Mangel und Hunger durch seiner Hände Arbeit zu schützen; jetzt, da diese nächste Pflicht ihm abgenommen war, glaubte er sich mit Kräften und Gefühlen der weiteren bürgerlichen Pflicht hingeben zu müssen. Seine Kinder waren unter Lucy's Schutz so gut geborgen; es wäre Verbrechen gewesen, dem Vaterlande einen Augenblick seiner Zeit, eine schwächste Kraft seines Geistes abzuspannen. Es lebte jene Intensivität der Vaterlandsliebe in ihm, die in unserer Zeit nur in italienischen Gemüthern zu finden ist. Kein Sohn einer andern Nation versteht es wie sie, seine persönlichen Gefühle, ja selbst seine persönlichen Ansichten und Ueberzeugungen dem Ganzen unterzuordnen und aufzuopfern. Diese größte aller Opferfähigkeiten ist ihnen eigen, und war im Marchese auf's Ausgesprochenste vorhanden. Wie dankbar war er Lucy für die Freiheit, sich ganz seinem Wesen hingeben zu können, und diese Dankbarkeit erhöhte noch das Gefühl, das er vom ersten Augenblicke an ihr gegenüber empfand. Jede Befriedigung, die er aus seinem Thun und Wirken schöpfte, glaubte er ihr schuldig zu sein, und wenn sein Streben dem Vaterlande einigen Nutzen brachte, war sie es, der er ihn gerne zuschrieb. Sie fühlte das, und er sagte es ihr oft genug in seiner aufrichtigen und männlichen Weise. Ihrem ganzen Charakter und den Anforderungen nach, die sie an einen Mann stellte, freute sie sich auch darüber, aber auch hier sagte sie sich mit demselben Lächeln: „Ich bin nützlich!"

Aber das Gefühl des Nützlichseins breitet über ein Mädchengemüth nicht jene Heiterkeit, deren es fähig ist. Bei all' dem Bewußtsein, einem kranken Vater, zwei lieblichen, mittellosen Kindern, einem braven, zu den edelsten Zwecken thätigen Mann und vielleicht auch verborgend dem Glücke eines fernen theuern Freundes förderlich zu sein, lag auf Lucy ein dunkler Schleier sanfter Trauer, der sich in der letzten Zeit immer dichter und immer düsterer schattend zusammenzog.

Diese Trauer ist allgemach zur allgemeinen, drückenden Atmosphäre des ganzen Hauses geworden. Sie drückt auf Sir William beinahe eben so sehr, wie auf seine Tochter. Beide sitzen dort auf der Terrasse, und Lucy fällt es nicht ein, das Buch, das auf ihrem Schooße liegt, aufzuschlagen. Sie sehen über den See hin, und jedes Segel, das vorüberzieht, erweckt traurige Gedanken. Nur Sir William seufzt manchmal; Lucy blickt starr vor sich hin.

Seit Odo's Abreise wird im Hause nichts so eifrig gelesen, wie das englische Flottenjournal; dieses Blatt brachte, nebst den wenigen Briefen, die man von ihm selbst erhalten hatte, einige Nachrichten über ihn, oder vielmehr über sein Schiff Penelope. Man wußte wenigstens, unter welchem Himmelsstriche sich dieses Schiff befand, und man folgte ihm auf den alten Seekarten, die Sir William wieder hervorgesucht hatte. Aber seit Wochen hatte sich jede Spur der Penelope verloren, und das Flottenjournal drückte zu wiederholten Malen seine Besorgniß um Schiff und Mannschaft aus. An den Nordküsten Neuhollands war es verschwunden. Jede Wochennummer des Journals wurde mit bebender Spannung erwartet, und der Tag, an dem es kommen sollte, bis zum Momente der Ankunft schweigend zugebracht. Während Vater und Tochter auf der Terrasse saßen, standen die italienischen Schwestern am Gartenthore und warteten des Bedienten, der aus der Stadt kommen sollte. Da klang das Thor; Lucy wandte sich um; Janetta hatte ihr Schwesterchen verlassen, um mit der Zeitung in der Hand schneller, quer durch den Garten, zu Lucy zu gelangen. Im Laufen riß sie den Umschlag ab, um das Blatt gleich entfaltet übergeben zu können. Lucy faßte es mit zitternden Händen und las, während Janetta und der Vater ihren Blicken, die über die Kolumnen hineilten, voll Erwartung folgten. Sie ließ das Blatt fallen und sagte kaum hörbar: „Nichts!"

Janetta trat einige Schritte zurück und lehnte sich an einen Baum. Ihr schlanker, zarter Leib zitterte, aus ihren großen Augen fiel eine Thräne, die sie zu verbergen suchte, indem sie sich abwandte. Aber Emilia, die indessen herangekommen war und sich an das Kleid der Schwester klammerte, bemerkte diese Thräne und fing laut zu weinen an. Sir William wurde unruhig. „Kinder!" sagte er, „keine Thorheiten! Man ertrinkt nicht so leicht! Ich habe auch einmal durch acht Wochen für ertrunken gegolten, und sitze jetzt hier in meinem dreiundsiebenzigsten Jahre. Englische Seeleute lassen sich nicht so leicht von der See verschlingen, und englische Schiffe haben einen harten Kiel."

Sir William's Tröstungen frommten wenig; sie konnten die sorgenvolle Stimmung des Hauses nicht zerstreuen. Man verließ die hergebrachte Tagesordnung, die gewöhnlichen Beschäftigungen wurden vernachlässigt; man ging schweigend wie durch ein Sterbehaus, durch Stuben und Garten. Erst als sich wieder der Tag näherte, der eine neue Nummer der Flottenzeitung bringen sollte, erwachte man unmerklich aus der trüben Stimmung, und äußerte sich die erneute Hoffnung hie und da durch ein lauter gesprochenes Wort, durch einen Trost, den jetzt Janetta, jetzt der alte Herr auszusprechen wagte.

Aber diese halb erwachte Hoffnung sollte zu schnell, noch vor Ankunft der Zeitung, niedergeschlagen werden.

Plötzlich kam der Marchese aus London an, wo er sich eben aufgehalten hatte. Nach der ersten Freude des Wiedersehens bemerkten Janetta und Lucy, daß seine Stimmung nicht heiterer war als die übrige. Er war den Nachrichten über die Penelope mit derselben Spannung und Besorgniß gefolgt, wie die Freunde und die Kinder in Genf; er besaß die neuesten Nachrichten, die er bei der Admiralität in London geholt hatte, und eilte ihnen zuvorzukommen, ehe sie die Zeitung nach Genf brachte. Lucy ahnte das und hätte ihn gerne allein befragt, aber Janetta wich nicht von seiner Seite. So vergingen peinvolle Stunden, ehe Jemand den Namen Odo oder Penelope aussprach. Der Marchese fürchtete jeden Augenblick die Ankunft der Zeitung und mußte sich entschließen, den traurigen Gegenstand selbst zu berühren.

„Sie sind wohl," sagte er, als die ganze Gesellschaft im Salon Sir William's versammelt saß, „mit Besorgniß dem Flottenjournal gefolgt?"

Niemand antwortete. Er fuhr fort: „Auch in England ist man sehr besorgt. — Durch mehrere Wochen fehlten die Nachrichten gänzlich — seit einigen Tagen glaubt man über das Schicksal der Penelope etwas zu wissen."

Er schlug, während er diese letzten Worte hervorbrachte, die Augen nieder und schwieg.

„Das Schiff ist untergegangen!" sagte Lucy mit tonloser Stimme, und ließ die Arme sinken.

Der Marchese schwieg und Janetta ließ ihren Kopf auf seine Schulter fallen. Er schlang den Arm um ihren Leib und drückte sie an sein Herz. Das war Allen wie eine Fortsetzung seiner Rede und wie eine Bestätigung dessen, was Lucy wie aus dem Traume gesprochen hatte.

„Aber," fuhr er rasch fort, „wenn man auch an der nördlichen Küste Neuhollands Trümmer der Penelope gefunden, so hat man doch keine Leiche gefunden. Das Schiff ist gestrandet, aber es ist nicht gewiß, daß die Mannschaft zu Grunde gegangen."

Das war noch ein Strohhalm, an den sich die Hoffnung festklammern konnte, aber die seit Wochen so tief herabgedrückten und gequälten Gemüther hatten nicht mehr die Kraft, auf so geringe Ursachen hin zu hoffen. Selbst Sir William, der bisher der Hoffnungsreichste gewesen, sah man es an, daß ihn alle Zuversicht verlassen hatte.

(Schluß folgt.)

Das Geld
bei den verschiedenen Völkern der Erde.
Ein kulturhistorisches Bild.

Der Handel ist ursprünglich, wie heute noch mit roheren Völkern, ein bloßer Tauschverkehr. Ein Gebrauchsgegenstand wird gegen den anderen gegeben. Ein solcher Handel hat noch ungemein lähmende Schwierigkeiten, denn es fehlt jene vermittelnde Waare, um welche von Jedermann jederzeit das an- und ausgebotene Produkt zu haben ist — das Geld. Es gibt noch manche rohe Stämme, welche von ihm keine Kenntniß haben, wie die Bewohner von Khokand und den Lutschuinseln erst vor wenigen Jahrzehnten zur Kenntniß desselben gelangten.

Bei der größeren Ausbreitung des Handels und dem Bekanntwerden mehrseitiger Bedürfnisse wächst die Nothwendigkeit, eine solche allgemeingeltende Waare zur Vermittlerin des Verkehrs zu erheben, und der Mensch hat die verschiedenartigsten Gegenstände, wie Felle, Vieh, Muscheln, Korallen, Kakaobohnen, die unedeln und edeln Metalle als Geld gebraucht, um hiernach die Tauschwerthe zu messen. Wenn ein Gegenstand sich zum Gebrauch als Geld eignen soll, so muß er vor Allem leicht theilbar, leicht aufbewahrungs- und transportfähig sein. Diese Eigenschaften besitzen denn die edeln Metalle am vollkommensten. Deßhalb werden sie im Laufe der Zeit überall beim Steigen der Kultur und des Verkehrs als Geld angewendet, und erhalten durch ihren Stempel gleichzeitig die Bestimmung des Werthes beigegeben, den das Publikum als richtig annimmt. Der Kaufmann bedarf jetzt nicht mehr der Wage, die der Chinese noch heute fortwährend bei sich führt. — Man hielt fast ein Jahrhundert lang, namentlich in Frankreich, an der Ansicht fest, aller Reichthum eines Landes bestehe allein in der Menge der umlaufenden edeln Metalle, mit deren Zu- oder Abnehmen der Nationalreichthum zu- oder abnehme. Die ganze Handelspolitik richtete sich deßhalb auf das eine Ziel, möglichst viel edle Metalle einströmen zu lassen, also möglichst viel an das Ausland zu verkaufen, und möglichst wenig von ihm zu kaufen. Der Reichthum eines Volkes besteht aber nicht in den edlen Metallen allein, sondern in den Summen aller Tauschwerthe überhaupt, welche dasselbe besitzt oder erzeugt. Die Urquelle dieses Reichthums ist die menschliche Arbeit.

Das Geld ist eine Waare wie jede andere, und sinkt und steigt im Werth; sie hängt als solche von Angebot und Nachfrage ab und steigt ab und zu, je nachdem hier Ueberfluß, dort Mangel ist. Ein vermehrtes Angebot macht das Geld billiger — der Zinsfuß sinkt.

Der ganz rohe Tauschhandel besteht noch bei vielen Völkern, ja selbst heute noch in manchen innern Theilen der Vereinigten Staaten. Hier bietet der Arzt seine Medikamente aus, um ein Pferd zu kaufen, der Drucker seine Zeitungen gegen Korn, Butter. Zu Korrientes liefen noch 1815 eine Menge Juden auf der Straße umher und riefen: „Salz für Lichter, Tabak für Brod." Erst der Verkehr mit den Engländern führte zum eigentlichen Geldhandel. Deßhalb waren auch in Islands altem Gesetzbuch, sowie in Maryland, die Preisverhältnisse der Lebensbedürfnisse gegen einander festgesetzt. Der Khan von Khokand führte erst zu Anfang dieses Jahrhunderts Geld, aus persischen Kanonen gegossen, ein, und noch lange nachher kamen auf über eine Million Einwohner kaum eine Million Rubel.

Das Geld macht, daß der rohe Tauschhandel in Kauf und Verkauf sich umwandelt. Seine Bedeutung für unser ganzes Kulturleben ist eine ungemein hohe. Auf dem Gelde beruhen die gegenseitig zu einem gerechteren Maß gelangten Preise. Die Entwicklung der Geldwirthschaft geht gleichen Schritt mit der der persönlichen Freiheit. Der Arbeiter erhält seinen Lohn nicht mehr in Naturalien wie ehedem, sondern in Geld, und ist hierdurch in seiner Privatwirthschaft freier. Wer ein Pferd zu viel hat, braucht nicht erst lange nach Einem zu suchen, der dessen bedarf; er verkauft es an den Pferdehändler und erhält dafür die allgemeine Waare: Geld, für welche er wiederum seine Bedürfnisse befriedigen kann. Ein Jeder treibt heute bei der Ausbildung der Geldwirthschaft und Arbeitstheilung sein eigenes spezielles Fach. Die ganze Arbeitstheilung, auf der der hohe Stand unserer Industrie fußt, ist erst durch das Geld möglich geworden. Wo dieses noch nicht eingeführt ist, muß die Naturalwirthschaft fortdauern, jener mittelalterliche Zustand der Völker, während dessen Alles nach mit Handleistungen oder Produkten bezahlt wird. Mit Einführung des Geldes und der Arbeitstheilung lösen sich allmälig diese Hörigkeitsverhältnisse der Hintersassen oder Leibeigenen, und so zeigt sich, daß nicht nur die Blüte unseres Handels, sondern auch die persönliche und politische Freiheit im Staatsleben mit ihm zusammenhängt.

Nach diesen nothwendigen Vorbemerkungen führen wir den Leser über die bewohnten Theile der Erde, um bei den einzelnen Völkern die häufig wundersame Wahl einzelner Gegenstände als Geld kennen zu lernen.

Ueberall werden wir sehen, daß die Waare, welche als Geld angewendet wird, neben dem Tausch- auch einen Gebrauchswerth haben muß; bei rohen Völkern sind es Sachen des unmittelbaren Bedürfnisses, bei kultivierteren solche, die sich durch Theilbarkeit, Dauerhaftigkeit, Versendbarkeit und Verwendungsfähigkeit zu feinerem Luxus besonders eignen.

In mehreren Ländern der Hudsonsbaygesellschaft ist das Biberfell Geld und Maßeinheit. Drei Marder sind gleich einem Biber, ein weißer Fuchs gleich zwei Bibern, ein schwarzer Fuchs oder Bär gleich vier Bibern, eine Flinte gleich fünfzehn Bibern. Das estnische Wort «raha» (Geld) heißt eigentlich Pelzwerk, das altrussische «kuna» (Geld) eigentlich Marder. Im russischen Norden sind noch heute Eichhorn- und Marderfelle Geld. Der Mailänder Girolamo Benzoni gelangte auf seiner Reise im sechzehnten Jahrhundert auf dem Festlande Südamerikas an den karaibischen Golf. Dort saßen sehr entwickelte Stämme, wahrscheinlich karaibischen Ursprunges, die auf ihren Messen und Märkten Landesprodukte, wie Salz, Fische, rothen Pfeffer gegen andere Früchte, Federschmuck, Edelsteine, Gold, Perlen und Sklaven vertauschten. Benzoni trat in die Hütte eines Indianers und fragte, ob ihm ein Huhn feil sei. Er bejahte es, fragte aber, was er dafür erhalten solle. Benzoni zeigte ihm einen Realen. Der Karaibe nahm das Geldstück zwischen die Zähne und rief sodann aus: „Christ, wenn Du Lebensmittel von mir verlangst, so gib auch mir etwas, was ich essen kann; denn was Du hier anbietest, taugt nichts, deßhalb behalte Deinen Realen und laß mich mein Huhn selbst verzehren." Das Geldstück hatte für den Wilden keinen Gebrauchswerth. Fast bei allen Völkern hat anfänglich das Vieh als Geld gedient, nach welchem bei den alten Griechen, Römern und Deutschen Strafen und sonstige Preise durch Stückzahl bestimmt wurden. Im alten Schweden wurde alles Vermögen nach «Fä», das ist Vieh, berechnet, in Island bedeutet «Fe» soviel wie Vermögen, im Berk „Vieh" soviel wie Waare. Bei Nomadenvölkern ist die Berechnung nach Viehhäuptern natürlich. Bei den Kirgisen dienen Pferde und Schafe als Geld, Wolfs- und Lammfelle als Scheidemünze, bei den Tartaren an der Noga Büste, bei den Persern Schafe oder Korn, Stroh und Wolle. Die arabischen Beduinen rechnen nach Kameelen, das Wehrgeld (Sühngeld für einen Mord) für einen freien Mann beträgt hundert, für eine freie Frau fünfzig Kameele. Die arabischen Osseten im Kaukasus zahlen ihre Steuern in Kühen. Wird eine Fehde geschlichtet, so bestimmen die Schiedsrichter, daß der Verletzer dem Beschädigten soviel Kühe geben müsse, als die zugefügte Wunde Längeneinheiten von Gerstenkörnern hat. Die Isländer rechneten nach Stockfischen, auch der Preis aller englischen Waaren wurde in Stockfischen ausgedrückt, in Virginien vertrat der Tabak diese Stelle. Es fehlte dieser jungen Kolonie einige Zeit sehr an Frauen. Eine Kompagnie übernahm es daher, heirathslustige Damen frei hinüberzufahren, um sich später von den Kolonisten die Passagierkosten zurückerstatten zu lassen. Derselbe mußte für eine Frau hundertundzwanzig bis hundertundfünfzig Pfund Tabak bezahlen. Im Salzhandel Nordamerikas haben Biber- und Otterfelle eine herkömmliche Währung, und es steht einem Schuldner frei, mit solchen oder klingender Münze zu bezahlen. Im salzarmen afrikanischen Sudan, wo es von dem beneidenswerthen Loose eines reichen Mannes heißt, daß er sich satt am Salz essen könne, kursirt das Salz in Tafeln als Geld in den westlichsten Gegenden. Aehnliche Dienste leistet bekanntlich auch der Thee, in Formen gepreßt und Ziegelthee genannt. Der berühmte afrikanische Reisende Dr. Barth fand in Kukan Baumwollenstreifen, „Gabaga", Kurunüsse, Zinnringe und Hemden in „festgestellten Werthverhältnissen" im Verkehr als Geld angewendet. Die Karaiben von Chiriqui auf Paria gebrauchten hierzu auch den Blatt eines schwer zu kultivirenden Strauches „Haya", welches, myrthenähnlich und narkotisch, mit Pulver aus Muschelkalk gemischt, von den Eingebornen gern gekaut wurde.

Sehr häufig tritt gerade ein bestimmtes Naturprodukt als Geld einer Gegend auf; in Südamerika vor Allem die Frucht der Cacaoart oder Kakaobaumes. Im Reiche Montezuma II., in Yucatan, Guatemala und Nicaragua galt die Kakaobohne durchgängig als Geld. Man entdeckte hier sogar Münzfäl-

schungen, indem die Bohnen aufgeschnitten, die Früchte herausgenommen, und die Schalen alsdann mit falscher Masse gefüllt und wiederum fein zugeklebt waren. Eine ganz ähnliche Münzfälschung entdeckte man vor Kurzem in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, also einem Lande hoher Kultur. Man bemerkte nämlich Goldmünzen, welche nach der flachen Seite mitten auseinandergesägt, inwendig hohlgeschabt, mit Platin ausgefüllt und sodann wieder genau zusammengefügt waren, so daß die Münze die gehörige Schwere und Form, auch den Klang behalten hatte, der Betrug aber wegen der genauen Zusammensetzung äußerst schwer entdeckt werden konnte. In Nicaragua kursirte auch der Sapotaapfel, der den Kurs von zwei Kakaobohnen hatte. Nach Alexander von Humboldt wurden Letztere bisweilen zu größeren Zahlungen in Beuteln von 8000 Stück verpackt. Die aztekischen Mexikaner schrieben hieroglyphisch die Zahl 8000 mit der Figur eines Kakaobeutels. Das Wort Chokolade ist aztekischen Ursprungs. Die Kakaobohne verdankt ihrer Seltenheit die Benützung als Geld, die sie noch heute auf den Märkten von ganz Mittelamerika hat. Humboldt fand in Mexiko die kleinste Silbermünze, den Medio oder halben Real in 72, Scherzer bei seiner Reise durch Nicaragua denselben in 40 Kakaobohnen getheilt, der Reisende Stephens in Yucatan in 100. Der Kurs der Bohnen ist verschieden nach der Ernte und dem Marktvorrath.

Die weit verbreitetste Anwendung als Geld haben die Cauris, die Muscheln der Porzellanschnecke gefunden. Sie werden auf den Malediven mit Netzen in ungeheurer Anzahl gefangen und nach Bombay und Kalkutta exportirt. 5000 Stück derselben haben den Werth einer Rupie oder 1 fl. 12 kr. Schon im 13. Jahrhundert kursirten sie hier und in der chinesischen Provinz Yunnan, als Marco Polo am Hofe der Mongolen diente. Noch im 16. Jahrhundert gingen ganze Schiffsladungen Cauris nach Bengalen und Siam, und die Portugiesen führten sie bei den Negern von Benin und Congo ein. Im brittischen Indien und in Siam gilt die Porzellanmuschel allgemein. — An der afrikanischen Goldküste hatte man verschiedene erfolglose Versuche gemacht, diesen oder jenen Artikel als Zahlungsmittel zu gebrauchen. Da führte man die Cauris ein, und der Handel gewann einen der Einführungsquantität gleichen, beträchtlichen Aufschwung. Sie beträgt gegenwärtig 3000 Zentner oder 150 Tonnen, die Tonne zu 360 Dollar, den Dollar zu 2400 Muscheln gerechnet. Die Porzellanmuscheln verdanken diese Verbreitung denjenigen Eigenschaften, welche wir oben bei dem Gelde als nothwendig besprochen. Sie sind ein bei den Wilden und niedrig kultivirten Völkern beliebter Putz, und werden zu Halsbändern und Verzierungen von Kleidungsstücken verwendet, ähnlich wie unsere deutschen Bauernleute Geldstücke auf Westen und Mieder nähen.

Der rohe Wilde legt auf die Seltenheit viel Gewicht und die brittischen Putzhändler fanden, daß ein bunter Federschmuck, ein Halsband von Bärenklauen bei den Rothhäuten einen unerschwinglichen Preis hatten. Dagegen läßt sich der Indianer durch den Glanz und die Farbe einzelner Spielereien blenden und gibt ein Biberfell für einen Messingring oder eine Glasperle hin. Glasperlen kursiren in Südafrika und dem Kornlande Dahomey nach Farbe, Mode und Gestalt im Preise verschieden. Alle neueren Afrikareisenden, Livingstone, Burke und Speke, Ladislaus Magyar wurden von den kleinen Negerhäuptlingen um Durchgangszölle angehalten, und zwar um einen Ochsen oder Sklaven oder Elephantenzahn oder Glasperlen. Der mächtige Häuptling der Linda-Neger, Shinte, schenkte dem Missionar Livingstone beim Abschied zum Zeichen seines Wohlwollens bei geschlossenen Zeltvorhängen eine Muschel an einer Schnur um den Hals. Niemand von seinem Stamm sollte die unerhörte Freigebigkeit sehen. Livingstone hielt die Zeremonie anfänglich für eine Posse, erfuhr aber später, daß man für zwei solcher Muscheln einen Sklaven, für fünf einen Elephantenzahn im Werth von 10 Pfund Sterling (1 Pfund Sterling = 6 Thlr. 23 Sgr. 3 Pf.) kaufen könne.

Mit der steigenden Kultur eines Volkes nehmen, nachdem die verschiedensten Gegenstände als Zahlungsmittel fungirt haben, die Metalle, namentlich aber die edlen Metalle, die erste Stelle ein. Die verschiedenen Völker der Erde nehmen zwar Anfangs das seltenste Produkt ihres Landes, welches für sie als Kleidung, Nahrung oder Schmuck besondern Werth hat, zu Geld. Der Civilisationsstrom aber, über die ganze Welt gleich vertheilt, erhebt bald überall das Gold und Silber zum Tauschmittel. Bei den alten Juden war es, nach der heiligen Schrift, zu Abrahams Zeit nur Schmuckgegenstand, wegen der bald allgemeinen Gesuchtheit aber erhob es sich zur allgemeinen Geldwaare. Abraham kaufte ein Grundstück um 400 Säckel Silber „in öffentlich beglaubigter Währung“, worunter man sich Silberbarren mit öffentlichem Stempel versehen, nicht gemünztes Geld, zu denken hat. In der Regel herrschte dasjenige Metall vor, an welchem das Land besonders reich war, bei den Chinesen und Malayen das Zinn, bei den Senegambiern das Eisen, im alten Italien das Kupfer. Bei den Juden wurde das Gold erst unter David zu Münzen verwendet. Syrakus hatte unter der Herrschaft der Tyrannen noch so wenig Geld, daß es sich, als man ein goldenes Weihgeschenk nach Delphi machen wollte, an den König von Lydien, Krösus, wenden mußte. Auch bei den Römern wurde erst nach Vollendung der Weltherrschaft unter Cäsar und Augustus das Goldgeld herrschend. Die alten Deutschen nahmen Silber lieber als Gold, wie die Kurden in der Zeit Nadir Schahs unbedenklich Gold für eine gleiche Menge Silber weggaben. — Unter den Staaten der neuern Zeit prägte zuerst Venedig, später England und zwar unter Heinrich III im Jahre 1272 Goldmünzen, gegen deren Annahme aber ein hartnäckiger Widerstand stattfand.

Im Archipel der malayischen Inseln und auf Malakka selbst kursirt Zinn- und Messinggeld, bei den Kaffern außer den Porzellanmuscheln, Matten, Wurfspeere, Glaskorallen, besonders messingene Ringe, welche, zu 3—400 Stück zu einem Gürtel zusammengereiht, den Werth einer halben Kuh haben. Neben dem Messinggeld tritt an der chinesisch-birmanischen Grenze, wie in Afrika, das Salzgeld auf. Hier, wo es im Innern an Natron gänzlich fehlt und durch Karawanen aus der salzreichen Wüste eingeführt werden muß, ist der kurante Preis einer Salztafel von 2½ Fuß Länge, 1 Fuß 2 Zoll Breite und 2 Zoll Dicke bei den Mandingos gleich 2 Pfund Sterling. In Dackalla galt ein 14jähriger Sklave 12 Pfund Salz. In Abyssinien ist der Kurs der Salzbarren von 6 Zoll lang, 3 Zoll breit und 1½ Zoll dick gleich 1½ Silbergroschen. China löhnt die Truppen in Theeziegeln aus. Ein solcher hat zu Kiachta den Werth eines Papierrubels. Auf der Oase von Siwah und im persischen Dattellande vertritt die Dattelfrucht das Geld, am Amazonenstrome Wachskuchen, in Bornu blaue bengalische oder Madraszeuge, an der Grenze der portugiesischen Besitzungen in Afrika Elfenbein, auf der Insel Rügen ehemals Leinwand, bei den Mexikanern und Afrikanern Baumwollzeuge in abgemessenen Stücken. Auf Malakka ließ zuerst Alfonso d'Albuquerque 1511 Silber- und Goldstücke schlagen. Wahrscheinlich ist es, daß die Chinesen bei ihrer frühen materiellen Hochkultur zuerst die Metalle zu Münzen verwendeten, da sie bereits 119 vor Christi Geburt eine Art Papiergeld besaßen, und unter den Sung das Assignatenwesen vollständig ausgebildet hatten, während seit der Herrschaft der Mandschu das Papiergeld gänzlich aufgehoben ist. Heut zu Tage sind hier die Tsien oder sogenannten Sapeken, Kupferstücke mit Zinn legirt und mit viereckigem Loch versehen zum Anreihen an eine Schnur, zu je 1000 Stück, üblich, welche den Werth einer Unze Silber haben. Deßhalb führt der chinesische Kaufmann stets eine Wage bei sich.

(Schluß folgt.)


Die Eröffnung der Brücke über den Rhein bei Kehl. Nach einer Originalzeichnung von Lallemand.

Die Eröffnung der kehler Rheinbrücke.

Am 6. April hat nun endlich die Eröffnung der kehler Rheinbrücke stattgefunden. Das Fest ging lediglich von beiden Eisenbahnverwaltungen aus und alles staatlich Offizielle war ausgeschlossen. Nichts desto weniger hatten Preußen, Württemberg, Bayern, Sachsen und andere kleine Staaten ihre Abgeordneten gesandt, auch der preußische Präsident der Rheinprovinz von Pommer Esche war erschienen, nebst den Verwaltern und Direktoren der Ostbahn und einer beträchtlichen Anzahl von französischen Journalisten, unter denen sich auch Granier aus Cassagnac befand

Ingredienzien eines modernen Romans.


Ein Held: Arm, aber Poet.


Eine Heldin: Die den Helden anbetet.


Ein grausamer Verwandter: Der die Einwilligung versagt.


Eine liebe Freundin: Die mit der Heldin sympathisirt.

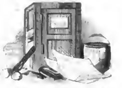

Ein junger Mann: Der Repräsentant des fashionablen Lebens.


Eine junge Dame: Die Repräsentantin des fashionablen Lebens.


Ein fremder Graf: Der mit der fashionablen Dame durchgeht.


Köchin und Kammerdiener: Welche den Grafen kannten, als er noch Barbier war.

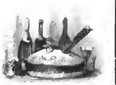

Alter Schuft: Der des Helden Vermögen sich unrechtmäßig angeeignet.


Ein Geldkasten: Der das gefälschte Testament enthält.


Zwei edle Schufte: Die Geld nehmen, aber die beste Zeit verreden.


Zwei verzweifelte Schufte: Die nichts zu verlieren, alles zu gewinnen haben.


Bettelweib: Das der Held unterstützt und das von dem gefälschten Testament weiß.


Wein und Kuchen: Bei kommenden Fällen zu gebrauchen.


Blitz und Donner: Zum Schrecken der Schufte.


Katastrophe der Geschichte: Je dunkler, desto besser.

Zur Tagesgeschichte.

XXIX.

Die polnische Bewegung.

Daß die nationale Bewegung, von welcher unser Welttheil durchzuckt ist, nun auch die polnische Nationalität in ihren Kreis gezogen hat, muß im Grunde weniger auffallen, als daß diese sich so lange ruhig verhielt. Selbst wenn man die ganze Lage derselben bedenkt, das strenge Joch, welches seit der Revolution von 1831 auf Polen gelegt war, das straffe militärische Regiment, welches jede Regung überwachte, endlich den durch solche Lage niedergedrückten Geist des Volkes selbst in Rechnung zieht, mußte gleichwohl diese Ruhe überraschen, in welcher die Polen auf ihre nationalen Hoffnungen verzichtet zu haben schienen, als allerwärts Erscheinungen hervorbrachen, Grundsätze zur Geltung gelangten, welche für jede „leidende" Nationalität eben so viele Ermuthigungen sein mußten. Weder der orientalische Krieg, noch die Agitationen an der untern Donau, weder die allgemeine Anregung, welche in dem Wiedererwachen des Nationalitätsprinzips lag, noch die raschen ersten Erfolge desselben in Italien schienen im Stande zu sein, in Polen die eigenen nationalen Erinnerungen aufzufrischen. Ja man konnte, als dann endlich zur Ueberraschung Europas zu Ende Februar die ersten Symptome der Volksbewegung in Warschau zu Tage traten, noch darüber streiten, ob dieß wirklich eine spontane, bloß durch die allgemeine Propaganda der revolutionären Ideen erzeugte Bewegung sei, oder nicht vielmehr eine Anzettelung fremder Hände, sei es nun Frankreichs, um hier einen neuen, gleicherweise gegen Rußland wie gegen Deutschland gerichteten Hebel seiner revolutionären Agitation zu besitzen, sei es Oesterreichs, um Rußland seinen nationalen Sympathieen zu entfremden und auf die Bahn der h. Allianz zu drängen.

Sieht man freilich genauer zu, so bedurfte es keineswegs solcher auswärtiger Einmischung, um den noch immer, wenn auch schwach, glimmenden Funken wieder anzublasen, und ohne gerade bestreiten zu wollen, daß vielleicht französische Einflüsterung — schon durch die Vermittlung der Emigration — nicht ganz außer dem Spiele stand, war es doch nur ganz natürlich, daß die noch immer vorhandenen nationalen Erinnerungen, wenn sie auch lange niedergekämpft und verhalten waren, eben in unserer Zeit ebenfalls wieder wach gerufen wurden. Daß diese Erinnerungen aber in der That noch lebendig waren, wird durch eine Reihe von Thatsachen, die ihrer Zeit wenig beachtet wurden, hinlänglich bezeugt, ja es muß sich sogar die Bemerkung aufdrängen, daß der Ausbruch absichtlich so lange zurückgehalten wurde, um einen günstigen Moment dafür abzuwarten, und inzwischen die geeigneten Vorbereitungen zu treffen.

Wie in ganz Rußland, so hatte auch in Polen die Thronbesteigung Alexanders II. zu lebhaften Erwartungen angeregt. Allerdings waren diese Erwartungen im Ganzen nicht mehr die ungemessenen früherer Zeit, und von den Phantasieen der Emigration, welche nichts gelernt und nichts vergessen, ziemlich verschieden. Während den niederen Klassen überhaupt der Gedanke einer politischen Veränderung fern war, und ein großer Theil der Gebildeten die Verbesserungen mehr nur auf materiellem Gebiet wünschte, namentlich die Aufhebung aller

Scheidewände zwischen Rußland und Polen, hielt die Aristokratie allerdings ihre Traditionen fest, allein doch nicht mehr im Sinne der Wiederherstellung eines völlig unabhängigen Polenreichs, sondern mehr in panslavischem Sinn. Man träumte von einem großen Slavenreich der Zukunft, das nicht gegen Rußland, sondern durch Rußland herzustellen wäre, und was man für die eigene Nationalität verlangte, ging nicht über die Bildung eines Vizekönigreichs unter einem Großfürsten, unbeschadet der materiellen Union mit Rußland, hinaus. Dieß waren die Hoffnungen, die sich an Kaiser Alexander richteten, und durch eine partielle Amnestie zu Ende 1855 (29. November, Jahrestag der polnischen Erhebung) belebt wurden, durch die Ernennung des Fürsten Gortschakoff (der altrussischen Partei angehörig), zum Statthalter (13. Februar 1856) noch nicht sich schwächen ließen.

Allein der Kaiser ließ keine Zweifel über seine Meinung. Im April desselben Jahres kam er selbst nach Warschau, und hielt im Palast Lazienski an die versammelten Adelsmarschälle eine Anrede, worin er ihnen zunächst eine umfassende Amnestie ankündigte, sodann aber seinen Wunsch aussprach, daß Polen ebenso wie Finnland sich an das Reich anschließen möge, er werde sich bestreben, die Verwaltung zu bessern, werde die Polen mit gleicher Liebe umfassen, wie die Russen, aber unter der einen Voraussetzung: daß die Träumereien aufhören! eine Mahnung, die er zum Schlusse noch einmal wiederholte. In ähnlichem Sinn wurden die Deputationen anderer Städte beschieden.

Der Kaiser säumte nicht, sein gegebenes Wort einzulösen. Im Juli wurde das moskauer Gnadenmanifest erlassen, das alle politischen Flüchtlinge aus den Jahren 1830—31 umfaßte. Im September wurde es auch in Polen verkündet. Später folgten noch mehrere Dekrete, welche noch wesentlichere Erleichterungen und Ausdehnungen der Amnestie brachten, so namentlich die Aufhebung der Güterkonfiskationen und Vermögenssequestrationen. Bis Ende 1857 waren bereits etwa 1500 polnische Flüchtlinge zurückgekehrt.

Wie die Polen ihrerseits der Aufforderung des Kaisers nachkamen, zeigte sich, als im Herbst 1858 der Kaiser wiederum nach Warschau kam, zu den Heeresübungen, die im Beisein zahlreicher Gäste abgehalten wurden. Abermals hatten sich bei dem sanguinischen Volke dieselben Hoffnungen einer autonomen Stellung belebt, obwohl man sie hinter die Forderung von Verwaltungsreformen und dergleichen versteckte, und dem Kaiser sollte ein feierlicher Empfang mit Volksovationen zu Theil werden. Die Polizei wußte freilich den Volksenthusiasmus im herkömmlichen Militärapparate zu ersticken, und der Kaiser selbst hielt sich in auffallender Zurückhaltung von dem Volk sowohl als von der Aristokratie, welche solche Zurücksetzung wohl empfand. Um so greller war dann der Gegensatz, als gegen Ende der Festlichkeiten der Prinz Napoleon erschien, und ihm ein festlicher Volksempfang zu Theil wurde. Man konnte nicht verhindern, daß die Sympathieen für Frankreich sich in begeisterten Zurufen kundgaben, und selbst die Hoffnungen, daß die akiderbefreiende Mission des Napoleonismus seiner Zeit auch der Polen nicht vergessen werde, wurden laut. Hat man diese Demonstrationen für den Bewohner des Palais Royal vergessen, vergessen, daß im Mai 1859 in Warschau eine Verschwörung entdeckt wurde, von der freilich nichts verlautete, als plötzliche Verhaftung, geheimnißvolle Untersuchung, dann tiefes Schweigen, — vergessen endlich, von welchen Volksdemonstrationen die Kaiserzusammenkunft im Herbst 1860 begleitet wurde, als man einen Augenblick an das Wiederaufleben der h. Allianz glaubte?

Würden aber auch diese Symptome noch nicht genügen, um darzuthun, wie wenig die Polen auf die Verwirklichung ihrer nationalen Hoffnungen verzichtet haben, so würden die Enthüllungen, welche dem Ausbruch der Bewegung im Februar folgten, hinlänglich zeigen, wie die Polen in langgeübter Mäßigung und Berechnung nur auf einen günstigen Moment warteten. Im Jahr 1857 hatte ihnen ein Ukas die Gründung eines landwirthschaftlichen Zentralvereins gestattet, der sich sofort in Zweigvereinen über das ganze Land verbreitete. Jährlich wurde eine Generalversammlung desselben gehalten. Unter dem Vorwand, landwirthschaftlichen Angelegenheiten sich zu widmen, zog er allmälig auch andere Landesangelegenheiten in den Bereich seiner Berathungen, er gewöhnte sich daran, über öffentliche Dinge zu debattiren, seine Verzweigung über das Königreich gab ihm eine politische Bedeutung, er hielt die Fäden des politischen Einverständnisses über das ganze Land in Handen, und er war es auch, der dann am 25. Februar, dem Jahrestag der Schlacht von Grochow im Jahre 1831, die Trauerdemonstrationen in Szene setzte, mit welchen die gegenwärtige Bewegung eingeleitet wurde.

Was dann auf diese Demonstrationen folgte ist noch in frischem Gedächtnisse. Es genügt, daran zu erinnern, daß die russische Regierung selbst einen Augenblick überrascht schien und in ihren Maßregeln unsicher wurde. Ein Volksausschuß von 24 Bürgern wurde niedergesetzt, in der Ressource bildete sich ein politischer Klubb, in wenigen Tagen wurde eine Adresse unterzeichnet und vom Fürststatthalter angenommen, worin die Polen betheuerten, daß die Demonstration vom 25. Februar die einmüthige und beredte Kundgebung unterdrückter Gefühle und verkannter Wünsche sei. Der Kaiser erwiederte zwar nicht in den gnädigsten Ausdrücken, aber gestand Reformen zu, welche, wenn sie auch die nationalen Ansprüche Polens nicht befriedigten, doch für den Augenblick bedeutend genug waren, und namentlich die munizipalen Befugnisse erweiterten. Man sah, es war der Regierung alles daran gelegen, den Frieden zu wahren und durch billige Zugeständnisse die Bevölkerung in den Schranken der Ordnung zu halten. Allein bereits befand man sich auf einer abschüssigen Bahn, auf der es dem aufgeregten Volke, das, wohl dem Beispiel Ungarns folgend, auch hier die Zugeständnisse als Schwäche der Regierung deutete, nicht möglich war innezuhalten. Die Ansprüche steigerten sich, laut rief man nach Wiederherstellung der Verfassung vom 27. November 1815, die Behörden hatten ihre Macht an die beiden Nationalkomites in Warschau, die Bürgerdelegation und den agronomischen Zentralverein, abgegeben, und diese beiden wieder standen unter dem Einfluß des politischen Klubbs in der Ressource, der täglich Sitzungen hielt, Beschlüsse faßte, Maßregeln vorbereitete, seine Zirkulare durch das ganze Land sandte, kurz eine Regierung neben der Regierung organisirte. Ein solcher Zustand war nicht auf die Länge haltbar, die Begütigungen hatten nur den Erfolg gehabt das Feuer noch mehr zu schüren. Man hatte Reformen geben wollen, aber bereits stand man vor der Revolution. Die Auflösung dieser revolutionären Regierung mußte erfolgen. Der politische Klubb wurde geschlossen, die Volksdelegation aufgehoben, und ebenso der landwirthschaftliche Zentralverein aufgelöst. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Maßregeln von blutigen Folgen begleitet waren. Die Leitung der Bewegung entglitt den Händen der aristokratischen Partei in die der demokratischen, und das aufgeregte Volk ließ sich gütlich nicht mehr beruhigen. Am 8. April erfolgte der blutige Zusammenstoß, dessen schließliches Resultat war, daß nun wieder — Ruhe in Warschau herrschte.

Zwar hatte sich die Bewegung auch der übrigen polnischen Landestheile bemächtigt, selbst über die Grenzen Polens hinaus, im eigentlichen Rußland, wie in Kiew, fielen nicht unbedeutende Ruhestörungen vor. Gleichwohl ist nicht daran zu zweifeln, daß mit den energischen Maßregeln, welche jetzt in Warschau getroffen worden sind, die Bewegung vorläufig erstickt ist, oder jedenfalls ohne Mühe vollends erstickt werden wird.

Man wird zugeben müssen, daß die russische Regierung im Interesse der Erhaltung des Reichs nicht anders handeln konnte, man wird ihr sogar weniger die jetzt entfaltete Energie als vielmehr ihre schwankende Nachgiebigkeit, welche die Leidenschaften nur steigerte, zu Vorwurf machen können. Die polnische Bewegung, wenn sie an Ausdehnung gewann, hatte um so gefährlichere Rückschläge auf das eigentliche Reich zur Folge haben müssen, als dieses selbst gegenwärtig in einer großen sozialen Krise sich befindet. Die Durchführung des Emanzipationswerks hätte voraussichtlich bedenkliche Stockungen erleiden müssen, wenn man nicht wollte, daß vielleicht die Agitation der Polen auch die russische Landbevölkerung, welche durch jene Reform sicher ein leicht empfänglicher Boden für die Agitation ist, in eine revolutionäre Strömung hineinriß. In dem Zusammenwirken dieser beider Momente lag für Rußland die größte Gefahr. Die polnische Agitation müßte auch die russischen Bauern anstecken, und umgekehrt müßte eine revolutionäre Erhebung der Bauern in den innern Provinzen die Forderungen der Polen sofort auf die äußerste Spitze treiben.

Uebrigens liegt diese Maßlosigkeit der Forderungen schon von selbst in der polnischen Bewegung. Wenn die warschauer Adresse von den Leiden und Bedürfnissen der Nation redete, von dem „mächtigen, heißen Gefühl seiner Selbständigkeit, von der europäischen Völkerfamilie abgesonderten Nationalität," so ist dieß ein auf Grund des Nationalitätsprinzips gestellte Programm von solcher Allgemeinheit, aber zugleich einer so weiten Dehnbarkeit fähig, welche die bloße Forderung einer abgesonderten Verwaltung unter einem eigenen Vizekönig weit übersteigt. Die Gelüste hätten sich, wenn man einmal den revolutionären Forderungen nachgegeben hätte, immer weiter gesteigert, die nationale Bewegung mußte immer mehr Kraft gewinnen, und es wäre schwerlich ein definitiver Friede zu Stande gekommen, wenn Rußland nicht zur förmlichen Herstellung des alten Königreichs Polen in seinen alten Grenzen, also mit Zurückgabe aller altpolnischen Provinzen, sich verstanden hätte. Stellen sich die Polen einmal auf den Boden des Nationalitätsprinzips, so ist jede Konzession, die nicht zur Herstellung des alten Polens führte, in ihren Augen eine halbe Maßregel, aus welcher sie nur Kraft schöpfen, weitere Forderungen zu stellen und durchzusetzen. Rußland hätte damit eine Bewegung eingeleitet, welche es nur äußerst schwer wieder hätte bemeistern können, oder welche dahin führte, daß Rußland sich selbst wieder aus der Reihe der europäischen Staaten ausgestrichen hätte.

Hätte die Bewegung aber einmal solche Dimensionen angenommen, so wäre sie auch vom weitgreifendsten Einflusse auf Oesterreich und speziell auf Preußen gewesen. So sehr es immer zu beklagen sein wird, daß durch die polnischen Theilungen die Schranke zwischen Deutschland und dem übermächtigen Rußland hinweggenommen wurde, so wären doch gerade im jetzigen Augenblicke Verwicklungen, in welche Preußen mit seinen östlichen Landestheilen käme, nur eine weitere Bedrohung von Gesammtdeutschland, das zu der beständigen Gefahr am Rhein nun zugleich noch im Rücken von einer feindlichen nationalen Bewegung angefaßt würde. Und in dieser Beziehung wird es gerade von deutscher Seite unerläßlich sein, die polnischen Regungen mit sehr wachsamem Auge zu verfolgen. Denn es wäre nicht das erste Mal, daß diese selbst sich zum willigen Werkzeug hergäben für die Zwecke des Napoleonismus.

— g.

Wochen-Chronik.

13. — 20. April.

Deutschland. Auf dem Landtag in Koburg wurden am 11. Anträge auf deutsche Zentralgewalt und Parlament, sowie auf Uebertragung der militärischen und diplomatischen Führung auf die Krone Preußens eingebracht, am 16. jedoch aus Gründen der Zweckmäßigkeit zurückgezogen. — In Braunschweig wird am 15. eine Erklärung für die Herstellung des Rechts in Schleswig-Holstein, am 17. ein Antrag auf Zentralgewalt und deutsches Parlament mit allen gegen 3 Stimmen angenommen. — In München wird am 15. von Brater, Crämer und Genossen ein Antrag auf Einführung unbeschränkter Gewerbefreiheit eingebracht. — In Berlin wird am 13. die dem Ministerium vorgelegte Gewerbesteuernovelle mit 153 gegen 133 Stimmen angenommen. Am 11. motivirt von Ronne einen Antrag auf Abschaffung des Paßwesens. Die Kommission des Abgeordnetenhauses schlägt über den Antrag von Niegolewski's wegen Herstellung der territorialen Einheit Polens einfache Tagesordnung vor.

Oesterreichische Monarchie. Wien. Am 13. wird im niederösterreichischen Landtag der Austritt Schuselka's angezeigt, weil persönliche Beziehungen zu Berger in die Oeffentlichkeit gebracht wurden. An demselben Tag empfängt der Kaiser die böhmische Deputation und sagt ihr zu, daß er sich in Prag krönen lassen werde. Am 14. wird ihm die Adresse des niederösterreichischen Landtags überreicht, wobei er sich im Sinne der Reichseinheit ausspricht. Am 13. und 14. werden dem Abgeordneten Berger Katzenmusiken gebracht, überhaupt wird eine große Agitation für Schuselka und gegen Berger, und für jenen eine Nationalsubskription eingeleitet. Am 18. findet seine Wiederwahl in den Landtag Statt. Die Wahlen für den Reichsrath finden in Brünn und Graz am 15., in Innsbruck am 16. Statt, an letzterem Ort werden von 9 Mitgliedern 3 von der liberalen Opposition gewählt. Das Protestantenpatent, das ausdrücklich auch für Tyrol verkündigt wurde, ruft hier eine große Agitation hervor. Im Landtag kommt es am 13. zuerst zur Sprache. Am 17. kommen Anträge des Fürstbischofs von Brixen, um die Anwendung des Patentes in Tirol zu beschränken, zur Verhandlung und werden angenommen. — In Prag wird am 12. die Adresse an den Kaiser beschlossen, am 13. berichtet die Deputation über ihre Aufnahme beim Kaiser, am 16. erscheinen die Minister von Schmerling und von Plener in der Sitzung, am 17. wird der Antrag Rieger's auf Unverletzlichkeit der Mitglieder angenommen. Der Landtag in Pest beschäftigt sich mit der Prüfung der Wahlen. Am 13 findet eine Vorberathung Statt über die Frage, ob eine Adresse beschlossen werden soll oder nicht. Deak und Eötvös wollen eine Adresse, Teleki will eine bloße Erklärung oder Manifest. Am 17. wählt das Unterhaus Präsidenten und Vizepräsidenten. Zum Präsidenten wird Koloman Ghyczy gewählt. — In Lemberg und Agram werden die Landtage am 15. eröffnet. — Der istrische Landtag in Parenzo wird, weil er sich weigert Abgeordnete zum Reichsrath zu wählen, vertagt. — In Krakau finden Polendemonstrationen Statt, als Rückwirkung der warschauer Ereignisse.

Großbritannien. London 12. Im Oberhaus gibt Lord Wodehouse Erklärungen über den gegenwärtigen Stand der Bestrafung der Drusenhäuptlinge. Im Unterhaus äußert sich Lord John Russel in konziser Weise über die hessische Angelegenheit, indem er beiden Parteien einen Theil der Schuld beimißt, aber auf eine friedliche Lösung noch nicht verzichtet. Am 15 beginnt vor dem Vizekanzlergerichte die Verhandlung in dem Prozesse „Kaiser von Oesterreich gegen Kossuth". Am 15. legt der Schatzkanzler Gladstone im Unterhaus das Budget vor, das mit einem Ueberschuß abschließt und sehr beifällig aufgenommen wird. Zugleich schlägt er Herabsetzung der Einkommensteuer und Abschaffung der Papiersteuer vor. Am 17. findet das Bankett Statt, das der Lordmajor den Ministern zu geben pflegt. Lord Palmerston sprach sich dabei im Sinn der Erhaltung des Friedens aus.

Frankreich. Am 12. erscheint eine Broschüre des Herzogs von Aumale „Brief über die Geschichte Frankreichs", der als beißende und schlagende Erwiederung auf die Senatsrede des Prinzen Napoleon ungeheures Aufsehen macht. Am 15. erklärt der Moniteur, daß sie mit Beschlag belegt worden ist, am 20., daß der Bitte des Prinzen Napoleon um Aufhebung der Beschlagnahme nicht entsprochen werden könne und der Lauf der Gerechtigkeit verfolgt werde. Am 16. meldet der Moniteur, daß die Erklärung der Blokade der Küste Albaniens vom 13. an effektuell verfügt worden sei.

Italien. Turin 13. In der Kammer wird ein Brief Garibaldi's an Ratazzi verlesen, worin er seine heftigen Ausfälle gegen die Kammer wieder einigermaßen gut zu machen sucht und zugleich einen Gesetzesentwurf über Bewaffnung der Nation vorschlägt. Ein Dekret über die Bildung von drei Divisionen Freiwilligenkorps wird am 11. vom König unterzeichnet, am 13. veröffentlicht, dient aber nicht dazu, die Ansprüche Garibaldi's und seiner Freiwilligen zu befriedigen. Am 16. und 17. finden die Verhandlungen Statt über den Titel Viktor Emmanuel I. oder II., und über den Titel von Gottes Gnaden. Der Regierungsentwurf, daß die Akte der Regierung die Aufschrift führen sollen „Im Namen Viktor Emmanuel's II. von Gottes Gnaden und durch den Willen der Nation König von Italien" wird schließlich gegen 58 Stimmen angenommen. Am 18. beginnt die Verhandlung über die Interpellation Ricasoli's wegen der Auflösung der Südarmee. Garibaldi ist erschienen, um die Sache seiner Freiwilligen zu führen. Die Debatte, welche mehrere Tage dauert, wird mit großer Heftigkeit geführt.

Rußland und Polen. In Warschau tritt nach den Ereignissen vom 8. die äußerste Strenge ein, das Heer wird bedeutend verstärkt, viele Verhaftete ins Innere des Reiches abgeführt, die Stadt mit Geldlasten beschwert, die strengsten Vorsichtsmaßregeln getroffen. Gleichwohl zeigt die Regierung in Aufrechthaltung der versprochenen Reformen Versöhnlichkeit und will die obersten Stellen mit Polen besetzen. Aber Zamoyski weigert sich in die Verwaltung zu treten. Auch in Lublin und Kiew brechen blutige Unruhen aus, die mit Waffengewalt unterdrückt werden müssen.

Lotteriezichungen im Monat Mai.

Am 1. Sardinische 36-Franken-Loose v. J. 1850. 32. Serienziehung. 19 Serien. Dieselben. 16. Prämienziehung. 1 Prämie 30,000 Franken. 1 Pr. 4000 Fr. 1 Pr. 2000 Fr. 1 Pr. 2000 Fr. 3 Pr. (à 500) 1500 Fr. 10 Pr. (à 100) 1000 Fr. 10 Pr. (à 75) 750 Fr. 4374 Pr. (à 41) 179,334 Fr.

Am 1. Oesterreichische 500-Gulden-Loose v. J. 1860. 2. Gewinnziehung. 1 Prämie Oester. W. 300,000 fl. 1 Pr. 50,000 fl. 1 Pr. 25,000 fl. 2 Pr. (à 10,000) 20,000 fl. 15 Pr. (à 5000) 75,000 fl. 30 Pr. (à 1000) 30,000 fl. 750 Pr. (à 600) 450,000 fl.

Am 1. Stadt Neuchateler 10-Franken-Loose v. J. 1857. 7. Prämienziehung. 1 Prämie 35,000 Franken. 2 Pr. (à 1000) 2000 Fr. 5 Pr. (à 100) 500 Fr. 6 Pr. (à 50) 300 Fr. 10 Pr. (à 25) 250 Fr. 251 Pr. (à 11) 2761 Fr.

Am 1. Graf Keglevich'sche 10-Gulden-Loose v. J. 1847. 19. Prämienziehung. 1 Prämie 12,000 fl. 1 Pr. 1500 fl. 2 Pr. (à 500) 1000 fl. 3 Pr. (à 200) 600 fl. 5 Pr. (à 100) 500 fl. 6 Pr. (à 50) 300 fl. 10 Pr. (à 30) 300 fl. 822 Pr. (à 10) 8220 fl.

Am 1. K. Schwedische 10-Thaler-Loose v. J. 1860. 2. Prämienziehung. 1 Prämie 15,000 Thaler. 1 Pr. 1500 Thlr. 1 Pr. 600 Thlr. 4 Pr. (à 150) 600 Thlr. 10 Pr. (à 60) 600 Thlr. 20 Pr. (à 35) 700 Thlr. 38 Pr. (à 25) 950 Thlr. 3175 Pr. (à 11) 34,925 Thlr.

Am 15. Verein deutscher Fürsten und Edelleute 10-Gulden-Loose v. J. 1847. 27. Prämienziehung. 1 Prämie 14,000 fl. 1 Pr. 5000 fl. 1 Pr. 1000 fl. 1 Pr. 500 fl. 2 Pr. (à 250) 500 fl. 4 Pr. (à 100) 400 fl. 10 Pr. (à 25) 250 fl. 20 Pr. (à 20) 400 fl. 60 Pr. (à 15) 900 fl. 900 Pr. (à 12) 10,800 fl.

Am 15. Ansbach-Gunzenhauser 7-Gulden-Loose v. J. 1856. 9. Serienziehung.

Am 31. Badische 35-Gulden-Loose v. J. 1845. 62. Serienziehung.

Briefmappe.

Hrn. Prof. M. in Mch. Mit großer Freude erhalten; soll sogleich zur Veröffentlichung kommen.

Hrn. v. E. in Ch.-P. Leider zu wenig Faktisches; wir werden Ihnen Näheres schreiben.

Hrn. H. M. in Berl. Die 2 G. [illegible] erhalten; sehr erwünscht dem Titel nach, wie Sie auf die Lektüre gespannt.

Hrn. Prof. K. in Kr. Erhalten. Dürfen wir bitten, künftig ein wenig kürzer; der Raum, der uns geboten, ist etwas klein. Die Zeich. noch nicht in unseren Händen.

Hrn. J. P. in Lz. Erz. erhalten. Für uns schwerlich verwendbar, vielleicht bei einem andern der d. Unterhaltungsbl.

Fr. B. in Brsl. Danken für die gute Meinung; wir werden Ihnen nicht bloß durch einen Schreiber antworten.

Frl. M. B. in G. Schilderß und Ku vereinigen das Schöne. Lassen Sie bloß Märchen.

Hrn. Dr. J. im Lpz. Das Fest wird in nächster Nummer erscheinen.

Frl. M. in M. Wir können Ihnen nach den uns mitgetheilten Umständen nicht rathen, zur B. zu gehen. Erhalten Sie sich Ihrer Familie.

Fr. v. W. in Ch. Sie haben vollständig recht, sie aufzutreten zu sein; jeder Advokat kann Ihre Sache vertreten und mit bestem Gewissen.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

Bekanntmachungen aller Art.

Literarische Anzeigen.

Musikalische Neuigkeiten.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 32.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

VI. Band.

III. Jahrgang.

Zweites Semester.

Stuttgart, 5. Mai 1861.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich

Thlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr. rhein.

Inhalts-Uebersicht:

Der Wechsel des Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke wurde die Thüre hastig und sehr weit geöffnet und Frau Merzer, welche auf der Schwelle erschien, schlug beim Anblick des jungen Mädchens die Hände auf so auffallende Art zusammen, wie man es nur zu thun pflegt, wenn man eine große Freude oder ein außerordentliches Erstaunen ausdrücken will. „Gott, Herr von Schwanefeld,“ rief die Frau, nachdem sie einige durch allzuschnelles Laufen bedingte sehr tiefe Athemzüge gethan, „weiß sie es denn schon?“

„Was denn?“ sagte der alte Herr unmuthig, indem er sich rasch herumwandte und rasch und von Alice ungesehen ein verneinendes Zeichen machte.

„Nun, was Sie mir heute Morgen gesagt.“

„Ah, das,“ entgegnete Herr von Schwanefeld und zwinkerte heftig mit den Augen, „daß die Frau Kommerzienräthin Schabegg sich unserer lieben Alice annehmen will. — Ja,“ setzte er mit lautem Tone und sehr bestimmt hinzu, „darüber sprachen wir so eben.“

Einen Augenblick blickte ihn die Frau verwundert an, dann schien sie in den Ideengang des alten Mannes einzugehen und rief: „ja freilich, ja freilich, das war es ja, worüber ich fast närrisch vor Freude geworden bin.“ Sie trat nun rasch in's Zimmer und dicht vor Alice hin und sagte, indem sie sich umsah, „seht mir in's Gesicht, Herr von Schwanefeld, und wenn Ihr den Muth habt zu leugnen, daß ich immer gesagt, Alice ist was Rechtes und wird noch was Großes werden, so thut es in Gottes Namen. — Du brauchst nicht den Kopf zu schütteln und zu lächeln,“ wandte sie sich gegen das junge Mädchen, „das muß ich verstehen, und habe Praxis genug, um Jemand an den Händen und Füßen abzusehen, ob was Rechtes in ihm steckt.“

„Ja, was soll denn so Besonderes in mir stecken?“ fragte Alice mit dem freundlichsten Gesichtsausdrucke.

Der alte Herr, welcher hinter ihr stand, schlug sich, mit bedeutsamem Blick auf Frau Merzer, heftig auf den Mund, worauf diese sagte: „Was in Dir stecken soll, mein Kind, nun, was wird in Dir stecken, etwas Rechtes, wie ich gesagt habe — eine vornehme Dame, und die mußt Du auch durchaus werden und wirst es auch, wenn — natürlicher Weise wenn — Dich die Frau Kommerzienräthin als Kind zu sich nimmt.“

„O, das sind so Phantasieen,“ gab Alice lächelnd zur Antwort.

„Nein, mein Kind, es sind keine Phantasieen, sondern wie ich Dir vorhin schon sagte, die Frau Schabegg interessirt sich für Dich und hat mich das auf's Bestimmteste versichert.“

Während Frau Merzer bis zum



Das Eschenbachdenkmal von Konrad Knoll. Nach einer Photographie. (S. 46.)

Ueberlaufen voll von dem, was sie gerne auf's Umständlichste besprochen hätte, hastig im Zimmer hin- und herging und mit unverständlichen Ausrufen, welche ihre Ungeduld deutlich kennzeichneten, bald diesen, bald jenen Stuhl anfaßte und hin- und herrückte, beugte sich Herr von Schwanefeld auf Alice herab und sagte ihr leise: „Geh' einen Augenblick in's Nebenzimmer, mein Kind, Therese ist so eben mit einem Korbe gekommen, und zeige ihr, wohin sie die Sachen legen soll."

Das junge Mädchen nickte mit dem Kopfe, dann erhob sie sich bereitwillig und verließ das Zimmer.

Frau Merzer hatte ihre beiden Arme in die Seite gestemmt und sagte, nachdem sie ihr lange nachgesehen: „Ist sie doch gewachsen, wie eine Prinzessin es sein sollte. Gott der Gerechte, wie freue ich mich, wenn die Sache wirklich so ist, und der arme Wurm, dem ich in's Leben geholfen, zu seinem Rechte kommt. — Ich könnte darüber weinen, wenn ich nicht so ungeheuer vergnügt wäre."

„Vor allen Dingen schreit nicht so, Frau Merzer," sagte Herr von Schwanefeld ernst, „ich glaube, Ihr habt mich verstanden, daß ich Euch vorhin andeuten wollte, Alice wisse noch nicht das Geringste von der ganzen Sache, und Ihr werdet mir glauben, daß ich meine guten Gründe hatte gegen sie darüber zu schweigen. — Ihr wollt da mit der Thüre in's Haus fallen und dem armen Mädchen vorschwätzen von ihrem hohen Stande, von was Rechtem, von Prinzessinnen und dergleichen dummem Zeuge mehr, verzeiht mir den Ausdruck — so von dergleichen, was an und für sich keinen Grund hat, so lange wir nicht die gehörigen Beweismittel haben."

„Was, Beweismittel," rief die Frau fast entrüstet, „bin denn ich nicht da als ein lebendiges und sehr verständiges Beweismittel? Glaubt Ihr, jetzt werde ich mich noch im Geringsten um die Gestalt von damals kümmern, nicht um alle Gestalten der ganzen Welt? — Ich werde vor das Gericht hintreten und werde sagen, meine Herren, Sie kennen mich" —

Herr von Schwanefeld nickte lächelnd mit dem Kopfe.

„Ja, Sie kennen mich — ich bin die Frau, welche jenes Mädchen, das nun hier wieder so glücklich zu Tage kommt, zuerst auf meinen Armen hatte, als es in die Welt kam."

„Ganz recht," unterbrach sie Herr von Schwanefeld in sehr ruhigem Tone, „Ihr werdet sagen, ich bin jene Frau, welche damals schon Argwohn hatte, daß man ein armes Kind vertauschen wollte, die aber siebenzehn Jahre lang schwieg, statt, wie sie hätte thun sollen, gleich am andern Morgen ihre Anzeige zu machen. — Der Präsident des Gerichts wird in seinem dicken Buche nachschlagen, und dekretiren, „setzen wir diese Frau vorläufig in guten Gewahrsam, bis wir ermittelt haben, wie viel Jahre lang es unsere Schuldigkeit ist, sie unter Aufsicht und in geschlossener Gesellschaft spinnen zu lassen."

„Das wäre möglich?" fragte die Hebamme erschreckt.

„Sehr möglich, leider wahrscheinlich, und da dem so ist, so werdet Ihr einsehen, daß Euer sonst so vortreffliches Zeugniß im vorliegenden Falle gar nicht benützt werden kann."

„Ich soll gar nichts reden dürfen über diese Geschichte?"

„Nicht eine Silbe, von wegen des Spinnens, oder nur im äußersten Nothfall. Man hat das kluger Weise damals so eingerichtet, Eure Hülfe in Anspruch zu nehmen für das arme Mädchen, welches man bei Seite schaffen wollte, als aber der Erbe etwas schnell und unerwartet kam, da holte man in aller Eile die Hebamme aus dem Dorfe, und als sie erschien, war ihr der Bube schon zuvorgekommen und sie attestirte, es sei in jener Nacht auf dem Schlosse so und so von den Eltern so und so ein Knabe geboren worden. — Habt Ihr vielleicht das Gegentheil attestirt und Euer Attest bei der Behörde niedergelegt?"

„Sie haben kein Attest von mir verlangt und ich hätte ihnen auch wahrhaftig auf meine Ehre kein falsches gegeben."

„Da haben wir's also," meinte lächelnd der alte Herr. „Ihr seid nirgendwo genannt, offiziell habt Ihr nicht fungirt: der Richter würde wahrscheinlich ziemlich barsch fragen, was haben wir mit Frau Merzer zu thun, was geht uns dieselbe an, wir kennen diese Frau nicht."

„O, er würde mich kennen," rief die Hebamme mit gerechter Entrüstung, „wer kennt mich nicht? man kennt mich von oben herab bis tief unten. Ich kann Euch versichern, aus den vornehmsten Kutschen werde ich am vertraulichsten gegrüßt."

„Ja, am vertraulichsten," erwiederte Herr von Schwanefeld, „da haben wir das richtige Wort, vertraulich: was habe ich Euch vorhin gesagt, Ihr hättet kein Recht mit großem Lärm vor das Gericht hinzutreten, aber dem Richter seiner Zeit eine vertrauliche Mittheilung zu machen, das wird sich thun lassen. — Denkt an das Wort: vertraulich, deßhalb kann man Euch aber auch nicht als Beweismittel gelten lassen, müssen darum andere suchen, und bis diese genügend gefunden sind, halte ich es für unrecht, dem jungen Mädchen Hoffnungen zu machen, welche doch vielleicht niemals in Erfüllung gehen. — Habt Ihr das nun begriffen?"

„Allerdings fange ich das an einzusehen — aber —"

„Was für ein Aber, Frau Merzer?"

„Aber das sage ich Euch," fuhr die Frau mit großer Entschiedenheit fort, „wenn man keine Beweismittel auffinden kann, so trete ich trotz des Spinnens als Beweismittel auf und will vor die Gestalt hintreten und will ihr den 16. November von dazumal in's Gedächtniß zurückrufen und will ihr sagen: ‚Versucht's doch und läugnet mir ab, daß es am 16. November dazumal kein Mädchen gewesen ist, welches die arme Frau mit dem schwarzen Schleier über dem Kopfe — o, das war an sich schon eine Gräuelthat — ja, die arme Frau," fuhr sie nach einem tiefen Athemzuge fort, „die Ihr wahrscheinlich umgebracht, geboren hat'. Heiliger Petrus, so will ich sprechen."

„Das wäre nicht schlecht, aber auch in vertraulicher Weise, Frau Merzer."

„Na, hört, für eine Vertraulichkeit mit denen müßte ich danken."

„Jetzt aber beruhigt Euer Gemüth," fuhr der alte Herr lächelnd fort, „darin werdet Ihr mir vollkommen beipflichten, daß ich das junge Mädchen hier nicht bei mir behalten kann."

„Gewiß nicht — ein so vornehmes Fräulein."

„Frau Merzer, Frau Merzer," sagte Herr von Schwanefeld mit aufgehobenem Zeigefinger, „Ihr könnt Euch nun einmal nicht in die Lage finden, es darf vor der Hand nicht geathmet werden von einem vornehmen Fräulein, aber da Ihr sonst eine gescheidte Frau seid, und einen so großen Antheil nehmt an dem Schicksal des jungen Mädchens, so will ich Euch meine Gedanken in aller Kürze sagen."

„Laßt mich einen Augenblick niedersitzen," sagte die Hebamme mit einem Seufzer, „und wenn Ihr mir ein Tröpfchen hättet, Herr von Schwanefeld, so wäre ich Euch dafür sehr dankbar. Meine Zunge ist vor Aufregung so trocken wie ein Bimsstein."

„Ich werde Euch von dem bekannten Magenbitter einschenken," meinte der alte Herr, und damit holte er die betreffende Flasche aus dem Wandschranke und ein kleines Gläschen, setzte beides vor die Frau hin, welche einschenkte und trank.

„Daß Alice nicht hier bleiben kann," fing Herr von Schwanefeld nach einer Pause wieder an, „seht Ihr also ein."

„Gewiß, vollkommen."

„Auch daß sie nicht mehr zu ihrer Arbeit gehen kann?"

Frau Merzer machte ein Zeichen der Entrüstung.

„Konnte nun in dem Falle etwas Geschickteres für uns kommen, als das Anerbieten der Frau Schabegg, denkt nur, da käme sie, so zu sagen, als Kind in ein reiches, vornehmes Haus und wäre wahrscheinlich für ihr Leben lang versorgt, wenn auch die andere Sache, was ja immer möglich ist, nicht zur Ausführung gebracht werden könnte."

„Erlaubt," antwortete Frau Merzer mit großer Energie, „was das anbelangt, so —"

„Ihr sollt mich ruhig anhören," unterbrach sie der alte Herr, „ich setze den Fall, der ja auch möglich ist, denn wir müssen nicht glauben, daß die sich ruhig ihrer fatalen Geschichte werden überführen lassen, in dem Falle nun wäre für Alice doch gesorgt. Freilich habe ich auch meine Bedenken dabei gehabt, denn unter uns, Frau Merzer, ich habe gehört, man spricht über die Kommerzienräthin Schabegg so mancherlei, und da Ihr viel in der Welt herumkommt und Vieles erfahrt, was einem Andern verschwiegen bleibt, so könnt Ihr mir Mittheilungen machen, was Ihr davon allenfalls gehört habt."

„Das kann freilich Niemand besser wie ich!" rief die Hebamme aus; dann hob sie ihre Hände in die Höhe und fuhr mit einem Blicke auf die Zimmerdecke fort, „o, die Verläumdung ist groß in dieser Stadt!"

„Wie überall, meine gute Frau!"

„Nein, hier ganz ausnahmsweise und besonders — ja, Ihr habt Recht, was hat man von dieser Frau Schabegg schon Alles erzählt — Schlechtes nämlich, und ich will einen heiligen Eid darauf ablegen, daß das lauter pure Lügen sind. Ich kenne sie besser."

„Das ist mir außerordentlich lieb zu hören, und ich gebe sehr viel auf Eure Aussage."

„Das könnt Ihr auch, denn ich bin nicht die Frau, die ein Mäntelchen umhängt, wo man es mit schlechten Leuten zu thun hat, aber bei dieser Frau, heiliger Pankratius, ich möchte behaupten, daß Alle, die ihr was Böses nachsagen, selbst nicht eine faule Bohne werth sind. Was hat die Frau Arges gethan? Sie ist schön, freundlich, liebenswürdig, das ist allerdings ein Fehler in den Augen der Klatschmäuler. Sie zieht sich vortrefflich an, es steht ihr Alles ganz besonders, sie fährt in einem schönen Wagen — Grund genug, daß man über sie die Achsel zuckt. — Der Neid, Herr von Schwanefeld, der Neid ist ein grimmiges Laster. Aber weiter. Die Frau spricht mit Jedermann freundlich, mit Jung und Alt im Hause und öffentlich, ja, öffentlich vor aller Welt, und scheert sich den Teufel um all' das Gerede, und das können sie ihr gar nicht verzeihen. Ja, machte sie es wie viele Andere, die auf der Straße mit gesenktem Blick herumlaufen, die den Gruß eines jungen Herrn kaum erwiedern, die mit dichtem Schleier und dem Gesangbuche in der Hand zu einem Rendezvous gehen: da hätte sie den Schein bewahrt, und das ist in hiesiger Stadt die Hauptsache. Nur heimlich, recht heimlich, wenn man wohin geht, wo man nicht gesehen sein will. Aber die Frau fährt mit ihrem schönen Wagen hierhin und dorthin, o, ich weiß das ganz genau, dann steigt sie aus, und geht mit ihrem auffallenden, hellseidenen Kleide und ihrem prachtvollen Shawl in irgend eine ärmliche Gasse hinein, und wer von den Muckern das sieht, der sagt schadenfroh: ‚Aha! das war wieder einmal die Schabegg.'"

„Ja, ja," meinte der alte Herr, „es ist so, namentlich in der Richtung spricht man viel über sie."

„Ich aber weiß, wo sie hingeht," fuhr Frau Merzer im sehr lautem Tone fort, und dabei schlug sie mit der Hand auf den Tisch, „ich könnte es aller Welt sagen und hab' es auch schon gethan."

Herr von Schwanefeld rieb sich lächelnd die Hände.

„Was nun das Schlimmste ist," begann Frau Merzer wieder, nachdem sie ihr Gläschen geleert, „so hat die Frau einen Mann, der zu den sogenannten Frommen gehört, aber den kenne ich auch. Reden wir nicht darüber." Sie machte mit ihrer rechten Hand eine sehr entschiedene horizontale Bewegung. „Der gehört zu den ausgemachtesten Muckern, verfolgt die arme Frau mit seinem finsteren Argwohn, denn er hat keine Idee davon, daß Jemand gute Werke verrichtet, ohne es an die große Glocke zu hängen, und gute Werke verrichtet Niemand so viel, als gerade diese verläumdete Frau Schabegg."

„So sagte man mir auch, und es freut mich sehr, das von Euch bestätigen zu hören."

„Ich will's drucken lassen, wenn man's verlangt," erwiederte trocken die Hebamme, „und wie oft habe ich es schon laut ausgesprochen, neulich noch bei Bankier Rennbrand's; sie ist eine ordentliche Frau, aber hat zwei Schwestern, die alte Jungfern geworden sind. Da saß ich neulich im halbdunkeln Zimmer, als ich mit dem kleinen Kinde, das nun sechs Wochen alt ist, fertig war, und trank mein wohlverdientes Schlückchen Wein, da fingen sie auch an über die Schabegg loszuziehen. Hast Du nicht gesehen, was wußten sie der armen Frau Alles nachzusagen, ich versichere Euch, es hätte kein Hund ein Stückchen Brod von ihr angenommen; eine Zeit lang schwieg ich still, denn sie sprachen von Geschichten, wo ich nicht mitreden konnte, auch mehr Bosheiten im Allgemeinen, endlich aber sprachen sie von einem Hause in der Ringelgasse, wo die Schabegg häufig hinginge, — jetzt kam ich in mein Fahrwasser, denn die Geschichte wußte ich ganz genau, ja, ich mischte mich in's Gespräch, denn wißt Ihr, Herr von Schwanefeld, in meiner Stellung kann ich mir das schon erlauben und sagte ihnen, es ist nicht zu läugnen, dahin geht die Frau Kommerzienrath häufig, wissen Sie aber, was sie da treibt?" — Die dummen alten Dinger schlugen ihre Augen nieder und wollten verschämt thun, ‚o,' sagte ich, ‚es hat sich gar nichts dergleichen, und was ich hier erzähle, das kann man in der Kirche hören. Die Frau Kommerzienrath Schabegg geht allerdings häufig auch wohl Abends in das Haus der Ringelgasse zu einer armen Frau, die Zwillinge hat, deren Mann im Steinbruch verunglückt ist, ja, dahin geht sie und sieht nach, ob es den Leuten an nichts fehlt, denn sie unterhält die ganze Familie und noch einen alten Vater dazu, der nichts mehr verdienen kann. — Das ist aber nicht das einzige Haus,' fuhr ich mit recht lauter Stimme fort, ‚wohin sie in gleicher Absicht geht, o, da sind noch recht viele in den Vierteln der Stadt, wo die armen Leute wohnen, und da ist die Frau besser bekannt, als bei ihresgleichen. Wenn man da den Namen der Frau Schabegg nennt, da heben die Leute ihre Hände empor, blicken in den Himmel und sagen: „Das ist ein leibhaftiger Engel," und so meine ich auch und dafür will ich meine Hand in's Feuer legen.'"

„Wie mich das beruhigt," sagte Herr von Schwanefeld, „nicht als ob ich von der Frau Schlimmes geglaubt hätte, aber von Euch bin ich überzeugt, daß Ihr mir schon um Alicens willen die Wahrheit sagen würdet."

„Ob ich die Wahrheit spreche," versetzte die Hebamme, „o, wenn ich sie nur dem alten Kommerzienrathe so einmal recht vor seinen Dickschädel sagen könnte, es ist was Rechtes Jedermann mit Verachtung zu betrachten, der nicht des Sonntags zweimal in die Kirche geht und alle Betstunden besucht, seiner Sünden willen. Der hat freilich viel abzubüßen, er sollte unter Anderem jeden Tag vor seiner Frau eine Stunde auf Erbsen knieen, statt sie mit seinem dummen Mißtrauen zu plagen. — Nun, glücklicher Weise hat die Frau ein so heiteres, glückliches und festes Temperament, daß sie sich nicht unterdrücken läßt — aber da fällt mir eben ein — Apropos," unterbrach die Hebamme plötzlich ihren Redestrom, „der Kommerzienrath war ja kürzlich erst bei Euch, ein Wunder, daß ein Schabegg in's Armenhaus geht."

„Allerdings wunderbar," erwiederte lächelnd der alte Herr, „aber was werdet Ihr denken, wenn ich Euch sage, daß er nicht einmal, sondern mehrere Male bei mir war."

„Hier in dieser Stube?" fragte die Frau erstaunt.

„Nein, droben auf dem Bureau des Hauses, aber bei mir allein."

Frau Merzer schüttelte mit dem Kopfe. „Und was will er bei Euch, wenn man fragen darf?"

„Darüber bin ich noch nicht ganz im Klaren. Das erste Mal, als er kam, und ich mich in Abwesenheit des Hausmeisters als eine Art Beamten vorstellte, schien er sich bei Nennung meines Namens meiner nimmer zu erinnern, und sagte dann: ‚Er habe es schon lange für eine Pflicht gehalten, das Armenhaus, welches doch eigentlich eine Schabegg'sche Stiftung sei, etwas näher kennen zu lernen.'"

„Der Mann ist schwach im Kopfe geworden," meinte Frau Merzer, „wenn der bei seiner Portion Hochmuth, die er hat, anfängt, sich an die Schabegg'sche Armenhausstiftung zu erinnern, so muß es wahrhaftig nicht ganz richtig mit ihm seyn."

„Etwas sonderbar kam er mir allerdings auch vor. Zuweilen sprach er hastig, aufgeregt, vom Glücke der zufriedenen Armuth gegenüber einem Herzen, dem alle Schätze dieser Welt zu Gebote ständen und das doch keine Zufriedenheit kenne. Dann saß er wieder eine Weile stumm vor mir, wie in sich selbst versunken, tauchte sein Kinn in die Halsbinde hinab und schloß seine Augen halb zu, während er seinen Mund spitzte wie ein Karpfen."

„Sollte der am Ende schon etwas von Alice wissen? Wie ich Euch schon damals sagte, so kann ich mir nicht nehmen lassen, daß er irgendwie mit dieser Geschichte zusammenhängt. War nicht das kleine Ungeheuer, wie hieß es doch? — der Steinlinger Ißling bei ihm — o, der alte Kommerzienrath weiß mehr als er sagt."

Herr von Schwanefeld schüttelte lächelnd mit dem Kopfe, während er zur Antwort gab: „Da seid Ihr im Irrthum, Frau. Allerdings war der Letzte der Ißling-Steinfeld im Hause der Schabegg, wo aber keine Menschenseele eine Ahnung davon hatte oder hat, daß dieser Bube nicht das sei, wofür man ihn ausgab. Von Alice sprach er allerdings, aber erst bei seinem dritten Besuche."

„Aha, er nahm sich wohl in Acht, sogleich mit der Thüre in's Haus zu fallen."

„Er sprach nur von ihr, indem er das Vorhaben seiner Frau erwähnte, das junge Mädchen in's Haus zu nehmen."

„Und dagegen hat er wohl nichts einzuwenden, der alte Mucker? Nun, Frau Schabegg wird es verstehen, Alice unter ihre Obhut zu nehmen, dafür ist mir gar nicht bange."

„Ihr beurtheilt den Mann zu strenge," versetzte der alte Herr, „mir kam er vor wie Jemand, der nicht mehr an die Eitelkeiten dieser Welt denkt, sondern der Ruhe sucht, um ein beschauliches Leben zu führen."

„Seinen Worten nach allerdings, mit solchen Heucheleien ist er immer freigebig gewesen."

„Ihr urtheilt zu hart, indem Ihr Partei für die Kommerzienräthin nehmt. Allerdings müssen über diese Ehe tiefe Schatten hingeflogen sein, ja, ich weiß sogar einiges Positive, denn merkwürdiger Weise scheint der Kommerzienrath ein außerordentliches Zutrauen zu mir gefaßt zu haben, oder er sprach auch wohl in tiefen Gedanken, wie zu sich selber, und da ließ er mich in Verhältnisse blicken, die allerdings viel Trostloses haben. — Obgleich er zuweilen fast in Räthseln sprach, so verstand ich ihn doch, Frau Merzer, denn wir haben in der Welt gelebt, und in unserer guten Zeit wohl mehr erfahren, als die Mauern dieses Hauses bergen. Was meine Person anbelangt, so kann ich ein solches Verhältniß allerdings nicht fassen, Ihr wißt, wie ich mit Frau Iduna gelebt habe —"

„No, allen Respekt vor Eurer Verträglichkeit, Herr von Schwanefeld," unterbrach ihn die Hebamme, „das war aber auch eine Frau, mit der selbst der Schlimmste hätte auskommen müssen."

„Darin habt Ihr Recht, Gott habe sie selig, es war ein vortreffliches Weib, und doch gab es in unserer an sich so glücklichen Ehe zuweilen ebenfalls Differenzen, auch sie konnte mir hie und da ein trübes Gesicht machen, aber dann brauchte ich ihr nur die Hand auf die Schulter zu legen und ihr zu sagen: ‚Sprich, Alte, was drückt Dich,' so erfuhr ich sogleich die ganze Bescheerung. Wir sprachen uns über alle Dinge offen gegen einander aus, selbst als wir noch reiche und vornehme Leute waren," setzte er mit leiserem Tone hinzu; „es wäre uns aber auch nie eingefallen, Mißtrauen gegen einander zu haben, ebenso wenig wie es bei uns zu Betheuerungen kam. Ja, — ja, oder nein, — nein, so hielten wir es unter einander, und lebten deßhalb glücklich und zufrieden, bis es dem Himmel gefiel, Frau Iduna vor dem alten, armen Schwanefeld heimzurufen. — Doch lassen wir das," sagte er, plötzlich weich geworden, mit barscher Stimme. — „Was sagt' ich doch vorhin?" fuhr er nach einer längeren Pause fort, während welcher er starr zum Fenster hinausgesehen. „Ich glaube, ich sprach von dem tiefen Mißtrauen des Kommerzienraths gegen seine Frau, worüber er, in tiefe Gedanken versunken, mir gegenüber sitzend, Andeutungen fallen ließ, welche mir vollkommen verständlich waren. — Mich jammert der Mann, denn es ist hart, unglücklich zu sein, wenn man so über die Glücksgüter dieser Erde gebieten kann. Wir waren arm, aber sehr glücklich, er dagegen hat Reichthum und Unglück, und da ich nun einmal der gute Narr bin, den Menschen zu helfen, wo es mir möglich ist, so vermag ich Euch nicht auszudrücken, Frau Merzer, wie sehr mich die Mittheilungen gefreut, die Ihr mir über die Kommerzienräthin gemacht. Das soll er Alles erfahren, bekräftigt von den Worten des alten Edelmannes und diesmal," setzte er heiter hinzu, „handle ich nicht so, um ein gutes Werk zu thun, sondern aus größtem Egoismus, denn ich kann unsere gute Alice nur in einem Hause zufrieden wissen, wo die Menschen, welche sie beschützen, ebenfalls in Harmonie leben."

„So glaubt Ihr also in der That, daß Alice dort lange bleiben wird, und Ihr seid nicht überzeugt, daß Ihre Angelegenheit zu einem guten Ende geführt werden kann?"

„Geführt werden kann, das glaube ich wohl, aber eine Bürgschaft dafür möchte ich nicht übernehmen, und das könnt Ihr auch nicht, Frau Merzer."

Die Hebamme seufzte aus tiefster Brust und sagte nach einem kleinen Stillschweigen: „Was mich anbelangt, so bin ich zu Allem bereit, um dem armen Mädchen zu helfen. Ja, ich will sogar ein Opferlamm sein und für sie spinnen, wenn es unser Herrgott so beschlossen hat."

„Amen!" sagte der alte Herr, und so endigte ein Gespräch, dessen Inhalt mir mein Pflegevater später mittheilte und welches, wie der geneigte Leser später sehen wird, für die Betheiligten von so außerordentlichem Nutzen war, daß es wohl ein eigenes Kapitel verdient hat.

(Fortsetzung folgt.)

Wolfram von Eschenbach.

(Zu dem Bild S. 493.)

Als in Deutschland um die Mitte des zwölften Jahrhunderts eine scharfe Abgrenzung der einzelnen Stände hervortrat und das Ritterthum in ausgebildeter Form erschien, flüchtete auch die Kunst, und speziell die Poesie, sich an die Höfe der Fürsten, in die Burgen der Adeligen, welche ihr nicht nur Anerkennung und Unterstützung gewährten, sondern auch selbst sich mit derselben beschäftigten. Namentlich war es das schwäbische Kaisergeschlecht der Hohenstaufen, die Herzoge von Oesterreich und die Landgrafen von Thüringen, welche die Poesie pflegten, und den fahrenden Minnesängern, den Verschönerern des Lebens durch die Dichtkunst, Gastfreiheit und Anerkennung zollten. Der ausgezeichnetste Typus jener Periode der Dichtkunst, und der bedeutendste dieser Minnesänger, der alle übrigen durch hohen Gedankenschwung und Tiefe der Anschauung übertraf, ist der einem freiherrlichen Geschlecht in der Oberpfalz entsprossene Wolfram von Eschenbach, dessen Blüthezeit in die letzte Hälfte des zwölften und in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts fällt. Ein unstätes Wander- und Troubadourleben führend, scheint er am längsten am Hofe Hermann's von Thüringen gelebt zu haben, und nahm auch an dem Sängerkriege auf der Wartburg als Kampfrichter Antheil. Von seinen Minneliedern ist wenig erhalten. Seine Hauptwerke sind die epischen Gedichte: Parzival und Titurel, welche die Sage vom heiligen Gral (das Gefäß, in welchem das Blut Christi — sang real — aufgefangen wurde) zu ihrem Vorwurf haben. Er lehnt sich dabei an die provençalischen Dichter, aber mit größter Freiheit, denn er hat seiner eigenen poetischen Seele daraus einen eigenen Körper gebildet. In diesen Epen, an die sich noch Wilhelm von Orange schließt, hat sich Wolfram als so mächtiger Dichter erwiesen, ein so grandioses Bild eines innerlichen Streiters entwickelt, welcher sich durch die wogende Sagenwelt und das tausendfach fein gewobene Reich des scholastischen Gedankens zu einer eigenen Einheit durchzuringen verstand, daß Friedrich v. Schlegel es wagen konnte, ihn den größten deutschen Dichter zu nennen. Durch Simrock sind die Werke Wolframs dem großen Publikum zugänglich gemacht. Diesen Dichter zu ehren, wie die Vaterstadt, der er seinen Namen verdankt, das pfälzische Eschenbach, ließ König Max von Bayern das Standbild des Ersteren aus der Meisterhand Konrad Knoll's modelliren und in Erz gießen. In diesen Tagen wird es in Eschenbach feierlich enthüllt, wovon wir in unseren Notizblättern besonders berichten werden.

Das Fest der Romfahrt in Luzern.

Kulturgeschichtliche Skizze

von

M. A. Feierabend.

(Zu dem Bild S. 496.)

Nach dem übereinstimmenden Urtheile der berühmtesten Reisenden, nimmt die kleine und alterthümliche Stadt Luzern in Bezug auf ihre ausgezeichnete Lage unter allen Städten Europas den dritten Rang ein. Nur durch die Lage von Neapel und Konstantinopel soll sie übertroffen werden. Und wirklich ungemein lieblich und romantisch ist die Umgebung der altehrwürdigen Hauptstadt unseres gleichnamigen kleinen schweizerischen Freistaates. Wie ein liebes Schooßkind hat die gütige Mutter Natur Luzern zwischen sanft anschwellenden, grünen Hügeln am lieblichsten Busen des vielarmigen Vierwaldstättersees gebettet, in der Vorhalle des hehren Heiligthumes der stolzen Hochalpen, an beiden Ufern der wilden Reuß, die im raschem Lauf hier dem See entspringt und die Stadt in zwei ungleiche Hälften theilt. Ihres unwiderstehlichen Liebreizes wohl bewußt, spiegelt sich die Stadt, der zauberischen Najade gleich, in den Fluten des krystallklaren Sees mit allen ihren zahlreichen Kirchen, der thurmreichen alten Ringmauer, den alterthümlichen Häusern, öffentlichen Gebäuden und modernen palastähnlichen Gasthöfen. Rings umrahmen sie liebliche Höhen, aus deren saftig grünen Halden zahlreiche Landhäuser wie kostbare Perlen aus dunklem Sammetgrund hervorglänzen. Unmittelbar über der Stadt erhebt der majestätische Pilatus sein zerrissenes Zackenhaupt. Von ihm zieht sich wie eine kolossale Perlenschnur das großartige Amphitheater der mit ewigem Schnee und Eis bepanzerten Hochalpen bis zur lieblichen Rigi hin, welche im malerischen Gegensatze zu ihrem ernsten Zeltnachbar, dem Pilatus, das Rundbild der Zentralalpen abschließt. Und wenn der blaue, wolkenlose Himmel seinen schönen Bogen über dieses Bild voll Erhabenheit und Anmuth ausspannt, mag schon mancher Reisende an das bekannte Wort der Luzerns Anblick erinnert worden sein: Vedere Napoli e poi morire. — In diesem von der Natur so bevorzugten Erdwinkel wohnt seit alten Zeiten ein dem heiteren Lebensgenusse wie dem katholisch-kirchlichen Glauben der Väter gleich ergebenes, gemüthliches Volk. So weit die Landesgeschichte reicht, hat man von den frommen und fröhlichen Luzernern gesprochen. Sie füllen Morgens ebenso pflichteifrig die zahlreichen Kirchen als Abends die noch viel zahlreicheren Wirthshäuser, und sind ebenso reich gesegnet mit kirchlichen wie mit weltlichen Festen. Und der Klasse der ersteren verdient das Fest der sogenannten Romfahrt einer näheren kulturgeschichtlichen Beachtung.

Nach uralter Sage wüthete in den ersten Zeiten der Gründung der Stadt Luzern eine fürchterliche Feuersbrunst in den engen Gassen und in den hölzernen Häusern der Stadt. In solcher schrecklichen Noth wurde das Gelübde gethan, daß alljährlich drei Abgeordnete der Stadt eine Wallfahrt zur Grabesstätte der Apostelfürsten Peter und Paul unternehmen sollten, wenn der Brand bezwungen werden könnte. Derselbe fand sein Ziel, nachdem er eine ganze Gasse der Stadt eingeäschert hatte. Das fromme Gelübde in der Feuersnoth wurde indessen gar bald lästig wegen des großen Kostenaufwandes, welcher mit seiner Ausführung nothwendig verbunden war. Darum stellte der Rath und die Gemeinde der Stadt an den heiligen Vater in Rom das Ansuchen, sie des lästigen Gelübdes gnädiglich zu entbinden, und solches in eine alljährlich abzuhaltende feierliche Prozession um alle Ringmauern der Stadt verwandeln zu wollen. Der Papst entsprach bereitwillig dem von den frommen Luzernern an ihn gestellten Gesuche, und fügte dem Erlasse noch eine ganz besondere Ablaßbulle bei.

Hierauf wurde im Jahre 1252 verordnet: „Daß auf Unser lieben Frauen Abend im März alle Priester der Stadt mit ihren Heiligthümern um die Stadt und über die Musegg ehrwürdiglich gehen sollten. Nach ihnen aus jedem Hause je der ehrbarste Mann, hierauf die Weiber hintennach demüthiglich. Auf der Musegg soll die päpstliche Ablaßbulle verlesen und der wohlgelehrteste Priester in lateinischer und deutscher Sprache eine würdige Predigt halten, und die Vaterstadt Gott anbefohlen werden, daß sie nicht, wie oft vor Zeiten, mit Feuer, mit Kummer und Krieg heimgesucht werde. Die Räthe sollen jedem Priester Fische geben und des besten Weins durch Gottes Willen. Auch den armen Dürftigen im Spital, den Aussätzigen in der Sänti und selbst den ‚Frowen im Frowenhus' und allen armen Menschen sollen Fische gegeben werden, ebenso Wein nach altem Herkommen. Das Gleiche soll auch jedem der Räthe zukommen".

Seit nun durch päpstlichen Ablaß die alte Romfahrt zu einem einheimischen kirchlichen Frühlingsfeste, dem sogenannten Museggeumgange, umgewandelt worden ist, wetteiferten Kirche und Staat in einträchtigem Bestreben, diese kirchliche Gelübdefeier zu einem beliebten religiösen Volksfeste umzuwandeln. Die Romfahrt fällt in die Zeit des Frühlingsanfanges oder der Frühlingstagundnachtgleiche, und erhält dadurch die größte Aehnlichkeit mit dem Passahfeste der Juden. Das Fest der Ablaßgewinnung dauert drei Tage, indem es mit Sonnenaufgang am Tage vor Mariä Verkündigung beginnt und mit Sonnenuntergang am Tage nach dem Feste endigt. Groß sind die Vollmachten, die dem Priester im Beichtstuhl in der Gewalt zu binden und zu lösen festgestellt sind. Bis auf drei Gelübde können alle anderen während der Romfahrt wieder gelöst werden. Die Beichte und Kommunion gilt zugleich für die sogenannte österliche Andacht. In alten Zeiten wurde an der Halde vor der Stadt und an der Musegg innerhalb der Ringmauer durch die Zunft der Rebleute Wein gepflanzt, und dieser dann als Spenden auf Staatskosten an die Feiernden nach genauem Maßverzeichniß vertheilt, im Ganzen 1400 bis 1500 Maaß. Diese Weinspenden haben längst aufgehört, dagegen wird den Priestern, welche die Romfahrt besuchen, von der Stadt noch immer das sogenannte Fischgeld verabreicht. In solcher Weise erhielt das Frühlingsfest der Luzerner, die Romfahrt, durch freigebige Mildthätigkeit eine menschenfreundliche und wahrhaft christliche Weihe. Darum sagt unser unsterblicher schweizerischer Geschichtschreiber, Johannes Müller, mit Recht von demselben: „Das ist allerdings der beste Theil des Festes, wenn der Mensch auf Gott getrost, und mit all' seinen Brüdern guten Muthes ist."

Der unermüdliche luzernerische Geschichtsforscher Baltasar erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten", daß in früheren Zeiten oft 300 bis 400 Geistliche aus der Nähe wie aus weiter Ferne an der Feier der Romfahrt Theil genommen hätten; mit ihnen reichskaiserliche und königliche Abgesandte und höhere geistliche Würdenträger, wie der Nuntius, Bischöfe, Prälaten und Aebte.

Von der Stiftskirche im Hof, die außer den Stadtmauern liegt, bewegte sich die feierliche Prozession hinab an das Ufer des Sees, wo sie mehrere große Schiffe bestieg, und dann unter dem Geläute aller Glocken der Stadt, unter Musik, Choralgesang und Gebeten an's linke Seeufer hinüberfuhr, zu der damaligen sogenannten Schiffshütte. Die kleine Flotte mit ihren fliegenden Fahnen, silbernen Heiligenbildern und der feierlichen Chormusik bot dabei einen höchst malerischen und ergreifenden Anblick dar. Der Zug bewegte sich dann längs der Ringmauer des Hirschengrabens und dem Ufer der Reuß entlang bis hinab in die Nähe des Nölliturmes, eines runden, festungsähnlichen Mauerwerkes, wo man in früheren Zeiten wieder in Schiffen über den reißenden Strom fuhr, wo aber in neueren Zeiten alljährlich eine eigene Brücke geschlagen wird, und deren malerischen Uebergang wir im Bilde hier mit mittheilen. Von der Brücke windet sich ein lieblicher Spaziergang die Höhe der Musegg hinan, und steigt in gleichen Schlangenwindungen auf der Ostseite wieder hinunter. Dieser Weg wird auf das Fest jedesmal mit frischem Sägemehl bestreut, was ihm einen sehr reinlichen und festlichen Anblick verschafft, als wäre der Boden mit einem feinen Fußteppiche belegt. Ist der Himmel dem Feste der Romfahrt günstig, so treffen alle Verhältnisse in einer Weise zusammen, dasselbe zur erhebendsten kirchlichen Frühlingsfeier für Stadt und Land, sowie für die katholischen Nachbarkantone zu machen. Hoffnungsgrün sproßt schon das junge Gras an den Halden der Musegg und an jenen der Halde, und erquickt mit seinem Anblick Aug' und Herz.

Der feierlichen Prozession, wie wir sie auf unserem Bilde sehen, schreitet gemessenen Schrittes der Weibel des Chorherrenstiftes voran mit seinem silbernen Stab und in gelbem und schwarzem Mantel. Neben ihm zwei Chorknaben mit brennenden Kerzen. Dann folgen das Kreuz und drei Fahnen. Die Eremiten oder Waldbrüder aus den fünf katholischen Orten der Innerschweiz. Die Männerbruderschaft der Stadt, das silberne Bildniß des seligen Niklaus von der Flüe in ihrer Mitte. Sodann die ehrwürdigen Väter Kapuziner. Die feierliche Choralmusik mit Trompeten und Posaunen und zahlreichen Sängern. Die Kaplane und Chorherren des Stiftes im Hof. Der uralte Ablaßbrief unter chinesischem Thronhimmel. Endlich das Hochwürdigste, getragen von einem hohen, geistlichen Würdenträger, umgeben von Leviten und dienstthuenden Chorknaben unter dem großen Baldachin, den vier Mitglieder der städtischen Verwaltung halten. Hinter dem Hochwürdigsten folgen der Schultheiß oder der Präsident der Landesregierung mit Abgeordneten derselben und dem Staatsschreiber. Der Präsident und die Mitglieder des Obergerichtes, die städtischen Behörden mit den Weibeln im weißen und blauen Mantel, in der sogenannten Landesfarbe, sämmtliche Beamte mit großen brennenden Wachskerzen. Sodann eine Abtheilung Jägersoldaten und hintendrein die unzählbare Masse des Volkes mit lauter Stimme den Rosenkranz betend. Auf der Höhe der Musegg neben der dortigen kleinen Marienkapelle ist eine Feldkanzel aufgeschlagen.

Ein Levite betritt dieselbe und liest die Ablaßbulle vor, und sodann die Tausende von Personen, sowohl Geistliche als Ordensmänner und Laien, und zwar von beiderlei Geschlechtern, ledigen und verheiratheten Standes, ja selbst die, welche sich als Kinder zur Gewinnung des Ablasses, und in allerlei geheimen und offenen Anliegen, dem Gebete der Gläubigen haben empfehlen lassen. Nach dem allgemeinen Gebete folgt sodann die Predigt, die jedoch jetzt nur noch in deutscher Sprache abgehalten wird. Endlich setzt sich der Zug wieder in Bewegung, und kehrt unter dem feierlichen Geläute der Glocken in die Stiftskirche zurück. Die verschiedenen Landestrachten, besonders der weiblichen Festtheilnehmerinnen, die flatternden Fahnen, die rothen Röcke der Chorknaben, die blendendweißen Chor- und goldenen Meßgewänder und Chormäntel der Geistlichen, die braunen Kutten der Kapuziner und die schwarzen der Waldbrüder geben der Prozession ein sehr belebtes, farbenreiches und malerisches Aussehen, das besonders durch den Glanz der warmen Frühlingssonne am schönen, blauen Himmel noch gehoben wird. Unten am herrlichen Seegestade haben die vor Anker liegenden Dampfschiffe ihre gewaltigen, eidgenössischen Flaggen mit weißem Kreuze im rothen Felde aufgezogen, und prangen im vollen Festschmucke.

Nachdem die kirchliche Feier vorüber ist, füllen die Tausende von fremden Gästen die zahlreichen Gast- und Schenkhäuser der Stadt, und thun sich hier in gewohnter, fröhlicher Weise gütlich, und Wirth und Krämer freuen sich des regen Lebens und der guten Geschäfte. Die Romfahrt wird in solcher Weise dem Landvolk wie den Städtern zu einem bedeutungsvollen Volksfeste, an welchem an die kirchliche Feier sich recht viel Weltliches anknüpft. Während der Festtage wurden sogar ehemals in Masse Zinsen bezahlt und Gelder ausgeliehen.

Bei der letzten stattgefundenen Festfeier war wegen ungünstiger Witterung der Volksandrang bedeutend geringer als in früheren Jahren, doch beherbergten die Wirthshäuser der Stadt nahezu fünfthalbhundert Wallfahrer aus den entfernten Gegenden, während die Festtheilnehmer aus der Umgebung in drei- und vierfach größerer Zahl erst am Morgen in der Stadt eintrafen. An der Prozession über die Musegg mögen dieses Jahr kaum an tausend Personen Theil genommen haben. Um so zahlreicher war der Zudrang des Volkes an den beiden folgenden Festtagen, die vom herrlichsten Frühlingswetter begünstigt waren.



Die Romfahrt von Luzern. Nach einer Originalzeichnung von Anton Bütler.

Der Herzog von Aumale.

(Zu den Bildern S. 497 und 504.)

Die Broschüre des zu London in der Verbannung lebenden Herzogs von Aumale, „Lettre sur l'histoire de France" betitelt, welche als Antwort auf die vom Prinzen Napoleon im Senat gehaltene Rede eine Anzahl persönlicher Angriffe und Beschuldigungen einerseits des Erben Jérôme's, andererseits auch des Bonapartismus und speziell des 2 Dezembers enthält, und nicht nur in Frankreich, sondern auch in ganz Europa das gerechteste Erstaunen hervorgerufen, hat die vertriebene orleanische Königsfamilie dem Franzosen auf eine Art in's Gedächtniß zurückgerufen, die dem Kaiser Louis Napoleon noch weniger angenehm sein wird als eine verlorne Schlacht. — Heinrich Eugen Philipp Ludwig Herzog von Aumale ist der Sohn des Königs Ludwig Philipp von Frankreich und Marie Amalie's von Savoyen und wurde 1822 geboren. Im Juli 1840 trat er als Oberst des 16. Infanterieregiments zu Perpignan in die Armee, focht später in Algier, von wo er im September 1841 zurückkehrte, und an der Spitze des 17. Regiments, begleitet von seinen Brüdern, den Herzogen von Orleans und Nemours, in Paris einzog, bei welcher Gelegenheit Quenisset ein Attentat auf sein Leben machte, welches jedoch nicht glückte. Im Jahr 1843 ging er wieder nach Algier, wurde am 1. September 1847 Generalgouverneur dieser Kolonie, und nahm den berühmten Feind Frankreichs Emir Abd-el-Kader gefangen. Aumale's Heldenthaten schmücken ganze Wände der versailler Gallerie. Wir erinnern nur an die Smala Horace Vernet's. Die Smala Abd-el-Kaders war eine ambulante Hauptstadt, ein Mittelpunkt, von dem alle Befehle ausgingen, wo alle wichtigen Angelegenheiten verhandelt wurden, und wo alle großen Familien eine Zufluchtsstätte fanden, da man von den Stämmen der Wüste umgeben war, welche eine Schutzwehr bildeten. Das Lager wurde immer mit gleicher Regelmäßigkeit geschlagen. Das Zelt des Emirs stand im Zentrum. Die Bevölkerung dieser wandernden Stadt wurde auf zwanzigtausend Seelen geschätzt, und auf fünftausend die Zahl der mit Flinten Bewaffneten. Am 15. Mai 1843 gegen Abend war die Smala am Taguin angekommen, Abd-el-Kader und seine Hauptleute waren abwesend; sie dachten nicht an den geheimen und raschen Marsch der Kolonne Medeah, welche der Herzog von Aumale befehligte. Am Morgen des 16. ward das Zelt Abd-el-Kaders errichtet, und diesem Beispiel waren alle Anderen gefolgt. Im Augenblick, als man damit zu Ende war und die Männer die Heerden in die Sümpfe auf die Weide führen wollten, vernahm man plötzlich den furchtbaren Schrei: „Er Rumi! Er Rumi!" (Der Christ! Der Christ!) Die französische Kavallerie erschien und entfaltete ihre Masse auf einem steinigen Hügel, der die Quelle des Taguin beherrscht. Der Aga der Ulad-Ajad, Ahmed

den Verrath, hatte zuerst die Smala entdeckt. Durch die numerische Schwäche des französischen Korps und die große Masse der Feinde in Besorgniß gesetzt, hatte er den Herzog von Aumale gebeten, seine Infanterie abzuwarten, ehe er sich in einen Kampf einlasse. Die Kühnheit allein konnte über den Erfolg entscheiden. Man griff sogleich an. Eine halbe Stunde nach dem Kampfsignal war der Sieg entschieden. Beinahe dreihundert Araber lagen todt auf dem Kampfplatz. Während des ersten Tumultes waren die Mutter und die Frau Abd-el-Kaders entflohen. Die französische Kolonne kehrte mit fünftausend Gefangenen beiderlei Geschlechts, zwanzigtausend Stück Vieh, einer beträchtlichen Beute und vier Fahnen nach Medeah zurück. Unter den Gefangenen waren mehrere Verwandte Abd-el-Kaders, so namentlich die ganze Familie Ben-Allah Uld Sidi Embareks, des Tapfersten der Khalifen des Emir. Wir entnehmen dieser riesigen Komposition Vernet's, welche die Heldenthat des tapfern Herzogs von Aumale verherrlicht, die interessanteste Episode. Die Frauen Mohammed-Ben-Kharubis, des ersten Sekretärs von Abd-el-Kader, sind in dem Augenblick geschildert, als sie in der Eile der Flucht das Unglück haben, daß ein Kameel stürzt. Am 25. November 1844 vermählte sich Aumale mit Karoline Prinzeß von Bourbon-Salerno, in welcher Ehe ihm am 15. November 1845 ein Sohn Louis Philippe, Prinz von Condé, geboren wurde. Nach der Februarrevolution verließ der Herzog Frankreich und begab sich nach England, wo er in geringer Unterbrechung bis jetzt gelebt.



Der Herzog von Aumale. Nach einer Photographie. (S. 496.)

An der Mississippi-Mündung.

Wir befanden uns gerade an jener Stelle der breiten Mississippi-Mündung, wo das salzige Meerwasser sich mit dem süßen des Stromes mischt. Hier mußten wir liegen bleiben, um einen der Remorqueurs zu erwarten, der uns den Strom hinaufbugsiren konnte. Die langweilige Zeit der Erwartung vertrieben uns ganze Schaaren von Thunfischen, die mit feinem Geräusch durch ihre Spritzlöcher kleine Wasserstrahlen in die Luft schleuderten, als hätte man mitten im Fluß Fontainen angelegt, und auch sonst durch ihre possirlichen Sprünge und die unglaublich schnelle Bewegung uns die größte Kurzweil verschafften. Endlich sahen wir ein schwarzes Ungethüm sich uns nähern. Es war der Remorqueur, der uns zu erlösen kam. Mit hastigen Schlägen seiner Schaufelräder kam er uns näher und näher, und bald waren wir im Stande, die Einzelnheiten des Schiffskörpers zu erkennen. Ich muß gestehen, daß ich erstaunt war über den kühnen Bau des Fahrzeugs, über seine Schnelligkeit und Bewegungsfähigkeit. Leicht nach einer Seite geneigt, wie mit Riesenarmen die weißschäumenden und grollenden Wellen durchfurchend, bis fern an den Horizont eine dichte Qualmwolke wälzend, von Zeit zu Zeit ein dumpfes, taktförmiges und zitterndes Grollen und Poltern aus stoßend, erschien mir dieß Schiff als die mechanische Verkörperung einer Urkraft. Bald befand es sich dicht neben uns, wendete auf die leichteste Art, eine Anzahl Matrosen fingen das ihnen zugeworfene Kabel auf, und bald waren wir im Schlepptau, Bord an Bord. Kaum lagen die beiden Schiffsseiten an einander, als sich ein junger Mann über die Verschanzung auf's Deck schwang, sich als Lootse zu erkennen gab und nach der Steuerbank ging, um das Kommando dort zu übernehmen. Nachdem wir den Strom einige Meilen hinaufgefahren waren, bemerkten wir in demselben einen langen, schwachen, schwarzen Streifen, der sich wie ein immenser Molo in's Meer erstreckte; jenseits desselben unterschied man das breite Silberband des Flusses selber. Der Mississippi erschien uns wie ein Kanal, und die 50 oder 60 Schiffe, deren schlanke Masten sich gegen den blauen Himmel abzeichneten und die zu beiden Seiten ankerten, vervollständigten die Aehnlichkeit. Da das Fahrwasser vieler Untiefen wegen hier sehr gefährlich und schwer zu passiren ist, wurde wiederholt die Sonde geworfen. Endlich gelangten wir in das eigentliche Flußbette selber und nahmen mit Freuden das Anprallen der starken Stromwellen an den Schiffsplanken wahr. Zur Rechten und Linken tauchten manchmal aus dem Wasser kolossale Baumwurzeln oder Stämme, die vorwärts fortgetrieben und immer zahlreicher wurden, je weiter wir den Mississippi hinanfuhren. Auch Sandbänke ragten mit ihrer weißen Oberfläche über die Flut, und an den vielen mit Dampfesschnelligkeit an uns vorüber gleitenden Schiffen fühlten wir wohl, daß wir uns der großen Mississippihandelsstadt New-Orleans näherten. Als wir vom Lootsen durch das gefährliche Fahrwasser bugsirt worden waren, verabschiedete sich dieser, nachdem er sein Geld erhalten, ohne ein Wort des Dankes, das Kabel wurde losgebunden und der Remorqueur ging wieder den Fluß hinunter, neue Schiffe zu schleppen, während das unsere gleich 10—12 Kähne umgaben, die uns Südfrüchte, Zucker, Tabak und andere Handelswaaren vergeblich anboten, da wir in New-Orleans, auf welches wir zusegelten, diese Waaren in besserer Qualität zu erhalten hofften.

Das Geld

bei den verschiedenen Völkern der Erde.

Ein kulturhistorisches Bild.

(Schluß.)

Indien war stets arm an edlen Metallen. Der Hindu bedarf zu seiner Kleidung ungemein wenig und das Wenige verfertigt er selbst. Dagegen hat das Land köstliche Produkte, Gewürze, Droguen, Edelsteine, Farbstoffe und feine Gewebe. Deßhalb mußte die Strömung edler Metalle nach dem Osten mit dem Handel sehr bald beginnen. In frühester Zeit standen namentlich die Chaldäer, Assyrer und Phönizier, welche eine hohe Industrie besaßen, mit Indien in Verbindung. Nach der heiligen Schrift brachten die phönizischen Tharsisschiffe als Bezahlung oder Tauschgüter namentlich Gold und Silber, Edelsteine, Sandelholz, Elfenbein, Affen und Pfauen zurück. Doch begann schon zu den Zeiten der Römerherrschaft das edle Metall unausgesetzt nach Osten zu strömen, eine Erschö-



Auf dem Mississippi.

nung, die in der Gegenwart, wo sie vielleicht lange noch nicht den Höhepunkt erreicht hat, so viel Besorgnisse in der Handelswelt erregt. Nach den Ermittlungen Humboldt's und des englischen Statistikers Darfon hat die Silberproduktion Amerikas in den Jahren 1492—1803 gegen 6,090,600,000 Thlr., 1804—1848 gegen 1,783,6000 Thlr., also von 1492—1848 gegen 7,874,200,000 Thlr. betragen. Gegen diese Produktion ist die übrige Silbergewinnung auf andern Erdtheilen, so wie das uns aus dem Mittelalter überkommene Silberquantum gering und wird nur auf etwa 800 Millionen Thaler angeschlagen. Nach den Schätzungen Birkmyrs wurden im Jahre 1800 gegen 51,100,000 Thlr. und im Jahr 1850 gegen 58,600,000 Thlr. Silber gewonnen und in den Verkehr gebracht. Zur Uebersicht der Silberströmung, dieser wichtigen und interessanten Frage der Gegenwart, mag hier nun folgende Tabelle Platz finden:

Jahr.		Summa.
1852	. . . . .	16,630,000 Thlr.
1853	. . . . .	37,970,000 „
1854	. . . . .	30,550,000 „
1855	. . . . .	52,890,000 „
1856	. . . . .	94,060,000 „
1852—1856	. . .	232,100,000 Thlr.

*

Die Silberausfuhr nach Indien ist weit bedeutender als nach China. Von Singapore gehen die Summen alsdann weiter nach Siam und Hinterindien. Was ist nun die Ursache dieser ungeheuren Silberverschiffungen, welche die gesammte jährliche Silbergewinnung der Erde um mehr als zwanzig Millionen Thaler übersteigen? Die Ursache ist nicht der hohe Stand der Wechselkurse in Shangai, Canton, Calcutta und Bombay, wie es Ansicht eines Theils der Handelswelt ist; denn der Wechselkurs ist nur ein Symptom von anderen Ursachen, wie der Stand des Barometers von der Eigenschaft der Luft; die Ursache ist nicht der erhöhte Goldmünzung in England und Frankreich, wodurch allerdings viel grobes Silbergeld disponibel und naturgemäß nach dem silberarmen Indien und China verschifft wurde, die eigentlichen Ursachen sind noch andere. Die Edelmetalle haben die Eigenthümlichkeit, daß überall eine starke Nachfrage nach ihnen statt findet, namentlich aber bei kommerziell zurückgebliebenen Völkern. Sobald diese Völker dem Welthandel sehr gesuchte Waaren bieten können, werden sie stets zuerst ihre Produkte gegen die Edelmetalle, namentlich aber Silber, die billigere, allgemein verbreitete Münzsorte, umtauschen. Die Hauptursachen dieser mächtigen Silberströmungen nach Ostasien während der letzten Jahre sind:

1) die außerordentliche Zunahme des Verbrauchs indischer und chinesischer Erzeugnisse in Europa und Nordamerika und die dem entsprechende Ausfuhr aus Indien und China;

2) die Stabilität oder doch nur geringe Zunahme des Verbrauchs europäischer Fabrikate im östlichen Asien;

3) die herkömmliche Vorliebe der orientalischen Völker für Silber und die bei ihnen im hohen Grade — wie bei allen rohen oder mittelalterlichen Völkern — herrschende Sucht der Ansammlung und Aufbewahrung baaren Geldes.

Die Ausfuhr aus Indien betrug vom Jahre 1853—1854 im Durchschnitt 133,000,000 Thlr. Werth, im Jahre 1836—1837 erst 83,000,000 Thlr., namentlich von Indigo, Baumwolle, Kaffee, Seide, Reis. Im Jahre 1845 wurden gegen 51 Millionen Pfund Thee importirt, im Jahre 1855 schon gegen 83 Millionen Pfund.

Wie gering stellt sich dagegen der Handelsausweis über die Ausfuhr europäischer Artikel nach Indien und China heraus, welcher zwischen den Jahren 1845—1854 im Durchschnitt höchstens gegen 70 Millionen Thaler betrug.

Der Absatz unserer Erzeugnisse wird sich auch kaum bald sehr vergrößern, da die Starrheit des Orientalen im Festhalten alter Gewohnheiten, sowie seine Genügsamkeit in der Lebensweise Charakterzug ist. Dahin gehört jene Vorliebe, Schätze anzusammeln, wozu sich das Gold wegen seiner verhältnißmäßigen Seltenheit weniger eignet. Die große Masse der Bevölkerung ist beispiellos arm, und die Goldmünzen stellen schon deßhalb zu hohe Preise dar, um im Verkehr anwendbar zu sein. Wo bleibt also nun die Masse des Silbers, wo kommt sie hin? Es sind in dem Zeitraum vom 1. Mai 1835 bis 30. April 1854 in Calcutta, Bombay und Madras dem Werth nach über 440 Millionen Thlr. an Silbermünze geprägt und in Zirkulation gesetzt worden. Wie ist es möglich, daß immer von Millionen um Millionen aus Europa und Amerika jährlich dahin verschifft und in Umlauf gesetzt werden können? Die theilweise Erklärung liegt eben in jener Sucht des Schätzesammelns beim Asiaten. Als der chinesische Gouverneur Kichen in Ungnade fiel und sein Vermögen konfiszirt wurde, fand man bei ihm einen baaren Silberschatz von 40 Millionen Thaler. Indien, Hinterindien und China hat eine Bevölkerung von einigen hundert Millionen Menschen, innerhalb welcher der Einzelne ebenfalls, wenn auch nach seinen Verhältnissen, spart und ansammelt, der Eine vielleicht nur einige Rupien, der Andere ebensoviel Tausende. — Was ist für die Millionen silbersüchtiger Menschen jene eingeführte Silbermasse von 232 Millionen innerhalb fünf Jahren. Ein Reisender theilt in der Revue des deux mondes mit:

„Es gibt in Calcutta, Bombay, Madras und Benares eingeborne Bankiers, deren Geschäfte und Vermögen den ersten in Europa nicht nachstehen. Mancher derselben, der vor dem europäischen Beamten sich tief beugt, ist im Stande, Wechsel im Betrage von Millionen auf die entferntesten Plätze zu ziehen. Dennoch vertraut man keinem eingebornen Bankier Summen an, und wie im Verkehr, so ist auch im Grundeigenthum hier in diesem Lande der Chikanen, der falschen Dokumente und erkauften Zeugen, welche fast jeder Prozeß aufzeigt, die Unsicherheit eine allgemeine. Das Geld liegt deßhalb, anstatt als Kredit den Unternehmungen zu Hülfe zu kommen, todt und meist heimlich vergraben, nach der barbarischen vom Alterthum auf die Gegenwart vererbten Sitte. Die Liste der königlichen Schätze, welche die englischen Bajonnete unter dem Schutte der indischen Festungen zu Seringapatnam, Burtpur u. A. hervorgewühlt haben, ist eine lange. Der Indier verräth erst bei der Furcht für sein Leben seinen Schatz und mancher stirbt oder kommt um, ohne ihn verrathen zu haben. Depositen kommen nur bei Regierungskassen vor, und der in kleinern Städten oder auf dem platten Lande wohnende Indier verheimlicht nicht bloß aus Grille, sondern aus berechtigter Furcht vor Räuberhand und Dolch seinen Reichthum."

Wunderbar, daß das alte Egypten keine ausgeprägten Münzen, sondern nur abgewogene Metallbarren besaß und zwar noch mehr als über ein Jahrtausend nach dem Jakobs Söhne bei ihrem Getreidegeschäft von ihrem Bruder Joseph „Gold von demselben Gewichte" (wie das an ihn gezahlte) in ihre Säcke gethan erhalten hatten.

Die alten Phönizier verrichteten in ihrer Zeit dieselben Dienste wie die Spanier vom 16—19. Jahrhundert in Herbeischaffung der Geldmetalle; ihre Schiffe holten das Kupfer aus Cypern, das Silber aus Spanien, das Zinn von den brittischen Inseln. Bei den aztekischen Mexikanern kursirten kleine Zinnstückchen in der Form eines T, Goldstaub in durchsichtigen Federspulen bei größeren Zahlungen. Jede Federspule sollte 400 Körnchen enthalten. In Yucatan waren Metallglöckchen im Umlauf; die Muyscas oder Chibchas aber, ein hochstehendes Kulturvolk Südamerikas, hatten wirkliche runde Edelmetallmünzen, jedoch ohne Prägung. Ihr Werth wurde daher nach der Größe des Durchmessers mit einem Maß aus einem Baumwollenstreifen bestimmt, oder mit dem Zeigefinger gemessen, indem man ihn bis zur Basis des Daumens einkrümmte und die Münzen in diese Oeffnung hineinpaßte.

Welches Volk zuerst Münzen prägte, ist unentschieden. Im heutigen Birma kursirt Silber in Barren, in Kuchen und überhaupt jeder beliebigen Form, im kleinen Marktverkehr dient alsdann Reis als Scheidemünze, wie die Kakaobohne in Mittelamerika oder Korn an der Ostküste Afrikas.

Die höher kultivirten Völker haben jederzeit gemünzte Edelmetalle als Tauschmittel gebraucht. Diese besitzen wegen der früher erwähnten Eigenschaften einen hohen Gebrauchswerth als Schmuckgegenstände für den Menschen selbst oder als Prunkgeräthe in Kirche und Haus. Hierin liegt auch ein Grund, daß ihre Preisschwankungen nicht sehr groß sein können; denn bei bedeutender Entwerthung des Geldes würde vieles in Geräthschaften umgeschmolzen werden und umgekehrt. Die Verarbeitungsfähigkeit der Edelmetalle ist bekannt, die Dehnbarkeit des Goldes so groß, daß mit einer Unze Gold sich ein Silberdraht von 43,000 englischen Meilen vergolden läßt, Goldblättchen zur Dünne von 0,00000035 Zoll, Silberblättchen zur Dünne von 0,00001 Zoll geschlagen werden können.

Die Dauerhaftigkeit der Metalle reicht hin, um die Annahme gerechtfertigt erscheinen zu lassen, daß manches Silber und Gold, wenn auch oft schon umgeschmolzen, noch umläuft, welches einstmals unter Philipp von Macedonien aus den thrakischen Goldgruben, zu Hannibal's Zeit aus den spanischen Silbergruben gefördert sein mag.

Die in der Gegenwart aus der unermeßlichen Ausbeute der amerikanischen Gruben gewonnenen Summen sind zwar im Verhältniß zu den durch die in Jahrtausenden angesammelten Geldmassen nicht bloß ein Tropfen im Eimer, wohl aber im Verhältniß zum Geldbedarf des ganzen Menschengeschlechts. Unser Jahrtausend kann jährlich Millionen um Millionen Gold und Silber dem Schooße der Erde entringen, die Millionen Menschen der niedrig kultivirten, an Edelmetallen armen und bisher mit allerhand Gegenständen bezahlten Völker werden nach und nach immer mehr sich an die metallenen Zahlungsmittel gewöhnen und sie begehren, wenn der Welthandel ihre Produkte verlangt. Deßhalb ist die Furcht vor einer großen Entwerthung der Edelmetalle durch die jetzt riesenmäßige Ausbeute eine Thorheit.

Die große spezifische Schwere läßt Gold und Silber leicht transportiren; das Verhältniß des Goldes zu Weizen ist wie: 1 : 447,772, des Silbers zu Weizen wie 1 : 15,556.

Es läßt sich kaum denken, daß von den jetzt gekannten Metallen eines unserer Edelmetalle verdrängt und ersetzt werden wird. Die Platina ist zwar von großer spezifischer Schwere und dauerhaft wie jene, dagegen zu wenig formbar, zu wenig schön und zu selten. Als vor wenig Jahren das neuentdeckte silberähnliche Metall, Aluminium, aus Thonerde von Wöhler dargestellt, sich bei den Proben in hohem Grade verarbeitungsfähig und fast eben so unzerstörbar wie Gold und Silber zeigte, hoffte man schon ein neues Geldmetall gefunden zu haben, doch machte es seine Farbe, weißblau, sein Klang wie Eisen und vorzüglich sein geringes spezifisches Gewicht dazu untauglich. Dagegen hat man es neuerdings zu einer Unzahl von Luxusgegenständen verarbeitet und es ist seitdem ein bedeutender Handelsartikel geworden.

Der Gesammtreichthum oder nur die Gesammtsumme des umlaufenden Geldes auf unserer Erde läßt sich kaum annähernd bestimmen, doch sind über einzelne Länder und Handelsgebiete Schätzungen vorhanden. Die täglichen Geschäfte beliefen sich im Jahre 1839 in England auf 3 Millionen Pfund Sterling, wobei etwa 200,000 Pfund Sterling wirklich umliefen, als Jahresgeschäft aber wurden im londoner Clearinghouse 954,401,600 Pfund Sterling von den Bankiers gegenseitig ausgeglichen. Die Gesammtmasse der ausgegebenen Wechsel soll in diesem Jahre 528 Millionen Pfund Sterling gewesen sein, und sich von 1832 jährlich um etwa 24 Millionen vermehrt haben. In Frankreich soll 1812 die Geldmenge 1600 Millionen Franken, in Preußen 90 Millionen Thaler betragen haben, die Produktenmasse 7036 Millionen Franken, in Preußen 261 Millionen Thaler alljährlich ausmachen. — Sir Robert Peel nahm die Geldzirkulation Englands auf 59 Millionen baar, neben 28 Millionen Pfund Sterling Banknoten an. — Die neueren Annahmen schätzen die von Frankreich auf 2400—2500 Millionen Livres, das Volksvermögen Württembergs auf 1600 Millionen Gulden, wovon 36 Millionen Gulden baar; den Geldumlauf Preußens auf 133 Millionen Thaler, die Geldmenge Neapels auf 42 Millionen Ducati, Spaniens auf 1725 Millionen Franken. Nach Rau kommt von der vorhandenen Geldmenge auf den Kopf der Bevölkerung in England $41\frac{1}{2}$ fl., in den Niederlanden 52 fl., in Belgien 28 fl., in Portugal 34 fl., in Schweden 11 fl., in Deutschland 25—30 fl., in den Vereinigten Staaten 9 Dollars.

Eine Wanderung durch Schleswig-Holstein.

Von

Julius von Wickede.

(Zu den Bildern S. 500 und 501.)

Welch eigenthümlichen Klang hat der Name Schleswig-Holstein für das Ohr jedes Deutschen, und wie viele Empfindungen der verschiedensten Art werden durch ihn in seiner Brust erweckt! Es ist uns leider nicht vergönnt, mit freudigem Stolz des hülfreichen Beistandes, welchen Deutschland dieser schönen Grenzmarke unseres Landes in den letzten Dezennien geleistet hat, zu gedenken, ja wir müssen leider sogar mit gerechter Beschämung die unendlich vielen schönen Worte und hochtönenden Reden, welche in dieser Hinsicht nur zu oft gesprochen oder gedruckt wurden, mit den nur zu geringen wirklichen Thaten, die ihnen nachfolgten, vergleichen. Und doch kann in anderer Hinsicht wieder Jeder von uns mit Selbstgefühl und innerer Befriedigung sich des Namens Schleswig-Holstein erinnern. Es zeigt dieß prächtige Land in so recht glänzender Weise, was deutsche Beharrlichkeit, Arbeitsamkeit, Häuslichkeit und Bildung zu schaffen vermögen, und wie kein Volk der Erde einen größeren Reichthum dieser trefflichen Eigenschaften aufzuweisen hat, als gerade das unsrige. Weder im Osten noch Westen, im Norden noch Süden unseres großen gemeinsamen Vaterlandes wird der Wanderer einen kernhafteren, durch und durch deutscheren und alle Vorzüge unseres Nationalcharakters mehr in sich vereinigenden Volksstamm finden, als denjenigen, der den südlichen Theil der großen cimbrischen Halbinsel zwischen Ost- und Nordsee bis zur Königsaue bei Kolding, dem Grenzflusse Jütlands, bewohnt.

Möge der freundliche Leser mich nun auf einer kurzen Wanderung durch diese schönen Landstriche, welche in neuerer Zeit wieder die vermehrte Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, begleiten. Schon der Raum dieser Blätter bedingt natürlich, daß wir nur allgemeine und flüchtige Umrisse geben können. Schleswig-Holstein, dessen geographische Lage, Größe und Bevölkerungszahlen wir als allgemein bekannt voraussetzen, zerfällt seinen Bodenverhältnissen nach in drei von einander getrennte Landstriche, die sich, in seiner ganzen Länge von 24 Meilen vom Süden bis zur äußersten Nordgrenze fast ziemlich parallellaufend, neben einander hinziehen. Da die Breite der Halbinsel nur gering ist und mitunter nur 8—10 Meilen von der Ost- bis zur Nordseeküste beträgt, so sind diese drei verschiedenen Landstriche ebenfalls ziemlich schmal. An der Westküste des Landes schon längs dem Elbufer beginnend, und sich dann in einer Breite von 2—3 Meilen fast bis zur jütländischen Grenze erstreckend, liegt die „Marsch", das heißt ein fetter, schwarzer Thonboden von einer fast unerschöpflichen Fruchtbarkeit. Diese Marsch, in der die Städte Glückstadt, wenigstens zum Theil, Tönning, Husum und Friederichsstadt liegen, zerfällt wieder in verschiedene Distrikte, z. B. die Eiderstedtische und Wilster Marsch in Holstein, die Ditmarsische Marsch in Schleswig u. s. w.

Da die Marsch größtentheils niedriger wie die Elbe und Nordsee liegt, so muß sie vor deren Fluten durch eine Reihe großer und sehr kostbarer Deiche, die ein förmliches Deichsystem bilden, und theilweise mit zu den großartigsten Werken der Wasserbaukunst in Europa gehören, geschützt werden. Vor diesen Deichen liegen oft noch bedeutende, ganz flache Ländereien, die nur zur Viehweide benützt werden können, alljährlich der Gefahr einer Ueberschwemmung ausgesetzt, oder sonst wieder durch sogenannte Außendeiche geschützt sind. Solche Landstrecken werden „Kooge" genannt, und sind mehrere derselben, z. B. der neuangelegte Christianskoog, von so bedeutendem Umfange, daß während des Sommers viele Tausend Pferde und Rinder reichliche Weide daselbst finden. In der Nordsee liegen hier mehrere zu Schleswig-Holstein gehörende Inseln, die von dem deutschen Volksstamm der Friesen bewohnt werden. Die größte dieser Insel ist Föhr, mit einem bekannten Seebade, sonst sind Amrom, Sylt, Pelworm und Nordstrand hier noch zu nennen. Die kleineren Inseln, die oft nur von zwei bis drei, ja nur einer einzigen Familie bewohnt werden, heißen Hallige.

Unmittelbar neben dieser fetten, niedrigen Marsch und mitunter so scharf fast wie mit einem Messer abgeschnitten, erhebt sich die „Geest". Es ist dieß ein trockener, sandiger, oft nur mit Haidekraut bewachsener, mitunter aber doch durch menschlichen Fleiß ziemlich fruchtbar gemachter Landrücken, der sich in einer Breite von 2—6 Meilen durch die cimbrische Halbinsel bis zum Kap Skagen hindurchzieht und gleichsam das Rückgrat derselben bildet. Die Städte Neumünster, Rendsburg und Oldesloe liegen auf diesem Landrücken, und da die Eisenbahn von Hamburg nach Kiel und nach Rendsburg, und die Bahn und große Straße von letzterer Stadt über Schleswig, Flensburg, Apenrade und Hadersleben nach Jütland großentheils ebenfalls auf demselben hinführt, so sieht der Reisende, der hier nur fährt, gerade den häßlichsten und unfruchtbarsten Theil von Schleswig-Holstein, und wird sich keinen sonderlichen Begriff weder von der vielgepriesenen Fruchtbarkeit noch Schönheit dieses Landes machen. Neben diesem Landrücken streckt sich nun an der Ostseeküste der schönste und gepriesenste Theil der vereinigten Herzogthümer hin. Hügel, Wiesen, üppige Felder, schöne Buchenhaine von seltener Pracht, wechseln hier mit klaren Landseen in anmuthiger Vereinigung ab, und verleihen diesen, von der Natur so überreich bedachten Gegenden nicht allein Fruchtbarkeit und reichlichen Wohlstand, sondern geben ihnen auch einen seltenen Reichthum der lieblichsten und idyllischsten Landschaftsbilder, die jeden Naturfreund in hohem Grade entzücken müssen. Besonders das Meer, welches sich hier häufig in zwar schmalen aber tief eingeschnittenen Buchten weit in das Land hinein erstreckt, z. B. bei Kiel,

Eckernförde, der Schleimündung und Apenrade, trägt viel zur Vermehrung der landschaftlichen Schönheit dieser Gegend mit bei; dazu die zahlreiche Menge wohlhabender Dörfer und reicher, oft mit großartigen Schlössern und weitläufigen Gärten geschmückten Rittergüter, die das Auge überall, wohin es sich nur wendet, erblicken kann. Auch der hier durchweg übliche Sitte, die einzelnen Felder, „Koppeln" genannt, mit grünen Hecken einzufrieden, um theils dadurch die Hütung des Viehes zu erleichtern, theils auch die rauhen Seewinde, denen das zwischen zwei Meeren gelegene Land so sehr ausgesetzt ist, mehr abzuhalten, gibt der Gegend oft das Ansehen eines einzigen kunstvollen Parks.

Schleswig-Holstein ist wegen seiner günstigen Bodenbeschaffenheit und geographischen Lage mehr ein Ackerland, oder in noch höherem Grade Viehzucht treibendes als industrielles Land. Außer bedeutenden Tuchmanufakturen in Neumünster gibt es im Allgemeinen hier sehr wenige und irgendwie nennenswerthe Fabriketablissements, weßhalb auch die Städte haben niemals ein Uebergewicht über das flache Land gewinnen können. An den beiden Seeküsten und auf den Inseln wohnen treffliche Seeleute, und besonders die schleswig-holsteinischen Matrosen sind in der ganzen Welt ihrer Tüchtigkeit wegen allgemein gerühmt. Leider muß jetzt ein großer Theil dieser Seeleute gezwungener Weise die dänischen Kriegsschiffe mitbemannen helfen. Die bedeutendste Rhederei besitzen Altona, Kiel, Flensburg, Apenrade, Husum, Tönning und Blankenese. Der Ackerbau, diese Hauptnahrungsquelle der Bewohner, dem das Land auch seinen, trotz alles dänischen Druckes, von Jahr zu Jahr steigenden Wohlstand wesentlich mit verdankt, wird in den drei erwähnten, verschiedenen Landstrichen ihrer abweichenden Bodenbeschaffenheit wegen verschiedenartig betrieben. Wir wollen nun zuerst die Westküste betrachten.

Die reichen Marschgegenden an der Westküste bauen von Feldfrüchten fast nur Weizen und Rapps, denn der fruchtbare Boden trägt diese Pflanzen ohne Düngung in fast ununterbrochener Reihenfolge. Ein großer Theil der Marsch wird jedoch niemals mit dem Pfluge bestellt, sondern Jahr aus Jahr ein nur zur Fettweide benützt. Eine solche Fettweide, deren Graswuchs von einer Ueppigkeit ist, wie man solchen so leicht nirgend anders wieder findet, ist für ihren Besitzer ein ungemein werthvolles Eigenthum, das ihm alljährlich reichen Gewinn liefert, ohne viele Arbeit zu erfordern. Solche Weide wird während des Sommers fast lediglich zur Grasung von mageren Ochsen benützt, die sich dort in Zeit von einigen Monaten so satt fressen, daß sie als Mastochsen um den doppelten Preis, den sie früher gekostet haben, wieder abgesetzt werden können. Auf den geräumigen aber mageren Haiden von Jütland werden alljährlich viele Tausende von jungen Ochsen gezogen, und dann im dritten Jahre mager auf die Viehmärkte der schleswig-holsteinischen Städte getrieben. Hier werden sie von den Marschbauern aufgekauft, auf den Fettweiden fettgemacht, und in solchem Zustande entweder an die hamburger Fleischer, welche das weltberühmte hamburger Rauchfleisch daraus bereiten, oder von Husum und Tönning aus mit dem Dampfschiff nach England geschifft. Es gibt einzelne Bauern, die an dreißig bis vierzig junge Ochsen alljährlich fettmachen, und daraus allein einen Gewinn von 2000 bis 3000 Thalern ziehen. Die Gesammtzahl der alljährlich in Schleswig-Holstein fettgemachten und an das Ausland verkauften Rinder wird auf circa 50,000 Stück berechnet. Milchwirthschaft und das Aufziehen von Jungvieh wird in den Marschen nur ausnahmsweise und mehr zum eigenen Bedarf wie zum Handel betrieben. Auch die Pferdezucht ist im Allgemeinen nicht sehr bedeutend, obgleich jeder reiche Marschbauer alljährlich einige Fohlen zum Vergnügen aufzieht, und sechs bis acht große starke und oft übermäßig fettgefütterte Rosse in seinen Ställen besitzt. Die hier gezogenen Pferde werden ihrer Größe und Stärke wegen häufig als Wagenpferde für die schweren Gallakutschen nach Rom und Paris verkauft. Fast sämmtliche Rosse, welche die Kardinäle in Rom vor ihren Staatskarossen haben, stammen aus den schleswig-holsteinischen Marschen.

(Schluß folgt.)

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— D. von Winterfeldt, dem wir auch schon als Poeten begegnet sind, bringt in der Decker'schen Hofbuchdruckerei in Berlin prachtvoll ausgestattete „Bilder aus dem Jägerleben", in denen er uns allen Reiz und alle Poesie dieses Lebens mit dem vollen Zauber dichterischer Bilder am Auge vorüberführt. Wir dürfen sie in eine Reihe mit den kürzlich von uns gerühmten niedersorz'schen Skizzen stellen. C. Steffeck hat das Prachtwerk mit hübsch komponirten, von W. Geist in Holz geschnittenen großen Initialen geschmückt.

— Die nachgelassenen Blätter von Annette Freiin von Droste Hülshoff sind unter dem Titel „Letzte Gaben" in einem kleinen Bande bei Rümpler in Hannover zusammengestellt worden. Die Gedichte, welche die Sammlung eröffnen, enthalten viel Tiefempfundenes, in der Form höchst Originelles, doch hätten wir Manches lieber vermißt, das geradezu unverständlich ist und das die Dichterin gewiß selbst ausgeschieden. Um so werthvoller sind die beiden prosaischen Gaben. „Die Judenbuche", ein Sittengemälde aus dem gebirgigen Westphalen, schildert uns einen Theil dieses originellen Landstriches in einer ergreifenden Kriminalgeschichte, die auf Thatsachen basirt, während „Die Bilder aus Westphalen" uns ein Totalbild des Landes entwerfen, das als ein kleines Meisterstück von Charakteristik gelten kann: Stimmung und Färbung sind wunderbar gelungen; die Landschaft und das Volk treten scharf, klar und markirt vor uns, und die Schilderung des Landes ist in diesem geographischen Charakterbild so zu sagen zum Abschluß gebracht.

— Otto Müller veröffentlicht in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd" eine Episode aus seinem neuesten Roman „Aus Petrarca's alten Tagen".

— Kuno Fischer in Jena, bekannt durch seine tiefen und umfassenden Studien über Schiller, wird das Leben dieses Lieblingsdichters der deutschen Nation schreiben.

— „Aus der weiten Welt" heißt eine bei A. Krabbe in Stuttgart erschienene neue Sammlung von Novellen von Edmund Höfer, welche derselbe schon früher zum Theil in den Hausblättern veröffentlichte. Zum Lobe wollen wir diesem Dichter, der einer der gefeiertsten Lieblinge des Publikums ist, nachsagen, daß auch seine neuesten Schöpfungen alle die künstlerischen Reize der früheren enthalten.

— Der Nationalökonom Max Wirth hat eine „Deutsche Geschichte" begonnen, die, nach den ersten Heften zu urtheilen, mit umfassender Benützung der Resultate großer Forscher die populärste Fassung verbindet. Namentlich möchten wir aber hervorheben, daß der Verfasser, abweichend von der bisherigen Geschichtsbehandlung, welche nur die politische Seite des Volkslebens in's Auge faßt, die volkswirthschaftliche Entwicklung des Staatslebens besonders premirt; damit sind ganz neue Gesichtspunkte und eine viel umfassendere Anschauung gewonnen.

— v. Archenholz' „Geschichte des siebenjährigen Krieges", bekanntermaßen ein klassisches Buch, das sich neben allen neueren Schriften über diesen Feldzug in ungeschwächtem Ansehen erhalten, und bereits sechs Auflagen erlebte, erschien nun auch in einer Klassikerausgabe mit dem Lebensabriß des Verfassers von Dr. A. Potthast. Durch diese billige Ausgabe, welche Haude und Spener veranstaltet, haben sie das Buch erst recht zum echten Volksbuch gestempelt. Das Register und die Karte über den Kriegsschauplatz vervollständigen das Buch noch besonders.

Literatur des Auslandes.

— In Paris ist der erste Band der „Mémoires et Correspondance du roi Jérôme et de la reine Catherine" erschienen. Einige Lücken im Briefwechsel wurden durch Dokumente aus den Ministerien des Krieges und des Auswärtigen ergänzt.

— Bei Hachette in Paris erschien Immermann's Münchhausen, von A. Desfeuilles übersetzt, unter dem Titel: „Les paysans de Westphalie".

— Lamartine's „Dotto immenso et aeterna" soll nun durch Subskription auf seine 102 Bände umfassenden Werke, die in 40 Bände zusammengedruckt sind, getilgt werden. Die Abnehmer verpflichten sich vier Jahre hindurch 80 Franken zu bezahlen, und erhalten die Werke bis zum 15. April 1864 komplet.

— Der Feuilletonist Paul d'Ivoi, einer der talentvollsten Journalisten Frankreichs, ist in Paris gestorben.

— In London erscheint eine neue in französischer Sprache von Vipiades redigirte Zeitschrift unter dem Namen „Revue d'Orient", welche die Interessen der Türkei verfechten will.

— Der dänische Dichter Andersen unternimmt eine Reise durch Frankreich über Nizza und Genua nach Rom, wo er eine Zeit lang verweilen wird.

— Miß Evans, welche unter dem pseudonymen Namen George Eliot den Aufsehen erregenden Roman „Adam Bede" schrieb, tritt mit einem neuen Werk vor das englische Publikum. Dasselbe heißt „Silas Marner, the weaver of Raveloe".

— Moy Thomas besorgt für den Lord Wharncliffe eine neue Gesammtausgabe der „Letters and Works of Lady Mary Wortley Montagu".

— Die schon sehr umfangreiche Shakspere-Literatur ist durch ein neues in London erschienenes Werk „Shakspere's Puck and his Folkslore" von William Bell bereichert worden. Das Buch ist mit großem Fleiß und staunenswerther Gelehrsamkeit geschrieben.

— Bei Murray in London ist eine „Personal History of Lord Bacon, from his own papers, by W. Hepworth Dixon" erschienen, in welcher die sittliche Ehrenrettung des Philosophen als ebenso mißlungen bezeichnet wird, wie die früheren Versuche.

Kunst und Alterthümer.

— Die englische Regierung hat dem Parlament eine Bill zum Schutz des Eigenthums- und Verlagsrechtes aller in den Bereich der schönen Künste gehörigen Gegenstände vorgelegt, derzufolge sind Bilder, Statuen, Modelle, Pläne &c. lebenslängliches Eigenthum der Künstler und der Hinterbliebenen auf dreißig Jahre. Kopirungen oder sonstige Vervielfältigungen sind verboten. Kunstwerke des Auslandes genießen dieselben Rechte wie die heimischen.

— Der tyroler Landtag bemüht sich beim Kaiser, die sogenannte ambraser Sammlung, welche sich früher auf Schloß Ambras befand, zurückzuerhalten.

— A. Kretschmer, Kostümier am k. Hoftheater in Berlin, gibt im Verein mit Dr. Karl Rohrbach ein kolorirtes Prachtwerk unter dem Titel: „Die Trachten der Völker" bei J. Bach in Leipzig heraus. Der wesentliche Vorzug dieses mit ungemeinem Fleiß nach Bild wie Text gleich sorgfältig gearbeiteten Werkes, von dem die drei ersten Hefte Tafeln aus den verschiedensten Zeiten bringen, ist der, daß die Bilder kolorirt und dadurch praktisch bedeutend werthvoller sind, als die in kahlen Umrissen dargestellten Trachten. Der Kulturgeschichte ist durch dieß Werk ein entschiedener Dienst gethan.

Bildende Künste.

— Ende April war in der königlichen Erzgießerei zu München das Monument des amerikanischen Gesetzgebers Marshall ausgestellt, welches für die Washingtongruppe bestimmt ist. Der Entwurf des Werkes rührt von Crawford, das Modell von dem jungen, deutschen, in Rom lebenden Bildhauer Kaupert her.

— Das von Ernst Rietschel unvollendet zurückgelassene wormser Lutherdenkmal wird zur Vollendung zweien seiner talentvollsten Schüler, Kietz und Donndorf, übergeben werden.

— Der in Bonn geborne, in Berlin lebende, Bildhauer Hermann Heidel ist mit der Ausführung des Grabdenkmals betraut worden, und hat man als Aufstellungsort für das Monument das Gendel'sche Grundstück am Stein gewählt.

— Der König von Hannover hat den jungen talentvollen Maler Otto Knille, welcher eben ein vortreffliches Gemälde „Die Einmauerung einer Nonne" vollendet hat, mit Mitteln zu einer italienischen Reise versehen.

— Peter von Cornelius, welcher sich in den letzten Tagen zum dritten Male und zwar mit einem einundzwanzigjährigen Mädchen verheirathete, obwohl er 78 Jahre zählt, wird im Juni in Berlin eintreffen.

Musik.

— Die norddeutsche Tonkünstlerversammlung wird dieß Jahr vom 4. bis 8. August in Weimar stattfinden.

— Das niederrheinische Musikfest findet in Aachen unter der Leitung des münchner Lachner in den drei Pfingsttagen statt.

— Die „Deutsche Musikzeitung" von Selmar Bagge, die wir wegen ihrer Unparteilichkeit und Nüchternheit des Urtheils stets besonders gerne lesen und wegen ihrer Zuverlässigkeit besonders hochzuschätzen Ursache haben, bringt in Nr. 14 einen sehr ruhig gehaltenen, alle Motive sicher erwägenden Brief über Wagner's „Tannhäuser" in Paris, auf den wir nachdrücklich hingewiesen haben wollen.

Bühne.

— Wie man vernimmt, liegt es in der Absicht des österreichischen Staatsministeriums, das Bühnenwesen einer durchgreifenden Reform zu unterziehen, welche namentlich die würdigere soziale Stellung der Provinztheater zum Ziele hat. Dieß soll hauptsächlich durch die Kommassirung der kleinen Theater bezweckt werden, welche nur einen Theil des Jahres hindurch spielen, und als die Quelle des Schauspielerproletariats betrachtet werden müssen, da sie den Mitgliedern keine gesicherte und dauernde Existenz bieten. Durch die Vereinigung mehrerer solcher Theater unter Einer Direktion, durch Aufhebung der Theaterpachte, durch Verpflichtung der Stadtkommunen zur angemessenen Subventionirung ihrer Theater und Einführung administrativer Kontrolen würde den jetzigen Verhältnissen der kleinen Provinzbühnen und ihrer Angehörigen entgegengewirkt. Es heißt, daß nächstens schon eine Kommission berufen werden wird, die sich mit diesem Gegenstande eingehend zu befassen und entsprechende Vorschläge zu machen hätte, welche seinerzeit vor die Landesvertretungen gebracht werden sollen.

— Moriz Hartmann's Lustspiel in Versen „Buridan's Esel" ist auf dem Treumanntheater in Wien mit Erfolg gegeben worden.

— Richard Wagner hat vom prager Theater die Einladung erhalten, bei der Krönung des Kaisers als König von Böhmen den ersten Theil seiner Nibelungen aufführen zu lassen und die Oper selbst zu dirigiren.

— Im wiener Karltheater hat die Operette von J. Offenbach „Meister Fortunio und sein Liebeslied" großen Beifall gehabt.

— Gounod's „Faust" hat auch in Mainz sehr angesprochen.

— Fräulein Krillay, welche gegenwärtig in London gefeiert wird, hat Engagementsanträge von der Scala, von Genua, Neapel und Mailand erhalten.

— Dawison ist eine Merkwürdigkeit unter den Schauspielern: er liest Theaterkritiken! Bekanntermaßen behauptet jeder Schauspieler, er lese keine Theaterkritiken, und den Darstellungen nach sollte man es wirklich glauben. Aber Dawison gesteht es offen ein und noch mehr, er ärgert sich gründlich darüber. Er hat an Robert Heller, der seinen Othello nicht anerkannte, einen giftgeschwollenen Brief geschrieben, der die anständige Kritik, wenn sie noch Esprit de corps hat, diesen Schauspieler zukünftig vollständig ignoriren lassen wird. Nach seiner Erklärung ist die Biographie in Brockhaus' „Unsere Zeit" von Dawison's eigener Hand. Dieß Geständniß ist doch die Krone aller Ehrlichkeit!

— Pepita de Oliva hat sich nach Kopenhagen begeben und ist im dortigen Kasinotheater aufgetreten.

— Die Sängerin Wagner-Jachmann wird im künftigen Winter im Schauspiele auftreten.

— Marie Seebach-Niemann wird mit ihrem Gemahl aus Paris nächstens zurückkehren, und zuerst im wiener Karltheater einen Gastrollencyklus beginnen.

— Prinz Oskar von Schweden hat Goethe's „Tasso" übersetzt, und die stockholmer Bühne ist gegenwärtig mit der Inszenirung beschäftigt.

— Die französische Tänzerin Legrain, welche bereits vor einem Jahre auf deutschen Brettern sich die Anerkennung eines bedeutenden Talentes erwarb, das sich den ersten Namen der modernen Orchestik ebenbürtig halten dürfe, hat ihre neue Kunstreise durch Deutschland in Stuttgart begonnen, und wir freuten uns, eine ganz eminente Begabung, welche durch ersichtlich rastlosen Fleiß auf die Höhe der technischen Vollendung gelangt, in reicher Abwechslung von Solis und Mitwirkung bei dramatischen Kompositionen sich erproben zu sehen. Der Beifall stieg von Abend zu Abend, und es ist uns angenehm, die Zeitungsschreiber wieder einmal nicht über Schmeicheleien zu betreffen.

Reisen.

— Der preußische Konsul in Trapezunt, Dr. Blau, ein noch junger Gelehrter, welcher ein tüchtiger Kenner des Orients ist, wurde von seiner Regierung nach Bosnien gesandt, um die Zustände dieses Landes genau kennen zu lernen, und sich den Berathungen der übrigen Konsuln europäischer Großmächte in Sarajewo anzuschließen.

— Mehrere unternehmende britische Offiziere — Stabsmajor Sarel, Kapitän Blakiston und Dr. Barton — haben eine Expedition nach China über die tibetanischen Berge vor, und wollen über die Himalayakette, den Ganges hinab, nach Kalkutta zurückkehren. Der Kommandant der englischen Flotte hat ihnen ein Schiff zur Verfügung gestellt.

— Alexander Ziegler, der unermüdliche Reisende, hat in einer jüngst veröffentlichten Broschüre „Die Reise des Pytheas nach Thule" den Beweis geliefert, daß unter dem mythischen Thule die Shetlands-Inseln gemeint sind.

Industrie, Handel und Verkehrsanstalten.

— Zwischen den englischen Häfen und denen des neuen süd-amerikanischen Bundes soll eine regelmäßige Dampfschifffahrt hergestellt werden, und wird das erste Steamboot Mitte Juli von Liverpool nach Charleston gehen.

— Die Eröffnung der russischen Eisenbahnstrecke Kowno-Eydtkuhnen fand am 22. April statt. Bekanntlich tragen alle aus Rußland kommenden Briefe bislang den Poststempel des letzteren Ortes.

— Die Eisenbahn von Soest über Hagen nach Kabel ist nunmehr eröffnet.

— Die feste Ueberbrückung des Rheins bei Ludwigshafen scheint nun gesichert, nachdem die Regierung ihre Einwände hat fallen lassen; nur verlangte letztere, daß eine Verbindung zwischen Speyer und Germersheim durch die Ludwigsbahn hergestellt werde.

— Die kehler Brücke über den Rhein ist am 6. April eröffnet worden. Wir haben den Bau dieses für den internationalen Verkehr so wichtigen Werkes mit der ihm gebührenden Aufmerksamkeit verfolgt und berichten heute, daß der Weg von dem Zentralbahnhof in Straßburg nach Kehl in 18 Minuten zurückgelegt werde.

Denkmäler.

— Für das Steindenkmal sind beim Komite 28,000 Thaler eingegangen.

— Dem Erfinder der Dampfmaschine, James Watt, wird in seiner Geburtsstadt Greenock ein Denkmal errichtet.

— Die Bronzestatue des Generals Havelock ist jüngst auf Trafalgar-Square neben Nelson's Monument aufgestellt worden.

— Das dresdner Stadtverordnetenkollegium hat für das Lutherdenkmal in Worms einen Beitrag von 300 Thalern bewilligt und zugleich die Absicht kundgegeben, denselben auf 500 Thaler zu erhöhen.

Gestorben.

— Fürst Leopold von Waldburg-Zeil-Wurzach, Erbreichsoberhofmeister des Königreichs Württemberg, 65 Jahre alt, zu Wurzach.

— Musikdirektor Neithardt, am 18. April in Berlin.

— Lebrun, Akademiker, in Paris, am 20. April.

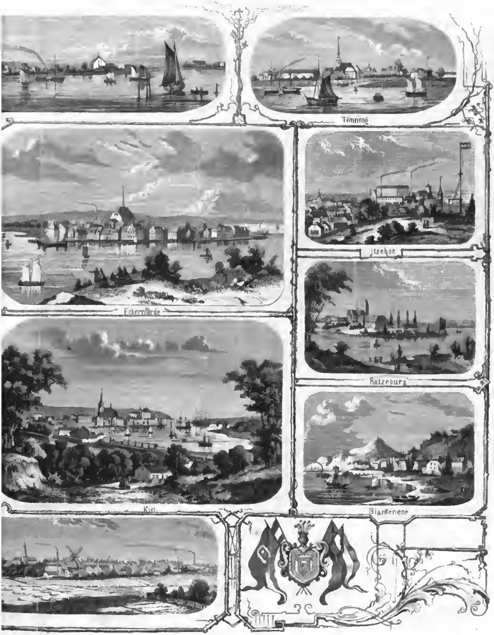
— Johann Heinrich Richartz, Gründer des kölner Museums, am 22. April zu Köln.

— General Jermoloff, vormaliger Kommandirender im Kaukasus, in Moskau, am 24. April.

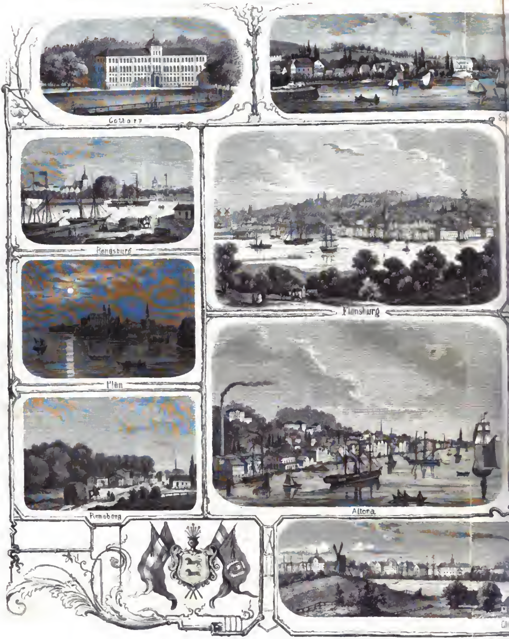
— Professor Fallmerayer, am 26. April in München.



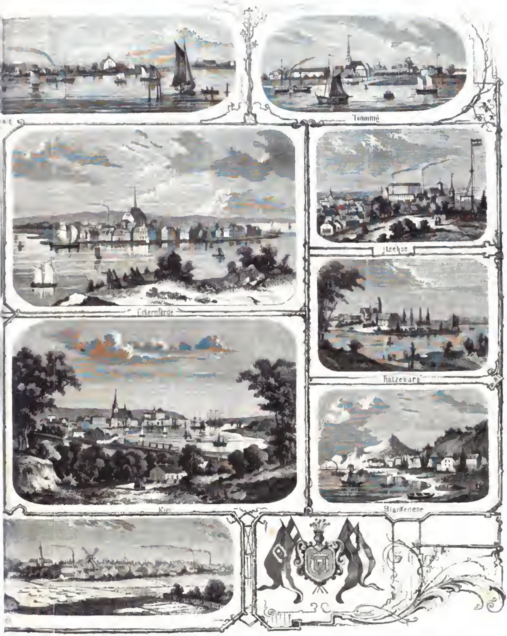
Bilder aus Schleswig-Holst



ungen von Gottheil. (S. 498.)



Bilder aus Schleswig-Holstein.



Zeichnungen von Gottheil. (S. 498.)

Verrechnet.

Novelle

von

Moriz Hartmann.

(Schluß.)

5.

Es war im Hause, wie es in den ersten öden Stunden zu sein pflegt, nachdem man einen Sarg hinausgetragen. Es herrscht eine große, dumpfe Leere. Wie in den Stuben, ist es in den Gemüthern. Alles schweigt, wie in Angst, jeder Laut könnte einen unerträglichen Schmerz erwecken.

Der Marchese war offenbar herbeigeeilt, um das Unglück mittragen zu helfen und um zu trösten; aber dieser stumme Schmerz verdammte ihn zur Unthätigkeit. Er konnte nur die kleine Emilia trösten und beruhigen, da sie, geängstigt von der Stille und dem Ausdrucke auf allen Gesichtern, zu weinen anfing. Sie schlief in seinen Armen ein und er trug sie in ihr Bette, das war das Zeichen zum Aufbruch; man trennte sich mit stillem Händedrucke.

Lucy hatte sich so gewöhnt, das wahre Gefühl, das sie mit dem Andenken an Odo verband, vollkommen zu verbergen, daß es ihr, auf ihrem Zimmer angekommen, so schien, als ob sie jetzt erst ihren Thränen freien Lauf lassen dürfte. Aber sie war nicht allein. Bald öffnete sich die Thüre und Zanetta sank vor ihre Füße, drückte die Stirne auf ihre Knie und begann zu schluchzen.

„Lucy," rief sie, „meine geliebte Lucy, was soll ich beginnen? wie soll ich länger leben? Ich habe ihn geliebt, so unendlich geliebt!"

Lucy hob ihren Kopf auf und sah ihr in die thränenvollen Augen. Der Ausdruck dieser Augen sagte es ihr klar, daß keine kindische Einbildung aus diesen Worten sprach, sondern die überzeugteste Liebe einer Jungfrau.

„Armes Kind!" seufzte Lucy und zog sie an ihr Herz. Wie gern hätte sie ihr jetzt gesagt: auch ich habe ihn geliebt! aber die Scham, diese Liebe zu gestehen, die sich im Laufe so kurzer Zeit in ihr eingenistet hatte, verhinderte sie auch jetzt, das Geständniß über die Lippen zu bringen, obwohl ihr in diesem Augenblicke Zanetta nicht mehr wie ein Kind erschien, sondern wie eine Jungfrau, die der gleiche Schmerz zu ihrer ebenbürtigen Freundin machte.

In der That war von dieser mitternächtigen Stunde an ihr Verhältniß ein anderes. Ein Kind, das so liebt wie Zanetta, und dem es so gesteht und dem das Geständniß durch solches Unglück entrissen wird, ist kein Kind mehr. Zanetta fühlte das wohl, wie Lucy, und — wie sich beim Weibe innigste Empfindungen gerne durch Aeußerlichkeiten offenbaren, oder vielmehr symbolisiren — so wollte sie, die ihr Herz durch Verwittwung zur Weiblichkeit gereift fühlte, die kurzen Mädchenkleider nicht mehr anlegen, die ihr, dem zarten, kaum sechzehnjährigen Kinde bisher so natürlich schienen. Plötzlich erschien sie vor Lucy in langen Kleidern, die ihr, mit dem Ausdrucke tiefen Kummers im Gesichte, das Ansehen eines fertigen, frühgeprüften Weibes gaben. Lucy erschrack, als sie sie so erblickte. Sie fühlte sich ihr freilich näher, aber sie konnte sich nicht mehr überreden, daß der Schmerz und die Liebe Zanetta's Gefühle eines Kindes seien, die verwischt werden können, und sie kam sich wie eine Verbrecherin vor, die Ruhe dieses Kindes ihren phantastischen Erziehungsplänen für Odo geopfert zu haben, indem sie den Keim einer kindlichen Neigung absichtlich und halb und halb in der Freude eifersüchtiger Selbstquälerei bis zu einer Leidenschaft pflegte und erzog, die offenbar mit der ganzen Seele Zanetta's verwachsen war. Je schuldiger sie sich fühlte, desto hingebender und zärtlicher wurde sie für Zanetta; sie vergaß zu Zeiten ihren eigenen Schmerz über dem Kummer ihrer Freundin, und für diese fand sie Trostesworte und selbst Trostgründe, die sie für sich selbst vergebens gesucht haben würde.

Diese Theilnahme steigerte sich, je tiefer und je sichtbarer von Tag zu Tag Zanetta in ihrem Kummer und endlich in eine Art krankhaften Trübsinns versank, aus dem sie nichts zu reißen vermochte, wie sehr sie sich auch selber zwang, ihre Umgebung manchmal durch ein Lächeln oder durch einen Scherz zu beruhigen. Allgemach schwand auch diese Rücksicht für ihre Umgebung. Stundenlang saß sie in einem Winkel ihres Zimmers oder des Salons, und sah mit starren Augen vor sich hin, die sie schloß, sobald man sich ihr näherte um sie anzusprechen und sie zu zerstreuen. Eine ungeduldige Bewegung oder ein tief schmerzlicher Ausdruck wies jeden zurück, der es versuchte, sie aus ihrem Hinbrüten zu reißen. So ging sie auch stundenlang und allein in den winterlichen Gängen des Gartens auf und nieder, schweigend, träumerisch, nur manchmal in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, wenn über den dunkeln See ein Segel dahinstrich. Nur ein Mittel gab es, das sie auf Stunden, wenn auch nicht erheitern, so doch aus ihrem dumpf traumartigen Zustande reißen konnte, und dieses Mittel hatte Lucy mit jenem, dem wahren Weibe angeborenen ärztlichen Instinkte aufgefunden. Es war ein Besuch im Parke der Röder'schen Pension, im Hause und an der Stätte, wo Odo zwei Jahre seines Lebens verbracht hatte. Dort, unter den Tannen und den Kastanienbäumen, lustwandelte sie heiter mitten im Winter, als wäre ihr Herz von Frühlingsgefühlen belebt, und horchte sie den Worten des guten Herrn Röder, seiner liebevollen Stimme, der doch auch Odo so gerne gehorcht hatte.

Auf Lucy mit ihrem brittischen, der Selbstbeherrschung so sehr fähigen Charakter wirkte der leidenschaftliche Kummer des italienischen Kindes wie ein Räthsel und wie ein geheimnißvoller Zauber. Sie kam sich selber kalt und gefühllos vor. „Das ist Liebe," sagte sie zu sich selber, „was Du für Odo fühltest, war herzliche Neigung zu einem Kinde, das eine schöne Zukunft versprach, und halb und halb Phantasie." Und doch wieder sagte sie sich, daß Zanetta's Liebe nur auf Visionen ihres eigenen Gemüthes, auf jenen verklärenden Bildern beruhe, die sie sich von Odo machte, und die sie ehemals zu schildern liebte, wie sich Kinder gerne Märchen vorerzählen. Aber je räthselhafter ihr das Wesen Zanetta's war, desto mehr zog es sie an, und je beunruhigender ihr Zustand, desto mehr Liebe und Sorgfalt glaubte sie ihr schuldig zu sein. Bei ihr, wie bei allen andern Hausgenossen, war das traurige Loos des Entfernten vor dem Anblick der gegenwärtigen Leiden Zanetta's in den Hintergrund getreten. Selbst Sir William vergaß seine Krankheit.

Der Marchese, der sich nicht entschließen konnte, sein Kind in diesem Gemüthszustande zu verlassen und seine Reise aufgegeben hatte, sah die Sorgfalt Lucy's mit unendlicher Rührung. Oft, wenn er mit ihr am Bette Zanetta's saß — denn schon war es so weit gekommen, daß der treffliche Dr. Pelissier anrieth, sie Tage lang im Bette zu halten — faßte er plötzlich ihre Hand und zog sie an seine Lippen. Lucy ließ es geschehen. „Die Einen liebten mich wie eine Mutter, er liebt mich mit väterlicher Liebe als Krankenpflegerin seines Kindes," dachte sie bei sich mit jener Ironie gegen sich selbst, die ihr in diesen Jahren zur Gewohnheit geworden. — Zanetta aber, wenn sie sprach, sprach ihr in einem andern Sinne. Mit der Ruhe einer älteren Person und mit der Ueberlegenheit eines Wesens, das in Beziehung auf sich selbst mit Allem abgeschlossen und mit der Welt abgerechnet hat, das jeden falschen Schein ablegt und sich durch Erfahrung zu Rath berechtigt glaubt, versicherte sie Lucy, daß sie ihr Vater liebe und daß er würdig sei von ihr geliebt zu werden. „Er liebt mich," fügte sie hinzu, „er wird unglücklich sein, wenn ich sterbe, Eines könnte ihn trösten, Deine Liebe, Lucy!"

Lucy glaubte auf die Phantasieen des kranken Kindes eingehen zu müssen, und gab ihr die Gegenversicherung, daß sie ihre Worte nicht vergessen werde.

Dr. Pelissier aber durfte auf die Todesahnungen Zanetta's nicht eingehen, und auf ihre Versicherungen hin, daß sie bald sterben werde, nicht aufhören, nach Mitteln zu ihrer Rettung zu suchen. Eine neue Welt, neue Umgebung, neue Eindrücke, meinte er, könnten die Gemüthskranke zerstreuen und sie von den Gedanken abwenden, an die sie sich jetzt mit Hartnäckigkeit festklammerte. Er hoffte viel von der heimatlichen Luft und von der Schönheit der genuesischen Heimat. Zanetta hatte außerdem in früheren Zeiten immer mit großer Sehnsucht von Genua gesprochen, das sie in früher Kindheit verlassen hatte und das ihrer Phantasie mit allem Zauber einer Fata Morgana vorschwebte. Noch jetzt flog ein melancholisches Lächeln über ihre Lippen, wenn Genua, wenn Italien vor ihr genannt wurden. Er rieth dringend, dieses schöne Mittel zu versuchen. Die politischen Angelegenheiten und in's Besondere die Stellung des Marchese waren in diesem Momente so beschaffen, daß man die Rückkehr in die Heimat leicht und ohne Demüthigung bewerkstelligen konnte. So ging denn auch der Marchese gleich daran, die nothwendigen Schritte bei seiner heimischen Regierung zu thun und die Reise vorzubereiten.

Aber welche Hoffnungen für Zanetta man an diese Uebersiedlung knüpfte, und wie sehr diese Hoffnungen die ganze durch innige Liebe und gemeinschaftliche Schicksale so eng verbundenen Hausgenossen aufheiterten, so war die Aussicht auf die nahe Trennung andererseits doch eine neue Ursache zu neuer Betrübniß. Auch behauptete Zanetta, daß ihr Genua und das Meer die Liebe und die Gesellschaft Lucy's nicht ersetzen können. Sie sträubte sich mit krankhafter Leidenschaftlichkeit gegen die Reise, und brachte so zu Betrübniß noch Zweifel und Unentschiedenheit in die Gemüther. Es war, als sollte es in dieser kleinen Welt nicht mehr zu Ruhe und Klarheit kommen.

An einem jener schönen Februartage, die an den Ufern des Genfersees so frühen und vollen Frühling heucheln, um dann wieder in des Märzen Sturm und Schnee wie ein schöner Jugendtraum zu verschwinden, ging Lucy allein und in Gedanken vertieft im Garten auf und nieder, in dem es bereits zu singen und zu sprossen begann. Sie hatte das Bedürfniß sich zu fassen und zu sammeln. Obwohl eben erst ein Schicksal über sie dahin gegangen, und die Folgen in Gestalt der kranken Zanetta sie noch immer verkörpert und mit immer neuen Sorgen und Leiden umgaben, war es ihr doch, als stünde ihr eine neue Entscheidung bevor. Die Gespräche Zanetta's über die Liebe ihres Vaters machten ihr einen um so tieferen Eindruck, als das Mädchen sich nur zum Sprechen aufraffte, um von diesem Gegenstande zu sprechen, als es schien, es sei dieß das Einzige, was sie noch auf dieser Erde interessirte, und als sie diese ihre Reden mit schwacher Stimme, wie aus dem Traume, wie ein Orakel, eine Warnung und eine Bitte hervorbrachte. Das Wesen des Marchese war mit den Worten seines Kindes in vollster Harmonie. Lucy konnte sich darüber nicht täuschen, daß ihn ein mächtiges Gefühl in seinem Innersten bewegte, und sie war gerührt, wie dieser ernste, vom Schicksal und durch Charakter gefestete Mann, zu dem mit Achtung emporzublicken sie so viel Ursache hatte, ihr gegenüber eine fast jünglinghafte Schüchternheit zeigte, als ob er sich, der beinahe vierzigjährige Mann, so jugendlicher Empfindungen schämte. Sie wußte, daß er sie liebte, wenn sie es auch ohne Zanetta's Reden vielleicht nicht errathen haben würde. Was sollte sie ihm antworten, wenn er ihr seine Liebe gestand? Sie hatte sich diese Frage, im Garten auf- und abgehend, kaum gestellt, als er neben ihr stand und sich schweigend ihrem Spaziergange beigesellte.

„Miß Lucy," sagte er endlich, „ich komme eben von Zanetta; sie ist fest entschlossen zu bleiben, um sich nicht von Ihnen zu trennen."

„Haben Sie ihr," fragte Lucy, „die Grille nicht auszureden gesucht?"

„Nein, Miß Lucy. Dieser Liebe wegen zu Ihnen ist mir das Kind nur theurer. Kann ich gegen eine Anhänglichkeit sprechen, die mir so begreiflich ist?"

Lucy schwieg. Der Marchese fuhr nach einiger Zeit mit bebender Stimme fort: „Das Kind stirbt, wenn es bleibt; es stirbt, wenn wir es zwingen, Sie zu verlassen. Miß Lucy kommen Sie mit uns."

Der Marchese schwieg wieder, aber Lucy sagte: „Fahren Sie fort, Sie haben nur noch etwas zu sagen."

Sie wußte, daß ihr der Marchese jetzt seine Liebe gestehen werde, aber nicht um dieses Geständnisses wegen forderte sie ihn auf fortzufahren. Sie hoffte, daß in seinen Worten etwas sein werde, was sie über sich selbst, über ihre Lage, über ihr Verhältniß zu ihm und den Kindern aufkläre; sie wünschte, daß in diesen Worten etwas wie ein Gebot der Pflicht sein werde, das sie zwinge, auf seinen Antrag einzugehen, und daß doch ausgesprochen sei. Es war ihr, die sich so tief gealtert fühlte, als dürfte sie nicht mehr bloßen Empfindungen des Herzens folgen, als müßten Pflichten und Verstand bei ihrer Handlungsweise mit betheiligt sein.

Der Marchese fuhr fort: „Meine Kinder lieben Sie wie eine Mutter; seien Sie es! Sie retten außerdem Zanetta."

Wie glücklich war Lucy, daß er nicht sagte: „Ich liebe Sie!" Sie empfand die große Bescheidenheit, die dieses Schweigen verrieth und wahrlich, so sagte sie sich, er dürfte noch Liebe gestehen und fordern. Mit Thränen in den Augen wandte sie sich zu ihm, gedemüthigt von der Demuth, mit der er vor ihr stand, und wie sie rasch die Hand ausstreckte und sie ihm reichte, und er diese Hand faßte und sie an seine Lippen zog, war es ihr, als würde sie aus einem Traume in die Wirklichkeit gezogen, als käme sie wirklich zu Halt und Ruhe. Sie fühlte festen Boden unter ihren Füßen, und auf dem eben erst betretenen Lebenswege empfand die Neuverlobte, was Neuverlobte so selten empfinden, Abgeschlossenheit, Befriedigung. Sie lächelte, und der Marchese schloß sie in seine Arme.

Diese eigenthümliche Verlobungsszene hatte ihren Zeugen. Die kleine Emilia war ihrem Vater nachgeschlichen und umklammerte Lucy's Knie, während sie der Marchese umarmte. Das Kind weinte vor Freude, ohne eigentlich zu wissen, warum es weinte. Lucy fühlte sich wie in Liebesbanden gefangen; sie hob das Kind an ihre Brust und küßte es herzlich. Sie glaubte glücklich zu sein, und strahlenden Gesichtes ging sie an der Seite des Marchese mit dem Kinde auf dem Arme in's Haus.

Als sie Zanetta so eintreten sah, sagte sie mit einem Lächeln des Errathens: „So ist es gut. Jetzt dürfen wir reisen."

Erst gegen Abend traten der Marchese und Lucy vor Sir William, der den Tag hindurch von Schmerzen geplagt gewesen war, sich jetzt aber einer ruhigen Stunde und mit dieser wie immer einer heiteren Laune erfreute, um ihm die neue Wendung der Dinge mitzutheilen. Sir William, der den Marchese so sehr schätzte und liebte, legte hocherfreut ihre beiden Hände ineinander und wünschte sich und ihnen Glück. Lucy sah alle Welt, alle die sie liebte, glücklich; sollte sie es nicht sein?

Voll der frohesten Zuversicht in die Zukunft, saßen die Drei da, und besprachen die gemeinschaftliche Reise und Ansiedlung in der Villa des Marchese, auf einem der schönsten Hügel zwischen Genua und La Spezzia, und andere Pläne der Zukunft, als sich plötzlich die Thüre aufthat, und zu aller Ueberraschung, ja zu ihrem Schrecken Zanetta hereintrat. Sie kam, wie sie eben das Bett verlassen haben mußte. Das Haar hing lang und ungeordnet über Gesicht und Schultern, das dünne, weiße Nachtkleid schmiegte sich in Falten um die zarten, schmächtigen Glieder; die Füße waren nackt; so waren auch die Arme, von denen die Aermel zurückfielen, indem sie beide Hände ausstreckte, deren eine ein Licht, die andere ein entfaltetes Papier hielt. So stand sie da wie eine Geistererscheinung, und wie ein Geist blickte sie aus den großen, schwarzen Augen. Aber ihre Wangen waren von einer Röthe, von einer Glut überflogen, die man seit Monaten nicht an ihr gesehen hatte. Sie wollte sprechen, aber konnte nicht. Der Marchese und Lucy eilten ihr entsetzt entgegen und wollten sie zu einem Stuhl führen, aber sie sträubte sich; sie streckte ihnen nur das Papier entgegen, das sie krampfhaft in der Rechten hielt. Es war das englische Flottenjournal.

„Die Zeitung! Die Zeitung! Nachrichten von Odo!" rief Lucy.

Zanetta nickte und lächelte selig, aber sie ließ das Blatt nicht los, das nun auch Lucy gefaßt hatte. Sie that einen Schritt weiter, seufzte tief auf, und indem sie alle Anwesenden nach einander lächelnd angesehen, stieß sie aus tiefster Brust die Worte hervor: „Es ist ein glücklicher Tag!"

Mit diesen Worten war der Bann, der auf Zanetta lag wie ein Starrkrampf, gebrochen. Raschen Schrittes näherte sie sich der Lampe, die vor Sir William stand, entfaltete das Blatt und las: „Wir haben von Port Adelaide aus Nachrichten über die Penelope. Das Schiff ist nördlich von Neuholland gestrandet, aber die Mannschaft ist zum großen Theile gerettet. England dankt dieses dem Muthe, der Umsicht, der Ausdauer eines Midshipman, Odo Wortlington!"

Zanetta stieß bei Lesung dieses Namens einen zitternden Ton aus, der eben sowohl einem Lachen als einem Schluchzen glich, rasch aber fuhr sie fort: „Auf einer halbzertrümmerten Schaluppe sammelte er unter beständigen Gefahren den größten Theil der Mannschaft, die, von den hochgehenden, sturmbewegten Wellen hin und her getrieben, mit dem Tode rang. An ihrer Spitze setzte er dann zu Lande die Reise fort. Schon am nächsten Tage stieß er auf einen Haufen Wilder, die sich eben bereit machten, den Kapitän der Penelope, der an einem andern Punkte gelandet und in ihre Hände gefallen war, zu tödten, um ihn zu verzehren. Mr. Wortlington befreite den Kapitän nach einem heißen Kampfe. Da dieser in Folge der erfahrenen Mißhandlungen krank und unfähig war das Kommando zu übernehmen, behielt es der kaum neunzehnjährige Mr. Wortlington, und er zeigte sich seiner schwierigen Aufgabe gewachsen. Durch undurchdringliche Wälder, durch Wüsteneien und durch Gegenden, die nie eines Europäers Fuß betreten, im beständigen Kampfe mit wilden Stämmen, mit Hunger und Durst und Krankheiten, selbst mit der Muthlosigkeit und Verzweiflung seiner Untergebenen, führte er die Schaar wochen-, ja monatelang, bis er sie zu europäischen Ansiedlungen brachte. Der bei der Admiralität eingelaufene Bericht des kranken Kapitäns, der nur Zuschauer der Thaten des jungen

Mannes sein konnte, findet nicht Worte genug, seinen Heldenmuth zu rühmen. Wir begnügen uns heute mit dieser kurzen Notiz, die wir zu drucken eilen, um viele besorgte Seelen zu beruhigen. Wir hoffen, die Odyssee des jungen Helden bald ausführlicher mittheilen zu können."

Nachdem Janetta dieses gelesen, flog ihr Blick triumphirend von Gesicht zu Gesicht. Sir William war der Erste, der Worte fand. „Lucy," sagte er, „der wurde, wie Du prophezeit hast!"

Der Abend war sehr belebt. Man konnte das Thema von Odo's Leiden und Heldenmuth nicht erschöpfen. Am beredtesten war Janetta, am schweigsamsten aber Lucy.

6.

Nur wenige Wochen nach jenem Abende war in den Landhäusern wieder sehr Vieles verändert. Janetta blühte wie eine junge Rose; ihr Siechthum, ihr Trübsinn war an jenem Abende von ihr gefallen wie eine Hülle, die man abwirft; sie war blühender als je vorher, selbst ihre Wangen, die von Natur zu ewiger Blässe verurtheilt schienen, waren jetzt von einer unverwischbaren, sanften Röthe gefärbt; ihr Mund lachte im Widerspruch mit ihren tiefen, immer ernsten Augen und brachte nur Scherz- und Witzworte hervor. Sie war die Verkörperung jungen Glückes, und wie die menschliche Fortsetzung des schönen Frühlings, der nunmehr in lachendster Fülle die Ufer des Genfersees bedeckte. Die Hauptanlässe der Reise waren somit weggefallen; nichts drängte mehr zum Abschied von den altgewohnten, liebgewordenen Stätten. Doch war der Marchese nach Genua gereist, um sein Haus zu bestellen, daß es würdig sei seine junge Gattin zu empfangen. Seit drei Wochen war er der glückliche Gatte Lucy's. Wenige Tage, nachdem die Nachricht von Odo's Rettung angekommen war, begann sie zur Vermählung zu drängen. Niemand sah in die Vorgänge ihres Innern, aber man kann sie errathen. Sie wollte die Schiffe hinter sich verbrennen; sie wollte sich den Rückweg abschneiden. In ihrer Stärke hatte sie Angst vor ihrer Schwäche. Sie wußte, Odo werde, kaum nach Europa zurückgekehrt, herbeieilen, um die alten Freunde zu sehen. Er wird ihr so entgegentreten, wie sie ihn geträumt hatte, als ein heroischer, früh erprobter junger Mann. Die große Reise, die großen Erfahrungen, die überstandenen Leiden müssen ihn früh gereift haben; er wird sich ihr, sie wird sich ihm näher fühlen. Alle Ursache, sich ihrer Liebe zu schämen, ist vielleicht weggefallen und mit ihr die Schranke, die sie von Odo trennte. Wird sie stark genug sein, dem braven Marchese, den sie in ihrem Besitze so glücklich sah, ihr Wort zu halten, und Janetta, deren Mutter sie schon geworden, den Mann entgegenzuführen, ohne den das junge, zarte Geschöpf nicht mehr leben zu können schien? Sie mußte sich vor sich selber schützen, sie wollte sich nicht auf sich allein verlassen, wo es das Glück Anderer betraf; sie suchte nach einem Zwang, nach einem positiven, festen Halt; Beides bot ihr, das wußte sie, eine definitiv übernommene Pflicht, und so sprach sie, wie gesagt, schon wenige Tage nach Ankunft jener Nachricht den Wunsch nach baldiger Vermählung aus.

Sie fand in aller Stille in der englischen Kapelle Statt.

Und jetzt war sie schon seit drei Wochen Marchesa Brofferio. Sie saß auf ihrem Lieblingsplätzchen, unter den Platanen auf der Terrasse, und nahm Abschied von ihren Kindern, die mit Sir William, den sie Großonkel nannten, eine Spazierfahrt auf die ferne Pinte am andern Ufer des Sees machen sollten. Sir William saß schon im Wagen und ließ die Peitsche ungeduldig knallen. „Adieu, Mama," sagte Emilio, und küßte Lucy die Hand; „schreibe dem Papa schöne Sachen." — „Adieu Mama," wiederholte Janetta und schloß sie in ihre Arme. Lucy küßte Beide auf die Stirne und sie liefen durch den Garten in den Hof, sprangen in den Wagen, der gleich darauf dahenrollte.

In dem Augenblicke, da der Wagen aus dem Hofgitter fuhr, rauschte es hinter Lucy in dem Gebüsche, das die Gartenmauer verhüllte und sie überwucherte. Ehe sie sich nach dem Geräusche umsehen konnte, sprang ein junger Mann aus der dichten Umhüllung, und ehe sie einen Schrei der Ueberraschung ausstoßen konnte, lag Odo zu ihren Füßen. Sie erkannte ihn augenblicklich, obwohl er sich bedeutend verändert hatte. Er war höher gewachsen und stärker geworden; sein Gesicht war braun und verbrannt und von einem kleinen Backenbarte eingefaßt, wie ihn englische Seeleute lieben. „Endlich," rief er lachend, „endlich bin ich da! Die kleinen Kreaturen, die Sie da liebkosten, haben mich um einige kostbare Minuten gebracht, die mir eine Ewigkeit schienen, denn ich liege schon lange hier auf der Mauer versteckt und wartete, bis ich Sie allein haben konnte."

„Odo!" seufzte die Marchesa, indem sie sich an die Platane lehnte und beide Arme fallen ließ.

Der Ton ihrer Stimme verscheuchte plötzlich die Lustigkeit, mit der er herbeigesprungen war; mit einem Ausdruck tiefster Innigkeit faßte er ihre beiden Hände, sah ihr in die Augen und sagte mit zitternder Stimme: „Bin ich endlich da! bei Ihnen, Lucy! in dem Augenblicke, nach dem ich mich seit Jahren gesehnt habe, seit Jahren und immer, immer, in guten und bösen Stunden, und überall, unter allen Himmelsstrichen."

In diesen Worten, in der Innigkeit, ja Leidenschaft, mit der sie hervorsprudelten, im Tone der Stimme lag etwas, was Lucy mit Schrecken erfüllte. Sie entzog ihm die eine Hand und fuhr sich über die Stirne. Es war ihr, als sollte ihr jetzt erst ein Unglück kund werden. Sie suchte sich zu fassen und ließ die Blicke wie suchend durch's Weite schweifen, während Odo die Hand, die sie ihm ließ, mit Küssen bedeckte.

„Odo," sagte sie, „haben Sie die Kinder gesehen, die mich eben verließen? Haben Sie sie nicht erkannt?"

„Nein," sagte er, „was kümmern mich die Kinder? Ich habe von meinem Verstecke nur Sie angesehen, nur das liebe, bekannte Gesicht, das so viel schöner geworden ist."

„Ahnen Sie nicht, wer die Kinder sind?" fragte sie weiter. „Sie stehen Ihnen nahe."

„Wie?" fragte er erstaunt.

„Es sind die Kinder des Marchese Brofferio."

„Brofferio?" fragte er wieder. „Wer ist Marchese Brofferio?"

„Jener Herr Durand!"

„Ach so!" lachte Odo; „die Kleine ist meine Gerettete. Ach, die alte Geschichte! Ich hätte sie längst vergessen, wenn ich ihr nicht Ihre Bekanntschaft verdankte. Gesegnet sei die Kleine, die in's Wasser fiel, und die Große, die sie hineinfallen ließ. Wie kommen die Beiden hierher?"

„Es sind meine Kinder," lispelte Lucy.

„Ach," lachte Odo wieder, „daran erkenne ich Sie. Sie müssen immer Mama sein, immer für Jemand sorgen, Jemand Gutes thun."

Plötzlich ging er wieder vom Lachen zum innigsten Ernst über: „Nein, Lucy," rief er, „es gibt auf Erden kein Weib wie Sie. Sehen Sie, das steht hier in diesem Herzen fest, und von Tag zu Tage, seit ich Sie kenne, ist diese Ueberzeugung in mir mächtiger geworden. Ich habe Ihresgleichen nicht gefunden, ich werde Ihresgleichen nicht finden. Verzeihen Sie, Lucy, daß ich Ihnen so spreche; ich muß, ich kann nicht anders. Im Glücke des Wiedersehens sprudelt mein Herz über, und doch kann ich Ihnen den millionsten Theil dessen nicht sagen, was ich Ihnen auf der Oede der See, in der Wildniß der Urwälder, in Glück und Unglück gesagt habe. Lassen Sie mich sprechen, so lange ich im Rausche dieser Stunde den Muth dazu habe. Es spricht nicht mehr ein Knabe zu Ihnen; glauben Sie mir, ich bin ein Mann, ich bin alt geworden, und ich kann jetzt beurtheilen, was ich schon als Knabe gefühlt habe. Und ich habe es mir geschworen, es Ihnen gleich zu sagen."

Lucy machte eine abwehrende Bewegung. Sie empfand eine wahre Todesangst vor dem Worte, das er aussprechen wollte. Odo erschrack vor dem starren Ausdrucke ihres Gesichtes und verstummte.

Lucy richtete sich auf und sagte mit einem gezwungenen Lächeln, zu dem sie die ganze Kraft ihres Wesens zusammennehmen mußte: „So lassen Sie mich doch auswerden. Verweilen Sie doch einen Augenblick bei diesen beiden Kindern, sie verdienen das. Die Kleine dankt Ihnen das Leben und die Große mehr als das Leben, und sie empfindet das mit der wunderbarsten Innigkeit. Erinnern Sie sich doch an das kleine, blasse Gesicht mit den großen, schwarzen Augen, das Ihnen einen so tiefen Eindruck machte. Das ist Janetta, das liebenswürdigste Geschöpf dieser Welt; Sie müssen sie kennen lernen."

„Lucy, ich begreife Sie nicht!" rief Odo ungeduldig und gedrückt; „ich bin so glücklich, bei Ihnen zu sein, ich will nur mit Ihnen allein sein und Sie sprechen mir immer von Andern, von Fremden."

„Es sind nicht Fremde, es sind meine Kinder!" sagte Lucy mit Nachdruck.

„Nun ja, aber —"

„Meine Kinder!" wiederholte Lucy, und indem sie sich an die Platane zurücklehnte und sich unbewußt instinktmäßig fester auf ihre Füße stellte, fügte sie hinzu: „Ich bin die Frau ihres Vaters."

Odo sah sie mit weit offenen Augen an, dann sank er auf einen Stuhl und sagte vor sich hin: „Also kam ich doch zu spät. O mein Glück und meine Träume!"

Lucy hätte sich ihm so gerne genähert; sie fühlte eine unendliche Sehnsucht, ihre Hand auf seinen herabfallenden Kopf zu legen, ihn an ihre Brust zu drücken, aber sie konnte keinen Fuß bewegen. Sie war wie eingewurzelt. Unbeweglich stand sie da und sagte: „Odo! geben Sie kindische Gedanken auf — Sie haben mich Ihre Mama genannt — ich bin so viel älter als Sie — ich bin und bleibe Ihre Mama — ich habe für Sie gesorgt. Lernen Sie Janetta kennen; sie liebt Sie; ihre ganze Seele ist von Ihnen erfüllt. Ach, wüßten Sie, was das Kind um Sie gelitten hat. Sie war dem Tode nahe, als man Sie verloren geglaubt, und sie blühte wieder auf, sie lebt und ist glücklich, seit wir wissen, daß Sie gerettet sind. — Es ist ihr Tod, wenn Sie sie verschmähen. Nehmen Sie sie aus meiner Hand — ich kann Ihnen nichts Besseres geben. Ich habe sie für Sie erzogen, ich habe die Liebe zu Ihnen in ihrem Herzen gepflegt."

Bei diesen Worten sprang Odo von seinem Sitze auf und stellte sich drohend vor Lucy. „Wer gab Ihnen das Recht," rief er zornig, „über mein und Ihr Herz zu verfügen. Hier dieses," fuhr er fort, indem er mit geballter Faust auf die Brust schlug, „ist keines, das man so vergibt. Es liebt und bleibt sich treu."

Eben so rasch, als er aus dem Gebüsche gesprungen war, sprang er jetzt wieder hinein. Es schlug hinter ihm zusammen. Lucy hörte seine Schritte, die wie fliehend auf der Landstraße forteilten. Jetzt erst gewann sie wieder die Kraft sich zu bewegen. Sie sank auf denselben Stuhl, von dem Odo eben aufgesprungen war, ihre Stirne fiel hart auf den Tisch vor ihr, und ein Strom von Thränen benetzte den Sand, der sie aufsog, als wäre es Regen.

Wochen-Chronik.

20. — 27. April.

Deutschland. Gotha 18. Nachdem der Landtag einstimmig einem Antrag auf Wiederherstellung der kurhessischen Verfassung von 1831 beigestimmt, wird er vertagt. — Dresden 19. Die Regierung legt den Ständen einen Wahlgesetzentwurf mit mäßigen Reformen vor. — Meiningen 22. Der Landtag nimmt Anträge für Schleswig-Holstein und die kurhessische Verfassung von 1831 an. — Kaiserslautern 21. Versammlung pfälzischer Protestanten über die Gesangbuchs- und Wahlgesetzfrage. — Durlach 24. Evangelische Konferenz, welche ihre freudige Zustimmung zu dem von der Regierung kürzlich vorgelegten Kirchenverfassungsentwurf ausspricht. — Kassel 18. Ein Ministerialausschreiben erklärt an, daß die Wahlen ohne Verwahrungen und Vorbehalt jeder Art zu geschehen haben. — Berlin 22. Debatte des Abgeordnetenhauses über den Antrag der Kommission, über den Antrag Niegolewski's wegen Herstellung der territorialen Einheit Polens von 1772 zur Tagesordnung überzugehen. Nachdem Niegolewski seinen Antrag begründet, Vincke und Graf Schwerin ihn bekämpft, wird der Kommissionsantrag angenommen. Die Kommission des Herrenhauses beantragt Ablehnung der als unannehmbar vorgelegten Grundsteuerentwürfe. Eine Kabinetsordre vom 23. enthält die definitive Organisirung des Marineministeriums, und die Ernennung des Kriegsministers von Roon zum Marineminister, sowie des Prinzen Adalbert zum Höchstkommandirenden der Marine. Ein Tagesbefehl an das Gardekorps schärft einen ältern Erlaß von Friedrich Wilhelm III. ein über das Verhältniß des Militärs zum Civil, was durch eine Reihe von brutalen Vorfällen veranlaßt war.

Oesterreichische Monarchie. Wien 20. Der Landtag wählt die Reichsrathsmitglieder, Schuselka sowohl als Berger fallen durch. Unter den Gewählten befinden sich Doblhoff, Pillersdorf, Pratobevera, Mühlfeld, Kuranda. Der Landtag wird geschlossen, die Presse spricht sich sehr unzünstig über seine Thätigkeit aus. 22. Die Wiener Zeitung verkündigt die Ernennung von 38 erblichen und 39 lebenslänglichen Mitgliedern des Herrenhauses, darunter Grillparzer, A. Grün (Graf Auersperg), der protestantische Superintendent Haase, und Baron von Rothschild. Die Ernennungen für Ungarn, Kroatien und Siebenbürgen werden vertagt. — Prag 20. Reichsrathswahlen darunter die Minister von Schmerling und Plener. 21. Schluß des Landtags. — Brünn 20. Schluß des Landtags nachdem über die Anträge der czechischen Mitglieder zur Tagesordnung übergegangen war. — In Zara werden am 19. die Reichsrathswahlen vorgenommen, in Triest am 20. der Landtag eröffnet, in Laibach am 20., in Innsbruck am 23. der Landtag geschlossen. — In Agram werden am 21. die Reichsrathswahlen vorgenommen, die Zentralkongregation in Venedig verweigert, sich im Reichsrath vertreten zu lassen, in Neusatz wird am 20. der serbische Nationalkongreß geschlossen. — In Pest konstituirt sich das Unterhaus am 17. — In Lemberg findet am 19. eine heftige Diskussion über die Sprachenfrage Statt. Es wird beschlossen, das Protokoll bloß in polnischer Sprache zu führen, am 24. wird der Antrag, Krakau als polnische Universität zu erklären, angenommen.

Großbritannien. London 16. Interpellation Lord Ellenborough's über den Stand der römischen Frage. Lord Wodehouse antwortet, England werde sich als protestantische Macht nicht in diese Sache. Es fällt auf, daß in dieser Sitzung zum ersten Mal die konservativen Lord Ellenborough und Lord Derby sich günstig für die italienische Einheit aussprechen. 22. Im Unterhaus eröffnet Baring die Angriffe der Tories gegen das Budget Gladstone's, ohne jedoch einen Antrag zu stellen. 23. Im Unterhaus beantragt Duncombe Vorlage der Papiere über die Beschlagnahme der von Genua nach Galacz geführten Waffen, die auf einem englischen Schiffe zurückgeführt wurden. Lord John Russel verweigert die Vorlage und vertheidigt das Verfahren der Regierung, worauf der Antrag Duncombe's mit 110 gegen 33 Stimmen verworfen wird.

Frankreich. Paris 22. Note des Moniteur, um die Blätter zur Mäßigung ihrer Sympathieen für Polen zu ermahnen. Den Polen wird verboten eine öffentliche Trauerfeierlichkeit zu halten. Der Privatsekretär des Kaisers, Mocquard, schreibt einen Brief an die Times, um eine Angabe in der Broschüre des Herzogs von Aumale zu widerlegen, daß nämlich Louis Napoleon, als seine Familie von Louis Philipp in Frankreich und Paris zugelassen wurde, gegen die Julidynastie konspirirt habe. Im Senat kommt am 24. eine Beschwerde zur Diskussion, daß die Rede des Prinzen Napoleon, den Bestimmungen des Gesetzes zuwider, allein in ... in den Provinzen verbreitet worden sei, was Herrn Billault sehr in Verlegenheit bringt. Am 25. wird der Handelsvertrag mit Belgien unterzeichnet.

Italien. Turin. Die Debatte über die Reorganisation der Südarmee wird am 20. durch Annahme des Antrags Ricasoli's geschlossen, der ein Vertrauensvotum für das Ministerium, die Zurückweisung des Antrags Garibaldi's auf sofortige Wiederherstellung der Südarmee enthält. Der Antrag Ricasoli's wird mit 194 gegen 77 Stimmen angenommen. Am 22. schickt Cialdini einen Brief an Garibaldi, der ihm die Freundschaft aufsagt und ihn wegen seiner Haltung im Parlament heftig angreift. Garibaldi antwortet am 23. in mäßigen Ausdrücken. Am 22. kommt der von Garibaldi eingebrachte Gesetzentwurf über nationale Bewaffnung in der Kammer zur Sprache, er wird beschlossen, ihn in Erwägung zu ziehen. Am 23. kommen in Mailand, am 24. in Neapel Demonstrationen der Garibaldiner vor. Am 24. kommt durch Vermittlung des Königs eine Versöhnung zwischen Garibaldi einerseits und Cavour und Cialdini andererseits zu Stande. In Neapel wirken noch die letzten reaktionären Bewegungen nach, werden indeß unterdrückt.

Rußland und Polen. In Warschau dauern die Maßregeln der Strenge fort. Trauerkleider auf der Straße, patriotische Gesänge in den Kirchen werden verboten, viele Gefangene nach Modlin abgeführt. In den Gouvernements von Mohilew, Tambow und Wiborg finden aus Anlaß der Emanzipation Bauernaufstände Statt.

Türkei. Omer Pascha, der zum Oberbefehlshaber der türkischen Truppen in der Herzegowina ernannt ist, trifft am 23. in Kaliesari ein, und begibt sich sofort nach Trebinje, wo sein Hauptquartier aufgeschlagen werden soll. — In Beyrut kam am 20. ein englisches Geschwader an.

Amerika. Präsident Lincoln scheint sich endlich zu einer kräftigen Politik zu ermannen und sendet Kriegsschiffe aus, von denen aber noch ungewiß ist, welche Bestimmung sie haben. Die Republik San Domingo erklärt ihren Wiederanschluß an das Mutterland Spanien. Der Präsident Santana erklärt sich in einer Proklamation vom 18. März als Gouverneur der Königin von Spanien. — Der Gouverneur der Havannah, General Serrano, reist am 20. März nach Spanien ab, um der Regierung die Bedingungen der Republik für den Wiederanschluß zu überbringen. Andererseits soll die Republik Haiti sowie die Republik Ecuador die Vereinigung mit Frankreich wünschen.

Die Hebungsversuche an dem versunkenen bayerischen Dampfboote „Ludwig" auf dem Bodensee.

(Zu dem Bild S. 504.)

Die Fluten des schwäbischen Meeres haben in den Abendstunden am Montage des 11. März dieses Jahres im Untergange des auf der Fahrt von Lindau nach Rorschach begriffenen bayerischen Dampfschiffes „Ludwig" durch erfolgten Zusammenstoß mit einem andern in umgekehrter Route begriffenen schweizerischen Dampfboote „Zürich" in tragischer Weise ihre Beute gefordert. Wenn gleich zu öftern Malen bei Ausübung der Seefahrt auf dem Bodensee Unglücksfälle durch Versinken zu schwer beladener Boote und dem Verluste von Menschenleben eintraten, so war die bezeichnete Katastrophe weitaus von den traurigsten Erscheinungen begleitet. — Die mannigfachen Versuche, die Leichen der Verunglückten am Seegrunde aufzufinden, waren bisher von sehr geringen Resultaten begleitet; ein Passagier und zwei Schiffsbedienstete konnten von der Tiefe gehoben werden, während die Andern wahrscheinlich sich noch auf oder in dem Schiffe befinden, möglicherweise auch

von dem Verdecke des Bootes durch die Wellenbewegung hinweggeführt, an andern und tieferen Stellen des Sees ihre Todtenruhe halten. Zur Realisirung des Unternehmens, das gesunkene Dampfboot aus dem See zu heben, geschahen Seitens der bayerischen Dampfschifffahrtsverwaltung vielfache Unterhandlungen mit in diesem Fache bewährten Technikern. Das Dampfboot selbst, in seiner Lagerungsstelle auf einem Seegrund und in einer Entfernung von etwa 8—10 Minuten Fahrzeit vom Rorschacher Hafenorte entfernt, wurde von schweizer Schiffern aufgefunden; die Messungen ergaben an Ort und Stelle 60—70 Fuß. Die Lage des Schiffes ist die gewöhnliche, der Kamin des Bootes stand anfangs aufrecht, hat sich aber jetzt, wahrscheinlich durch den Druck der Wassermassen, umgelegt. Auf dem Schiffe selbst bereitet sich die Ablagerung von Schlamm und Steingeröll in zunehmender Weise vor. — Das Dampfboot ruht auf einem von Lettenlagen gebildeten festen Grunde, um die Lagerungsstätte des Bootes senkt sich der Seegrund zu größeren Tiefen als 60—70 Fuß ab, so daß bei Ausführung von Hebungsversuchen leicht möglicher Weise eine Abrutschung des Bootes in bedeutendere Tiefe stattfinden kann. Nach langen Verhandlungen, welche durch den Verwaltungsrath der bayerischen Dampfschifffahrtsgesellschaft zur Verwirklichung der Emporhebung des Dampfbootes „Ludwig" eingeleitet wurden, kam ein Vertrag mit dem gegenwärtig zu München befindlichen Submarine-Ingenieur Wilhelm Bauer, durch einige Erfindungen im nautischen Fache bekannt und einige Zeit in russischen Staatsdiensten, dann später in England zur Erprobung von Taucherapparaten befindlich, zu Stande, wonach sich derselbe verpflichtete, unter Anwendung großer Tonnen als Luftbehälter, das gesunkene Boot von der Seetiefe emporzuheben. Die nöthigen Vorversuche mit Emporwindung von einigen in der Nähe Lindaus auf den Seegrund versenkten Anker von etwa zwei bis drei Zentnern durch Anwendung von mit Luft gefüllten Tonnen glückte, und wurde zunächst mit Einübung der Tauchermannschaft für unterseeische Verrichtungen, und zwar unter stetiger Leitung des Submarine-Ingenieurs Bauer begonnen. Der Zudrang zu diesen unterseeischen Exerzitien war Seitens einer hiezu fähigen Mannschaft nicht sehr genügend, so konnten daher nur mit fünf Individuen Taucherversuche angestellt werden. Zur Vornahme der letzteren wurde von dem ausführenden Ingenieur ein gewöhnliches Boot



Episode aus der Einnahme der Smala Abd-el-Kaders am 15. Mai 1843. Nach dem Gemälde von Horace Vernet. (S. 498.)

benützt, an dessen Vordertheil sich eine Balustrade angebracht befindet, über welche oben ein Querbalken hinausreicht mit Rollen und Krahnen versehen, um hierdurch einestheils den Tauchenden selbst mittelst tragfähiger Leine in die Seetiefe hinabzulassen, anderntheils durch abgleitende Guttaperchaschläuche die Luftzirkulation zu den am Seegrunde beschäftigten Individuen von dem Schiffe aus zu vermitteln (siehe die Abbildung). Die Taucherkleidung, mit welcher die Tauchenden versehen sind, besteht aus einem wasserdichten englischen Webstoffe, und gestattet dieselbe die freieste Bewegung der Extremitäten. Der Habit selbst reicht bis zum Halse, und wird als Kopfbedeckung ein ziemlich großer Helm in Anwendung gebracht, an dessen vorderer Seite sich eine lichte Oeffnung zur Anschauung der Gegenstände in der Seetiefe befindet; oberhalb der unmittelbar vor den Augen befindlichen Lichtöffnung befindet sich eine zweite, an welcher ein Kompaß angebracht ist, um eventuellen Falles bei unterseeischen Manipulationen zur Orientirung zu dienen. Oben am kupfernen Helm strömt mittelst Leitung durch Ventilationsapparate (Pumpvorrichtungen) von dem Schiffe aus die nöthige Luft zum Athmungsprozesse ein; wie sich auch hier eine Hebung oder Senkung des Tauchenden bewirkende Leitung oberhalb des Helmes angebracht findet, und daher der Tauchende in seinen Bewegungen durch keine anderweitigen Befestigungsvorrichtungen oder sonstige Fesselung gehemmt erscheint. Zur Beschwerung des Tauchenden, um zur Seetiefe geführt zu werden, dient ein um den Leib befestigter Bleiring, dessen Konstruktion jedoch derartig, um in Momenten der Gefahr durch die leiseste Bewegung abgeworfen zu werden. Der Helm sitzt fest auf der Rücken- und Brustseite an, feste Bänder um den Leib und zwischen den Beinen hindurch geschlungen, lassen eine sichere Verbindung mit dem Helme und durch diesen mit den oberhalb angebrachten Leitungsseilen erzielen. Für gegenseitige Verständigung zu vorzunehmenden Handlungen hinsichtlich der Hinablassung auf den Seegrund, der zu bewerkstelligenden Hebung oder sonstiger Zufälle, dient eine Leine, welche der Tauchende in Händen behält, und deren Ende ein an der Balustrade auf dem Schiff befindliches Individuum führt, um durch die leisesten Zuckungen einen Rapport zu vermitteln. Auf dem Schiffe selbst befindet sich eine Luftpumpvorrichtung, und ist eine Winde zum Aufziehen und Herablassen der Tauchenden angebracht. Einen



a. Die Luftpumpe. b. Die Winde zur Hebung und Senkung des Tauchers. c. Die Trommel der Guttapercha-Schläuche-Leitung. d. Der Ventilations-Apparat. e. Die Leine für den Rapport. f. Der Taucher.

Der Taucherapparat von Bauer zur Hebung des im Bodensee versunkenen Dampfbootes. Nach einer Originalzeichnung von Sender.

großesten Anblick gewährt es, wenn der Tauchende sich oberhalb des Wasserspiegels in schwebendem Zustande befindet, und mit ausgebreiteten Armen und Beinen ein Konterfei seltener Art zur Darstellung bringt. Bei den bisherigen Taucherversuchungen gab es mannigfache Hindernisse zu überwinden, bald hielt die Taucherkleidung den Zutritt von Wasser nicht ab, bald hörte die Luftzirkulation durch Störung der Luftpumpapparate auf; in letzterem Falle drang augenblicklich das Wasser in den Helm ein und würde unter den beängstigendsten Erscheinungen zum Erstickungstode führen; nach Aussage der Taucher bringt die Lufteinströmung in den Helm ein sehr empfindliches Tosen in den Gehirnorganen hervor, was sich in bedeutenderer Tiefe des Sees steigert; der Druck der Wassermenge ist wenig hervortretend, doch nimmt die Ansichtigwerdung der Gegenstände bei 30 bis 40 Fuß Tiefe schon merklich ab, und läßt an der Lagerungsstelle des Dampfbootes bei 70 Fuß Seetiefe wenig Ersprießliches für genaue Besichtigung erwarten. Die Hebung des Dampfbootes Ludwig bei einer Länge von 120 Fuß, einer Breite von 17 Fuß, einer Höhe von 8 Fuß 6 Zoll, mit einer kondensirenden Doppelmaschine von zweimal 20 Pferdekraft und einer beiläufigen Schwere von 2300 bis 2600 Zentnern, nebst einer Ladung von 250 Säcken Frucht an Bord, wird folgendermaßen ausgeführt. Ein Schleppboot nimmt in der Richtung des in der Seetiefe ruhenden Bootes, welche Lagerungsstelle durch einen weithin bemerkbaren, in den Seegrund eingesenkten Baumstamm mit Tannenreisig gekennzeichnet ist, Anker, und führt ein anderes Boot eine mächtige Kette an Bord, um mit derselben von dem ankernden Schiffe aus in einer Kreisfahrt um das gesunkene Dampfboot die Kette in der Seetiefe herumzulegen, die auf den Seegrund hinabgelassenen Taucher befestigen sodann diese in mühevollen Verrichtungen um das Schiff, was um so schwieriger erscheint, als die Taucherkleidung nur eine aufrechte Stellung gestattet, indem bei der geringsten Bewegung des Kopfes das Wasser in den Helm eindringt und Beschwerlichkeiten verursacht. Als Hebungsmittel dienen große, drei bis vier Fuder haltende Tonnen (das Fuder hält 18 Eimer); diese Fässer werden mit Wasser gefüllt und so auf den Seegrund gelassen, die Taucher befestigen die mit Eisenschienen wohl gefestigten Fässer an die um die Wandungen des Schiffs führende große Kette, und tritt nun das mühevolle Geschäft ein, in den Spund jedes versenkten Fasses einen von den oberhalb befindlichen Schiffen hinabreichenden Schlauch in die Spundmündung einzuführen, wodurch in Anwendung der Luftpumpen aus jeder Tonne das Wasser hinaus- und die tragfähige Luft hineingepumpt wurde. Diese unterseeischen Verrichtungen können nur unter den beschwerendsten Umständen vollbracht werden, einestheils durch den für die Athmung hervorgerufenen starken Druck und die Kälte des Wassers, anderntheils durch die das Menschenleben in einem ungewohnten Raume umgebende Dunkelheit, welche die Gegenstände mehr greifen als fühlbar hervortreten läßt. Im Ganzen werden 50 bis 60 Tonnen befestigt und den Luftpumpapparaten unterstellt werden. Für Ausführung des Vorhabens erhält der mit der Hebung des Bootes betraute Techniker 4500 fl. als Aversionalbetrag, 500 fl. wenn das Schiff innerhalb eines festgesetzten Zeitraums gehoben wird.

Die Träume. Von Stauber.



Träumt von Wechseln, aber nicht von den Gebern.



Träumt, es wäre der Nationale verboten, und würde so eben saisirt.



Träumt von Lorbeeren und warmen Decken.



Die junge Frau hat die Gewohnheit laut zu träumen, und zwar von Dingen, worüber dem Herrn Gemahl die Haare zu Berge stehen.



Träumt, er werde bei seinem Concert zum zwölften Male herausgerufen.



Träumt von den Verwüstungen, die sie in den Herzen der Männerwelt auf einem Balle angerichtet.

Tagebuch für Garten und Haus.

Mai.

Die kalten Ostwinde vom Monat April haben den Boden und die frisch umgegrabenen Beete recht starr und hart ausgetrocknet, und manche Geschäfte, welche im April geschehen sollten, verhindert, — nach dem ersten warmen Regen versäume man ja nicht, durch tiefes Felgen den starren Boden wieder zu lockern und alle Anpflanzungen und versäumten Geschäfte nachzuholen, überhaupt alle Stellen bis in die äußersten Winkel der Gärten in diesem Monat anzubauen. —

Gegen Mitte dieses Monats werden alle kalten Hauspflanzen, nachdem sie aufgebunden und theilweise verjüngt sind, aus den Gewächshäusern gebracht und auf ihre schattigen Sommerrabatten eingegraben. Nachdem dieses geschehen, bringe man an ihre Stelle in den Gewächshäusern schöne Blattpflanzen, wie Aroideen und Palmen, untermenge sie mit den schönfarbigen Begonien, und in den Vordergrund die so reizenden Gloxinien und Achimenen, um durch ein gut gewähltes Zusammenstellen der Farben dem Auge ein freundliches Bild zu gewähren. Den Pelargonien, die bei einer richtigen Behandlung den ganzen Sommer durch in der Blüte zu erhalten sind, widme man in einem luftigen und lichten Gewächshause eine besondere Abtheilung.

Bei den Birnen-, Aepfel- und Aprikosenspalieren müssen die überflüssigen Triebe ausgebrochen, und gegen Ende dieses Monats alle Fruchtzweige, welche sechs bis acht Blätter getrieben haben, auf's dritte bis vierte Blatt abgekneipt werden. Die Fruchtäste an den Pfirsichen, welche keine Früchte behalten haben, werden bis auf die untersten zwei Triebe abgeschnitten, und solche Triebe, an welchen nebenbei keine Früchte ansetzen, müssen ebenfalls ausgebrochen werden. Jedoch muß immer auf die zwei untersten Triebe Rücksicht genommen werden, indem solche zum Fruchtholz für's künftige Jahr bestimmt sind. — Die Schutzdächer oberhalb der Spaliermauern sind auf diesen kalten Winter und die kürzlich stattgehabten rauhen Winde, durch welche die Pfirsich- wie die Aprikosenbäume ohnehin sehr beschädigt wurden, für diesen Monat wie für den kommenden um so nothwendiger, als sie das Trockenhalten der jungen Triebe bezwecken und dadurch die Stockungen in der Saftbewegung verhindern, welches zum Harzfluß und Kränkeln, sowie zum Abfallen der Blätter und Zeugung der so schädlichen Blattläuse Anlaß gibt.

Wenn, wie uns aus England berichtet wird, in einem Garten in Schottland die Wellingtonia gigantea zum ersten Mal Samen ansetzte, so dürfen wir uns Deutsche nicht minder freuen, da eine drei oder vier Jahr alte, vermuthlich aus Stecklingen gezogene Pflanze, im Garten der Frau von Stein in Bockenheim bei Frankfurt, wirklich einen fast ausgebildeten Samenzapfen hat, also durch den kalten Winter weder der Samen noch die Pflanze im mindesten Noth gelitten haben. Besonders zu bemerken ist, daß neben der Bildung des Samens die Pflanze einen jährigen Trieb von 2½ Fuß gemacht hat. Diese frühe Zeugung von Samen läßt ohne Bedenken diese Pflanze für die Einführung größerer Kulturen bei der Forstwirthschaft empfehlen.

Zur Tagesgeschichte.

XXX.

Prinz Napoleon und Herzog von Aumale.

Die Rede, welche der Prinz Napoleon im Senate hielt, als aus Anlaß der Adreßdebatte über die italienischen Angelegenheiten verhandelt wurde, war nicht bloß innerhalb dieser Debatte ein hervorragendes Moment schon um der Persönlichkeit des Redners willen, sondern in der That an sich betrachtet ein politisches Ereigniß. Wer auch ihr eigentlicher Verfasser war, sei es der Prinz selbst oder Emil v. Girardin oder sonst einer der Getreuen des Palais Royal, sie war eine geschickte, wenn auch tendenziöse Zusammenstellung der Gründe, welche für die Herstellung eines einheitlichen Italiens sprachen, reichlich gespickt mit beißenden Ausfällen auf die früheren Regierungen. Mit einem Cynismus, den selbst die demokratische Presse sich bisher kaum erlauben durfte, proklamirte der Prinz das Programm des rothen Kaiserthums, indem er es als die Mission des Napoleonismus verkündete, die Verträge von 1815 zu zerreißen, die Karte Europas im Interesse Frankreichs zu reformiren, und die Prinzipien von 1789 über die Grenzen Frankreichs hinauszutragen. Aber es that gewissermaßen wohl, diese Grundsätze einmal von kompetenter Seite offen anerkannt zu hören, nachdem man bisher sich so oft die Mühe gegeben, sie hinter unschuldige Masken und hinter die Phrasen von Zivilisation und Friedensliebe zu verstecken. Es lag eine gewisse Genugthuung darin, wenn der nächststehende Prinz der Dynastie die Ansicht bestätigte, welche die Gegner des Kaiserthums aus dessen bisherigen Handlungen über dasselbe gewonnen hatten. Und in gleicher Weise mußte die Lösung, welche der Prinz von der römischen Frage gab, nach einer Seite hin wenigstens einen fast günstigen Eindruck machen. Denn wie viele Interessen und Gefühle auch die vorgeschlagene Lösung verletzt, so war es doch ein klarer, bestimmter Gedanke, eine offene, rückhaltlose Antwort auf eine Frage, welche die Vertheidiger der Regierungspolitik nur zu umgehen und durch absichtliche Zweideutigkeiten, ja durch ein förmliches System der Zweideutigkeit noch mehr zu verwirren und zu verdunkeln suchten. Aus diesen Gründen war es nicht unerklärlich, wenn die Rede nicht bloß ein verdientes Aufsehen verursachte, sondern dem Redner auch eine gewisse Popularität verschaffte, ja das Ansehen des Prinzen, welches niemals recht hatte gedeihen wollen und kaum je sich weit über den Gefrierpunkt erhob, wieder einigermaßen in's Steigen brachte. Aber der Ruhmestraum, in welchem der Prinz sich wiegen mochte, war allzu flüchtig! Die Lorbeeren, welche unerwartet Demjenigen zugefallen waren, der bisher weder auf dem Schlachtfeld noch auf der Tribüne viel Gelegenheit gehabt hatte sie kennen zu lernen, welkten allzurasch! Ja sie hatten nicht einmal Zeit zu verwelken, noch frisch wurde Blatt um Blatt von kühner Hand gewaltsam abgerissen und schonungslos zerstreut. Der Prinz sollte erfahren, daß es im Menschenleben Augenblicke gibt, wo man dem Lächerlichen näher steht, als dem Erhabenen.

Wenn der Prinz mit der Proklamirung des rothen Kaiserthums den innersten Gedanken des jetzigen Regimes offenbarte, so that er dieß nicht minder dadurch, daß seine Rede vom Anfang bis zu Ende vom giftigsten Hasse gegen die alten Dynastieen, gegen die Bourbons zumal, und ganz besonders gegen den jüngern Zweig derselben, die Orleans, durchtränkt ist. Der Napoleonide gestand damit, welche unter den Gegnern des Kaiserthums die gefährlichsten seyen. Nicht die Republikaner, nicht den Klerus, nicht die Legitimisten fürchtet das Kaiserreich so, wie es die Orleans fürchtet; denn wie ihm einerseits das eigene Gewissen sagen muß, daß es sie verdrängt hat, um etwas Schlechteres an die Stelle des Besseren zu setzen, so muß ihm auch die Ahnung aufdämmern, daß das Schlechtere eines Tages wieder verdrängt werde durch das Bessere, und daß, wenn einst das französische Volk seines jetzigen Herrn müde würde, sein Erbe kein anderer seyn würde, als das Haus Orleans, das man wohl aus Gut und Besitz, aber nicht aus der Erinnerung und den Herzen des Volkes vertreiben konnte.

Durch nichts konnte es näher gelegt werden, dieses Gefühl von der Vergänglichkeit und Veränderlichkeit aller menschlichen Dinge in den gegenwärtigen Beherrschern Frankreichs zu erwecken, als durch die kleine Broschüre, mit welcher der dritte Sohn Louis Philipps, Heinrich, Herzog von Orleans, auf jene Rede des Prinzen Napoleon antwortete. Der orleanische Prinz hatte ein Recht seine geschmähte Familie zu vertheidigen, und mit ihr die Vergangenheit Frankreichs. Aber die Erwiederung geht weit hinaus über die Bedeutung einer Vertheidigungsschrift. Indem sie die vom Prinzen Napoleon provocirte Vergleichung der orleanischen und der napoleonischen Dynastie aufnimmt, übt sie zugleich die schärfste Kritik an der letzteren, sie richtet ihre Waffen nicht sowohl gegen die Personen, als vielmehr gegen das ganze System, welchem einst Frankreich dieselben Worte zurufen werde, die der Oheim Napoleon dem Direktorium zurief: „Was habt ihr aus Frankreich gemacht?" Und wenn es vielleicht nicht eben schwierig war, diese Vergleichung zu Gunsten der gestürzten Dynastie zu wenden, so geschieht dieß zugleich in so schlagender, pointirter Weise, daß schon dadurch der ungeheure Eindruck sich erklärt, den die Broschüre überall gemacht, die zwar in Frankreich unterdrückt, aber dennoch in zahllosen Exemplaren heimlich verbreitet wurde und, wie der Herzog voraussah, „ein Echo in Europa fand und in jedem Lande den ehrenwerthen Leuten zu Herzen ging".

Die Antwort des Herzogs von Aumale ist allgemein als ein Meisterwerk der Ironie und einer schlagenden, vernichtenden Polemik anerkannt worden. Jeder Satz hat eine fast epigrammatische Schärfe, jede Wendung ist ein Hieb, und ein Hieb, der sitzt; und je mehr gerade diese Art der Darstellung auf das französische Publikum zu wirken geeignet ist, um so unbedenklicher darf man schon jetzt aussprechen, daß sie dem zweiten Kaiserthum einen Schlag beigebracht hat, von dem es sich nur schwer wird erholen können. Wie der Herzog an die kriegerische Tüchtigkeit seiner Dynastie erinnert, und dabei bei aller Anerkennung des Genies Napoleon III., seine Seitenblicke auf die napoleonische Familie wirft, und namentlich dem Prinzen Napoleon die Erinnerung an seine Verdienste in der Krim und in Italien nicht erspart, wie er mit schlagender Logik zeigt, daß weder das Palais Royal noch die Tuilerien mehr Anspruch auf den Namen Parvenu besitzen, da ja der jetzige Kaiser schon als Napoleon III. seine Gewalt auf das Erbrecht begründet hat, wie er den Prinzen wegen seiner Haltung während des Staatsstreichs verhöhnt, an die Wohlthaten erinnert, welche die verbannten Bonaparte, nicht ohne darum nachzusuchen, von Louis Philipp erhielten, und welche sie schon damals mit Konspirationen gegen die damalige Regierung vergalten, wie er zeigt, welch' geringen Erfolg die gegenwärtige Regierung in Erfüllung feierlich gegebener Zusagen habe, daß vielmehr die strenge Ausführung übernommener Verpflichtungen nicht unter die Tugenden gezählt werden könne, deren rührende Vereinigung die Familie Bonaparte angeblich darstelle, wie er ferner das Geschrei über die Schmach der Verträge von 1815 damit zurückweist, daß Frankreich diese Demüthigung nur der Leidenschaft und Maßlosigkeit Napoleon I. verdanke, wie er nachweist, daß die Politik des großen Kaisers Italien und Rom gegenüber keineswegs aus der Theilnahme und Fürsorge für die Sache der Völker, sondern aus seinem eigenen, eigennützigen Interesse entsprang, daß dagegen die Anfänge des konstitutionellen Systems in Italien, auf welchem gegenwärtig die Hoffnung der Halbinsel beruht, wesentlich dem Anstoß der Julirevolution und dem friedlichen Einfluß des Bürgerkönigthums zu verdanken seien, wie er endlich den Vorwurf der militärischen Erniedrigung Frankreichs unter der vorigen Dynastie zurückweist, während gerade die Julieregierung die militärische Stärke begründete, welche dann der Mann des Staatsstreichs „sich auf eigenthümliche Weise aneignete, um sie gegen die Gesetze zu kehren" — alles dieß ist auf höchst gelungene, einschneidende Weise zusammengestellt zu einem beredten Anklageakt gegen die gegenwärtige Dynastie.

Die Hauptbedeutung hat jedoch diese Schrift durch diejenigen Stellen, in denen sie sich gerade als ein Manifest der orleanischen Partei ankündigt, welche damit den Bonapartes und noch mehr dem französischen Volk sich in's Gedächtniß zurückruft. Es sind dieß diejenigen Stellen, worin die äußere und innere Politik des Kaiserthums einer beißenden Kritik unterworfen und ihr dagegen die Grundsätze der Julidynastie entgegengestellt werden. Es gibt keine treffendere Kritik der auswärtigen Politik Louis Napoleons, als in folgenden Worten ausgesprochen ist: „Das erste Erforderniß einer Regierung, welche vor eine freie Versammlung tritt, ist, eine Politik zu haben, die man eingestehen kann, um sie gegen die Ansicht der Einen dadurch zu vertheidigen, daß man sich aufrichtig auf die Meinung der Andern stützt. Eure Politik hat bis jetzt darin bestanden, alle Welt zu täuschen, nachdem ihr Jedermann Hoffnungen und Versprechungen gemacht. Ihr habt zwei Gesichter und zeigt täglich beide zugleich. Ihr sagt zu den Katholiken: ‚kennt ihr mich nicht mehr? Ich bin die Regierung, welche die Expedition nach Rom gemacht, welche den Papst mit ihren Sympathien überhäuft hat vor, während und nach dem Krieg; welche den Frieden von Villafranca unterzeichnet und die Besatzung von Rom verstärkt hat, welche ihren Gesandten von Turin abrief, welche allein ihre Schiffe vor Gaëta gelassen hat.' Zu den exaltirten Parteigängern der französischen Revolution sagt ihr: ‚warum mißtraut ihr mir, und was thut euch die Anwesenheit meiner Truppen in Rom! Habt ihr vergessen, daß ich einst gegen meinen Willen in die Expedition von Rom willigte, daß ich den Brief an Edgar Ney geschrieben habe, daß der Friede von Villafranca in meinen Händen ein todter Buchstabe gewesen ist, daß ich dem General, der nach Castelfidardo reiste, glückliche Reise wünschte, daß ich trotz Allem meine Flotte von Gaëta abrief, und daß es heute weder römische Staaten noch ein Königreich Neapel gibt?' Endlich wendet ihr euch gegen Frankreich, und indem ihr auf die beiden abwechselnd gestreichelten und betrogenen Parteien weist, macht ihr selbst aus der Verwirrung eurer Handlungen eine letzte Prahlerei, ihr erhebt diesen Konflikt des Widerspruchs zum System und sagt: ‚Seht, wie man sich über mich beklagt. Bin ich nicht die personifizirte Mäßigung? Hab' ich nicht ein weises Gleichgewicht zu beobachten verstanden? Ist dieß nicht das wiederaufgelebte Juste milieu? Casimir Perier würde zufrieden seyn.' Und um eine Rolle in dieser Komödie Angesichts Europas zu spielen, habt ihr den Abgeordneten von Frankreich das Wort zurückgegeben? Es wäre besser, die Reste der von eurem Soldaten, deren Hand einen Augenblick verirrte, zertrümmerten Rednerbühne auf dem Erdboden zu lassen, wie ihr seit zehn Jahren gethan."

Nicht minder vernichtend lautet das Urtheil über die innere Politik des Kaiserreichs, welche zugleich die beste Gelegenheit bot, die konstitutionellen Prinzipien der Julieregierung in's Licht zu setzen. „Die Letztere sprach weniger als ihr von den Prinzipien von 1789, aber sie übte sie mehr aus, sie machte aus ihrer Schaustellung keine Ursache der Unruhe und Beängstigung für die Welt, sondern sie machte aus ihrer Anwendung eine Quelle der Ordnung, der Freiheit, der Wohlfahrt für Frankreich. Sie machte den Vertretern des Landes weder die detaillirte Erörterung des Budgets, noch die direkte Einwirkung des Parlaments auf die verantwortlichen Minister streitig, und nicht ihr würde man den Schimpf angethan haben, das Dekret vom 24. November als einen Fortschritt zu betrachten. Ihre strengsten Gesetze waren die Septembergesetze, welche heute wie eine Befreiung und Gnade begrüßt würden; aber in den Tagen ihrer größten Gefahren, und als das Leben ihres Hauptes zum zehnten Male bedroht wurde, wäre sie mit Widerwillen vor dem Sicherheitsgesetz zurückgebebt. Es ist vielleicht der Fehler des alten französischen Bluts, das in meinen Adern fließt, aber ebenso, Prinz, wie die Attendibili von Neapel Ihre Entrüstung und Ihr Mitgefühl erregen, kann ich nicht ohne den lebhaftesten Schmerz daran denken, daß in dem Augenblick, wo ich schreibe, ein Franzose ohne Urtheil seiner Familie, seinen Freunden entrissen werden kann, um in entfernter Gefangenschaft zu sterben. Was sage ich, ohne Urtheil. Im Geheimen vielmehr, und ohne daß eine einfache Erwähnung des Moniteur es Allen mittheilt, daß eine administrative Entscheidung so eben summarisch einen Bürger seinem Vaterland entrissen hat. Und Ihr nennt das den inneren Haß beruhigen und die Wunden unserer Revolutionen schließen? In diesem Benehmen liegt eben so viel Weisheit und eben so viel Loyalität, wie in eurer auswärtigen Politik. Ihr träumt von großen Umwälzungen in Europa. Ich habe einen Wunsch für Frankreich, und der ist, daß das Land von einem Zustand befreit werde, wo es in Unternehmungen geschleudert werden kann, welche es nicht im Voraus gebilligt hat, wo es unter der Herrschaft des Schutzzolls eingeschlafen, in den Armen des Freihandels erwacht, und ohne Vermittlung vom Frieden zum Krieg, vom Gedeihen zum Ruin übergehen kann; es ist endlich der Wunsch, daß es von dem bon plaisir erlöst werde, welches auch die Form ist, unter welcher man seine Rückkehr vollbracht hat. Wenn die Nation, wenn jeder Franzose dieselbe Sicherheit, dieselbe Freiheit, dieselbe Unverletzlichkeit genießen wird, dann wird man das Recht haben, an die Spitze unserer Verfassung die Prinzipien von 1789 zu schreiben, befreit von den Utopien von 1791, den Verbrechen von 1793 und der Heuchelei einer andern Epoche."

Und wie sich in diesen Worten der Herzog keineswegs auf den Standpunkt der starren Reaktion stellt, vielmehr den vernünftigen Fortschritt anerkennt, der in den Prinzipien von 1789 liegt, wie er auch den Italienern gegenüber keineswegs eine blinde Rückkehr von dem gegenwärtig eingeschlagenen Wegen predigt, sondern seine aufrichtige Sympathie für dieses Volk ausspricht und für sein Streben nach staatlicher Einheit, nur daß diese Arbeit ohne Eroberung und ohne Gewalt vor sich gehen müsse, da auf politischem Gebiet so wenig wie auf religiösem der Zweck das Mittel heiligen könne, so spricht er direkt den Grundsatz des Konstitutionalismus als Programm der orleanischen Partei aus in den Worten: „Die Vorsehung vertheilt nicht immer eine gleiche Summe von Tugenden an diejenigen, welche ihre Geburt berufen kann über ihre Mitbürger zu herrschen. Auch hatten die besonnenen Männer, welche die monarchische Form unter Wahrung der Rechte der Völker aufrecht halten wollten, eine Bürgschaft für diese Art von Zufällen gesucht. Sie wollten zugleich den Nationen die Stabilität, die Einheit der Tradition sichern und ihnen das Mittel verschaffen, ihre eigene Regierung zu leiten und ihre Angelegenheiten selbst zu besorgen, mit einem Wort, sie wollten sie nicht den Launen eines einzelnen Menschen hingegeben sehen. Das ist der Ursprung des konstitutionellen Systems, welches, Gott sei Dank, bald in ganz Europa festgestellt sein wird, und welches durch ein trauriges Spiel des Glückes nur deßhalb vom Boden Frankreichs, hoffentlich nur augenblicklich, verschwunden ist, um sich auf dem übrigen Kontinent auszubreiten."

Eine solche Sprache mußte von tiefster Wirkung sein in einem Augenblick, wo sich im Innern des Landes wie in den äußeren Beziehungen die Folgen einer verwirrenden Regierungspolitik mit jedem Tag ernster enthüllen, und die Wirkung mußte noch verstärkt werden dadurch, daß schon das bloße Erscheinen der Broschüre dem Regierungssystem den Stempel des Lächerlichen aufdrückte. Eine Schrift von einem Orleans unterzeichnet, die die schärfsten Angriffe auf das System wie auf die Häupter der Dynastie enthält, konnte erscheinen mitten in dem überwachten Polizeistaate, der noch immer die Wohlthaten des Sicherheitsgesetzes genießt. Ein kleiner Kunstgriff konnte genügen, den ganzen Apparat der Sicherheitsbehörde zu täuschen, zu überlisten, und die Bewilligung des Drucks mitten in Frankreich selbst zu erwerken. Als dann der Irrthum entdeckt wurde, war es zu spät, in Tausenden von Exemplaren war sie bereits verbreitet. Man konnte sie nachträglich konfisziren, den Journalen auferlegen über sie zu schweigen, aber man konnte nicht hindern, daß die Worte des Herzogs von Hand zu Hand, von Mund zu Mund gingen, und Alles wie aus einer Betäubung erwachend sich erinnerte, daß man würdige Zustände und das Gut einer Verfassung vertauscht hatte mit der Knechtschaft und einem entwürdigenden Spiel.

Was wird der Prinz, was die Regierung thun, um diesen Schlag zu pariren? Ist die Beschlagnahme die einzige Waffe, zu der sie sich aufzuraffen vermögen? Sofern der Angriff dem Prinzen persönlich gilt, scheint zunächst der natürliche Weg der zu sein, daß der Prinz persönliche Genugthuung verlangt, zumal, wie verlautet, der Herzog schon vor dem Erscheinen der Broschüre eine Herausforderung an den Prinzen gelangen ließ, und der Prinz in seiner Eigenschaft als General nicht eben nöthig hat, noch mehr an Ansehen bei der Armee zu verlieren. Aber ein Duell ist sehr gefährlich, es soll zuweilen sogar schon Menschenleben gekostet haben. Und ist nicht das Leben des Prinzen über Alles theuer? Wie kann der kaiserliche Vetter gestatten, daß der voraneilende Herold seiner Ideen, die kaiserliche Familie, daß der zärtliche Bruder und Gatte, die Generale, daß der treffliche Kriegsheld, die Freunde des Palais Royal, daß der Protektor jeglicher Revolution, heiße sie ungarisch oder rumänisch, polnisch oder slovakisch, sein kostbares Leben auf so ernstliche Weise auf's Spiel setze? Und wofür das Alles? Für eine Broschüre? Ist es nicht weit angemessener, wenn doch geschlagen sein muß, sich mit Broschüren zu schlagen? Schreiben doch Freunde, die im Palais Royal aus und ein gehen, eine eben so witzige, vielleicht auch witzigere Feder, als der Herzog von Aumale, und liegt nicht in den kaiserlichen Bibliotheken Material die Hülle und Fülle vor, Pamphlete gegen die Orleans aus den dreißiger Jahren, die nur gehörig verarbeitet zu werden brauchen, ungefähr wie in der Rede des Prinzen die Aktenstücke über Italien verarbeitet waren?

Ohne Zweifel wird der „Philosoph" vom Palais Royal sich mit solcher papiernen Antwort begnügen. Aber sehr wird sich fragen, ob er sich dadurch in der Achtung verbessern wird, in der er bei Volk und Armee steht, fragen, ob auch die Regierung dadurch gewinnen wird, wenn sie die Broschüre konfiszirt, und doch Antworten darauf in Menge erscheinen läßt. Ist ein solches Verfahren loyal und mit den französischen Begriffen von Ehre vereinbar? Und ist nicht schon das höchst fatal für die Regierung, daß sie durch die Beschlagnahme der Broschüre gezwungen ist, sie gerichtlich zu verfolgen, da sie höchstens den unschuldigen Drucker und Verleger erreichen kann, nicht aber den Urheber?

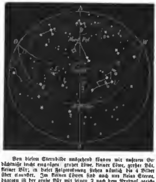
So sieht sich die Regierung nach allen Seiten von einem Meer von Verlegenheiten umgeben, und das Mißlichste ist, daß sichtlich alle Welt sich mit Vergnügen an dieser Verlegenheit weidet. Ist nicht das Wahrscheinlichste dieß, daß sie suchen wird, mit einem kühnen Sprung aus diesem Netz sich zu befreien, und durch keckes Erfassen einer Revolutions- und Eroberungspolitik mit einemmal sich aus allen Verlegenheiten herauszureißen?

— ß.

Astronomisches Tagebuch.

Mai.

Wir bedienen uns des beigegebenen Kärtchens, das für den 15. Mai Abends 9 Uhr gezeichnet ist, zunächst zum Aufsuchen der sichtbaren Planeten. Gerade gegen Westen, mitten in der Milchstraße, treffen wir den Mars, vom Sternbilde des Stiers in das der Zwillinge übertretend, while gegen Süden stehen hoch am Himmel 3 Sterne beinahe in gerader Linie, der glänzendste zur rechten Seite ist Jupiter, der matte Stern links ist Saturn und der mittlere ist Regulus im großen Löwen (1).



Von diesem Sternbilde ausgehend können wir unserem Gedächtnisse leicht einprägen: großer Löwe, kleiner Löwe, großer Bär, kleiner Bär; in dieser Folgeordnung stehen nämlich die 4 Bilder über einander. Im kleinen Löwen sind auch nur kleine Sterne, dagegen ist der große Bär mit seinen 7 nach dem Nordpol gerichteten Leitsternen allgemein bekannt, und der Polarstern selbst gehört zum Schweife des kleinen Löwen. Zur Linken des großen Löwen sind die Jungfrau mit dem schönen Stern Spica (2) und das Haupthaar der Berenice (3).

Nach der griechischen Mythologie gelobte diese Königstochter der Venus ihr Haupthaar, wenn der geliebte Gatte glücklich aus dem Kriege zurückkehren würde, und legte dasselbe, da ihr Wunsch in Erfüllung ging, auch wirklich im Tempel der Göttin nieder. Des anderen Tages dort vermißt, wurde von dem Astronomen Conon behauptet, es sei unter die Sterne versetzt, wo man unter diesem Namen eine Sterngruppe mit vielen Nebelflecken findet. Von dem Haupthaar der Berenice gegen Osten treffen wir den Bootes mit dem Arcturus (4), die nördliche Krone mit der Gemma (5), und unter dieser den Kopf der Schlange (6) und die Waage. Im Osten steht die Leier mit Wega (7), ihr gegenüber im Westen der Fuhrmann mit der Capella (8). Zwischen dem Nordpol und dem Horizont ist die Cassiopeja (9) in der Milchstraße; diese selbst breitet sich am nördlichen Horizont von Ost nach West aus.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

Bäder und Heilanstalten.

490

Die Kaltwasserheilanstalt Marienberg,

unmittelbar an der Eisenbahn- und Dampfschiff-Station Boppard in der reizendsten und gesundesten Gegend am Rhein gelegen, erfreut sich durch eine zweiundzwanzigjährige erfolgreiche Wirksamkeit eines weitverbreiteten ehrenvollen Rufes, und hat die glänzendsten Heilresultate des hier angewandten Verfahrens in fast allen akuten und chronischen Krankheitszuständen aufzuweisen.

Diese reichen Erfahrungen und Erfolge, im Verein mit comfortabler und zweckmäßiger Einrichtung, Großartigkeit und Eleganz der ganzen Anlage und mancherlei, anderswo unerreichbaren Vorzügen, haben ihr längst eine der ersten Stellen unter den besten derartigen Etablissements gesichert und geben die volle Berechtigung, sie in empfehlende Erinnerung zu bringen.

Auskunft ertheilt,

in ärztlichen Angelegenheiten der Anstaltsarzt Dr. Kalmer, | in allen übrigen der Inspektor Karig.

Bekanntmachungen aller Art.

815

Für Nervenleidende!

Durch eine eigenthümliche Kombination der Horais-Erlenhiz'schen Methoden die ausgezeichneten Erfolge bei Nervenleiden in Folge von Störungen der [illegible] (Säfteverarmung, Impotenz, Pollutionen), oder nach großen Säfteverlusten, ferner bei chronischen Unterleibsleiden und Nervenkrankheiten überhaupt. Ausführlicheres durch den Prospekt.

Dr. Steinbacher, Ottostr. 3, München.

880 **Englische Odontine,** das schnellste und sicherste Linderungsmittel gegen jedes Zahnweh, in Glas und zu 12 und 24 kr., empfiehlt die Paradies-Apotheke in Nürnberg.

710

Nachricht für Epileptische.

Unter den vielen Krankheiten, die dem Menschen sein irdisches Dasein verbittern, ist die Epilepsie gewiß eine der schrecklichsten. Den vielen gegen sie empfohlenen Mitteln hartnäckig Trotz bietend, hört sie oft erst mit dem der Unglücklichen jammervolles Leben beendenden Tode auf. Wie mancher redliche Hausvater, wie manche sorgsame Hausfrau, wie mancher verdiente Staatsmann ward leider durch sie nicht schon für den bis dahin musterhaft ausgefüllten Wirkungskreis untüchtig gemacht. Wie erfreulich, und welch' ein großer Gewinn für die leidende Menschheit ist es daher, daß es noch ein Mittel gibt, das in so vielen Fällen, wo die ärztliche Kunst in ihrem ganzen Umfange umsonst aufgeboten wurde, den an seiner Wiederherstellung bereits verzweifelnden Unglücklichen sich und seinen Angehörigen genesen zurück gab. Viele Tausende des Dankes rennen dem Erfinder des Rogolo'schen Mittels gegen Epilepsie und hartnäckige Krämpfe, und noch mehrere werden ihm gezollt werden von den vielen Leidenden, die durch den Gebrauch der berühmten Arznei sich in den Kreis der Gesunden zurückgeführt sehen werden. Von mehreren berühmten Aerzten, welche das Mittel in ihren Schriften als empfehlenswerth anführen, mögen nur folgende hier eine Stelle finden: Hufeland in seinen Annalen der französischen Arznei- und Wundarzneikunst; Rambach in seiner physisch-medizinischen Beschreibung von Hamburg. Feuerstein in seiner zu Göttingen erschienenen Dissertation von der Epilepsie. Auch in den auserlesenen Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Aerzte finden sich die wichtigsten Erfahrungen über die Wirksamkeit dieses Heilmittels. Dieses alles, wo noch das viel geltende Urtheil des leider für die Kunst zu früh verstorbenen Professors Löbenstein-Löbel in Jena hinzukommt, sowie eine Nachricht über die Art und Weise seiner Anwendung, findet man in einem Büchelchen, welches für 16 Schillinge oder 8 Sgr. bei J. C. Schhorst in Hamburg zu bekommen ist. Von Obengenanntem ist auch einzig und allein echt das Mittel selbst, die Portion à 6 Frd'or, zu erhalten.

Institut Breidenstein

603

zu Schloß Berg bei Andelfingen,

Kanton Zürich (Schweiz).

Vorstehende Anstalt für Knaben und Jünglinge wird am 15. Mai d. J. eröffnet. Zweck derselben ist:

I. Durch eine religiös-sittliche und intellectuelle Erziehung den Zögling zu einem wahrhaft brauchbaren Menschen für Kirche und Staat heranzubilden.

II. Auf Grund eines allgemein vorbereitenden Unterrichts-Cursus durch einen zweiten Kursus dem Zöglinge diejenigen Kenntnisse beizubringen, welche er vorzugsweise im kaufmännischen, gewerblichen oder ökonomischen Leben verwerthen kann.

Die Anstalt nimmt ihre Zöglinge vom 10. Lebensjahre an auf und ist bemüht, durch einen guten Geist und eine comfortable innere Einrichtung ihre Schüler besseren Kreisen entnehmen zu können. Der Zögling hat für Wohnung, Bett, vollständige Kost, Wäsche und Unterricht ein jährliches Honorar von 100 preuß. Thlrn. (1500 Franken) zu entrichten. — Nähere Mittheilungen, sowie der in deutscher, französischer und englischer Sprache erschienene vollständige Prospektus sind durch nachstehende Adressen zu beziehen:

Schweiz: Herr Rektor Erlikon zu Winterthur.
Herren Gebrüder Gothart zu Winterthur.
Herr Professor Dr. J. Scherr zu Zürich (Fluntern).
Die löbl. Brodtmann'sche Buchhandlung zu Schaffhausen.
" " Scheitlin-Zollikofer'sche Buchhandlung zu St. Gallen.
Deutschland: Herr J. Cläden, Conrectionair zu Bremen.
Herren Hegeler & Söhne zu Bremen.
Herr Schuldirector Dr. Vogel zu Leipzig.
" Theodor Wille zu Hamburg.
" C. Glahn zu Lübeck.
" Dr. A. Gruber zu Coblenz (Hirschapotheke).
Die löbl. Hermann'sche Buchhandlung zu Frankfurt a. M.
Herr Professor Ch. Vernaleken zu Wien, Neubau, Mittelgasse, 194.



Die

Mikroskope

von A. Krüß,

Optiker u. Mechaniker in Hamburg,

die sich bekanntlich durch Schärfe und Helligkeit auszeichnen und seit längerer Zeit die besondere Anerkennung der ersten Sachkenner, worunter die des Herrn Hofraths Professor Dr. R. Wagner in Göttingen ic., gefunden, haben in neuerer Zeit eine wesentliche Verbesserung in der Art erfahren, daß dieselben mit einer Einrichtung zu der in vielen Fällen so wünschenswerthen schiefen Beleuchtung der Objekte versehen wurden. — Die von diesen Instrumenten am meisten verlangten Sorten sind:

Achromatische Mikroskope mit 300maliger Vergrößerung: 3 Oculare und 3 Linsensätze 20 Thlr.

Dieselben mit 530maliger Vergrößerung: 3 Oculare und 3 Linsensätze 36 Thlr.

Vorstehende, mit Polarisationsapparat versehen, 6 Thlr. mehr.

Die Preise sind in preuß. Courant gegen baare Zahlung.

Spezielle Preis-Courante gratis auf portofreie Anforderungen. 350

En-tous-cas für Photographen.

Diese Objektive sind anerkannt die neuesten, besten, bequemsten und billigsten. Die Zeugnisse der bewährtesten Photographen können vorgezeigt werden. Auf frankirte Anfragen erfolgen Beschreibung und Preisverzeichniß gratis.

Unsere optischen Apparate zur Darstellung auf einer weißen Wand für Schule, Haus und öffentliche Vorstellungen in kleineren Städten halten zu billigen Preisen bestens empfohlen. Auf frankirte Anfragen erfolgen Beschreibung, Bilder und Preisverzeichnisse gratis.

A. Christensche & Comp., Physiker, Optiker u. Mechaniker.

682 [illegible] Röbingsmarkt in Hamburg.

Lilionese.

Dieses ausgezeichnete Schönheitsmittel wirkt gegen Sommersprossen, Leberflecken, Finnen, Kupferröthe auf der Nase, und entfernt alle sonstigen Hautunreinigkeiten. Gesicht, Hals, Schultern und Arme macht es blendend weiß und zart, wirkt auf dieselben erfrischend und verjüngend. — Für die Wirkung unserer Lilionese übernehmen wir Garantie, worüber die resp. Käufer einen Garantieschein erhalten. 707

Preis pro Flasche 1 Thlr., halbe Flasche 17½ Sgr.

Halle a. S. A. Rennenpfennig & Comp.

Braunschweig, A. May. Breslau, Ed. Groß. Cassel, Chr. Hoßmann. Danzig, J. C. Paroß. Hannover, Hoffief Karl Schneider. Königsberg i. Pr., J. Gorkutsch. Leipzig, Gb. Pöhmann. Magdeburg, F. W. Grandtke. Posen, J. Jakob & Comp. Prag, Sperl, G. Kragner. Stettin, Wilh. Portling.

Tiroler Holzschnitzwerke

aus den Händen der ersten Schnitzler, als: 290

Reliefs, Statuetten und Gruppen von 1—60 Thlr. preuß. Crt.

sind vorräthig bei J. Peterlongo in Innsbruck.

Erstes amerikanisches u. europäisches Capital-Nähmaschinendepot u. Fabrik von

F. Gorcke in Berlin, Chausseestr. 102,

empfiehlt 102



Nähmaschinen



für den Gebrauch in Familien und Fabriken.

Für weiße Wäsche . . . . 80 Thlr.
Wäsche jeder Art 60 bis 70 "
Für Schuhmacher und Schneider; Fingerhut-Pendelmaschinen 50 bis 70 "
dieselben nach Singer 50 bis 70 "
beiliegender Construktion . . 110 "
Zum Nähen mit Wachsfaden für Sattler, Segelfabrikanten . . . . 90 "
Sohlen für Filzpartien . 85 "
Für Ueberwendlichnäherei 85 Thlr.
" Knopflöcher und Hutfutter . . . . 70 "
Für Regenschirm-Fabrikanten . . . . . . 60 bis 100 "
Zum Einfassen d. Hüte mit Bandbewegung . . . . 110 "
Für Mützenmacher . . . . 70 "
" Familiengebrauch . . 65 "
" Cattunfabrikanten . . 75 "

Illustrirte Preiscourante werden auf portofreie Anfragen eingesandt, sowie auf Verlangen die ersten Häuser Europas namhaft gemacht, welche mit angeführten Maschinen arbeiten, und welche das Fabrikat gern als das erste und beste seiner Art anerkennen.

Alleiniger Gründer des ersten Nähmaschinen-Geschäfts in Europa.



619

Eiserne feuerfeste Geld- u. Dokumentenschränke

neuer Konstruktion,

Schatullen, Geldkassen, Dezimal- und Centesimal-Brückenwagen, Tische oder Comptoirwagen, eiserne und messingene Tafeln und gewöhnliche Balkenwagen, Siegel- und Kopirpressen verfertigt unter Garantie und hält stets Lager

Friedrich Boehme in Stuttgart.

640

Mineralwasser- und Champagner-Maschinen

zur Engros-Fabrikation künstlicher moussirender Mineralwasser (Soda-, Selters- ic.), künstlicher Champagner, der beliebten moussirenden Fruchtlimonaden (Ananas-, Apfelsinen-, Erdbeer-, Citron- ic.), moussirenden Maitrankes, Punsches, Grogs, Ginger-Beers (Ingwer-Biers) ic.

In 10 verschiedenen Größen, zur täglichen Anfertigung von:

	60	100	150	250	400	600—1000 Flaschen
à Stück	175	200	250	300	500	600—900 Thlr. preuß. Ct.

Außerdem werden alle übrigen Neben-Apparate, als Champagner-Korkmaschinen, Verkorkungs- und Bindemaschinen, transportable Füll-Cylinder, Syphon-Flaschen, Flaschenspüler, Eiskübel, Eisschränke ic. geliefert.

Die Handhabung ist sehr einfach und leicht zu erlernen, auch wird jedem Apparat vollständige Gebrauchsanweisung, sowie die Rezepte zur Herstellung sämmtlicher moussirender Getränke beigefügt.

Auf frankirte Anfragen sind wir bereit, Kostenanschläge zur Einrichtung von Champagner-, Mineralwasser- und Limonaden-Engros-Fabriken, öffentlichen Trinkhallen, Brunnengärten, Lokal-Einrichtungen zur zeitweisen Bereitung der moussirenden Getränke in Apotheken, Restaurationen, Conditoreien ic. zu ertheilen.

Unser ausführlicher Preis-Courant, mit Abbildungen sämmtlicher Apparate, steht auf frankirte Nachfragen gratis zur Verfügung.

Fabrik chemischer und physikalischer Apparate

von

J. Greßler & Co. in Berlin.

825

Staniol

oder weiche Zinnfolie, in vorzüglichem Glanz, bunte Folie in allen Farben, Metallkapseln in allen Größen mit beliebigen Prägungen fabriziren und offeriren zu billigsten Preisen C. F. Ohle's Erben in Breslau, Metallwaarenfabrik.

Deutsche Seidenbau-Compagnie.

Gegründet zur Hebung des Seidenbaues, nimmt Grundaktionäre und ordentl. Mitglieder auf. Jahresbeitrag 3 Thlr. Statuten und die Probenummer ihrer allwöchentlich illustrirt erscheinenden Seidenbau-Zeitung — welche den Mitgliedern gratis gegeben wird — werden auf frankirte Anfragen franko zugesandt.

Berlin, den 1. Jan. 1861.

Direction der deutschen Seidenbau-Compagnie.

(Charlottenstraße Nr. 26.)

(gez.) Dr. Löffler. 636

634



Dampfschifffahrt zwischen Stettin und Riga

mittelst der schnellfahrenden eisernen Schraubendampfer Hermann, Capt. A. Koch, und Tilsit, Capt. Ch. Breitsprecher.

Fahrplan:

Abgang: von Stettin | jeden Mittwoch, " Riga | 6 Uhr früh.
Ankunft: in Riga | " Stettin | jeden Freitag, Mittags.

Passagepreise: I. Cajüte 18 Thlr., II. Cajüte 12 Thlr., Deckplatz 6 Thlr. exclusive Beköstigung. Kinder unter 10 Jahren die Hälfte.

Vorzügliche Restaurationen befinden sich an Bord. Die am Dienstag Abend am Abgangsort eintreffenden Passagiere können sofort an Bord der Dampfer aufgenommen werden.

Die Dampfer werden von Stadt zu Stadt direkt und ohne irgend welchen Aufenthalt in Zwischenhäfen expedirt.

Zwischen Stettin und Memel, Tilsit ꝛc.

mittelst des eisernen Schraubendampfers Memel-Packet, Capt. W. Tretow, im Anschluß an die zwischen Memel und Tilsit fahrenden eisernen Raddampfer Prinzeß Viktoria, Capt. G. Pargiewitz, und Falke, Capt. F. Bolduan.

Fahrplan:

Für Memel-Packet.

Abgang { von Stettin jeden Sonntag 6 Uhr Morgens. " Memel jeden Mittwoch 6 Uhr Abends.

Für Prinzeß Viktoria und Falke.

Abgang { von Memel " Tilsit } täglich, ausgenommen Sonntags.

Passagepreise: Cajütsplatz Stettin-Memel 6 Thlr., Stettin-Tilsit 7 Thlr.
Deckplatz " 3⅓ " " 3⅔ "
exclusive Beköstigung.

Equipagen, Vieh, Güter und Contanten werden zu billigen Sätzen auf beiden Linien befördert.

Stettin, im März 1861. Proschwitzky & Hofrichter.

(Comtoir: Dampfschiffsbollwerk Nr. 1.)

Literarische Anzeigen.

Musikalische Neuigkeiten.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 33.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

VI. Band.

III. Jahrgang.

Zweites Semester.

Stuttgart, 12. Mai 1861.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich
Thlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr. rhein.



Parenzo an der istrischen Küste. Nach einer Originalzeichnung von C. Bertrand. (S. 511.)

Der Wechsel des Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

Sechzehntes Kapitel.

Eine unangenehme Begegnung.

Das bewegte, lebendigfrische Treiben des Remontekommandos, besonders als Einleitung zu einem Feldzuge, hätte mich zu jeder anderen Zeit auf's Höchste angesprochen und meine Gedanken ausschließlich beschäftigt. Leider aber waren dieselben durch das, was ich zuletzt erlebt, so in Anspruch genommen, und so ausschließlich von dem Gegenstande meiner verschiedenen Forschungen erfüllt, daß alles Andere wie ein Traum an mir vorüberglitt.

Wir hatten unser Quartier im Dorfe Iffling und Wetter, wie er unzählige Male versicherte, ein ganz vortreffliches Quartier. Mir war Alles das gleichgültig, unser freundlicher Wirth und die behäbige Wirthin, die so gern auch ohne besondere Veranlassung aus vollem Herzen lachte, ja, selbst die Töchter des Hauses, zwei freundliche, frische Mädchen, die, als wir einzogen, grobe Wäsche in dem kleinen Gärtchen hinter dem Hause aufhingen, zweistimmig dazu ein Volkslied sangen, und wie Wetter mir sagte, der am Fenster auf der Lauer lag, über die Waschleine hinüber häufig in die blaue Luft hinausschielten.

Ich sah nicht den goldenen Sonnenschein, der auf Berg und Thal lag, nicht die frischen, grünen Blättchen an Strauch und Baum, nicht den blühenden Flieder und all' die buntfarbigen verschieden gestalteten bunten Blumen, die zwischen den spitzen, saftigen Blättern vom Kuß des Frühlings gelockt, von Sehnsucht getrieben, rasch dem warmen, duftenden Boden entsproßten.

Meine Wünsche, meine Blicke hatten nur Ein Ziel, das alte Schloß Iffling nämlich, welches eine halbe Stunde von dem Dorfe gelegen, und auch durch den Fluß von demselben getrennt, hoch vom Berge herabblickte. Mächtige Eichen umgaben es auf drei Seiten, und nur auf der Seite, die gegen uns gekehrt war, sah man vollständig die weitläufigen Gebäude mit ihren vielen Fenstern. Davor bemerkte man zwei niedrige Thürme, zwischen denen sich am Ende des Schloßhofes das Haupteingangsthor befand. Unterhalb desselben waren Parkanlagen, welche noch tiefer gegen den Fuß des Berges zu von einer hohen Mauer umschlossen waren, deren schweres, eisernes Gitterthor den Weg nach dem Dorfe zu absperrte. Auf dem höchsten der Thürme, oben auf dem Schlosse, ragte dunkelgrau, aus dem grünen Eichenkranze umher, eine Flaggenstange mit einer großflatternden Fahne in weiß und blau, den Farben der Herrschaft und das Zeichen, daß sich dieselbe im gegenwärtigen Augenblicke auf ihrem Schlosse befand. Auch mußten Gäste droben sein, wahrscheinlich Offiziere von den andern Remontekommandos, die sich hier zusammenfanden, denn gleich an dem Abende, wo wir ankamen, und ich mit Wetter einen Gang vor das Dorf machte, sahen wir ein paar Husaren- und Dragoneroffiziere den Berg hinaufsprengen und in dem Parke verschwinden.

Obgleich es für heute schon zu spät war, um noch Etwas zu unternehmen, wozu mich mein Herz mächtig antrieb, einem Drange, dem ich lieber heute als morgen gefolgt wäre, so spazierten wir doch langsam gegen den Fluß hin, welcher sich hier in einem weiten Bogen um den Fuß des Berges herumwand, auf dem Schloß Iffling stand. Als wir an das Wasser kamen, war die Fähre gerade im Begriffe an das jenseitige Ufer zu fahren, und da uns der Schiffer freundlich einlud, so ließen wir uns mit dem schwerfälligen Boote hinübertreiben. Als ich am Rande desselben stand und in das strömende Wasser hinabsah, fielen mir deutlich die Worte der Frau Merzer wieder ein, als sie damals erzählte: „Plötzlich klapperten die Hufe der Pferde wie auf Holzwerk.“ Ich hatte das mit meiner lebhaften Phantasie deutlich zu hören geglaubt und dazwischen das unheimliche Rauschen des Wassers. Jetzt im Abendsonnenstrahle kam mir das Alles nicht so düster vor: begann doch, so hoffte ich wenigstens, über diese finstere Angelegenheit ein Licht zu dämmern, und was dem Knabe damals, gepackt von den Schauern der Erzählung, wie eine lange Nacht voll Gestalten und Gespenster zu sein schien, das war mir jetzt wie der Anbruch eines heiteren Frühlingstages. Ich hoffte wenigstens für Alice, für mich nicht. O, sie hatte einen so harten Sinn.

Der Stoß des Fahrzeuges am Ufer weckte mich aus meinen Träumereien, um mich gleich darauf in andere ähnliche zu versenken. Es war immer wieder die Erzählung jener Frau, die mich hier auf Schritt und Tritt begleitete.

„Als wir am anderen Ufer angekommen waren,“ so hatte sie gesagt, „wurden noch zwei andere Pferde vor den Wagen gelegt, dann klatschten die Peitschen und es ging ganz entsetzlich steil aufwärts. Ich konnte das deutlich fühlen, da ich ganz rückwärts lag und meine Tasche fest an mich hinfiel.“ Diese Einzelnheiten hatte ich nicht vergessen, und es war mir damals auf meinem Schemel zu Muthe gewesen, als führe auch ich einen steilen Berg hinan, und vernehme das Klatschen der Peitsche.

Da lag dieser Weg vor uns, der allerdings, wenn gleich in einem Zickzack, doch außerordentlich steil hinaufführte. Wie hätte ich mir früher gedacht, ihn je zu wandeln und dabei zu wissen, daß er zu jenem Schlosse führe, dessen düstere Geschichte mich schon als Kind so sehr beschäftigt, eine Geschichte, deren Hauptperson bestimmt war, eine so große und wichtige Rolle in meinem Leben zu spielen — wohl nur eine traurige — gleichviel, wenn nur Alice glücklich wurde.

Wetter war vorhin zurückgeblieben und hatte sich an der kurzen Pfeife des Fährmannes seine Cigarre angezündet; bald hatte er mich aber wieder eingeholt und sagte nun, als er eine Zeit lang neben mir hergegangen war: „Jetzt wäre es endlich Zeit, so däucht mich, daß Du mit Deinen Träumereien aufhörtest, oder dieselben durch Mittheilung auch für mich verständlich machtest. Ich kann mir am Ende wohl denken, daß dieser Weg Dich beschäftigen mag, aber da Du mir einmal die Ehre angethan hast, mich in einen Theil Deiner Geheimnisse einzuweihen, so könntest Du mich auch Etwas von Deinen angenehmen Phantasieen mitgenießen lassen, wenn dieselben nämlich genießbar sind.“

„Verzeihe mir mein Stillschweigen,“ gab ich zur Antwort, „mich erfaßte die Erinnerung gar zu gewaltig. Ich dachte sogar lebhaft an jene Nacht, an die Vergangenheit.“

„Und an die Zukunft,“ unterbrach er mich lachend. „Nun, ich muß schon gestehen, Du hast Dir einen guten Faden eingefädelt. Deine Liebe zum Soldatenstande ist wahrscheinlich im Begriffe in einer anderen Liebe unterzugehen, und ich kann Dir das wahrhaftig nicht übel nehmen. So ein ordentlicher und diensteifriger Kerl, wie Du auch bist, so habe ich doch schon bemerkt, daß Dir das rechte Zeug fehlt, um geduldig Schritt vor Schritt vorwärts zu kriechen, in Erwartung einzelner kleiner Ruhepunkte, als da ist der Lieutenantsgrad und der Premierlieutenant und der Hauptmann u. s. w., wenn's Gottes Wille ist. Du hast Dich als Bombardier schon verliebt, das ist ein großes Unglück, mein Junge, es kann Keiner ein rechter Soldat sein, der 'was Anderes im Kopfe hat als seine Pferde und sein Geschütz. Meine Haubitze ist mein Liebchen und ich kann Dich versichern, wenn sie mich so recht blank geputzt anschaut, so geht mir das Herz im Leibe auf.“

Ich durfte ihm nicht erzählen, welcher Zufall meine junge Liebe so gewaltsam zerrissen.

„Ich habe auch keine andere Wahl,“ fuhr er heiter fort, „und bin eigentlich froh, daß mich die gebieterische Nothwendigkeit mit eisernem Finger in dieser einen Richtung forttreibt. Ich will nicht rechts und nicht links schauen, und so denke ich es mit einem braven Herzen und offenen Augen schon zu Etwas zu bringen.“

„Du bist glücklich,“ sagte ich mit innerer Ueberzeugung, „was habe ich denn zu hoffen, wenn es ist, wie Du gesagt, daß ich nur mit halbem Sinn bei meinen Dienstgeschäften verweile?“

„Der Teufel auch,“ versetzte er, „Du hast ganz andere Aussichten, soviel habe ich mir schon zusammengesetzt aus den Mittheilungen, die Du mir gemacht. Ich will Dir einmal in kurzen Zügen ein Bild entwerfen von dem, was Du zu hoffen hast.“

„Laß das lieber bleiben,“ erwiederte ich ernst gestimmt, „ich sehe vor mir Hindernisse, die wahrscheinlich unübersteiglich sind.“

„Bah! — Ideen,“ gab er zur Antwort. „Dich hält eine starke Hand, welche schon im Stande ist, Dich über Hindernisse wegzuleiten, wenn Du Deine eigenen Beine nur gebrauchen willst. Herr von Steinfeld hat einen hübschen Narren an Dir gefressen und wird schon für Deine Zukunft sorgen. — Apropos,“ fuhr er fort, indem er einen Augenblick stehen blieb, „Du weißt wahrscheinlich besser als ich, daß er nicht krank auf seinem Zimmer ist? Ja, brauchst nicht darüber zu reden, hast vielleicht Deine Gründe nicht darüber zu sprechen, ich aber sehe keine Veranlassung Dir zu verschweigen, daß heute Morgen, ehe wir abritten, Hauptmann von Mandirfeld mit dem Premierlieutenant über Herrn von Steinfeld sprach. Ich stand allerdings hinter den Pferden, habe aber ein vortreffliches Gehör. Der Hauptmann sagte, ‚er,‘ nämlich der Lieutenant von Steinfeld, ‚hat mir angezeigt, er müsse in dringenden Angelegenheiten auf einige Tage fort, mich auch gebeten, nicht in der Stube darüber zu reden. Ich gab ihm einen unbestimmten Urlaub, da ich überzeugt bin, daß er so bald zurückkommt, als es ihm möglich ist. — Lange wird er überhaupt nicht mehr bei uns aushalten, das werden Sie sehen, und ich finde das begreiflich, wenn man über ein Vermögen disponiren kann wie er. Haben wir einen Feldzug,‘ so fuhr der Hauptmann fort, nachdem der Premierlieutenant seinen Worten beigepflichtet, ‚so wird er allerdings bleiben, kommt es aber nicht zur Mobilmachung, so verlieren wir ihn und das thäte mir leid, denn er ist ein vortrefflicher Kamerad.‘“

„Das Letztere wird Jeder von uns sagen,“ setzte Wetter nach einer Pause hinzu, „aber ich für meinen Theil glaube auch so, wie der Hauptmann gesagt, und dann, mein Junge, wird er Dich ebenfalls veranlassen den Dienst zu quittiren, wird Dich mit auf seine Güter nehmen und einen tüchtigen Landwirth aus Dir machen, und dazu könnte ich Dir nur gratuliren.“

Ich hörte seine Worte, und was er als so bestimmt voraussetzte, daran hatte ich wahrhaftig noch nicht gedacht, doch fühlte ich eine eigenthümliche Aufregung bei seinen Worten. Ich ließ meiner Phantasie den Zügel schießen und blickte ein paar Minuten lang in eine rosige Zukunft, doch mit dem ersten Blicke aufwärts auf das alte Schloß, dessen düsteres Mauerwerk so ernst herniederblickte, dachte ich wieder an Alice und fühlte, daß dieß wunderbare Mädchen, so geschmückt mit allen Vorzügen des Körpers und des Geistes, auch wenn sie nicht ihre Hand abwehrend gegen mich ausgestreckt hätte, doch für immer und ewig zwischen mir und meinem Glücke stehen müsse.

„Dieses eiserne Gitter ruft uns ‚Halt‘ zu und scheidet uns streng von unserem Ziele,“ rief Wetter aus, und es war mir zu Muthe, als sei er in meine Gedanken eingegangen.“

Wir hatten den Eingang zum Park erreicht und konnten allerdings nicht weiter, denn das Gitter war verschlossen.

„Mir scheint,“ meinte Wetter, „es wird einem Neugierigen nicht so leicht gemacht, Schloß Iffling zu inspiziren. Freilich sehe ich da den Griff einer Glocke, doch wäre es jedenfalls für heute zu spät, sich bei einer so vornehmen Herrschaft jetzt noch zum Besuche anzukündigen. Wir müssen das auf morgen verschieben, d. h. wenn auch morgen so gemeinen Leuten, wie wir sind, der Eintritt gestattet wird, woran ich fast zweifeln möchte.“

Und Wetter hatte mit dieser Bemerkung, wie wir bei unserer Zurückkunft in die Quartiere erfuhren, nicht so ganz Unrecht; denn der Eintritt zu Park und Schloß Iffling wurde einzig auf speziellen Befehl des Vormundes des jungen Barons von Iffling, des Freiherrn von Germersbach, und zwar nur an Sonn- und Festtagen gestattet.

„Das hat nichts zu bedeuten,“ sagte Wetter lachend, „am nächsten Sonntag werde ich meine Erlaubniß haben, und da müßte es sonderbar gehen, wenn wir nicht erführen, was die hölzerne Vase an der kleinen Treppe droben enthielte.“

Wenn es mir also auch nicht erlaubt war, gleich in den ersten Tagen das Ziel meiner Sehnsucht, das alte Schloß droben, zu besuchen, so konnte doch Niemand meinen Blicken und Gedanken verbieten dort hinaufzuschweifen. Die Ersteren konnten freilich nur um die Thürme schweifen, welche zwischen den Eichenkronen emporschauten, die Letzteren hatten es dagegen schon besser, sie drangen in das Innerste des Hauses ein und stellten mir namentlich jenen kleinen Winkel so lebhaft vor mein inneres Auge, wo die gute Alice mit ihren glänzenden Kinderaugen um sich geblickt, wo sie einen so kurzen Traum von Glück und Herrlichkeit erlebt. Vielleicht auf derselben Wendeltreppe, auf welcher auch Frau Merzer herabgestiegen, hatte man alsdann das unglückliche Kind hinausgetragen aus dem Erbe seiner Väter, in rauher kalter Nacht einem rauheren elenden Leben entgegen. Wenn ich mich an meinem Fenster stehend in diese Gedanken versenkte, so war es mir, als sehe ich die Gestalt eines Weibes durch den Park dort drüben hineilen, schüchtern mit einer Hand das Gitterthor öffnen, während die andere ein armes weinendes Kind hielt. Es waren das nur leblose Schatten, aber mein Auge sah sie deutlich. Unten auf der Ebene am Flusse flatterte dieses Gebild auseinander, und dann fühlte ich mich in meine Jugendzeit zurückversetzt und sah Alice neben mir auf dem kleinen Schemel, ihr Köpfchen auf meine Schulter gelehnt, und mich mit ihren guten Augen so freundlich und dankerfüllt anblicken.

Wetter, der drunten vor dem Hause im Garten saß und sich mit unseren Wirthsleuten unterhielt, ihnen allerlei lustige Dinge erzählte, so daß ich das helle fröhliche Lachen unserer Wirthin häufig hörte, rief mir zu herabzukommen, und als ich keine Lust dazu bezeugte, schalt er mich in lustigem Tone einen unverbesserlichen Träumer.

Das war ich denn auch im vollen Sinne des Wortes, und nicht nur am ersten Abend unseres Hierseins, noch erfüllt von den Erlebnissen des gestrigen Abends, sondern ich blieb es auch in den nächsten Tagen trotz des geräuschvollen Treibens, welches das Dorf belebte und mich umgab. Die Hauptstraße des Orts glich förmlich einem Kavallerielager, und im Hofe unseres Hauses, wo ein Theil der Offiziere zusammenkam, wurde untersucht, gewählt oder verworfen. Wir junge Leute mußten Pferde vorreiten, wobei es auf einen kleinen Exzeß nicht ankam. Wir wurden von den Bauern umlagert und befragt, die frischwangigen Mädchen des Dorfes staunten unsere Reiterkünste an, auf den Tischen umgeben von frischem Grün des Laubes, blinkten Gläser und Flaschen, letztere waren statt des Propfens häufig mit einer Blume verschlossen, Pfeifen und Cigarren brauchten nicht entfernt zu werden, wenn auch die Offiziere zu uns traten, während wir die Nationale der verschiedenen Pferde aufschrieben, kurz es war ein vergnügtes Leben, voller Lust und Freiheit, das mich zu jeder anderen Zeit entzückt haben würde, und das ich unter anderen Verhältnissen jedenfalls mitgenossen hätte in vollen Zügen.

Ich dachte nur an den Sonntag und erwartete Briefe von meinem Pflegevater, welchen ich dringend gebeten hatte, mir Nachrichten zu geben über Alice, und mir zu schreiben, wann Herr von Steinfeld zurückgekehrt sein würde. Diese Briefe blieben aus, der Sonntag kam.

Wetter hatte sich die Erlaubniß verschafft, das Schloß sehen zu dürfen; ich, der beständig davon geträumt es zu sehen, hätte das vergessen. Wir stiegen den Berg hinauf, sobald es eben nicht mehr zu früh war, um das mit Anstand thun zu können. Diesmal fanden wir das Gitterthor geöffnet, traten in den Park und sahen links am Wege die Fontäne ihren Wasserstrahl emporwerfen mit gleichmäßigem Gemurmel, heute wie gestern, und gestern wie vorgestern, und wie vor Monaten und Jahren, und wie auch in jener Nacht als Frau Merzer vorbeigefahren. Dann ging es auf weichen Sandwegen aufwärts, und in kurzer Zeit hatten wir die Umfassungsmauer des Schlosses erreicht, wo eine Zugbrücke über einen tiefen Graben führte und durch einen hohen gewölbten Thorbogen in den Schloßhof. Auf der Brücke blieb Wetter stehen und forderte mich auf, in die weite vom Sonnenschein beglänzte Ebene hinabzublicken. „Ich weiß wohl," meinte er, „daß Du dafür jetzt freilich keinen Sinn hast, und lieber da hineinstürzen möchtest, so auffallend wie nur möglich jene kleine Wendeltreppe aufsuchen, um Deine allerdings verzeihliche Wißbegierde zu befriedigen, bemerke aber gütigst jenen Diener dort im Schloßhofe, der wahrscheinlich den Befehl hat, denen, welche die Burg sehen wollen, einen bestimmten Weg anzuzeigen. Bezwinge Dich also, wenn Dir das auch lästig vorkommt, vielleicht werden wir gerade über diese Wendeltreppe in die oberen Gemächer geführt, d. h. wenn man überhaupt für gut findet uns diese zu zeigen, dann bleibst Du etwas zurück und nimmst den richtigen Augenblick wahr. Werden wir aber nicht hinaufgeführt, so werde ich mich bemühen, den Aufpasser durch ein geistreiches Gespräch im Schloßhof zu fesseln, und Du als junger, sehr neugieriger Mensch nimmst die Gelegenheit wahr und verlierst Dich langsam in's Haus hinein, aber nur keine Hast, keine Uebereilung."

Ich mußte ihm Recht geben, und zwang mich die Gegend zu betrachten.

Während wir darauf langsam durch den Thorbogen schritten, sagte mein Freund: „Der Eingang zur Wendeltreppe ist gar nicht zu verkennen; er ist dort links an jenem vorspringenden Thürmchen — siehst Du?"

Ich nickte mit dem Kopfe und meine Blicke hingen begierig an dem bezeichneten Ort.

„Es führen ein paar Stufen hinauf, und wenn mich nicht Alles trügt, ist die Thüre nur angelehnt."

Der Diener, welcher sich im Hofe befand, trat auf uns zu mit ziemlich mürrischem Gesichte und ließ sich unsere Karten zeigen, dann zeigte er auf eine Thüre, welche sich entgegengesetzt von dem Eingange befand, und sagte: „Sie können dort hinaus in den Garten des Schlosses gehen und von außen die Gebäude betrachten, später werde ich Ihnen alsdann die Haupttreppe und den großen Saal zeigen."

„Es scheint," flüsterte mir Wetter zu, „die Fremden werden hier sehr kurz abgespeist, vielleicht aber auch stellt dieser Herr Betrachtungen an über unsere Unteroffiziersuniform im Verhältniß zu dem zu erwartenden Trinkgeld," — dann setzte er laut zu dem Bedienten gewandt hinzu: „Zuerst werden Sie wohl erlauben den Schloßhof zu betrachten, er interessirt mich ganz besonders."

Der Lakai zuckte die Achseln und ging ein paar Schritte von uns weg.

„Siehst Du, mein Freund," sprach Wetter mit lachender Miene zu mir, „das hier nennt man also einen Schloßhof. Du hast Phantasie genug, um Dich in jene alte romantische Zeit zurückzudenken, wo die biederen Ritter auf ihren plumpen Streitrossen, schwer gepanzert, durch jenen Thorbogen hereinsprengten, die Harnische, respektive die Kettenhemden, erschellten, die Schwerter mögen vielleicht geklirrt haben, gewiß aber ist es, daß die bunten Federn auf den Helmzierden entweder im Morgen- oder im Abendwinde flatterten. — Das galoppirte dann bis dort vor jene Haupttreppe, wo die Diener harrten, wo sich die Biederben von ihren Gäulen schwangen und zum Imbiß in denselben großen Saal hinaufschritten, den wir nachher zu sehen bekommen. Kam aber vielleicht der Herr des Schlosses Abends ermüdet von der Jagd, so möchte ich Zehn gegen Eins wetten, er ritt nicht an die große Treppe, sondern er lenkte sein müdes Roß dort an jenes kleine Thürmchen" — Wetter machte bei diesen Worten ein paar Schritte dorthin — „wo," fuhr er alsdann fort, „gewiß eine Wendeltreppe hinauf in's Schloß und in die Gemächer führte. — Ist es nicht so?" wandte er sich fragend an den Lakaien, der verdrießlich umherschlendernd uns leider gefolgt war.

„Was soll das sein?" fragte dieser.

„Eine kleine Treppe," sprach Wetter mit dem gleichgültigsten Tone von der Welt, „auf welcher die Herrschaft ebenfalls in's Schloß kann, wenn sie die große Treppe vermeiden will. Das ist bei allen alten Schlössern so."

Ehe der Bediente ihn hindern konnte, wenn er das wirklich gewollt hätte, erstieg Wetter rasch die paar Stufen, die zu jener Thüre führten, drückte sie auf, da sie unverschlossen war, und ließ mich hineinschauen. „Siehst Du, daß ich recht habe?"

Ich blickte hinein, und wie fühlte ich mein Herz schlagen, als ich die Wendeltreppe bemerkte, welche auf der inneren Seite ein Geländer hatte, das unten in einen großen Pfosten auslief, auf welchem eine hohe von Holz geschnitzte Vase stand.

Nur ein flüchtiger Blick war mir erlaubt, denn Wetter faßte mich am Arm und führte mich die Stufen hinab, augenscheinlich in der Absicht, um kein Interesse zu zeigen, und als sei uns nur darum zu thun gewesen, mir zu beweisen, daß derartige Schlösser neben der Haupttreppe noch Nebentreppen hätten, welche man — so sagte er mir jetzt mit lauter Stimme, in der ich einen bezeichnenden Ausdruck nicht verkannte — zuweilen des Abends bei gewissen Veranlassungen zu benützen pflegt.

Der Lakai schritt an uns vorüber, und als er weit genug entfernt war, um meine Worte nicht mehr verstehen zu können, sagte ich in großer Aufregung zu meinem Freunde: „Ich habe sie gesehen."

„Die Vase?"

„Genau wie sie mir beschrieben wurde."

„Das ist schon etwas, aber in diesem Augenblicke dürfen wir uns hier nicht aufhalten; jener Spürhund mit seiner mißmuthigen Physiognomie würde uns doch nicht allein eintreten lassen. Bezähme also Deine Neugierde und gib Dir Mühe, mit großem Interesse den Schloßgarten und den hintern Theil der Gebäulichkeiten zu betrachten."

Er schritt auf die uns bezeichnete Thüre zu und ich folgte ihm nicht ohne einen leichten Seufzer, doch fühlte ich, daß Wetter Recht hatte.

Obgleich ich die kleine Wendeltreppe, die für mich von so außerordentlicher Wichtigkeit war, im Rücken lassen und, wie mein Freund sagte, meine Neugierde bezähmen mußte, so gab es hier im Schloßhofe und neben demselben doch noch sonst Interessantes für mich. Wie deutlich erinnerte ich mich hier der Einzelnheiten aus der Erzählung des Herrn von Steinfeld, besonders als wir nun durch die uns bezeichnete Thüre getreten waren und auf einer kleinen Terrasse standen, an welche sich linker Hand Stallungen und Remisen schlossen. Hier hinaus hatte Herr von Steinfeld gewohnt, dort oben waren seine kleinen Appartements, dort zur rechten Hand neben uns bemerkte ich die Treppe, von der er mir gesprochen, daß sie unmittelbar von seiner Wohnung in's Freie geführt.

Vor uns lag der kleine Schloßgarten mit zierlich angelegten Blumenbeeten, und neben demselben, aus der Tiefe emporwachsend, erhoben die uralten, gewaltigen Eichen ihre majestätischen Blätterkronen. Hier sah man durch eine Lichtung in den Bäumen auf das von der Sonne beglänzte wunderherrliche Donauthal, tief unten wand sich der silberne Faden des Stromes zwischen grünbewachsenen Höhen, die sich immer mehr abflachten bis zu einem weiten Thale, an dessen äußerster Grenze die gewaltigen Massen tief blau gefärbter Berge sich erhoben, welche von andern noch höhern mit schneebedeckten Gipfeln gekrönten überragt wurden.

Ich erkannte dieselbe Aussicht aus der Erzählung des Herrn von Steinfeld. War es doch gewiß ganz dieselbe, die man von jenem Plätzchen dort unten auf dem Hügel hatte, jener Stelle am Fuße des kleinen steilen Hügels, wo eine klare Quelle zwischen moosbedeckten Steinen hervorbrach, sich von da einige Fuß herabstürzte und unten im Gestein eine ganze Schale ausgewaschen hatte, wo die klare Fluth, beständig erregt von dem nachstürzenden Wasser, lustige Schaumwellen aufwarf, — immerfort, immerfort mit geheimnißvollem Rauschen und Murmeln zu stillen Träumen einladend.

Das Alles stand jetzt so lebendig vor meiner Seele, als wenn ich selbst an jenem klaren Wasser gesessen wäre. Dort hinaus mußte das liegen, denn zwischen den grauen Stämmen und dem nicht allzu dichten Unterholze hindurch zeigte ein Streifen frischeren Grünes und saftigerer Gräser die Stelle an, wo der kleine Bach in Schlangenwindungen hinfloß.

Wie war mir Alles hier so wichtig, so interessant; hier die Freitreppe, wo er an jenem Tage Abschied von ihr nahm, dort jene andere Treppe, das Ziel meiner heutigen Wünsche, wo vielleicht das arme Kind nächtlicher Weile aus dem Schlosse der Väter getragen wurde, um sein Erbtheil betrogen, um es nicht wieder zu sehen.

„Unser mißvergnügter Freund, der Lakai," sagte Wetter, indem er meinen Arm ergriff, „scheint sich verzogen zu haben, wenigstens sehe ich keine Spur mehr von seiner gespreizten Figur und seinem angenehmen Gesicht."

„So laß uns hin," erwiederte ich rasch. „Wer weiß, was später unserem Vorhaben wieder in den Weg treten könnte."

„Ja, ja, aber laß uns langsam vorrücken, nur keine Uebereilung, nichts Auffallendes. Wenn wir so behaglich durch den Hof schlendern, bald diesen interessanten Stein betrachten, bald jenen, so können wir uns bis zur Treppe hinschlängeln, ohne daß Jemand etwas Besonderes darin findet. Werden wir gefragt, so haben wir unsern Lakaien gesucht, von dem wir glaubten, er sei dort die Treppe hinaufgestiegen."

So thaten wir also, gingen in den Schloßhof zurück und schauten mit großer Aufmerksamkeit, sehr viel Interesse verrathend, an den alten Steinkonstruktionen hin, unter denen allerdings manches Merkwürdige zu sehen war, und kamen so, ohne von dem Lakaien belästigt zu werden, der wahrscheinlich glaubte, wir seien noch eifrig mit der Betrachtung des Gartens beschäftigt, an die Treppenstufe.

Ich stieg hinauf, während Wetter unten stehen blieb, die Thüre öffnete sich, sobald ich auf die Klinke des Schlosses drückte, und ließ mich in den kleinen Raum eintreten, wo ich schon vorhin den Pfosten und die aus Holz geschnitzte Vase gesehen hatte. Daß ich mich ruhig gefühlt hatte, kann ich gerade nicht sagen, wenn ich mir auch, auf eine mögliche Ueberraschung gefaßt, alle mögliche Mühe gab es zu scheinen. Ich glaube, ich summte sogar ein Liedchen vor mich hin, doch war das Klopfen meines Herzens so heftig, daß ich mich mit meinem Takte darnach richten mußte. Es war nicht hell in dem kleinen Raum, weßhalb es mir, als ich nun neben der hölzernen Vase stand, unmöglich war hineinzublicken. Ich würde aber auch mit den Augen das Gesuchte doch kaum entdeckt haben, denn es lag wahrscheinlich tief unten, bedeckt von dem Staube langer, langer Jahre.

Ja tief drunten mußte es liegen; denn wenn ich auch meinen Arm, so tief es mir möglich war, hineinsteckte, so konnte ich doch Nichts erfühlen und erfassen. Sollte ich denn unverrichteter Sache wieder hier abziehen, mit der Ungewißheit im Herzen; denn wenn ich das nicht fand, was jene Frau hier zurückgelassen, so war kein Beweis vorhanden, dieses sei das Schloß gewesen, auf welches man sie in jener Nacht so geheimnißvoll geführt — dieses die Wendeltreppe, über welche sie jene Gestalt hinabgeleitet — dieß die Vase, die ich in der letzten Zeit so vielmal wachend und träumend vor mir gesehen. — — —

Mir kam ein glücklicher Gedanke, ich zog rasch meinen Säbel und brachte die Spitze der Klinge in die Oeffnung der Vase und drückte sie langsam durch die Oeffnung hinab.

Ah, ich stieß auf etwas Weiches, ja wahrhaftig, das war nicht nur aufgehäufter Staub, es war ein anderer weicher Gegenstand. Kaum konnte ich vor Erregung meinen Säbel fest genug halten, um die Spitze der Klinge mit dem daran hängenden Gegenstande fest an die Wandung zu drücken und denselben so herauszubringen; endlich konnte ich ihn mit der linken Hand erreichen, und ich glaube, ich wäre über das kostbarste Geschenk nicht glückseliger gewesen als jetzt, da ich wirklich den alten von den Motten zerfressenen, bestaubten Pulswärmer festhielt. Es hatte mich Mühe gekostet, ihn an das Tageslicht emporzuziehen, und als ich ihn beinahe oben hatte, hätte ich ihn nicht wieder fallen lassen, selbst wenn mir sämmtliche Schloßbewohner zugesehen hätten; deßhalb wollte ich es auch nicht beachten, daß Wetter draußen sehr vernehmlich und auffallend hustete, und daß ich vernahm, wie Pferdehufe auf dem Pflaster des Schloßplatzes klapperten.

Ja, ich hielt es in meiner Hand, wonach ich so eifrig gestrebt, dieses armselige, zerfressene Wollengewebe, dieses kostbare, unumstößliche Beweismittel. Den Staub klopfte ich, so gut es möglich war, herunter, und wollte es gerade in die Tasche meines Kolletts schieben, als mich eine laute Stimme in ziemlich barschem Tone fragte: „Was treiben Sie denn da unten?" Ich blickte erschrocken empor, — die Frage schallte von der Treppe herab, und sah vor mir eine Gestalt — ja wahrhaftig, es war nicht nur eine Gestalt, sondern gerade die Gestalt, deren Aeußeres ich nicht vergessen. Sie trug einen grünen Jagdrock, einen grünen Hut, und hatte an den Füßen hohe Stiefel von weichem Leder. Hinter ihr stand der mürrische Lakai, der mich mit unverkennbarem Erstaunen betrachtete.

(Fortsetzung folgt.)

Parenzo.

(Zu dem Bild S. 509.)

Der Landtag von Parenzo ist aufgelöst worden. Die Mehrzahl der Versammlung weigerte sich für den Reichstag in Wien zu wählen. Sie folgte nicht dem Beispiele der älteren und kultivirtesten Provinzen Oesterreichs Böhmen, Steiermark, Kärnthen, u. s. w. — sie stellte ihr Land der Gesammtmonarchie feindlich gegenüber — die italienische Minorität im Lande wußte durch ihre Rührigkeit sich die Majorität im Landtage zu verschaffen, und diese Italienissimi liebäugeln mit dem italienischen Parlamente auf der apenninischen Halbinsel. Das Beispiel der verarmten und unzufriedenen Lombardei, die jetzt durch Garibaldi die Befreiung von der piemontesischen Herrschaft erwartet, die verzweifelte Lage Neapels, die moralische, religiöse, finanzielle und politische Desorganisation Italiens dienen den istrischen Fanatikern nicht zur Warnung, sie sind durch das Meer von Italien getrennt, und den Zeitungsberichten glauben sie nicht, denn sie glauben nur, was in ihren Kram, in ihre Manie paßt. Einstweilen ist ihr Landtag prorogirt worden, sie werden auf dem Reichstage nicht vertreten sein, die andern Provinzen werden sie als ein ketzerisches Familienglied betrachten. Die slavische Mehrheit der Bevölkerung aber, die keine Ahnung von der Absicht dieser Leute hatte, wird sich um so weniger ihrer Laune fügen, als die italienischen Deputirten nicht einmal gestatten wollten, daß die Landtagsverhandlungen in's Slavische übersetzt würden, um den der italienischen Sprache unkundigen Gemeinden mitgetheilt zu werden. Man sieht daraus, daß die Czechen in Böhmen, die Slovenen in Krain u. a. m. toleranter sind, als die Italiener in Istrien. — Verödet ist nun die schöne Halle der Franziskanerkirche in Parenzo — das arme Städtchen, das auf den Sitz des Landtags so stolz war, und das hierdurch auch

materiell sich gehoben hätte, sieht durch die eigensinnige Verblendung der Fanatiker seine Hoffnungen getäuscht. Denn schwerlich dürfte der Landtag sobald wieder einberufen werden. — Parenzo, das Parentium der alten Römer, an der Westküste der istrischen Halbinsel zwischen Cittanuova und Rovigno gelegen, ist ein kleines, etwa 3000 Seelen zählendes Hafenstädtchen des adriatischen Meeres, mit einem sicheren und bequemen Hafen, dessen Haupthandel in der Ausfuhr von Holz und Wein besteht. Ein einst Bischofssitz, besitzt der Ort eine schöne Kathedrale, deren Gründung Otto dem Großen zugeschrieben wird, in welcher herrliche musivische Bilder aufbewahrt werden. Parenzo war, als die Lagunenstadt Venedig so ziemlich die Alleinherrscherin der Adria war, dieser unterworfen und wurde es bei späteren Revolutionen immer wieder. Im Krieg mit den Genuesen wurde es 1354 so ziemlich von Grund aus zerstört, erstand jedoch wieder aus der Asche und ist jetzt eine moderne freundliche Stadt mit schönen Straßen und malerischer Lage an den Vorbergen der istrischen Höhenzüge.

Peter Erichsen.

Ein Mann, der sich, obgleich Ausländer von Geburt, eminente Verdienste um die Hebung der österreichischen Industrie und hauptsächlich der Flußschifffahrtsverhältnisse des Landes erworben, Peter Erichsen, Betriebsdirektor der k. k. ersten Donaudampfschifffahrtsgesellschaft, starb am 21. März 1861. Auf die Trauerbotschaft von seinem Hinscheiden wurde auf dem Gebäude der Donaudampfschifffahrt unter den Weißgärbern in Wien und auf sämmtlichen dort befindlich gewesenen Schiffen die Trauerflagge aufgehißt, welches Zeichen der Trauer durch drei Tage auf der ganzen Linie des Donaustromes, wo sich gesellschaftliche Schiffe und Etablissements befinden, wehte. — Die Verehrung, die Erichsen genoß, war eine allgemeine. Er war ein Ehrenmann, von dem unbescholtensten Charakter und den ausgezeichnetsten geistigen Eigenschaften, und zählte zu den treuesten, energischsten und verdienstvollsten Vorständen dieser Anstalt, in deren Diensten er seit dem Jahre 1846 stand. Der Verlust, den die Donaudampfschifffahrt durch sein Hinscheiden trifft, wird tief empfunden werden. Sein ganzes Streben galt der Hebung des Unternehmens, und Erichsen's Name wird stets genannt werden müssen, wo von der Entwicklung der Donaudampfschifffahrt die Rede sein wird. — Erichsen war am 24. September 1791 zu Kopenhagen geboren, widmete sich von früher Jugend dem Kaufmannsstande, und ging am 24. September 1843 im Interesse des Handels und der Industrie Oesterreichs als Chef der auf Veranlassung und für Rechnung zu diesem Zwecke zusammentretenden Handelshäuser mit dem Dampfschiffe „Conte-Colovrat“ von Triest über Griechenland, Egypten, Arabien, Abyssinien nach Ostindien und China, und kehrte im Jahre 1845 mit dem zufriedenstellenden Bewußtsein zurück, seine Aufgabe vollkommen gelöst zu haben. — Die Aufgabe dieser Handelsmission war, die kommerziellen Verbindungen Oesterreichs zu beleben und namentlich die industriellen Interessen zu fördern. Obwohl diese mit ungewöhnlicher Gewandtheit und Geschäftskenntniß unter Leitung Erichsen's ausgeführte Sendung über die Handelsverhältnisse der Länder am rothen Meere, in Indien und China (deren dem Handel freigegebene Häfen alle von Erichsen besucht wurden) ein seinem Zwecke vollkommen entsprechendes Resultat lieferte, und mit eben so viel Klarheit als Genauigkeit den Antheil, welchen Oesterreich in dem Orienthandel zu nehmen berufen ist, auseinandersetzte, blieb doch sowohl aus Mangel an direkter Theilnahme seitens des Handelsstandes und der Industrie, als in Folge der Ereignisse des Jahres 1848 diese interessante Unternehmung ohne wesentlichen Erfolg. Die Rückkunft der Novaraexpedition scheint indessen wieder die Aufmerksamkeit auf diese Angelegenheit zurückgeführt zu haben. Denn als A. G. Caniglia, welcher Erichsen auf seiner Reise beigegeben war, im vorigen Jahre aus Anlaß, als einige unternehmende Häuser in Triest und Fiume sich zur Absendung einer Ladung österreichischer Produkte nach Singapore vereinigten, und die Leitung dieser Unternehmung demselben anvertraut hatten, aus Singapore über die Handelsverhältnisse alldort berichtete, stimmten sie in allen wesentlichen Punkten mit den früheren durch Erichsen gegebenen Andeutungen überein, und rechtfertigten völlig die von demselben in seinem, seiner Zeit im Drucke erschienenen Berichte über die Zukunft und wachsende Bedeutung Singapores ausgesprochenen Ansichten, indem der Verkehr sich seitdem mehr als das Dreifache vergrößert hatte. Erichsen hatte im Jahre 1849 vom Kaiser von Oesterreich den Orden der eisernen Krone, später vom König von Württemberg den Friedrichsorden erhalten, und war Ehrenbürger der Stadt Wien.



Peter Erichsen, Director der Donaudampfschifffahrt. Nach einer Photographie.

Deutsche Industrie.

II.

Die Achatschleifereien im Nahethale.

(Zu den Bildern S. 512 und 513.)

Gewiß, es lohnt sich wohl der Mühe, wenn man Wanderungen an den rebenreichen Ufergeländen des deutschen Rheinstromes macht, auch manchmal von der großen, den Touristen vorgezeichneten und von ihnen sanktionirten Hauptstraße in die Reben- und Flußthäler einzubiegen, um auch die Schönheiten dieser kennen zu lernen. Eines der originellsten Seitenthäler des Rheines ist das Nahethal, nicht allein seiner Naturschönheiten, sondern auch eines eigenthümlichen Industriezweiges wegen, der seit langen Jahren in dem an der Nahe gelegenen Städtchen Oberstein und dem nur eine Stunde davon entfernten Idar betrieben wird. Dieses Gewerbe ist die Achatschleiferei, auf welche wir heute mit einigen Zeilen aufmerksam machen wollen, weil eben jetzt in Oberstein eine Ausstellung von Achatwaaren stattfindet. — Oberstein und Idar liegen in der oldenburgischen Enclave Birkenfeld, und die Achatschleifereien befinden sich im Umkreis mehrerer Stunden an allen Bächen und Flüssen. Beider Städte Lage ist höchst malerisch und eigenthümlich, mehr noch die von Oberstein, welches 2000 Einwohner zählt und zwischen Nahe und den aus derselben schroff aufsteigenden Felsen derartig eingeklemmt ist, daß die Häuser wie Schwalbennester an den Klippen kleben. Die Kirche des Orts, zu welcher vom Städtchen unten in den Fels gehauene Stufen hinaufführen, erhebt sich über den Gebäuden, ragt jedoch nur mit ihrem Thurm und einem Theil des Schiffes aus dem Gestein heraus, denn das übrige Gotteshaus ist in denselben hineingebaut. Ueber der Kirche aber hängt auf kahler Klippe der einsame morsche Thurm der Ruine Oberstein, und südlich davon krönt einen größeren Kegel ein anderes alterthümliches Schloß, im Gegensatz zu dem oben erwähnten gewöhnlich „das neue“ genannt. — Die Achatschleifereien von Oberstein verdanken ihre größere Ausbreitung dem im sechzehnten Jahrhundert lebenden Franz von Dhaun und Oberstein, der in einem Befehl die Erlernung dieser Kunst nur auf die Söhne der Meister beschränkte und bei Nacht zu arbeiten verbot, damit durch allzugroße Produktion die Waare nicht im Werth verliere. Der Achat ist ein nach dem Fluß Achates (jetzt Drillo) in Sizilien benanntes, gewöhnlich halbdurchsichtiges Gemenge aus Hornstein und Chalcedon, oft vermischt mit Karneol, Quarz, Feuerstein, Jaspis, Heliotrop, Amethyst, und wird theils nach Farben, theils nach Mischungen benannt. Häufig gefunden wurde dieser Stein in den Melaphyrbergen bei Idar, und man kam daher früh auf die Idee, ihn zu Schmuckgegenständen aller Art zu verarbeiten. Namentlich trieb Oberstein mit Italien einen sehr einträglichen Handel. Die Italiener pflegten das oberfeinste und klare Produkt zu färben und ihm dadurch mehr Schönheit zu verleihen. Das dabei übliche Verfahren lernten indeß die industriellen Bewohner des Nahethales ebenfalls, und da ihre heimischen Steine sich ihrer geringen Porosität wegen nicht sonderlich zum Färben eigneten, die in der ganzen Welt, auch in Südamerika herumsuchenden Achathändler aus Oberstein aber in Brasilien, hauptsächlich an den Ufern des Uruguay Steine fanden, die sich viel schöner färben ließen, so importirte man dieselben von da, wodurch dem ganzen Industriezweig ein neuer Aufschwung verliehen wurde. Durch das Färben verwandelt man die mit fast gar keiner Zeichnung versehenen Exemplare in Onyxe, Karneole u. s. w. von der schönsten Art. — Die Achatindustrie in Birkenfeld umfaßt jetzt an nahe zweihundert Schleifmühlen, und in jeder derselben befinden sich in der Regel vier bis fünf Schleifsteine, die in vertikaler Richtung an einem Wellbaum getrieben werden, der durch ein Kammrad mit der Achse eines Wasserrades verbunden ist. Die Schleifsteine selbst sind aus sehr hartem Sandstein und müssen stets feucht erhalten werden. Die auf einem hohlen Holzschemel horizontal liegenden Arbeiter halten den Achat mit großer Kraft gegen den sich drehenden Schleifstein, und sind im Stande, den Druck nach Belieben zu mindern oder zu vermehren. Zur Politur bedient man sich der Cylinder aus weichem Holz, welche von demselben Mechanismus bewegt werden. Die Cylinder sind mit einer violettrothen erdigen Substanz beschmiert, die eine Art aus Porphyr gebildeter Erde ist, welchen man bei Oberstein gewinnt. — Die höchst anstrengende Arbeit des Schleifens kann der Arbeiter der unbequemen Lage wegen nicht lange aushalten, doch finden sich fast lauter gesunde, starke Menschen unter den Schleifern, und Brustkrankheit begegnet man nicht häufiger wie anderswo. — Das Fassen der Arbeiten in Tombak bildet einen eigenen Industriezweig in Oberstein und Idar, während die edeln Fassungen meist in Paris und England besorgt werden. — In Idar hat man mit geringen Geldmitteln aus den dortigen Gewerbekassen eine einfache und zweckmäßige Ausstellungshalle in einem schon vorhandenen kleinen Saale eingerichtet. Dieselbe ist gleichsam als erster Fortschritt zu einer Fabrik und als Grundstein des später aufzuführenden Fabrikgebäudes zu betrachten und hat sich der Zeichnenlehrer an der Gewerbeschule zu Idar, F. Wagner, ein großes Verdienst um die zweckmäßige und elegante Aufstellung der für die Ausstellung bestimmten Gegenstände erworben.



Eine Achatschleifer-Werkstätte im Nahethal.

Eine Wanderung durch Schleswig-Holstein.

Von

Julius von Wickede.

(Zu den Bildern S. 509 und 509.)

(Schluß.)

Diese großen Einnahmen, welche die Marschbewohner aus ihrem Boden entnehmen, gibt dem ganzen Leben und Treiben der Menschen hier etwas sehr Behäbiges, Gediegenes, was vielleicht hin und wieder sogar in eine gewisse Schwerfälligkeit ausartet. Rittergüter und landsässige Adelsfamilien sind in den Marschen fast gar nicht vorhanden, sondern aller Boden ist im Besitz freier Bauern, und erbt sich in geschlossenen Gütern nur auf den ältesten Sohn fort, während die anderen Kinder mit Geld entschädigt werden müssen. Schwerlich gibt es irgendwie in Deutschland Bauern, die

reicher sind wie die hier in diesen Marschen wohnenden; denn Männer, deren Vermögen auf 100,000 Thaler geschätzt wird, gehören nicht zu den Seltenheiten. Da der Boden zu feucht und niedrig ist, um Getreide zu tragen, so liegen alle Gehöfte einzeln für sich in der Mitte des Besitzes, auf kleinen künstlich erhöhten Hügeln, „Warten" genannt. Solch' ein Gehöft eines wohlhabenden Bauern kann sich in Allem mit einem Rittergute messen. Kostbare Möbel aus Hamburg stehen im Prunkzimmer des langen aber nur einstockigen Wohnhauses, die Tochter spielt häufig Klavier, und die Hausfrau setzt ihren größten Stolz auf einen wohlgefüllten Leinwandschrank, und auf möglichst schweres Silbergeschirr, was sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt und oft Tausende von Thalern Werth hat. Ueberall im ganzen Gehöft ist die größte Reinlichkeit vorhanden, und alles Holzwerk der Gebäude wird wo möglich alljährlich frisch mit Oelfarbe angestrichen. Auch die Nahrung ist zwar einfach, aber derbe und kräftig, und selbst jeder Knecht erhält täglich eine Portion Fleisch, wie sie in manchen mitteldeutschen Gebirgsgegenden eine ganze Bauernfamilie kaum in einer Woche genießt. Diese reichliche Nahrung und gesunde Lebensweise — nur das Wasser ist sehr schlecht — macht auch, daß die Marschbewohner beiderlei Geschlechts größtentheils von hohem Wuchs, derben Knochen, breiten Schultern und frischen rothen Wangen sind, dabei aber häufig etwas langsam und schwerfällig in ihren Bewegungen. Wälder und Bäume, außer wenigen Obstbäumen auf den Warten um den Wohnhäusern, kommen in den Marschen nicht vor, und alles Bau- und Nutzholz muß aus der „Geest" herbeigeschafft werden.

Ganz anders ist die Lebensweise der Bewohner auf dem Landrücken. Hier muß der magere Boden oft sehr mühsam bearbeitet werden, und Kartoffeln, Roggen und Buchwaizen sind die Hauptfrüchte, die er trägt. Die Viehzucht ist bedeutend, und es werden viele junge Rinder und Füllen von den Bauern aufgezogen und dann an die Marschbewohner verkauft. Ebenso kommen hier noch ziemlich ansehnliche Nadelholzwaldungen vor, wie auch in manchen Gegenden viel Torf gegraben wird. Bauern, die aber hier selten in Einzelgehöften, sondern fast immer in großen zusammenhängenden Dörfern wohnen, theilen sich mit einzelnen Rittergütern in den Besitz des Bodens. Die Nahrung, wenn auch immer noch sehr kräftig, ist nicht mehr so reichlich, und der Menschenschlag im Allgemeinen nicht so groß und breitschulterig, sondern kleiner und schmächer, dafür aber schneller, gewandter und anstelliger als in der Marsch. Auch die geistige Lebendigkeit der Bewohner hier ist im Allgemeinen regsamer, wie denn die nationale Bewegung der Jahre 1848 bis 1850 hier zuerst feste Wurzel faßte. Die Marschen schlossen sich dem Kampfe gegen Dänemark erst später an, ihre Bewohner nahmen dann aber, als sie einmal warm geworden waren, mit jener festen Zähigkeit, die sie in Allem auszeichnet, den rühmlichsten Antheil.

Das Hügel- und Thalland der Ostseeküste hat zwar nicht den unerschöpflich reichen Boden der Marsch, ist hingegen durchweg doch noch zum Waizenbau sehr geeignet. Hier liegen besonders auch die vielen großen Rittergüter, die Schleswig-Holstein besitzt, und es gibt gar manche Besitzungen, deren Werth in jetziger Zeit auf eine halbe Million Thaler berechnet werden kann. Wenn nun zwar der Getreidebau auch hier mit angestrengtem Eifer betrieben wird, so bildet doch die Milchwirthschaft mit die Haupteinnahme der Mehrzahl dieser Landgüter. Es gibt Güter, die allein an 180—250 Milchkühe auf der Waide halten, und deren jährlicher Ertrag aus Butter und Käse zu 10—12,000 Thaler berechnet werden kann. Die vielen Butterfässer, Käse, Schinken und Würste, welche Hamburg und die schleswig-holsteinischen Häfen Kiel, Kappeln, Apenrade und Flensburg nach England, Skandinavien, Portugal, Spanien ausführen, kommen größtentheils von dieser Ostküste, die in Wahrheit ein Land genannt werden kann, in dem Milch und Honig fließt. Auch die Bauern sind hier gewöhnlich überaus wohlhabend, wenn vielleicht auch nicht ganz so reich als in der Marsch, dabei lebendig, anstellig und von großer geistiger Regsamkeit.

In der vorstehenden nur in flüchtigen Umrissen gegebenen Schilderung haben wir besonders bei den Verhältnissen des flachen Landes verweilt, da in diesem die Hauptkraft von Schleswig-Holstein ruht, doch schließt dieß nicht aus, daß auch die Städte hier eine gewisse Bedeutung haben, und mit vollem Rechte auf die Theilnahme des deutschen Volkes zählen dürfen. Wir wollen nun hier eine kurze Wanderung durch die bedeutendsten dieser Städte antreten, und dieselbe zugleich so einrichten, daß sie mit die beste Reiseroute für einen Reisenden, der 8—14 Tage auf einen Besuch von Schleswig-Holstein verwenden will, abgibt.

Die bedeutendste Stadt von Schleswig-Holstein ist Altona. Wie auch der Name Al-to-nah (all zu nahe) schon angibt, liegt dasselbe so nahe an Hamburg, daß es jeden besondern Charakter gänzlich verloren hat. Man wird in nichts fast — außer vielleicht in der Uniformirung des nicht sehr zahlreich vorhandenen Militärs — einen Unterschied zwischen Hamburg und Altona finden, und Letzteres nur für einen etwas stilleren Stadttheil von Ersterem halten, zumal da Beide unmittelbar an einander grenzen. Gleich neben Altona liegt Ottensen, auf dessen Kirchhof Klopstock begraben ist, dann folgt eine Reihe großartiger Landhäuser und prächtiger Gärten, größtentheils im Besitz der reichen Hamburger, und so kommt man allmälig nach dem zwei Stunden entfernten, reizend an der Elbe



Oberstein an der Nahe. (S. 523.)

auf Hügeln gelegenen schleswig-holsteinischen Fischerdorfe Blankenese, dessen Einwohner als kühne Seeleute allgemein bekannt sind. Eine Fahrt von Hamburg mit dem Dampfschiff nach Blankenese und zurück mit dem Wagen durch Ottensen und Altona, die einen Sommernachmittag in Anspruch nimmt, gehört mit zu den lohnendsten Partieen, die man in ganz Deutschland unternehmen kann.

Von Altona fährt man mit der Eisenbahn in einigen Stunden nach Kiel, dieser so anmuthig an einer tiefen Meeresbucht gelegenen Hafen- und Universitätsstadt. Kiel ist unbedingt der geistig bedeutendste Ort der verlangten Herzogthümer, von hier geht die Bewegung gegen die dänische Gewaltherrschaft besonders aus, und die hiesige Universität ist die Pflanzschule deutscher Bildung durch die gesammte cimbrische Halbinsel. Auch Handel und Schifffahrt sind hier bedeutend, wie denn fast jeder schleswig-holsteinische Gutsbesitzer in geschäftlichen Beziehungen mit hiesigen Advokaten, Kaufleuten oder Bankiers steht, daher viele Lebendigkeit in den etwas engen Straßen der Stadt zu herrschen pflegt. Der hiesige Hafen, in dem die größten Kriegsflotten bequem ankern können, ist der beste der ganzen Ost- und Nordseeküste. Reizend gelegen ist die eine halbe Stunde von Kiel entfernte Seebadeanstalt Düsternbrook, wie denn überhaupt die nahe wie ferne Umgegend eine Menge der schönsten landschaftlichen Punkte darbietet. Mehr in der Richtung gegen Lübeck zu liegt das freundliche Städtchen Eutin, dem Großherzoge von Oldenburg gehörend, das in der deutschen Kulturgeschichte des vorigen Jahrhunderts einen Namen hatte, und Plön, mit schönem Schlosse an einem großen und hübschen Landsee.

Von Kiel aus fährt man durch eine fruchtbare, reich bebaute Gegend in vier Stunden nach Eckernförde, einem freundlichen Städtchen, das sehr hübsch am Meerbusen gleichen Namens gelegen ist. Hier fand im April 1849 das ewig denkwürdige Gefecht Statt, in dem zwei schwache schleswig-holsteinische Batterien, die nur acht Geschütze hatten, die beiden größeren dänischen Kriegsschiffe Gefion und Christian VIII. von zusammen 112 Geschützen vollständig besiegten. Zwischen Kiel und Eckernförde passirt man den Kieler Kanal, der, eine Fortsetzung der Eider, die Nord- und Ostsee verbindet, und jetzt die ausgeartete Grenzlinie zwischen den Herzogthümern Schleswig und Holstein abgibt.

Zwischen Eckernförde, wenn man die Schlei überfahren hat, und Flensburg liegt Angeln, ein sehr wohlhabender, größtentheils von fleißigen Bauern, die noch manche eigenthümlichen Gebräuche bewahrt haben, bewohnter Landstrich. Hier hat das Bestreben der Dänen, deutsche Sitte, Sprache und Bildung gewaltsam zu verdrängen und in den Kirchen und Schulen zwangsweise die dänische Sprache einzuführen, seit 1850 eine besondere Ausdehnung erlangt, aber auch vom Volke selbst einen sehr nachhaltigen Widerstand erfahren. Die Stimmung fast der gesammten Bevölkerung des Herzogthums Schleswig ist jetzt den Dänen entschieden ungünstiger geworden, als dieß früher der Fall war, und alle Gewaltmaßregeln der Regierung haben vollständig ihren beabsichtigten Zweck verfehlt; dieß ist eine Thatsache, die Niemand ableugnen kann.

Flensburg, welches man von Eckernförde zu Wagen in 4—5 Stunden erreicht, liegt ebenfalls sehr hübsch an einem Meerbusen, und hat eine rege Schifffahrt, bietet aber sonst nicht viel Interesse dar; die Stadt treibt lebhaften Handel mit den dänischen Kolonien in Westindien, steht überhaupt in vielfacher Wechselbeziehung mit Kopenhagen, es leben eine Menge Dänen hier, und so zeigten sich denn auch in den Jahren 1848—50 manche Sympathieen für Dänemark. Die beiden Parteien, die dänische und deutsche, die hier vertreten sind, führen unausgesetzt einen erbitterten Kampf mit einander, der sich bis auf alle kommerziellen und sozialen Verhältnisse erstrecken soll. Wenn seit 1850 die dänische Partei zwar von der Regierung auf alle Weise unterstützt wird, so hat sie die deutsche doch noch nicht zu unterdrücken vermocht, sondern im Gegentheil soll letztere von Jahr zu Jahr mehr an Ausdehnung und innerer Kraft zunehmen.

Nördlich hinter dieser Stadt am Meere, zwischen dem Apenrader und Flensburger Meerbusen, liegt das Sundewith, ein sehr fruchtbarer, wohlbebauter Landstrich. Hier hatte der Herzog von Augustenburg seine schönen Landgüter, bis er solche 1851 zwangsweise an die Dänen, gegen eine sehr niedrig angesetzte Entschädigung, verkaufen mußte. Die sogenannten Düppler Schanzen, 1848 und mehr noch 1849 wiederholt die Schauplätze blutiger Kämpfe zwischen den deutschen Bundestruppen und den Dänen, liegen im Sundewith, der Insel Alsen gegenüber.

Vier Meilen nordwärts von Flensburg ist das sehr freundliche und wohlhabende Hafenstädtchen Apenrade, und eben so weit von diesem entfernt Hadersleben, beides Orte von echt deutscher Gesinnung. Das Landvolk nördlich von Flensburg spricht in der Regel eine Art von schlechtem dänischen Dialekt, und zeigt sich bei der ganzen nationalen Bewegung ziemlich gleichgültig. Es herrscht hier weder eine Anhänglichkeit für, noch eine Abneigung gegen Dänemark wie Deutschland, und es ist den Leuten einerlei, zu welchem Lande sie zukünftig gehören sollen.

Zwei Meilen nordwärts von Hadersleben liegt Christiansfelde, eine Herrnhutherkolonie, die nördlichste deutsche Stadt auf der cimbrischen Halbinsel, und wieder zwei Meilen vorwärts Kolding, die erste jütische Grenzstadt, bei der 1849 das dänische Heer von den schleswig-holsteinischen Truppen geschlagen wurde.

Von Flensburg aus kann man seitwärts nach Schleswig und westwärts mit der Eisenbahn nach Husum fahren. Letzteres ist ein hübsches, lebhaftes Hafenstädtchen, nicht weit von der Mündung des Heverstromes in die Nordsee gelegen. Im Sommer findet von diesem Orte aus eine Dampfschiffsverbindung mit der Insel Föhr Statt, wie auch der Besuch der nordfriesischen Inseln von diesem Hafen aus am leichtesten zu machen ist.

Die Stadt Schleswig, Hauptstadt des Herzogthums, liegt sehr freundlich an der hier ziemlich breiten Schlei, und gewährt die Umgegend viele hübsche Spaziergänge. Wie die meisten schleswig-holsteinischen Städte, die sich längs des Wassers hinziehen, hat auch Schleswig die Eigenthümlichkeit, daß es fast nur aus einer einzigen, ungemein langen Hauptstraße besteht, was zwar ganz hübsch ist, für den städtischen Verkehr aber sehr viele Unbequemlichkeiten haben muß. Unmittelbar neben der Stadt liegt das alte, schöne Schloß Gottorp, der Stammsitz der Herzoge von Holstein-Gottorp, deren Seitensprößlinge jetzt den russischen Kaiserthron einnehmen. Bei Schleswig fand 1848 das erste bedeutende Treffen der Preußen gegen die Dänen Statt, wobei Letztere in wilder Flucht die Stadt räumten und sich in Flensburg einschifften.

Nicht weit von der Stadt sind die oft genannten Schanzen des Danewerkes, die neuerdings von den Dänen wieder stark befestigt worden sind.

Drei Meilen südwärts von Schleswig liegt die ehemalige Festung Rendsburg, deren Werke jüngst von den Dänen größtentheils geschleift wurden; hier brach im März 1848 der erste Kampf gegen die Fremdherrschaft aus, hier fand er auch im Winter 1850—51, als die schleswig-holsteinischen Truppen die damals ziemlich stark befestigte Stadt besetzt hatten, sein trauriges Ende. Die geographische Lage inmitten Schleswig-Holsteins, gerade zwischen der Ost- und Nordsee gelegen, verbunden mit vielen hiezu sehr günstigen Lokalverhältnissen, macht diesen Platz ungemein geeignet zu einer großen deutschen Bundesfestung, die der ganzen norddeutschen Küste sehr vielen Schutz gewähren würde. Es ist unbegreiflich, daß man im Frühling 1851, als die österreichischen und preußischen Truppen hier längere Zeit in Besatzung standen, diese Festung nicht zu dem Range einer solchen erhob, was damals von Dänemark nicht verhindert und ohne allzugroße Kosten ausgeführt werden konnte. Jetzt freilich würden manche Befestigungswerke, die früher noch bestanden, wieder neu aufgeführt werden müssen, und doch wäre es dringend zu wünschen, wenn das damals leider Versäumte schleunigst nachgeholt und Rendsburg, das auf unbestritten deutschem Bundesgebiete liegt, zu einer Bundesfestung erhoben würde. Solche Erhebung wäre das sicherste und geeignetste Mittel, dem dänischen Uebermuth in Schleswig-Holstein eine kräftige Schranke zu setzen. Die Stadt ist größtentheils enge und häßlich gebaut, und hat auch keine hübsche Umgebung, treibt jedoch einen ziemlich lebhaften Handel, da sie hiezu eine sehr günstige Lage an der Eider hat. Im Herbst 1850 wurden durch Auffliegen des hier befindlichen ganzen Arsenals ziemlich bedeutende Beschädigungen an vielen Gebäuden herbeigeführt.

Von Rendsburg aus führt eine Eisenbahn in wenigen Stunden zurück nach Altona.

Andere bedeutende Städte Schleswig-Holsteins sind noch Glückstadt, das an der Elbe liegt, und ziemlich beträchtlichen Handel treibt, Oldesloe und Itzehoe, von wo der lange Peter von Itzehoe in Wallenstein's Lager und wo der Landtag seinen Sitz hat.

Diese kurze Schilderung dürfte genügen, unseren Lesern eine allgemeine Anschauung von dem politisch so hart gedrückten und so treu bewährten Schleswig-Holstein zu verschaffen.

Zur Tagesgeschichte.

XXXI.

Englische Politik.

Die deutsche Nation wird es hoffentlich nie vergessen, wie Lord Palmerston im Jahre 1848, als sie den Traum der deutschen Einheit träumte, den Ausspruch that, England werde die schwarzrothgoldene Flagge als Seeräuberflagge betrachten: sollte sie je so vergeßlich sein, so würden die englischen Staatsmänner selbst dafür sorgen, daß es uns von Zeit zu Zeit wieder eingeschärft wird, von welchen Gesinnungen unsere Vettern jenseits des Kanals gegen uns beseelt sind.

Als im Herbst 1858 der Prinz von Preußen die Zügel der Regentschaft ergriff und das preußische Volk, befreit von dem erdrückenden und erniedrigenden Regimente Manteuffel-Westphalen, von der neuen Aera schwärmte, richteten sich die Hoffnungen nicht minder auf eine selbstständigere, kraftvollere auswärtige Politik, als auf eine würdigere Gestaltung der inneren Verhältnisse. Kein Gedanke oder wurde damals in den Zeitungen und in den zahlreichen Broschüren, welche der Regierung der neuen Aera ihren Rath zu ertheilen sich beflissen, einstimmiger wiederholt, als derjenige, daß Preußens auswärtige Politik ein Bündniß zu suchen habe mit seinen natürlichen Bundesgenossen, England und Oesterreich. Man schaute, indem man diesen Grundsatz aussprach, sowohl rückwärts als vorwärts. Rückwärts gewendet, übersah man die langen Zeiten der russischen Freundschaft, deren schwere Hand vor Allem die innere Entwicklung des Staatswesens niedergehalten hatte, man sah die kleinlichen Zänkereien mit Oesterreich, welche Preußens Ansehen in Deutschland so schwer kompromittirt hatten, man sah endlich die noch frischen Wunden, welche die Politik der freien Hand während des orientalischen Kriegs dem preußischen Staat geschlagen hatte, man sah mit einem Wort, daß die bisherigen Wege nahe dazu geführt hatten, das Ansehen und den Einfluß Preußens sowohl Deutschland als dem Ausland gegenüber vollständig zu untergraben. Vorwärts gewendet aber konnten sich schon damals die einsichtigeren Politiker nicht verbergen, daß eine Zeit der Prüfungen herannahe, in welcher es gelten würde, feste Grundsätze und zuverlässige Bundesgenossen zu haben. Schon warf das unheimliche Gespenst einer französisch-russischen Allianz seine Schatten über Europa, schon hatte Graf Cavour auf dem pariser Kongreß den italienischen Schmerzensschrei erhoben, und die italienischen und französischen Blätter predigten offen den Krieg, von welchem uns noch die Wintermonate trennten.

Gewiß war bei solcher Lage Europas nichts vernünftiger, natürlicher, ja nothwendiger, als eine feste Koalition zwischen England, Preußen und Oesterreich. Denn von welcher Seite her auch der Ausbruch des lange vorbereiteten Kriegs erfolgte, von Osten oder von Westen, von der untern Donau oder vom Rhein, immer standen auf der einen Seite die vereinigten Interessen Frankreichs und Rußlands, welchen nur ein fest unter sich vereinigtes Mitteleuropa im Bunde mit England das Gleichgewicht halten konnte.

Allein dieselben Ereignisse, welche abzuwenden diese natürliche Koalition bestimmt sein sollte, hatten, als sie nun unerwartet plötzlich hereinbrachen, gerade die Wirkung, Alles, was von Keimen derselben vorhanden sein mochte, nach allen Winden zu zerstreuen, und bittere Feindschaft zu säen, wo die Einigung schon im Interesse der Selbsterhaltung Aller dringend geboten war. Preußen verfeindete sich tödtlich mit Oesterreich, und beiden entfremdete sich England, das durch Lord Palmerston an Frankreich gefesselt blieb. Selbst heute, wo die erste Bitterkeit der Verstimmung längst vorbei ist, und die ruhige politische Erwägung an ihre Stelle hätte treten sollen, ist doch gerade der Wunsch nach jener Allianz der drei germanischen Mächte so weit als jemals von jener Wirklichkeit entfernt. Es würde weit führen, die Gründe, warum es so kam, an der Hand der Ereignisse der letzten Jahre auseinander zu setzen. Gewiß ist, daß sowohl Preußen und Oesterreich ein reiches Maß der Schuld tragen, gewiß aber, daß nicht ein kleiner Theil von Schuld auch auf die Rechnung von England kam, und ein doppelter, sofern seine Haltung in allen Krisen speziell für die Haltung Preußens maßgebend war.

Wie viel nun hiebei auf die Rechnung des alten Lord Palmerston kommen mag, dessen geheimnißvolles Verhältniß zu Louis Napoleon noch sehr der Aufklärung bedarf, wie viel daran die revolutionären und liberalen Sympathieen des englischen Volkes Theil haben mögen, deren sich immer die englischen Staatsmänner trefflich zu bedienen wußten, die aber jedenfalls in ganz spontaner Weise während der gegenwärtigen Bewegung auf Seite der italienischen Sache stehen, wie viel endlich der jenseits des Kanals immer mehr hervortretende Zug einseitiger Beachtung der materiellen Interessen verschulden mag, Thatsache ist in jedem Falle, daß das englische Volk in seiner Gesammtheit entschlossen ist, sich bei den Verwicklungen des Festlands in keiner Weise zu betheiligen, sondern seine Handlungsweise ganz nur nach den nächsten Interessen des eigenen Landes zu bestimmen. Auch die inneren Parteien Englands begründen hierin keinen Unterschied. Zwar sprach im Anfang des Jahres 1859 Lord Derby das große Wort gelassen aus: „Englands Politik sei es, den Ersten niederzuschlagen, der den Frieden Europas breche.“ Allein es war dieß ein Scherz, eine vorübergehende Laune, die dem edlen Lord keineswegs ernst war, und die ihm wahrscheinlich sehr schwierig geworden wäre mit seiner Handlungsweise zu vereinigen, falls er das Glück gehabt hätte, länger an der Spitze von Ihrer Majestät Regierung zu stehen. So aber, in die oppositionelle Stellung gedrängt, hatten die Tories wo den Angriffen gegen die auswärtige Politik Lord J. Russels, und Lord Palmerstons, allerdings eine Parteiwaffe gegen die Regierung überhaupt, aber es war auch nicht mehr als eine Parteiwaffe, auf welche die konservativen Mächte in Europa schwerlich je große Hoffnungen bauten. Wie wenig ernst es auch den Tories mit einer Prinzipienpolitik ist, zeigte sich sofort, als ihnen die ersten schwachen Aussichten auf die Wiedererlangung der Regierung zu schimmern begannen. Sobald der Schatzkanzler Gladstone ein Budget vorgelegt hatte, das der Kritik zahlreiche Blößen bot, und sich daran die Hoffnungen einer Kabinetskrisis knüpften, schwenkten der Herald und andere konservative Organe um und begannen plötzlich den Italienern ein freundliches Gesicht zu zeigen, und zu versichern, daß Lord Derby und Disraeli nicht minder, ja noch viel folgerichtiger und strikter das Prinzip der Nichtintervention aufrecht erhalten würden, als Lord J. Russel. Daraus läßt sich entnehmen, in wie weit die Hoffnungen, die man sich etwa in konservativem Interesse auf eine torystische Regierung machen würde, gerechtfertigt wären.

Es hilft keine Verheimlichung: die Zeiten William Pitts sind vorüber. England kennt keine Prinzipienpolitik mehr und kennt nur noch eine Interessenpolitik. Aber ist nicht das eben die richtige Politik eines jeden Staats? Gibt es höhere Rücksichten für die Staatsmänner, als die Interessen des eigenen Staats?

So ließe sich sagen, wenn nicht ein Unterschied bestände zwischen den nächsten unmittelbaren und weiteren mittelbaren Interessen. England hat für sich selbst keinen Schaden erlitten, seine Heeresmacht wurde nicht geschwächt durch die Schlachten, die auf der lombardischen Ebene geschlagen wurden. Auch die Erwerbung von Nizza und Savoyen war für England kein unmittelbarer Schaden. Es hielt also das Prinzip der Nichtintervention aufrecht, indem es sich darauf beschränkte, für Vertheidigungsmaßregeln des eigenen Landes Sorge zu tragen. Man weiß, welche kolossale Befestigungen allwärts an der Küste aufgeführt wurden, wie die Flotte in Stand gesetzt und vermehrt wurde, wie jede neue Erfindung in riesigem Maßstab ausgebeutet und neuerdings sogar begonnen wurde, die hölzerne Flotte in eine eiserne umzugestalten, man weiß, daß, als eine Zeitlang der Gedanke an einen möglichen Einfall französischer Heere mit größerer Sicherheit auftrat, ein Freiwilligensturm durch das ganze Land ging, und schnell der spontane Eifer der Bevölkerung die Mängel ersetzte, welche dem regulären Heerwesen in England anhaften. Gegen außen dagegen begnügten sich die englischen Staatsmänner damit, nach allen Seiten ihren Rath zu ertheilen, hüben und drüben zur Versöhnlichkeit, Ausgleichung und Friedensliebe zu ermahnen; wo aber ihre Predigten vergebens waren und doch das Schwert zur Entscheidung aufgerufen wurde, zogen sie sich zurück im frohen Bewußtsein, das Ihrige gethan zu haben, ließen die Dinge gehen wie sie gingen, und richteten alle ihre Anstrengungen darauf, die Kämpfenden auf sich zu beschränken, und wie sie selbst ruhige Zuschauer blieben, so auch alle übrigen Zuschauer von einem thätigen Eingreifen abzuhalten. Ewige Vermittlungsversuche, Rathschläge nach rechts und nach links, für sich selbst aber Frieden um jeden Preis, dieß ward von nun an die stehende Politik Englands, welche unter dem Namen Nichteinmischungspolitik auf jede Anfrage über auswärtige Angelegenheiten in stereotyper Weise vom Ministertisch aus verkündigt wurde.

Ob diese Politik, welche darauf verzichtet, sich aktiv bei den festländischen Angelegenheiten zu betheiligen, wirklich den eigenen Interessen Englands entspricht, muß die Zukunft lehren. Gewiß ist heute schon, daß sie dem allgemeinen europäischen Interesse unendlich viel geschadet hat. Denn unter dem Schatten dieser Nichtintervention, in deren Bann bald auch die konservativen Mächte sich hineingezogen sahen — entfaltete die Revolution ihr Banner immer kühner, gelang dem auf die Revolution sich stützenden Napoleonismus ein Schritt um den andern, wurden alle natürlichen Allianzverhältnisse über den Haufen geworfen, das vergiftete Netz um Mitteleuropa immer enger gezogen. Sollte es aber den englischen Staatsmännern verborgen sein, daß jeder Fortschritt, den in dieser Richtung die Revolution und mit ihr das französische Cäsarenthum macht, eine Machtverkleinerung für England enthält? Ist es vergessen, daß England der verhaßteste Feind Napoleons des Ersten war, und es bestimmt war, nach Niederwerfung aller andern Feinde selbst an die Reihe zu kommen, und hat nicht auch der jetzige Träger dieses Namens einen solchen Tanz begonnen: „Einer nach dem Andern“, wo welchem nicht zweifelhaft sein kann, welcher den Reigen beschließen soll? Ist es vergessen, daß England nur Eine Flotte zu fürchten hat, diejenige, welche gegenwärtig auf den Rheden von Toulon, Cherbourg, Brest, der englischen gleich gemacht wird! Vergessen, daß das Nationalitätsprinzip, mit dem man so lange geliebäugelt, am Ende auch die jonischen Inseln erfassen mußte? Daß die englische Herrschaft im Mittelmeer schon durch das Heranwachsen einer an Frankreich geketteten italienischen Flotte gefährlich bedroht ist, daß das noch in höherem Grade der Fall sein wird, wenn Italien nach dem Wunsch seiner Aktionsparteien im vollständigen Besitz des adriatischen Meeres ist? Daß endlich im Orient die Dinge bereits so zurecht gelegt sind, daß es kaum gelingen wird, die Franzosen auf die Dauer wieder aus Syrien zu verdrängen?

Unzweifelhaft gibt man sich über die Tragweite aller dieser politischen Veränderungen auch in England keiner Täuschung hin. Wenn man uns dennoch scheinbar unbekümmert Alles gewähren läßt, während man doch anderwärts, wie z. B. im fernen China, gerne an die Waffen appellirt und kostspielige Kriege nicht scheut, so kann Alles dieß nur Einen denkbaren Grund haben: nämlich das Bewußtsein, daß, wo immer ein Krieg in Europa zum Ausbruch kommt, dieser leicht einen allgemeinen Weltbrand zur Folge haben, und daß dieser Weltbrand leicht einen Ausgang nehmen könne, der für England verhängnißvoll wäre. Man will die Kriege lokalisiren, weil man voraussieht, daß eine Zeit kommen muß, wo sie nicht mehr lokalisirt werden können, wo auch England nothgedrungen in dieselben eintreten muß, und daß es nun diesem Zeitpunkt nicht ohne Bangen entgegensieht, dieß ist das eigentliche Motiv seiner Friedensliebe. Ob es freilich das Richtige ist, die Katastrophe, die man doch mit Sicherheit voraussieht, durch immer neue Palliativmittel hinauszuschieben, kann nicht zweifelhaft sein, wenn man bedenkt, daß eben durch dieses Hinausschieben die westliche und die östliche Despotie immer neue Kräfte gewinnen, und die eigenen Chancen dadurch nothwendig sich verschlechtern.

Der nächste kriegerische Ausbruch wird, wie das allgemeine Gefühl ist, Deutschland treffen. Das Bemühen Englands ist deßhalb schon jetzt darauf bedacht, diesem Ausbruch möglichst vorzubeugen, sind aber seine Anstrengungen vergeblich, so ist es auch jetzt schon fest entschlossen, Deutschland seinem Schicksal zu überlassen. Nur von diesem Gesichtspunkt ist die eigenthümliche Haltung zu verstehen, welche die brittische Regierung im deutsch-dänischen Streit sowie in einem sonst unbedeutenden Privatfall einzunehmen für gut fand. Ein reisender Engländer, Namens Macdonald, hat sich ungebührlich und gesetzwidrig aufgeführt. Er wird dafür von den preußischen Behörden an die Regeln des Anstands und an die Gesetze eines zivilisirten Staats erinnert, und darüber erhebt nun nicht bloß die Presse Albions einen widerlichen, abgeschmackten Lärm, indem sie eine Flut von Schmähreden über die Barbarei des preußischen Staats losläßt, sondern selbst nachdem die erste Hitze vorüber, nach Verlauf von 6 Monaten, nachdem ein langer diplomatischer Notenwechsel den Thatbestand längst aktenmäßig festgestellt, erlaubt sich der Premierminister auf eine bestellte Interpellation die beleidigendsten, empörendsten Aeußerungen gegen den preußischen Staat. Zu welch' anderem Zweck, als um das englische Volk zu einem unverständigen Hasse gegen Preußen aufzustacheln, welchem man vorkommenden Falls die Hülfe zu versagen entschlossen ist!

Ein gleicher Fall ist es mit dem deutsch-dänischen Streit. Die Regierung gibt sich keine Mühe, eine richtigere, objektivere Ansicht über die eigentlichen Streitpunkte zu gewinnen, als die dänenfreundliche, von Kopenhagen aus korrumpirte londoner Presse, wenigstens gibt sie sich keineswegs den Anschein, als ob sie besser unterrichtet wäre als diese. Selbst den offenbaren Betrug, den das dänische Kabinet mit dem angeblich vorgelegten Budget kürzlich mit den holsteinischen Ständen getrieben, sehen die Herren Wodehouse und Russel nicht, oder wollen ihn nicht sehen. Die Rechtsfrage ist ihnen überhaupt vollkommen gleichgültig, das Höchste, wozu sie sich in ihrer erhabenen Unparteilichkeit aufschwingen, ist die Erklärung, daß auf beiden Seiten Recht und Unrecht, auf keiner aber Versöhnlichkeit und Verträglichkeit zu finden sei. Den ganzen Standpunkt sehen sie nicht vom Standpunkt des Rechts an, sondern durch die Brille ihres Interesses, und ihr Interesse ist — der Friede. Es ist zwar in der eng-

lischen Presse auch davon viel die Rede, welches Interesse England an dem Bestand der dänischen Monarchie habe, und von den ehrgeizigen Planen, welche Preußen verfolge, dem es nur um die Erwerbung guter Häfen in der Nord- und Ostsee zu thun sei. Und sicher würde England allerdings den Aufschwung einer deutschen Seemacht mit äußerster Ungunst sehen und auf alle Weise zu hintertreiben suchen. Allein es ist kaum anzunehmen, daß es wirklich im Ernst glauben sollte, daß Preußen, indem es sich der Rechte der Herzogthümer annehmen will, solche ehrgeizige Plane verfolgt, oder daß seiner eigenen Seemacht eine ernstliche Gefahr drohe, wenn Holstein sein gutes Recht wieder zurück erhalte. Der Hauptgesichtspunkt ist vielmehr auch hier der Gedanke, daß, wenn es an der Eider wirklich zur Entscheidung der Waffen käme, dieß leicht einen allgemeinen Krieg zur Folge haben könnte, dessen Verlauf und Ausdehnung außer aller Berechnung liegt. In diesem Sinne sagte Lord Ellenborough am 18. März im Oberhaus: „Jener Streit kann leicht weit ernstere Folgen haben. Er ist danach beschaffen, den europäischen Frieden zu stören. Angenommen, daß Dänemark in seinem Entschlusse beharrt, wird Preußen mit einer Armee nach Holstein marschiren? Wenn es das thut, marschirt Frankreich mit einer Armee an den Rhein. Und noch mehr, bei seinen großen Seetransportmitteln wird Frankreich den Dänen eine Armee zu Hülfe senden; und da Preußen sich in eine ganz falsche Stellung versetzt haben wird, werden seine Feinde den Krieg mit dem größten Vortheile führen. Die Zeit dürfte kommen, da Preußen von Frankreich angegriffen werden wird, ich glaube dieß, so sehr ich es bedauern würde, aber es sollte deßhalb nicht die Feindseligkeiten herausfordern, sondern warten, bis es angegriffen ist, und dann ganz Deutschland zur Vertheidigung seines Rechts um sich schaaren.“

In diesem Sinne nun ist die englische Regierung fortwährend bemüht, mit Verwischung der eigentlichen Rechtsfrage eine gütliche Vermittlung anzustreben. Es wendet sich zu diesem Zwecke mit seinen Rathschlägen und Warnungen bald nach Kopenhagen, bald nach Berlin. Aber da es wohl weiß, daß Dänemark hartnäckig auf seinem Kopfe bleibt und sich nicht scheut, es zum Aeußersten kommen zu lassen, sucht es einen um so stärkeren Druck auf die Staatsmänner in Berlin zu üben. Es hat dabei den doppelten Vortheil, entweder diese wirklich zur Nachgiebigkeit zu bewegen und dadurch den Krieg zu hintertreiben, oder wenn das Letztere unmöglich geworden ist, die Schuld der Hartnäckigkeit und der Herausforderung zum Krieg auf Preußen zu wälzen, sich selbst aber dadurch den Vorwand zu verschaffen dem Krieg unthätig zuzusehen, auch wenn er weitere Dimensionen annimmt, wo nicht gar selbst für Dänemark Partei zu ergreifen.

Für die deutsche Politik ist unter diesen Umständen der Weg klar genug vorgezeichnet. Alles Warten auf England, alle Versuche der Belehrung, alles Horchen auf seinen Rath ist vergeblich, wenn es Deutschland wirklich Ernst damit ist, das Recht zu führen, das schon allzulang der Sühne harrt. Wollen wir unsere verpfändete Ehre wieder einlösen, so müssen wir weder nach rechts noch nach links schauen und uns selbst genug sein, — oder aber das Bekenntniß ablegen, daß wir ein schwaches Volk sind, ohne Willen und ohne Kraft, ihn durchzuführen, unfähig, unser gutes Recht zu vertheidigen und zur Abhängigkeit von fremden Mächten verurtheilt. — g.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— Ida Gräfin Hahn-Hahn bringt uns in „Doralice“ (Mainz, Kirchheim) ein Familiengemälde aus der Gegenwart. — Die Aebtissin des mainzer Frauenklosters, welche früher eine beliebte Romanschriftstellerin war, verschmäht es nicht, sich wieder in dieß weltliche Gewand zu hüllen, um Propaganda für die alleinseligmachende Kirche zu machen. Denn diesen Zweck müssen wir voraussetzen, sonst dürfte es doch wohl einer Nonne nicht gestattet sein Romane zu schreiben. Aber eben dieß Tendenziöse, was uns auf jeder Seite, Blatt für Blatt, entgegentritt, verstimmt uns bei der Lektüre des Buches, wenn wir auch keineswegs die Gewandtheit ihrer Dialektik läugnen wollen, die sich keine religiöse und namentlich keine konfessionelle Frage entgehen läßt und manchen Schein von Recht für sich zu gewinnen weiß. Die bunte Welt dieses Romans ist glücklich zusammengewürfelt, die Familie durch die Ehe der vier Töchter so gemischt, daß alle psychologischen, alle sozialen, alle religiösen Fragen zur Erörterung kommen können, und diese sind mit aller Behaglichkeit ausgebeutet, das Talent der Verfasserin tritt auch nach der (gewiß?) romantischen Seite genügend zu Tage, aber die Konflikte lösen sich nicht natürlich, der Konversion oder, wie es kirchlich genannt wird, der Rücktritt in den Schooß der Kirche ist ein rein zufälliger, plötzlicher, nicht durch den Zusammenstoß des innern und äußern Menschen hervorgebrachter, so daß wir das Buch ohne die Befriedigung wahrer Versöhnung aus der Hand legen müßten, selbst wenn wir mit der Verfasserin auf gleichem konfessionellem Boden ständen.

— Zwei Romane von George Hesekiel hat Janke so eben gebracht „Lux et Umbra“ und „Bis nach Hohen-Zieritz“. Der erste Roman behandelt einen großen Liebeshandel im sechzehnten Jahrhundert, nämlich den der Philippine Welser und des österreichischen Erzherzogs Ferdinand, der zweite spielt in der Zeit der Befreiung Preußens vom französischen Joche, als in Berlin wieder ein preußischer General gouvernirte und die vertriebene Königsfamilie in die Hauptstadt eingezogen war. — Hat Hesekiel in „Lux et Umbra“ den Ton der damaligen Zeit nicht eben prägnant getroffen, so ist es diesem Historiographen des preußischen Herrscherhauses in dem zweitgenannten Roman um so besser gelungen, in einem chronikartigen Styl Verhältnisse und Zustände des wiederauflebenden norddeutschen Königreiches zu schildern. Ueberhaupt müssen wir zwar dem Verfasser nicht unbeträchtliche historische Kenntnisse nachrühmen, die ihn gleichwohl oft zur Trockenheit verführen, aber im Ganzen verwerthet er sein bedeutendes Erzählertalent zu hastig und feilt zu wenig. Etwas weniger, wäre mehr!

— Der alte Liebling der Wiener, der Anakreon der guten alten Zeit, als man in Wien das Leben noch genoß wie nirgends in der Welt, J. F. Castelli, erzählt uns in dem bei Kober in Prag erschienenen, „Memoiren meines Lebens. Gefundenes und Empfundenes“ betitelten Buche, das mit seinem sprechend ähnlichen Bilde geschmückt ist, sein Leben, und damit ein schönes Stück wiener Leben, in harmloser, liebenswürdig plaudernder Weise. Er hat das Leben freilich nur von der Oberfläche kennen gelernt, es ist kein inneres Ringen und Kämpfen, wie es uns sonst aus den Biographieen bedeutender Männer entgegentritt und woran sich unser eigenes Wesen kräftigen und stählen könnte, aber es muß auch solche Käuze geben, und Castelli ist ein liebenswürdiger Kauz, mit dem man sich gerne ein paar Stunden unterhält. Werthvoll und auch für die Kulturgeschichte bedeutsam sind die Beiträge zur wiener Theatergeschichte, mit der er wie kaum ein Anderer vertraut ist. Das wird das Buch auch über den Augenblick hinausheben, und doch haben wir seit Hebenstreit, ominösen Angedenkens, nirgends eine solche Verachtung der „Komödianten“ gefunden als bei Castelli.

— Die deutsche Flotte, das Ideal des deutschen Patriotismus, der sich neuerdings — und wer freute sich darüber nicht — wieder in dieser Richtung da und dort zu regen begann, hat ihren Geschichtschreiber in einem der Offiziere, P. F. Wilken, gefunden, der uns „Bilder aus dem Flottenleben“ (Hannover, Rümpler) geschenkt. Es ist ein schönes Vermächtniß und eine ernste Mahnung an die Nation, den großen Gedanken, der so schmählich unter den Hammer gebracht wurde, nicht verglimmen zu lassen. Das vorliegende — wie sich bei Rümpler von selbst versteht — sehr elegant ausgestattete Büchlein schildert uns in lebendigen Bildern das Entstehen der Flotte, das Leben auf derselben in allen Einzelnheiten und damit das Schiffsleben im Allgemeinen. Wir — die Landratten vor Allem — erhalten einen vollständigen Einblick in dieß bunte Treiben, von dem der Verfasser nicht die geringste Kenntniß voraussetzt, und das eben lieben wir, denn von lauter Voraussetzungen erfahren wir aus so vielen Büchern eben gar wenig. Das Büchlein erfüllt darum einen dreifachen Zweck: einen historischen, einen technischen und einen patriotischen. Aus drei Gründen verdient es deßhalb auch in jeder Bibliothek zu stehen.

— „Drei Friedhofsrosen“, Dichtung von Ernst Pfeilschmidt, betitelt sich ein kleines, elegant ausgestattetes Bändchen, das bei Biebel in Leipzig erschienen ist, und uns in drei poetischen Bildern mit dem Schmerz des Sterbens und des Todes zu versöhnen sucht. Die Dichtungen sind nicht ohne poetischen Schwung, und in ernsten Stunden, in denen wir Einkehr bei uns selbst halten, werden sie eines bedeutenden Eindrucks nicht entrathen.

— Lucian Herbert, der Verfasser des neunbändigen Napoleon, bringt uns nun einen Roman „1830“. Der pseudonyme Verfasser scheint durch das Glück der Mühlbach'schen Mischung von Historie und Dichtung (sit venia verbo) zu seinen Arbeiten auf diesem Felde angeregt worden zu sein. Ein Urtheil über diese Geschichte der letzten Stunden des Bourbonenthums in Frankreich müssen wir uns bis zum Schlusse des Buches versparen.

— Die „Blätter für literarische Unterhaltung“ werden einem an die zufolge vom 1. Juli ab nicht mehr erscheinen. Wir bedauern das Aufhören eines gediegenen Journals, für das in den letzten Jahren Hermann Marggraf seine ganze geistige Kraft eingesetzt, und hoffen, daß seine kritische Feder einen andern bedeutenden Wirkungskreis finden werde.

— Im Cotta'schen Verlage sind Gedichte von Wolfgang von Goethe erschienen. Der Band enthält Lieder, Sonette, Ghaselen, vermischte Gedichte. Der junge Dichter, von dem schon früher eine antike Arbeit „Erlinde“ erschien, erwartet übrigens von der deutschen Nation, sie werde sein Talent nicht mit dem des Großvaters in Parallele stellen.

— Von Fr. Vischer's „Kritischen Gängen“ ist nun das dritte Heft erschienen, welches die Artikel „Friedrich Strauß als Biograph“, „Vernünftige Gedanken über die heutige Mode“ und „Zum zweiten Theil von Goethe's Faust“ umfaßt. In dem letzten Aufsatz scheint Vischer von manchen früher ausgesprochenen Ansichten abgekommen zu sein. Wir besprechen die drei Hefte noch besonders.

— Seit dem Jahre 1849 bis heute sind in Oesterreich nur 53 deutsche Schriften verboten worden.

— Rudolph Marggraf hatte die Ehre, von den Königen Max und Ludwig von Bayern in einer Audienz empfangen zu werden, und überreichte den beiden Monarchen sein großdeutsches Liederbuch: „Das ganze Deutschland soll es sein“, sowie die politische Broschüre, „Vor und nach dem Frieden von Villafranka“.

— So manches Schöne des Schwabenlandes, was der Vergessenheit anheimzufallen drohte, dieser zu entreißen, haben sich A. Birlinger und M. Buck verbunden und bei Herder in Freiburg „Sagen, Märchen und Volksaberglauben aus Schwaben“ herausgegeben. Dem Mitgetheilten ist Nichts zugesetzt worden, auch fanden sich die Herausgeber zu keinem Kommentar genöthigt, so daß Alles im naiven, ursprünglichen Ton gehalten ist.

Literatur des Auslandes.

— Die französische Literatur, welche seit längerer Zeit in den Broschürenwochen liegt, ist durch den Aumale'schen Brief, der den Franzosen eine Lektion über ihre Geschichte gibt, in einen wahren Paroxismus gerathen, aber was die Zeit so rasch verschlingt, wie diese Broschürenliteratur, ist hier nicht unsere Aufgabe zu verzeichnen. Interessanter ist immer und wichtiger für die Literatur die Nachwirkung dieser politischen Fragen auf die historische Literatur: so hat die römische Frage La Rochelle's interessante Schrift „Les Droits du saint siège, Alexandre VI. et César Borgia“ (Dentu), die dänische Frage Chesnel's „La clef de la question des duchés danois de Schleswig et Holstein (Dentu), die syrische Frage Poujoulat's „Vérité sur la Syrie et l'expédition française“ (Gaume) hervorgerufen. Schade, daß die Franzosen so selten sich auf einen objektiven Standpunkt zu erheben vermögen, überall gewinnt der Parteihaß die Oberhand, selbst wo die größere Gründlichkeit — ebenfalls eine Seltenheit — die Pflicht nach der Unparteilichkeit auferlegte. Das von uns kürzlich angekündigte Werk Odilon Barrot's, der so lange geschwiegen, ist jetzt unter dem Titel „De la centralisation et de ses effets“ bei Dumineray in einem kleinen Bändchen erschienen. — Während Ducaud-Bourget, der bekannte Artiste spécial des Monde illustré, uns durch seine „Quatre mois de l'expédition de Garibaldi en Sicile et en Italie“ (Dentu) einen Rückblick auf die jüngste Tragödie in Unteritalien werfen läßt, hat das kürzlich auch in deutscher Uebersetzung (München) erschienene Journal du Siége de Gaëte von Ch. Garnier ergänzt, eröffnet uns Xavier Aumal, dem wir einige der interessantesten Werke über die peaux rouges et noires verdanken, und der das Terrain auf's Genaueste kennt, die klarsten Ausblicke in das staatliche und soziale Leben Amerikas durch seine „République américaine, ses institutions, ses hommes“ (Dentu), zwei Bände, die in diesem Augenblicke, da die Föderalisten wieder in den Vordergrund getreten, in hohem Maße die Aufmerksamkeit verdienen. An den Hof des neuen Königs von Italien führt uns Alberic de la Varenne in seinem „Roi de l'Italie“ (Dentu). Die Biographie eines Verschiedenen schreibt J. Pelleguet in einem kleinen Bändchen „Henry Murger“ betitelt, die Biographie eines Künftigen Ch. de Lorbac in seinem „Richard Wagner“ (Havard). Noch haben wir zweier Uebersetzungen deutscher Werke zu gedenken: der von Guillaume übertragenen „Histoire universelle“ von G. Weber (Durand), und der im gleichen Verlag erschienenen Uebersetzung der Reisen Barth's, welche P. Ithier besorgte.

— Unter dem Titel „Personnages énigmatiques, histoires mystérieuses, événements peu ou mal connus“ hat A. Duckett das im Deutschen gleichlautende Werk Friedrich Bülau's mit Geschmack und Klarheit übersetzt und im Verlage von Poulet-Malassis und de Broise in Paris erscheinen lassen.

— „Desperanza“ ist der Erstlingsroman eines jungen französischen Schriftstellers von Geist, Namens M. A. Vermorel. Das Sujet ist sehr einfach, doch zeigt sich der Autor als ein feiner Analytiker des menschlichen Herzens.

— In Paris erscheint eine neue böhmische Zeitschrift „Cech“, welche die französische Erklärung „La voix libre de Bohême“ an der Stirne trägt.

— Bei Maxon in London ist ein Sammelwerk Hood's erschienen „Laughter from Year to Year“. Der Band enthält nebst humoristischen Illustrationen dichterische, scherzhafte Produkte, die eigentlich nur für die Zeit, in welcher sie erschienen, Werth hatten. Indeß Thomas Hood, ein Mann von weitem Herzen und humanen Sympathieen, zugleich einer der ersten modernen englischen Dichter, hat doch nichts eigentlich ganz Ephemeres geschaffen, und so wird der Leser, wo er auch diesen Band aufschlägt, stets durch witzige und geniale Funken überrascht und gefesselt werden.

— Nikolaus Delius hat seine Shakspere-Ausgabe mit dem dritten Theil des siebenten Bandes, der eben erschienen ist, zu Ende geführt. Derselbe enthält biographische Nachrichten über den Dichter, so wie einen Index.

— König Max von Bayern hat dem mit einer englischen Literaturgeschichte beschäftigten Schriftsteller, Stephan Gätschenberger, fünfhundert Gulden aus seiner Kabinetskasse anweisen lassen.

— Zur Feier der fünfzigjährigen literarischen Wirksamkeit des russischen Dichters Fürsten Wäsemski veranstaltete die kaiserliche Akademie der Wissenschaften ein literarisches Festmahl, an dem jedoch fast nur Aristokraten vom reinsten Wasser Antheil nahmen.

Bildende Künste.

— Johannes Schilling's Modelle für die Statuen der großen Freitreppe der brühl'schen Terrasse sind gekrönt worden; sie stellen die vier Tageszeiten vor und zwar sollen Morgen und Mittag am obern Ende, Abend und Nacht am Aufgang der Stufen postirt werden.

— Dem jüngst verstorbenen Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz wird in Strelitz ein ehernes Monument errichtet werden, und hat der in Berlin lebende Bildhauer Albert Wolff bereits einige Modelle in sitzender und stehender Stellung entworfen.

— Die pariser Kunstausstellung (le Salon) hat am 1. Mai begonnen und es sind 4193 Bilder ausgestellt, dießmal nach dem Alphabet, um den Klagen wegen Bevorzugung im Platze zu begegnen.

— Die Gemäldeausstellung in London ist dieser Tage eröffnet worden: Tausende von Bildern mußten trotz der Erweiterung des Lokals zurückgewiesen werden. Die Aquarellausstellung ist sehr besucht und unser Landsmann Karl Haag glänzt wieder obenan.

— Ende April wurde in Paris die Ausstellung der von Decamps hinterlassenen Gemälde eröffnet. An Bildern hinterließ dieser Meister 36 Stück nebst ungefähr 100 Zeichnungen, die sämmtlich zur Versteigerung kommen.

Musik.

— Man schreibt uns: Marschner, der seit einiger Zeit in Paris verweilt und den großen Gedanken hegen soll, seinen „Templer“ dort aufführen zu lassen, ist von einem Wagnergeschick im Kleinen betroffen worden. Eine Ouverture von ihm wurde in einem Konzert der Jeunes artistes du conservatoire mit „Pauken und Trompeten“ zu Grabe getragen. Ungeachtet dieser Ungunst, haben die Jeunes artistes den Muth, für ihr auf den 10. d. M. angezeigtes letztes Konzert der dießjährigen Saison den „Hochzeitmarsch“ aus Wagner's „Lohengrin“ anzukündigen. — Der Baron von Rothschild hat jenes merkwürdige Klavier aus dem 16. Jahrhundert um hohen Preis erstanden, welches dem Architekten der Stadt Paris, Bizeary, gehörte und vor Kurzem in den Blättern ausgeschrieben war. Es ist von der kunstvollsten Arbeit und reich mit Emailmalereien, mit Inkrustationen und dergleichen geziert. Vor einigen Tagen hat ein junger deutscher Künstler, Georg Pfeiffer, sich in den Salons des Bankiers auf diesem Instrumente hören lassen. Es machte einen eigenen Eindruck, die Kompositionen der alten Meister zu hören, deren Zeitgenosse das Klavier schon war, welches sie nun dem neuen Geschlechte vermittelte, dessen gewöhnliche Nahrung so sehr verschieden von dieser ist. Das große 16. Jahrhundert und dieser zarte Ton zu den so tief gedachten und empfundenen Weisen! Unsere gährende und spekulirende Zeit und das leere kokettirende Virtuosenthum auf gewaltigen Erards! Gewiß, der Widerspruch ist nicht gar so groß, als er scheint.

— Berlioz' „Damnation de Faust“ ist in einem Konzert des Konservatoriums mit vielem Beifall aufgeführt worden.

— Kapellmeister Ignaz Lachner, der jüngste der drei musikalischen Brüder, welcher seit mehreren Jahren Dirigent der stockholmer Oper war, ist als Deutscher aus seiner Stellung entlassen.

Industrie, Handel und Verkehrsanstalten.

— In den ersten Tagen des Mai wurde zu Rottweil eine Industrieausstellung eröffnet. Uhren, Porzellan, Messerschmiede-, Leder- und Strickwaaren, Waffen, Werkzeuge, Holzwaaren sind vertreten.

— Aus den Goldminen von Neu-Südwales wurden im Monat Januar dieses Jahres 30,949 Unzen Gold gezogen, und zwar 80 Prozent mehr als im vergangenen Jahre.

— Eine nach dem Koste'schen System in der Bai von St. Brieuc gegründete künstliche Austernbank hat, bei fünftägigem Fischen, über 4 Millionen Austern im Werth von 70,000 Franken ergeben.

— Der Bau der Eisenbahn von Moskau nach Theodosia ist eingestellt.

— Der „Great Eastern“ scheint noch immer nicht das Zutrauen der Handelswelt und der Passagiere zu gewinnen; bei der eben angetretenen Fahrt nach Amerika sind nur hundert Reisende eingeschrieben, welche auf dem Riesendampfer völlig verschwinden. Zu den Truppentransporten im amerikanischen Kriege möchte er eben noch recht kommen.

— Mit sehr großer Rührigkeit werden die Arbeiten an der Eisenbahnstrecke Wels-Passau betrieben, und sind gegenwärtig über 14,000 Arbeiter an derselben beschäftigt.

Gestorben.

— Geheimer Hofrath Dr. Menke, am 19. April zu Pyrmont.

— Senator Magnussen, am 24. April in Schleswig.

— Dr. Val. Klein, Professor in der philosophischen Fakultät und zweiter Bibliothekar an der Universitätsbibliothek, am 28. April in Gießen.

— Wilhelm August von Maltz, Major a. D. und Waffengenosse Schill's, am 28. April in Berlin.

— Oswald Tiedemann, Schriftsteller, in Wien, 37 Jahr alt, am 29. April.

— Fräulein Anna Zerner, Schauspielerin des Burgtheaters in Wien, am 30. April.

Die Gedenkhalle im Palais Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm.

Es war im Februar des Jahres 1858, als der Sohn des Prinzregenten, der künftige Thronerbe Preußens, seine junge Gemahlin von England, wo die Trauung stattgefunden hatte, in ihre nunmehrige Heimath führte. In der Hauptstadt angelangt, deren Empfang alle Feierlichkeiten der Reise durch ihre Massenhaftigkeit und die sich selbst regelnde Haltung der Tausende krönte, war das erlauchte Paar noch Gegenstand besonderer Ehrenbezeugungen. — Ganze Provinzen, Ritterschaften, gelehrte Gesellschaften, Genossenschaften, Vereine, große Fabriken und selbst Privatpersonen beeilten sich, dem Fürstenpaare eine solche Fülle von Adressen, Albums, Ehrendecken, Tafelaufsätzen und Gedenkschilden zu Füßen zu legen, daß dieselben endlich zu einer bedeutenden Kunstsammlung anwuchsen. — Der Wunsch, alle diese durch ihre kunstvolle Ausführung und ihr werthvolles Material ausgezeichneten Gegenstände an einem entsprechenden Orte aufzustellen, lag nahe, und so entstand die Gedenkhalle, welche unsere bildliche Darstellung vorführt. Nach dem Entwurfe des geistvollen Strack wölbt sich die lichte Halle in den schönsten Verhältnissen als Endpunkt einer langen Reihe von Sälen und Zimmern im Hauptgeschoß des Palais. Die kreisrunde Wand zerfällt in sieben Theile, welche von Bögen überwölbt, theils kolossalen Spiegeln zum Rahmen dienen, theils, sich vertiefend, zu Nischen werden, in welchen auf doppelten Consoletischen die werthvollsten Festgaben ihre Aufstellung fanden. Ueber den Spiegeln erblickt man halbkreisförmige Bilder in Oelfarben, darstellend: die Taufe des Prinzen von Wales, König Friedrich Wilhelm IV. dabei als Pathen, Ansicht des Schlosses von Windsor, Ansicht von Schloß Babelsberg bei Potsdam, Blücher und Wellington in der Schlacht bei la Bellealliance, und die Landung Friedrich Wilhelm III. und des Russenkaisers Alexander in Dover. In den Zwischenräumen, welche die Bogen der einzelnen Abtheilungen bilden, befinden sich plastische Porträtköpfe in Medaillons von Beuth, Schinkel, Rauch, Humboldt, Schleiermacher, Tiek, Mendelssohn (der Komponist) und Borsig, während sich in der Kuppelwölbung der Decke über jedem Porträt zwei entsprechende allegorische Darstellungen aus der Thätigkeit des Verewigten al fresco zeigen. Vor den Spiegeln stehen auf dunkeln Marmorsäulen die Porträtbüsten in Bronze von: Kleist von Nollendorf, Bülow von Dennewitz,



Die Gedenkhalle im Palais Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm. Nach einer Originalzeichnung von Raymond de Baux.

Gerhard von Scharnhorst, Blücher, Gneisenau und York von Wartenburg, sowie die vier kolossalen silbernen, schwervergoldeten Kandelaber, eine Gabe der berliner Kaufmannschaft. Auf dem schweren Tisch in der Mitte liegen Albums mit meisterhaften Aquarellen, sowie auch alle plastischen und bildlichen Darstellungen in diesem Raume von den berühmtesten berliner Künstlern sind. Durch die Milchglasscheiben eines kreisrunden Fensters, welches gewissermaßen den Schlußstein der Deckenwölbung bildet, fließt aus der Höhe ein mildes Licht herab auf die Schönheiten dieses kleinen Kunsttempels, und wohl mag er dem erlauchten Paare eine heilige Einsamkeit gewähren, in der es, umgeben von den schönen Beweisen der anhänglichen Liebe eines ganzen Volkes, freundlich seiner gedenken kann, des Volkes, dessen einstige Leitung die Vorsehung in seine Hand legen wird.

B—r.

Volksfeste.

I.

Das Johannisfest in Prag.

Von

Freiherr von Reinsberg-Düringsfeld.

(Zu dem Bild S. 507.)

Während das Johannisfest überall das Geburtstagsfest Johannis des Täufers bedeutet, bezeichnet man in Böhmen mit diesem Namen das Fest des heiligen Johann von Nepomuk, des Landespatrons von Böhmen. — Dieser Heilige, welcher seinem Geburtsorte, einem Städtchen des Pilsner Kreises, seinen Namen verdankt, war um das Jahr 1330 geboren und schon vor seiner Geburt dem Dienste des Herrn geweiht. Er kam daher schon mit sieben Jahren in das Cisterzienserkloster unter dem Grünberg, um für seinen Beruf vorbereitet zu werden, besuchte dann die lateinische Schule in Prag und die theologischen und philosophischen Vorträge, welche am Dom zu Wyschehrad gehalten wurden, und erhielt nicht nur den Grad eines Magisters der freien Künste, sondern auch die Doktorswürde der Philosophie und des kanonischen Rechtes. Nach seiner Priesterweihe zeichnete er sich besonders durch seine Kanzelberedsamkeit und seinen frommen Lebenswandel aus, so daß ihn das Domkapitel zu St. Veit 1370 zum Mitglied und bald darauf zum Probst an der Landeskapelle bei Allerheiligen ernannte. Das ihm angetragene Bisthum von Leitomischl schlug er aus, dagegen nahm er die Stelle als Beichtvater der Königin Johanna, der Gemahlin Wenzel's IV., an, und seine Gewissenhaftigkeit, das Geheimniß der Beichte nicht dem eifersüchtigen Wenzel verrathen zu wollen, wurde die Veranlassung, daß ihn dieser in einen finsteren Kerker werfen, und am 16. Mai, nach Andern am 20. April 1383 in der Nacht vor Christi Himmelfahrt von der Brücke hinab

in die Moldau stürzen ließ. Die Leiche, fährt die fromme Legende fort, schwamm, sanft von den Wogen getragen und von glänzendem Lichte umstrahlt, dem Ufer zu und wurde von den damaligen Kreuzherren mit dem rothen Herzen aus dem Wasser gehoben und in ihrer Kirche beigesetzt. Am nächsten Morgen aber, als Johannes' Tod bekannt geworden, holten die Domherren der St. Veitskirche die sterblichen Ueberreste ihres Mitbruders ab, um sie in ihrer Kirche in einer besonderen Gruft aufzubewahren. Dieses Grabmal stand bald in großen Ehren und Johann erhielt vom Volke den Namen des Heiligen. Gleichwohl fand seine Heiligsprechung erst am 19. März 1729 Statt und nun erst ward seine Verehrung allgemein. Johann ward als der große Märtyrer wegen Verschwiegenheit des Sakraments der Beichte angesehen, zum Landespatron erwählt und als ein Schutzheiliger zur Rettung der Ehre angerufen. Man errichtete in den meisten Kirchen Altäre zu seiner Ehre, stellte Statuen von ihm auf Brücken und über Brunnen auf und begann zu seinem prächtigen Grabmal zu wallfahrten, welches eine der schönsten Zierden der Metropolitankirche bildet. Am besuchtesten ist diese Grabstätte am 16. Mai, dem Fest des heiligen Johann von Nepomuk, welches 1730 zum ersten Mal in Prag und ganz Böhmen gefeiert wurde, und vom Volke gewöhnlich svatojanský pout genannt wird. Unzählige Andächtige strömen während der achttägigen Feier dieses Festes aus allen Theilen Böhmens, Mährens und Ungarns in langen Zügen und unter lautem Gesange nach Prag, und die Brücke, auf welcher schon am 21. August 1683 eine bronzene Statue des Heiligen aufgestellt wurde, ist allabendlich von frommen Betern angefüllt. Ueber der Statue wird



Das Johannisfest in Prag. Nach einer Originalzeichnung von Guido Manes.

bereits in den letzten Tagen vor dem Feste ein kapellenartiger Ueberbau errichtet, mit Laub und Blumen geschmückt, und vom 15. Mai an Abends mit vielen Lampen und Lichtern festlich erleuchtet. Der Andrang von Pilgern, welche sämmtlich ihre Andacht dort verrichten wollen, ist gewöhnlich so groß, daß an den beiden ersten Abenden während der Betstunden kein Wagen über die Brücke fahren darf. Auch die zahlreichen Abbildungen und Statuen des gefeierten Landespatrons in den Häusern, wie auf den Straßen und Plätzen, werden während des Festes mit Blumenkränzen und grünen Zweigen geschmückt und auch beleuchtet, und nicht selten sieht man kleine Bühnen aufgeschlagen, auf welchen Szenen aus dem Leben des Heiligen bildlich dargestellt werden. Die Landleute aus entfernteren Gegenden gehen gewöhnlich schon am Festtage nach vollbrachter Andacht, wozu auch ein Besuch des Kerkers gehört, in welchem der Heilige geschmachtet haben soll, wieder von dannen. Wohlhabendere bleiben jedoch noch mehrere Tage in Prag, und die Burghöfe, der wälsche Platz, zum Theil auch die Brückengasse auf der Kleinseite gewinnen in dieser Zeit, besonders aber am 16. Mai, das Ansehen einer belebten Messe. Der Platz vor der Burg zunächst der Schloßstiege verwandelt sich zugleich in einen großen Eßplatz für die andächtigen Pilger der niederen Stände. Zahllose größere und kleinere gedeckte Tische nehmen den großen Raum ein, welcher die imposanteste Ansicht von Prag darbietet, und auf ambulanten Kochherden dampfen die Speisetöpfe voll von den verschiedensten Nationalgerichten. Um 9 Uhr Abends verkündigen Pöllerschüsse ein Feuerwerk auf der Schützeninsel, welches die Festlichkeiten des ersten Tages beschließt und am letzten Abend der neuntägigen Andacht wiederholt wird.

Die verpfändeten Juwelen.

Aus den Erinnerungen eines Beamten der londoner Kriminal-Polizei

mitgetheilt von

Otfrid Mylius.

1.

Vor beiläufig sechs bis sieben Jahren machte in London, namentlich unter der vornehmen Welt und unter dem Polizeipersonal, ein kecker Diebstahl viel von sich reden, welcher einer vornehmen Dame ihre sämmtlichen Juwelen kostete. Die Diamanten der Lady Thistleton sollen allein fünfzehntausend Pfund Sterling werth gewesen sein, abgesehen von vielen anderen Kleinodien, welche schon seit Jahrhunderten sich in der Familie fortvererbt hatten.

Der Diebstahl war mit unerhörter Frechheit und Ueberlegung begangen worden. Lady Thistleton wollte auf eines ihrer Güter gehen und fuhr zu diesem Behufe von ihrer Wohnung im Westend nach einem der Bahnhöfe in ihrer eigenen Equipage. Ihr folgte, in einem Miethwagen, ein vertrauter, langjähriger Diener mit dem Gepäcke: unter diesem befand sich ein kleiner Reisekoffer, welcher die Toilette, den Schmuck und sämmtliche Juwelen der Dame enthielt und auf das Verdeck des Cab gestellt worden war. Beim Einsteigen hatte der Lakai sich noch selber überzeugt, daß der Koffer oben stand und angebunden war. Bei der Ankunft auf dem Bahnhof fehlte der Koffer, und doch hatte Niemand, weder der Kutscher des Miethwagens noch der Lakai, auch nur das mindeste verdächtige Geräusch auf dem Cab, geschweige denn einen Fall bemerkt.

Die Lady gab sogleich ihren Reiseplan auf, kehrte in ihre Stadtwohnung zurück und schickte nach mir. Sie geberdete sich beinahe wie wahnsinnig, und ich hielt sie anfangs auch dafür; mit meinen wiederholten zuversichtlichen Versicherungen, daß wir auf jeden Fall im Stande sein würden, der gnädigen Frau wieder zu ihrem gestohlenen Eigenthum zu verhelfen, gelang es am Ende, sie wenigstens einigermaßen zu beruhigen.

Allerdings war meine Zuversicht nicht so groß, als ich mir den Anschein davon gegeben hatte. Der Fall war ein sehr schwieriger, verwickelter, und der Diebstahl entweder von den eigenen Leuten der bestohlenen Dame, oder von einer Bande sehr gewiegter Gauner ausgeführt. Zuerst hatte ich, außer dieser Vermuthung, auch nicht den mindesten Anhaltspunkt für meine Bemühungen zur Wiederherbeischaffung. Allein das erste Erforderniß eines Polizeibeamten ist Geduld, und so hoffte ich denn getrost, es werde irgendwie und irgendwo einmal eine Spur auftauchen, deren weitere Verfolgung mich auf die Fährte der Diebe führen könnte. Einstweilen mußte ich mich damit begnügen, alle Juweliere und größeren Pfandverleiher von London, Paris, Brüssel und Amsterdam durch ein ausführliches autographirtes Zirkular von dem Diebstahl in Kenntniß zu setzen, zu verwarnen und um ihre Beihülfe zu bitten, die verschiedenen Dienstboten der Dame durch meine Schatten beobachten zu lassen, und alles unnütze Aufsehen von der Angelegenheit zu vermeiden. Wir Männer von der Polizei wissen sehr gut, daß in sehr vielen Fällen erst nach Verfluß von einiger Zeit Spuren zu erwarten sind, wenn die Diebe das Interesse und die Erinnerung an den Diebstahl abgeschwächt wähnen und dadurch kecker oder unvorsichtiger werden.

Es war kurz nach dieser Diebstahlsgeschichte, als mich ein gewisser Pfandverleiher, ein Mr. Simpson, den ich gut kannte, eines Morgens zu sich entbieten ließ, weil er mich möglichst bald zu sprechen wünsche. Ich vermuthete sogleich, daß er mir etwas in Betreff der gestohlenen Juwelen mitzutheilen habe, warf mich also rasch in die Kleider und eilte dem „Strand" zu.

Wenn nach der gewöhnlichen Annahme ein Pfandverleiher eigentlich ein Mann ohne Herz und Gemüth ist, so kann ich versichern, daß Mr. Simpson eine Ausnahme von der Regel machte, er hatte ein solch gutes und wackeres Herz, als je in irgend einem Menschen Brust schlug. Als ich auf seinem Bureau ankam, war er gerade beschäftigt, darum zog ich mir einen Stuhl zum nächsten besten Pult und machte mir's ganz bequem, was ich mir um so eher erlauben durfte, als Mr. Simpson und ich schon eine Menge vertraulicher Geschäfte mit einander gemacht hatten.

Wie ich so an dem Pult saß und in meinem Notizbuch blätterte, ward der gerade meinem Pult gegenüber liegende Verschlag des äußeren Bureaus geöffnet und eine dichtverschleierte Dame trat ein, hielt sich aber so viel im Schatten, als es der enge Raum erlaubte, worin sie sich befand. Gerade in diesem Augenblick ward Mr. Simpson frei und näherte sich dem Verschlag, um diesen neuen Kunden zu bedienen. Die Dame zog den Schleier zurück und zeigte eines der holdesten Gesichter, die ich je gesehen hatte. Sie mochte höchstens vierundzwanzig Jahre alt sein, war hochgewachsen, elegant gekleidet, der ganze Wuchs vom reinsten Ebenmaße; ein schönes ovales Gesicht voll klassischem Adel, dunkelblaue Augen, kastanienbraunes reiches Haar und jenes air distingué, das nie nachgeahmt oder verkannt werden kann und dem Ganzen aufgeprägt war, bildeten ein Ensemble, welches wirklich anziehend, ja bezaubernd war. Als sie sprach, zeigte sie einen Mund voll wohlgeformter perlweißer Zähne, und ihre Hand, von welcher sie den Handschuh abgezogen hatte, war schmal und klein und von echt aristokratischer Feinheit und Weiße.

Was zwischen Mr. Simpson und seiner schönen Kundin verhandelt wurde, konnte ich nicht hören. Sie sprach beinahe unhörbar leise, und er antwortete ihr nur flüsternd. Dieß kam mir mysteriös vor und reizte meine Neugier; ich gab daher Mr. Simpson ein kaum bemerkbares und nur ihm verständliches Zeichen, womit ich befragen wollte: „Was gibt es denn hier so Wichtiges?" worauf er nach einem Weilchen mir ebenfalls einen bedeutsamen Wink gab, der ich mir folgendermaßen auslegte: „Das ist ein wahrer Roman, den ich Ihnen nachher mittheilen werde."

Als er ihr den Gegenstand abgenommen, welchen die Dame mitgebracht, um ihn zu verpfänden, kam Mr. Simpson zu mir an den Pult, um den Schein zu schreiben, und nahm diese Gelegenheit wahr um mir zuzuflüstern: „Was halten Sie von dieser Sache?"

„Das will ich Ihnen sogleich sagen," erwiederte ich, versuchte mir so viel wie möglich das Aussehen eines Gehülfen des Etablissements zu geben und bediente mich eines plausiblen Vorwands, um näher zu dem Ort zu kommen, wo die interessante junge Dame stand, um sie besser betrachten zu können. In der That war meine genauere Untersuchung ihr auch nur günstig. Die junge Dame war ein reizendes Wesen, anziehend und imposant zugleich, — schön, aber von jenem Stolze der Schönheit, welcher bei aller Anziehungskraft den Beschauer doch unwillkürlich an die große Kluft erinnert, die zwischen ihm und der stolzen, selbstbewußten Schönen liegt, die sich von anderen geringeren Menschenkindern betrachten zu lassen geruht. Auf ihren Wangen glühte in diesem Augenblick eine nervöse Röthe, ihre Augen glänzten unnatürlich und verriethen mir, daß die Situation, worin sie sich so eben befand, für sie namenlos peinlich, demüthigend und ungewohnt war. Offenbar war das Geschäftszimmer eines Privatpfandhauses nicht der geeignete Wirkungskreis für eine solch elegante und feingebildete Person. Ihr vornehmes Benehmen und das Gepräge von Intelligenz und Bildung, das ihrer ganzen Erscheinung aufgedrückt war, interessirten mich sehr. Als sie sich anschickte, den Verschlag zu verlassen, wandte sie sich noch einmal mit voller Front offen nach mir um und warf mir einen vernichtenden Blick zu, als ob sie mir sagen wollte: „Ich muß mir zwar jetzt Ihren forschenden Blick gefallen lassen, aber ich weiß, auch Sie gehören nicht in dieses Haus, und ich möchte wohl wissen, wer denn eigentlich Sie sind."

Diskretion ist mir schon von Jugend auf anerzogen und in meinem Beruf zur zweiten Natur geworden; darum blieb ich meiner Rolle getreu und schwieg; allein das Bild dieses wirklich schönen Mädchens von echt aristokratischem Blut schwebte mir noch vor, als sie schon seit einigen Minuten das Zimmer verlassen hatte.

„Haben Sie noch viele solcher Kunden, wie diese hier, Mr. Simpson?" fragte ich endlich.

„Mit nichten, ich wüßte nicht viel ähnliche aufzuzählen. Aber kommen Sie her, und betrachten Sie sich dieß hier, und sagen Sie mir, was Sie davon halten?" Damit reichte er mir den Gegenstand, welchen die geheimnißvolle Dame so eben bei ihm verpfändet hatte. Es war eine große, eigenthümlich geformte Busennadel, deren Mittelpunkt ein Wappen bildete, welches ganz mosaikartig, phantastisch, aber mit der größten Kunstfertigkeit gefaßt, aus lauter kostbaren Edelsteinen zusammengesetzt war. Das Wappen selbst war mit einem Kranze von Rosetten und Brillanten umgeben, die ganz eigenthümlich arrangirt und auf silbernen Unterlagen so gefaßt waren, daß sie Buchstaben bildeten, welche vermuthlich eine Familiendevise oder einen Wappenspruch bedeuteten.

„Dieß sieht auf's Haar aus, wie eine Familienreliquie," sagte ich, nachdem ich die Busennadel sehr aufmerksam betrachtet und untersucht hatte. „Dieses Geschmeide ist von trefflicher Arbeit und muß schon alt sein."

„Sie haben Recht," erwiederte Simpson; „es ist sicherlich ein Familienerbstück, das vor beinahe zweihundert Jahren von einem der geschicktesten Bijoutiers gefertigt wurde und noch jetzt für ein Meisterstück gelten kann. Hinter dieser jungen Dame muß überhaupt etwas Ungewöhnliches stecken, irgend eine geheimnißvolle Geschichte, der ich gar zu gerne auf die Spur kommen möchte, denn ich habe ein sehr lebhaftes Interesse an ihr gefaßt. Schon seit anderthalb Jahren ist sie ein regelmäßiger Kunde von mir, und ich bin im Geschäftsverkehr mit ihr zu dem Schlusse gekommen, daß es ihr sehr schlecht gehen muß."

„Was wollen Sie damit sagen, Mr. Simpson?" fragte ich, gespannt aufhorchend.

„Meine Vermuthungen gründen sich nur auf das, was ich selber wahrgenommen und beobachtet habe," erwiederte Simpson ungewöhnlich mittheilsam. „Vor beiläufig anderthalb Jahren — meine Bücher müssen noch das Datum ausweisen — kam sie zum ersten Mal zu mir mit einigen Artikeln Silbergeschirr, welche mit einem Familienwappen und Anfangsbuchstaben bezeichnet waren. Später brachte sie mir verschiedene Juwelen, unter denen ich besonders ein Stirnband von großem Werthe hervorhebe, das reich mit Diamanten besetzt und an dessen Erhaltung ihr offenbar viel gelegen war; denn sie bat mich flehentlich, es ja nicht zu verkaufen oder aus der Hand zu geben. Ich muß gestehen, daß ich ein ganz ungewöhnliches Interesse an ihr nahm, weil sie offenbar so hoch über der Menschenklasse steht, mit welcher ich gewöhnlich verkehre. Ich gab ihr daher die Versicherung, so lange sie die Interessen fortbezahle, solle nichts von ihrem verpfändeten Eigenthum in andere Hände übergehen. Die Ernsthaftigkeit, mit welcher sie mir hierauf dankte, überzeugte mich hinreichend, daß hinter ihrer Geschichte mehr als augenblicklicher Geldmangel stecke, und dieß steigerte mein Interesse noch. Die Busennadel, die sie so eben verpfändete, diente vorzugsweise zur Bezahlung von Verzugszinsen auf frühere Darlehen von mir, und ich hoffe und wünsche im Interesse der jungen Dame, daß ihr irgend ein Glücksfall aufstoße, um ihr den Schmerz und ihr die Demüthigung zu ersparen, ihr Eigenthum veräußern zu müssen."

„Was für einen Namen hat sie sich denn gegeben?" fragte ich.

„Sie nennt sich Valérie de Vermont."

„Glauben Sie wirklich, dieß sei ihr echter Name?"

„Dafür möchte ich nicht einstehen. Sie hat mir jedoch keinen andern angegeben."

„Der Name klingt eher französisch. Halten Sie sie für eine Engländerin?"

„Ich bin darüber mit mir noch nicht ganz im Klaren. Sie spricht mit einem kaum bemerkbaren fremdartigen Accent. Dieß hat mich auf den Schluß gebracht, sie könnte etwa das Kind französischer Eltern, aber in England geboren sein. Das Wappen auf ihrem Silbergeschirr ist jedenfalls kein englisches Familienwappen."

„Und was für eine Adresse gab sie Ihnen an?"

„Nr. 12, Raven-Hill."

„Jedenfalls ein sehr anständiges Stadtviertel und eine sehr gute Nachbarschaft," erwiederte ich lächelnd.

„Allerdings," sagte Mr. Simpson, „aber ich glaube selbst nicht, daß sie dort wohnt. Ich bin eher geneigt, anzunehmen, die junge Dame gehöre irgend einer verbannten Familie an, welche allmälig herunter gekommen und verarmt ist, und doch in ihrem Stolze die Hoffnung nicht aufgegeben hat, es könne ihr durch irgend einen Glücksfall noch einmal die Möglichkeit geboten werden, diese Ueberreste früheren Reichthums und einstiger Größe zurückzukaufen."

„Und Sie sind also wirklich entschlossen, Mr. Simpson, zur Erhaltung dieser Familienerbstücke die Hand zu bieten?"

„Ganz gewiß," erwiederte er bestimmt. „Ich weiß wohl, die Welt traut einem Manne, der auf Pfänder leiht, kein Herz und Gewissen zu, und wähnt, sein einziges Ziel sei nur, sich die Bedrängniß seiner Mitmenschen möglichst zu Nutz zu machen. Ich weiß mir's gefallen lassen, daß die Welt so denkt, aber ich kann wenigstens jeden Abend mit dem beruhigenden Bewußtsein zu Bett gehen, daß ich keinem Menschen wissentlich Unrecht und Weh gethan habe. Ihnen, Inspektor Forrester, brauche ich dieß wohl nicht erst zu bekräftigen, denn Sie kennen mich. Auch gestehe ich Ihnen offen, eben weil Sie mich verstehen, daß ich ein tiefes Interesse an der jungen Dame genommen habe und daher bereit bin, ihr auf jede Weise zu dienen, wo es nur mit Ehren und Anstand geschehen kann."

„Ich glaube Ihnen, Mr. Simpson, und freue mich darüber. Die ganze Erscheinung der jungen Dame nimmt so sehr zu ihren Gunsten ein, daß ich ebenfalls keinen Anstand nehme zu erklären: ich und meine bescheidenen Dienste stehen ganz zu Ihrer Verfügung, wenn dieselben Ihnen und der jungen Dame in irgend welcher Weise von Nutzen sein können."

Ich kannte Herrn Simpson als einen Mann von eben so viel Scharfsinn als Rechtschaffenheit und Wohlwollen, und die Thatsache, daß er der jungen Dame ein unverholenes Interesse zuwandte, erweckte auch in mir die Neugierde, über die Verhältnisse der Unbekannten mehr zu erfahren. Ich nahm mir daher sogleich vor, mich genauer nach ihr zu erkundigen, wo und wann es so geschehen konnte, daß ihre Empfindlichkeit nicht dadurch unnöthig gekränkt oder ihr Selbstgefühl verletzt würde; und mit diesem Entschluß schickte ich mich an, Simpson's Bureau zu verlassen.

„Aber bevor ich gehe, Mr. Simpson," sagte ich, „wünschte ich doch zu erfahren, in welcher Angelegenheit Sie nach mir gesandt haben?"

„Je nun, gerade in Sachen der Dame, welche uns so eben verließ. Behandeln Sie es als eine Privatsache, mit welcher Sie mich verbinden können, Inspektor Forrester. Sie wissen nun, woran mir liegt, und ich will Ihnen nur wiederholen, daß, wenn Sie irgend etwas erfahren, was auf die Geschichte oder die Lage dieser Dame einiges Licht zu werfen vermag, Sie mir durch Mittheilung derselben eine große Freude machen können."

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich schon am folgenden Morgen einen Gang nach Raven-Hill antrat. Mit einer gewissen Befangenheit und noch nicht mit mir im Klaren über den Vorwand, unter welchem ich meine Erkundigungen anstellen wollte, zog ich die Hausklingel an Nr. 12, der Adresse, welche die schöne Fremde dem Pfandverleiher angegeben hatte.

„Ist Mrs. Armengaud zu sprechen?" fragte ich zuversichtlich den Lakaien, der mich im Hausflur empfing.

„Mrs. Arm...? Es wohnt keine Dame dieses Namens hier."

„Bah! wissen Sie dieß auch gewiß?" fragte ich, noch immer nicht im Klaren, welchen Weg ich einschlagen sollte.

„Ob ich's gewiß weiß? O ja, zuverlässig. Es wohnt Niemand hier als Mrs. de Vermont und ihre Familie."

Nun wußte ich, was ich verlangte, zog also mein Notizbuch heraus, blätterte darin, als ob ich eine Adresse suchte, und fragte dann: „Ist dieß denn nicht Raven-Hill Gardens?"

„Nein," war die Antwort; „es ist Raven-Hill Square."

„Ah so! Dann habe ich mich allerdings geirrt! Bedaure, Sie gestört zu haben. Guten Tag!" und zog mich mit einer Verbeugung zurück.

So hatte Miß de Vermont dem Pfandverleiher also ihren rechten Namen und Adresse angegeben. Aber was in aller Welt konnte diesen Leuten begegnet sein, welche ein solch elegantes Haus bewohnten und auf solchem Fuße lebten, daß sie gezwungen waren, zu derartigen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, um zu leben? So weit ich mit einem flüchtigen Blick in den Hausflur hatte wahrnehmen können, war das Haus hübsch möblirt, und Alles deutete auf einen gewissen Wohlstand, wenn auch nicht Luxus der Bewohner hin. Als ich das Haus verließ, war ich um kein Haar klüger als zuvor, und schämte mich beinahe, daß ich meine Erkundigungen nicht klüger angestellt hatte. Da sich übrigens außer dem vorübergehenden Interesse, welches Miß de Vermont's Erscheinung und Betragen in mir angeregt hatte, nichts Weiteres an ihre Person anknüpfen ließ, und sie nicht mit dem Juwelendiebstahl in Verbindung stand, der mich beinahe ausschließlich beschäftigte, so hatte ich keinen speziellen Grund, mich weiter um sie zu bekümmern oder an sie zu denken. Sie schwand mir daher allmälig aus dem Sinne, wie ja manche andere Menschenkinder, deren Lage und Umstände mich schon vorübergehend interessirt und mein Mitgefühl und meine Thätigkeit wohl selbst in noch höherem Grade beschäftigt hatten, als dieser Vorfall.

2.

Einige Tage später war ich im Begriff, nach Drury-lane-Theater zu gehen, um einen jungen Mann zu beobachten, der im Verdachte stand, falsche Cheques auf ein Bankgeschäft in

der City ausgegeben zu haben, und der einer jungen Künstlerin des genannten Theaters den Hof machte. Begründet war mein Verdacht zwar noch nicht, aber daß er jener Fälschung nicht fremd sei, hatte viel Wahrscheinliches für sich. Er war früher in jenem Bankhaus beschäftigt gewesen und wegen unsoliden Lebenswandels entlassen worden, obschon er Sohn eines wohlhabenden Fabrikbesitzers in einer nordischen Grafschaft war. Seither lebte er als Bummler in London, wo er sehr viel in Kaffeehäusern, Austernkellern und Theatern zu sehen, und lebte, wenn auch nicht gerade üppig, doch immerhin auf einem Fuße, der entweder sehr dicke Mutterpfennige oder doch nicht unbedeutende unbekannte Hülfsquellen voraussetzte. Was mich gegen ihn eingenommen hatte war der Umstand, daß ich ihn erst vor Kurzem eines Abends mit einem französischen Roué, einem gewissen Mr. de Charbonnel, und zwei hübschen Figurantinnen eines kleinen Theaters an Cremorne-Gardens hatte ausfahren sehen. Jener de Charbonnel aber war mir als ein Abenteurer vom reinsten Wasser bekannt, der seinen Unterhalt namentlich am Billard verdiente und nur junge Gimpel mit seinem rothen Bande der Ehrenlegion düpirte. Daß dieses Doppelpaar von einem copiösen Souper kam, wobei der Wein nicht gespart worden war, hatte ich damals eben so deutlich bemerkt, als ich ahnte, daß Charbonnel die Zeche nicht bezahlt habe. Seit jenem Abend hatte ich mir vorgenommen, gelegentlich dem Mr. Arthur Todgers näher auf die Finger zu sehen. Heute wußte ich — gleichviel auf welche Weise — daß er ein Logenbillet für Drury-Lane hatte, um einer jungen Schauspielerin Bouquets zu werfen, und dabei wollt' ich ihn genauer in's Auge fassen.

Als ich Longacre entlang ging, hörte ich hastige Schritte hinter mir, und fühlte mich sachte am Aermel gezupft. „Mr. Forrester," flüsterte mir Jemand zu, „Inspektor Ward wünscht Sie zu sprechen und bittet Sie einen Augenblick auf der — Station vorzusprechen." Ich sah mich nach dem Manne um, der mir diesen Auftrag überbracht und in diesem Augenblick mit einem bedeutsamen Blick im Gedränge an mir vorüber ging. Es war ein Agent der Kriminalpolizei von Ward's Brigade. Ich ging noch bis zur nächsten Ecke, kehrte dann unbefangen um, und war fünf Minuten später auf Ward's Bureau.

„Halloh, was gibt es Neues, alter Junge?" fragte ich ihn.

„Gute Nachrichten, Freundchen. Lady Thistleton's Juwelen sind noch in London."

„Daran hab' ich nie gezweifelt. Aber welche Spur?"

„Eine ziemlich sichere Fährte. Bin ja eben im Begriff, zum Chef zu fahren und Meldung zu machen; da sah ich Euch vorübergehen und wollte nicht versäumen, Euch ebenfalls auf die Fährte zu bringen. Vor einer halben Stunde fuhrt ein Cab bei Mr. Sanders, dem deutschen Pfandverleiher in — Street an; eine Dame steigt aus und wünscht ein Dutzend silberner Dessertteller zu versetzen. Sanders traut der Sache nicht, denn er bemerkt, daß an einer Stelle, wo vielleicht ein Wappen oder ein Namenszug eingegraben war, ein nagelneues Plättchen mit einem frischgeprägten fremden Wappen aufgelöthet ist. Er sucht die Dame hinzuhalten und schickt nach der Polizei. Die Dame aber scheint die Sache zu wittern und benützt einen Augenblick, wo noch einige Personen eintreten und an andere Verschläge treten, um zu entwischen. Glücklicherweise hat sich einer meiner ‚Scharfen', der in der Nähe war, die Nummer des Cabs und der Richtung gemerkt, welche es eingeschlagen. Als wir den Vogel entwischt finden, fahren wir sogleich dem Cab nach und halten es in Great-Russell-Street ein, aber es ist leer. Der Cabman sagt aus, die Dame aus dem Hause von Sanders kommen gesehen zu haben; er wußte ihr beim Einsteigen behülflich sein, aber sie griff nur in den Wagen hinein, um ein Päckchen herauszuholen, welches sie dort hatte liegen lassen, und hieß ihn nach einem bestimmten Hause in Gloucester-Street fahren und sie dort erwarten, indem sie ihm eine Krone in die Hand drückte. Das schien mir ganz plausibel; ich habe kein Bedenken, anzunehmen, daß die Geschichte des Cabman nicht ‚foul' ist, denn die Dame war in jener Gegend eingestiegen und direkt zu einem oder zwei anderen ‚Rathhelfern' gefahren, zu denen ich schon meine Leute geschickt habe. Natürlich ließ ich den Burschen nicht weiter fahren, ohne einen Blick in den Wagen gethan zu haben, und als ich das Sitzkissen aufhebe, liegt dahinter — dieß hier!" Damit zeigte er mir eine schwere silberne Boîte zu Kämmen und Haarbürsten, wie sie auf einem eleganten Toilettentische reicher Damen nicht fehlen darf.

„Dieß ist ein Stück von Lady Thistleton's Toilette, oder ich will gehenkt werden," fuhr Ward fort, und nahm das gedruckte Verzeichniß von Mylady's vermißten Juwelen vom Tische. „Seht her! Nr. 111, Boîte zu Kamm und Haarbürste, silbern und vergoldet, getriebene Arbeit, auf dem Deckel eine Erdbeere mit drei Blättern als Handhabe. — Das hat ein geschickter Silberschmied jetzt weggefeilt und durch diese hübsch gearbeitete Schleife ersetzt, und auf der Stelle des alten Wappens ist ebenfalls ein Plättchen aufgelöthet."

„Darüber bin ich ebenfalls außer allem Zweifel; aber die Dame, die Hehlerin? Weiter, weiter!"

„Sogleich, Freundchen! Die Beschreibung lautet: jung, hübsch, mittlere Größe, zierlicher Embonpoint, dunkle Locken, braune Augen, hübscher Mund rc. — vag genug, wie alle Signalements. Das paßt auf Tausende von Damen. Kleidung: schwarzes Seidenkleid mit mehreren Volants, schwarze lange Mantille von Satin, schwarzer oder dunkelbrauner Sammthut mit einer genuen Feder und zwei Reihen Blonden, das verspricht schon mehr. Jedenfalls ist das Frauenzimmer ein Neuling, sonst würde sie den Kopf nicht so sehr verloren haben, einen ihrer gefährlichen Artikel im Wagen liegen zu lassen."

„Das kann Zufall sein," sagte ich. „Mich dünkt, sie ist nicht so grün, als Ihr meint, Alter, denn es war klüger von ihr, sich in das Gedräng des Trottoirs zu machen, als mit dem Cab weiter zu fahren, dessen Nummer ja leicht ermittelt werden konnte. Aber Ihr seid noch nicht zu Ende Alter, also weiter!"

„Hört zu, Forrester! ich habe einigen Verdacht, daß die Personen, welche unmittelbar nach unserer Verdächtigen bei Sanders eintraten, mit ihr im Komplott sind und ihr den Rücken deckten. Der erhaltenen Beschreibung von Sanders und seinem Commis zu Folge sind es sogar bekannte Charaktere. — Kennt Ihr Jack Tapling, und Johann Bäry, und Tony Rott, und Emmy Rolands und Ned Spurgeons?"

„Mit nichten, ich habe noch nicht die Gelegenheit gehabt ihre Bekanntschaft zu machen," erwiederte ich.

„Je nun, ich kenne sie," sagte Ward, „und ich kann Euch etwas über diese Bande mittheilen, die mit einander unter einer Decke zu spielen scheint . . ."

„Und in die Angelegenheit mit den Juwelen der Lady Thistleton verwickelt ist?" fiel ich ihm in's Wort.

„Das muß sich erst zeigen. Einstweilen Folgendes über diese Bande! Vor einigen Jahren, als ich noch Inspektor auf der — Station war, kam folgender Fall vor. Ein Franzose — ich glaube er hieß Lejeune — kam hieher von Birmingham, wo er eine große Menge echter und halbechter Goldwaaren eingekauft hatte, um sie als Konfumwaare(?) auf Martinique zu nehmen; darunter auch eine Anzahl Uhren. Der ganze Vorrath hatte ihn wahrscheinlich nicht über fünfhundert Pfund gekostet, war aber so elegant und bestechend zusammengewählt, daß Lejeune, wenn er ihn je nach seiner Insel gebracht hätte, damit ein Vermögen verdient haben würde. Er nahm sein Absteigquartier in einem französischen Café und Hotel in der Nähe von Leicester Square, und erwartete geduldig die Abfahrt des Schiffes, auf welchem er sich einen Platz für die Fahrt nach Martinique genommen hatte."

„Und Spurgeons, dessen ich vorhin erwähnte, ein geborner Belgier und einer der gewandtesten Diebe und Spitzbuben, die jemals irgend ein Gemeinwesen mit ihrer Anwesenheit gestraft haben, und der sich leicht für einen Franzosen ausgeben kann, weil er der Sprache ganz mächtig ist, pflegte damals häufig das Kaffeehaus zu besuchen, worin Lejeune abgestiegen war. Es dauerte nicht lange, so hatte er die Bekanntschaft des arglosen Franzosen gemacht, der ganz erfreut war einen Landsmann gefunden zu haben, und binnen Kurzem ward aus der Bekanntschaft eine intime Freundschaft, denn Ned war ein vollendeter Meister in seinem Gewerbe und wußte genau, wann und wo er sein Schäfchen scheeren konnte. Lejeune hatte bald seinem angeblichen Landsmann den Zweck seiner Reise nach England mitgetheilt und war in seinem blinden Vertrauen so weit gegangen, ihm einen seiner mit Uhren und Geschmeide gefüllten Koffer zu zeigen, dessen Inhalt für die dunkelängigen gelben und schwarzen Schönheiten auf Martinique bestimmt war. Trotz seiner sonstigen Umsicht und Spürkraft vergaß Ned doch in diesem Fall, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt, und grübelte Tag und Nacht darüber nach, wie er sich in den Besitz des Schatzes setzen könnte. Das Erste, was er that, war: sich ein Zimmer dicht neben Lejeune zu nehmen, welches mit demjenigen des Letztern durch eine Thür in Verbindung stand. Hierauf benützte er die zwischen Lejeune und ihm hergestellte Vertraulichkeit, um ihm vorzuschlagen, er wolle ihn einigermaßen mit dem londoner Leben und Treiben bekannt machen, womit Lejeune mit echt französischer Neugier und Leichtfertigkeit auch einverstanden war. Ned hatte seinen Plan so angelegt, daß Emmy Rolands den unglücklichen Kaufmann in ihre Netze locken sollte, und dieß gelang ihr auch so vortrefflich, daß Lejeune sich sterblich in sie verliebte. Sie war bald Lejeune's täglicher Gast in dem Café; er zeigte ihr seine Schätze, und sie waren sogar mit einander eins geworden, daß Lejeune Emmy mit nach Martinique nehmen wollte.

„Eines Morgens erhielt Monsieur Lejeune eine telegraphische Botschaft, angeblich aus Birmingham, mit der Nachricht, daß seine letzte Bestellung ausgeführt sei und nur noch seiner Inspektion warte. Mit großem Bedauern, daß er seine reizende Emmy auf einige Tage verlassen müsse, und nach einem zärtlichen Abschied reiste Lejeune nach Birmingham ab. Dieß war jedoch nur ein weiterer Zug in dem von Ned Spurgeons angelegten Plane, um sich des Koffers mit den Uhren und Juwelen zu bemächtigen, und Ned hätte diesen Streich nie so leichter ausführen können, als die londoner Telegraphengesellschaften der Unsitte huldigen, ihre Telegramme je nach dem Wunsche des Absenders von jedem beliebigen Ort aus zu datiren. Ned hatte daher nur irgend einen Vertrauten auf das Bureau an der London-Bridge zu schicken und sein Telegramm von Birmingham aus zu datiren gebraucht, und der arglose Franzose war ohne irgend eine schlimme Ahnung in die Falle gegangen. Der Spitzbube hatte ferner die Vorsichtsmaßregel gebraucht, noch einen andern Spießgesellen, vermuthlich Jack Tapling, als Dorner(?) oder Aufkäufer anzunehmen, und diesen natürlich mit dem Inhalt von Lejeune's Koffer bekannt gemacht. Ned gebrauchte noch die Vorsicht, Lejeune auf den Bahnhof zu begleiten und ihn abfahren zu sehen; alsdann ging er in ein anderes Café, wo er bis zu Mittag des folgenden Tages verblieb und mit einigen Freunden zechte, so daß er im Stande war, bei etwaigem Verdacht auf ihn ein Alibi nachzuweisen. Erst am folgenden Tage kehrte er mit tiefbetrübtem Gesicht in seine seitherige Wohnung zurück und erklärte dem Wirthe, er müsse unverweilt nach Hause reisen, weil seine Mutter plötzlich schwer erkrankt sei und ihn noch zu sehen verlange, welcher Pflicht der Pietät er sich um so weniger entziehen könne, als er noch ein hübsches Vermögen von seiner Mutter zu hoffen habe. Daher ließ er sich ein Cab kommen und seinen Koffer durch den Hausknecht herunterschaffen und aufladen und fuhr davon. Zuvor empfahl er noch dem Wirthe ganz besonders, er möge wohl auf sein Zimmer achten, weil er in seinen übrigen Koffern verschiedene werthvolle Gegenstände habe. Natürlich hatte sein Spießgeselle — muthmaßlich Jack Tapling — schon am vergangenen Nachmittag oder in der Nacht sich unbemerkt in Ned's Zimmer geschlichen, die Zwischenthüre geöffnet und sich in Lejeune's Zimmer begeben, wo er dessen Koffer mit Nachschlüsseln öffnete und den Inhalt desselben in jenen kleinen Koffer übersiedelte, welchen Ned Spurgeons mit nach Dover nahm. Lejeune kehrte erst spät am Abend von Birmingham zurück, erzählte dem Wirth, wie er genarrt worden, und entdeckte erst am andern Morgen den Diebstahl."

„Und die Waaren wurden wieder beigeschafft und Ned überwiesen?"

„Nein; die gestohlenen Waaren blieben spurlos verschwunden, Ned wies ein Alibi nach und ward aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Wir hatten uns vergebens Mühe gegeben, die Sache aus ihm herauszubringen."

„Ein verwünschter Gauner!" sagte ich; „und dieser Kerl ist also in die heutige Versatzgeschichte verwickelt?"

„Ich wünsche, daß mein Verdacht sich bewährt, der auf ihn hinzielt," sagte Ward. „Seit einigen Wochen ist der Kerl wieder hier; einige meiner Leute haben ihn wieder erkannt, obschon er unter verschiedenen Verkleidungen umhergeht. Er ist sehr ‚flüsch' und scheint gut bei Kasse. Sucht Euch seine Bekanntschaft zu verschaffen, Kollege, und habt ein scharfes Auge auf ihn. Manche Eurer Leute werden ihn kennen, und früher oder später bringen wir ihn doch einmal in's Eisen. Wenn ich weiteres über die heutige Geschichte erfahre, sollt Ihr's wissen. Und nun guten Abend — ich fahre nach Scotland Yard."

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich mir alle Mühe gab, den berüchtigten Ned Spurgeons einmal zu Gesicht zu bekommen, und es währte nicht lange, so zeigte ihn mir einer meiner Leute in einem Kaffeehaus, wo er mit Charbonnel Ecarté spielte. Ich beobachtete ihn unbemerkt so lange, bis ich versichert war sein Gesicht nicht wieder zu vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Ladislaus Teleki.

(Zu dem Bild S. 520.)

Der Führer der Opposition in Ungarn, ist am 11. Februar 1811 zu Pest geboren und reformirten Glaubensbekenntnisses. Er studirte an der pester Universität, in Sárospatak und in Berlin. 1837 wurde er Mitglied der ungarischen Akademie und gleichzeitig vom Fogaraser Distrikt zum Deputirten für den siebenbürgischen Landtag gewählt, zu welchem er auch 1839 und 1842 erschien. 1841 gab er eine von ihm selbst gedichtete Tragödie „A Kegyencz" (der Günstling) heraus. 1843 erschien er zum ersten Male am ungarischen Landtag und ward rasch der Führer der Reformpartei im ungarischen Oberhaus. Vielleicht der intimste Freund des Grafen Széchenyi, aus dessen Schule er hervorgegangen, schloß er sich nichts desto weniger der Partei Kossuth's an, und während Franz Deák der Leiter der Reformpartei des Unterhauses blieb, waren Graf Ludwig Batthyány und Graf Ladislaus Teleki die des Oberhauses. An dem 1844 gegründeten „Védegylet" (Schutzverein) nahm er als dessen Vizepräsident lebhaften Antheil. Später ward Teleki Präsident des Oppositionsklubbs „Kör". Bei Eröffnung des Landtags im November 1844 nahm er seinen Sitz als Magnat ein, doch im März 1848 wählte ihn das pester Komitat zum zweiten Deputirten. Lamartine ließ zuerst die Aufforderung an die ungarische Regierung gehen, Ungarn bei der französischen Republik durch einen Gesandten zu vertreten, wie Szalay und Pázmándy als solche bei der Reichsversammlung in Frankfurt figurirt hatten. Der ungarische Landtag in Pest wählte am 31. August 1848 einstimmig den Grafen Ladislaus Teleki für diesen Posten und zwar mit königlicher Bestätigung. Er traf am 9. September in Paris ein, wo er später die berühmt gewordene Denkschrift „La cause de la Hongrie" veröffentlichte. Nach der Katastrophe von Világos verblieb Teleki in Paris und entwickelte eine große journalistische Thätigkeit. Des Französischen wie des Deutschen gleich mächtig, schrieb er jedoch meist französisch und zwar besonders in den „Débats", im „National", in „La Presse", in der „Opinion" und in den „Evénements" gegen die österreichische Regierung. In Oesterreich wurde er in Contumaciam zum Tode verurtheilt. Als der italienische Krieg ausbrach, befand sich Teleki in Turin und lebte dann abwechselnd in Paris und Genf, bis ihn vor wenigen Monaten die sächsische Regierung an Oesterreich auslieferte. Der Kaiser übte an Teleki jenen glänzenden Gnadenakt, auf welchen dieser versprach, jeder politischen Verbindung mit dem Auslande sich zu enthalten. Heute steht Teleki an der Spitze der extremen Partei in Ungarn!

Zwei finnische Städte.

I.

Åbo.

(Zu dem Bild S. 477.)

Wenn man in Deutschland von Finnland spricht, verbindet man damit gewöhnlich den Begriff einer Ultima Thule, und scherzweise bezeichnet man es wohl als jene Gegend, wo „die Füchse sich gute Nacht sagen" und „die Welt mit Brettern vernagelt ist". — Ja wir hörten sogar junge Leute, die in Ermangelung eigener Witze sich gern mit denen Heine's schmückten, von Finnland dasselbe behaupten, was dieser Poet von Lappland sagt:

> In Lappland sind schmutzige Leute,
> Plattköpfig, breitmäulig und klein;
> Sie kauern um's Feuer, und backen
> Sich Fische, und quäken und schrei'n.

Aber eine andere Ansicht von Volk und Land jener nordischen Ostseeprovinz erhält der, welcher selbst an Ort und Stelle mit offenem, vorurtheilsfreiem Auge schaute oder sich der Mühe nahm, durch Bücher unterrichtet und erleuchtet zu werden. Denn Finnland ist ein herrliches, urkräftiges Land mit einer grandiosen, gleichsam erst aus der Hand der Schöpfung hervorgegangenen Natur, die selbst dem Wanderer, der schon auf Alpengipfeln stand, Bewunderung und Ekstase abnöthigen wird. Seine kolossalen Granitfelsen, schönen, tiefblauen Seen, schäumenden Wasserfälle, seine melancholischen Tannen- und Fichtenwaldungen wirken selbst auf den Blasirtesten erfrischend und kräftigend. Und auch nicht so arm und kulturlos ist das Land. Des Holzreichthums wurde schon gedacht bei der Erwähnung der reichen Waldungen, überrascht wird jedoch der Fremdling überall die Spuren menschlichen Fleißes beim Anblick der wogenden Korn- und Fruchtfelder gewahren und der wohnlichen Häuser, in welchen der Finne lebt, denen er gern eine rothbraune Färbung verleiht, mit reinlichem Hof und schattigem baumreichen Garten umgibt. So ist auch das Innere dieser Wohnungen zwar einfach, immer aber behaglich, rein und gesund. Liegt nun ein solches Finnendorf, aus dessen Schornsteinen der Abendrauch sich kräuselt, in den warmen, rothen Tönen der Abendbeleuchtung, so wird der Wanderer ebendarin noch überzeugt, daß auch diesem

Land sein eigenthümlicher poetischer Schmelz eigen und die Nacht muß ihn darin bestärken. In den Ebenen und Gefilden liegen dann Nebelschichten gelagert, gar wunderlich an Gestalt; die hohen Föhrenriesen rauschen im Nachtwind, durch die Zweige huscht munter das Eichhörnchen, durch's Unterholz bricht das Wild und Reinecke schleicht auf Beute. Still und verzaubert liegt alles Land, bis der glühende Feuerball des Sonnengestirns am Himmel heraufzieht und die Erde durch Licht zum Erwachen ruft. Besonders groß sind die landschaftlichen Reize der Gegend in der Nähe Abo's, der alten finnischen Hauptstadt, in der Sprache des Landes „Turku — Marktplatz" genannt. Am Aurajoki, einem kleinen Fluß, nicht fern vom Meeresstrand gelegen, bieten die bewaldeten Bergzüge der Umgebung überraschende Fernsichten auf das Meer, aus dessen Wogenkranz unzählige kleine Inselgruppen oder Scheeren tauchen. Abo ist regelmäßig gebaut, die Häuser sind im modernen Styl errichtet, und der Verkehr daselbst ist lebhaft zu nennen bei einer Stadt, die nicht mehr denn etwa 16,000 Seelen zählen mag. Seine jetzige neue Gestalt verdankt Abo einer mächtigen Feuersbrunst, die im Jahre 1826 den größten Theil der Gebäude, selbst Universität und Bibliothek eingerechnet, in Asche legte. Die Seeschiffe kommen den Fluß herauf bis mitten in die Stadt, löschen dort ihre Ladung oder nehmen neue ein. Der Handel ist nicht unbedeutend, und der Unternehmungsgeist einzelner Kaufherren sogar so groß, daß man zu Anfang der fünfziger Jahre eine eigene Wallfischexpedition ausrüstete und von dort nach den arktischen Meeren entsandte. Die erste christliche Kirche gründete 1157 Erik der Heilige. Die Hauptkirche Abo's, von deren Aeußerem wir vergeblich etwas Interessantes zu rühmen wüßten, birgt die Gräber der Gemahlin Erik's XIV., der Katharina Mansdochter, einer finnischen Bauersfrau, und des Obersten Stalhandske, eines tapferen Kriegsgefährten des großen Schwedenkönigs Gustav Adolph und seines Feldherrn Torstenson. Die Universität wurde nach dem großen Brande, welcher die Stadt betraf, nach Helsingfors verlegt; an ihrer Stelle erhebt sich jetzt die zu einer Navigationsschule eingerichtete Sternwarte auf einem granitnen Felsen. Hervorzuheben ist unter den öffentlichen Gebäuden noch das kolossale neue Gefängniß, seinem Aeußeren nach einem Schloß ähnlich, von dem aus man eine prächtige Aussicht auf das an der Mündung des Aurajoki gelegene alte Schloß und das ferne insel- und klippenreiche Meer genießt.



Graf Ladislaus Teleki. Nach einer Photographie. (S. 519.)

Berliner Chronik

von

Ernst Kossak.

XVII.

Nicht allein in Gebirgsländern gibt es Lawinen, auch in der Mitte der flachen bürgerlichen Gesellschaft gerathen anscheinend geringe Thatsachen in langsame Bewegung, rollen dann rascher, ballen sich drohend zusammen, und stürzen endlich vorwärts, um Unheil über ihre ganze Umgebung zu verbreiten. Als der jetzt flüchtige, und wie man sagt, in London befindliche Pamphletist Eichhoff seine Polemik gegen das berliner Polizeipräsidium begann, betrachtete das Publikum die Broschüren des jungen Mannes eigentlich nur als Versuche einigen Skandal in der Stadt zu erregen, und, in Ermangelung anderer rühmlicher Eigenschaften, die Aufmerksamkeit der Berliner auf seine eigene Person durch kühne Behauptungen über vom früherer Zeit her gefürchtete Beamte zu lenken. Der Pamphletist wurde nach Konfiskation seines Schriftwerkes vor Gericht gestellt und erlitt insoferne eine Niederlage, als er seine Behauptungen in den wichtigsten Punkten nicht beweisen konnte, sich mannigfaltige Blößen gab und mithin verurtheilt werden mußte. Der junge Schriftsteller ließ sich nicht entmuthigen. In der Zwischenzeit, ehe sein Prozeß in den weiteren Instanzen verhandelt wurde, setzte er, begierig die erlittene Scharte publizistisch auszuwetzen, seine polizeilich mikroskopischen Studien fort, es fanden sich unbekannte Menschenfreunde, die, aus Achtung vor dem wissenschaftlichen Eifer des Jünglings, ihm merkwürdige Thatsachen aus den Akten zusandten, und so erschien bald darauf ein zweites Heft, das von den wunderbarsten Enthüllungen überfloß. Doch auch die Antagonisten des Opponenten, die Polizei und die Staatsanwaltschaft, waren nicht müßig gewesen, sie begründeten neue Anklagen, eine Vorladung, eine Verurtheilung folgte der anderen, und der Prophet sah sich endlich genöthigt, sein undankbares Vaterland zu verlassen und der Sicherheit wegen das Weite zu suchen. Aber seine Schriften waren nicht auf steinigen Boden gefallen, Eichhoff's Anschuldigungen ließen dergestalt wider

(Fortsetzung S. [illegible].)



Abo, am finnischen Meerbusen. (S. 519.)

Der Zauberlehrling

von

Wilhelm Vogt.

Goethe's Werke I. Band, S. 237.



Und nun komm', du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen
Nun erfülle meinen Willen!



Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.

Alles, was bis dahin bei der preußischen Bureaukratie für ihrenhaft gehalten worden war, daß sie das größte Aufsehen in allen Schichten der Einwohnerschaft erregten. Die Lawine war sichtlich im Wachsen begriffen. Im Abgeordnetenhause kam, wie wir schon vor Monaten mitgetheilt, der bedenkliche Handel gar ernstlich zur Sprache, es war von einem Duell zwischen dem Abgeordneten von Vincke und dem Polizeipräsidenten von Zedlitz die Rede, und endlich sah sich selbst der Minister des Innern in die Sache verwickelt. Die Stadtverordnetenversammlung hielt den Säckel durch die Rechnungsführung des Polizeipräsidiums für schwer geschädigt, die Resultate einer vom Minister angeordneten Untersuchung genügten nicht und wurden vielfach bemängelt, ja der drohende Ball wurde endlich zu einer aus Mitgliedern des Magistrates und der Stadtverordneten gemischten Kommission, welcher die Akten der betreffenden Abtheilungen des Polizeipräsidiums zu Gebote gestellt werden mußten. Aus der Eitelkeit und der Schwatzhaftigkeit des vereinzelten Pamphletisten war die ernstliche Sorge zweier großen Korporationen hervorgegangen. Jetzt handelte es sich auch nicht mehr um die Neugier und Nachsucht jener müßigen Zeitungsleser, die jede skandalöse Broschüre aufkaufen und unter der Hand an ihre Gesinnungsgenossen verleihen, die ganze Stadt war gespannt auf die Resultate der Untersuchung; man erfuhr, daß zwei Beamte, welchen die Fürsorge für die Bekleidung der Schutzmannschaft anvertraut worden, verhaftet seien, und einer derselben, der am meisten Gravirte, sich wahnsinnig stelle, und als nun in der öffentlichen Versammlung der Stadtverordnete Professor Gneist, Mitglied des Abgeordnetenhauses, und einer unserer ersten Juristen, ein langes Referat verlas, in welchem die bedenklichsten Dinge über die Verwaltung der von der Stadt gezahlten Summen für die Pferde der berittenen Schutzmannschaft und die Uniformstücke mitgetheilt wurden, pflichtete jeder Bürger dem Magistrate und den Stadtverordneten bei, als diese den einstimmigen Beschluß faßten, ihre Beschwerden gegen den Polizeipräsidenten und den Obersten der Schutzmannschaft, Herrn Patzke, dem Staatsanwalte zu übergeben. Begreiflicher Weise bemächtigte sich der ganzen Bürgerschaft und Presse eine enorme Aufregung, in allen Journalen erschienen energische Leitartikel, welche, für die Ehre des Beamtenstandes, des Ministers des Innern und für das Vermögen der Stadt Berlin eintretend, die strengste und schleunigste Untersuchung forderten, und da in der Leidenschaft des Augenblickes die nothwendige Vorsicht des Ausdrucks der Behörde gegenüber wohl nicht immer genügend gewahrt sein mochte, wurden rasch hintereinander die Volkszeitung, das Montagsblatt „Berlin“ und die Nationalzeitung mit Beschlag belegt. Ein vollkommen unleidlicher Zustand für Jeden, der in einer mit Verstand und Rechtschaffenheit gehandhabten Autorität der Behörden eine Grundbedingung der gesellschaftlichen Wohlfahrt erblickt, herrschte in der Stadt. Die Unruhe wurde noch durch einen höchst unvorsichtigen, den Polizeipräsidenten und Obersten der Schutzmannschaft gegen die gemischte Kommission in Schutz nehmenden, und die obenerwähnten Feststellungen derselben angreifenden Artikel der Preußischen Zeitung, unserem künstlich am Leben erhaltenen aber wenig gelesenen Regierungsblatte, vermehrt, und dieses übel redigirte Journal mußte sofort, freilich sehr wider seinen Willen, die traurige Rolle des Prügelknaben der gesammten Presse übernehmen. Selbst die Spener'sche Zeitung, seit dem italienischen Kriege ein streng konservatives Blatt, konnte nicht umhin, dem Minister des Innern ihr „Landgraf, werde hart!“ zuzurufen. Man spricht fast nur von dem Pferdetauschhandel, den gefälschten Schneiderrechnungen, den ausgegebenen Gehalten für hundert, nur „auf dem Papier vorhandene“ Schutzmänner und ähnlichen Zaubereien, mittelst welcher man den Säckel der Stadt erheblich erleichtert hat. Sogar die erfolgte Ablehnung der Grundsteuervorlage durch die Kommission des Herrenhauses, die, im Falle sie die Majorität desselben für sich haben sollte, der Regierung große Verlegenheiten bereiten würde, beachtet man kaum bei der herrschenden Stimmung. Eine derartige kriegerische Konstellation zwischen dem geschlossenen Armeekorps des Magistrates, der Stadtverordneten, Bürgerschaft und gesammten Presse (zwei Blätter natürlich ausgenommen), und den obersten Beamten der Exekutivbehörde, ist in der Residenz, selbst in der Blütezeit der Reaktion, nicht da gewesen.

Wahrscheinlich würde die Stimmung nicht ganz so gallsüchtig sein, wenn das Wetter den Legionen der Mißvergnügten gestattete, durch Promenaden im Freien sich einige Zerstreuung zu machen, allein der diesjährige Frühling will nun einmal, trotzdem schon ein Sommertheater eröffnet ist, nicht zum Durchbruch kommen, und die Conformität hat sich vollständig gelegt. Mehr wie sieben Wärmegrade in den Mittagsstunden sind uns unerschwinglich, die Butterpreise der Bauern bringen unsere wirthschaftlichen Hausfrauen zur Verzweiflung, man zittert für die Obst-, die Getreideernte, und in unseren Kartoffelgärten kann es nicht viel nützen, wenn einige rheinische Idealisten dreifach ein vortreffliches Weinjahr prophezeien. Die Wintersaison ist daher wieder in alle ihre angestammten, siebenmonatlichen Rechte eingesetzt, womit besonders alle Schauspieler, Sänger und Virtuosen zufrieden sind.

Im königlichen Schauspielhause wurde ein neues Drama „Daheim“ von Ed. Tempeltey, dem Dichter der Klytämnestra, aufgeführt, doch konnte das sorgfältige Spiel der Mitwirkenden und die Anstrengung einer mannhaften Claque, die am ersten Abende mit Erbitterung für das Stück focht, sein allzuzartes Leben nicht verlängern. Am dritten Abende mußte die General-Intendantur in Folge überhandnehmender Schwäche der Tageskasse dem bedauernswerthen Strophenkinde die Augen zudrücken. Könnte der bekannte Schillerpreis an die langweiligste Arbeit der nächsten drei Jahre vertheilt werden, der junge Verfasser dürfte schon jetzt mit ziemlicher Bestimmtheit auf jene tausend Thaler mit Einschluß der goldenen Medaille rechnen. Nach der raschen Niederlage des Schauspieles hat man im Publikum nicht begreifen können, weshalb die General-Intendantur überhaupt das Stück zur Aufführung angenommen; die besonderen Umstände rechtfertigen jedoch vollkommen ihre Handlungsweise. Schon seit zwei bis drei Jahren ist Herr von Hülsen, um die bittern Vorwürfe, er vernachlässige die theatralische Produktion der berliner Dichter, zu widerlegen, diesen Herren bereitwilliger entgegengekommen als manchen auswärtigen Dichtern. Nichtsdestoweniger hat er für die Aufführung des „Herodes“ von Leyel, des „Saul“ von Kette, der „Maria“ von Klein und Anderer das Bad austragen müssen. Von Herrn Tempeltey war daher unlängst ein großes historisches Stück „Hie Welf, hie Waiblingen“, als unbrauchbar zurückgewiesen worden, und der Dichter beschwerte sich auf das Lebhafteste, als auch sein neueres Schauspiel „Daheim“ von derselben Gefahr bedroht war. Alle Mitglieder des Lesekomités hatten dasselbe für eine sehr schwache Arbeit erklärt. Herr von Hülsen verschwieg dem Dichter nicht dieses einstimmige Urtheil; in dieser Meinung warnte er ihn sogar, seinem etwaigen Rufe Schaden zu thun, doch wolle er, bei den geringen Kosten der Szenerung, der Aufführung nicht widerstreben, wenn Herr Tempeltey sich einen großen Erfolg verspreche. Der junge Mann überhörte alle Warnungen wohlgemeinter Kenner, und muß nun die traurige Schlappe zu ertragen suchen.

Für die Schaubühne selber wäre es höchst heilsam, wenn die beginnende Strenge des Publikums und der Kritik längere Zeit hindurch anhielte. Durch eine herzlose Posse zweier Blödsinnsfabrikanten kam der lange im Stillen gehegte Unwille endlich zum Ausbruch. Da dergleichen Schmierereien von Berlin aus den Weg über andere deutschen Bühnen machen, und nach den lokalen Bräuchen und Sitten größerer Städte entsprechende Umgestaltungen erfahren, so daß kein Publikum davor sicher ist, würde für das komische Repertoir Deutschlands der größte Vortheil daraus entstehen, falls es gelänge, die jüngste berliner Posse in der Wiege zu erwürgen und von den Brettern zu verdrängen. Arbeiten voller liebenswürdiger Schalkhaftigkeit, scharfer Charakteristik der Figuren und witziger Couplets werden bei uns jeder Zeit mit Beifall aufgenommen werden, aber was man seit Jahresfrist der gebildeten Welt zu bieten gewagt hat, verdient, mit geringen Ausnahmen, eine öffentliche körperliche Züchtigung der Herren Verfasser.

Ungeachtet Offenbach in Paris, der fleißigste neuere Musiker, nicht den feinsten Ton der Komposition anschlägt, und seine Bouffonerien zur Veredlung des Geschmackes nicht viel beitragen, ist in der Musik, dieser reinlichen Kunst, eine derartige Entartung doch nicht möglich. Ein unartiges Publikum kann einen Komponisten und seine Oper verhöhnen, aber niemals wird ein Tonwerk durch sich selbst eine große Versammlung beleidigen. Zudem ist die Kaste der heutigen Tonsetzer fast ganz in Unthätigkeit versunken; wir leben also von den aufgespeicherten Schätzen der Vergangenheit. Eine der seltensten Kostbarkeiten war die hohe Messe von Joh. Seb. Bach, welche der Stern'sche Gesangverein nach anhaltenden Studien zum Schluß seiner diesjährigen Konzerte aufführte. Das Werk hatte viele Jahre geruht, da unser Bachverein unter Direktion des Herrn Vierling sich nur mit kleineren Chorkompositionen dieses Meisters beschäftigt, mit desto größerem Erstaunen wurde es von der jüngeren, damit ganz unbekannten Generation begrüßt. Ihre Majestät die Königin wohnte der nicht kurzen Komposition sogar bis zum Schluß bei. Mit Ausnahme gewisser Puristen, denen es Niemand recht zu machen pflegt, sind wohl alle Kunstfreunde mit der großartigen Leistung zufrieden gewesen. In der königlichen Oper gastirt Frl. La Grua, ehemals in Paris und Wien, in der jetzt verflossenen Saison Mitglied der Oper von St. Petersburg. Sie hat die Norma, einen wahren Probestein für echte Gesangkunst und dramatische Begabung, gesungen, und ihren Ruf tapfer behauptet, doch ist, wie immer bei ausgezeichneten Sängerinnen, die Stimme aus so vielen theatralischen Siegen nicht ohne manche Blessuren davongekommen. Mad. Wagner-Jachmann, die jetzt unsere Primadonna, deren Organ ihr nachgerade den Dienst versagt, gedenkt im Herbste zum Schauspiel überzugehen, und hat die Erlaubniß zu einem Versuch bereits von Seiner Majestät dem Könige erhalten. Da diese Künstlerin stets am meisten durch ihre hohe königliche Gestalt, ein ausdrucksvolles poetisches Mienenspiel und tiefere Auffassung aller Rollen gewirkt hat, bezweifeln wir nicht im Mindesten das Gelingen ihres Planes. Unsere alternde Crelinger wäre alsdann ersetzt, und für die großen Trauerspiele Shakspere's und Schiller's wieder eine wahre Heroine gewonnen.

Wochen-Chronik.

27. April — 4. Mai.

Deutschland. Frankfurt 27. April. Bundestagssitzung. Der dänische Gesandte gibt eine Erklärung seiner Regierung ab, worin sie behauptet, das Budget sei den holsteinischen Ständen wirklich vorgelegt worden. In der Angelegenheit der Revision der Bundeskriegsverfassung werden Beschlüsse von untergeordneter Bedeutung gefaßt. 2. Mai. Preußen bringt den Antrag ein, im Fall eines Krieges, an dem die eine oder beide Mächte mit ihrer Gesammtmacht theilnehmen, die den Oberfeldherrn betreffenden Bestimmungen der Bundeskriegsverfassung zu suspendiren und die Wahl desselben den beiden Großmächten anheimzustellen, vorbehaltlich der Zustimmung der Bundesversammlung. Der Antrag wird dem Militärausschuß zugewiesen. — Kassel. Die Wahl der Wahlmänner für die Abgeordnetenkammer geschieht trotz des ausdrücklichen Verbots überall mit dem Vorbehalt für die Verfassung von 1831. — München 29. April. Der zweiten Kammer werden Vorlagen über den Bau weiterer Staatseisenbahnen gemacht und vom Kriegsminister 8 Millionen als Nachtragung für bereits verausgabte Militärzwecke verlangt. 30. April. Der Abgeordnete Krämer bringt den Antrag ein, die Regierung zu ersuchen, für gründliche Reform der Bundeskriegsverfassung, namentlich den Oberbefehl betreffend, zu wirken. 1. Mai. Die Kommission der Reichsrathskammer empfiehlt derselben über die kurhessische Frage zur Tagesordnung überzugehen. — Berlin 25. April. Stadtverordnetenversammlung über Verhältnisse des Polizeipräsidiums. Ein von Professor Gneist erstatteter Bericht, der den obersten Beamten des Polizeipräsidiums Fälschungen und Betrügereien nachweist, erregt ungeheure Sensation. 26. April. Im Abgeordnetenhaus wird ein Gesetzentwurf über die gerichtliche Verfolgung von Beamten wegen Amtshandlungen angenommen. 27. April. Anfang der Berathung über den Antrag von Carlowitz, die Erwartung auszusprechen, daß in der nächsten Session ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz eingebracht werde. 29. April. Fortsetzung der Debatte, der Antrag wird angenommen. Der Justizminister bringt das Einführungsgesetz zum allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuch ein. Am 27. April verwarf das Herrenhaus die Regierungsvorlage über den Judeneid. Am 2. Mai stellt im Abgeordnetenhaus von Vincke eine Interpellation über die Macdonaldangelegenheit, welche Herr von Schleinitz in nächster Woche beantworten will.

Oesterreichische Monarchie. Wien 28. April. Die Wiener Zeitung meldet die Ernennung des Fürsten von Auersperg (deutschböhmischer Großgrundbesitzer) zum Präsidenten des Herrenhauses und des Dr. Hein zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses. 29. Gottesdienst und Eröffnung beider Häuser des Reichsraths. Uebergabe des Oktoberdiploms und der Februarpatente. Die Wiener Zeitung enthält eine Note über die gescheiterten Verhandlungen mit Preußen wegen der Revision der Bundeskriegsverfassung, worin sie erklärt, es sei unrichtig, daß österreichischerseits politische Forderungen, namentlich wegen einer Garantie Venetigs, gestellt worden seien. Ein kaiserliches Dekret ordnet die Reorganisation des Handelsministeriums an. Am 1. Mai feierliche Eröffnung des Reichsraths durch die Thronrede des Kaisers, welche besonders das konstitutionelle Prinzip, den Frieden, und die Reichseinheit betont und jubelnd aufgenommen wird. Abends Illumination. 2. Mai. Oberhaus. Eine Adresse an den Kaiser wird angenommen. Unterhaus. Eine Adresse wird beantragt und eine Interpellation von Mühlfeld und Gen. an den Staatsminister, bezüglich der Beschickung des Reichsraths durch Ungarn, Kroatien, Slavonien, Siebenbürgen, gerichtet. — Zara 24. April. Schluß des Landtags. — Lemberg 24. Antrag wegen Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit der Landtagsmitglieder wird beschlossen. 26. Reichsrathswahlen und Schluß des Landtags. — Venedig 29. Die Zentralkongregation beschließt keine Reichsrathswahlen vorzunehmen.

Großbritannien. London 26. April. Auf eine Interpellation Lord Grey's über die Macdonaldangelegenheit ergeht sich Lord Palmerston in den beleidigendsten Ausdrücken gegen die preußische Regierung, die zwar keine Schuld treffe, die aber doch sich hätte höflich entschuldigen sollen. Am 29. April interpellirt Lord Malmesbury wegen der Trennung der nordamerikanischen Union, worauf Lord Wodehouse erwiedert, die Regierung bedaure den ausbrechenden Bürgerkrieg, enthalte sich aber Rathschläge zu ertheilen. In der Budgetdebatte wird am 29. April vorläufig das Projekt Gladstone's, die Einkommensteuer zu erhöhen, angenommen, am 2. Mai ein Amendement Horsfall's, statt der Papiersteuer die Theesteuer abzuschaffen, mit einer Majorität von 18 Stimmen verworfen. Damit ist der Sieg des Gladstone'schen Budgets so gut als entschieden.

Frankreich. Paris 30. April. Kaiserliches Dekret, welches die Session des gesetzgebenden Körpers bis zum 4. Juni verlängert. Am 1. Mai Unterzeichnung des belgisch-französischen Handelsvertrags (die frühere Nachricht war verfrüht). Die Patrie erklärt auf das Bestimmteste, daß der Kaiser nicht daran denke seine Truppen aus Rom zurückzuziehen. Auch von anderer Seite wird bestätigt, daß die bezüglichen durch den Grafen Vimercati besorgten Verhandlungen zwischen Turin und Paris vorläufig gescheitert seien. Graf Vimercati reist nach Turin zurück. Prinz Napoleon reist am 1. Mai nach Genf.

Italien. Turin. Garibaldi kehrt am 1. Mai nach Caprera zurück. Der Finanzminister Bastogi legt am 29. April der Kammer zwei finanzielle Gesetze vor, das eine betrifft die Gründung eines großen Buches der italienischen Schuld, von welcher die Schulden der bisherigen Einzelstaaten absorbirt werden sollen, das andere verlangt die Ermächtigung zu einer Anleihe von 500 Millionen und ist damit motivirt, daß das Defizit die Summe von 314 Millionen erreicht. — In Neapel finden am 24. und 25. April bedeutende Ruhestörungen Statt, die zunächst Garibaldi gelten. Dem Generalsekretär der Polizei, Spaventa, wird wegen des Verbots, die Uniformen der Nationalgarde außer dem Dienste zu tragen, die Wohnung demolirt. Die Nationalgarde unterdrückt den Aufstand, ebenso in Palermo, wo am 28. April eine garibaldische Kundgebung stattfand.

Jonische Inseln. In Korfu finden am 23. April Streitigkeiten zwischen den Einwohnern und dem englischen Militär Statt. Die Unruhen nehmen einen bedenkenden Charakter an, und der Gouverneur droht mit dem Belagerungszustand, die britische Regierung sendet einen außerordentlichen Kommissär. Auch auf den sporadischen Inseln zeigen sich Kundgebungen für den Anschluß an Griechenland.

Amerika. Ausbruch des Bürgerkriegs zwischen dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten. Das von Major Anderson für die Bundesregierung vertheidigte Fort Sumter wird am 12. April von General Beauregard, dem Befehlshaber der Truppen Südkarolinas, beschossen und muß sich am 13. April ergeben. Die Besatzung, kriegsgefangen, wird nach New-York geschickt. Am 14. April erläßt Lincoln eine Proklamation, worin er 75,000 Mann Milizen beruft, seinen Entschluß verkündigt, die Union aufrecht zu erhalten und das Bundeseigenthum zurückzuerobern, und den Kongreß auf den 4. Juli zu außerordentlicher Sitzung einberuft. Auch der Präsident der Südstaaten, Davis, beruft 150,000 Freiwillige und stellt Kaperbriefe aus. Von beiden Seiten wird energisch gerüstet und strömen die Freiwilligen in Menge zu. Namentlich im Norden ist die Kriegsbegeisterung groß. Dagegen fallen die Grenzstaaten vollends ganz von der Union ab. Virginien erklärt seinen Beitritt zur Südkonföderation, und auch die übrigen Grenzstaaten (außer Maryland und Delaware) weigern sich Bundeshülfe zu leisten. In Baltimore ereignet sich bereits ein Konflikt, indem ein durchziehendes nach Washington beordertes Regiment dort vom Pöbel insultirt wird und der Gouverneur erklärt, er gestatte den Durchzug von Bundestruppen nicht. — Der Anschluß von San Domingo an Spanien vollzieht sich durch die Abstimmung, welche einstimmig für die Annexion ausfällt, und durch die Eidesleistung der Truppen. Santana erklärt sich zum Generalkapitän der Königin. Einige Generale, welche gegen die Annexion sind, gehen auf das Gebiet der Republik Haiti, deren Präsident Geffrard gegen die Annexion protestirt.

Briefmappe.

Hrn. Ch. in Dr. Erhalten. Auch der Beziehung werden wir Ihnen die beiden L. wieder zugehen lassen.

Frl. A. L. in D. In anderer Weise doch erwünschter. Wie bitten Sie, davon Notiz zu nehmen.

Frl. v. H. in D. Ein ziemlich Ms., aber doch ein wenig groß, um so rasch gelesen zu werden.

Hrn. Prof. v. C. in M. Die noch übrigen H. werden wir Ihnen, sobald sie fertig sind, zugehen lassen; danken indessen für das Ueberschickte, das immer gerade den richtigen Umfang hat.

Hrn. v. S. in B. Die Entstellung macht uns leider die Aufnahme des Briefes unmöglich.

Hrn. Dr. K. S. in H. Nicht immer haben Sie so das Richtige getroffen wie diesmal; wir werden Sie unterstützen.

Hrn. Maj. v. d. H. in K. Sie zählten auf uns und werden sich nicht getäuscht sehen.

Hrn. Th. W. in R. Die beste systematische Grammatik der englischen Sprache, welche auf dem neuesten Standpunkt der Sprachforschung steht, ist von K. W. Ch. und in Leipzig bei Weber erschienen. Wir können sie Ihnen mit bestem Gewissen empfehlen. Mit den Dichtern Manner haben wir uns nie befreunden können. Die London I. News kosten in G.... Am besten beziehen Sie dieselbe durch die Post.

Frl. E. h. in St. Der Jahrestag!

Hrn. O. W. in H. Lassen Sie uns nicht warten: wir zählen darauf.

Nachschrift.

Beim Schlusse des Blattes erhalten wir die telegraphische Nachricht, daß sich Graf Ladislaus Teleki (s. dessen Porträt S. 520) erschossen hat.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

Bekanntmachungen aller Art.

Literarische Anzeigen.

497 In der Gottschick'schen Buchhandlung zu Neustadt a. d. Haardt ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

1) **Bad Gleisweiler** bei Landau in Rheinbayern. Nebst praktischen Bemerkungen über Wasser-, Molken- und Traubenkuren. Von Dr. med. L. Schneider. Mit einem Stahlstich und einem Landkärtchen. Preis 54 kr. — Dritte 2. Auflage.
   a) **Die Molken- und Traubenkur zu Bad Gleisweiler.** Preis 12 kr.
   b) **Kurerfolge zu Bad Gleisweiler.** Preis 18 kr.

2) **Bad Gleisweiler, das obere Haardtgebirge und die pfälzische Schweiz.** Ein Führer und Erinnerungsbuch für Kurgäste und Touristen. — a) Ausgabe mit 6 Stahlstichen: 1 fl. 30 kr. — b) Ausgabe mit 15 Stahlstichen und dem Panorama von Bad Gleisweiler 4 fl.

3) **Panorama von Bad Gleisweiler.** Ein 6 Fuß langer und 1 Fuß hoher Stahlstich mit erläuternden Bemerkungen. Preis 3 fl.

---

122 Das Photographische Institut von E. Liesegang in Elberfeld empfiehlt seine neuen Patent-Objektive, Panoramas und Vergrößerungs-Apparate, chemische Produkte, Gläserien, Papiere ꝛc., Stereoskopen.

Das Photographische Archiv, von Dr. Schnauß und P. Liesegang. Zwölf monatliche Hefte à 2 Thlr. 15 Sgr.

Handbuch der Photographie auf Collodion von Paul Liesegang. II. Aufl. 25 Sgr.

Photographischer Almanach. 1861. Mit photographischem Titel. 15 Sgr.

Ausführlicher Katalog für 1861. Auf Franko-Anfragen gratis.

717

Pracht-Album zu ermäßigtem Preis!

Folgendes im Jahre 1859 erschienene Prachtwerk, welches im In- und Auslande als eine durch Schönheiten, Interesse und Kunstwerth hervorragende Erscheinung anerkannt wurde, sank durch die kurz nach seinem Erscheinen hereinbrechende Kriegsgefahr nicht die verdiente und mögliche Verbreitung, so daß es selbst in vielen großen Städten noch gar nicht gesehen und bekannt wurde. Um nun Gelegenheit zum vortheilhaften Erwerbe zu bieten, hat die Halm'sche Buchhandlung in Würzburg (Bayern) den Preis dieses Prachtwerkes von 30 Thlr. auf 20 Thlr. ermäßigt, um den man dasselbe direkt und portofrei beziehen kann.

Reise des Grafen Emanuel Andrásy in Ostindien, Ceylon, Java, China und Bengalen. Mit Holzschnitten und 16 lithirten Gemälden nach Originalskizzen. Größtes Folio-Format, auf das prächtigste Papier elegant gedruckt in vergoldetem Halbfranzband mit großer Deckelpressung.

Dieses durch Inhalt, Kunstwerth, Größe und die glänzendste Ausstattung hervorragende Prachtwerk, welches die früher erschienenen Albums „Les chasses et le sport en Hongrie" und „Esquisses de la vie populaire en Hongrie" noch übertrifft, bildet eine Zierde für jede Bibliothek und jeden Salon.

Die 16 in lithogr. Farbendruck bei Lemercier in Paris gelungen ausgeführten Gemälde stellen dar: 1) Der Weg durch die Wüste; 2) Landung in Ceylon; 3) Abenteuer mit Elephanten; 4) Elephanten-Barrikade; 5) Begegnung mit einem jungen Elephanten; 6) Große Elephantenjagd; 7) Der pflügende Elephant; 8) Hirschjagd in der Ebene von Bandong; 9) Festivität und Tänzerinnen; 10) Rhinozerosjagd; 11) Krokodiljagd und Abenteuer; 12) Hongkong mit lebhafter Scenerie; 13) Kalkutta; 14) Verbrennung der Todten; 15) Kalafkosk und Kangurukolonie; 16) Tigerjagd.

---

746 Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Tagebücher von Friedrich von Gentz.

Mit einem Vor- und Nachwort von

K. A. Varnhagen v. Ense.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Aus Varnhagen's Nachlaß erscheint hier wieder ein höchst merkwürdiges Werk, das zwar nicht so unmittelbar in die Tagesgeschichte der letzten Vergangenheit eingreift, wie sein berühmter Briefwechsel mit Alexander von Humboldt, jenem aber dennoch an politischer und literarischer Bedeutung kaum nachsteht. Es sind dies die eigenen Tagebücher von Friedrich von Gentz, welche einen überaus wichtigen Beitrag zu seiner Charakteristik wie für die Geschichte seiner Zeit, namentlich der Metternich'schen Periode, liefern.

---

683 Bei M. Dyck in Gotha ist soeben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Aufruf an das italienische Volk.

Vier Reden vom Pater Gavazzi,

Kaplan des Generals Garibaldi.

Aus dem Italienischen.

8. eleg. broch. ist. Preis 15 Sgr.

---

745 Soeben erschien im Verlage von G. Schneider in Berlin und ist in allen namhaften Buchhandlungen vorräthig:

Scherner, K. A., Entdeckungen auf dem Gebiet der Seele. 1 Band: **Das Leben des Traums.** Dr. und Privatdocent in Breslau. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

---

904 Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Weibliches Leben.

Von der Wiege bis zum Grabe. Im Munde deutscher Dichter älterer und neuerer Zeit. Eine

Blütenlese heimatlicher Dichtungen

aus den Quellen gesammelt und sachgemäß geordnet von Dr. Robert Koenig.

Gr. 8. Elegant geheftet. 43 Bogen. Preis 1 Thlr. Gebunden 1½ Thlr.

Es sind in dieser Sammlung alle Jahrhunderte unserer Dichtung vertreten, im Ganzen haben 306 Dichter mit 830 Gedichten Aufnahme gefunden. — Das Mädchen und die Jungfrau, auch die Braut und die Frau werden darin eine gesunde und edle Nahrung finden für Geist und Gemüth, und manche müßige Stunde wird von ihnen durch seinen Inhalt in heilsamer Weise ausgefüllt werden.

Gerhard Stalling in Oldenburg.

---

644 Im Verlage von Julius Springer in Berlin ist soeben erschienen:

Gletscherfahrten

in den

Berner Alpen.

Unternommen und geschildert

von

Abraham Roth.

Mit einer Abbildung der Wetterhorngruppe.

In mit Holzschnitt verziertem Umschlage.

Preis 22½ Sgr. (3 Franken.)

Inhalt: Tschingelgletscher. — Sustenhorn. — Triftgletscher. — Wetterhorn.

Der Verfasser, in der Schweiz wohl bekannt, schildert in diesem Bande nur von ihm selbst unternommene Fahrten, vorzüglich aus jener Gruppe der Bernerалpen, die mit Recht als die pittoreskeste der europäischen Bergwelt gilt. Die Thäler des Berner Oberlandes, die Tausende von Touristen alljährlich durchziehen, bilden die erste Staffel, über welche der Leser rasch in die Höhen, der Masse der Reisenden unbekannten Regionen geführt wird. In den nach dem Leben gezeichneten Skizzen liefert er ein Bild schweizerischer Gletscherfahrten, wie sie sich in Wirklichkeit machen mit ihren Mühsalen und Genüssen.

Die Fahrt auf das Wetterhorn wird hier zum ersten Male eingehend beschrieben.

Neue Romane von Otto Müller und F. W. Hackländer!

Soeben erschien im Verlage von Eduard Hallberger in Stuttgart und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen, sowie in sämmtlichen guten Leihbibliotheken vorräthig:

Roderich.

Eine Hof- und Räubergeschichte aus dem Jahre 1812.

Roman

von

Otto Müller,

Verfasser der „Charlotte Ackermann", des „Stadtschultheißen von Frankfurt", „Klosterhof" ꝛc.

2 Bde. 8. Preis Thlr. 3. oder fl. 5. 15 kr. rh.

Tag und Nacht.

Eine Geschichte in vierundzwanzig Stunden.

Roman

von

F. W. Hackländer.

Mit Illustrationen von Prof. Schnorr.

Zweite Auflage.

2 Bde. 8. Preis Thlr. 3. oder fl. 5. 15 kr. rh.

Otto Müller und F. W. Hackländer haben in der Lesewelt Namen von solchem Klang, daß hier eine besondere Empfehlung obiger Werke nicht nöthig erscheint.

---

659 Bei F. A. Credner, k. k. Hof-Buch- und Kunsthändler in Prag, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Franz Klutschak,

Auf der Reichenberg-Pardubitzer Bahn ins Gebirge.

Ein Büchlein für Touristen. Mit einem Kärtchen. 16. 1860. 1 fl. 60 kr. Ö. W. = 1 Thlr. Das Kärtchen apart 20 kr. Ö. W. = 4 Sgr.



660

Sechste Auflage!

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Drei Fragen an den gestirnten Himmel:

Wo sind wir? Wer sind wir? und Werden wir sein?

Eine Vorlesung

gehalten von

Dr. Joh. C. A. Künstler,

k. S. Consistorial-, ersten evang. Hofprediger ꝛc.

Zum Besten des Luther-Denkmals in Worms.

6. Auflage. geh. 6 Ngr.

Dresden — Rudolf Kuntze's Verlagsbuchhandlung.

---

669 Bei W. Erbe in Hoyerswerda ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tannhäuser

oder

die Keilerei auf der Wartburg.

Große ritterlich-germanische Oper mit Gesang und Musik in 4 Akten.

Preis 5 Silbergroschen.

Diese Tannhäuserparodie, welche von der Studentenverbindung „Silesia" an ihrem Festtage zur Aufführung gebracht wurde, hatte sich durch ihren schlagenden Witz und reichen Humor des größten Beifalls zu erfreuen, und machen wir hiermit alle Liebhaber der komischen Muse und einer guten humoristischen Lektüre darauf aufmerksam.

---

668 In E. A. Fleischmann's Buchhandlung (A. Rohsold) in München ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Münchener Antiken.

Herausgegeben von

Dr. Karl Fr. A. v. Lützow.

Erste Lieferung in gr. 4. Format. broschirt. Preis 2 fl. 24 kr. = 1 Thlr. 15 Sgr.

Das Werk wird einen Umfang von 8 bis 10 Lieferungen erhalten.

Bei Eduard Hallberger in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Deutscher Dichterwald.

Lyrische Anthologie

von **Georg Scheerer.**

Dritte Auflage.

Mit Stahlstich, gez. von A. Rothbart, gest. von Adr. Schleich.

Miniaturausgabe in feinstem Einband mit Goldschnitt.

Thlr. 2. od. fl. 3. 30 kr.

Die „Erheiterungen" 1859, 204 Heft, sprechen sich in nachstehenden Worten über dieses Werk aus: „Die Anthologieen aus deutschen Dichtern sind seit einem Jahrzehnt wie Pilze aus dem Boden geschossen, und beinahe jeder bedeutende Verleger glaubte eine solche drucken lassen zu müssen; aber denn auch gar viele derselben das unverkennbare Gepräge flüchtiger Hast und handwerksmäßiger Compilation durch ungeschickte und unberufene Hände tragen. Von solchen Machwerken unterscheidet sich das vorgenannte Werk von Scheerer wesentlich durch die treffliche Gruppirung des Themas, wie durch sinnige und sorgliche Auswahl und ungemein gehaltvollen und reichen Inhalt. Herausgeber und Verleger haben ihm den Stempel der Gediegenheit und Eleganz und Gewissenhaftigkeit aufzudrücken gewußt, weßhalb wir es auch vorzugsweise Denjenigen empfehlen, welche eine derartige Sammlung, besonders als Weihgeschenk und Festangebinde, bedürfen."

Musikalische Neuigkeiten.

718

Der kleine Opernfreund.

Potpourris aus den neuesten Opern.

Leicht und brillant f. d. Piano von

P. Krug.

Heft 1—15.

Der Prophet. — Die Genoveffaalle. — Martha. — Giralda. — Tannhäuser. — Maurer Spada. — Nordstern. — Lohengrin. — Nebucadnezar. — Die lustigen Weiber. — Der Freischütz. — Die Hugenotten. — Der Troubadour. — Traviata. — Dinorah.

Preis à Heft 15 Sgr.

Verlag von **Wilhelm Jowien** in Hamburg.

Unseren Abonnenten

offeriren wir

auf das Eleganteste ausgeführte

Einband-Decken

in englischer Leinwand

mit reicher Goldpressung

nach neben dargestellter höchst gelungener Zeichnung

von **Jul. Schnorr**

per Stück

je für 1 Band = 26 Nummern bestimmt

nur 20 Sgr. oder fl. 1. 10 kr. rhein.

Wir können diese Decken als das Geschmackvollste bezeichnen, was seit langer Zeit im Fache der Buchbinder-Arbeit geliefert wurde. Der so ungemein billige Preis ist nur durch die Herstellung einer sehr großen Parthie ermöglicht.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an. Noch bemerken wir, daß die Decken nur in brauner Farbe zu haben sind.

Stuttgart. **Die Verlagshandlung.**

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 34.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

VI. Band. — III. Jahrgang. Zweites Semester.

Stuttgart, 19. Mai 1861.

Erscheint jeden Sonntag. Preis vierteljährlich Thlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr. rhein.

Inhalts-Uebersicht.



Die Fahrt des Kaisers von Oesterreich durch die Stadt am Tage der Reichstagseröffnung. Originalzeichnung von Ernst Frey. (S. [illegible])

Der Wechsel des Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

„Nun?“ wiederholte die Gestalt in noch schärferer Betonung, „darf man fragen, was man da unten treibe, und ist man geneigt, bald hierauf Antwort zu geben.“

Die richtige Antwort zu geben war nun allerdings für mich nicht sehr leicht, doch als ich mich von meinem Erstaunen, welches der Anblick dieser Gestalt in mir hervorgebracht, erholt, steckte ich zuerst meinen Säbel in die Scheide und sagte alsdann mit ruhigem Tone: „Ich habe mir die Treppe und vor allem diese kunstreich geschnitzte Vase betrachtet.“

„Und dazu zieht man seinen Säbel und stößt in die Vase, um sie zu betrachten? Hm — hm — wir wollen das draußen im Hofe untersuchen. Suchen Sie Ihren Weg dorthin!“

„Er hält Etwas in seiner Hand,“ flüsterte der Lakai, „was er aus der Vase herausgeholt.“

Ich fand es nicht für nöthig noch etwas zu sagen, sondern trat in's Freie, wo mich Wetter erwartete, dem ich rasch und leise mittheilte, was ich gefunden, und daß man mich gesehen.

„So laß' uns in der langsamsten Gangart abmarschiren,“ gab dieser zur Antwort, wobei er seinen Säbel unter den Arm nahm, und sich dem Thorbogen zuwandte. Doch schoß der Lakai in diesem Augenblicke hinter mir die Stufen herab, legte die Hand auf Wetter's Arm, der ihm zunächst stand, und sagte zu ihm in unverschämtem Tone: „Der gnädige Herr befiehlt, daß Sie dableiben.“

„Was sein gnädiger Herr befiehlt, geht mich nichts an,“ entgegnete Wetter, „ihm aber rathe ich, seine Hand von meiner Uniform zu entfernen, damit ich nicht unangenehm werde.“

Da wir bei diesem kurzen Wortwechsel stehen geblieben waren, so hatte uns im nächsten Augenblicke die Gestalt erreicht, stellte sich mit auseinander gespreizten Beinen, die Arme in die Seite gestemmt, vor uns hin, und herrschte mir zu: „Und nun frage ich noch einmal, ich, der Freiherr von Germersbach, Besitzer des Schlosses, was trieben Sie dort an der Treppe mit gezogenem Säbel, was holten Sie aus der hölzernen Vase empor, die dort steht?“

Wetter lächelte ganz gemüthlich, als er statt meiner zur Antwort gab: „Vielleicht ist ihm beim Betrachten jener kunstvollen Vase ein Handschuh hineingefallen, oder sonst Etwas,“ verbesserte er sich, als er bemerkte, daß ich meine beiden Handschuhe anhatte. — „Ist's nicht so?“ wandte er sich an mich.

„Ja,“ versetzte ich, „ich zog Etwas hervor, was hineingefallen ist.“

„Ich will es sehen,“ sagte die Gestalt.

Wetter zuckte mit den Achseln und faßte meinen Arm, um mich mit fortzuziehen.

Doch trat uns der Andere abermals in den Weg, indem er mit lauter Stimme rief oder vielmehr schrie: „Der Teufel, ich will, daß man mir auf meinem eigenen Grund und Boden eine genügende Antwort gibt!“

Der Lakai war vor ein paar Augenblicken durch den Hof geeilt, und als ich jetzt Schritte hinter mir hörte und mich umwandte, sah ich drei Offiziere, zwei von den Husaren und einen von den Dragonern, die sich uns rasch näherten und sich neben dem Freiherrn von Germersbach aufstellten.

„Sollten Sie's wohl glauben, meine Herren,“ sagte dieser mit großer Heftigkeit, „daß diese beiden gemeinen Soldaten —“

„Erlauben Sie,“ fiel ihm Wetter mit eben so hartem Tone in's Wort, „von gemeinen Soldaten kann durchaus nicht die Rede sein, es gibt überhaupt keine gemeinen Soldaten, sondern nur Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine.“

„Herr Bombardier von der Artillerie,“ mischte sich der Dragoneroffizier in sehr süffisantem Tone in's Gespräch, „bedenken Sie, wo Sie sind, und mäßigen Sie Ihre Ausdrücke.“

„Das werde ich ganz nach dem Beispiele Anderer thun.“

„— Dringen in mein Haus mit gezogenem Säbel, stöbern da in den Winkeln umher und sind grob, wenn ich darüber Auskunft verlange.“

„Ja, diese Artillerie,“ meinte einer der Husarenoffiziere, „nimmt sich beständig erstaunliche Rechte heraus.“

„Und,“ setzte der Dragoneroffizier hinzu, „wenn Sie dem Herrn Baron von Germersbach die billige Auskunft verweigerten, so gewiß doch nicht mir, Ihrem Vorgesetzten?“

„Wir werden uns bemühen, alle Fragen des Herrn Lieutenants gezemend zu beantworten,“ versetzte Wetter mit einem boshaften Lächeln.

„Was hatten Sie in dem Hause zu schaffen?“ fragte mich darauf der Dragoneroffizier.

„Wir hatten Erlaubniß das Schloß zu besehen,“ entgegnete ich, „hier ist unsere Karte. Ich sah nichts Unziemliches darin, auch das Treppenhaus zu besichtigen.“

„Warum hatten Sie Ihren Säbel gezogen?“ fragte die Gestalt.

Wetter stieß mich an, und ich verstand seinen Blick, weshalb ich schwieg.

„Warum?“ fragte barsch der Offizier.

„Er wollte wahrscheinlich mit dem Säbel die Höhe des Treppenpfostens messen,“ antwortete mein Freund anstatt meiner.

„Soll ich Sie daran erinnern, daß das gehaltlose Ausflüchte sind, Winkelzüge, und daß ich, ein Offizier, eine gerade Antwort verlange?“

„Weiß der Teufel, was diese beiden Menschen dort zu schaffen hatten. Wir sahen deutlich, Jean und ich, daß der Eine Etwas aus der Vase herauszog, er hält es noch in seiner Hand, ich will, daß er es zeige!“

„Zeigen Sie es,“ herrschte mich der Dragoneroffizier an, „ich befehle es!“

„Da mußt Du allerdings gehorchen,“ sagte Wetter lächelnd, „halte es dem Herrn unter die Nase!“

„Wem?“ rief der junge Offizier.

„Nun, dem Herrn dieses Schlosses,“ sagte mein Freund, „er verlangt ja es zu sehen.“

Ich hob meine Hand, doch als die Gestalt dem Lakaien winkte, das Corpus delicti von mir zu nehmen, ließ ich es auf den Boden fallen.

„Ah — ah — ah — ah,“ machten die beiden Lieutenants von den Husaren, und der Dragoneroffizier rief im Tone der höchsten Entrüstung: „Das muß ich gestehen, Herr—r—r—r, dieß Benehmen werde ich nicht ermangeln Ihrem Offizier zu melden, und es möchte mit dem Henker zugehen, wenn man Sie dafür nicht bei Wasser und Brod einsperrt.“

„Es ist Schade,“ bemerkte einer der Husarenoffiziere, „daß das Krummschließen abgeschafft ist, es war das eine sehr heilsame Maßregel.“

„Für Husaren vielleicht,“ warf Wetter kurz hin.

„Herr — r — e — e!“ Der Lakai hatte unterdessen den Pulswärmer aufgehoben und ihn dem Freiherrn von Germersbach gezeigt, der das Ding kopfschüttelnd betrachtete und alsdann die Frage that: „Was ist es eigentlich?“

„Es ist ein sogenannter Pulswärmer,“ erwiederte der Lakai, „wie ihn alte Frauen zur Winterzeit zu tragen pflegen, wie er aber in die Vase der Treppe kommt, das begreife ich nicht, er muß schon lange, lange Jahre da gelegen haben.“

Der Freiherr von Germersbach starrte auf das kleine wollene Gewebe hin; doch schien es mir, der ich ihn am aufmerksamsten betrachtete, als sei er mit seinen Gedanken ganz wo anders beschäftigt. Während sich der Blick seiner Augen fast unheimlich verschärfte, erschlafften seine übrigen Züge, namentlich seine Unterlippe, die sich auffallend herabsenkte — — — — „Lange, — ja lange, meinst Du, habe das dort gelegen und alte Weiber tragen es zur Winterzeit? — — — — Verflucht!“ rief er nun plötzlich in so heftigem Tone, daß ihn selbst die Offiziere verwundert betrachteten — „verflucht und verdammt sollt Ihr sein — wer gibt Euch das Recht, die Winkel meines Hauses zu durchsuchen — Sachen hervorzuziehen — und mitzunehmen?“ Er hatte diese Worte kurz hervorgestoßen mit zuckenden Lippen, während er zwischen jedem Satze tief Athem schöpfte — — — — „Sagen Sie, meine Herren,“ wandte er sich rasch an die Offiziere, „ist das nicht Diebstahl zu nennen?“

Wetter trat rasch einen Schritt zurück und ließ seinen Säbel, den er bisher gemüthlich unter dem Arme getragen, aus der Hand fallen, so daß die Spitze der Scheide klirrend das Pflaster des Hofes berührte. „Herr,“ rief er aus, „mäßigen Sie Ihre Worte.“

„Ich sage Ihnen, meine Herren,“ fuhr der Freiherr in wilder Bewegung fort, ohne die Worte meines Freundes zu beachten, „Sie haben keine Idee davon, wie ich von zudringlichem Gesindel geplagt werde — von rachsüchtigen, verrückten Menschen — erst vor einigen Tagen — ja von Gesindel — von diebischem Gesindel, dessen man sich wahrhaftig nicht anders erwehren kann, als wenn man ihm eins auf den Pelz brennt — und daraus machen wir uns auch gar kein Gewissen.“

Wetter hatte sich wieder gefaßt, nahm seinen Säbel vorschriftsmäßig auf die Seite und sagte dem Dragoneroffizier in sehr bezeichnendem Tone: „Wenn der Herr Lieutenant jetzt nichts weiter zu befehlen haben, so werden wir uns mit Ihrer Erlaubniß in unser Quartier begeben. Wir gehören zur zweiten reitenden Batterie, Bombardier Ramming und Wetter, unten im Dorf Issing zur Remontekommission kommandirt.“

„Halt,“ rief der Freiherr von Germersbach, dessen Zorn sich eher zu steigern schien, als daß er sich legte, indem er sich zwischen den Offizier und Wetter drängte, „hier läuft man nicht so davon, ehe man sich erklärt: Meine Herren,“ wandte er sich an die Offiziere, „ich verlange von Ihrer Freundlichkeit, daß Sie mich unterstützen, um zu erfahren, was diese beiden Menschen hier auf meinem Schlosse gesucht, warum sie etwas entwendet haben, das mir gehört?“

„S'ist eigentlich Schade, daß Du ihm das nicht sagen kannst,“ versetzte mein Freund mit höhnischem Lächeln — „aber Herr Baron,“ wandte er sich achselzuckend an diesen, „es wird wohl Ihr Ernst nicht sein, diese fast lächerliche Szene noch weiter treiben zu wollen. Behalten Sie Ihre Kostbarkeit, auf die wir wahrhaftig keinen Werth legen, und wenn die Herren Offiziere an unserem Betragen etwas Tadelnswerthes finden sollten, so wird ihnen unser Vorgesetzter drunten im Dorfe, Herr Premierlieutenant Bachmann, jedenfalls gerecht werden. — „Sie sind ja wieder im Besitze Ihres Eigenthums,“ setzte er mit einer leichten Neigung des Kopfes hinzu.

„Eines Eigenthums,“ setzte ich unvorsichtig hinzu, „das vielleicht nicht einmal Ihr Eigenthum ist, denn es könnte es ja vor langen Jahren Jemand verloren und wir es jetzt wieder gefunden haben. Ueberhaupt,“ fuhr ich entschieden vortretend fort, „hat mein Freund dort schon zu lange von einer Sache gesprochen, die mich ja ganz allein angeht, es wird Niemand abläugnen können, daß er ruhig hier im Hofe stand, während ich allein jene hölzerne Vase untersuchte.“

Der Freiherr von Germersbach war bei meinen Worten wie erstarrt dagestanden und murmelte in sich hinein: „Es könnte das Jemand vor langen Jahren dort verloren haben — — — — ah, es ist so,“ rief er dann mit einem Male wüthend ausbrechend, „das hängt Alles zusammen. — Alles — Alles — dieser Diebstahl geschah mit Absicht.“

„Sie sollten sich schämen, Herr,“ rief Wetter empört, „ein solches Wort nur zu gebrauchen, mögen die Herren dort,“ er wies auf die Offiziere, „unserem Vorgesetzten Meldung machen, welche sie wollen, wir werden sie dagegen als Zeugen aufrufen über diese unwürdige Behandlung — wenn Sie es nicht vielleicht vorziehen, mir eine andere Satisfaktion zu geben.“

„Nun, was sich dieser Bursche herausnimmt, ist doch auf Ehre zu stark,“ hörte ich jetzt plötzlich eine andere Stimme hinter mir sagen, und ehe ich mich umwenden konnte, wurde ich von einem Reiter, der zwischen mich und Wetter hineinritt, unsanft auf die Seite gestoßen, indem mich die Schulter seines Pferdes berührte. „Der Teufel auch, warum macht man denn hier so viele Umstände. Warum ruft man nicht die Husaren und Dragoner aus den Ställen und löst diese beiden Kerle arretiren. — He, Jean!“

„Der gnädige Herr befehlen?“ rief der bereitwillige Lakai.

Ich stand erstarrt, denn wenn mir auch der Klang jener Stimme im ersten Augenblick fremd erschien, so drang doch ein Ton hindurch, der mich lebhaft an eine vergangene Zeit erinnerte. Es war ein scharfes, schneidendes, übermüthiges Organ, das ich bei einer wichtigen Veranlassung schon einmal gehört und nicht vergessen hatte. Ich blickte auf. Dicht vor mir hielt ein junger Husarenoffizier auf seinem Pferde, welches mich auf die Seite gestoßen. Sein hochmüthiger, abstoßender Gesichtsausdruck zeigte, als er mein Gesicht sah, eine plötzliche Ueberraschung, keine angenehme in der That, und so kam es denn, daß diese schon an sich nichts weniger als wohlwollenden Züge jetzt mit einem Male Haß und Zorn zu sprühen schienen.

Der Letzte der Issing-Steinfeld war es, und ich sah wohl an seiner boshaften Schadenfreude, daß er auch in mir jenen Knaben aus dem Armenhause wieder erkannte, der nun hier wieder in seine Gewalt gegeben war. So glaubte er wenigstens.

Es ist mir unmöglich, die tiefe Erregung zu beschreiben, die bei seinem Anblicke mein Blut förmlich fiebern machte. Trat mir doch jener entsetzliche Moment von damals wieder so lebhaft vor die Seele, als wenn er soeben erst an mir vorübergegangen. War es mir doch, als sähe ich den unglücklichen Emil von Schabegg ausgestreckt vor mir auf dem Pflaster liegen, und als sähe ich das arme mißhandelte Mädchen, meine theure Alice, in deren Rechte er durch Verbrechen Anderer eingetreten — Rechte eines reichen, vornehmen Mannes, welche er schon damals rücksichtslos mißbrauchte und das wieder zu thun er in diesem Augenblicke den Anfang machte. — Mich wollten sie eines Diebstahls beschuldigen — diese Räuber und Mörder.

Ob von diesen wilden Gedanken, welche meine Zähne auf einander klappern ließen, etwas auf meinem Gesichte zu lesen war, oder ob meine Rechte unwillkürlich den Säbelgriff umspannte, weiß ich nicht, doch fühlte ich, daß Wetter meine Hand ergriff und hörte, wie er mir zuflüsterte: „Was hast Du denn, komm', laß uns gehen.“

„Nein — nein,“ brachte ich mühsam hervor, während ich kein Auge von dem Gesichte des Reiters verwandte, „erst wollen wir noch hören — was Jener — sagt.“

Auch die übrigen Zeugen dieses seltsamen Auftrittes hatten uns ziemlich erstaunt betrachtet und schienen sich im Voraus der Wendung zu freuen, welche diese pikante Geschichte durch die Ankunft des jungen Erbherren, der als ziemlich roh und heftig bekannt war, nehmen würde.

„War hier nicht die Rede von einem Diebstahl?“ fragte der Letzte der Issing, „das sollte mich gar nicht wundern; denn wenn man als Knabe schon herumvagabundirt, bettelt und den Beschützer kleiner, liederlicher Mädchen macht, so ist's wahrhaftig nicht anders zu erwarten.“

Ich drückte Wetter, der mich halten wollte, heftig zurück, trat rasch und so dicht als möglich an den Reiter hinan und fragte ihn mit bebenden Lippen, von wem er

rede. — Ich fühlte, was kommen mußte, trotzdem ich meine Stellung dem Offizier gegenüber nicht einen Moment aus dem Auge verlor. Doch wollte ich ihm Veranlassung geben, diese furchtbare Szene zu mildern, wenn auch nicht, indem ich erwartete, er würde ein gelinderes Wort aus Wohlwollen gebrauchen — so doch vielleicht aus Furcht vor dem was kommen mußte. — Doch nein, er fühlte sich geschützt durch die Gegenwart der andern Offiziere, durch die tiefe Kluft, welche zwischen seinem Stand und dem meinigen war.

„Wen ich meine?“ rief er hohnlachend, „Dich meine ich, sauberer Bursche. Hast Du den Auftritt vergessen, wo Deine groben Fäuste gewagt, sich gegen mich zu erheben? Danke es dem Rock, den Du unverdienter Weise trägst, sonst sollte meine Reitpeitsche heute das Nothwendige nachholen;“ damit fuchtelte er mit der schwanken Gerte, die er in der Hand hielt, über meinem Kopfe.

„Nicht die Reitpeitsche,“ heulte ich wüthend vor Zorn, „aber der Säbel, den auch Du trägst, infamer Mörder, soll den Ausschlag zwischen uns Beiden geben. Herab von Deinem Pferde — laß die da Platz machen und stelle Dich mir gegenüber, — Herab!“ Bei diesen Worten, die ich sinnlos vor Wuth ausstieß, hatte ich seinen Arm ergriffen, und würde ihn unfehlbar vom Pferde herabgerissen haben, hätte nicht Wetter mit der riesigen Kraft, die er besaß, meine beiden Arme umschlungen und mich wie ein Kind zurückgeworfen.

Die zuschauenden Offiziere standen entsetzt, erstarrt; so etwas hatten sie nie erlebt, so etwas hatten sie im Traum nicht für möglich gehalten. Es war aber auch in der That das tollste Stück gröblicher Insubordination, welches seit langer Zeit vorgekommen. Auch fühlte ich selbst wohl das Verbrechen, welches ich begangen, doch nicht, daß ich Unrecht gethan. Es war die Wiederholung jener Szene vor dem Armenhause; freilich waren wir heute keine Knaben mehr, aber das Unrecht, welches mir jener zugefügt, heute noch schreiender wie damals — ich war nicht entmuthigt — ich stand da tief aufathmend, meinen tödtlichen Feind mit funkelnden Blicken messend, mich hielt nur Wetter's kräftiger Arm zurück, sowie sein begütigendes Wort, das er mir zuflüsterte. Auch wandte er sich an die Offiziere und sagte ihnen in sehr ruhiger Haltung, doch mit tiefer, eindringlicher Stimme, „es ist dieser allerdings erschreckliche Vorfall nur die Fortsetzung einer früheren Begegnung. Der Herr Lieutenant von Issling wird nicht verfehlen, Ihnen das zu erzählen, und natürlicher Weise auf meinen Freund alle Schuld wälzen, ihm das ganze unsagbare Unglück, das er hier leider angerichtet, jetzt zum Vorwurf machen. Sie werden den Erzählungen Ihres Herrn Kameraden begreiflicher Weise allen Glauben schenken und darnach Ihre gemeinschaftlichen Schritte thun. Seien Sie übrigens überzeugt, daß ich mich von hier zu unserem vorgesetzten Offizier begeben und ihm ohne Beschönigung den ganzen Vorfall berichten werde.“

„Was soll das lange Gerede,“ rief der Dragoneroffizier, der heftig an seinem Schnurrbart gedreht und überhaupt Zeichen großer Ungeduld gegeben, „man wird diesen Burschen einfach arretiren, und wenn er sich wehren sollte, geschlossen nach dem Dorfe unten transportiren.“

„Mich schließen,“ rief ich zähneknirschend, „ich will doch sehen, wer eine Hand an mich legt.“

„Glauben Sie mir, Herr Lieutenant,“ wandte sich Wetter an den Dragoneroffizier, „es ist nothwendig und menschlich, diese unangenehme Szene nicht weiter fortzuspielen, sondern ihr ein rasches Ende zu machen. — Nach dieser furchtbaren Aufregung,“ setzte er mit leiser Stimme hinzu, „ist mein unglücklicher Freund dort vollkommen unzurechnungsfähig. Lassen Sie ihn deßhalb in meiner Begleitung nach dem Dorfe zurückkehren, ich verpfände Ihnen mein Ehrenwort, daß ich ihn mit unparteiischem Bericht meinem vorgesetzten Offiziere übergebe, allein diesem steht denn doch wohl das Recht zu, über seine Gefangennehmung zu bestimmen.“

Der Letzte der Issling hatte sich unterdessen auch wieder gesammelt, und obgleich er bleicher wie früher erschien, so hatte sich doch auf seinem unangenehmen Gesichte der Ausdruck von Wuth und Bosheit noch vermehrt. „Ein gutes Auskunftsmittel,“ rief er höhnisch lachend, „das Ehrenwort eines solchen Burschen annehmen zu sollen, Hehler und Stehler! Ich glaube, Herr Kamerad,“ wandte er sich an den Dragoneroffizier, „Sie werden nicht länger säumen, ein paar Leute zu bestimmen, welche diese Beiden da entwaffnen und eskortiren.“

Wetter hatte sich ruhig und besonnen gegen den Sprecher gewandt, hielt seinen Säbel vorschriftsmäßig an die linke Seite, legte seine Rechte an den Rand der Feldmütze, die er trug, und sprach: „Herr Lieutenant von Issling, Sie sollen es heute nicht erleben, daß ich mich durch Ihre Worte zu einer unpassenden Aeußerung hinreißen lasse; erlauben Sie mir aber Ihnen zu bemerken, daß, was heute zwischen uns Beiden als unpassend betrachtet werden könnte, es morgen oder übermorgen vielleicht nicht mehr ist — ich werde Sie wieder sehen, Herr von Issling-Steinfeld. — Da es mir scheint,“ fuhr er gegen die Uebrigen gewendet fort, „daß auch Sie mein Ehrenwort nicht acceptiren wollen, so kommandiren Sie denn nach Ihrem Gutdünken eine Eskorte von einigen Ihrer Leute für uns. — Sei ruhig,“ sprach er zu mir, der ich etwas heftig antworten wollte, „füge Dich, wie ich, in das Unvermeidliche, es ist besser so.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Land und Meer.

Reisebilder aus der Zeit und zur Zeit.

XXVI.

Hier und da in Japan.

Von

Heinrich Leuthart.

(Zu den Bildern S. 530.)

Am 6. September 1858 verließen wir bei herrlichem Wetter und klarem blauem Himmel die Ufer des Whampoa. Jeder von uns war froh, die köstliche frische Meerluft gegen das ungesunde Klima Schang-hai's vertauschen zu können. Außer dem Kapitän, seinen beiden Offizieren und mir bestand die Schiffsmannschaft aus Malaien, Hindus, Negern und Chinesen, von denen die ersteren einen leisen, klagenden Ton anstimmten, als sie die Anker lichteten und die Segel entfalteten.

Unsere Kajüten sind sehr klein, aber luftig und reinlich bis auf die Ratten, rothen und weißen Ameisen und die Schaben, welche jede Nacht aus ihren Schlupfwinkeln hervorkriechen und uns plagen. Mit uns verließ ein großer Klipper, der Thee geladen hatte, die gelben Wasser des Yang-tse-kiang. Unser nächstes Ziel ist der Hafen von Simoda, das wir nach neuntägiger Fahrt erreichten. Derselbe ist klein und eng, und kann nothdürftig 6 oder 8 Schiffe auf einmal fassen, doch ist er sehr sicher und vor Wind und Wetter geschützt, mit Ausnahme der Südwestseite, wo er ein wenig offen ist. Die Stadt ist eigentlich nur ein großes Dorf zu nennen, gegen die hohe Flut durch einen Steindamm geschützt; das Land ist das malerischste und schönste der Welt. Steile Gipfel, eine üppige, sich bis in's Meer erstreckende Vegetation, auf den Felsen Fichtenstämme und inmitten dieser wilden Natur zerstreute, oft staffelförmig über einander sich erhebende Reisfelder; prächtige Thäler mit Flüssen, ungleiche Beleuchtung der zerrissenen, meist bizarre Gestalten bildenden Felsabhänge lassen das umherschweifende Auge nimmer ermüden. Ueberall sahen wir frohe und heitere Menschen, Hütten von bewunderungswürdiger Reinlichkeit und einem Anstrich von Wohlhabenheit.

Wenn Reinlichkeit als ein Maßstab des Glückes betrachtet werden kann, so müssen die Japaner glücklich sein! Sie erschienen uns stets lustig und vergnügt, freuten sich unserer Ankunft, auch die Frauen flüchteten sich nicht gleich vor uns in die Häuser, und wir waren nicht auf Tritt und Schritt von einem Haufen Bettler und Krüppel verfolgt. Das Kostüm der Männer ist übrigens höchst einfach; es besteht aus einer Art langen Kleides, durch einen Gurt zusammengehalten, und ist stets durch seine Frische und Reinlichkeit auffallend, was uns, die wir von den Ufern des Whampoa kamen, äußerst erfreulich war.

Während unserer Anwesenheit im Hafen kam der Gouverneur von Simoda, Namnano-Nedanwano-Kami, an Bord, um uns einen Besuch zu machen, den wir den Tag darauf erwiederten, bei welcher Gelegenheit uns ein ausgezeichnetes Mahl servirt wurde.

Wir setzten uns ihm zur Linken auf Stühle, und der Gouverneur nebst seinen sechs Offizieren kauerten mit untergeschlagenen Füßen am Boden. Thee und Saki, ein aus Reis fabrizirter, sehr starker Branntwein, ferner Schweinefleisch und auf zwanzigerlei Arten präparirte Eier wurden in Tassen und Platten von rothem, braunem und schwarzem Thon servirt. Im Allgemeinen schien uns die japanische Küche der chinesischen sehr ähnlich, doch war Alles sorgfältiger und reinlicher zubereitet, die Speisen in anmuthige Formen gebracht, und der Tisch mit Blumen in prächtigem Farbenschmelz und bezaubernden Wohlgeruch hauchend geschmückt. Eine besondere Erwähnung verdient der Bazar von Simoda. Es ist bekannt, daß bis in die neueste Zeit den Japanesen bei Todesstrafe verboten war, an Fremde etwas zu verkaufen; die Regierung hatte sich dieß Recht als Monopol vorbehalten. Zu diesem Zweck war nun ein großer Hangar errichtet worden, woselbst Alles von Landesprodukten aufgestellt war, was den Europäern nützlich und angenehm sein konnte. Dort fand man den ausgezeichneten japanischen Lack in allen Farben und Gestalten, Dintenfässer in verschiedenen Formen, Büchsen, Truhen und Tische von beliebiger Größe und Form. Der Preis jedes Gegenstandes ist in den landesüblichen Ichibus in arabischen Lettern angegeben, und zugleich kann man kleine hölzerne Kisten kaufen, um die Waaren einzupacken und sie an Bord zu transportiren.

Unser Verkehr mit den Eingeborenen war ein sehr jovialer und angenehmer; überall begaffte man uns neugierig und gutmüthig; am Tage besuchten wir die merkwürdigsten Pagoden, Abends mischten wir uns unter das Volk und sahen ihren Vergnügungen und Tänzen zu. Oft bot man uns gratis Boote an, um wieder an Bord zurückzukehren; die Einwohner sagten uns, daß man uns in Yeddo so freundlich nicht aufnehmen werde, die Leute dort seien roher und weniger gemüthig, was wir später ziemlich bestätigt fanden. Nach fünftägigem Aufenthalt in dem reizenden Lande fuhren wir wieder ab, und zahlreiche Japanesen gaben uns das Geleite an Bord.

Das ganze Flächengebiet des japanischen Reiches, welches aus einem Theile der Inseln besteht, welche vom arktischen Meere an der Ostküste von Asien hinziehen und meist vulkanischer Natur sind, beträgt ungefähr 7500 Quadratmeilen.

Das Land besteht eigentlich aus den drei größeren Inseln Nipon, welche eine langgestreckte elliptische Form hat, Kiusiu oder Ghimo und Sikok oder Sekoff. Nippon und Japan sind dieselben Namen, und der Venetianer und kühne Entdecker Marco Polo nannte das Land das des Sonnenaufgangs. Die Bewohner heißen ihr Land Jamato oder gebirgiges Land.

Die Sangarstraße trennt Nipon von Yeso, das von einem wilden Volksstamme, den Ainos, bewohnt und den Japanesen unterthänig ist.

Die Insel Nipon, auf welcher die Hauptstadt Yeddo liegt, ist sehr gebirgig, und diese Bergkette, deren Vulkane indeß erloschen sind, erhebt sich im Gipfel des Fusi-Yamo zu einer Höhe von 12,000 Fuß und streicht in der Richtung von Nord nach Süd. Von ihr strömen nach Ost und West zahllose Flüsse, unter welchen der Oygawa der bedeutendste ist. Das Klima ist zwar im Allgemeinen gemäßigt, das der Westseite aber natürlicher Weise bedeutend milder und wärmer, weil die Ostseite den rauhen Meerwinden geöffnet ist, welche durch die Gebirge von der Westküste abgehalten werden.

Bei der Einfahrt in den Hafen von Yeddo umringten uns eine Menge von Barken und Junken, die unser Fahrzeug neugierig anstarrten.

Die Bai von Yeddo ist lang gestreckt; zu beiden Seiten derselben zeigten sich freundliche Dörfer und Ortschaften, an die Uferberge gelehnt und im Laub der Bäume versteckt.

Im Hintergrunde überragt der sehr hohe Kegel des Fusi-Yamo das andere Gebirge; die Stadt selbst liegt am Ende derselben und war zur Zeit unserer Ankunft von den Strahlen der Nachmittagssonne goldig beleuchtet.

In den drei Tagen, während welcher mit dem Gouvernement verhandelt wurde, ob wir an's Land gehen durften, erhielten wir den Besuch zahlreicher japanischer Offiziere, die reich in Seide gekleidet waren und sich mit großem Interesse sämmtliche Räume des Schiffes zeigen und über vieles ihnen Fremde belehren ließen.

In der Frühe des 26. September fuhren wir das erste Mal an's Land, an fünf auf Pfahlwerk errichteten Forts vorüber, die nach einem portugiesischen Plane gebaut sind. Sie befinden sich in gut erhaltenem Zustande und wir bemerkten zahlreiche Truppen in ihnen. Da gerade Ebbe eingetreten war, konnten wir mit unseren Schaluppen nicht bis direkt an's Ufer kommen und sahen uns daher genöthigt, aus diesen in kleine Fischerbarken zu steigen. Der Tag war schwül und heiß.

In einer befestigten Enceinte empfingen uns japanische Sänftenträger oder Norimons, doch lehnten wir es ab, uns in diesen lackirten Schwitzkästen tragen zu lassen, durchwanderten zu Fuß einen sehr lebhaften Stadttheil und gelangten dann in denjenigen, woselbst die schönsten Bauten sich befinden. Die Gebäude sind zwar mit verschiedenen Ornamenten bekleidet, haben aber viel Aehnlichkeit mit Gefängnissen, denn die festen Thore sind stets verschlossen, und die Fenster, hinter denen Männer und Weiber neugierig uns nachsahen, mit Gittern versehen.

Der Unterschied von China macht sich uns auf Schritt und Tritt bemerkbar; die Straßen sind breiter, luftiger, reiner, ja sogar gepflastert und mit Rinnsteinen versehen, in denen frisches Wasser fließt; die Häuser sind in baulichem Zustande, und man erkennt überall fleißige und rührige Hände.

Wir wählten eine Wohnung am Fuße eines bewaldeten Hügels, in dessen Nähe sich ein Tempel des Buddha erhebt, der weit über Stadt und Hafen hinschaut. Die japanische Hauptstadt besitzt ungefähr zwei und eine halbe Million Einwohner und ist von einem Kranze reizender, mit Buschwerk bepflanzter Hügel umgeben, von denen man eine schöne Aussicht auf die phantastischen, eigenthümlich gekrümmten Dächer derselben genießt. Auch Gärten in beträchtlicher Anzahl und schöne Parkanlagen erstrecken sich in der Campagna, woselbst deren Besitzer ein ziemlich einsiedlerisches Leben führen. Ueberhaupt zeigen sich in Japan, wie in China, die Autoritäten selten dem Volk, und dann nur in ihrem Amtskostüm und von zahlreichem Gefolge begleitet. Wenn der Kaiser ausgeht, müssen die Straßen stets leer sein; Jeder ist genöthigt in das Innere seines Hauses zu flüchten, und Derjenige welcher ihm zufällig begegnet, muß sich zur Erde werfen und das Haupt zu Boden gesenkt haben; einen Verstoß gegen diese Sitte würde Jeder mit dem Tode büßen. Zum Glück unternimmt der Kaiser nicht viel Spaziergänge in der Stadt; höchstens verläßt er die Umfassungsmauer seines Palastes im Jahr vier- oder fünfmal, und dann geschieht es, um in einem nahe bei der Stadt gelegenen Tempel die Bilder seiner Ahnen betend zu verehren. Sein ganzes Leben ist derartig getrennt von dem aller übrigen Menschen, und der Ritus schreibt eine solch hohe Verehrung seiner Person vor, daß er wie ein Halbgott erscheint, der mit den Angelegenheiten der Welt nichts zu schaffen hat.

Den Tag darauf, als wir in Yeddo Quartier genommen, machten wir schon in aller Frühe einen Spaziergang an der Außenseite des kaiserlichen Palastes.

Breite Graben, in denen lebendiges Wasser fließt, umgeben denselben, der mit seinen Parks und Wiesen eine sehr weitläufige Ausdehnung besitzt. Der Rasen, auf welchem die dunkelgrünen Zweige eines uns unbekannten Baumes, ähnlich denen unserer Trauerweiden, stehen, so wie die Gänge und Boskets befanden sich in gut unterhaltenem Zustande. Auf den Wiesen und am Rande des Grabens spazierten Störche und Reiher. Wir begegneten auch einer Anzahl Daimio's oder japanischer Prinzen, die sich zum Taikun begaben, gefolgt von einer glänzenden Suite: denn vor jedem derselben gingen ungefähr zwanzig bewaffnete Männer, die geharnischt waren und daher stark an die Feudalzeit erinnerten. Eine Anzahl Reiter folgte ihnen.

(Schluß folgt.)



Wallfahrtsorte. Altötting in Bayern. Originalzeichnung von H. Weiß.

Wallfahrtsorte.

Von

August Lewald.

Die tausendjährige Stiftungsfeier der Kirche des heiligen Meinrad zu Einsiedeln in der Schweiz, die in diesen, der Kulturgeschichte gewidmeten Blättern zur Zeit ihre wohlverdiente Stelle fand, veranlaßt mich hier eine Schilderung von andern berühmten Wallfahrtsorten folgen zu lassen. Der Zeitpunkt hierzu wurde von mir absichtlich gewählt. Es ist der Mai, welcher in der ganzen katholischen Welt, als der heiligen Jungfrau geweiht, betrachtet wird. Ueberall werden ihr besonders gewidmete Andachten gefeiert, in welchen zu ihrem Preise die herrlichsten schwunghaftesten Hymnen, die einfachsten uralten Marienlieder ertönen. Auch hier in Stuttgart haben diese Andachten am Vorabende des ersten Mai in der katholischen Kirche bereits begonnen und werden jeden Sonnabend von sieben bis acht Uhr Abends fortgesetzt.

Es kann hier nicht die Absicht sein, in den Gegenstand irgendwie tiefer einzudringen, nur ein erklärendes Wort muß ich mir als Einleitung erlauben, um dem Leser den objektiven Standpunkt für das Folgende zu vermitteln. Für diesen Zweck ist vor Allem das schöne Wort des Grafen de Maistre anzuführen: „Die katholische Kirche führt ihrer Natur nach keine Beweise. Sie glaubt, ohne darüber zu streiten; denn der Glaube ist eine Ueberzeugung aus Liebe, und die Liebe fordert nicht erst Beweise.“ Der gläubige Katholik weiß, daß er sich nicht trügen könne. Noch mehr, er weiß, daß, wenn er sich trügen könnte, es für den Menschen keine geoffenbarte Wahrheit, keine Gewißheit mehr auf Erden geben würde, weil jede göttlich geordnete Gemeinschaft die Unfehlbarkeit voraussetzt. Streng genommen gibt es nur ein, von Christen jeder Konfession anerkanntes Wunder, aus dem alles übrige Wunderbare ersteht. Dieß Eine ist, daß Gott Mensch wurde und auf Erden lehrte. Papst Innocenz III. sagt daher in einer seiner theologischen Schriften: „Ist es doch weit mehr, daß Gott Mensch ward, ohne aufzuhören Gott zu sein, als daß Brod Fleisch wird, und Brod zu sein aufhört.“

In diesem katholischen Glauben nimmt die Heiligen-Verehrung eine hohe Stelle ein. Sie sind die Helden, Gesetzgeber, Lehrer der Christenheit. Sie werden als die Ideale der christlichen Menschheit betrachtet. Jedoch nicht todte Ideale sind es, die bloß durch den Spiegel ihrer Thaten wirken; sie werden vielmehr theilnehmend gedacht, fördernd durch Fürbitte, als den Menschen engverbundene Gehülfen. Sie sind nach des großen Theologen Möhler Symbolik unsere religiös sittlichen Vorbilder, die wir anrufen können, aber nicht anrufen müssen. Diese Anrufung ist durchaus nicht mit Anbetung zu verwechseln, welche sich zu jener verhielte, wie die zwischen den Geschöpfen gegenseitige Beziehung zu dem Abhängigkeitsverhältniß aller derselben, zu ihrem gemeinschaftlichen Schöpfer und Herrn. Eine in der heutigen profanen Welt nur



Wallfahrtsorte. Das heilige Haus in Loreto. Originalzeichnung von H. Weiß.

wenig mehr gekannte Schriftstellerin, Mad. J. M. B. de la Mothe Guyon, die trotz ihrer Verirrungen, schon ihres Lebenslaufs und ihrer Beschreibung wegen merkwürdig erscheint, äußert sich in ihren Discours chretiens et spirituels sur la vie interieure: «C'est comme une mer immense, où il se fait un flux et reflux de communications. Les bienheureux se communiquent de cette sorte, qui s'appelle pénétration.»

Es liegt in unserer Natur, daß wir uns an Orte hingezogen fühlen, wo irgend Großes und Folgenreiches geschehen ist, oder wo selbst nur einmal ein bedeutungsvoller Mensch geweilt hat, um wie viel mehr also ist dieß der Fall an Orten, welche durch das Andenken an christliche Glaubenshelden eine höhere Bedeutung erhielten. Darin nun, daß es derselbe Zug der Seele ist, der so viele Tausende oft aus weit entlegenen Ländern und fernsten Himmelsstrichen an solcher Stätte sammelt, die Unbekannten durch dasselbe fromme Bedürfniß einander nahe rückt und mit Einem Bande umschlingt, liegt das Erhebende, das Jeder empfindet, das geistig höher stimmende Moment. Die vornehmsten Stätten dieser Art in allen Ländern und Zeiten wurden diejenigen, wo die Bilder der „Königin aller Heiligen“, wie sie in der lauretanischen Litanei genannt wird, welche die heilige Jungfrau unter den holdesten und erhabensten Beinamen anruft, der besondern Verehrung ausgestellt sich befinden.



Wallfahrtsorte. Die heilige Linde bei Bartenstein in Ostpreußen. Originalzeichnung von H. Weiß.

Wir erkennen es, selbst unwillkürlich, daß der Glaube hier die Gemüther lebendiger und bewußter erfüllt als dort, wo über dem Bestreben, die Religion ganz körperlos zu machen, alles Innere mehr und mehr sich verflüchtigt.

Und hiermit befinden wir uns am Eingange der Orte selbst.

Das heilige Haus in Loreto.

Wir reisten während einer schönen Herbstnacht dicht an dem Gestade des adriatischen Meeres, über welchem ein prachtvoller Sternenhimmel ausgebreitet lag, in dessen Mitte der Mond schwamm. Wir hatten eine weite Aussicht, und es zeigte sich gewiß gar Vieles, was der Bewunderung werth war. Uns aber ging es wie einst dem heiligen Bernhard, von dem man erzählt, daß er mit seinen Gefährten eine Tagereise längs des Genfersees zurückgelegt hatte, als am Abend die Begleiter des Heiligen ganz begeistert von der Schönheit desselben sprachen. Erstaunt fragte er: „Wo liegt denn dieser See?“ So sehr kann der äußere

Sinn für dergleichen Eindrücke ersterben, wenn der innere mit reger Lebendigkeit zu überirdischen Dingen sich hinwendet. Man brauchte nicht eben ein Heiliger zu sein, um Aehnliches an sich zu erfahren. Auch uns ging es so in jener Nacht. Wir blickten unverwandt vor uns hin, als sollte sich uns eine Vision enthüllen; keiner wagte die Stille zu unterbrechen. Da flammte plötzlich die erste Glut im Osten herauf, und umfing in stetem Emporwallen, wie mit einer Feuerglorie, den Gipfel eines hohen Felsens, der vor uns lag, und den prächtige Gebäude krönten. Langsam zogen wir den beschwerlichen Weg hinan, und als wir endlich unseren von unserem Ziele standen, blitzten die ersten Sonnenstrahlen von den goldenen Kreuzen der Kuppeln, und die rothe Glut, die uns bisher entzückt hatte, machte dem jungen Tage Platz, der mit einem hellgrünen ruhigen Lichte Alles verklärend anhauchte. Wir waren in Loreto. Eine lange und enge etwas ansteigende Gasse, von uralten, himmelhohen, schwarzen Häusern eingefaßt, führte uns zu dem großen Platze, von dem Dome und mehreren Palästen geschmückt.

An der einen Seite des Platzes steht das Jesuitenkloster, an der andern der Palast des Gouverneurs, nach den Entwürfen von Bramante, in der Mitte das Standbild Sixtus V. Der Dom, la chiesa della santa casa, bildet die dritte Seite. Seine Erzthüren sind von großer Schönheit und wurden im 16. Jahrhundert gegossen. Die berühmtesten Meisterwerke der Malerei sind an allen Altären in Mosaik wiedergegeben, andere in Fresko ausgeführt; dazu kommen Skulpturen der bedeutendsten Künstler jener Zeit. Für den Kunstkenner sowohl wie für den gewöhnlichen Touristen gibt es hier genug zu schauen. Doch das gehört nicht hieher.

Die eigentliche Casa santa ist aus gewöhnlichen Backsteinen gebaut; die Höhe beträgt ungefähr 15, die Länge 32 und die Breite 13 Fuß. An der nördlichen Seite befindet sich die Thür, an der gegenüberstehenden ein Fenster, der ursprüngliche Boden fehlt; Marmorplatten ersetzen ihn. Um das heilige Haus, gleichsam wie dessen Gehäuse, ist ein prachtvoller Bau aus weißem Marmor aufgeführt, voll der herrlichsten Basreliefs, die Bramante und Michel Angelo zugeschrieben werden. Das Bild der heiligen Jungfrau mit dem Kinde, nach der Sage vom heiligen Lucas aus Cedernholz vom Libanon geschnitzt, ist förmlich mit Edelsteinen bedeckt, die im Lichte der vielen Ampeln und Kerzen ihre Strahlen entsenden.

Als die Franzosen Loreto in Besitz nahmen, plünderten sie den Schatz und nahmen das Gnadenbild mit fort; aber im Jahre 1801 wurde es wieder an dem ihm gebührenden Orte zu allgemeiner Verehrung aufgestellt. Es erhebt sich jetzt, tief geschwärzt durch den Qualm, den unzählige Lampen hier seit Jahrhunderten verbreiteten, hinter einem reichen Gitter hoch über die auf dem Boden hingestreckten Beter. Zum Schutze der Andächtigen, und wie man hinzufügt, der hier angehäuften Schätze, halten an allen Eingängen des die Casa santa umschließenden Marmorbaues päpstliche Grenadiere, in voller Parade, die Wache.

Unter den Opfergaben, welche von allen Nationen hier dargebracht wurden, verdient jedenfalls auch die prächtige Kanzone erwähnt zu werden, welche Torquato Tasso, im Jahre 1587, von Bologna nach Rom reisend, zu Ehren der heiligen Jungfrau an diesem Orte dichtete. Ein neuerer Reisender, Protestant, bekennt, daß aus dieser Kanzone die höchste Andacht, zu welcher die Religion jemals zu begeistern vermochte, dem Leser entgegenhauche. Und diese Andacht ist noch nicht erloschen. Wer unter uns erinnerte sich nicht, daß die unglücklichen Helden des Tages, Lamoricière und Pimodan, vor dem Gnadenbilde in Loreto knieten, ehe sie dem schändlichsten Verrathe zum Opfer fielen? Wer gedenkt nicht der traurigen Wallfahrt der kriegsgefangenen Besatzung von Ancona, die, nach Loreto geführt, dort ihre Waffen niederlegte, die sie für die Rechte der Kirche in der Schlacht so muthig getragen? Die Rathschlüsse Gottes sind unerforschlich.


Japan. Golf von Yeddo. (S. 527.)

Altötting.

Wenn man sonst mit dem Linzer Eilwagen um sechs Uhr früh München verließ, erreichte man um vier Uhr Nachmittags einen kleinen offenen Ort, der nach alten Schriftstellern „weder Dorf noch Markt" ist, aber — wie es in der Topogr. Bavariae von Matth. Merian heißt: „durch die große Wunderthaten und Miracul, welche die göttliche Allmacht, durch Fürbitt Seiner Mutter dieß Orts wirket, wohl das teutsche Loreto nicht unbillig zu nennen." Jetzt weist die Eisenbahn nach Linz und Wien nach anderen Richtungen hin, und es wird außer den Pilgern wohl kein Reisender mehr hieher kommen, um, während die Pferde gewechselt werden, und wenn der Kaffee getrunken ist, einen neugierigen Blick durch die stets offene Pforte in das kleine unscheinbare Haus, auf des Platzes Mitte, zu werfen, welches das wunderthätige Gnadenbild von Altötting in sich schließt.

Der Weg von München nach dem Wallfahrtsorte führt über die einfache bayerische Hochebene. Erst am Inn wird die Gegend abwechselnd und angenehm, hügelig mit Waldung besetzt, aus der die Schlösser alter Geschlechter hervorleuchten. Zwischen Haardorf und Oetting dehnen sich weite Schlachtfelder aus. Hohenlinden, Ampfing, Mühldorf, das Mordfeld, auf dem die große Ungarnschlacht stattfand, in welcher Oetting, bis auf die Kapelle, zerstört und geplündert wurde.

Ueber die Entstehung des Ortes gibt es weithin verstreute Nachrichten, deren Authenticität jedoch nicht erwiesen ist.

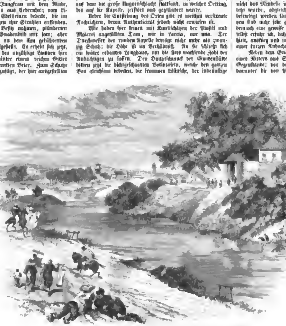
Wir haben hier keinen mit Kunstschätzen der Plastik und Malerei angefüllten Dom, wie in Loreto, vor uns. Der Durchmesser der runden Kapelle beträgt nicht mehr als zwanzig Schuh; die Höhe ist im Verhältniß. An sie schließt sich ein später erbautes Langhaus, um die stets wachsende Zahl der Andächtigen zu fassen. Den Hauptschmuck der Gnadenstätte bilden jetzt die dichtgeschaarten Votivtafeln, welche den ganzen Bau gleichsam bedecken, die frommen Wünsche, der inbrünstige Dank in Perlen und Versen, die Abbildungen in Gyps, Wachs und edlem Metall, welche die Rettung aus Nöthen, die Heilung körperlicher Leiden beurkunden. Noch rührender gemahnen uns die Krücken, welche hier von den Geheilten niedergelegt und zum Gedächtnisse aufbewahrt wurden. Mag es immerhin ein frommer Wahn genannt werden, der diese Erscheinungen erzeugt, er soll gepriesen sein, da er den Leidenden hilft, und allen Medikamenten zum Trotz Wunder wirkt, die man zu unseren Magnetiseurs und Charlatans gemeinster Art mehrjährigst bezeugt.

Das der Verehrung geheiligte Bild, unter dem Namen der „schwarzen Mutter Gottes von Altötting" in der ganzen katholischen Christenheit berühmt, ist aus Holz geschnitzt, 2 Fuß und 3 Zoll hoch und bemalt. Die ursprüngliche Holzfarbe hat im unbemalten Gesichte, durch Alter und Rauch, sich in tiefes Braun — nicht schwarz — umgewandelt. Man sieht nur Köpfe und Hände der Mutter und des Kindes, da der übrige Körper, nach altem Gebrauche, mit Gewändern und Schmuck angethan ist. Die Häupter tragen silberne und vergoldete Kronen. Kostbare Ketten, Kreuze und Skapuliere decken Brust und Hals. Das Bild umschließt ein Tabernakel aus massivem Silber, welches auf einem gleichfalls silbernen Altare steht, über dem sich ein Baldachin von demselben Metalle aus dem Jahre 1518 erhebt, welcher die heilige Dreieinigkeit versinnbildet.

Während des dreißigjährigen Krieges wurde das Gnadenbild mehrmals von Oetting weg in Sicherheit gebracht, wie dieß auch mit andern Kirchenschätzen, z. B. den heiligen drei Königen in Köln und anderwärts geschah. Als dieß auch im spanischen Successionskriege der Fall sein sollte, widersetzte sich, den 27. Juli 1704, das Volk mit bewaffneter Hand der Abführung, weil es unter dem Schutze des Bildes alle Drangsale des Krieges zu bestehen hoffte. Als nun die feindlichen Husaren erschienen, wetteiferten sie mit den Einwohnern in der Verehrung Maria's und erklärten, daß sie früher im Sinne hatten Alles zu verwüsten, und nur durch die Anwesenheit des Bildes davon abgehalten wurden. Auffallend ist es, daß bei den zahllosen feindlichen Durchzügen während 1800 und 1801 nicht das Mindeste in der stets geöffneten heiligen Kapelle verletzt wurde, obgleich die Begier nach Beute hier wohl hätte befriedigt werden können. Die damaligen französischen Truppen sind nicht sehr gläubig gewesen; aber der Ort muß ihnen dennoch eine gewisse Ehrfurcht eingeflößt haben. In Altötting selbst erfuhr ich, daß Napoleon I., als er daselbst vor der Post hielt, ausstieg und in die Kapelle trat, um dort über die Dauer einer kurzen Andacht zu verweilen.

Neben dem Gnadenbilde erblickt man die knieende Gestalt eines Kindes aus Silber gegossen, und viele andere kostbare Gegenstände; vor demselben hängen schwere silberne Ampeln, darunter die von Pius IX., welche er am Feste Mariä Himmelfahrt 1854, bei der zwölfhundertjährigen Erneuerungsfeier der Kapelle, durch den Nuntius in München nach Altötting sandte. Dem Gnadenbilde gegenüber steht eine Reihe von neun, zum Theil herzförmigen Gefäßen aus Silber, welche die Herzen bayerischer Fürsten umschließen; das erste dieser Gefäße enthält das Herz des Fürstbischofs von Freising und Regensburg, Herzogs Albert Sigismund, welcher am 4. November 1685 als Propst von Altötting gestorben; das letzte führt die bekannte Inschrift: „das beste Herz", mit dem des Königs Maximilian Joseph I. Die Kapseln mit den Herzen der bayerischen Fürstinnen wurden eingemauert.

Ein reiches Namensverzeichniß deutscher und fremder Fürsten, so wie hoher und berühmter Personen, welche hier andächtig waren, findet man in Herrn Buchleitner's „Geschichte der Verehrung der heiligen Gottesmutter zu Altötting". Besonders zu erwähnen ist der Besuch des Papstes Pius VI., welcher auf seiner Reise von Wien nach München, am 25. April 1782, hier eintraf, und bis zum 26.


Japan. Aus den Umgebungen der Gärten des Kaisers von Japan in Yeddo. (S. ...)

verblieb. Auch Prinz Eugenius, der edle Ritter, hielt hier am 16. Juni 1714 sammt seinem Gefolge eine zehnständige Andacht, die er Abends mit einer Prozession um die heilige Kapelle beschloß. Dann Wilhelm Graf Slawata, der mit Martiniz in Prag aus dem Fenster geworfen wurde. Er kam zum Danke für seine Rettung mit seiner Gemahlin hieher. Vor Allem aber war es Tilly, welcher seine große Verehrung zu mehreren Malen hier durch seine Andacht, so wie durch Stiftungen und kostbare Geschenke bethätigte. Gleich nach seinem Hinscheiden wurde, wie er es begehrt hatte, sein Herz hieher gebracht; sein Leichnam folgte aber erst dreizehn Jahre später von Ingolstadt, wo er beigesetzt worden war. Seiner, bei der letzten Anwesenheit ausgesprochenen Bitte, in der heiligen Kapelle einst begraben zu werden, konnte nicht entsprochen werden, und er selbst wählte dafür die St. Peterskapelle in dem Kreuzgange der Stiftskirche. Dort ruht er nun in seiner stillen Gruft, der Sieger in sechsunddreißig Schlachten, von dem gesagt wird, daß er nie berauscht gewesen, nie ein Weib berührt, und nie eine Schlacht verloren habe. Sein deckelloser Sarg ist mit einer Glasplatte versehen; man erhält eine Lampe und kann den alten Helden mit Muße betrachten, wie er da liegt in seiner abgegrauen, zu Zunder gewordenen Bekleidung, wie er uns anschaut aus den weiten Augenhöhlen, der grinsende Mund, aus dem einst die mächtigen Kommandoworte schallten, stumm, aber wohlerhaltene Zähne in den Kiefern, als wollte er sie noch immer seinen Feinden weisen. Und in der That, der todte Held hat deren noch immer genug, die er selbst nicht mehr besiegen kann.

Wer auch an die Thränen nicht glaubt, welche Tilly nach dem magdeburger Sturm vergossen haben soll, und die seinem von Strenge durchfurchten Antlitz nicht gar zu wohl angestanden haben mögen, wird ehrend des hohen Sinn Königs Ludwig von Bayern anerkennen müssen, der die geschichtliche Bedeutung des Mannes recht begriff und dem alten bayerischen Feldhauptmann ein Standbild in der Feldherrnhalle zu München weihete.

Der einst überreiche Schatz der heiligen Kapelle, der im Laufe der Zeiten viel verloren hat, kann mit den Schätzen anderer Kirchen in Rußland, Polen und bisher in Italien nicht mehr verglichen werden, allein immerhin ist das, was man in Altötting zu sehen bekommt, noch sehr erheblich. Mehr als der materielle Werth verleiht aber der historische, so wie der Name des Gebers und der Grund der Widmung, diesen Gegenständen das eigentliche, höhere Interesse.

Wohl das bedeutendste Stück der ganzen Sammlung ist das sogenannte „goldene Rößel“, welches Herzog Ludwig der Bärtige von Bayern-Ingolstadt, im Jahre 1413, mit vielem Andern, was jedoch nicht mehr vorhanden ist, aus Frankreich mitbrachte. Es sollte als Ersatz gelten für das, was während des pfalz-bayerischen Krieges von dem ältingér Schatze nach dem Schlosse Burghausen geflüchtet worden war, und bei der Einnahme des Schlosses durch den Pfalzgrafen Rupert diesem zufiel. Das „goldene Rößel“ erhebt sich auf drei Absätzen. Auf dem untersten sitzt die heilige Jungfrau mit dem Kinde, neben ihr knieen Johannes der Täufer, Johann der Evangelist und die heilige Katharina, welcher das Kind einen Ring darreicht. Ein Laubwerk aus Diamanten, Saphiren und Perlen verschlingt sich zur Bogenform. Auf dem zweiten Absatze kniet ein König im Harnisch, gegenüber sein gleichfalls geharnischter Waffenträger mit beiden Händen den königlichen Helm haltend. Des Königs Mantel ist blau mit goldenen Lilien besäet. Unten hält in einem bedeckten Gange ein Schildknappe ein gesatteltes Roß am Zaume. Das Ganze ist aus reinem Golde, mit kunstvollem Schmelzwerk versehen. Die Zeichnung ist edel, die Gesichter sind voll Anmuth. Die Arbeit kann den vorzüglichsten Benvenuto Cellini's, wie z. B. dem berühmten „Salzfaß“ in der Ambraser Sammlung zu Wien, an die Seite gestellt werden.

Auch das von Tilly geopferte Kruzifix von großem Werthe, welches nicht, wie es in dem bei G. Franz in München erschienenen Büchlein über Altötting heißt, aus dem magdeburger Dome stammt, sondern ein Geschenk der Infantin Isabella Clara Eugenia, Gemahlin des Erzherzogs Albrecht, ist, kam bei jener Gelegenheit aus München nach Altötting zurück.

Als ein Zeichen der Zeit ist es bemerkenswerth, daß die Opferwilligkeit in dem lebenden Geschlechte noch nicht ausgestorben ist. Das mir vorliegende, im Jahre 1855 im Drucke erschienene Verzeichniß weist 1850 fünf, 1851 fünf, 1852 drei, 1853 sechs bedeutende Gaben, zum Theil sehr werthvolle, auf. Unter den Gebern finden wir eine Gräfin v. Montgelas, eine Gräfin v. Sandizell, neben einer Gastwirthin in München u. s. w. In den Jahren 1822—49 finden sich 18 Gaben, die erwähnt zu werden verdienen, die ebenfalls aus allen Ständen dargebracht wurden. Auch befindet sich darunter ein Opfer aus Lissabon.

Zwei Orden leiten die Uebungen der Pilger: Kapuziner und Redemptoristen. Die armen Bettelmönche besuchte ich zuerst. Wie rührend erscheinen sie, wenn sie das Almosen, welches sie so eben empfingen, in Almosen für die noch Aermeren verwandeln! Beim Anblick dieser Mildthätigkeit möchte man fragen: Wo liegen die Güter, wo reift die Frucht, wo liegt der Vorrath aufgehäuft, aus dem die Gaben bestritten werden? Der Bettler selbst, der von Thür zu Thüre schweift, und zaghaft anklopft, ist der Hüter solcher Schätze. Ein Bettler in här'ner Kutte, baarhaupt, unbeschuht, ein Armer, der Wunder der Liebe verrichtet.

Ein junger Pater führte mich im Kloster umher, das sehr ärmlich bestellt ist. Auf dem Altare hölzerne Leuchter; eine Kapuzinerkirche darf nichts aus edlem Metall besitzen. Den Kelch müssen sie aus dem Schatze der heiligen Kapelle entlehnen. Die Zellen der Mönche, eng und kahl, enthalten nichts, was der Bequemlichkeit diente. In einem Saal wird das härene Tuch gewoben, aus welchem die Kutten verfertigt werden. Sie liefern es auch andern Klöstern. Mein Führer war der Bibliothekar. Ich war überrascht, auch die neuesten Werke der hieher gehörigen Literatur vorzufinden. Dergleichen Gaben werden mit Dank angenommen und mit Gebet für den Sender vergolten.

Die P. Redemptoristen sind lediglich zum Dienste der Wallfahrt da und als Beichtväter berühmt. In ihrem übergus einfachen Hause, so wie in dem daran stoßenden Garten, verräth Alles eine strenge, auch dem Auge des flüchtigen Beschauers wohlthuende Ordnung, dabei aber auch einen feinen, gebildeten Geist. Dort erfuhr ich, daß vom ersten Januar bis zum Feste Mariä Himmelfahrt (15. August) mehr als 200,000 Wallfahrer Altötting besucht hatten.

Eine sogenannte Andacht (retraite) erstreckt sich auf kürzere oder längere Zeit. Man kann sie auf eine Oktav oder Novene ausdehnen. Fünf Gotteshäuser sind beide Bücher alle Tage offen: die Stiftskirche, die Kirche der englischen Fräulein, die Kirche der P. Redemptoristen, die der P. Kapuziner und die heilige Kapelle. Denkt euch dieß Alles aber nicht mit dem bigotten puritanischen Anstriche; es lacht euch freudig in das Herz, das im Innersten aufjubelt, wenn die hellen Glocken ihne euch rufen, und die rauschende Musik den Jubel im gleichen Tone beantwortet, die zweimal an jedem Morgen aus der kleinen Kapelle über den weiten Platz dahinströmt und zum Kirche ladet. Wen sollte es da nicht, so oft man es vermag, an diese Stätte hinziehen?

(Schluß folgt.)

Zur Tagesgeschichte.

XXXII.

Oesterreich ein Verfassungsstaat

Unter der Fülle von außerordentlichen Ereignissen, welche in unserer Zeit fast Tag auf Tag sich drängen, muß es fast schwierig erscheinen, diejenigen zu unterscheiden, welchen bloß eine schnell vorübergehende ephemere Bedeutung zukommt, und diejenigen, welche, wie sie nur das endliche Resultat ganzer Epochen ringender Vorbereitung, so auch wieder der Ausgangspunkt neuer weltgeschichtlicher Bildungen von unberechenbarer Folge sind. Das Große und in der That Weltgeschichtliche unserer Zeit besteht nicht in der Mannigfaltigkeit des Geschehenden, obwohl auch dieß ein wunderbares Zusammentreffen ist, daß die verschiedenartigsten Länder in der alten wie in der neuen Welt gegenwärtig Schauplatz bedeutender Ereignisse sind; es besteht noch weniger darin, was man die destruktive Tendenz der Zeit zu nennen gewohnt ist, in dem sichtbaren Verfall so mancher durch graues Alterthum geheiligten Einrichtung, dem Verfall so mancher althergebrachter Traditionen, Grundsätze, Staatenbildungen. Ihre wahre Größe behauptet vielmehr unsere Zeit in den zahlreichen schöpferischen Momenten, welche mitten aus dem allgemeinen Ruine hervorkeimen, in den wahrhaft positiven Leistungen, welche der anscheinend Alles dominirenden negativen Tendenzen wohl zu ihrer Voraussetzung haben, aber nur um sie wahrhaft und dauernd zu überwinden. Unter diesen positiven Thaten unserer Zeit stehen in erster Linie die Emanzipation der Leibeigenen in Rußland, die Bildung eines einheitlichen Italiens, endlich die Anfänge eines freien Verfassungslebens in Oesterreich — lauter Erscheinungen, welche zunächst mit großen inneren Veränderungen für die betreffenden Länder verknüpft, zugleich weit über die Landesgrenzen hinaus Einfluß zu üben bestimmt sind, Erscheinungen, welche nothwendig von zerstörenden und auflösenden Momenten begleitet, doch nur im Siege über die Letzteren ihre wahre Bedeutung haben. Oesterreich hätte allerdings schwerlich die konstitutionellen Einrichtungen in's Leben treten sehen, auf deren Durchführung heute seine Hoffnung beruht, hätte es nicht zuvor sich in einer Lage befunden, an welcher selbst die Freunde bereits anfingen zu verzweifeln, und über welche die Feinde bereits offen triumphirt hatten. Aber so rasch machte sich auch nach allen Seiten hin die Bedeutung des eingeleiteten Verfassungswerkes geltend, daß dieselben Stimmen, welche noch gestern unermüdlich den unvermeidlichen Zerfall Oesterreichs prophezeiten, sein sprichwörtlich gewordenes Glück preisen und zur Ansicht von der unverwüstlichen Lebensfähigkeit des Staats bekehrt sind, der aus den verhängnißvollsten Katastrophen sich immer wieder aufzuraffen gewußt hat, und das vieldeutige AEIOU in dem Sinne zu bewähren scheint: Austria Erit In Orbe Ultima.

Welche Bedeutung für Oesterreich selbst die glückliche Wendung hat, welche nach langen Schwankungen und Kämpfen jetzt für gesichert gelten kann, hat in offenen, männlichen Worten der Kaiser selbst ausgesprochen in der Thronrede, mit welcher er am 1. Mai sein Parlament begrüßte. Drei Punkte treten in dieser Rede mit besonderem Nachdruck hervor, welche in klaren Umrissen die künftige Politik des Kaiserreichs nach Innen wie nach Außen darlegen: die Proklamirung der konstitutionellen Grundsätze, die Abwehr einer Aggressivpolitik und endlich die feierliche Behauptung der Einheit des Reichs. In allen drei Punkten zeigt die Thronrede, daß die Grundsätze, auf deren Verwirklichung als die Grundbedingung einer wahrhaften Reorganisation des Reichs längst alle einsichtigen Freunde Oesterreichs gedrungen hatten, von den leitenden Kreisen angeeignet sind und unwiderruflich festgehalten werden.

Zunächst also bekannte sich der Kaiser ohne Rückhalt zu der „Anwendung erprobter konstitutioneller Formen“, zu den „Grundsätzen einer offenen und freisinnigen Politik“. Er erklärte es als seine feststehende „Ueberzeugung, daß freie Institutionen unter gewissenhafter Wahrung und Durchführung der Grundsätze der Gleichberechtigung aller Völker des Reichs, der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze, und der Theilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung zu einer heilbringenden Umgestaltung der Gesammtmonarchie führen werden“. Es wäre müßig zu untersuchen, ob der Kaiser mit diesen Worten, in welchen er sich seines seit 12 Jahren ausgeübten absoluten Herrscherrechts begab, wirklich seine innerste Herzensmeinung aussprach, obwohl alle Anwesenden ohne Ausnahme den Eindruck empfingen, daß hier ein durch schmerzliche Erfahrungen belehrter Monarch aus der Tiefe seiner Ueberzeugung heraus redete. Allein auch wenn man in dieser Anerkennung des konstitutionellen Prinzips nur eine Abnöthigung der drängenden Zeitumstände erblicken wollte, so läge ja eben hierin eine der sichersten Bürgschaften für dessen durchgreifenden Sieg. Nicht auf der Laune oder der vorübergehenden Konnivenz des Monarchen, der unter anderen Umständen wieder anderen Ansichten Platz machen könnte, beruht die eingetretene Wendung, sondern auf einer allseitig anerkannten Nothwendigkeit, der sich durch alle Zögerungen und Halbheiten, mit denen man in den letzten Jahren zu helfen suchte, sich nur immer dringlicher herausgestellt hat.

Gleichwohl ist es von größter Bedeutung, daß der Fürst selbst freiwillig seiner Rechte sich begeben, freiwillig das Maß bezeichnet hat, bis zu welchem er den Prinzipien des modernen Staats Rechnung tragen will. Hierin besteht eben der Unterschied der gegenwärtigen Verfassung vor derjenigen, welche in den Jahren 1848 und 1849 versucht wurde. Damals war sie hervorgegangen aus den Stürmen der Revolution, aus den Berathungen einer konstituirenden Versammlung. Damals konnte man sagen, sie sei der Monarchie abgerungen worden, und die letztere konnte berechtigt scheinen, dasjenige, was sie nur der andrängenden Gewalt nachgebend zugestanden, bei der ersten Gelegenheit wieder zurückzunehmen. Heute liegen die Dinge wesentlich anders. Der Monarch kann das Wort, das er aus freiem Antrieb gegeben, nicht als ein abgenöthigtes zurücknehmen, er kann ein Werk, das er aus eigener Machtvollkommenheit und in wahrhaft konservativem Interesse gegründet, niemals als ein revolutionäres Werk brandmarken. Denn auch dieß begründet einen wesentlichen Unterschied. Konnte man damals sagen, daß die Verfassung wesentliche Faktoren des Staats beeinträchtige oder zum Mindesten nicht berücksichtige, so beruht die gegenwärtige gerade auf den konservativen Mächten des Staats; der Adel, der große Grundbesitz, die Geistlichkeit sind zum Mindesten nach Verhältniß ihrer realen Machtstellung im Reichsrath vertreten, und schon durch den indirekten Wahlmodus ist dem erhaltenden Prinzip weitaus das Uebergewicht gesichert. Man wird zugeben müssen, daß hier die entgegengesetzte Gefahr näher liegt, daß nämlich die flüssigeren Elemente des Volkslebens, das freie Bürgerthum, die Intelligenz, Handel und Gewerbe bei dieser Zusammensetzung des Reichsraths Mühe haben werden nach Gebühr zur Geltung zu gelangen. Allein was einerseits ein wesentlicher Mangel ist, dessen Hebung der weiteren Entwicklung des parlamentarischen Lebens vorbehalten ist, muß andererseits, so lange das parlamentarische Leben erst noch in seinen Anfängen begriffen ist, als ein wesentlicher Gewinn betrachtet werden. Der Opposition gegen die Einrichtungen, welche naturgemäß von den privilegirten Ständen zu befürchten wäre, ist dadurch wenigstens die Spitze abgebrochen, daß diese über keine Benachtheiligung zu klagen haben, daß vielmehr die konservativen Mächte selbst in das Interesse des Konstitutionalismus hereingezogen sind.

Die ruhige Entwicklung des Verfassungslebens hängt freilich zumeist davon ab, ob die Verhältnisse zum Ausland die friedliche Konsolidirung des Staats ermöglichen. Schreibt man doch einer kleinen Partei das Bestreben zu, kriegerische Verwicklungen herbeizuführen, um dadurch das Verfassungsleben wieder zu ersticken. Aber auch in dieser Beziehung hat der Kaiser verheißungsvolle Zusagen gemacht. Europa, sagte er, hat das Gefühl, der Segnungen des Friedens zu bedürfen, um von den Aufregungen der letzten Jahre auszuruhen, und die Allgemeinheit dieses Gefühls legt den Mächten die Pflicht auf, das kostbare Gut des Friedens keiner Gefahr auszusetzen. Oesterreich erkennt die Solidarität dieser Pflicht an und ist überzeugt, daß sie auch von andern Mächten anerkannt werde. — So kurz diese Stelle über die auswärtigen Beziehungen Oesterreichs ist, so vielsagend ist sie; sie bedeutet nichts anderes, als daß Oesterreich darauf verzichtet eine aggressive Politik zu treiben, daß es, sich beschränkend auf die Vertheidigung seines gegenwärtigen Besitzes, weit davon entfernt ist, seinem Protest gegen die Neugestaltung Italiens durch die Waffen Nachdruck zu verleihen. Allerdings ist auch dieß eine Politik, welche zunächst durch die innere Lage des Staats unabweisbar geboten ist. Die Regelung der Finanzen, die Hebung der Volkswohlfahrt, der definitive Abschluß des Verfassungswerks sind Aufgaben, welche von selbst jede Restaurationspolitik für die nächste Zeit ausschließen. Allein mit je größerem Ernst an die Lösung der inneren Aufgaben gegangen wird, um so klarer wird sich die Ueberzeugung herausstellen, daß Oesterreich überhaupt auf die Gedanken einer Restaurationspolitik verzichten muß, wenn es nicht die jetzt gewonnenen Güter wieder in Frage stellen will. Der ausschließliche Nachdruck, den das metternichsche System in dem bekannten Geiste auf die auswärtige Politik legte, erzeugte im Innern jene „ererbten Uebelstände“, welche am Ende so gewaltsame Erschütterungen herbeiführte. Und noch mehr, gerade für die äußere Machtstellung Oesterreichs war jenes System nicht minder verderblich. Bei der ersten Probe zeigte sich, daß es Oesterreich seine natürlichen Bundesgenossen entfremdet, den Kaiserstaat isolirt und ihm selbst die Sympathieen Deutschlands genommen hatte, welche die Rücksicht auf die gemeinsame äußere Gefahr ihm nur theilweise hatte wieder zuführen können. Wie also durch die auswärtige Politik Oesterreichs bisher seine innere Entwicklung gehemmt und niedergehalten wurde, so ist nun zu hoffen, daß, nachdem die inneren Aufgaben als die ersten und dringendsten und unter allen Umständen zu lösenden bezeichnet sind, auch der Geist seiner auswärtigen Politik ein anderer, den Bedürfnissen der Völker entsprechenderer werden wird.

Die nächste Schwierigkeit, die indessen zu überwinden ist, um die Verfassung zur Wahrheit zu machen, liegt noch immer in dem Verhältniß Ungarns zur Gesammtmonarchie. Aber gerade über diesen Punkt hat sich der Kaiser am unzweideutigsten ausgesprochen. Wohl war es nur die eine Hälfte des Reichs, deren Vertreter er um sich sah. Aber nicht nur sprach er die vertrauende Hoffnung aus, daß auch die Vertretung von Ungarn, Kroatien, Slavonien und Siebenbürgen im Reiche nach bald eine günstige Lösung erlangen werde, sondern in den feierlichsten Worten erklärte er, daß er unverbrüchlich an der Gesammtverfassung, als dem unantastbaren Fundament des

einigen und untheilbaren Kaiserreichs festhalte, und festen Willens sei, jede Verletzung derselben als einen Angriff auf den Bestand der Monarchie und auf die Rechte aller seiner Länder und Völker nachdrücklich zurückzuweisen. Der jubelnde Beifall, der diesen Worten aus den Bänken des Reichsraths entgegenscholl, bewies dem Kaiser, daß er bei diesem festausgesprochenen Vorsatz auf die begeisterte Mitwirkung seiner deutsch-slawischen Provinzen sich verlassen könne. In der That ist, wie sehr auch in sonstigen Dingen die Parteien im Reichsrath auseinandergehen mögen, doch hierüber keine Meinungsverschiedenheit vorhanden, daß die Einheit des Reichs auf Grund der Gesammtverfassung und der Gesammtvertretung aller Länder aufrecht erhalten werden müsse. Und gerade um dieses Gut gegen jeden Angriff zu schützen, woher er auch kommen möge, würde der Kaiser nicht vergebens an die altösterreichische Treue, Aufopferungsfähigkeit und Hingebung appelliren. Glücklicherweise sind auch die neuesten Nachrichten aus Ungarn derart, um die Befürchtung vor dem Aeußersten zurückzuweisen. Seit Wochen befindet sich der ungarische Landtag in völliger Unthätigkeit, nicht bloß weil er vorher die Initiative des Reichsraths abwarten wollte, sondern weil er offenbar die Sicherheit des Handelns verloren hat, weil er sich über die einzuschlagenden Wege nicht einigen kann, weil er vor dem äußersten Schritte zurückschreckt. Das feste Auftreten des Kaisers und des Reichsraths hat seinen Eindruck nicht verfehlt. Jetzt erst sahen die Ungarn plötzlich, vor welchem Abgrund sie standen, daß sie im Begriff waren, nicht bloß dem gebietenden Wort des Kaisers den Gehorsam zu versagen, sondern auch einen Kampf der Völker herauszufordern. Und wenn ihnen auch jetzt noch nicht die Augen geöffnet waren, so mußte ihnen das plötzliche tragische Ende des Grafen Teleki, den sie im Geist schon als ihren Palatin begrüßten, eine warnende Mahnung sein, daß, wenn sie den Konflikt zwischen Unterthanentreue und Abfallsgelüsten auf's Aeußerste trieben, sie damit ihren eigenen Selbstmord besiegelten! —g.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— Rudolph Marggraff, der bekannte Kunsthistoriker, dem wir schon so manches werthvolle Buch verdanken, das unseren Bibliotheken zur Zierde gereicht, hat so eben ein „Groß-deutsches Liederbuch" in der Fleischmann'schen Buchhandlung in München erscheinen lassen und ihm das Arndt'sche Wort: „Das ganze Deutschland soll es sein" an die Stirne gesetzt. Das echte Volksbuch, das die Leiden und Freuden, das Ringen und Kämpfen des deutschen Volkes in dem Zauber der Poesie uns spiegelt, erweckt in uns das stärkende Gefühl, daß wir uns aus tiefster Noth immer wieder zu wahrer Freiheit erheben, und daß wir doch trotz aller Zerstückelung eine große Nation bilden. Die deutsche Geschichte tritt uns in ihren erhabensten Zügen entgegen, wir würden die geschichtliche Folge ihrer herrlichen Momente aus diesen Liedern herausfühlen, wenn uns auch Marggraff nicht in seinem Meisterstück von Einleitung die Geschichte der politischen Poesie im Einklang mit der politischen Geschichte überhaupt dargelegt. Diese Sammlung, die in allen patriotischen Kreisen ein Lieblingsbuch werden muß, umfaßt nahezu 300 Lieder von 120 Dichtern in 8 chronologisch und sachlich geordneten Büchern. Man fühlt es dem Buche an, daß es nicht eine Spekulation auf die momentane Stimmung ist, sondern schon lange von dem Verfasser zusammengetragen und vorbereitet worden, wenn es auch jetzt gerade im rechten Momente in die allgemeine Stimmung zündet.

— Von Jakob Venedey wird in der Wagner'schen Buchhandlung zu Freiburg i. Br. ein Lebensbild des großen Amerikaners „Georg Washington" erscheinen, welches im Augenblick, da der Bürgerkrieg in jenen Ländern entflammt ist, gewiß doppelt interessant und lehrreich zugleich sein möchte.

— Gustav Freytag schreibt an einem dritten Bande seiner mit Gunst vom Publikum und der Kritik aufgenommenen „Bilder aus der Vergangenheit".

— Ein schweizerisches Zeit- und Lebensbild, nach den besten Quellen bearbeitet und „Karl von Bonstetten" betitelt, steht von Karl Morell in Aussicht.

— Dr. Wilhelm Siegmund, welcher bislang bei der Hunnia als Hauptmitarbeiter betheiligt war, hat nunmehr ein eigenes Blatt in Pest unter dem Titel „Zeitbilder aus Ungarn" begründet, das ein modernes Unterhaltungsblatt im besten Sinne des Wortes zu werden verspricht. Siegmund ist ein sehr fleißiger und umsichtiger Redakteur und wird seinem Blatte, das alle Wochen in zwei Bogen Quart erscheint, des interessanten Stoffes genug einzuverleiben wissen, um dasselbe zu einem gern gelesenen, weitverbreiteten zu machen.

— Am 10. Mai 1860 fand in Basel eine einfache und bescheidene Hebelfeier Statt. Hundert Jahre vorher war Hebel in Basel geboren. Diese Feier, schreibt man uns von dort, gab Anlaß dazu, in irgend einer Weise unseren Nachbarn im Wiesenthal und zunächst in Hausen eine kleine Ueberraschung zu bereiten. Hebel hatte einst den Wunsch geäußert, es möchte ein Theil seines bescheidenen Vermögens darauf verwendet werden, jedem alten Bürger von Hausen am Sonntag Abend einen Schoppen zu verabreichen. Der Wunsch ging verschiedener Umstände halber nicht in Erfüllung. Um nun aber dennoch jedes Jahr den Geburtstag Hebel's im Dorfe Hausen im Gedächtniß zu erhalten, beschlossen die Theilnehmer an der Hebelfeier die Gründung eines Hebelschoppens, der den ältesten Bürgern Hausens je am 10. Mai im Wirthshause des Heimathsortes solle ausgeschenkt werden. Die zahlreichen Beiträge, welche zu dem Zweck flossen, erlaubten der Stiftung eine größere Ausdehnung zu geben und als Hauptbestimmungen folgende aufzustellen. Alljährlich am 10. Mai, als am Geburtstage Hebel's, soll in Hausen, dem Heimathsorte des Dichters, elf der ältesten daselbst eingebürgerten und mindest bemittelten Männern ein einfaches Mahl mit einer Flasche guten Markgräflerweins „das basterische Hebelsmähli" gegeben werden. Als zwölfter Theilnehmer kommt der jeweilige Bürgermeister oder in dessen Verhinderungsfall das älteste Mitglied des Gemeinderathes hinzu. An demselben Tage soll zwei ehrbaren und mindest bemittelten Mädchen von Hausen, welche sich im Laufe des Jahres verheirathet haben oder am 10. Mai verlobt sind, eine bescheidene Hochzeitsgabe durch die Vermittlung des Bürgermeisters von Hausen verabreicht werden. Endlich wird an demselben Tage vier älteren und fleißigen Schulkindern in Hausen, nämlich zwei Knaben und zwei Mädchen, ein gebundenes Exemplar von Hebel's Gedichten als Prämium überreicht, in welchem der baslerische Ursprung der Geschenkes schließlich angemerkt ist. Das Stiftungskapital, das gegenwärtig 2200 Fr. beträgt, ist unantastbar und darf nie seiner Bestimmung entfremdet werden; es verbleibt für immer in Basel, und die jährlichen Ausgaben für die oben bezeichneten Zwecke müssen ausschließlich aus den Zinsen bestritten werden. Am 10. Mai d. J. wurde zum ersten Mal das Hebelsmähli nebst Zubehör der Stiftung gemäß ausgeführt.

— Joseph Rank hat die Redaktion des Nürnberger Kuriers übernommen.

— Die „Allgemeine deutsche Universitätszeitschrift", welche Dr. Eduard Löwenthal nunmehr von Wiesbaden aus redigirt, hat ihren zweiten Jahrgang begonnen. Wir wünschen und hoffen, daß ihr Einfluß auf Anbahnung eines neuen den alten Schlendrian verlassenden Universitätslebens sich noch steigern werde und sich recht wirksam bethätige.

— Erzherzog Ferdinand Max von Oesterreich hat sein Reisewerk nun vollendet. Es wird in der Staatsdruckerei in nur fünfzig Exemplaren gedruckt — ein wahres Bibliomanenprachtstück.

— Feodor Wehl wird mit seiner „Deutschen Schaubühne" nach Weimar übersiedeln. Daher mag das falsche Gerücht von seiner Intendantur datiren.

Literatur des Auslandes.

— Das Haus Hachette und Komp. veröffentlicht ein neues Produkt Hubert's von Castella „Les Squatters australiens".

— Benjamin Gastineau publizirt bei Dentu in Paris einen neuen Reiseroman „La vie en Chemin de fer".

— Eine fesselnde und unterhaltende Lektüre gewähren die bei Dentu in Paris erschienenen „Contes populaires de la Gascogne", die von Cénac-Moncaut gesammelt sind. Legenden und die Sitten der verschiedenen Landstriche sind darin geschildert, und die Auswahl gibt Zeugniß von dem Geist und dem Takt des Herausgebers.

— Miß Evans, welche durch Adam Bede den Proletarierroman in England en vogue gebracht, hat durch den „Weber von Raveloe" sich erneuten Ruhm erworben. Der alte Weber ist ein Meisterstück von Einfachheit in Handlung und Verwicklung, von Detailmalerei und Genrebildnerei. Dabei fehlt es ganz an dem Handwerkszeug der modernen englischen Romanliteratur, an Mord und Todtschlag, und dennoch verschlingen die Engländer den Roman, und die bekannte Leihbibliothek von Mudie reicht mit ihren 25,000 Exemplaren nicht aus, die Neugierde der Romanleser zu befriedigen.

— Die rasch zu Ansehen gekommene und einst verschlungene Beecher Stowe ist eben so rasch vergessen. Ihre „Agnes of Sorrento", welche eben in Cornhills Magazine erscheint, wird ebenso wenig Aufsehen machen, als ihre letzten Produkte. Das Sujet ist's, was heutzutage im Buchhandel Alles macht, nicht das Talent des Schriftstellers, nicht der innere Werth eines Buches.

— Der Stockholmer Büchermarkt ist seit vielen Jahren nicht mit so viel Werken überschwemmt worden, als gerade in diesem. Eine Anzahl Dichter haben namentlich Erstlingswerke geliefert, von denen einige Aufsehen machten. Das größte Interesse im Publikum erregt aber die Fortsetzung von Runeberg's „Fänrik Ståls Sägner". Auch in Finnland regt sich das geistige Leben; Topelius, ein geborner Finne, hat in schwedischer Sprache Gedichte veröffentlicht, frisch, kräftig und ursprünglich.

— Von D. Sleeckx, dem Verfasser der Novelle „Mijn Grootvader"(?), welche wir im vorigen Jahrgang in einer Uebersetzung von Ida von Düringsfeld mitgetheilt haben, ist so eben ein neuer Roman „In 't Schipperskwartier" (Im Schifferviertel) erschienen, welcher das flämische Volksleben in dem meist von Schiffsleuten bewohnten Stadttheil Antwerpens außerordentlich treu schildert, und daher wohl verdiente übersetzt zu werden.

Kunst und Alterthümer.

— Sämmtliche münchner Künstlervereine, ferner der allgemeine Gewerbeverein, sowie der der Architekten und Ingenieure haben eine Eingabe an die Kammer beschlossen, in welcher sie die Bitte aussprechen, die Regierung möge die für das bayerische Nationalmuseum bewilligte Summe ungeschmälert lassen.

— Zu Ehren der Landtagsabgeordneten war in Innsbruck eine Gemäldeausstellung veranstaltet worden, die manchen Schatz an die Oeffentlichkeit zog, der bisher im Privatbesitz so gewissermaßen vergraben lag. Portraits von Mader, Bilder von Koch, Landschaften von Unterberger, Entwürfe gothischer Altäre von M. Stolz, ein heiliger Hieronymus von Schorel und eine Madonna von Cristofori waren die Perlen der Ausstellung. Die Architektur war durch Essenwein's Plan zur Restaurirung des trienter Domes vertreten.

Musik.

— Die Offizin von Breitkopf und Härtel bereitet eine Gesammtausgabe der Beethoven'schen Werke mit kritischer Benützung der Originalhandschriften vor.

— Richard Wagner ist in Wien angekommen, um die Instrumental- und Gesangskräfte für seine Nibelungentrilogie kennen zu lernen. Man hat ihm „Tannhäuser" und „Lohengrin" aufführen lassen.

— Die sogenannten historischen Konzerte sind in Paris im zunehmenden Grade Liebhaberei; eine edle Mode könnte man es nennen. Die Beaulieu'sche Stiftung, die nun bereits im zweiten Jahre besteht, gab kürzlich ihr Konzert, in welchem nur „Klassisches" sich hören lassen durfte. Felice Anerio, Orlando Gibbons, Händel, Pergolese, Graun, Marcello, Haydn, Mozart und Cherubini wurden gehört. Die Viardot sang die große Bravourarie der Proserpine aus dem Orfeo(?) von unserem alten Graun. Trotz des Zopfes und der endlosen Rouladen, hörte man es der Arie an, daß sie aus einer erhabenen Begeisterung hervorgegangen sei, und die Sängerin wußte mit mächtigem Hauche die Glut, die unter hundertjähriger Asche verborgen war, zur Flamme anzufachen.

— Roger wird nach seiner Rückkehr aus Deutschland auf seinem Landgute einen Kurs für dramatischen Gesang und Deklamation eröffnen.

— Gounod's neueste Oper „Die Königin von Saba", die sich ihrer Vollendung naht, wird mit Spannung erwartet.

— Der blinde Komponist Mac Farren in London hat eine Oper „Hamlet" geschrieben.

— Der Violinist Lauterbach in München ist an Lipinski's Stelle zum Konzertmeister am Hoftheater in Dresden ernannt worden.

Bühne.

— Die letzte Theaterwoche bot Gelegenheit zu einer Festfeier: aber wir haben nirgends gelesen, daß man den dramatischen Dichter geehrt, dem wir ja manchen heitern Abend verdanken und den wir, trotz aller seiner Mängel, stolz über die Achsel anzusehen kein so großes Recht haben. Er hat die Bühne und ihre Wirkung gekannt, wie kaum ein Anderer, er hat der Entfaltung des künstlerischen Talentes Gelegenheit geboten, wie kaum ein Anderer, und war er auch kein ganz ursprüngliches Talent, er hat das Repertoire der deutschen Bühne mit manchem köstlichen Stücke bereichert, das heute noch mit seinem erheiternden Elemente unsere Theaterabende auf's Erfreulichste ausfüllt. Wir haben deshalb „die deutschen Kleinstädter" mit großer Befriedigung am hundertsten Geburtstage A. von Kotzebue's auf dem Repertoire unserer Hofbühne gesehen, wenn wir auch bedauerten, daß die Bedeutung des Tages auf dem Zettel nicht in das Gedächtniß des Publikums gerufen worden. Aber wir haben herzlich gelacht über das echte Stück nationaler „deutscher Schaubühne", auf das wir so stolz sein dürfen, als die Dänen auf ihren alten Holberg.

— Wie wir erst kürzlich meldeten, war Richard Wagner von Prag aus ersucht worden, den ersten Theil seiner Nibelungen bei Gelegenheit der Krönungsfeierlichkeiten zur Aufführung zu überlassen. Da Wagner jedoch erst nächstes Jahr die Inszenirung dieser Oper vor sich gehen lassen, er auch bei derselben persönlich anwesend sein will, so hat er die an ihn gestellte Bitte abgeschlagen.

— Im Karltheater zu Wien fand kürzlich die erste Aufführung von Offenbach's „Genoveva von Brabant" (dort unter dem Titel „Die schöne Magellone") bei überfülltem Hause Statt. Die Musik, welche als durchaus anmuthig, scherzhaft und reich an melodiösen Nummern bezeichnet wird, ist mit ungetheiltem Beifall aufgenommen.

— Die stuttgarter Hofbühne gab Suppé's kleine Operette „Im Pensionat", ohne damit dem Repertoire einen erquicklichen Zuwachs zu schaffen. So hübsch die Musik in vielen Theilen, so gelungen auch Einzelnheiten des ersten Aktes, der zweite übertrifft alles an Albernheit, Unwahrscheinlichkeit und ein wenig auch an Immoralität.

— M. Tschirch hat in Leipzig seine neue Oper „Meister Martin" nach der Novelle von E. T. A. Hoffmann aufführen lassen. Man bezeichnet sie als eine solide Arbeit, tadelt aber die veralteten Formen.

— Die wohlgesinnte „Fama" hat sich bemüßigt gesehen, zwei Zelebritäten unserer stuttgarter Hofbühne in einem Athemzuge von der Liste zu streichen: man ließ Eichler(?) sterben, Sontheim wahnsinnig werden. Beide haben sich auf die glänzendste und erfreulichste Weise gerächt, indem sie uns allabendlich durch die Fülle und Frische ihres Gesanges den reichsten Genuß gewährten.

— Im Théâtre des variétés wird nun auch eine Parodie des „Tannhäuser" unter dem Titel: „Panne-aux-airs", soll heißen: „Ja, mein Herr", gegeben.

— In Paris hat Offenbach's neue zweiaktige Buffooper „Die Schweizerbrücke" außerordentlich gefallen, das Werk dürfte wohl einen Erfolg erlangen, der dem des „Orpheus" nichts nachgeben wird.

— In London kommt durch Vermittlung des Fürsten Galitzin die Oper „Das Leben für den Czar" von Glinka zur Aufführung.

Kultur und Wissenschaft.

— K. von Scherzer theilte in der Sitzung der geographischen Gesellschaft in Wien mit, daß in diesen Tagen der erste Band des Novarareisewerkes, die beiden anderen Bände in sechs Monaten, erscheinen werden.

— Dr. Luther in Düsseldorf hat wieder einen Planeten entdeckt; es ist der 76. zwischen Mars und Jupiter und wurde Freia getauft.

— Das Komite der Humboldtstiftung hat bis jetzt ein Kapital von 39,123 Thalern gesammelt, welche Summe demselben eine genügende Grundlage bietet, um ihre Wirksamkeit zu beginnen.

Industrie, Handel und Verkehrsanstalten.

— Um Mitte Mai wird eine neue Dampfschifffahrtslinie eröffnet werden, welche Hamburg mit Bremen durch Benützung des Geestekanals verbinden soll.

— Die Eisenbahn von Straßburg nach Kehl ist am 11. Mai dem Verkehr übergeben und die Fahrt von Paris nach Wien um zwei Stunden verkürzt, wenn die Bahnverwaltungen nicht, wie es heißt, den Zug gerade so lange in Bruchsal liegen lassen.

— Oesterreich und Preußen haben sich vereinigt, eine Bahn zwischen Neuberun und Oswiecim herzustellen.

— Die italienische Regierung hat große Eisenbahnbauten vor: der wichtigste ist die, welche Neapel über Bologna, Ancona und das adriatische Littorale mit Turin verbindet; dann die Bahnverbindung der am tyrrhenischen Meer von Turin nach Rom.

Denkmäler.

— Irrthümlicher Weise gaben wir in Nro. 32 unserer Zeitschrift das „pfälzische Eschenbach" als Standort für das Denkmal des großen mittelalterlichen Dichters an, dasselbe ist jedoch an dem fränkischen Eschenbach, nicht fern von Ansbach, errichtet worden, und zwar auf dem Hauptplatz des kleinen Städtchens, nahe bei der Kirche zur heiligen Maria. Das ganze Denkmal besitzt die Gestalt eines Brunnens in romanischem Styl, dessen Entwurf vom Hofbaumeister Riedl herrührt. Eine achteckige Schale ruht auf zwei Sockelstufen, und aus ersterer erhebt sich 12 Fuß hoch der eigentliche Brunnenschaft, an dessen vier schmalen Seiten Schwäne von bronzirtem Zink Wasser in die Schale gießen. An der Front ist ein Eichenkranz eingemeißelt, und unter demselben stehen die Worte aus Wolfram's Parzival:

> Vom Wasser kommt der Bäume Saft,
> Befruchtend gibt das Wasser Kraft
> Aller Kreatur der Welt;
> Vom Wasser wird das Aug' erhellt,
> Wasser wäscht manche Seele rein,
> Daß kein Engel mag lichter sein.

Auf dem Sockel liest man: Errichtet von Maximilian II. König von Bayern. Die den Brunnenschaft krönende Dichterstatue ist 8 Fuß hoch, das Haupt ziert ein Lorbeerkranz, die Rechte stemmt sich auf die Harfe, die Linke erhebt leise das Ritterschwert. Der Guß der Statue wurde in der Winkler'schen Zinkgießerei in München nach dem schon erwähnten Modell Konrad Knoll's ausgeführt, das übrige zum Denkmal verwendete Material besteht aus fränkischem Sandstein. Nach einem feierlichen Gottesdienst am Morgen des 1. Mai fand der Zug aus der Kirche zum Denkmal Statt. Eine Anzahl Sängervereine verherrlichte durch Lieder die Bedeutung Wolfram's und der Stadtpfarrer von Eschenbach hielt eine Rede, nach deren Beendigung die Hülle unter Jubel und Zuruf der Versammelten fiel.

— Dem begeisterten Sänger der Freiheitskriege, Max von Schenkendorf, welcher seine letzte Ruhestätte auf dem schönen Friedhof von Koblenz gefunden, soll daselbst ein Denkmal errichtet werden, zu welchem die Königin Augusta von Preußen den Grundstein legen wird.

— Auch in Liverpool wird nun dem Kriegsheros der Engländer, dem Herzog von Wellington, ein Denkmal gesetzt; dasselbe erhält die Form der Trajanssäule und ist mit Reliefs seiner Thaten geschmückt.

Gestorben:

— Franz Nigond(?), bekannt durch ein Drama „Johann Parricida", am 30. April in Mannheim.

— Geheimer Justizrath Dr. Brener(?), als juristischer Schriftsteller durch mehrere Werke bekannt, 74 Jahre alt, am 2. Mai in Dresden.

— von Bernstorff, großherzoglicher Staatsminister, am 3. Mai in Neustrelitz.

— Fürstin Elisabeth Henriette, regierende Fürstin zu Fürstenberg(?), Tochter des Fürsten Heinrich XIX. Reuß zu Greiz, am 7. Mai in Berlin.

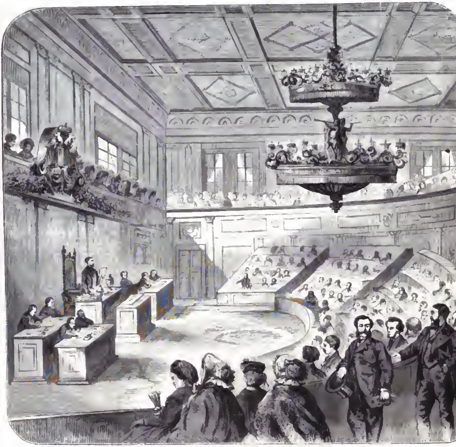
Eröffnung des österreichischen Unterhauses.

Am Morgen des 29. April wurden die beiden Präsidenten des österreichischen Ober- und Unterhauses, Fürst Karl Auersperg und Dr. Hein von Troppau, vom Kaiser Franz Joseph empfangen, dem sie den Eid der Treue gelobten. Um 11 Uhr fand ein Gottesdienst in der Stephanskirche statt, bei welchem die Prinzen und Prinzessinnen, die Minister, geistlichen Würdenträger und ein großer Theil der Reichsrathsmitglieder erschienen. Dr. Hein, als Präsident des Unterhauses, eröffnete dasselbe am selben Tage mit einer Rede, in welcher er darauf hindeutete, daß der gegenwärtige Moment ein so feierlicher sei, welcher kaum von einem anderen in der Geschichte Oesterreichs an Größe und folgenreicher Bedeutung übertroffen wird. Am Schluß derselben erhob sich die Versammlung und brachte Seiner Majestät dem Kaiser ein begeistertes Lebehoch. — Dr. Hein gehörte dem ersten konstituirenden Reichstage an und saß in demselben auf der äußersten Rechten, galt aber in der Reaktionsepoche für politisch bedenklich. Im vorigen Jahre wurde er in den verstärkten Reichsrath berufen, wo er der Zentralpartei angehörte und sich am meisten durch seine Verwahrung gegen Maager's konstitutionelle Interpellation bemerkbar machte. Seine Befähigung für den hohen Posten, auf welchen ihn der Kaiser berufen, muß derselbe also noch darthun.

Die Eröffnung des Reichsraths.

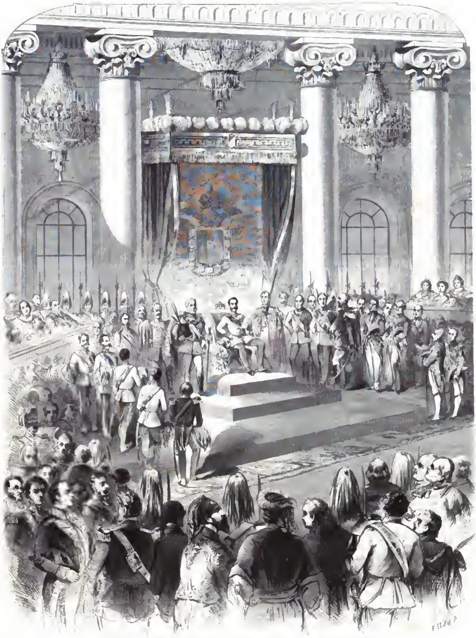
(Zu den Bildern S. 529 und 533.)

Der 1. Mai 1861 war vielleicht der wichtigste Tag in der Geschichte Oesterreichs. Denn zum ersten Male sprach an diesem Tage ein habsburgischer Kaiser frei, unumwunden und freisinnig zu den aus dem Volk gewählten Vertretern, welche sich um den kaiserlichen Thron versammelt hatten, um über die Lage des Reiches nach Innen und Außen zu berathen. Der Kaiser hörte mit den großen, gewichtigen und denkwürdigen Worten, welche er an diesem Tage sprach, auf ein absoluter Herrscher zu sein, er führte Oesterreich ein in die Reihe der konstitutionellen Staaten und gewährte ihnen die Freiheit, welcher die Völker des großen herrlichen Kaiser-



Die Eröffnung des österreichischen Unterhauses durch Dr. Hein. Nach einer Originalzeichnung von H. Schmidt.

staates seit lange entgegenharrten. Franz Joseph I. eröffnete das österreichische Parlament im Zeremoniensaal der k. k. Hofburg von dem alten habsburgischen Throne herab, der von den starken Flügelschlägen des doppelköpfigen Adlers geschirmt wird. Schon am frühen Morgen des 1. Mai hatten sich Tausende von Menschen am Kohlmarkt, dem Michaeler Platz und an den Thoren der Hofburg aufgestellt, um die ankommenden Abgeordneten mit lauten, freudigen Zurufen zu begrüßen. Bald nach 10 Uhr waren bereits die Tribünen des Zeremoniensaals von eingeladenen Gästen angefüllt. An den Eingängen in die Burg und in den Korridoren bildeten Leibgarden und Trabanten Spalier. Die Reichsräthe wurden durch den Oberzeremonienmeister in den Rittersaal geleitet, an dessen breiter Seite sich der mit der Krone, den Reichsinsignien und Wappen gezierte Thron befand, auf welchem der mit Goldbrokat überzogene Thronsessel stand. Zur Rechten des Thrones befand sich eine Loge für den Hofstaat und reservirte Sitze für die Erzherzoginnen, zur Linken die Logen der Diplomaten, welche mit den Vertretern fast aller Nationen gefüllt waren. Die vorderen Reihen der Tribünen nahmen meist Damen in prachtvollen Toiletten ein. Kurz vor 11 Uhr erschienen zwölf Arcierengarden und stellten sich auf beiden Seiten des Thrones auf, bald darauf folgten die Erzherzoginnen Hildegarde, Marie, Charlotte und Elisabeth, sowie die Erzherzogin Sophie und Seine K. K. Hoheit Erzherzog Franz Karl, welch' letztere in einer Loge auf der den Saal umgebenden Gallerie Platz nahmen. Punkt 11 Uhr traten die Mitglieder beider Häuser, geleitet von ihren Präsidenten, ein, und stellten sich links und rechts vom Throne auf. Dann erschienen sämmtliche reich mit Orden geschmückte Minister und endlich auch Seine Majestät, gefolgt von den Erzherzogen Ferdinand Max, Karl Ludwig, Albrecht, Wilhelm, Karl Ferdinand, Joseph, unter Vortritt des ersten Oberhofmeisters Fürsten von Liechtenstein und des Oberhofmarschalls Grafen von Kuefstein, der das Reichsschwert trug. Nach dem Kaiser kamen Graf Crenneville, der Oberstkämmerer Graf Lanckoronsky, die Generale und Hauptleute der Arcieren- und Trabantenleibgarden. Sowie Seine Majestät den Saal betrat, erschallten laute Zurufe und ein dreimaliges Hoch, während von allen Thürmen der Stadt die Glocken läuteten und zahlreiche Geschützsalven ertönten. — Der Kaiser Franz Joseph bestieg hierauf den Thron, entblößte das Haupt, empfing aus den Händen des Oberstkämmerers das Dokument der Thronrede, und verlas dieselbe mit lauter, im ganzen Saale vernehmbarer Stimme, den ersten Theil derselben in ruhig gehaltenem Tone, besonderen Nachdruck aber auf die Stellen legend, welche die Reichseinheit und Gesammtverfassung, sowie den Schutz der letzteren gegen jeden Angriff von Außen oder Innen betrafen. Den Schluß der Rede begleitete ein förmlicher Sturm von Beifall, in welchen abermals Kanonensalven einstimmten. — Unter der ganzen Bevölkerung verbreitete die Rede des Kaisers den größten Jubel, und am Nachmittag gegen 5 Uhr fuhr der Kaiser, begleitet von einigen Mitgliedern der kaiserlichen Familie, durch die Jägerzeile nach dem Prater, woselbst ihn das bunte Gewimmel von Fußgängern, Reitern und Equipagen mit herzlichen Hochs begrüßte. Abends fuhr der Kaiser in einem einfachen, offenen, nur von zwei Pferden gezogenen Wagen durch die prächtig illuminirten Straßen, überall begrüßt von einem Sturm von Hurrahs und Vivatrufen.



Die Eröffnung des österreichischen Reichstags durch Se. Maj. den Kaiser Franz Joseph. Nach einer Originalskizze von H. Schmitt.

Die verpfändeten Juwelen.

Aus den Erinnerungen eines Beamten der londoner Kriminal-Polizei

mitgetheilt von

Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

3.

Trotz aller Bemühungen der Polizei war weder das Frauenzimmer, welches die silbernen Teller hatte versetzen wollen, entdeckt, noch irgend eine weitere Spur von Lady Thistleton's Juwelen aufgefunden worden. Die silbernen Teller und einige weitere Silbergeräthe, welche ungefähr um dieselbe Zeit und anscheinend von derselben Dame bei anderen Pfandverleihern versetzt worden waren, gehörten nachweisbar zu dem Silbergeschirre eines reichen jüdischen Bankiers, welches einige Monate früher auf der Eisenbahn während des Transports von London nach dem Gute von Sir Moses gestohlen und wovon seitdem ebenfalls keine Spur entdeckt worden war. Daß es jetzt erst auftauchte und in dieser schlauen Weise verändert, daß man auf die Stelle der ehemaligen Wappen und Initialen neue, sehr schön geprägte oder ciselirte Plättchen mit anderen Wappen &c. aufgelöthet hatte, brachte die Polizei nicht wenig in Allarm, denn daraus schien ein wohlorganisirtes Komplott hervorzugehen oder wenigstens das Vorhandensein einer Bande, welche mit Geldmitteln genugsam versehen war, um die gestohlenen Werthobjekte Jahre lang aufbewahren zu können. Dieß war die Ansicht oder Vermuthung der Majorität der Polizeibeamten, die ich nicht ganz theilen konnte. Ich glaubte eher einen wohlhabenden Diebshehler annehmen zu dürfen, in dessen Händen sich der Hauptwerth der gestohlenen Pretiosen befinde; die jetzt verändert und verstümmelt auftauchenden einzelnen Gegenstände waren meines Erachtens nur Beutenantheile von einzelnen der ausführenden Diebe, die dieselben zugeschieden erhalten hatten und, da sie solche nicht leicht als verarbeitetes Silber verkaufen konnten, dieselben hatten umarbeiten lassen. Ich hoffte und wünschte jedoch, diese einzelnen Verkäufer möchten und könnten später Handhaben abgeben, um zur Hauptsumme zu gelangen. Ich hütete mich aber wohl, diese Muthmaßung schon jetzt auszusprechen, bevor ich genauere Indizien dafür habe; daher behielt ich meine Hypothese für mich und arbeitete in ihrem Sinne einstweilen auf eigene Faust, wenn auch nicht eben mit sehr ermuthigendem Erfolg.

Ich kann mich nicht mehr genau entsinnen, wie viel Zeit vergangen war zwischen meiner ersten Bekanntschaft mit Miß Valerie de Vermont in dem Bureau von Simpson und unserer zweiten Begegnung, die unter folgenden, nicht minder merkwürdigen Umständen stattfand. An einem schönen Abend nach zehn Uhr lehnte ich an einem Laternenpfosten an der Ecke von St. Jamesstreet und Pall-Mall, als ich ein hochgewachsenes Frauenzimmer dichtverschleiert, raschen Schrittes gegen mich herankommen sah. Auf den ersten Blick hielt ich sie für Emmy Rolando, aber ein zweiter Blick überzeugte mich von meinem Irrthum, denn diese trieb ihr Geschäft nicht auf diese Weise. Das Frauenzimmer blieb, unmittelbar ehe sie in meine Nähe kam, vor einem vorübergehenden Herrn stehen; ich konnte jedoch nicht verstehen, was sie ihm sagte. Ich bemerkte nur soviel, daß nach einem sehr kurzen Gespräch der Herr sich mit einem kecken Blicke abwandte und das Frauenzimmer weiter rannte, denn anders wüßte ich ihren hastigen unsichern Gang nicht zu bezeichnen.

In diesem Augenblicke ward meine Neugierde, die das Frauenzimmer rege gemacht, durch einen rasch vorüberfahrenden Wagen gefesselt — wir Polizeileute haben unsere Augen überall und müssen oft zwanzig Fäden zugleich in Händen halten, damit uns nicht ein Fang entweiche, während wir den anderen machen — ich sage also, meine Aufmerksamkeit ward durch ein Cab gefesselt, in welchem eine Dame saß, die mit einem Herrn in lebhaftem Gespräche war. Ich verfolgte die Spur derselben schon seit Monaten und jetzt hatte ich sie gefunden. Das Cab fuhr jedoch so rasch, daß ich mir nur die Nummer merken konnte, um später mit dem Cabführer mich in's Einvernehmen setzen zu können. Ich wandte meine Aufmerksamkeit deßhalb wieder der verschleierten Dame zu und schritt rasch aus, in der Hoffnung, die Andere einzuholen. Sie mochte auch nicht weit gekommen sein, denn nach wenigen Minuten sah ich sie mit derselben Eile wieder gegen mich herankommen, wobei sie mehrere gutgekleidete junge Herren ansah. Endlich erreichte sie mich und ich trat ihr absichtlich in den Weg, in der Erwartung, sie werde mich anreden. Hierin täuschte ich mich auch nicht, denn sie näherte sich mir in ihrer ungestümen nervösen Weise, legte ihre Hand auf meinen Arm, näherte ihr Gesicht meinem Ohr und fragte mit bebender Stimme: „Haben Sie fünf Pfund in der Tasche?"

„O ja," versetzte ich, „so viel und noch mehr; aber was geht Sie mein Geld an; ich habe keine Zeit, mich aufzuhalten!"

Sie rückte rasch und mit bebender Hand ihren Schleier bei Seite, und zeigte mir die Züge von — Valérie de Vermont!

Ich habe in meinem Leben schon manche Ueberraschungen gehabt, jedoch nie zuvor in solchem Maße, wie in diesem Augenblick, denn unter allen Frauenzimmern in diesem großen Babylon hätte ich dieses Mädchen am wenigsten an einem so verrufenen Orte zu finden erwartet.

„Nun?" fragte sie mit nervösem Tone und zitternder Stimme, und sah mir begierig in's Gesicht, „haben Sie fünf Pfund übrig?"

Ich nahm mich schnell zusammen und sagte: „O ja, aber was wollen Sie mit den verlangten fünf Pfund?" Damit schritt ich über die Straße hinüber nach dem Thore beim Marlborough House. Sie zog den Schleier wieder vor's Gesicht und folgte mir über die Straße. Als ich das Thor durchschritten, wartete ich, bis sie mich eingeholt hatte, und reichte ihr meinen Arm; sie nahm ihn an und ich fühlte, daß sie am ganzen Leibe zitterte, während sie ihre eigenthümliche Bitte um fünf Pfund wiederholte.

Ich sah sie fest an und sagte: „Miß Vermont, wie kommen Sie ..."

Aber kaum hatte ich ihren Namen genannt, so fuhr sie zusammen, stieß einen unterdrückten Schrei des Schreckens aus, hing sich an meinen Arm und rief hysterisch: „Großer Gott, wohin ist's mit mir gekommen? Wer sind Sie, daß Sie Valerie de Vermont kennen?"

„Beruhigen Sie sich — Sie haben nichts von mir zu befürchten. Vielleicht kennen Sie mich dem Namen nach, denn Jedermann kennt mich, den Inspektor Forrester."

Hätte sie sich nicht stark auf meinen Arm gestützt, so wäre sie zu Boden gesunken. Ihre Kniee wankten unter ihr und ich konnte ihr krampfhaftes unterdrücktes Schluchzen hören, das sie vergebens mit dem auf den Mund gedrückten Taschentuche ersticken wollte.

„O mein Herr, haben Sie Erbarmen!" jammerte sie. „Geben Sie mich nicht der öffentlichen Schmach preis! Ich habe nie an ein solches Verbrechen gedacht, bis diesen Abend ... Ach, wenn Sie Alles wüßten! ..." Die Stimme versagte ihr und sie schüttelte verzweiflungsvoll den Kopf, als könne und wolle sie nicht mehr sagen.

„Wie soll ich mir dieß Alles erklären?" erwiederte ich. „Fürchten Sie nichts von mir. Meine Pflicht ist, Ihnen zu helfen, wenn ich kann, nicht Sie zu verderben. Lassen Sie mich Alles wissen, damit ich zu beurtheilen vermag, wie ich Ihnen am besten helfen kann. Wollen Sie nicht mit mir kommen und mir erzählen, was in aller Welt Ihnen zugestoßen ist, daß ich Sie unter diesen Umständen treffen mußte? Wie ich sehe, erinnern Sie sich meiner nicht mehr!"

„So viel ich mich entsinne, habe ich Sie zuvor niemals gesehen," versetzte sie mit tonloser Stimme, und wagte ihr Auge nicht aufzuschlagen.

„Dennoch habe ich Sie schon gesehen und kenne Sie. Erinnern Sie sich jenes Morgens, wo sie eine große Busennadel mit einem Wappen bei Simpson verpfändeten?"

„Ah, also dieß war es? Sie waren wohl damals dort und sahen den Vorfall mit an. Dann können Sie auch meine gegenwärtige Lage begreifen. Ach, wenn Sie mir helfen können und wollen, so thun Sie es jetzt um's Himmels willen, und ich werde Sie all mein Lebenlang dafür segnen. Ich will mit Ihnen überall hingehen, wohin Sie nur wollen, und will Ihnen Alles gestehen! Gott steh' mir bei, daß ich Ihnen so Vieles zu bekennen habe!"

„Meine liebe Miß, fahren Sie nicht so fort. Gram und Reue fruchten nichts und führen zu nichts Gutem. Vertrauen Sie sich mir an und seien Sie überzeugt, daß ich Alles zu Ihren Gunsten thun werde, was nur in meinen Kräften steht."

Ich hatte mir vorgenommen, die junge Dame auf mein Bureau in Scotland Yard zu führen und mir dort ihre Geschichte erzählen zu lassen; bei reiferer Erwägung aber stand ich um meiner Begleiterin willen davon ab, und führte sie in ein Kaffeehaus in Charing Croß, wo ich mir ein Zimmerchen geben ließ und die Weisung ertheilte, daß ich nicht gestört werden wolle. Hier bat ich meine Begleitung auf einem Stuhl Platz zu nehmen, den ich ihr auf die eine Seite des Tisches gerückt hatte, und sie sank förmlich in denselben, stützte den Kopf in beide Hände und weinte und schluchzte so sehr, daß ich hysterische Krämpfe befürchtete.

Ich sah ein, daß es in ihrem dermaligen Gemüthszustande vergeblich sein würde, ihr Beileid oder Trost zu bieten; ich wollte sie daher ausweinen lassen und ließ einstweilen ein einfaches Abendbrod auftragen. Endlich, als sie ihren Kummer einigermaßen überwunden und sich ausgeweint hatte, schlug sie ihren Schleier zurück und zeigte mir ihr klassisch schönes Gesicht, das allerdings jetzt vom Weinen geschwollen war und einen Ausdruck von Wehmuth und Elend trug, der den Beschauer wahrhaft erschütterte.

„Ach, Mr. Forrester, bemitleiden Sie mich, und verdammen und verachten Sie mich nicht, denn wenn Sie Alles wüßten ... Gott verzeihe mir's!" Damit brach sie von Neuem in ein lautes Weinen aus, das ihr die Erinnerung an die Vergangenheit und die scheinbare Schande der Gegenwart abnöthigte.

Ich ließ sie ganz gewähren und wartete geduldig, bis sie selber wieder im Stande sein würde mir ihre Mittheilungen zu machen. In der That richtete sie sich auch plötzlich auf, wischte sich die Thränen aus den Augen, sah mich aufmerksam an und sagte dann nervös: „Ich glaube fest, — ja ich bin überzeugt, daß Sie ein Mann von Ehre und Bildung sind. Ich bin gewiß, Sie glauben mir, daß ich mich nicht freiwillig zu dem hergeben wollte, an dessen Ausführung Sie mich heute Abend verhinderten — zu dem Verderben von Leib und Seele!"

„Nein, auf mein Wort, ich traue Ihnen eine solche Gesunkenheit nicht zu, Miß Vermont. Ich gestehe Ihnen offen, daß einige Aeußerungen des Herrn Simpson über Sie, nachdem Sie sein Bureau verlassen hatten, mein Interesse für Sie anregten. Ich gestehe sogar offen, Miß Vermont, ich bin schon deßhalb in Ihrem Hause gewesen. Ja," fuhr ich fort, als sie mich hierob erstaunt anstarrte, „ich interessirte mich damals so sehr für Sie, daß ich mir vornahm, mehr von Ihnen zu erfahren und Ihnen wo möglich zu helfen."

„Sie haben unser Haus wirklich besucht?" fragte sie begierig.

„Nicht so eigentlich; ich kam nur bis auf die Schwelle der Hausthüre, unter dem Vorgeben, dort Jemand aufzusuchen, eigentlich aber," setzte ich lächelnd hinzu, als ich sie in ihrer Aufregung sogar ihren Gram vergessen sah, — „eigentlich aber nur, um zu ermitteln, ob Sie Herrn Simpson auch Ihren wahren Namen und Adresse angegeben hätten!"

„Ah so!" sagte sie und schien hievon beruhigt; sie schaute mich einen Augenblick ernsthaft und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an, lächelte dann wehmüthig und bot mir die Hand mit den Worten: „Ich hatte also einen unbekannten, ungeahnten Freund in Ihnen?"

„Das haben Sie noch, Miß Vermont; und nun theilen Sie mir wo möglich alle Ihre Bekümmernisse mit; was Sie mir auch sagen mögen, wird gewissenhaft geheim gehalten werden, und Sie dürfen meiner Versicherung glauben, daß es mein aufrichtiger Wunsch ist, Ihnen zu nützen."

„Dieß glaube ich Ihnen von Herzen, Mr. Forrester!" sagte sie lebhaft, lehnte sich in ihren Stuhl zurück und legte ihre gefalteten Hände in ihren Schooß. „Erinnern Sie sich noch des Bankhauses Barleigh, de Vermont und Hall?"

„Allerdings," erwiederte ich; „es war eine Zeit lang eines der blühendsten, und die Geschäftsnachfolger sind sehr angesehene Leute."

„Mein Vater war ein Theilhaber jenes Hauses," sagte sie.

„Wirklich? Ist dieß möglich?"

„Nicht nur möglich, sondern buchstäblich wahr."

„Halt! nur einen Augenblick Geduld!" rief ich nachdenklich, denn ich wollte mich besinnen. „Ist es wirklich wahr, daß Sie eine Tochter jenes Henry de Vermont sind, der ..."

„Ich weiß, was Sie sagen wollten, aber nicht auszusprechen wagen! Ja, ich bin die unglückliche Tochter jenes Mannes, und habe zwei Brüder, welche noch weniger im Stande sind als ich, für ihren Unterhalt zu sorgen."

Ich war vor Erstaunen vom Stuhl aufgesprungen; sie bemerkte die tiefe Bewegung, worein ihre Worte mich versetzt hatten, warf mir ein wehmüthig dankbares Lächeln zu, das mein ganzes Herz zu ihren Gunsten einnahm, und fuhr fort: „Ja, Mr. Forrester, von meinem unglücklichen Vater haben Sie wohl gehört, aber nie von seinen Kindern — noch weniger vielleicht von seiner Tochter, und ich bin versichert, Sie haben sich wohl niemals träumen lassen, daß Sie je seine Tochter unter solchen Umständen treffen würden, wie Sie mir heute Abend begegnet sind."

Ich antwortete nur durch eine stumme Verbeugung; ihre Mittheilungen klangen kaum glaubwürdig, und doch fühlte ich, daß sie wahr waren.

„Ich versprach Ihnen, Alles zu gestehen, und jetzt, wo Sie mich kennen, soll Ihnen auch nicht das Mindeste mehr verborgen bleiben," fuhr sie schmerzlich bewegt fort. „In der Schreckenszeit der französischen Revolution kam mein Vater, damals noch ein Kind, mit seinen Eltern als Flüchtling nach England. Diese hatten die Trümmer ihres Vermögens mit herüber gebracht, und gaben ihre adeligen Prätensionen auf, um sich mittelst bürgerlichen Erwerbs rechtschaffen fortzubringen. Mein Vater war Kaufmann und betheiligte sich später bei jenem Bankhause, heirathete dann eine Irländerin und lebte mit ihr viele Jahre glücklich und im Wohlstand. Die Stellung meines Vaters als Mitglied eines so angesehenen Bankhauses brachte nothgedrungen ihn und seine Familie in gesellige Berührung mit den wohlhabenden und vornehmen Kreisen der Hauptstadt. Er lebte auf einem Fuße, der seinem Vermögen und Stande entsprach, und hielt offenes Haus für Alle, die ihm bekannt und empfohlen waren. Mir, die ich lange das einzige Kind meiner Eltern war, kam jeder Vortheil zu, den die Stellung meiner Eltern mir nur in Erziehung und Bildung geben konnten. Die ersten Lehrer besorgten meinen Unterricht, und mein Vater behandelte mich in Allem mit der größten Freigebigkeit. Als ich das entsprechende Alter erreicht hatte, ward ich in die Gesellschaft eingeführt, worin ich mir bis jetzt, aber Gott weiß mit welchen Opfern," setzte sie schmerzlich hinzu, als sie meine Verwunderung bemerkte, — „meine Stellung erhalten habe, — mit Opfern, die mich beinahe an den Rand ... O Gott!" stammelte sie und barg das Gesicht in die Hände.

„So ging es uns ganz gut," fuhr sie nach einer Weile fort, „bis vor einigen Jahren mein Vater in die Netze einer Bande von adeligen und vornehmen Betrügern und Schwindlern fiel, die ihm Geschmack am Spiele beibrachten. Es waren Leute aus der vornehmen und fashionablen Welt, Männer von berühmtem Namen darunter. Allmälig war das Spiel eine Alles beherrschende Leidenschaft bei meinem Vater, und die Folge davon war, daß er bei Crockford und in anderen fashionablen Spielhöllen sein ganzes Vermögen verlor — beziehungsweise darum betrogen wurde. Er hörte nicht eher auf, als bis er Alles, Alles verspielt hatte, was er nur sein nannte. Dann übermannte ihn die Verzweiflung — das Weitere werden Sie so gut wissen als ich.

„Die Untersuchung seiner Hinterlassenschaft ergab, daß sein ganzes Besitzthum weit über seinen wahren Werth verpfändet und er selber so tief in Schuldverbindlichkeiten verwickelt war, daß für seine Familie gar nichts mehr übrig blieb, als der Zeitpacht des Hauses, worin er gewohnt hatte, und seine Hinterlassenen nun ein bloßes Obdach und nichts weiter fanden. Des Vaters Associés waren über seine Handlungsweise so empört, daß sie nichts mehr mit uns zu schaffen haben wollten; nur ein einziger Freund war uns verblieben, der uns nicht für unseres Vaters Vergehen und Fehler büßen ließ. Aber er war in Indien. Meine Mutter besaß Juwelen und Silbergeschirr — Familienreliquien von großem Werth; außer diesem aber und dem Meublement unseres Hauses, das ihr Vater bei der Verheirathung gekauft hatte, konnten wir absolut nichts mehr unser eigen nennen. Es währte nicht lange, so begann der furchtbare und plötzliche Schreckensschlag seine Wirkungen auf meine Mutter auszuüben, und ich konnte zuweilen bemerken, daß sie nicht ganz bei vollen Geisteskräften war und irre redete, bis sie endlich in einen Zustand hoffnungslosen Blödsinns versank. Die gesammte Sorge für Alles, sogar für meine hülflosen jüngeren Brüder, lag nun auf meinen Schultern, und was noch schlimmer war, auf mir lag auch die Verpflichtung (denn dafür hielt ich es), den Anschein unserer früheren Verhältnisse aufrecht zu erhalten. Damals begann jener entsetzliche Kampf zwischen Stolz und Armuth, von welchem Sie, mit aller Ihrer Erfahrung, sich keinen Begriff machen können. Glauben Sie mir, Mr. Forrester, ich habe manche liebe Nacht in Abendgesellschaften zugebracht und

meine Mutter einstweilen unter der Aufsicht einer Magd gelassen, während mein Herz mir beinahe vor Kummer zerspringen wollte, und manches Lächeln verzog meine Lippen, welches nur dazu dienen sollte, den in meinem Innern gährenden Kampf zu verhehlen. Das wenige baare Geld, welches uns nach des Vaters Tode verblieb, war bald aufgezehrt, so sehr es auch meine Mutter beisammen hielt, und nun mußte ich meine Zuflucht zu Mr. Simpson nehmen. Zuerst verpfändete ich bei ihm einiges von unserem Familien-Silbergeschirr, dann Juwelen, und so schwand ein Schatz um den andern aus unseren Händen in der schönsten Hoffnung, irgend ein Glücksfall möchte unsere Lage unseren wohlhabenden Verwandten in Frankreich bekannt machen, damit sie uns aus unserer verzweiflungsvollen Lage reißen und wieder in den Stand setzen möchten, auf jenem Fuße zu leben, dessen Anschein zu behaupten mir so viele furchtbare Leiden und Opfer verursacht hatte. Sie sagten mir, Sie seien Zeuge gewesen, wie ich jene Busennadel verpfändete?"

„So ist es, Miß Vermont; damals sah ich Sie das erste und einzige Mal vor heute Abend!"

„Bitte, erinnern Sie mich nicht an diese zweite Begegnung!" versetzte sie mit einem Schauder, während eine dunkle Schamröthe auf ihrer Wange brannte. „Vergessen Sie sie, denn ich werde den lieben Gott flehentlich bitten, er möge sogar die Erinnerung daran für immer aus meinem Geiste auslöschen. Können Sie mir, nach dem, was ich Ihnen gesagt habe, nun glauben, Mr. Forrester, wenn ich Sie versichere, daß wir oft Tage lang absoluten Hunger gelitten haben?"

Ich blickte erstaunt auf und sie fuhr fort: „Hören Sie mich zu Ende! Nicht der Hunger gab mir den unseligen Gedanken ein, über dessen versuchter Ausführung Sie mich betrafen. Nein, lieber wäre ich zuerst verhungert; denn ich fühle, daß ein ferneres Leben nach verlorner Tugend, nachdem man erst das Spielzeug geldstolzer Libertins gewesen, und dann von ihnen mit Füßen getreten wurde, fürwahr eigentlich eine Höllenpein auf Erden wäre. Ein reinerer und edlerer Drang trieb mich zu jenem thörichten Opfer. Meine arme, theure Mutter, die ihrem Lebensziele nahe gekommen zu sein scheint, ist wieder bei voller Besinnung und schreit unablässig nach jener Busennadel, einem alten Erbstück unserer Familie, welches zugleich das erste Geschenk war, womit mein Vater sie nach der Verlobung erfreute, und das sie deßhalb höher hielt, als alles Andere, was sie besaß. Ihr Jammer über den vermeintlichen Verlust dieses Kleinods machte mich beinahe wahnsinnig, ja es muß wirklicher Wahnsinn gewesen sein, der mich ergriffen hatte, denn noch jetzt tönt mir ihre Stimme in das Ohr, wie sie bat und wimmerte, nur noch ein einziges Mal jene kostbare Reliquie sehen zu dürfen, jenes Andenken an meinen Vater, ihr Theuerstes in der Welt.

„Es war mir unerträglich, sie stets nach jener Busennadel verlangen zu hören und dabei zu wissen, daß sie außer dem Bereich der Möglichkeit für mich lag. Endlich stürzte ich aus dem Hause, rannte in die Straße hinaus, wußte kaum was ich that oder wollte, und hatte doch das furchtbare Bewußtsein, daß ich im Begriff stehe mich in den Abgrund des Lasters zu stürzen, um meiner sterbenden Mutter den letzten Herzenswunsch zu erfüllen! — In dieser Gemüthsstimmung und Lage fanden Sie mich, ich verehre darin einen Akt der Vorsehung, daß Ihre Anwesenheit mich vom Verderben errettete und mir theilweise meine Besinnung wiedergab. Ich versichere Sie, Mr. Forrester, wir alle leiden an dem Unentbehrlichsten Mangel. Meine Brüder sind nun hoffentlich zu Bett und eingeschlafen, aber sie sind hungrig zu Bette gegangen. Ich habe heute noch keinen Bissen gegessen, und meiner unglücklichen Mutter, welche von jeher an ein Leben voll Luxus gewöhnt war, mangelt es an den gewöhnlichsten Lebensbedürfnissen. Und trotzdem bin ich überzeugt, daß sie und meine Brüder lieber verhungert wären, als erfahren hätten, was Sie heute Abend erfahren haben."

Anfangs hatte mir Miß Vermont ihre Leidensgeschichte mit ziemlicher Fassung erzählt; allein je mehr sich ihre Darstellung dem Schlusse näherte, desto mehr hob sich allmälig ihre Stimme, desto rascher, hastiger und nervöser stieß sie ihre Worte hervor, und ihre letzten Aeußerungen tönten beinahe wie ein wilder Schrei, so furchtbar war sie aufgeregt. Als sie geendet hatte, barg sie ihr Gesicht in den Händen und brach wieder in ein Weinen und Schluchzen aus. Einige Minuten lang blieb ich ganz ruhig sitzen und dachte über diese sonderbare Enthüllung nach; allein es war nun keine Zeit zum Grübeln, sondern zum Handeln; ich klingelte daher und bestellte einige weitere Speisen, da sie Anfangs jede Erfrischung abgelehnt hatte. Es kostete mich die größte Mühe sie zum Essen zu bewegen. Sie wolle, sagte sie, nichts vor ihrer Mutter und ihren Brüdern voraus haben, die ebenfalls hungern müßten. Endlich gelang es mir doch, ihr begreiflich zu machen, daß sie nothgedrungen essen müsse, um sich den Ihrigen zu erhalten, weil ja die Sorge für alle nur auf ihren Schultern liege. Nachdem sie einige Bissen gegessen und eine Tasse Thee getrunken hatte, erklärte sie, sie fühle sich weit besser, daher nahm ich meinen Hut und schickte mich zum Gehen an.

„Ich werde Sie jetzt nach Hause begleiten, Miß Vermont," sagte ich zu ihr. „Es ist hohe Zeit, daß Sie heimkehren, um Ihrer Mutter willen. Jene Busennadel soll Ihre Mutter morgen zu sehen bekommen."

„Ist dieß Ihr Ernst?" fragte sie mich begierig, stand auf und wischte sich die Augen.

„Mein Wort darauf."

„O, wie soll ich Ihnen dafür danken und Sie segnen! Mama kann nun im Frieden sterben, und was mich anlangt . . ." sie konnte nicht vollenden und schüttelte nur kummervoll das Haupt.

„Davon jetzt kein Wort, Miß. Kommen Sie, ich werde Sie heimbringen, wenn es Ihnen gefällig. Es ist schon spät, und für Sie weder rathsam noch schicklich allein zu gehen!"

Sie schlug den Schleier herunter und folgte mir schweigend aus dem Kaffeehaus auf die Straße. Hier rief ich ein Cab an, in welches wir stiegen und sogleich nach ihrer Wohnung fuhren. Wir sprachen auf der ganzen Fahrt kein Wort, denn sie war allzutief in ihre eigenen traurigen Gedanken vertieft, und in mir wirkte noch die Verwunderung und das Staunen über das, was ich gehört hatte. Endlich hielt das Cab.

„Wir sind zur Stelle, Mr. Forrester," sagte sie aussteigend. Wir stiegen mit einander die Stufen vor dem Hause hinan, und sie öffnete die Thüre mit einem Hauptschlüssel. Eine Lampe brannte in dem Flur und verbreitete gerade so viel Helle, um mich bemerken zu lassen, daß der Flur ganz anständig möblirt war. Ein reichverzierter Hutständer auf der einen, ein schön geschnitzter eichener Stuhl auf der andern Seite der Thüre, die Treppen mit Teppichen belegt, — das Alles hatte gar nicht das Aussehen von jener Armuth, die sie mir beschrieben hatte.

Erstaunt wandte ich mich zu ihr um, aber sie erwiederte meinem Blick mit dem alten wehmüthigen Lächeln, und bat mich, ihr die Treppe hinauf zu folgen, was ich denn auch that. Als wir den Treppenabsatz erreichten, sah ich oben im ersten Stocke eine Talgkerze in einem gewöhnlichen Blechleuchter auf einem tannenen Stuhl ohne Lehne stehen. Sie zündete die Kerze an und löschte die Lampe aus. Und als ich mich umsah, so gut es der schwache Schein der Talgkerze erlaubte, konnte ich unterscheiden, daß außer dem alten Stuhl und Leuchter nirgends auch nur eine Spur von Möbeln zu sehen war. Der nackte Boden und die kahlen Wände gaben dem Gelassen ein Ansehen von Traurigkeit und Oede, welches mich eiskalt durchrieselte. Wie ich so in stummer Ueberraschung dastand, legte sie mir die Hand auf die Schulter und sagte leise: „Außer dem, was Sie gesehen haben, ist auch nicht die Spur von Möbeln mehr im Hause. Meine Mutter schläft auf dem Fußboden in einem ärmlichen Bett, und meine beiden Brüder haben nicht einmal so viel. Begreifen Sie mich nun, Mr. Forrester?"

„Vollkommen," erwiederte ich; denn ich verstand nun, welche große Opfer dem Stolz und dem Schein gebracht worden waren, die paar Möbeln auf dem Flur waren nur stehen gelassen worden, um die etwaigen Besucher des Hauses zu täuschen, so daß sie die Bewohner wo nicht für reich, so doch für Leute von behäbigern Auskommen hielten.

„Wollen Sie meine Mutter sehen?" flüsterte meine Führerin mir zu.

„Nein, heute Abend nicht mehr. Der Anblick eines Fremden könnte sie zu ihrem Schaden aufregen und beunruhigen. Ich habe Ihnen meinen aufrichtigen Dienst versprochen, aber ich will Ihnen denselben nach meiner eigenen Weise leisten. Ich glaube nun Alles, was Sie mir gesagt haben, selbst den bittern Mangel, mit welchem Sie kämpfen. Nehmen Sie dieß, und schaffen Sie damit das Nöthigste für Ihre Mutter herbei; aber vergessen Sie sich selbst nicht, denn Sie müssen bedenken, daß das Leben Ihrer Mutter nur von Ihrer Kraft abhängt. Morgen früh um zehn Uhr werde ich Sie wieder besuchen und Ihnen die Busennadel bringen, und wir wollen dann wegen Ihrer Zukunft berathschlagen."

„Ich kann Ihnen jetzt nicht so danken, wie ich sollte, Mr. Forrester, aber ich werde mir später alle Mühe geben, es zu thun. Mein Gebet soll stets Ihres Wohlwollens vom heutigen Abend dankend gedenken." Und ehe ich es hindern konnte, ergriff sie meine Hand, zog sie an ihren Busen und ihre Lippen und drückte einen innigen Kuß darauf. Mit Widerstreben verließ ich dieses öde Haus, denn ich fühlte, wie unendlich mehr noch für seine unglücklichen Bewohner gethan werden mußte. Als ich wieder auf der Straße stand, war mir, als ob ich aus einem ängstlichen Traume erwachte, denn ich vermochte kaum an die Wahrheit dessen zu glauben, was ich gesehen und gehört hatte.

Am andern Morgen in aller Frühe besuchte ich Mr. Simpson, und bat ihn, mir die Busennadel zu leihen. Dieß hatte keinen Anstand, nachdem ich mich dafür verantwortlich gemacht hatte, daß sie in einigen Tagen wieder zurückgegeben werde. Er schien sehr begierig den Grund zu erfahren, weßhalb ich die Nadel verlange, allein ich hütete mich wohl, ihn mit den Begebenheiten des jüngstvergangenen Abends bekannt zu machen.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde machte ich Miß Vermont meine Aufwartung; ihr Auge blitzte vor Freude, als ich ihr das so werth gehaltene Familiengeschmeide reichte mit den Worten: „Hier! Ich habe Ihnen mein Versprechen gehalten und mein Wort verpfändet, daß es in acht Tagen wieder zurückgegeben werden soll."

„Dieß soll auch geschehen," sagte sie, nahm die Busennadel und drückte sie an ihre Lippen. „O, wie kann ich Ihnen danken? Was kann ich Ihnen thun, um meine Dankbarkeit zu beweisen?"

„Ueberwinden Sie Ihren Stolz, Miß Vermont; machen Sie Ihre wahren Freunde mit Ihrer wirklichen Lage bekannt; schicken Sie sich in die Umstände, so demüthigend, beschränkt und unglücklich dieselben auch sein mögen, und bedenken Sie, daß Sie sich gelassen in das fügen müssen, was Sie vorerst nicht ändern können. Sie haben durchaus kein Recht, Ihren Brüdern oder sich selbst die allerdringendsten und gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse zu versagen, bloß um einen hohlen Schein, einen falschen thörichten Hochmuth aufrecht zu erhalten! — Pflicht, Menschlichkeit, Ehre, Pietät, kurzum jedes Gefühl, das ein stolzes Mädchen von richtigem Gefühl und edlem Charakter beseelen sollte, — und für ein solches Mädchen halte ich Sie, meine theure Miß — gebietet Ihnen dieses Opfer, und Sie müssen es bringen. Versprechen Sie mir, daß Sie dieß thun wollen!"

Sie zauderte einen Augenblick und wechselte die Farbe; endlich richtete sie den Kopf in die Höhe, blickte mir mit ihren großen, treuen Augen in's Gesicht und sagte: „Ich kann es Ihnen nicht abschlagen; ich verspreche Ihnen, daß ich es thun will!"

„Und ich bin überzeugt, daß Sie halten werden, was Sie versprochen haben. Vergessen Sie nicht, daß die Busennadel mir wieder zurückgegeben werden muß, und wenn Sie mir dieselbe bringen, hoffe ich, zu vernehmen, wie treu Sie Ihr Wort gehalten haben."

Da ihr sehr viel daran gelegen war, das Kleinod ihrer Mutter zu bringen, so hielt ich sie nicht länger auf, und verabschiedete mich, nachdem sie mich ihrer innigsten Dankbarkeit versichert hatte.

4.

Zwei oder drei Tage nach diesem Vorfall hatte ich Amtsgeschäfte in Leadenhallstreet zu besorgen, und trat gerade aus einem Magazin, mit dessen Besitzern ich eine Unterredung gehabt hatte, um die Identität einer Anzahl gestohlener Waaren herzustellen, als mein Auge auf drei Individuen fiel, die auf der entgegengesetzten Seite der Straße gingen. Ihr Anblick versetzte mich sogleich in einige Aufregung, denn es waren zwei Bursche, welche meine Aufmerksamkeit längst beschäftigten: Mr. de Charbonnel und Mr. Arthur Todgers. Mit ihnen war ein Dritter, welchen ich unschwer an Bart und Anzug für einen Franzosen erkannte. Er war ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, dichtem, dunklem Vollbart, in den sich jedoch schon etwas Eisengrau mengte, stark gerötheter Nase und einem scharfmarkirten Gesichte, dem alle Laster und Leidenschaften ihre tiefen Spuren aufgedrückt hatten, — eine Erscheinung, welche schon mein amtliches Interesse angeregt haben würde, hätte ich ihn auch nicht in solch' verdächtiger Gesellschaft gesehen. Seine Kleidung war nicht gerade unelegant, aber nicht sehr reinlich, und vielleicht absichtlich fahrlässig; ein Vogel, der leicht wieder zu erkennen war, weil sich seine ganze Erscheinung dem Gedächtnisse einprägte. Alle drei gingen mit einander bis zu einem Magazin, welches als Spezialität alle Arten von Werkzeugen für Silber- und Goldschmiede, Juweliere, Graveurs und Uhrmacher führt. Hier blieben sie einen Augenblick vor der Ladenthüre stehen, während der Fremde ein Notizbuch herausholte und die Firma über der Thüre mit einer Notiz in seinem Taschenbuche verglich, worauf er noch einige Worte mit den beiden Anderen wechselte. Charbonnel trennte sich nun von ihnen und ging die Straße hinauf in der Richtung von Holborn, Todgers aber und der Fremde traten in den Laden. Dieß regte meine Neugier in hohem Grade an, und nachdem ich einige Zeit auf dem Trottoir vor dem Laden auf und nieder gegangen war und gelegentliche Blicke hineingeworfen hatte, trat ich selbst ein und verlangte einige feine Feilen und Laubsägen zu kaufen, eigentlich aber nur meine beiden Vögel näher zu betrachten. Ich sah, daß sie um eine ganze Menge Werkzeuge feilschten, wobei Todgers den Dolmetscher machte und der Franzose seine Auswahl traf und Bestellungen machte. Glücklicherweise waren so viel Kunden im Laden, daß ich sie ohne Aufsehen beobachten konnte. Nachdem ich mich über den Zweck ihres Besuchs vergewissert, verlangte ich den Prinzipal zu sprechen und ward sogleich in dessen Comptoir geführt. Diesem gab ich mich zu erkennen, setzte ihn über den Zweck meines Besuchs in's Klare und bat ihn, mir nur ohne Aufsehen Gewißheit darüber zu verschaffen, was für Werkzeuge der Franzose einkaufe. Augenblicklich ward der vertraute Commis hinausgeschickt und brachte mir binnen Kurzem die Nachricht: der Franzose kaufe einen beinahe vollständigen Juweliers- und Goldschmiede-Handwerkszeug für drei oder vier Personen, und bezahle mit englischen Banknoten. Dieß war mir genug; dankend empfahl ich mich und ward vom Prinzipal selbst hinaus bekomplimentirt, als ob ich einer seiner besten Kunden wäre. Todgers und sein Gefährte schienen mich nicht bemerkt zu haben, — sie waren noch tief im Einkauf begriffen. Mein erster Gang war auf die nächste Station, wo ich mir einen unserer Leute zur Begleitung ausbat und ihn beauftragte, mir zu folgen und die beiden Personen, die ich ihm bezeichnen würde, sogleich unter besondere Kontrole zu nehmen. Ich führte ihn an den bezeichneten Laden, zeigte ihm durch die Fenster meine Leute, und hieß ihn am andern Morgen einen Bericht über die Ergebnisse seiner Nachforschungen an den Oberinspektor in Scotland Yard einzusenden. Ein Mensch, den ich mit Charbonnel Arm in Arm gesehen, war mir verdächtig; noch mehr nährte meinen Argwohn die Erscheinung des Franzosen selbst, und auffallend war mir, daß gerade dieser Mensch einen Juwelier-Handwerkszeug für mehrere Personen einkaufte, obschon hierin im Grunde nichts Verdächtiges lag. Ich weiß nicht, warum mir dieser Mensch fatal erschien; aber wir Polizeileute sind in der Physiognomik Empiriker und haben eine gute Nase für Spitzbuben. Ob ich mich getäuscht, wird die Folge zeigen.

Im Vorübergehen sprach ich bei meinem Ward vor, um mich zu erkundigen, ob nichts Neues verlaute wegen des Juwelendiebstahls, und wie jüngst die Geschichte mit den Silbertellern abgelaufen. Ward hatte alle seine Bemühungen, jene Dame zu entdecken, vereitelt gesehen; das Cab hatte bis nach Mitternacht in Gloucesterstreet gewartet, ohne daß Jemand es angehalten oder sich ihm genähert hätte. Auch waren in der ganzen Nachbarschaft gar keine verdächtigen Personen bemerkt worden. Sicherlich war daher das Cab und sein Erscheinen in Gloucesterstreet nur ein Signal für die Mitschuldigen der Dame gewesen, um sie zu warnen oder von dem Mißlingen des Streichs in Kenntniß zu setzen.

„Die Birne ist noch nicht reif — wenn sie reif ist, wird sie selber abfallen," sagte Ward. „Einstweilen habe ich mein Auge auf Ned Spurgeons, der ganz ungewöhnlich flott ist, irgend etwas muß geschehen sein, was die Handhabe dazu bieten kann, um ihn bald ‚faul' zu machen."

„Kennt Ihr einen gewissen Monsieur de Charbonnel?" fragte ich Ward.

„Den kleinen französischen Industrieritter mit den krummen Beinen, den Spieler, den ‚Louis' von Amy Fairley, der uns ja hinlänglich bekannt ist?" rief er. „Ei gewiß, kenne ich ihn, schon seit mehreren Jahren. Anfangs trieb er sich im Westend herum und sammelte Subskriptionen auf Vorlesungen über französische und italienische Dichter, die er halten wollte und vielleicht auch gehalten hat. Hernach sah ich ihn in Rimbeco unter den Lakaien und Reisekurieren; dann kannte ich ihn als den ‚Hausfreund' einer dicken Wittwe, die ein Gasthaus in Chiswellstreet, Finsbury Square, hielt, und nun ist er ein ganz gemeiner Gauner, der es hauptsächlich auf junge Mütter abgesehen hat, um sie in Gemeinschaft mit seiner schmucken Dirne auszuplündern. Er hat bei uns Einiges auf dem Kerbholze, das ihm bei günstiger Gelegenheit eingetränkt werden soll."

„Und Amy? Habt Ihr sie nicht auch auf der Liste, Ward?“

„O ja, gewiß. Vor ungefähr drei Monaten verlockte sie einen jungen Russen aus gutem Hause, machte ihn betrunken und stahl ihm seine Uhr und Brieftasche. Er kam am Morgen zu mir und klagte seine Noth. Einer meiner Leute hatte die Dame erkannt, die er mit sich im Cab gehabt hatte, und so holten wir die Brieftasche und Uhr bei Amy ab, ehe sie noch den Kreditbrief auf Borrag benutzt hatte, der darin lag. Ein paar Fünfpfundnoten abgerechnet, erhielt unser Petersburger seine Effekten wieder und wollte nicht klagen, damit sein Name nicht in den Zeitungen genannt würde, und so kam es nicht zur Verhandlung vor der Court; aber sie mußte mir unterschreiben, daß sie dem Herrn N. N. für gestohlene Banknoten zwanzig Pfund schulde, und so hab' ich sie am Fädchen, wenn sie mir 'mal Sprünge macht.“

„Bravo, Ward, dieses Kunststück will ich mir merken. Das kann in ähnlichen Fällen sehr gute Dienste leisten. Und nun laßt Euch eine Mittheilung über jenen Charbonnel machen, die möglicherweise von Interesse sein kann!“

Ich erzählte ihm mein Zusammentreffen mit den Dreien und bat ihn, mich gelegentlich auf dem Laufenden zu erhalten über den Spieler.

Am andern Morgen erhielt ich einen Bericht durch unseren Chef von dem Agenten, den ich dem Franzosen und Lodgers nachgeschickt hatte, etwa folgenden Inhalts:

„3 Uhr 10 Minuten vor M's Magazin, Leadenhallstreet Wache angetreten, 3 Uhr 30 Minuten den bezeichneten Herren gefolgt; beide trugen Pakete; Cornhill hinauf, Princesstreet, Moorgatestreet, Finsburyplace &c., treten in ein kleines französisches Hotel in Providencestreet, holten einen Koffer, nahmen ein Cab und fuhren nach Little-Suttonstreet, Goswell, wo sie bei Nr. — hielten und ausstiegen; von dem Mädchen erfahren, der bärtige Franzose habe das erste Stockwerk mit vier Zimmern gemiethet. 5 Uhr 42 Minuten, beide Herren wieder ausgegangen, an der Ecke von Aldergate und Barbican in einen Omnibus gestiegen, zur ‚Bank‘ gefahren, von da nach ‚Southern Croß‘, einem Speisehause, wo sie einen andern kleinen Franzosen mit schwarzem Schnurr- und Knebelbart abholten, dann zu Fuße nach einem Kofferhause in Maiden-Lane, wo sie speisten. Engländer traktirt die Andern; 8 Uhr 20 Minuten kommt ein Dienstmädchen, bringt dem kleinen Franzosen ein Briefchen. Alle drei gehen in ein benachbartes Haus Nr. —, wo sie bleiben bis 12 Uhr 18 Minuten. Engländer und großer Franzose trennen sich in Broadstreet; Engländer biegt nach Oxfordstreet, Franzose nach High-Holborn ein, wo er sich bei Policemen und Nachtwächtern zurecht fragt, bis er Little-Suttonstreet erreicht hat, wo er seine Wohnung aufsucht. Heute Morgen 8 Uhr, ein Messingschild neben der Thüre: ‚J. Jaffard, Juwelier und Graveur. Es wird französisch gesprochen.‘ Der große Franzose ist Mr. Jaffard. 8 Uhr 40 Minuten noch nicht ausgegangen.“

Dieß genügte mir einstweilen.

(Fortsetzung folgt.)



Die Himmelszeichen von Löffler. VIII. Die Zwillinge (Mai).

Zwei finnische Städte.

II.

Sweaborg.

Bei schönem Wetter braucht das von Abo nach Helsingfors fahrende Dampfschiff ungefähr 16 Stunden, während eines Sturmes, der zwischen den Scheeren natürlich doppelt gefährlich ist, viel länger. Bei Sonnenschein und blauem, unumwölktem Himmel ist die Scheerenfahrt überaus reizend und angenehm. Tausende von diesen kleinen Felseninseln ragen über die Meeresoberfläche; viele sind mit saftigen Wäldern oder mit düsteren Tannen bewachsen, andere sind ganz kahle Klippen und der Gegensatz zwischen beiden erhöht nur die malerische Wirkung. Selten sind die Scheeren bewohnt, außer von wilden Wasservögeln, und eine einsame, am Gestein stehende Fischerhütte, vor welcher die Netze zum Trocknen ausgehängt sind, erblickt man nicht oft vom Bord des Dampfers, der rüstig seine blaue Wellenbahn durchfurcht. Manchmal verschwinden die Scheeren fast ganz, man gelangt dann in ein breiteres Fahrwasser, bis neue Klippen abermals enge Wasserstraßen bilden; freier und mehr den Charakter eines Kanals verlierend wird das große Fahrwasser vor Helsingfors, dessen Hafen das

(Fortsetzung S. 538.)



Sweaborg in Finnland.

Des Herrn Mudicke's Leiden, Kuren und Genesung.

Eine Historie in Bildern von Raymond de Baux.



Der Rentier und Junggeselle Hr. Mudicke hat mit seiner Haushälterin Dorothea eine neue Wohnung bezogen. Er erfreute sich bisher einer guten Gesundheit, aber schon in der ersten Nacht verhindert ihn eine unerklärliche Aufgeregtheit am Schlafen. Schlaflos und mißgestimmt klagt er dieß Dorotheen, bei welcher bange Ahnungen aufsteigen.



In der zweiten Nacht: Schlaflosigkeit unter ähnlichen Symptomen. Man beschließt einen Arzt zu holen. — Der berühmte Allopath, Sanitätsrath Dr. Severus, prüft den Kranken, und tröstet denselben mit der deutschen Redensart „parturiunt in mora" — Der Dr. verordnet dem Patienten einen Aderlaß, Senfteig auf die Waden, spanische Fliegen und Kneipp, Blutegel an die Schläfe und ein starkes Infusum von Jalappa, alle halbe Stunde einen Eßlöffel voll. — Herrn Mudicke geht dabei die Pfeife aus. —



Die vom Sanitätsrath Dr. Severus verordneten Mittel werden mit größter Gewissenhaftigkeit den Tag über angewendet, und ihre Wirkung läßt nichts zu wünschen übrig. — Hr. Mudicke würde schon sicher in der nächsten Nacht den verlorenen Schlaf wiederfinden, wenn nicht kritische Erscheinungen sein zu Bettegehen verhinderten und ihn unausgesetzt in Bewegung erhielten. Dorothea hat noch immer Ahnungen.



Obgleich Hr. Mudicke in Folge dieser allopathischen Behandlung sehr matt geworden ist, so findet sich doch der heilsame Schlaf nicht ein. — Man beschließt, den berühmten Homöopathen Dr. Similis zu konsultiren, er verordnet dem Leidenden ein Glaströpfchen mit Streukügelchen, deren eines in einem Quart Wasser aufgelöst werden soll. Die Handhabung der Streukügelchen bereitet unerwartete Schwierigkeiten.



Die Schlaflosigkeit weicht nicht. — Ein berühmter Magnetiseur, bei dessen öffentlichen Vorträgen alles eingeschlafen, scheint der rechte Mann. Er wird geholt und beginnt seine Manipulationen. Nachdem er dem Rentier eine halbe Stunde mit den Händen um der Nase herumgefahren, wird derselbe schwindlig und schläft ein. — Der Magnetiseur erhält sein Honorar; in der folgenden Nacht prickelt es wieder in allen Gliedern.



Man will es mit den electrischen Strömungen versuchen. — Ein Heilkünstler dieser Art wird mit seinem Apparat herbeigerufen. Die Prozedur beginnt, und bald sieht sich Hr. Mudicke genöthigt, die seltsamsten Sprünge auszuführen, nach denen er zwar ermüdet einschläft, aber um so erregter aufwacht.



Hr. Mudicke beschließt, einen vierzehntägigen Cursus in der Wasserheilanstalt durchzumachen. — Bei allseitigen Brausen und Douchen erinnert er sich, einmal gelesen zu haben, daß der Mensch nicht zu den Amphibien gehört. Zwar bemerkte er mit Vergnügen, daß er während des Traumspirirens in der Anstalt sehr schön schläft; aber die Nächte in seinem Bett bleiben ruhelos. —



Hr. Mudicke wird desperat und fragt einen Geistlichen, welche Art von Selbstmord am wenigsten sündlich wäre. — Der Geistliche ist ein Anhänger der schwedischen Heilgymnastik, er räth dem Rentier, es damit zu versuchen, und leiht ihm eine Broschüre, die davon handelt. — Hr. Mudicke kauft Hanteln verschiedenen Gewichtes und macht täglich Anwendung der vorgeschriebenen Bewegungen. Aber bald wirft er dieselben in die Ecke, weil er nach wie vor Nachts nicht schlafen kann.



Der Rentier versucht darauf täglich später nach Hause zu kommen, und dann noch lange aufzubleiben. — Dorothea sieht eines Nachts, ob ihr Herr zu Bette, da entdeckt sie zwar darin nicht ihn, aber etwas anderes, was sie veranlaßt, den Rentier mit lauter Stimme herbeizurufen. — Hr. Mudicke kommt und steht sprachlos vor dem Wunder. — Am anderen Morgen erhält Dorothea, der ein Stein vom Herzen gefallen ist, von ihm drei Gulden und kauft dafür [illegible] echt persisches Insektenpulver! —

felsenfeste Sweaborg mit seinen Feuerschlünden schützt und deckt. Sweaborg liegt nicht auf einem einzelnen, isolirten Felskegel, sondern seine Festungswerke erheben sich auf sieben Inseln, von denen Wargö oder die Wellkinsel die bedeutendste ist und die Hauptwache, Magazine, Docks und die neue Kirche enthält. Die Namen der übrigen Eilande sind: Stora Öster, Swartö mit bedeutenden Werften für Kriegsschiffe, ferner Wester Swartö, Oeresilla, Gustafsvärd und Bareun. Auf allen diesen Inseln sind festungsartige Werke meist in den Fels gehauen oder mit Kasematten versehen, zur Besatzung und Bedienung der Geschütze, welche oft in zwei und drei Etagen aufgestellt sind, reichen in Kriegszeiten 12,000 Mann hin. Zur Erbauung der Werke wurden jährlich eine Million Thaler verwendet, und das Grab des Ingenieurs Grafen Ehrensvärd, welcher die Pläne entwarf und den Bau leitete, befindet sich in Granit gehauen innerhalb der Festung. Sweaborg ist in den Annalen der schwedischen Kriegsgeschichte als Siegesbett des Königs Gustav's III. über die Russen im Jahr 1790 verzeichnet, welch' letzteren es indeß 1808 durch Kapitulation übergeben wurde. Seitdem hat Rußland seine Scheerenflotte in den beiden Häfen von Sweaborg postirt.

Wochen-Chronik.

4. — 11. Mai.

Deutschland. Frankfurt 6. Mai. In der Bundestagssitzung hatte der handelspolitische Ausschuß Bericht über das in Nürnberg vereinbarte Handelsgesetzbuch ab und erklärt sich für dessen unveränderte Annahme von Seiten der Regierungen. — Heidelberg 3. Beginn der Berathungen zum Handelstag. — Karlsruhe 4. Freiherr von Roggenbach wird an Stabels Stelle zum Minister des Auswärtigen ernannt. — Kassel 6. Für die Abgeordnetenkammer werden die zwei früheren Mitglieder Nebelthau und Harnier wieder gewählt. — München 4. Die Reichsrathskammer verwirft sämmtliche Anträge über die kurhessische Verfassungsfrage und erklärt sich damit selbst für inkompetent. Am 7. nimmt sie einstimmig den Gesetzentwurf über die Judenemancipation an. — Berlin 2—5. Debatte des Herrenhauses über die Grundsteuervorlagen. Am 3. Schluß der Generaldiskussion, am 4. Beginn der Spezialdiskussion und Einzelabstimmungen, welche bereits ein für die Regierung günstiges Resultat voraussehen lassen. Am 7. werden die Vorlagen im Ganzen mit 110 gegen 81 Stimmen angenommen. Das Abgeordnetenhaus berathet am 2. und 3. über die Städteordnung, am 6. begründet Vincke in glänzender Rede seine Interpellation über den Macdonaldfall, welche von Herrn von Schleinitz beantwortet wird. Beide weisen sehr entschieden die Anmaßungen des britischen Parlaments zurück. Am 8. werden aus Anlaß eines Antrags von Reichenheim auf Vorlage eines neuen Gewerbegesetzes Resolutionen der Kommission im Sinne der Gewerbefreiheit mit 162 gegen 159 Stimmen angenommen. Am 5. wird Polizeidirektor Patzke des Betrugs angeklagt, suspendirt, er entkommt, wird aber am 7. auf sächsischem Boden verhaftet und nach Berlin zurückgebracht.

Oesterreichische Monarchie. Wien 7. Die Oesterreichische Zeitung veröffentlicht ein Schreiben des Ministers von Plener an die Wittwe Bruck's, welches eine Ehrenerklärung für den Letzteren enthält. Das Herrenhaus beräth die Adresse in geheimer Sitzung, sie wird am 10. vom Kaiser entgegengenommen und beantwortet. — Pesth 8. In dem Augenblick, als die Adreßdebatte im Unterhaus beginnen sollte, wird bekannt, daß Graf Ladislaus Teleki, der vom Kaiser begnadigte Führer der ultramagyarischen Partei, der statt der Adresse ein Manifest beantragen wollte, sich durch einen Pistolenschuß getödtet hat, worauf die Sitzungen suspendirt werden. — Es wird begonnen die rückständigen Steuern in Ungarn mit Waffengewalt einzutreiben.

Großbritannien. London 3. Ueber die Ereignisse in Warschau interpellirt, verweigert Lord John Russel die Vorlegung der Depeschen des Konsuls in Warschau, und erklärt, die Theilnahme für Italien verpflichte nicht auch zur Theilnahme für die Sache der Ungarn und Polen. Am 6. erklärt Lord Palmerston auf eine Interpellation wegen des Suezkanals, es sei dieß ein abenteuerliches, unmögliches Unternehmen, welchem sich England stets widersetzen werde. Am 7. findet auf die Interpellation Magnires eine längere Debatte über die Vereinigungswünsche der Jonier statt. Gladstone und Layard sprechen sich entschieden gegen die Jonier aus und Lord Palmerston erklärt die englische Oberherrschaft für das größte Glück, dessen man die Jonier nicht berauben dürfe.

Frankreich. Paris 4. Der Verleger und der Drucker der Broschüre des Herzogs von Aumale werden verurtheilt, jener zu 5000 Franken und 12 Monaten Gefängniß, dieser zu 5000 Franken und 6 Monaten. 7. Trauergottesdienst der Polen für die am 8. April in Warschau Gefallenen in der Kirche St. Roch, Predigt des Dominikaners [illegible]. Rezer stattet im Senat Bericht ab über die Petitionen zum Schutz der weltlichen Gewalt und empfiehlt im Namen der Kommission Uebergang zur Tagesordnung.

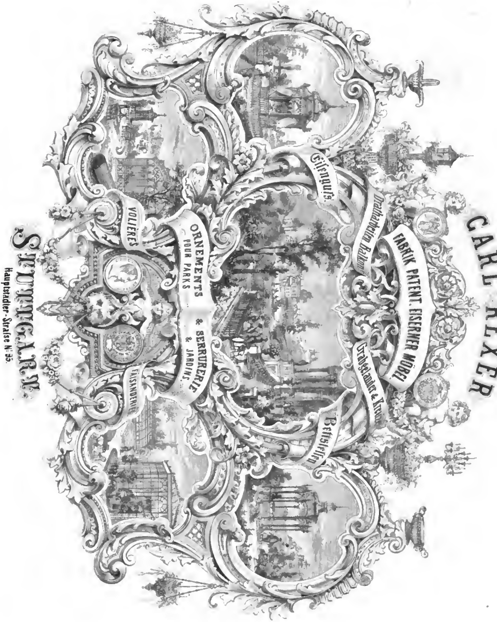
Italien. In Genua wird am 5. ein Erinnerungsfest an die garibaldische Expedition nach Sizilien gefeiert. In Turin wird am 6. eine Aushebung von 36,000 Mann in Neapel angeordnet. Ponza de Marrone wird zum Gouverneur in Neapel ernannt, womit die Statthalterei daselbst aufgehoben wird. Die neapolitanischen Blätter vom 6. veröffentlichen einen Brief vom Generalsekretär Mancini an den Erzbischof von Neapel, worin diesem wegen seiner zweideutigen Haltung mit den Gerichten gedroht wird.

Rußland. Ein Manifest des Kaisers vom 10. April räumt den Finnen wichtige konstitutionelle Rechte ein, und beruft den Ausschuß der vier finnischen Stände auf den 20. Januar 1862 nach Helsingfors. Auch die Esthländer regen sich und verlangen ähnliche Rechte.

Türkei. Wie schon zuvor die moldauische Kammer in Jassy, so beschließt am 29. April die walachische Kammer in Bukarest eine Adresse an Fürst Cusa, worin definitive Union der Donaufürstenthümer verlangt wird. Der Fürst erklärt am folgenden Tag in seiner Antwort auf die Adresse, daß die Union eine vollendete Thatsache sei.

Amerika. Während vom Norden wie vom Süden energisch gerüstet wird, und namentlich im Norden die Begeisterung der Freiwilligen [illegible], erklärt Virginia seinen Austritt aus der Union und zerstört im Hafen Norfolk die Schiffe, welche der Union gehören. Auch Tennessee weigert sich Bundestruppen zu stellen, und Maryland verweigert den nach Washington gehenden Regimentern den Durchmarsch. Gouverneur Hicks beruft die Legislation von Maryland zu außerordentlicher Session auf den 26. ein.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.


CARL REXER
FABRIK PATENT. EISERNER MÖBEL
Eisenguss
Bettstellen
ORNEMENTS POUR PARKS & SERRURERIE & JARDINS
VOLIÈRES
STUTTGART
Hauptstädter-Strasse No 35.

En-tous-cas für Photographen.

Diese Objektive sind entschieden die neuesten, besten, bequemsten und billigsten. [illegible]

Unsere [illegible] Apparate zur Darstellung auf einer weißen Wand für Schule, Haus und öffentliche Vorstellungen [illegible] zu billigen Preisen bestens empfohlen. [illegible]

F. Thielscher & Comp., Physiker, Optiker u. Mechaniker.

684 [illegible] in Hamburg.

---

386 Fabrik und Lager en gros und en detail von



Stereoskopen,

[illegible]

Reichhaltiges Assortiment für öffentliche panoramaartige Schaustellungen wie für Unterhaltungen in Familien etc.

Preislisten auf portofreie Anforderungen gratis.

A. Krüß,
Optiker und Mechaniker,
[illegible] in Hamburg.

Das erste österreichische Kunst- und Industrie-Comptoir für

Photographie und Stereoskopie

von

Eduard v. Oberhausen,
Wien, [illegible] Nr. 613.

empfiehlt sein wohlassortirtes und reiches Lager von inländischen und ausländischen

Photographien und Stereoskopen,

[illegible]

Wissenschaft, Kunst und Industrie

[illegible]

615

Erstes amerikanisches u. europäisches Patent-Nähmaschinendepot u. Fabrik von

F. Boecke in Berlin, Chausseestr. 102,

empfiehlt 764



Nähmaschinen



für den Gebrauch in Familien und Fabriken.

[illegible]

Ältester Gründer des ersten Nähmaschinen-Geschäfts in Europa.

747



Nähmaschinen

mit erhöhter Geschwindigkeit.

Carl Beermann,
Berlin, Unter den Linden Nr. 8,
empfiehlt:

[illegible]

243

Gelagerte Cigarren

à [illegible] bis 200 Thlr. per Mille in [illegible] zu Engros-Preisen bei

F. W. Stolze & Comp. in Erfurt, preuß. Thüringen.

721

C. L. Sodemann & Comp.

in Hamburg, Große Reichenstraße 44.

[illegible]

Cabanas y Carbayal	à mille	50 Thlr.	u. 60 Thlr.
Flor de Cabanas	"	[illegible]	"
La Patria, medio Regalia	"	24	"
La Vanutiana, trabucollos	"	20	" à 13 Thlr.
Londres Pluribus	"	16	"
La Marina	"	12	"
Flor de tabacos	"	10	"

[illegible]

Cigarren-Import aus der Havana.

[illegible]

A. Kabinet-Cigarren:

654

[illegible]

B. Hochfeine Cigarren (Nachtisch-Cigarren):

[illegible]

C. Feine Cigarren (für jede Tageszeit):

[illegible]

Schlesinger, Importeur von Cigarren aus der Havana, Breslau, Comptoir u. Lager: Bischofstr. Nr. 3, 1. Etage.

436



Dampfschifffahrt

zwischen Stettin und Riga

[illegible]

Zwischen Stettin und Memel, Tilsit etc.

[illegible]

Stettin, im März 1861. **Proschwitzky & Hofrichter.**

686

Echte bayerische Jagdjoppen

[illegible]

Sigmund Weiß in München.

---

678 Das allgemeine landwirthschaftliche und technische Industrie-Comptoir in Görlitz [illegible] ertheilt:

[illegible]

Das Sauerwerden aller Biere,

[illegible]

Spirituosenfabrikation und Liqueur- (3 Thaler),
Tinten-, Siegellack- (jedes 3 Thaler, zusammen 5 Thaler),
Glanzwichse-, Wagenfett- (à [illegible] Thaler und 6 Thaler),
Schnell-Essigfabrik- (à 10 Thaler, à 15 Thaler),
Hefen-Fabrikation (à 6 Thaler),
Oelreinigung (à 10 Thaler),
Kunstwäscherei (à 3 Thaler) etc. etc.

[illegible]

Das allgemeine landwirthschaftliche und technische Industrie-Comptoir
Wilhelm Schiller & Comp. in Görlitz, Schlesien.

Verzinnte gusseiserne Kochgeschirre



von

Georg Gutbrod
in
Stuttgart.
(Erste und einzige Fabrik in Deutschland.)



564 [illegible]

Literarische Anzeigen.

[illegible] hundert Auflagen!

Der persönliche Schutz.

25. Auflage.
In Umschlag versiegelt.

[illegible] Band von 232 Seiten mit 20 anatomischen Abbildungen in Stahlstich. [illegible]

25. Aufl. — Der persönliche Schutz v. Laurentius. Thlr. 1⅓ — fl. 2. 24kr.

[illegible]

727

[illegible] Bei W. Opetz in Gotha ist soeben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Aufruf an das italienische Volk.

Vier Reden vom Pater Gavazzi,
Kaplan des General Garibaldi.
Aus dem Italienischen.
8. eleg. brosch. [illegible] Preis 10 Ngr.

Bei Eduard Hallberger in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Rechte und Pflichten des Offiziers.

Leitfaden
für
junge Männer, welche sich dem Offiziersstande gewidmet haben oder noch widmen wollen.

Von
Julius v. Wickede.

8. [illegible] Thlr. 1. — fl. 1. 45 kr.

Von der im **Bibliograph. Institut** in Hildburghausen erscheinenden, **gesetzmäßigen Ausgabe:**

Bibliothek der deutschen Klassiker

ist soeben ausgegeben und in allen Buchhandlungen vorräthig:

V. Bd. 1. u. 2. Lief. **Wieland.** 606

[illegible]

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 35.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

VI. Band.

III. Jahrgang.

Zweites Semester.

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, 26. Mai 1861.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich
Thlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr. rhein.

Inhalts-Uebersicht.



Die Enthüllung des Beuthdenkmals in Berlin. Nach einer Originalzeichnung von Brücke. (S. 548)

Der Wechsel des Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

Daß die gewünschte Eskorte von einem Unteroffizier der Husaren mit einigen Mann nicht lang auf sich warten ließ, dafür hatte Jean auf einen Befehl des Freiherrn von Germersbach schon gesorgt. — Die Forderung des Letztern, daß wir entwaffnet werden sollten, hielten die Offiziere, denen es am Ende auch darum zu thun war, nicht noch einen größeren Skandal hervorzurufen, für eben so unnöthig, als daß die Husareneskorte mit gezogenem Säbel hinter uns marschirte, wie der Lieutenant von Iffling gewünscht.

„Komm'," sagte Wetter zu mir, „schaue grad' aus und kümmere Dich weder um Rechts, noch um Links." Damit schritten wir durch den Schloßbogen langsam den Weg zum Dorfe hinunter. Die Offiziere riefen nach ihren Pferden und hatten uns in kurzer Zeit, den Weg ebenfalls nach dem Dorfe nehmend, überholt.

Was die Husaren anbelangte, so benahmen sie sich ganz anständig und kameradschaftlich. Sie schlenderten oft ziemlich entfernt hinter uns drein, und Leute, die uns begegneten, hätten sie eben so, wie uns, für harmlose Spaziergänger halten können, welche sich den Sonntag zu Nutzen machten.

Wetter, der dieß mit Vergnügen bemerkte, nahm meinen Arm, zog mich dicht an seine Seite und entgegnete mir, als ich etwas zu meiner Entschuldigung sagen wollte: „Laß das gut sein, ich habe Dir nie verhehlt, daß Dir Manches mangelt zu einer Soldatennatur, wie sie sein sollte und einmal sein muß. Du hast Dich vom Zorne fortreißen lassen, vielleicht hätte ich es an Deiner Stelle auch gethan. Daran ist nun einmal nichts zu ändern, laß uns nun ruhig überlegen, was geschehen muß."

„Was geschehen wird, weiß ich wohl," gab ich achselzuckend zur Antwort, „man wird mich in Untersuchungsarrest setzen und nach der Stadt zurückschicken. Dann kann ich sagen: Adieu, Militärcarrière, denn unter einem Jahr Festung wird es wohl nicht abgehen."

„Das kennst Du schlecht," erwiederte mein Freund, „daraus können auch zwei oder drei werden; Du hast das Schlimmste gethan, was ein Soldat thun kann, aber," setzte er hinzu, nachdem er vorsichtig auf unsere Eskorte geschaut, „die Nürnberger hängen keinen, den sie nicht vorher haben."

Ich sah ihn fragend an.

„Ich bin von Herzen froh," fuhr er fort, „daß diese — Herren es für gut fanden, mein Ehrenwort nicht anzunehmen, Dich in sicheren Gewahrsam zu bringen, denn in dem Falle hätte ich es natürlicher Weise auch halten müssen und, Du säßest in einer halben Stunde so fest als möglich."

„Wie soll ich aber loskommen," fragte ich erstaunt, „meine Ankläger werden jetzt schon im Dorfe drunten sein, und einmal vom Thatbestand unterrichtet, kann Lieutenant Bachmann bei allem Wohlwollen für mich nichts in der Sache thun."

„Darin hast Du schon recht, aber so viel ich weiß, ist der Premierlieutenant heute in der Früh nach dem benachbarten Hornstein geritten, wo er einen Bekannten hat, und darauf baue ich meine Hoffnung: wenn nur Jemand käme, auf den man sich verlassen könnte." — Er blickte scharf auf die Straße unten am Flusse, wobei er die Rechte über die Augen legte, da ihn die Sonne blendete, und rief nach einer Pause lustig aus: „ein Soldat muß immer etwas auf einen glücklichen Zufall vertrauen! — Da kommt unser Zufall."

Ich schaute ebenfalls scharf aus, und sah drunten auf dem Wege in einer Staubwolke einen Reiter, der im vollen Galopp den Berg hinansprengte. „Es ist Schmetterer," sagte mein Freund, „jetzt kann noch Alles gut gehen."

Es war in der That der Unteroffizier, der sich uns im vollen Laufe seines Pferdes näherte. Als er dicht bei uns war, schien er gute Lust zu haben, seine Hände über dem Kopfe zusammenzuschlagen, doch konnte er die Linke nicht von dem Zügel seines jungen und wilden Pferdes entfernen. — „Was sind das um Gotteswillen für Geschichten," rief er uns schon von weitem entgegen, „so was ist ja noch gar nicht dagewesen. Die Herren von den Dragonern und Husaren bringen das ganze Dorf in Allarm, und einer ist direkt zum Ortsvorsteher geritten, um sich nach dem Zustande des Gefängnisses zu erkundigen."

Jetzt hielt Schmetterer neben uns, und Wetter, der die Hand auf den Sattelknopf des Pferdes gelegt hatte, gab ihm mit leiser Stimme zur Antwort: „Es ist allerdings ein Unglück, aber hören Sie mich einen Augenblick ruhig an, Sie kennen mich schon länger und wissen wohl, daß ich nicht zu den Unbesonnenen gehöre; auch sind meine Epauletten schon unterwegs und der Lieutenant Wetter wird gewiß das nicht verläugnen, was der Bombardier Wetter jetzt gesagt. — Andere hätten an seiner Stelle ebenso gehandelt; er ist furchtbar gereizt worden und zwar von einem Nichtswürdigen, den die Uniform, welche er trägt, nicht besser gemacht; ich erzähle Ihnen das nachher ausführlich. Wir müssen dem Ramming helfen."

„Aber ich sehe nicht ein, wie das möglich ist; da unten im Dorfe sind die Offiziere, die euch am Hause des Premier-Lieutenants erwarten, und hinter euch habt ihr eine anständige Begleitung, die euch nicht aus den Augen verlieren wird."

„Aber der Lieutenant ist nicht zu Hause!"

„Nein, er ist vor einer Stunde ausgeritten."

„Darauf habe ich gerechnet, wenn Sie also dem armen Jungen helfen wollen, und das kann Sie in gar keine Verlegenheit bringen, so reiten Sie in das Dorf zurück, sagen meinem Burschen, er solle die beiden braunen Remontepferde satteln, die wir gestern Abend gekauft, und soll sie hinter dem Dorfe an den Brunnen bringen, wo wir gewöhnlich tränken; dort soll er warten, bis ich ihm durch Ramming weitere Befehle zukommen ließe. — Das ist doch wahrhaftig unverfänglich," setzte er hinzu, als er sah, wie der Unteroffizier Schmetterer bedächtig mit dem Kopfe hin und her wiegte. „Beide Pferde sind Ramming und mir zum Zureiten zugetheilt, und ich bin gerade so dienstfertig wie Sie, um mich auch am Sonntag in den Sattel zu schwingen. Es gilt wahrhaftig keine Kleinigkeit und es ist eine Christenpflicht, einen guten Kerl vor einigen Jahren Festung zu bewahren. Auch erweisen Sie damit dem Hauptmann und dem Premierlieutenant einen Gefallen."

„Meinetwegen denn, Sie verantworten Alles — mein zukünftiger Vorgesetzter."

„Alles — aber Sie wissen noch nicht Alles, was Sie zu thun haben."

„Teufel — noch mehr?"

„Allerdings, Ihr Pferd ist ein vortrefflicher Läufer; wenn Sie das drunten besorgt haben, so müssen Sie nach Hornstein reiten, Sie kennen das Schloß dort drüben, an dessen Fuße wir gestern die Kuppel übernahmen, dort auf dem Schlosse finden Sie Lieutenant Bachmann."

„Aho, aha, dem soll ich die ganze Geschichte melden, nun, darin sehe ich nichts Verfängliches!"

„Im Gegentheil, Sie sollen ihm gar nichts melden, Sie sollen ihn aufsuchen und ihm sagen, Sie seien von mir beauftragt, ihm eine dringende Bitte vorzutragen, eine Bitte, woran das Wohl oder Wehe unseres jungen Ramming's hänge. Die genauesten Aufklärungen würde ich nicht verfehlen ihm noch bei seiner Zurückkunft zu machen."

„Und diese Bitte besteht?"

„In einer schriftlichen Urlaubsbewilligung für Ramming auf drei Wochen von heute an gerechnet."

„So sollen wir ihm zur Flucht verhelfen?"

„Ja, ja, doch nicht Sie, der Sie Nichts von der ganzen Geschichte wissen."

„Das ist allerdings richtig, aber —"

„Rechnen Sie auf meine größte Erkenntlichkeit," unterbrach ihn Wetter rasch und eilig; „aber bitten Sie dringend in meinem Namen um die Urlaubsbewilligung, es hängt das Glück oder Unglück eines Freundes davon ab."

„Sie lassen mich durch meine Bereitwilligkeit in keine Ungelegenheit kommen?" fragte der vorsichtige Unteroffizier.

„Ich nehme Alles auf mich, darauf geb' ich Ihnen mein Ehrenwort."

„Das Ehrenwort des zukünftigen Lieutenants?"

„Gewiß und das eines zukünftigen Generals."

„Gut" — erwiederte der Unteroffizier sichtlich zufrieden gestellt.

„Jetzt aber machen Sie um Gotteswillen, daß Sie in's Dorf hinabkommen und nach Hornstein."

Wetter war im Verlauf dieser Unterredung mit dem Unteroffizier im langsamsten Schritte vorausgegangen, nachdem er mir einen Wink gegeben stehen zu bleiben. Da ich das nun natürlicherweise that, so hatte auch unsere Husareneskorte keine Veranlassung näher zu kommen, und hielt sich wie bisher in sehr anständiger und ganz kameradschaftlicher Entfernung. Endlich trennten sich die Beiden da vornen, und, während Wetter stehen blieb, trabte der Unteroffizier den Berg hinab auf die Fähre, wo er sich augenblicklich übersetzen ließ und uns dann im scharfen Galopp bald aus den Augen gekommen war.

Als ich meinen Freund wieder erreicht hatte, setzte er mich mit kurzen Worten von dem in Kenntniß, was er mit dem Unteroffizier Schmetterer verhandelt, und setzte hinzu: „hoffentlich gelingt mein Plan, wozu es vor allen Dingen nothwendig ist, daß der Premierlieutenant Bachmann den erbetenen Urlaub gibt. Mit diesem Vorzeiger kannst Du über die Grenze gehen und wir haben drei Wochen Zeit, Schritte für Dich zu thun, ehe man Dich im schlimmsten Fall steckbrieflich verfolgt, da muß dann Dein Freund Steinfeld mit seinen mächtigen Protektionen für Dich eintreten. Was freilich Deine Militärcarrière anbelangt, so hat dieselbe, wie Du auch vorhin selbst bemerktest, wahrscheinlich einen starken Riß bekommen. Doch tröste Dich darüber, ich bleibe bei meinem Ausspruch, daß Du doch nicht das rechte Zeug zu einem Soldaten und Offizier in Friedenszeiten hast. Du hast bei der Geschichte da oben meinen Ausspruch glänzend gerechtfertigt. Jetzt aber hör weiter. Wir begeben uns ruhig in's Dorf hinab, in's Quartier des Premierlieutenants, wo wir schon, wie Du denken kannst, sehnlichst erwartet werden. Sobald wir in die Hausflur eingetreten sind, wenden wir uns nach der Treppe im ersten Stock, steigen die halbe Treppe hinauf, und ich dann vollends die ganze, während Du den Gang nach dem Hinterhause verfolgst, dort die Gartentreppe hinabsteigst und Dich so eilig wie möglich nach dem Brunnen hinter dem Dorfe begibst, wo unsere Leute gewöhnlich tränken. Dort findest Du Schulten mit zwei Pferden, eines besteigst Du, auf dem andern soll er Dich begleiten. Ihr reitet so scharf ihr könnt gegen Nordhausen, und eine halbe Stunde vor dem Orte, wo der dichte Wald anfängt, wie wir ja gestern nach draußen, da steigst Du ab, lässest Schulten mit den Pferden zurückkehren und folgst dem Fußwege rechts bis zu jener Felspartie, die wir gestern entdeckten, und die du als ganz vorzüglich und geeignet für den Schlupfwinkel eines verfolgten Räubers erklärtest. Dort bleibst Du verborgen, bis Du von mir Nachricht erhältst. Hast Du mich verstanden?"

„Ganz genau, ich bewundere Deinen scharfsinnigen Plan; aber meinst Du, ich solle mich in Sicherheit bringen, wenn man Dich wahrscheinlich festnimmt als den, der mir durchgeholfen?"

„Was das anbelangt, so kannst Du ganz ruhig sein. Ich habe mich nicht einmal mit einem Blick, geschweige mit einem Wort gegen unsere gestrengen Herren Vorgesetzten verfehlt. Mein Ehrenwort, Dich richtig abzuliefern, haben sie verworfen, also bin ich durchaus nicht mehr verpflichtet für dich einzustehen."

„So wird unsere anständige Eskorte dort hinten in Ungelegenheit kommen."

„Kaum wahrscheinlich — die Herren drunten werden uns empfangen und unser guter Freund von den Husaren hat seine Pflicht gethan, wenn er uns richtig in das Haus abliefert."

Wir betraten die Fähre und fuhren über, dießmal natürlicherweise in nächster Nähe mit unserer Eskorte. Hinter dem Flusse bemerkten wir einen der Husarenoffiziere, der uns entgegen geritten war. „Sie passen auf," sagte Wetter zu mir, „von dem, was ich Dir vorhin mit der Treppe und dem Gang im Garten andeutete, machst du Gebrauch, wenn es möglich ist; sollten sie uns aber zu nahe auf der Ferse bleiben, so mußt Du sonst einen richtigen Augenblick erwischen. Auf alle Fälle, denke ich, wirst Du die Pferde finden, und wenn nicht Alles schief geht, so suche ich Dich heute Abend selbst auf, um das Weitere mit Dir abzureden, nachdem ich den Premierlieutenant gesprochen."

Der Husarenoffizier ließ uns vorüberziehen und sagte dann einige Worte, die ich nicht verstand, zu dem Unteroffizier der Husaren, der nun dicht hinter uns war. In Kurzem hatten wir das Dorf erreicht und dort die Wohnung des Premierlieutenants Bachmann, die sich in einem der am meisten rückwärts gelegenen Häuser befand. Vor der Thüer wurden die Pferde der Offiziere von ein Paar der im Dorfe stationirten Dragoner gehalten; oben am Fenster lehnte der Letzte der Iffling und schaute behaglich und mit wohlgefälligem Blick auf uns hernieder. Der Husarenoffizier, der uns am Fluß erwartet, schwang sich rasch aus dem Sattel und trat vor uns in's Haus, während er seinem Unteroffizier Befehl gab, uns die Treppe hinauf zu folgen — Sicherheit genug, um mein Entfliehen zu vereiteln, doch kannten sie glücklicherweise die Gelegenheit des Hauses nicht und hielten die Thüre, welche hinter der ersten Treppenbiegung in's Nebenhaus führte, für eine einfache Zimmerthüre.

„Geh' nur voran," sagte Wetter zu mir, als wir an die Treppe kamen, „und gehab' Dich wohl; da der freundliche Husarenoffizier vorausgeeilt ist, um unser Erscheinen anzukündigen, so ist vornen die Luft rein, und was unsere Arrieregarde betrifft, so werde ich sie schon ein wenig aufhalten."

Ich stieg langsam hinauf und hatte kaum die ersten drei oder vier Stufen hinter mir, so vernahm ich, wie Wetter ausglitschte und hinfiel. „Der Teufel auch," rief er aus, „bei dem Spaß hätte man leicht einen Fuß brechen können. Ich habe mir tüchtig das Schienbein angerannt." Bei der Biegung der Treppe flüchtig rückwärts schauend, sah ich noch, wie mein Freund breit mitten auf der Treppe stand und sich den Staub von seinen Beinkleidern abputzte, während er der Husareneskorte, die ihm gemüthlich zuhorchte, sehr weitläufig erzählte, auf welche Art er zum Fallen gekommen sei; dabei winkte er mir aus den Augenwinkeln auf eine höchst komische Art. Jetzt hatte ich die Thüre, die in's Nebenhaus führte, leise geöffnet, drückte sie hinter mir zu und versäumte nicht, den Riegel vorzuschieben; dann beschleunigte ich meine Schritte, sprang am Ende des Hauses über die Gartentreppe hinab, durcheilte den Garten und säumte durchaus nicht, so schnell als möglich den Brunnen zu erreichen, wo ich richtig Schulten mit den beiden Pferden fand. Ich schwang mich in den Sattel und befahl ihm, ein Gleiches zu thun, dann ein Zungenschlag, eine leichte Berührung mit den Sporen, und fort flogen wir über die breite Chaussee dahin. Jetzt hätten uns die Herren Husaren und Dragoner verfolgen mögen, ich hätte Hundert gegen Eins wetten wollen, daß

wir auf eine tüchtige Entfernung das Nachsehen gehabt hätten. Schulten schien das kleine Rennen, welches wir anstellten, zu gefallen, und wir blieben in einem animirten Jagdgalopp bis zu der mir von Vetter bezeichneten Gränze des Waldes. Dort sprang ich von meinem ziemlich warm gewordenen Pferde, befestigte die Bügel auf dem Sattel und gab den Zügel dem Kanonier in die Hand, mit der Weisung, nach Nordhausen hineinzureiten und dann auf einem andern Wege in einem ziemlichen Umwege zurückzukehren. Schulten war als ein pfiffiger Bursche der ganzen Batterie bekannt und ich brauchte ihm nur eine kurze Andeutung zu geben, Niemand solle es wissen, daß ich überhaupt geritten und auch nicht, daß er an diesem Platze gewesen sei, so war ich vollkommen sicher, daß keine Macht der Erde die Wahrheit aus ihm herausgebracht hätte.

Nachdem er mich verlassen, schlug ich den Fußweg ein, der in den Wald hineinführte, und erst nachdem mich der Schatten der dichtbelaubten Bäume umgab und tiefe Stille, fing ich an, an die Erlebnisse des heutigen Morgens zurückzudenken und mich mit meiner eigenthümlichen Lage zu beschäftigen. Einen größeren Wechsel des Lebens, als diesen, hatte ich wohl noch nicht erlebt. Aus einem wohlbestallten, diensteifrigen und gewissenhaften Bombardier einer königlich reitenden Batterie war ich ein gesetzloser, fast vogelfreier Flüchtling geworden, der vor jedem Rauschen des Windes, vor jedem fallenden Blatt von Rechtswegen hätte zittern müssen. Mußte ich doch bei jedem derartigen Geräusch denken, es seien Verfolger hinter mir, und wäre doch auch der Anblick eines harmlosen Gendarmen im Stande gewesen mir Furcht einzuflößen. Allerdings verlachte ich anfänglich diese Gedanken, doch als ich mich in der Felspartie niedergelassen, — hoch auf einander gethürmte Steinmassen bildeten eine tiefe Grotte, die herrlich zu einem Schlupfwinkel paßte, — kam es mir doch vor, als sei meine Lage schwieriger, als ich mir es anfänglich wohl gedacht. — Vetter hatte Recht, meine Militärcarrière war durch diesen unangenehmen Vorfall plötzlich und wohl für immer unterbrochen. Wollte ich mich nicht vor das Militärgericht stellen und einer gewiß strengen Strafe durch die Flucht entgehen, so mußte ich über die Gränze fliehen, wurde dort wahrscheinlich nicht ausgeliefert, mußte aber dann fern bleiben von Allem, was mir theuer war, meiner Heimat, meinen Freunden — und ferne von ihr. — Seit ich droben auf dem Schlosse die Base untersucht, hatte ich an Alice nur flüchtig gedacht; hier aber, in der tiefen Stille, die mich umgab, traurig gestimmt durch die ernsten Ereignisse des heutigen Morgens, trat ihr liebes Bild wieder so recht lebhaft vor meine Seele, und es war, als schaue sie mich mit ihren schönen hellen Augen so traurig an, als bewege sie flüsternd ihre Lippen, um mir zu sagen, jetzt ist Alles aus und zu Ende zwischen uns beiden, und es ist am Ende besser, daß es so gekommen ist, ich hätte Dich doch nicht mehr lieben können und so gleichgültig mir ist Du nur auch nicht gewesen, daß ich Dich ruhig hätte wieder sehen können. — Fahrt wohl, Träume unserer Jugend! —

So dachte und träumte ich lebendig, aber mit tiefen Schmerzen. Es mußte so kommen, ihre Wagschale stieg, während die meinige tief hinabsank. Ihr Vater mußte sie und ihr Recht wieder finden, ihr wurde zurückgegeben der glänzende Rang, dem sie angehörte, ihr Reichthum, ihre Schlösser, sie stand hoch über dem gewöhnlichen Leben — nur dann vielleicht dachte sie, von Glanz und Glück umgeben, wohl flüchtig wieder einmal ihres armen Jugendgespielen, der — der — der ihrer nicht gedacht, als ein Wechsel des Lebens ihn damals in hohe, glänzende Verhältnisse hob. — Ja, so war es, und wenn sie wirklich vergaß, durfte ich mich nicht einmal darüber beklagen.

Stunde um Stunde verging, und nachdem ich die erste peinlichste hinter mir hatte, kann ich nicht einmal sagen, daß mir die andern lang oder langweilig erschienen wären. Auch beruhigten sich meine wilden Gedanken, die mich anfänglich so geplagt, und daran trug wohl die tiefe, wohlthuende Stille des schönen Waldes die Schuld. Mußte ich doch unwillkürlich meine Seele abwenden von dem Treiben der Welt draußen, das ich soeben verlassen, wenn ich auf die geraden, schlanken Stämme blickte, die wie die Säulen eines gewaltigen Riesendomes hier in eben so ernstem und feierlichem Schweigen neben einander standen — ja etwas so unendlich feierlich Erhabenes hat der tiefe, stille Wald, zur Andacht fordernd, wie es nur eine Kirche zu thun vermag, dabei der kühle, wohlthuende Schatten, nur hie und da unterbrochen von einem feinen Sonnenstrahl, der sich glänzend und schillernd zwischen dem grünen Laub, zwischen Stämmen, Moos und Steinen dahinzieht, und über uns statt Orgelton das melodische Säuseln der Blätter und der Gesang der Waldvögel. — O, man ist gleich so ferne gerückt mit seinen Gedanken, entweder sie fliegen weit vor uns hinaus in die Zukunft, wo wir an ferne, fremdartige, noch prachtvollere Waldungen denken, die wir einst sehen werden, oder sie kehren zurück zu jener ersten süßen Zeit unserer kindlichen Waldeslust, wo der kleinste Busch für uns ein Urwald war, wo wir zwischen harmlosen bemoosten Steinen, zwischen Riedgras und Ginster umherspähten nach der Riesenschlange und dem Tiger, die uns zur Beute fallen mußten, unserem Heldenmuthe und dem kleinen Bogen, der uns einem Tonnenreife gemacht war. — Glückliche Zeit!

Wie hundertmal schon hatte ich hinausgespäht und gehorcht nach dem Rascheln des Laubes, welches mir einen menschlichen Fuß anzeigte, bis jetzt immer vergebens. Nichts hörte ich, als den Ruf des Kukuks, welcher mir eine Menge von Lebensjahren anzeigte; nichts als das Klopfen eines Spechts, nicht einmal das Schallen einer Axt unterbrach die feierliche Stille des Sonntags.

(Fortsetzung folgt.)

Wallfahrtsorte.

Von

August Lewald.

(Schluß.)

Die heilige Linde.

(Zu dem Bild S. 528.)

Im fernsten Osten unseres Vaterlandes, dort wo das Christenthum am spätesten sein Licht verbreitete, betreten wir einen Gnadenort, dessen Entstehen aus der Nacht des Heidenthums wundersam emporstrahlt. Es ist die heilige Linde, die inmitten ausgedehnter Waldungen zwischen den kleinen Städtchen Bartenstein und Rößel verborgen daliegt, zu Trost und Heil den frommen, schlichten Bewohnern des Bisthums Ermland, das sich von Danzig bis zu den lieblichen Hügeln des preußischen Oberlandes erstreckt, in dessen Mitte das alte Heilsberg liegt, mit seiner Heermeisterburg und den Laubengängen vor den Häusern, welche deutlich für die Erbauer, die aus südlichen Gegenden herangezogen kamen, Zeugniß ablegen. An die heilige Linde knüpft sich eine Sage von so romantischer Art, daß ich sie hier nachzuerzählen versuchen will, wie ich sie einst an Ort und Stelle vernommen habe.

Zur Zeit, als der deutsche Orden die heidnischen Preußen an der Ostsee bekämpfte, hatte sich ein mächtiger Sczupan in den ausgedehnten Wildnissen am Weichselufer festgesetzt, dort wo der Krive-Krivaito und seine Waidelotten in dem Walde von Romove den furchtbaren Götzen Perkun, Potrimp und Pikoll die Opfer darbrachten. Der Sohn des Sczupan war als Knabe in die Gefangenschaft der Ritter gerathen und von ihnen getauft worden. Der Hang zur wilden Freiheit und die Liebe zu den Seinigen hatten ihn jedoch zur Flucht getrieben. Aber ein Bild war ihm in die Wildniß gefolgt, das seine Seele erfüllte. Das Bild Dorotka's, der Tochter des Schaffners auf der Veste der Ritter. Es ließ ihm keine Ruhe. Er beschloß, die Christenjungfrau zu rauben.

Alles schlief bereits im Walde von Romove; da naheten sich ihm die Getreuen, die früher schon ihn auf den Streifereien der Ritter zur Veste begleitet hatten. Die Pferde standen bereit. Stillschweigend ritten sie dahin; bald zeigten die Kreuze am Wege, daß sie das Ordensgebiet betreten hatten. Der Leib des Gekreuzigten leuchtete vom Schafte des Marterholzes hernieder, und des Jünglings Blick mußte sich unwillkürlich zu demselben erheben und der Lehren gedenken, die ihn während seiner Gefangenschaft berührt hatten, des Glaubens gedenken, der das Wesen seiner geliebten Dorotka erfüllte, und zugleich tönten die Worte in ihm wieder, mit denen sie oft ihn getröstet in seinen trüben Gedanken. In dieser Stimmung erreichte er den Fuß des Hügels. Er hieß seine Begleiter warten und begann allein hinanzuklimmen. Das Fenster des Kämmerleins, in welchem das Mädchen schlief, war der Hitze wegen geöffnet. Kein Hinderniß hemmte seinen Schritt, er stand vor der Schlafenden, die von dem Geräusche sogleich erwachte. Er verschwendete die süßesten Worte umsonst, denn Dorotka war von Schreck betäubt und hörte ihn nicht. Er sagte, er wolle sie zur Gebieterin über seinen Stamm erheben, daß Alle zum Kreuze sich bekehren würden, wenn sie ihm folge! Da fühlte sich die Jungfrau plötzlich erstarkt, sie ergriff begeistert das Kruzifix, welches auf dem nahen Tische stand, und es mit Inbrunst an die Brust drückend, sagte sie: „Ich folge Dir, wohin Du willst! Das Kreuz und die heiligste Gnadenmutter werden mich beschirmen!"

Mit dem Frühroth hatte der Zug den Wald erreicht. Es war ein friedliches Plätzchen. Im Umkreise zeigte sich ein natürlicher Erdwall, mit Linden bekränzt. In der Mitte lag ein klarer Seespiegel, und hart an seinem Ufer erhob sich eine schlanke Linde, deren reiche Aeste mit einer Fülle noch unerschlossener Blüten bedeckt waren. Als Dorotka vom Pferde gestiegen war, und sich nun in der Mitte der Männer so allein befand, fühlte sie sich von einem Schauer durchrieselt. Nicht aus Angst, sondern es war die Ahnung von einem Wunder, das sich hier ereignen werde, und bei welchem mitzuwirken sie begnadigt worden sei. Die Worte, die, von einer höhern Macht eingegeben, von ihren Lippen strömten, konnten auf ihre Zuhörer die Wirkung nicht verfehlen. Alle gelobten ihr Gehorsam, und verlangten durch sie zum Kreuz geführt zu werden. Dorotka sank betend auf die Kniee und die Männer folgten ihrem Beispiele.

Da wurde ihre Andacht durch ein Geräusch gestört. Die Männer sprangen auf und griffen zu den Waffen; aber aus dem Dickicht tönte der fromme Gruß in der Landessprache: „Dievе, apsaugok mus!" Gott verschone uns! und ein Mönch trat hervor in der Tracht des heiligen Bernhard. Es war einer von den frommen Vätern, der in jener finstern Zeit das Licht in die fernsten Wildnisse trug, dort wo das Roß und der Speer der Ritter nicht hindrangen. Das Blut, das diese vergossen, machten jene mit ihrem Märtyrerblute erst fruchtbar zur Ernte, indem sie mit demselben die ewige Wahrheit besiegelten.

Die Erscheinung des Mönchs, so wunderbar sie Allen erschienen war, führte sie bald zu der Erkenntniß, daß nun erst ihr Ahnen und Hoffen zur That werden konnte. Er kannte die Sprache der Eingeborenen, und begann daher sogleich seine Unterweisung. Das Kruzifix Dorotka's befestigte er an dem Stamme der Linde, die hart am Rande des Weihers stand, und rings um den Stamm legten sie Steine, gleich einem Altar.

Für Dorotka war nothdürftig eine Hütte gezimmert worden; die Männer brachten die Nacht unter freiem Himmel zu. Alle fühlten sich gesichert und hochbeglückt. Ob dieses Glück von langer Dauer sein werde? So sollte Niemand fragen. Die Dauer entscheidet hierbei nichts. Dauer hat auf Erden kein Ding, und nur die Gnade ist ewig, und die ist bei Gott.

In den nächsten Tagen begann der fromme Vater ein Bild in den abgeschälten Stamm der Linde zu meißeln. Es sollte das Bild der heiligen Jungfrau Maria werden. Es ward keineswegs das, was man nach dem Ideale der heidnischen Griechen schön benennt. An ein solches Ideal dachte unser Bildner gewiß nicht bei seiner Arbeit, selbst wenn er etwas davon gewußt und die nöthige Fertigkeit dazu in sich getragen hätte.

An einem schönen Abende war das Bild beendet. Die untergehende Sonne beleuchtete es; die zahllosen Blüten der Lindenkrone erschlossen sich plötzlich, wie durch einen Zauber, und erfüllten mit ihrem süßen Wohlgeruch die ganze Gegend. Das Ohr der beiden Christen glaubte in dem Augenblicke aus weiter Ferne den Silberton einer das Herz mahnenden Glocke zu vernehmen, und sie mußten niederknieen und beten: „Gegrüßt seist du, Maria, die bist voll der Gnade!"

Von Romove aus waren inzwischen Späher einzeln und in ganzen Haufen durch den Wald gezogen, ohne den Aufenthalt der Flüchtlinge zu entdecken. Endlich mußte Einen der Zufall in ihre Nähe geführt haben. Ein fremdartiger Gesang, der sich auf sanften, leisen Tonwellen zum Himmel erhob, hatte ihn geleitet. Er eilte heim, um die Kunde zu überbringen, und mit einbrechender Nacht setzte sich der furchtbare Zug, von dem Sczupan selbst angeführt, in Bewegung. Er hatte sich bald seinem Ziele genaht. Der Späher deutete den Andern durch ein Zeichen an, daß sie es erreicht. Alle hielten. Man bog leise die Zweige zurück und gewahrte die auf dem Rasen ruhenden Männer, und in kleiner Entfernung eine Art roh gezimmerter Hütte. Ein weißes Leuchten aus der Höhe ließ die blühende Lindenkrone und das Bild darunter erkennen.

Eine kurze Stille — dann ein gellendes Geschrei — und unter den Beilen und Streitkolben der hervorstürzenden Heiden verbluteten die Schläfer. Hierauf wurde die Linde mit dem ihnen unbekannten Bilde von den Verehrern des Perkunos umgehauen, und nach einem ruchlosen Gebete zu ihm in den nahen Weiher gestürzt.

Aber vom plötzlichem Grauen ergriffen, floh der Sczupan, als er seinen Sohn erblickte, zu dem sich ein Mädchen hingeschleppt hatte, um mit beiden Händen ihm ein Kruzifix krampfhaft an die Lippen zu drücken. Der Sczupan erkannte das von ihm gehaßte Zeichen, und heulend stürzte er fort in die Nacht des Dickichts, und heulend, wie von Teufeln gejagt, floh ihm die Rotte nach.

Dorotka und die vier Preußen lagen todt am Boden. Der Mönch, wenngleich auch auf den Tod verwundet, konnte sich — nachdem die Horde entflohen war — wieder erheben. Er bestattete mit zitternden Händen die Leichen, und wandte dann seine letzten Kräfte an, um zu Christen zu gelangen, denen er das mittheilte, was er selbst erlebt, und früher aus der Jungfrau und der Preußen Mund erfahren hatte. Den Rittern den Weg auch der Stelle im Walde zu zeigen war er zu schwach, und er starb in den nächsten Tagen.

*

Viele Jahre waren seitdem dahin geschwunden; das Preußenland war bereits bekehrt und den Rittern unterthänig. Der Götzendienst in dem Walde zu Romove war erstickt, nur die Eiche stand noch, an welcher die drei Götzenbilder sich befanden, und die der Chronist Hartknoch noch zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gesehen haben will. Mit vielen andern Sagen aus der Heidenzeit hatte sich auch die von dem Sohne des Sczupan, der die Christenjungfrau entführte, in mannigfachen Variationen unter dem Volke erhalten. Einst geschah es, daß ein Häuflein Krieger in der Mittagsschwüle durch den Forst zog und Platz zur Ruhe suchte. Sie kamen zu einem natürlichen Erdwall, mit schönen Linden umstanden, die sich alle nach der entgegengesetzten Seite neigten, wie zu einem ehrfurchtsvollen Gruße. Das Ueberraschende dieser Erscheinung veranlaßte sie die Höhe hinanzureiten. Oben lag ein Weiher ausgebreitet, der gleich einem Schneefeld anzusehen war, und auf dieser weißen Decke ruhte ein dunkler Gegenstand, der fast wie ein abgehauener Baumstamm anzusehen war. Alle Bäume, nah und fern, neigten ihre Wipfel tief gegen den Wasserspiegel, kein Wind, kein Laut bewegte die Luft, und störte die heilige, ergreifende Stille, welche diesen Ort umgab. Als sie näher kamen, zeigte sich aber, daß die weiße Decke Lindenblüten waren, die den kleinen See überschüttet hatten, und auf ihnen ruhte ein Baumstamm, an welchem sich das Bild der Gnadenmutter zeigte.

Am andern Tage schon erschienen Ritter und Priester auf dem Platze. Der Stamm wurde aus dem Wasser gehoben und am Lande aufgerichtet. Als dieß geschehen, senkten sich die Lindenblüten in die Tiefe. Einige erinnerten sich nun der alten Sage, und Alle erkannten jetzt den Ort, auf welchem sie standen.

Von Tag zu Tag mehrte sich der Andrang des Volkes und man schritt dazu, dem Heiligthum ein schützendes Obdach zu schaffen, aus dem später eine prächtige Kirche wurde, die den Namen „zur heiligen Linde" erhielt, und von der geschickten Hand eines Schweizers, Felix Mayer, mit schönen Fresken geschmückt wurde. Die Linde umkleidete bald eine Hülle gediegenen Silbers, aus welcher das Bild Maria's hervorleuchtet, und rings um sie her zeigt sich eine tiefe Rinne in den Steinplatten des Fußbodens, als die Spur vielhundertjähriger Andacht, die hier auf den Knieen, im stillen Gebete.

die tiefinnersten, geheimsten Wünsche der Menschenbrust der heiligen Jungfrau offenbarte, und dann getröstet, erhört, beglückt, den Erdenleiden enthoben, die Gnadenstätte verließ, und der Heimat, der Familie, den Geschäften, mit erfrischter Seele wieder zueilte.

*

Den Hergang der Geschichte, wie ich sie hier erzählte, zu verbürgen, vermag ich nicht. Ich erfuhr sie zuerst aus dem Munde einer alten, ehrwürdigen Frau, als ich noch ein Knabe war. Später wurde sie mir durch einen Freund, mit dem ich die Kirche zur heiligen Linde besuchte, in's Gedächtniß gerufen. Beide, das alte Mütterchen, wie der geliebte Freund, sind längst todt.

Aber das kann ich sattsam verbürgen, daß das Gnadenbild noch immer in seiner ihm geweihten Kirche thront. Und das habe ich mit eigenen Augen gesehen, daß alle Bäume dort ihre Kronen, nach der Kirche hin, tief zu Boden neigen, und gehört habe ich von den Leuten der Gegend, daß der ganze Forst verschont bleibe von schädlichen Insekten und Gewürm jeder Art, und daß nur liebliche Singvögel das Gezweig beleben, und fleißige Bienen es durchschwärmen, um das Wachs, welches bei den heiligen Opfern verbrannt wird, zu liefern und den herrlichsten Honig der Welt, der nur aus wohlduftenden Lindenblüten von den Bienen bereitet wird.

Der heutigen Lesewelt ist Gelegenheit genug geboten, im raschen Fluge „über Land und Meer" zu schweifen; möge sie uns es verzeihen, daß ich sie an Orte führte, die von den ältesten Tagen bis zur Gegenwart unzähligen Erdenpilgern zu Ruhestationen andächtiger und gnadenreicher Beschaulichkeit gedient haben.

Ueber Land und Meer.

Reisebilder aus der Zeit und zur Zeit.

XXVI.

Hier und da in Japan.

Von

Heinrich Leuthort.

(Schluß.)

In Japan beschlägt man die Pferde nicht mit Eisen, sondern schützt den Huf durch eine Art von Stroh-Enveloppe. Die japanische Race ist übrigens größer als die chinesische, auch kräftiger, und ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Reisstroh. Man bedient sich ihrer fast allein zum Reiten, denn die Karren werden in Yeddo nur von Stieren gezogen und ein anständiger Wagen existirt auf der ganzen Insel nicht. Das Recht, in den Straßen der Stadt spazieren zu reiten, besitzt indeß nicht Jeder, sondern dasselbe ist den Großen vorbehalten.

Um noch einmal auf die Daimio's zurückzukommen, so sind dieselben außer den zu ihrem Gefolge gehörigen Personen überdieß mit einer Anzahl Kulies umgeben, die an Bambusstäcken auf dem Rücken Körbe von schwarzem Holz tragen. Je höher der Rang des Daimio, desto größer die Anzahl dieser Korbträger. Man sagte uns, sie enthielten Kleider für jedes Wetter, für Regen und Sonnenschein, und die Daimios ließen sich stets einen Theil ihrer Garderobe nachtragen. Wie dem nun auch sei, gewiß ist, daß diese Begleitung das Seltsame des ganzen Aufzuges erhöhte.

Wir folgten den Prinzen eine Zeitlang, und zwar bis in den dritten inneren Hofraum des Palastes, woselbst uns jedoch einige Soldaten, die uns ihre Piken vorhielten, verhinderten unsere weitere Neugier zu befriedigen.

Yeddo ist in zwei ziemlich ansehnliche Quartiere getheilt, das eine, woselbst der Souverain residirt, dessen Palais von einem breiten Graben und den herrlichsten Anlagen umgeben ist, ist still traurig und besitzt einen ernsten, feierlichen Charakter, das andere hingegen ist volkreich, lärmend, voll Leben und Bewegung. Die erstere so zu sagen offizielle Stadt schließt die Familien der Daimio's, der Beamten, der Gouverneure, genug aller Würdenträger in sich; in dem zweiten erwähnten Stadttheil wohnen die Leute aus dem Volk, und so oft wir uns in diesem Viertel sehen ließen, war stets eine Anzahl von vielleicht fünfhundert Neugierigen hinter uns, die uns begleiteten und einen Höllenlärm machten, so daß wir froh waren, wenn wir uns aus diesem Geräusch wieder in die Stille unserer Gemächer retten konnten. Dieselben waren eben nicht sehr komfortabel eingerichtet: statt der Glasfenster hatte man Reispapier benutzt, und des Abends drang die Kälte ziemlich empfindlich in die Zimmer. Die zu unserer Bedienung zugetheilten Japanesen thaten hier alles in ihren Kräften Stehende, uns den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, und ihre Erfindungsgabe war dabei in der That zu verwundern.

Um 9 Uhr Abends werden die Thore, welche die einzelnen Quartiere verbinden, geschlossen, und die Kommunikation ist dann bis zum andern Morgen um 6 Uhr vollständig gehemmt.

In die Sitten und Gewohnheiten der Japanesen ist das Spioniren vollkommen übergegangen; es ist gesetzlich und offiziell und zu einem politischen Prinzip geworden.



Japan. Toilette einer japanesischen Dame.

Am 12. Oktober verließen wir die Bucht von Yeddo und segelten bei gutem Winde durch die Diemensstraße nach Nangasaki, das wir in fünf Tagen erreichten. Der Anblick von Nangasaki ist schön, und die den Busen umkränzenden, mit Forts gekrönten Berge geben ihm ein recht malerisches Ansehen. Während der Sommermonate ist es daselbst fast so heiß wie in Batavia; im Winter schneit und friert es jedoch häufig. Die Nahrungsmittel sind wegen des Mangels an Fleisch sehr fastenähnlich; Hammel, Ziegen und Schweine findet man in Japan eigentlich gar nicht. Die Japanesen leben, wie die Chinesen, fast ganz allein von Reis, Geflügel und Fischen. Die Ochsen werden nur zum Ackerbau benützt und darum nicht getödtet. Wildpret ist jedoch vorhanden, z. B. Eber, Dammhirsche, Rehe und Fasanen, welch' letztere sehr häufig sind. Man jagt in der Regel mit Flinten, aber auch viel mit Pfeil und Bogen, welche Gewohnheit für eine noble Passion gilt, da viel Geschicklichkeit zum Handhaben dieser Waffe gehört.

In Nangasaki ist der freie Verkehr durch gar nichts gestört; wir sahen Engländer, Amerikaner und Russen sich überall ungehindert bewegen. Man hat viel über den Handel zwischen Japan und China gesprochen; dieser Handel ist fast Null. Die Japanesen verachten die Chinesen viel zu sehr, um in nähere Beziehungen mit ihnen zu treten, und nach Nangasaki kommen durchschnittlich im Jahre nicht mehr als vier oder fünf chinesische Junken. Die Unterthanen des Reichs der Mitte nehmen zwar in der Nähe der kleinen Insel Desima ein ziemlich großes Quartier ein, doch ist dieß von einer Pallisadierung umgeben, und es ist ihren Insassen nicht erlaubt, dasselbe zu verlassen. Uebrigens führen sie keine Produkte ihres eigenen Landes ein, sondern europäische, wodurch sie den Holländern Konkurrenz machen.

Man hat wohl fälschlich die Meinung gehegt, Chinesen und Japanesen besäßen eine und dieselbe Abstammung; dieß wird jedoch von den Letzteren mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Ihre Civilisation, welche mancherlei Aehnlichkeit mit der chinesischen besitzt, weicht doch in vielen Punkten sehr von derselben ab. Ohne Zweifel sind die Charaktere ihrer Schrift dieselben; der Kultus des Buddha und Confucius existirt in beiden Ländern; in Japan wie in China trifft man dieselben Pagoden und Bonzen; die Junken gleichen sich vollkommen; Reis und Fische, Thee und ein aus Reis bereitetes Getränk bilden die Hauptnahrung der Bewohner von Yeddo und Canton; die japanischen Kuli's schreien beim Tragen ihrer Lasten durch die Straßen gerade ebenso laut in Nangasaki wie es diejenigen in Schanghai thun; der Haartracht der Japanesen erinnert ganz an die der Chinesen; aber dieß sind am Ende auch alle Aehnlichkeiten.

Die japanische Race, stolz und nobel, kriegerisch und geistig, weicht sehr von der kriechenden, feigen chinesischen ab, welche vor einem Flintenschuß davonläuft; erstere ist überaus reinlich im Anzug und der Sorge für ihren Körper, letztere ebenso schmutzig. Der Japanese hat ein heiteres Naturell, der Chinese ist mißgelaunt und verachtet mit souveränem Stolz Alles, was nicht dem Reich der Mitte angehört. Der Letztere betrachtet Japan als ein China tributäres Land, über welches Ansinnen die Japanesen lachen und Scherze treiben.

China ist das Land der Gleichheit: Jeder, selbst der Geringste, kann zu den größten Ehrenstellen emporsteigen; in Japan ist dieß anders. Japan ist ein Feudalstaat; die Bewohner theilen sich in neun Klassen, und Keiner kann aus der Kaste, in welcher er geboren wurde, in eine andere über gehen. Die Fürsten oder Daimio's, die Edlen, Priester und

Offiziere bilden die vier ersten Kasten der Nation und haben das Recht zwei Säbel zu tragen; die Subalternbeamten und Aerzte bilden die fünfte Klasse und dürfen einen Säbel tragen; die Kaufleute en gros und en détail, die Künstler, Bauern und Kuli's bilden die vier letzten Kasten und dürfen in keinem Fall einen Säbel tragen. Diejenigen, welche sich mit dem Handel von Fellen befassen, werden als unrein erklärt, haben nicht das Recht in Städten zu wohnen, und aus ihnen wählt man die Henker.

Die Religion der Japaner ist eine Art Naturdienst: sie verehren einen großen Geist, welcher die Welt beherrscht, und als Symbol desselben sieht man in ihren Tempeln eine Kugel, an welcher ein Spiegel, der des höchsten Wesens Reinheit und Allwissenheit personifiziert, hängt. Die Tempel stehen, wie bei den alten Griechen, fast immer auf Hügeln oder an Orten, welche sich durch ihre schöne Lage auszeichnen. In ihren Vorhöfen befinden sich Wohnungen für die Priester, welche Kanniuusi heißen, und für die Pilger. Zu den oft Pfählen erbauten Tempeln führt eine Treppe, und gleich den katholischen Gotteshäusern im Süden sind dieselben fast zu jeder Tageszeit dem Gebet geöffnet.

Außerdem aber hat sich auch die Lehre des Confucius im Lande verbreitet, und von China und der Halbinsel Korea aus der Buddhismus.

In Japan existirt keine permanente Armee, doch ist Jeder ohne Unterschied im Fall eines Krieges zum Dienst verpflichtet. Anfangs bestanden die japanischen Inseln aus einer Menge kleiner Ansiedelungen, die durch Eroberer erst zu einer Konzentrirung gebracht wurden. Diese Eroberer landeten zuerst auf Kiusiu und unterwarfen sich später Nipon. Zimmu wird als dieser erobernde Eindringling genannt; er baute sich auf einem Berg der Landschaft Jamato eine Residenz und machte sich die vorher über das Land herrschenden Fürsten tributär.

Die für Japans innere Entwicklung wichtigste Periode fällt in die Regierungszeit Ka tof ten-a'a.

Er theilte das Land in 8 Provinzen, und diese wieder in 68 Bezirke; ferner ließ er Volkszählungen anstellen, setzte die Steuern fest, bestimmte den Rang der Beamten, legte Magazine und Waffenplätze an und ordnete die Verwaltung der verschiedenen Ministerien. Die heutige japanische Dynastie stammt von Ziogun-Minamoto Je-Jasu ab. Seine Regierungsperiode ist die der absoluten Zentralisation, wie Karl Rosenkranz bemerkt, in welcher der Feudalstaat, der sich zum Rechtsstaat ausgebildet hatte, indem er die Mannigfaltigkeit der Stände der bürgerlichen Gesellschaft der Gleichheit des Gesetzes unterwarf, sich durch ein System geheimer Ueberwachung als Polizeistaat vollendete, denn ohne ein absolutes Polizeiregiment hätte er seine beispiellose Abschließung nach Außen nicht durchführen können.

Die Veranlassung zu derselben wurde durch die Jesuiten gegeben.

Früher stand, wie bekannt, Japan allen Nationen offen, und auch das Christenthum durfte sich ungehindert verbreiten. Es hatte bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts solche Fortschritte gemacht, daß man in Japan 4 Millionen Christen zählte. Nach dem Tode Taiko-Sama's kam dessen erst sechsjähriger Sohn, Hidi-Jori, zur Regierung, für welchen der Fürst von Mikawa die Regentschaft übernahm. Dieser benahm sich jedoch treulos gegen Hidi-Jori, der von den Jesuiten, die ihn zum Katholizismus zu bekehren hofften, in Schutz genommen wurde. Hidi-Jori wurde von Mikawa bei Ohosako überwunden und vernichtet, und die Christen wurden nun als revolutionäre Partei schonungslos behandelt. Ihre Religion wurde bei Todesstrafe verboten und vollkommen im Lande ausgerottet. Die Holländer aber reduzirte man auf die kleine Insel Desima in der Bucht von Nangasaki. — Seit jener Zeit hat Japan sich immer mehr isolirt, hat seinen Handel auf ein Minimum beschränkt und setzt jeden Versuchen, Handelsverbindungen anzuknüpfen, die größten Schwierigkeiten entgegen.

Der Reichthum an Metallen ist in Japan sehr groß; Schwefel, Zinn, Eisen, Blei, Kupfer, Silber und Gold werden in bedeutenden Massen gewonnen, und die Portugiesen führten früher jährlich über 300 Tonnen Gold aus.

Die gewöhnlich kursirende Münze ist von Silber und heißt Itschibon, von denen drei einen mexikanischen Piaster gelten. Der Kobang, eine Goldmünze, gilt vier Itschi-



Japan. Japanesischer Stadtsergeant.



Japan. Die Bai von Nangasaki.

baus. Unter den niederen Ständen, den Trödlern und Detailverkäufern herrscht zudem die Sapeke, und die Holländer in Nangasaki besitzen auch ein Papiergeld, Tarin genannt.

Auch die Vegetation zeigt sich als höchst reich. Zwar fehlt es, außer auf Jesso, an eigentlichen Waldungen, doch finden sich zahlreiche und schöne Eichen, Kastanien, Pinien, Cypressen, Kampherbäume, und von fruchttragenden Gewächsen erzeugen die schönen Eilande Orangen, Bananen, Obst aller Art, Reis, Zuckerrohr, Pfeffer, Thee, Wein, Tabak u. dgl. mehr.

Die hauptsächlich kultivirten Wissenschaften sind Astronomie und Medizin. Da aber jeder höher gestellte Staatsdiener die holländische Sprache erlernen muß, so sind den Japanesen auch die Schätze dieser Literatur erschlossen, und sie studiren namentlich deren Werke über Kriegskunst, da sie wohl fühlen, daß es gilt, hinter der Taktik, Strategie und Waffenverbesserung anderer Völker nicht zurückzubleiben.

Neuerdings hat der niederländische Gouverneur von Neuem Anstrengungen gemacht, den Hof von Jeddo zu bewegen, die Handelssperre aufzuheben, ohne ein glückliches Resultat zu erzielen; ja sogar ein eigenhändiger Brief des Königs Wilhelm II. blieb ohne Erfolg.

Mag man nun gegen ein solches Isolirsystem einwenden was man will, so müssen wir, um gerecht zu sein, dennoch die Gründe respektiren, welche es hervorriefen, und können nur beklagen, daß auch in jenen entfernten Gegenden die Lehre Christi zum Deckmantel anderer Bestrebungen gemacht wurde, als derer, die sich ihre Verkündiger hätten angelegen sein lassen sollen!

Die jüngsten Bestrebungen von Seiten Preußens, mit Japan einen Handelsvertrag abzuschließen, haben nach langen vergeblichen Verhandlungen dennoch zu einem erfreulichen Resultat geführt, und Mitte Dezember 1860 fand in Jeddo der Austausch der Beglaubigungen beider Regierungen statt, worauf der Taikun die von dem damals noch als Prinz-Regent fungirenden jetzigen König Wilhelm übersandten Geschenke durch andere erwiederte. Der Vertrag ist nur mit Preußen allein abgeschlossen und für die anderen deutschen Zollvereinsstaaten nicht gültig. Wie lange er aber auch mit Preußen aufrecht gehalten wird, muß erst die Zukunft lehren, denn ohne das Erscheinen einer starken englischen Flotille unter Admiral Jones vor Jeddo gleich nach der Einnahme Pekings wäre aller Berechnung nach kein Vertrag zu Stande gekommen.

Zur Tagesgeschichte.

XXXIII.

San-Domingo.

Niemals hat sich ein Krieg entsponnen, der in seinem Verlauf so außergewöhnliche Erscheinungen aufgewiesen und dessen Ausgang schwieriger vorauszubestimmen wäre, als der gegenwärtige Konflikt zwischen den südlichen und nördlichen Staaten der nordamerikanischen Union. Schon das mag in diesem Augenblicke immerhin noch zweifelhaft scheinen, ob es in der That zu einem kriegerischen Zusammenstoß der Hauptmacht beider Parteien kommen werde, völlig unberechenbar dagegen ist, welchen Charakter der wirkliche Krieg auf einem so ausgedehnten Gebiet, und zwischen zwei Mächten, welche keine eigentlichen Heere im europäischen Sinne besitzen, annehmen würde. Nicht minder schwierig wäre es, vorauszusagen, ob dieser Kampf etwa von kurzer oder von langer Dauer sein werde. Denn wie es auf der einen Seite schwer begreiflich wäre, wenn eine Nation, deren Entwicklung eine fast ausschließlich materielle Richtung genommen hat, gesonnen wäre, ihre sorgfältig erworbenen und zusammengehaltenen Mittel für Kriegszwecke aufzuopfern, so ist doch wieder andererseits wegen der ungeheuren Raumverhältnisse, wegen der Erbitterung der Parteien, wegen der prinzipiellen Fragen, die hier auf dem Spiele stehen, undenkbar, daß der Streit, wofern er einmal wirklich entbrannt ist, durch eine rasche Lösung sich beendigen ließe. Mit je größerer und nachhaltigerer Energie der Krieg geführt würde, um so mehr ist anzunehmen, daß demselben nur durch eine prinzipielle Entscheidung, wie diese nun ausfiele, ein Ende gemacht werden könnte. Dieß ist nun aber eben das Allerunberechenbarste für uns Fernerstehende, worin eine solche grundsätzliche Entscheidung bestehen könnte, und nur so viel wird allwärts diesseits des Ozeans gefühlt, daß dieselbe nicht bloß von den weitreichendsten Folgen für die künftige Gestaltung Amerikas wäre, sondern auch die schwersten Rückwirkungen für die alte Welt haben müßte. Daher die allgemeine Spannung, mit welcher Alles den Ereignissen in Nordamerika entgegensieht, daher das Interesse, mit welchem auch an sich minder wichtige Erscheinungen verfolgt werden, welche in irgend einem Zusammenhang mit jenem großen Kampfe stehen.

Daß die freiwillige Rückkehr der Republik San-Domingo unter die Herrschaft des Mutterlandes Spanien in der That in gewissem Zusammenhang steht mit den augenblicklichen Verwicklungen der nordamerikanischen Union, ist unbestreitbar. Denn was auch die eigentlichen Motive jener Annexion gewesen sein mögen, sei es der freiwillige Zug anhänglicher Erinnerung an das Mutterland, oder langvorbereitete Umtriebe, welche die Spanier von Kuba aus machten, oder endlich die verzweifelte innere Lage, in welcher sich die kleine Republik befand, in jedem Fall konnte dieser Schritt nicht gewagt werden, wenn nicht die Macht der Vereinigten Staaten augenblicklich geschwächt und durch den beginnenden Bürgerkrieg von den Aufgaben der äußeren Politik abgezogen wäre. Denn die Annexion von San Domingo an Spanien ist ein erster Schlag, der gegen die Monroedoktrin geführt wird, eine erste positive Rückwirkung Europas auf die neue Welt, eine unliebsame Enttäuschung für diejenigen, welche im Geiste schon sämmtliche Europäer aus Amerika vertrieben und den ganzen Kontinent unter dem Sternenbanner vereinigt haben, und sie gewinnt um so größere Bedeutung, wenn sie nur der Vorgang ist für andere Kolonien, welche gleichfalls mit dem Gefühlen des verlorenen Sohnes reumüthig zum Vaterhaus zurückkehren.

Freilich ist jener Schritt der dominikanischen Republik nicht verständlich, ohne einen Blick auf ihre seitherigen politischen und materiellen Verhältnisse.

Die Republik San-Domingo nimmt zu zwei Dritteln den östlichen Theil der Insel gleichen Namens ein, die in der Geschichte der amerikanischen Kolonieen eine so hervorragende Rolle spielt. Das andere Drittel im Westen bildet, nachdem es anderthalb Jahrhunderte lang die reichste Besitzung Frankreichs gewesen, die Republik Haiti. Beide Theile waren bald getrennt, bald vereinigt und hatten eine Reihe mannigfaltiger Schicksale, aus welchen sich im Lauf der Zeit eine unüberwindliche Rivalität der beiden Nachbarn herausbildete, wie sie sich eben auch im jetzigen Augenblick zeigt. Diese Rivalität ist um so tiefer gewurzelt, als sie zugleich eine physische und nationale Grundlage hat. In Haiti nämlich herrschen die Schwarzen, die Nachkommen der ehemaligen Sklavenbevölkerung, in San-Domingo herrschen Weiße, oder wenigstens Mulatten, welche dieselben Ansprüche erheben, wie die Weißen. Jene repräsentiren zugleich die französische Nationalität, welche die ihrer Väter war, diese die spanische, als die mehr oder weniger entarteten Abkömmlinge der ersten Einwanderer. Auch hier also handelt es sich um eine Frage der Nationalität, und zugleich der Rasse.

Nachdem vom Jahre 1821 bis 1843 unter der Präsidentschaft des Generals Boyer, des Beherrschers von Haiti, die Union beider Theile bestanden, wurde sie nach dessen Sturz aufgelöst. Die Dominikaner, welche eines Regiments, das sie immer als ein unfreiwilliges Joch betrachtet hatten, sagten sich los, und konstituirten sich als eigene Republik unter demselben General Santana, der auch heute wieder eine so hervorragende Rolle spielt. Santana war der reichste und mächtigste Ansiedler, von natürlicher Ueberlegenheit, übrigens roh, unwissend und jähzornig. Dreimal gelang es ihm, den Präsidentenstuhl einzunehmen, aber nicht gelang es ihm, ein wirklich geordnetes Staatswesen herzustellen und ihm eine ruhige, friedliche Entwicklung zu sichern. Vielmehr begann nun eine 15jährige Zeit unablässiger Kämpfe, welche Santana mit seinen nicht minder ehrgeizigen Rivalen Baez und Valverde zu bestehen hatte, Kämpfe, die regelmäßig mit den Proskriptionen der Besiegten endigten, und die noch überdieß verschärft waren durch territoriale Rivalitäten zwischen dem nördlichen und südlichen Theil des Gebiets der Republik. Wie ihre Schwestern gleichen Ursprungs, so mußte auch diese Kolonie an sich selbst erfahren, daß die langjährige Erniedrigung und die Despotie des Mutterlandes für die Völker romanischer Zunge und katholischen Glaubens eine schlechte Vorbereitung zur Selbstregierung ist. Unbekannt mit der Vorschule der Freiheit in munizipalen und provinzialen Einrichtungen, konnte sie sich niemals zur Höhe einer wahrhaft freien Regierung erheben.

Diesen Zustand der Republik gedachte Soulouque, als er 1847 Präsident und bald darauf Kaiser von Haiti wurde, zu benützen, um sich das schöne Nachbarland zu annektiren. Gleich einem andern Kaiser, der vom Präsidenten zum Thron aufstieg, sah er in einem auswärtigen Kriege, in militärischem Ruhm das beste Mittel, über die Unzufriedenheit seiner Unterthanen Herr zu werden. Zweimal griff er, trotz der gütlichen Intervention Frankreichs und Englands, den Nachbar an, wurde aber beidemal zurückgeschlagen, und als er eben die dritte Invasion vorbereitete, ereilte ihn sein Schicksal. Sein Nachfolger, Präsident Geffrard, schloß einen Waffenstillstand auf fünf Jahre ab, als ob Krieg das natürliche Verhältniß der beiden Länder wäre.

Hatte sich auf diese Weise San-Domingo glücklich der Annexionsgelüste des Negerkaisers erwehrt, so sah es dagegen im Innern der Republik fortwährend sehr traurig aus. Namentlich war ihre finanzielle Lage keineswegs beneidenswerth. Santana's Kräfte verpfändet an die Plätze von England, von Frankreich und den Vereinigten Staaten. Er sah sich genöthigt, ein Papiergeld zu schaffen, das so schnell im Werthe fiel, daß der Piaster im Nennwerth von mehr als 5 Franken unter 5 Centimes herabsank. Dazu fehlte es, um das Maß voll zu machen, auch nicht an Verwicklungen und Streitigkeiten mit auswärtigen Mächten, bald mit Dänemark, bald mit Holland, bald mit den Vereinigten Staaten, und einmal hatte es der Präsident so weit gebracht, daß fast sämmtliche Mächte den Verkehr mit ihm abbrachen.

In solcher Lage befand sich die Republik, die Hülfsquellen erschöpft, verfeindet mit den umliegenden Handelsstaaten, als sie in den Schooß der Herrschaft des Mutterlandes zurückkehrte. Diese Rückkehr, wie sie nun auch zu Stande gebracht worden sein mag, mußte für sie ein Rettungsanker in der Noth sein. Und sie durfte sich ihm um so unbedenklicher anvertrauen, als Spanien gegenwärtig von einem kräftigen, aufgeklärten Staatsmann regiert wird, der es seit langer Zeit zum ersten Mal verstanden hat, die Bahn friedlicher Entwicklung, materieller Wohlfahrt verbunden mit politischem Fortschritt, mit Erfolg zu betreten. Die Erfahrungen, welche das Mutterland im Innern mit der Anwendung vernünftiger Regierungsgrundsätze macht, wird auch für die Regierung der Kolonieen nicht verloren sein.

Aber auch für das Mutterland ist die Wiedererwerbung der abtrünnigen Kolonieen von größter Bedeutung. Knüpfen sich doch eben an diese Insel die stolzesten Erinnerungen an die einstige Macht des hispanischen Namens. War nicht das reiche Hispaniola einst die Wiege und lange Zeit die Grundlage der kolonialen Größe Spaniens, und bewahrte es nicht bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts die sterblichen Reste des großen Entdeckers Amerikas, und zeigt nicht heute die Trümmer seines Palastes? Ueberdieß ist San-Domingo das natürliche Verbindungsglied zwischen den beiden treu gebliebenen Besitzungen Kuba und Portorico, und bildet mit ihnen eine Kette von drei Ringen, die beinahe den Zugang zum Meerbusen von Mexiko schließt, den Weg über Panama bewacht und Jamaika trennt von den andern englischen Inseln, also eine höchst wichtige militärische und maritime Position.

Dazu noch der innere Reichthum der Insel. Wie indolent auch die Bevölkerung von 100,000 Seelen war, welche sie bewohnen, so verlor sie doch nichts von der Fruchtbarkeit, die ihr einst den Namen des Paradieses der neuen Welt gegeben. Seine Wälder liefern die herrlichsten Stämme zum Schiffsbau und das schönste Ebenholz zur Verarbeitung. Seine Minen sind unerschöpflich an kostbaren Metallen. Kaffee und Kakao, Zuckerrohr und Tabak, Baumwolle und Indigo gedeihen, wo man sich Mühe gibt sie zu pflanzen, und die Häfen von San-Domingo, Porto Plata und Samana zählen zu den größten und sichersten jenseits des Ozeans.

Fürwahr ein beneidenswerther Besitz, und, wie schon mit Recht gesagt wurde, ein erfreuliches Beispiel friedlicher Annexion in unserer Zeit, wo dieß Wort so häufig nur die Maske willkürlicher Eroberungsgelüste ist. Auch dürfte die Besitzergreifung von Seite Spaniens schwerlich auf irgend einen Widerstand stoßen. Die europäischen Mächte werden nicht protestiren, denn sie selbst können nur gewinnen, wenn etwa dieses Heimatsverlangen noch in andern natürlich gewordenen Kolonieen Nachfolge finden sollte. Nur Geffrard, der Präsident von Haiti, legte Verwahrung ein, und erklärte die Bedingungen des oben erwähnten Waffenstillstandes für gebrochen. Allein wenn er dem Protest mit den Waffen Folge geben wollte, was vermöchten seine Haufen gegen die Kriegsschiffe und die disziplinirten Heere Spaniens? Nur eine Macht wäre im Stande gewesen und hätte Veranlassung gehabt, wirksame Einsprache zu erheben — die Bundesregierung von Washington, wenn diese nicht selbst erst darauf denken müßte, die eigenen abgefallenen Glieder wieder um das gemeinsame Sternenbanner zu versammeln. —g.

Das Beuthdenkmal.

(Zu dem Bild S. 541.)

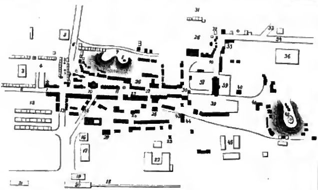
Berlin führt schon lange den Namen des nordischen Athen, und fürwahr, wüßte man der preußischen Residenz diesen Namen nur um der vielen Denkmäler geben, welche zum Andenken und Ruhme berühmter Männer des Vaterlandes hier errichtet sind, wäre der Beiname schon gerechtfertigt. Der schöne Platz an der Bauakademie, außerdem für drei Statuen, von denen eine, die Thaer's, bereits aufgestellt ist, erhielt am Morgen des 13. Mai einen neuen Schmuck im Denkmal Beuth's, eines jener Männer, die sich um Preußens Industrie die größten Verdienste erworben. Wilhelm Beuth, eines Arztes Sohn in Kleve, 1782 daselbst geboren, wurde, nachdem er Referendar der kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer gewesen, im Jahre 1809 Assessor in Bayreuth, machte später als Lützow'scher Jäger einzelne der Freiheitskriege mit, kam nach dem Frieden als geheimer Oberfinanzrath in die Abtheilung des Finanzministeriums für Handel, Gewerbe und Bauwesen, und wurde 1828 Direktor dieser Abtheilung. Zwei Jahre später zum geheimen Oberregierungsrath befördert, übernahm er die Chausseen des Staates, gründete das Gewerbeinstitut in Berlin und verschiedene Gewerbeschulen in den Provinzen, begünstigte die Freiheit des Handels und Gewerbes und sandte junge Talente in's Ausland, um gute fremde Einrichtungen in's Vaterland zu verpflanzen. — Die feierliche Einweihung seines Denkmals fand, wie erwähnt, am Morgen des 13. Mai statt. Die Gewerke der Stadt hatten Deputationen mit Fahnen und ihren Emblemen gesandt, auch die Studirenden des Gewerbeinstituts und die Akademiker der Bauschule waren versammelt. Eine vor dem verhüllten Monument, um welches Masten mit Fahnen und Kränzen geschmückt standen, errichtete Estrade war für die Spitzen der Behörden, der Akademie und Universität, die Minister und hohe Personen aller Stände bestimmt. Auch die Fenster des nahen Hotel d'Angleterre waren namentlich mit Damen besetzt, während Seine Majestät der König, seine Gemahlin, der Kronprinz und dessen Gemahlin, sowie viele königliche Prinzen und Prinzessinnen an den Fenstern der Kommandantur erschienen, welche nach dem Platz an der Bauakademie gestellt sind. Die Feier wurde durch einen Choral eingeleitet, nach dessen Beendigung der Oberpräsident der Rheinprovinz, v. Pommer Esche, die Festrede hielt, Beuth's große Verdienste um den Aufschwung der Gewerbthätigkeit gedenkend. Hierauf fiel unter Tusch und Hurrahs die Umhüllung. Beuth ist barhaupt dargestellt, der Kopf etwas vorgebeugt, der linke Arm ist ein wenig erhoben und nach der Brust geneigt, die Rechte hält eine Urkunde und stützt sich auf einen Baumstamm, dem Lorbeer entrankt. Hautreliefs am Piedestal versinnlichen des Gefeierten Thätigkeit. Unter jubelnden Festklängen bewegte sich der Zug nach der Kommandantur, und das Komite begrüßte die noch dort weilenden Majestäten. Nachdem die Königin und die Prinzessinnen in ihren Wagen die Kommandantur verlassen, begab sich Seine Majestät, begleitet von den königlichen Prinzen, einer glänzenden Suite und dem Polizeipräsidenten von Zedlitz, zu Fuße nach dem Denkmal und betrachtete sowohl dieß als das neben stehende Standbild Thaer's und verließ dann im offenen Wagen den Platz.

Der Brand in Glarus.

(Mit einem Plan der Brandstätte.)

Glarus, der Hauptort des Kantons gleichen Namens, ist ein „Flecken", d. h. eine Stadt ohne Thore, und zählt ungefähr 5000 Einwohner. Die Ortschaft besteht gewissermaßen aus einer einzigen langen Straße, welche sich zwischen die riesige, bis über die Schneegrenze sich erhebende Felsenwand des Glärnisch und den Linthfluß eingekeilt hat. In dieser langen Straße hatte sich vor dem Brande vorzüglich der Kleinhandel festgesetzt; aber zwischen den bescheidenen Wohnungen der Krämer und Handwerker sah man in ziemlicher Zahl die schönen Häuser der reichen Fabrikherren sich erheben. Die Fabriken selbst, die großen Baumwollspinnereien, Webereien und Kattundruckereien, welche ihre Produkte über den ganzen Erdkreis versenden, befinden sich etwas abseits, meist oberhalb des Fleckens, zu beiden Seiten des Flusses.

Am Himmelfahrtstage, den 9. Mai, war große Landsgemeinde in Glarus. Unter freiem Himmel beriethen die wehr- und stimmfähigen Bürger des Kantons über Landesangelegenheiten, und wählten für das laufende Jahr ihre Behörden. Unter anderen Verathungsgegenständen wurde ein Antrag behandelt, der dahin zielte, die strengen Verordnungen den „Föhn" betreffend zu mildern. Der Föhn ist ein schlimmer Gast in diesen engen, von Süden nach Norden ziehenden Alpenthälern, namentlich auch im Linththal.



Plan der Brandstätte in Glarus.

1. Gh. Tschudi. 2. Straße nach Ennenda und Mitlödi. 3. Schulhaus. 4. Zaun, Landsgemeindeplatz. 5. Neues Schützenhaus. 6. Straße nach Oberdorf. 7. Tschudi-Rain. 8. Garten. 9. Regierung und Post. 10. Hauptstraße. 11. Weinender Acker. 12. Allfäch. 13. Straße zum Bahnhof. 14. Straße zum Bahnhof. 15. Tschudi. 16. Gemeindehaus. 17. Glarner Hof (im Bau begriffener großer Gasthof). 18. Eisenbahnlinie nach Wesen, Zürich. 19. Aufnahmsgebäude. 20. Einsteighalle. 21. Güterschuppen. 22. Fabrik Herr. 23. Presse. 24. 3 Eidgenossen. 25. Rathaus. 26. Gärten. 27. Kreuzstraße. 28. Bank. 29. Zeug. 30. Metzgerei. 31. Gärten. 32. Fr. Leimgruber. 33. Hauptstraße nach Netstal. 34. Land. Neuthal mit Netstal. 35. Planer. 36. Zeughaus. 37. Kirchhof. 38. Kirche. 39. Friedhof. 40. Evang. Pfarrhaus. 41. Kath. Pfarrhaus. 42. Burg-Kapelle. 43. Theater. 44. Altes Schützenhaus. 45. Insel. Gerichtshaus.

Die schwarze Einzeichnung ist der abgebrannte Stadttheil. Bei dem Hause des Rathsherrn Gh. Tschudi, an der Straße nach Ennenda und Mitlödi, mit einem Kreuze versehen, brach der Brand aus und ging in der Richtung gegen die Kirche und die Burgkapelle.

Wer keinen Föhnsturm im Hochgebirge erlebt, kann sich kaum davon einen Begriff machen. Mit unwiderstehlicher Gewalt stürzt er von den Höhen hernieder, wirft den Wanderer, den er überrascht, zur Erde, entwurzelt Bäume und hebt die Dächer von den Häusern. Vorsichtige Wahrung des Feuers ist, wenn der Föhn weht, unter Entrichtung der härtesten Strafen anbefohlen; in manchen Gegenden darf dann nicht einmal zum Kochen Feuer angemacht werden. Diese harten Gesetze wurden von der glarner Landsgemeinde als unzeitgemäß angefochten, aber das versammelte Volk, welches seine Schutzwehr gegen den gefürchteten Feind nicht preisgeben wollte, beschloß, es solle beim Alten bleiben.

Am folgenden Tage, Freitags den 10. Mai, war im Flecken Glarus große Spritzenprobe und Musterung der Löschmannschaft. Um von den Strapazen beider Tage sich zu erholen, legte sich ein großer Theil der Bevölkerung früher als gewöhnlich zur Ruhe. In den Schluchten des Glärnisch brauste unheimlich der kommende Föhn.

Bald nach zehn Uhr erscholl der Feuerruf. In einem Holzschuppen in Mitte des Fleckens war ein Brand ausgebrochen. Zu gleicher Zeit stürzte sich der Föhn mit fürchterlicher Heftigkeit von den Abhängen des Glärnisch in's Thal herunter.

Nach wenigen Augenblicken schon fiel ein sprühender Flammen- und Feuerregen auf alle Häuser, welche unterhalb der Brandstätte sich befanden. Es war nicht anders, als ob Glarus an allen vier Enden zumal in Brand gesteckt würde; da und dort, an einem dritten und vierten Orte stiegen gleichzeitig Feuersäulen in die Höhe. Dazu heulte der Sturm und peitschte die Flammen und wälzte die Glut mit unwiderstehlicher Gewalt durch das enge Thal hinunter. Wer, aus dem ersten Schlafe aufgeweckt, eilte, um einem Freunde oder Verwandten Hülfe zu bringen, sah im nächsten Augenblick sein eigenes Haus vom gleichen Loose erfaßt. Das schöne Rathhaus war eines der ersten Gebäude, welche das Feuer zerstörte. Das Postgebäude wurde von der Flamme erfaßt, als der Telegraph noch die Unglückskunde in die Ferne sandte; leider wurde der Hülferuf nur an wenigen Orten vernommen, weil auf den Telegraphenbureaux der Schweiz kein Nachtdienst besteht. Die alterthümliche Pfarrkirche, wo schon Zwingli gepredigt hatte, und in welcher seit der Reformationszeit bis heute Protestanten und Katholiken friedlich nebeneinander Gottesdienst hielten, abwechselnd die heiligen Räume gemeinsam benützend, auch diese ehrwürdige Stätte erfaßte das Feuer und es steht nichts mehr davon als die ausgebrannten Mauern. 500 Häuser wurden vom entfesselten Elemente verzehrt, mehr als 3000 Menschen verloren in wenigen Stunden ihr Obdach und ihre sämmtliche Habe.

Von öffentlichen Gebäuden blieben das Schulhaus und das Schützenhaus verschont, so auch der Bahnhof und die meisten großen Fabrikgebäude an der Linth; kein geringes Glück, da sonst der ärmeren Bevölkerung auch der Arbeitsverdienst für lange entzogen gewesen wäre. Fast wie durch ein Wunder blieb die Burgkapelle unversehrt, die am untern Ende des Fleckens auf einer kleinen Anhöhe steht.

Nur wenige Menschenleben sind, Gott sei Dank, zu bedauern. Zwei Männer, die von Mels zu Hülfe geeilt waren, wurden von einer umstürzenden Mauer verschüttet, mehrere Personen erstickten in den Gewölben, in die sie sich flüchteten, sieben oder acht Personen werden vermißt, welche aber möglicherweise in den umliegenden Ortschaften, wo die Abgebrannten hülfreiche Aufnahme erhielten, wieder aufgefunden werden können.

An Rettung der beweglichen Habe war nicht zu denken; zu plötzlich hatte das Feuermeer Alles, was in seiner Strömung lag, verschlungen.

„Hoffnungslos wich der Mensch der Götterstärke,
Müßig sah er seine Werke
Und bewundernd untergeh'n."

Nur ein Gefühl der Theilnahme erfüllt die ganze Schweiz, und schon seit Sonntag sind in allen unseren Städten Hülfscomités in eifrigster Thätigkeit, den hartbetroffenen Mitgenossen an der Linth beizuspringen. Wir sind überzeugt, daß auch die Schweizer im Auslande nicht müßig bleiben werden.

Wir bringen heute nur den Plan der Stadt, um die Entstehung des Brandes zu veranschaulichen; die nächste Nummer wird ein Bild von Glarus vor dem Brande und ein zweites von dem abgebrannten Stadttheile bringen.

Wochen-Chronik.

11. — 18. Mai.

Deutschland. Heidelberg 13. Feierliche Eröffnung des Handelstags. — Frankfurt 15. Die gesetzgebende Versammlung beschließt eine Adresse an den Senat, worin verlangt wird, der Bundestagsgesandte solle für Herstellung der kurhessischen Verfassung von 1831 wirken. 16. Bundestagssitzung. Oesterreich gibt in der Bundeskriegsverfassungsreform eine Erklärung ab, welche von den preußischen Anschauungen wesentlich abweicht. Koburg-Gotha verlangt baldige Erledigung über den von Hessen-Darmstadt wegen des Nationalvereins eingebrachten Antrag. — Hamburg 8. Die Bürgerschaft erklärt sich mit überwiegender Mehrheit für Herstellung einer deutschen Zentralgewalt mit Parlament. — Kassel. Beide Kammern werden auf 6. Juni einberufen. — Dresden 17. Die zweite Kammer erklärt sich mit allen gegen 1 Stimme für Herstellung einer deutschen Zentralgewalt und Parlament und besonders auf Reform der Oberfeldherrnfrage. — München 16. Der Antrag auf Erweiterung der Amnestiegesetze für die Verurtheilten von 1849 wird verworfen. 17. Der Antrag auf Reform der Bundeskriegsverfassung wird, anstatt einem eigenen Ausschuß übergeben zu werden, empfehlend der Regierung überwiesen und dadurch eine Debatte abgeschnitten.

Oesterreichische Monarchie. Wien 11. Staatsminister von Schmerling übergibt dem Reichsrath eine Reihe von Regierungsvorlagen, darunter Rechtfertigung der Anleihe, Darstellung der Finanzlage, über das Verhältniß der katholischen Kirche zu den Akatholiken, besonders das Eherecht betreffend, Gemeindegesetz, Preßgesetz, Gerichtsverfassung u. s. w. Im Unterhaus wird die Adresse nach dem Entwurfe Giskras angenommen, nachdem sämmtliche Amendements, die von konservativer und feudalistischer Seite kamen, verworfen wurden. 13. Finanzminister Plener beantwortet eine Interpellation über Reform der direkten Besteuerung. 16. Die Adresse des Unterhauses wird dem Kaiser überreicht und von diesem beantwortet. — Pesth 10. Leichenbegängniß Teleki's. 13. Im Unterhaus beginnt die Adreßdebatte. Deak spricht in langer Rede für eine Adresse (nicht für eine Resolution), wobei er aber, wie die extreme Partei, bloße Personalunion, den Zustand von 1848, ein eigenes ungarisches Ministerium will, die Gesammtverfassung bekämpft und die Beschickung des Reichsraths ablehnt. Am 16. spricht Eötvös im gleichen Sinne. — Raab 12. Ein Volksaufstand bricht aus, der mit Waffengewalt gedämpft werden muß.

Schweiz. Genf 11. Die gesammte Regierung reicht ihre Entlassung ein, weil sie sich durch die gerichtliche Entscheidung wegen der Mißhandlung des Präsidenten Fazy durch den Arbeiter Marchand beleidigt glaubt.

Großbritannien. London 10. Auf eine Interpellation im Unterhaus erklärt Lord John Russell seine Sympathieen für das österreichische Verfassungswerk. Die Konstitution werde ausgeführt werden, doch bedrohe Ungarn die Integrität des Reichs und Venetig sei eine unheilbare Wunde für Oesterreich. Auf eine Anfrage wegen Syrien erklärt er, Frankreich werde vertragsgemäß Syrien am 5. Juni räumen, dieselbe Erklärung gibt Lord Wodehouse im Oberhaus. 15. Jahresfeier des Unterstützungsvereins für verdiente Schriftsteller aller Nationen. Der Herzog von Aumale präsidirt und hält eine Rede, worin er sich besonders über die parlamentarische Beredsamkeit und die Preßfreiheit Englands verbreitet. Eine königliche Proklamation warnt die britischen Unterthanen vor der Einmischung in den amerikanischen Krieg.

Frankreich. Paris 13. Die Debatte im Senat über die Herabsetzung des Eingangszolls auf Seefische endigt mit einer Niederlage für die Regierung, indem der Senat mit 99 gegen 14 Stimmen sich gegen eine wesentliche Bestimmung des Handelsvertrags mit England ausspricht. 14. und 15. Debatte über die Petitionen zum Schutz der Christen in Syrien. Die Kommission beantragt Uebergang zur Tagesordnung. Die meisten Redner sprechen für Ueberweisung der Petitionen an die Regierung. Minister Billault verliest eine Note Thouvenel's vom 5. Mai an den französischen Gesandten in Konstantinopel, worin Thouvenel erklärt, Frankreich werde Syrien räumen, aber erhalte dadurch seine volle Freiheit wieder und behalte sich seine Handlungsweise vor. Diese Rede bewegt den Senat, mit allen gegen 2 Stimmen die Tagesordnung anzunehmen.

Italien. Turin 18. Kossuth kommt von Paris an, Klapka aus Genua und begibt sich nach Caprera.

Rußland. Im Gouvernement Kasan bricht ein religiöser Bauernaufstand aus.

Türkei. Die Pforte erklärt offiziell, daß sie in die Vereinigung der Donaufürstenthümer willige, verlangt aber, daß die Konvention in Konstantinopel, nicht in Paris unterzeichnet werde. Die europäische Kommission in Beyrut kommt am 15. in Konstantinopel an. Omer Pascha reist am 16. nach der Herzegowina ab.

Amerika. Präsident Lincoln erklärt am 27. April die Blokade der Häfen von Nordkarolina und Virginia, nachdem er sie schon am 19. über die der andern Südstaaten verhängt. Er verlangt die Zurückgabe der Werfte von Norfolk und des Arsenals von Harpersferry und droht mit der Invasion in Virginia. Am 3. Mai erläßt er eine neue Proklamation, worin er abermals 42,000 Freiwillige, 23,000 reguläre Truppen und 18,000 Matrosen aufruft. Präsident Davis eröffnet am 29. April den Kongreß der Südstaaten zu Montgomery, worin er erklärt, die Südstaaten werden sich jedem Angriff mit Gewalt widersetzen. Die Südstaatenregierung sendet Kaperschiffe aus.

Die Eröffnung des österreichischen Herrenhauses und die Auffahrt der Abgeordneten zur Reichsrathseröffnung.

(Zu den Bildern S. 540.)

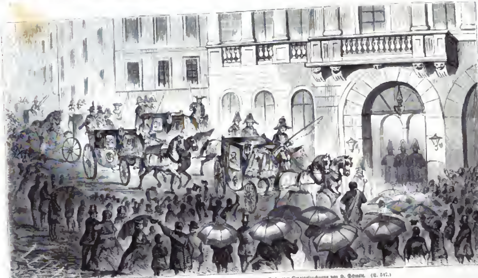
Um 1 Uhr Nachmittags den 29. April fand die Eröffnung des österreichischen Herrenhauses im Saale der niederösterreichischen Stände Statt. In der Hofloge waren Erzherzog Ludwig Victor, Prinz Wasa und die Erzherzoginnen Hildegarde und Marie anwesend, auch sonst boten die Diplomatenlogen und die für das Publikum einen höchst glänzenden Anblick dar. Nachdem kurz nach 1 Uhr die Prinzen des kaiserlichen Hauses erschienen waren, setzten sich die Abgeordneten nieder. Die Prinzen nahmen nebst dem hohen Geburtsadel und den militärischen Würdenträgern die ersten Bänke der Rechten ein, im Zentrum saßen neben den Kardinälen Rauscher und Schwarzenberg viele andere Prälaten, auf der Linken saßen Anastasius Grün, Halm, Grillparzer u. A. Seine K. K. Hoheit Erzherzog Rainer verkündete den Versammelten die Ernennung des Fürsten Karl Auersperg zum Präsidenten und die des früheren Finanzministers Philipp Krauß zum Vizepräsidenten. Fürst Auersperg verlas hierauf eine längere Rede, in der er die Abgeordneten aufforderte, im Sinne der Verfassung und im Einvernehmen mit dem Unterhause für das Wohl des Reichs wirken zu wollen und endete mit einem Hoch auf den Kaiser, in welches die Versammelten laut einstimmten. — Am 1. Mai nun begaben sich zur Eröffnung des Reichsraths durch die Thronrede Seiner Majestät die verschiedenen Abgeordneten zum Theil in glänzenden Equipagen nach der Burg, von welcher Ceremonie wir in Nro. 24 unseres Journals bereits Mittheilung gemacht. Heute lassen wir eine Illustration jener Auffahrt folgen.

Blücher's Uebergang über den Rhein am 1. Januar 1814.

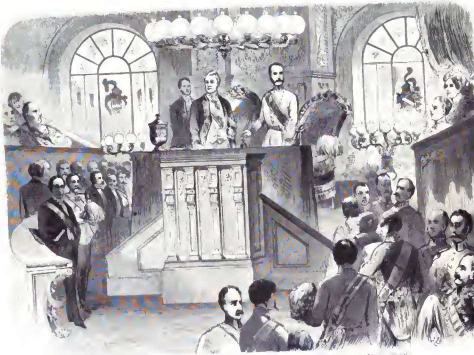
(Zu dem Bild S. 540.)

„Im Jahr des Heils 1813. Am 31. Dezember um Mitternacht zog siegreich an dieser Stelle Fürst Blücher von Wahlstadt, Feldmarschall, genannt Vorwärts, mit seinen Tapfern über den Rhein, zur Wiedergeburt Preußens und des deutschen Vaterlandes" — so lautet die Inschrift einer eisernen Tafel, welche in einen Felsen des linken Rheinufers bei Caub eingefügt ist. Ein Augenzeuge, General von Grolmann, schildert diese Szene mit folgenden Worten: „Nach 12 Uhr Nachts trafen die Pontons von Nassau ein, und man begann nun unter rüstiger Mithülfe der Cauber Schiffer den Bau der Brücke dicht oberhalb Caub in der Richtung auf die Pfalz. Gleichzeitig mit dem Beginn des Brückenbaues wurde eine 12pfünder Batterie auf dem rechten Ufer des Caub-Baches und eine halbe 12pfünder Batterie bei den Ruinen von Gutenfels aufgefahren, um von hier aus das linke Rheinufer zu bestreichen. Eine Kompagnie ostpreußischer Jäger, welche in Rüdesheim lag, wurde längs des Weges von Rüdesheim den Rhein abwärts so aufgestellt, daß sie an den schmalsten Stellen des Flusses die von Bingen nach Bacharach führende Landstraße beschießen konnten. Da es besonders schwierig war, ohne Aufsehen zu erregen, die benöthigten Kähne zum Herüberschaffen der Infanterie der Avantgarde zu erhalten, so mußte man dieselben theilweise von Lorchhausen und Lorch während der Nacht in aller Stille den Rhein herunterführen, und diejenigen Fahrzeuge, welche man sich anderweitig zu verschaffen gesucht hatte, vom Lande aus in den Fluß bringen lassen. Es war früh halb 3 Uhr, als sämmtliche Anordnungen so weit vorgeschritten waren, daß der Major Graf Brandenburg und der Hauptmann von Neumann mit 200 Füsilieren des brandenburg'schen (jetzigen 12.) Infanterieregiments die Kähne besteigen und den Uebergang über den Rhein eröffnen konnten. Die Nacht war sternenklar und kalt, im Thale war es aber weniger hell, so daß man die hier stattfindenden Bewegungen nicht bemerken konnte. Die Landung konnte unterhalb der französischen Wache, die in dem Douanenhäuschen aufgestellt war, ohne alles Geräusch ausgeführt werden. Bei der vollkommenen Ruhe auf feindlicher Seite mußte man überdieß auf einen verborgenen Hinterhalt gefaßt bleiben. Die Ueberfahrt dauerte etwa eine Viertelstunde; das Licht im Douanenhäuschen brannte, und man nahm keine Veränderung desselben wahr, der Feind hatte daher das dießseitige Unternehmen noch nicht bemerkt, kein Schuß fiel. Alles blieb still, bis die preußischen Füsiliere, aus den Kähnen springend, gegen das Verbot das linke Rheinufer mit einem lauten Hurrah begrüßten. In diesem Moment fielen die ersten Schüsse aus dem Douanenhäuschen, wodurch ein Jäger und ein Führer, der sich freiwillig erboten hatte, die ersten preußischen Truppen über den Rhein zu geleiten, verwundet wurden. Etwas später entstand ein kleines Tirailleurgefecht mit unbedeutenden feindlichen Detachements, die von Oberwesel und Bacharach herbeigeeilt waren. Die letzteren wichen, nachdem sie von den auf der Pfalz postirten Jägern lebhaft beschossen wurden." Diese Szene hat der berliner Historienmaler L. Burger zum Vorwurf eines interessanten Bildes gemacht, das wir unsern Lesern in einer Nachbildung vor Augen legen. Die bei Oswald Seehagen in Berlin erscheinende neue Zeitschrift „Unser Vaterland", herausgegeben von Heinrich Pröhle, auf welche wir nächstens zu sprechen kommen, gibt unsere heutige Illustration in einer sehr schönen Lithographie ihren Lesern als Gratis-Prämie.

Der Mangel an Raum gebietet uns, in dieser Nummer die Notizblätter auszulassen.



Die Auffahrt der Reichstagsmitglieder bei der Eröffnung des Reichstags. Nach einer Originalzeichnung von H. Schmitt. (S. 547.)



Die Vorstellung des Fürsten Auersperg durch den Erzherzog Rainer im Herrenhause. Nach einer Originalzeichnung von H. Schmitt. (S. 547.)



Blücher's Uebergang über den Rhein am 1. Januar 1814. Entworfen und auf Holz gezeichnet von L. Burger. (S. 547.)

Die Pfalz. Preußische Infanterie und Cavallerie. Stadt Caub. Gneisenau. Blücher. Major Unterdeld. Prinz Wilhelm von Preußen. York. Schlesische Landwehr (vorbeimarschirend).

Die verpfändeten Juwelen.

Aus den Erinnerungen eines Beamten der londoner Kriminal-Polizei

mitgetheilt von

Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

5.

Ungefähr acht Tage nach meinem Besuch bei Miß Bermont ward eines Morgens eine verschleierte Dame in tiefer Trauer in mein Privatkabinet eingelassen. Ich vermuthete sogleich, daß es mein junger Schützling und daß ihre Mutter gestorben sei, und so ergab sich's auch. Nach den ersten Begrüßungen sagte Miß Bermont: „Hier bringe ich Ihnen die Busennadel wieder, Mr. Forrester, und kann Ihnen gar nicht sagen, wie tief ich Ihnen für Ihre rücksichtsvolle Güte zu Dank verbunden bin."

„Und wie steht es mit Ihrem Versprechen, Miß Bermont?"

„Ich habe es treulich gehalten, und bin Ihnen für Ihren Rath abermals zu aufrichtigem Dank verbunden. Ihrer Aufforderung gemäß habe ich einer Verwandten meiner Mutter, Mrs. Cumston, unsere wahre Lage anvertraut, und sie erwies sich nicht nur als höchst freigebige Wohlthäterin, sondern auch als eine wohlwollende, liebreiche, besorgte Freundin. Durch ihre Freigebigkeit und ihren Einfluß ist unsere Lage wesentlich verbessert worden: meine arme theure Mutter sah wenigstens in ihren letzten Tagen sich noch mit allen Behaglichkeiten und unentbehrlichen Dingen umgeben, und meine Brüder sind nun versorgt."

„Sehen Sie, Miß, so hatte ich also doch Recht?"

„Gewiß, vollkommen, Mr. Forrester, und ich hatte entschieden und vornherein Unrecht. Ohne meinen thörichten Standeshochmuth wären wir gar nie solchen Entbehrungen und solchem Elende ausgesetzt worden."

„Und was soll nun aus Ihnen werden, Miß Bermont?"

„Vorerst bin ich auf einige Wochen zum Besuch bei einem alten Schulkameraden meines Vaters nach Brighton eingeladen, dessen Gattin eine Freundin meiner seligen Mutter war. Hernach wollen wir weiter sehen, was sich für mich zeigt."

„Sie haben recht, Miß Bermont; zerstreuen Sie sich und erholen Sie sich ein wenig durch diese Luftveränderung. Sie werden unter jenen Freunden hoffentlich zufrieden und glücklich sein. Suchen Sie die Vergangenheit zu vergessen, und lassen Sie ja nie wieder den Stolz die Oberhand über Ihre Vernunft gewinnen!"

„Nimmermehr, Mr. Forrester! Fürchten Sie dieß ja nicht! Ich habe eine Lehre erhalten," erwiederte sie und erröthete bis zu den Schläfen, — „welche ich lebenslang ebenso wenig vergessen kann, als Ihre zartsinnige, rücksichtsvolle und umsichtige Freundlichkeit."

„Machen Sie hievon nicht so viel Aufhebens, Miß Bermont; was ich Ihnen gegenüber that, war nur allgemeine Menschenpflicht und durchaus kein besonderes Verdienst. Ich freue mich herzlich, daß sich Ihre Verhältnisse so geändert haben, und hoffe, sie werden sich immer freundlicher gestalten."

Die Angelegenheit mit dem Franzosen Jaffard beschäftigte mich in diesen Tagen ganz besonders. Die verdorbene Physiognomie des Menschen wollte mir nicht aus dem Sinne, und doch war etwas an ihm, das für ihn interessirte: ein Paar wunderbar verständige, geistvolle Augen. Er war offenbar kein unbedeutender Mensch, und solche sind die gefährlichsten, wenn sie auf die Bahn des Lasters gerathen. Das gibt die Heroen des Verbrechens. Ich wußte dieß, und gerade dieser Umstand zog mich an wie ein pikantes Räthsel. Wir Leute von der Polizei dürfen solche Burschen nicht bei uns warm werden lassen, denn sie gewinnen bald so sehr an Terrain und Auskunftsmitteln, daß ihnen später nicht mehr beizukommen ist. Es war daher meine Absicht, diesen Monsieur Jaffard unter die genaueste Aufsicht stellen zu lassen. Ein Umstand beschleunigte die Ausführung meiner Absicht.

Eines Mittags meldete man mir: Der Maschinenbauer Everett sei so eben da gewesen in Begleitung des vertrauten Commis des Bankhauses von Baker, Stokes und Wilting, um zu melden, daß schon wieder ein neues gefälschtes Cheque auf das genannte Haus vorgekommen sei, und daß Mr. Stokes mich auf seinem Comptoir erwarte. Als ich dort ankam, fand ich Mr. Everett noch vor und Mr. Jacobs, den Besitzer eines kleinen Discountgeschäfts in der Nähe von Lombardstreet. Mr. Everett, den ich persönlich kannte, schien sehr verlegen und verdrießlich, in folgenden unangenehmen Handel verwickelt zu sein: er fertigte kleine Prägmaschinen und Auswurfpressen für Gold- und Silberschmiede an, und hielt dieselben in verschiedenen Größen auf Lager. Da waren am gestrigen Tage zwei Herren zu ihm gekommen, um eine solche Presse zu kaufen, hatten einen der kleineren Auswürfe ausgewählt und sich erboten, dieselbe Nachmittags abholen zu lassen und zu bezahlen. Der Jüngere der beiden Herren, welcher das Aussehen eines fashionablen Commis hatte, fragte Mr. Everett, ob es ihm genehm sei, Cheques auf ein bekanntes Cityhandelshaus an Zahlungsstatt anzunehmen, was dieser bejahte. Darauf bestellten die Beiden noch eine große Auswurfpresse und gingen. Abends gegen sieben kam der Commis mit einigen Leuten und einer Tragbahre, um die kleinere Presse abzuholen, und bot Mr. Everett zwei Cheques, die eine von 40, die andere von 50 Pfund Sterling, auf Baker, Stokes und Wilting gezogen von einem Mr. Duval, Bijoutier, 55 Jermynstreet, Piccadilly, an Zahlungsstatt an. Der bedungene Preis der Maschine war 25 Guineen, daher begnügte sich Mr. Everett mit der kleineren Cheque, zahlte die Differenz mit 13 Pfund 15 Schillingen heraus, und ließ die Maschine verabfolgen und den Commis ziehen, nachdem er sich zuvor aus dem London-Directory (Handelsadreßbuch) überzeugt hatte, daß es einen solchen Duval, mit welchem er zu thun zu haben glaubte, in Jermynstreet gebe. Da es am gestrigen Abend zu spät war, um den Cheque noch zu präsentiren oder seinem eigenen Bankier zu schicken, so that er dem Letzteres am heutigen Morgen und hatte schon nach einer Stunde die telegraphische Nachricht: der Cheque ist falsch, weder von Duval noch von den Bezogenen anerkannt. Mr. Everett war nun selber zu Mr. Duval geeilt um sich zu erkundigen, hatte aber die Ueberzeugung gewonnen, daß er beschwindelt worden sei, was mehr für die Gutmüthigkeit als für den Scharfsinn des jungen Geschäftsmannes sprach. Alle diese Einzelnheiten waren von den übrigen Betheiligten bestätigt worden, und Mr. Everett wollte mir so eben die beiden Schwindler beschreiben, als ich ihm zuvorkam, und ihm die beiden Bursche so genau schilderte, daß er mir die Richtigkeit meiner Muthmaßung bestätigte, der angebliche Mr. Duval sei kein Anderer gewesen als mein Monsieur Jaffard.

„Seien Sie außer Sorgen, Mr. Everett!" sagte ich. „Diese Schwindler sind schon so gut als gefangen. Kommen Sie morgen früh auf mein Bureau, um wenigstens die Identität des Einen zu bestätigen. Ihr Geld soll Ihnen wieder werden."

Der Mann war sichtlich getröstet und voll Bewunderung der Allwissenheit der Polizei; er ging bedeutend erleichtert nach Hause. Ich aber empfahl mich Mr. Stokes mit einem bedeutsamen Blicke, der ihm sagen sollte: Dießmal haben wir ihn sicher.

Ich hielt auch meine Zusage: Mitternacht war noch nicht vorüber, so hielt ich mit einem meiner Leute in der Nähe des Seiteneingangs des Drurylane Theaters, welcher zu den Garderoben der Schauspieler führt. Wir hatten ein Cab bei uns, steckten in eleganten Opernmänteln und hatten glänzend neue Hüte auf dem Kopfe. Ich war versichert, daß Arthur Todgers seine „Flamme" heute erwarte. Mein Opfer kam auch wirklich die Treppe herab, freudestrahlend, siegesstolz auf das hübsche kleine Geschöpf an seinem Arme, hob sie in ein harrendes Cab, und fort mit ihr. Wir hinterdrein, eine gute Viertelstunde lang. Endlich hielt der Wagen in einer stillen, kleinen Straße in Westminster; unser Cabman hielt ebenfalls in einiger Entfernung; wir stiegen aus und näherten uns zu Fuße dem betreffenden Hause. Das Cab war schon weggefahren, die Thüre geschlossen. Im zweiten Stocke wurden die zuvor dunklen Zimmer hell. Aha, ein kleines Souper! Guten Appetit, Mr. Todgers! Ich klingelte diskret; ein hübsches Dienstmädchen öffnete nur ein klein wenig und fragte nach unserem Begehr.

„Ist Miß C. zu Hause?"

„Nein!"

„Gemach, meine Kleine," sagte ich; „Lügen hilft hier nichts; wir sahen Deine Miß aussteigen, und mit ihr Mr. Arthur Todgers, mit dem wir ein Geschäft haben. Wir sind von der Polizei!" Damit schoben wir uns gegen die Thüre und drangen ein. Das Mädchen war erschrocken, wollte schreien, aber ich hielt ihr den Mund zu; „kein Wort weiter, Kleine, oder Du wirst verhaftet!" sagte ich; „verhalte Dich ruhig, oder . . ."

Sie blieb ganz verblüfft; ich aber war mit wenigen Sätzen die Treppe hinan und suchte die rechte Thüre. Dieß war nicht schwer; auf dem Flur stand ein kleiner Buffettisch mit verschiedenen Speisen, und drinnen hörte ich lachen. Ein Zöfchen trat heraus; ein flüchtiger Blick zeigte mir drinnen einen reich gedeckten Tisch mit vier Couverts. Aha, eine partie fine à quatre! dachte ich; also erwartet man noch Gäste. Das Zöfchen schien verwundert ob meinem Anblick; ich aber näherte mich ihr auf das Freundlichste und sagte: „Um Vergebung, mein schönes Kind, ich muß Mr. Arthur sprechen; wollten Sie wohl die Freundlichkeit haben, ihn auf einen Augenblick herauszubitten?"

„Und wen soll ich melden?" fragte sie nach einem argwöhnischen lauernden Blicke.

„Sagen Sie Mr. Arthur gefälligst, mein schönes Kind, daß ein Bote von Herrn v. Charbonnel ihn sprechen wolle."

„Er kommt also nicht?" fragte sie überrascht.

„Nein, er ist verhindert und ich soll ihn entschuldigen," versetzte ich schnell.

Die Zofe ging hinein, und das fröhliche Lachen verstummte. Links von der Thüre hing an einem Rechen ein Hut und Paletot. Rasch fuhr ich mit der Hand nach den Taschen des Letzteren, um zu sehen, ob sie keine Waffen enthielten. Richtig! in der Brusttasche steckte ein Jemmy (lifepreserver, casse-tête) und ein Taschentuch. Kaum hatte ich Beides zu mir gesteckt, so trat Arthur Todgers selber heraus, sichtlich verblüfft und erblaßt.

„Was gibt es?" fragte er mit einem ängstlichen Blick auf mich; „wo ist Charbonnel?"

„Verhaftet!" flüsterte ich; „Charbonnel und Jaffard, auf Klage von Mr. Everett. Die Cheque ist als falsch erkannt worden."

Er bebte zusammen und stierte mich an; aber er hatte stärkere Nerven, als ich erwartet hatte.

„Wo wurden die Beiden verhaftet?" fragte er lauernd.

Ich nannte ihm jenes Kaffeehaus in Maiden-lane.

„Lügner!" rief er, „Du bist ein Peeler!" Damit griff er rasch in die Tasche des Paletot, fuhr aber mit einer Verwünschung zurück.

„Ihr seid verhaftet, Arthur Todgers!" rief ich, und wollte ihn fassen, aber er entwischte mir, und sprang zur Thüre hinein, allein er vermochte sie nicht zu schließen, denn ich hatte schon meine Ferse zwischen Schwelle und Thüre, und meine Schulter drückte so stark dagegen, daß er zurückgeschleudert wurde. Eben wie ich in das Zimmer hinein — flog, konnte ich beinahe sagen, — sah ich, daß er etwas in das Kaminfeuer warf. Ich sprang sogleich hinzu, griff nach der eleganten Feuerzange und holte ein kleines Taschenbuch von Juchtenleder mit Bronzebeschlag heraus, das ich alsbald, so heiß es auch schon war, in meine Brusttasche schob. Nun entstand ein Ringen zwischen ihm und mir, da er mir dasselbe wieder entreißen wollte. Er war stark und die Verzweiflung lieh ihm Riesenkraft; mit einem Stuhl in der Hand drang er auf mich ein und ich parirte mit der Feuerzange, bis wir handgemein wurden. Der Tisch ward umgeworfen sammt Lichtern und Service, aber er brachte mich nicht unter sich. Brust an Brust rangen wir, und hatten unsere Hände förmlich in einander verkrallt, weil keiner dem andern die Hand zum Schlage freilassen wollte. Da fühlte ich erst recht, wie mich der Mantel hinderte und meine Kraft wich. In diesem Augenblick nahm ich meine Zuflucht zu einem alten Kunstgriff: ich richtete meinen Blick eine Weile starr auf die Thüre und stellte mich mit halbem Ohre horchend, dann rief ich: „Hieher, John! hieher, Thomas!" Todgers bot der Thüre den Rücken; bei meinen Worten drehte er sich um und wollte sehen, nach wem ich blickte — ich bekam die eine Hand frei und schleuderte ihn von mir. Jetzt drang er mit dem aufgerafften Schüreisen auf mich an, aber ich parirte und gab ihm mit der Bleikugel seines eigenen Jemmy einen Streich auf den Oberarm, daß ihm der Poker entfiel und er sich mit einem Schmerzschrei zur Flucht wandte. Unten an der Treppe stellte ihm mein Begleiter ein Bein, und eine Minute später hatte er sein eigenes duftendes Taschentuch als Knebel im Munde und die Handschellen an. Wir schleppten ihn in das Cab, und ich sagte: „Nun fort mit ihm zur Station, Worker, und sendet mir zwei Leute."

Ich ging wieder in das Haus, verschloß die Thüre und eilte die Treppen hinan, wo die kleine „Rotte" vom Ballet noch ganz schreckbetäubt dastand und die Zofe schluchzte wie ein Bettelkind.

„Halloh, Miß! Das sind saule Geschichten!" sagte ich zu ihr. „Sie haben eine saubere Bekanntschaft an diesem Todgers! Ein Wechselfälscher, der in drei Wochen auf der Hulks (dem Kerkerschiffe für die Deportirten) sitzen wird. Er hat Ihnen reiche Geschenke gemacht; heraus damit, gutwillig, oder Sie müssen mit ihm vor die Court!"

Sie beschwor mich weinend, sie nicht zu verderben, und leugnete alle Mitschuld; „sie habe Mr. Todgers für einen reichen jungen Gentleman gehalten, und eigentlich erst heute Abend ihm erlaubt, bei ihr zu soupiren mit einem Freunde, den sie noch erwarte."

„Einem saubern Freunde! einem falschen Spieler, einem Diebshehler und ähnlichem elenden Gelichter," rief ich.

Sie erschrack immer mehr, und die Zofe beschwor sie hoch und theuer, doch lieber Alles herauszugeben, als dem Skandal, vor Gericht erscheinen zu müssen, sich auszusetzen. Da packte sie denn aus: goldene Armringe und Broschen, Essenbestecke, Shawls, Blonden, seidene Kleider kamen zum Vorschein, und wurden mit Weinen und Seufzen auf das Sopha gelegt, während ich mir ein Glas Claret einschenkte und das juchtenlederne Taschenbuch musterte. Es enthielt noch zwei leere Formulare von Cheques auf jenes Bankhaus und den gefälschten Cheque über 50 Pfund Sterling. Ich war zufrieden; mein Fang war gelungen, der Fälscher überwiesen.

„Nun versuchen Sie zu essen und zu schlafen," sagte ich. „Die Lichter müssen aber ausgelöscht werden und das ganze Haus stille sein. Ich nehme Sie bei schwerer Verantwortung in Pflicht, Niemanden eher etwas von dieser Verhaftung zu sagen, als bis ich es Ihnen erlaube. Sonst zitire ich Sie vor die Court." Ich bat dann um einen Laken, packte die sämmtlichen Geschenke ein, und nahm sie mit, den noch immer tief Erschütterten gute Nacht wünschend.

Der ganze Auftritt hatte keine Viertelstunde gedauert, und ich war seelenvergnügt, daß er vorüber und nicht Charbonnel während desselben angekommen war; es hätte nicht in meinen Kram gelangt, ihn um diesen Zwischenfall wissen zu lassen. Und doch mußte ich ihn noch erwarten.

Ich instruirte nun die Hausmagd, wie sie sich zu verhalten habe, falls die erwarteten Gäste kämen, und kaum war ich damit zu Ende, so hörten wir schon ein Cab die stille Straße heranrollen und vor dem Hause halten. Ich stand im Erdgeschoß hinter den Vorhängen eines Fensters, und erkannte Charbonnel und Kitty Fairley im Schein der Gaslaterne, als sie ausstiegen. Auf sein Pochen erhielt der Franzose die Antwort: „Miß C. sei plötzlich krank geworden und Mr. Arthur erwarte ihn in Maiden-lane", worauf er mit seiner Donna, die sich sehr schmuck aufgetakelt hatte, wieder in den Wagen stieg und brummend davon fuhr.

Als ich auf der Station anlangte, hatte man den Verhafteten schon durchsucht und bei ihm ein kleines Flacon mit Strychnin und ziemlich viel Geld gefunden. Er war ganz entmuthigt, und sein Auge blitzte den glühendsten Haß, als er meiner ansichtig ward und von mir hörte, daß alle seine Fälschungen nun auf ihm erwiesen werden würden.

„Ich werde Eurem Vater schreiben," sagte ich; „der Deportation könnt Ihr nicht entgehen; aber vielleicht gibt es noch ein Mittel, Euch der Gnade der Königin zu empfehlen. Ihr wißt vielerlei von Charbonnel und Jaffard; sagt gegen sie aus, was Ihr wißt, so werd' ich dafür sorgen, daß Ihr als Königszeuge gegen sie zugelassen werdet!"

Das war ein Strahl der Hoffnung für ihn, aber er schien nicht in der Stimmung, sich jetzt darüber zu freuen, und ich überließ ihn auf seiner Matratze seinen eigenen Gedanken. Er hatte ein ganz anderes Nachtlager gefunden, als er erwartet hatte.

6.

Die Entdeckungen, welche ich durch die Aussagen von Todgers gegen Jaffard und Charbonnel erwartet hatte, reduzirten sich wider Erwarten auf ein Minimum. Daß er die Auswurfspresse für Jaffard erkauft hatte, wußte ich bereits gewiß; es lag jedoch in meinem Plane, denselben noch nicht festzunehmen. Er mußte erst sicher gemacht werden, sein räthselhaftes Treiben beginnen, und wo möglich mit seinem ganzen Gelichter ausgehoben werden. Ueber ihn erfuhr ich von Todgers nichts Neues, über Charbonnel nichts Erhebliches. Sie hatten Geschäfte mit einander, das wußte er; aber von welcher Art, darüber konnte uns Todgers nichts Bestimmtes sagen. Die kleine Auswurfspresse, der Einkauf von Graveurwerkzeugen schien auf einen Versuch in Falschmünzerei hinzudeuten; — aber wenn dieß richtig war, so vergingen noch Wochen, bis die Stempel geschnitten und die falschen Münzen angefertigt waren, und früher konnten wir nicht mit rechtem Erfolg gegen sie einschreiten. Charbonnel hatte gewissermaßen den negativen Mentor von Todgers gemacht und ihn bei verschiedenen

nen Bekannten von Amy Fairley eingeführt, sich von ihm dafür traktiren lassen, ihm aber auch ab und zu einige Kronen im Ecarté oder Faro abgenommen. Offenbar hatten die beiden Franzosen den jungen Mann noch nicht gerupft oder ihn für ihre späteren Zwecke vorbehalten. Vorerst mußte ich mich also begnügen, den Verhafteten von Woche zu Woche zurückstellen zu lassen, damit sein Prozeß in die Länge gezogen und sein Name nicht öffentlich bekannt würde, was die Franzosen gewarnt hätte. Arthur mußte auch zwei Briefe an die Franzosen schreiben und ihnen darin anzeigen, daß ihn sein Vater heimgeholt habe, um ihn aus seinem müßigen Leben herauszureißen, daß er jedoch bald Mittel finden werde, nach London und zu seinen gewohnten Vergnügungen zurückzukehren.

So standen die Sachen. Wir mußten uns begnügen, die beiden Franzosen genau beobachten zu lassen und eine bessere Gelegenheit abzuwarten, als ich eines Tages auf sehr unerwartete Weise Miß Vermont wieder zu Gesicht bekam. Ich schlenderte an einem sonnigen Nachmittag Regentstreet hinauf; es war mitten in der Saison, wo diese Straße etwa um vier Uhr stets ungemein belebt ist, — da ward ich plötzlich meiner jungen Protegée ansichtig, die in eleganter Trauertracht mit vollen Segeln die Straße herabkam in Gesellschaft der berüchtigten Joanna Wary und ihres „Louis“, Kapitän Shark, wie er unter seinesgleichen hieß, oder vielmehr Ned Spurgeons, unter welchem Namen ich ihn kannte, obschon er noch ein Dutzend anderer Namen führte. Ich dachte, mich solle der Schlag rühren, denn sie schienen auf sehr vertrautem Fuße mit einander zu stehen und waren im angelegentlichsten Gespräch. Miß Vermont hatte das Gesicht gegen Ned gekehrt, der ganz als Dandy gekleidet war, und bemerkte mich nicht. Aber Ned sah mich scharf an, als kenne er mich oder errathe meinen Beruf, und Joanna faßte mich ebenfalls in's Auge. Ich wäre ihnen gerne nachgegangen, allein ich verfolgte soeben ein anderes Wild und konnte nicht abkommen. Aber ich gestehe, es schmerzte mich tief, die Tochter einer einst so geachteten Familie in solch vertraulichem Umgang mit zwei der elendesten Geschöpfe der Erde zu sehen, eine Art moralischen Katzenjammers überkam mich bei dem Gedanken, daß ich mich von dieser jungen Heuchlerin habe düpiren lassen. Und doch konnt' ich mich des Gedankens nicht entschlagen, Miß Valérie sei noch nicht so tief gefallen, und hinter der ganzen Sache stecke irgend ein Mysterium, das sich mit Zeit und Weile lösen könne.

Vorerst hatte ich jedoch keine Zeit zum Grübeln. Ich hatte im Gedränge kurz zuvor eine graue Straußenfeder auf einem Damenhut gesehen, und war dadurch plötzlich an jene Unbekannte erinnert worden, welche bei Sanders die silbernen Teller versetzt hatte. Ob die Feder auf einem braunen Sammet- oder irgend einem andern Hut gesteckt, hatte ich in der Eile nicht zu erkennen vermocht, aber sehen mußt' ich wenigstens die Trägerin jenes Hutes — man gewinnt immer etwas, wenn man wieder ein neues Gesicht sieht. Der verwünschte Zwischenfall mit Miß Valérie und ihren Begleitern hatte sie mir aus dem Gesichte gebracht. Schon war ich Regentstreet bis zum Zirkus hinaufgegangen und hatte alle Damen überholt und gemustert — meine graue Straußenfeder war nicht darunter. Aergerlich kehrte ich um und schaute in jeden Laden, jedes Magazin. Nur so konnte ich mir ihr räthselhaftes Verschwinden erklären. Lange suchte ich vergebens. Endlich blickte ich bei S., dem fashionablen Konfektioner, durch die Scheiben und siehe da! hier sitzt mein brauner Sammethut mit der grauen Feder und speist behaglich von einer Krystallschale Orangenschnitze mit Champagner. Allerdings trug sie heute einen Shawl mit rothem Grunde und hat mir den Rücken wie ihre Begleiterin; aber sollte meine Ahnung mich trügen? Ich trete hinein, lasse mir ein Stückchen Torte geben und nähere mich unbefangen den beiden Damen. Die eine grüßt mich verstohlen. Halloh, das ist ja Amy Fairley!

„Ei sieh da, Amy! wie schmuck Du heute bist!“ flüsterte ich ihr zu. „Es scheint Dir gut zu gehen, wie? Und was für eine hübsche Freundin hast Du denn da? Dieses Gesicht ist mir ja noch gar nicht bekannt!“

„Nicht wahr, sie ist hübsch? Na, sie ist hier noch grün — ein Kind aus gutem Hause! Sie ist eine Waise!“

„Wohnt sie bei Dir, Amy? Ich gestehe, ich möchte näher mit ihr bekannt werden.“

„Nein, nicht bei mir, wir kennen uns noch nicht lange. Soll ich Sie ihr vorstellen?“

„Daß Dich die Pest! willst Du schweigen? Ich will nichts von meinem Amtsansehen einbüßen!“ flüsterte ich ihr zu; „wenn Du mich verräthst, so werde ich von Inspektor Ward ein gewisses Papier kaufen — verstehst Du? Stelle mir 'mal Deine Freundin vor!“

„Meine liebe Cecily! ein alter Freund von mir, Mr. Ranger — Mr. Ranger, Miß Cecily O'Dowd!“

Im Nu saß ich an ihrer Seite und verwickelte sie in ein Gespräch; die Befangenheit, welche sie Anfangs während unseres Geflüsters gezeigt hatte, schwand rasch; sie blickte mich nicht mehr mißtrauisch an, lachte laut und zeigte wunderschöne Zähne. Ein Wink von mir, und Amy schlich sich leise davon. Ich bewirthete Cecily mit Eispunsch und Torte, und lud sie dann ein mich zu begleiten. Meine Scherze belustigten sie, und sie gab mir endlich ihre Wohnung an: Kennington-Road, auf der Südseite der Themse, in einer hübschen kleinen Villa. Nach langem Bitten verstand sie sich dazu, mich auf einige Stunden zu begleiten und mit mir zu diniren. Ich ließ ein Cab kommen und fuhr mit ihr davon, denn ich wollte nicht mit ihr auf der Straße gesehen werden, damit sie nicht gewarnt werden konnte. Vor einem Kaffeehause in der Nähe von Wood's Station hielten wir, und ich ließ mir ein kleines Zimmer geben, als sie sich gesetzt und den Hut abgelegt hatte, entfernte ich mich einen Augenblick unter einem Vorwand, schrieb einige Zeilen auf ein Blatt Papier und sandte es durch den Kellner zu Ward. Wir speisten zusammen, und Cecily war heiter wie ein Rothkehlchen. Plötzlich pochte es, und herein trat Mr. Sanders, von Ward geschickt.

„Verzeih', mein Kind,“ sagte ich entschuldigend; „ich habe meine Börse vergessen und will nun meine Uhr versetzen, um Geld zu bekommen, daß wir uns einen guten Abend machen. Kommen Sie, Sir, trinken Sie ein Glas Portwein mit mir und lassen Sie uns unser Geschäft abmachen! Sagen Sie, finden Sie das Kind da nicht allerliebst? Es ist der muthwilligste, heiterste Balg, den ich je getroffen, ein echt irisch Kind!“

Aber Cecily's Gesicht strafte mich Lügen; sie zwang sich zwar zu lächeln, aber ihre Lippen waren weiß geworden und sie zitterte. Sanders grinste über seine Brille hinweg und stieß sein Glas mit mir an.

„Ein wahrer Engel, Mr. Ranger!“ sagte er; „Sie sind ein Teufelskerl!“

Unser Geschäft war bald vollendet, nachdem ich ein Zettelchen unter den Deckel der Uhr gelegt und unter demselben das Haus bezeichnet hatte, nach dem ich sie bringen wolle. Dann speisten wir zu Ende, und ich gab mir die größte Mühe, den alten Frohsinn wieder bei Cecily zu erwecken; aber vergebens — selbst der Champagner erwärmte sie nicht mehr ganz. Endlich brachen wir auf, und ich reichte ihr den Arm bis zu dem Hause in D — street. Kaum waren wir hier in den gasstrahlenden Hausflur getreten, so trat uns ein Polizeiagent entgegen, faßte meine Begleiterin scharf in's Auge und sagte: „Halloh, meine Kleine! hab' ich Dich endlich? Du hast die silbernen Dessertteller bei Sanders versetzt und die Kammschachtel von Vermeil im Wagen liegen lassen! Ich kenne Dich, Vögelchen! Du bist verhaftet.“

Sie klammerte sich an meinen Arm und blickte mich flehend und erwartungsvoll an, als bitte sie mich um Hülfe.

Aber ich erwiederte ihr mit freundlichem Zureden: „Hier hilft nichts, mein Kind, als daß Du reine Tafel machst und aussagst, was Du weißt. Um was für einen Diebstahl handelt es sich?“ fragte ich den Polizeimann.

„Um denjenigen des Silbergeschirrs von Sir Moses M., fünfhundert Pfund Belohnung!“

„Geschwind beichte, Kleine! wir wissen Alles, die Wappen sind ausgeklopft und mit Plättchen überlöthet, und fast der ganze Schatz steckt noch im Versteck. Willst Du beichten, so kannst Du Königszeugin werden. Besinne Dich nicht lang! Ich bin Inspektor Forrester!“

Jetzt war sie ganz niedergedonnert. In zehn Minuten wußten wir Alles, was sie zu sagen vermochte, und während sie nach der Station gebracht wurde, sandte ich meinen Gehülfen zum Bericht nach Scotland Yard, fuhr im Galopp in einem Cab nach Kennington Road, Southwark, hinüber, und inspizirte mir die kleine Villa, welche Cecily mir bezeichnet hatte. Es war ein hübsches, kleines Haus, mit einem Clematis- und Epheu-umrankten Vorhaus und hellgrünen Jalousieen, inmitten eines kleinen Gärtchens, rechts und links von hohen Fichten und Thujabäumen eingeschlossen. — Aber ich ließ mich nicht täuschen durch das anständige Aeußere; das ist ja eben die Huldigung, welche das Laster der Tugend bringt, daß es ihre Miene annimmt.

Sobald meine Leute zur Stelle waren, stiegen wir über den niedrigen Zaun, welcher das Gärtchen von der Straße abschloß, und umringten das Häuschen. Alsbald schlug ein Hund im Hause an, und ich pochte an die Thüre. Eine tiefe Frauenstimme fragte von innen nach meinem Begehr.

„Macht auf, Mrs. Howler, ich bringe Arbeit für den Herrn,“ flüsterte ich durch das Sprachgitter. Alsbald ward der Hund zur Ruhe verwiesen, der Riegel zurückgeschoben, die Thüre geöffnet und ich mit meinem Begleiter eingelassen. Mrs. Howler, ein stämmiges Weib mit einer branntweinblauen Nase, musterte uns mißtrauisch. Der Hund, ein bösartiger Bulldog, kauerte uns drohend an.

„Wo ist Mr. Diver?“ fragte ich; „Cecily schickt mich mit Arbeit.“

„Mr. Diver ist ausgegangen!“ sagte sie mißtrauisch; „zurück da! Ihr sollt nicht weiter in's Haus! Redet hier oder kommt in die Küche, wenn Ihr mir etwas zu geben habt?“

„Ich glaube gar, Ihr mißtraut mir, Mrs. Howler! Nun denn, kommt in die Küche. Bleibt einstweilen hier, Freund, oder nehmt Euch vor Pluto in Acht, das Biest beißt!“

Verwundert sah das Weib mich an, daß ich so gut Bescheid im Hause wußte, und allein zur Küche voranschritt; sobald sie herein war, schlug ich schnell die Thüre zu und sperrte den Hund hinaus.

„Ihr kennt mich nicht mehr, Kate Howler?“ fragte ich sie und sah sie fest an. „Nicht? Ich bin Inspektor Forrester von der Detective Force und Ihr seid meine Gefangene! Hier ist der Warrant!“ Einen Augenblick schrack sie zusammen; dann aber streckte sie den Arm nach einer Klingelschnur aus, die neben dem Herde hing. Allein im Nu riß ich sie auf den Boden nieder, steckte ihr ein Tuch in den Mund und legte ihr die Handschellen an; dann schob ich sie in die tiefer liegende Waschküche (Scullery) hinunter und schloß sie im Finstern ein. Der Hund schnoberte, knurrte und kratzte an der Küchenthüre, und meine Leute wagten sich nicht an ihn; da öffnete ich die Thüre langsam gerade so weit, daß der Köter den Kopf hereinstrecken konnte, drückte die Thüre schnell mit dem Knie an und versetzte ihm einige Streiche mit dem Bleiknopfe meines Jemmy, bis er unschädlich war; dann schleuderten wir ihn in den Kohlenkeller. Bei der Durchsuchung des Hauses fanden wir ein Hinterstübchen als Werkstätte eines Silberarbeiters eingerichtet, und darin mehrere Artikel, welche höchst wahrscheinlich von Sir Moses M.'s Silbergeschirr herrührten. Wappen, Initiale und Stempel waren theils ausgeklopft, theils nachgravirt und geändert, theils mit anderen Plättchen und Wappen überlöthet. Noch vor Mitternacht hatten wir auch Mr. Diver, den Diebshehler, in unserer Gewalt und seinen Gehülfen, einen jungen deutschen Silberschmied, welcher die Umarbeitung des Silbergeschirrs besorgte. Die Verhafteten wurden in aller Stille nach Scotland Yard abgeführt, und die kleine Villa blieb einstweilen von der Polizei bewacht.

Am zweiten Abend nach jener Nacht hatte ich sehr spät Mittagbrod gemacht, saß noch bei Käse und Sellerie und las Zeitungen, als mich Mr. Simpson zu sich bitten ließ — in einer Angelegenheit, die keinen Aufschub leide.

Diese Vorladung erinnerte mich wieder an Miß Valérie de Vermont. Ich begab mich sogleich zu Mr. Simpson, der mich in sein Privatkabinet führte und ohne Weiteres anhob: „Sagen Sie, Forrester, was hat denn das zu bedeuten? Ned Spurgeon war so eben hier mit einem der Versatzzettel der Miß Vermont, und wollte das Pfand einlösen!“

„Das befremdet mich gar nicht, Simpson,“ erwiederte ich ganz unbefangen, und dachte an unsere jüngste Begegnung.

„Zum Geier auch! Ihr mögt dabei gleichgültig sein, denn ihr Polizeimenschen habt keine Spur vom Herz, aber mir ist die Sache sehr befremdlich. Was denkt Ihr von dem Fall, Forrester?“

„Daß Ned Spurgeon wahrscheinlich auf ganz ehrliche Weise zu dem Zettel gekommen ist,“ erwiederte ich mit gleicher Seelenruhe.

„Ich kann fürwahr nicht klug aus Euch werden, Forrester! Vor einigen Wochen waret Ihr noch ganz vernarrt in das Mädchen, und nun scheint Ihr es für ganz natürlich zu halten, daß jener Gauner und dieses Mädchen … Wie denkt Ihr, ist der Kerl wohl zu dem Versatzzettel gekommen?“

„Zunächst muß ich Ihnen gestehen, Mr. Simpson,“ sagte ich, „daß ich neuerdings zu dem Schluß gekommen bin, wir seien beide von diesem Mädchen düpirt worden.“

„Wie? Sie meinen doch nicht, sie seien gestohlen?“ rief er erschrocken, denn er dachte an die von Miß Vermont versetzten Kleinodien, in welchem Fall er von einem empfindlichen Verlust betroffen worden wäre, da er sie den rechtmäßigen Eigenthümern ohne allen Ersatz hätte zurückgeben müssen.

Ich beruhigte ihn in diesem Stücke, und erzählte ihm in Kürze die Begebenheiten, welche sich an meine erste Begegnung mit Miß Vermont knüpften, und die dargestrige neue Wahrnehmung. „Es wird mir selber schwer, an die Schuld eines Geschöpfes zu glauben, das so schön und in jeder Hinsicht ausgezeichnet ist. Aber der Schein ist entschieden gegen sie, und will mir eingeben, sie verdiene — wer und was sie auch immer gewesen sein möge, — nicht mehr unsere Theilnahme und Sympathie. Sie ist möglicherweise ein Opfer eigener Unerfahrenheit und fremder Bosheit; vielleicht ist sie aber auch eines von jenen Frauenzimmern, die ihrem Stolz, ihrem Hang zu Wohlleben und Ostentation um jeden Preis, um jedes Opfer nachkommen müssen, und sie dürfte sich möglicherweise aus diesem Grunde selbst weggeworfen haben.“

„Nein, das kann ich nicht glauben!“ rief Simpson. „Sie war erst vor wenigen Tagen hier, um verfallene Verzugszinsen zu bezahlen, und sie betrug sich noch so bescheiden anständig und taktvoll wie jemals.“

Ich zuckte die Achseln. „Vielleicht hatte sie dabei die Absicht, Sie zu ‚ködern', Simpson, wie sie mich mit der Busennadel geködert haben mag, um später einen größeren Streich zu führen.“

„Dann verkaufe ich morgen alle ihre Pfänder!“ rief Simpson entrüstet. — „Doch nein! ich kann sie noch nicht ganz aufgeben. Es mag irgend eine Teufelei dahinter stecken, von welcher sie keine Ahnung hat. Es dünkt mich unmöglich, daß ein Wesen von solch unverkennbaren Beweisen von Geburt und feiner Erziehung sich aus freien Stücken mit solchem Abschaum einlassen sollte!“

„Je nun, was dieß anlangt, Mr. Simpson, so ist Ned ein solch geriebener Bursche, daß er schon ganz andere Leute hinter's Licht geführt hat, als eine solche junge Person ohne Welterfahrung, und Joanna versteht nöthigenfalls auch die feine Dame zu spielen. — Uebrigens lassen Sie mich hören, was Sie mit Ned gethan haben und um was für ein Pfand es sich handelt?“

„Um einen werthvollen Brillantring, auf welchen ich Miß Vermont zwanzig Pfund geliehen habe — just so viel, als sie verlangte. Ich verabschiedete Ned auf morgen früh, unter der Ausrede, der Ring sei im Sicherheitsgewölbe, das ich schon geschlossen habe und Abends nie wieder öffne. Er war sehr ärgerlich darüber, wollte aber nicht so erscheinen, daher suchte er gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und versprach morgen früh um zehn Uhr wieder vorzusprechen. Ich war nämlich fest entschlossen, den Ring nicht eher herauszugeben, als bis ich mit Ihnen darüber gesprochen. Nun rathen Sie mir, was in dieser Sache zu thun ist?“

„Ich halte es fürwahr nicht für der Mühe werth, mich in diese Sache zu mengen,“ erwiederte ich. „Offenbar hat die Miß diesen Versatzzettel Ned gegeben oder ihn wenigstens beauftragt, das Pfand einzulösen und zu verkaufen, da ja der Ring, wie Sie sagen, sehr werthvoll ist.“

„Er ist fünfzig Guineen unter Brüdern werth. Aber ich kann das Mädchen nicht so leicht aufgeben, Mr. Forrester, wenn Sie es auch thun. Ich bin überzeugt, es steckt irgend ein Schurkenstreich dahinter, und diesem muß ich auf die Spur kommen.“

„Aber wie?“ fragte ich und lächelte über Simpson's Eifer.

„Sie wissen ohne Zweifel, wo sie zu finden ist. Thun Sie also mir den Gefallen, sie aufzusuchen; wir werden dann bald sehen, ob sie eine freiwillige Verbündete von Ned und Joanna ist.“

„Ich habe ihre Adresse,“ sagte ich. „Je nun, Ihnen zu Liebe, Simpson, und weil Sie immer so freundlich gegen sie gewesen sind, will ich Ihnen behülflich sein. Ich werde Miß Vermont bitten, mich morgen früh um neun Uhr auf meinem Bureau zu besuchen.“

Obschon ich beinahe überzeugt war, hiemit Zeit und Mühe wegzuwerfen, schrieb ich doch in der angedeuteten Weise an sie und wünschte sie in einer höchst wichtigen und dringenden Angelegenheit zu sprechen. Ich that es nur Simpson zu Liebe, um ihn zu beruhigen, und durchaus nicht in Erwartung eines Erfolgs. Zu meinem großen Staunen aber brachte mir mein Bote, den ich mit dem Billet abgeschickt, einige Zeilen von Miß Vermont zurück, worin sie mir für die Theilnahme, die ich ihr noch immer schenkte, freundlichst dankte und sich pünktlich zur anberaumten Zeit in meinem Bureau einzufinden versprach.

(Schluß folgt.)



Die Begräbnißfeierlichkeit des Präsidenten Palóczy in Pest. Nach einer Originalzeichnung von M. Georg Ágoston. (S. 554.)

Deutsche Industrie.

III.

Die künstlichen Mineralwasser und Champagner

von

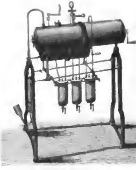
H. Leschel.

Unbestreitbar sind es in unserer Zeit vorzugsweise die Naturwissenschaften, und unter diesen die technischen Leistungen in Chemie und Physik, welche eine, früher nie vorausgesehene Höhe und Bedeutung gewonnen haben, und ihnen hauptsächlich verdanken wir gleichzeitig sowohl die Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes, als auch die Erhöhung allgemeiner Intelligenz und geistiger Bildung.

In dem Maße jedoch, in welchem die Letzteren an Ausbildung gewinnen, in demselben Maße sehen wir die Bedürfnisse der kultivirten Gesellschaft sich vermehren; denn blicken wir zurück auf diejenigen Zeiten, in welchen von Höhe der Kultur und Bildung keine Rede sein kann, so bemerken wir, daß die Natur selbst leicht im Stande war, die wenigen, damals vorhandenen Bedürfnisse zu befriedigen, bei den hierauf folgenden Regungen der Kultur aber beginnt der Mensch sich Annehmlichkeiten zu verschaffen, die durchaus über das Maß des Nothwendigen hinausgehen, und kommt mit weiterschreitender Kultur endlich dahin, aus den nur wünschenswerthen Annehmlichkeiten nunmehr Nothwendigkeiten und Bedürfnisse entstehen zu lassen. Sehr wohl bemerkenswerth ist aber, daß die Höhe der allgemeinen Intelligenz und Bildung einerseits und die Zahl und Qualität der menschlichen Bedürfnisse andererseits in innigem Zusammenhange und Wechselwirkung zu einander stehen; denn während durch die fortschreitende Intelligenz eine Menge neuer menschlicher Bedürfnisse hervorgerufen werden, ist dieselbe gleichzeitig bemüht, und betrachtet es als ihre Aufgabe, diesen Bedürfnissen entgegen zu kommen und sie zu befriedigen. Die Bestätigung dessen sehen wir in der zahllosen Menge solcher täglich neu entstehenden Fabriken, welche, obgleich sie nur Gegenstände der Bequemlichkeit, des Putzes, des Luxus und andere, wenige Jahre vorher noch nicht gekannte Artikel herstellen, dennoch jetzt viele Tausende von Menschenhänden beschäftigen, weil diese Gegenstände zum Bedürfnisse geworden sind.

Unter diesen zu Bedürfnissen gewordenen Gewohnheiten nehmen unstreitig die zur Verschönerung des Lebens dienenden Reiz- und Erfrischungsmittel eine hervorragende Stellung ein. Diese nämlich Thee, Kaffee, Tabak, Wein, Bier, Spirituosen ꝛc. sind theilweise sowohl dem noch auf einer niederen Stufe der Kultur Stehenden als auch dem Hochcivilisirten zur Nothwendigkeit geworden, und begründet sich dieselbe zweifelsohne in dem Bedürfniß des menschlichen Organismus, zu bestimmten Zeiten Stoffe in sich aufzunehmen, welche reizend auf Gehirn und Nervensystem einwirken, und eine zeitweise Erregung und Erhöhung der geistigen Thätigkeit hervorrufen.

Diesen in das soziale Leben bereits eingebürgerten Genußmitteln schließt sich eine Reihe anderer, neuerer an, welche nicht minder, wie jene, berufen scheinen, eine wichtige Rolle im gesellschaftlichen Leben zu spielen, und zwar einerseits insofern, als ihre vermehrte Einführung eine theilweise Verdrängung der vorher genannten Genußmittel, besonders der Spirituosen, zur Folge haben muß, andererseits aber die Produktion derselben gleichzeitig im weitesten Umfang auf die gewerblichen Verhältnisse Einfluß gewinnen wird. Wir meinen hiermit die kohlensauren moussirenden Getränke, und zwar speziell die künstlich hergestellten Mineralwasser



Selbst-Entwickler in Cylinderform.

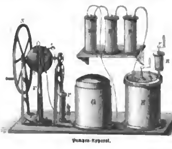
und künstlichen Champagner, und haben uns die Besprechung derselben, sowie die zur Herstellung derselben erforderlichen Apparate, zur Aufgabe gestellt, indem wir hoffen, daß unsere Mittheilungen sowohl das Interesse der zahlreichen Konsumenten dieser Getränke als auch etwaiger künftiger Produzenten derselben finden werde.

Die Kohlensäure, als das geistige Prinzip der moussirenden Getränke, verleiht denselben die beiden unentbehrlichen Eigenschaften jedes guten Genußmittels: wohlthätigen Einfluß auf die Gesundheit und vorzüglichen Wohlgeschmack. In ersterer, der sanitätlichen Beziehung äußert sich die günstige Wirkung der mit Kohlensäure imprägnirten Getränke durch Beförderung der Verdauung, Belebung der Blutzirkulation, Erfrischung und Erregung des Nervensystems ꝛc. Rücksichtlich ihrer diätetischen Wirkung aber vertritt die Kohlensäure in den moussirenden Getränken die Stelle der Gewürze in den Speisen, indem sie, wie diese, ganz erheblich zur Erhöhung des Wohlgeschmackes derselben beiträgt. Wasser, Bier und andere Getränke bekommen einen schalen Geschmack, wenn sie einige Zeit frei an der Luft stehen, die Ursache davon aber liegt hauptsächlich in der stattgehabten Entweichung des Kohlensäuregases. Der erfrischende Wohlgeschmack der natürlichen Mineralwasser ist ebenso anerkannt wie die Lieblichkeit des natürlichen Champagners, beide Getränke aber verdanken ihre außerordentliche Beliebtheit nur den Eigenschaften der in denselben so reichlich enthaltenen Kohlensäure.

In den obersten Schichten der Gesellschaft beginnend, hat sich der medizinische Gebrauch der kohlensauren Mineralwasser in ganz



Selbst-Entwickler mit Korkmaschine.



Pumpen-Apparat.

erstaunlichem Umfange über alle Klassen der Bevölkerung verbreitet. Wenn noch vor wenigen Jahrzehnten nur eine geringe Anzahl von Gesundbrunnen gekannt und genannt waren, und der Besuch derselben, sowie die damit verknüpften Unbequemlichkeiten und Kosten, nur von wirklich schwerer Leiden willen und nur von sehr Wohlhabenden unternommen werden konnte, so sind in den letzten Jahrzehnten Gesundbrunnen in allen Weltgegenden entstanden, und werden von Tausenden hauptsächlich gesunder Wanderer frequentirt. In noch weit höherem Maße jedoch, als der Besuch der Brunnenbäder, hat der Verbrauch der Mineralwasser zugenommen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß dieser Verbrauch, ohne die Möglichkeit der künstlichen Darstellung der Mineralwasser, niemals seinen gegenwärtigen, großartigen Umfang erreicht haben würde. Erst nachdem man im Wege der Fabrikation im Stande war, die großen Schwierigkeiten der Herbeischaffung, der nachtheiligen Füllung und namentlich des hohen Preises der natürlichen Mineralwasser zu beseitigen, erst nachdem man auf diesem Wege im Stande war, den Konsumenten bedeutend billigere, ganz gleichmäßig gute, sorgfältig gefüllte und sich jahrelang haltende Mineralwasser zu bieten, erst dann ist der Verbrauch derselben ein so allgemeiner und großartiger geworden, auch der wissenschaftliche Streit über den Vorzug der natürlichen oder künstlichen Mineralwasser in medizinischer Beziehung ist längst überwiegend zu Gunsten der letzteren entschieden worden.

Welch' großartige Richtung sich hierin, insbesondere für den Süden und für solche Städte, welche Mangel an gutem Trinkwasser leiden, durch die Darbietung der frischen wohlschmeckenden und erfrischenden moussirenden Mineralwasser für industrielle Bethätigung und kommerzielle Spekulation bietet, liegt auf der Hand, zumal die Champagner- und Limonadenfabrikation, die künstliche Eisbereitung ꝛc. hiermit Hand in Hand gehen.

Nach dieser Veranschaulichung wollen wir unseren geehrten Lesern eine kurze Beleuchtung des Herstellungsverfahrens dieser so populär gewordenen Getränke, sowie eine kurze Beschreibung der hierzu erforderlichen Apparate geben, welche wir den Fabrikanten derselben, den Herren J. Greßler und Komp. in Berlin, verdanken.

Zur Erzielung des Hauptzweckes bei der Fabrikation der künstlichen, kohlensauren Getränke: Mischung und Sättigung von Flüssigkeiten mit chemisch reiner Kohlensäure, ist man von zwei Prinzipien ausgegangen:

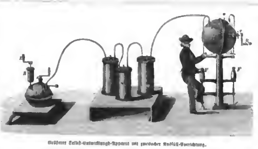
1) Die Zuführung der Kohlensäure zur Flüssigkeit durch Einpumpen des Gases zu bewirken, worauf die Konstruktion der sogenannten „Pumpen-Apparate“ beruht, oder

2) Die Zuleitung selbstthätig durch den von der Kohlensäure ausgehenden Druck herzustellen, und kennzeichnen sich durch dieses Prinzip die „Selbstentwicklungs-Apparate“. Beide Konstruktionen bieten ihre Vorzüge für spezielle Zwecke und bemerken wir im Allgemeinen, daß die Pumpen-Apparate nur für größere Fabrikanlagen, die Selbstentwicklungs-Apparate sowohl für größeren als kleineren Geschäftsbetrieb angewendet werden.

Wir geben hiermit die Abbildung eines Pumpen-Apparates, und lassen in Kürze die Beschreibung der einzelnen Theile folgen. A stellt das Entwicklungsgefäß dar, aus starkem Kupferblech, mit sorgfältigst gearbeiteter Bleieinlage versehen; durch die Oeffnung a werden die beiden Substanzen, Magnesit und Schwefelsäure, eingebracht, aus denen sich die Kohlensäure entwickelt. B bezeichnet das Bassin behufs der Schwefelsäure und r den Rührer des Entwicklungsgefäßes aus verzinnten Platten bestehend, das zur Vermischung des Magnesits und der Schwefelsäure dient. Hierbei wird die Kohlensäure aus dem Magnesit ausgetrieben, indem die Schwefelsäure an ihre Stelle tritt, und mit der Magnesia „schwefelsaure Magnesia“ (oder Bittersalz) bildet.

Die nunmehr entwickelte Kohlensäure steigt alsdann durch O in die mit Wasser gefüllten Waschgefäße, um hier von anderen, möglicherweise darin befindlichen, Gasarten gereinigt zu werden, und wird von da aus in dem Gasometer G gesammelt. Von diesem aus findet die Speisung des Mischgefäßes M statt, indem mit Hülfe der Pumpe P das kohlensaure Gas in dasselbe eingetrieben wird. Das Mischgefäß M, aus starkem, sorgfältigst verzinntem Kupferblech, ist zur Aufnahme der betreffenden Flüssigkeit (Wasser, Wein ꝛc.) bestimmt, welche mit Kohlensäure imprägnirt, d. h. moussirend gemacht werden sollen. Die Mischung der Flüssigkeit und des kohlensauren Gases geschieht hierbei ebenfalls durch eine ähnliche Rührvorrichtung wie beim Entwicklungsgefäß. Durch Umdrehung des am Mischgefäß befindlichen Schwungrades wird sowohl die Bewegung des Rührwerkes im Mischgefäß, als auch die des Pumpenkolbens bewirkt, so daß hierdurch gleichzeitig die Kohlensäure aus dem Gasometer in das Mischgefäß gepumpt, als auch dieselbe in dem letzteren mit der Flüssigkeit gemischt wird.

Bei a befindet sich der Auslaßhahn, bei F die Füllvorrichtung, und bei T das zu demselben gehörige Tellerwerk, zum Aufstellen der Flaschen und zum Anpressen der Oeffnung derselben an den Kautschukring des Auslaßhahnes. Der Letztere ist so konstruirt, daß die beim Einströmen der moussirenden Flüssigkeit aus der Flasche ausgetriebene atmosphärische Luft durch einen Seitenkanal entweiche.


Größerer Selbst-Entwicklungs-Apparat mit zweifacher Abfüll-Vorrichtung.

Unter Anwendung dieser Pumpenapparate ist man allerdings in den Stand gesetzt, fast ununterbrochen fortzuarbeiten, und die moussirende Flüssigkeit (Selterserwasser, Sodawasser, Champagner, Limonade gazeuse ꝛc.) aus dem Mischgefäß abzuziehen, doch bieten dieselben, gegenüber den Selbstentwicklungs-Apparaten, die Uebelstände hohen Kostenpreises und größerer Komplizirtheit, die zu mannigfachen Reparaturen, trotz sorgfältigster Konstruktion, Veranlassung geben. Jedenfalls sind dieselben nur für größeren Fabrikationsbetrieb geeignet.


Mineralwasser-Ladentisch.

Gegen etwaiges Zerspringen der Gefäße ist durch Verwendung sehr starken Kupferblechs, sowie durch Anbringung von Sicherheitsventilen und Manometern, mit deren Hülfe man fortwährend eine genaue Uebersicht des im Apparat vorhandenen Druckes hat, hinreichend Vorsorge getroffen.

Die Entleerung der moussirenden Flüssigkeit sowie deren Abfüllung auf Flaschen erfolgt ganz in derselben Weise, wie bei den Pumpenapparaten.

Nachfolgend geben wir die Abbildung dreier Selbstentwicklungsapparate, von denen der eine mit zylinderförmigem Entwicklungs- und Mischgefäß, die andern beiden mit kugelförmigen Gefäßen versehen sind. Obgleich es nicht wesentlich ist, welche von beiden Formen gewählt wird, dürfte die Kugelform doch insofern vorzuziehen sein, als dieselbe größere Widerstandsfähigkeit bietet und billiger herzustellen ist.

Der hier abgebildete kleinere Apparat ist mit einer Korkmaschine versehen, und eignet sich derselbe daher vorzugsweise zur Champagnerfabrikation, weil ein schnelleres und sicheres Eintreiben der großen Champagnerkorke in die Flaschen ohne solche Vorrichtung schwierig sein würde.

Der andere kugelförmige Apparat ist für größeren Fabrikationsbetrieb bestimmt, und zu diesem Zweck mit doppelten Ausfüllvorrichtungen versehen, um gleichzeitig zwei Arbeitskräfte mit dem Abziehen der moussirenden Flüssigkeit beschäftigen zu können.

Auf die nähere Beschreibung dieser Apparate einzugehen ist uns hier nicht möglich, wir sind überzeugt, daß die Fabrikanten derselben, die Herren J. Greßler und Komp. in Berlin, gern bereit sein werden, Reflektirenden derselben nähere Auskunft zu ertheilen.

Die Anfertigung der verschiedenen moussirenden Getränke aus diesen Apparaten ist sehr einfach und leicht zu erlernen. Zur Herstellung der verschiedenen Mineralwasser (Selters, Soda- ꝛc. Wasser) wird das Mischgefäß des Apparates mit gut filtrirtem Wasser gefüllt, und demselben Auflösungen von Salzen zugesetzt, deren Angaben aus mehreren Schriften über Mineralwasserfabrikation leicht zu ersehen sind, worauf man die Flüssigkeit, um sie moussirend zu machen, in der vorher beschriebenen Weise mit Kohlensäure imprägnirt. So erhält man das beliebte Sodawasser durch einfachen Zusatz von aufgelöstem, kohlensaurem Natron und Kochsalz zum Wasser und Mischung der Flüssigkeit mit Kohlensäure.

Die Fabrikation künstlichen Champagners mittelst dieser Apparate erfolgt in ganz ähnlicher Weise, wie die der Mineralwasser, und zwar meist unter Verwendung leichter Rhein-, Mosel- oder Pfälzerweine, welche in das Mischgefäß des Apparates eingebracht, hier mit Kohlensäure gesättigt, stark moussirend gemacht, und alsdann auf Champagnerflaschen abgezogen werden, in welchen sich genau dieselben Liqueure (Alkohol, Zucker, Cognac ꝛc.) befinden, welche in der Champagne zur Herstellung der so verschiedenen Champagnermarken den Weinen zugesetzt werden.

Die Aehnlichkeit des auf diese Weise gewonnenen Champagners mit den echten Champagnersorten ist in der That sehr täuschend, und selbst Kennern dürfte es schwer fallen mit Sicherheit zu unterscheiden. Wenn dieselbe dennoch möglich sein sollte, so ist jedenfalls der diätetische Werth und die chemische Zusammensetzung der beiden Champagnersorten wesentlich durchaus dieselbe, und verdienen aus diesem Grunde schon die künstlichen Champagner als Ersatz der natürlichen anerkannt zu werden, und doch um so mehr, als sie bedeutend billiger sind als diese.

In der That hat sich daher auch die Fabrikation der künstlichen Champagner mittelst dieser Apparate bereits zu einem bedeutenden Industriezweig erhoben, jedenfalls ist dieselbe aber bestimmt eine weit größere Ausdehnung zu gewinnen. Derartig künstlich bereiteter Champagner hat bereits ohne eigentliche Kenntniß des konsumirenden Publikums in die feinsten Hotels Eingang gefunden, und wird täglich im öffentlichen wie im Privatleben als echter Champagner getrunken. Es steht thatsächlich fest und ist auch wohl in weiteren Kreisen bekannt, daß bei weitem der größte Theil des jährlich gewonnenen echten Champagners an die fürstlichen Höfe Europas versandt wird, jedoch auch ohne diesen Umstand würde die kleine Champagne überhaupt kaum den zehnten Theil desjenigen Quantums hervorzubringen im Stande sein, welches fortwährend als echt in Europa getrunken wird.

Ganz vorzüglich wohlschmeckende und der Gesundheit zuträgliche moussirende Weine werden neuerdings mit Hülfe dieser Apparate auch aus Johannisbeer-, Stachelbeer- und Apfelwein hergestellt, und liefern dieselben unter Zusatz von Zucker und Kohlensäure dem echten Champagner durchaus ähnliche Getränke.

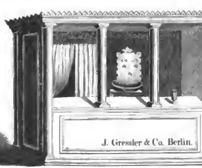
Schließlich erwähnen wir noch, als besonders interessant, die jüngste Richtung, welche die Fabrikation der moussirenden Getränke zur Erzielung eines gesteigerten Absatzes ihrer Fabrikate, und des Zweckes, dieselben möglichst volksthümlich werden zu lassen, in Berlin, Stettin und einigen anderen größeren Städten eingeschlagen hat. Es ist dieß die Methode der Verabreichung von Selters- und Sodawasser, Limonades gazeuses ꝛc. auf offener Straße in den sogenannten Trinkhallen, wie deren zwanzig in den belebtesten Straßen und Plätzen Berlins aufgestellt sind, und zwar in eleganten Trinkgläsern zu dem billigen Preise von ½, respektive 1 Sgr. das Glas. Die Frequenz vor diesen Trinkhallen, an nur einigermaßen warmen Sommertagen, ist sehr lebhaft und bieten dieselben in der That an solchen Tagen den vorbeikommenden Fußgängern die verlockendste und bequemste Gelegenheit, sich stehenden Fußes und ohne irgend welchen Aufenthalt oder Umständlichkeit und zu überaus billigem Preise durch ein Glas kühles Sodawasser, Selterswasser oder moussirender Limonade zu erfrischen.

Eine ähnliche Einrichtung ist in mehreren Apotheken, sowie in sämmtlichen feineren Konditoreien Berlins und mehrerer anderer Städte getroffen, wo zur glasweisen Verabreichung der moussirenden Getränke in den betreffenden Lokalitäten entweder kleine Mineralwasserschränkchen aufgestellt, oder der in denselben gewöhnlich vorhandene Ladentisch zur Verabreichung der Mineralwasser eingerichtet ist, wie dieß aus beistehender Skizze ersichtlich.

In den Trinkhallen, Schränkchen und Ladentischen, befinden sich, jedoch dem Auge des Publikums verborgen, transportable Zylinder oder Ballons, welche mit Hülfe der Pumpen- oder Selbstentwicklungsapparate mit moussirender Flüssigkeit gefüllt werden, und erfolgt ihre Entleerung beim Oeffnen der an denselben befindlichen (fein versilberten) Ausflußhähne, welche mit den Ballons durch verzinnte Röhren verbunden sind, in Folge des in den Ballons vorhandenen starken Druckes der mit eingefüllten Kohlensäure.

Wir glauben annehmen zu dürfen, daß der durch diese Angaben angedeutete Weg, den Genuß der kohlensauren Getränke dem großen Publikum und namentlich auch dem Unbemittelteren zugänglich zu machen, besonders auch für das konsumirende Publikum von höchst günstigem Einfluß sei.

Volksthümlich wird ein Genuß aber dann, wenn er billig und überall zu haben ist, beides ist für den vorliegenden Fall nur zu erwarten, wenn die Fabrikation jener Ge-



Berliner Trinkhalle zur glasweisen Verabreichung der Mineralwasser auf offener Straße.


Mineralwasser-Schränkchen.

tränke, unbeschadet ihrer Güte, durch einfachere und billigere Apparate geschehen kann, und dadurch weniger bemittelte und zahlreichere Fabrikanten kleinerer Städte in den Stand gesetzt werden, die Vermittelung für den Verbrauch der Bewohner derselben zu übernehmen. Es dürfte daher wohl das Bestreben, nicht nur Apparate für größeren Fabrikationsbetrieb herzustellen, sondern auch den bescheidenen Anforderungen der kleineren Fabrikanten durch die Anfertigung billiger, einfacher und solid konstruirter Apparate entgegenzukommen, auch im allgemeinen Interesse Anerkennung verdienen.

Noch bemerken wir, daß die Reihe beliebter und gern genossener kohlensaurer Getränke mit den vorher genannten keineswegs als geschlossen anzusehen sein dürfte. Vielmehr sind unter Zugrundelegung einer mit Kohlensäure imprägnirten Flüssigkeit so viele neue und mannigfache Kombinationen von ätherischen, aromatischen, wohlschmeckenden und heilkräftigen Stoffen möglich, daß es nur nöthig ist darauf hinzuweisen, um damit den Weg anzudeuten, auf welchem sich die berechtigten Aussichten eröffnen, dem Publikum stets neue, überraschend wohlschmeckende sowohl, als auch heilkräftige, moussirende Getränke zu bieten.

Berliner Chronik

von

Ernst Kossak.

XVIII.

Nur um die unzufriedenen Gemüther in den südlicheren Gauen des deutschen Vaterlandes bei den Leiden des diesjährigen Frühlings ein wenig ruhiger zu stimmen, will ich sie an die Situation der nördlicher wohnenden unglücklichen Volksstämme erinnern, und als wahrheitliebender Chronikenschreiber aufzeichnen, daß wir nach vierthalb Wochen eisiger Temperatur am 12. und 13. Mai, nachdem am Sonnabend vorher noch in allen gut konditionirten Oefen das Feuer gebrannt hatte, mit zwei wirklichen Frühlingstagen beglückt worden sind. Frostige Personen heizen jedoch heute schon wieder ein, und der alte Nordwest bläst nach gewohnter Weise seine grauen Wolkenschaaren vor sich her. Ohne Zweifel werden wir in vierzehn Tagen durch den Aufsatz eines jener gelehrten Herren, welche sich rühmen, nachgerade das Geheimniß des Wetters ergründet zu haben, erfahren, wie sich Alles das in den höheren Regionen zugetragen, und welche grausamen polarischen Kräfte zum Ruin auch des Frühlings von 1861 mitwirken mußten; die Naturphilosophie des ungebildeten Volkes sucht die Ursachen nicht in so weiter Ferne. Der Glaube an Hexen und Zauberer ist zwar ziemlich ausgerottet, die Wetterverderber spielen jedoch in den Vorstellungen des gemeinen Mannes in allen gesellschaftlichen Schichten noch immer eine wichtige Rolle. Gewisse Personen, Institute und Kreise stehen in dem unheimlichen Rufe: einen höchst nachtheiligen Einfluß auf das Wetter auszuüben. Sie behalten diese Eigenschaft einige Jahre lang, dann werden sie in den Augen ihrer Mitbürger von dem Verdacht gereinigt, und das böse Wetterauge geht auf Andere über. Der verrufenste Wetterverderber in den Augen unserer alten Weiber war einst der Pyrotechniker Böhm. Nach ihrem felsenfesten Glauben mußte sich das Wetter an demselben Tage auf die unangenehmste Weise ändern, wo Böhm ein Feuerwerk in Treptow, dem Hafen für den Berliner Nachtklub, angekündigt hatte. Da nun Böhm seinen Mitbürgern an jedem Donnerstage dieses Vergnügen machte, und jene guten Damen wohl die durch Regen ruinirten Feuerwerke aber niemals die gelungenen aufzeichneten, befestigte sich der Ruhm Böhm's als atmosphärischer „Jettatore" von Jahr zu Jahr, und er würde ihn wahrscheinlich noch heute in allen Ehren behaupten, wenn er nicht längst als guter Christ auf seinem Bett eines natürlichen Todes gestorben wäre. Sein Nachfolger, Tabermont, ist von einer ähnlichen Nachrede verschont geblieben. Lange Zeit sagte man einem sonst beliebten und distinguirten Gesangverein alle möglichen Wetterschandthaten nach, und wirklich begann oder endete jede seiner Sängerfahrten mit einem kräftigen Platzregen oder Donnerwetter. Dann kam der Besitzer eines Sommertheaters an die Reihe. Sobald er seine Bude öffnete, hielt man den Frühling für verloren. In diesem Jahre tritt der Fahrverein als Wetterverderber an die Spitze. Der philosophische und naturkundige Herr, dem ich die Säuberung meiner Garderobe und Stiefeln anvertraut habe, antwortete mir heute früh, als ich ihn nach der Beschaffenheit des Wetters fragte: „Bis jetzt vortrefflich; aber es wird sich nicht halten!" — „Und weshalb denn nicht?" — „Ja, sehen Sie, der Fahrverein hat einen Corso angezeigt!" Da galt freilich kein Widerspruch, und in diesem Augenblicke findet der Corso wirklich bei der unfreundlichsten Witterung statt.

Der Wankelmuth des Mai hat jedoch unsere unternehmenden Eisenbahngesellschaften nicht abhalten können, für die Pfingstfeiertage Extrafahrten nach allen Weltgegenden zu veranstalten. Für halbe Preise werden die Vergnüglinge nach Dresden, Dessau, Köthen, nach Hamburg und Helgoland, nach Stettin und der Insel Rügen befördert, die Zahl der Passagiere nach den beiden letzteren Orten darf jedoch sechshundert nicht übersteigen. Auf die Betheiligung des Publikums an der nach Pfingsten stattfindenden Extrafahrt nach Paris ist man allgemein gespannt. Die Bedingungen sind die vortheilhaftesten. Der Tourist wird für 36 Thaler und einige Groschen bis nach Köln in der zweiten, von dort bis Paris in der ersten Wagenklasse hin und zurück geschafft, und braucht erst am Ende der vierten Woche wieder zurückzukehren. Die norddeutschen Eisenbahnen arrangiren eine solche Vergnügungsfahrt zum ersten Male, doch wird sich dieselbe hoffentlich in jedem Jahre wiederholen, vorausgesetzt, der politische Wetterverderber in Paris verdunkelt nicht die ohnehin schon trübe Atmosphäre von Europa noch mehr. Wie wir hören, lassen sich aber viele unabhängige und wohlhabende Personen von der Betheiligung an der Fahrt durch die französischen und belgischen Paßscheerereien abhalten. Der liebenswürdige Neffe des Onkels hat nur zu Gunsten der Engländer, d. h. seitdem er sich vor Orsini'schen Knallbonbons aus London sicher fühlt, die Pässe aufgehoben; wir Deutschen werden nach wie vor an der belgischen und französischen Grenze wie steuerpflichtiges Hammel eingepfercht und visitirt. Unser Berlin ausgenommen, wo noch ein ganz barbarisches, durch den verstorbenen von Hinckeldey verschärftes Paßverfahren besteht, kann der Tourist die deutschen Lande nach allen Richtungen hin durchziehen, ohne von der Nachfrage eines Polizeimannes behelligt zu werden. In dem früher so peinlichen Oesterreich legitimirt man sich jetzt, wie in der Schweiz, einfach mit der städtischen Paßkarte, nur für die „Centralstelle der Civilisation" braucht man noch immer ein weitschichtiges Dokument auf Stempelbogen, dessen Visa der „Regenerator Europa's" sich wie fünf Franken bezahlen läßt.

So gern wir von dergleichen polizeilichen Vergewaltigungen zu erheiternden Dingen übergingen: die hiesige brennende Tagesfrage läßt es nicht zu. Der Berliner Polizeihandel nimmt immer größere Dimensionen an. Zwischen unserem letzten Resumé und heute liegt das Geständniß des Polizisten Köhler: der Oberst der Schutzmannschaft habe seine Fälschung der Rechnungen gebilligt, die Flucht Patzke's nach Dänemark, ein Steckbrief des hiesigen Stadtgerichtes, Patzke's Verhaftung in Ystad, und — seine Ablieferung an die hiesige Stadtvogtei, welche der gefürchtete Oberste einst, wie Cerberus die Pforten des Tartarus, bewachte. Wir lassen uns absichtlich nicht ausführlicher auf die Einzelnheiten aller dieser, Berlin's Bevölkerung unausgesetzt beschäftigenden Ereignisse ein, denn die plumpsten Lügen, die unleidlichsten Erfindungen und Aufschneidereien werden bei dieser Gelegenheit selbst von erfahrenen, an Vorsicht gewöhnten Redaktionen verbreitet. Die Gerichte, in deren Händen die Sache jetzt ruht, mögen die strafbaren Thatsachen feststellen und die Schuldigen zur Rechenschaft ziehen. Am beklagenswerthesten ist die Lage des Grafen Schwerin, unseres Ministers des Innern. Er war mit dem ganzen moralischen Ansehen seiner Person für die verdächtigten Polizeimannen aufgetreten, er hatte sie im Hause der Abgeordneten, vor dem Magistrat und den Stadtverordneten vertheidigt, aus den Untersuchungen seiner Kommission waren sie fleckenlos hervorgegangen; jetzt sitzt der arme Graf den obersten seiner Schützlinge hinter Schloß und Riegel! Man muß Augen- und Ohrenzeuge von der Aufregung der untern Volksklassen gewesen sein, um den sozialen Ernst dieser Ereignisse nicht zu unterschätzen. Es ist vorläufig ganz gleichgültig, in wiefern die angeklagten Polizisten schuldig sind, wie hoch sich die Summe beläuft, um welche sie den berliner Stadtsäckel übervortheilt haben; in dem verminderten Ansehen der höchsten Behörden liegt der eigentliche Nachtheil. Die Erbitterung des Volkes gegen den Obersten der Schutzmannschaft, den ehemaligen Zwingherrn von Berlin, ging so weit, daß sich auf dem Bahnhofe, wo man seine Ankunft nach Erledigung des Steckbriefes erwarten durfte, Gruppen von Bummlern gebildet hatten, welche nichts Geringeres, als Volksjustiz zu üben und den Obersten zu lynchen, gedachten. Aus Vorsicht war der Gefangene schon in Spandau in einen verschlossenen Wagen gesetzt und auf der Charlottenburger Chaussee nach Berlin gebracht worden. Selbstverständlich gehen fortwährend Gerüchte um, der Minister des Innern habe sein Portefeuille niedergelegt, und Herr von Zedlitz, der Polizeipräsident, sei zur Disposition gestellt. Was die bürgerliche Gesellschaft wünscht, nimmt sie gar zu gerne als schon vollendete Thatsache an.

Von geringfügigeren Reorganisationen und Neubildungen haben wir die Schöpfung einer sogenannten Dienstmannschaft zu nennen. Bis zur Mitte der dreißiger Jahre besaß Berlin eine Anzahl nordischer Lazzaroni, die allerdings nicht, wie ihre Vettern in Neapel, auch die Nacht unter freiem Himmel zubrachten, aber doch den Tag über einer holden Muße fröhnten, und ihren Lebensunterhalt durch kleine und möglichst leichte Dienste, welche sie Fremden und Einheimischen leisteten, zu erwerben suchten. Mit feinem Takte wählten sie zu ihren Aufenthaltsorten Straßenecken, wo ein starker Geschäftsverkehr stattfand und benachbarte Schnapsläden ihnen in jeder Minute die nothwendige Herzstärkung bieten konnten. Man nannte sie deshalb Eckensteher. Aber nicht allein ihre Trunksucht sondern auch ihr Witz hatte ihnen ein Renommée bis über die Mauern der Stadt Berlin hinaus verschafft. Der von dem jetzigen wiener Hofschauspieler Beckmann verfaßte, und mit vollendeter Virtuosität im ehemaligen Königsstädter Theater gespielte Eckensteher „Nante Strumpp (Strumpf) Nr. 22." ist eine historische Erinnerung an diese Volksklasse. Theils die einsame Betrachtung des menschlichen Lebens von der Straßenecke aus, theils die rücksichtslose Unterhaltung mit seinen gleichgesinnten und ebenso talentvollen Standesgenossen, vielleicht auch die fortwährende Opposition, in welcher er zu den ernstlicher arbeitenden bürgerlichen Klassen stand, schärften seine Geisteskräfte, und machten ihn zu einem jener humoristischen Sylbenstecher, wie der große Shakspere sie zuweilen in seinen Lustspielen anbringt. Unter den damaligen Eckenstehern gab es die wunderlichsten, von dem leichtfertigen Windbold an bis zu dem grotesken Scheusal, mit dem man kleine Kinder zu Bette jagen konnte. Die Fortschritte der Zeit bereiteten ihnen den Untergang. Der Ablauf des Privilegiums der hundert Droschken von Berlin versetzte ihrem Lebensunterhalte zuerst einen tödtlichen Streich. Wer ein Paket und seine eigene Person in einer Droschke weiterbefördern konnte, bediente sich nicht mehr eines Eckenstehers. Die Verbesserung der Stadtpost und der abnehmende Patriarchalismus des Staates in den vierziger Jahren und endlich die Bewegung von 1848 gaben ihnen den Rest. Der Berliner Eckensteher war seines Zeichens ein Belletrist; politische Regungen waren ihm so unangenehm, wie Räucherungen mit Insektenpulver den meisten Hausinsekten. Bis zum Beginn der Regentschaft blieb er verschwunden; unter dem System Hinckeldey und der strengen Ueberwachung der Straßen durch die Schutzmannschaft war ein beschauliches Verweilen an den Ecken eine Unmöglichkeit. Mildere Ansichten erlangten endlich die Oberhand, man wurde toleranter, und einzelne Talente konnten dem angeborenen Hange der Bevölkerung, sich an den Ecken zu versammeln und dort mehr oder minder philosophische Glossen über die Tagesereignisse zu machen, nicht länger widerstehen. Es bildete sich ein Geschlecht von Eckenstehern, das sich jedoch sehr bald von der unerbittlichen Strenge der neueren Zeit überzeugte und die Nothwendigkeit einer regelmäßigen Beschäftigung einsah. An den Ecken zu stehen, das Blech mit der Nummer des Individuums um den Arm geschlungen, über die Welt zu skandalisiren, führte außer dem delirium tremens dem Hungertode in die Arme; die einzige Möglichkeit war, eine Association zu bilden, sich dem raschen öffentlichen Verkehr anzuschließen, und wenigstens der Lust theilhaftig zu werden, den Tag über durch die Straßen schweifen zu können. So entstand das moderne Institut der Dienstmannschaft, das sich so gut wie irgend ein anderes konstitutionelles Ministerium für die Zuverlässigkeit seiner Arbeiter nach einem Paragraphen des Reglements verantwortlich erklärt. Jeder Dienstmann hat dem jedesmaligen Auftraggeber, gleich unseren Droschkenkutschern, eine Marke als Beleg einzuhändigen. Sie tragen eine Mütze, vor der ein Messingschild mit der Inschrift „Dienstmann" befestigt ist, und blaue Blousen mit rothem Vorstoß. Das Publikum bedient sich ihrer zur Uebernahme von Botengängen, Beförderung von Paketen, Transport von Möbeln, zum Kleiderreinigen, wie zu allen häuslichen Arbeiten, gegen Entrichtung fester Tarifsätze. Zu mehrerer Garantie sind alle Dienstmänner vereidigt. Obgleich die Association erst seit etwa vier Wochen besteht, entwickelt sich ihr Geschäftstreiben doch auf eine erfreuliche Weise. Namentlich an Sonntagen, wo unsere Postanstalt in wahrhaft englischer Strenge den Sabbath feiert, machen sich die Dienstmänner als Stadtpostboten sehr nützlich. Sobald das Institut seine Moralität aufrecht erhält, ist ihm eine ansehnliche Zukunft als Zufluchtsort einer gewissen Klasse des Proletariats gewiß. Wir glauben sogar, daß sich für das hiesige städtische Speditionswesen der Zeitungen, das noch sehr im Argen liegt, Gutes durch die Dienstmannschaft ergeben kann. Jedem Abonnenten wird es gewiß angenehm sein, die Morgen- und Abendblätter pünktlich durch rasche Boten als durch unzuverlässige kleine Kinder und alte Frauen sehr unregelmäßig zu erhalten, wie es bis jetzt meistens der Fall war.

Das feierliche Leichenbegängniß des Alterspräsidenten des ungarischen Unterhauses, Ladislaus von Palóczy, in Pest.

(Zu dem Bild S. 552.)

Als sich das Gerücht in Pest verbreitete Palóczy sei gestorben, hatte man allenthalben in der Stadt Trauerflaggen ausgesteckt, und Unterhaus beschloß drei Tage seine Sitzungen auszusetzen, eine sechswöchentliche Trauer anzulegen und die Beerdigungskosten (bei läufig gesagt eine Depense von etwa 6000 fl.) allein zu tragen, indem es Palóczy als den Nestor der Nation ansah. — Ladislaus von Palóczy war am 14. Oktober 1783 in Miskolcz geboren. Nachdem er seine akademischen Studien beendet hatte, widmete er sich dem Komitatsdienste, und wurde, durch seine Geschicklichkeiten, Kenntnisse und Charaktereigenschaften frühzeitig die öffentliche Aufmerksamkeit erregend, im Borsoder Komitate sehr bald zum Obernotar, dann zum Vizegespan und im Jahre 1832 zum Landtagsdeputirten gewählt, von welcher Zeit an er dieses Komitat auf allen Landtagen vertrat. Auf dem denkwürdigen Landtage von 1832 bis 1836 hatte er als Distriktualnotar das erste Landtagsdiarium in ungarischer Sprache redigirt, wofür ihm von mehreren Patrioten zum Andenken eine goldene Feder verehrt wurde. Palóczy gehörte zu der liberalen Landtagsopposition und schwang sich bald zu einem ihrer Führer empor. Sein eigentliches Feld waren die Religionsbeschwerden der Protestanten, auf dem er als Rechte seiner Glaubensgenossen durch lange Jahre mit ebensoviel Geist und Entschiedenheit als Beharrlichkeit und Erfolg verfocht. Im Jahre 1848 Mitglied und auch damals schon Alterspräsident des Repräsentantenhauses, sowie 1849 Präsident des Begnadigungsgerichtes, erhielt, ward auch er ein Opfer seiner politischen Ueberzeugung, erhielt jedoch die Freiheit wieder, worauf er in stiller Zurückgezogenheit in Miskolcz lebte, bis ihn vor wenigen Wochen das Vertrauen seiner Mitbürger wieder in die Oeffentlichkeit rief und er als Deputirter am ungarischen Landtag erschien, dessen Unterhaus er als Alterspräsident eröffnete. Bald darauf, am 27. April, starb er im 78. Lebensjahre vom ganzen Lande tief betrauert. — Palóczy besaß ein außerordentliches Gedächtniß und verstand es, seine Reden und Berichte so reich mit Zitaten zu versehen, daß es sprüchwörtlich geworden, er habe ein Zitat für jeden Tag des Jahres. Trotz seiner großen Belesenheit blieb er jedoch stets originell und trugen seine Reden meistens ein humoristisches Gepräge, und nur wie es noth that, erhob er seine Beredsamkeit zu feierlicher Würde, die dann sein ganzes, gewöhnlich so gutmüthig-heiteres Gesicht umstrahlte. — Am 29. April ward die Leiche in der schwarzbehangenen und mit den Familienwappen des Verstorbenen gezierten Vorhalle des Nationalmuseums aufgesetzt und von der Jugend bewacht. Die Säulen des Museums selbst waren mit schwarzem Tuch belegt, auch die an den beiden Pfeilern wehenden riesigen Nationalfahnen mit einem schwarzen Florüberzug versehen, wie überhaupt alle später bei dem Leichenzuge benützten Fahnen, und an der Spitze des Gebäudes eine Trauerflagge wehte. Die beiden Pfeiler vorne trugen das Familienwappen Palóczy's. — Um 3 Uhr Nachmittags versammelte sich eine unabsehbare Menge, um dem allverehrten Todten das letzte Geleite zu geben. Der mit schwarzem Sammt und Silberborten und Troddeln reichgeschmückte Sarg trug den Kalpag mit Reiherbusch, einem mit einem wallenden Nationalband umwundenen Lorbeerkranz und den Ehrensäbel des Verewigten. Ringsherum standen in Trauergala Juristen mit Fackeln und hinter diesen die Komitatshaiduken. Links vom Katafalk standen die Kongregationen, rechts die Mitglieder des Ober- und Unterhauses. Zu Häupten hielten der Präsident des Unterhauses, Kalman Ghiczy, und hierauf Superintendent Török eine feierliche Leichenrede. So dann setzte sich der Zug in Bewegung. Voran eine Trauerflagge und zwei umflorte Nationalfahnen, dann ein Musikcorps, die Mitglieder des Oberhauses, die Abgesandten der Munizipien, Institute und Vereine, die Geistlichkeit, sodann wurde der von den Fackelträgern (wohl an 100 an der Zahl) umgebene Sarg über die breite Treppe zu dem sechsspännigen Todtenwagen herabgetragen (diesen Moment stellt unser Bild dar), hierauf kamen die Familie und die Verwandten des Verstorbenen, unter Anführung des Präsidenten des Unterhauses, und endlich in unzählbarer Menge das Publikum, das sich trotz dem Spalier bildenden städtischen Trabanten dem Zug zur reformirten Kirche nachdrängte. Hier verfügte sich das offizielle Publikum in das Gotteshaus, dessen Gallerieen schwarzgekleidete Damen besetzten, das Volk überfüllte den geräumigen Platz und die anstehenden Gassen. In der Kirche hielten Superintendent Török und

Pastor Kovács meisterhafte Trauerreden, wonach der Zug in der früheren Ordnung und indem zwölf Deputirte die Zipfel des Sarges hielten, die Landstraße und Waitznerstraße entlang stets zwischen einer unendlich großen Menge von Zuschauern zum Bahnhof ging, dessen Vorhalle der Trauerfeier entsprechend dekorirt war. Hier hielt der katholische Priester, Repräsentant und Dichter, Jámbor (Hiador) eine schwungvolle Abschiedsrede, nach welcher die Leiche in Begleitung des Vizegespanns des Pester Komitates, einiger Repräsentanten, einer Deputation aus Miskolcz und der Familie des Verstorbenen, unter den Klängen des „Szózat" und „Rakóczy" mittelst Separattrain, der auf dem Wege bei jeder Station von den Komitatsbeamten empfangen wurde, nach Miskolcz zur Beisetzung abgeführt ward. — So ehrt Ungarn seine treuen Söhne! (Sml.)

Astronomisches Tagebuch.

Juni.

Der kleine Planet Merkur ist so nahe bei der Sonne, daß sich uns selten die günstige Gelegenheit darbietet, ihn zu Gesicht zu bekommen, und dieß nur, wenn er sich scheinbar am weitesten nach rechts oder links von der Sonne entfernt; im ersten Fall ist er Morgen-, im letzteren Fall Abendstern. Wir wollen nun nicht versäumen, in der ersten Hälfte des Monates unsere Beobachtungen nach ihm anzustellen, da diese Zeit besonders günstig ist, einmal wegen des Neumondes und dann, weil der Juni nicht selten einen klaren Abendhimmel bietet. In nordwestlicher Richtung, an der Grenze der Milchstraße, müssen wir nach einem kleinen Sterne mit intensiv weißem und ruhigem Lichte forschen; dieser kleine Stern wird sich jeden Tag etwas nach links von der Milchstraße entfernen



und in dem Bilde der Zwillinge vorwärts schreiten, wo er am 18. Juni gerade unter dem Sterne Pollux sich befindet. Drei Tage vorher kommt er mit dem Planeten Mars in Conjunktion, der eine starke Vollmondsbreite unter ihm steht. Nicht sehr weit von dieser Gruppe entfernt treffen wir gegen Westen die beiden andern sichtbaren Planeten Jupiter und Saturn im Bilde des großen Löwen. Der erstere dieser Sterne, der mit einbrechender Dämmerung am südwestlichen Himmel sichtbar wird, gibt sich durch seinen ruhigen Glanz sogleich als Planeten zu erkennen, und auch der weiter links stehende Saturn unterscheidet sich durch mattweißes Licht von den übrigen Sternen. Zwischen beiden ist der an der Ekliptik stehende Regulus.

Lotteriezlehungen im Monat Juni.

Am 1. Kurhessische 40-Thaler-Loose v. J. 1845. 32. Serienziehung. 40 Serien.

Am 1. Stadt Triester 100-Gulden-Loose v. J. 1855. 6. Ziehung. 1 Prämie 30,000 fl. 4 Pr. (à 1000) 4000 fl. 5 Pr. (à 500) 2500 fl. 10 Pr. (à 200) 2000 fl. 10 Pr. (à 150) 1500 fl. 106 Pr. (à 100) 10,600 fl.

Am 15. Ansbach-Gunzenhauser 7-Gulden-Loose v. J. 1856. 9. Gewinnziehung. 1 Prämie 20,000 fl. 1 Pr. 2000 fl. 1 Pr. 500 fl. 5 Pr. (à 100) 500 fl. 10 Pr. (à 50) 500 fl. 20 Pr. (à 30) 600 fl. 32 Pr. (à 20) 640 fl. 1030 Pr. (à 8) 8240 fl.

Am 15. Fürstlich Esterhazy'sche 40-Gulden-Loose v. J. 1836. 49. Prämienziehung. 1 Prämie 40,000 fl. 1 Pr. 8000 fl. 1 Pr. 3000 fl. 2 Pr. (à 1500) 3000 fl. 4 Pr. (à 500) 2000 fl. 5 Pr. (à 400) 2000 fl. 6 Pr. (à 200) 1200 fl. 20 Pr. (à 100) 2000 fl. 60 Pr. (à 75) 4500 fl. 3000 Pr. (à 65) 253,500 fl.

Am 15. Stadt Ofener 40-Gulden-Loose v. J. 1859. 5. Prämienziehung. 1 Prämie Oest. W. 30,000 fl. 1 Pr. 1000 fl. 5 Pr. (à 200) 1000 fl. 18 Pr. (à 100) 1800 fl. 175 Pr. (à 60) 10,500 fl.

Briefmappe.

Hrn. Dr. H. G. in Wit. Sie haben die begleitenden Worte so spät gesandt, daß wir sie leider nicht mehr benützen konnten. Es ist indeß nichts Wesentliches unterlassen.

Hrn. Salom. M. in St. Die Erscheinung ist uns nichts Neues; in dieser Branche ist Verrath usus.

Hrn. Dr. F. in L. Wir hoffen, das Eingesandte eher benützen zu können, als das frühere.

Fr. M. L. Was lange dauert wird gut. Von der G. haben Sie nichts mehr gesagt?

Fol. A. W. in G. Der Brief hat uns wieder auf die Höhe der Situation gebracht. Das Unglück stählt, vergessen Sie das nicht. Wie werden Ihre Wünsche erfüllen.

Hrn. Oberst a. D. in G. Solchen Privatsachen können wir unsere Spalten nicht öffnen: wir würden Kindern nur Liebe zu ihren Eltern predigen, selbst wenn diese offenbares Unrecht an ihnen begehen.

Hrn. Cand. H. in O. Die Ausgabe von 1630 ist nicht bekannt, wir kennen nur die beiden von 1630 und 1680, Zahlen, die sich leicht verwechseln lassen.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

Literarische Anzeigen.

Musikalische Neuigkeiten.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 36.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

VI. Band. — III. Jahrgang. Zweites Semester.

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, 2. Juni 1861.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich
Thlr. 2 — oder fl. 3. 30 kr. rhein.

Inhalts-Uebersicht.

Der Wechsel des Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

Meine Uhr zeigte die Mittagsstunde und es war jetzt an der Zeit, wo im Garten hinter unserem Hause in Issing das Mahl aufgetragen wurde; ich fühlte mich heute besonders aufgelegt daran Theil zu nehmen, und es machte mir ein selbstquälerisches Vergnügen, in Gedanken bei diesem angenehmen Ereignisse so ausführlich als möglich zu verweilen. — — Da — — nein, ich täusche mich nicht, auf der Landstraße erklang das Geräusch galoppirender Pferde — ja, ein Irrthum war unmöglich, es kam näher und näher und mußte nächstens die Stelle erreicht haben, wo der Feldweg von der Chaussee abging — jetzt — nun hielten die Pferde und ich fand es für rathsam, mich in meine Felspartie zurückzuziehen; konnte ich doch nicht wissen, ob ich von Freund oder Feind aufgesucht und gefunden



Glarus vor dem Brande. Nach einer Photographie. (S. 550.)

würde. Nicht lange dauerte es, so hörte ich die Pferde im Schritt auf der Straße zurückkehren und gleich darauf vernahm ich deutliches Rascheln im Laube, welches mir Jemand anzeigte, welcher sich meinem Verstecke näherte. Vorsichtig lugte ich um die Felskante herum und verließ gleich darauf mit einem lustigen Sprunge meine Höhle, um meinem Freunde Vetter entgegen zu eilen, der mit lachender Miene auf mich zukam. Ich kann nicht sagen, wie sehr mich diese lachende Miene beruhigte; ja sie erschien mir noch angenehmer als das, was er unter dem Arme trug, und was doch unmöglich etwas anderes als eine in Papier eingewickelte Flasche sein konnte.

„Hast Du warten müssen, mein Junge," rief er mir schon von Weitem entgegen. „Es war auch keine Kleinigkeit, bis wir uns durch das Protokoll arbeiteten, das die Herren für gut fanden, mit aller Umständlichkeit aufnehmen zu lassen. Ich sage Dir, der Unteroffizier Schmetterer, den sie dazu erwischten — ihm ist überhaupt alle

Schreiberei in den Tod verhaßt — fluchte in sich hinein, wie ich nie etwas Aehnliches gehört."

„Aber wie ist's mit dem Premierlieutenant?" unterbrach ich ihn hastig, „schrieb er meine Urlaubsbewilligung?" —

„Eins nach dem Andern," entgegnete Wetter mit unverbrüchlicher Ruhe. „Ich sollte schreiben, d. h. das Protokoll, erklärte oder, ich hätte mir die Finger verstaucht und könne keine Feder halten."

„Und als sie entdeckten, daß ich nicht mehr da sei?" fragte ich hastig.

„Eins nach dem Andern! Da nimm zuerst die Flasche Wein, die ich für Dich mitgebracht, und dieß Packet mit allerlei soliden Eßwaaren, darauf laß uns in Deine Behausung treten, und während Du tafelst und ich mir eine Cigarre angezündet habe, sollst Du meinen Bericht hören."

Flasche und Packet hatte ich ihm abgenommen und beeilte mich, ihm voran in die Höhle zu gehen, um endlich das zu erfahren, was mich begreiflicherweise so außerordentlich interessirte, doch hielt er mich, ehe ich noch einen Schritt gethan, am Arme zurück und sagte mit komischem Pathos: „Junger Mann, Sie scheinen mir durchaus keinen Begriff von Etikette zu haben."

„Ja so, Du bist der Gast, Du mußt vorangehen."

„Es handelt sich weniger um den Gast, als um Ihren sehr hohen Vorgesetzten, belieben mich der Herr Bombardier einmal genau anzuschauen."

Wahrhaftig, ich hätte keine Veränderung an ihm entdeckt, denn er trug dieselbe Uniform wie heute Morgen, wenn er mir nicht sein Säbelgefäß fast unter die Nase gehalten hätte. Da konnte ich denn freilich einen Ausruf freudiger Ueberraschung nicht unterdrücken, denn dort funkelte ein nagelneues Offizierporteépée. — „Ist es denn wahr geworden?" rief ich im Tone der höchsten Freude, — „ist es gewiß so, Wetter?"

„Herr Lieutenant Wetter, wenn ich bitten darf, neugebacken wie eine frische Semmel, die eben erst aus dem Ofen kommt, gerade noch so warm und duftig, — Herr Lieutenant Wetter, nicht wahr, das klingt. Und nun, Herr Bombardier Ramming, machen Sie mir die erste dienstliche Meldung, oder geben Sie mir wenigstens Antwort auf meine Frage, wie es sich für einen Untergebenen gegenüber seinem Vorgesetzten schickt. Sind Sie neugierig?"

„Zu befehlen, Herr Lieutenant," gab ich zur Antwort, nachdem ich meine Sporen klirrend zusammengeschlagen und meine rechte Hand vorschriftsmäßig mit dem Rand meiner Feldmütze in Verbindung gebracht.

„Auch hungrig?"

„Zu befehlen, Herr Lieutenant."

„Gut denn," versetzte er lachend, „die Eitelkeit ist befriedigt, es hat mir wohlgethan."

„Und nun hinein in Deinen Felsenpalast, ich will Dir so viel erzählen, als Deine weiten Ohren nur zu fassen vermögen."

„Zu Befehl" — —

„Halt, genug!" unterbrach er mich, — „die Fortsetzung dieser subordinationsmäßigen Haltung beim nächsten Dienste, wenn Du überhaupt noch Dienst thun wirst, woran ich übrigens sehr zweifle."

Bald saßen wir im Schatten der Felsstücke, seine Cigarre brannte, und während ich dem mitgebrachten Imbiß kräftig zusprach, erzählte er mir: „die Gesichter der Kavallerieoffiziere, als Du nun gar nicht kamst, nachdem ich sehr gemächlich die Treppe hinaufgestiegen war, die zu sehen, das wäre nicht mit Gold zu bezahlen. Ich mußte auf meine Lippen beißen, um nicht laut hinauszulachen. Ganz toll war der Letzte der Ißling, und sein Zorn, seine Wuth steigerte sich zu einem bedenklichen Grad, als die natürlicherweise zu Fuß ausgeschickten Soldaten mit der Meldung zurückkamen, im Hause sei keine Spur von Dir zu finden, und als ich ihnen mit aller Gemüthsruhe auseinander setzte, Du habest höchst wahrscheinlich einen Gang in's Freie benützt, welcher durch das Hinterhaus in den Garten führe. Darauf wollten sie mich verantwortlich machen. — Du hast uns schon früher Gelegenheit gehabt, meine unverwüstliche Gemüthsruhe und verletzende Höflichkeit in gewissen Fällen zu bewundern. Heute nun übertraf ich mich selbst, als ich sie fragte, ob ich ihnen nicht die Verantwortlichkeit für Deine Person mit Verpfändung meines Ehrenworts angeboten, und ob sie es nicht für gut befunden, dieselbe so geringschätzend als nur möglich zurückzuweisen; überhaupt sei ich nur der freundlichen Husareneskorte aus dem einfachen Grunde gefolgt, weil es meine Pflicht sei, den Befehlen eines Offiziers zu gehorchen; jetzt aber möchte ich die rechtliche Forderung kennen, die man noch weiter an mich zu stellen vermöge, möchte überhaupt das verletzende Wort, den unpassenden Ausdruck von den Herren Lieutenants wiederholt haben, der sie berechtige, mich hier einem Verhör unterwerfen zu wollen. Ich sage Dir aber, Freund, sie waren so durchdrungen von ihrer Erhabenheit, von der Höhe des Ranges und Standes, daß ich kaum zu einem glücklichen Ende gekommen wäre, wenn nicht gerade zu rechter Zeit der Bursche des Premierlieutenants in's Zimmer getreten wäre und mir in einem Schreiben des Abtheilungskommandeurs, das soeben von der Post gekommen, mein Offizierspatent überreicht hätte. — Junge, das war ein großer Augenblick, ich werde nie einen ähnlichen erleben!"

„Dieser Bombardier," hatte gerade der Freiherr von Ißling in einem maliziösen Tone gesagt, und dabei drohend seinen Zeigefinger gegen mich geschüttelt, worauf ich ihm im entschiedensten Tone „Halt!" zurief, und zwar so laut und deutlich, daß mich auch die Uebrigen erstaunt ansahen: „Hier kann von einem Bombardier nicht mehr die Rede sein," fuhr ich fort, indem ich mich sehr stark in die Brust warf, dabei hielt ich mein Patent in die Höhe; „es ist der Lieutenant Wetter, der vor Ihnen, meine Herren, steht, und der Sie fragt, ob Sie sonst noch was zu wünschen haben. Ich sage Dir, so was ist noch nicht erlebt worden. Fast im gleichen Momente, als sie sich noch rathlos anstarrten, hörte ich auf der Straße Hufschläge und Bachmann kam mit dem Unteroffizier Schmetterer zurück. Ich überreichte dem Ersteren bei seinem Eintritt in's Zimmer das Schreiben des Abtheilungskommandeurs, und wie ich von ihm überzeugt war, schüttelte er mir glückwünschend mit ungeheuchelter Herzlichkeit die Hand."

Mit dem größten Interesse hatte ich seiner Erzählung gelauscht, hatte Essen und Trinken fast vergessen, und faßte jetzt wiederholt seine Rechte, um ihm nochmals alles Gute zu wünschen.

„Deine Sache, mein armer Junge," fuhr er nach einer Pause fort, „stellte sich aber darum nicht besser; so sehr der Premierlieutenant geneigt war, für Dich Partei zu nehmen, so hätte er Dich doch müssen einstecken und nach der Stadt transportiren lassen, wenn Du zufällig dagewesen wärest; das war der klügste Streich meines Lebens. Auf Deine Flucht hin, wie sie es nannten, verlangten sie augenblicklich Ausschreiben Deiner Person als Deserteur, worauf jedoch der Premierlieutenant erklärte, das ginge nicht an, da er Dir von gestern an einen Urlaubspaß auf drei Wochen ausgestellt, Du auch gewiß nicht ermangeln würdest, Dich einer Aufforderung zu stellen, die alsbald an Dich ergehen soll. Damit zogen sie ab, einsehend, daß weiter nichts zu erreichen war, und ich konnte es nicht unterlassen, dem Freiherrn von Ißling an der Thüre in sehr ausdrucksvollem Tone zu sagen, daß ich in sehr kurzer Zeit das Vergnügen zu haben hoffe, ihn wieder zu sehen und" — setzte er ernst hinzu, „beim allmächtigen Gott, ich werde ihn wieder sehen!"

„Was nun mein Verhör als Zeuge anbelangt, auch das mußte der arme Schmetterer im sonntäglichen Schweiße seines Angesichts niederschreiben, so habe ich vollkommen der Wahrheit gemäß ausgesagt und darnach Deine Sache so hingestellt, daß ein ganz leidenschaft- und parteiloses Kriegsgericht, wie sie eigentlich alle sein sollten, bei der stattgehabten Provokation beide Augen zudrücken, Dich ein Vierteljahr auf die Festung schicken, dann aber zum Avancement empfehlen müßte. Da aber selten in dieser verdorbenen Welt nach Recht belobt und gestraft wird, so kommt Deine Sache wahrscheinlich in die Finger irgend eines diensteifrigen Auditors, der den hochadeligen Offizieren nicht zu nahe treten will und Dich als ein kleines Ungeheuer darstellt, dem ein dreijähriger Festungsarrest außerordentlich gesund wäre."

„Das wär ja entsetzlich!" rief ich aus. „Nach drei Jahren auf demselben Punkte wieder eintreten, wo ich vor einem Jahr begonnen!"

„Daß das für Dich schlimm wäre, ist auch die Meinung des Premierlieutenants, und da des Vorgangs wegen, selbst wenn Du wieder beim Gemeinen anfangen wolltest und für alle Zukunft ein Muster von Subordination wärest, doch Deine militärische Laufbahn für alle Zeiten einen unheilbaren Riß behalten würde, so halten wir es für das Beste, daß Du irgend wohin in Urlaub gehst, wo Dich, versteh' mich wohl, Briefe nicht finden können, weil Du in die Schweiz gegangen. Der Premierlieutenant macht seinen Bericht an den Hauptmann, dieser thut seinen Senf dazu für den alten Major Schemmer, und wenn dann die Erzählung Deines Attentats von diesem an das Brigadekommando gelangt, so muß es in so gute Zeugnisse und in Bedauern über diesen traurigen Vorfall eingewickelt sein, daß sich der Oberst veranlaßt sieht, bei einem hohen Kriegsministerium einfach um Deine Entlassung aus dem Militärdienste nachzusuchen. Einen tüchtigen Hebel oder zum Letzteren muß Dein besonderer Freund, der Lieutenant von Steinfeld, ansetzen, welcher, wie wir alle wissen, in den Regionen da oben herum sehr brauchbare Konnexionen hat. Apropos," unterbrach sich Wetter selbst, „von Lieutenant von Steinfeld zu reden, so ist er in der Nähe."

„Wo?" rief ich aufspringend.

„Gemach, gemach," erwiederte Wetter, indem er mich zurückhielt, „da draußen im Walde wird er sich nicht herumtreiben."

„Aber wo ist er? Du weißt nicht, Wetter, was ich ihm Alles mitzutheilen habe; kannst Dir aber wohl denken, wie sehr es mich drängt, ihn von dem, was vorgefallen, in Kenntniß zu setzen."

„Das haben wir uns gedacht und deßhalb beschlossen, daß Du noch heute zu ihm gehen solltest. Der Premierlieutenant Bachmann, der unverdienter Weise einen eben so großen Affen an Dir gefressen hat wie ich selbst — hat er doch in förmlich weicher Stimmung an seinem ungeheuren Schnurrbart, als wir nun im Reinen waren, daß Du würdest den Dienst verlassen müssen — hat an Steinfeld geschrieben und ihm den Stand Deiner Angelegenheit mitgetheilt."

„Aber warum mußte er an ihn schreiben, kommt Lieutenant von Steinfeld nicht zurück, oder ist er weit entfernt? Du sagtest mir ja, er sei in der Nähe."

„Deine beiden hastigen Fragen muß ich mit neuen beantworten; er kommt nicht sobald zurück und ist auch nicht weit entfernt. Ja, der Premierlieutenant sah ihn noch heute Morgen auf Hornstein, wohin er geritten, um ihn aufzusuchen."

Mich hatte Steinfeld also nicht ruhen lassen, das berührte mich schmerzlich.

„Bachmann," fuhr Wetter fort, „wollte Dich übrigens zu ihm schicken, sobald er nach Ißling zurückkehrte, fand aber statt dessen die saubere Bescheerung."

„So laß mich hin zu ihm."

„Später, mein Junge, sobald sich, um mich poetisch auszudrücken, die Schatten des Abends etwas auf diese jetzt allzuhelle Landschaft niedergesenkt haben werden."

„Ich verstehe Alles das nicht," sagte ich kopfschüttelnd. „Lieutenant von Steinfeld so in der Nähe und kommt nicht zur Batterie zurück. Er ist erkrankt!" rief ich erschrocken aus.

„Etwas Aehnliches muß es wohl sein," entgegnete mir Wetter mit großer Ruhe; „aber Bedeutendes ist es nichts, darüber kannst Du Dich beruhigen, — so irgend eine Quetschung, ich glaube, er ist mit dem Pferde gestürzt."

„Sage mir die Wahrheit, Wetter, es ist ihm gewiß nichts Schlimmes zugestoßen?"

„Nichts Gefährliches, — mein Wort darauf; aber jetzt ziehe mir um Gotteswillen keine Gesichter, ich habe im Laufe des Vormittags Aufregungen genug gehabt; betrachte auch Deine Lage nicht als hoffnungslos, denn man wird Dir auf die glimpflichste Art durchhelfen, und so viel ich aus den Worten des Premierlieutenants Bachmann entnahm, ist Steinfeld schon der Mann dazu, Dir eine andere und vielleicht nicht minder gute Carrière zu gründen. Weiß der Teufel, wenn ich nicht Lieutenant Wetter wäre — möchte ich vielleicht Bombardier Ramming sein. Aber jetzt laß uns Harmloses plaudern, ich bin wahrhaftig müde geworden." Nach diesen Worten streckte er sich auf den bemoosten Boden aus, und da ich neben ihm in tiefes Nachsinnen versank, also sein harmloses Geplauder schlecht unterstützte, so konnte ich ihm nicht übel nehmen, daß er in der nächsten Viertelstunde fest in Schlaf versunken war.

Hatte auch mich körperliche und geistige Ermüdung, ohne daß ich es selbst gemerkt, aus dem Nachdenken in Schlummer hinübergetragen? Es mußte wohl so sein, denn ich erwachte endlich von einem eigenthümlichen Flimmern vor den Augen, und als ich verwundert aufschaute, bemerkte ich, daß die tief herabgesunkene Sonne durch eine Waldlichtung vor uns mir gerade in die Augen schien. Wetter, welcher neben mir noch ganz ruhig und fest schlief, hatte sich von Anfang an so gelegt, daß ihn kein Sonnenstrahl erreichen konnte, und so mußte ich das Geschäft übernehmen ihn aufzuwecken.

„Wir sind saubere Flüchtlinge," sagte er, indem er sich lachend die Augen rieb, „wenigstens zeugt der gesunde Schlaf von einem guten Gewissen; aber sieh', was die Sonne schon für lange Schatten wirft, wahrhaftig, dort blinzelt sie noch eben über das Gebirge zu uns herüber, als wollte sie sagen, jetzt, meine Jungen, ist es auch für euch nächstens Zeit, euch davon zu machen."

Mein Freund sah auf seine Uhr und fuhr alsdann fort: „Wenn Schultes pünktlich ist, wie ich es an ihm gewohnt bin, so werden wir, wenn wir uns jetzt aufmachen, mit ihm zusammentreffen, wo der Feldweg auf die Landstraße mündet; also nimm Abschied von Deinem Asyl, einen zärtlichen, warmen, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen; denn es müßte eigenthümlich zugehen, wenn Du noch einmal zwischen diesen Steinmassen ein Obdach suchen müßtest."

„Aehnliche Gedanken," gab ich zur Antwort, „haben mich schon häufig ergriffen und traurig gestimmt. Ach, es ist etwas außerordentlich Schmerzliches um das Abschiednehmen auf Nimmerwiedersehen, sogar von leblosen Gegenständen."

„Laß es gut sein," sagte Wetter gutmüthig, „verkümmere uns nicht mit Deinen herben Gedanken die letzte Viertelstunde, die wir heute zusammen verleben, wir werden uns baldigst wieder sehen, damit hat's keine Noth."

Er war aufgesprungen, zog sein Kollet fest in die Taille, schnallte die Kuppel um, und nachdem er behutsam den Säbel mit dem neuen Porteépée unter den Arm genommen, gingen wir Arm in Arm durch den Wald der Landstraße zu.

Schultes war pünktlich wie immer; denn kaum traten wir in's Freie hinaus, so sahen wir ihn auch schon mit einem Handpferde uns im Schritte entgegenreiten, neben ihm schritt ein Bauer mit einem Korbe auf dem Rücken.

„Es geht nichts über die pünktliche Befolgung eines vernünftigen Befehls," meinte Wetter.

„Und was soll der Mann bei Schultes?" fragte ich.

„Er trägt Deine Habseligkeiten, mein Junge," versetzte Wetter, „Du mußt schon die Strecke nach Hornstein zu Fuße gehen; denn so weit können wir's doch nicht treiben, daß

wir Deine Flucht mit königlichen Dienstpferden bewerkstelligen; hier muß also geschieden sein. Zieh' Du ostwärts, laß mich westwärts gehen. Der Mann, der Dich begleitet, führt Dich einen kürzeren, höchst angenehmen und verborgenen Fußpfad. — Also Gott befohlen, auf baldiges Wiedersehen. — Nur keine Rührung, mein Junge."

„Adieu, Vetter, — wie soll ich Dir danken."

„Thu' es lieber gar nicht, oder später einmal, wenn ich Dir vielleicht bessere Veranlassung dazu gebe — gehab Dich wohl."

Er schwang sich rasch in den Sattel, winkte nochmals mit der Hand zum Abschiede und galoppirte dann, um diesen abzuschneiden, von Schulten gefolgt rasch auf der Chaussee dahin.

Ich stand allein im Dämmerlichte des Abends; ich hatte wieder einmal einen guten, treuen Freund für längere Zeit verloren — o, ich hatte viel verloren in den letzten Tagen! —

Siebenzehntes Kapitel.

Ein Lebensende.

Obgleich ich den Weg nach Hornstein unter Führung meines Begleiters in weniger als einer Stunde zurückgelegt hatte, so war es doch schon dunkel, als ich dort anlangte. Das Haus, ein neues, freundliches Gebäude, lag auf einer mäßigen Anhöhe, deren vordere Seite mit Reben bepflanzt war, durch welche ein breiter Fahrweg hinaufführte. Oben sah man an ein paar alten Umfassungsmauern noch etwas von dem ehemaligen alten Schlosse Hornstein, doch waren diese Umfassungsmauern, einer neuern freundlichern Zeit gemäß, dem heitern Style des jetzigen Landbaues anpassend, zu Terrassen umgewandelt, über welche sich lustige Veranden hinzogen, die auf den vorspringenden Thurmüberresten in runden Gitterpavillons endeten. Als ich die Terrasse erstiegen, sah ich, begünstigt vom hellen Scheine des Mondes, rings um mich weit in die Landschaft. Dort gen Osten bemerkte ich deutlich die schwarzen Massen des Schlosses Ißling, über dem die volle glänzende Scheibe des Mondes stand. Aber auch sein sanftes beruhigendes Licht vermochte jenen trotzigen Thürmen keine freundliche Färbung zu geben, denn je heller sie erschienen, um so ernster, ja übermüthiger schauten sie hervor aus dem tiefdunkeln Eichenkranze der sie umgebenden Waldungen.

Im Hause schien man unsere Ankunft gehört zu haben, denn eine Thüre öffnete sich und ich sah Jemand unter dieselbe treten, der ein Licht in der Hand hielt, mit dem er hinausleuchtete. Als ich näher kam, bemerkte ich zu meinem großen Vergnügen, daß es der alte Kammerdiener des Herrn von Steinfeld war, den ich noch in der Stadt glaubte. Er streckte mir freundlich winkend seine Hand entgegen, nahm dann meinem Begleiter die Sachen ab, welche derselbe aus seinem Korbe hervorholte, und hieß ihn drunten warten, worauf er mich die Treppe hinaufbegleitete. Ehe ich noch fragen konnte, wie es seinem Herrn ginge, flüsterte er mir zu, es sei lange nicht so schlimm als er gefürchtet. Allerdings stürzte er vom Pferde, fuhr er in besorgtem Tone fort, und streifte mit dem Kopfe an einem Baumstamme. Sie können sich denken, welche Angst ich bei dieser Nachricht hatte, da ich obendrein erfuhr, mein armer Herr müsse nach diesem Sturze eine Zeit lang besinnungslos gelegen haben. Du lieber Gott, ich hatte wohl alle Ursache das Schrecklichste zu fürchten, aber wie gesagt, es ist Alles besser als ich erwartet, nur muß man ihm Ruhe lassen. — „Haben Sie ihm etwas Besonderes mitzutheilen?" fragte er mich.

„Das hätte ich wohl," gab ich zur Antwort; „aber ich fürchte, meine Erzählung wird ihn aufregen."

„Dann ist es besser, Sie sagen heute nichts darüber," versetzte der alte treue Diener — „sind es vielleicht unangenehme Nachrichten?"

„Nein, im Gegentheil höchst angenehme und dabei sehr wichtige Mittheilungen."

„Wornach er vielleicht fragen wird?"

„Das ist sehr wahrscheinlich."

„Nun dann, wenn er dringend fragt und Sie ihm in der That etwas Angenehmes zu melden haben, so sehen Sie, wie es sich im Verlauf des Gespräches gibt. Sie lieben ihn ja auch," setzte er in herzlichem Tone hinzu „und wissen am Ende noch besser wie ich, wie weit Sie in einer gewissen Angelegenheit bei ihm vorgehen dürfen. Doch jetzt sind wir an seiner Thüre, bleiben Sie hier einen Augenblick, ich will ihm melden, daß Sie da sind."

Da stand ich in dem matt erleuchteten Gange, mit meinen Gedanken kämpfend, die jetzt plötzlich und mächtig auf mich eindrangen. Ich hatte mir das anfänglich als herrlich und schön ausgemalt, vor ihn hinzutreten und ihm zu sagen: „Ich bin der Bringer der glücklichsten Nachricht, sie ist wiedergefunden." — Ja, ich habe sie aufgefunden — hier aber stockte ich schon; denn es mußte mir peinlich sein, seine hastigen Fragen zu beantworten, wie und wo? Es widerstrebte mir, ihm das Ereigniß jenes Abends mitzutheilen, hatte ich es doch kaum vermocht, mit meinem Pflegevater darüber zu sprechen; wenn ich auch völlig unschuldig war, so brachte es mich doch, ihm, dem Vater des jungen Mädchens gegenüber, in ein eigenthümliches Licht — o, ich fühlte mich recht unglücklich, recht rathlos. Und doch durfte ich nicht schweigen — eine Ungewißheit über das Schicksal seiner Tochter war ja für ihn noch viel peinlicher, — so glücklich ich mich anfänglich gefühlt hatte, daß gerade ich es gewesen, der diese Entdeckung gemacht, ja so peinlich war es für mich, gerade ihm jene Szene zu schildern. — Brauche ich denn gerade am heutigen Abend davon zu reden, hatte mir nicht vielmehr sein Diener gerathen, ihm nichts mitzutheilen, was ihn aufregen könnte — und dagegen wieder, wie glücklich wäre ich gewesen, ihm zurufen zu dürfen, sie ist gefunden — ich habe sie gefunden, es ist Alice, meine geliebte Jugendgefährtin. — O nein, nein, das durfte ich ihm niemals sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Brand in Glarus.

Von

H. Szydrowsky.

(Zu den Bildern S. 557 und 564.)

Ich schreibe diese Zeilen an einem entsetzlich heimgesuchten Ort. Ein großer, glühender, rauchender Trümmerhaufen umgibt mich und bezeichnet in hohlen, starren Zügen die Stätte, auf welcher eine freundliche und gewerbthätige Stadt gestanden, die inmitten ihres blühenden Verkehrs und einer dadurch noch mehr gesteigerten hoffnungsvollen Zukunft hingesunken unter der Wucht und der Raserei von verbündeten Elementen, gegen welche menschliche Hülfe und Aufopferungen vergebens kämpften.

Glarus existirt nicht mehr.

In der Nacht am Freitag den 10. Mai, 10 Uhr, brach in der Nähe des Landsgemeindeplatzes bei heftigem Föhnwinde Feuer aus. Sogleich eilten Löschmannschaften mit Spritzen der Brandstätte zu, aber schon nach kurzer Zeit erkannte man, daß bei dem zum rasenden Sturme herangewachsenen Föhne Menschenhülfe nichts mehr auszurichten vermöge. Die Elemente trieben ihr gräßliches, schauerliches Spiel, ein unermeßliches Flammenmeer wälzte sich über die Stadt, gepeitscht vom heulenden Föhn, wie mit einem Schlage standen ganze Straßen in Flammen, in wildester Eile fuhren Sturm und Flammenmeer über die Masse der Häuser hin und bohrten sich ein in die friedlichen Wohnstätten der Menschen, leckten hier und dort hinaus in verzehrender Wuth, sengend und brennend, was dem unerbittlichen Auge entgegentrat — ein Ungethüm, in dessen gräßlich verschwindenden Flammentanz sich die Verzweiflung der Bewohner, der herzzerreißende Hülferuf der vom Feuer Eingeschlossenen, Verirrten, Bedrängten, mischte.

In weniger als drei Stunden brannten etwa 500 Firste (Haupt- und Nebengebäude) nieder, und waren 500 Familien mit mehr als 3000 Personen obdachlos, arm. Die Meisten von ihnen vermochten nichts zu retten als das nackte Leben. Tausende der fleißigen Bewohner sind heute Bettler. Manche werden noch vermißt und liegen unter den Trümmern begraben. Und das schöne Glarus ist eine Ruine. Die Spuren der gräßlichen Laune der Elemente starren uns entgegen.

Furchtbar groß ist dieß Ereigniß durch die Natur seiner eigenthümlichen Entwicklung und seines unheilvollen Verlaufs.

Der Föhn ist jener heiße Wind, der aus den brennenden Sandwüsten Afrikas über die Alpen streicht und die schweizerischen Thäler zeitweise beherrscht. Er ist ganz eigener Art. Als ein heißer Luftstrom zieht er hoch über den Alpen hin, wird aber durch den Schnee und die in den Alpen herrschende kalte Luft abgekühlt, so daß er schwerer wird und in die Thäler niederstürzt. Da die Ausgleichung der Luftwärme auf eine gewaltsame Weise vor sich geht, indem der plötzlich niederstürzende heiße Wind die kalte Gebirgsluft rasch ausdehnt, entsteht jener furchtbar heulende Sturm, der in hohen Fluten in den Thälern wüthet, mehrere Tage lang die ganze Natur in Aufruhr versetzt, die Seen meerartig aufwühlt, Bäume bricht, Dächer abdeckt, selbst Hütten zertrümmert und bis zum wildesten Orkan ausartet. Je kälter die tiefere Luft, desto heftiger seine Erscheinung. Daher kommt es auch, daß er besonders Nachts am rasendsten und gefährlichsten wird und auch in jenen Jahreszeiten am wildesten auftritt, in welchen die Thalluft am kältesten ist, wie im Winter und Frühling. Ein solcher heftiger Föhn lag schon am Tage des unglücklichen 10. Mai in den Thälern und spielte seine heulende Musik. Ich kam an dem verhängnißvollen Freitag Nachmittag nach Glarus, um eine Tour in das Klönthal zu unternehmen. Der heftige Föhn bestimmte mich, die genußreiche Tour für diesmal aufzugeben. Bis zum Abgange des Zuges schlenderte ich in den Straßen des freundlichen Ortes, und sah Glarus im regsten Verkehr des Lebens zum letzten Male. Am andern Morgen erfuhr ich in St. Gallen die Schreckensnacht, deren Zeuge ich beinahe geworden, und deren Elend und Verwirrung ich glücklich entronnen. Am folgenden Tage besuchte ich den unglücklichen Ort — — ein entsetzlicher Anblick! Grausig starrten die ausgebrannten Wände in die Höhe, an der Stirne das Zeichen des Todes. Am Freitage sah ich noch geschäftiges Leben, trank bei heiteren glücklichen Menschen ein Glas Wein, sah dem Spielen munterer Kinder zu — und heute steige ich über rauchende Trümmerhaufen hinweg und suche vergebens Straßen und Plätze, Name von Glarus. Das Leben ist verstummt, der Tod hat sein Leichentuch ausgebreitet. Die heiteren, glücklichen Menschen sind arm, und die Kinder obdachlos, zerstreut in Nah und Fern. Um mich her stehen die armen Menschen und schauen stumm auf die Trümmer ihrer Wohnstätten, auf ein entschwundenes, vernichtetes Glück. Drüben im Gemeindehause liegen die Todten.

Ueber die Entstehung des Brandes kreisen noch verschiedene Gerüchte, ohne daß sich bis jetzt etwas Sicheres ermitteln ließ.

Als das Feuer bemerkt wurde, eilten sogleich Hülfsmannschaften mit Spritzen herbei — vergebens. Keine Rettung mehr. Während sie am Ursprungsorte zu retten suchten, bemerkten sie das Auffliegen der Feuersäulen in ihrem eigenen Quartier. Als sie zurückkamen, fanden sie schon ihre Wohnungen von den Flammen umschlungen.

Die zurückgebliebenen Frauen mit den Kindern vermochten bei dieser Heftigkeit und Raserei von Feuer und Föhnsturm nichts zu retten als das nackte Leben. Schrecken und Verwirrung erhöhten die Schauerszene nur noch mehr.

Gräßlich soll die Stunde gewesen sein, in welcher die nach allen Seiten Zerstreuten sich suchten und jeder mit eigenem tiefsten Leid kein Wort fand für fremden Schmerz. Das verzweiflungsvolle Rufen und Suchen der Eltern nach ihren Kindern und dieser nach den Eltern war herzzerreißend. Und die qualvollen Stunden, bis sich alle gefunden! Leserin, Leser! du liegst vielleicht auf weichem Sopha, und in gemächlicher Ruhe liesest du diese Zeilen. Und ich schreibe sie mit blutendem Herzen. Ich habe den Ort des unglücklichen Ereignisses gesehen nach dem Brande, und vermag nicht eine Schilderung zu geben von dem Elende, das mein Auge geschaut. Wie mag es entsetzlich gewesen sein, als die Flamme in die Nacht hinausloderte, Familien, von einander gerissen, in die Glut starrten, stumpfsinnig von der qualvollen Folter über das Geschick ihrer Lieben bis zum rasendsten Seelenschmerze getrieben! Und die armen Eingeschlossenen, rettungslos Verlornen! Leider mußten auch Menschen der Raserei und Wuth der verbündeten Elemente zum Opfer werden. Ein dreiundsiebenzigjähriger Greis, Hauptmann Jenner aus Speichen in Appenzell, war hier zum Besuche der glarner Landsgemeinde, die am Tage vor dem Brande abgehalten wurde. Er war beim Brande mit Rettung beschäftigt, und nachdem die Gefahr gebot, das eigene Leben zu retten, floh er in der allgemeinen Verwirrung statt dem freistehenden Bahnhofe der Kirche zu, wo er sich, um dem Feuermeere zu entrinnen, in ein Gewölbe flüchtete. Vergebens war die Mühe ihm Rettung zu bringen; das Feuer ereilte in seinem wüthenden Zuge auch diesen Ort, schloß ihn ein — er fand den Tod. Das gleiche Loos traf auch eine Frau, die auf der Flucht aus der abgebrannten Apotheke ihres Sohnes unter demselben Gewölbe Schutz gesucht hatte. Nach neuern Berichten sollen im Ganzen zehn Personen das Leben verloren haben. Einige sind noch vermißt, manche Unbekannte werden vielleicht noch aufgefunden. Die Kinder sind, soweit dieß jetzt bekannt wurde, alle gerettet. Gegenüber der raschen Ausdehnung des Feuers in so später Stunde, wo namentlich Kinder schon zur Ruhe gebracht waren, spielte das fürchterliche Element nicht so unerbittlich und grausam mit Menschenleben, wie mit den menschlichen Wohnstätten.

Einzelne Rettungen, die bekannt wurden, streifen fast an's Wunderbare. Drei Personen retteten sich in einen Brunnen, aus dem sie nach dreistündiger Qual und Angst befreit werden konnten. Eine Familie von neun Personen suchte Zuflucht in einem Gewölbe. Man erzählt, daß ein schon erwachsener Knabe aus dieser Familie von der Großmutter veranlaßt worden, Rettung des Lebens in der Flucht in's Freie zu suchen, wenn es ihm möglich sei durchzukommen. Wo nicht, möge er wieder zurückkommen, ihr Ende nicht(?) abwarten von diesem Zufluchtsorte. Es war in der Nähe der Kirche. Der Knabe gehorchte und entkam glücklich. Als auch die Kirche sammt ihrer Umgebung niedergebrannt war und ein Zugang zum Gewölbe möglich wurde, konnten Sämmtliche vom Erstickungstode gerettet werden, indem der Knabe die Hülfsmannschaft zum Gewölbe führte und die von rauchenden, glühenden Trümmern Eingeschlossenen glücklich befreite.

Glarus' Lage in dem engen Thale, von beiden Seiten von hohen Gebirgen eingeschlossen, begünstigte bei einem so heftigen Luftzuge in der schmalen oft bis neun Stunden langen Thalschlucht die rasche Ausbreitung des Feuers ungemein. Zudem ist ein großer Theil der Nebengebäude mit Schindeln gedeckt, die bei der Trockenheit ihres Körpers dem Feuer reichliche Nahrung geben. Daher kam es auch, daß das Feuer mit so unglaublicher Schnelligkeit sich des ganzen obern Ortes bemächtigen konnte, wozu sich noch die Eigenthümlichkeit des Föhns gesellte, der nicht wie der Sturmwind der Flachländer in gleicher Kraftstärke und Richtung braust, sondern sich in den Felsenschluchten fängt, an den über 8000 Fuß hohen Gebirgswänden zurückprallt und deßhalb in einem immerwährenden Tanze umspringt, und von allen Seiten her wüthet durch Zug und Druck. Glarus hat auf der einen Seite den Glärnisch (9010') und Wiggis (7081'), auf der andern Seite den Schilt (7089'), weiter unten den Rautispitz (7517') und Frohnalpstock.

Nach der neuesten Zählung vom 10. Dezember vorigen Jahres hat Glarus 706 Häuser, in denen 1091 Haushaltungen, 4815 Einwohner, die zu 3879 der protestantischen und zu 936 der katholischen Konfession angehören. Intelligent und außerordentlich thätig ist die Bevölkerung, deren Handelsverbindungen sich über die ganze Erde erstrecken. Zum großen Glücke für Glarus brannte keine der Fabriken nieder und auch das jenseits der Linth gelegene Dorf Ennenda, größtentheils Arbeiterwohnungen, blieb verschont. Es ist doch noch für einen Theil gesorgt, der um so bedauernswürdiger wäre, da die Baumwollenindustrie (Spinnereien, Druckereien, Färbereien) den hauptsächlichsten Erwerbszweig bildet.

Einen gesteigert wehmüthigen Eindruck macht die unglückliche Brandstätte in der großartigen Gebirgsumgebung. Dort Hoheit und Pracht der Natur, ewige Schönheit — und hier der Tod. Die Unglücksstätte trägt weniger die Spuren einer Vernichtung durch das Feuer an sich, als vielmehr den Charakter einer schauerlich großartigen Zerstörung durch ein Erdbeben. Die Häuser sind meistens rasch ausgebrannt; und da sie von Kalksteinen gebaut waren, die unter der großen Glut zusammenfielen, so findet man auch weniger rußige Spuren, alles ist weiß, als ob sie übertüncht seien, und nur auf der Wanderung durch die Schutt- und Steinhaufen erinnert hie und da verkohltes Gebälke an die Feuerzerstörung. Vom Kirchthurme blieb nichts stehen als zwei hohle Giebelmauern, auf welcher Seite gegen die Stadt der Zeiger der Uhr auf 1½ Uhr zeigt. Hier blieb er stehen und deutet nun mit starrer Hand auf die Stunde, in welcher Glarus unterging und er das unaussprechlich unglückliche Ereigniß beschloß. Auf meiner beschwerlichen Wanderung über die noch heißen Trümmer kam ich auch zu zwei Spritzen, die mitverbrannten, weil die Schnelligkeit der Feuersäulen die Mannschaft vertrieb. Eine dritte soll noch unter den Trümmern liegen. Hülfe kam bald von allen Seiten, allein sie blieb ohnmächtig und kämpfte vergebens gegen die Macht des Feuersturmes. Rapperswyl sandte eine vortreffliche Mannschaft, die in einem Extrazuge einen 8½ Stunden langen Weg in 35 Minuten zurücklegte. Der aufopfernden Thätigkeit der wackern Rapperswyler verdankt man auch hauptsächlich die Rettung der Gebäude in dem untern Theile und die Fabriken, die zwar außer dem Feuerbereiche gelegen, doch immer durch die in der Luft fliegenden, brennenden und glühenden Schindeln vom Feuer bedroht waren. Entsetzen überall wohin das Auge blickte! Auf der Erde das Flammenmeer, in der Luft im wilden Tanze die zahllosen brennenden Schindeln.

Gerettet werden konnte ein Theil des Archivs, die Hypothekbücher, der Werth der Bank mit einem Theile der Bücher. Alles andere wurde ein Raub der Flammen.

Sobald der Telegraph die Schreckensbotschaft brachte, eilte sogleich der Betriebschef, Herr Hoffmann Merian, an die Unglücksstätte, und sorgte durch ununterbrochene Extrazüge für Herbeischaffung von Lebensmitteln und Unterbringung der Obdachlosen in die nächsten Gemeinden. Es hat allenthalben die größte Anerkennung gefunden, daß die Eisenbahndirektion ihre Beförderungsmittel dem Unglücksorte gratis zur Disposition stellte für allen Transport von und nach der Unglücksstätte, eine Hülfeleistung, die in der Anordnung wie in der unermüdlichen Ausführung durchaus nobel ist.

Großartig sind die Gaben, die von allen Seiten den so schwer heimgesuchten Glarnern zufließen. Ich würde nicht zu Ende kommen, wollte ich sie alle aufzählen. Zu der augenblicklichen Hülfeleistung am Morgen nach dem Brande stellte Zürich obenan. Rührend ist, wie die zürcher Schuljugend, nachdem die Kunde in die Schule drang, alle nach Hause eilten, und jedes Kind dann mit einem Päckchen Kleidung und Geld zur Schule zurückkam zur Absendung nach Glarus. Von St. Gallen ging Samstag Mittags ein Zug mit Kleidungsstücken, Betten 2c. und Lebensmitteln ab. Ebenso von Chur, Schaffhausen, Winterthur, später von Basel,

Karan, Bern u. s. w. Die Wohlthätigkeit erstreckt sich durch alle Klassen. Vom reichen Kaufmanne, der Tausende gibt, bis herunter zum siebenjährigen Knaben, der mit großen Schriftzügen in sein kleines Tagbuch einzeichnet: „Für die Glarner 2 Franken“; von den Regierungen an bis in die Arbeitsstätten, wo der karge Lohn einiger Tage mit Freuden den bedrängten Brüdern gespendet wird — überall Mitgefühl, offene Hand. In solchen Tagen zeigt sich die schweizerische Wohlthätigkeit in einer Weise und einem Ausdrucke, der an das Erhabene streift. Ich habe vor Kurzem das Preisgedicht der deutschen Tonhalle gelesen mit dem Refrain: „Ein einig starkes Vaterland“. Noch nie habe ich die tiefe Bedeutung dieser hohen, heiligen Worte so mächtig empfunden als in diesen Tagen, wo alle Parteispaltungen, alle politischen und selbst privat-persönlichen Entzweiungen vor dem einen Gedanken verstummen: Hülfe den Glarnern! Wem noch der edle Begriff dieses vielgeschmähten Wortes mangelt, der gehe jetzt in die Schweiz und studire dort die Praxis von Vaterlandsliebe — Nationalität. Es gibt kein Ost und West, nur ein einig starkes Vaterland. Und wenn es ja noch eine Rechte und Linke gibt, so weiß diesmal die Linke nicht, was die Rechte thut.

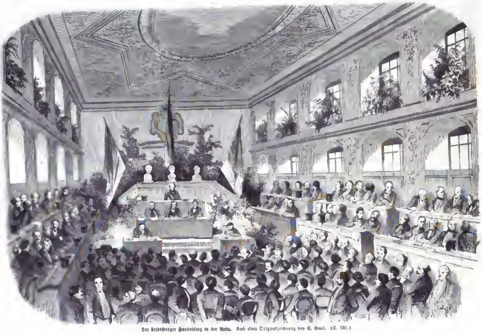


Die Türkenfahne in der Frauenkirche zu München. Originalzeichnung von Hans Weininger.

Die Türkenfahne in der Frauenkirche von München.

Am Frohnleichnamsfeste werden zu München in der Frauenkirche all' die Beutestücke zur Schau herumgetragen, welche am Berge Harsan 1687 in die Hände der Bayern fielen. Das schönste Beutestück ist die „Türkenfahne“, welche hoch oben an einer Säule der rechten Seite hängt, und von den damaligen Soldaten des Regiments Veldenz (nun Kronprinz) am 12. August 1687 bei Mohacz dem Feinde entrissen wurde. — Ungeachtet des glücklichen Fortschrittes der christlichen Waffen seit dem Entsatze von Wien, waren die Türken dennoch im Besitze wichtiger Festungen, wie Peterwardein, Stuhlweißenburg, Belgrad u. s. w., wodurch deren Heer hinlängliche Stützpunkte fand, den Kampf mit Erfolg fortsetzen zu können. Nach dem entworfenen Operationsplane sollte sich das Heer in zwei Theile trennen, das eine unter dem Befehle des Herzogs von Lothringen sich bei Gran sammeln, gegen die Drau vor Essegg rücken und eine Brücke über die Donau schlagen. Das andere, vom Kurfürsten Max Emmanuel von Bayern befehligt, sollte sich bei Szolnok versammeln, und bis zur Einmündung der Theiß in die Donau, erstere entlang, rücken. Als der Großvezier Soliman Pascha von der Annäherung der Christen hörte, brach er aus seinem Lager bei Peterwardein auf und bezog eine neue Stellung an der Straße nach Harsany. Hier rechts an das sumpfige Thal der Karasicza, links an dichte Waldungen gelehnt, begann er sich zu verschanzen und lauerte auf das christliche Heer. Zuerst galt es, die Türken vom Berg Harsan zu verjagen, und ihnen nicht mehr Zeit zu lassen sich in Ordnung zu formiren. Als der Kurfürst die Unentschlossenheit der Türken gewahrte, befahl er, ohne Zeitverlust sie anzugreifen und hinter ihre halbfertigen Verschanzungen zurückzuwerfen. Von allen Seiten überflügelt und in die Enge getrieben, ging auch deren reiches Lager verloren. Der schönste Moment dieser Affaire mag wohl gewesen sein, da der Kurfürst dem österreichischen Reiterregiment Commercy, das von den Türken dicht umschlossen war und verloren zu sein schien, das Arco'sche Kürassierregiment zu Hülfe schickte, nachdem vorher 23 Eskadrons, dicht geschlossen, unter dem Markgrafen von Baden einen brillanten Ritterangriff ausgeführt hatten, die Spahis verfolgten und reiche Beute an Pferden und Waffen machten. — Die Beute, welche durch die Eroberung des ganzen feindlichen Lagers den Siegern zu Theil wurde, war ebenso bedeutend an Silber und Geld als an reichen Waffen, Zelten, Stoffen verschiedener Art und Lebensmitteln. Dem Kurfürsten fiel das prachtvolle Zelt des Großveziers zu, in welchem er auch gleich übernachtete. — Die bekannte Fahne besteht aus ziemlich hartem, grünem Seidenstoffe, hat eine Länge von 12 Fuß bei einer Breite von 7½ Fuß, und ist mit einem ½ Fuß breiten Saume eingefaßt, welcher golddurchwirkte Inschriften und Zieraten enthält. Zu Ende des oberen Drittels geht ein breiter, mit Goldfäden durchwirkter Querstreif über die Fahne, dessen Inschrift verdeutscht lautet: „Welchen glänzenden Sieg haben wir dir nicht verliehen! — Gott will dir deine früheren Fehler verzeihen und die, welche du später begangen hast; er wird dich mit dem Schatze seiner Gnade überschütten, er wird dich auf den rechten Weg leiten und sein allmächtiger Schutz wird deine Stütze sein. Kein anderer ist tapfer als Ali. Es gibt kein anderes Schwert als Dhul-Fakar.“ In den drei großen Halbmonden, welche außer Sonnen und kleineren Monden in Gold gestickt den Grund zieren, liest man: „Es gibt keinen anderen Gott als Gott und Muhammed ist sein Prophet.“ Auf dem doppelklingigen Schwerte, welches dieses Beutestück als Janitscharenfahne bezeichnet, steht: „Im Namen des gnädigen, des barmherzigen Gottes. Die, welche zum Kampfe ausziehen, sind Gott wohlgefälliger, als die, welche müßig zu Hause bleiben; auch wird Gott sie reichlich belohnen, ihnen hohe Stellen im Himmel anweisen und an ihnen seine Nachsicht und seine Barmherzigkeit erschließen, denn Gott ist überaus nachsichtig und barmherzig.“ — Die Fahnenstange, in Form einer Lanze, ist unecht und von weichem Holze.

Hans Weininger.



Der Heidelberger Handelstag in der Aula. Nach einer Originalzeichnung von C. Saul. (S. 561.)

Der deutsche Handelstag in Heidelberg.

(Zu dem Bild S. 560.)

Am Abend des 12. Mai waren in dem mit schwarz-roth-goldenen und badischen Fahnen festlich geschmückten Heidelberg schon über dreihundert Theilnehmer aus allen deutschen Gauen zu dem daselbst tagenden Handelstag angekommen, und jeder Dampfzug vermehrte die Anzahl derselben. Den folgenden Morgen wurde nun der Handelstag selbst eröffnet, indem vom Museum aus ein langer Zug sich nach der Aula der Universität begab. Geheimerath Weizel eröffnete im Auftrag des Großherzogs und der Regierung die Versammlung, indem er vorausschickte, daß es dem badischen Lande zu besonderer Genugthuung gereiche, daß gerade dieses zum Versammlungsort ausgewählt worden sei. Sodann wies er darauf hin, daß materielles Gedeihen überall die Basis des geistigen und sittlichen Lebens sei, es sei daher vor Allem nothwendig, in unmittelbare Beziehung zu den Lebens- und Berufskreisen zu treten und deren Verhältnisse zu regeln. Dieß müsse auch mit dem Handel und öffentlichem Verkehr geschehen. Die bisherige Gliederung des Handelsstandes habe nicht mehr genügt, und nur durch Einigung und festere Organisation könne das Ziel, die großen und allgemeinen Interessen des deutschen Handelsstandes zur Geltung zu bringen, erreicht werden. — Schließlich hoffte der Redner, daß eine Einigung der materiellen Interessen Deutschlands auch eine solche der politischen zur Folge haben werde. Dann wurde die Tagesordnung für sämmtliche Sitzungen, die am 13., 14., 15., 17. und 18. Mai stattfanden, festgesetzt und bestand dieselbe in 1) Konstituirung des allgemeinen deutschen Handelstages, 2) Einführung des einheitlichen Maß-, Gewichts- und Münzsystems in ganz Deutschland, 3) Fortbestand und Erweiterung des Zollvereins und veränderte Organisation desselben bei Ablauf der Verträge, 5) Beseitigung differenzieller Behandlung des deutschen Handels und der deutschen Schifffahrt in fremden Ländern, und 6) die Aufhebung der Elbzölle und außerhalb des Zollvereins noch bestehenden Transitzölle. Die Zahl der anwesenden Handelskammern und Handelsvereine betrug siebenundachtzig. Zum Präsidenten wurde Hansemann aus Berlin, zum Stellvertreter Rigbandt aus Heidelberg gewählt, und als Sekretäre fungirten Fischer aus Nürnberg und Hüser aus Düsseldorf. Die Debatte über den wichtigsten Berathungsgegenstand, die Einführung des allgemeinen Handelsgesetzbuches, welche am Freitag den 17. Mai begonnen hatte, konnte erst am Tage darauf beendigt werden. Die Versammlung wurde geschlossen, nachdem am 17. die Mitglieder einen Ausflug auf Dampfschiffen nach Neckarsteinach gemacht, und die Schloßruine ihnen zu Ehren durch bengalische Flammen erleuchtet worden war. Eine Deputation wurde schließlich gewählt und an den Großherzog gesandt, um demselben den Dank der Versammlung für die freundliche Aufnahme in Baden darzubringen.

Joseph Ressel.

Nur zu oft geschieht es, daß Männer, welche ihr ganzes Leben und Talent der Ausführung einer großen und neuen Idee widmeten, nach Realisirung derselben den Lohn nicht ernten, welcher ihnen gebührt. Ein Anderer nimmt die Ehre und den Ruhm der früher schon gemachten Erfindung oder Entdeckung für sich in Anspruch, und der eigentliche Erfinder muß mit Schmerz die ihm gehörigen Lorbeeren auf dem Haupte eines dieser Auszeichnung Unwürdigen erblicken, oder man muthet ihm zu, dieselben mit Anderen zu theilen. Im letzteren Falle befindet sich auch Joseph Ressel, der notorisch erste Erfinder der Dampfschraube, welchem seine geniale Erfindung, auf die die britische Admiralität einen Preis von 20,000 Pfund Sterling gesetzt hatte, streitig gemacht wurde, indem dieselbe auf Reklamation dieses Preises von Seiten der Erben des verstorbenen Erfinders einfach erwiederte, in der ganzen Angelegenheit sei nichts mehr zu machen, da die Prämie bereits vertheilt worden sei. — Joseph Ressel wurde im Jahr 1793 zu Chrudim in Böhmen von wackeren und nicht unbemittelten Eltern geboren. Im Jahr 1806 besuchte er das Gymnasium in Linz, und seine Lehrer stellten ihm schon damals das Zeugniß eines ungemein befähigten Kopfes aus. Von 1809 bis 1811 machte er in Budweis einen theoretisch-praktischen Kursus in der Artillerie durch unter dem in den Militärwissenschaften ausgezeichneten Kapitän Schmolla, und bezog 1812 die Universität Wien, um zunächst Medizin zu studiren. Die mathematischen Wissenschaften, Physik, Chemie, Botanik und Technologie zogen ihn jedoch mehr an, und er erwarb sich in diesen Zweigen eine bedeutende Anzahl von Kenntnissen, die ihm später ihre glorreichen Früchte tragen sollten. Seine bewundernswerthe Geschicklichkeit im Zeichnen verschaffte ihm damals die Ehre und das Glück, dem Kaiser Franz I., ruhmwürdigen Andenkens, vorgestellt zu werden, welchem er ein kleines viereckiges Bild der Schlacht von Leipzig, von ihm mit Hülfe des Mikroskops gearbeitet, überreichte. Dieß Kunstwerk, seine erste meisterhafte Arbeit, verschaffte ihm die Gunst seines Monarchen und ein jährliches Stipendium. Nachdem er seine Universitätsstudien absolvirt, besuchte er im Jahre 1814 das k. k. Forstinstitut zu Mariabrunn, woselbst sein Talent, sein Fleiß und seine außerordentliche Thätigkeit den Schüler bald zum Lehrer reifen ließen, indem er zur Fortbildung der schwächeren Mitzöglinge mitwirkte. Schon 1818 wurde er wegen seiner bedeutenden und ausgezeichneten Fortschritte in den Wissenschaften zum Forstingenieur in Unterkrain ernannt. Mit dem Eintritt in diese Branche des Staatsdienstes beginnt für ihn die abwechselnde und ausdauernde Karriere, in welcher er dem Staat vierzig Jahre hindurch als treuester und eifrigster Diener diente. Im Jahr 1821 wurde Ressel nach Triest versetzt als Waldmeister bei der k. k. küstenländischen Domäneninspektion. Hier befaßte er sich mit verschiedenen früher gehegten technischen Projekten und Experimenten. Schon im Jahre 1812 hatte er eine von authentischer Behörde beglaubigte Zeichnung einer Dampfschraube angefertigt, fernere Versuche in kleinem Maßstabe glückten vollkommen. Erst im Jahre 1826 vervollkommnete er indeß diese in so früher Jugend von ihm gefertigte Zeichnung und wies ihre praktische Ausführbarkeit nach, so daß ihm im Februar 1827 ein Patent für seine Erfindung gegeben wurde. Die Franzosen und Engländer, welche beide diese Erfindung für ihre Nation in Anspruch nahmen, thaten dieß jedoch mit Unrecht, denn Sauvage datirt seine Erfindung vom Jahr 1832 und der Engländer Smith die seinige vom Jahr 1837, so daß also Joseph Ressel in der That das unbestreitbare Verdienst der ersten Erfindung zukommt. — Ressel suchte eine Gesellschaft zu konstituiren, die seine Erfindung praktisch ausbeutete, doch scheiterte damals dieß Unternehmen an den finanziellen Verhältnissen. Durch Vermittlung des Großkanzlers, Grafen Saurau, fanden endlich im Juli 1829 im Hafen von Triest unter enthusiastischer Theilnahme aller Bevölkerungsschichten die ersten Versuche mit einem nach



Das Denkmal J. Ressel's auf dem leipziger Platz zu Triest. Nach einer Originalzeichnung von H. Schmidt.



Der egyptische Saal im neuen Museum zu Berlin. Nach einer [illegible] von W. Riefle. (S. 56[illegible])

Ressel's Plan konstruirten Schraubendampfer Statt, deren Erfolg ein vollkommener war. Ressel hat sich auch als Schriftsteller einen Namen erworben, und aus seinen Broschüren heben wir hervor eine „Populäre Abhandlung über die Benützung der unentgeldlichen Naturkräfte zur Befahrung der Eisenbahnen, zum Betriebe der Landmaschinen aller Art, der Bergwerke, der Mühlen, zur Bewässerung der Erde, Dämpfe, zur Bewässerung der Ländereien und zur Vermehrung der Industrie, also ein Ersatz für das Dampfmaschinenwesen zu Lande". — Joseph Ressel, der zuletzt den Rang eines k. k. Marine-Forst-Intendanten bekleidete, starb auf einer Reise nach Italien an einem Nervenfieber in der Nacht des 9. Oktober 1857 zu Laibach, aufrichtig betrauert von Allen, die ihn kannten. Ein ausgezeichneter Familienvater, von strenger Sittenreinheit, eiserner Charakterfestigkeit und Konsequenz, ein aufrichtiger und gern rathender Freund, erwarb er sich im Leben die Achtung und Liebe aller seiner Mitbürger. — Sein Denkmal, welches im Juni dieses Jahres auf dem leipziger Platz zu Triest errichtet wird, von Meister Fernkorn in Wien modellirt und in dem k. k. Gußhause daselbst in Bronze gegossen, stellt den genialen Mann in einfacher bürgerlicher Kleidung, die Gestalt halb von einem Mantel verhüllt dar. Seine Linke stützt sich auf eine Bussole, die Finger der Rechten öffnen einen Zirkel. Das Monument selbst wie der marmorne Sockel haben je eine Höhe von zehn Fuß, auf dem letzteren liest man die Worte: „Giuseppe Ressel, inventore del piroscafo ad elice. Anno 1861." Wäre es der deutschen Stadt Triest die Inschrift auf dem Denkmal eines deutschen Mannes nicht passender auch in deutscher Sprache abzufassen?

Der egyptische Saal im neuen Museum in Berlin

(Zu dem Bild S. 561.)

Jedem, der einmal in Berlin verweilte, wird das alte Museum am Lustgarten mit seinen Kunstschätzen gewiß in der Erinnerung geblieben sein. Ebenso viel Anspruch auf Bewunderung möchte indeß auch das neue Museum machen dürfen, welches dem kunstsinnigen König Friedrich Wilhelm IV. seine Entstehung verdankt, und durch eine die Straße überwölbende Gallerie mit der Rückseite des Ersteren verbunden ist. Leider kann man von dem Aeußeren dieses imponirenden Gebäudes noch keine Totalansicht gewinnen, da das angrenzende alte Packhofsverwaltungsgebäude und der Packhof erst abgetragen werden müssen. Unter der Leitung des Oberbauraths Stüler und des Generaldirektors von Olfers wurde das Gebäude nach Ideen und zum Theil eigenhändig entworfenen Plänen des königlichen Gründers erbaut. Die Hauptfront besitzt eine Länge von 337 Fuß, in der Mitte erhebt sich das Treppenhaus zu 111 Fuß Höhe und die beiden Ecken der Fassade werden von zwei Kuppeln bedeckt. Die Dekorationen der inneren Säle tragen harmonisch den Stempel der in denselben gesammelten Kunstgegenstände, so bildete man z. B. in den Sälen des unteren Geschosses, welche die egyptischen Alterthümer enthalten, ganz den Styl dieses uralten Kulturvolkes in Architektur und farbigem Bildschmuck nach. Die Sammlungen von Passalacqua und Lepsius, welch letzteren bekanntlich der hochselige König mit einer wissenschaftlichen Expedition nach den Nilufern betraute, von wo er mit reicher Ausbeute zurückkehrte, sind in fünf Räumen aufgestellt. Das Atrium, welches der Beschauer zunächst betritt, ist der Vorhalle des berühmten Tempels zu Karnak nachgebildet. Diese alt-egyptische Stadt, deren Ursprung einer fast mythischen Zeit angehört, war mit Luxor durch eine Allee widderköpfiger Sphinxe verbunden und bestand eigentlich aus einem majestätischen Konglomerat von Tempeln. Osirtasen, der erste egyptische König, der aus dem Dunkel der Urzeit an's Licht der Historie tritt, ist hier durch Hieroglyphen verherrlicht, und auch Kleopatra's Zeichen fehlt nicht, des heißen, leidenschaftlichen und prachtliebenden Weibes, Marc Antons Geliebten. Jeder der alten Könige hielt es für eine Ehre, den schon vorhandenen Bauten neue hinzuzufügen, und indem der eine ein Thor, eine Halle oder einen Hof baute, erweiterten sich diese imponirenden Gebäude von Jahrhundert zu Jahrhundert. Trieb- und Flugsand umgeben jetzt die zum Theil umgestürzten Säulen, die Architrave und zerstörten Skulpturen; die Verwüstung feiert hier ihren Triumph, aber die steinernen Säulenwälder mit ihren noch frischen Farben, die die milde Luft der Nilufer erhielt, erwecken noch heute Staunen und Ehrfurcht vor dem Geiste eines dahingeschiedenen Geschlechts, das solche Wunderwerke schuf. Im neuen Museum zu Berlin hat dieser Tempel zum Theil seine Auferstehung gefeiert. Das Atrium wird von 16 Säulen getragen, deren Kapitäle Blumenkelchen nachgebildet sind. Der Schaft der Säulen ist in frischen Farben mit Abbildungen egyptischer Götter, Könige und Darstellungen der Mythologie, getreu den Originalen nachgeahmt, geschmückt. Ein Altar, der Meroë im oberen Nubien im Flugsand der Wüste gefunden, erhebt sich inmitten der Vorhalle, und zu beiden Seiten desselben ruhen zwei granitne Sphinxe, geheimnißvoll den unkundigen Beschauer betrachtend. Den Eingang aber zu der mittleren Halle, in welche man aus dem Atrium gelangt, bewachen die sitzenden Kolossalfiguren der Könige Sesostris und Osirtasen, beide aus schwarzem Granit gemeißelt. Die letztere Figur, welche als Torso gefunden wurde, ist in den oberen Extremitäten auf geschickte Art restaurirt worden. In der Mittelhalle selbst, die ebenfalls durch zwei Säulenreihen in drei Kammern getheilt ist, steht die Bildsäule des Königs Horus, und hier befinden sich mehrere Priestergemächer, gleichfalls getreue Kopien der Originale. Die ferneren zum egyptischen Museum gehörigen Räume sind der links von der Mittelhalle gelegene historische Saal, reich an Reliefs, Statuen, in Gräbern aufgefundenen Gegenständen, einbalsamirten Thieren und Schmucksachen, dann der zur Rechten liegende Gräbersaal und endlich der mythologische Saal, gefüllt mit granitenen Sarkophagen und Mumien, die zum Theil von ihren verschiedenen Umhüllungen befreit sind. Die Wände des Vorhofes sind mit egyptischen Landschaften bedeckt.

Zur Tagesgeschichte

XXXIV.

Frankreich und England.

Frankreich hat in dem langen diplomatischen Kampfe, welcher die orientalische Frage heißt, eine Niederlage erlitten — darum ist kein Zweifel, und es selbst macht kaum ein Hehl daraus, daß es sie als solche empfindet. Aber es wäre eine gefährliche Täuschung, wenn man in dieser Niederlage mehr als einen momentanen Zwischenfall, wenn man darin ein Präjudiz für die endliche Entscheidung oder gar die Entscheidung selbst erblicken wollte. Im Gegentheil wird das jetzige Regime in Frankreich nie gefährlicher sein, als wenn es eine Schlappe erlitten hat, denn es muß seiner ganzen Natur nach entschlossen sein, im gegebenen Falle Alles zu wagen, um Alles zu gewinnen oder Alles zu verlieren, es wird — und hiezu nöthigen nicht minder Gründe der inneren Politik, wie die der äußeren — auf's Aeußerste bestrebt sein, die Niederlage in einen Sieg zu verwandeln, und die ganze gegenwärtige politische Konstellation ist nur allzusehr dazu angethan, um, wofern England nicht zum entschiedensten Widerstand entschlossen ist, befürchten zu lassen, daß es ihm auch wirklich gelingen wird.

Die französisch-englische Allianz hat manche Stürme anscheinend glücklich überdauert, allein je häufiger die Stöße sich wiederholten, die an ihr rüttelten, um so lockerer wurden allmälig die Bänder. Niemals aber haben sich schwärzere Wolken über ihr zusammengezogen, als seitdem die syrische Frage abermals in den Vordergrund der brennenden Angelegenheiten getreten ist. Und wenn es wirklich wahr ist, daß Napoleon nur darum die englische Allianz gesucht und gepflegt hat, um dem Alliirten allmälig die Schlinge um den Hals zu ziehen, wenn es wirklich der letzte und stolzeste Gedanke seiner Politik ist, den Sieger von Waterloo zu demüthigen, und die Frage der Weltherrschaft zwischen Frankreich und England zur Entscheidung zu bringen, so scheint eben jetzt die Stunde für den Beginn dieses Riesenkampfes näher gekommen zu sein denn je, ja es fragt sich, ob nicht die Lage schon jetzt so günstig für Napoleon liegt, daß er kühn die prinzipielle Entscheidung durch definitive Inangriffnahme der orientalischen Frage herausfordern könnte.

Wo sind für einen solchen Fall die Alliirten Englands? Ist es Rußland, das von der Zahl seiner Feinde im Orientkrieg gerade nur für England unversöhnlichen Haß behalten und aufgespeichert hat, das durch den pariser Frieden zur Freundschaft mit Frankreich gezwungen wurde, das überdieß mit Frankreich dieselben Interessen im Orient verfolgt? Ist es Oesterreich, einst der treueste Alliirte Englands in so vielen Kriegen, in denen es galt, französischem Uebermuth und Eroberungsgeist Schranken zu setzen? Aber ist nicht der Donaustaat, so sorgfältig und korrekt er auch stets seine wesentlichen Interessen im Osten wahrgenommen hat, durch seine Verwicklungen im Innern wie durch das Verhältniß zu Italien schlechterdings genöthigt, sich jeder Einmischung zu enthalten, zu welcher er nicht gebieterisch durch seine nächsten Interessen aufgefordert ist? Und trägt nicht England selbst mit die größte Schuld, daß Oesterreich sich in diese Lage versetzt sieht? Oder ist es etwa Preußen, wo sich ihm von selbst die natürlichen Sympathien der Bevölkerung dargeboten hätten, wenn sie nicht auf schnödeste Weise bei jeder Gelegenheit, beim schleswig-holsteinischen Streit sowohl wie bei der Ungezogenheit des britischen Reisenden in Bonn, wären zurückgestoßen worden?!

Alle diese Sünden scheinen sich schneller rächen zu wollen, als man im britischen Parlament gedacht haben mag, und wenn in Berlin eben bei der Debatte, zu welcher das Verfahren der englischen Minister in der letztberührten Angelegenheit Veranlassung gegeben, Herr v. Vincke äußerte, es könnte die Zeit kommen, wo England einer festländischen Allianz und speziell der preußischen dringender bedürftig wäre, als umgekehrt, so steht die Erfüllung bald in Aussicht. Selbst diejenige Sorge, welche die angelegentlichste des edlen Staatssekretärs des Auswärtigen gewesen ist, die Sorge um das Königreich Italien, dürfte sich eines Tages schmerzlich mit Undank belohnt sehen. Denn wenn auch der moralische Einfluß Englands ihm sicher nicht wenig von Nutzen gewesen ist, so wird es doch überwogen durch das französische Blut, das bei Magenta und Solferino für Viktor Emmanuel geflossen ist, und in jedem Falle ist er nicht im Stande gewesen, Italien aus den Banden der französischen Umarmung zu befreien. Noch immer ist es der Vasall Frankreichs, und wird es bleiben, so lange die verlangenden Blicke der Italiener vergebens auf Venetien und auf Rom gerichtet sind. Oder getraut sich England vielleicht mit eigenen Mitteln diesen Kampf zu bestehen? Auch dieser Illusion scheint es sich keineswegs hinzugeben, wenn man sieht, wie sorgfältig, ja ängstlich es jedem kriegerischen Konflikt vorzubeugen sucht, wie angelegentlich es für die bloße Vertheidigung seiner eigenen Küsten sich vorsieht, und wie die Rivalität mit der französischen Flotte selbst seine Marine zu unerhörter Thätigkeit angespornt hat, davon abgesehen, daß es vielleicht nicht bloß die französische, sondern auch die russische und italienische Flotte sich gegenübergestellt sähe.

Es ist, so wie die Dinge heute stehen, müßig, auf die Frage zurückzukommen, wer im vorigen Sommer die Greuelthaten in Syrien angestiftet hat, und ob die jetzt von den englischen Blättern wiederholte Behauptung gegründet ist, daß die Maroniten, indem sie das Signal zu den Metzeleien gaben, nur unter dem Einflusse Frankreichs gehandelt, daß französische Sendlinge die Ruhe des Orients gestört haben, und daß es ohne Frankreich überhaupt gar keine Metzeleien in Syrien gegeben hätte. Thatsache ist, daß dort die Interessen der beiden Westmächte in schneidenden Konflikt gerathen sind. Denn England hat um seiner Verbindung mit Indien willen ebenso das Interesse, daß Syrien in der Hand der Pforte verbleibt, und der Letzteren Integrität und Unabhängigkeit aufrecht erhalten wird, als es im Interesse des Grunddogmas, daß das Mittelmeer ein französischer See werden müsse, gelegen ist, daß das moralische Protektorat über die syrischen Christen, welches Frankreich seit Jahrhunderten in Anspruch nimmt, mit der Zeit in eine faktische Oberherrschaft übergehe. Das Gefühl dieser Interessenverschiedenheit, welche keine Ausgleichung zuzulassen, und nur an die Entscheidung durch die Waffen zu appelliren scheint, hat die Bitterkeit erzeugt, mit welcher beiderseits der Streit geführt wird, und die sich auch in solchen Symptomen zeigt, welche den eigentlichen diplomatischen Federkrieg über Syrien begleiten, ohne gerade mit dieser Frage zusammenzuhängen.

So konnte man in den Tuilerien die Gereiztheit nicht verbergen, als die orleanistischen Prinzen bei dem Leichenbegängniß der Herzogin von Kent erschienen. Damals schon ahnte man also, daß die orleanistische Partei sich sammeln und daß sie einen Rückhalt an den leitenden Kreisen in England besitzen werde. Und diese Ahnung betrog nicht. Seither trat diese für das gegenwärtige Regime gefährlichste Partei offener hervor. Der Herzog von Aumale stellte sich mit Geschick an die Spitze derselben und veröffentlichte zur Erwiederung auf die Angriffe des Prinzen Napoleon eine Vertheidigungsschrift, welche mehr ein orleanistisches Manifest war, und sofort in den Spalten der Times abgedruckt wurde. Bei dem ungeheuren Erfolge, den dieses Manifest hatte, indem nicht nur Erinnerungen an die Orleans wieder aufgefrischt, sondern auch Mitglieder der kaiserlichen Familie in lächerlichster Weise bloßgestellt wurden, war es eine sehr verständliche Demonstration, als kürzlich der literarische Unterstützungsverein, der seine Protektoren in sehr hohen Kreisen zählt und von Mitgliedern der höchsten Aristokratie geleitet wird, eben den Herzog von Aumale zu seinem Vorsitzenden wählte, der dadurch abermals Gelegenheit erhielt, nicht ohne Seitenhiebe auf das kaiserliche Regiment die freiheitlichen Grundsätze der Orleans in's Gedächtniß zurückzurufen.

Solche Demonstrationen konnten von französischer Seite nicht unbeantwortet bleiben. Die Regierung, welche zuerst über die Broschüre des Herzogs von Aumale absolutes Stillschweigen beobachten und auferlegen wollte, sah sich genöthigt, nunmehr in eine förmliche Polemik gegen den sich erhebenden Orleanismus einzugehen, eine Polemik, die immer zugleich ihre Spitze gegen England kehrte. Eine Debatte, die sich im Senat über eine Bestimmung des englisch-französischen Handelsvertrags entspann, zeigte, daß auch außerhalb der Regierungskreise die westmächtliche Allianz nichts weniger als populär ist, und in dem neulichen Rundschreiben des Grafen Persigny an die Präfekten legte die Regierung offen das Geständniß ab, daß sie die Propaganda des Orleanismus anerkenne, deren Umsichgreifen sie als eine wirkliche Gefahr betrachte, und der sie nur durch die strengsten Ausnahmsmaßregeln zu begegnen im Stande sei. Noch deutlicher waren in dieser Beziehung die Debatten im Senat über die syrische Frage, die glänzende Rede des Ministers Billault, und die von diesem vorgelesene Depesche, welche am 3. Mai Herr v. Thouvenel an den französischen Gesandten in Konstantinopel abgehen ließ.

Wohl erklärt der Minister in dieser Depesche, daß die Franzosen dem Vertrage gemäß am 5. Juni Syrien räumen werden. Aber dieser Rückzug ist in stolzester Weise motivirt und mit den offensten Drohungen gegen die Pforte und gegen England begleitet. Frankreich, ist der Sinn, hält sein gegebenes Wort, es macht seiner Intervention, die ihm von Europa auferlegt wurde, nach dem Willen Europas ein Ende. Aber es wälzt alle Verantwortlichkeit für die möglichen Folgen auf die Pforte, welche behauptet, allein die Ruhe aufrecht erhalten zu können, und auf die Mächte, welche das Aufhören der Okkupation verlangten. Indem aber Frankreich so seine Vertragspflicht erfüllt, gibt es sich selbst die vollständige Freiheit der Handlung zurück, und wenn die Verfolgungen der Christen sich erneuern, wird es, eingedenk seiner alten Mission die Christen im Orient zu beschützen, nach eigenem Ermessen handeln, es behält sich die volle Freiheit seiner Aktion vor und wird, seiner Verpflichtungen gegen Europa ledig, handeln, wie ihm seine Interessen und die Pflichten der Humanität auferlegen.

Diese Drohungen waren verständlich und sind in England verstanden worden. Sie sind das sprechendste Zeichen, wie weit die Spannung bereits gediehen ist, und fordern die gespannteste Aufmerksamkeit auf den ferneren Verlauf dieser Angelegenheit in allen ihren Einzelnheiten heraus. Zunächst ist es schon ein großer Gewinn für Frankreich, daß, während zwar die Frage der Räumung vorläufig gelöst ist, dagegen die Frage der definitiven Organisation Syriens, welche während der Okkupation hätte entschieden werden sollen, noch vollständig im Argen liegt. Drei Vorschläge sind gemacht worden, über welche sich die eigens zu diesem Zwecke niedergesetzte europäische Kommission nicht hat einigen können. Während die Pforte am liebsten den Zustand vor den Gewaltthaten wiederherstellen möchte und die Eintheilung Syriens in abgesonderte Paschaliks befürwortet, da sie einen Generalgouverneur für ganz Syrien bereits zu gefährlich für ihre Macht hält, und jedenfalls nur einem Muselmann diese Stelle anvertrauen könnte, will Großbritannien aus ganz Syrien ein Vizekönigthum machen, unter welchem dann mehrere Vizegouverneure stünden, so zwar, daß auch der christliche Gouverneur unter der Oberherrschaft des Vizekönigs stände und zugleich nicht einer der dortigen Parteien angehören dürfte, sondern wo möglich ein Ausländer sein müßte. Frankreich dagegen will, daß der christliche Gouverneur des Libanon nicht bloß ein Maronite sein, daß er auch dem Generalgouverneur Syriens nicht verantwortlich sein soll, und setzt für diesen seinen Vorschlag, für den es auch bereits die Person in Emir Medjid aus dem Hause Schehab, dem Enkel des Emir Beschir bezeichnet hat, schon durch seine Sendlinge die ganze Bevölkerung des Libanon in Bewegung. Auf diese Weise scheint allerdings für die Christen am besten gesorgt zu sein, wie es überhaupt ein eigenes Verhängniß ist, daß auch in dieser Frage anscheinend auf Frankreichs Seite die Sache der Zivilisation und Humanität ist. Allein es ist zu deutlich, worauf dieser Vorschlag Frankreichs eigentlich hinzielt. Nicht nur würde unter einem maronitischen Gouverneur sofort die drusische Bevölkerung sich wieder erheben, die Greuelwirthschaft damit in Permanenz gesetzt und eine erneute Einmischung des Abendlandes von selbst nothwendig gemacht, sondern es wäre auch dieser Theil Syriens faktisch vom Reich der Pforte abgetrennt, allen Einflüssen der Emissäre preisgegeben und die Integrität des osmanischen Reichs gesprengt. Man begreift den Widerstand, den England bis auf's Aeußerste diesem Projekt entgegensetzen muß. Wie aber dieser Streitpunkt entschieden wird, davon wird zunächst der weitere Verlauf der orientalischen Frage abhängen.

Der Sitzungssaal des ungarischen Unterhauses in Pest

(Zu dem Bild S. 564.)

Im Prunksaale des ungarischen Nationalmuseums in Pest tagt gegenwärtig das ungarische Unterhaus. Der Saal ist ziemlich geräumig, seine Wände sind mit Marmor bekleidet und werden der Länge

nach von je acht, der Breite nach von je vier grauen Marmorsäulen getragt. Zu beiden Seiten sind zwei Gallerien angebracht, die das Publikum fassen, links und rechts vom Haupteingang befindet sich je eine Tribüne, die zwölf bis zwanzig Journalisten faßt; dem Haupteingang gegenüber ist das Bureau, mit dem von Fahnen und dem Nationalschilde, auf welchem Pannonia abgebildet erscheint, umgebenen Präsidentenstuhl angebracht, rechts und links von diesem sind je zwei Stenographen Plätze angewiesen. Die Deputirten selbst sitzen auf in zwei Gruppen getheilten grüngepolsterten Bänken, vor welchen sich eben auch grünüberzogene Pulte befinden. Der Plafond ist getäfelt und läßt durch große Fenster, über welche sich eine Kuppel wölbt, das volle Tageslicht in den Saal bringen. Aus diesem Saal befindet sich ein runder Vorsaal, in den eben auch von oben das Licht hereinströmt, und in welchem gelegentlich der Sitzungen die dienstthuenden Konstabler und Stadtrabanten Posto fassen. — Das sind die Räumlichkeiten, in welchen gegenwärtig die Väter des Landes das Schicksal der Nation, des Vaterlandes entscheiden helfen. (Schluß.)

Deutsche Industrie.

IV.

Die Industrieausstellung in Rottweil.

(Zu den Bildern S. 565.)

Die Erzeugnisse des gewerbfleißigen Schwarzwaldes auf einem Zentralpunkt zur allgemeinen Ansicht und Bewunderung zu vereinigen, rief die am 5. Mai zu Rottweil eröffnete schwarzwälder Industrieausstellung in's Leben, in welcher über 30,000 Gegenstände der verschiedensten Art ausgestellt sind, die nicht nur den Fremden in Erstaunen setzen, sondern auch dem Schwarzwälder selbst, der von dem Reichthum der heimischen Industrie, ihrer Mannigfaltigkeit, außerordentlichen Kunstfertigkeit und Originalität kaum einen Begriff hatte. Freudenstadt, Tuttlingen, Schwenningen, Ebingen, Schramberg, Balingen haben sich am regsten betheiligt, ebenso die Saline Wilhelmshall mit verschiedenen Sorten Salz, die Hüttenwerke Friedrichs- und Ludwigsthal mit Schmiede- und Walzeisen, sowie den feinsten Gußwaaren, ferner die königliche Gewehrfabrik Oberndorf mit allen Arten von Waffen, Alpirsbach mit Holzmanufakturen u. s. w. In dem Hof vor dem Ausstellungsgebäude sind meist Ackerwerkzeuge plazirt, und in den unteren Räumen desselben findet man neben ausgezeichnet gearbeiteten Wagen und Schlitten, Kupferschmiedwaaren, Haubitzen und Mörser, eichene Fässer, eiserne Bettladen, Brückenwagen, sowie die Produkte von Küfern, Schlossern, Mechanikern, Drechslern und Töpfern. In einer höheren Etage, welche aus zwei Sälen und mehreren Kabinetten besteht, fesseln die Aufmerksamkeit des Besuchers die verschiedensten Arten von Eisenindustrie aus den Hüttenwerken von Friedrichs- und Ludwigsthal. Neben Roh- und Stabeisen sind Sägen, Kette, Sicheln, Sensen, Gußwaaren, wie Pfannen, Möbel und Lurusgegenstände ausgestellt. Ueberaus reich vertreten und mit Geschmack angeordnet sind die von der Gewehrfabrik in Oberndorf eingeschickten Waffen, als: Flinten, Büchsen, Säbel, Pistolen, Revolver von mannigfacher Einrichtung, auch die Gold- und Silberarbeiten sind rühmlich zu erwähnen, ferner die Messerschmiedwaaren von Tuttlingen, die elektrischen Apparate, Zimmertelegraphen und Uhrwerke von Schwenningen, und endlich die vortrefflichen Erzeugnisse der Steingutfabrik in Schramberg und der Glashütten in Schönmünzach und Buhlbach. Die Strohflechtereien von Schramberg, die Arbeiten der Korbflechter zeichnen sich durch Eleganz und Solidität aus, die Lederarbeiten möchten sowohl in der Arbeit wie im Material die berühmtesten anderer Länder übertreffen, wie denn auch die Erzeugnisse der Weberei in Tuchen, Teppichen, Sammt und Baumwollengeweben gewiß kühn mit den englischen rivalisiren dürfen. Die Damen werden erstaunen über die Erzeugnisse mechanischer Zwirnerei und Flachsspinnerei, über getrocknete natürliche und nachgeahmte künstliche Blumen, Bouquets und Blumenkörbchen, Haargeflechte, Putzwaaren und dergleichen mehr. Aus der Masse der ausgestellten Gegenstände möge noch eine Gruppe von ausgestopften Vögeln und Vierfüßlern, letztere höchst komisch manche unserer heutigen Moden karrikirend, hervorgehoben werden. — Mit der Ausstellung selbst ist eine Lotterie verbunden, und die 30,000 dafür bestimmten Loose sind bereits abgesetzt. — Die Eröffnung der Ausstellung geschah durch den Vorstand des Komités, Dr. Rheinwald, und außer dem Besuch zahlreicher Fremden erfreute man sich auch der Anwesenheit des Kronprinzen von Württemberg und seiner Gemahlin.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— Kaiser Josephs II. Lebensgeschichte, welche bei der gegenwärtigen Bewegung in Oesterreich recht interessante Parallelen bietet, kommt jetzt a tempo. Das für das Volk geschriebene Buch von Ernst Hellmuth (Wien und Prag, Kober und Markgraf) trifft den Volkston vortrefflich und wird sich darum auch in die Hände des Volkes leicht Bahn brechen.

— Der Dichter Lichrodt wird in nächster Zeit ein Prachtwerk für die Jugend erscheinen lassen, an dem sich auch Schrödter, der Donquixotezeichner, betheiligt.

— Freunde des Plattdeutschen werden sich über eine lustige und amüsante Geschichte, ein kleines Epos, freuen, das sich „Hanne Nüte un de lütte Pudel" betitelt und bei Hinstorff in Wismar erschienen ist. Fritz Reuter heißt der Dichter dieser Vagel- un Minschengeschicht, die wirklich recht launig geschrieben ist und den plattdeutschen Dialekt mit großer Gewandtheit handhabt.

— Petit-Senn's Sinnsprüchen sind unsern Lesern wohl da und dort schon begegnet, und sie haben vielleicht auch welche in ihr Album eingetragen. Wir erhalten sie nun gesammelt in einer guten deutschen Uebersetzung von Fr. A. Diacker unter dem Titel „Blüten und Knospen" von J. Petit-Senn von Genf (Frick, Stocker) — ein kleines Bändchen, das der köstlichsten Lebenswahrheiten auf jedem Blatte bietet, und das man gern wieder und wieder in die Hand nehmen wird.

— Alexander Büchner, seit einiger Zeit in Valenciennes lebend, gibt in Gemeinschaft mit einem Franzosen eine Uebertragung von Jean Paul's „Vorschule der Esthetik" heraus, ein Werk, welchem indeß die Franzosen schwerlich viel Verständniß abgewinnen möchten.

— Im Verlag von F. A. Brockhaus ist ein neues Werk, auf welches wir vor einiger Zeit schon hingewiesen, erschienen, nämlich Julius Hammer's „Die Psalmen der heiligen Schrift" in Dichtungen, nebst Einleitung und Erläuterung.

— Ein episches Gedicht in sieben Büchern „Ferdusi" hat F. O. Gruppe soeben bei Cotta erscheinen lassen. Das Gedicht, welches den Namen des bekannten epischen Dichters trägt, behandelt dessen Lebensschicksale und namentlich sein Verhältniß zu Mahmud dem Großen.

— Fallmerayer's literarischer Nachlaß ist durch Vermächtniß an einen seiner ältesten und treuesten Freunde, den Historiker Dr. Thomas in München, gekommen, der denselben zur Publizirung vorbereiten wird. Der „Fragmentist" hinterläßt 25,000 fl. Vermögen, einzig durch seine geistige Thätigkeit erworben.

— Ein Buch über die Entstehung und Verfassung der evangelischen Kirche, zu dem als Material die Aufzeichnungen König Friedrich Wilhelm IV. dienten, ist vom Geheimrath Richter in Berlin erschienen.

— Friedrich Bodenstedt hat die Sonette Shakspeare's nun vollständig übersetzt und wird ehestens damit in den Buchhandel kommen.

— „Diplomatische Aktenstücke aus der Hölle", sind drei vor uns liegende Kapitel betitelt, welche bei Kirchheim in Mainz erschienen, und nicht ohne Witz aber doch mit zu viel Behagen die Zeitgeschichte illustriren.

— K. Gieseke hat sich von der Redaktion des Feuilletons der Konstitutionellen Zeitung zurückgezogen und soll an einem Romane arbeiten. Er verkündete im Dresdener Anzeiger mit fetter Druckschrift, daß er sich für einige Zeit ganz von dem journalistischen Treiben lossagen werde. Wer für die Redaktion des Blattes oder seines Feuilletons neu gewonnen worden ist, wurde noch nicht bekannt. Es schwebe ein heiliges Dunkel über der Angelegenheit. Manche fürchten, Julius Hammer werde aus den Wolken dieser Ungewißheit fallen und seinen früheren Posten wieder einnehmen. J. Hammer lebt gegenwärtig in Nürnberg, aber man behauptet, er werde nicht abgeneigt sein, das berühmte Spielzeug dieser Stadt zu verlassen und sich sogar bereit finden lassen, den Dresdenern möglichst viel Pfefferkuchen und Lebkuchen mitzubringen. Er war, als er schied, schon süß geworden wie Marzipan.

— Wir brachten kürzlich die Nachricht, daß die „Blätter für literarische Unterhaltung" von dem vortrefflichen Hermann Marggraff redigirt, vom 1. Juli ab zu erscheinen aufhören würden, indem wir unser Bedauern über das Eingehen eines der wenigen sich mit eingehender literarischer Kritik befassenden Journale aussprachen. Zu unserer großen Freude empfingen wir von der F. A. Brockhaus'schen Verlagshandlung in Leipzig nun die Nachricht von dem ferneren Bestehen dieser Zeitschrift, die durch den jetzigen Redakteur, einen unparteiischen, alles Schöne und Gute mit Wärme anerkennenden und selbst das Mittelmäßige noch mit Milde und Nachsicht beurtheilenden Kritiker bedeutend an Ansehen und Verbreitung gewonnen hat.

Literatur des Auslandes.

— Die französische Akademie hat über das Werk, welches des vom Kaiser auf zwei Jahre ausgesetzten Preises würdig wäre, abgestimmt. „Die Geschichte des Kaiserreichs" von Thiers wurde für die Prämie vorgeschlagen.

— Von der ersten Auflage von Proudhon's Broschüre „La paix et la guerre" war zwei Stunden nach ihrem Erscheinen schon kein Exemplar mehr zu bekommen.

— Das in Frankreich eben in's Leben getretene literarische Sonntagsblatt „La jeune France" hat zu erscheinen aufgehört. Die Aktionäre warfen der Redaktion vor, durch solche freimüthige Sprache werde ihr Eigenthum kompromittirt. Die Mitarbeiter sind auf solchen Tadel stolz und sagen den Lesern, von denen sie vielfache Anerkennung und Aufmunterung erhielten, nicht Lebewohl, sondern, Au revoir!

— Einen neuen höchst interessanten Beitrag zur Dantliteratur liefert Karl Witte, der berühmte Kommentator dieses Dichterfürsten, in seinem Werkchen „Dante und die italienischen Fragen".

— Der junge vlämische Dichter E. J. Hansen in Antwerpen hat unter dem Titel „Noorsche Letteren" (Nordische Briefe) eine Fortsetzung seiner „Reisbrieven uit Duitschland en Denemark" (Reisebriefe aus Niederdeutschland und Dänemark) erscheinen lassen, worin er zuerst eine kurze Charakteristik der nordischen Sprachen im Vergleich zur vlämischen, und dann einen gedrängten Abriß der Geschichte der altnordischen, dänischen, schwedischen und isländischen Literatur gibt. Von den hervorragendsten Schriftstellern theilt der Verfasser nicht nur ausführliche Lebensbeschreibungen, sondern auch zahlreiche Proben aus ihren Werken in äußerst gelungenen Uebersetzungen mit, so daß diese „Nordischen Briefe" mit vollem Recht ein sehr wichtiger Beitrag zu den Bestrebungen des Pangermanismus zu nennen sind.

Kunst und Alterthümer.

— Für den Bau eines Museums in Trier hat der dortige Bankier Reverchon eine bedeutende Summe bewilligt.

— Alfred von Reumont, der Kunsthistoriker, wird sich von Rom nach Berlin begeben.

— In Moskau hat sich zu Anfang dieses Jahres ein Kunstverein gebildet, welcher sich die Verbreitung und das Gedeihen der bildenden Künste zur Aufgabe macht, talentvolle Künstler nach ihrem Austritt aus der Lehranstalt unterstützt, die Kunstliebhaber mit den Künstlern in nähere Verbindung bringt, zu diesem Zwecke zweimal wöchentlich die Maler in dem Vereinslokal mit den kunstsinnigen Mitgliedern der Gesellschaft versammelt und eine permanente Ausstellung von allen in- und ausländischen Kunstwerken veranstaltet. Die Gesellschaft zählt bereits 123 Mitglieder, die jährlich 25 Rubel beitragen. Die Universität hat der Gesellschaft ein schönes geräumiges Lokal gratis eingeräumt. Viele schöne Gemälde — Lessing, Gallait, Hildebrandt, Piockhorst, de Keyser, Achenbach etc. — schmücken bereits diese permanente Ausstellung; auch haben diese Künstler bedeutende Bestellungen von den Kunstliebhabern erhalten. In diesem Augenblick bewundert das Publikum das Gemälde von A. Iwanoff „Johannes der Täufer die Erscheinung Christi verkündend". In ganz Kurzem wird die schöne archäologische Kollektion von 3500 Photographieen und 1500 Zeichnungen vom Herrn Sebastianoff ausgestellt.

Bildende Künste.

— Die Restaurirung der münchner Frauenkirche ist nun in den Haupttheilen vollendet, vier Seitenaltäre sind fast ganz fertig und provisorisch für den Gottesdienst eingerichtet, auch der Hochaltar, die Kanzel und die Feuerglasmalereien sind vollständig ausgeführt.

— Eugen Adam, unsern Lesern durch seine Illustrationen der Kriegsereignisse in Italien im Jahre 1859 vortheilhaft bekannt, hat ein größeres Gemälde „Nach der Schlacht von Solferino" vollendet.

— Im münchner Kunstverein zeichnete sich eine ideale Landschaft von Heinlein durch poetische Auffassung der Natur aus, ferner erregte gerechtes Aufsehen ein anderes Bild „Mittagsruhe einer Viehheerde an einem Sommertag" von Fr. Voltz und der „Gerichtstag" von K. v. Enhuber, ein Tableau voll des reizendsten Humors.

Musik.

— Das achtunddreißigste niederrheinische Musikfest ist am 19. Mai in Aachen unter Franz Lachner's Direktion eröffnet worden. Die beiden größten zur Aufführung gekommenen Werke waren Beethoven's heroische Sinfonie und dessen Missa solemnis.

— Zu Rudolstadt wurde jüngst „Judas Ischarioth", biblisches Drama von F. Röhrig, Musik von dem in Koburg lebenden A. Späth, aufgeführt. Das Werk verdient in jeder Beziehung die Aufmerksamkeit und Beachtung des Publikums, und steht seiner äußeren Anlage und Form nach zwischen Oratorium und Oper.

— Die von Selmar Bagge redigirte „Deutsche Musikzeitung" empfiehlt zwei so eben von Stephan Heller in Paris bei Ritter Biedermann erschienene Walzer und „Zwei Scherzi" von Jule O. Grimm. Großer, prächtiger Klang, glänzender Satz, jedes Stück charakteristisch und bestimmt, von Leben und Poesie bewegt, sind die Eigenschaften, welche den letzteren Stücken nachgerühmt werden.

Bühne.

— Das große Ereigniß der jüngsten Theaterwochen war der Empfang Richard Wagner's in Wien, oder vielmehr sein „außerordentlicher Erfolg", wenn wir so sagen dürfen, nachdem einer seiner Fanatiker den Fiasco des Komponisten „einen historischen Erfolg" zu nennen beliebte. Das ist zwar Blödsinn, aber klingt doch, und mehr will man ja in dieser Clique nicht. Schade für diesen Triumph Wagner's, schade für die schönen Reden, die Wagner gehalten und die sich an Schwulst überboten (Zukunftsthresen, wie sie Jemand nannte), schade, daß das alles der Kritik keinen Sand in die Augen zu streuen vermochte, sie nicht in den Taumel und Schwindel, der das Publikum erfaßt hatte, mit hineinzuziehen im Stande war. Im Gegentheil, wir haben die Presse nie so ruhig und kalt, aber auch nie in solcher Harmonie gesehen: wie ein Mann hat sich die gesammte Kritik diesem Hyperenthusiasmus entgegengestemmt, wie ein Mann den Uebermuth des „unter der Last des Beifalls erliegenden" bescheidenen Mannes zurückgewiesen, der nur noch von „meiner Kunst" spricht als der absoluten, als wäre es eine „reine Kunst", die er halbirt, und mit Schrecken wird er gewahren, wie allein, wie isolirt er stehe, wie die Kunstgeschichte ihn mit seiner „unendlichen Melodie" als eine Abnormität, wenn auch immerhin als ein bedeutendes Talent, bezeichnen wird. Wir bedauern, hier nicht die beiden Aufsätze von Hanslick in der Presse und S. Bagge's in der Musikzeitung abdrucken zu können, aber wir wollen nachdrücklich darauf hinweisen. — Die Burg führt neue Kräfte vor und bereitet „Cäsar's Testament" und Sardou's „[illegible]" vor. Pottlitz' „Don Juan d'Austria" ist auf dem Herde[illegible]. Im Karltheater hat Benedix' „Teufel und der Schneider" Fiasko gemacht. — In Dresden haben wir ein Anrecht zu jubeln. Kotzebue's Gedächtnißtag ist dort nicht unbeachtet geblieben. Ein Sohn des Dichters lebt dort als Sekretär der russischen Gesandtschaft, Staatsrath W. von Kotzebue, den unsere Leser als Schriftsteller schätzen zu lernen Gelegenheit hatten. — In München gefiel das neue Lustspiel „Don Quixote" von Hermann Schmid, indem dasselbe die Zuhörer fortwährend in die heiterste Stimmung versetzte und durch die fein und reich verschlungenen Intriguen interessirte. Dennoch machte sich der Wunsch nach Vereinfachung und Kürzung ziemlich allgemein geltend, und da der Autor demselben in der zweiten Aufführung vollständig entsprochen hatte, war auch der Erfolg ein noch vollständigerer. Das Stück, eine erdichtete Episode aus dem Leben Cervantes behandelnd, in welche wie zu Illustrationen Gegenbilder zu den Hauptfiguren seines großen Romans eingeflochten sind, wird sich in seiner jetzigen Gestalt wohl behaupten und überall willkommen sein. Von anderen Neuigkeiten bringen die nächsten Tage ein deutsches Singspiel „Der Hans ist da", ursprünglich für Dilettanten und engere Kreise bestimmt, von Staatsanwalt Benn in Donauwörth gedichtet und vom dortigen Chorregenten Jörg komponirt. Das Werkchen gefiel aber dort und in Augsburg so sehr, daß es sich den Weg zur Hofbühne bahnte. Für die jetzt als Landtagsabgeordneter in München wie Oskar von Redwitz, zu dessen „Doge von Venedig" die Proben bereits begonnen haben. Man ist auf den Erfolg um so gespannter, als Redwitz hier vom Gebiete des Schauspiels, auf dem er seine bisherigen [illegible] errang, in das des Trauerspiels überging, und wir ... einen sehr fraglichen Stoffen. — In Stuttgart gab man Offenbach's „Orpheus in der Unterwelt", wie es sich für eine Bühne höheren Ranges ziemte, als komische Operette, mit prachtvoller Ausstattung und feinerer Mise en scène von Lewald's Hand. Aber es zeigte sich, wie dieß die Regie wohl einsah, daß dadurch ein Unding entstand: entweder die Cancanfrivolität der Pariser Bouffes oder der derbe Zynismus der wiener Vorstadtbühne; — ein Mittelding ist unmöglich und macht das Stück, trotz des hübschen Gesangs und allen Fleißes der Darsteller, unmöglich. Man erwartet nun Schauspiel den „Geldbauer". Sontheim's kleine Reise nach seinem naheliegenden Heimatsgütchen ist von den Zeitungen, namentlich der Frankfurter Handelszeitung, auf die bömische Weise ausgebeutet und zu einer Irrenhausfahrt potenzirt worden. Die offizielle Erklärung der Intendanz und wie aus unserem persönlichen Verkehr mit dem Künstler während jener Zeit bezeugen, daß an der ganzen Sache Alles Erfindung: wir haben anfangs über die Behauptung gelacht, wir müssen sie jetzt alles Ernstes zurückweisen. — Der frankfurter Senat hat, um der zweifelhaften Wirthschaft seiner Bühne ein Ende zu machen und einen geordneten Zustand herbeizuführen, 10,000 fl. Subvention und 3000 fl. Zuschuß zum Pensionsfonds bewilligt. — Nürnberg gedenkt während des Sängertags eine Musteroper zu arrangiren und entirt bereits Kontrakte mit den ersten Künstlern.

Denkmäler.

— Am 25. Juni wird in dem Geburtsdorf Luthers, Möhra bei Salzungen, dem großen Reformator eine Statue aus Erz gesetzt werden.

— Außer dem Denkmal für Max von Schenkendorf wird die Stadt Koblenz noch eine andere monumentale Zierde erhalten, nämlich eine Statue des Erzbischofs Balduin von Trier, welche auf der von ihm 1341 erbauten Moselbrücke, deren Grundpfeiler übrigens noch aus der Römerzeit datiren, errichtet werden soll.

— Geheimer Hofrath Göttling in Jena hat bereits Beiträge gesammelt, um dem dahingeschiedenen Dahlmann ein Denkmal zu errichten.

— Auf Befehl König Ludwig's wird eine Statue Schiller's in der münchner Erzgießerei gegossen, und soll dieselbe in der bayerischen Hauptstadt aufgestellt werden.

Gestorben.

— Professor Ernst von Lasaulx, am 9. Mai in München.

— K. A. Voigt, erster Redakteur der schlesischen Zeitung, in Frankfurt a. M., Mitte Mai.

— Rigaud de Constant, bis zum Jahr 1841 Mitglied des Repräsentantenraths, am 16. Mai in Genf, 72 Jahr alt.

— v. Reischach, k. württ. Oberstallmeister und Direktor der Landesgestüte, am 16. Mai in Stuttgart.

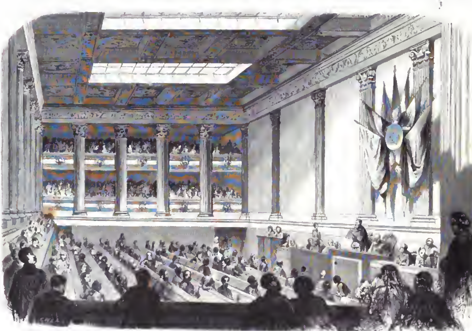
— Geheimer Medizinalrath von Ammon, Königlicher Leibarzt, am 18. Mai in Dresden, 62 Jahr alt.

— v. Knapp, württembergischer Finanzminister, am 21. Mai in Stuttgart.

— Dr. Brackenhöft, außerordentlicher Professor der juristischen Fakultät, am 23. Mai in Heidelberg.



Glarus nach dem Brande. Nach einer Originalzeichnung von [illegible]. (S. 559.)



Der Sitzungssaal des ungarischen Landtags. Nach einer Originalzeichnung von M. George Agoston. (S. 562.)



Die Stadt Rottweil im schwäbischen Oberlande (Schwarzwald).



Das Stadtwappen Rottweils.



Die Kupferwaaren.



Schwarzwälder Uhr mit Holzschnitzerei.



Die Bürstenbinderwaaren.



Hauptsaal. Schönmünzacher Glaswaaren. Buhlbacher Glaswaaren. Schramberger Porzellan- und Steingutwaaren.

Die schwarzwälder Industrieausstellung in Rottweil. Originalzeichnung von Calloraud. (S. 563.)

Die verpfändeten Juwelen.

Aus den Erinnerungen eines Beamten der londoner Kriminal-Polizei

mitgetheilt von

Otfrid Mylius.

(Schluß.)

7.

In der That waren auch kaum fünf Minuten seit dem Schlag neun Uhr vergangen, als mir Miß Vermont gemeldet und dann sogleich in mein kleines Privatkabinet eingelassen wurde.

„Sie sehen, ich bin pünktlich, Mr. Forrester," sagte sie freundlich und setzte sich auf den angebotenen Stuhl. „Und nun machen Sie mich gefälligst mit der hochwichtigen Angelegenheit bekannt!"

„Ich will nur erfahren, ob Sie irgend einen der Versatzzettel für die bei Mr. Simpson verpfändeten Gegenstände aus der Hand gegeben haben?" fragte ich kurzweg, denn ich wollte sie überrumpeln.

„O nein, nicht daran zu denken!" erwiederte sie mit dem höchsten Erstaunen. „Aber was veranlaßt Sie zu dieser Frage? Mr. Simpson wird doch nicht die Pfänder verkaufen wollen?"

„Ich bin überzeugt, er denkt gar nicht daran," sagte ich.

„Das ist mir sehr lieb, denn ich habe neuerdings allen Grund zu hoffen, daß sich unsere Verhältnisse bald günstiger gestalten werden."

„Haben Sie die Versatzzettel bei sich?"

„Gewiß; ich trage sie immer bei mir. Wollen Sie sie sehen?"

„Wenn ich bitten darf. Wie viele sind ihrer?"

„Sieben," erwiederte sie, zog eine Börse von Glasperlen aus dem Busen, öffnete sie und nahm eine kleine Rolle von Papierstreifen heraus, die sie vor mich auf den Tisch legte. „Hier sind sie; überzeugen Sie sich selbst!" sagte sie ganz unbefangen.

„Wann haben Sie dieselben zum letzten Mal untersucht?"

„Ich glaube, ich habe schon seit mehreren Wochen nicht mehr darnach gesehen."

„Sagten Sie nicht sieben? Aber hier sind ja nur sechs," sagte ich, nahm die Zettel aus dem Papier, worein sie gewickelt waren, und legte sie neben einander auf den Tisch. „Zählen Sie sie selbst, Miß Vermont!"

Sie erschrack, erblaßte und ihre Hand zitterte so sehr, daß ihr die Zettel beinahe entfielen.

„Sie haben recht, Mr. Forrester," sagte sie mit überströmenden Augen. „Und dieß war wohl der Grund, warum Sie nach mir sandten? Allein woher wußten Sie, daß mir einer der Zettel fehle? Wie kann ich Ihnen jemals dafür danken!"

„Der Dank gebührt nicht mir, sondern Mr. Simpson, in dessen Auftrag ich Sie vorlud," erwiederte ich ernst. „Beantworten Sie mir erst einige Fragen, ehe ich Ihnen antworten kann. Ich sah Sie neulich, vor drei Tagen, Regentstreet herunterkommen in Gesellschaft von . . ."

„Von Kapitän Larkins und seiner Schwägerin, Mrs. Dulliver," fiel sie mir mit einem offenen Freimuthe in's Wort, der mich von ihrer Aufrichtigkeit und Unschuld überzeugte und mit Freude darüber erfüllte, daß ich Mr. Simpson's Bitten nachgegeben hatte. „Sie sahen mich also? Warum blieben Sie nicht stehen und redeten mich an? Ich würde Sie meinen Bekannten vorgestellt haben, die mir so viel Wohlwollen erwiesen!" fuhr sie fort und sah mir so unschuldig in's Gesicht, jedes Wort trug so sehr das Gepräge der Ueberzeugung, daß ich beinahe die Nothwendigkeit bedauerte, ihr den wirklichen Charakter jener Menschen zu enthüllen, deren Bekanntschaft ihr, wie ich nun wohl fühlte, aufgedrungen worden war.

„Ihre Bekannten würden es Ihnen nicht sehr gedankt haben, wenn Sie sie mir vorgestellt hätten," versetzte ich trocken. „Diese beiden Personen haben allen Grund mir auszuweichen." Sie sah mich erstaunt und forschend an. „Waren Sie schon in ihrer Wohnung?" fragte ich.

„O ja — mehrmals," gab sie zur Antwort und fügte lächelnd hinzu: „unsere Bekanntschaft entspann sich unter ganz eigenthümlichen, — ich möchte beinahe sagen romantischen Umständen . . ."

Mein Auge fiel auf die Uhr und ich unterbrach sie mit den Worten: „Sie sollen mir Alles später erzählen. Jetzt habe ich keine Zeit, weitere Fragen an Sie zu stellen oder die Ihrigen zu beantworten. Lassen Sie uns jetzt zu Mr. Simpson gehen, wo wir vielleicht Ihren verlorenen Zettel wiederfinden werden."

Unterwegs, als wir den Strand entlang gingen, erkundigte ich mich bei ihr, wie lange sie schon jene wohlwollenden Freunde kenne, und erfuhr, dieselben haben sich bei ihr so sehr einzuschmeicheln gewußt, daß daraus ein wirklich familiärer Umgang entstanden war, und Miß Vermont sogar mehrere Nächte in Joanna's Wohnung zugebracht hatte.

Als wir Simpson's Haus erreichten, traten wir sogleich in Mr. Simpson's Privatkabinet. Dieser war bei unserem Eintritt sehr überrascht von der Art und Weise, wie Miß Vermont ihn begrüßte. Sie eilte ihm mit ausgestreckter Hand und mit dem Ausdruck der unbefangensten Freude im Gesichte entgegen und rief: „Ich höre von Mr. Forrester, daß ich Ihnen allen Dank für die Entdeckung schulde, die er gemacht hat. Empfangen Sie nun diesen Dank und glauben Sie mir, daß er aus einem aufrichtig erkenntlichen Herzen kommt."

Mr. Simpson fand nicht sogleich Worte, um ihr darauf zu antworten, allein ein Blick auf mein lachendes Gesicht benachrichtigte ihn von dem Ungrund meines Argwohns und von der Richtigkeit seiner Vermuthungen, daß dabei irgend eine Teufelei mit unterlaufe. Er verbeugte sich daher nur und ließ mir das Wort.

„Mr. Simpson," hub ich an; „Sie hatten recht, und meine Verdachtsgründe erwiesen sich unhaltbar. Man hat Miß Vermont einen niederträchtigen Streich gespielt, der ohne Ihre Dazwischenkunft vielleicht gelungen wäre und sie in großen Schaden versetzt hätte. Ich habe keine Zeit, um mich in Erläuterungen einzulassen, aber soviel scheint erwiesen, daß Ned nur durch Betrug oder Schurkerei zu dem Versatzzettel gekommen ist. Nun sagen Sie, haben Sie keinen Ort, wo wir Miß Vermont verstecken könnten, bis ich sie nöthig habe!"

„Ei freilich," erwiederte er und öffnete eine Art Alkoven; die Thüre hatte ein Glasfenster mit einem weißen Vorhang.

„Miß Vermont, wenn Sie nun überzeugt sind, daß wir Ihre Freunde sind, so werden Sie sich jetzt unseren Wünschen bequemen, nicht wahr?"

„Gewiß, meine Herren! verfügen Sie über mich, ich werde Alles thun, was Sie verlangen. Ich lege mich ganz in Ihre Hand, denn das Räthsel wird mir wohl bald gelöst werden. Was soll ich denn thun?"

„Verstecken Sie sich einfach hier in diesen Alkoven und warten Sie, bis wir Sie nöthig haben. Sie werden Alles mit anhören, was hier vorgeht, und schon aus meinen Worten abnehmen, wann Sie zum Vorschein kommen müssen! Seien Sie versichert, daß es Alles zu Ihrem Besten geschieht, wenn Sie auch noch nicht recht einsehen, um was es sich handelt."

Sie ergab sich willig darein, und wir hatten kaum unsere Vorbereitungen getroffen, als Simpson in seinen Laden hinausgerufen wurde; als er wieder eintrat, gab er mir einen Wink, daß der Vogel in der Falle sei, und er sagte zwischen Thür und Angel: „Bitte, spazieren Sie lieber hier herein in mein Privatkabinet, während ich Ihr Pfand hole. Sie werden wohl nicht hier warten wollen!"

Ich machte mir den Wink zu Nutze, schob Miß Vermont in den Alkoven, stellte mich an's Fenster, und bot dem Eintretenden den Rücken. Kaum aber hatte er die Thüre hinter sich zugezogen, so kehrte ich mich um und trat ihm entgegen. Es war Ned Spurgeons und er fuhr zusammen, als ob er auf eine Viper getreten wäre; er lehnte sich an den Tisch und sagte nichts.

„Hab' ich Dich, Bursche?" rief ich kühn, denn ich kannte meinen Mann und las ihm seine Schuld im Gesichte ab, wenn ich auch nicht durch Miß Vermont's Aussagen meiner Sache gewiß geworden wäre. „Heraus mit dem Versatzzettel!" rief ich und streckte meine Hand aus.

„Ich weiß nicht, was Sie meinen! Was wollen Sie von mir?" fragte der vollendete Schurke, der allmälig seine Fassung wieder erlangte, welche er ohnedieß nicht leicht einbüßte.

„Den Versatzzettel für den Brillantring, den Ihr einlösen wolltet," rief ich.

„Ich möchte wissen, was dieß Sie kümmert. Ich habe den Zettel ehrlich und redlich erkauft und bezahlt, und er ist mein rechtliches Eigenthum!"

„Ich aber möchte wissen, von wem Ihr ihn erkauft und was Ihr dafür bezahlt habt!"

„Ei, ei, Mr. Forrester! Das ist doch nicht in der Ordnung!" sagte der Kerl schmollend. „Wenn Jemand ehrlich zu einer Sache kommt, so sehe ich nicht ein, weßhalb er sie nicht soll behalten können!"

„Du verwünschter Halunke! Du bist in Deinem ganzen Leben auf ehrliche Weise noch zu Nichts gekommen, als zu Deiner höllischen Schurkerei! Wähnst Du, ich lasse mich dießmal von Dir zum Besten haben, wie Lejeune? Woher hast Du diesen Versatzzettel bekommen?"

„Habe ihn für fünfzehn Sovereigns gekauft," versetzte der schamlose Lügner, der keine Ahnung hatte, daß ich so viel wußte, sondern im dem Vertrauen handelte, ich wolle nur auf bloßen Verdacht hin „auf den Busch schlagen".

„Ist dieß wahr?" rief ich laut, und warf meinen Handschuh an das Fenster der Alkoventhüre.

„Nein, es ist falsch, so wahr ich lebe!" rief Miß Vermont, aus ihrem Versteck hervortretend, und stellte sich dem Spitzbuben gegenüber mit einem vor Zorn und Entrüstung flammenden Gesicht.

Bei ihrem Anblick schmolz Ned's Zuversicht und Frechheit wie Butter an der Sonne; er begriff, daß sein einziges Rettungsmittel nun in offenem Geständniß und Zurückgabe des Gestohlenen bestand.

„Hier ist der verwünschte Zettel," brummte er. „Hätte ich gewußt, daß man so vermaledeit viel Aufhebens von der Sache machen würde, so hätte ich mich gar nicht dazu hergegeben, denn die Geschichte geht mich gar nichts an, sondern Joanna hat sie allein auf dem Kerbholz."

„Das machst Du einem Andern glauben, Bursche," versetzte ich ruhig, denn ich erkannte meinen Vortheil und hatte nun den Zettel in meiner Westentasche. „Draußen steht Ruthven, der Dir den Weg nach Marlboroughstreet zeigen wird!" Dabei nahm ich ihn am Kragen, öffnete die Thüre und übergab ihn dem draußen harrenden Polizeimann.

Er schäumte vor Wuth und schwur hoch und theuer, indem er Miß Vermont mit der Faust drohte, er wolle es ihr noch eintränken. Diese stand in großer Verlegenheit da, denn der so eben mit angesehene Vorfall ließ sie einigermaßen ahnen, was ich mit meiner geringschätzigen Aeußerung über ihre freundlichen neuen Bekannten hatte sagen wollen. „Mr. Forrester," stammelte sie; „ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist, sagen Sie Niemand . . ." Aber ehe sie noch vollenden konnte, brach sie ohnmächtig zusammen.

Die Anwendung von Riechsalzen und andern geeigneten Mitteln brachte sie bald wieder zum Bewußtsein, und sie fand nun einige Erleichterung in krampfhaftem Schluchzen und Weinen, das sie nicht mehr unterdrücken konnte. Ich ließ sie ruhig gewähren. Als sie sich einigermaßen ausgeweint, wandte sie sich zu Mr. Simpson und mir, und rief: „O, aus was für einer Schande haben Sie mich errettet? In welche Gesellschaft war ich gerathen? Ich kann meinen Sinnen nicht mehr trauen; ich bitte Sie flehentlich, lösen Sie mir dieses Räthsel."

„Sogleich — nur theilen Sie uns zuvor in Kürze mit, wie Sie mit jenem Menschen und seiner Hehlerin bekannt wurden, wie es kam, daß ich Sie mit Beiden über die Straßen gehen sah, und wie der Bursche zu jenem Duplikat kam?"

Nachdem sie noch eine Weile gebraucht, um sich von ihrer Erschütterung zu erholen, erfuhren wir von ihr Folgendes. Etwa sechs Wochen früher war Miß Vermont eines Tages Behufs verschiedener Einkäufe, von Schuhen &c., ausgegangen. Es hatte plötzlich heftig zu regnen angefangen, als sie in der Nähe von Leicester Square war und sie wollte so eben in einen Putzladen an der Ecke der — Straße treten, um ein Obdach zu suchen, als sie auf ein Stückchen Orangenschale trat, darauf ausglitt, das Fußgelenk verstauchte, in den Koth fiel und solche Schmerzen fühlte, daß sie sich nicht mehr erheben konnte. Darob kamen ihr zwei wohlgekleidete Herren aus dem Laden zu Hülfe, hoben sie auf und trugen sie hinein, und einer derselben — Ned Spurgeons — schien so viel Mitleid mit der Verunglückten zu fühlen, daß er ihr dringend vorschlug, die Gastfreundschaft seiner Schwägerin anzunehmen, welche in einem der Nebenhäuser des Ladens im obern Stockwerk wohnte. Da das Gewitter sehr heftig und der Schmerz in dem geschwollenen Knöchel sehr groß war, so ließ Miß Vermont sich um so leichter bewegen, auf seinen Vorschlag einzugehen, als sie sich der Hülfe eines Wundarztes bedürftig fühlte. Sie ward sorgfältig in jenes Haus geschafft, die Treppe hinaufgetragen und derselben Dame vorgestellt, in welcher ich später Joanna Warty erkannte. Die sogenannte Mrs. Dulliver nahm Miß Vermont sehr freundlich auf, und diese ward von Ned und Joanna mit dem größten Respekt behandelt. Der gerufene Wundarzt verordnete ein Eisbad und kalte Umschläge, und reichte der Kranken einen Trank, auf welchen sie bald einschlief, nachdem sie sich auf ein Sopha im Empfangszimmer gelegt hatte. Als sie wieder erwachte, war es beinahe elf Uhr Nachts, und Miß Vermont gab daher den dringenden Bitten ihrer Wirthe nach und blieb über Nacht bei ihnen. Sie wußte, daß ihre Bekannten zu Hause nicht um sie in Sorge sein würden, weil sie hinterlassen hatte, sie werde vielleicht eine frühere Freundin besuchen und einen oder zwei Tage bei derselben bleiben. Kurzum, sie übernachtete bei der angeblichen Mrs. Dulliver, und ward mit einer Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Freundlichkeit behandelt, wie sie solche kaum von alten Freunden hätte erwarten dürfen. Das Abendbrod war sehr fein und elegant und mit allerlei trefflichen Weinen reich versehen, welche nach den Aussagen der Wirthin ihr Gatte, der Kapitän eines mit den Küstenländern des mittelländischen Meeres verkehrenden Kauffahrteischiffes, mitgebracht hatte. Der Abend verging ganz angenehm, und um die Zeit des Schlafengehens wies Mrs. Dulliver ihrem Gaste ein sehr elegant möblirtes Schlafzimmer an und half ihr beim Auskleiden, — wobei, beiläufig gesagt, vermuthlich der Versatzzettel gestohlen wurde. Die Leute waren gegen Miß Vermont so höflich, zuvorkommend und charmant, daß sie dieselben seither noch mehrmals besuchte und immer mit der größten Freundschaft empfangen wurde.

Ich setzte nun Miß Vermont auseinander, was für Subjekte der angebliche Kapitän Larkins und Mrs. Dulliver waren, und wie sehr ich mich daher gewundert hatte, sie in deren Gesellschaft zu sehen, was sie sehr erschüttert hatte. Da sie noch immer sehr angegriffen war, ließ ich ein Cab für sie holen, worin sie zu ihren Verwandten nach Islington zurückkehrte.

Ich hatte nun noch eine kurze Unterredung mit Mr. Simpson wegen unseres gemeinsamen Schützlings, und dann verließ ich sein Haus, um nach Marlborough-Street zu eilen und nach unserem Gefangenen zu sehen. Ich hatte ihm schon bei seiner Verhaftung sein Taschenbuch abnehmen lassen, dessen Notizen ich nun sorgsam musterte, während zwei meiner Leute den sich wie wüthend geberdenden Ned Spurgeons bis auf die Haut durchsuchten. Gewohnt, bei solchen Charakteren auch Krägen und die wattirten Batten von Röcken und dergleichen zu visitiren, hatte ich ihm seinen eleganten braunen Morgenrock ausziehen und dessen Futter auftrennen lassen, so daß wir den Inhalt bequem visitiren konnten. Dieß führte auch in der That zur Entdeckung verschiedener Versatzzettel auf Silber und Juwelen, sowie zweier Banknoten à 50 Pfund Sterling, die hier als „Birne für den Durst" eingenäht sein mochten. Unter den verschiedenartigsten Notizen in Ned Spurgeons' Tagebuche waren mir unter mehreren mit Chiffern geschriebenen Namen zwei Adressen aufgefallen, wovon die eine mit der des verhafteten Diver, die andere mit der des Franzosen Jaffard korrespondirte. Mit einem lauten Jubelschrei sprang ich von meinem Pult auf und rief nach einem Cab.

„Hat Ned Spurgeons schon eingestanden wo er wohnt?" fragte ich einen meiner „Schatten".

„Eine Adresse hat er uns schon angegeben," war die Antwort; „aber diese hilft uns wohl nichts, denn solch' ein Fuchs hat immer mehrere Baue oder wenigstens Fluchtröhren."

„Ganz richtig, aber dießmal finden wir sie sicher alle auf und nehmen das ganze Nest von Dieben aus!" rief ich zuversichtlich, gab einem meiner Leute die Versatzzettel mit dem Bedeuten, sämmtliche verpfändete Stücke zu besichtigen und genau zu inventarisiren, steckte Ned's Taschenbuch zu mir und hieß Ruthven mich begleiten.

Mein erster Gang galt der Wohnung von Joanna Warty, alias Mrs. Dulliver, deren Adresse ich Miß Vermont verdankte. Auf mein Pochen öffnete mir Emmy Rolands, eine andere saubere „Fliege" von dieser Rotte. Sobald sie meiner ansichtig ward, ließ sie den Riemen der Thürschnalle los und sprang wie eine Gemse die steile Treppe hinan. Ich folgte ihr auf dem Fuße, konnte aber begreiflicherweise mit einer solch' flinken Dirne nicht gleichen Schritt halten. Sie gewann so viel Vorsprung, um Joanna von meiner Ankunft zu benachrichtigen und sie vorzubereiten, obschon dieß kaum nöthig war, denn Joanna war ohnedem ein Weib von merkwürdiger Selbstbeherrschung und soviel Scharfsinn und Erfindungsgabe, daß sie sich aus jeder Verlegenheit helfen konnte. Sie war schon mehrfach mit der Polizei in Konflikt gerathen und schon einigemale verhaftet gewesen, namentlich einmal wegen eines Taschendiebstahls, wobei sie jedoch freigelassen worden, weil der Kläger nicht vor Gericht erschienen war. Ich hatte derzeit noch eine andere gewichtige Klage gegen sie in Händen, aber

die Zeit zur Verhaftung war noch nicht gekommen, weil die ganze Sache noch nicht reif war. Vielleicht wußte sie, daß ich ihr auf der Spur war, aber sie war allzupfiffig, um irgend einen Argwohn deßwegen an den Tag zu legen.

Als ich in ihr elegant möblirtes Wohnzimmer trat, empfing sie mich mit jener einnehmenden Häßlichkeit, die sie so gefährlich machte, denn sie war nicht schön, sondern nur sehr graziös und gewinnend.

„Was verschafft mir diese Ehre, Mr. Forrester?“ fragte sie mit ihrem süßesten Lächeln und deutete auf einen Stuhl, den ich nicht annahm.

„Ich will wissen, auf welche Weise Sie zu dem Versatzzettel für einen bei Simpson's verpfändeten Brillantring kamen?“ versetzte ich barsch.

„Ah,“ sagte sie, und warf den Kopf stolz zurück, „das ist nicht meine Sache! Darüber müssen Sie Ned Spurgeons befragen, — er hat ihn von einer Person bekommen, das er irgendwo aufgelesen. Das ist ja eine alte Schwäche von ihm, wie Sie wissen!“

„Oho, Ihr wollt mir eine nagelneue Lüge aufbinden, Joanna, soviel weiß ich bereits; aber es hilft Euch nichts. Ned ist gut aufgehoben und wird auf ein Dutzend Jahre über See gehen, denn ich habe ihn festsetzen lassen, und er verwies mich an Euch. Wir haben also jetzt unser Geschäft mit einander abzumachen.“

„Nicht möglich?“ rief sie sichtlich betroffen; „Ned ist festgenommen!“

„Ja, schon überwiesen,“ versetzte ich barsch und kalt. „Zum Beweis dafür seht Ihr hier sein Taschenbuch voll kostbarer Notizen, die ich auszubeuten wissen werde. Also nur kurzweg heraus mit der Wahrheit, wenn Ihr sie ein einziges Mal reden könnt und wollt! Wie kam Ned zu diesem Versatzzettel?“

Sie wollte mir anfangs durchaus keine Auskunft darüber geben, bis ich sie verhaften und nach Bowstreet nehmen wollte. Dieß schüchterte sie ein; denn wohl wissend, daß sie bald irgend einen ihrer stillen Verehrer gewinnen werde, sie loszubürgen, fürchtete sie weniger die Haft als das Aufsehen, das eine solche Verhaftung zu dieser Stunde und in dieser Nachbarschaft machen würde. Jetzt gab sie klein zu und gestand, daß sie eigentlich den Versatzzettel entwendet habe. Ihre Aussage stimmte mit der Erzählung der Miß Vermont genau überein. Als sie beim Serviren in's Zimmer kam, war dem Gaste eine Börse mit Glasperlen entfallen, ohne daß sie es bemerkt hatte. Joanna steckte dieselbe zu sich, untersuchte deren Inhalt, entwendete daraus den Versatzzettel und legte die Börse dann wieder auf den Nachttisch ihres Gastes.

Ich sah ein, daß wir Ned Spurgeons sogleich wieder losgeben mußten, sobald Joanna dieß Geständniß zu Protokoll gab. Aber gerade die Freilassung jenes gefährlichen Burschen wollte ich verhindern. Auch die Diebin kam vielleicht ohne Strafe davon, vorausgesetzt, daß der Bestohlene sich weigerte, vor dem Polizeigerichte zu erscheinen, um ihren Namen nicht in allen Zeitungen auf derselben Zeile mit diesem Abschaum genannt zu sehen. Dieß Alles hatte ich schon im Voraus bedacht.

„Diese Geschichte klingt zwar wahrscheinlich, ist mir aber doch nicht glaublich, Joanna,“ sagte ich. „Ned Spurgeons hat noch andere Dinge auf dem Kerbholz, denen Du ebenfalls nicht fremd bist. Kannst Du mir seine verschiedenen Wohnungen bezeichnen?“

„Ich weiß nur eine einzige — Henriettestreet, Coventgarden.“

„Dazu brauch' ich Dich nicht, Alte!“ sagte ich geringschätzig. „Dort ist nicht zu finden, was wir erwarten. Du aber weißt so gut wie wir um die Geschäfte, welche er mit Diver und Jaffard hatte, und Du sollst mir sagen, wo die Juwelen der Lady Thistleton und der Rest von Sir Moses M.'s Silbergeschirr versteckt sind!“

Sie erschrack trotz ihrer frechen Stirne und konnte eine gewisse Aengstlichkeit nicht überwinden. „Ich weiß von all' diesen Dingen nichts, das kann ich hoch und theuer beschwören, Mr. Forrester,“ sagte sie sehr ernst. „Es ist doch nicht schön von Ihnen, daß Sie mich für Ned's Streiche büßen lassen wollen. Ich habe nichts mit ihm gemein . . .“

„Also die Frechheit!“ rief ich drohend. „Dirne, mach' mich nicht zornig mit Deinem thörichten Leugnen, denn ich weiß mehr als Du ahnst, und Ned ist der beiden Diebstähle überwiesen. Gib heraus, was Du noch von ihm in Händen hast, und zeige mir den Versteck, oder ich lasse Dich abführen!“

„Nun denn, meinethalben! ich kann nur wiederholen, daß ich nichts weiß!“ sagte sie zornig. „Man kann mir nichts beweisen.“

„Willst Du mir auch nicht Ned's Wohnung sagen?“

„Nein, ich kenne keine außer der in Henriettestreet,“ sagte sie.

In diesem Augenblick fiel mein Auge zufällig auf die Marmorplatte des Kamins und einen dichten grünen Schleier, der in der Eile dorthin geworfen schien. Wie ein Raubvogel stürzte ich auf denselben los und zog ihn hinweg — unter demselben lag ein Armband, ein Paar Boutons Ohrgehänge und eine Brosche, sowie ein Schlüssel von einem Chubb'schen Bramahschloß. Im Nu erkannte ich in der Mosaik, welche das Armband enthielt, den Inhalt einer der Broschen, welche zu den Thistleton'schen Juwelen gehörten.

„Ah!“ rief ich, „Monsieur Jaffard weiß derlei Gegenstände sehr geschickt umzufassen, aber es ist unklug von Dir, dieselben schon zu tragen, wenn auch nur zu Hause. Ich weiß jetzt genug, Joanna; dießmal kommst Du nicht los!“ Ich that einen Pfiff auf dem Finger und gleich darauf kam ein Polizeimann herein, dem ich die Dirne übergab, um sie nach Bowstreet abzuführen.

8.

Bei mir stand nun die Ueberzeugung fest, daß Ned Spurgeons der Urheber oder wenigstens der Mitschuldige der beiden großen Diebstähle sei, deren Entdeckung wir seit Monaten vergebens versucht hatten. Aber das war nur das Geringste. Es galt noch die gestohlenen Werthobjekte zu ermitteln und die Mitschuldigen zu entdecken, und dieß schien nicht leicht. Sobald Joanna abgeführt war, ließ ich die Hausthüre von einem andern Polizeimann bewachen und rief Ruthven herauf, um mit ihm das ganze Haus zu durchsuchen. Er brachte Emmy Reinolds mit herauf, die, wie schon erwähnt, die Rolle einer Zofe bei der angeblichen Mrs. Tulliver spielte und sehr eingeschüchtert war, seit man ihre Herrin abgeführt und Ruthven sie nicht aus den Augen gelassen hatte.

„Emmy,“ sagte ich, „Du weißt, daß Du schon unter polizeilicher Aufsicht stehst und bei einer neuen Verurtheilung als rückfällig schwer gestraft wirst. Wie wär's nun, wenn ich Dir die Wahl ließe zwischen dem Zuchthaus oder fünfzig Pfund Belohnung und Straflosigkeit, wenn Du plauderst. Mit einem solchen Stück Geld kannst Du nach Amerika oder Australien gehen und noch Dein Glück machen. Im Zuchthaus aber wirst Du vor der Zeit alt, und wenn Du herauskommst, so läßt die Polizei Dich nicht mehr aus dem Auge!“

Das Mädchen schien unschlüssig und stierte in's Blaue hinaus. Ruthven kam mir zu Hülfe.

„Sag' mal, Kleine,“ hub er an, „wohin wolltest Du vorhin entwischen, als ich Dir den Weg zur Hinterthüre vertrat? Glaubst Du, wir wüßten nicht, daß dieß Haus noch einen Ausgang und eine Verbindung mit — Street hat? Mach' reines Brusttuch und sag' uns, wer dort drüben in dem andern Hause wohnt? Es heißt ja doch nichts mehr, denn wir haben die ganze Nachbarschaft umzingelt!“

Emmy antwortete wieder nicht, schien aber sehr gedankenvoll. Wir setzten ihr mit Versprechungen und Drohungen so lange zu, bis sie mürbe wurde und deponirte. Ned Spurgeons und Davy Natt wohnten in jenem andern Hause der — Street, welches von diesem nur durch einen schmalen Hof und ein Hintergebäude getrennt war. Eine Art von flachem Dach oder Terrasse von Asphalt lief von dem Hintergebäude aus gerade an das Haus, welches Joanna bewohnte, und vermittelte die Verbindung zwischen den zweiten Stockwerken beider Häuser. Auf diesem Wege konnten Ned und Davy entweder flüchten oder zu ihren „Freundinnen“ kommen, je nach Maßgabe der Bedürfnisse. Die beiden Läden im Erdgeschosse: der schon erwähnte Modewaarenladen und das Magazin eines Goldschmieds, waren in den Händen von Mitschuldigen und Spießgesellen der von Ned organisirten Bande, zu welcher Charbonnel, Jack Tapling und einige andere gefährliche oder minder bekannte Subjekte gehörten, welche sich gelegentlich hier versammelten, Befehle abholten und Nachrichten herbrachten. Mehr wollte oder konnte sie nicht sagen.

Einige Minuten später hatten wir beide Läden mit Polizei besetzt und die scheinbaren Eigenthümer derselben verhaftet und ohne Aufsehen abgeführt. Ruthven und ich nahmen dann die Haussuchung vor, fanden jedoch weder Schrank noch Kiste, zu deren Schloß der Bramahschlüssel paßte. Im hohlen Fußgestell eines Schlafdivans in einem Alkoven kamen ein altes Reiseschreibpult und ein kleiner Lederkoffer zum Vorschein, die wir sogleich öffnen ließen. In dem Pult fanden wir einen Pack Briefe, zum Theil in Chiffern, welche sich auf Verkauf und Versendung von Juwelen nach dem Kontinent bezogen; in dem Koffer lagen eine Menge Etuis von Silberwaaren und Geschmeide, denen entsprechend, welche bei den beiden Diebstählen nebst ihrem Inhalt vermißt wurden.

Als wir hiemit zu Stande gekommen waren, begaben wir uns nach Emmy's Anweisung über die Plattform nach dem andern Hause hinüber; dieß war nicht ohne Gefahr; denn wir wußten nicht, ob Davy Natt, ein verwünscht wilder und trotziger Patron, zu Hause war oder nicht, ob er schon gewarnt war oder sich geflüchtet hatte. Unsere Hoffnung auf Erfolg stieg, als wir das Fenster eines kleinen Schlafzimmers, das auf diese Plattform ging, nur angelehnt fanden. Wir stiegen leise hinein. Ueberröcke, Hüte, Mäntel von verschiedenem Schnitt und Farbe und für beide Geschlechter hingen an der Wand umher. Die Thüre, die von hier aus in's Innere führte, war verschlossen, aber unsere Zangen lockerten bald das Schloß und wir kamen in ein anderes elegantes Schlafzimmer, das mit dem Backparlour zusammenstieß. Nachdem wir an diesem die Schließkappe der Thüre losgeschraubt, traten wir auf einen grünen Flur, der diese beiden Zimmer von dem Frontparlour schied. Wir pochten an der Thüre — Niemand antwortete. Endlich kam eine Frau die Treppe herab und fragte nach unserem Begehr.

„Wir suchen die Miethsbewohner dieses Stockwerks: Davy Natt und Ned Spurgeons,“ sagte ich.

„Sie sind im Irrthum — es wohnt Niemand dieses Namens hier,“ versetzte die Frau, die ganz respektabel aussah. „Hier wohnen zwei stille ruhige Leute: Kapitän Luckland und Edward Swab Esq.“

„Eben diese suchen wir, Madame! Diese beiden Gentlemen sind zwei Erzgauner und Diebe, und sollen verhaftet werden. Ich bin Inspektor Forrester!“

Die Dame geberdete sich, als ob sie der Schlag rühren sollte; dann aber weinte sie vor Ingrimm, daß ihr achtbares Haus durch solche Bursche in Verruf kommen sollte. Wir baten sie um einen Hauptschlüssel und traten nun in das Frontparlour, welches von dem angeblichen Edward Swab Esq. bewohnt wurde. Es war eine elegante Junggesellenwohnung, wie sie in diesem Stadtviertel immer gesucht sind und den Vermiether reichlich lohnen. Ein hübscher alterthümlicher Schrank allein paßte nicht zu den übrigen modernen Möbeln.

„Er ist Mr. Edward's Eigenthum und enthält seine Bücher,“ sagte die Hausfrau gleichsam entschuldigend.

Ich gab Ruthven einen bedeutsamen Wink. Ueber dem Kamin hingen einige schöne Degen und zwei Revolver, beide geladen. Eine Tapetenthüre führte in ein Schlafzimmer, und von hier eine andere Tapetenthüre in das Backparlour, welches ebenfalls elegant möblirt und mit Waffen verziert war.

„Wo sind die beiden Miether?“ fragte ich die Hausfrau.

„Beide ausgegangen. Der Kapitän frühstückt auswärts und ist schon seit dem frühen Morgen fort. Mr. Edward aber hat einen Lunch bestellt und wird bald wieder kommen; er ging erst um halb zwölf Uhr fort.“

Es war zwanzig Minuten über Mittag. Wir empfahlen der Frau das tiefste Stillschweigen und sandten sie hinauf. Ruthven versteckte sich im Backparlour; ich legte mich hinter das Sopha, das dem Kamin gegenüber quer vor der Zimmerecke stand. Die beiden Schufte hatten sich sehr behaglich und hübsch eingerichtet. Die beiden Revolver lagen nun in einer Schublade der Sophagestells versteckt und die Degen unter der Matratze des Bettes. So erwarteten wir die Rückkehr von Davy Natt.

Kurz vor ein Uhr hörten wir ihn klingeln, dann thaten Schritte auf der Treppe: Schritte von Zweien. Instinktmäßig nahm ich einen der beiden Revolver heraus und steckte ihn in meine Rocktasche. Der Schlüssel rasselte im Schloß, Davy öffnete die Thüre und ließ einen Herrn ein — Charbonnel, wie ich im Spiegel sah; dann kam er selber.

„Zum Donner, was ist das? Wo sind meine Pistolen?“ rief er überrascht, als sein erster Blick die Nägel leer sah. „Wer hat sie weggeräumt?“

„Ich, Davy Natt!“ rief ich und stellte mich vor die Thüre; „ihr Beide seid verhaftet!“

„Oho! eilt das so sehr?“ rief Natt, raffte ein Paket auf, welches er mitgebracht hatte, und sprang nach der Schlafzimmerthüre. Charbonnel aber zog einen Stockdegen und drang auf mich ein.

„Leg' Dein Eisen weg, Elender, oder ich schieße!“ rief ich und streckte ihm den Revolver entgegen. Er stutzte und that einen wilden Fluch. Im selben Augenblick hörte ich Ruthven in das Schlafzimmer treten und einen Streich mit seinem Jemmy gegen Natt's Kopf führen, der davon zusammensank. Eine Minute später hatten wir auch den Franzosen in den Handschellen, Ruthven holte Cabkarrs, und beide wurden abgeführt. Das Paket, welches Davy Natt mitgebracht hatte, enthielt eine kleine Kassette, worin verschiedener Damenschmuck sehr geschmackvoll und elegant neu gefaßt war. In dem alterthümlichen geschnitzten Schranke von Eichenholz fanden wir eine geheime Schublade und ein verborgenes Fach vor, und in beiden Verstecken verschiedene Geschmeide, welche zu den Geschmeiden der Lady Thistleton gehört hatten, und eine Menge Armbänder, Uhren, Ketten &c. von Gold.

Dieser Fund erfüllte uns mit großer Freude; aber unser Tagewerk war damit noch nicht zu Ende. Ich fuhr alsbald nach Scotland Yard, deponirte die gestohlenen Waaren bei meinem Chef, verschaffte mir auf meinen kurzen Bericht hin Verhaftsbefehle auf Monsieur Jaffard und Konsorten, auf Jack Tapling und Tim Beech und Amy Fairley, welche ich nun unter meine verschiedenen Gehülfen und Agenten austheilte. Den Monsieur Jaffard nahm ich selbst auf mich, indem ich mich ihm verkleidet als alter Herr vorstellen und ihn bitten wollte, mir eine Brosche mit Kameen und Rubinen so in ein Armband umzuwandeln, daß man den Ursprung nicht leicht wieder erkenne. Er empfing mich in seiner Vorderstube und sah und hörte mich lauernd und argwöhnisch an. Dann trat er in das Nebenzimmer, dessen Thüre ein verhangenes Glasfenster hatte, kehrte sogleich wieder zurück mit einem Musterbuche voll Zeichnungen und suchte mich zu beschäftigen, indem er mir verschiedene Zeichnungen zeigte, unter denen ich wählen sollte. Ich durchschaute jedoch seinen Plan: er wollte mich nur ruhig halten, damit mich seine Spießgesellen, die in jenem Nebenzimmer arbeiteten, beobachten könnten. Ich blieb aber ganz ruhig und unbefangen, denn ich habe gottlob Nerven wie Stahlsaiten, und nachdem wir mehrere Minuten so geplaudert und die Vorzüge der verschiedenen Zeichnungen erörtert hatten (er sprach nur sehr wenig Englisch und ich mußte daher seine Muttersprache mit ihm reden), trat ich an das Fenster vor, um gleichsam die Zeichnungen genauer zu betrachten. Dieß war das bedungene Signal, womit ich die Unterstützung meiner Myrmidonen begehrte. Kaum war mir Jaffard dahin gefolgt und musterte die schöne Arbeit und Gravüre der Brosche, die ich ihm eingehändigt, so packte ich ihn von der Seite, riß ihn auf's Kanapee nieder, erfaßte seine Handgelenke und hatte ihm im Nu die Handschellen übergestreift. Bei seinem Hülferuf stürzten seine drei Gehülfen und meine Leute gleichzeitig herein, und nach einem kurzen Handgemenge, worin einer meiner Leute einen Stiletstich in die Schulter bekam, waren wir ihrer Herr und sie wurden in sichern Gewahrsam gebracht.

In einem feuerfesten Kassenschrank in Jaffard's Schlafzimmer, zu welchem der bei Joanna gefundene Schlüssel paßte, fanden wir noch eine Anzahl der gestohlenen Thistleton'schen Juwelen unversehrt, eine Anzahl geschickt und elegant umgearbeiteter Geschmeide, und in dem Atelier mehrere Parüren, welche so eben umgearbeitet und neu gefaßt wurden.

9.

Der Rest der Geschichte ist bald erzählt. Ned Spurgeons, Charbonnel und noch einige gefährliche Subjekte waren zu einer Bande zusammengetreten, um Diebstähle im Großen auszuführen, zu deren Anlage und Vorbereitung sie sich förmlicher Kundschafter bedienten. Die beiden bedeutendsten waren die aus einem Gepäckwaggon der Eisenbahn entwendete Kiste Silbergeschirr von Sir Moses M. und der vom Verdeck eines Cab herunter gestohlene Koffer der Lady Thistleton. Bekanntlich aber ist das Stehlen eine minder schwere Kunst als der Verkauf des Gestohlenen, und dieß brachte Charbonnel, einen der „Späher“, auf den Einfall, eine Art Atelier zu organisiren, um das Silbergeschirr und Geschmeide umzuarbeiten, und die umgearbeiteten Waaren dann nach dem Kontinent zu schaffen und dort zu verkaufen, damit den Dieben nicht der ganze Werth der Gold- und Silberschmiedarbeit und der Fassung &c. der Juwelen verloren gehe; denn die gewöhnlichen Londoner Diebshehler, die Juden in Shoreditch, zahlen ohnedem kaum den dritten Theil des Metallwerths. Aber um diesen Plan der Franzosen auszuführen, bedurfte man Kapital und geschickte Arbeiter. Mr. Diver, der in Ruhestand übergegangene Schenkwirth, fand sich erbötig, gegen zwanzig Prozent Zinsen und Verpfändung des Silbergeschirrs die nöthigen Betriebsmittel vorzustrecken und die Werkstätte der Silberschmiede in sein Haus zu nehmen. Als Kontrole und Wächterin gab man ihm Mrs. Homser, eine alte Spießgesellin der Diebe, und er



Die Baumwollenrutsche auf dem Alabama. (S. 570.)

mußte auch noch die lustige Cecily O'Dowd aufnehmen, welche die Geliebte des deutschen Silberschmieds war. Für die Juwelen, welche unter die verschiedenen Theilhaber nach Maßgabe des ungefähren Werthes vertheilt worden waren, hatte Charbonnel den Monsieur Jaffard von Lyon kommen lassen, wo derselbe früher Kabinetsmeister bei einem der ersten Bijoutiers gewesen war. Als Kapitalist für dieses Unternehmen war ein alter Jude gewonnen, ein gewisser Abraham Levys, gewöhnlich Old Abe genannt, der schon früher verschiedene Male als Diebshehler in Untersuchung gewesen, aber immer von seinem Advokaten wieder freigelogen worden war. Als vorsichtiger Mann gab er nie viel Geld auf einmal her und nahm als Pfand dafür nur ungearbeitete Waaren.

Die ersten Versuche des Verpfändens von Silbergeschirr waren gleichsam als Probe, ob die Veränderung, welche man damit vorgenommen hatte, auch genüge, um die Geschirre unkenntlich zu machen, — angestellt worden. Bekanntlich gelangen sie nur theilweise und zwangen zur Anknüpfung von Verbindungen mit dem Auslande, namentlich mit Rußland, Spanien und Deutschland. Hiezu mußte der junge Todgers behülflich sein, indem er die Korrespondenz führte und Adressen auftrieb. Daher auch sein Schweigen über diesen Theil des Geschäfts, weil er seine Mitschuld daran aus falschem Stolze nicht verrathen wollte.

Von allen Betheiligten entkam nur Jack Tapling und zwar nach Amerika. Timothy Beth ward mit seinem Theil der Juwelen verhaftet, als er gerade in Southampton das Dampfboot besteigen wollte, um nach Brasilien zu fahren; allein nicht unsere Verfolgung hatte ihn verrathen, sondern die Nummer einer Banknote, die er auf dem Dampfschiffbureau ausgegeben hatte, um seine Passage nach Bahia zu bezahlen. Er hatte während des Nachtzuges von London nach Southampton einem Mitreisenden die Brieftasche ausgefegt und daraus circa 90 Pfund Sterling genommen. Der Kerl war zu üppig: für die Passage im Zwischendeck der Vorkajüte des Dampfboots hätte sein eigen Geld hingereicht, aber er wollte in der zweiten Kajüte fahren und hatte darum die frischgestohlenen Banknoten angegriffen, die ihn verriethen.

Von dem Silbergeschirr von Sir Moses M. wurde beinahe der ganze Inhalt der gestohlenen Kiste bis auf wenige Artikel wieder beigeschafft. Die Mehrzahl davon lag in einem Kohlenkeller neben dem Gewächshause der Villa in Kensington Road unter etwa 100 Zentnern Kohle versteckt, um nach und nach umgeändert und dann in's Ausland verschickt zu werden.

Minder glücklich waren wir mit Lady Thistleton's Juwelen, welche nur etwa zu zwei Drittheilen wieder unversehrt beigeschafft werden konnten. Ein Sechstel war mit Jack Tapling nach Amerika gekommen, um spurlos verloren zu gehen, wie ihr illegitimer Besitzer. Dagegen erhielten viele Damen und Herren ihre Uhren, Ketten, Lorgnetten, Armbänder, Broschen und Busennadeln wieder, welche Joanna Wary in dem von ihr errichteten Bijouterieladen nach und nach von Taschendieben aufgekauft hatte.

Die Polizei hatte bei dieser Gelegenheit einen Fischzug gethan wie noch selten. Die Diebe, Hehler und minder gravirten Mitschuldigen und ihre Zuhälterinnen füllten allein beinahe die Hälfte eines Transportschiffes. Auch Arthur Todgers war darunter, zu zehnjähriger Deportation verurtheilt, was seinem alten Vater beinahe das Herz brach, allein manchen Eltern eine heilsame Lehre sein mag, ihre Söhne nicht ohne Beschäftigung in dem großen londoner Sodom zu lassen. Jaffard hatte fünf, der deutsche Silberschmied drei Jahre De-



Das Verladen der Baumwollenballen. (S. 570.)



Eine Löwenjagd. Nach einem Gemälde von H. Vernet. (S. 570.)

portation gefaßt; ihre Unbekanntschaft mit der englischen Sprache war ihnen als mildernder Umstand zu gut gekommen.

Ward und ich hatten allen Grund, mit diesem Unternehmen zufrieden zu seyn; wir ernteten Lob und anständige Belohnung sammt unseren Leuten. Lady Thistleton leistete die ausgesetzte Summe von fünfhundert Pfund Prämie unverkürzt, und Sir Moses beschenkte die an der Affaire thätig gewesenen Detectives reichlich. Ich aber fühlte mich Mr. Simpson zu besonderem Dank verpflichtet; denn ohne ihn und die in seinem Lokal gemachte Bekanntschaft wäre ich vielleicht nie im Stande gewesen, in dieser Angelegenheit so wirksam und energisch aufzutreten.

Ich greife jedoch der Geschichte einigermaßen vor. Am Tage nach jener Verhaftung der Hauptrrädelsführer der Bande suchte ich Miß Valérie de Vermont bei jenen Verwandten in Islington auf, welche sie zu sich genommen hatten. Ich hatte von ihr zu erfragen, ob sie eine gerichtliche Klage gegen Ned Spurgeons und Joanna Wary wegen jenes gestohlenen Versatzzettels anstellen wolle, in welchem Falle sie natürlich dieser gegenüber vor Gericht erscheinen mußte. Sie empfing mich freundlich und mit inniger Dankbarkeit, aber sehr niedergeschlagen, und lehnte die Zumuthung einer gerichtlichen Klage ab, einmal weil sie ihren Namen in dieser Sache nicht der Oeffentlichkeit preisgeben wollte, und dann, weil sie außer Stande war zu beschwören, wann, wo und von wem jener Versatzzettel ihr gestohlen worden sei.

„Ich vermag es nicht auszusprechen, wie unglücklich und verlassen ich mich in meiner Isolirtheit fühle,“ sagte sie zu mir. „Dieses neue Erlebniß, dessen Folgen mich ohne Ihre Vermittlung ohne Zweifel in das größte Unglück gestürzt hätten, hat mich abermals überzeugt, daß ich in meiner Rathlosigkeit und Unkenntniß von Welt und Menschen nicht mehr so allein stehen kann. Ich werde daher noch heute an meine Verwandten in Frankreich und Irland schreiben, daß sie mich zu sich nehmen oder mir eine Stelle als Gesellschafterin oder Gouvernante verschaffen. Ich will Ihren Rath befolgen, Mr. Forrester, um Ihnen zu beweisen, wie aufrichtig und herzlich ich Ihnen zu Dank verbunden bin.“

Ich bestärkte sie in diesem Entschluß, wünschte ihr alles Glück und ging in der Ueberzeugung, daß wir uns wohl kaum jemals wieder sehen würden. In der That vergingen auch vier Monate, ohne daß ich wieder etwas von Miß Vermont sah oder hörte, obschon ich oft an sie dachte. Allein andere Fälle, eben so interessant als der Ihrige, und eine Menge Berufsgeschäfte hinderten mich, in Islington nach ihr zu fragen oder sie aufzusuchen; daher erbleichte ihr Bild allmälig in meiner Erinnerung wie eine schlechte Daguerreotypie, und ich dachte beinahe nicht mehr an sie, als ich eines Tages in einigen Zeilen benachrichtigt wurde, daß eine Mrs. Gardiner mich um fünf Uhr Nachmittags in Scot's Hotel, Euston Square, zu sprechen wünsche.

„Aha!“ dachte ich, „vermuthlich eine Dame, die auf der Eisenbahn bestohlen worden ist, und nun meine Hülfe nachsucht, um ihr Eigenthum wieder zu erlangen!“ — Da dieß ein Amtsgeschäft war, beschloß ich hinzugehen, obschon es eigentlich Sache der Dame gewesen wäre mich aufzusuchen.

Punkt fünf Uhr fand ich mich im Hotel ein und ward auf meine Frage nach Mrs Gardiner in den Damensalon gewiesen, um sie zu erwarten. In einem Kupferwerke blätternd, verbrachte ich hier eine Viertelstunde; da that sich auf einmal die Thüre auf und herein trat, am Arm eines hochgewachsenen eleganten Herrn von etwa fünfunddreißig Jahren, meine ehemalige Protegée, Miß Valérie de Vermont.

Dieses unerwartete Wiedersehen überraschte mich so sehr, daß ich mich nicht enthalten konnte aufzuspringen, und der schönsten, reizendsten jungen Frau, die ich je gesehen, herzlich die Hand zu schütteln, als ich sah, daß auch sie mich mit freudestrahlendem, glücklich lächelndem Antlitz und feuchtem Auge begrüßte.

„Wie freundlich von Ihnen, daß Sie meiner Einladung gefolgt sind, Mr. Forrester!“ sagte sie. „Nicht wahr, es war unartig, daß ich Sie zu mir bemühte, allein wir sind so pressirt und ich wollte England nicht verlassen, ohne Sie, meinem besten Freund und Wohlthäter, meinen lieben Gatten vorzustellen. — Sieh', Charles,“ wandte sie sich an ihren Begleiter, „das ist Inspektor Forrester, von welchem ich Dir schon so viel erzählt habe! — Mr. Forrester, das ist Charles M. Gardiner, mein Gatte!“

Mr. Gardiner begrüßte mich auf das Herzlichste und lud mich ein, mit ihm und seiner Frau zu diniren. „Er sei,“ sagte er, „nur aus zwei Ursachen nach London gekommen, nämlich um mich kennen zu lernen und um die verpfändeten Familienreliquien der Vermont's einzulösen, wozu er mich um meine Begleitung bat, da seine Frau einen der Versatzscheine verloren habe. Ich willigte ein, und Mr. Simpson war ebenso überrascht als ich über den unvermutheten Schicksalswechsel des schönen Mädchens, an welchem er von jeher so großen Antheil genommen hatte. Auch er bekam seinen Antheil an der Dankbarkeit des jungen Ehepaars und mußte mit uns speisen, nachdem die Familienjuwelen eingelöst waren.

Mr. Gardiner war ein Verwandter von Miß Vermont's verstorbener Mutter, ein angesehener Kaufmann in einer der bedeutendsten Handelsstädte Südamerikas und britischer Konsul daselbst. Als Miß Valérie sich vor vier Monaten brieflich an seine Mutter gewandt hatte, war er erst seit einigen Tagen bei seinen Eltern in der Heimat zu Besuch. Interessirt von dem außergewöhnlichen Schicksal seiner jungen Anverwandten, hatte er sich erboten sie aufzusuchen, da ihn ohnedem Geschäfte nach London riefen, und dann seiner Mutter und seiner Tante Bericht zu erstatten. Miß Vermont's Persönlichkeit übte jedoch einen solchen Zauber auf ihn aus, daß er bei der Rückkehr nach Cork anstatt eines Berichts Valérie selbst mitbrachte und ihr eine gastliche Aufnahme in dem Hause seiner Mutter sicherte. Hier lernten sich beide näher kennen und lieben, und wurden nach einiger Zeit und mit allseitiger Billigung ein glückliches Ehepaar.

Beide reisten noch in derselben Nacht nach Southampton ab, um mit dem Postdampfer nach Südamerika an ihren künftigen Bestimmungsort zu gehen, wo sie noch immer leben, glücklich und geachtet, ein liebenswürdiges schönes Ehepaar. Unter dem vielen Merkwürdigen aber, was ich in meiner langen Praxis erlebte, knüpft sich an keine meiner Erinnerungen mehr persönliches Interesse und dauerndes Wohlwollen für liebgewonnene Bekannte im fernen Auslande an, als an diese für mich so bedeutungsvolle Geschichte mit den „verpfändeten Juwelen!“

Die Baumwollenladung auf dem Alabama.

(Zu dem Bilde S. 568.)

Auf eine sehr eigenthümliche Weise pflegt man auf dem Alabamafluß, welcher die zu den sieben südlichen konföderirten Staaten von Amerika gehörige Provinz gleichen Namens durchströmt, Baumwollenballen an Bord der Dampfschiffe zu verladen. Auf dem Mississippi werden die Ballen über eine vom Strand nach dem Deck des Fahrzeuges gelegte Planke gerollt, auf dem Alabama jedoch, dessen Uferrandbänke häufig sehr hoch sind, wendet man eine merkwürdigere Art der Embarkation an. Ein Augenzeuge des letzteren Verfahrens berichtet darüber: Es war in einer finsteren Februarnacht, als wir auf die Spitze einer hohen Bank bei Montgomery mit unserem Dampfer Magnolia auffuhren, deßwegen eine Zeit lang aufgehalten wurden und nun noch auf Passagiere warteten, welche nach Mobile, am Ausfluß des Alabama in dem Busen von Mexiko gelegen, reisen wollten. Nach und nach füllten sich auch unsere Schiffsräume mit Passagieren, hauptsächlich einer großen Anzahl von Negern. Wir dampften fort, und ich war am andern Morgen, als ich erwachte, durchaus nicht überrascht, mich etwa 80 Meilen unterhalb des Stromes zu befinden. Da ich auf Deck kam, bemerkte ich ein sehr eigenthümliches Manöver, welches mit unserem Fahrzeug angestellt wurde. Wir fuhren nämlich ganz dicht am Strande hin, der mit Bäumen und Sträuchern bepflanzt war, die ihre Zweige zum Theil in's Wasser bogen, und von unseren Tauen und den auf dem Schiff befindlichen Gegenständen geknickt wurden. Bald gelangten wir nun an einen Theil des Flusses, der von holzreichen Hügeln begrenzt war, an deren lichten Stellen wir hin und wieder einen Neger schlafend liegen sahen. An einer solchen Lichtung stand ein Schuppen, der sich unten vom Wasser bis zu dem Gipfel der Höhe erstreckte. Der Pflanzer, welcher oben auf dem Berge seine Plantage angelegt hatte, war auf ein sehr einfaches Mittel gekommen, sich den Transport der Waarenballen nach den Schiffen unten auf dem Fluß zu erleichtern. Er hatte einen Schuppen von etwa 350 Fuß Länge und 5 Fuß Breite aus langen Holzplanken errichtet, das Gebäude über den Fall nagünstigen, hauptsächlich nassen Wetters überdeckt und eine Art Rutschbahn aus Bohlen gezimmert, auf deren beiden Seiten eine Verschanzung festgenagelt war, damit die von oben herunterschießenden Ballen nicht an den Seiten aufstehen oder aufgehalten würden. Parallel mit dieser Bahn befand sich eine Treppe, auf welcher man bequem nach der Plantage oben gelangen konnte. Unser Schiff war nun ganz nahe an diese Rutschbahn herangefahren, die Matrosen hatten die eine Seite des Decks mit Baumwollenballen umpanzert, ferner ein breites Brett nach der Mündung der Rutschbahn gelegt, so daß unser Fahrzeug vollkommen mit derselben in Verbindung stand, und nun begann das Herniederschießen der einzelnen Ballen mit staunenswerther Schnelligkeit und donnerndem Geräusch. Die Neger unseres Dampfers hatten weiter keine Mühe, als mit Bootshaken die schon angekommenen Ballen den neuherunterschießenden aus dem Wege zu räumen, und auch die aus Ballen gebildete, rings um die eine Seite des Decks laufende Verschanzung wieder herzustellen, falls dieselbe von einem schweren Ballen durchbrochen oder wenigstens verschoben war. Ein zu der Plantage gehöriger Aufseher notirt dann die Anzahl der auf diese Weise beförderten Ballen in sein Notizbuch, und ist die Ladung auf dem Schiff gut untergebracht, so sucht es wieder das mittlere Fahrwasser des Stromes, um nach seinem Bestimmungsort zu gehen.

Die Löwenjagd.

Ein Gemälde von Horace Vernet.

(Zu dem Bild S. 569.)

Die Löwenjagd ist selbstredend kein Kinderspiel, wie die Araber recht gut wissen, und auch die Europäer durch zwei berühmte Nimrods, den Franzosen Jules Gérard und den Engländer Gordon Cumming, erfahren haben. Nur die Allerbeherztesten unter den Araber- und Beduinenstämmen wagen sich in einen Kampf mit dem König der Thiere, und immer nur in Trupps von vierzig bis fünfzig unerschrockenen und tüchtigen Jägern gehen sie ihm zu Leibe. In der That, selbst wenn der Löwe schon von zehn Kugeln durchbohrt, von zehn Yatagans durchstochen ist, erklärt er sich noch nicht für überwunden, sondern macht ungeheure Anstrengungen, seinem Mörder den Sieg so theuer als möglich zu machen. Blutend am Boden liegend, kaum noch athmend, drei Viertel todt, setzt er sich doch zur Wehr, so lange noch ein Tropfen Blut in ihm ist. Aus reiner Lust an der Jagd suchen die Araber dieses gefährliche Vergnügen daher nicht, sondern nur dann ziehen sie in Haufen aus, einen Löwen zu tödten, wenn eins dieser Thiere räuberisch in ihre Douars gebrochen und ihr Vieh getödtet und fortgeschleppt. — Horace Vernet, der berühmte Schlachtenmaler, hat eine arabische Löwenjagd zum Sujet eines vortrefflichen Gemäldes gemacht, das die ganze Energie und die Kraft seiner Pinselführung auszeichnet. Ein auf dem Rücken eines Kameels sitzender Araber hat einen jungen Löwen vorn auf dem Sattel und hält einen anderen mit der Rechten in der Schwebe; das Männchen, zum Tod verwundet, liegt, die Pranken von sich streckend, im letzten brüllenden Todeskampf, das Weibchen aber stürzt sich mit furchtbarem Sprung auf einen mit dem Pferd gestürzten Beduinen, der ihm die Pistole entgegenhält. Die Pferde bäumen und wiehern und ihre Reiter kehren sich entschlossen der Gefahr zu. Dieß die Komposition, deren Ausführung in der Farbe gleich vortrefflich ist.

Wochen-Chronik.

18. — 25. Mai.

Deutschland. Heidelberg 18. Schluß des deutschen Handelstages. — Koburg 18. Ausschußsitzung des deutschen Nationalvereins. Herausgabe eines Flugblattes, die Bundeskriegsverfassung betreffend. — Kaiserslautern 20. Pfälzische Bürgerversammlung, welche eine Adresse an den König um Aenderung der Wahlordnung beschließt. — Mannheim 20. Versammlung von Ständemitgliedern aus Bayern, Württemberg, Baden, Hessen und Nassau. — Würzburg 22. Beginn abermaliger Konferenzen von Militärbevollmächtigten der deutschen Mittelstaaten über Reform der Bundeskriegsverfassung. — Berlin 23. Ein Antrag von Bentkowski, der eine Beschwerde über angebliche gewaltsame Germanisirungsversuche in Polen enthält, wird vom Abgeordnetenhaus zurückgewiesen.

Oesterreichische Monarchie. Triest. Der Kaiser kommt am 17. nach Triest, um hier seine aus Madeira zurückkehrende Gemahlin abzuholen, und reist mit ihr am 20. nach Wien zurück, nachdem er zuvor eine Amnestie für alle vom triester Militärgericht Verurtheilten erlassen. — Pest. Im Unterhaus dauert die Debatte über den Antrag Deak's wegen einer Adresse an den Kaiser fort. Sämmtliche Redner sprechen sich für bloße Personalunion und gegen die Februarverfassung aus.

Dänemark. Kopenhagen 21. Ein königliches Dekret ordnet die Reduktion der Kriegsrüstungen und die Rückkehr eines Theils der Armee auf den Friedensfuß an.

Belgien. Brüssel 18. Die zweite Kammer genehmigt einstimmig den Handelsvertrag mit Frankreich. 20. Versammlung sämmtlicher flämischer Vereine. Gründung eines „Flamischen Verbands“, der namentlich bei den Wahlen seine Thätigkeit entfalten soll.

Frankreich. Paris 16. Rundschreiben des Ministers des Innern, Persigny, worin den Präfekten die strengsten Administrativmaßregeln anbefohlen werden zur Verhütung des Erscheinens staatsgefährlicher Broschüren. 18. Definitive Unterzeichnung der Konvention über die Räumung Syriens. Vom 20. an Generalversammlung der Deputirten der Freimaurerlogen von Frankreich zum Behuf der Neuwahl eines Großmeisters. Nach tumultuarischen Szenen wird am 22. nicht Prinz Murat, der frühere Großmeister, sondern Prinz Napoleon gewählt. 22. Der gesetzgebende Körper bewilligt der Regierung einen Kredit von 9 Millionen zum Ankauf der Mentone und Roccabruna vom Fürsten von Monaco.

Spanien. Madrid 18. Ein königliches Dekret genehmigt die Annexion von San Domingo, indem zugleich versprochen wird, daß die Sklaverei nicht wieder eingeführt werden soll. Santana bleibt Gouverneur.

Portugal. Lissabon 20. Eröffnung der Cortes durch den König.

Italien. Turin 20. Auf die Interpellation Ricciardi's über die Zustände im ehemaligen Königreich Neapel antwortet der Justizminister, daß die letzten Reaktionen weit unbedeutender waren als das Gerücht übertrieb, und nur etwa 20 Menschenleben an Soldaten, Nationalgarden und Bürgern kosteten. 21. Interpellation Techio's über die letzten Depeschen des Grafen Rechberg bezüglich Venedigs. Cavour sagt, die österreichische Regierung habe den Weg des Konstitutionalismus betreten, aber Venedig wird eine ewige Wunde bleiben. Audinot beantragt, die Kammer solle erklären, daß sie mit Interesse die Darstellung der Lokaa Umtriebes vernommen, und zur Tagesordnung übergehen. Der Antrag wird angenommen. — Mailand. Am 21. und 22. finden Volksaufläufe Statt wegen eines Rundschreibens des Generalvikars, der seinem Klerus die Betheiligung bei dem bevorstehenden italienischen Nationalfest verbietet. — Neapel 20. Prinz Carignan erläßt eine Abschiedsproklamation an die Bevölkerung und kehrt am 22. mit Ritter Nigra nach Turin zurück. Graf San Martino reist, mit strengen Instruktionen versehen, am 19. nach Neapel ab, und erläßt am 21. eine Proklamation.

Rußland. Fürst Gortschakoff erläßt am 14. eine Note an den russischen Gesandten in Paris, worin er sein Bedauern über die Räumung Syriens ausspricht und jede Verantwortlichkeit für die Folgen ablehnt.

Türkei. Konstantinopel 21. Die Vertreter der fünf Großmächte halten die erste Konferenz über die syrische Frage und kommen überein, daß über Syrien ein Generalgouverneur und zwar ein christlicher gesetzt werden soll.

Amerika. Die Truppen der Südkonföderation rücken gegen Washington vor, nach welchem immer neue Regimenter aus dem Norden zur Beschützung abziehen. Die nördlichen Truppen rücken nach Baltimore vor, besetzen am 14. die Stadt und proklamiren den Belagerungszustand.

Tagebuch für Garten und Haus.

Juni.

Die fortwährend scharfen, trockenen Winde und das dadurch hart gewordene Erdreich bringen im Fortgang der Vegetation wie in den Geschäften große Hindernisse hervor. Oefteres Befeuchten des Bodens, welcher nicht begossen werden kann, ist daher sehr zu empfehlen. Das Erwärmen des Erdreichs mit der durch die Sonne während des Tages erwärmten Luft mittelst im Boden angebrachter Röhren oder Dohlen, wie es in neuester Zeit in Anwendung kommt, ist bei solchen hellen, trockenen, kalten Frühjahren von großem Nutzen, zumal, wenn mit dem Begießen des Bodens recht nachgeholfen werden kann. Zur Erleichterung dieses Verfahrens eignen sich die neuen festliegenden wie transportabeln Gartenspritzen, durch welche das Wasser in großer Menge mit leichter Mühe in Reservoirs auf erhöhten Stellen in Gärten oder auf den Häusern angebracht, und durch Röhrenverbindungen in die verschiedenen Stockwerke des Hauses, Stallungen, Gärten, Höfe geleitet wird, wo durch eine Vorrichtung zum Aufschrauben eines kurzen Schlauches, mit einer Brause versehen, durch den vom Reservoir gebildeten Druck leicht das ganze Terrain des Gartens, Hofes u. begossen und die die Pflanzen umgebende Luft befeuchtet werden kann. Die Wirkungen sind von einem ganz außerordentlichen Erfolg und zwar so, daß bei den heißesten Jahrgängen die mannigfachsten Erzeugnisse hervorgerufen werden, was bei der gewöhnlichen Begießungsart, wo das Wasser auf einige Entfernung mit Gießkannen beigebracht werden muß, ohne bedeutenden Arbeitsaufwand nicht erreicht werden kann. Diese Vorrichtungen, wenn auch die Anlage etwas kostspielig, sollten ihrer großen Nutzbarkeit wegen in keinem Privathause fehlen.

In den Gewächshäusern wie in den Gärten, in welchen die Geschäfte vom vergangenen Monat in Folge der schlechten Witterung aufgeschoben werden mußten, müssen dieselben in diesem nach besorgt werden.

Briefmappe.

Hrn. Dr. S. in Lb. Es dürfte doch etwas zu viel über denselben Gegenstand seyn; wir haben Ihr Mst. an eine politische Zeitung abgegeben.

Hrn. v. D. in B. Die eingesandten Skizzen haben wir leider nicht benützen können, da zwei Arbeiten über den gleichen Gegenstand bereits vorliegen.

Hrn. Dr. N. in W. Wir haben den ersten Brief nicht empfangen; den zweiten dagegen mit G. und G. Den Aufsatz über die B. Sch. sowie den U. erwarten wir mit großem Interesse.

Hrn. L. in W. Wir haben gerade mit einem andern und befreundeten Schriftsteller dort ein Uebereinkommen getroffen.

Hrn. Kz. in Rbt. Für die Annoncen können wir nicht verantwortlich gemacht werden; deshalb steht auch unser Name über den Annoncen, nicht hinter ihnen. Die andere Anfrage brieflich.

Hrn. Dr. K. in B. Wir haben die Annoncen trotz vieler Bemühungen noch nicht zusammenbringen können; für das Porträt danken wir.

Hrn. Kalmann Perlack in Pest. Wir bezeugen Ihnen, daß die Skizze zu „Eröffnung des ungarischen Landtags in Ofen" in Nr. 30 nicht von Ihrer Hand, sondern von unserem geschätzten Mitarbeiter M. George Agoston ist.

Frl. A. M. in H. Wir können leider noch nicht mit N. verschonen: Nanowolitein [illegible].

Hrn. R. H. in W. Wir sind über die Art und Weise der Beschäftigung so sehr im Unklaren, daß wir nicht wissen, was antworten, so gerne wir Ihnen dienen möchten.

Hrn. L. in B. Wir werden Ihnen die Gründe näher bezeichnen. Das H. haben Sie inzwischen zum Versand.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

Bäder und Heilanstalten.

817

Bad Rippoldsau,



in einem reizenden Gebirgsthale des badischen Schwarzwaldes fast 2000 Fuß über der Meeresfläche gelegen, ist ein Kurort, wo man, umgeben von einer ländlichen Natur und im Genusse einer reinen aromatischen **Wald- und Bergluft**, vorzugsweise seiner Erholung und der Wiederherstellung seiner Gesundheit lebt.

Die durch ihre Heilerfolge berühmten Mineralquellen von Rippoldsau gehören nach den Analysen von Prof. Bunsen zu den ersten **salinischen Stahlsäuerlingen Deutschlands**, und erweisen sich in ihrer Wirkung als stärkend und leicht eröffnend. Sie werden diese Säuerlinge mit bestem Erfolge angewendet bei Krankheiten des Magens, bei geschwächter, von Blähungen und Schmerzen verbundener Verdauung, bei Verschleimung, Magenkrampf, [illegible], Stockungen der Unterleibsorgane, Hämorrhoiden, bei Schwäche des Blutes, Bleichsucht, unregelmäßiger Periode, Schleimflüssen, in Schwächezuständen nach vorhergegangenen längeren Krankheiten, Blutverlusten, [illegible], in Nervenkrankheiten.

Weitere Heilmittel sind hier noch die mehr abführenden **Natronsäuerlinge**, die **Ziegenmolken**, die **Fichtennadelbäder**, **kohlensaure Gas- und Douchebäder.**

Die **Pastilles digestives** werden versandt und haben sich als wirksam ergeben in Verdauungsstörungen und Unterleibsbeschwerden mit vorwiegender Säurebildung.

Die stärkenden leicht eröffnenden Mineralquellen mit den übrigen Heilmitteln, die geschützte Höhenlage, die balsamischen Ausdünstungen der mit Fichten und Tannen bewaldeten Berghalden, über welche sich die schattigen und höchst zweckmäßig angelegten Promenaden nach allen Richtungen sanft hinanziehen, der einfach schöne [illegible] mit der herrlichen Gebirgsluft, und endlich die Bequemlichkeit und der Comfort in dem Etablissement selbst verleihen dem Kurort einen besondern Reiz und Vorzug.

Ein Lesekabinet mit deutschen, französischen und englischen Journalen, eine Sammlung belletristischer Werke, Musik- und Gesellschaftssäle stehen den Kurgästen zur Benützung. Die **Reisegelegenheit** findet entweder von der Eisenbahnstation Offenburg durch das Kinzigthal oder von der Station Appenweier durch das Renchthal statt.

Aerztliche Anfragen beantwortet der von der Regierung angestellte großh. Badearzt **Feyerlin**; ökonomische Angelegenheiten, Wohnungsbestellungen, Versandt des Wassers und der Pastillen besorgt der Badeeigenthümer **Fritz Göringer**.

770

Die so wohlgelegene

Molken- und Bade-Kuranstalt zum Freihof in Heiden (Schweiz)

wird am 15. Mai wiederum eröffnet werden. Auch für Knaben, die zur Kräftigung ihrer Gesundheit einen längern oder kürzern Aufenthalt hier machen wollen, ist in körperlicher wie in geistiger Beziehung auf's Beste gesorgt, worauf die resp. Eltern besonders aufmerksam gemacht werden. Den früheren geneigten Zuspruch auch diese Saison hoffend, empfiehlt sich bestens der Besitzer dieser Anstalt

Heiden im Mai 1861. **Kellenberger-Sturzenegger.**

500

Bad Gleisweiler.

Eisenbahnstation Landau in der Rheinpfalz.

Kaltwasser-, Molken und Traubenkur. Warme, Dampf- und Kiefernnadelbäder. Gymnastik [illegible]. — Am schönsten und reizendsten Punkte des ehemaligen Haardtgebirges gelegen, ist Bad Gleisweiler auch [illegible] Kurhaus [illegible] besucht. — Näheres durch den dirigirenden Arzt

Dr. med. L. Schneider.

Bekanntmachungen aller Art.

706

Für Leidende.

Die Naturheilanstalt von Dr. Steinbacher in München [illegible] fort, Leidende zu jeder Jahreszeit aufzunehmen. Zahlreiche glänzende Erfolge an den schwersten und anderwärts oft schon für unheilbar aufgegebenen Fällen beweisen die ausnehmende Wirksamkeit unserer auf eine 30jährige Erfahrung sich stützenden und eigenthümlichen **Regenerationsmethode.** — Ueber die Heilresultate bei chronischen Unterleibs- und Hautkrankheiten, sowie Leiden des **Nervensystems** in Folge großer Säfteverluste und sexueller Erkrankung, als **Pollutionen, Nervenüberreizung, Spermatorrhoe, Impotenz**, dann Krankheiten, welche auf Säftemischung beruhen, wie Rheumatismus, Gicht, Skrofeln, Syphilis u. s. w., gibt Ausführliches der gratis zu beziehende Prospekt.

609

Staniol

oder **weiße Zinnfolie**, in vorzüglichem Glanz, **bunte Folie** in allen Farben, **Metallkapseln** in allen Größen mit beliebigen Prägungen fabriziren und offeriren zu billigsten Preisen **C. F. Ohle's Erben in Breslau,** Metallwaarenfabrik.

584

Englische Odontine,

das schnellste und sicherste Linderungsmittel gegen jeden Zahnschmerz, in Flacons zu 12 und 30 kr., empfiehlt die **Paradies-Apotheke in Nürnberg.**

815

Salon-Springbrunnen,

künstlich springende, etwas ganz Neues, Brillantes de Zeichnung, mit Aquarium und Vogelbauer.

Blumen aus Blech,

für Dekoration von Balkons, Grabsteinen, Salons und für Kirchen, in prachtvollem, mattem Material. — **Dampfschiffe**, auf Wasser selbst fahrend, für Kinder. **Camphine- und Photogenlampen.**

Biberach (Württemberg), 1861.

Consoni Rheinhardt.

773

Elegante, extra feine u. modernste

echte Doppelpanamahüte,

das Stück $2\frac{2}{3}$ Thlr. Preuß. Courant; Ladenpreis 10 Thlr.; billigere Sorten à $\frac{2}{3}$ Thlr., $1\frac{1}{4}$ Thlr., $1\frac{1}{2}$ Thlr. u. 2 Thlr. das Stück; Werth und Fabrikpreise, versende ich gegen Franko, mit Rimessen und erfülle schnell Aufträge, auch gegen Postvorschuß. Bei Abnahme von Dutzenden Rabatt.

E. Eib, Reichenstraße 33 in Altona, bei Hamburg.

Tiroler Holzschnitzwerke

aus den Händen der ersten Schnitzler, als 292
Reliefs, Statuetten und Gruppen von 6 — 60 Thlr. preuß. Crt.
sind vorräthig bei **J. Peterlongo in Innsbruck.**

245

Gelagerte Cigarren

à 8⅔ bis 200 Thlr. per Mille in breiter Waare zu Engros-Preisen bei
F. W. Stolze & Comp. in Erfurt, preuß. Thüringen.

729

C. L. Sodemann & Comp.

in Hamburg, Große Reichenstraße 44.

En gros Lager ächter Havanna-Cigarren empfehlen die bekannten und beliebten Marken.

Cabânas y Carbayal	à mille	50 Thlr.	u. 40 Thlr.
Flor de Cabanas	„	28 „	
La Patria, medio Regalia	„	24 „	
La Venetiana, trabucollos	„	20 „	
Londres Pluribus	„	16 „	u. 13 Thlr.
La Marina	„	13 „	
Flor de tabâcos	„	10 „	

Sämmtlich wohlbrennend und von vorzüglichstem Aroma. Probekisten werden abgegeben und Ordres prompt gegen Postnachnahme effektuirt.

Cigarren-Import aus der Habana.

Alle Stände, die in dem Genusse von „echt importirten Cigarren" eine angenehme Zerstreuung haben, und denen daran gelegen, ihren Cigarrenbedarf nicht allein **aus erster Hand**, sondern auch in **reellster Weise** anzuschaffen, mache ich auf mein großes Vorräthe „alter echt importirter Cigarren", die ich „direkt aus der Havana" von meinem dortigen Schwagershause beziehe, aufmerksam. Abgesehen davon, daß der Kauf aus erster Hand schon an und für sich jedem der Herren Abnehmer bedeutende Vortheile gewährt, so enthält mein Lager auch, auf Grund meiner direkten Verbindung mit der Havana, stets alle „von Cigarrenkennern" geschätzten Marken in größter Auswahl.

Zur Erleichterung und Erleichterung der Wahl habe ich mein Lager in drei Hauptabtheilungen (A, B, C) eingetheilt und bietet das nachstehende Verzeichniß den Herren Reflektanten Gelegenheit, über die Eigenschaften jeder einzelnen Cigarrensorte Aufschluß zu erhalten.

555

A. Kabinet-Cigarren:
von 60—100 Thlr.

Nr. 190:	Edles Colorado, unübertrefflich im Aroma, verführerisch im Geschmack	pro Mille 100 Thlr.
„ 164:	Eigenschaften wie die vorstehende Nummer, nur in eleganter schlanker Form	„ „ 90 „
„ 147.	Reifes Aroma, kräftig im Geschmack und gewürzigem Geruch (Prim- und Kuba-Cigarre)	„ „ 80 „
„ 124:	Kleine Form, mittelkräftig, füßerdes Aroma	„ „ 70 „
„ 80:	Schöne mittelgroße Form, feinstes Aroma, leicht und lieblich im Geschmack	„ „ 60 „

B. Hochfeine Cigarren (Nachtisch-Cigarren):
von 40—60 Thlr.

Nr. 143:	Gefälliges volles Format, mittelkräftig, prächtiger Geruch und vorzüglich im Geschmack	pro Mille 60 Thlr.
„ 136	Schöne Façon, mild, vorzügliches Aroma	„ „ 50 „
„ 112:	Kurz und dick, aromatisch und sehr kräftig im Geschmack	„ „ 50 „
„ 80:	Elegante Façon, mild und lieblich für die Jugend, feines Aroma	„ „ 60 „
„ 125:	Normale Façon, leicht und angenehm im Geschmack, mit vorzüglichem Aroma	„ „ 40 „

C. Feine Cigarren (für jede Tageszeit):
von 20—35 Thlr.

Nr. 110:	Sehr elegante Form, mittelkräftig im Geschmack, angenehmes Aroma	pro Mille 30 Thlr.
„ 19	Fast wie vorstehende, nur weniger kräftig im Geschmack	„ „ 20 „
„ 100:	Reifes Colorado, mild und angenehm im Geschmack, feines Aroma	„ „ 30 „
„ 100:	Schlank, kräftig im Geschmack, schönes Aroma	„ „ 35 „
„ 119	Normale Kiste, lieblich im Geschmack und sehr aromatisch	„ „ 20 „

Alle eingehenden Ordres, mit einfacher aber genauer Bezeichnung der gewünschten Nummern, werden mit Präzision und unter Garantie der strengsten Reellität sofort effektuirt.

Schlesinger, Importeur von Cigarren aus der Havana, Breslau, Comptoir u. Lager: Bischofstr. Nr. 3, 1. Etage.

Erstes amerikanisches u. europäisches Patent-Nähmaschinendepot u. Fabrik von

F. Becke in Berlin, Chausseestr. 102,

empfiehlt 766



Nähmaschinen



für den Gebrauch in Familien und Fabriken.

Für weiße Wäsche	50 Thlr.	Für Uebermenschlichanbetracht	50 Thlr.
Wäsche jeder Art 60 bis	70 „	„ Kragenstücken und Hutfutter	70 „
Für Schuhmacher und Nähender Fingerhut-Bandelmaschinen 50 bis	70 „	Für Mützenschirm-Fabrikanten 80 bis	100 „
dem auch Kragen 50 bis	70 „	Zum Anlassen d. Hüte von Bandumlegung	110 „
Leipziger Konfektion	110 „	Für Mützenmacher	70 „
Zum Nähen mit Bindfaden für Kramer, Segeltuchfabrikanten	90 „	„ Familiengebrauch	60 „
Sohlen für Filzmacher	95 „	„ Kattunfabrikanten	75 „

Illustrirte Preiscourante werden auf portofreie Anfragen eingesandt, sowie auf Verlangen die ersten Häuser Europas namhaft gemacht, welche mit angeführten Maschinen arbeiten, und welche das Fabrikat gern als das erste und beste seiner Art empfehlen.

Alleiniger Gründer des ersten Nähmaschinen-Geschäfts in Europa.

749



Nähmaschinen

mit erhöhter Geschwindigkeit.

Carl Beermann,

Berlin, Unter den Linden Nr. 8,

empfiehlt,

Nähmaschinen für feine Wäsche mit fast verdoppelter Geschwindigkeit	50 Thlr.
für Damenschneiderarbeiten do. do.	90 „
für Herrenschneiderarbeiten	85 „
für Mützenarbeiten mit Schiffchen größter Art	80 „
für Schuhmacherarbeiten in derber und kräftiger	80 „
Tambourirmaschinen zum Besticken von Damenschneiderarbeiten, Handschuhen rc.	65 „

Verzinnte gusseiserne Kochgeschirre

von



Georg Gutbrod

in

Stuttgart.

(Erste und einzige Fabrik in Deutschland.)



555 Gewöhnliche eiserne Töpfe sind häufig nicht zu verwenden; viele Speisen verlieren darin ihre natürliche Farbe; Töpfergeschirre sind zu zerbrechlich. Diese Uebelstände [illegible] bei dem **Geschirre aus verzinntem Gußeisen** — das in England allgemein im Gebrauch — vollkommen beseitigt. Jede Speise kann ohne Nachtheil darin gekocht werden, dabei ist es solid und dauerhaft. — Muster und Preislisten stehen zu Diensten.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 37.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

VI. Band.

III. Jahrgang.

Zweites Semester.

Stuttgart, 9. Juni 1861.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich

Thlr. 1 — oder fl. 2. 30 kr. rhein.

Der Wechsel des Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

Jetzt öffnete der Kammerdiener geräuschlos die Thüre und winkte mir freundlich zu, ich möchte eintreten. Mir klopfte mein Herz so ängstlich und heftig; von dem Vorzimmer, durch welches ich ging, sah ich in einen kleinen Salon, wo Herr von Steinfeld in einem Lehnstuhle am offenen Fenster saß. Ich schritt sehr langsam vorwärts, doch kaum hörte er meinen Schritt, so wandte er das Gesicht gegen mich und winkte mir herzlich mit der Hand. — Wie das meinen Gang beschleunigte! Im nächsten Augenblicke war ich an seiner Seite, ergriff seine beiden Hände, die er mir entgegenstreckte, und da er mich sanft zu sich hinzog, so sank ich neben seinem Stuhl in die Knie nieder, und ehe ich wußte, wie das gekommen war, drückte ich mein Gesicht laut weinend in seine Hände. — —

„Mein lieber Eugen, mein lieber, guter Eugen," sagte er mit sanfter, inniger Stimme, „wir sind so kurze Zeit getrennt gewesen und haben doch in diesen paar Tagen so Vieles erlebt. — Nun, mein Sohn, zeige mir ein frohes Gesicht, noch ist nichts verloren, nur wer sich selbst und sein Geschick aufgibt, der hat die Partie verspielt, wir aber, so hoff' ich bei Gott, wir wollen gewinnen."

Ich erhob mich rasch und mußte



Peter von Cornelius. Nach einem Medaillon von Wiener. (S. 578.)

ihm gegenüber an dem Fenster Platz nehmen, ein Blick dort hinaus auf die mondbeglänzte Gegend zeigte mir die gewaltigen Massen des düstern Schlosses Itting, wie ich es damals von der Terrasse gesehen.

Er bemerkte meinen Blick und sagte: „Ich habe träumend wieder einmal vergangene Jahre durchlebt, und wo konnte ich das besser, als bei diesem Anblick. O, ich sage Dir, Eugen, dort mit jenen Mauern und Thürmen vor Augen sind die Ereignisse mit einer Frische und Lebhaftigkeit vor mich hingesprungen, als hätte ich gestern, heute erst all' das Schreckliche durchgemacht — ah, Du warst selbst droben? ich habe Alles das durch Bachmann erfahren, Du hast merkwürdige Dinge dort erlebt, förmliche Verbrechen begangen; nicht wahr, es weht ein finsterer Geist durch die Mauern jenes Schlosses? — — Aber Etwas ist mir in jenem Bericht lückenhaft," fuhr er lebhaft fort, „Du gingst mit Vetter in der Absicht dort hinauf, um nach jenem gewissen Gegenstand daselbst zu suchen." —

„Ja," gab ich so ruhig als möglich zur Antwort, „und fand ihn auch."

„Du hast ihn gefunden?", fragte er lebhaft, „bei Gott, Du hast ihn gefunden?"

„Ich fand Alles so, wie jene Frau es erzählt."

„Du fandest Alles so" — sprach er mit leiser Stimme — „wie konnte es auch anders sein, ist doch das ganze entsetzliche Ereigniß nur eine schauderhafte Wahrheit. — Ja, ja, Du fandest

jene Wendeltreppe, Du fandest die Vase und auch jenen armseligen Gegenstand, der dort siebenzehn Jahre in Vergessenheit geruht — Du fandest jenen Freiherrn von Germersbach, ja sogar den Letzten der Issling-Sternfeld — — Alles haben wir gefunden, ich noch mehr wie Du — ich will das nachher ausführlicher erzählen — wie die Beweise ihrer Geburt in meine Hand kamen."

„Ah," rief ich erregt aus.

„Alles, Alles haben wir gefunden," fuhr er nach einer Pause fort, und setzte hinzu, nachdem er die Hände vor das Gesicht gedrückt und in seinem Lehnstuhle zusammensank, „Alles haben wir gefunden — nur sie nicht, ohne die Alles — Nichts ist."

Konnte ich seinen tiefen Schmerz sehen und schweigen, da ich doch im Stande war, ihn mit wenig Worten so unbeschreiblich glücklich zu machen? Nein, ich durfte nicht schweigen, und doch vermochte ich es nicht über mich, ihm die ganze Wahrheit zu sagen; hätte ihn das, was mich so niedergedrückt, nicht auch jedenfalls schmerzlich berühren müssen? Gewiß, und war es nicht auch im schlimmen Falle möglich, daß er nicht an meine vollkommene Unschuld glauben konnte? Diese meine gewiß gerechten Befürchtungen mögen es verzeihlich erscheinen lassen, daß ich nicht wagte ihm die volle Wahrheit zu sagen.

Ich legte meine Hand ruhig auf seinen Arm, beugte mich gegen ihn und sagte: „Warum sollen wir nicht die gegründete Hoffnung haben, sie wiederzufinden; ich glaube" — setzte ich stockend hinzu, als ich sah, wie er, durch den vielleicht unwillkürlich feierlichen Ton meiner Stimme aufmerksam gemacht, mich scharf anblickte, „ja ich glaube," fuhr ich nach einer Pause fort, „daß wir eine Spur gefunden haben."

„Wer ist wie?" fragte er hastig.

„O, lieber Herr von Steinfeld," gab ich ihm schmeichelnd zur Antwort, „ich will Ihnen gerne Alles sagen, was ich weiß, nur fürchte ich, meine Erzählung könnte Sie aufregen, und das könnte Ihnen in Ihrem jetzigen Zustande schädlich sein."

„Hast Du mir etwas Gutes mitzutheilen?"

„O, etwas sehr Gutes."

„Von ihr, von meinem Kinde?"

Ich nickte stumm mit dem Kopfe; denn es preßte mir auf eine unerträgliche Art die Brust zusammen, als ich sah, wie er seine Hände zusammenlegte und mit einem dankenden Blicke aufwärts schaute — „etwas Gutes," murmelte er, „o, etwas Gutes — — diese Freude werde ich ertragen, die wird mir nicht schaden, o sprich — sprich," wandte er sich hastig gegen mich, „sage mir, was Du weißt."

„Sie erinnern sich," fuhr ich nach einem Augenblicke, in welchem ich mich gesammelt hatte, fort, „daß jene Frau Merzer das Kind, welches sie in der bewußten Nacht in ihren Armen gehalten, als ein kleines, reizendes Geschöpfchen geschildert, ohne Fehler und Makel, nur habe es in der Gegend des Herzens ein blutrothes Maal gehabt, gerade so wie eine Stichwunde, die sich erst vor Kurzem geschlossen."

„Ob ich mich erinnere? O, im Wachen sowohl wie im Schlafe gedenke ich an den fürchterlichen Traum meines unglücklichen Weibes, welcher ihrem Kinde das blutige Maal aufgedrückt; aber weiter — weiter!" Er richtete sich empor und seine Blicke suchten in den meinigen zu lesen.

„Ich glaube, Ihnen eines Kindes erwähnt zu haben," sprach ich absichtlich langsam und ruhig, „eines kleinen Mädchens, welches mit mir im Armenhause aufwuchs und von einem sehr armen Vater als sein Kind ausgegeben wurde."

„Ausgegeben wurde," wiederholte er gespannt.

„Wir alle glaubten, d. h., wenn ich sage wir Alle, so meine ich uns Kinder, die wir mit ihr spielten und uns eben als Kinder nur um das bekümmerten, was gerade vor uns lag, und ebenso unsere Nachbarn im Armenhause; mein Pflegevater dagegen, wenn er auch vielleicht nie auf eine ganz richtige Vermuthung kam, sowie auch meine gute Pflegemutter, die beide eine fast unerklärliche Liebe zu dem kleinen Mädchen hatten, konnten das Spiel der Natur nicht begreifen, das einem solchen Vater eine solche Tochter gab. Jene Frau Merzer aber lieh diesen Gedanken häufig Worte, wenn sie das kleine Mädchen mit ihrem guten Gesichte, ihrem zierlichen Wuchse, ihrem liebenswürdigen Wesen mit einer verzauberten Prinzessin verglich."

„Und dieses Mädchen?" fragte er nach einem tiefen Athemzuge mit fast tonloser Stimme.

Doch that ich, als hätte ich diese Frage nicht gehört und fuhr fort: „Ihr Vater wurde sehr krank und starb; doch ehe er verschied, lieferte er dem Herrn von Schwanefeld Beweise in die Hand, aus denen dieser ersah, daß das Mädchen nicht die Tochter ihres angeblichen Vaters, sondern ihm vor siebenzehn Jahren als eine elternlose Waise übergeben worden war."

„Vor siebenzehn Jahren? — ja — aber dieses Mädchen?"

„Es war meine Jugendgespielin," sagte ich in überströmendem Gefühl, „und ich hatte sie unbeschreiblich lieb, wir theilten als Kinder Freude und Leid mit einander, sie war mir anhänglich, und ich hätte im Nothfalle mein Leben für sie gelassen. Das war aber auch kein Wunder, und wie ich über sie dachte, so dachten Alle über sie, die sie kannten; Alice war der Liebling Aller, und sie verdiente es zu sein."

„Alice," wiederholte er — „Alice."

„Könnte ich sie nur beschreiben," fuhr ich begeistert fort, „ihre feine, zierliche Gestalt, ihr ernstes und doch so freundlicher Blick, ihr unbeschreiblich reizendes Lächeln, ihr gutes, etwas bleiches Gesicht, ihr blondes Haar!"

„Ah, sie hat blondes Haar," sagte er hastig.

„So blond wie die Dame auf dem Bilde, welches Sie mir gezeigt."

„Weiter — weiter!"

Jetzt mußte ich von der Wahrheit abweichen, ich konnte nicht anders.

„Jene Frau Merzer," fuhr ich nach einer Pause fort, „sie ist es, der wir die Entdeckung verdanken, daß Alice das Mädchen ist, welches sie vor siebenzehn Jahren in ihren Armen hielt. — Das Maal —"

„Man fand es bei ihr?" rief er auffahrend.

„Ich nickte mit dem Kopfe."

„Licht, Licht — ein Schimmer in dunkler, trostloser Nacht, o daß ich in dieser Stunde von hier fort könnte, zu ihr eilen — und nur einen einzigen Blick auf sie werfen — nur einen einzigen, und er sollte mich von allen Zweifeln erlösen. — Ich brauchte weiter keine Beweise, keine Dokumente — ist sie die Tochter ihrer Mutter, hat sie nur einen Schimmer vom Ausdrucke des Auges meiner unvergeßlichen Anna, so würde ich sie unter Tausenden erkennen. — O, ich muß sie nie gesehen haben. — Wie kam es wohl, daß ich sie nie gesehen?"

„Sie lebte still und zurückgezogen," gab ich ihm eifrig zur Antwort, „es kennen sie nur Wenige, aber dabei hat sie das Glück, daß alle die, welche sie kennen, sie achten, lieben, ja verehren."

„Das gebe Gott," erwiederte er in innigem Tone der Stimme, indem er seine Hände zusammenlegte, „und wo finde ich sie, wenn ich morgen zur Stadt gehe? denn länger soll mich nichts hier zurückhalten."

„Alice ist bei meinem Pflegevater, dem Herrn von Schwanefeld, der sie wie seine Tochter liebt."

Er erhob sich rasch von seinem Lehnstuhle und schritt einigemale in seinem Zimmer auf und ab, während er sagte: „Das Kranksein muß jetzt gänzlich abgeschüttelt werden, ich fühle auch, wie die Erregung wohlthätig auf meine Nerven wirkt, wahrhaftig, mein Sohn, wir haben jetzt keine Zeit, hier müßig zu liegen. Ist es mir doch, als wichen die Nebel mit einem Male, die zuweilen mein Gemüth umschleiert hielten. — O, wenn es wahr wäre," setzte er mit unaussprechlich weicher Stimme hinzu, indem er vor mir stehen blieb und seine Hand auf mein Haupt legte, „daß ich sie wieder fände, und so wieder fände, wie ich es nur allein wünschen darf, denn sonst wäre sie besser todt für mich, wenn mein Leben wieder einen Zweck hätte, wenn ich vielleicht noch glücklich werden könnte, und sie — und auch Du. — O, es ist das zu schön, um es für Wahrheit halten zu können." Er drückte die Hände vor das Gesicht und schauerte zusammen, als überlief ihn ein Fieberfrost.

„Ja, wir haben genug zu thun," fuhr er nach einer längern Pause heiter fort, „und auch Du hast meine Geschäfte tüchtig vermehrt. — Sprich nicht, entschuldige Dich nicht, o wenn Du in den Augen Deiner höheren Vorgesetzten so entschuldigt wärest, wie in den meinigen, so müßten sie Dir augenblicklich eine Belohnung zuerkennen — dieser übermüthige Bube! Ah, wenn ich die Genugthuung hätte, ihn und seine Helfer des Betrugs überweisen zu dürfen und sie fortzujagen von der Schwelle des glorreichen Hauses, dessen Name er durch seine brutale Gegenwart besudelt — der Letzte der Issling, o er wird der Letzte sein." —

Ich konnte mich nun nicht enthalten, ihm zu erzählen, daß Vetter, welcher heute sein Offizierspatent erhalten, mit ihm noch besonders zusammengekommen und nicht gesonnen sei, ihm den Dank für die zugefügte Beleidigung zu erlassen. —

„Vetter's Avancement freut mich sehr," sagte Herr von Steinfeld mit großer Theilnahme, „er wird ein tüchtiger Offizier werden und eine gute Zukunft haben, wenn ihm Gelegenheit geboten wird. Was Dich anbelangt, mein lieber Eugen, so wird es Dir vielleicht schmerzlich werden, eine Laufbahn verlassen zu müssen, wo auch Du vielleicht Erfolge gehabt hättest — vielleicht — sage ich, aber es ist das ein Glücksspiel mit vielen Nieten und wenig Treffern, und wo obendrein ein glorreicher Treffer auch nach zur Null führen kann. Gräme Dich nicht darüber, daß Du den bunten Rock ausziehen mußt, ich werde Dir darin mit gutem Beispiele vorangehen, und verspreche Dir, mit Gottes Hülfe Deine Zukunft so zu arrangiren, daß Du mir in kurzer Zeit Deinen besten Dank dafür sagen sollst. —

„O, wie ich mich auf morgen freue," fuhr er nach einem längern Stillschweigen mit rührender Lebhaftigkeit fort, „wie ich, zagend wie ein Kind, sie aufsuchen werde, denn darüber kann und darf ich mir keine Illusionen machen. Der erste Anblick ist entscheidend." Er schritt wieder eine Zeit lang im Zimmer auf und ab, dann warf er sich in einen Lehnstuhl und sagte: „Ich muß meine heißen Gedanken etwas abkühlen, und zu diesem Zwecke will ich Dir erzählen, was mir in den letzten Tagen begegnet ist. — Jetzt, wo ich fühle, daß ich die da drüben," er zeigte mit der Hand auf die dunkeln Massen des Schlosses Issling, „bald in meiner Gewalt und unter mir haben werde, ist es mir fast eine Erholung, Dir meine Begegnung mit ihnen zu schildern.

„Ich erfuhr aus sicherer Quelle, daß der alte treue Diener unseres Hauses, den sie in seiner jahrelangen Krankheit bei sich verborgen hielten, seinem Ende entgegensehe und dringend verlange, mich noch einmal zu sprechen. Da ich nun genau wußte, daß es mir nicht gelingen würde, offen zu ihm zu gelangen, um ihn ohne Zeugen zu sprechen, so mußte ich zur List und zur Verkleidung meine Zuflucht nehmen, und war mir dabei ein ergebener Diener des Schlosses behülflich. Ich erreichte das Dorf Issling bei einbrechender Nacht und fand dort ein Pferd, die graue, unscheinbare Kleidung eines Jägers und den Brief eines benachbarten Gutsbesitzers, den ich in's Schloß bringen sollte, um dort vielleicht bis zum nächsten Morgen auf Antwort zu warten. Glaube mir, es bewegte mich ein eigenes Gefühl, als ich den bekannten Weg hinausritt, als ich das Schloß vor mir sah, als mich endlich der Ton der Hufe auf dem Pflaster des Hofes aus meinen Träumereien riß. Ich wandte mich nach der Halle, wo die Bedienten Abends versammelt sind und wo ich wußte, daß ich keinen finden würde, der mich wieder erkenne. So war es auch; es saßen da um den Tisch lauter mir fremde Gesichter, und einem der Lakaien, der mir, als ich in das Zimmer trat, entgegenkam, händigte ich meinen Brief ein mit der Bitte, mich wissen zu lassen, ob ich auf eine Antwort zu warten habe; dann stellte ich mich an ein Fenster und blickte in den Abend hinaus. Trotz der Dunkelheit sah ich da draußen nach dem kleinen Parke zu lauter mir bekannte Gegenstände: die kleine Terrasse vor den Fenstern, die mir unvergeßliche Freitreppe, wo ich so oft ihren Zügel gehalten und sie von dem Sattel gehoben, der Weg, der sich zwischen dem dunkeln Gesträuch hell abhob und mit einer Windung drüben in's Waldthal hinabführte, die mächtigen Eichen, die das alte Schloß still und gespensterhaft, wie riesige Wächter, umstanden. Hoch oben, durch ihre leise spielenden Blätter drangen die Strahlen des Mondes hindurch und warfen weiße, zitternde Lichtbilder auf den uralten, trotzigen Wartthurm.

„Mein Pferd hatte ich draußen im Hofe angebunden, ich konnte ja nicht wissen, ob man mich gleich wieder fortschicken würde.

„Nach einer Weile kam jener Lakai zurück und sagte mir, er habe den Brief übergeben; der Freiherr von Germersbach sei aber im Augenblicke sehr beschäftigt und ersuche mich zu warten, voraussichtlich nur eine Stunde, vielleicht aber auch sei es nicht anders zu machen, als daß ich erst morgen früh zurückreiten könnte. Das hatte ich erwartet und soweit war Alles in Ordnung. Die Aufforderung, mein Pferd in den Stall zu bringen, lehnte ich mit der Bemerkung ab, ich wolle doch erst warten, ob ich nicht nach einer Stunde abgefertigt würde; vorderhand aber zöge ich vor, das Thier im Freien zu lassen, wolle es aber an einer andern Stelle anbinden, wo es durch die Gebäude des Schlosses vor dem Abendwinde geschützt sei. Das wurde mir natürlich gänzlich freigestellt; auch hatte der Lakai nichts dagegen einzuwenden, als ich ihm sagte, ich wolle draußen bei der Terrasse die prachtvollen Bäume betrachten, die für mich als Jäger und Forstmann ein ganz besonderes Interesse hätten.

„Mein Pferd nahm ich nun aus dem Schloßhofe fort und führte es auf die Terrasse hinter dem Gebäude, wo links jener kleine Hof war, den die Stallungen und Remisen umschlossen. O, es war beim ganzen Schlosse wohl kein Terrain, welches ich so genau kannte wie dieses; stand es doch so lebhaft vor meiner Erinnerung, wenn ich an jenen Abend dachte, wo ich das Schloß als Verwalter Müller betreten; hier war die kleine abgesonderte Treppe, die zu dem Appartement führte, welches ich damals bewohnte, dieselben Zimmer, wo jetzt mein armer alter Freund seine letzte Stunde erwartete.

„Ich blickte aufwärts und sah durch die herabgelassenen Vorhänge einen schwachen Lichtschimmer; dort wußte ich ihn zu finden, dort erwartete er mich.

„Nachdem ich eine Zeit lang wie ohne alle Absicht auf der Terrasse hin und her gegangen war, dabei aber vorsichtig nach allen Seiten umhergespäht, wandte ich mich der Thüre zu, welche die kleine Treppe verschloß, öffnete sie, und da ich mein Terrain ganz genau kannte, so ging ich sicher, aber so geräuschlos wie möglich, hinauf. Ich hatte nicht gehofft, jene Thüre offen zu finden, und wollte mich schon bei dem mir bekannten vorsichtigen und mißtrauischen Charakter des Freiherren von Germersbach darüber wundern, als ich mit einem Male, auf dem kleinen Gange angekommen, der zu dem Vorzimmer führte, Stimmen hörte, und zwar die der Freiherren von Germersbach Vater und Sohn, die hier in dem anstoßenden Gemache auf das Ende des nebenliegenden Sterbenden warteten.

„Auf diesem Wege konnte ich also nicht weiter, denn es wäre Wahnsinn gewesen, mich den Beiden zu zeigen, besonders ehe ich irgend Etwas auf dem Schlosse erreicht hätte.

Ich mußte mich also zu einem Umwege über die Haupttreppe des Schlosses bequemen, und ging deßhalb so rasch und geräuschlos als möglich den Weg zurück, den ich gekommen, trat wieder auf den Schloßhof, ging die Rampe hinauf, und trat durch den Haupteingang in das Vestibule, wo an dem Stuhle neben der breiten steinernen Treppe heute wie damals der Stab des Portiers lehnte — und ich, der hier als Herr hätte empfangen werden sollen, war genöthigt, mich wie ein Dieb einzuschleichen. Bewaffnet war ich allerdings für alle Fälle, unter meinem grauen Jagdrocke trug ich einen kurzen, scharfen Hirschfänger, und in den Taschen der Beinkleider hatte ich ein Paar doppelläufige, vortrefflich gearbeitete Pistolen, aber es mußte mir Alles daran gelegen sein, einen Kampf zu vermeiden, bei dem mich am Ende die Uebermacht doch überwältigt haben würde, und wo ich in dem Falle sicher war, ohne alle Schonung behandelt zu werden. Die Bewegung, in welche mich diese eigenthümliche Lage versetzte, hatte das Gute, daß sie die schmerzlichen Gefühle dämpfte, die mich gewaltsam erfaßten beim Anblick des Vestibules, der Treppe, des Korridors oben und der weiten jetzt finsteren Gemächer, die ich nun mit leisem Schritte betrat, Alles Orte, die für mich durch ihre Gegenwart geheiligt waren, die mir damals so licht und freundlich, heute aber wie mit finsteren Schatten erfüllt erschienen.

„Unterdessen setzte ich ruhig den mir bekannten Weg fort, öffnete so leise als möglich eine Thüre nach der andern, und ging fast unhörbar auftretend durch die hohen, gewölbten Gemächer, in welchen trotzdem mein Fußtritt verrätherisch hallte. — Dabei blieb ich zuweilen stehen und freute mich an der tiefen Stille, die mich rings umgab. Endlich hatte ich die lange Zimmerreihe durchschritten — o, ich hätte hier meinen Weg mit verbundenen Augen gefunden, und fand zu meiner Freude, daß die Thüre, welche zu dem oben erwähnten kleinen Appartement auf der Rückseite des Schlosses führte, nicht verschlossen war. Wahrscheinlich hatten die Freiherren von Germersbach auch diesen Eingang benützt.

„Ich verriegelte ihn, um von dieser Seite wenigstens vor einer Ueberraschung sicher zu sein. Dort die zweite Thüre rechts führte zu dem Schlafzimmer, wo ich drunten einen Lichtschimmer erblickte, behutsam öffnete ich und trat in ein mäßig erhelltes Krankenzimmer. Mein erster Blick war auf die gegenüberliegende Thüre, welche in das Vorzimmer führt, wo sich die beiden Germersbach befanden und deren Stimmen ich wieder vernahm und erkannte, ohne ihre Worte verstehen zu können. Glücklicherweise stand diese Thüre nicht offen, und da ich das Schloß derselben genau kannte, so gelang es mir, geräuschlos auch dort einen kleinen Riegel vorzuschieben, dann blieb ich tief aufathmend stehen und blickte im Zimmer umher. Dort war das Bett mit halb zurückgeschlagenen Vorhängen, dort lag er, den ich suchte, mein treuester Freund, sein Gesicht war bleich und eingefallen, sogar für mich kaum erkennbar. Mit geschlossenen Augen lag er unbeweglich da und mich durchzuckte schmerzlich der Gedanke: du kommst zu spät. Rasch wandte ich mich dem Bette zu, legte meine Hand auf die Stirne des unbeweglich Liegenden und fühlte zu meiner größten Freude ein leises Klopfen in den Adern seiner Schläfe. Ich beugte mich auf ihn herab und sprach mit leiser Stimme seinen Namen aus, wobei ich auch den meinigen nannte.

„Ein langer Athemzug schwellte seine Brust, dann hob er müde seine Augenlider empor, blickte mich einige Sekunden an, worauf ein Lächeln seine bleichen Züge überflog und seine Lippen kaum vernehmlich murmelten: ‚Gott sei — Dank — Sie sind es.‘ Ich richtete meine Hand auf das Nebenzimmer — ein Zeichen, das er zu verstehen schien, denn er nickte leicht mit dem Kopfe und flüsterte: ‚sie sind da, wir haben keine Zeit zu verlieren.‘ Dann legte er seine zitternden Finger um meine Rechte und versuchte es, meine Hand an seine Lippen zu ziehen. Doch drückte ich sanft mein Gesicht auf seine Stirne und er spürte wohl, daß meine Augen feucht waren. Hastig öffnete er nun seine Finger wieder, griff mit der linken Hand auf seine Brust und zog ein kleines flaches Paketchen hervor, nicht größer und dicker als ein mäßiger Brief, das in Form eines Amulets mit dunklem Seidenzeug umnäht war. Dann hauchte er mir zu: ‚Bewahren Sie es wohl, es ist wichtig — und nun um aller Heiligen willen verlassen Sie mich und das Schloß.‘ — Begreiflicherweise zögerte ich und lehnte mich an das Bett, um ihm Muth einzusprechen, doch sah ich wohl, daß er auf meine Worte nicht zu achten schien, sondern daß er angstvolle Blicke auf die Thüre des Nebenzimmers richtete. Auch drückte er wiederholt meine Hand, legte sie auf sein Herz und flüsterte mit kaum hörbarer Stimme: ‚Ich sterbe zufrieden und bald, o verlassen Sie mich, mein theurer, geliebter Herr, verlassen Sie dieses Schloß, daß nicht meine letzten Augenblicke noch durch etwas Entsetzliches gestört werden.‘

„In dem Nebenzimmer hörte ich einen Stuhl rücken, und dieß Geräusch schien die Angst des Sterbenden zu vermehren. Wiederholt winkte er mir zu gehen, und ich konnte nicht anders, als seinem dringend ausgesprochenen Wunsche Folge zu leisten. Noch einen langen und herzlichen Kuß drückte ich auf seine entfärbten Lippen und fühlte einen Moment seine zitternden Hände meinen Kopf umfassen — — aber nur einen kurzen Augenblick, dann sanken seine Arme kraftlos zurück, sein Kopf bog sich wie willenlos in die Kissen, er athmete noch einmal mit dem so unverkennbaren eigenthümlichen Geräusche, und wenige Minuten nachher hatte ich die Genugthuung, dem Treuesten der Treuen die leblosen Augen zudrücken zu dürfen.

„Ich will Dir gestehen, daß ein so heftiger Schmerz meine Brust durchzog, daß der Verlust dieses edlen Mannes so sehr alle meine Gedanken beherrschte, daß ich für alles Uebrige abgestumpft und gleichgültig war. Es gibt Empfindungen, die uns überwältigen, nachdem wir mit aller Vorsicht ein Ziel erstrebt, welche uns nun mit einem Male alle diese Vorsicht vergessen lassen und uns auf unerklärliche Art zwingen, gerade aus zu gehen, sei es auch in unser eigenes Verderben. So war es mir in diesem Augenblicke. Haß, Trotz und Schmerz trieben mich an, mit festem Schritte auf die Thüre des Nebenzimmers zuzugehen, den Riegel geräuschvoll zurückzustoßen, die Thüre zu öffnen und scheinbar in großer Ruhe in das Zimmer zu treten. An einem Tische saß der Freiherr von Germersbach und sein Sohn. Letzterer war im Jagdanzuge und hatte quer vor sich eine Büchse liegen. Wenn ihnen der so eben Verstorbene mit aufgehobener drohender Hand als Rache drohender Geist erschienen wäre, sie hätten ihn nicht mit größerem Entsetzen anstarren können, als sich jetzt in ihren auf mich gerichteten Blicken zeigte. Ich hatte schon die Hälfte des Gemaches durchschritten, die Beiden abwechselnd betrachtend, ehe das geringste Zucken ihrer Gesichter bewies, daß noch Leben in ihnen sei. Endlich sprang Paul von Germersbach auf, doch nicht auf mich zu, sondern er trat hinter seinen Sessel, krampfhaft die Lehne desselben fassend, während sich die Lippen des alten Freiherrn von Germersbach öffneten und er mühsam die Worte hervorstieß: ‚Er ist's — er ist's — aber bei Gott, er ist vollkommen wahnsinnig!‘ — Noch ein paar Schritte, die ich langsam zurücklegte, wobei ich mich rückwärts wendend und eines plötzlichen Ueberfalls gewärtig mein Auge fest auf sie gerichtet hielt, brachten mich an die Ausgangsthüre, dort aber blieb ich stehen und sagte: ‚Ob er wahnsinnig ist sollen Sie noch erfahren, so hoffe ich; der Mann dort drinnen aber,‘ ich zeigte gegen das andere Zimmer, ‚ist in meinen Armen gestorben, und ihn noch einmal zu sehen, deßhalb bin ich hieher gekommen.‘ Ich hatte die Thüre geöffnet und war schon auf der Schwelle, als Paul von Germersbach, dessen Gesichtszüge sich plötzlich auf unheimliche Art verzerrt hatten, gegen mich stürzte, aber im nächsten Momente zurücktaumelte, als ich ihm gelassen eine meiner doppelläufigen Pistolen entgegenhielt, ehe er im Stande war, den Lauf der rasch ergriffenen Büchse gegen mich zu wenden, dann zog ich die Thüre hinter mir zu, stieg, ohne mich gerade sehr zu beeilen, die Treppen hinab und lösete drunten die Zügel meines Pferdes.

„Ueber meinem Kopfe wurde hastig das Fenster aufgerissen und ich vernahm die Stimme des alten Freiherrn von Germersbach, der in hastigem Tone ausrief: ‚Es ist ein Dieb, der in unser Haus gedrungen, wir sind um etwas Kostbares bestohlen; dort schwingt er sich auf sein Pferd — triff sicher und schieß ihn vom Sattel, ich will die Leute zusammenrufen.‘“

(Fortsetzung folgt.)

Peter von Cornelius.

(Zu dem Bild S. 573.)

In der Geschichte der bildenden Künste sind nur wenig Beispiele bekannt, daß es einem ihrer Jünger vergönnt war, bis tief in das Greisenalter hinein noch Werke zu schaffen, in denen kein Abnehmen der Gestaltungskraft sichtbar wäre. Tizian mit seinem blendenden Kolorit, seinen vollen lebendigen venetianischen Gestalten gelang zu bilden, aber auch an seinen letzten Gemälden zitterte die altersschwache Hand, und er trug die Farben mehr tupfend als malend auf. Einer aber, dem die Götter unsterbliche Jugend gegeben zu haben scheinen, gehört, mit Stolz sagen wir es, unserem Volke an, und sein Name, mit welchem wir heute schon den Begriff eines der Hauptrepräsentanten deutscher Malerkunst verbinden, wird glorreich hineinleuchten in die Jahrhunderte. Peter von Cornelius ist jener Jünglingsgreis, der eben jetzt an der Seite seiner dritten jugendlichen Gemahlin, einem Mädchen aus Urbino, des göttlichen Raphael Heimat, von Rom nach Deutschland zieht, um im hochgefeierten Vaterlande die Fresken am berliner Campo santo zu vollenden, ein Werk, mit welchem der geniale Künstler schon lange beschäftigt ist. — Wie gar oft das Genie im Anfang seiner Laufbahn einen harten und dornigen Pfad wandeln muß, so auch unser Künstler. Am 3. September 1787 zu Düsseldorf geboren, wo der Vater Aufseher der Bildergalerie war, wurde Peter schon früh mit herrlichen Werken der Kunst vertraut und vom Vater dazu angehalten, nach Raphael und anderen italienischen Künstlern zu zeichnen, wobei sich seine reiche Begabung entschieden aussprach, aber auch zugleich der Drang sichtbar wurde, selbstständig zu zeichnen, in Folge dessen schon früh Schlachtentwürfe, Jagdszenen und dergleichen entstanden, in welchen ein entschieden künstlerischer Sinn sich kundgab. Kaum fünfzehn Jahre alt, verlor der Jüngling den Vater, und da ihm das herbe, wenn auch schöne Loos zufiel, nun für Mutter und Geschwister sorgen zu müssen, so wäre er fast der Malerkunst entfremdet und zum Goldschmied gestempelt worden, hätte nicht die Mutter selbst, überzeugt vom Talent des Sohnes und voll Vertrauen in seine Kraft, ihn seiner ursprünglichen Karriere erhalten, in welcher er freilich, um Geld zu verdienen, Arbeiten zu fertigen genöthigt war, die seinem eigentlichen begeisterten Schaffensdrang weitab lagen. Indeß auch im Anfertigen von Kalender- und Heiligenbildern zeigte sich immer sein künstlerisches Geschick, und er wußte diesen oft höchst prosaischen Arbeiten immer die poetische Seite abzugewinnen. — Das erste größere Werk, welches er im Jahre 1807 schuf, war ein Freskenzyklus in der Kuppel der Kirche zu Neuß am Rhein, grau in grau gemalt, deren kolossale Figuren bei vielfachen Mängeln schon jene Erhabenheit und großartige Komposition auszeichnete, welche all' seinen späteren Schöpfungen eigenthümlich waren. — Zwei Jahre voraus finden wir den jugendlichen Meister auf einer Wanderung nach Italien, dem gelobten Lande der Künstler. Aber noch ehe er dahin gelangte, war es ihm vergönnt, in Frankfurt, wo er längere Zeit weilte, dem Vaterlande Denkmäler seines Genius zu hinterlassen, welche seinen Namen bekannt und geachtet machten. Von dem Fürstprimas Freiherrn von Dalberg mit Theilnahme aufgenommen, malte er dort verschiedene Oelbilder, eine heilige Familie, eine Flucht nach Egypten und eine Grablegung. Auch zeichnete er dort seine meisterhaften Kompositionen zu Goethe's Faust, die seine tiefe Auffassung und sein liebevolles Studium des gewählten Sujets bekunden. — Nach Rom kam er im Jahre 1811, und traf dort schon von deutschen Kunstgenossen den Tyroler Joseph Koch, Wilhelm Schadow und Overbeck, mit welch' letzterem er bald in das innigste Freundschaftsverhältniß trat. In einem einsamen Kloster lebte er mit diesem in künstlerischer Abgeschiedenheit und entwarf zunächst seine weltberühmten Nibelungenzeichnungen, durch welche er unser großes Nationalepos gleichsam symbolisch verklärte. Hatte sich in diesen wie in den früheren Faustkompositionen noch ungezügelte Kraft geltend gemacht, so war dieselbe daher künstlerischer Besonnenheit in den Freskomalereien gewichen, welche er im Verein mit Overbeck, Schadow und Veit in der Villa des preußischen Generalkonsuls Bartholdy auf Trinità de' Monti ausführte. — Der Bilderzyklus stellte Momente aus der Geschichte Joseph's in Egypten dar, und der von Cornelius entworfene Karton: die Wiedererkennung Joseph's, welcher jetzt im Besitz der berliner Kunstakademie ist, zeichnete sich durch Feinheit der Charakteristik und geniale Behandlung der Körperformen und Gewandungen aus. — Heiße Sehnsucht, seine Kräfte dem Vaterlande zu widmen, bewogen Cornelius, das ihm im Jahre 1820 angebotene Direktorium der düsseldorfer Künstlerschule anzunehmen. Die ideale Kunst auf ihre klassische Höhe zurückzuführen, und das in Rom begonnene Werk der Wiedererweckung der Freskomalerei in Deutschland fortzusetzen und diesen Geist seinen Schülern einzupflanzen, war seine Hauptaufgabe. Während er von seinen Schülern verschiedene Werke, als ein leider unvollendet gebliebenes jüngstes Gericht im koblenzer Assisensaal, die vier Fakultäten in der bonner Aula, auszuführen überließ, wurde er von dem damaligen Kronprinz Ludwig von Bayern aufgefordert, in der münchner Glyptothek Darstellungen der griechischen Mythen und der Hauptszenen der Ilias zu malen. — Bei diesen Arbeiten wurde Cornelius auf's Beste von Zimmermann und Schlotthauer unterstützt, und als um diese Zeit der Direktor der münchner Kunstakademie, Johann von Langer, starb, erhielt er diese Stelle. Seit der Thronbesteigung König Ludwigs 1825 entfaltete sich nun in Bayerns Hauptstadt das regste Kunstleben, und Cornelius wurde das Haupt der dortigen neuen Malerschule. Die Fresken der Glyptothek wurden 1830 vollendet, nachdem König Ludwig unserem Meister schon vorher den ersten von ihm gestifteten Civilverdienstorden verliehen hatte, womit der persönliche Adel verbunden war. Noch während der Arbeiten für die Glyptothek faßte Cornelius die Idee zu einem christlich-religiösen Epos, welches er in einem Freskenzyklus für eine Kirche ausführen wollte. König Ludwig griff diesen Gedanken mit Wärme auf, und der von der Stadt München unternommene Bau der Ludwigskirche wurde dazu bestimmt, mit diesen kolossalen Fresken geschmückt zu werden. Die drei Hauptmomente des christlichen Glaubens wurden diesem Bilderzyklus zu Grunde gelegt: Gott Vater als Weltschöpfer und Erhalter, der Sohn als Fleisch gewordenes Wort, Erlöser und Richter der Lebendigen und Todten, und der von beiden ausgehende Geist in der Gemeinschaft der Heiligen. Cornelius' nächste größere Schöpfung war die Ausschmückung der Loggien in der Pinakothek. Er stellte hier die Hauptmomente aus dem Leben der berühmtesten Maler seit Entstehung der christlichen Kunst bis zu deren höchsten Blüte dar. Der Reichthum an Thatsachen und die ungemeine Mannigfaltigkeit geistiger Beziehungen machten die Anwendung des Arabeskenstyls und allegorischer Figuren nothwendig. Von beiden Seiten beginnen die Darstellungen mit den Anfängen der Kunst und endigen in der Mitte in einer Loggia, welche Raphael's Verherrlichung gewidmet ist. — Im April 1841 verließ Cornelius München und folgte einem Ruf nach Berlin. Dort angekommen, stellte er ein für den Grafen Raczynski gemaltes Oelgemälde „die Befreiung der Erzväter aus der Vorhölle durch Christus“ aus, ein Werk voll Tiefe und Fülle großer Gedanken, welches jedoch in der Farbe schwach war, weßwegen es von den Berlinern verurtheilt wurde. Jedoch auch in der preußischen Residenz fand er bald Gelegenheit seinen Genius zu offenbaren. Friedrich Wilhelm IV. hatte im Jahre 1843 den Plan gefaßt, den berliner Dom mit einem Campo santo zu verbinden, und Cornelius sollte einen Freskenzyklus für dasselbe entwerfen. Im Lenz 1845 ging nun Cornelius wieder nach Rom, um dort die Kartons für die Fresken zu entwerfen. Der Grundgedanke seiner Entwürfe beruht in der Versöhnung von der Macht des Todes und der Sünde und von der größeren Macht der Religion, welche den Tod überwindet und die Seligkeit verheißt. Zu den bedeutsamsten Darstellungen aus diesem Zyklus müssen gerechnet werden die Ehebrecherin vor Christus, die Erweckung des Lazarus und seine apokalyptischen Bilder, in denen sich eine überaus reiche Phantasie, Wahrheit des Ausdrucks, Klarheit der Komposition und sinnige Gliederung der Massen kundgibt. — In kurzer Zeit wird der berühmte Künstler, wie schon erwähnt, wieder im Vaterlande ankommen. Kurz vor seiner Abreise aus Rom war Cornelius von den deutschen Künstlern zu einem Abschiedsmahl nach der Villa Malta geladen worden. Overbeck, sein ältester Freund, hielt eine Festrede, umarmte unter den Jubelrufen der Anwesenden den greisen Meister und erklärte ihn für den größten Künstler unserer Zeit. Als nun der Tag seiner Abreise gekommen, erwarteten ihn die jüngeren Künstler einige Meilen vor Porta del popolo zum „Ponte Molle“. Cornelius trank das Wohl Aller im köstlichen Wein von Orvieto und ermahnte zum Ernst in der Kunst.

Das Lever bei der Kaiserin von Oesterreich.

(Zu dem Bild S. 578.)

Am 23. Mai fand bei Ihrer Majestät der Kaiserin im großen Spiegelsaale der Hofburg ein großer Damenempfang Statt, bei welchem auch sämmtliche Sternkreuz-Ordensdamen der hohen Frau ihre Glückwünsche darbrachten, die von der Kaiserin mit freundlicher Huld entgegengenommen wurden. Abends 6½ Uhr begann der große Zutritt; von den sechzig Damen, welche von Ihrer Majestät empfangen wurden, nennen wir die Fürstinnen Lichtenstein, Schwarzenberg, Lobkowitz, Auersperg, Dietrichstein, Trauttmannsdorff, Esterhazy, Colloredo, die Herzogen von Sachsen-Koburg-Kohary. Bei dem kleinen Zutritt erschienen auch die Damen, welche die Ehrendienste bei den kaiserlichen Erzherzoginnen versehen, unter

ihnen die Gräfinnen Kinsky, Zichy, Palffy, Gräune, Lobkowitz, Thurn und Taxis, Karoly, Waldstein, Lobron und Thun. Die Vorstellung selbst dauerte bis zehn Uhr, worauf ein großes Galasouper folgte. Die Damen erschienen bei dem großen Zutritt in Schleppkleidern, mit Diadem und Federn, bei dem kleinen Zutritt ohne Schleppe; die Herren im Galafrack mit dem Grand-Cordon und sonstigen Dekorationen.

Ueber Land und Meer.

Reisebilder aus der Zeit und zur Zeit.

XXVII.

Erinnerungen an den Libanon.

Von

Alexander Harris.

(Zu den Bildern S. 571.)

Von Alexandrien bis Jaffa brauchte unser Dampfer „Simois" sechsundzwanzig Stunden. Palästinas Gebirge erschienen Anfangs am Horizont als wellenförmige schwache Linien, die immer festere Umrisse gewannen, bis sie zu starren Felsen wurden, auf welche Jaffas Häuser gegründet sind. Diese Stadt, das alte Joppe, dient dem nur dreizehn Stunden entfernten Jerusalem als Hafen, und liegt wie schlummernd in einem halbkreisförmigen Ausschnitt am Mittelmeere. Von der Landseite ist sie durch eine hohe, von Thürmen flankirte Mauer umgeben, und am Fuß derselben, längs des Hafens, erstreckt sich ein langer Kai. Im Allgemeinen ist die Physiognomie der Stadt traurig und verkommen zu nennen. Enge, schlecht gepflasterte Straßen, in denen es von Schmutz starrt und die mit den widerlichsten Ausdünstungen geschwängert sind, machen den Aufenthalt darinn eben nicht zu dem angenehmsten.

Wir verweilten nur einige Stunden auf der Rhede, und segelten dann in der Entfernung von einigen Seemeilen weiter längs der syrischen Küste. Bäume oder sonstiges vegetabilisches Leben, welches um Jaffa herum nur spärlich sich zeigte, wurde nach Saint Jean d'Acre zu immer reicher. Nun unterschieden wir auch bald die Mauern des alten Ptolemais, welches auf einer halbmondförmigen Landzunge hinaus in's Meer ragt, und von dessen Wellen auf drei Seiten bespült wird.

Auf Saint Jean d'Acre folgte in dem an uns vorüberziehenden Küstenpanorama Tyrus. Aus der sonst stolzen, prächtigen Stadt, welche Alexander dem Großen so lange zu widerstehen wagte, ist nun ein elendes Dorf geworden, das heute den Namen Sur führt. Früher ein Stapelplatz für purpurne Gewänder, die Wohlgerüche Syriens und der inneren asiatischen Provinzen, liegen jetzt auf seinem verödeten Strande nur hier und dort einige armselige Waarenballen.

Nur wenig Meilen von Tyrus liegt Saida oder Sidon, auch früher eine mächtige Stadt der meerfahrenden Phönizier, die ihre Schiffe nach allen damals bekannten Theilen der Welt entsandten. Ein kleines Fort vertheidigt die Stadt, ohne im Stande zu sein, den Geschossen der Jetztzeit auch nur den geringsten Widerstand entgegen zu setzen, denn ein einziger Kanonenschuß würde es in Trümmer werfen.

Nun erschien auch des Libanons feingezackte Bergkette, und da wir dessen Anblick zuerst am Abend genossen, wie über seinen Gipfeln des Abends Goldnetz hing, und die am Tage fahl und grau dastehenden Felswände in Purpurgewänder von blendenderer Pracht, als die einst zu Tyrus verfertigten, gehüllt waren, so konnte ich mein Auge nicht von dieser Zauberdekoration wenden, und lehnte an einen Mast, solch' feenhaftes Schauspiel recht lange zu genießen.



Große Vorstellung der Palastdamen im Spiegelsaal der k. k. Hofburg zu Wien vor Ihrer Majestät der Kaiserin. Nach einer Originalzeichnung von H. Schmidt. (S. 575)

Am andern Morgen war ich sehr früh auf Deck. Am Fuße des Libanon breitet sich eine schöne grüne und fruchtbare Ebene aus, welche den Raum zwischen Gebirge und Meer einnimmt. Bei Beyrut, dem Berytus der Alten, steigen bewaldete Hügel wieder an den Strand und umgürten diese Stadt, deren weiße, spärlich mit Fenstern versehene Häuser sich auf dem dunkeln Grün von Cypressen und andern Bäumen des Ostens abzeichnen. Die unteren Gebäude Beyruts stehen auf nacktem Fels, den das Meer mit seinen weißen Schaumflocken benetzt.

Um seine Mauern blüht und gedeiht die jener wärmeren Zone eigenthümliche Vegetation: Kaktus- und Aloëhecken umzäunen die Gärten, welche die Abhänge der Hügel bedecken; Maulbeerbäume, Karuben und Palmen bilden Haine und kleine Wälder, aus deren Dickicht weiße, geheimnißvolle Mauern schimmern, getränkt von den Strahlen der Sonne. Im Hintergrunde des Bildes starren die felsgezackten Gipfel des Sannin im silbernen Glanze seiner Schneefelder.

Der Hafen von Beyrut kann nur kleine Fahrzeuge aufnehmen; alle größeren Schiffe bleiben draußen auf der Rhede. Unsere Schaluppe, in der wir an's Land gebracht werden sollten, ging indeß noch so tief, daß sie an den ganz seichten Strand nicht anlanden konnte, weßwegen einige beturbante Araber bis an die Kniee in's Meer und uns entgegen wateten, uns mit ihren sehnigen Armen umfaßten und wohlbehalten und trocken an den Kai trugen, für welchen Dienst wir ihnen ein geringes Bakschisch zahlten.

Unten am Hafen ist stets ein lebhafter Verkehr: Maroniten in groben, dunkeln Gewändern, Drusen mit weißem Turban und prächtigen Waffen im Gürtel, Araber im übergeworfenen Haik, Türken, Juden, Griechen, Armenier, alle versammeln sich dort zu ihren Geschäften, und ein wunderliches Gemisch von allen erdenklichen Sprachen hallt durcheinander.

Hierher sendet der Libanon seinen Wein und seine Seidenprodukte, Yemen seinen Kaffee, der Hauran sein Getreide, Dschebail und Latakieh ihren gelben Tabak, Palmyra seine Pferde, Damaskus seine Waffen, Bagdad seine kostbaren Stoffe, Europa endlich die tausend Artikel seiner Industrie.

Ich hatte einen Empfehlungsbrief eines marseiller Kaufmanns an einen seiner Geschäftsfreunde abzugeben, welch' letzteren zu finden keine kleine Aufgabe war. Ich mußte ihn eine halbe Meile außerhalb der Stadt suchen in einer jener einsamen Wohnungen, die in den Hügelgärten liegen. Mit der Landessprache nur wenig vertraut, wurde mir wohl zwanzigmal auf meine Anfrage nach dem betreffenden Wohnort die sehr lakonische Antwort: „Bilmein — Ich weiß nicht!" zu Theil.

Endlich aber traf ich ein altes Judenweib, das mir genaue Auskunft zu geben im Stande war. Auf mein Pochen am Thor der Mauer, welche das Besitzthum Lascaris', so hieß der Geschäftsfreund, umgab, öffnete eine Magd, deren rabenschwarzes Haar in langen Flechten um ihre Schläfen gewunden war.

Lascaris hieß mich von Herzen willkommen, und ich begann sogleich ihn um guten Rath zu befragen, wie ich am schicklichsten nach Damaskus und Baalbek gelange. Mein Gastfreund war ein phlegmatischer Vierziger, mit einem braunen langen Bart, den er stets mit einem gewissen angenehmen Gefühl streichelte.

„Hatten Sie Etwas auf Ihrer Börse?" fragte er, indem er jedes der Worte gleichsam herauspumpte.

„Ganz gewiß."

„Auch auf Ihr Leben?"

„Ich sollte wohl meinen.“

„Nun gut,“ sagte Lascaris, „dann gehen Sie nicht weiter als bis zu den Cedern; die Mutualis sind augenblicklich mit den Maroniten in Streitigkeiten verwickelt. Jetzt daher als Christ zu reisen, ist eine gewagte Sache, und selbst bei zahlreicher Eskorte könnte es leicht der Fall sein, daß Sie zum mindesten Ihrer ganzen Bagage beraubt würden. Da Sie auch Beyrut nicht kennen, so erlauben Sie mir, Ihnen während der Zeit Ihres Aufenthalts als Führer zu dienen, vielleicht machen wir unterdeß eine günstige und sichere Reisegelegenheit ausfindig.“

Da sich Lascaris mit so viel Courtoisie zu meinem Cicerone anbot, konnte ich seine Freundlichkeit natürlich nur dankbar annehmen.

„Wir wollen also heute Abend um 7 Uhr,“ sagte Lascaris, „nach der Pinien-promenade wandern; dieß ist unser Prado, da können Sie europäische Schönheiten bewundern und auch Asien stellt sein Kontingent. Falls Sie, wie ich voraussetze, ein Bewunderer schöner Pferde sind, so werden Sie dort auch manches Exemplar des reinsten arabischen Blutes sehen, und Reiterkünste, die vielleicht denen Ihrer berühmtesten Cavalleristen in Europa gleich kommen.“



Aus dem Libanon. Ansicht von Tripolis.

Ich trennte mich unter aufrichtigem Dank von Lascaris, ging nach der Stadt zurück, wo ich im Bazar einige Kostüme kaufte und dann eine Art türkischer Restauration aufsuchte, wo ich ein ziemlich gutes Mahl einnahm, dessen Genuß mir jedoch der dem Fleisch beigegebene Knoblauch, welcher übrigens im ganzen Orient als Präservativ gegen die Pest dient, verleitete.

Wie ich nun gegen die verabredete Stunde wieder bei Lascaris vorsprach, erwartete er mich schon im Hofe seiner Behausung in Begleitung eines Engländers, beide zu Pferde, und ein drittes Pferd stand für mich in Bereitschaft. Eine kurze Weile nachher ritten wir am Meer hin, dessen Ufer hier mit einer schönen Baumallee bepflanzt ist, welche von Emir Fakr el Din herrührt und den Zweck hat, Obdach und Schatten gegen die brennenden Sonnenstrahlen und heißen Winde zu gewähren. Unter dem Laub dieser Platanen und sonstigen Bäume hat man türkische Cafés etablirt, und die Einwohner Beyruts halten hier ihre Siesta, genießen die erfrischende Meerbrise und schlürfen aus den kleinen Tassen ihren duftigen Mokka oder Citronade. Vornehmlich geben sich die Europäer hier Rendezvous, wir sahen aber auch arabische, mit dem Schleier verhüllte Frauen und Weiber aus dem Libanon, das Haupt mit der Tantura bedeckt, die einem spitzen, von ziselirtem Silber gearbeiteten Horn gleicht, von dem ein Schleier auf die Schultern herniederwallt. Bei den ärmeren Frauen ist diese Kopfbedeckung aus Holz.

Die Männer rauchen, vor den Thüren der Cafés kauernd, den Tschibuk oder Chibuk, die eigentlich syrische Pfeife, welche dem Nargileh verwandt ist.

Wie ich von Lascaris auf unserem Ritt erfuhr, wollte der ihn begleitende Engländer von einem Araber ein Pferd erhandeln, und kaum waren wir unter den Pinien angekommen, als sich der Sohn der Wüste mit seinem edlen Roß präsentirte, indem er uns mit seinem schönen Gruß: „Las salem Aleik!“ anredete.

„Was ist der Preis Deines Pferdes?“ fragte der Engländer, bei welcher Unterredung Lascaris den Dolmetscher machte.

„Gott allein weiß es!“ versetzte der Araber; „wirf das, was Du bietest, auf diesen Mantel.“ Er zog dabei seinen Burnus von den Schultern und breitete ihn auf die Erde.

Dreißigtausend Piaster lagen zu Füßen des Arabers, der ungenügsam mit dem Kopf schüttelte.

Der Engländer warf noch zehntausend Piaster zu, dann wiederum die gleiche Summe, und da der Araber noch immer kein Zeichen des Einverständnisses gab, noch zehntausend.

Jetzt fingen die Augen des Verkäufers an zu glänzen; er sah hernieder auf den ihm gebotenen Schatz; wir fühlten, daß



Aus dem Libanon. Ansicht von Beyrut.

er einen inneren Kampf bestehe, ob er sich von seinem Liebling trennen solle.

Er that's, und der Engländer nahm kaltblütig eine hanfene Halfter, an der er das Thier faßte und mit sich fortzog.

Kaum aber spürte dieß seinen neuen Herrn, als es hoch emporstieg, mit einem Satz wieder zu seinem alten Gebieter zurücksprang und ein freudiges helles Wiehern ausstieß.

Ein kühner Sprung und der Araber saß im Sattel.

„Leb' wohl," rief er, „Deine Schätze ersetzen mir nicht meinen einzigen Freund."

Mit diesen Worten sprengte er davon und hinter ihm wirbelte eine Wolke Staub.

«Stupid!» sagte der verblüfft stehen bleibende Engländer.

Wir ritten noch etwa eine halbe Stunde unter den Pinien, bis der frische Mond am Himmel heraufzog und sein Licht durch die vom Windhauch der Nacht bewegten Nadelzweige, die harzigen Düfte ausströmten, schimmerte.

Früh am folgenden Morgen begab ich mich wieder zu Lascaris, und wir machten einen Plan zur angenehmen und interessanten Ausfüllung unseres Tages, über den wir bald einig waren. Wir wollten zusammen die Mündung des Nahr el Kelb oder Hundeflusses und den schönen Aquädukt des Emir Fakr el Din besuchen.

Wir passirten auf dem Ritt dahin die äußeren Festungswerke, und ich verdankte dem dießmaligen Zusammensein mit meinem phlegmatischen Freunde anziehende Details über die Drusen, Maroniten und Mutualis, deren Namen neuerdings so oft genannt worden sind.

„Zuerst muß ich Ihnen bemerken," sagte Lascaris, „daß diese Konfusion und Verschiedenheit von Trachten und Sprachen, die Sie so sehr in Erstaunen gesetzt, auch in der Religion existirt, wo fast jedes einzelne Individuum eine Sekte für sich bildet, hauptsächlich bei den Drusen.

„Die Maroniten leiten ihren Ursprung von einem Mönch Namens Maron her, welcher gegen das Ende des 6. Jahrhunderts lebte und im Rufe großer Heiligkeit starb. Zu seinem Andenken stiftete man ein nach ihm benanntes Kloster. Ein Jahrhundert später machte einer seiner Schüler, Johannes der Maronit, den Streit der lateinischen gegen die griechischen Christen, welche sich damals im Libanon sehr ausbreiteten, zu seinem eigenen. Die griechischen Christen folgten den Satzungen von Konstantinopel, die Maroniten hingegen denen von Rom. Schon damals bediente man sich der Religion, um sie als Schleier zur Verhüllung politischer Differenzen zu gebrauchen. Johann organisirte die Bergbewohner, führte sie gegen den Feind und machte sich zum Herrn des ganzen Libanon, ja dehnte seine Herrschaft bis gegen Jerusalem aus. Muthig und furchtlos behaupteten diese Männer lange ihre Unabhängigkeit, und erst 1588 wurden sie durch Ibrahim Pascha von Kairo einem jährlichen Tribut unterworfen, den sie noch heute bezahlen.

„Wie aber alle Bergvölker einen großen Hang nach Freiheit und Unabhängigkeit besitzen, so auch diese. Durch die Muselmänner unterdrückt, fortwährend in Streit mit den Ansariehs oder Mutualis, hörten sie nicht auf, in der einen Hand eine Hacke, in der anderen den Säbel, sowohl ihre Scholle zu bearbeiten, als andererseits die freie Erbschaft ihrer Väter zu vertheidigen. Sie bilden eine starke, kräftige Rasse noch heute, wie Sie sich bei Ihrer Exkursion nach den Cedern sattsam zu überzeugen Gelegenheit haben werden.

„Südlich von den Maroniten leben die Drusen, schismatische Muselmänner, wie die Ersteren christliche Sektirer; die Verschiedenheit ihrer Religionsgebräuche aber bei Seite gelassen, besitzen sie in Sitten, Gewohnheiten und Sprache eine gewisse Aehnlichkeit. Die Drusen sind mit den Essäern und Gnostikern verglichen worden, und es scheint auch, daß die Templer und Freimaurer viele Ideen von ihnen entnommen haben. Ihre Religion besitzt das Sonderbare, daß sie vorgibt die letzte Offenbarung zu sein, und ihr Messias war ein Narr, der sich unter dem Namen El Hakem bi Amr Allah zum Chalifen krönen ließ. Erst unter dem berühmten Emir Fakr el Din gewann diese Religionspartei an Ausdehnung und Berühmtheit. Dieser Machiavel des Libanon wußte sich durch seine Geschicklichkeit und Schlauheit die Gunst der Pforte zu erwerben und stand auch mit der französischen Regierung im besten Einvernehmen.

„Nach und nach bemächtigte er sich der Küstenstädte, bis er 1613 Herr des ganzen zwischen Adjaloun und Safet gelegenen Ländergebiets war. Das Ende seiner Regierung entsprach jedoch nicht diesem glänzenden Anfang; er verstand wohl zu erobern, aber nicht zu behaupten. Durch den Pascha von Damaskus von allen Seiten eingeschlossen und in die Enge getrieben, von den Seinigen verrathen, wurde er an die Türken ausgeliefert, welche ihn 1635 in seinem Gefängniß ermordeten. Ihm verdankte Beyrut im 17. Jahrhundert einen gewissen Glanz. Er ließ die Stadt verschönern und nützliche öffentliche Arbeiten aufführen, die von den Osmanli sehr rasch wieder dem Verfall überlassen wurden, mit Ausnahme der Wälle und eines Aquädukts.

„Der Kultus der Drusen ist eigentlich ein kosmopolitischer; einer ihrer Glaubensartikel besagt, das jüngste Gericht werde dann stattfinden, wenn die Christen in Syrien über die Moslems triumphirt haben. Manche derselben sind getauft, manche beschnitten. Ihre politische Organisation ist ganz verwirrt; der oberste Chef ist ein Hakem oder Gouverneur, der unter seinen Befehlen eine Anzahl von Emirs oder Scheiks besitzt, welche einen Distrikt regieren und von den ihnen bezahlten Abgaben wieder einen Theil an den Hakem entrichten. Die Autorität dieser Häuptlinge ist erblich und geht vom Vater zu Sohn mit Genehmigung der Pforte über.

„Bei den Drusen, welche noch kriegerischer sind als die Maroniten, ist jeder, der Säbel und Gewehr zu tragen im Stande ist, Soldat. Daher kann der Hakem in wenig Tagen fünfzehntausend Bewaffnete in Deir-el-Kamar, ihrem gewöhnlichen Versammlungsplatz, versammeln. Ihre Fechtart gleicht der der Guerillas und Kabylen; Söhne der Berge, wissen sie aus Abhang und Schlucht strategische und taktische Vortheile zu ziehen. In der Ebene würden sie durch Kavallerie vernichtet werden, denn sie kennen den Gebrauch des Bayonnets nicht; ausgezeichnete Schützen, kräftig, waghalsig, sind sie im kleinen Kriege höchst verschmitzte, verschlagene und gefährliche Feinde.

„Eine schöne Seite ihres Charakters ist die Gastfreundschaft, welche sie gleich den Arabern auf das Liebenswürdigste ausüben und worin sie die Maroniten weit übertreffen.

„Alle Menschen, sagen sie, sind Brüder, und Gott ist ihr Herr. Sie verbinden sich nur unter einander, und diese Rasse bedarf der reinen Bergluft, um nicht zu entarten.

„Die Mutualis endlich bewohnen das Gebiet östlich der Drusen, tief eingeschnittene Thäler, von den Bergen des damascenischen Landes begrenzt. Sie sind zwar Muselmänner, hängen aber, wie die Perser, Ali an und leben vollkommen getrennt von den anderen mohammedanischen Sektirern. Obgleich sie selbst sich ein altes Herkommen zuschreiben, ist ihr Name doch erst seit zwei Jahrhunderten bekannt geworden, sie sind gute Soldaten aber reine Räuber, wenn sie ihr Territorium verlassen haben, und ihre Lust am Plündern und Beutemachen hat ihnen die Feindschaft aller Nachbarstämme zugezogen. Ihre Gesammtzahl beträgt, da sie durch die zahllosen Metzeleien nach und nach dezimirt worden sind, kaum noch vier- oder fünftausend Seelen."

Dieß ungefähr waren Lascaris Mittheilungen.

(Schluß folgt.)

Zur Tagesgeschichte.

XXXV.

Die Bundeskriegsverfassung.

Es gehört nicht eben ein hoher Grad von Pessimismus dazu, wenn man die Hoffnung, die deutschen Verhältnisse in einer den Kräften und der Würde der Nation entsprechenden Weise geordnet zu sehen, vorläufig in's Reich der Träume verweist, und die Erfüllung derselben, wie von manchen Seiten geschehen ist, nur von einem großen Nationalunglück erwartet, wie denn zu Anfang unseres Jahrhunderts erst der langjährige Druck, mit dem die Fremdherrschaft auf unserem Vaterlande lastete, die Spannkraft und die begeisterte Energie in der Nation hervorrufen konnte, welche im Stande war die verhaßten Ketten zu brechen. Ja man kann es selbst begreiflich finden, wenn Manche in ihrem patriotischen Unmuth noch weiter gehen, an der Zukunft eines großen einigen Vaterlandes glauben völlig verzweifeln zu müssen, selbst in einzelnen Momenten sich die Aehnlichkeiten vergegenwärtigen, welche zwischen der heutigen Lage Deutschlands und derjenigen des alten Griechenlands besteht, da das hellenische Volk, bedroht von einem übermächtigen, listigen äußeren Feinde und in sich gespalten zugleich durch unversöhnliche innere Parteikämpfe, mit unaufhaltsamen Schritten dem Verfall und völligen Untergang entgegenging. Möge diese verzweifelte Stimmung, die sich wohl Einzelnen in einzelnen Augenblicken aufdrängen mag, nie sich der ganzen Nation bemächtigen: denn nur allzusehr läßt sich schon jetzt jene Parallele bis in einzelne Punkte verfolgen. Wie damals zeigt sich bei uns eben im Moment äußerster Bedrohung durch einen geschickten auswärtigen Feind der größte innere Zwiespalt. Und noch mehr, gerade diejenigen Maßregeln, welche dazu bestimmt sein sollen, die Macht des Vaterlandes gegen äußere Gefahren zu erhöhen und zu konzentriren, pflegen eine endlose Kette von Streitigkeiten hervorzurufen, welche sich immer tiefer und schmerzlicher hineinwühlen in die alten Wunden der deutschen Uneinigkeit.

Michelangelo nannte die Arbeit des Grabmals Julius II., die sich bei steter Veränderung des Plans über 20 Jahre seines Lebens hindurchschleppte, am Ende gar nicht zur Vollendung gelangte, ihm aber unendlich viele Widerwärtigkeiten bereitete und ihn fortwährend an der Erfüllung anderer Aufgaben hinderte, die „Tragödie" seines Lebens. In ähnlicher Weise könnten wir die Reform der Bundeskriegsverfassung die Tragödie der deutschen Gegenwart nennen — ein Werk, das sich nun seit Jahren durch die Akten von Konferenzen, Kommissionen und Ausschüssen hindurchschleppt, bis jetzt nur dazu gedient hat, immer neuen Jammer an's Tageslicht zu bringen und noch nicht die geringste Aussicht auf eine glückliche Beendigung gewährt.

Daß die Bundeskriegsverfassung, wie sie im Wesentlichen aus den Bundesbeschlüssen vom 9. und 12. April 1821 hervorgegangen ist, nicht im Stande sei, eine ernste Probe auszuhalten und den modernen Kriegsanforderungen zu entsprechen, ist eine Ueberzeugung, die nicht erst von neuem Datum, sondern die sich jedesmal sofort geltend gemacht, sobald die Gefahr eines deutschen Bundeskriegs näher rückte. Ihre Mängel bestehen vor Allem in folgenden drei Punkten: Erstens waren für ihre Abfassung zunächst nur die Erfahrungen der Befreiungskriege, also die Rücksichten auf einen offensiven Krieg maßgebend, während unter den heutigen Verhältnissen die Bundesarmee vorzüglich zur Defensive geeignet organisirt sein sollte. Heraus entspringen namentlich die Mängel, welche die Zusammensetzung der einzelnen Armeekorps betreffen. Der zweite Punkt ist die übermäßige Rücksicht auf die Aufrechthaltung der vollen Souveränetät der einzelnen Bundesstaaten, welche sich z. B. in der förmlichen Bestimmung ausspricht, daß „nach der grundgesetzlichen Gleichheit der Rechte und Pflichten selbst der Schein von Suprematie eines Bundesstaates über den andern vermieden werden soll", und welche so weit geht, daß nicht einmal innerhalb der einzelnen Armeekorps, viel weniger in der ganzen Bundesarmee von Uebereinstimmung in der Organisation, Ausrüstung und Bewaffnung die Rede ist. Erst in neuerer Zeit sind in diesem Punkte einzelne Verbesserungen vorgenommen worden. Der dritte Punkt ist, daß durch die Bestimmungen über den zu wählenden Oberfeldherren die einheitliche Führung des Oberkommandos übermäßig beeinträchtigt ist. Der Bundesfeldherr ist in seinen Befugnissen so beschränkt, daß er nichts an der normal festgestellten Heereseintheilung, noch an der inneren Einrichtung der Armeekorps ändern, daß er erkannte Mängel in der Organisation, selbst wenn sie auf die Schlagfertigkeit des Heeres Einfluß haben, nicht selbstständig abstellen, sondern sich deßhalb an die einzelnen Regierungen oder an den Bundestag zu wenden hat, daß er diesem nicht bloß verantwortlich ist, sondern auch von ihm, und zwar zunächst von dem Militärausschuß, wozu noch als dritte Behörde die ständige Militärkommission in Frankfurt am Main kommt, seine Instruktionen und Befehle erhält, ihm den Operationsplan zur Genehmigung vorlegen muß u. s. w. Nur für den Fall, daß ein regierender Fürst die Stelle des Oberfeldherrn annehmen sollte, sind bezüglich seiner persönlichen Verantwortlichkeit einige Abänderungen vorgesehen, die aber das Wesentliche der Sache unberührt lassen.

Daß eine so schwerfällige Maschinerie nicht geeignet ist eine glückliche Kriegführung zu verbürgen, liegt auf der Hand, und ist wie gesagt schon früher anerkannt worden. Zum ersten Male wurde im Jahr 1855 eine Revision der Bundeskriegsverfassung beschlossen, die sich indessen nur auf die fünf ersten Abschnitte derselben bezog, nämlich: die Stärke des Bundesheeres, das Verhältniß der Waffengattungen, die Eintheilung des Heeres, die Bereithaltung im Frieden und die Mobilmachung, dagegen ausdrücklich die „Grundzüge" über die wesentlichen Bestimmungen, darunter diejenigen über den Oberfeldherrn, unberührt ließ. Als aber im Jahr 1859 nach dem Ausbruch des französisch-österreichischen Kriegs die Möglichkeit einer Betheiligung von ganz Deutschland an demselben immer näher trat, wurde auch die Frage einer Reform der Kriegsverfassung ernstlicher wieder aufgenommen und von verschiedenen Seiten Vorschläge gemacht. Zu Ende Juni, als die Fortsetzung des italienischen Krieges die deutsche Grenze zu gefährden und der Kampf überhaupt größere Dimensionen anzunehmen schien, wurde die preußische Mobilmachung vorgenommen, und als von allen Seiten an Preußen der Ruf erging, die Führerschaft im Kriege zu übernehmen, stellte dieses am 2. und 4. Juli den Antrag, daß mit Suspension der Bestimmungen über den Oberfeldherrn das neunte und zehnte Armeekorps unter preußischen Oberbefehl gestellt werden, das achte Armeekorps aber sich Bayern anschließen sollte, das gleichsam den linken Flügel der Bundesarmee zu bilden bestimmt war. Diesem Antrag stellte am 8. Juli Oesterreich den Vorschlag entgegen, daß der Oberbefehl, jedoch ganz nach den Bestimmungen der Bundeskriegsverfassung, dem Prinzen von Preußen übertragen werden solle. Zu gleicher Zeit aber waren bereits die ersten einleitenden Schritte zum Waffenstillstand geschehen, und der baldige Abschluß des Friedens von Villafranca kam der Entscheidung über die kitzliche Frage zuvor.

Nach dem Abschlusse des Friedens, den man in jedem Falle nur als einen provisorischen betrachten konnte, ruhten die Vorschläge jedoch keineswegs. Vielmehr begann nun das goldene Zeitalter der Reformpläne aller Art, die sich in einer Fluth von Zeitungsartikeln und Broschüren ergossen, und in kurzer Zeit selbst in die Spalten des Organs der österreichischen Regierung Eingang fanden. Zwei Richtungen machten sich jetzt vornehmlich geltend, die sich schon während des Krieges allmälig gebildet, und durch die Diskussion über die Betheiligung an diesem die Gegensätze leidenschaftlich geschärft hatten. Die eine war der mit neuer Stärke wieder aufgelebte Gothaismus, der die Hegemonie Preußens verfocht, und sich hiebei auf die Nothwendigkeit einer einheitlichen Führung und die Anlehnung an die größte Militärmacht berief. Ihm stellte sich diejenige Richtung gegenüber, welche, unmuthig über die preußische Politik, die auch den Kriegseifer der Mittelstaaten in Unthätigkeit zurückgehalten hatte, diesen letzteren eine größere politische Bedeutung verschaffen wollte, ein Plan, der zuletzt zur Dreitheilung Deutschlands, zur politischen und militärischen Trias führen mußte. Letztere Richtung wurde von den Regierungen der Mittelstaaten bald offen vertreten, während die preußische Politik eine vermittelnde Haltung anzunehmen bestrebt war.

Die Reform der Bundeskriegsverfassung wurde offiziell zuerst von den Mittelstaaten wieder aufgenommen, indem diese am 20. Oktober am Bunde eine erneuerte Revision derselben beantragten, namentlich mit Rücksicht auf den Oberbefehl. Dagegen schlug Preußen zu Anfang des Jahres 1860 vor, die Frage der Oberleitung ein für alle Mal gesetzlich dahin zu lösen, daß das Oberkommando (wie das vorübergehend im Jahre 1840 bestimmt wurde) zwischen Oesterreich und Preußen getheilt werden sollte, wobei es zugleich weitere Anträge über die Eintheilung der Bundeskorps, über Gleichförmigkeit in der Organisation und Bewaffnung u. s. w. stellte. Alle diese Anträge machten den üblichen Weg durch die Militärkommission und durch den Militärausschuß. Jene berichtete am 11. und 18. April, dieser am 26. Juli, und zwar fielen beide Gutachten übereinstimmend gegen die preußischen Vorschläge aus, nachdem auch ein österreichisches Memorandum vom April sich gegen die Zweitheilung des Oberbefehls ausgesprochen hatte. Die Fortsetzung der Verhandlungen wurde durch die Bundesferien unterbrochen, die vom 26. Juli bis 25. Oktober dauerten.

Preußen, das mit seinem vermittelnden Antrag, bei dem es wenigstens auf die Zustimmung Oesterreichs rechnen zu können geglaubt hatte, gescheitert war, faßte nun den Entschluß, vorerst an die Erhöhung und Reorganisation seiner eigenen Armee zu gehen, um sich eintretenden Falls auf seine eigene Macht verlassen zu können. So entstanden die bekannten Militärvorlagen, über welche das Abgeordnetenhaus eben in diesen Tagen entscheidet. Allein auch die Mittelstaaten feierten in der Zwischenzeit nicht. Nach den Tagen von Teplitz und Baden, von welchen man vergebens die endliche Verständigung erhofft hatte, wurde von den Regierungen von Bayern, Württemberg, Sachsen, Hannover, Baden, beiden Hessen, Mecklenburg-Schwerin und Nassau am 5. August 1860 die Würzburger Konvention geschlossen, in welcher verabredet wurde, an der Einheit des Oberbefehls unter allen Umständen festzuhalten, und den Großmächten nur das Recht zuzugestehen, in jedem einzelnen Fall einer Kriegsbedrohung über die Wahl des Oberfeldherrn sich zu verständigen, wofern beide Staaten oder einer derselben mit ihrer ganzen Heereskraft in den Bundeskrieg eintreten. Andererseits wurde beschlossen, daß aus den mittel- und kleindeutschen Kontingenten eine besondere Armee unter

besonderem Befehl gebildet werden solle. Nur das zehnte Armeekorps sollte möglicherweise auch eine abgesonderte Verwendung finden können.

Am 30. Oktober wurde die Würzburger Konvention Preußen mitgetheilt, welches nun erklärte, zunächst mit Oesterreich verhandeln zu wollen, und die Mittelstaaten erklärten sich damit einverstanden, daß die Frage des Oberbefehls erst nach Beendigung dieser Verhandlungen wieder aufgenommen werden solle. Dagegen beantragte Sachsen am 20. Dezember, die Revision der Bundeskriegsverfassung fortzusetzen, soweit die zu erwartenden Vorschläge der Großmächte dadurch nicht präjudizirt würden. Ueber diesen Antrag berichtete der Militärausschuß am 16. Februar 1861, und wurden in Folge desselben von der Bundesversammlung einige Reformen, namentlich das Verhältniß der Hauptkontingents und der Reservekontingents betreffend, beschlossen, die aber die brennende Frage des Oberbefehls nicht berührten.

Inzwischen verlautete, daß auch die Verhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen gescheitert waren. Die österreichischen Militärbevollmächtigten reisten im April von Berlin ab, ohne daß eine Einigung erzielt werden konnte, wie es heißt, weil im letzten Augenblicke politische Fragen zur Sprache kamen, über welche die Meinungen auseinander gingen. Gleichwohl versuchte es Preußen am 2. Mai mit einem neuen Antrag am Bunde, worin es den Ansichten Oesterreichs Rechnung getragen und auf die prinzipielle Zweitheilung des Oberbefehls verzichtet hatte. Es beantragte nämlich, die Einigung über den Oberbefehl Preußen und Oesterreich vorzubehalten, so jedoch, daß ihre Verabredungen, soweit sie das Bundesheer angehen, der Zustimmung des Bundes unterstellt werden sollten. Dieser Antrag, mit welchem Preußen abermals einen Schritt zurückwich, konnte nirgends sich Sympathien gewinnen, am wenigsten freilich bei derjenigen Partei, welche die Hegemonie Preußens anstrebt, und welche bei diesem Anlaß bitter genug das Manteuffel'sche Wort wiederholte: „Der Starke weicht zurück". Aber auch Oesterreich gab schon am 8. Mai eine abweichende Erklärung ab, und am 22. Mai trat die Würzburger Konferenz, von welcher jedoch inzwischen Baden abgefallen war, abermals zusammen, um die definitive Wahl des Feldherrn der dritten Armee vorzunehmen, obwohl später verlautete, daß nur Angelegenheiten der Organisation und Verpflegung Gegenstand der Verhandlung bildeten.

In diesem Stadium befindet sich gegenwärtig die Sache*). Ist es noch nöthig irgend ein Wort hinzuzufügen, um das Traurige dieses Resultates zweijähriger Verhandlungen zu konstatiren, und ist nicht der Gedanke berechtigt, daß überhaupt auf diesem Wege nimmermehr eine Einigung sich erzielen läßt, daß vielmehr nur die eiserne Noth, nur der wirklich eintretende Kriegsfall im Stande sein werde, Dasjenige, was Noth thut, mit Ueberwindung aller Eifersüchteleien und Sonderbestrebungen zu allgemeiner und völliger Anerkennung zu bringen?

—ß.

*) Ueber die Anträge, die am 31. Mai in der Bundesversammlung eingebracht wurden, s. die Wochen-Chronik in dieser Nr.

Das Burgtheater in Wien.

(Zu dem Bildern S. 581.)

Unsere Nachkommen, welche dereinst die Zustände des heutigen Theaters aus den zeitgenössischen Quellen studiren wollen, werden es wahrscheinlich sehr schwierig finden sich ein Urtheil zu bilden. Sollen sie den Theaterblättern glauben, welche auch aus den kleinsten Orten nur von lauter Anschützen, Seydelmännern und Schröderinnen zu berichten wissen, oder den Feuilletons der großen Zeitungen, welche größtentheils darin einig sind, daß die Kunst der Darstellung nie tiefer gesunken sei und nimmermehr tiefer sinken könne? Der Schluß, daß die Wahrheit in der Mitte liegt, scheint allerdings so natürlich zu sein, aber es kommt immer noch darauf an, welche Quelle dem einstigen Historiker unparteiischer und darum glaubwürdiger vorkommen wird. Das Wort bleibt stehen, die geheime Geschichte dieses oder jenes Urtheils kommt nicht auf die Nachwelt.

Die Urtheile über die gegenwärtigen Leistungen der ersten deutschen Bühne lauten nicht harmonischer. Es gibt „Kritiker", die jeden Schauspieler unbedingt bewundern, welcher das Glück hat am Hofburgtheater engagirt zu sein, Andere erklären ebenso bestimmt, es sei eigentlich gar nicht mehr der Mühe werth, über dieses verkommene Institut zu sprechen. Wir wollen ununtersucht lassen, wie viel persönliche Motive hierbei im Spiele sind: so lange Schauspieler selbst nicht verschmähen, das von ihnen im übrigen so verachtete kritische Handwerk direkt oder indirekt auszuüben, und Dichter, deren Werken die Bühne verschlossen blieb, aus Rache unter die Rezensenten gehen, bleibt Unparteilichkeit ein schwer erreichbares Ziel. Es muß aber noch ein Umstand ganz besonders in Betracht gezogen werden, daß nämlich dem Theater gegenüber die Vorliebe für die Vergangenheit, — eine Schwäche, von welcher unsere Zeit sonst doch ziemlich frei ist, — sehr viele Anhänger zählt. Nicht bloß die alten Herren schwärmen für eine Zeit, in welcher sie noch — junge Augen und junge Herzen hatten, auch die spätere Generation nimmt auf Treu und Glauben hin, was sie von ehedem Herrliches hört und liest. Unser Zeitalter hat nicht weniger Enthusiasmus, aber derselbe ist nicht so nachhaltig, und so oft er wieder einmal enttäuscht erkaltet, kommen wir zu der Folgerung, es müsse doch ein anderes Künstlergeschlecht gewesen sein, das unsern Eltern eine so ausdauernde Begeisterung einzuflößen vermochte. Streiten läßt sich darüber freilich nicht, aber der leise Zweifel ist wohl gestattet, ob eine Zeit, in welcher Raupach und Müllner, Houwald, Contessa, Weissenthurn und Clauren die unbestrittenen Beherrscher der Bühne waren, nicht auch in ihren Ansprüchen an die Kunst der Darstellung anspruchsloser gewesen sein müßte? Und gerade das Burgtheater bestärkt uns zum Theil in diesen Zweifeln, denn bei manchem berühmten Namen der Vergangenheit verstehen wir den Grund der Berühmtheit absolut nicht mehr. Das Alter allein beantwortet unsere Zweifel nicht, es raubt die Kräfte wohl, aber der echten Künstlerschaft vermag es nichts anzuhaben, das zeigen andere Beispiele deutlich genug.

Für alle Fälle können wir uns damit trösten, daß relativ das Burgtheater doch immer noch seinen alten Platz behauptet hat, daß es einen Kreis von Künstlern und Künstlerinnen umfaßt, wie Deutschland keinen zweiten aufzuweisen hat, daß der Styl der Darstellung sich bis zu einem gewissen Grade von Generation zu Generation fortgeerbt hat, und daß unter Laube's energischer Leitung ein Ensemble entstanden ist, welches wohl für den hier und da fühlbaren Mangel ganz genügender Kräfte für die höchsten Aufgaben einigermaßen entschädigen kann. Für die Pflege der hohen Tragödie war Wien bekanntlich nie ein sonderlich günstiger Boden, kann es um so weniger sein, wenn die Richtung der Zeit überhaupt eine so ganz andere geworden ist. Daß dieser Richtung manchmal mehr nachgegeben wird, als mit dem Interesse der Kunst und der Würde des Instituts verträglich, ist eine oft vernommene und in der That begründete Klage. Es ist übrigens Hoffnung vorhanden, daß die Landesvertretung, wie schon im vorigen Jahre der verstärkte Reichsrath, ihr Votum dahin abgeben werde, das Sparsystem sei gegenüber dem ersten dramatischen Institut übel angebracht; und hört die peinliche Beschränkung auf, so fällt auch die Nothwendigkeit hinweg, dem Tagesgeschmack so zahlreiche Konzessionen zu machen.

Unser Bild zeigt die Mehrzahl der ersten Kräfte des Burgtheaters um den Direktor, Dr. Heinrich Laube, geschaart. Laube ist bekanntlich nicht das einzige Mitglied der ehemaligen Jung-Deutschland, welches nach dem mißglückten Versuche, der Welt ein neues Sittengesetz zu diktiren, sich mit der bescheideneren Aufgabe begnügte, bei der Regeneration der deutschen Bühne hülfreiche Hand zu bieten, es ist aber das einzige, welches wirklichen Beruf für die neue Thätigkeit bewiesen hat. Es liegt eben hierin ein, schon viel früher zu Tage getretenes bedeutendes Moment des Unterschiedes zwischen Laube und den literarischen Genossen, mit welchen der Zufall und die Bundespolizei ihn zusammenwarfen: er hat die Fähigkeit sich zu beschränken, seine ganze Kraft auf ein bestimmtes Ziel zu richten, und — er hat überhaupt Kraft. Wer ihn in seiner gegenwärtigen Stellung beobachtet, muß Laube für einen geborenen Theaterdirektor erklären. Er leitet die Bühne, als ob dieselbe sein eigenes Unternehmen wäre, widmet derselben Zeit und Kraft weit über seine Verpflichtung hinaus, und hieraus erklärt sich auch jene Rücksicht auf den Erfolg, welche hier und da mit der künstlerischen Mission des Burgtheaters in Konflikt geräth; wie denn überhaupt das Meiste, was ihm zum Vorwurf gemacht wird und gemacht werden kann, in wirklich schätzenswerthen Eigenschaften wurzelt: das strenge Regiment, die enthusiastische Selbsttäuschung über Bedeutung und Richtung manches jungen Talents, die Neigung, darstellende Kräfte in Bahnen zu lenken, für welche die übrige Welt sie nicht berufen glaubt und dergleichen mehr. Laube steht jetzt im fünfundfünfzigsten Jahre, hat sich aber geistig und körperlich noch viel Jugendlichkeit zu erhalten gewußt. Von den charakteristischen Merkmalen des jungen Deutschlands ist bei ihm keines mehr vorhanden, außer dem kecken, oder nach dem treffenden Ausdruck eines konservativen Literarhistorikers „flotten" Styl und dem Behagen am Paradoxen. Einer musterhaft geregelten und mit militärischer Genauigkeit eingehaltenen Lebensordnung verdankt er ohne Zweifel die erwähnte Frische und Jugendlichkeit, wie die Möglichkeit, neben seinen vielfältigen Berufsgeschäften und seiner literarischen Produktion noch Muße zu erübrigen für die Anforderungen des öffentlichen Lebens und der Geselligkeit. Die peinlichste Ordnung würde freilich zu alledem nicht hinreichen, wäre er nicht von Natur mit einer staunenswerthen Arbeitskraft und körperlichen und geistigen Zähigkeit begabt.

Zu dem Kreise von Darstellern übergehend, räumen wir selbstverständlich dem Altmeister Heinrich Anschütz die erste Stelle ein, die ihm ja überhaupt unter den dramatischen Künstlern der Gegenwart unbestritten zuerkannt wird. Der Treffliche ist 1785 in Luckau geboren. Seit 1821 gehört er zu den Zierden des Burgtheaters, zu den Mitbegründern des Ruhmes dieser Bühne, als der letzte Vertreter jener eigentlichen wiener Schule, welche die Kunst der Darstellung vor Allem auf die Schönredekunst basirte. Gewiß Viele haben in Erinnerung an seine Jugendzeit auch im Stillen die goethe'schen Worte auf ihn bezogen: Ein Komödiant könnt' manchen Pfarrer lehren. Das Jüngere läßt der Greis, welcher schnell nach einander seinen siebzigsten Geburtstag, sein fünfzigstes Künstlerjubiläum, seine vierzigjährige Mitgliedschaft am Burgtheater feierte und von ganz Wien mitgefeiert sah, allerdings nur noch ahnen, was er einst in Partieen wie Lear, Tell, Wallenstein u. s. w. gewesen sein müsse; aber sein Erbförster, Musikus Miller (der Tischler Anton in Hebbel's „Maria Magdalena", seine letzte größere Schöpfung ist leider seit Langem von der Bühne verschwunden), in anderer Richtung sein alter Feldner in „Hermann und Dorothea", Pachter in „Karl der Zwölfte auf der Heimkehr" — sie wirken und packen noch heute mit unvergleichlicher Gewalt und erfüllen mit Bewunderung für diese Vereinbarung der seltensten Gaben mit der höchsten künstlerischen Ausbildung. An seiner Seite wirkt auch noch seine zweite Gattin, die er als Emilie Boutenop in Breslau kennen lernte, und die mit ihm 1821 in Wien engagirt wurde, die einst vielgefeierte Darstellerin des Käthchens von Heilbronn, der Gurli u. dgl. m., gegenwärtig noch vortrefflich in gemüthlichkomischen Rollen.

Ein zweiter Siebziger, Karl Laroche, 1796 in Berlin geboren, vorzüglich gebildet in Weimar unter Goethe's Leitung, kam 1833 an's Burgtheater. Früher im alleinigen Besitze des gesammten Charakterfaches, hat er, anderer Auffassung und jüngeren Kräften weichend, sich neuerer Zeit auf die bürgerlichen, komischen und tragikomischen Charaktere beschränkt und erfreut sich in diesen unverkürzter Anerkennung. Gutmüthige alte Herren mit einem „herzigen Stich," den Rath Frey im „Höflichen Mann", den Grafen in „Magnetische Kuren" und hundert andere Rollen gibt er mit unerreichter Meisterschaft.

Karl Fichtner, 1805 als Schauspielerkind in Koburg geboren, ist der eigentliche Repräsentant der Liebenswürdigkeit auf der Bühne; sein Naturell ist es, was er vor allen übrigen Schauspielern, welche geneigt wären, ihm den Ruhm ewiger Jugendlichkeit streitig zu machen, voraus hat. Für ihn bedarf es keiner gewaltsamen Anstrengung, keiner Selbstentäußerung, um noch heute in den jugendlichen Rollen zu glänzen, welche einst sein Glück begründeten; er ist in der That innerlich jung geblieben, die Heiterkeit der Seele. Er war ein Romeo und Carlos, wie nach der Zeitgenossen Versicherung kein zweiter seitdem gesehen worden, die bauernfeld'schen Lustspiele sind in Wien ohne Fichtner kaum zu denken. Und dieser so beneidenswerth begabte Künstler verzweifelte als junger Mensch an seinem Berufe, weil er in Freiberg im Bertrand ausgelacht wurde! Schüchternheit, ein Mangel an Selbstvertrauen sind ihm übrigens bis auf diesen Tag eigen geblieben; er verspricht sich leicht, wird verlegen und roth, aber auch dieser Zug ist ein gewinnender mehr in dem Gesammtbilde. — Frau Fichtner (Elisabeth Koberwein, 1809 als die Tochter des berühmten Künstlerpaares dieses Namens in Wien geboren) betrat schon als Kind die Bretter der Bühne, welcher sie seitdem ununterbrochen angehört hat. Sie spielte ehedem jugendliche Liebhaberinnen aller Kategorieen, die bezähmte Widerspenstige, die Tochter in Raupach's Rührdrama „der Müller und sein Kind" u. s. w. Seit Jahren sind ältere Anstandsdamen und feine komische Rollen ihr Reich. Eine ihrer Meisterleistungen ist die Herzogin im „Geheimen Agenten".

Was über Fritz Beckmann als Komiker zu sagen wäre, ist längst und oft gesagt worden: wie hoch er über die Mehrzahl seiner Rivalen durch die Naturtreue seiner Darstellungen erhoben wird, wie unwiderstehlich er durch seine Gabe des Extemporirens wirkt, ein Talent, dem er allerdings manchmal zu sehr die Zügel schießen läßt u. s. w. Aber nicht genügend gewürdigt ist bisher jener Takt, jenes Maßhalten und Sichunterordnen, welche es gestatten, den Komiker, bei dessen bloßem Anblick sich sonst die Muskeln schon zum Lachen verziehen, in jeder Tragödie zu beschäftigen, ohne daß der Eindruck gestört würde. Der Haushofmeister in Laube's „Essex" z. B. ist eine Leistung, welche bei ihrer Anspruchslosigkeit des größten Lobes werth ist. Ueber Beckmann's Alter streiten sich die Gelehrten. Die Einen lassen ihn 1803, die Andern 1806 geboren werden; der Stolz Breslaus, ihn Sohn zu nennen, steht aber unangefochten fest. Er war Statist am breslauer Theater, als Anschütz dort bereits im „ersten Fache" wirkte und in dem schüchternen Anfänger das Talent ahnte. 1824 kam Beckmann an's königsstädtische Theater in Berlin, welches seinen Ruf begründete, 1841 trat er zum ersten Mal in Wien und zwar im Theater an der Wien als Gast auf, wo er, der erste norddeutsche Komiker, Sensation erregte; 1845 wurde er von Pokorny für dieselbe Bühne engagirt und schon im folgenden Jahre an die Burg gezogen. — Die nothwendige Ergänzung zu der harmlosen Drolligkeit Beckmann's bildet Karl Meixner's (aus Berlin) schärfere Zeichnung. Das Zusammenwirken Beider fällt daher auch gewöhnlich zum größten Vortheil des Ganzen aus, selten aber ist die Individualität eines Jeden von ihnen so glücklich zur Geltung gekommen wie in Winterfeld's „Winkelschreiber", welche den wirklich unübertrefflichen Figuren, die Meixner und Beckmann aus dem Titelhelden und dessen Famulus machen, einen großen Theil seiner Beliebtheit in Wien verdankt. Zu Meixner's besten Rollen gehört namentlich noch der Schmock in den „Journalisten", und eine Menge Figuren in neueren französischen Stücken, während oft seine Komik zu absichtlich wird.

Joseph Wagner (aus Wien) steht im Begriffe, das Fach der jugendlichen Helden, in denen er so lange der Abgott aller Damen war, mit einem älteren zu vertauschen, und bei seinen glänzenden Mitteln und eisernem Fleiße bringt er es auch da zu recht achtbaren Erfolgen. Doch werden sein „Tell" und „Macbeth", wie überhaupt alle Gestalten, welche etwas anderes als schönes, jugendliches Feuer und poetische Schwermuth erheischen, niemals neben Mortimer, Posa, Essex u. s. w. zu stellen sein. Wagner hatte auf Provinzbühnen begonnen, Pest und Leipzig machten ihn bekannt, von Berlin kam er 1850 nach Wien, zugleich mit seiner ersten Frau, der leider so früh ihrem Laufe entrissenen Bertha Unzelmann. — Adolph Sonnenthal, welcher eigentlich bestimmt war, Wagner zu unterstützen und zu ersetzen, legte bald ein so überwiegendes Talent für das Konversationsstück an den Tag, das Wagniß, ihn als Nachfolger Fichtner's auftreten zu lassen, schlug in den meisten Fällen so glücklich ein, daß er den Kothurn wohl schon ganz aufgegeben haben würde, wenn es nur nicht wieder an einem Ersatzmann für ihn mangelte. Dieser noch junge Mann gibt ein glänzendes Beispiel, was Talent, Willenskraft und Fleiß vermögen. Als Dawison in Wien war, arbeitete Sonnenthal, ein Pester von Geburt, als Geselle bei einem Schneider und war kaum der deutschen Sprache mächtig. Die von frühester Jugend an in ihm lebendige Theaterlust ermuthigte ihn, zu dem damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stehenden Charakterspieler zu gehen, und ihm seinen Herzenswunsch vorzutragen. Dawison prüfte ihn und bekräftigte ihn in seinem Entschlusse. Gegen den Willen seiner Angehörigen trat der junge Mensch nun als Statist beim Burgtheater ein, und drei Jahre später durfte er an derselben Stätte, nachdem er in Hermannstadt, Stettin und Königsberg engagirt gewesen war, schon als Mortimer auftreten. Gegenwärtig gehört er zu den beliebtesten Mitgliedern der Hofbühne.

Eine ähnlich schnelle Carrière hat Joseph Lewinsky (aus Wien) gemacht, der mit einem Sprunge von einer mittelmäßigen Provinzbühne an das Burgtheater kam, dort „Alles" gespielt hatte und unbeachtet geblieben war, hier als Franz Moor alle Welt begeisterte. Nicht jede seiner Leistungen hat den damals erregten Erwartungen entsprochen, doch ist ein stetiger Fortschritt nicht zu leugnen, und neben Carlos (im Clavigo), Wurm, Jago ꝛc. versucht er neuerdings auch mit Glück die Darstellung älterer Charaktere. Sein Engagement brachte Gabillon (aus Mecklenburg) aus einer schiefen in die richtige Stellung. Nachdem dieser Schauspieler als jugendlicher Held kein Glück gemacht hatte, sollte er Dawison ersetzen, und wurde gegen den ziemlich einstimmigen Protest des Publikums durch Jahre mit Rollen bedacht, welche er nicht zu lösen vermochte. Sein jetziges Genre, in welchem er sehr Verdienst-

liches leistet, ist schwer zu charakterisiren; vorzüglich gelingt ihm, was man ehedem Naïve nannte. Ebenso hat Frau Gabillon (geb. Würzburg, aus Frankfurt a. O.) den Umweg durch das Fach der Liebhaberinnen und Heldinnen machen müssen, um endlich in „intriganten Weibern“ ihre eigentliche Spezialität zu finden.

Von den Schauspielern, deren Porträts hier fehlen, verdienen noch genannt zu werden: Ludwig Löwe, der berühmte Heldenspieler (1795 in Rinteln geboren), welcher 1811 als Anfänger das Burgtheater betrat, seit 1826 demselben angehört; Baumeister, ein Talent von großer Frische und Liebenswürdigkeit, das sich aus dem Naturburschenhaften immer mehr herausarbeitet; Förster, welcher seine Hauptthätigkeit neuerdings der Regie zugewendet hat, und in dieser Richtung eine besonders schätzenswerthe Kraft ist, aber auch als Darsteller immer mehr Kredit erlangt; Arnsburg, ein Komiker, der ein kleines Genre hat, in diesem aber ganz ausgezeichnet ist, Franz (aus Berlin), der bei allem Fleiße es zu einer ersten Position nicht bringen kann, und Rettich, der glückliche Darsteller pedantischer, alter Herren.



Das Schloß Berg, Besitzung des Herzogs Max in Bayern. Nach einer Photographie. (S. [illegible].)

Von Damen sehen wir außer den schon Genannten Frau Julie Rettich (geb. Gley aus Hamburg), im Fache der „tragischen Mütter“ als würdige Nebenbuhlerin der Erlinger anerkannt. In Kinderrollen erregte sie die Aufmerksamkeit Tieck's. 1835 kam sie nach Wien und spielte sentimentale und naive Rollen, wie sie z. B. das erste Gretchen am Burgtheater gewesen ist. Ein Krankheitsfall bestimmte die Direktion, ihr die Griseldis zu geben, und seit dem glücklichen Erfolge mit dieser Rolle trat sie erst in die Reihe der Heldinnen ein. In der Kunst schön zu reden hat sie es zu wirklicher Meisterschaft gebracht, doch hat sich das Deklamiren schlechter, namentlich Saphir'scher Gedichte durch eine Manier der Tonmalerei und der grellen Uebergänge gerächt, welche oft ihre besten Leistungen zerstört. Auch tritt immer mehr die Neigung zum Uebertreiben hervor. Das Gleiche muß man leider von Frau Amalie Haizinger sagen, deren komische Kraft groß genug ist, um nicht der vielen Drücker und Schlager zu bedürfen, welche sie erst jetzt Jüngeren abgelernt zu haben scheint. Frau Haizinger (geb. Morstadt, 1800 in Karlsruhe) gehört seit ihrem zehnten Jahre der Bühne an, war früher mit dem Schauspieler Neumann verheirathet, und folgte erst 1845 ihrer Tochter Louise nach Wien. — Frau Hebbel (Christine Enghaus aus Braunschweig), seit 1840 dem Burgtheater angehörend und ehedem als Maria Stuart, Jungfrau x. berühmt, ist durch eine eigenthümlich schwere, eintönige Art des Recitirens auf einen engeren Rollenkreis beschränkt, während sie alle Mittel für eine Heroine ersten Ranges besitzt. Fräulein Marie Boßler (1835 in Bleicherode geb.) betrat 1849 zuerst in Düsseldorf die Bühne und wurde 1854 vom hamburger Thaliatheater durch Laube nach Wien gezogen. Zuerst in sentimentalen Partien im Drama und Lustspiel beschäftigt, rückte sie nach dem Abgange der Neumann in deren Rollenfach ein und dürfte gegenwärtig die vorzüglichste Konversationsschauspielerin Deutschlands sein. Leider gedenkt sie in Kurzem die Bühne zu verlassen und sich mit einem Sohne des verstorbenen Musikers von Bruck zu verheirathen, — ein Verlust, welchen das Burgtheater schwer verschmerzen wird. — Fräulein Friederike Bognár (1839 in Gotha geb.) spielt mit Auszeichnung die Liebhaberinnen im bürgerlichen Drama und wirkt auch im Lustspiele meistens sehr angemessen; für die Aufgaben der Tragödie, welche ihr wiederholt aus Noth gestellt werden mußten, reichen dagegen ihre Kräfte nicht hin. In Frau Peche begegnen wir der Vergangenheit, deren Urtheil wir gläubig hinnehmen, ohne doch die Bestätigung desselben in der Gegenwart finden zu können. Kritiker wie A. W. Schlegel bewunderten sie einst als Julie. Damals, in ihrer Jugend, muß also noch nicht in dem Maße bemerkbar gewesen sein, daß die Schauspielerin es unterließ, ihre natürlichen Gaben künstlerisch auszubilden.

Erwähnen müssen wir noch von älteren Mitgliedern des weiblichen Personals Frau Auguste Koberwein, geb. Anschütz, früher als jugendliche Liebhaberin in Leipzig, Dresden und seit 1841 in Wien geschätzt, neuerer Zeit sich mit gutem Erfolg in älteren Charakteren versuchend, Fräulein Wildauer, die unerreichte Nandl, und Fräulein Grafenberg, anwendbar für alle erdenklichen Rollen; von dem jungen Nachwuchs Fräulein Baudius, eine vielverheißende poetische Persönlichkeit, Fräulein Anna Kratz, welche sich als Erbin der Goßmann behauptet, Fräulein Wetzel, durch die Natur ihrer Mittel auf ältere Rollen angewiesen, und Fräulein Kraman, welche noch unentschieden zwischen verschiedenen Genren schwankt, aber jedenfalls ein beachtenswerthes Talent ist.

— p.



Das Schloß Possenhofen am Würmsee, Besitzung des Herzogs Max in Bayern. Nach einer Originalzeichnung von J. Weith. (S. [illegible].)



Frl. Goßmann. L. Fichtner. La Roche. Frau Rettich. J. Lewinsky. Joseph Wagner. Frau Gabillon. Fr. Beckmann. Frau Haizinger. Dr. H. Laube. Frau Peche. Gabillon. L. Meixner. H. Koschütz. Frl. Bognar. Frau Fichtner. Frau Hebbel. Sonnenthal.

Die Mitglieder des k. k. Hofburgtheaters zu Wien. Nach Photographieen und Originalzeichnungen, von Lallemand. (S. 579.)

Drüben am Markt.

Novelle

von

Theodor Storm.

Schon wieder stand der kleine Herr im blauen Frack an der Wehle unterhalb des Deiches, zu fischen. Vier Angelruthen hatte er ausgelegt; die Korke mit den Federposen schwammen auf der blanken Wasserfläche, während die Stöcke in dem üppigen Marschgrase ruhten. Auch der kleine schwarze Hund saß wieder daneben, wie er schien in die Betrachtung des vor ihm liegenden Netzes versunken, das schon zur Hälfte mit Weißfischen und Aalen gefüllt war; nur zuweilen warf er den Kopf herum und schnappte nach den Schmeißfliegen, die um seine Nase schwärmten. — Sein Herr hatte die ausgerauchte Meerschaumpfeife neben sich gelegt und blickte, die Hände auf dem Rücken gefaltet, aus seinen kleinen runden Augen gleichgültig vor sich hin; bald auf die schwimmenden Korke, bald über die Wehle nach dem spitzen Thurm der nicht gar fernen Stadt. Die Sonne blitzte in den blanken Knöpfen seines Fracks und vor ihm auf dem stillen Wasser; mitunter zog er ein blaugedrucktes Schnupftuch aus der Tasche und trocknete sich damit den Schweiß aus seinen schon ergrauten Haaren. Das Schilf duftete; es war ein heißer Septembernachmittag.

Aus dem Häuschen, das drüben auf dem Deiche lag, trat ein bejahrtes Frauenzimmer und stieg eilig an dem abwärts führenden Fußwege hinunter. Der alte Herr hatte sie nicht bemerkt; denn an der einen Angel begann eben die Federpose zu zucken. Als aber jetzt die Frau laut redend und jammernd auf ihn zukam, wandte er sich um und winkte ihr heftig mit der Hand. „Schrei' Sie nicht so, alte Person!“ sagte er und bückte sich nach seiner Angel. „Hat denn die Mixtur von gestern noch nicht angeschlagen?“

Das Weib schwieg plötzlich und strich sich verlegen mit der Hand über ihre Schürze.

„Ja so,“ sagte er, „ich kann es mir denken; Ihr habt wieder einmal selbst gedoktert! — Da habt Ihr mir nun auch den Fisch verjagt.“

Indem hatte er sich aufgerichtet, und in seine kleinen Augen trat ein Ausdruck von Schelmerei, der vor Zeiten diesem unschönen Antlitz eine vorübergehende Anmuth mochte verliehen haben.

„Kleine Frau,“ sagte er, „kennt Ihr das Gebet der Aerzte?“

Die Frau sah ihn verdutzt an. „Nur das Vater unser, Herr Doktor, und die hinter'm Gesangbuch.“

„Nun so will ich es Euch sagen: Gott behüte uns vor den alten Weibern!“

Die Alte lächelte. „Herr Doktor sind allzeit so spaßig.“

„Und nun,“ fuhr der Doktor fort, indem er seinen alten Hut aus dem Grase aufsammelte, „nun bleib' Sie hier und paß' Sie mir auf meine Fischerei!“ — Der kleine Hund sprang gegen ihn empor. „Leg' Dich, Pankraz!“ sagte er, und bückte sich, um ihn zu streicheln, mit jener hastigen Innigkeit, womit in Gegenwart Anderer einsame Menschen den an sie gewöhnten Thieren zu begegnen pflegen. Dann, während der Hund sich legte, und das Weib, seinen Befehlen gehorchend, sich vor den Angelruthen an das Wasser stellte, stieg er langsam den Deich hinauf und verschwand in der Thür des kleinen Hauses.

*

Es war tiefe Dämmerung, als der Doktor, aus seinem Meerschaumkopfe rauchend, auf dem Fahrweg des Deiches nach der Stadt zurückkehrte. Neben ihm ging die alte Frau, in der einen Hand ein Rezept, in der andern das schwergefüllte Fischnetz; der kleine Hund sprang kläffend hin und wieder. — So erreichten sie die Stadt. Im Schifferhause am Hafen brannten schon die Lichter und warfen ihren Schein auf die Gasse. Der Doktor that einen Blick in die Gaststube, wo an dem rothangestrichenen Tische schon ein Frühgast dem Wirthe gegenüber saß; dann beschleunigte er seinen Schritt und ging durch die dunkle Twiete dem Markte zu, wo er mit seiner Begleiterin in ein schmales alterthümliches Haus trat, vor dem eine Linde ihre Zweige bis an die Fenster des obern Stockwerks hinaufstreckte. Während noch die Hausglocke läutete, öffnete sich im Hintergrunde der Diele eine Thür, und ein schon ältliches, bürgerlich gekleidetes Mädchen leuchtete mit einer Schirmlampe dem Kommenden entgegen.

„Bist Du es, Onkel?“ fragte sie.

„Freilich; nimm nur der Frau die Fische ab!“

Dann, nachdem die Alte gute Nacht gewünscht, gingen beide in das geräumige Hinterzimmer. Das Mädchen trug ihr Spinnrad in die Ecke und setzte die Lampe auf des Onkels Schreibtisch, während dieser seine Taschen von dem mitgenommenen Angelgeräthe leerte.

„Ist Jemand da gewesen?“ fragte er.

„Ja, Onkel, die arme Frau, der Du das Kleid von selig Tante schenktest.“

„Sonst wer?“

„Die alte Kammerherrin hat geschickt; sie habe wieder ihren Zufall.“

Der Doktor setzte sich auf den harten, lederbezogenen Stuhl, der vor dem Schreibtisch stand.

„So?“ sagte er, „schicken die feinen Leute auch noch? Nun,“ fügte er brummend hinzu, „der Andere wird nicht um den Weg gewesen sein. — Wann war die Dirne hier?“

„Du warst nur eben fort.“

„So! — Nun da brauchen Ihro Gnaden mich schon nicht mehr.“

„Der Justizrath,“ sagte das Mädchen, „ist auch da gewesen; Du hättest doch nicht vergessen, daß es heute der Geburtstag seiner Frau sei.“

Der Doktor schwieg eine Weile. — „Es ist gut;“ sagte er, „bring' nur die Fische in die Küche!“

Das Mädchen ging. Der Doktor blieb auf seinem Stuhle sitzen und streichelte mit der Hand den kleinen Hund, der ihm auf den Schooß gesprungen war. Seine Augen hafteten an der Messingklinke der nach dem Flur hinausgehenden Thür, als denke er, sie werde sich im nächsten Augenblick bewegen, und Jemand, den er erwarte, in das dürftig ausgestattete Gemach hereintreten. Aber es kam Niemand; er blieb allein. Endlich, nachdem er das Thier behutsam auf den Fußboden gesetzt hatte, stand er auf und nahm aus dem Repositorium des Schreibtisches einen der Quartbände, welche seine ärztliche Buchführung enthielten. Das Blatt, welches er aufschlug, trug eine Jahreszahl, die der ersten Zeit seiner Praxis angehörte. — „Handlungsdiener Friedeberg“ stand darüber. Darunter waren viele Visiten eingetragen, sie folgten sich fast Tag um Tag; zum Schlusse aber war die Rechnung mit einer verhältnißmäßig sehr geringen Summe abgeschlossen.

Der alte Friedeberg war längst begraben; aber der Doktor sah ihn noch vor sich, den kleinen Mann im leberfarbigen Rock, wie er an sonnigen Nachmittagen drüben am Markt vor der Thüre des großen Giebelhauses stand und ihm, wenn er vorüberging, sein „servus Herr Doktor!“ zurief.

Der alte Friedeberg war es indessen nicht, um dessen willen die kleine runde Hand des Doktors nach diesem Folium zurückgeblättert hatte. Er war nur der Diener gewesen; das große Giebelhaus hatte derzeit dem zweiten Bürgermeister, seinem Prinzipal, gehört; der alte Friedeberg führte nur das kleine Ladengeschäft, das der reiche Kaufherr zugleich mit jenem treuen Mann nach seinen Eltern überkommen hatte. Auch der stattliche Bürgermeister wohnte seit lange nicht mehr in seinem sonnigen Hause; er lag nicht weit davon auf dem Klosterkirchhofe in der Familiengruft, die er selbst hatte bauen lassen. Es war aber auch nicht sein Gedächtniß, das die Hand des Doktors geleitet hatte; der Doktor war nicht einmal sein Hausarzt gewesen; denn der Bürgermeister hatte sich, wie alle Honoratioren, des Physikus bedient. Aber der Physikus war einmal über Land gewesen, und — der Bürgermeister hatte eine Tochter gehabt.

Das war es. — —

Der Doktor hatte sich umgewandt. Seine Augen ruhten auf dem leeren Polsterstuhl, der ihm gegenüber zwischen dem Ofen und dem Tassenschränkchen stand. — Spät an einem Februar-Abend war es gewesen. Dort hatte seine Mutter, die alte Schneiderswittwe, gesessen mit gefalteten Händen, das Spinnrad neben sich. Sie war schon ein wenig eingenickt gewesen, wie es ihr vor dem Schlafengehen zu geschehen pflegte; aber sie war wieder munter geworden und saß nun nach ihrer Gewohnheit aufrecht und ohne sich anzulehnen. „Und Du willst ein Doktor sein,“ sagte sie, „und weißt nicht, daß alte Leute nicht mehr jung sind?“

Der Doktor zog seine silberne Taschenuhr auf und hing sie an die Wand. „Es wird Schlafenszeit, Mutter!“ sagte er lächelnd, denn er wußte Alles, was nachfolgen würde. Aber die Alte ließ nicht ab, sie schenkte ihm nichts, er mußte Alles hören, ihr Alter und das seinige, dann alle Mühen des kleinen Haushalts und das gesammte Inventar an Leinen und Bettstücken, das droben in den beiden eichenen Schränken lagerte. „Denn,“ sagte sie, „wir sind immer auskömmliche Leute gewesen, ich und Dein seliger Vater, und das Nothwendige wäre schon beisammen, wenn die junge Frau in's Haus käm.“ — Der Doktor hatte schon fast ein wenig ungeduldig werden wollen; da plötzlich hatte die Hausglocke geschellt und nach einigen Augenblicken war sie hereingetreten. Sie hatte das blonde Haar zurückgeschüttelt und ein weißes Tüchlein vom Kopf genommen, und sich dann einen Augenblick schweigend und aufathmend im Zimmer umgesehen. Die kleine behende Alte war fast erschrocken aus ihrem Lehnstuhl aufgesprungen; denn solch' einen Gast hatte sie noch niemals in dem Zimmer ihres Doktors erscheinen sehen. Aber es war Nothsache gewesen; der alte Friedeberg war plötzlich schwer erkrankt, eine tiefe Ohnmacht, ein Schlaganfall, die junge Dame wußte es selber nicht. Der Lehrling war um den Kranken beschäftigt, die Mägde schon in den Betten gewesen; in ihrer Angst und ohne zu fragen war sie fortgelaufen. Beim Physikus hatte sie vergebens angeklopft; nun sollte der junge Doktor kommen, aber sogleich, es war kein Augenblick zu verlieren.

Der Doktor stand vor ihr in seinem abgetragenen Schlafrock, der die kleine runde Gestalt nur kaum bedeckte, und fragte und ließ sich berichten. Die alte Frau ging während dessen im Zimmer umher und brachte hier eine Weste, dort ein Schnupftuch auf die Seite, die er wie gewöhnlich auf den Stühlen umhergestreut hatte. Sie wischte mit ihrer Schürze über das Polster des alten Lehnstuhls und lud die junge Dame zum Sitzen ein; aber die junge Dame wollte sich nicht setzen, und bald, nachdem der Doktor in die Kammer gegangen und in seinem blauen Kleidrock wieder zum Vorschein gekommen war, machten beide sich auf den Weg.

Die Alte hatte ihnen geleuchtet. „Fallen Sie nicht, Mamsell,“ hatte sie gesagt, „der Ring an der Kellerluke steht vor.“

Der Doktor entsann sich alles dessen noch genau, er meinte noch zu hören, wie sie hinter ihnen die Kette vor die Hausthüre legte.

Draußen standen schon alle Häuser dunkel; nur drüben rechts der Twiete in dem großen Giebelhause waren unten noch die Fenster hell. Eben schlug es von der Kirchenuhr an der andern Seite des Marktes. Unwillkürlich standen sie und sahen an dem alten Thurme empor, der mit seiner dunkeln Spitze in den Sternenhimmel hinauf ragte. Hoch überhin aber steuerte ein Zug von Wildgänsen durch die Luft; ihr gellender Schrei und der Klang ihrer Flügel fuhr weit hin über die schlafende Stadt.

Der Doktor ließ sein Bambusrohr auf der Steinplatte klingen.

„Kommen Sie, Mamsell Sophie,“ sagte er, „es wird Frühling! Wir müssen dem alten Friedeberg helfen!“

Und nun gingen sie; das Mädchen immer einen Schritt voraus. Er aber in dem ungewissen Sternenschimmer sah zum ersten Mal auch sie und wie fest und jugendlich sie daherging.

*

Jene Nacht war längst dahin. Der Doktor war seitdem fast noch einmal so alt geworden; aber die Leute sagten, er habe dazumal nicht anders ausgesehen, nur sein Haar sei etwas grau und der grüne Frack ein paarmal neu und dann wiederum alt geworden. Auch im Hause in dem großen Hinterzimmer war es ebenso geblieben; derselbe alte Tisch mit den geschweiften Beinen und dem bunten Wachstuchbezug; dasselbe Tassenschränkchen und der weiße Sand auf dem Fußboden. Freilich in dem Polsterstuhl am Ofen saß jetzt nicht mehr wie sonst die alte strickende Frau, sondern ein kleiner schwarzer Hund, den der Doktor nach ihrem Tode sich herangezogen hatte.

Auch jetzt behauptete der kleine Hausgenosse seinen ererbten Platz. Er hatte sich schlafen gelegt und schien noch von den Schmeißfliegen zu träumen, die draußen an der Wehle ihn umschwärmt hatten; denn er kläffte und schnappte ein paarmal um sich in die leere Luft. Der Doktor ging auf ihn zu und streichelte ihn. „Laß doch, Pankraz, laß doch!“ sagte er, „Du träumst ja nur.“ Der Hund sah mit trüben Augen zu ihm auf, leckte einen Augenblick die liebkosende Hand seines Herrn und schob dann die Schnauze wieder zum Schlaf unter seinen Schenkel.

Der Doktor trat wieder an seinen Schreibtisch; und nachdem er das vorhin aufgeschlagene Buch zugemacht und an seinen Platz gethan hatte, nahm er aus einem Schubfach des Tisches die rothe Spitze einer Hutmacherschere, an welcher mit einem Bindfaden ein großer Schlüssel befestigt war. Dann, auch die Lampe nehmend, ging er zur Thüre hinaus und durch den schmalen Gang auf den Hausflur, und stieg von dort die Treppe hinauf, die zwischen weißgetünchten Wänden in das obere Stockwerk führte.

Die Stufen knarrten; die einsame Hauskatze, die auf dem Treppenabsatz eingedämmert war, sprang vor ihm auf und floh die Bodentreppe hinan. Aber auf dem engen Flur zwischen zwei großen dunkeln Schränken stand der Doktor still und öffnete mit seinem Schlüssel die Thüre eines nach der Straße hinaus liegenden geräumigen Zimmers, dessen Fußboden mit einem wollenen Teppich belegt war.

Der Schein der Lampe fiel auf eine Tapete, wie man sie vor einem Viertelsjahrhundert wohl zu sehen pflegte; eine Südseelandschaft mit den Figuren Paul's und Virginien's, die sich in bunten, jetzt freilich verblichenen Farben oberhalb des hohen Paneels wie ein Panorama an der Wand entlang zog. Das mit Mahagoni fournirte, jetzt tiefdunkle Geräth des Zimmers schien im Gegensatz zu der untern Wohnung einst mit besonderer Sorgfalt ausgewählt. — Der Doktor setzte die Lampe auf den länglichen, mit einem bunten Teppich behangenen Sophatisch. Seine Augen ruhten eine Weile auf dem mit Buchsbaum eingelegten Jagdstückchen in der Lehne des Sophas; dann breitete er sein Schnupftuch auf das Sitzpolster, stieg hinauf und hob die bestaubte Glasglocke von einer Tafeluhr, die mitten in dem hochblauen Himmel der Südseeinsel auf einem kleinen Postamente stand. Er nahm den verrosteten Stahlschlüssel, und nachdem er langsam aufgezogen und den Perpendikel angestoßen hatte, horchte er auf das plötzlich laut werdende Ticken. Die Uhr ging wieder, sie ging ganz wie vor fünfundzwanzig Jahren; es war wieder etwas lebendig in dem Zimmer, worin es so still war.

Er hatte die Glasglocke wieder aufgesetzt, und ging jetzt wie vorsichtig über den weichen Teppich zu einem Sessel, der in einer der beiden Fensternischen stand. Es war schon dunkel draußen; aus den einzelnen Fenstern und von den hie und da stehenden Gassenlaternen fielen spärliche Lichter; nur drüben rechts hinab über den Markt in dem großen Giebelhause waren alle Fenster des oberen Stockwerks erleuchtet. Der Doktor stützte den Arm auf die Fensterbank und sah nach dem hellen Schein, der von dort in das Dunkel hinausbrach.

Damals an einem Vormittag vor vielen Jahren, acht Tage mochte es gewesen sein nach jener Februarnacht, hatte das Haus drüben im vollen Sonnenlichte gestanden; auf die spiegelblanken Ladenfenster und an der andern Seite auf die Fenster des vorspringenden Ausbaues und zwischen ihnen auf die Fliesen des weit geöffneten großen Hausflurs war der goldene Schein gefallen.

Der Doktor erinnerte sich dessen wohl.

An einem Markttage war es gewesen; er hatte sich von seinem Hause an durch die Reihen der Bauerwagen und der Eier- und Gemüsekörbe durchgedrängt; er hatte hier und dort einer Marschbäuerin die Hand geschüttelt und sie bei Vor- und Zunamen begrüßt; ja sogar ein Rezept hatte er stehend und aus freier Hand auf seine Brieftasche schreiben müssen. Nun trat er in das große Giebelhaus, um nach dem alten Friedeberg zu sehen. Es hatte keine Gefahr mehr, er war schon in der Besserung.

Auf dem Flur vor dem Laden drängten sich die Käufer; der Lehrling konnte nicht allen Händen genügen, die ihre Körbe und Kannen vor ihm hinschoben. Aber er hatte eine Gehülfin bekommen; dort auf dem Ladentritt stand eine schlanke Mädchengestalt und hantierte in den obersten Schubladen des Repositoriums.

„Ei was, Mamsell Sophie!“ rief der Doktor.

Sie wandte den Kopf zurück; ein Paar helle Augen sahen auf ihn herab. „Guten Morgen!“ rief sie.

„Was treiben Sie denn da?“

„Sie wissen's ja,“ sagte sie und sprang mit einem leichten Satz zu Boden, „der alte Friedeberg ist invalid, da muß ich der alte Friedeberg sein!“

„Das seh' ich,“ sagte der Doktor, und seine kleinen Augen folgten ihr mit Verwunderung, wie sie den Bindfaden von der Rolle schnurrte, ihn um das Päckchen knüpfte und dann so resolut an dem großen Ladenmesser abschnitt.

Als sie die Waare aus der Hand legte, setzte schon wieder ein Arbeiter seine Branntweinflasche vor sie hin. Sie blickte einen Augenblick wie hülfesuchend nach dem Lehrling. Als sie

ihn beschäftigt sah, kehrte sie seitwärts vor das Kuhfaß und hielt das zinnerne Maß unter das Messinghähnchen. Aber während die Flüssigkeit hineinrann, bog sie den Kopf zurück und schüttelte sich unmerklich, als widre sie der Duft des Alkohols.

Der Doktor stand noch immer und ließ kein Auge von ihr.

Und schon plauderte sie mit einem Haufen Kinder, die ungeduldig mit ihren Schillingen klopfend vor dem Ladentische standen. Sie neigte sich herüber und nahm das pausbackige Gesicht eines Nachbarknabens zwischen ihre Hände.

„Junge, was Du ein Kerl geworden bist," sagte sie und sah ihm ernsthaft in die Augen, „Du hast wohl gar den Nachtwächter schon gesehen?"

Der Junge schüttelte den Kopf. „Der tutet bloß!" sagte er und sah sie trotzig an.

Sie lachte und steckte ihm sein Päckchen in die Tasche. „Halt, Du vergißt ja was!" Dann nahm sie ein Glas Bonbons aus dem Schaufenster. „Nun greif' einmal; aber herzhaft!" Und der Kleine ließ es daran nicht fehlen. Der Ladenbursche warf einen bedenklichen Blick auf seine junge Prinzipalin, als sie ihm das Glas zum Wegsetzen in die Hand gab; der Doktor aber lächelte still in sich hinein und blickte unvermerkt zurück, als er durch den Laden nach dem dahinter liegenden Zimmer des alten Friedeberg ging. — —

Der kleine Greis saß aufrecht in den Kissen und zählte mit den Fingern an seinen Knöcheln, während er durch die Fenster nach dem dunkeln Hackhofe sah, in dessen engem Raum er einen so großen Theil seines Lebens zugebracht hatte.

„Nun, Friedeberg," sagte der Doktor, „laßt einmal die Rechenmaschine still stehen! Ihr habt ja Euren Stellvertreter bekommen."

Der Alte nickte, und ein sanftes Lächeln trat in das kleine, faltenreiche Gesicht. „Freilich, Doktor," sagte er, „aber es schickt sich nur nicht so recht, und der Herr Bürgermeister sehen es noch nicht gern."

Der Doktor warf noch einen Blick durch das Thürfensterchen in den Laden; dann aber nahm er den Puls seines Patienten und examinirte und ermahnte und schalt ihn freundlich, wie es seine Art war.

Indessen knarrte die Thür und das junge Mädchen trat still herein, indem sie fragend zu dem Arzt hinüber sah.

Dann setzte sie sich zu dem Alten auf die Bettkante und drohte ihm mit dem Finger.

„Halt Dich nur ruhig, Friedeberg," sagte sie, „da les ich Dir Nachmittag wieder aus dem theatrum mundi; die Belagerung Magdeburgs, oder was Du sonst mir aufschlägst! — Nein, nein, sprich nur nicht! Ich weiß schon Alles, was Du fragen kannst. Deinen faulen Burschen halt ich auch in Respekt; es wird Alles sauber eingetragen, es geht Alles nach Deiner Vorschrift. Und verkauft haben wir heute morgen! Ich bekomme noch die ganze Kinderkundschaft."

„Traut ihr nicht, Friedeberg!" sagte der Doktor, „ein Viertel Cichorie und eine Tasche voll Bonbons als Draufgabe, das gibt eine schlechte Rechnung!"

Der Alte nahm ihre kleinen Finger und drückte sie zärtlich zwischen seine alten arbeitsmüden. „Lassen Sie sie, Doktor," sagte er, „das ist eine gesegnete Hand."

Das Mädchen lächelte. „Ja, alter Friedeberg," sagte sie, indem sie eine kleine Münze auf den neben dem Bette stehenden Tisch klingen ließ, „sogar einen falschen Schilling habe ich eingenommen! Du kannst ihn hernach auf Deinen Ladentisch nageln; da hast Du das Dutzend voll."

„Die falschen Stücke," erwiederte er langsam; „die sind schon alt; das war in meiner Jugend, da nahm ich auch noch Alles unbesehen."

Sie sah ihn mit klugen Augen an. „Es ist von meiner Kinderkundschaft," sagte sie.

Der Doktor konnte noch nicht wegfinden. Er hatte sich unter dem Fenster auf den Lehnstuhl des alten Friedeberg gesetzt und begann zu plaudern; er wagte sogar die junge Dame an den Contretanz zu erinnern, den sie letzthin im Kasino mit ihm getanzt hatte.

Sie hörte ihm ruhig zu. „Ja," sagte sie, „und dann das Solo; vergessen Sie das Solo nicht!"

Der Doktor fand auch gar keine Veranlassung das Solo zu vergessen. Er lachte; denn er sah sich selbst mit den Hüften balancirend durch den Saal schreiten; aber trotz seiner kleinen, kurzen Füße hatte er doch das Gleichgewicht behalten, und das war nicht allemal so ganz geglückt. — Und dann klatschten sie ein wenig über die rothen Schuhe der Frau Kammerräthin und über den mathematischen Diener seines Freundes, des Justizraths; und der Doktor lachte eben so harmlos über die Andern, wie er zuvor über sich selbst gelacht hatte. Ein paarmal, wenn die schönen Mädchenaugen so frisch gegen ihn heraufschauten, versuchte er auch einen ernsten Ton anzustimmen; aber er plagte sich umsonst, es schlug ihm immer wieder Alles in Spaß und Gelächter aus.

Das Mädchen, deren Hände auf ihrem sauberen Morgenkleide ruhten, musterte während dessen die kleine, untersetzte Gestalt des ihr gegenübersitzenden Mannes. Es entging ihr nichts; weder die Bänder des bescheidenen Vorhemdchens, die über dem Rockkragen hervorsahen, noch der ungepflegte Zustand des Haupthaars, von dem unzählige Spitzen wie Flammen in die Höhe ragten. Zuletzt blieben ihre Augen an zwei kleinen Daumen haften, die, je nachdem der Doktor den Kopf bewegte, entweder wie aufflatternde Räupchen in der Luft gaukelten oder in das allgemeine Wirrsal wieder hinabtauchten. Mamsell Sophie strich sich unwillkürlich mit den Fingern über ihren seidenen Scheitel, und in ihrem Gesichtchen zuckte es wieder wie vorhin, da sie vor dem Branntweinfäßchen kniete.

Der Doktor bemerkte nichts dergleichen. Als er aber die blauen Augen so unablässig auf sich gerichtet sah, warf er den Kopf zurück und schaute über sich und fuhr sich ein paarmal wie der Sturm durch die Haare; und da er hier nichts Ungewohntes zu entdecken vermochte, so verstummte er plötzlich und schaute fest und fragend in das Angesicht des Mädchens. Allein er bekam keine Antwort. Wie ein ertapptes Kind wandte sie den Kopf; und der Doktor sah nur noch, wie es ihr blutroth bis an die krausen Stirnhärchen in's Gesicht stieg. Er wußte nicht mehr, wie er das zu deuten habe; sein Scharfsinn begann seltsame Wege zu wandeln, und eine Reihe lieblicher erschreckender Gedanken tauchte in ihm auf. Er schlug seine kleinen tapfern Augen nicht zu Boden; er wollte abwarten, daß sich das blonde Köpfchen wieder zu ihm wende.

Der alte Friedeberg sah indessen von seinem Kissen, was der Doktor nicht zu sehen vermochte. Aber auch er wußte nicht, weßhalb die Augen seines Lieblings mit solchem Ausdruck von Schelmerei auf die nackte Wand gerichtet waren, und weßhalb sie sich mit den Zähnen den lachenden Mund festhielt.

Und bevor er noch zu fragen vermochte, stand sie schon an der Stubenthür, die Klinke in der Hand. „Ich muß nach Deiner Suppe sehen, Vater Friedeberg!" und mit einer leichten Verbeugung gegen den Doktor war sie zum Zimmer hinaus.

Der Doktor stand vor dem Bette seines Patienten, knöpfte seinen blauen Frack zu und ließ sich noch einmal die halbgeleerte Medizinflasche zeigen; dann nahm er Hut und Stock und empfahl sich. Kaum hörte er noch das «Servus, servus», das ihm der kleine Greis mit einer verbindlichen Handbewegung nachrief.

Vor dem Rathhause begegnete ihm der Herr Bürgermeister, der mit seinem Portefeuille unter dem Arm so eben aus der Rathssitzung kam. Es war eine stattliche Gestalt; er trug den starken Kopf aufrecht und trat so fest einher, daß ihm bei jedem Schritt die wohlgenährten Wangen schütterten. — Nachdem er den jungen Arzt nicht ohne eine gewisse Herablassung gegrüßt hatte, erkundigte er sich eingehend nach dem Befinden seines alten Handlungsdieners; und so schritten beide im Gespräche mit einander über den Markt. Der Doktor aber wußte nicht, weßhalb es ihm heute unbehaglich war, sich diesen huldreich zu ihm redenden Herrn als den Vater jenes hübschen Mädchens zu denken; immer wieder bis vor der Thür des großen Giebelhauses, zu der er ihn zurückbegleitete, stand es vor seiner Seele, wie unbequem es sein müsse, diesem gewichtigen Mann eine Bitte vorzutragen oder in geheimem Zwiegespräch ihm gegenüberzustehen.

(Schluß folgt.)

Berliner Chronik

von

Ernst Kossak.

XIX.

Jeder Stand erfreut sich seiner Saison und beherrscht an gewissen Tagen des Jahres die Gesellschaft. Wenn die Obstbäume abgeblüht haben, das Getreide lustig emporschießt, die Kartoffelaussaat besorgt ist und die erste Heuernte vorbereitet wird, beginnt die Saison der Landwirthe und der älteren Sportsmen, die in dem Wollmarkte und den Wettrennen kulminirt. Aber diese Saison pflegt noch ihre Vorläufer zu haben, die sich auf ein lebhaftes Bedürfniß aller grundbesitzenden Herren gründen. Es ist eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß der Städter beim Beginn der besseren Jahreszeit sich hinaus in's Freie, der Landbewohner und Ackerbauer hingegen sich in die Stadt gezogen fühlt. Vielleicht bedarf der Landmann, nachdem alle wirthschaftlichen Angelegenheiten geordnet worden sind, und das Wachsthum der Vegetation bis zur Ernte einer höheren Hand anheimgestellt bleiben muß, einer geistigen Erholung, die er am besten in der Stadt findet. Aber nur in der Idylle sind die Ackersleute und Hirten ein einfältiger und lyrischer Poesie beflissener Menschenschlag, in der Praxis gehören sie zu den pfiffigsten Köpfen, und wissen unter allen Umständen das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Als das Angenehme kann die Zerstreuung in der Stadt angesehen werden, als das Nützliche irgend ein damit verknüpfter, natürlicher Weise vortheilhafter Handel. In neueren Zeiten sind daher die landwirthschaftlichen Ausstellungen sehr beliebt geworden. Sie können als Kongresse, Oekonomentage, großartige Viehhändlermessen, weltliche Bauernwallfahrten u. dgl. m. angesehen werden. Die Grundbesitzer der Mark und Lausitz haben sich denn auch in diesem Frühling acht Tage nach Pfingsten das Vergnügen gemacht, alle Produkte unserer Gegend, von den Seidenwürmern an, die der Schulmeister des Dorfes unter unsäglichen Mühen, um sein kümmerliches Jahrgehalt zu erhöhen, großzieht, bis zu den riesigen Mastochsen, welche die Herren Hofschlächter für die Tafeln ihrer Gönner und Feinschmecker kaufen, im Kroll'schen Lokal und in der Umgebung desselben auszustellen. Sammlungen von Gemälden pflegen gemeinhin mehrere Wochen, selbst Monate lang, dem Publikum geöffnet zu bleiben; eine landwirthschaftliche Ausstellung ist eine vergänglichere Sache. Alle diese riesigen Individualitäten, welche durch die raffinirte Wissenschaft der modernen Stoffwechsels zu einem ungeheuren Umfange ausgebildet worden sind, vertragen nicht lange die unbedingte Oeffentlichkeit, und die Nachfrage nach Gegenständen, welche leibliche Bedürfnisse befriedigen, ist leider stärker, als die nach geistigen und seelischen Genüssen. Die sehenswürdigen Mastschweine, die großartigen Ochsen und Fetthämmel werden schon auf der Streu der Ausstellung verkauft, und vierundzwanzig Stunden nach dem Schluß der Thüren ist kein Preisgewinner mehr am Leben. Die menschlichen Bewerber müssen zufrieden sein, ihre vierfüßigen Konkurrenten lebendig nach Berlin gebracht zu haben; die Heimkehr ist ihnen für immer abgeschnitten, und nach dem natürlichen Verlaufe der Dinge und den Forderungen des Geldbeutels auch gar nicht beabsichtigt worden. Daher beeilt sich die neugierige Menschheit über alle Maßen, dergleichen Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, und wenn der Sonnabend naht, der Hauptmarkttag der Woche, strömen die Bauern in Schaaren herbei, um sich ihrerseits an den Triumphen des wackern Stauber zu weiden, dem sie angehören. Die Linden hatten spät Nachmittags am 25. Mai den äußern Anstrich einer ungeheuren Dorfstraße. Statt der eleganten Equipagen, gefüllt mit ballonähnlichen Krinolinen, statt der Gardeoffiziere, Dandy's, der Börsenelegants, Studenten und Gymnasiasten, sah man zu Tausenden Männer in langen blauen Tuchröcken mit großen Peitschen in der Hand, Gruppen von neugierig umherblickenden Bauerfrauen und Mädchen, kleine Trupps von Vieh, die, begleitet von unserer aufmerksamen und für alle neuen Erscheinungen sehr empfänglichen Gassenjugend, von den Gehülfen der Schlächter durch die Stadt getrieben wurden. Aus dieser wirren Masse ragten, wie Enakssöhne, die Herren Rittergutsbesitzer mit ihren von Sonne und Reiterluft angedunkelten Gesichtern empor, Pferde bäumten sich, Hunde bellten, Kinder schrieen; man mußte an W. v. Kaulbach's Bild, den Abzug vom babylonischen Thurmbau, in unserem neuen Museum denken. Horden von Nomaden schienen Berlin überfallen zu haben, doch schon nach wenigen Tagen war jede Spur von ihnen verloren. Diese unübersehbare Menge von Ackergeräthschaften, Maschinen zur Erleichterung des Landbaues, von Pedjaranten, Sämereien und sonstigen industriellen Produkten, war wie vom Erdboden verschlungen, und das Heer der Eindringlinge von den Extrazügen aller Eisenbahnlinien, deren fünf in unsere Mauern münden, zum Theil noch über Nacht nach Hause geschafft worden. So übersichtlich wir mit Hotels jeden Ranges und Hotel garni's versehen sind, in den Tagen der Ausstellung war es sehr schwer, ohne vorherige Anmeldung ein Unterkommen zu finden. Unvorsichtige Familienväter mußten froh sein, mit den Ihrigen, ganz wie in überfüllten Badeorten, ein Unterkommen auf dem Boden oder in einem für die Dienstboten bestimmten Entresol zu finden. Heute ist die städtische Ruhe wieder hergestellt, die fleischlichen Errungenschaften der Ausstellung dampfen bereits auf unseren Tischen, und wir müssen uns vier Wochen lang in Geduld fassen, ehe wir unsere Wohlthäter bei Gelegenheit des Wollmarktes abermals in der Residenz sehen.

Feinfühlende Naturen wollen uns verzeihen, wenn wir hart neben diesem bukolischen Volksfeste von einer anderen, der Goetheausstellung reden, welche das Komite für die Errichtung einer Goethestatue in Berlin, zum Besten derselben, im Konzertsaale des königlichen Schauspielhauses veranstaltet hat. An den Wänden dieses prächtigen Raumes und seines Vorsaales sind auf Gesimsen die zahlreichen Büsten des Meisters und der berühmten Zeitgenossen aufgestellt. Darunter aber hängen und stehen die Bildnisse, Zeichnungen, Kupferstiche und Lithographieen, die Silhouetten, die Erinnerungen an des Dichters Privatleben, und einige irdische Ueberbleibsel seines Haushaltes, z. B. der alte hölzerne Stuhl aus seinem Arbeitszimmer in Weimar, ein vergilbter Teppich nebst einem kleinen Fußkissen, und ein Paar gestickte Morgenschuhe mit dem Namen „Suleika", nach denen wir dem edlen Meister einen aristokratisch gebauten, im Verhältniß zu seinem hohen Wuchse sehr kleinen Fuß zutrauen dürfen. In glasbedeckten Kasten sind die Manuskripte des Dichters, Briefschaften von seiner Hand und der seiner Freunde und Freundinnen, Gedenkblätter, oft der eigenthümlichsten und ergreifendsten Art, seltene, alte Drucke, und ähnliche Kuriosa oder gar Unica aufgestellt. Der Eindruck der Totalität, in welcher der Geist eines großen Mannes und seiner Periode, der längst der Unsterblichkeit angehört, noch einmal in die arme Zeitlichkeit niedergestiegen, vor uns erscheint, und ein traumhaftes Abbild des damaligen Lebens auf die Wände der ernsten Halle wirft, muß unaussprechlich genannt werden. Selbst die frivolsten Weltleute des Tages, die doch die Poesie nicht mehr als eine würdige Aufgabe des menschlichen Daseins, sondern nur als ein schlimmsten Falles entbehrliches Ornament des Lebens ansehen, können sich einer Anwandlung von Ehrfurcht nicht erwehren, wenn sie vor die wenigen Bruchstücke treten, die uns aus den großen Meisterwerken Goethe's, von seiner eigenen Hand geschrieben, erhalten worden sind. Wir nennen die fünf Blätter, enthaltend die Szene Valentin's im Faust, die zehn Quartblätter aus der Brockenszene, und das vollständige Manuskript des Egmont's, zweiundachtzig Blätter, ganz von Goethe's Hand, lauter Schätze, welche die hiesige königliche Bibliothek der Ausstellung anvertraut hat. Mehr als hundertundfünfzig goethe'scher Originalbriefe sind vorhanden, aber außerdem noch Blätter von gleich hohem Interesse. Die Handschriften der Familienglieder Goethe's und der von ihm geliebten Frauen fesseln die literarisch gebildeten Besucher der Ausstellung fast ebenso sehr, wie Goethe's eigene briefliche Autographen. Da ist ein Stammbuchblatt von Friederike Brion, der Schönen von Sesenheim, ein deutscher und ein französischer Brief der Frau v. Türkheim, geb. Lilli Schönemann aus Frankfurt a. M., neun Briefe der Frau v. Stein, darunter zwei an Schiller, zuletzt eine hochtragische Erinnerung an den Werther: das nach dem Tode Jerusalems aus dem Papierkorbe gerettete Originalblatt des Billets an Kestner vom 29. Oktober 1772. „Dürfte ich Ew. Wohlgeboren wohl zu einer vorhabenden Reise um Ihre Pistolen gehorsamst ersuchen?"

Die vorhandenen Bildnisse, unter denen man nur das der Friederike Brion schmerzlich vermißt, lassen die weimarische Vergangenheit sich noch deutlicher vor dem innern Auge gestalten. Durch eine Aquarelle des Direktors Kraus der Zeichenschule in Weimar, die sich dort im Besitze des Großherzogs befindet, werden wir in eine Abendgesellschaft bei der Großherzogin Amalie geführt. Um die Fürstin versammelt sind ihre Hofdamen von Göchhausen und von Wolfskeel, der vielgereiste Gore und seine beiden Töchter, Herder, von Einsiedel, Göthe und Heinrich Meyer. Das Mobiliment ist so anspruchslos, daß ein heutiger Bankier von einigem Vermögen sich solcher Einfachheit ohne Zweifel schämen würde. Stehen in erster Reihe die Mitglieder der großherzoglichen Familie, so üben doch die poetisch verherrlichten Frauen und Geliebten durch ihre Porträts eine noch größere Anziehungskraft aus. Zu den anmuthigsten und distinguirtesten Gesichtern gehört Lilli Schönemann. Einen wunderlichen Gegensatz bildet die robuste und gesunde Physiognomie der Frau von Goethe, geb. Vulpius, welche Raabe in Weimar, sichtlich noch in ihren besten Frauenjahren, en miniature gemalt hat. Die drei letzten Porträts der „Befreundeten Goethe's" machen uns mit den braven Gesichtern der Herren Hofrath Riemer, dem Verfasser der korrespondenten

lenten Buches über Goethe, Bibliothekar Kräuter, und des getreuen Eckermann bekannt. Bei der Bedeutung dieser Ausstellung für jeden literarisch gebildeten Deutschen dürfen wir nicht verschweigen, daß die hiesige Schillerpartei, nach deren Ansichten die Statue Goethe's nicht der Schiller's auf dem Gendarmenmarkt beigesellt werden soll, sehr scheel drein sieht, und in ihren Organen die Ausstellung mit Stillschweigen übergeht!

Unsere Theater haben nach Pfingsten die Sommerhäuser bezogen und ergötzen vor Anfang der Vorstellungen ihre Zuschauer schon durch Gartenkonzerte. Außer den beiden königlichen Bühnen stehen noch sieben Theater den Neugierigen offen. Berlin gleicht einem Ring ehrgeiziger Künstler und lockt sie in Schaaren zu Gastspielen herbei. In der großen Oper gastirt Fräulein Freitag aus Warschau, eine elegante Tänzerin, im Schauspielhause Fräulein Pellet aus Wiesbaden, die vierte Bewerberin um das anbegehrte Fach der ersten Liebhaberin, im Viktoriatheater die Tänzerin Legrain aus Paris und Fräulein Cherst aus Hamburg, im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater die Komiker Grobecker aus Wien und L'Arronge, der Direktor des Kölnischen Stadttheaters, von sonstigen Gästen der kleineren Bühnen gar nicht zu reden. Diese liebenswürdigen Damen und Herren mögen aber nicht eine Unterschätzung ihrer Talente, sondern nur eine Regung des Patriotismus darin erblicken, wenn wir in diesen herrlichen Frühlingstagen zwei jungen eingebornen Eltern der mimisch plastischen Kunst den Vorzug geben, obgleich sie etwas weit von der Stadt, und zwar im zoologischen Garten, sich dem Publikum vorstellen. Die würdige Mama der Bärengrube, an der wir uns so gut wie die Herren Pariser und Berner ergötzen, hat ihren Gemahl im März mit Zwillingen beschenkt und dieselben, um nicht seinen fleischlichen Appetit zu reizen, in der tiefen Abgeschiedenheit eines ihr eingeräumten Separatzwingers so weit herangezogen, resp. geleckt, daß sie sich ohne Anstoß der eleganten Welt Berlins zeigen können. Unstreitig sind diese Zwillinge die begabtesten Komiker, die wir in den letzten Jahren gesehen haben, und Jung und Alt beeilt sich an schönen Tagen, die Produktionen ihres glücklichen Bärenhumors zu bewundern. Man kann nichts Niedlicheres und Possierlicheres sehen. Wir führen, gleich den Bernern, einen Bären im Stadtwappen, und dürfen wohl auf diesen hoffnungsvollen Nachwuchs stolz sein.

Um nun noch von Bären zu reden, die zu anderweitigen als rein zoologischen Zwecken ungebunden sind, d. h. von Schulden, können wir melden, daß die Krone endlich dem Finanzelend des tiefverschuldeten Viktoriatheaters ein Ende gemacht und den Gläubigern 90 Prozent zugesichert hat. Da natürlich Niemand auf einen so günstigen Abschluß der Kalamität gerechnet und Jeder seine Forderung möglichst hoch gestellt hatte, machen sämmtliche Bauhandwerker ein gutes Geschäft und preisen mit lauten Zungen ihren Herrn und König. Was weiter geschehen wird, wem die Direktion endgültig übertragen werden dürfte, weiß Niemand; genug, wir haben jetzt ein drittes königliches Theater.



Washington's Grabstätte in Mount-Vernon.

Washington's Grabstätte in Mount-Vernon.

Die landschaftlichen Uferreize des Potomac-River in Virginien sind oft mit denen des deutschen Rheins in Parallele gestellt worden und vielleicht, abgesehen von den großartigen historischen Reminiscenzen, die uns Burgen und Kapellen an letzterem Strome zuflüstern, ist der Vergleich nicht allzu hyperbolisch. Von Washington ab bis zur Mündung des Potomac in die Chesapeake-Bai schaut der auf Deck des Dampfers stehende Reisende ein vorüberziehendes Panorama der anziehendsten Bilder. Der Strom, breit und majestätisch, spiegelt die ganze großartige Landschaft in seiner silbernen Oberfläche wieder, da und dort ziehen sich kleine Buchten in's Land, mit üppigem Laubwerk bewachsen, und auf den Strandterrassen stehen reiche Villen vornehmer Amerikaner. Etwa sieben Miles unter Washington liegt das kleine Städtchen Alexandria, eine Strecke weiter das Fort Washington, eines der Fortifikationswerke der Hauptstadt, und noch vierzehn Miles unterhalb desselben, aber auf dem anderen Stromufer und im Staate Virginien, Mount-Vernon, der langjährige Wohnort und Begräbnißplatz Washington's. Am Rande des Flusses erhebt sich ein mäßiger Hügel, auf welchem des großen Patrioten Landsitz erbaut, und nicht fern davon ist seine und seiner Frau letzte Ruhestätte, die von einer durch ein einfaches hölzernes Thor durchbrochenen Mauer umgeben und von hohen Bäumen beschattet wird. Die Virginier haben jetzt die Gebeine des berühmten Generals der Unabhängigkeitskriege aus Mount-Vernon fortgenommen, damit sie nicht den Soldaten der Union in die Hände fielen, und leben in dem Aberglauben, dieselben werden als Palladium ihren Waffen Glück bringen.

Jugendspiele.

Von

Alfred Singer.

Mit dem Erwachen des Frühlings fängt es auch an, sich in unserer Jugendwelt zu regen, die sich nun gern hinausstoßen läßt aus dem engen Zimmer auf die sonnigen Spielplätze, um sich dort mit allerlei Kurzweil zu erlustigen. Da sehen wir hier die Knaben munter sich tummeln mit Kreisel und Peitsche, dort stehen sie zusammen beim Stein- und Kugelspiel, und weiterhin auf dem frischgrünen Plane gibt es ein munteres Springen und Rennen, ein fröhliches Aufjauchzen und lautes Zurufen, denn hier hat sich eine Spielschaar beim Ballspiel vereinigt. Es ist auch Frühlingszeit in unserer Jugendwelt geworden, in der sich von Neuem die angeborne Spiellust regt. Es ist ein Naturdrang, der die Jugend zusammenführt zu geselliger Vereinigung beim frohen Spiele; es ist der Jugend nothwendiges Bedürfniß, sich leiblich zu regen und zu bewegen und mit einander fröhlich zu sein.

Es ist das Jugendspiel nicht mit Unrecht als eine nothwendige Vorschule zur männlichen Thatkraft angesehen worden, und wenn man genauer darauf achtet, so wird man bemerken können, daß das ganze Gemüthsleben der Kinder eben fast unbewußt bei die-



Der Seilsprung.



Das Geierspiel.

sen Spielen zur reichsten Entwicklung und Entfaltung kommt. Jeder will sich dabei auszeichnen, die Anderen an Klugheit, erfinderischer List, Kühnheit, Unerschrockenheit, Gewandtheit, Stärke, Ausdauer, Schnelligkeit übertreffen; jeder muß also die Kräfte der Seele und des Körpers im höchsten Grade anstrengen, um sich nicht überflügeln zu lassen, so daß das thätigere Leben für seine unendlich höheren Preise keinen größeren Wetteifer erregen kann, hinter welchem nur nichtswürdige willenlahme Individuen zurückbleiben. Die meisten Knaben bringen zu ihren Spielen das natürliche, unverdorbene Rechtsgefühl mit, jede Arglist, Bosheit, Selbstsucht und Verletzung des gemeinsamen Interesses wird von ihnen auf das Tiefste verabscheut, und nach ihrer einfachen Rechtspraxis sofort, meistens in ganz angemessenem Verhältniß, bestraft. Je unerbittlicher sie jede unbegründete Anmaßung in die gebührenden Schranken zurückweisen, um so bereitwilliger ordnen sie sich dem unter, dessen wesentliche Vorzüge sie gerne anerkennen, weil er von Rechts wegen ihr Anführer ist. Feigheit, Trägheit, Murrsinn, Neid, und wie die Gebrechen eines verkümmerten Gemüthes weiter heißen, werden von ihnen mit Spott, Verachtung und Haß aus ihrer Mitte verbannt. Statt aller Zwietracht der Interessen herrscht unter ihnen ein echter Gemeinsinn, welcher das eigene Wohl in unauflöslicher Verbindung mit dem allgemeinen erblickt, keinen Vortheil auf Kosten Anderer erwerben will.

Wenn damit schon die sittliche Bedeutung der Knabenjahre angedeutet ist, so kommt außerdem auch noch der gesundheitliche Werth derselben hinzu. Jeder gesunde Knabe hat den Trieb sich Bewegung zu verschaffen, und ist unermüdlich, die Gelegenheit dazu aufzusuchen. Im Spiel, und zwar im Bewegungsspiel, bietet sich die reichste Gelegenheit, diesen Naturtrieb der Knaben zu befriedigen, was für ihre leibliche Gesundheit und für ihr Wachsthum so überaus wichtig ist. Hier wird dem Knaben die angemessenste Bewegung geboten, indem dieselbe mehr auf Gewandtheit als auf Kraft gerichtet ist. Denn die Leibes- oder Turnübungen der jüngeren Knaben sollen noch nicht an den Punkt der Anstrengung kommen; indem dieselben erfrischend aber nicht ermüdend sind, werden sie für dieses Alter kraftsteigernd und gesundheitfördernd. Im Spiel übernimmt sich der Knabe niemals so, daß etwa dadurch seine körperliche Entwicklung gehemmt würde. Gerade weil beim Knabenspiel die körperliche Fertigkeit zusammengesetzt ist aus den willkürlichen Bewegungen der Gliedmaßen und aus der Wachheit der Sinne, wird es für die leibliche Erziehung der Kinder so wichtig, deren Herz und Gemüth bekanntermaßen dadurch zugleich erquickt und befriedigt wird. Auch die Freude hat ihre veredelnde Kraft, das ist auch bei der Erziehung nicht zu übersehen.

Aus allen diesen Gründen hat man schon seit den ältesten Zeiten von Erziehenswegen dem Jugendspiele Aufmerksamkeit zugewendet. Schon die Griechen würdigten das Jugendspiel als Theil ihrer Gymnastik, und gaben damit dem Triebe der Jugend nach körperlicher Thätigkeit Nahrung.

Alle die Kreisel- und Reifenspiele, die Ball-, Lauf- und Wurfspiele, wie sie unsere Jugend noch heutzutage treibt, waren auch schon bei der hellenischen Jugend vor mehr als zweitausend Jahren gebräuchlich. Mit dem Wiederauftreten des Turnens in Deutschland wurden auch die Jugend- und Turnspiele wieder mehr berücksichtigt, und der verdienstliche GutsMuths bearbeitete sie in einem größeren Werk, das in dritter Auflage von F. W. Klumpp 1845 bei Hoffmann in Stuttgart erschien.

Daneben erschien neuerdings eine kleinere Auswahl der gangbarsten und leicht ausführbaren Spiele, welche namentlich für das jüngere Knabenalter passen und entwickelnd einen erzieherischen Gehalt

haben, unter dem Titel: „Das Turnen im Spiel oder lustige Bewegungsspiele für muntere Knaben". Eine Auswahl der einfacheren Jugend- und Turnspiele zur geistigen und körperlichen Erziehung des jüngeren Alters. Als Festgeschenk und als Beitrag zu einer naturgemäßen Jugenderziehung bearbeitet von Dr. Moritz Kloß. Mit sechzehn erläuternden Figurentafeln. Dresden, 1861. Schönfeld's Buchhandlung (C. O. Werner). Der Verfasser ist bereits durch mehrere anerkannte Turnschriften bekannt geworden und hat in seinem amtlichen Wirkungskreise — er ist Director der Turnlehrerbildungsanstalt zu Dresden und Inspektor der Schulturnanstalten in Sachsen — vielfache Gelegenheit gehabt, die Bedürfnisse der Jugend in dieser Beziehung kennen zu lernen. Gedachtes Schriftchen, aus dem wir einige Abbildungen hiermit bieten, ist darauf berechnet, den Knaben selbst in die Hand gegeben zu werden, wozu es sich als Geschenk auch trefflich eignet.

Obgleich die hier gebotenen Spiele nicht unbekannt sind, so sind doch die wenigsten wirklich im Gange. Indem die Beschreibungen so gehalten sind, daß sich die Knaben selbst zurecht finden können, um ihre Spiele darnach zu ordnen, wird das Werkchen gewiß zur allgemeineren Verbreitung und Belebung derselben beitragen, und so die Bedeutung des Jugendspieles nach seinen körper- und geistbildenden Eigenschaften recht allseitig zur Geltung bringen helfen.

Das moderne Reisen.

Dem Buche: „Ein Jahr in Italien", womit Adolph Stahr vor dreizehn Jahren die Lesewelt erfreute, hat derselbe im vorigen Jahre ein Supplement folgen lassen, welches unter dem Titel: „Herbstmonate in Oberitalien" (Oldenburg, 1860) erschienen ist. Wer jenes kennt, dem braucht dieses nicht empfohlen zu werden, da es sich in der That selbst am Besten empfiehlt. Dagegen möchten wir gerade in diesen Blättern, die schon durch ihre Aufschrift, noch mehr durch ihren Inhalt die Reiselust mächtig anregen, auf das hinweisen, was dort Stahr in dem Abschnitte: „Villeggiatur am Comersee" über das moderne Reisen und über die Kunst zu reisen ausspricht. Das Reisen allein, sagt er, ist kein Ausruhen der durch lange Geistesarbeit überreizten Nerven, wie ich es in unserer arbeitsvollen, aufreibenden Zeit allen denen anrathen möchte, die nach äußerster Erschöpfung ihrer Kräfte einer Erholungsferie bedürfen. Das Reisen allein thut es nicht, ja ich möchte behaupten, daß die meisten Menschen heutzutage sich durch ihre „Erholungsreisen" oft mehr schaden als nützen. Nie wurde so viel gereist als in unserer Zeit, und nie verstand man es weniger zu reisen, als gerade jetzt, wo selbst die Erholungsreisen der Meisten nach meiner Beobachtung nur als eine andere Art von Abhetzerei betrieben werden. Wie Wenige haben Sinn dafür, sich zur Erholung an irgend einem schönen Punkte für eine Zeit lang ruhig niederzulassen, und im behaglichen Kennenlernen seiner Schönheit jenen ausruhenden Genuß zu suchen, der allein dem Geiste Erholung und Sammlung gewähren kann! Statt dessen werden die durch die großen Erfindungen unserer Zeit so überaus erleichterten Verkehrsmittel für die Meisten durch eigene Schuld zu einem wahren Unsegen. Die zur Erholung bestimmte Reisezeit wird angewendet zu einem rastlosen Umherjagen von einem Orte zum andern, kaum angekommen an einem reizenden Punkte, jagen sie, nach einem flüchtigen Blicke von demselben und über ihn, eben so matt und abgehetzt weiter, um während ihrer kurzen Erholungswochen möglichst viele Orte und Dinge möglichst eilig und schlecht zu sehen, und so kehren sie, statt erquickt und gestärkt, vielmehr an Leib und Seele ermattet zu ihren Geschäften und Arbeiten zurück. Dem, was und wie sich hier der vielgewanderte und wahrhaft reiseverständige Ad. Stahr äußert, diene das Kapitel in dem „Italienischen Wanderbüchlein" von Rasch über die Touristen in unserer Zeit so recht wahrhaft zur Folie.

W. Kind.

Elephantenstudien


Der Dandy.


Der Lebemann.


Der Protze.


Der Heldenspieler.


Der Verliebte.


Der Feuerwehrmann.


Der Chinese.


Der Musikant.


Der Seemann.


Der Student.

Der Elephant in der Freiheit dressirt (wie bis jetzt gesehen).


Auf dem Rüssel stehend.


Auf dem Schwanze stehend.

Possenhofen und Garatshausen.

Von

Hermann Schmid.

(Zu den Bildern S. 590.)

Die großen Welterignisse der letzten Zeit haben vielfach die Aufmerksamkeit auf die Familie des Herzogs Maximilian in Bayern (Pfalz-Birkenfeld), eine Seitenlinie des bayerischen Regentenhauses, hingelenkt, und einige Angehörige dieser Familie zählen zu den bedeutendsten Celebritäten der Gegenwart, — wie man von der großherzigen Königin Marie von Neapel, der Heldin von Gaëta, wohl mit Recht sagen kann — auch der Zukunft. Mit den Ansichten der beiden Schlösser Possenhofen und Garatshausen, welche nebst dem prachtvollen Palaise in der Ludwigsstraße zu München den hauptsächlichsten Aufenthalt des herzoglichen Hauses bilden, und wo in allernächster Zeit wieder Zusammenkünfte derselben von allgemeinerem Interesse stattfinden werden, wird daher eine kurze Schilderung dieser Orte und Notizen über die betreffenden Persönlichkeiten nicht unwillkommen sein.

Der Leser sollte, ehe die handelnden Personen erscheinen, erst mit der Szene vertraut sein, und möge darum zuerst in der schönen hochgewölbten Halle des münchener Bahnhofs in den Waggon steigen, um Starnberg und dem Würmsee zuzudampfen, an dessen reizenden Ufern Schloß Possenhofen liegt. Die Reisegesellschaft soll nicht mit Schilderung der landschaftlichen Reize und andern Merkwürdigkeiten unterhalten werden, an welchen wir vorüberfliegen, denn die Namen und Ansichten der schönen Waldeinsamkeit von Maria Eich, des hochromantischen, tiefeingeschnittenen und schattenreichen Mühlthales sind schon zu oft gesehen, beschrieben, gemalt und besungen worden. Ehe das Ziel des Ausflugs erreicht ist, ist es wohl das Geeignetste, Einiges aus der Geschichte des Schlosses zu bemerken, das bald aus dem grünen Spiegel des Würmsees vor uns auftauchen soll. Das Schloß Possenhofen — das aber damals beträchtlich weiter vom Seegestade entfernt, auf dem waldigen Höhenzuge gelegen sein soll, wo noch jetzt die Stelle gezeigt wird, — kommt schon im zwölften Jahrhundert als adeliger Ansitz vor, und gehörte damals zum Besitzthum des Pfalzgrafen Friedrich von Scheyern-Wittelsbach, der den Ort zum Theil oder ganz an das unweit in wildschöner Isarschlucht gelegene Kloster Schäftlarn vermachte. Anfänglich einigen münchner Patriziergeschlechtern wie Reindorf, Herwarth gehörig, von denen die Besitzung an Kurfürst Ferdinand Maria von Bayern überging, dessen friedliche und prachtliebende Regierung sich den Starnbergersee zum Mittelpunkte der glänzendsten Hoffeste erkor, einen Bucentaur nach dem Muster jenes des Dogen von Venedig auf demselben erbaute, und in den Traditionen des Volkes noch als sagenhaftes Ideal irdischer Herrlichkeit und Freude fortlebt, kam es im Laufe der Zeiten an verschiedene Herren und 1834 an Herzog Maximilian, der die Umgestaltungen und Verschönerungen vornahm, die es seiner jetzigen Gestalt entgegenführten. Die Umgestaltung begann damit, Ringmauer und Thorbau niederzulegen; der Graben wurde ausgefüllt und so die schöne, große Gartenebene gewonnen, welche jetzt das Schloß umgibt. Das Gebäude selbst behielt die äußere Form lange bei, aber im Innern mußten Himmelbettladen, Kachelöfen und Holzdecken dem Luxus und der Bequemlichkeit der modernen Zeit weichen. Der Anbau von Seitenflügeln erweiterte später das Gebäude, um den zahllosen fürstlichen und hohen Besuch beherbergen zu können, der sich schon mehrmals hier zusammenfand. Eine neuerbaute Kapelle bildet die Verbindung der Anbauten mit dem eigentlichen Schloßgebäude, in welchem früher eine kleine Kapelle sich befunden hatte. Der ganze Schloßraum sammt dem großen Garten ist von einer hohen Mauer umgeben, welche sich auch längs des Seegestades hinzieht, und mit den Mauerzinnen und den nach innen offenen Rundthürmen die letzte Erinnerung an den feudalen Charakter der Burg und an die Zeiten bildet, wo diese Thürme statt zu Belvederes und Ruheplätzen zur Vertheidigung bestimmt waren.

Die Lokomotive pfeift und hält — wir haben die Fahrt verplaudert und sind in Starnberg, und treten vom Bahnhofe an's Seeufer, um einen Blick hinauszuthun auf diese grünschimmernde und silberblitzende Wasserfläche, von ergrünenden Hügelreihen mit Wäldern und menschlichen Wohnungen in mannigfaltiger Abwechslung eingerahmt, und ohne andern Schluß für das ruhebedürftige Auge als die majestätische Kette der Alpen, welche so sicher groß und ernst auf das grünende Land hinsehen.

Die schäumenden Schaufelräder lassen die schönen Ufer an uns vorüberfliegen; Starnberg mit seinen weißschimmernden Häusern und seinem Schloßberge bleibt verschwindend zurück, links hebt sich im Vorüberzleiten das erhaltene gothische Lustschloß Berg, König

Maximilians Lieblingsaufenthalt, aus seinem wundervollen Park, dann der reizende Villenbüschel von Leoni aus seinem noch wundervolleren Buchen hervor, während gegenüber rechts die Reihe von Landhäusern beginnt, welche von reichen Beamten, Kaufleuten und Kunstbeflissenen Münchens als eben so viele Tuskula gebaut und nach eigenem Sinn und Geschmack angelegt und geschmückt worden sind. Nun senkt sich der Wald herantretend an's Ufer herab und dort — sehen Sie die gelbliche Mauer mit der Zackenkrone, die sich unter überhängenden Bäumen so langgestreckt hinzieht und im Wasser zu stehen scheint, so daß es das Ansehen hat, als sei es die Umzäunung einer glücklichen Insel, die uns entgegenschwimmt? Sehen Sie jenes Gebäude mit den Eckthürmen, in demselben warmen, röthlich gelben Tone, der so trefflich zu den grünen Bosketen und Bäumen, zu den schimmernden Blumenbeeten und blitzenden Fontänen wie zu der Epheubekleidung steht, welche die ganze östliche Front des Gebäudes wie ein natürlicher Mantel umgibt, und nichts frei läßt als die Fenster? Auf diesen Rasen haben vor nicht vielen Jahren fröhliche Kinder gespielt und sich in den Gängen getummelt — jetzt heißt das Eine davon Elisabeth Kaiserin von Oesterreich, das andere Marie Königin von Neapel — das ist Possenhofen.

Ueber dem Schlosse hin und hinter demselben steigt die waldige Anhöhe im Schmucke der schönsten Buchenwipfel und Ahornkronen empor, und trägt auf ihrem Plateau gegen rechts zu Dorf und Kirche von Pöcking, einem Punkte, der eine schöne Umsicht und Fernsicht über Berge, Land und Wasser bietet und darum gerne und häufig besucht wird. Indeß wird übertroffen von dem Anblicke des Panorama, welches das links hin gelegene Feldafing gewährt, wahrscheinlich nach dem Namen seines ersten Ansiedlers Veltdorf also benannt. Man gelangt dahin durch einen Park, der an naturwüchsiger Schönheit kaum seinesgleichen hat; denn die Kunst hat hier nicht erst gepflanzt und gezogen, sondern hat nur Wege gebahnt, und mit fast unmerklicher Hand hier einen schönen Buchenstamm freier gestellt, dort mehr in den Hintergrund gerückt. Der Park gehört zum Schlosse, wird von dessen Besitzern erhalten, und führt dieselben hie und da Abends an den Einschnitten und Vorsprüngen des Gestades zusammen, von welchen sich eine besondere Aussicht eröffnet, und worunter ein eiserner Pavillon, das Zelt genannt, sich durch anmuthige Lage in einer schönen Uferkrümmung auszeichnet. Wer nicht Gast des Schloßherrn ist, muß sein Unterkommen in einem der wenigen Fischerhäuser oder beim sogenannten Fischmeister suchen, welcher als königlicher Diener alle am See gefangenen Fische in Empfang zu nehmen und nach Deckung des Hofbedarfs zu verkaufen hat, und damit zugleich an schöner, baumreicher Stelle die Gastwirthschaft verbindet.

Wir nehmen bei demselben Platz, und bis der Kaffee bereitet und die Renken — eine sehr schmackhafte Forellenart des Sees — gebacken sind, mag ein kurzer Rückblick, eine Art Vergleichung mit dem zweiten Schlosse des Herzogs Maximilian am Platze sein, welches nicht minder oft genannt, ganz anderer Art und anderen Wesens ist, aber den Kampf mit Possenhofen weder in landschaftlicher noch irgend anderer Hinsicht zu scheuen hat — die Leser wissen, daß Schloß Banz gemeint ist.

Banz liegt im bayerischen Kreise Oberfranken, hart am Maine, auf 500 Fuß hohem, nach ihm benannten Berge, ungefähr mitten zwischen Koburg, Bamberg und Kronach, indem es vom ersten drei, vom zweiten sieben, vom letzten fünf Stunden entfernt ist. Gegenüber erheben sich der Kösleinberg und der Staffelberg, die kleinern Ausläufer, in welchen die bis an den Main ausgestreckten Ausläufer des Juragebirges steil abfallen. Im 11. Jahrhundert finden wir dort ein ritterliches Dynastengeschlecht hausend, welches, dem frommen Hange jener Zeiten folgend, die Besitzung zum Kloster umwandelte. Die neue Zeit hat die Umwandlung wieder umgewandelt, und in einer Art Kreislauf in den alten Herrensitz wieder ein altes Herrengeschlecht zurückgeführt. Gräfin Alberada von Banz (die erste urkundlich benannte Besitzerin) verlor bald ihren Gemahl Otto von Saalgau, ihre drei Söhne, und da die Ehe ihrer Tochter mit Markgraf Hermann kinderlos blieb, stiftete sie Kloster Banz und übergab es den Mönchen von Fulda, während die Vogtei dem Hochstifte Bamberg zu Theil wurde. Der letzte Abt war Gallus Dennerlein; unter ihm wurde Banz durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 aufgehoben und von Bayern in Besitz genommen. Die Säkularisation wurde bekanntlich nicht mit jener Schonung vollzogen, welche schon die Klugheit wegen des Nationalstolzes beschränkt haben würde, statt ihn zu zerstören: das Kirchengut ward zu jedem, oft spotthaften Preise losgeschlagen, viel Kostbares entwendet, viel artistisch oder geschichtlich Merkwürdiges verschleudert oder zerstört. Ein Theil der Gebäude ging an Privaten über, ein Theil ward niedergerissen. Pfarrei, Landgericht, Rentamt und Försterei ergriffen Besitz vom Uebrigen.

Als Herzog Wilhelm von Bayern-Birkenfeld 1809 vom erfurter Kongresse zurückkam, reiste er durch das Mainthal und fand an der Lage von Banz solches Gefallen, daß er dasselbe zu erwerben beschloß und 1814 auch diesen Entschluß ausführte. Der erprobte Schönheitssinn des Fürsten hatte richtig gesehen, denn Banz ist wirklich eine landschaftliche Schönheit ersten Ranges. Auf einer breiten Terrasse des schon erwähnten Banzberges sich prachtvoll erhebend, bildet es durch seine weitläufigen, wie stufenweise übereinander emporsteigenden und zuletzt von der gewaltigen Kirche mit ihren majestätischen Thürmen überragten und gekrönten Gebäuden den schönsten Schmuck des paradiesischen Mainthals, das es wie eine gebietende herrschaftliche Warte nach allen Richtungen hin beherrscht. Besonders schön ist der Anblick für den aus der Richtung von Koburg Kommenden, wo man plötzlich beim Austritte aus dem Wald Thal und Schloß in voller Pracht vor sich liegen sieht. — Die Ansicht des Thales vom Schlosse aus ist prachtvoll weit von der Terrasse, wie von einigen Stellen des Parks und von dem sogenannten „Rekreationsplatze“, einem herrlichen, schattenreichen Plätzchen mit steinernen Tischen und Sitzen, Kegelbahn und Schießstand, wo einst die Klostergeistlichen sich ihre kleine Unterhaltung gemacht und durch die Wahl des Ortes ihren guten Geschmack bewiesen haben. Stellen wir uns an die nördliche Brustwehr der Terrasse, so sehen wir ein Panorama entrollt, das fast zwölf Stunden umfaßt. Links über den Eichen und Buchen des Banzberges erscheinen mit Koburg die blauen Fernen von Meiningen und des Thüringerwaldes, näher davor auf steil gegen den Main abfallender Hochebene, wie in einer schön geschwungenen Bucht liegend, erscheint Weingarten mit den übrigen Dörfern, bis zu welchen der fränkische Weinbau die ersten Posten vorgeschoben hat. Dahinter erheben sich die dunklen Tannen und Föhren des Lichtenfelser Forstes, während rechts davon, an den Burgberg gelehnt, das Städtchen gleichen Namens schimmert und fast die ganze Breite des dort sich verengenden Maingrundes einzunehmen scheint, dessen zahlreiche Windungen sich weithin bis gegen Kronach verfolgen lassen. Banz gegenüber erhebt sich auf hohem waldbewachsenem Berge die berühmte Wallfahrt Vierzehnheiligen, von welchem weiter rechts die Höhen sich steigern bis zu dem höchsten Punkte der Gegend, dem dreiflügligen Staffelberge mit dem fernschimmernden Schieferdache der Kapelle zur heiligen Adelgundis, die er trägt. An seinem Fuße liegt das Städtchen Staffelstein, das untere Mainthal eröffnend, welches das obere Mainthal durch Mannigfaltigkeit der Bergzüge, schöne Stromkrümmungen, reich hingestreute Dörfer und Schlösser übertrifft, bis das Auge zuletzt ausruhend auf den Höhen von Bamberg mit dem fernragenden Thurme der Altenburg anlangt.

Das Schloß selbst ist in neuerdmischem Style gehalten, von Leopold Dinzenhofer aus Bamberg erbaut und wiederhergestellt. Der geräumige Schloßhof, die äußere Fassade wie den Kirchthürmen, geben einen schönen Anblick. Im Innern ist das Schloß freundlich, zum größten Theile sehr einfach eingerichtet, weil Herzog Wilhelm das Meiste durch Handwerker aus der Umgebung herstellen ließ. Einzelne Appartements machen allerdings eine glänzende, mitunter hinsichtlich interessante Ausnahme, wie die Gemächer der Herzogin Marianne, die Königszimmer, der Kronprinzenzimmer und der Kaisersaal. Die Kirche, 1719 vollendet, trägt vollständig den Charakter dieser Zeit in überladener, verschwenderischer Pracht der gewundenen Säulen mit gekappten Tragbalken, vergoldeten Kapitälen und hängenden Wolkenglorien. Sie ist groß, ein ohne Säulen sich tragendes Tonnengewölbe. Die Altäre enthalten einige gute Bilder von Bergmüller und Sebastian Reinhard, der ebenfalls bambergischer Hofmaler war. Die Chorstühle hinter dem Hochaltar sind durch die eingelegte Arbeit von Elfenbein und Perlmutter interessant, von einem Schreiner Nebfeld aus Wiesentheil herrührend und die Lebensgeschichte des heiligen Benedikt darstellend. Das Schloß enthält auch eine Sammlung von in jener Gegend häufigen Versteinerungen und darunter so viele Seltenheiten, daß sie häufig das Reiseziel von Geologen und Naturforschern bildet. Ein Theil der früheren Klostergruft unter der Kirche ist nun zur herzoglichen Familiengruft umgestaltet und hat bereits manchen Angehörigen dieses merkwürdigen Fürstenhauses in sich aufgenommen.

Die herzogliche Familie Pfalz-Birkenfeld ist bekanntlich eine Seitenlinie der uralten Wittelsbach'schen Regentenfamilie. Sie begann mit Herzog Karl von Birkenfeld, dem jüngsten Sohne von Wolfgang von Zweibrücken. Er hinterließ (1600) zwei Söhne, Georg Wilhelm und Christian. Ersterer erhielt Birkenfeld, seine Linie starb aber schon mit seinem Enkel aus, Letzterer erhielt Bischweiler, vereinigte aber in seinem Geschlechte beide Besitzungen wieder und ist der Stammvater der noch bestehenden herzoglichen Linie. Er gehörte, im Anhange Gustav Adolph's, zu den Helden des 30jährigen Krieges. Mit seinem Sohne Christian II. beginnt eigentlich die ältere birkenfeld'sche Linie, denn Christian III. wandelte, als er Zweibrücken geerbt hatte, die seinige in die jüngere (zweibrücken'sche) Linie um, von welcher das regierende königliche Haus stammt. Johann Karl, der zweite Sohn Christian's I., gründete die jüngere birkenfeld'sche (herzogliche) Linie. Er war apanagirt und hatte keinen Fürstensitz, weshalb er den Jägershof in Gelnhausen erkaufte und dort residirte. Sein Sohn Johann war kurpfälzischer Generalfeldzeugmeister und mit Sophie, Rheingräfin von Salm, vermählt. Sein (jüngerer) Sohn Wilhelm (geb. 1752), in Mannheim erzogen, gewann die Gunst Karl Theodor's von der Pfalz, der ihn zum Uebertritt zur katholischen Kirche veranlaßte. Als er sich 1780 mit Maria Anna von Zweibrücken (Schwester des nachmaligen Königs) vermählte, lud ihn Karl Theodor nach Bayern und räumte ihm das Schloß zu Landshut ein. Dort wurde sein einziger Sohn Pius geboren. Mit dem Tode Karl Theodor's und dem Einzuge Maximilian Joseph's kam auch Herzog Wilhelm nach München, nachdem er fest und standhaft bis zum letzten Athemzuge Karl Theodor's gegen dessen beabsichtigte Verkleinerungen seines Hauses thätig gewesen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Düsseldorf, seines dortigen Rechtes durch Napoleon beraubt, lebte er in Bamberg und Banz, zuletzt in voller Stille des Privatlebens. Die Güter gingen durch Verzicht des Sohnes Pius sogleich auf den jetzigen Herzog Maximilian über. Dieser ist 1808 geboren, und hat aus seiner Ehe mit Ludovike, Prinzessin von Bayern, Schwester Königs Ludwig aus erster Ehe, neun Kinder. Man rühmt und kennt allgemein seine Leutseligkeit, welche ihn namentlich an Leben und Sitte der Bewohner des bayerischen Hochgebirgs großes Interesse finden ließ. In den Jahren 1837 und 1838 unternahm er eine Reise nach Palästina und Egypten in Gesellschaft seiner Adjutanten, des Bruder Freiherr von Busek, des Hauptmanns Hügel und Malers Mayer, über welche Reise das darüber erschienene ausführliche Werk näheren Aufschluß gibt. Der älteste Sohn Ludwig ist in morganatischer Ehe mit der vormaligen Schauspielerin Henriette Mendel aus Darmstadt, jetzt Freiin von Wallersee, vermählt. Die älteste Tochter Helene ist seit 1858 mit dem Erbprinzen von Thurn und Taxis, die zweite Tochter, Elisabeth (geb. 24. Dezember 1837) mit Franz Joseph, dem Kaiser von Oesterreich, die dritte Marie (geb. 4. Oktober 1841) mit Franz II., König beider Sizilien, vermählt. Letztere Vermählung fand durch Prokuration in Possenhofen Statt.

So hätten wir die Leser auf mancherlei Umwegen wieder zum Ausgangspunkte zurückgeführt. Vor uns liegt Schloß und Schloßgarten von Possenhofen, wo sich im Augenblick ein ähnliches neues Fest bereitet, das der Vermählung der zweitletztgebornen Prinzessin Mathilde (geb. 22. Febr. 1843) mit dem Grafen von Trani, dem Bruder des Königs von Neapel. Die Festlichkeiten werden ohne Zweifel wieder sehr glänzend und geschmackvoll werden, wie es die vorerwähnten waren, und bei Musik und Gesang wird der spiegelnde See sich wieder in die Zeiten zurückträumen können, als er Kurfürst Ferdinand Maria und seinen stattlichen Hof trug und unter den hundert goldenen Rudern seines Bucentoro schäumte. Wie damals wird die Bevölkerung aus München und vom Lande herbeiströmen, denn die herzogliche Familie genießt große Popularität und ist ihrer Leutseligkeit wegen allgemein beliebt. Auch dem neuen Bunde werden daher von allen Seiten die besten Wünsche entgegen kommen, daß die alten und neuen Geschicke zum Segen sich gestalten mögen.

Wochen-Chronik.

25. — 31. Mai.

Deutschland. Frankfurt 31. Bundestagssitzung. Die würzburger Regierungen legen die Militärkonventionen vom 3. August v. J. vor. Baden bringt einen abgeänderten Antrag über die Oberbefehlshaberfrage ein. Wenn die Großmächte bloß mit den Bundesarmeekorps in den Krieg eintreten, sollen die Bestimmungen der Kriegsverfassung beibehalten werden, wenn beide Großmächte mit ihrer gesammten Macht eintreten, sollen sie sich aber den Oberbefehl verständigen, wenn nur eine Großmacht mit ihrer ganzen Streitmacht eintritt, soll diese den Oberbefehl führen. Die Bundesversammlung tritt dem Antrag der Kommission auf Empfehlung des Handelsgesetzbuchs einstimmig bei. — München 28. Bei Berathung der Militärrechnungen werden heftige Angriffe gegen die bedeutenden Etatsüberschreitungen des Kriegsministeriums laut gemacht. — Berlin 27. Auf die Interpellation Senffts wegen des Indigenats der Amnestirten erwiedert der Justizminister, die Amnestie hebe nur die strafrechtlichen Folgen auf, das Indigenat aber sei nicht strafrechtlicher, sondern staatsrechtlicher Natur, doch werde die Regierung Bitten um Wiedererlangung des Staatsbürgerthums nicht zurückweisen. Am 27. und 28. findet die Generaldebatte über die Militärvorlagen der Regierung Statt. Am 30 beginnt die Spezialdebatte. Am 31. Schlußabstimmung, vor welcher der Fürst Hohenzollern erklärt, daß die Regierung prinzipiell an der Vorlage festhalte, aber im äußersten Fall mit dem vermittelnden Amendement Kühne's einverstanden sei. Letzteres beantragt, die geforderte Summe um 750,000 Thaler zu vermindern, und die übrigen 4 Millionen als Pauschquantum zu verwilligen. Das Amendement wird mit 159 gegen 148 Stimmen angenommen. Der Antrag, diese Summe nur als ein Extraordinarium zu verwilligen, wird mit 200 gegen 90 Stimmen angenommen. Schließlich wird das deutsche Handelsgesetzbuch einstimmig en bloc angenommen.

Oesterreichische Monarchie. Wien 25. Die Oesterreichische Zeitung meldet, daß im Vorarlbergischen eine kriminalgerichtliche Untersuchung wegen der fanatischen Umtriebe gegen den Protestantismus eingeleitet worden sei. Am 29. stellt im Abgeordnetenhaus Kreil eine Interpellation wegen der Eidzölle, Riccabona wegen polizeilicher Maßregelungen in Südtirol. Die Minister versprechen Beantwortung. Hierauf beginnt die Debatte über den Antrag auf ein Gesetz über die Unverletzlichkeit der Abgeordneten. In Pesth wird Tag für Tag die Debatte über die Frage, ob Adresse oder Resolution, fortgesetzt.

Großbritannien. London 25. Bankett beim Lordmayor zu Gunsten literarischer Notabilitäten. M. Feuillet aus Paris ist zugegen und hält eine Rede zu Gunsten der französisch-englischen Allianz. 28. Lord J. Russel erklärt im Unterhause, daß England die Blokade der Häfen der Südstaaten in Amerika als rechtlich anerkenne. 30. Entscheidende Debatte über die von Gladstone beantragte Aufhebung der Papiersteuer. Nachdem Lord Palmerston und Lord J. Russel erklärt, der Krieg in Amerika werde keine Erhöhung der britischen Streitkräfte nothwendig machen, wird die Abschaffung der Papiersteuer mit 296 gegen 281 Stimmen genehmigt und damit der Fortbestand des Ministeriums gesichert.

Frankreich. Paris 29. Im gesetzgebenden Körper wird nach dreitägiger Debatte der Gesetzesentwurf, der die bewegliche Scala für Getreideeinfuhr aufhebt und eine feste Getreidesteuer einführt, mit 288 gegen 12 Stimmen angenommen. 31. Die Session des gesetzgebenden Körpers wird bis zum 10. Juni verlängert. Der Kaiser macht eine Inspektionsreise nach Rouen und Havre, um die Befestigungsarbeiten an der unteren Seine zu besichtigen, am 30. begibt sich der ganze Hof nach Fontainebleau.

Italien. Turin 29. Zu Erwiederung auf eine Interpellation Mirabelli's wegen der Zustände im Neapolitanischen sagt der Minister des Innern, daß die letzten Reaktionsversuche daselbst bei weitem unbedeutender waren, als die Gerüchte darüber besagten. Die Regierung entzieht den Konsuln Bayerns, Württembergs und des der Mecklenburg das Exequatur, weil diese Aktenstücke, die mit der Ueberschrift: „Königreich Italien“ versehen sind, anzunehmen sich weigern. Aus dem Römischen werden fortwährend Einfälle in's Neapolitanische gemacht, so namentlich am 27. auf das Städtchen Erta, wo eine Räuberbande in die Stadt eindringen will, durch die Truppen und Nationalgarden aber zurückgedrängt wird. — Neapel 28. Der Statthalter, Graf Martino, ergreift strenge Maßregeln gegen die Mazzinisten und läßt Verhaftungen vornehmen. Auch in Palermo werden Verhaftungen vorgenommen.

Rußland. Warschau 22. Die Zeitungen veröffentlichen einen Ukas vom 16. Mai, durch welchen die Robotpflicht in Polen vom 1. Oktober aufgehoben wird. An Stelle des erkrankten Fürsten Gortschakoff (der am 30. stirbt) wird Kriegsminister, General Suchozanett, zum Statthalter von Polen ernannt.

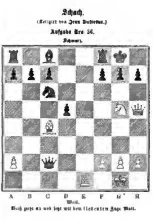
Türkei. Konstantinopel. Die syrische Kommission hält am 25., 26. und 29. Sitzungen. Der französische Vorschlag, eine einzige christliche Autorität im Libanon herzustellen, die nicht vom Pascha in Beirut, sondern vom Sultan unmittelbar abhängen soll, wird angenommen. Die Kommission für die Herzegowina hält am 25. in Mostar ihre erste Sitzung.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro 56.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem siebenten Zuge Matt.

Briefmappe.

Hrn. Dr. M. H. in H. Die Novelle ist bereits anderwärts gedruckt und hat nicht den Werth gehabt, den wir davon erwarteten.

Hrn. Maj. v. K. in L. Nicht in der Uebereinstimmung mit den früher gegebenen Erklärungen, sondern in der Sache selbst lag die Nothwendigkeit, davon abzustehen.

Hrn. Kan. M. in D. Sie finden die nöthigen Details in der bei Schöning in Paderborn erschienenen Schrift: Führer durch die Kurorte. Doch werden wir einen Bad selbst auch demnächst in einer Schilderung bringen.

Hrn. Oberstlt. v. H. in St. Die Zeitung ist unter Kreuzband an Sie abgesandt, reklamiren Sie bei der dortigen Post.

Hrn. Dr. E. St. in D. Die Notizen sind durchaus richtig, nur fehlt in der Zusammenstellung die künstliche Gruppirung.

Fr. G. S. in M. Der Hang kann ist nicht aus Büchern zu erlernen; es ist ein angeborener Instinkt, der aus dem Verständniß der feinen Reize sich das Schöne und Feine aneignet. Wir werden indeß in den nächsten Blättern eine Serie von Studien darüber beginnen.

Frl. A. v. M. in W. Ist das Bad noch nicht entdeckt? Hoffentlich liegt es nicht am Ende der Welt, um mit ... Flaschen und ... sprechen zu können.

Hrn. Fl. H. in M. Die Erscheinung des H. ist uns nichts Neues.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

Literarische Anzeigen.



Unseren Abonnenten
offeriren wir
auf das Eleganteste ausgeführte
Einband-Decken
in englischer Leinwand
mit reicher Goldpressung
nach neben dargestellter höchst gelungener Zeichnung
von Jul. Schnorr
per Stück
je für 1 Band = 26 Nummern bestimmt
nur 20 Sgr. oder fl. 1. 10 kr. rhein.

Wir können diese Decken als das **Geschmackvollste** bezeichnen, was seit langer Zeit im Fache der Buchbinder-Arbeit geliefert wurde. Der so **ungemein billige Preis** ist nur durch die Herstellung einer sehr großen Parthie ermöglicht.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an. Noch bemerken wir, daß die Decken nur in **brauner** Farbe zu haben sind.

Stuttgart. **Die Verlagshandlung.**

Die verehrten Abonnenten auf dieses Journal werden hiermit benachrichtigt, daß das



Vierte Quartal des dritten Jahrgangs
der
Allgemeinen Illustrirten Zeitung
herausgegeben von
F. W. Hackländer
mit der **am 1. Juli** erscheinenden
Nummer 40



beginnt. Deßhalb ersuchen wir, die **Abonnements** bei den betreffenden Buch- und Kunsthandlungen oder Postämtern gefälligst **umgehend zu erneuern,** damit keine **Unterbrechung** in der **Zusendung** eintritt.

Der Preis beträgt: pro Quartal: Thlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr. rhein., — oder fl. 3. 20 kr. österr. Währ. Silber, wozu in einigen Ländern noch der Betrag des Zeitungsstempels, eventuell auch Porto kommt.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 38.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

VI. Band.

III. Jahrgang.

Zweites Semester.

Stuttgart, 16. Juni 1861.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich
Thlr. 1 — oder fl. 3. 30 kr. rhein.



Die Panzerfregatten Drache und Salamander vor San Marco. Nach einer Originalzeichnung von Thun. (S. 591.)

Der Wechsel des Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

Herr von Steinfeld hielt einen Augenblick in seiner Erzählung inne, athmete dann tief auf und fuhr alsdann mit einem eigenthümlichen Lächeln fort: „Ich kann Dich versichern, es ist ein unheimliches Gefühl, einem auf sich gerichteten Gewehrlaufe den Rücken kehren zu müssen, lieber gerade in's Feuer hineinsehen; und obendrein wußte ich, daß er seine Büchse gut zu handhaben verstand, war es doch das Einzige, was er gelernt hatte.

„Zwei Wege waren mir offen, entweder links in den Schloßhof einbiegen und dort unfehlbar der bereits alarmirten Dienerschaft in die Hände zu laufen, oder rechts um die Terrasse in wenigen Schritten den schützenden Wald zu erreichen. Ich mußte Letzteres wählen. Hätte ich eines meiner eigenen Pferde gehabt, so würde ich wahrscheinlich mit einem tüchtigen Satze den Rand der Terrasse erreicht haben, und hätte von dort auf den Weg hinabgesetzt; der Klepper aber, den ich ritt, zeigte wenig Gefühl für den kräftigen Druck meiner Sporen; kaum daß er einen leichten Sprung vorwärts machte, und dieser kurze Sprung brachte mich von der schützenden Mauer hinweg in das Feuer meines Todfeindes. Der Schuß krachte hinter mir und ich fühlte einen furchtbaren Schmerz an meiner linken Hüfte, es war als hätte auch Jemand mit einem glühenden Eisen dorthin geschlagen; glücklicherweise fühlte ich aber meine Knochen unverletzt, denn ich konnte das Bein bewegen — die Kugel hatte mich gestreift, hatte aber mein armes Pferd schwer am Widerrist verletzt. Ich fühlte mit der Hand dorthin und zog sie benetzt mit strömendem Blute zurück. — In kürzerer Zeit aber, als ich Dir dieß zu erzählen vermochte, hatte ich den Waldweg erreicht, der sich rasch abwärts senkte und mich so vor einer zweiten Kugel schützte, die erst geladen werden mußte. Ich wollte den Sattel des verwundeten Pferdes verlassen, und meinen Weg zu Fuß durch das Gebüsch suchen, doch schien der Klepper noch fest auf seinen Beinen zu sein, während mich das meinige heftig schmerzte, auch hatte ich vor mir einen weichen Sandweg, auf welchem ich rasch fortzukommen hoffte, was vor Allem Noth that, denn ich hörte von droben rufende Stimmen und hatte bei einer Biegung des Weges Lichter bemerkt, die sich vom Schloßhof gegen die Terrasse bewegten. Jetzt galt es die letzten Kräfte meines armen Thieres zu benützen. Ich hatte nun den ebenen Sandweg erreicht, und nachdem ich das verwundete Pferd mit Zügeln und Sporen fest zusammengenommen, zwang ich es zu einem ziemlich gestreckten Trabe, den es auch anschlug, doch fühlte ich wohl an seinen unsicheren Bewegungen, an dem Anstreifen seiner Füße bei den kleinsten Hindernissen des Bodens, daß es nicht lange mehr aushalten würde, und als ich auf diese Art den Waldweg eine gute halbe Stunde durchritten hatte, auch umblickend weder Lichter sah, noch Stimmen hörte, so war ich schon im Begriffe das ermattete Pferd anzuhalten, als es mit dem Hufe an eine Baumwurzel stieß und so furchtbar hinstürzte, daß ich, der ich wegen meiner Schmerzen in der Hüfte angefangen hatte ziemlich locker auf dem Sattel zu hängen, aus diesem heraus weit über den Kopf des Pferdes hinweggeschleudert wurde, und dabei so unglücklich fiel, daß ich mit dem Kopfe einen Baumstamm streifte und augenblicklich besinnungslos wurde.

„Die kühle Nachtluft hatte mich nach dem Verlaufe ziemlicher Zeit insoweit erfrischt und gestärkt, daß ich, von einem brennenden Schmerz an meinem Kopfe gepeinigt, endlich die Augen aufschlug und um mich blickte. Doch dauerte es eine Reihe langer schmerzlicher Minuten, ehe es mir möglich war, daß ich mir die Erlebnisse dieser Nacht ziemlich klar vergegenwärtigen konnte, dann aber versuchte ich mich zu erheben, und ohne mir die Mühe zu geben nach meinem Hute zu suchen, der mir beim Sturze heruntergeflogen war, band ich mir das Taschentuch um meinen Kopf, welcher mich heftig schmerzte, und sah dann nach dem Pferde. Dieses hatte sich auch wieder aufgerafft und ich fand es nicht weit von mir mit tief herabgesenktem Kopfe stehen.

„Daß man uns vom Schlosse nicht verfolgt hatte, war mir klar; doch begriff ich es vollkommen, hatte mich der Schuß aus dem Fenster tödtlich verwundet, so würde ich am folgenden Morgen entweder gefunden, oder wenn es mir gelungen war, ein benachbartes Dorf oder Haus zu erreichen, so erhielt man frühzeitig genug die Kunde meines Todes. Was sollten sie aber mit einem Verwundeten anfangen, den sie, da er sich wahrscheinlich den nachsetzenden Leuten zu erkennen gab, verpflegen mußten, und da sie gewärtig waren, daß jener benachbarte Gutsbesitzer, der ihm, d. h. mir durch jenen Brief geholfen, das Schloß unerkannt betreten zu können, nicht verfehlen würde, sorgfältige Nachrichten einzuziehen, was aus mir geworden sei, wenn ich nach ein paar Tagen nicht zum Vorschein gekommen wäre. Ja, wenn die mir nachgesandte Kugel nur einen Zoll breit mehr rechts gegangen wäre, wenn der Freiherr von Germersbach den vermeintlichen Dieb todtgeschossen hätte, dann wäre Alles für sie gewonnen gewesen — aber Gott war mir gnädig und schützte mich," sagte Herr von Steinfeld, mit einem dankenden Blick gen Himmel.

Was mich anbelangt, so konnte ich mich nicht enthalten, diesen Blick mit tiefgefühlten Worten zu begleiten, wofür er gerührt seine Hand auf meinen Kopf legte und mir mit weicher Stimme sagte: „Auch Deine Zukunft, mein armer Junge, wäre damit wieder sehr in Frage gestellt worden, so aber," fuhr er mit einem leuchtenden Blicke fort, „hoffe ich die Fäden so genügend und fest in meiner Hand zu halten, um Alles zu einem guten Ende führen zu können."

Achtzehntes Kapitel.

Der Fund in der Mauer.

Beim Anbruch des Morgens, während ich ermüdet von den Erlebnissen des gestrigen Tages noch sanft und ruhig schlummerte, trotzdem das Schwert des Damokles über meinem Haupte schwebte und mir auch in meinen Träumen während der ersten Stunden des Schlafes unter allerlei Gestalten erschienen war, bald als der Letzte der Ißling, welcher, obgleich noch Knabe, in einer Husarenjacke mit gezogenem Säbel auf mich losstürzte, bald als Frau Merzer, die mit der kleinen Alice im Arm angsterfüllt den Berg von Schloß Ißling herabeilte, beständig niederstürzte und endlich gar nicht mehr von der Stelle konnte, ebenso wenig als ich, der sich bemühte, sie fortzuziehen und ebenfalls eingewurzelt im Boden mußte stehen bleiben — ruhig erwartend eine ganze Legion gräßlicher Gestalten, die in hohen Stiefeln und Jagdröcken jetzt riesenhafte Hände nach uns ausstreckten, oder ihre eigenen Köpfe mit schauerlich verzerrten Gesichtern nach uns warfen, bald, ein Adagio in dieser wilden Traumphantasie bildend, als hölzerne Vase oder verrissener Pulswärmer vor mir herumtanzend, und dabei immer und immer fort eine höchst langweilige Melodie ableiernd, während ich also nach solchen Schrecknissen endlich fest und ruhig schlummerte, verließ Herr von Steinfeld das Haus, um nach der Stadt zurückzukehren. Ich, der dem Gesetz Verfallene, blieb noch ein paar Tage zurück, bis mein väterlicher Freund mir einen Civilanzug verschafft hatte und ich dann die Weisung erhielt, mit Vermeidung der Stadt nach einem Orte aufzubrechen, der sich jenseits der Grenze befand, und wohin ich eine Empfehlung erhielt an den Vorstand einer berühmten landwirthschaftlichen Schule, welche sich dort befand.

Durch diese Adresse, welche ich mit großer Beruhigung und Freude las, war zu gleicher Zeit ein neuer Wechsel meines Lebens eingetreten, der mich mit den angenehmsten, besten Hoffnungen erfüllte. Ich mußte mir gestehen, daß der Nimbus, mit dem ich bis jetzt das Militärleben umgeben betrachtet, so abgeblaßt war, daß er mir wie ein ganz gewöhnlicher Dunstkreis erschien, wozu eine Nachricht, die ich kurze Zeit darauf erhielt, bedeutend beitrug, die Nachricht nämlich, daß die Mobilmachung wieder einmal fixirt sei, und sich der bevorstehende Feldzug in einen Wechsel treubseliger diplomatischer Noten aufgelöst habe.

Der Soldat zäumt ab, der Bauer spannt ein,
Eh' man's denkt, wird's wieder beim Alten sein'

schrieb mir Wetter auf einem Zettel, den er mir noch vor meiner Abreise von Hornstein durch Schultes übersandte.

„Das ist die größte und wichtigste Neuigkeit, die ich Dir mit kummervollem Herzen mitzutheilen habe. Schmetterer ist nur noch der Schatten der Maria und er hat den verzweiflungsvollen Vorsatz gefaßt, sich zum Steuerfache zu melden. Daß ich mein Patent schon in der Tasche habe, ist für mich ein großes Glück, und ein weiteres erfuhre ich so eben durch Bachmann, daß Lieutenant von Steinfeld, wie es unser guter Premierlieutenant schon vorausgesagt, Du weißt Dich dessen erinnern, den Dienst verläßt und ich also Hoffnung habe, bei der reitenden Batterie zu bleiben, wo wir auch noch überglücklicher Weise alle Geschütze bespannt erhalten. Sonst läßt bei uns Alles Kopf und Ohren hängen, inclusive die Pferde, welche sich auch vor dem dumpfen Kasernenstall fürchten, nachdem sie hier einmal Gottes frische Landluft und duftiges Gras geschmeckt, in welchem Artikel bedeutend blind fouragirt wurde. Vielleicht bleiben wir aber nicht in der Kaserne, sondern kommen unseres großen Pferdebestandes wegen in Kantonnirungen, und diese Hoffnung hält uns noch aufrecht. Was Deine Angelegenheit anbelangt, so hat Bachmann mit meiner bescheidenen Beihülfe ein Meisterstück zuwege gebracht, und wenn da oben herum noch Gerechtigkeitsgefühl ist, so muß man Dir den Abschied mit Pension bewilligen. Dabei sind wir hübsch langsam verfahren, denn man kann nie recht trauen und man darf Dich nicht zu finden wissen, wenn vielleicht umgehend der Befehl vom Brigadekommando käme, Deinen dreiwöchentlichen Urlaub und Dich selbst aufzuheben. Da ich natürlicher Weise keine Ahnung davon habe, wo Du Dich zur Zeit aufhältst, so ist auch das Gegenwärtige in Form eines fliegenden Blattes geschrieben, Gedanken einer schönen Seele an einen fernen Freund, das Dir ein gütiger Zephyr zuführen möge.

„Mit Ungeduld erwarte ich meine äußerliche Offiziersausstattung und habe deßhalb dem alten Mäuler die dringendsten Aufträge gegeben, nicht als ob es mich drängte, vor den guten Leuten hiesigen Ortes als glänzender Schmetterling zu erscheinen, nein, wahrhaftig nicht, sondern es ist mir nur darum zu thun, mich durch Epauletten und Schärpe auf das gleiche Niveau stellen zu können, welches unser gemeinschaftlicher Freund, der hochedle Baron von Ißling, einzunehmen geruht. Wenn ich ihn sehe, oder wenn er meiner ansichtig wird, so glaube ich fast, es überfällt ihn eine Idee von meinen Absichten auf sein hochfreiherrliches Dasein; denn ihm dieses auf wenigstens längere Zeit zu verkümmern, darauf habe ich geschworen, und ‚ein Schwur ist heilig,' sagt schon Borgia. Nun lebe wohl, der Du die das Brigadekommando angehende Begnadigung mit Ungeduld erwartest. Erinnere Dich Deines Freundes Wetter, und laß bei Gelegenheit mit gehöriger Vorsicht Etwas von Dir vernehmen."

Meine neue Garderobe war zur bestimmten Zeit angekommen, und zu gleicher Zeit eine kleine Brieftasche mit Kassenbillets, welche eine Summe ausmachten, deren Größe mich, der ich an bedeutende Gelder nicht gewöhnt war, überraschte, ja fast erschreckte. Da ich mich nun von Hornstein mehr hinweg sehnte, so traf ich augenblicklich Anstalten zu meiner Abreise, und hörte auf Nachfragen unten, daß ich von hier aus auf zwei Routen meinen neuen Bestimmungsort erreichen könne, beide durch Vermittlung der Eisenbahn, die ich von Hornstein aus in einer kleinen halben Stunde erreichen könne. Eine dieser Routen führte auf einem weiten Bogen mit Vermeidung der Stadt dorthin, die andere aber, welche viel kürzer war, mitten durch dieselbe und gewährte mir dort einen Aufenthalt von zwei Stunden.

Es war vielleicht nicht recht von mir, daß ich die Letztere wählte, aber nachdem ich mich selbst auf künstlichen Wege weich gemacht durch den Gedanken, daß ich gezwungen sei die Heimat zu verlassen und in fremde Länder zu ziehen, die allerdings in kurzer Zeit zu erreichen waren, und da ich mir dabei die Möglichkeit dachte, vielleicht lange Jahre abwesend sein zu müssen, was indessen höchst unwahrscheinlich war, so beschloß ich noch einmal die Mauern zu sehen, in denen ich meine Jugendzeit vollbracht, noch einmal die Spielplätze meiner Kindheit zu betreten, um vielleicht zum letzten Male meinen alten Pflegevater zu umarmen; an sie — hatte ich begreiflicherweise nicht gedacht.

So erreichte ich denn die Stadt mit einem Eisenbahnzuge, der für mich so geschickt eingerichtet war, daß er in der Dunkelheit dort eintraf. Ich eilte nach dem Armenhause, und so sehr ich auch anfänglich meine Schritte beschleunigte, so ging ich doch um so langsamer, ja zögernder, je mehr ich mich meiner ehemaligen Wohnung näherte. War es mir doch zu Muthe, als sei ich Jahre lang von hier entfernt gewesen, und als müßten sich in der Zeit außerordentliche und ganz unerhörte Geschichten zugetragen haben. Ich war in der That erfreut zu sehen, daß das Armenhaus noch auf demselben Platze stand und daß sich, so viel ich in der Dunkelheit erkennen konnte, in seinem Aeußern durchaus nichts verändert hatte. Da war der Eingang zum Hofe mit dem offen stehenden Gitter, hier war die Stelle, wo die gute Alice damals ihre Papierballons verkaufte, dort waren die Akazienbäume, welche trotz aller finsteren Prophezeiungen während der Winterszeit doch wieder frisch und lustig grünten, nun wir sah ich den Eingang zu unserer ehemaligen Wohnung. Dort aus dem Fenster drang der freundliche Schimmer eines Lichtes in die Nacht hinaus, das Einzige, was mich tröstlich ansprach. Gerne hätte ich jeden Stab des Gitters mit meiner Hand berührt, — o wie gerne mich auf dem Steine niedergelassen, wo das kleine Mädchen so oft zusammengekauert gesessen, wenn sie an frostigen Herbst- und Wintertagen unseren Spielen zuschaute — o wie drängte es mich, meine heiße Stirne an die kühle Mauer zu drücken und alle die Bilder meiner Kindheit, in denen sie eine so große Rolle spielte, wieder einmal vor meiner erregten Seele vorüberziehen zu lassen — ein wechselvolles Schattenspiel. — Doch eiß mich der Ton der Glocke vom benachbarten Kirchthurm aus meinen Träumereien, ich eilte durch den Hof, klopfte an die Thüre und öffnete hastig, als die mir so wohlbekannte Stimme „herein" rief.

Da saß mein Pflegevater an seinem Tische, hatte ein Buch in der Hand und blickte höchst überrascht auf, als ich eintrat, — obgleich ich sie ja nicht aufsuchen wollte, wie ich mir fest eingeredet hatte, so sandte ich doch meine Blicke rings umher, um — nach irgend Etwas zu spähen, was mir ihre Anwesenheit kund gäbe. Da war aber nichts dergleichen, kein Tuch, kein Sitz, welcher anzeigte, daß Jemand ihn soeben verlassen. Die paar Stühle, welche sich im Zimmer befanden, standen so langweilig an ihren Plätzen und sahen so trostlos leer aus, als wollten sie sagen, uns fängt es an hier sehr einsam zu werden — ah, — ah, — ah, ich hatte es hier anders erwartet. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Panzerfregatten „Drache" und „Salamander".

(Zu dem Bild S. 580.)

Als Piemont sich durch Gewalt und Verrath die neapolitanische Flotte annexirte, und noch außerdem durch Bauten im Lande und durch Bestellungen im Auslande seine Seemacht zu verstärken suchte, konnte auch Oesterreich, so sehr es nach dem Züricher Frieden darauf bedacht war, durch umfassende Ersparnisse seine Finanzen zu ordnen, nicht zurückbleiben, und eine entsprechende Vermehrung seiner Marine ist eine Hauptaufgabe der Regierung geworden. Als imeskrusiver, conservativer Staat ist es zunächst die Defensive, welche Oesterreich in's Auge faßt, da ihm die Pflicht obliegt, die Unabhängigkeit des adriatischen Meeres für sich und für Deutschland zu behaupten. Zu diesem Zwecke wurde der früher projektirte Bau eines neuen Linienschiffes aufgegeben und zunächst im vorigen Herbste die Konstruktion von neun Kanonenbooten angeordnet, die bereits alle vom Stapel gelaufen sind und ausgerüstet werden. Ferner wurde im Winter der Bau von zwei Panzerfregatten beschlossen, die nun ebenfalls der Vollendung nahe sind. Wir werden in der Folge dieses Aufsatzes nachweisen, wie wichtig diese Fahrzeuge für die Vertheidigung unserer Küsten sind. Die Dimensionen dieser Panzerfregatten sind: Länge vom Vordersteven zum Gallionsbeize Achter 207 Fuß, Breite 44 Fuß 10 Zoll und Tiefe 21 Fuß 6 Zoll vom Kiel zum Deck, und es würden sich diese Dimensionen im Vergleiche zu den bestehenden Klassen gewöhnlicher Propellerkriegsschiffe ungefähr so herausstellen, daß die Länge gleich einer Fregatte zweiter Klasse, die Breite gleich der von Fregatten erster Klasse, die Tiefe aber der eines Linienschiffes nahe kommt, und die Längendimension ist aus dem Grunde eine verhältnißmäßig geringe, weil von derselben das Gewicht des Panzers größtentheils abhängt. Die Form des Schiffes unter Wasser ist von der eines gewöhnlichen Seeschiffes nicht sehr verschieden und zeichnet sich durch feine Linien an den Extremitäten aus, weshalb dasselbe große Geschwindigkeit erwarten läßt. Ueber Wasser ist die Form von gewöhnlichen Schiffen verschieden, um das Anbringen der Panzerplatten, eine sehr schwierige Arbeit, zu vereinfachen. Der Panzer ist auf das Vorder- und Hinterschiff ausgedehnt, im Gegensatze zu den englischen Fregatten, wo diese Theile nicht bekleidet sind. Um aber das sehr scharf zulaufende Vordertheil nicht zu sehr zu belasten, ist die Batterie (das Deck, wo die Geschütze stehen) durch eine sehr starke und gepanzerte kreissegmentförmige Wand abgeschlossen, während der untere Theil des Schiffes belassen, welcher auf den Seiten wie am Deck vollständig schußfest hergestellt wird. Das Schiff ist außerdem vollständig gepanzert und sämmtliche schmiedeeiserne Platten sind 4½ Zoll dick, mit Ausnahme jener an den Extremitäten, die um weniges schwächer sind. Dieser Panzer reicht bei 4 Fuß unter das Wasser, damit bei Schwankungen des Schiffes unter der See kein verwundbarer Theil derselben dem feindlichen Feuer bloßgelegt werde, ebenso ist auch das nach einem neuen System herzustellende Steuerruder durch einen Panzer vollkommen geschützt. Der Schiffskörper wird im Verhältniß zu dem enormen Panzergewichte ziemlich leicht hergestellt und es ist dieß nur durch Anwendung von neuartigen Verbindungen möglich. Das Gewicht des Panzers beträgt nahe an eine Million Wiener Pfund, ohne die Schrauben, womit jener am Schiffskörper befestigt wird, die 54,000 Pfund wiegen. Die Armirung des Schiffes ist eine höchst zweckmäßige und ihre artilleristische Wehrkraft eine äußerst bedeutende, doch erlauben begreifliche Rücksichten nicht, hier in die näheren Details einzugehen. Die Schiffe erhalten eine Menge besonderer Einrichtungen zu den verschiedensten Zwecken, von welchen hier auch nur einige angeführt werden können. Für den Kommandanten ist ein schußfestes Blockhaus, welches 8 Fuß über dem Deck ragt, eingerichtet, von wo aus er die Bewegungen des eigenen Schiffes sowie des Gegners vollständig übersehen kann. Hier befinden sich die Vorrichtungen für das konzentrirte Feuer der Geschütze, der Maschinentelegraph und andere für die Mittheilung sonstiger nothwendiger Befehle an die verschiedenen Schiffsräume. Das ganze Schiff ist in fünf wasserdichte Abtheilungen getrennt und wird das Pumpensystem so eingerichtet, daß sämmtliche Pumpen in jeder der fünf Abtheilungen gleichzeitig wirken können und gemeinschaftlich ein Leck von mehr als fünf Quadratfuß Oeffnung bewältigen würden. Die Fregatten sollen für acht Tage Kohlenvorräthe einnehmen. Da sich aber durch den Konsum einer so bedeutenden Menge Kohlen (über 500 Tonnen) und gleichzeitig dem noch anderer Vorräthen, wie Lebensmittel, Munition &c. das Schiff zu sehr aus dem Wasser erheben würde, wodurch dasselbe einerseits unstabil und seeuntüchtig werden, andererseits aber, wegen der in diesem Falle noch heftiger werdenden Schwankungen, die ungepanzerten Seiten bloßlegen müßte, so hat man zur Vermeidung dieser Uebelstände den sogenannten Wasserballast angewendet. Es sind dieß in den untersten Räumen zweckmäßig vertheilte Kästen und Zellen aus Eisenblech, die ursprünglich leer, bei fortschreitendem Konsum der Kohlen und in gleichem Maße mit Wasser aus der See angefüllt werden und das Schiff stets gleich schwer und gleichgewichtig erhalten. Die äußere Wand des Schiffes bietet keine Theile, wo es dem Gegner möglich wird sich anzuklammern, das 8 Fuß über Deck ragende ziemlich geräumige Blockhaus nimmt eine Infanterie-Abtheilung auf, die das Deck bestreicht, alle übrigen Luken am Deck sind mit schweren eisernen Gitterwerk geschlossen, wodurch ein Eindringen unmöglich ist. Die Panzerplatten des vorne sehr scharf keilförmig zulaufenden Schiffes vereinigen sich in eine Schneide, wodurch eine Art Brechkeil von außerordentlicher Dimension gebildet wird, um anderen Schiffen in den Leib zu rennen. Es ist dieß eine furchtbare Waffe in der Hand eines umsichtigen Schiffs-Kommandanten, selbst gegen über viel größeren Schiffen.

Auch dafür, daß der ausgeführte Stoß das eigene Schiff nicht in Gefahr bringt, ist durch außergewöhnlich starke Verbindungen aller ihrer Theile gesorgt. Diese Kriegsapparate würden für den eigentlichen Seekrieg nur von geringem Werthe und höchstens als verbesserte schwimmende Batterien nur gegen Landbefestigungen verwendbar sein, würden dieselben nicht die Eigenschaft der Schnelligkeit in hohem Grade besitzen. Die feinen Linien der hier beschriebenen beiden Panzerfregatten, andere Umstände, die hier nicht näher entwickelt werden können, lassen trotz der nominell nicht sehr starken Maschine von 500 Pferdekraft auf eine Geschwindigkeit von 7 bis 7½ Seemeilen in der Stunde hoffen, und da es sehr wahrscheinlich ist, daß der Effekt der Maschine weit über 2000 wirkliche Pferdekräfte gesteigert werden kann, so berechtigt dieß rücksichtlich der Schnelligkeit noch zu weiteren Erwartungen. Der letzte und stichhaltigste Einwurf gegen Panzerschiffe ist ihre geringe Seetüchtigkeit, obwohl bis jetzt nur ein einziges solches Schiff, die französische Gloire, erprobt ist, und bessere Resultate gegeben hat, als allgemein erwartet wurde.

Die Unvollkommenheit der Seetüchtigkeit der Panzerschiffe im Allgemeinen ist jedoch, so sonderbar dieß auch klingen mag, was die österreichische Marine anbelangt, welche besonders für die Küstenvertheidigung bestimmt ist, eher ein Vortheil, als ein Nachtheil. Das österreichische Panzerschiff wird nämlich bei schlechtem Wetter an den Küsten Istriens und Dalmatiens stets leicht Schutz finden, dasselbe überdauern und sich den Augenblick wählen können, wo der Zustand der See dem Schiffe gestatten wird ein Gefecht mit Erfolg aufzunehmen. Ganz anders verhält es sich jedoch mit Panzerschiffen, welche, zur Aufrechthaltung einer Blokade bestimmt, durch Wochen und Monate allen Zufällen des Wetters preisgegeben sind; denn selbst wenn der Feind von einem Hafen als Ausgangspunkt der Operationen zur See Besitz nehmen würde, so werden seine Panzerschiffe wohl selten in die Lage kommen dort eine Zuflucht zu suchen. Besitzt die defensive Macht Panzerschiffe, wenn auch in geringer Anzahl, so wird es unmöglich sein, mit Holzschiffen, selbst mit der größten Flotte, eine Blokade vollkommen zu halten, da die Panzerschiffe stets die Linie dieser Flotte durchbrechen können und es für Holzschiffe keineswegs rathsam ist, sich mit jenen in Einzelnkampf einzulassen. Und selbst in dem Fall, wo dem Blokadegeschwader einige Panzerschiffe zu Gebote stünden, wird die Blokade schwierig sein; denn da dem Blokirten die Wahl des Augenblicks zum Durchbrechen freisteht, so müssen die blokirenden Schiffe stets kampfbereit sein, d. h. vollen Dampf haben, um sich im Augenblicke des Angriffs mit ganzer Kraft in Bewegung setzen und den feindlichen Fahrzeugen folgen zu können. Hierzu ist aber eine doppelte Ueberlegenheit an der Zahl gleich starker und schneller Panzerschiffe nothwendig, um unter einander in Dampfbereitschaft abwechseln zu können, um den Schiffen zeitweise Frist gewährt werden muß, um die Kessel zu reinigen, die Kohlenvorräthe zu kompletiren und der Mannschaft die nöthige Erholung zu gönnen. Es gereicht jedenfalls den jetzigen Leitern der österreichischen Marine zum Verdienste, die Vortheile, welche der Küstenvertheidigung für den Augenblick aus Panzerschiffen erwachsen, schnell erkannt und den Bau derselben so rasch ausgeführt zu haben.

Allerdings kosten die Panzerschiffe viel Geld, die hier beschriebenen erfordern wenigstens eine Summe von drei Millionen Gulden, wovon nur allein für die eisernen Panzerplatten 700,000 Gulden entfallen, allein es ist zu berücksichtigen, daß hiedurch die Nothwendigkeit mancher Küstenbefestigung wegfälle, und der Küste ein wirksamerer und ausgedehnterer Schutz gewährt wird, als vereinzelte Strandbatterien diesen geben können. Dasselbe Panzerschiff kann heute Triest — und zwei Tage darauf Zara vertheidigen! — Da endlich diese Panzerfregatten im Inlande bloß durch die eigenen Arbeitskräfte und Materialien hergestellt werden, so sind die hiefür ausgelegten Summen für das Land nicht, gleich jenen z. B. für Küstenbefestigungen ausgelegten, ein verlorenes Kapital, sondern indem sie mittel- und unmittelbar die Industriellen des Landes in weiten Kreisen in Anspruch nehmen, tragen sie zur Förderung der Industrie bei und heben mittelbar die Steuerkraft des Landes. Es steht auch zu erwarten, daß die Vertreter der Monarchie im neuen Reichsrathe, in gerechter Würdigung der aus der Vermehrung unserer Marine erwachsenden Wehrkraft des Staates und der daraus entspringenden national-ökonomischen Vortheile im Allgemeinen, insbesondere aber gegenüber der Verwendung von großen Summen auf bloße Küstenbefestigungen, die meist nur sich selbst vertheidigen, in Bewilligung der nöthigen Geldmittel nicht kargen werden.

Die Schiffskörper der Panzerfregatten „Drache" und „Salamander" werden in der Bucht von St. Andrea bei Triest durch den um die Marine sehr verdienten Schiffbauunternehmer Joseph Tonello auf dessen Werfte St. Marco erbaut. Die Maschinen zu denselben liefert das technische Etablissement in Triest. Das ungeheure Quantum Eisen, d. i. sowohl für den Schiffskörper als für die Platten, liefert größtentheils Steiermark, und insbesondere die gräflich Henkel von Donnersmarck'schen Gewerkschaften, wo die schmiedeeisernen Panzerplatten erzeugt werden.

Die Pläne für die Fregatten sind vom ausgezeichneten k. k. Marine-Oberingenieur J. Romako, einem geborenen Wiener, der auch die ganze Ausführung leitet, und mit Hülfe von Ingenieuren, die sämmtlich geborene Wiener sind, die Herstellung der Ausrüstungsgegenstände an verschiedenen Orten besorgt. Ehre den deutschen Männern, die den Capacitäten des Auslandes, von dem sie uns emancipirt haben, die Stange halten. Bis zum Jahr 1859 noch zahlte die Marine dem französischen Ingenieur Sunlfort 12,000 Franken jährlich, jetzt hat sie ihre eigenen Fachmänner, denen man allgemein das Zeugniß gibt, daß sie die Ausländer übertreffen.

Wohl sucht auch die Marine Piemonts, Spaniens und Rußlands durch Aneignung ähnlicher Gattungen von Schiffen gleichen Schritt zu halten, allein die Panzerschiffe für dieselben werden theils in Frankreich, theils in England erbaut, was einen neuen Beweis liefert, daß Oesterreich in jeder Beziehung die Mittel und Kräfte für die Entwicklung einer achtunggebietenden, für ausreichenden Schutz der eigenen Küsten vorzugsweise berechneten Marine in ausnehmendem Grade besitzt.

Ueber Land und Meer.

Reisebilder aus der Zeit und zur Zeit.

XXVII.

Erinnerungen an den Libanon.

Von

Alexander Harris.

(Schluß.)

(Zu den Bildern S. 392 und 593.)

Wir waren indeß auf einer alten, in den Fels gehauenen Römerstraße, auf welcher wir noch Spuren von Wagengeleisen entdeckten, weiter geritten, und kamen nach etwa zwei Minuten an der Mündung des Nahr el Kelb, dem alten Lycus, an, welcher sich reißend und schäumend, eine im Orient fremdartige Erscheinung, in's Meer ergießt. Eine Ueberlieferung erzählt, der Name des Flusses rühre von einer großen Steinfigur her, welche einen Wolf darstellte und nahe an der Mündung auf einem Felsen stand. Es war eine Art Götzenbild, von welchem die Muselmänner sonderbare Geschichten erzählen. So wäre, der Sage nach, der Teufel öfter in diesen Steinwolf gekrochen und hätte so furchtbar geheult und gewinselt, daß man das Geschrei an der ganzen Küste, ja bis nach Cypern vernommen, und jedesmal habe dieß Ereigniß irgend etwas Schlimmes bedeutet.

„Heute," sagte sehr gelassen Lascaris, „hat dieß Wunder aufgehört, und man nimmt nun vernünftiger Weise an, daß der Fluß, welcher sich, wie Sie sehen, zwischen zwei Felsen in's Meer ergießt und auf seinem Grunde zahlreiches Steingerölle führt, zur Zeit, wo in dem Gebirge der Schnee schmilzt und er darum stark angeschwollen ist, namentlich des Nachts laut und mächtig braust und grollt, welche Töne man am Ende dem unterdrückten Knurren und Grollen eines Wolfes vergleichen kann. Es ist ganz natürlich, daß die gern allegorisirenden Griechen diese fragliche Figur mit in Betracht zogen, weßwegen sie ihn ‚Wolfsstrom' nannten, welche Benennung die Araber in ‚Hundsfluß' verwandelten."

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Felsformationen am Nahr el Kelb höchst grotesk und eigenthümlich sind. So gleicht einer derselben genau einem persischen Fruchthändler, welcher einen Korb mit Blumen und Früchten in der Hand trägt. Am Fuße desselben finden sich zahlreiche Inschriften vor, und diesen zu Folge soll das Ganze ein assyrisches Denkmal sein, welches sowohl Lascaris, wie mir, höchst zweifelhaft erschien.

Wir verfolgten den Lauf des Nahr el Kelb eine Weile auf der Antoninenstraße weiter. Ein seitwärts gelegenes Wäldchen von kleinen immergrünen Eichen, Pinien und wilden Feigenbäumen lud uns jedoch in seinen Schatten, weßwegen wir dorthin unsere Pferde lenkten, abstiegen und etwa eine halbe Stunde ausruhten, um ein kleines Mahl einzunehmen. Lascaris hatte gastlich gesorgt; er zog aus seiner Satteltasche eine Flasche Wein und die köstlichsten Datteln und Feigen, welche ich je genossen; auch das Maisbrod, welches ich sonst nicht zu meinen Lieblingsbissen rechne, mundete mir vortrefflich, woran entweder mein Hunger oder die Güte des Backwerks Schuld sein mochte.

Also erquickt brachen wir wieder auf und ritten nach dem Aquädukt des Emir Fakr el Din, der fast einen Theil des Felsens auszumachen scheint, und von Ranken und Pflanzen guirlandenartig überzogen ist, was ihm einen höchst malerischen Anstrich gibt. Er ist nun vollkommen vernachlässigt, an vielen Stellen geborsten, und durch die Ritzen und Spalten rieselte das reine Wasser in kleinen Kaskaden herab.

Höchst befriedigt von der durch Lascaris gewinnbringend und lehrreich gemachten Exkursion, kehrten wir darauf wieder nach Beyrut zurück.

Am andern Tage war meine Abreise bestimmt und ich ging noch einmal zu meinem guten Freunde hin, um mich bei ihm zu empfehlen.

Er überraschte mich gleich mit einer neuen Aufmerksamkeit.

„Ich habe Ihnen da," begann er, „einen Empfehlungsbrief an einen der begütertsten Franken in Tripolis geschrieben, der Ihnen von Nutzen sein wird; es ist ein Gelehrter und zugleich einer der liebenswürdigsten Menschen, die ich kenne; und ich denke, er wird Sie wohl aufnehmen."

Ich dankte meinem Freunde von Herzen und schied von ihm, indem er mir auf der Schwelle seines Hauses noch die Worte nachrief: „Geh' im Frieden Gottes."

Von zwei Guiden zu Pferd begleitet, schlug ich hierauf den Weg nach Antura ein.

Wir hatten vielleicht eine Stunde in einer mehr als lästigen Sonnenhitze zurückgelegt, als einer meiner Begleiter mir anzeigte, daß wir an der Stelle, wo die Reisenden gewöhnlich Halt zu machen pflegten, angekommen seien. Nun war selten in meinem Leben mein Erstaunen so groß als hier, wo ich plötzlich aus einem dichtbelaubten Haine die Bogen einer im reinsten gothischen Styl erbauten Kapelle schimmern sah. Dieselbe ist dem heiligen Georg von England geweiht, dem Patron Wilhelm's von Aquitanien, der in einem Kreuzzuge starb.

Als wir wieder aufbrachen, gelangten wir in große Maulbeerpflanzungen, von deren dunklen Früchten wir uns manche Handvoll pflückten, die uns am Gaumen klebende Zunge zu erfrischen.

Bald hernach überschritten wir den Nahr el Liban auf einer alten römischen Brücke, die wenigstens noch in passirbarem Zustande war. Jenseits derselben liegt Kesruan. Der Anblick dieses reichen und bebauten Landes, mit zahlreichen Dörfern besät, setzte mich Anfangs in nicht geringes Erstaunen, denn die Kampagna stach wirklich so ab von der Oede der übrigen Gegend, daß das alte Sprüchwort, dort, wo der Türke seinen Fuß hinsetze, bleibe die Erde sieben Jahre lang unfruchtbar, vollkommen Lügen gestraft wurde. Hier ist das eigentliche Territorium der christlichen Maroniten. — Fast jeder Hügelabhang trägt eines ihrer Dörfer oder Klöster. Die maronitischen Mönche, welche ausdauernde Arbeiter sind, pflegen im Schweiß ihres Angesichts einen kleinen Fleck Erde um das Kloster herum urbar zu machen, und zwar derartig, daß die kleinen, kultivirten Rayons der verschiedenen Klöster an einander grenzen, wodurch das Land das Ansehen eines Gartens erhält. Die ersten Arbeiten waren beschwerlich und hart; denn es galt hier, wie bei den Weinbergen, auf den Fels überall Humus und fruchtbare Erde anzuschütten und die Pflanzungen darauf anzulegen. Reizend nehmen sich zwischen diesen urbar gemachten Strecken die mit Ginster, Haidekraut und Myrten bewachsenen Abhänge aus, und in das fruchtbare Bild von Weinbergen, Maulbeerbäumen und Getreidefeldern kommt auf solche Art die reizendste Abwechslung.

Die Sonne verschwand hinter den höchsten Berghöhen und der Nahr el Kelb schlängelte sich wie ein breiter, silbergestickter Gürtel durch die Schluchten, als ich vor mir auf dunklem Gestein das Kloster Antura, woselbst ich die Nacht zubringen wollte, sich gegen den Horizont abzeichnen sah.

Wir beschleunigten darum etwas die Gangart unserer Pferde, und über eine Weile hielten wir vor dem Thor des Klosters.

Die Ankunft eines Reisenden ist in diesem, den Lazaristen gehörigen Kloster ein Ereigniß. Einige der Väter sind Franzosen, und unterrichten ihre jungen maronitischen Zöglinge außer in der arabischen Schriftsprache auch im Französischen und Italienischen.

Wir traten in einen geräumigen Hof, der ringsum mit Orangenbäumen bepflanzt war, und hier übergab ich mein müdes Roß der Wartung einiger Laienbrüder. Die Väter führten mich dann gastfrei in das Refektorium, wo mir der angenehmste Duft von Hammelbraten in die Nase stieg.

Nach der gemeinschaftlichen Mahlzeit, während welcher ein Knabe mit lauter Stimme aus einem Buche vorlas, wurde ich in das Bibliothekzimmer geführt, um dort den Rest des Abends zu verbringen. — Die guten Väter bewirtheten mich hier noch zum Nachtisch mit einer Flasche jenes köstlichen, am Libanon wachsenden Rebensaftes, der unter dem Namen „goldener Wein" daselbst bekannt ist.

In der Farbe erinnerte mich dieses edle Getränk an guten alten Johannisberger, denn ebenso goldgelb schimmerte er

im Glase, und im Geschmack glaubte ich eine gewisse Aehnlichkeit mit Madeira zu verspüren.

Natürlich durfte auch ein Tschibuk nicht fehlen, und gefüllt war der rothe Lulla desselben mit kostbarem Tabak von Djebail, dessen aromatische Wolken ich mit Vergnügen in Ringen vor mich hinblies.

An das Fenster gelehnt, von dem aus ich fern das mittelländische Meer im letzten Abendstrahl glänzen sah, erfuhr ich von den Brüdern, daß sie nicht immer hier gewohnt. Das Kloster wurde, wie es scheint, von Jesuiten gegründet, welche es mit maronitischen Schülern bevölkern wollten, doch blieb ihre Pflanzschule verlassen, und erst, als Ende des vorigen Jahrhunderts die Lazaristen kamen, begann dieselbe zu wachsen.

Nach einer längeren Unterhaltung über alle möglichen Dinge zog ich mich endlich, müde und abgespannt von dem Ritt in den Bergen, in die mir bestimmte Zelle zurück und überließ mich dem Schlummer.

Schon am nächsten Morgen verließ ich das Kloster Antura und ritt bis Bekfaya, wo ich wieder ein freundliches Obdach fand. Dieses Kloster steht auf dem höchsten Gipfel des keswanischen Berge im mittägigen Libanon. Mit grauendem Tage eilt' ich von da nach Tripolis, woselbst ich um 6 Uhr Abends ankam.

Tripolis, welches man nicht mit dem gleichnamigen Hafenort, der eine halbe Stunde entfernt am Meeresufer liegt, verwechseln darf, lagert am Fuß des Libanon, welcher es beherrscht, und im Ost, Süd und Nordwest mit seinen Ausläufern umkränzt. Zwischen der Stadt und der See liegt eine fruchtbare Ebene, durch die der Nahr el Kadischa strömt.

Die Stadt ist von kleineren Orten umgeben, in denen der weiße Maulbeerbaum für die Seidenzucht, Granatbäume, Citronen und Orangen, deren Früchte von ausgezeichneter Güte und seltener Größe sind, kultivirt werden. Wie schon der alte Name Tripolis andeutet, bestand die Stadt ehemals aus drei Städten, die von Ansiedlern aus Tyrus, Sidon und Aradus gegründet wurden. Die am Meer gelegene Stadt besaß während des Mittelalters einen lebhaften Handel, und Raymond, Graf von Toulouse, ließ im Angesicht von Tripolis, auf dem Berge der Pilger, eine Festung bauen, die noch heute der modernen Stadt als Schloß dient. Hier hielt sich eine Zeit lang Sunde, der persische Dichter, auf, der von den Kreuzfahrern gefangen genommen worden war.

Aus einem reichen Kranze mit goldenen Früchten beladener Bäume ragend, welche fast jedes Haus umgeben, wird der Occidentale beim ersten Anblick dieser freundlichen Stadt an die Gärten der Hesperiden erinnert.

Einige Quartiere befinden sich in der Ebene, andere bedecken die Berghänge, und wohin man auch schaut, der reizendsten Aussicht ist man gewiß.

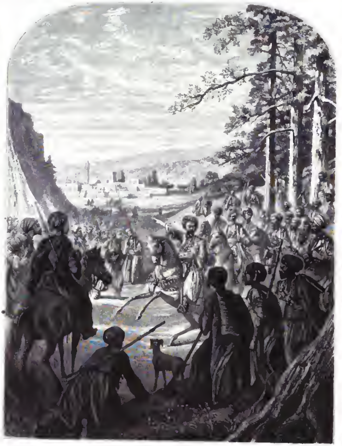
Die Cafés sind terrassirt und diese Terrassen sind fast alle in kleine, schwebende Gärten verwandelt. Aloe, stachlige Kaktus, Granatbäume, Lemonen und Orangen, auch des Arbutus rothfarbiger Stamm stehen dort in lieblichen Gruppen, eine kleine Fontaine rauscht und in den Nargileh der rings umher auf Divans gelagerten Orientalen brodelt und wallt das Wasser der Vase.

Tripolis besitzt regelmäßige in Quadratform gebaute Bäder, aber wenig hervorragende Gebäude. Eine christliche Kirche und eine Moschee wären etwa zu erwähnen, doch besitzen sie nichts Merkwürdiges. Im Innern der Stadt herrscht ein ziemlich reges, kommerzielles Leben. Viele grüne Turbane, bekanntlich sonst das Zeichen der Abkunft vom Propheten, machten sich mir bemerklich, doch erkennt man hier daran nur die Scherife. Auffallend war mir ferner die bleiche Gesichtsfarbe der Einwohner, hauptsächlich der Frauen. Man will dieselbe den hier heimischen Fiebern zuschreiben, und diese wieder werden durch die Feuchtigkeit des Bodens hervorgerufen.

Auf dem Bazar kaufte ich einen großen noch am Fels lebenden Schwamm, der bei Tripolis gefischt worden war; den sonst mir angebotenen Waaren acceptirte ich Nichts, denn ein als Damaszener gerühmter Dolch, den zu erwerben ich wohl Lust gehabt, schien mir nicht echt.

Lascaris' Freund, ein gewisser Bontini, empfing mich, wie der Erstere selber, freundlich und herzlich und stellte sich mir sofort zur Verfügung. Er zeigte mir nach einem kleinen Mahl, aus vortrefflichen, im nahen Nahr el Kadischa gefangenen Forellen bestehend, ein mit zahlreichen Pflanzen gefülltes Herbarium. Es befanden sich darunter wahre Prachtexemplare, und ich bedauerte nur dieß Eine, nicht mehr Sachkenntniß zu besitzen, um in gerechter Würdigung das höchste Lob zu spenden.

Unter Anderem theilte mir Bontini Notizen zu einer Geschichte der Ansariehs, eines der merkwürdigsten syrischen Völkerstämme, welche von Antakieh bis zum Nahr el Kebir wohnen, mit. Ihr Ursprung ist ein wenig bekanntes Faktum.



Aus dem Libanon. Drusen im Scharmützel mit Maroniten.

Man berichtet nämlich, daß im Jahre 891 im Dorf Nasse bei Kufa ein Greis lebte, den sein strenges, anhaltendes Fasten, seine inbrünstigen Gebete und seine Enthaltsamkeit bei den Umwohnenden für einen Heiligen gelten ließ. Mehrere Männer aus dem Volk erklärten sich bald als seine Schüler, und unter diesen wählte er sich zwölf, um seine Lehre zu verbreiten. Man schleppte ihn jedoch in's Gefängniß, aus welchem ihn ein Sklavenmädchen des Kerkermeisters zu retten beschloß. Es bot sich auch bald eine Gelegenheit, die sie freudig ergriff. Als nämlich der Gefangenwärter eines Tages betrunken im tiefen Schlaf lag, nahm das Mädchen die unter seinem Kopfkissen befindlichen Schlüssel, öffnete das Thor des Kerkers und ließ den gefangenen Greis entwischen. Als nun am folgenden Morgen der Kerkermeister die Zelle leer fand und doch nirgends, weder am Fenster noch Thor, irgend ein Zeichen gewaltthätiger Entfernung entdecken konnte, glaubte er an die Befreiung durch einen Engel, und war nicht der Letzte, welcher dieß Wunder Jedermann verkündete.

Der Greis seinerseits erzählte dieselbe Wundermähr seinen Anhängern und predigte nun unangefochten seine Ideen. Er verbot die Beschneidung und das Fasten am Ramasan, führte vernünftiger Weise den Genuß des Weines ein und widerlegte sich dem Genuß des Fleisches fleischfressender Thiere. Er zog wie ein Prophet im Lande umher, sammelte zahlreiche Schüler um sich und verschwand dann spurlos. Die von ihm gegründete Sekte führte den Namen der Ansariehs. Von den Kreuzfahrern wurde eine große Anzahl derselben um's Leben gebracht. Wilhelm von Tyrus, der dieß letztere Faktum berichtet, verwechselt sie mit den Assassinen, und in der That haben beide Sekten einige gemeinsame Züge. Die Ansariehs theilen sich in drei Sekten und diese sind: die Chamsieh oder Sonnenanbeter, die Kalbieh oder Hundeverehrer und die Quadmusieh, welche nächtlich ihre Gebetversammlungen halten und mit den alten Gnostikern manches Aehnliche haben.

Am Nachmittag ging ich nach der Marina hinunter, welche Bezeichnung in der Levante sowohl wie in Italien die am Strand gelegenen Orte erhalten. Sie besteht aus einem labyrinthischen Gewirr von Warenhäusern; hier und dort schaut auf den Hügeln wohl auch ein Kiosk durch Cypressendunkel, und am Ufer liegt manche zerbrochene Säule im Sande. Sieben Thürme mit soliden Fundamenten zeugen noch von den früheren Befestigungen.

Noch Etwas ist der Marina eigenthümlich, nämlich die behendesten und schnellsten Esel der Welt. Auf Schritt und Tritt verfolgen den Reisenden lästige Eseltreiber, welche bitten, ihre Thiere zu benutzen. Geht man nun auf ihren Vorschlag ein, wie ich es that, um wieder nach der Bergstadt Tripolis zurückzukehren, so kann man in Wahrheit behaupten, die Esel galoppiren, als wünschten sie keine seligere Last denn einen Howadji auf ihrem Rückgrat, den ihnen bekannten Weg nach Tripolis zu. Von hier brach ich in Begleitung eines jungen Engländers Charles Wood nach den Cedern auf und gelangte, als die Sonne so ziemlich im Zenith stand, nach Djebail, welches phönizischen Ursprungs ist, und bei den Griechen Byblos hieß. Die Araber geben dem Orte seinen heutigen Namen wegen seiner Lage auf einem Hügel, denn „Djebel“ bedeutet im Arabischen „Berg“. Um die Stadt baut man viel Tabak, und der hier erzeugte wird zu den besten Produkten Syriens gezählt.

Im Alterthum waren die Bewohner von Byblos als Seefahrer berühmt, und das Cederholz vom Libanon, welches Salomo beim Tempelbau verwandte, wurde hier in Schiffe geladen. — Die Stadt hat manchen Herrn besessen und vielerlei Verwüstungen erlitten: so durch Alexander den Großen auf seinem Zuge zum Jupiter Ammon, durch die griechischen Kaiser, die Sarazenen, die kreuzfahrenden Genueser und endlich durch die Osmanli, als sie unter Selim I. Syrien unter ihre Herrschaft beugten.

Hinter Djebail, dem Libanon zu, beginnen die Gebirgsformationen steiler, jäher, zerklüfteter und starrer zu werden. Das Rosmarin und ein röthlich blühender Strauch, von dessen Blumen Honig sammelnde Bienen summen, dessen botanischer Name mir aber fremd geblieben, sprossen auf dem felsigen Gestein, und nur selten zeigt sich ein blaustämmiger Oelbaum mit seinen weidenartigen Blättern. In der Nähe der maronitischen Dörfer, die insgesammt höchst malerisch über Thälern und Schluchten wie kühn angebaute Vogelnester schweben, findet man häufiger die dem Orient eigenthümliche Cypresse und die schön geformte nadelreiche Krone der Pinie. An Höhlen reich ist das tief eingeschnittene Thalbett des Nahr el Kadischa, und den Eingang zu diesen Grotten, oft der Schlupfwinkel des Fuchses und Schakals, bilden erfrischende Gruppen schöner Eichen und Feigenbäume, welch letztere unter der Last ihrer süßen Früchte zu brechen drohten. Mit Sicherheit ist wohl anzunehmen, daß diese, fern vom Gewirre der Welt gelegenen Höhlen gern von Anachoreten zum Aufenthalt gewählt wurden, und man begreift wohl, wie ein nur beschaulicher Einsamkeit

zugewandter Geist oder ein Herz, dem die Welt tiefe Wunden geschlagen, hier genesen oder langsam dahin welken mag.

Auf steinernen, wenn auch nicht ganz gut erhaltenen Brücken passirten wir wiederholt den Nahr el Kadischa. An seinem Ufer ist die Vegetation außerordentlich reich, und blühende Dorne, aus deren dunklen Schatten das lang gezogene Tio — tio — tiuz der Nachtigall tönte, tauchen ihre grüne Zweige in sein rauschendes Bett.

So lange man in der Thalsohle reitet, kann man über den Weg nicht eben klagen, tiefer in die Berge hinein wird er indeß immer unpraktikabler und halsbrecherischer. Oft mußten wir uns an den Kammhaaren unserer Thiere festhalten, und inmitten dieser grausigen chaotischen Natur lernt man den Werth derselben zehnfach schätzen. Die Gruppirung der uns umgebenden Berge ist fremdartig, bizarr und erhaben zugleich. Bald hängen enorme Felsblöcke über unseren Köpfen und drohen auf uns niederzustürzen, bald gähnen uns zur Seite tiefe Schlünde und Abgründe. Dann gelangt man wieder auf kleinere Plateaus, und dort entfaltet die gesegnete Erde ihre ganze Fruchtbarkeit; man kann sich zurückträumen in das goldene Zeitalter, wo noch kein Pflug den Boden auflockerte, kein Landmann dem dunkeln Schooß der Erde keine Saat vertraute, und dennoch ringsum üppiges Wachsthum und Gedeihen dem Menschen alles zur Leibes Nahrung Nöthige freiwillig spendend in den Schooß schüttete.



Aus dem Libanon. Kanobin, Wohnung des maronitischen Patriarchen.

Wahre Oasen muß man diese lieblichen, fruchtbaren Flecke nennen: Cactusse mit ihren phantastischen Blattformen, Aloe, die ihre stachligen Zweige gleichsam abwehrend dem Reisenden entgegenstreckt, Feigen, Oliven, Sesamfelder und Kukuruz gedeihen in staunenswerther Menge. Erhöht wird der Reiz der Gegend durch kleine von den Klippen niederrieselnde Bäche, welche zart blühendes Moos und riesiges Farrenkraut benetzen.

Nach zweistündigem ermüdendem Klettern unserer Thiere über Stein und Gerölle erreichten wir das Kloster Kanobin, dessen Name von dem lateinischen Coenobium hergeleitet wird und welches nun der Sitz der maronitischen Patriarchen ist. Dieß unregelmäßige Gebäude ist eigentlich weder ein Kloster, noch eine Moschee, und sein Fundament bildet der nackte Fels. Die der heiligen Jungfrau unter dem Namen „Maria von Kanobin" geweihte Kirche ist klein und entbehrt jedes charaktervollen Styls. Die anderen Räume bestehen aus Zellen für die Mönche und gemeinschaftlichen Sälen. Wie alle Klöster, ist auch hier das angrenzende Land auf's Beste bestellt. Die Klosterbrüder gehören zum Orden des heiligen Basilius, nur weichen ihre Regeln etwas von denen des gleichen Ordens ab, und sind diese Verschiedenheiten von Rom aus sanktionirt worden. Die Ordenstracht ist von großer Einfachheit, sie besteht aus einem häßlichen wollenen Hemde und einer braunen, ganz steifen Kutte, auf dem langen Haar tragen sie eine kleine, schwarze Kapuze, und ihre nackten Füße stecken in Pantoffeln von derselben Farbe.

Mein guter Engländer und ich starben fast vor Hunger, und so verdankten wir die Erhaltung unseres armen Lebens einem Klosterbruder, der uns einige Eier, Oliven und Weintrauben brachte, welche Kollation uns nebst gutem, vom Kloster gezogenen Wein vortrefflich schmeckte.

Die Merkwürdigkeiten in der Nähe des Klosters reduziren sich auf einzelne Grotten, deren eine auf die heilige Marina getauft ist. Früher wurde in ihr jeden Morgen die Messe gelesen.

Den nächsten Tag sagten wir dem Kloster wieder Lebewohl und ritten abermals in die Berge hinein nach dem Mar



Aus dem Libanon. Die Cedern des Libanon.

Elias, dessen Mauern uns durch Cypressendunkel schon aus weiter Ferne winkten. Von seiner Terrasse überblickt man die schön geformten Libanongipfel und den Grund des Thales, durch welches der Nahr el Kadidscha seine silbernen Wellen rollt. In einer Gruft der Klosterkirche ruht M. de Chasteuil, ein provençalischer Edelmann, der sich durch seine Gelehrsamkeit und Kenntniß der orientalischen Sprachen auszeichnete und hier starb.

Von Mar Elias aus wurde der Gebirgspfad noch steiler und schwieriger als bisher. In Bscherreh blieben wir etwa zwei Stunden und brachen dann auf besseren Wegen nach den Cedern auf.

Mit frommer Scheu betrachtete ich diese Patriarchen der vegetabilischen Welt, welche, der Zeit und Verwüstung trotzend, noch immer ihre grünen Aeste treiben, wie zur Zeit des Königs Salomon, der in all' seiner Pracht und Herrlichkeit zu Staub und Asche geworden. Einer der maronitischen Mönche, der Wächter der Cedern, machte auf die liebenswürdigste Art den Cicerone, und bot uns kleine, aus Cedernholz verfertigte Schmuckkästchen an.

Während der schönen Jahreszeit wandern zu den Cedern eine Menge von Gläubigen, und am Fuß der Bäume werden Altäre errichtet, an denen Messe gelesen wird. Schöner nun, in der That, erschien mir unter diesen ehrwürdigen Wipfeln ein im Dome der Natur gefeierter Gottesdienst, als der in unsern Kapellen und Kirchen stattfindende. Sonst hatten die Maroniten die Gewohnheit am Verklärungstage hierher zu kommen, in neuerer Zeit aber pflegen die Einwohner der benachbarten Dörfer, ihre Priester an der Spitze, dorthin zu wallfahrten. Nach beendigtem Gottesdienst feiern sie dann daselbst unter Flintenschüssen, Sang und Tanz ein Freudenfest, und nehmen als Erinnerung einige Cedernzweige mit, welche sie über den Thüren ihrer Häuser als Talisman befestigen.

Die Cedern haben eine Höhe von 60 bis 100 Fuß. Mr. Charles Wood maß die dickste und ihr Umfang betrug 13 Fuß. Die Zweige, welche auch dann, wenn sie mit Schnee bedeckt sind, immer grün bleiben, gehen horizontal auseinander und gewähren ein schirmendes, freundliches Obdach; die Blätter sind kurz, pfriemenartig und ihre Früchte gleichen denen der Pinie.

Hoch über den Jahrhunderte alten Baumriesen zog ein Adler seine luftige Bahn; er flog höher hinein in den Aether, und sein scharfes Auge mochte zugleich des Mittelmeeres glänzende Wogen, die Berge des Hermon und die Ruinen von Baalbek schauen. Unsere Umsicht war begränzter; wir sehnten uns auch nicht in die Ferne, sondern lagerten im schattigen Frieden der uralten rauschenden Cedern, welche damals uns noch nichts zuflüsterten von den Greueln und blutigen Metzeleien, welche kurze Zeit darauf in den Thälern des Libanon stattfinden sollten, von denen wir jedoch ein kleines Vorspiel aus der Ferne ansehen konnten, als wir nach Bscherreh zurückkehrten, vor dessen Thoren wilde Drusentrupps eben eine Attaque auf Maroniten ausführten. Laborria' Rath eingedenk gingen wir ihnen jedoch aus dem Bereich ihrer Waffen und beeilten uns wieder in Tripolis anzukommen.

Zur Tagesgeschichte.

XXXVI.

Italien.

Der unerwartete Tod des Grafen Cavour hat die Blicke von Neuem auf die gegenwärtige Lage des Königreichs Italien gerichtet. An den ersten Eindruck, welchen wir alle empfangen, wenn ein hervorragender Staatsmann, der bedeutend in die Geschicke seines Vaterlands eingegriffen hat, plötzlich aus dem Leben abgerufen wird, knüpft sich in diesem Falle unmittelbar die Frage, was wird die Zukunft dieses Staates sein, welchem, wie Freund und Gegner zugeben werden, seine unermüdliche, fast übermenschliche und unvergleichliche Thätigkeit gegolten hat? Graf Cavour war der vertraute Rathgeber und Freund des Königs, der, glücklicher als sein Vater, die Einigung Italiens wo nicht vollendet, doch fast der Vollendung nahe gebracht hat; er war die Seele der Politik, welche seit zehn Jahren, erst in allmäliger Vorbereitung lang bemühter Jahre, dann aber in kühn begonnener Thaten Folge zu so unerwarteten Resultaten geführt hat: er war, vertraut mit den Zuständen seines Vaterlandes wie mit denen fremder Länder, gleich geschickt für die Inangriffnahme der innern Wiedergeburt Italiens, wie zur Leitung der feinsten diplomatischen Beziehungen zum Auslande; auf ihm ruhte das zuversichtliche Vertrauen der Patrioten seines Landes, die in seinem energisch geführten Zügel allein die Rettung suchten gegen das Ueberströmen einer allgemeinen, die Grenzen des Vaterlands überschreitenden sozialen Revolution; gegen ihn richtete sich darum zugleich vorzugsweise der Haß der Anhänger der alten Zustände, wie der Haß der demokratischen Revolutionspropaganda, — sein Gedanke war, wie verwerflich auch immer und macchiavellistisch die Mittel waren, deren er sich bediente, die Einigung Italiens unter dem konstitutionellen Szepter Viktor Emmanuel's. Was wird nun werden, da die Hand, welche so viele Fäden in sich vereinigte, die mit so gewandtem Griffen so Vieles zugleich zu halten vermochte, nicht mehr ist? Was wird aus dem Werke werden, das er wohl begonnen und begründet, vor dessen Ausbau und sichernder Vollendung aber die Hand der Vorsehung ihn abgerufen hat? Und nicht für Italien allein wird dieser Tod einen vielbedeutenden Abschnitt bilden. Vielmehr ist, wie Italien, so lange er die Angelegenheiten der Halbinsel führte, im Mittelpunkt der brennenden Fragen Europas stand, sein Tod zugleich eine Frage an die Zukunft des ganzen Welttheils. Denn wie er vor drei Jahren, als er die Zeit erfüllt glaubte, kein Bedenken trug, diese Ruhe zu stören und die Brandfackel des Kriegs über Europa zu schwingen, so war es hinwieder sein Einfluß, der den überschäumenden Wogen der Revolution in Italien Ruhe gebot, und wenigstens für den Augenblick neuen Kriegsfoderungen, deren Folgen unabsehbar waren und vielleicht alles Gewonnene wieder in Frage gestellt hätten, seine gebietende Autorität entgegenzusetzen vermochte. Je zweifelhafter die Fähigkeiten derjenigen sind, denen nun als Nachfolgern die Weiterführung seines Werkes obliegt, je bestrittener das Ansehen, das sie bei den verschiedenen Parteien genießen, um so lebhafter drängt sich der Gedanke auf, daß die nur mit Mühe beschwichtigten Elemente des Umsturzes neue Kraft aus diesem Ereigniß ziehen und der Ausbruch neuer Stürme, den man wenigstens für einige Zeit vertagt glauben konnte, nun wieder in größere Nähe gerückt sein werde. So stellt sich denn nach allen Seiten das Ereigniß, welches am 6. Juni die Stadt Turin und ganz Italien in Trauer versetzte, als ein überaus folgenschweres dar, das zunächst einen vorläufigen Abschluß der italienischen Einheitsbewegung bedeutet, ein Wendepunkt, von dem Niemand zu sagen vermag, ob ihm der ruhige Ausbau des begonnenen Werkes folgen wird, oder aber ein Alles verschlingendes und in seinen Strudel ziehendes Chaos.

Es war eine eigenthümliche Fügung, daß es dem bereits Sterbenden vergönnt war, das Fest, welches am 2. Juni zur Feier der Befreiung und konstitutionellen Einigung Italiens in den Städten Italiens begangen wurde, wo nicht mit zu feiern, so doch noch zu erleben. Nehmen wir noch dazu, daß seine letzte politische Maßregel diejenige war, die italienische Armee auf den Friedensfuß zu stellen, so gibt sich in diesen Thatsachen schon äußerlich ein gewisser beruhigender Abschluß der bisherigen Ereignisse zu erkennen. Und in der That stellt sich uns, wenigstens beim nächsten Blick, die jetzige Lage Italiens als eine verhältnißmäßig nicht ungünstige dar. Die Reaktionsversuche, so häufig sie im südlichen Italien hervortraten, haben sich überall ohne bedeutende Kraftanstrengung unterdrücken lassen. Der Munizipalgeist hat bis jetzt keineswegs eine Stärke entwickelt, wie man nach der historischen Vergangenheit Italiens hätte befürchten sollen. Im Parlamente namentlich, wo doch die verschiedensten Elemente durcheinandergewürfelt sind, und mit der dem italienischen Naturell eigenen Lebhaftigkeit sich an einander reiben, haben gleichwohl die Verhandlungen einen unerwartet geregelten Gang genommen. Die gemäßigte Partei besitzt weitaus die Mehrheit der Stimmen und gibt in allen wichtigen Fragen den Ausschlag. Von größter Bedeutung war namentlich der wiederholte Sieg über die Partei der Aktion, der um so schwerer wog, als diese Partei einen Führer vorgeschoben hatte, dessen Name den populärsten Klang durch die ganze Halbinsel besitzt. Daß dieser Sieg erfochten werden konnte, beweist am schlagendsten, wie unbedingt die Mehrheit der Kammer der Führung Cavour's folgte, der aus Rücksichten auf die allgemeine Politik die Zurückdämmung der ungestümen Wünsche nicht bloß nach Venetien, sondern auch nach der Hauptstadt Rom verlangte. Hiedurch aber ward nicht bloß Italien von der Gefahr eines neuen Kriegs befreit, den es vielleicht bitter zu bereuen gehabt hätte, sondern es gab damit auch Europa die Garantie, daß es nicht gewillt sei, durch unzeitiges Drängen einen allgemeinen Weltbrand zu veranlassen, oder gar den Revolutionen fremder Völker Beistand zu leisten. So scheint es denn nicht an Bürgschaften für die Möglichkeit einer ruhigen Weiterentwicklung zu fehlen, welche, ohne an fernere territoriale Ausdehnungen zu denken, sich zunächst an die Ordnung der inneren Verhältnisse zu knüpfen hätte, und obwohl die Anerkennung des Königreichs Italien gerade von Seiten derjenigen Mächte, von welchen sie am meisten zu bedeuten hätte, noch nicht erfolgt ist, so würde sie doch, vorausgesetzt, daß die Dinge doch in demselben Geleise bleiben, schwerlich mehr lange auf sich warten lassen.

Allein vergessen wir nicht, daß doch nur die eine Seite des Anblicks ist, welchen Italien im gegenwärtigen Augenblick darbietet, und daß noch Vieles zur Rechtfertigung des Triumphgefühls fehlt, mit welchem Cavour noch in seinen letzten Momenten den Sieg der Freiheit, Unabhängigkeit und Einigkeit Italiens verkündigt haben soll. Zunächst läßt sich schon bei einem Ueberblick über die Arbeiten des Parlaments, dessen Sitzungen jedenfalls ihrem Ende nahe sind, keineswegs verkennen, daß die Session in Bezug auf die innere Organisation des Reichs ziemlich fruchtlos gewesen ist. Ohne die ungeheuren Schwierigkeiten zu verkennen, welche die administrative Einigung eines seit vielen Jahrhunderten in kleinere Gemeinwesen zersplitterten Landes nothwendig haben muß, ist doch in jedem Fall viele Zeit mit nutzlosen Interpellationen und untergeordneten Verhandlungen verloren gegangen, während die wichtige Frage der administrativen Organisation bis jetzt nicht weiter gekommen ist als zu dem Resultate, daß die von der Regierung eingebrachten Entwürfe — verworfen werden. Und zwar tritt hiebei der merkwürdige Umstand ein, daß das Ministerium mit seiner vorgeschlagenen Regioneneintheilung möglichst schonend für die partikularen und provinziellen Neigungen zu verfahren gedachte, während umgekehrt die Kammermehrheit einer strafferen Zentralisation sich zuneigt. Offenbar ist der eigentliche Grund darin zu suchen, daß die Majorität die Zustände des Reichs noch für viel zu wenig konsolidirt hält, um jetzt schon einer straffen Anziehung der militärischen und administrativen Kräfte der Zentralregierung entbehren zu können. Den sprechendsten Kommentar bilden die Schwankungen, denen bis jetzt die Regierung des früheren Königreichs Neapel unterworfen ist. Auf die Diktatur Garibaldi's folgte die Statthalterschaft Farini's, auf diese diejenige des Prinzen Eugen von Savoyen-Carignan mit dem Ritter Nigra, und nachdem alle diese Regierungen gescheitert sind, ist nun der Graf Ponza di San Martino dahin abgeschickt worden, mit ausgedehnten, namentlich militärischen Vollmachten. Ob diesem durch Mittel gewaltsamer Strenge die Assimilation der neapolitanischen Provinzen mit dem alten Königreich gelingen wird, muß erst die Erfahrung zeigen. Bis jetzt scheint nur so viel gewiß, daß die Reaktionsversuche, an welchen sich alle der gegenwärtigen Ordnung feindlichen Elemente, seien sie nun bourbonisch oder muratisch oder mazzinistisch, zu betheiligen pflegen, zwar in jedem einzelnen Falle leicht unterdrückt, aber sich auch immer wiederholen werden. Diese Sachlage ist aber um so bedenklicher, als diese Erhebungsversuche fortwährend von Rom aus, wenn auch nicht vom bourbonischen Hof selber, unterhalten und unterstützt werden.

So stellt sich denn auch von dieser Seite her die Wahrheit heraus, daß ohne den Besitz von Rom das Königreich Italien ein schwankender und unfertiger Begriff ist, eine Thatsache wohl, deren Existenz aber noch von allen möglichen Wechselfällen abhängt. Ja gerade die römische Frage zeigt auf's Deutlichste, daß noch nicht einmal die Unabhängigkeit der Halbinsel gesichert ist, viel weniger ihre vollständige Einigung. Durch den Besitz von Rom ist Napoleon noch immer Herr über Tod und Leben des Königreichs Italien, und wie viele Anstrengungen auch die Diplomatie schon gemacht hat, um diese schwierigste aller Fragen zu lösen, so unmöglich schien es bis jetzt, die Interessen Italiens, Frankreichs und der katholischen Kirche auf befriedigende Weise auszugleichen. An zwei Punkten scheint bis jetzt eine definitive Lösung gescheitert zu sein, daran, daß Napoleon sich noch nicht stark genug fühlt, offen mit der römischen Kirche zu brechen und Italien seine Hauptstadt auszuliefern, und zweitens daran, daß Napoleon für diese Räumung Bedingungen stellt, welche Cavour nicht erfüllen zu können glaubte. Gerade in letzterer Beziehung traten in jüngster Zeit die Gerüchte mit großer Bestimmtheit auf, und obwohl es zunächst wohl nur ein Agitationsmittel der Mazzinisten ist, wenn sie die öffentliche Meinung durch die Nachricht von der Ueberhandnahme der französischen Annexionspropaganda auf der Insel Sardinien zu allarmiren suchen, so hat doch diese Kombination nur zu viel innere Wahrscheinlichkeit für sich: die Insel Sardinien wäre für Frankreich ein Machtzuwachs, wie er ihm bei seinem Streben nach dem maritimen Uebergewicht im Mittelmeer gelegener nicht sein könnte. Es mag Cavour schmerzlich gewesen sein einen Entschluß zu fassen, durch welchen die Aussicht, in den Besitz von Rom zu gelangen, in unbestimmte Ferne gerückt wurde, aber andererseits wußte er auch, daß er durch die Wiederholung seines Handels mit Savoyen und Nizza den radikalen Parteien eine höchst gefährliche Waffe in die Hand gedrückt hätte. Ist ein Gerücht gegründet, so ist ein Ultimatum Napoleon's, worin dieser, die bisherigen Verhandlungen abschließend, als Preis seiner Anerkennung des Königreichs Italien verlangt, daß dieses das päpstliche Gebiet in seinen jetzigen Grenzen anerkenne und respektire, die unmittelbare Veranlassung der Krankheitserscheinungen gewesen, denen Graf Cavour schließlich erlegen ist. Verhält es sich so, dann ist es das sprechendste Zeugniß, in welch' kritischer Lage er sein Vaterland zurückläßt, und wie unvollendet und ungesichert das Werk ist, in dessen Ausführung er seine Kräfte aufgerieben hat, — dem Torso gleich, den der Künstler zurückläßt, sicher, daß keine andere Hand ihn vollenden könne. — g.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— Eine bei Gerhard in New-York erschienene Gesammtausgabe von Freiligrath's Werken wird eben in einer zweiten wohlfeilen Ausgabe für den Debit außerhalb der Vereinigten Staaten angekündigt, doch protestirt der Dichter gegen dieses Verfahren als ungesetzmäßig und kontraktwidrig.

— Von Kuno Fischer in Jena wird ein von ihm gehaltener Vortrag über „Schiller als Komiker" nächstens im Druck erscheinen.

— Karl Schwarz in Gotha hat den kürzlich von ihm im wissenschaftlichen Verein zu Berlin über „Schleiermacher, seine Persönlichkeit und seine Theologie" gehaltenen Vortrag bei Thienemann in Gotha erscheinen lassen.

— August Hagen's vortrefflicher Roman: „Die Chronik seiner Vaterstadt Florenz von Lorenz Ghiberti" ist in neuer Auflage bei Brockhaus erschienen, nachdem das Buch im Jahre 1835 zuerst verlegt wurde, ein erfreulicher Beweis, daß nach wirklich Gutem auch nach Jahren noch Nachfrage ist!

— Die beiden Redakteure der Neuen Münchner Zeitung J. B. Vogl und Friedrich Wolf haben ein „Gaëta-Album" herausgegeben, welches nur Gedichte an die Königin Marie von Neapel in deutscher, italienischer und französischer Sprache enthält. Das Album zieren außerdem eine Photographie der Königin, und zwei Lithographien, die hohe, muthige Frau als „Krankenwärterin" und „im Kugelregen in einer Batterie zu Gaëta" darstellend.

— Da nach dem Tode des Freiherrn von Minutoli der Posten eines preußischen Ministerresidenten in Persien nicht wieder besetzt wird, kehrt Dr. Brugsch, dem wir schätzenswerthe Berichte über den Orient verdanken und der als Dragoman bei der Gesandtschaft fungirte, wieder nach der Heimat zurück.

— Der aus dem italienischen Kriege bekannte Waffengenosse Garibaldi's, General Türr, schreibt an der Geschichte der piemontesischen und neapolitanischen Feldzüge in den Jahren 1859 und 1860, und wird dieß Werk in italienischer, englischer, französischer und deutscher Sprache erscheinen.

— Im Verlage des Münchner Sonntagsblattes ist ein von Dr. L. Lang und M. Wörner herausgegebenes Album deutscher Dichter und Schriftsteller, „Ein Peterspfennig" betitelt, erschienen, dessen Reinertrag für den Papst bestimmt ist.

— Gedichte vermischten Inhalts, Balladen und Romanzen, nebst „Plattdütsch ut Holsteen" enthält die „Sängerwallfahrt" von Karsten Runge (Altona, Mengel), welches Alles einen Gruß bringt, die Recht und Wahrheit kühn und frei singen, an feilen Dichterlingen aber und des Rechtes stolzen Würgern ohne Gruß vorübergeht. — Im Andenken finden wir die Lieder oft trivial, nur daß in dem „Lied des Hirten" überschriebenen Gedicht zwei Jünglinge sich mitten auf einem See duelliren, scheint uns ziemlich neu.

— Der christliche Rationalismus heißt ein kleines Büchlein, das Dr. Bornemann im Verlage von Opetz in Gotha erscheinen ließ, der Verfasser meint, seine Blätter gehören der Zukunft, denn erst allmälig werden nach dem ewigen Gesetz des geistigen Fortschrittes die Menschen zu selbstständigem Denken gelangen, und auf die Vernunft und seine Ideen, die eigentlich nur zum Tiefer- und Weiterdenken anregen sollen, basirt.

— Der Verfasser der „Oesterreichischen Geschichte bis zum Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts" Dr. Max Büdinger hat einen Ruf als ordentlicher Professor nach Zürich erhalten.

— Das leipzig-tuberer Kommersbuch wird demnächst in sechster Auflage erscheinen, und verspricht namentlich durch einen humoristischen Anhang, den der Verfasser der bekannten Beiträge der fliegenden Blätter besorgt, besonders interessant zu werden.

— In F. A. Brockhaus' Verlag ist ein „Münz-, Maaß- und Gewichtsbuch“ von Christian und Friedrich Noback erschienen. Dasselbe enthält: das Geld-, Maaß- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte.

— Alexander Herzen in London hat kürzlich aus Petersburg das Manuskript einer russischen Uebersetzung von Feuerbach's „Wesen des Christenthums“ erhalten, um dasselbe in seiner Presse zu drucken. Um den Transport des Manuskriptes zu erleichtern und bei den Revisoren jeden Argwohn aufzuheben, stand jedoch auf dem Titelblatt desselben „Kollegienhefte des Professors Yulisadew in Petersburg über Psychologie“. Yulisadew ist aber einer der heftigsten Absolutisten, und das von Alexander Herzen redigirte Journal „Kolokol“ unterläßt es nie, seinen Zuhörern als „revolutionär und staatsgefährlich“ darzustellen.

— Erscheinungen von bleibendem Werth in unserer Literatur finden doch auch im Auslande stets Beachtung und gerechte Würdigung, und man bestrebt sich, dieselben durch Uebersetzungen daselbst einzubürgern. So ist jüngst Alfred Meißner's von uns warm gerühmter Roman „Zur Ehre Gottes“ bei Binger in Amsterdam in holländischer Uebersetzung erschienen, und desselben Autors „Kaulara“ wird von der nämlichen Verlagshandlung angekündigt. Das letztere eigenthümliche und poetische Werk erscheint zugleich in französischer Uebersetzung im Feuilleton des „Journal de Francfort“.

— Hans Wachenhusen, der unermüdliche geistreiche Tourist, der stets dabei sein muß, wo nur immer ein Kanonenschuß kracht, um seine pikanten, anschaulichen und lebendigen Schilderungen an der Quelle zu schöpfen, begibt sich nach Amerika, um als Korrespondent dem dortigen Bürgerkriege beizuwohnen.

— Schiller's „Wallenstein“ ist nach den Handschriften und Veränderungen des Verfassers vom Jahre 1799 durch Wendelin von Maltzahn bei Cotta herausgegeben worden. Hinzugefügt sind dem Bande ein unbekannter Aufsatz Goethe's über die Piccolomini, der zuerst in der Allgemeinen Zeitung 1799 erschien, und die Originaltheaterzettel von den ersten Aufführungen in Weimar.

— Archivar Wattenbach in Breslau hat Briefe von Lessing's geistvoller Freundin Elise Reimarus an den dänischen Kammerherrn von Hennings veröffentlicht, die über Lessing's persönliche und schriftstellerische Verhältnisse manches neue Licht verbreiten.

Literatur des Auslandes.

— Von den neuesten Erscheinungen der belgisch-französischen Literatur wollen wir hier nur diejenigen anführen, welche ein allgemeines Interesse darbieten. „Les Amours sincères“ heißt ein Roman in vier Bänden von Emile Leclercq, in Belgien jetzt sehr beliebt, Verfasser von „Séraphin“, „Constance“ und „Soeur Virginie“. Die „Histoire de la Révolution belge de 1830 (par Carlo Gemelli) traduite de l'italien par P. Royer“ ist mit Hintenlassung alles gelehrten Apparates auf eine so populäre und angenehme Weise dargestellt, daß sie mit Recht Jedem empfohlen werden kann, der sich einen klaren Begriff von den eigentlichen Ursachen und dem Hergang der belgischen Revolution von 1830 machen will. Ausgezeichnet ist besonders im Schlußkapitel das Gemälde des jetzigen Zustandes von Belgien unter der weisen Regierung Leopold's I.

— Im britischen Museum ist das Autograph des unvollendeten letzten Bandes von Macaulay's „Geschichte von England“ niedergelegt, und hat man einen Theil desselben unter Glas und Rahmen gebracht.

— Die bei Chapman und Hall in London erschienene Novelle „La Beata“ von Adolphus Trollope wird vom Athenäum als eine reizende Erzählung bezeichnet, in welcher italienisches Leben in sicherer und treffender Realität gezeichnet ist.

— Charles Boner, bekannt durch sein Werk „Chamois Hunting in the Mountains of Bavaria“ hat ein neues Werk in Arbeit „Forest creatures“, welches alle in süddeutschen Wäldern lebenden Thiere behandelt.

— C. G. Starbäck gibt in Norrköping ein illustrirtes Wochenblatt unter dem Titel: „Svenska arbetaren“ — der schwedische Arbeiter — heraus.

— Von Gustav Freytag's Roman „Soll und Haben“ ist in Triest eine italienische Uebersetzung erschienen.

— In der von den florentiner Professoren Bartoli und Lami herausgegebenen Bibliothek fremder historischer und philologischer Werke wird auch Mommsen's „Römische Geschichte“ erscheinen; ebenso veranstalten Müller und Ferrai eine Uebersetzung der Geschichte der griechischen Literatur von K. O. Müller. Die Broschürenliteratur überwiegt jedoch augenblicklich in Italien. Namentlich erregt eben viel Skandal eine von Bianchi Giovini besorgte Ausgabe des Tagebuchs des Burcardus aus Papst Alexander's VI. Zeit, der eine Geschichte des heiligen Kreuzes und eine Biographie Antonelli's beigegeben ist.

— Die „Tavole cronologiche critiche della Storia della Chiesa universale oder Chronologisch-kritische Tabellen der allgemeinen Kirchengeschichte“, welche seit 1852 Ignaz Mazzoni, Priester des Ordens der barmherzigen Brüder, in seiner Litho-Typographie auf der Insel San Servolo bei Venedig erscheinen läßt, sind jetzt bis zum achten Jahrhundert vorgerückt, indem das siebente Heft bereits versandt worden ist. Dieses merkwürdige Unternehmen, welches dem Kaiser Franz Joseph I. von Oesterreich gewidmet und dessen Ertrag zur Verbreitung guter Bücher, vorzüglich kirchlicher Gelehrsamkeit und zur Ausbreitung des Glaubens unter den Ungläubigen bestimmt ist, gehört zu den größten Seltenheiten des Buchhandels, indem der Verfasser nicht nur den Text mit äußerst gelehrten archäologischen und geographischen Erläuterungen bearbeitet hat, sondern auch den Druck, sowie die litho-typographische Ausführung der von ihm selbst entworfenen und gezeichneten, schönen Miniaturen, Trachtenzeichnungen und zahlreichen Abbildungen alter Gemälde, Denkmäler und Münzen persönlich leitet. Jedes Heft umfaßt ein Jahrhundert, weshalb das ganze Werk in achtzehn Lieferungen vollendet sein wird.

Kunst und Alterthümer.

— Der Rest der antiken Kunstsammlungen Campana's, einst Direktor des Monte di Pietà in Rom, meist aus goldenem Schmuck und Vasen bestehend, ist von der französischen Regierung für 800,000 Scudi gekauft worden.

— In München wurde am Pfingstfest im Kunstausstellungsgebäude eine Ausstellung von ungefähr zweihundert Kunstwerken eröffnet, die zum Besten des Künstlerunterstützungsvereins verlooset werden.

— In Rom wurde vom archäologischen Institut der Jahrestag der Gründung Roms gefeiert, der mit dem dieser Stiftung zusammenfällt. Der durch verschiedene Werke über Italien bekannte Legationsrath von Reumont eröffnete die Sitzung mit einer Rede, in welcher er die Verdienste des jüngst verstorbenen Königs von Preußen, der Protektor des Instituts war, um Kunst und Wissenschaft hervorhob. Viele Mitglieder des hohen römischen Adels wohnten der Sitzung bei.

— In dem Stadttheil Athens, der bei den Alten Keramikos genannt wurde, hat man neuerdings bei angestellten Ausgrabungen prachtvolle Statuen und bemalte Grabmonumente aufgefunden.

— Die alle zwei Jahre stattfindende Ausstellung der schönen Künste in Paris ist am 1. Mai eröffnet worden. — Wie beim letzten Mal sind auch jetzt wieder die Gemälde in den Gallerien des Industriepalastes in den Champs Elysées aufgestellt, während die Statuen, unter denen sich eine kolossale bronzene Reiterstatue des brasilianischen Kaisers Dom Pedro I., für die Stadt Rio Janeiro bestimmt, auszeichnet, im Untergeschoß des Gebäudes plazirt sind. Mehrmals besuchte das Kaiserpaar schon die glänzenden Räume, und namentlich hat die Kaiserin beträchtliche Ankäufe gemacht. Die „offiziellen Gemälde“ — denn in Frankreich ist auch die Kunst durch ihren kaiserlichen Mäcen „offiziell“ geworden — befinden sich im „Salon carré“. Hervorzuheben sind unter diesen „Die Schlacht bei Solferino“ von Yvon, welches den Kaiser, von seinem Stab umgeben, apotheosirt; ferner „Die Schlacht an der Alma“ von Pils und, damit die heilige Kriegstrias vollzählig werde, noch ein „Solferino“ von Dumaresq. Bei der Aufzählung der in demselben Salon noch befindlichen Schlachtbilder oder solcher, die Kriegsscenen zum Vorwurf haben, wollen wir uns nicht aufhalten. Das Porträt des Prinzen Napoleon von Flandrin wird von Franzosen wie zu dem Besten gerechnet, was die Oelmalerei in diesem Genre geleistet, und die Pariser bezeichnen es als „das Gemälde der Saison“. Fast gleich gestellt werden diesem Porträt die der Prinzessinnen Clotilde und Mathilde, ersteres von Hébert, letzteres von Dubufe, ferner das des Marschalls Canrobert von Yvon, der eben von der Regierung den Auftrag erhielt, das Porträt des Grafen d'Ornano, der kürzlich zum Marschall ernannt wurde, für die Gallerie von Versailles zu malen. Mit Ausnahme der im „Salon carré“ aufgehängten Gemälde sind die der übrigen Künstler nach deren Namen alphabetisch geordnet. Gemälde von echtem Kunstwerth sind jedoch sehr wenige vorhanden, man findet Schlachten in Menge, drei Landschaften, Fruchtstücke, alle sind aber nur Augenweiden und mehr auf Effekt berechnet, denn der wirkliche Ausdruck einer poetischen Stimmung fehlt. Es braucht dieß nicht gerade den Künstlern als Fehler angerechnet zu werden, denn sie müssen in Frankreich mit dem augenblicklichen Geschmack schwimmen, und dieser ist unter dem jetzigen regimen eben nicht geläutert. Heben wir aus der Menge von Gemälden auch eine „Kaiserin Eugenie“ von Winterhalter, mehrere Landschaften von Daubigny, einige reizende chinesische Entwürfe von Delamarre, Eisbrücke von August Bonheur hervor, dessen Schwester Rosa dieses Jahr die Ausstellung nicht beschickt hat. Mit erstaunlicher Treue hat Desgoffe in vier Gemälden Gold, Silber, Bronze, Marmor, Krystallen, Diamanten und andere Preziosen gemalt. Von mehr als 7000 eingesandten Gegenständen wurden von der Prüfungskommission nur 4102 zugelassen; 3146 Nummern derselben gehören der Malerei, 545 der Skulptur an, die anderen bestehen aus architektonischen Zeichnungen, Lithographieen &c.

Bildende Künste.

— König Max von Bayern hat für die Restauration des Chors der Ritterkapelle zu Haßfurt in Unterfranken 2700 Gulden bewilligt.

— An den inneren Wölbungen des Stephansdomes zu Wien findet man bei den jetzigen Renovirungsarbeiten häufig Spuren alter Fresken und Vergoldungen, mit denen das ganze Innere der Kirche überzogen gewesen scheint und die mit einem grauen Anstrich übertüncht worden waren.

— Der wiener Altertumsverein hat vor Jahren schon die Modelle zu zwei Statuen geliefert, die in Marmor oder Bronze auf der Elisabethbrücke aufgestellt werden sollen, dieselben stellen die ruhmvollen Vertheidiger Wiens gegen die Türken, die Grafen Niklas Salm und Rüdiger von Starhemberg, dar. Der Symmetrie wegen sind aber vier Statuen nothwendig, und so werden noch die Standbilder des Herzogs Karl von Lothringen und Sobieski's angefertigt werden.

— Der verstorbene Bildhauer Rauch hatte in den ihm im Lagerhause überwiesenen Räumen nicht bloß die Vorarbeiten zu seinen eigenen Werken und Abgüsse derselben aufgestellt, sondern auch eine Sammlung von Abgüssen antiker und moderner Statuen und Büsten, von Bronzen u. s. w., die er in 40 Jahren zusammengebracht. Die Erben haben diese Sammlung dem Staate zum Kauf angeboten und es sind dafür aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds 30,000 Thaler bezahlt. Sie bleibt in dem bisherigen Raume, und wird als ein würdiges Denkmal ihres Urhebers einen Ueberblick über die ausgedehnte Kunstthätigkeit dieses ausgezeichneten Meisters und lehrreiche Muster für das Studium darbieten. Da in Kopenhagen ein glänzendes Thorwaldsenmuseum errichtet ist, München für Schwanthaler, Dresden für Rietschel und Berlin selbst bereits in dem Schinkelmuseum Vorgänge darbieten, so ist der Plan von der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses gebilligt und genehmigt worden, daß zu einer geordneten Aufsicht und Verwaltung der Sammlung ein Bildhauer als Custos angestellt werde.

— Der rühmlich bekannte Hofphotograph Albert in München stellt jetzt Porträts in Lebensgröße und ganzer Figur her, und wird derselbe zunächst die Bilder des Königspaares, später die Kaulbach's und Liebig's ausstellen.

— Die Ausführung der Fresken im Waffensaal des wiener Arsenals ist dem Professor an der hamburger Akademie, Karl Blaas, übertragen worden.

Musik.

— Zum großen nürnberger Sängerfest hat der Herzog von Koburg eine Komposition vollendet, deren Text die Ueberschrift trägt: „An die deutsche Tricolore“.

— Der in Dresden lebende Komponist Rhenwerth, von dem hübsche Klavierkompositionen und Lieder bereits bekannt wurden, hat eine Oper vollendet, welche „Die bezauberte Rose“ betitelt ist und dem lyrischen Genre angehört.

— Wir machen auf ein neues Werk von Belang aufmerksam, das Farrenc in Paris herausgibt und das sich „Le trésor des pianistes“ betitelt. Es enthält eine reiche Sammlung zum Theil ganz unbekannter aber doch seltener Werke für das Klavier und die „Virginale“, eine Art von Spinett. In einem Konzerte wurden neulich daraus die Gavotte von Händel, die Gigue von J. S. Bach, der Rigaudon von Rameau, die Allemandes von Chambonnières u. s. w. vorgetragen.

Bühne.

— Die Saison der Bühne geht ihrem Ende zu — die Spezialitäten der Kammertheater treten wieder in ihre angemaßten Rechte ein und werden das Ihrige thun, den korrumpirten Geschmack des Publikums noch mehr herunterzubringen. Das wiener Burgtheater sucht sich in den letzten Tagen vor dem Schluß, wie das berliner Hoftheater, mit neuen Kräften für die abgegangenen zu rekrutiren, aber es will beiden nur schwer gelingen: die Bühnentalente sterben aus, die Schauspielkunst geht mehr und mehr verloren, und der Manierirtheit, die Richtung auf das Kleinliche, greift Platz. Der hohe Styl ist für die Bühne, scheint es, für immer dahin, ein Schauspieler für die Tragödie ist mit allen Summen nicht mehr zu erschwingen. Je höher die Gagen steigen, desto tiefer sinkt die Kunst. — Die Bühnen haben — wir nehmen gerne davon Akt — des hundertjährigen Geburtstags Kotzebue's denn doch nicht so unbeachtet gelassen. Dresden, Koburg, Königsberg, Mannheim, Magdeburg — nicht Stuttgart allein — haben ihn gefeiert. An Novitäten waren die letzten Wochen wenig erspriesslich: es ist die Zeit der Gäste. — In München ging am letzten Mai die Tragödie „Der Doge von Venedig“ von Oskar von Redwitz in Szene. Gegen die enthusiastischen Berichte über die begeisterte Aufnahme und die Vortrefflichkeit des Werkes sind wir augenblicklich noch etwas ungläubig und wollen weitere Nachrichten abwarten.

— Das Dresdener Journal brachte jüngst eine Notiz über das Trauerspiel „Luisa Strozzi“ von Anna Löhn. Es war darin gesagt: „Die in der That trefflichen Eigenschaften des Stückes sichern demselben eine bevorzugte Stellung unter den dramatischen Erscheinungen der Jetztzeit. Für Bühnen, welche die Aufführung beabsichtigen, sei besonders erwähnt, daß es äußerst wirksame Rollen enthält, und daß Anna Löhn, abgesehen von dem Schwung und der Gewandtheit, welche sie in der Diktion und der poetischen Auffassung des Stoffes zeigt, wieder ein bühnenkundiges und sicher und geistvoll gestaltendes Talent bewährt hat.“ Die Dichterin ist jetzt mit Herausgabe ihrer gesammelten Novellen und eines Theils ihrer italienischen Reise, welche im „Ausland“, „Morgenblatt“ und „Ueber Land und Meer“ gedruckt war, beschäftigt.

— Davison's verdrießliche Duellangelegenheit mit Dr. Heller in Hamburg scheint kein für den Künstler ehrenvolles Ende zu nehmen. Sensation machte ein unter den bezahlten Inseraten eingerückter Artikel aus Hamburg von Dr. H. Oberstein unterzeichnet, welcher vor einigen Tagen im Dresdener Journal und in der Konstitutionellen Zeitung zu finden war. Derselbe veröffentlicht zugleich einen Brief Davison's, welchen dieser an einen Freund in Hamburg geschrieben hat und worin es heißt: er, Davison, habe nie im Ernste daran gedacht, sich dem Dr. Heller zu stellen, er habe eine Komödie gespielt, indem er seine Zusage gegeben. So hat also, schließt der Artikel, Davison mit seinem Ehrenworte Komödie gespielt, denn dieses hat er gegeben, daß er sich schlagen werde. Diese Veröffentlichung, der Davison nicht widersprechen kann, hat in Dresden seine wärmsten Verehrer mächtig abgekühlt. Dasselbe dürfte in ganz Deutschland und weiter der Fall sein. Im Augenblick passirt Hase in Hamburg, was zu dem Bonmot Anlaß gab: Herr Hase ist kein Davison, aber Herr Davison ist ein Hase.

Kultur und Wissenschaft.

— Am 31. Mai fand in Wien die feierliche Sitzung der Akademie der Wissenschaften statt, und wurde dieselbe durch eine Rede des Kurators Erzherzog Rainer eröffnet. Dann hielt Professor Karajan einen Vortrag über „Metastasio's Hofleben“ und der Präsident der Akademie, Freiherr von Baumgarten, kündigte den Versammelten das Ergebniß der ausgeschriebenen Preisbewerbung bezüglich eines Buches über Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft an. Der Professor am Theresianum, Karl Tomaschek, erhielt den Preis.

— Die Akademie der Wissenschaften in Paris hat an Tiedemann's Stelle Justus von Liebig in München zu ihrem auswärtigen Mitglied erwählt.

— Der in Paris lebende Maler Hermann Goldschmidt, der innerhalb acht Jahren dreizehn Planetoiden entdeckte, hat von der englischen astronomischen Gesellschaft die große goldene Ehrenmedaille, welche auf der einen Seite Newton's Bild, auf der andern Herschel's Teleskop trägt, empfangen.

Gestorben.

— Professor Dr. Friedrich Lorentz, kaiserlich russischer Staatsrath, am 10. Mai zu Bonn.

— Professor Becht, erst Redakteur des „Rheinischen Beobachters“ und Kämpfer in Lützow's Schaar, Ende Mai in Darmstadt.

— Schinkel's Wittwe, am 28. Mai in Berlin, 70 Jahr alt.

— Joachim Lelewel, 1831 in Warschau Unterrichtsminister, am 29. Mai in Paris.

— Fürst Gortschakoff, Statthalter von Polen, am 30. Mai in Warschau.

Der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten.

I.

(Zu dem Bild S. 600.)

Der erste Akt des Bürgerkriegsdramas in Amerika hat begonnen; beide Theile haben mit Macht gerüstet und setzen diese Rüstungen fort, auch das erste Blut ist geflossen und noch mehr wird dessen vergossen werden. Seit dem Fall von Fort Sumpter und der Proklamation des Präsidenten Lincoln datirt die offizielle Kriegserklärung. Major Anderson hatte das Fort Sumpter vierunddreißig Stunden lang vertheidigt, bis die Quartiere ausgebrannt waren, das Feuer die Hauptthore zerstört hatte, der Wall zum Theil in Bresche gelegt war, an Pulver nur noch vier Faß und wenige Patronen und von Lebensmitteln ebenfalls nur ein Minimum vorhanden war. Dann erst nahm er die vom General Beauregard, dem Oberbefehlshaber der Secessionisten, gemachten Bedingungen zur Räumung an und marschirte am 14. April mit fliegenden Fahnen und Trommelwirbel aus dem Fort, indem er das Kompagnie- und Privatgepäck mitnahm. — Auf der „Baltic“ kam Anderson mit seinen Getreuen in New-York an und wurde bei seiner Landung von Tausenden mit freudigen Hurrahs begrüßt, auch der Kriegsminister Cameron sandte ihm in einer Depesche die Glückwünsche des Präsidenten und des Kabinets. Die ersten Freiwilligen sandte Massachusetts, aus allen Theilen der Gesellschaft zusammengesetzt. Als sie durch New-York zogen, sah man an dem ganzen Zug das Unorganisirte, Ungeschulte und noch Undisziplinirte. Die ganze Schaar schien in der Eile zusammengelesen, die Armatur war ziemlich willkürlich und die Montur nicht minder, denn Einer trug eine Kappe, ein Anderer einen Hut, ein Dritter eine Art Czako, und mit den sonstigen Uniformsstücken stand es nicht besser. Der Enthusiasmus aber, mit welchem diese Leute empfangen wurden, war ein ungeheurer. Am Astorhause standen Tausende und gaben den Freiwilligen das Geleit. Von den nach der Bundeshauptstadt Washington entsandten Truppen war das 6. Regiment der Massachusetter das erste, welches in Baltimore mit den dortigen Einwohnern in Konflikt gerieth. Als sie nämlich durch die Stadt marschirten, wurden an der Ecke von Pratt- und Jayfstraße Pflastersteine auf sie geworfen, worauf sie Feuer gaben, wodurch ungefähr zehn Personen verwundet und getödtet wurden. Sie fochten sich dann bis zum Bahnhof durch und gelangten glücklich nach ihrem Bestimmungsort. Von andern Regimentern wurden am 21. April von New-York aus das 6., 12., 71., 69., 8. und 5. nach Washington befördert und zwar auf Dampfschiffen unter Geleit eines Kriegsfahrzeuges. Auf dem Dampfer „Baltic“ wurde das 12. Regiment und ein Theil des 6. embarkirt, auf dem steamboat Caylor der Rest des 6. Regiments, auf dem Seahorse 1000 Mann Rhode-Islander, auf dem Ariel 1000 Mann von Massachusetts und eine Bostoner leichte Batterie mit 200 Pferden und sechs Kanonen, die alle unter Bedeckung der „Harriet Lane“ segelten. Der Weg durch Baltimore war nicht eingeschlagen worden, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Das Fort Mc Henry, auf einer Insel nahe bei Baltimore gelegen, wurde jedoch

besetzt durch 3000 Volontärs verstärkt, die Kanonen auf Baltimore gerichtet und die Stadt mit dem Bombardement bedroht, falls der geringste Bewegung zur Erstürmung der Festung geschähe. — Das 7. Regiment aber bahnte sich Annapolis und von dort nach Washington, wo für dasselbe und die anderen anlangenden Truppen alle öffentlichen Gebäude zu Kasernen eingerichtet wurden. In anderen Städten ließ die Unionsregierung die Eisenbahnen und Telegraphendrähte, wo sie zerstört worden waren, wieder herstellen und auch die abgebrochenen Brücken wieder restauriren. In Norfolk, wo der das ungemein ausgezeichnete Arsenal angreifen wollte, wurden die dort im Bau begriffenen Kriegsschiffe im Hafen versenkt, und in Harpers Ferry wurde das Arsenal verbrannt, damit die Waffen nicht in die Hände der Secessionisten fallen sollten. Der Hauptschlag jedoch geschah durch die Blokade der südlichen Häfen, durch welche der Krieg überhaupt mehr zu einem See- als einem Landkrieg gestempelt werden wird. Klarirscheine nach dem Süden dürfen nicht mehr ausgestellt werden, und die Häfen des Südens wurden von Kriegs- und anderen von der Regierung gemietheten Fahrzeugen blokirt. Die Regierung der Secessionisten antwortete hierauf mit der Ausstellung von Kaperbriefen, auf Grund deren der Dampfer „Star of the West“ in New-Orleans weggenommen wurde. — Um Washington sind bis jetzt mehr als 40000 Mann Truppen versammelt, freilich darf man an dieselben nicht den Maßstab einer wohlgeordneten Armee legen, aber, wie eben erwähnt, den Ausschlag im Kampf wird die Flotte geben, und je strenger man die Blokade der Südhäfen handhabt, wodurch Ein- oder Ausfuhr unmöglich gemacht wird, um so früher wird der Widerstand der Sonderbündler gebrochen werden, die noch kein Mittel erfunden haben Baumwolle eßbar zu machen.

II.

Am 20 April Abends um 9 Uhr kam das Schiff Pawnee mit 300 Freiwilligen und 100 Marinesoldaten nebst ihrer eigenen Mannschaft von Washington im Hafen von Norfolk an, wo bereits der Cumberland lag. Mannschaft und Offiziere beider Schiffe begaben sich sogleich nach den Schiffswerften, zerstörten dort die Geschützlafetten, vernagelten die Kanonen und warfen Munition, Handfeuerwaffen und sonstige Schiffsgeräthe in's Wasser. Dann machten sich Trupps von Matrosen und Soldaten daran, brennbare Gegenstände, wie Pech, Erdöl und Terpentin, in die Gebäude zu werfen, um dieselben anzuzünden, während zugleich vom Bord der Schiffe aus das Feuer gegen dieselben gerichtet wurde. Die Arsenalgebäude, welche Taue und Schiffsausrüstungsgegenstände jeder Art enthielten, brannten nun auch in der kürzesten Zeit in hellen Flammen, die Pulvermagazine explodirten und richteten die größte Verwüstung an. Um 3 Uhr Morgens nahm dann der kleine Dampfer Yankee, Kapitän Charles Germain, den Cumberland in's Schlepptau, der Pawnee folgte diesen beiden Schiffen den Fluß hinunter, und sämmtliche Fahrzeuge gingen einige Stunden später unter den Kanonen des Forts Monroe vor Anker.



Urban Rattazzi, Präsident der italienischen Kammer. Nach einer Photographie.

Urban Rattazzi.

Urban Rattazzi entstammt einer angesehenen Familie der Stadt Alessandria, wo er im Jahre 1808 geboren wurde. Aus Neigung entschloß er sich zur juristischen Karriere und wirkte als solcher in seiner Vaterstadt, bis er von dieser nach dem Verfassungsstatut, welches Karl Albert seinem Reiche gewährt hatte, zum Kammerabgeordneten gewählt wurde, wo er unter den Liberalen auf der linken Platz nahm, deren Führer er in kurzer Zeit wurde. Die wichtige Einbringung des Gesetzentwurfes über die Verschmelzung der Lombardei mit Piemont wurde im Juli 1848 ihm anvertraut, und da das Ministerium Balbo in Folge des hierauf bezüglichen Kammervotums abdankte, trat Rattazzi in das neue Kabinet ein und erhielt das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts. Dieß Ministerium war jedoch von kurzer Dauer, ebenso das, an dessen Spitze Revel Perrone stand, als aber Ende 1848 Gioberti mit der Bildung eines neuen Kabinets betraut wurde, erhielt Rattazzi erst das Justizministerium und dann das des Innern. Zerwürfnisse ernster Art brachen jedoch bald zwischen dem Konseilpräsidenten, der durch piemontesische Waffen den durch die Revolution vertriebenen Papst und die Herrschaft der Herzogthümer restauriren wollte, und dem übrigen Ministerium, das auf Krieg gegen Oesterreich bestand, aus. Karl Albert schloß sich der Ansicht des letzteren an, und als Gioberti abtrat, wurde Rattazzi Chef des Kabinets, in welcher Eigenschaft er dem Feldmarschall Radetzky den sechs Monat vorher zu Mailand geschlossenen Waffenstillstand aufkündigte. Als nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Novara Karl Albert abdankte, trat Rattazzi in den Privatstand zurück und nahm seinen Sitz als Abgeordneter wieder ein. Als solcher organisirte er in der Kammer das „Zentrum der Linken“ und wurde mit Stimmenmehrheit zum Vizepräsidenten derselben erwählt. Cavour, welcher bei der Unentschlossenheit der Rechten wenig Unterstützung seiner Absichten fand, forderte Rattazzi zu einer Verschmelzung der von ihnen geführten Parteien auf, aus welcher der sogenannte „Connubio“ entstand, und da Cavour nach dem Sturz des Ministeriums Azeglio Ministerpräsident wurde, erhielt Rattazzi das Portefeuille des Justizministers. Die Administration erlitt damals eine harte Krisis. Das Volk, welches mit der neuen Steuerbe-



Die Verbrennung der Schiffe von Norfolk.

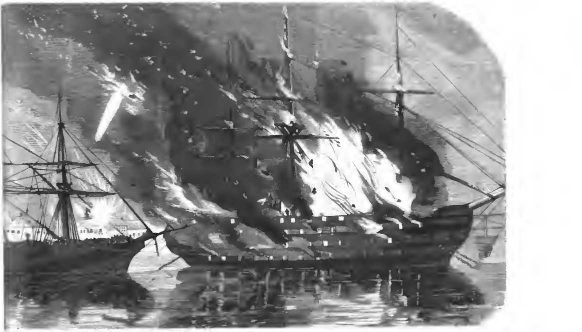
lastung und über die wachsende Theuerung der Lebensmittel aufgeregten war, tumultuirte in den Straßen von Turin und bedrohte den Premier. Durch Rattazzi hauptsächlich wurden damals die erbitterten Gemüther besänftigt und wieder zur Ruhe gebracht. Im Jahr 1858 gab er jedoch sein Portefeuille wieder zurück, übernahm nach dem Frieden von Villafranca, als Cavour von der Leitung des Kabinets zurücktrat, dasselbe wieder auf kurze Zeit, um dann als Präsident der Kammer thätig zu sein. Als solcher fungirte er noch bei Cavour's Tode und wird jetzt abermals in die Reihe der Minister treten.

Graf Cavour.

Das italienische Volk hat eben ein unersetzlicher Verlust betroffen. Graf Camillo Cavour, der begabteste ihrer Staatsmänner, der mit weitschauendem Blick, kühnem Geist, eiserner Willenskonsequenz und bewunderungswürdiger Thätigkeit die Geschicke der aufkeimenden Einheit leitete und vielleicht der Einzige war, welcher die Fähigkeit besaß, ein einiges Königreich Italien zu konstituiren, ist plötzlich am Morgen des 6. Juni seiner Nation durch den Tod entrissen worden. Im Jahr 1810 einer vornehmen piemontesischen Familie entsprossen, wandte sich sein klarer, positiver Geist schon früh den exakten Wissenschaften zu, studirte Mathematik, Finanzwirthschaft und Nationalökonomie, und bildete sich auf Reisen in Frankreich und England. Seine erste schriftstellerische Arbeit, welche bei englischen Staatsmännern Aufsehen erregte, war ein Aufsatz über den gegenwärtigen Zustand Italiens und dessen Zukunft. In Paris, wo er anscheinend den Zerstreuungen der großen Welt lebte, verlor er doch nie seine eigentlichen politischen Zwecke aus den Augen. In sein Vaterland wieder zurückgekehrt, gründete er die Associazione Agraria, ferner das Journal Risorgimento und verfaßte eine Adresse an den König Karl Albert um Gewährung einer Verfassung, welche auch gegeben wurde. Bald darauf trat er in die Kammer als Abgeordneter, meldete sich im Jahre 1848 im Kriege gegen Oesterreich nach der verlorenen Schlacht von Custozza als Freiwilliger, war jedoch einer der Wenigen, die nach der Besiegung Karl Albert's bei Novara durch Feldmarschall Radetzky zum Friedensschluß drängten. Er leistete hierauf im Finanzministerium ausgezeichnete Dienste, übernahm dann das Handelsministerium, führte eine Menge von Reformen ein, hob die Industrie, schloß Handelsverträge mit fremden Staaten, und legte den Grund zu dem Eisenbahnnetze. Als ihm später auch das Ministerium der Finanzen übertragen wurde und er die durch den Krieg mit Oesterreich zerrütteten Finanzen wieder herzustellen suchte, wurde er das eigentliche Haupt der Regierung. Anfang des Jahres 1852 trat er wegen Differenzen mit seinen Kollegen ab, wurde jedoch noch im Herbst desselben Jahres Ministerpräsident. Von da ab suchte er seine Pläne, Italien von der Fremdherrschaft zu befreien, auszuführen und begann seine Annäherung an Frankreich, die eine sichere Basis 1855 gewann, als er den Anschluß des sardinischen Heeres an das der Westmächte zum Krimkriege durchsetzte. Nach dessen Beendigung sprach er auf dem Pariser Kongreß über die Zustände Mittel-Italiens, griff die Besetzung Piacenza's und die fortdauernde Besetzung der Legationen durch Oesterreich als Verletzung der Wiener Verträge an, und verlangte administrative Trennung der Legationen, Säkularisirung und Reform der Verwaltung im Kirchenstaate. Dafür erhielt er aus allen Theilen Italiens Dankadressen. Während dieses Kongresses war Cavour mit Louis Napoleon in sehr intime Verhältnisse getreten, hatte ihm seine Pläne über die Reorganisation Italiens entwickelt, die nur durch eine Allianz mit Frankreich realisirt werden konnte. Um nun auch Rußland für sich zu gewinnen, oder bei einem späteren Feldzug gegen Oesterreich wenigstens dessen Neutralität zu sichern, verkaufte Cavour sogar im Jahre 1858 den Hafen von Villafranca an Rußland. Nach dem Attentat Orsini's traf Cavour abermals mit Louis Napoleon in Plombières zusammen, und hier wurde der Letztere zu einer Allianz mit Frankreich bestimmt. Gleichzeitig wurde die Vermählung des Prinzen Napoleon mit der Prinzeß Clotilde ausgemacht, und im Fall der Erwerbung der Lombardei und Venedigs die Abtretung Savoyens und Nizza's. Der unvorhergesehene Friede von Villafranca bewog Cavour seine Entlassung zu nehmen, er trat jedoch wieder in's Kabinet, als die Broschüre „Der Papst und der Kongreß" erschienen war, und die fernere Nothwendigkeit, mit Frankreich verbunden zu sein, erkennend, opferte er die versprochenen Länder, obgleich sein Verbündeter das „Frei bis zur Adria" nicht gehalten hatte. Garibaldi's Zug nach Sizilien und Neapel billigte er zwar nicht, ließ ihn aber geschehen, und nach den überraschend glücklichen Erfolgen begannen nun die Annexionen und die Belagerung Gaëta's durch Cialdini's Truppen. Cavour's jüngste Aufgabe war nun, das neugeschaffene Reich zu konsolidiren und ihm eine Hauptstadt zu geben. Wiederholte Schlaganfälle, gewiß mit durch seine enorme Thätigkeit, die sich nur vier Stunden Schlummer täglich gönnte, hervorgerufen, schwächten seine Gesundheit, bis der nun erfolgte plötzliche Tod seinen kühnen und weitgreifenden Plänen ein Ende machte. Cavour war nicht der Abgott des Volkes, wie Garibaldi, aber es fühlte doch instinktiv seine große geistige Ueberlegenheit und wird seinen Verlust, durch welchen die Krone des einheitlichen Italiens auf dem Haupte des re galantuomo wieder zu wanken beginnt, mit aufrichtigem Schmerz beklagen.



Graf Camillo Cavour, italienischer Ministerpräsident, gest. 6. Juni. Nach einer Photographie.



[illegible] der Regierung im Navy-Yard von Norfolk.

Drüben am Markt.

Novelle

von

Theodor Storm.

(Schluß.)

An diesem Tage war der Doktor nicht, wie er sonst zu thun pflegte, nach dem Abendessen wieder ausgegangen; er hatte sich sein Gläschen Grog im Hause präpariren lassen und saß nun, seine Pfeife rauchend, der Mutter gegenüber an dem kleinen Wandtische. Die alte Frau hatte ihr wollenes Strickzeug mit den hölzernen Nadeln neben sich gelegt und las in ihrer Bibel, im ersten Buch Mose von der Erschaffung des Weibes. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei." Mitunter seufzte sie und sah nach ihrem Sohn hinüber. — „Hast Du den alten Friedeberg denn bald wieder auf dem Schick?" fragte sie unter dem Lesen.

„Den alten Friedeberg? — Freilich, Mutter; er hat ja gute Pflege."

„War denn die junge Mamsell heut wieder da?"

Der Doktor setzte plötzlich das Glas, das er eben an seine Lippen führen wollte, wieder auf den Tisch. Denn er sah sie vor sich, wie sie vor dem Branntweinsfäßchen knieete, wie sie das Hähnchen drehte, wie sie schauderte.

Die Alte hatte während deß ihr Leseglas auf die Bibel gelegt: ihre Gedanken waren schon wieder um einige Schritte vorwärts. „Die würde eine alte Frau auch nicht verkommen lassen!" sagte sie seufzend und stützte den Kopf in ihre Hand.

„Ich hoffe nicht, Mutter, daß sie sich in etwas würde zu Schulden kommen lassen," erwiederte der Doktor.

Die Alte blickte auf, als müsse sie sich versichern, wie das gemeint sei.

Der Doktor hielt ihr Anfangs sein ehrlichstes Gesicht entgegen; bald aber mühte er sich vergebens, ein leises Zucken um seinen Mund zu unterdrücken; es war nicht mehr zu halten, es stieg ihm über die Wangen, in die Augen. Und als er endlich auch das Gesicht der alten Frau von derselben Unruhe ergriffen sah, da brach es hervor, sein volles herzliches Lachen, dem weder seine Mutter, noch einer seiner Freunde jemals widerstehen konnte.

So lachten sie beide eine ganze Weile mit einander, und die Alte schüttelte den Kopf, und wischte sich mit der Schürze die Thränen aus den Augen.

„Kind, Kind! Doktor!" rief sie, „was lachst Du denn so gefährlich?"

Ihr Sohn war aufgesprungen; er nahm den Kopf der Mutter zwischen beide Hände und drückte ihn gegen seine Brust. „Mutter," sagte er, indem er ihr auf die Wangen klopfte, „Du bist eine kluge Frau! So welche gibt es heut zu Tage doch nicht mehr."

„Ei was!" rief sie, und suchte ihn mit beiden Armen von sich abzuwehren, „ich laß mich nicht dumm machen! Ihr habt ja doch zusammen getanzt, warum red'st Du nicht? Wie dann, wenn Dein Vater selig nach den Mund nicht aufgethan hätte? Was treibt ihr denn, wenn ihr beisammen seid?"

Der Doktor schmunzelte. — „Geh!" rief sie, „es ist mit Dir kein Fertigwerden; das kommt davon, wenn simple Leute studirte Kinder haben wollen!"

Er ließ noch einen Augenblick die zärtlichen Augen seiner Mutter in den seinen ruhen; dann trat er an sein Bücherbrett und stöberte zwischen den bestaubten Bänden. Er suchte nach einer alten Ausgabe von Bürger's Gedichten, des einzigen deutschen Dichters, der jemals in seinem Besitz gewesen war. Da er indeß den Bürger nicht zu finden vermochte, so begnügte er sich mit einer kleinen Elzevirausgabe des Horaz, die ihm aus seinen Primanerjahren zurückgeblieben war. Nachdem er den Deckel an seinem Schlafrock abgestäubt hatte, setzte er sich wieder auf seinen Platz. Er begann in dem Büchlein zu blättern, bis er endlich eine der Oden aufschlug und sich ganz darin vertiefte. «Lalagen amabo!» Er murmelte die Worte halblaut vor sich hin. „Ich liebe Lalagen! Wie lächelt sie, und, o, wie plaudert sie so süß!" Und während des Lesens langte seine Hand unwillkürlich nach dem vor ihm stehenden Glase, und er las und trank, und trank und las, bis die Ode zu Ende und das Glas geleert war.

*

Das Blechkästchen, worin der Doktor die Ersparnisse seiner Praxis aufgespeichert hatte, stand in dem untersten wohlverschlossenen Schubfache seines Schreibtisches. Am andern Vormittage, als er von seinen Berufsgängen heimgekehrt war und während die Mutter draußen in der Küche hantierte, wurde es behutsam hervorgenommen. Er löste die Bindfäden, mit denen die Werthpapiere zusammengebunden waren, schüttete aus einem leinenen Beutel ein Häufchen Dukaten und andere Goldmünzen auf den Tisch, und notirte die einzelnen Beträge auf einem Papierblättchen. Dann, nachdem er noch eine Weile gerechnet und hierauf Alles wieder an seinen Ort verschlossen hatte, ging er durch den schmalen, hinter dem Hause befindlichen Garten und von dort durch die noch unbelaubte Lindenallee nach dem alten Schlosse, welches derzeit dem Herrn Kammerherrn und Amtmann zur Wohnung und zum Geschäftslokale eingeräumt war.

Der Doktor wollte den Justizrath besuchen, einen jungen Juristen, der es bislang freilich nur noch zum Amtssekretär gebracht hatte, der aber in seiner goldenen Brille und in seinem wohltoupirten Haar die später erlangte Würde so deutlich vorgezeichnet trug, daß seine Freunde ihn schon jetzt damit beehrt hatten. — Als der Doktor in das hohe düstere Wohnzimmer trat, fand er den Justizrath in seinen türkischen Schlafrock gewickelt, mit einem Aktenstück beschäftigt in der Sophaecke sitzend. Von oben durch die Zimmerdecke, über welcher sich die Gesellschaftsräume des Kammerherrn befanden, drangen

leiser vernehmbar die Töne eines Klaviers. Der Doktor stand still und horchte; er liebte Musik, er blies sogar selbst ein wenig auf der Flöte.

Der Amtssekretär, ohne aufzusehen, nahm seine goldene Brille herunter und polirte die Gläser mit einem gelben Glacéhandschuh, der neben ihm auf dem Sopha lag. „Das hättest Du Sonntag bequemer haben können!" sagte er lächelnd, „die alte Excellenz, unsere grand' mère, träufte nur so von Gnade und Leutseligkeit. Wo stecktest Du denn? Du warst doch auch befohlen!"

„Ich, Justizrath?" und der Doktor rieb sich mit seiner runden Hand das unrasirte Kinn, „Du weißt, die Wahrheit zu sagen, ich bin nicht gern genirt."

„So?" sagte der Andere trocken und ließ einen scharfen Blick auf seinen Freund hinübergleiten. „Aber im Schifferhause war Picknick; unser Schreiber erzählte mir davon. Er war ja auch wohl dort?"

Der Doktor schlug seine kleinen, ehrlichen Augen gegen ihn auf. „Auf das Pulsfühlen, Eduard!" sagte er und reichte ihm die Hand über den Tisch hinüber.

Der Justizrath drückte sie flüchtig, indem er zugleich die Brille wieder aufsetzte und die goldenen Stäbchen an seinen Schläfen zurecht rückte. „Nun, Doktor! — Aber meine Schwester und die kleine Bürgermeisterstochter hatten auf Deine Flöte gerechnet. — Du verstehst Dich nicht auf derlei Dinge; aber" — und er richtete sich ein wenig in seiner Sophaecke auf — „Du hättest sie sehen sollen, wie sie beim Singen ihr feines Näschen emporhob, und wie im Affekt die schlanken Finger so eigensinnig in der Luft spielten!" Und der Justizrath drückte hinter seinen Brillengläsern die Augen zusammen, und blickte vor sich hin, als sähe er dort Alles leibhaftig vor sich stehen.

Der Doktor legte die Hand, in der er seinen Rohrstock hielt, auf den Rücken und begann plötzlich im Zimmer auf- und abzuwandeln. „Justizrath," sagte er endlich, „Du hast Geschmack, Du bist unter solchen Sachen aufgewachsen."

Der Amtssekretär zog die Schöße seines Schlafrocks noch dichter um seine etwas hagere Gestalt. „Nur weiter, Doktor!" sagte er.

Der Doktor war wieder einigemal auf- und abgegangen. „Es ist nämlich — Justizrath; Du kennst doch das alte Zimmer oben in meinem Hause?"

„Freilich, Doktor; wir haben ja neulich Deinen Geburtstagskommers darin gefeiert!"

Der Doktor räusperte sich ein paarmal und blieb dann vor seinem Freunde stehen: „Du mußt mir helfen, das Geräthe zu bestellen!" sagte er mit einem kleinen resoluten Schwingen seines Rohrstocks. „Die Mittel sind nun beisammen, daß ich es kann in Stand setzen lassen."

„Ernstlich, Christoph?" fragte der Justizrath, während er dem Andern mit unverkennbarer Verwunderung in's Gesicht blickte.

Der Doktor nickte. „Ernstlich," sagte er lächelnd. — Dann setzte er sich in einen vor dem Tische stehenden Lehnstuhl und wartete geduldig, bis der Justizrath sich erhoben und mit gewohnter Sorgfalt seinen Anzug vollendet hatte.

Nach einiger Zeit traten beide in die Werkstatt eines ihnen bekannten Tischlermeisters. — Ein Sophagestelle, für lose Polster und Lehnkissen bestimmt, war eben in Arbeit und wurde sofort erhandelt. Der Meister legte ihnen mehrere Einsatzstücke von Buchsbaum vor, aus denen der Justizrath zwei schwebende Gestalten, diese mit einer Blumen-, jene mit einer Obstguirlande, für die vorderen Flächen der Seitenlehnen auswählte, und überdieß ein Täfelchen mit einer Hirschjagd für die Mitte der Rücklehne. Die Fournirung des Ganzen sollte von Mahagoni sein. — Aus der Werkstatt gingen sie in das dahinterliegende Magazin, wo sie die meisten zur Ausstattung eines Zimmers erforderlichen Stücke bereits fertig und in entsprechender Arbeit vorfanden. Ein Postument mit eingelegten Säulchen für eine Tafeluhr wurde noch bestellt; außerdem zwei Lehnsessel, von denen je einer in den tiefen Fensternischen des Zimmers seinen Platz finden sollte.

Während in einiger Entfernung von ihm der Justizrath mit dem Meister über einen großen Wandspiegel unterhandelte, war der Doktor vor einem zierlichen Nähtischchen stehen geblieben. Er hatte die Platte aufgeklappt, er bückte sich und tastete an den Rollen und Sternchen umher, die in den schmalen Seitenfächern angebracht waren, und betrachtete dann wieder mit augenscheinlichem Wohlbehagen das unter dem Tischkasten hängende grünseidene Arbeitssäckchen. Als er jedoch plötzlich das lächelnde Gesicht des Justizraths vor sich sah und daneben den Meister, der ihm den Preis des Stückes nannte und die Vorzüge der Arbeit auseinander zu setzen begann, klappte er hastig die Platte wieder zu und erkundigte sich angelegentlich nach dem Preise eines in der Nähe stehenden Pfeifenhalters. Der Justizrath klopfte ihm auf die Schulter. „Ich seh' es schon," sagte er, „die Pfeife thut's nicht mehr allein."

In der Tapetenhandlung, welche sie hierauf besuchten, bestand der Doktor auf einer Landschaftstapete, zu der Bernardin's einst so beliebte Erzählung die Staffage geliefert hatte. Das Buch selbst kannte er nicht; aber als Knabe, da er für seinen Vater noch die fertigen Kleidungsstücke auszutragen pflegte, hatte er in dem Wohnzimmer eines reichen Kaufherren oft eine Reihe kolorirter Kupferstiche angestaunt, in welchen die Hauptfiguren dieser rührenden Geschichte dargestellt waren. Die Gestalten des etwas schmächtigen jungen Liebespaares, des alten Negers, wie er in Begleitung des großen Hundes den im Walde Verirrten mit vorgestreckten Armen entgegeneilt, waren ihm seitdem von der Vorstellung eines behaglich eingerichteten Wohngemaches unzertrennlich geblieben. Er äußerte freilich hievon nichts, aber er ließ sich auch durch keine Einwendungen seines Freundes von der einmal getroffenen Wahl zurückbringen.

Auf ihrem Heimwege lag die Wohnung eines bei den jungen Herren der Stadt beliebten Schneidermeisters. Der Justizrath blieb stehen. „Was meinst Du Doktor," sagte er, indem er mit seinem Fischbeinstöckchen über dessen abgetragene und übelgehaltene Kleidung hinstrich, „wir sind einmal beim Tapeziren!"

Der Doktor, wie er in bedenklichen Fällen zu thun

pflegte, faßte mit der Hand an seine Lasting-Halsbinde und stieß ein kurzes Husten aus. Bald aber begann er nicht ohne eine kleine Begehrlichkeit eine sufferbenne Sammetweste zu betrachten, die nebst andern fertigen Arbeiten vor dem Fenster hing, und erkundigte sich bei seinem Freunde nach dem Preise und der Dauerhaftigkeit eines solchen Kleidungsstückes.

Der Justizrath, nachdem er die verlangte Auskunft ertheilt hatte, glaubte eine solche anscheinend günstige Stimmung benützen zu müssen.

„Und wenn Du," setzte er wie beiläufig hinzu, „meinem Friseur noch eine Kleinigkeit zuwenden möchtest, — der Laden ist hier nebenan."

Aber er war schon zu weit gegangen; der Doktor hatte sich schon besonnen, er sah plötzlich den ganzen überlegenen Plan des Andern vor sich.

„Wir wollen's nur dabei bewenden lassen, Justizrath!" sagte er und sah seinen Freund mit einem Ausdruck der überlegensten Heiterkeit aus seinen kleinen Augen an.

*

Nun wurden für eine Zeitlang Tischler und Maler in dem obern Stockwerk des schmalen Hauses geschäftig, und der Doktor stieg oft die dunkle Treppe hinauf und betrachtete den Fortgang der Arbeiten. — Wieder einige Wochen später, nachdem an Fenstern und Paneelen der röthlich graue Anstrich getrocknet, nachdem die Tapete aufgezogen und endlich noch der Fußboden mit einem einfachen Teppich belegt war, langten nacheinander auch die von dem Tischler gefertigten Geräthe an. Die Mutter des Doktors stand, während sie in's Haus getragen wurden, neben ihrem Sohn im Zuge der offenen Hausthür, strich sich dann und wann die grauen Härchen unter ihre Haube und betrachtete kopfschüttelnd die zierlichen Dinge. Schon ein paarmal, wenn wieder ein neues Stück angelangt war, hatte sie den Mund zum Reden geöffnet; aber eben so oft die schon halbbegonnenen Worte wieder hinabgeschluckt. Endlich, als auch der große, aus einem Stücke bestehende Wandspiegel gebracht wurde, schien sie es länger nicht verschweigen zu können. „Kind, Doktor," sagte sie, „was machst Du Dir für Unkosten; — so was gehört ja Alles doch zur Aussteuer!" Aber der Sohn wollte ihr heute nicht Stand halten; er stieg schon, als hätte er nichts gehört, hinter den Trägern die Treppe hinauf, und stellte sich dann zu ihnen, um das Aufhängen des Spiegels zu beaufsichtigen.

In den folgenden Tagen, nachdem alle Dinge an ihrem Ort gestellt waren, saß in der neben dem Hinterzimmer befindlichen Schlafkammer der Mutter eine Näherin, um die neuen Vorhänge anzufertigen; und die alte Frau, da es denn doch einmal sein sollte, ließ es sich nicht nehmen, selbst die dazu bestimmten Brettchen anzustecken.

So war nun in dem Zimmer oben Alles fertig, und die Mittagssonne, die jetzt schon warm durch die Fenster schien, beleuchtete an den Wänden eine fremde aber liebliche Welt. Die Kokuspalmen ragten so still in den blauen Himmel, die Papageien und Kakadus schwebten lautlos in der Luft, und im der Lianenlaube mit den scharlachrothen Blüten zu den Füßen Paul's und Virginien's lag schlafend der getreue Hund. Das Sopha mit seinem Ueberzug von feingeblümtem Zitz stimmte wohl zu den lebhaften Farben der Tapete, und die eingelegten Figuren der Flora und Pomona in den flachen Säulen der Seitenlehne, das Jagdstückchen über dem Rücksitze hoben sich zart von dem lichtbraunen Mahagoni ab. Darüber an der Wand von dem zierlichen Postamente herab pickte die neue Tafeluhr, auf der von mattem Porzellan die spinnende Gestalt einer Parze saß, „eine rechte Doktoruhr," wie der Justizrath sagte, der auch dieses Stück im Auftrag seines Freundes besorgt hatte. Draußen aber an den Lindenzweigen, deren Spitzen bis an die Fenster reichten, waren schon die grünen Blätter aufgebrochen.

Fast täglich in der Mittagsstunde, wenn er von seinen Berufsgängen nach Hause gekehrt war und bis ihn seine alte Mutter zum Essen hinunterrief, pflegte der Doktor hier sich aufzuhalten. Ein sanftes Feiertagsgefühl überkam ihn, wenn beim Eintritt in das Zimmer seine Schritte auf dem weichen Teppich plötzlich unhörbar wurden. Er setzte sich dann wohl in einer der Fensternischen in den Lehnsessel und sah über den Markt hinüber nach dem großen Giebelhause, und folgte mit den Augen den Käufern, die dort aus- und eingingen, oder den Kindern, die vor dem Ladenfenster spielten. Mitunter wurde auch eine Mädchengestalt in einem hellen Sommerkleide auf wenige Augenblicke sichtbar; und wenn sie wieder in das Haus zurückgetreten war, wandte der Doktor seine Augen in das Zimmer zurück nach der Laube Paul's und Virginien's, und horchte auf das Schrillen des Heimchens, das von unten aus der Küche zu ihm herauf drang. — Oder er war aufgestanden und blickte auf das frische Grün seiner Linde, oder in den blauen Frühlingshimmel nach den Schwalben, die drüben im Sonnenschein um den goldnen Knopf des Thurmes flogen.

Der alte Friedeberg war während dessen wieder gesund geworden, und die Besuche des Doktors in dem großen Giebelhause hatten aufgehört. Aber die glückliche Kur schien ihm keine Freude gebracht zu haben; denn er ging still umher und die Mutter klagte, das Lachen in ihrem Hause habe gänzlich aufgehört. Die junge Dame von drüben hatte er in der letzten Zeit nur einmal wieder gesprochen; eines Nachmittags im elterlichen Garten seines Freundes, die weißen Rosen waren eben aufgeblüht.

Der Doktor und der Justizrath saßen, ihre Cigarren rauchend, in der Lindenlaube, während unten im Garten auf dem Rasen die Tochter des Hauses eine Gesellschaft ihrer jungen Freundinnen um sich versammelt hatte. Die Beiden hörten mitunter durch die Büsche des Bosquets das Lachen der Mädchen und den lauten Ruf der jugendlichen Stimmen.

Da, während der Doktor schweigend die blauen Tabakswolken vor sich hinblies, stand sie plötzlich vor ihnen.

„Wir sind beim Pfänderspiel," rief sie, und streckte ihm lächelnd ihre Hand entgegen. „Sie sollen Zweitritt mit mir tanzen!"

Er blickte auf. Ihr Antlitz war geröthet vom Spiel und von der Sommerluft, ihre Augen glänzten; der weiße

Florshawl hatte sich verschoben und hing über die Schulter hinab. — Der Doktor schwieg noch eine Weile. „Sie dürfen es mir nicht übel deuten, Mamsell Sophie," sagte er dann, ohne die dargebotene kleine Hand zu nehmen, „ich tanzte lieber nicht."

„Also ein Korb, Herr Doktor?"

Der Justizrath legte beide Hände auf die Schultern seines Freundes. „Doktor!" sagte er, indem er langsam den Kopf schüttelte, „ich glaube fast, die Luft in Deinem Prunksaal hat Dich krank gemacht!"

Der Doktor fühlte, wie ihm die Röthe in's Gesicht stieg, und er neigte den Kopf, um sie zu verbergen. „Krank?" sagte er, nicht ohne daß ein Ausdruck von Gereiztheit in seiner Stimme bemerkbar gewesen wäre; „Du weißt es wohl, Justizrath, die Gesundheit habe ich vor euch feinen Leuten voraus."

Die Andern antworteten nicht darauf. — Als er wieder aufblickte, waren die Augen des Mädchens mit dem Ausdruck der Güte auf ihn gerichtet. „Ich habe noch vergessen," sagte sie, „der alte Friedeberg läßt Sie grüßen; er dankt Ihnen noch so sehr!"

Dann ging sie; aber im Fortgehen wandte sie noch einmal den Kopf zurück. „Herr Doktor," rief sie freundlich, „wir tanzen doch noch einmal miteinander!" — —

Die beiden Freunde blieben noch lange in geheimem Zwiegespräch in der Laube sitzen.

Einige Tage später aber ging auch der Justizrath in auffallender Nachdenklichkeit umher; sein indisches Schnupftuch hing ihm ungewöhnlich lang aus der Tasche, und mehr als sonst schob er die goldene Brille auf die Stirn und rieb sich kopfschüttelnd mit der Hand die Augen.

*

Die Zeit verging; die Linde unter dem Fenster der neuen Stube stand schon in dunklen Blättern. — Dann war es eines Sonntags, früh noch am Vormittag; durch das offene Fenster kam der Klang des Orgelspiels aus der nahen Kirche. Auf einem Stuhle in der Mitte des Zimmers saß der Doktor und hörte auf einen Bericht seines Freundes, des Justizraths, der mit untergeschlagenen Armen vor ihm stand. Es mußte aber nichts Frohes gewesen sein, das er erfahren hatte; denn er blieb, als der Justizrath seine Mittheilung beendete, stumm und mit zitternden Lippen sitzen; nur zuweilen hob er die Hand und trocknete mit seinem Schnupftuch sich den Schweiß von den Wangen. Und es war doch kühl genug im Zimmer; die Sonne streifte eben erst die Fensterbänke. — „Und weiter," fragte er endlich, „weiter sagte sie nichts, Justizrath? Weiter nichts, als nur: ‚Ich kann es nicht'?"

„Nein, Doktor, sie hatte auf alle meine Reden nur diese eine Antwort; aber mißverstehen konnte ich sie nicht; denn sie hat es oft genug ausgesprochen."

„Und weßhalb," fuhr der Doktor zaghaft fort, „weßhalb, — das hat sie nicht gesagt?"

Der Justizrath schüttelte den Kopf. „Es war in unserm Garten, hinten an dem Steintischchen," sagte er; „was die kleine Hand in der weißen Manschette dort auf die Marmorplatte mag geschrieben haben, das hab' ich freilich nicht entziffern können; aber gesprochen hat sie nichts darüber."

Der Doktor war aufgestanden. Ihm gegenüber in dem großen Spiegel stand noch einmal dieselbe unscheinbare vernachlässigte Gestalt, das wirre Haar, das runde, ausdruckslose Gesicht, aus dem die kleinen Augen jetzt trübselig auf den draußen stehenden Doppelgänger hinaus starrten. Der Andere sah gespannt zu ihm hinüber. Jetzt mußte er selbst die Antwort finden. — — Aber er fand sie nicht; er wandte sich und begann zu sprechen. „Eduard," sagte er leise, und es war, als blieben ihm die Worte in der Kehle hängen, „ich denke wohl kaum, daß es wegen meiner alten Mutter ist."

Der Justizrath richtete sich fast wie erschrocken in die Höhe; über seine regelmäßigen und sonst wohl kalten Züge zuckte es wie etwas, das er nicht bekämpfen könne. Mit raschen Schritten, ohne zu antworten, ging er ein paarmal im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor dem Doktor stehen. „Christoph," rief er, „frage so nicht mehr! — Komm' her! Wir Beide, wir bleiben die Alten!" Und er drängte seine schlanke Hand in die kleine festgeschlossene Faust seines Freundes. — — —

Als der Justizrath fortgegangen war, stand der Doktor noch lange unbeweglich und ließ seinen Blick über die bunten Tapeten und über das zierliche Geräthe des Zimmers gleiten. Dann setzte er sich an das Fenster in den Sessel und blickte mit trüben Augen auf die Straße hinaus. Der Sommerwind rauschte in den Blättern seiner Linde; drüben, jenseits des Marktes in dem großen Giebelhause, flatterte eine Gardine aus dem offenen Fenster und wehte in der Luft, vor der Thür im Sonnenscheine stand wieder wie sonst der alte Friedeberg in seinem leberfarbenen Rock.

Der Doktor verschloß das Fenster und verließ dann sein neues Zimmer. Als er draußen vor der Thüre stand, horchte er noch einmal, wie drinnen die Uhr pickte; dann schloß er ab und nahm den Schlüssel mit herunter. — —

Kurz darauf konnte man ihn, wie auch wohl an anderen Tagen, auf dem Deichwege in die Marsch hinauswandern sehen. Aber er hatte dießmal keine Augen, weder für die grüne heimatliche Ebene zu seinen Füßen, auf der das Gras im Sonnenscheine blitzte, noch für die an's Meer fliegenden schlanken Seeschwalben, denen er sonst stillstehend bis in die weiteste Ferne nachzusehen pflegte. Als er das Häuschen oberhalb der Wehle erreicht hatte, an der er sonst wohl zu fischen pflegte, stieg er an der Binnenseite des Deiches hinab und streckte sich neben dem Wasser in das hohe Gras.

Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte bewegungslos auf das Schilf, das leis im Winde rauschte. Neben ihm um einen blühenden Distelbusch flogen zwei Schmetterlinge, Brennnesselfalter, die in den Marschen häufig sind. Erst gaukelten sie lange um einander in der Luft; dann aber setzte sich der eine auf die Distelblüte, und während er zitternd die Flügel auf- und niederschlug, schwebte der andere über ihm und suchte sich ihm zu nähern. Es schien ein Paar zu sein, ein Liebesspiel, das diese kleinen stummen Sommergäste vor den Augen des neben ihm ruhenden Menschen aufführten. Der Doktor hatte sich aufgerichtet; seine Blicke folgten unwillkürlich jeder Bewegung der beiden Kreaturen. »Papilio urticae,« murmelte er. „Was das für ein glücklicher Kerl ist! — Und doch," setzte er nach einer Weile hinzu, „ein Mannsbild höherer Gattung, so ein gewöhnlicher Engel etwa, würde hinwieder vielleicht für die kleine Sophie nicht mehr empfinden, als ich für diesen Sommervogel; — — er würde sie vielleicht nur mit einer besondern naturwissenschaftlichen Neugierde betrachten, und nicht ohne ein gewisses Grauen vor dem fremdartigen Wesen den ambrosischen Finger an ihre kleine Schulter legen." — — Und nachdem er solchergestalt das Gleichgewicht seines Herzens wieder hergestellt zu haben glaubte, warf er sich auf den Rücken und starrte gedankenlos in die weißen Wolken, die über ihm hinwegzogen.

Aber der Doktor war kein Engel; die kleinen Schultern, über denen der Sommerwind mit dem leichten Flortuch spielte, das heitere, gütige Mädchenantlitz standen vor ihm und ließen nicht ab ihn zu quälen.

Jetzt waren viele Jahre seitdem vergangen.

*

Der feine Metallschlag der Uhr klang durch das Zimmer. Der Doktor blickte auf. Er zählte; es schlug zwölf. Aber so weit in der Nacht konnte es noch nicht sein. Und jetzt besann er sich, er hatte ja vorhin den Weiser nicht gestellt. Draußen vom Thurm schlug es jetzt eben auch, es war erst neun Uhr. Er stand auf und blickte auf die Gasse hinaus. Der alte Kirchthurm hob sich nur dunkel aus der Finsterniß hervor; aber drüben aus dem großen Giebelhause drang noch der helle Lichterschein in das Dunkel hinaus. Dort wohnte sie noch jetzt, wie sie es einst gethan hatte; sie wohnte dort mit dem Justizrath, den sie im Lauf der Jahre geheirathet hatte, noch jetzt im Alter heiter und geliebt, wie sie es einst in ihrer Jugend gewesen war. Oft hatte seitdem in Tagen der Krankheit der Doktor an ihrem und ihrer Kinder Bette gesessen; er hatte auch einigemale auf Bitten seines Freundes, der seinen Titel jetzt mit vollem Rechte trug, an ihrer Geburtstagsfeier Theil genommen; nur in den letzten Jahren war er dazu nicht mehr zu bewegen gewesen. — —

Es wurde leise an die Thüre geklopft. — „Sie haben wieder geschickt, Onkel!" sagte das vorsichtig eintretende Mädchen.

Der Doktor wandte den Kopf. „Von drüben?" fragte er. Das Mädchen bejahte es.

Er hatte sich wieder nach dem Fenster gewandt und blickte, ohne etwas zu erwidern, in die Dunkelheit hinaus. — Eine Strecke unterhalb der hellen Fenster in der gegenüberliegenden Häuserreihe, welche von einer einsamen Straßenlaterne beleuchtet wurde, zeigte sich der finstere Raum der nach dem Hafen hinabführenden Twiete. Dann und wann trat eine Gestalt in den Dämmerschein der Laterne und verschwand zwischen den Häusern.

„Ich habe nicht gesagt, daß Du schon heim bist," begann das Mädchen wieder.

Der Doktor richtete sich auf. „Nun, Christine," sagte er, indem er seinen blauen Frack zuknöpfte, „so sag' auch jetzt nichts davon. Geh'! Sie sollen mich in Ruhe lassen!"

*

Kurze Zeit darauf trat er in Begleitung seines kleinen schwarzen Hundes in die mit Gästen angefüllte Schenkstube des Schifferhauses. „Nun, Doktor, wo bleibst Du?" sagte eine etwas rauhe Stimme, und eine derbe Hand streckte sich ihm entgegen, „setz' Dich auf Deinen Platz!" und dann zu dem Wirthe gewandt: „Jan Ohm, ein Glas Grog! Aber ein blasses, für den Doktor!"

Wiener Briefe.

I.

Anfang Juni.

Ein wenig symbolgläubig ist wohl jeder Mensch, auch der Fortgeschrittenste auf der Bahn zum Ziele allgemeiner Freiheit und Glückseligkeit, der mit anderen impedimentis auch alle anerzogenen und ererbten Vorurtheile weit von sich geschleudert — zu haben meint. Wir verachten Alles, was sich nicht vernunftgemäß und in Form eines Rechenexempels beweisen läßt, und scheuen uns doch, am Freitag eine Reise anzutreten, sagen „Unberufen!", wenn wir unbedachter Weise unser körperliches Befinden oder den Gang unserer Geschäfte für befriedigend erklärt haben, lassen Haare und Nägel bei zunehmendem Monde schneiden, und beobachten gewissenhaft hundert andere Sätze aus dem Latein der Jäger und der Ammen. Und kein Gebiet menschlicher Thätigkeit ist weniger frei vom Aberglauben als die Politik. Gestehen wir uns nur offen ein, beobachten wir nicht gern bei bedeutungsvollen Ereignissen, welches Gesicht der Himmel dazu mache, ob er, wie ein Hofpoet bei dem Einzuge König Otto's in Athen, sich in die bayerischen Nationalfarben kleide oder in bedenkliches Grau? Haben wir nicht sammt und sonders in dem Zusammentreffen des einstigen „Völkerfrühlings" mit einem Musterexemplare des atmosphärischen Frühlings eine Bürgschaft für die Sympathie des Himmels erblickt? Und als diese Sympathie sich genau so erwiesen hatte, wie die Sympathie der Franzosen und Engländer für „unterdrückte Nationen", da griffen Männer aller Parteien zu alten Weissagungen, der Lehniner z. B., um sie in ihrem Sinne zu deuten. Und so oft während der folgenden Reaktionsperiode auf einen harten Winter ein frühzeitiger Frühling folgte, hörten wir manchen geduldigen Zögling des Jahres Achtundvierzig ahnungsvoll flüstern: Heuer könnte es wieder etwas werden!

Die Witterung dieses Jahres ist nun ganz und gar nicht darnach angethan, günstige Vorurtheile für den politischen Frühling zu erwecken. Oder sollen wir umgekehrt von dem Lenze, der wirklich nichts war, als ein grün angestrichener Winter, eben das Beste erwarten, weil der lächelnde, blütengeschmückte Knabe damals so schlecht Wort gehalten hat? Wir wissen nicht, ob die Zeichendeuter sich schon mit dieser Frage beschäftigt haben, bezweifeln es sogar. Die nothwendige Disposition für solche fruchtbringende, gelehrte Arbeit, die politische Naivetät, ist ja ziemlich bei uns verschwunden. Man erwartet nicht mehr, daß der liebe Himmel alles wohl machen werde, sondern sieht ein, daß jedes Volk, mehr als jeder Mensch, seines Glückes Schmied sei, aber man bildet sich auch nicht mehr ein, daß das Votum einer Volksversammlung oder eine Abstimmung im Reichstage Knoten lösen und Differenzen schlichten könne, welche das langsam gereifte Werk von Jahrhunderten begangener Sünden sind; man glaubt nicht mehr mit klingenden Phrasen alle Wunden heilen, durch Dekrete allgemeine Zufriedenheit herstellen zu können. Unsere Nachbarn über der Leitha haben sich jene Unbefangenheit in höherem Grade zu erhalten gewußt. Wenn die Zahl derer auch gering sein mag, welche den pester Museumssaal als das Zentrum aller politischen Bewegung betrachten, so sind doch sehr Viele des Glaubens, das Land Ungarn könne seine Bewegung ganz für sich rechtsum machen, während die übrige Welt sich linksum dreht. Wenn ein Zusammenstoß erfolgt, nun so ist natürlich die Schuld auf der Seite der Welt, welche das Recht und Rechtsthum der Ungarn nicht achtete. Das Raisonnement ist sonnenklar, und weil es als Inbegriff politischer Weisheit gepriesen wird, beeilen sich sämmtliche Nationalitäten und Nationalitätchen mit einzustimmen: ein Jedes will sich in seinem eigenen Zirkel drehen und nur in seinem eigenen. Sonderbarerweise erhebt sich der lauteste Protest gegen diese allgemeine Anwendung des Satzes von der Seite, welche den Satz selbst aufstellte. Die Zentralisation ist etwas ganz Verwerfliches, wenn das Zentrum Wien heißt, aber etwas Heiliges und unbedingt Nothwendiges vom Standpunkte von Pest und Prag aus betrachtet. Sachsen, Slowaken, Rumänen, Serben haben gar kein Recht, sich der Superiorität der magyarischen Minorität zu entziehen, sie müssen antanzen nach der pester Pfeife, und Mähren und Schlesien, die längst überwiegend deutsche Länder geworden sind, gehören zur „Krone Böhmen"; dort soll das Magyarenthum, hier das Czechenthum herrschen, aber das Deutschthum nirgends! Nationalitätentheorie und sogenannter historischer Standpunkt werden abwechselnd benutzt, wie es gerade paßt, und wer entweder einen von beiden konsequent einhalten will, oder gar keinen von beiden, der ist ein Zentralist und Reaktionär! Da haben Sie in nuce die politische Weisheit, welche auf der rechten Seite des österreichischen Abgeordnetenhauses gepredigt wird.

Haben wir uns zu sehr in die Politik vertieft? Verzeihen Sie; doch wie soll man sich dem allgemeinen Zuge entgegenstemmen. Wir sind jetzt einmal durch und durch politisch, jede Theegesellschaft zerklüftet sich in eine zentralistische und eine föderalistische Partei, und die schönsten Damen drängen sich zu den Tribünen des Parlaments, als ob da Goßmann noch in der Blüte ihrer Drolligkeit stände und die Grille spielte. Sie nehmen auch dort so lebhaft Partei, wie nur je in einem Parlamente des Jahres 1848, doch wird ihnen das Parteinehmen lange nicht so leicht gemacht wie damals. Liberal und reaktionär, Freiheit und Absolutismus, die alten Stichworte versagen hier ihren Dienst. Giskra, einst auf der äußersten Linken in Frankfurt, ist einen Schritt dem Zentrum näher gerückt, Smolka, einst auf der äußersten Linken in Wien, sitzt jetzt auf der äußersten Rechten, und die eigentlichen Gegner des Konstitutionalismus muß man sich in den verschiedenen Zentren zusammensuchen. Und welche Verwirrung richten außerdem die Namen an: z. B. Giskra, wir wissen nicht, ob er von dem Georg Giskra abstammt, welcher im fünfzehnten Jahrhundert eine Rolle in der böhmischen Geschichte spielte, aber daß er slawischen Ursprungs, kann er so wenig leugnen, wie der leider nicht in's Haus gewählte Schuselka, gleich ihm entschiedenster und beredtester Vertreter des Deutschthums. Ein Rieger sitzt rechts, ein Ryger links, deutsch lauten beide Namen, da aber der Eine doch ein eingefleischter Czeche sein soll, muß man wohl den mit einem „y" dafür halten, hat aber gerade den Verkehrten getroffen. Und sollte man glauben, daß ein Mann Namens Brauner der bitterste Feind alles Deutschen sein könne? Ob unsere Damenwelt sich schon über bestimmte Lieblinge geeinigt hat, können wir leider nicht verrathen. An „schönen Männern" ist das Parlament so wenig reich, wie an bedeutenden Rednern. Den imposantesten Eindruck macht ohne Frage Graf Gleispach, der Landesmarschall aus Gratz, eine hohe stattliche Persönlichkeit mit weit auf die Brust herabwallendem röthlichem Barte. Er hat seinen Platz auf der äußersten Linken, und steht trotz seines Grafentitels und Landesmarschallamtes im Geruch der Demokratie. Giskra, der Mann der blühenden Suada, entspricht in seinem Aeußern wenig dem Bilde, welches man sich allenfalls nach seinen Reden von ihm machen könnte. Der blutjunge Student, frisch von der Aula weg in's deutsche Parlament geschickt, hat den kurzen Freudentaumel in Frankfurt mit zehn Jahren Ungnade büßen müssen, und während für den Sohn des Bürgermeisters von Wien, der noch die Schule besuchte, als Giskra bereits im Rath der Volksvertreter gesessen, eine neue Advokatur geschaffen wurde, mußte dieser sich sein Brod als Konzipient eines andern Advokaten verdienen. Das neue Regime brachte ihm endlich eine Stellung in Brünn, aber darüber ist sein kurzes röthliches Haar licht geworden, und die Züge tragen die Spuren alter Arbeit. Der kleine Kuranda scheint sich den häufigen Spott über seine Redseligkeit zu Herzen genommen zu haben; er bringt nicht, wie man prophezeite, täglich ein Amendement, und wenn er das Wort nimmt, spricht er mitunter recht treffend, z. B. als er dem Grafen Clam Martinitz in Erinnerung brachte, wie wenig die Schöpfer des Oktoberdiploms ihr Versprechen, Ungarn zu pacifiziren, gehalten hätten. Aber um die Phantasie einer Frau zu erregen, ist er doch einerseits zu klein und andererseits nicht niedlich genug. Sollte eine Dame etwa ein Gedicht von Julius von der Traun in ihrem Album haben, und den Verfasser, welcher im bürgerlichen Leben auf den Namen Schindler hört, im linken Zentrum aufsuchen, so wird der Anblick der weit mehr einem Gutspächter entsprechenden Persönlichkeit und die

(Fortsetzung S. 602.)



Das siebente Regiment der Nationalfreiwilligen verläßt das New-Jersey-Depot, um über Philadelphia nach Washington zu gehen. (S. 598.)

Frenden des Landlebens.

Von C. Reinhardt.

Empfunden im Sommerlogis zu Loschwitz bei Dresden. — Jedoch auch wo anders anzutreffen.



Hörense, das geht nicht! — Zum Fenster raus dürfen se nich rauchen, das könnte meinem Weine schaden! —



Hörense, das geht nicht! — Da dürfen se sich nich hersetzen, — Se machen zu viel Schatten, on da wird mei Wein nich reif.



Ach Herr Jäses! Hörense, das geht nicht! — mit den Krinolinen dürfen se nich durch'n Weinberg — die müssen se in Dresden lassen — da wird ja mei ganzer Wein ruungenirt! —



Hörense, das geht nicht! — Obst dürfen se nur von mir koofen, denn fremdes Obst lasse ich nich rein! — —
— Aber Sie verlangen ja viermal mehr. —
Da davor sind se im Sommerloschie! —



Hörense, das geht nicht! — Wäsche bleichen? da müssen se in der Stadt bleiben, das ruungenirt ja mei Gras! —
— Aber das Gras ist ja erst gestern gehauen worden!
— Ja seh'n se, eben deswegen, da kann's ja nich wieder wachsen!



Hörense, das geht nicht! — Se müssen mir jetzt wenigstens fünf Neugroschen Schadenersatz vor meine Birnen bezahlen, bei die ich die Stadtrange erwischt habbe.
— Aber Vater, ich habe gar Nichts angerührt! —
— Is egal, der Boom hat gewackelt, un es fehlen uf der linken Seite zwee Birnen! —



Hörense, das geht nicht! — Jetzt sieht e mal das Stadtvolk an, frässen die uns die Heedelbeeren hier auf'n Walde. — Ihr Stadtvolk ihr — bleibt doch in eurer Stadt drinne un koost euch Heedelbeeren, wenn ihr welche fressen wollt! —



Der Städter (im Abziehen). Nun! ich komme in meinem Leben nicht wieder heraus — ich habe euch satt bekommen.
Loschwitzer. Na denn is es Andrere so dumm, denn ohne Sommerloschie geht's ja bei uns nicht. —

Anhörung eines seiner Amendements, welche regelmäßig „nicht unterstützt" werden, sie wahrscheinlich veranlassen, das Blatt aus ihrem Album zu entfernen. Aber Baron Tinti im Zentrum, nahe den Pillersdorf und Taddikor, ist wirklich ein „schöner Mensch"; Haar und Bart befinden sich stets in musterhafter Ordnung, die Cravate ist tadellos geknüpft, — wenn er nur nicht gar zu sehr an den Commis einer Modewaarenhandlung erinnerte! Ueber die charakteristischen Physiognomieen der ruthenischen Bauern im rechten Zentrum hinweg gelangt unser, oder vielmehr unserer Dame Blick zum Grafen Clam, welcher mit der ganzen Grazie eines Gardelieutenants sein Monocle in's Auge zu klemmen und die Tribünen zu lorgnettiren versucht. Er kann augenscheinlich die Zeit nicht erwarten, wo Ritter von Schmerling ihm seinen Platz auf der Ministerbank einräumen wird, oder doch könnte. Auf der Rechten und der äußersten Rechten begegnen wir zwei in der That anziehenden Persönlichkeiten, dem Czechen Rieger und dem Polen Smolka, den anerkannten Führern ihrer Fraktionen, ausgezeichneten Rednern und — gestehen wir es nur offen ein — den hervorragendsten Persönlichkeiten des ganzen Abgeordnetenhauses. Rieger eine gedrungene Gestalt mit dunklem Haupt- und Barthaar, feurigen Augen und feuriger, oft zu hitziger Beredsamkeit, Smolka schlank, in Figur und Haltung an Schulelka erinnernd, mit blondem, kurzgehaltenem Haar und einem äußerst üppigen Bartwuchs, namentlich einem Schnurrbart, welcher den Neid unzähliger junger Männer herausruft. Er spricht ruhig, schmucklos, aber durch strenge Logik und schneidenden Sarkasmus viel mehr wirkend als der leidenschaftlichere Czeche. Um ihn streiten sich auch noch die Parteien, die Rechte hofft auf ihn als Opponenten gegen das Ministerium, die Linke als alten Gegner des Czechenthums.

Vom „Schmerlingtheater", wie die aristokratische Opposition das Parlamentshaus nennt, zum anderen Theater wäre ein kleiner Schritt. Doch die wiener Theater erfordern einen eigenen Artikel. — pp —

Wochen-Chronik.

1. — 7. Juni.

Deutschland. Frankfurt 6. Bundestagssitzung. Oesterreich übergibt die Proteste von Parma und Modena gegen das Königreich Italien. Der badische Gesandte v. Marschall zeigt seine Abberufung an. — Karlsruhe 3. Die Generalsynode zur Berathung der neuen kirchlichen Gesetzgebung wird vom Großherzog durch eine Ansprache feierlich eröffnet. — Dresden 1. Die erste Kammer verwirft mit allen gegen 4 Stimmen alle auf den kurhessischen Verfassungsstreit und Wiederherstellung der Verfassung von 1831 abzielenden Anträge. — Berlin 1. Bei der Berathung über das Budget der Polizei in der Abgeordnetenkammer erklärt der Minister des Innern, daß gegen den Polizeipräsidenten v. Zedlitz eine Untersuchung eingeleitet ist, deren Resultat bald veröffentlicht werde. Am 3. meldet die Preußische Zeitung, daß Herr v. Zedlitz seine Beurlaubung erbeten und erhalten habe. Am 6. wird das Gesetz über Feststellung des Staatshaushalts für 1861 genehmigt, ein Antrag von Harkort gegen die Auswanderung nach Brasilien angenommen, und am 5. der Landtag feierlich durch den König geschlossen.

Oesterreichische Monarchie. Wien 31. Im Abgeordnetenhaus stellt Pirchhofer aus Tyrol die Interpellation, was die Regierung bezüglich des Protestantenpatents in Tyrol und Vorarlberg zu thun gedenke, und ob sie dem Patent nicht bald reichsgesetzlichen Abschluß geben wolle. Der Minister verspricht Beantwortung. Am 5. Juni Spezialdebatte über das Unverantwortlichkeitsgesetz der Reichsrathsmitglieder. Bei der Abstimmung wird der Minoritätsantrag, der das Gesetz auf den Reichsrath beschränkt, anstatt es auf die Landtage auszudehnen, mit 91 gegen 72 Stimmen angenommen. 5. Der Abgeordnete Mühlfeld will mehrere Anträge stellen, Gesetzentwürfe über Freiheit der Person und der Lehre, Versammlungsrecht, Verhältniß der Konfessionen u. s. w. Minister v. Schmerling erklärt, er erkenne den Reichsrath in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung nur als „engeren" Reichsrath an, man möge also seine Kompetenz nicht überschreiten, worauf die Linke unmuthig ihre Anträge zurückzieht. In Pest wird endlich am 4. die Debatte über die Adresse geschlossen, und am 5., nachdem Deak noch einmal gesprochen, der Antrag Deak's, eine Adresse an den Kaiser zu erlassen, mit 155 gegen 152 Stimmen angenommen.

Schweiz. St. Gallen 4. Der große Rath beschließt mit 99 gegen 47 Stimmen das von Baumgartner vorgelegte Revisionsdekret der Verfassung in Berathung zu ziehen. Die Verfassung des Kantons erhält dadurch einen wesentlich liberalen, auf dem Prinzip der allgemeinen Volkswahlen beruhenden Charakter. Genf 3. Der Staatsrath, der seine Entlassung genommen hatte, weil er sich durch die gerichtliche Entscheidung wegen Fazy's Mißhandlung beleidigt glaubte, wird wieder gewählt.

Großbritannien. London 3. Lord J. Russel erklärt auf eine Anfrage wegen der Behandlung des amerikanischen Kaperwesens, es werde keinem Schiff mit einer Prise oder mit einem gekaperten Schiff erlaubt werden, in irgend einem Hafen des Königreichs oder der Kolonien zu landen. Frankreich werde dasselbe Verfahren beobachten. Auf eine Anfrage wegen Corfu erklärt er, die Kommission habe noch keinen definitiven Beschluß gefaßt. England werde nie einwilligen, daß ein Ausländer das Amt eines Gouverneurs über den Ionischen Inseln erhalte.

Frankreich. Paris 2. Geheime Sitzung des gesetzgebenden Körpers zur ersten Prüfung des Preßgesetzentwurfs. 5. Beginn der Budgetdebatte. Königswarter weist nach, daß das scheinbare Gleichgewicht von Einnahmen und Ausgaben bloß illusorisch sei, daß nur durch die Erhöhung der Einkommensteuer zu helfen sei. Am 6. erscheint Mirès vor dem Zuchtpolizeigericht, verlangt jedoch zum Zweck weiterer Vertheidigungsmittel aufzubringen, einen Aufschub der Verhandlung, der ihm zugestanden wird.

Italien. Turin. Die Armee wird auf den Friedensfuß gestellt. Am 2. und 3. wird das Nationalfest in ganz Italien gefeiert, theils mit, theils ohne die Mitwirkung des Klerus. Graf Cavour erliegt am 6. Morgens 7 Uhr an wiederholten Schlaganfällen, nachdem er am Abend zuvor noch eine Unterredung mit dem König gehabt. Rattazzi zeigt in der Kammer den Tod an und preist die Verdienste des Verstorbenen. Minghetti wird provisorisch mit dem Auswärtigen, Fanti mit der Marine betraut. Der König läßt Ricasoli und Rattazzi zu sich rufen.

Amerika. In der Nacht vom 23. Mai überschreiten die Bundestruppen den Potomac und besetzen Alexandria und Fairfax. Sie wollen sich mit General Butler vereinigen, der am 24. Mai von Fort Monroe aufgebrochen ist, um gemeinschaftlich die Befestigungen der Secessionisten bei Sewall's Point zu zerstören.

Briefmappe.

Fr. M. v. F—n. in W. Der Name Clorinda ist eine Verkürzung und Verdrehung des Namens Caroline; wir wissen, daß Kanonie Demoiselle seine Frau, die Prinzessin Maria, bei diesem Namen nennt.

Hrn. O. v. T. in D. Wir haben bereits denselben Gedanken gehabt und hoffen, es Ihnen bald bringen zu können.

Hrn. T. P. R. V. B. Wir kennen keine Komposition des Liedes.

Hrn. R. L. in K. Zu anderer Zeit wäre uns das Angetragene in höchstem Grade willkommen gewesen; jetzt ist es leider.

Hrn. Kal. O. in N. Erhalten. Was eben das nicht Behaltene geht mit nächster Post zurück.

Hrn. Reg.-R. W. in H. Das Gewünschte bereits erhalten.

Hrn. Alex. W. in Rbt. Die Nachricht hat uns im höchsten Grade überrascht: wir haben uns doch getäuscht.

Hrn. Cal. R. in M. Wir danken Ihnen für die Bemühungen im Kreise Ihrer Freunde; selbst wäre uns mit Einsendung des betreffenden Artikels mehr gedient gewesen.

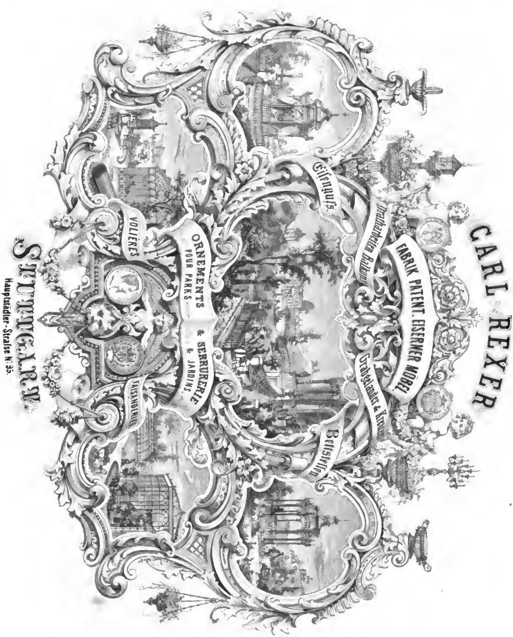
Hrn. Wash. Rom. in H. (N. Amerika). Wir können das Eingesandte wohl gebrauchen.

Frl. K. M. in K. Vor einem Jahre waren die Telegraphen ganz anders im Gange, wann kommt die Zeit wieder?

Hrn. Red. E. in N. Bei Postsäge können Sie uns erwarten!

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

Bekanntmachungen aller Art.



CARL REXER
FABRIK PATENT. EISERNER MÖBEL
Drahtarbeiten Balkone
Eisenguss
Bettstellen
ORNEMENTS POUR PARKS & SERRURERIE & JARDINS.
VOLIERES
STUTTGART.
Hauptstädter-Strasse N: 35.

Die verehrten Abonnenten auf dieses Journal werden hiermit benachrichtigt, daß das



Vierte Quartal des dritten Jahrgangs der

Allgemeinen Illustrirten Zeitung

herausgegeben von

F. W. Hackländer

mit der **am 1. Juli** erscheinenden

Nummer 40



beginnt. Deßhalb ersuchen wir, die **Abonnements** bei den betreffenden Buch- und Kunsthandlungen oder Postämtern gefälligst **umgehend zu erneuern,** damit keine **Unterbrechung** in der **Zusendung** eintritt.

Der Preis beträgt pro Quartal: Thlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr. rhein., — oder fl. 3. 20 kr. österr. Währ. Silber, wozu in einigen Ländern noch der Betrag des Zeitungsstempels, eventuell auch Porto kommt.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 39.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

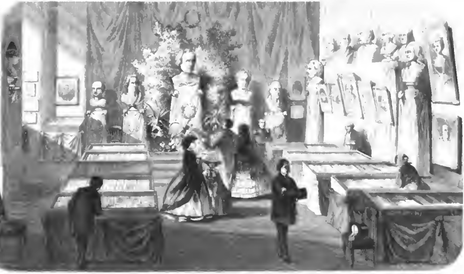
VI. Band. III. Jahrgang. Zweites Semester.

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, 23. Juni 1861

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich
Thlr. 2. – oder fl. 3. 30 kr. rhein.



Die Goetheausstellung in Berlin. Nach einer Originalzeichnung von O. Pröfke. (S. 607.)

Der Wechsel des Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

In das Erstaunen, mit welchem mich mein Pflegevater anschaute, mischte sich ein leichtes Lächeln, als er meine umherirrenden Blicke bemerkte, und erst als ich nun auf ihn zusprang, seinen Hals umschlang und ihn herzlich auf die Backen küßte, sah er freundlich und wohlwollend aus wie immer.

„Aha," sagte er, „junger Herr, man führt gegen Vorschrift nicht hieher, wie mir scheint, um seinen alten Pflegevater aufzusuchen, sondern man hat erwartet, einen kleinen angefangenen Roman, der eine unangenehme Unterbrechung erlitten, wieder aufnehmen und fortspielen zu können."

Ich schaute ihn ehrlich an und erwiederte, „ich will es nicht leugnen, daß es mich gefreut hätte, nach Allem dem, was vorgefallen, Alice einen Augenblick zu sehen, aber — sie ist nun wohl fort?"

„Ja, sie ist fort."

„Wird eine vornehme Dame werden und sehr glücklich sein."

„Hoffentlich wird sie Beides — und darüber wollen wir uns freuen", gab der alte Mann kopfnickend zur Antwort, wobei seine Stimme etwas schwächer klang — „auch Du freust Dich darüber, nicht wahr, Eugen?"

„Gewiß, ich freue mich darüber."

„Denn Du wirst nie der Zeit vergessen, wie sich die gute Alice damals über den glücklichen Wechsel gefreut, welcher in Deinem Leben eintrat."

Ich nickte mit dem Kopfe — „so ist sie für immer fort," fragte ich kleinlaut?

„Von hier wohl für immer," versetzte mein Pflegevater, „und ich kann Dich versichern, es fängt mir nun auch an hier so einsam zu werden, daß ich mich nach einer Veränderung sehne." Er schaute starr vor sich nieder und trommelte leicht mit den Fingern auf dem Tische — „doch reden wir von was Anderem," fuhr er nach einer Pause mit dem mir wohl bekannten barschen Tone fort, „ja von was Anderem, und zwar von Deinen Streichen, junger Herr, Du hast in letzter Zeit schöne Sachen angestellt."

„Wissen Sie Alles?" fragte ich, indem ich das letzte Wort betonte.

„So ziemlich Alles und zwar von Jemand, der Dir wohl geneigt ist und auch mächtig genug, um Dir eine neue Laufbahn zu eröffnen. Die Art, wie er für Dich sprach, hat mich nun einigermaßen getröstet, mein Junge, denn sonst wäre es dem alten Schwanefeld, der Dich so sehr liebt, gar traurig um's Herz gewesen."

Er schaute mit einem langen Blicke rings um sich her, dann sagte er nach einem tiefen Seufzer: „es ist hier sehr still und einsam geworden, meine gute Johanna ist fort — Alice nicht mehr da und Du wirst mich auch verlassen, um lange nicht mehr zurückzukehren. — O es wäre mir, dem alten Manne, so angenehm gewesen, wenn ich Dich, den ich wie einen lieben Sohn betrachte, unter meinen Augen hätte behalten können, wenn sich eines Tages der Lieutenant Ramming bei mir gemeldet hätte, und ich mit diesem jungen Offizier, stattlich angethan, wie es einem Herrn von Schwanefeld geziemt, Arm in Arm über die Straßen gegangen wäre und die Leute gesagt hätten: ‚Seht diesen alten Schwanefeld, hat er doch nun erlebt, daß der kleine Junge aus dem Armenhause ein tüchtiger Offizier geworden ist' — das ist nun vorbei."

„Aber es ist nicht vorbei," antwortete ich mit tiefbewegter Stimme, „daß ich Ihnen in einer andern Laufbahn nicht ebenfalls Ehre machen kann, und das will ich gewiß und wahrhaftig thun, ich schwöre es Ihnen."

„Ein Schwur, den ich entgegennehme," versetzte der alte Herr feierlich," und an den ich Dich seiner Zeit erinnern werde."

„Wenn wir Arm in Arm spazieren gehen," sagte ich mit feuchten Augen lächelnd, „und wenn dann die Leute sagen: ‚was Herr von Schwanefeld für einen tüchtigen Kerl aus dem armen Jungen gemacht hat.'"

„Amen — aber nun erzähle mir, wie Du eigentlich hieher kommst. Herr von Steinfeld sagte mir doch, ich könne Dich jetzt nicht erwarten, da er Dir empfohlen hätte, die Stadt zu vermeiden."

„Das ist allerdings wahr, doch konnte ich unmöglich vielleicht für längere Zeit von hier fortgehen, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben."

„Sie?" gab der alte Herr lächelnd zur Antwort, „dieses ‚Sie' wird in Deiner Orthographie wohl, was vorliegenden Fall anbelangt, mit einem kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben."

„Mit einem kleinen sowohl, wie mit einem großen. Leider werde ich darauf verzichten müssen Alice zu sehen."

„Das kommt mir auch so vor, mein Junge, und es ist wahrhaftig besser für euch Beide. Sieh', Herr von Steinfeld nimmt sich Deiner an, und aufrichtig gesagt, es ist das für Dich ein großes Glück, dessen würdig zu machen Du Dich mit aller Kraft bestreben mußt. Nun glaube ich aber nicht, daß es dem Herrn von Steinfeld — dem Freiherrn von Steinfeld gerade besonders wohl gefällig wäre, wenn Du, vorderhand noch ein armer, unbedeutender junger Mensch, besonderes Wohlgefallen an seiner Tochter an den Tag legtest. Siehst Du das ein?"

Ich mußte gestehen, daß ich es einsah.

„Dazu kommt noch diese unglückselige Begebenheit, welche eine tiefe Kluft riß zwischen Dir und dem jungen Mädchen. Ich kann Dir das nicht verschweigen. Alice ist so verletzt, daß sie zusammenschauerte, wenn ich nur Deinen Namen nannte."

„Ich muß das dulden," erwiederte ich, die Achseln zuckend, „obgleich ich mir keiner Schuld bewußt bin."

Es drängte mich an das Fenster zu treten und auf den Hof des Armenhauses zu blicken, der nothdürftig erhellt war von einer einzigen Gaslaterne, welche dicht bei den Akazienbäumen brannte, und viel lieber mit den glänzend angestrahlten hellgrünen Blättern zu kokettiren schien, als sich in die Winkel des düsteren Hofes zu verlieren. Dort hatte ich so häufig mit ihr gespielt, dort war sie mir gefolgt auf Schritt und Tritt, bald meine Mütze voll Kastanien tragend, wenn wir Knaben in einem Bombardement begriffen waren, bald Bogen und Pfeile, wenn ich auf eine eingebildete Jagd zog. — Vorbei das Alles, vorbei. Ich lehnte meinen Kopf an die Scheiben und sagte, ohne rückwärts zu schauen: „Wenn es Herr von Steinfeld erfährt, daß ich hier war, so wird er mir's nicht übel nehmen, die Eisenbahn ließ mir auf dieser Route zwei Stunden Zeit, um Sie zu besuchen, und ich konnte es nicht über mich gewinnen, bei dem andern Wege um die Stadt herum zu fahren. — Ach sie verflogen gar bald, diese zwei Stunden."

„Ja, ja, ich weiß wohl," sagte der alte Herr mit bekümmertem Tone der Stimme, „daß der Zug um zehn Uhr abgeht und es ist schon neun vorüber. Komm', setz' Dich noch ein wenig zu mir her und laß' uns noch über Deine Zukunft plaudern."

Ich trat seinem Wunsche gemäß an den Tisch zurück und setzte mich ihm gegenüber auf einen Stuhl. „Lassen Sie uns noch plaudern, aber nicht von meiner Zukunft, sondern von der Zeit, wo wir uns alle wiedersehen, hier oder sonst wo."

„Hier nicht," erwiederte Herr von Schwanefeld kopfschüttelnd, „d. h. hier in diesem Zimmer nicht. Ich weiß nicht, wie es auf einmal kommt, aber die Einsamkeit dieses Raumes drückt mich. Wenn mir wieder einmal anständige Anerbietungen gemacht werden, dieß Haus, wo ich Jahre lang so still und glücklich lebte, zu verlassen, so nehme ich sie am Ende doch noch an, besonders wenn es sich fügt, daß Du, mein Sohn, für längere Zeit auswärts bleibst."

„Und hat man Ihnen Anerbietungen gemacht?"

„J—a—a," versetzte er zögernd, „aber ein Schwanefeld bedenkt sich, ehe er Anerbietungen annimmt und dadurch Verpflichtungen auf sich ladet. Alles, was man mich zwingt anzunehmen, hat Etwas von Almosen an sich, denn ich werde schwerlich im Stande sein, es mit guten und tüchtigen Diensten zu belohnen. — Ach, sonst würde ich nicht skrupulös sein, und wenn man mich an den rechten Platz stellte, so könnte ich wohl noch Dienste leisten. Sieht man mir meine Jahre an?"

„Gewiß nicht," sagte ich lächelnd.

„Und ich fühle sie innerlich noch viel weniger. Doch genug davon," unterbrach er sich selbst, „das klingt wie Großsprecherei, sagen wir lieber: ‚Wie Gott will.'"

Ich blickte auf die alte schwarzwälder Uhr, welche heute Abend in einem überaus schnellen Tempo lief. Der Weg zum Bahnhof war weit und ich hatte noch eine Frage auf dem Herzen, die ich so wie in gleichgültiger Manier beim Abschiednehmen hinwerfen wollte, deßhalb erhob ich mich, reichte ihm beide Hände und sagte: „Ich muß jetzt gehen, um meinen Zug nicht zu versäumen. Laßt uns jetzt aber keinen schweren Abschied nehmen, denn ich bin überzeugt, daß wir uns in kurzer Zeit wiedersehen."

„So sei es, mein lieber Sohn," gab er zur Antwort, indem er seine Arme um meinen Hals legte, mich fest an sich zog und auf Stirne und Mund küßte. — „Wir wollen scheiden — wie es ein paar Männern geziemt, und auch ich will wahrhaft überzeugt sein, daß wir uns baldigst wiedersehen werden."

Als es nun wirklich zum Scheiden kam, und ich mich nochmals in dem traulichen Raume umsah, wurde mir doch das Herz schwerer, als ich es gedacht. Ich konnte nur mühsam Athem holen, und die Frage, welche ich auf den Lippen hatte, beengte meine Brust noch mehr, es strengte mich ordentlich an, sie in gleichgültigem Tone hervorzubringen.

„Aber wo ist denn Alice eigentlich?" so klang meine Frage, als ich mich schon der Thüre zuwandte.

„In der That," gab mir der alte Herr heiter zur Antwort, „das habe ich Dir ja noch nicht einmal gesagt. Sie ist im Hause der Frau Kommerzienrath Schabegg mit Bewilligung ihres Vaters."

„Mit Bewilligung ihres Vaters?" wiederholte ich.

„Der so glücklich über seine Tochter ist, wie — ein Vater es nur sein kann, der plötzlich eine solche Tochter findet."

„Und Alice?"

„Sie findet sich still und demüthig in ihr Glück. Sie hat sich fest an Frau Schabegg angeschlossen, welche ihr mit einer fast mütterlichen Zärtlichkeit zugethan ist, und der Umgang mit dieser feinen liebenswürdigen Frau wirkt erfrischend und belebend auf das junge Mädchen."

Ich nickte stumm mit dem Kopfe, und vor meinem innern Auge rollte die glänzende Equipage der Kommerzienräthin vorüber, in der ich jetzt zwei Damen erblickte, beide schön, beide reich und elegant gekleidet, vielleicht gleichgültig hinabblickend auf arme Leute wie unsereins, die da unten demüthig am Wege stehen blieben. — Wie das Leben wechselt!

„Zu ihrem Vater blickt sie scheu, fast furchtsam auf," fuhr der alte Herr nach einer Pause fort, „sie muß sich erst daran gewöhnen, den fremden ernsten Mann als ihr so gar nahe stehend zu betrachten. Ich kann Dich versichern, Eugen, wenn ich sie besuche, und ich war heute noch dort, so fliegt sie mir an den Hals, daß ich alter — Bursche fast zu Thränen gerührt bin und sie gerne beim Kopf nähme, wenn ihr Vater nicht so seltsam lächelnd zuschaute. Doch das wird sich Alles ändern."

„Und was sagt der Kommerzienrath zu diesen Dingen, namentlich zum Verkehr der Leute aus dem Armenhause mit seinem Palast?"

„Er?" sagte lächelnd Herr von Schwanefeld, indem er sich ein klein wenig in die Brust warf, „er und ich sind die besten Freunde geworden, wenn ich freilich hinzufüge, daß seine Gedanken etwas viel an Schärfe und Kraft abgenommen haben, so erscheint Dir vielleicht dieses freundschaftliche Verhältniß in weniger günstigem Lichte, doch kann ich wieder mit einigem Stolze hinzufügen, daß der reiche Kommerzienrath Johann Christian Schabegg große Verpflichtungen hat gegen mich, den armen Herrn von Schwanefeld; denn er hat es hauptsächlich meinen rastlosen Bemühungen zu verdanken, daß das Verhältniß zu seiner Frau ein erträgliches, ja gutes geworden ist, wobei sich alle Parteien wohl befunden, vor Allem die von ihm früher so sehr gehaßte Armenanstalt, welche er reich dotirt hat, um die er sich bekümmert, bei der aber auch, im Vertrauen gesagt, seine Gedanken die größte Gefahr laufen Schiffbruch zu leiden. Solltest Du's glauben, Eugen, daß er Augenblicke hat, wo er die Stellung eines Armenhausvorstehers beneidenswerth findet, ja sich oft so unumwunden darüber ausspricht, daß ich ihn schon im Geiste auf den Zimmern droben, welche nach den bekannten Testamentsparagraphen Nr. 4 für die Angehörigen der Familie Schabegg reservirt sind, einquartirt finde, nur glaube ich in dem Falle," setzte er mit leiser Stimme hinzu, als fürchte er von Jemand gehört zu werden, „daß alsdann die Fenster besagter Zimmer vergittert werden möchten."

„So grüßen Sie denn Alice herzlich von mir," sagte ich aus tiefem Nachdenken auffahrend, „und nun noch einmal Lebewohl, auf baldiges Wiedersehen."

Der alte Herr legte seine beiden Hände leicht auf meinen Kopf, wobei er mit feierlicher Stimme sagte: „Gott gebe Dir Glück, mein Sohn." Dann eilte ich aus dem Zimmer, um meine hervorstürzenden Thränen zu verbergen. Ich kam aus dem Hofe, ohne eigentlich zu wissen wie, waren doch alle meine Gedanken noch immer in der kleinen traulichen Stube, wo ich nur immer sie zu erblicken meinte, sie, die ich so heiß, so innig liebte — sie, die ich verloren hatte. Ich konnte mich auch jetzt nicht enthalten, bei dem Gitter des Hofes vorübergehend, jeden Stab mit der Hand zu berühren, vielleicht hat auch ihre Hand an einem derselben geruht, während sie Abschied nahm — vor kurzer Zeit oder damals — bei ihrem schmerzlicheren Abschied. — Ja damals, als sie, dieß Haus verlassend, die kalten Mauern mit ihren heißen Thränen benetzte, — hatte sie mir nicht so gesagt an jenem Abend, als ich sie nach langer Zeit zum ersten Male wiedersah, und mit ihr hieher ging, ja, ja — und hatte sie nicht hinzugefügt, sie habe Etwas der Mauer anvertraut, um es wieder an sich zu nehmen, wenn sie oder ich einmal recht glücklich oder recht unglücklich geworden sei. — Ach, das Letztere war bei mir eingetroffen, ich hatte ein Recht ihr Vermächtniß an mich zu nehmen — aber wo es finden? Glücklicherweise erinnerte ich mich so ziemlich der Stelle, auf welche sie mit der Hand gedeutet. Es war das dort, wo sich ein Stück der Mauer mürbe und zerbröckelt zeigte — mit welcher Hast grub ich meine Finger jetzt hier, jetzt dort in die aufgerissenen Spalten — ich fand nichts, wohl aber klang die Glocke mit ihrem hellen Schlage wie höhnend in mein Ohr, hier wich ein Steinchen — es war nichts dahinter, — dort ein anderes —a—a—ah! ich berührte ein klein zusammengefaltetes Papier, erwartungsvoll riß ich es heraus, entfaltete es mit wahnsinniger Hast, hielt es vor meine Augen und sah ein kleines metallenes Kreuzchen an einer schwarzen Schnur, an welcher es meine geliebte Alice um ihren Hals getragen. — — Rasch davonstürzend drückte ich es unzählige Male an meine Lippen, betrachtete es wieder und immer wieder und verbarg es endlich auf meinem Herzen, als ich in die Nähe des Bahnhofes kam, wo mir der gellende Pfiff der Lokomotive verkündete, daß es für mich die höchste Zeit sei. — Noch gelang es mir nur mit Mühe in einen Wagen zu

springen, während sich der Zug schon langsam in Bewegung setzte.

Da saß ich denn, vom raschen Laufen tief und schwer athmend und blickte durch die Fenster des Wagens in die Nacht hinaus, wobei ich kaum im Stande war meine Gedanken zusammenzuhalten, die in der Erinnerung an helle und finstere Tage und Stunden umherschwärmten, welche von Diesem auf Jenes übersprangen, welche Personen, Orte und Zeiten hartnäckig durch einander mengten, und mich in einen Zustand wachen Träumens versetzten. Nur hie und da konnte ich mir einen vollkommen lichten, ja glücklichen Moment verschaffen, wenn ich nämlich das Kreuzchen hervorzog, es wiederholt an meine Lippen drückte und dazu flüsterte: „Alice, o meine geliebte Alice." — — — Gleich darauf eilten aber meine Gedanken wieder dem dahin sausenden Zuge voraus, oder wenn ich sie gewaltsam zurückrief und meinen Augen dienstbar machte, so schmückten sie mir auf phantastische Art und Weise Alles, was im Dämmerschein der Nacht an mir vorüberhuschte: Feld und Wald, einzelne Häuser, jetzt hoch über uns gelegen und sich vom Nachthimmel noch dunkler abhebend, jetzt tief unter uns, dann auf beiden Seiten der Bahn wie erschreckt auseinander fahrend beim Dahinsausen des feuerschnaubenden Ungeheuers. Zuweilen klangen Melodieen in mein Ohr, einfache Kindermelodieen, hervorgebracht durch das gleichförmige Stampfen der Maschinen und das taktmäßige, ja eigenthümlich klingende Umdrehen der Räder. Immer leiser summten diese Melodieen, immer leiser und leiser, und dann schlief ich ein, bis ein gellender Pfiff ebenso unsanft mein Ohr berührt, als der helle Schein der Laterne meine Augen — eine Station, Passagiere kommen und gehen, die Ersteren suchen sich seufzend ein Plätzchen in dem vollen Wagen, bitten vielleicht um Entschuldigung, daß sie unsere Beine inkommodiren, oder begnügen sich vielleicht auch damit, uns müde und gähnend anzuschauen, die Letzteren sagen: „Gott sei Dank, da sind wir endlich." Der Kondukteur läßt sich wieder einmal unsere Billete zeigen, der Wagenschlag fliegt zu, die Lokomotive pfeift, und der alte Rundtanz beginnt von Neuem. Das wiederholt sich häufig in der Nacht, fast immer auf die gleiche Art, nur wo wir die Grenze überschreiten mit unangenehmen Variationen, mit Kofferöffnen und Paßvisiren. Endlich ist auch das vorüber, wir fahren weiter und nach einer halben Stunde dämmert der Morgen auf. Ich habe noch sechs Stationen bis zu meinem Ziele, dann noch fünf, noch vier, und so fort, bis sich der Kondukteur meine Karte ausbittet, und ich endlich mit meinen Habseligkeiten auf einem kleinen ländlichen Bahnhofe, wie auf einer wüsten Insel, ausgesetzt werde. Glücklicherweise rettet mich ein Omnibusführer, der den Ort seiner und meiner Bestimmung nennt, der meinen Koffer und mich aufpackt, der nach einer Stunde Fahrens in der Ebene die breite Straße verläßt und rechts abbiegt, in die Berge hinein. Der Wald duftet so zauberhaft, der Wagen schaukelt so angenehm, ich versinke auch in Träume und träume ruhig fort, und heute, wo ich dieses niederschreibe, kommt mein damaliger Wechsel des Lebens mir immer noch wie ein angenehmer Traum vor, mit dessen Einzelnheiten ich die Geduld des Lesers nicht ermüden will, sondern denselben bitte, ein wenig mit mir zu träumen, bis ich für den Fortgang und Schluß dieser wahrhaftigen Geschichte ein klares Erwachen für unbedingt nothwendig halte.

Mein Wagen führte mich bis Nachmittags durch anmuthige reizende Gegenden, dann gelangten wir in ein weites und stilles Thal, zu einem großen Gebäude, wo ich zu einem ältlichen wohlwollenden Herrn geführt wurde, der meinen Brief in Empfang nahm, mir ein Zimmer anweisen ließ, und mich beim Abendessen den übrigen Lehrern der landwirthschaftlichen Anstalt, wo ich mich befand, vorstellte. Andere junge Leute meines Alters empfingen mich freundlich und wohlmeinend, und da ich beim Militär, besonders auf der Stube Nr. 44, in kameradschaftlicher Beziehung eine gute Schule durchgemacht hatte, auch von Natur gefällig und verträglich war, so erwarb ich mir in kurzer Zeit meine Mitschüler zu Freunden; da ich auch vor allen Dingen mit Lust und Liebe lernte, und mich unablässig bemühte meine Kenntnisse zu vermehren, so hatte ich die Zufriedenheit meiner Lehrer und war im Stande, meinem väterlichen Freunde, dem Herrn von Steinfeld, von Zeit zu Zeit die besten Zeugnisse einzuschicken. Ich muß gestehen, daß ich damals vollkommen glücklich hätte sein können, wenn nicht das kleine Kreuzchen mit seinen Erinnerungen in manchen Augenblicken schwer mein Herz berührt hätte. O ich wollte sie nicht vergessen, und wenn auch endlich meine Vernunft so weit gesiegt hatte, um die Kluft zwischen ihr und mir als unüberschreitbar festzustellen, so gab es doch wieder Zeiten, wo meine Phantasieen luftige Brücken bauten, die ich aber glücklicher Weise immer wieder, da sie keinen genügenden Halt haben konnten, in sich zusammenstürzen ließ.

In meiner Angelegenheit mit dem Letzten der Issling hatten meine Vorgesetzten sammt und sonders durch die günstigsten Berichte über mich und die Sache selbst so gut eingewirkt, daß das Brigadekommando sich veranlaßt sah, mich und mein Vergehen dem Kriegsministerium auf die gelindeste Art vorzutragen. Da auch Herr von Steinfeld Gelegenheit hatte, auf diese hohe Behörde günstig einzuwirken, so wurde ich einfach zur Kriegsreserve entlassen und die Strafe für mein Vergehen bestand demnach darin, daß ich keine Hoffnung mehr hatte einstens General zu werden. Wenn ich aber hinzufüge, daß ich dem Entscheid in dieser Angelegenheit zagend entgegensah, indem ich fürchtete, es könnte mir vielleicht nach Erstehung einer gelinden Festungsstrafe die Erlaubniß zum Fortdienen in Gnaden ertheilt worden sein, so kann man daraus entnehmen, daß die Hoffnung auf Epauletten und Schärpe mir nicht mehr als rosige Zukunft vorschwebte.

So war denn das Jahr wieder einmal vergangen, der Winter mit Kälte und Frost, mit Schnee und Eis in seiner strengen Majestät vorübergegangen, und der milde Frühling hatte wieder Besitz ergriffen von der, Liebe und Wärme athmenden Erde. Unsere Beschäftigungen in Feld und Wald hatten wieder begonnen, und da ich mich hauptsächlich der Forstkultur widmete, so war ich so glücklich, tagelang zwischen mächtigen Stämmen einherschweifen zu können, sie in ihrem Wachsen zu beobachten, ihre Eigenschaften kennen zu lernen, oder mich auf neubestockten Kulturflächen an dem Wachsen und Gedeihen der frischen grünen Aussaat zu erfreuen. Wie im Leben so auch hier folgen die verschiedenen Altersklassen unaufhörlich einander, und an der Grenze eines mächtigen Buchenwaldes, von diesem gegen Nord und West wieder geschützt, erhob sich eine Pflanzung prächtig aufwachsender Lärchen, deren fein gezackte hellgrüne Nadeln, im Lufthauche spielend, eine wunderbar beruhigende Wirkung hervorbrachten. Neben einem der mächtigen Buchenstämme hatte ich mich in's Moos gestreckt, mein Jagdhut mit der Spielhahnfeder lag neben mir am Boden, und ich schickte mich an, hier in der prachtvollen stillen Natur einige Briefe zu lesen, welche mir die heutige Post gebracht.

Die Adresse des ersten Schreibens, welches ich eröffnete, war von der Hand Wetter's, nur befremdete mich das Postzeichen und es steigerte sich diese Befremdung zum Erschrecken, als ich oben am Blatte las: „Festung T.," sowie den Eingang des Schreibens, welches lautete: „Als wirklicher und berechtigter Bewohner eines mit Fenstergittern versehenen Zimmers dieser in der That schönen Festung, und als demnach zu einer geschlossenen Gesellschaft gehörend, schreibe ich Dir. Ich schicke diese Worte voraus, damit Du nicht etwa den nüchternen Gedanken hättest, als sei ich von einer stolzen reitenden Batterie zu einer langweiligen Festungskompagnie versetzt worden. Laß' mich Dir nun erzählen, was mich hieher gebracht. — Du wirst so wenig wie ich vergessen haben, auf welch' liebenswürdige und wahrhaft edelmännische Art mir seiner Zeit Herr von Steinfeld seine Offiziersequipage, Pferd und Ausrüstung zur Verfügung stellte, nicht als Geschenk, aber gegen einen wahrhaft lächerlichen Anschlag. Darin lag ja hauptsächlich das Feine und Anständige seines Benehmens, und wenn ich auch die mir auferlegten Verbindlichkeiten rasch und pünktlich erfüllte, so war unsere Rechnung doch bei weitem nicht ausgeglichen und ich fühlte in meinem Herzen einen so riesenhaften Saldo zu seinen Gunsten, der nicht anders auszugleichen war, als wenn ich das Beste, was ich besaß, mein Leben nämlich, ein wenig dafür einsetzte.

„Erschrick nicht, mein lieber Junge, die Sache ist nun einmal nicht zu ändern, und um Dich nicht bis zu Ende dieses Schreibens in Spannung zu erhalten, was ein gewöhnlicher Romanschreiber vielleicht thun würde, so sage ich Dir mit kurzen Worten: der Letzte der Issling ist nicht mehr, und nahm ein Ende, wie es sich ein vollkommener Gentleman und ein braver Offizier, was er übrigens beides nicht war, nur wünschen konnte. Geschwätzige Zeitungen werden Dir das Nähere über unsere Begegnung mittheilen, wenn sie aber von einer schweren Verwundung meiner geringen Person faseln, so glaube nicht die Hälfte. Die Sekundanten meines Gegners hielten denselben nach meinem Schusse gegen alles Recht und Herkommen in ihren Armen aufrecht, und so traf mich eine Streifkugel in die linke Seite, die allerdings auf Besseres abgesehen war, aber glücklicherweise ihr Ziel verfehlte. Wenn ich auch ein Duell mit meinem Gegner nicht aufsuchte, dafür zeugt die lange Zeit, die vorüberging, ehe es stattfand, so hielt ich auch nicht zurück, als vor ungefähr drei Wochen zufällig eine Begegnung stattfand, bei der er sich mit derselben brutalen Rohheit benahm, die sein ganzes Leben auszeichnete, und kann mir Niemand von den Zeugen übelnehmen, daß ich eine Vergleichung, die er sehr anstrebte, zurückwies. Ob sein Tod der Tochter unseres gemeinschaftlichen Freundes und Wohlthäters zu ihrer Anerkennung verhelfen wird, ist noch zweifelhaft. Ein Rechtsgelehrter, den ich mir Behufs meiner eigenen Vertheidigungsschrift zugelegt habe, und der wie die ganze Welt die bewußte Angelegenheit kennt, zuckte die Achseln darüber und meint, die Beweise für den Umtausch der beiden Kinder seien doch nicht vollgültig genug, um gegen den Freiherrn von Germersbach mit einer so schweren und niederschlagenden Beschuldigung aufzutreten. Jeder Unbefangene ist aber bei sich darüber im Klaren, daß Deine Gönnerin, die Frau Merzer, die vollste Wahrheit gesagt hat und daß Alice die Erbin von Issling ist. De facto, so sagt mein Advokat, wird sie das auch sein; denn nach dem Tode des Letzten der Issling konnte dem Herrn von Steinfeld nicht verwehrt werden, als Erbe seiner Frau, abgesehen von den Fideikommißgütern, in alle Rechte einzutreten und das kolossale Vermögen zu übernehmen, was ihm auch die Freiherren von Germersbach nicht mehr streitig machen zu wollen schienen; er hat, wie Du wohl weißt, Alice vollgültig und rechtskräftig adoptirt.

„Mich anbelangend, so sitze ich hier, vorderhand mit schöner Aussicht in äußere Angelegenheiten, hoch oben von der Citadelle auf eine reizend schöne Gegend. Hoffentlich wirst Du mich nächstens besuchen und mir diesen Blick in die Natur bewundern helfen. Die Einsicht in meine inneren Angelegenheiten scheint sich auch nicht so ganz finster zu gestalten, denn während ich an dieser Depesche arbeite, erfahre ich durch den Festungskommandanten, der mir freundlich gesinnt ist, daß man Schritte versuchen werde, um mich für die Zeit meiner Haft bei der hiesigen Festungskompagnie zu aggregiren. Das wäre immer schon Etwas und ich würde mich dann mit meinen Kameraden trösten, von denen einige schon zwei Jahre hier oben sind und sich ganz wohl dabei befinden. Wie lange meine Haft dauern wird, kann man freilich noch nicht so genau wissen, doch wenn ich Glück habe, so falle ich in irgend eine Amnestie hinein und stehe eher befreit vor Dir, als Du Dir so etwas träumen lässest. Nun lebe wohl, mein Junge, und laß' mich bald Gutes über Deine Aufführung und Deine Blicke in die Zukunft vernehmen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Goetheausstellung in Berlin.

(Zu dem Bild S. 605.)

Am ersten Pfingstfeiertage wurde in dem Konzertsaal des berliner Schauspielhauses die Goetheausstellung eröffnet, hauptsächlich durch die eifrigen Bemühungen des Professors H. A. Märcker in's Leben gerufen und bestimmt, einen Beitrag für die Statue zu liefern, welche die norddeutsche Metropole dem Dichterfürsten setzen wird. Wir befinden uns im Vorsaal und unser Auge wird sogleich gefesselt durch den Entwurf zu einem Monument für Goethe, welches Bettina von Arnim in Sanssouci, von Fontänen umrauscht, aufgestellt wissen wollte. Das Modell rührt von Bettina selbst her und unseren Lesern ist eine Zeichnung desselben sicher bekannt, da sich eine solche als Vignette auf dem ersten Blatte des „Briefwechsels mit einem Kinde" vorfindet. Goethe, als Olympier angethan, schlägt die Saiten seiner Lyra, zwischen seinen Knieen einen Genius, die Figuren der Reliefs, ein zu Friedrich Wilhelm IV. heranziehender Triumphzug, sind von Kalmbächer in Rom nach Bettina's Zeichnungen ausgeführt. — An den Wänden erblicken wir die Bilder der Befreundeten Goethe's: Wieland, Karoline Flachsland, später Herder's Gattin, das liebreizende Gesicht der Korona Schröter, von Tischbein gemalt; ferner Handzeichnungen und Erinnerungsblätter. Wir betreten nun den Hauptsaal, der dunkelroth drapirt ist, auf welchem Grunde Büsten und Bilder sich vortheilhaft abzeichnen. Von blühenden Pflanzen und anmuthigen Bäumen umgeben, thront an der Hauptwand auf hohem Piedestal Goethe's Büste von Rauchhäuser, an welche sich zur Rechten die Büsten Schiller's und Herder's, zur Linken Lessing's und Wieland's anschließen. — Um eine zweite Büste Goethe's sind dann die jener Komponisten gruppirt, mit welchen der Dichter in freundschaftlichem Verkehr stand, und von denen Kompositionen seiner Dichtungen herrühren: Beethoven und Radziwill auf der einen, Zelter und Reichardt auf der anderen Seite. — Die von der Eingangsthüre rechts gelegene Wand bedecken Porträts der weimar'schen Fürsten von Karl August bis auf den jetzt regierenden Großherzog, und neben ihnen hängen Bildnisse Goethe's aus den Jahren 1779–28. Aus dem ersten Jahre stammt das von May gemalte Porträt, da Goethe noch mehr dem Apollo als dem Zeus glich, das von Kügelgen datirt von 1810, von Kolbe sind zwei aus den Jahren 1826 und 1822 vorhanden, endlich Goethe als Greis, im Jahre 1828 auf Befehl König Ludwig's von Bayern von Stieler gemalt, und aus der Pinakothek zu München nach der Ausstellung gesandt. Vergessen wir ferner nicht eine Anzahl anderer Porträts Goethe's, von Tischbein, Angelika Kauffmann und Mehreren gefertigt, wie Bilder von Schiller, Lili Schönemann, seiner einstigen Braut, Christiane Vulpius, seiner späteren Frau, der Charlotte von Stein und anderer. — In der Mitte des Saales liegen in Glaskästen Stammbuchreime, Gedichte, Briefe, Manuskripte des „Götz von Berlichingen", des „Egmont", der „Mitschuldigen", ebenso Einzel- und Gesammtausgaben seiner Werke, und Handschriften von Kompositionen von Beethoven, Zelter, Mendelssohn, Franz Schubert, Robert Schumann u. s. w. — An der Fensterwand endlich sind Medaillons und Erinnerungszeichen aller Art aufgestellt, im Ganzen sind über 700 Gegenstände vorhanden.

Das Lutherdenkmal zu Möhra.

(Zu dem Bild S. 608.)

Als am 18. Februar des Jahres 1846 der dreihundertjährige Gedächtnißtag an Dr. Martin Luther's Tod in der ganzen protestantischen Welt gefeiert wurde, und an diesem Tage die deutsche Pietät für den großen Mann sich in so mannigfacher Weise, namentlich in Stiftungen, kund gab, faßte man auch in Meiningen, dem engeren Vaterlande von Luther's Stamm, den Entschluß, diesem ein würdiges Denkmal zu errichten. Das sofort gebildete Komite kam dahin überein, ihm in seinem Stammorte Möhra, wo die Eltern bis kurz vor seiner Geburt geweilt und seine Vorfahren schon Jahrhunderte lang gelebt hatten, eine eherne Bildsäule zu setzen. Die hiezu nöthigen Fonds wurden durch die in ganz Deutschland vorgenommenen Sammlungen, zu denen namentlich die Fürsten mit beisteuerten, zusammengebracht, und die Ausführung des Denkmals Männern übertragen, von deren Befähigung sich das Beste erwarten ließ. So ist nun das Werk trotz mancherlei Schwierigkeiten und Störungen, die namentlich in den Zeitverhältnissen lagen, endlich in einer Weise vollendet, daß es wohl würdig ist, den andern, die bereits zu Luther's Gedächtniß aus Meisterhand hervorgingen oder noch hervorgehen, eingereiht zu werden.

Als Tag der Aufstellung ist der 25. Juni dieses Jahres festgesetzt, ebenfalls ein höchst denkwürdiger in der Geschichte der Reformation, denn an diesem legte sie vor 331 Jahren zu Augsburg ihr Bekenntniß vor Kaiser und Reich offen und unerschrocken für alle Zeiten ab.

Die Modelle zu den Figuren und den Reliefs gingen aus dem Atelier des weimar'schen Hofbildhauers Ferdinand Müller, eines der besten Schüler des unsterblichen Schwanthaler, hervor, die Zeichnung zum Piedestal fertigte der meiningische Baurath Döbner. Der Guß wurde dem bekannten Bildhauer Burgschmiet in Nürnberg übertragen, der mit besonderer Liebe Hand an's Werk legte und noch die Freude erlebte, die Hauptstatue als eines der gelungensten Stücke seiner Gießerei aus der Form hervorgehen zu sehen. Nach seinem Tode übernahmen seine beiden Nachfolger im Geschäft, Lenz und Herold, die weitere Ausführung des Gusses, der nicht minder als das Hauptstück gelang.

Die Höhe der Lutherstatue beträgt 8½', die des Piedestals 11 Fuß. Die Stellung des Reformators ist in die Weise aufgefaßt, als sage eben der kühne, überzeugungsfeste Mann vor Kaiser und Reich: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders! Gott helfe mir, Amen!"

Die Vorderseite des Piedestals trägt die einfache Inschrift, die drei andern zeigen treffliche Reliefs, Szenen aus des Reformators Leben: das Anschlagen der Thesen an die Kirchenthüre zu Wittenberg, die Gefangennahme bei der Rückreise von Worms und das Asyl auf der Wartburg, wo Luther das Werk der Bibelübersetzung begann. An den vier Ecken des Piedestals stehen die vier Evangelisten. Die Ornamentik ist im streng gothischen Style ausgeführt.

Das Denkmal erhält seinen Standpunkt auf dem Dorfplatze, der leider der Großartigkeit des Monuments nicht zu entsprechen vermag, denn der Raum ist beengt und meist von unansehnlichen Lehmhäusern umgeben; man wählte ihn aber, weil Luther hier im Jahre 1521, als er vom Reichstage zu Worms zurückkehrte, unter einem Lindenbaum der Gemeinde und dem aus der Nachbarschaft zusammengeströmten Landvolk predigte und seine Ahnen an diesem Platze gewohnt.

Wegen der isolirten Lage des Ortes, da dieser von der Hauptstraße ab und mehrere Stunden von den Städten Eisenach und Salzungen sowie vom Bade Liebenstein entfernt liegt, dürfte das schöne Monument wohl weniger Beschauer finden, als es in der That verdient, immerhin aber wird der Besucher für den Umweg oder die geringe Mühe der Wanderung reichlich belohnt werden.



Das Lutherdenkmal in Möhra von Ferdinand Müller. Nach einer Originalzeichnung.

Der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten.

III.

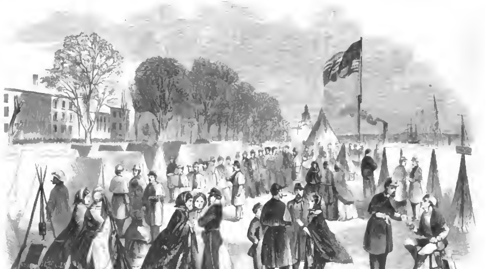
Das Lager im New-York-City-Park.

Um die immer neu herzuströmenden Freiwilligen in New-York zu placiren, hat man im City-Park ein Lager errichtet, welches zum Theil aus hölzernen Barracken, die in Eile gezimmert worden sind, theils aus kleinen Leinwandzelten besteht. Der regste militärische Verkehr findet dort, und originell ist sicher der Anblick jener freiheitsdurstigen Helden, die halb civil, halb militärisch gekleidet, dort ihren Exerzitien obliegen. Die Uniform der Infanterie besteht bei den meisten Regimentern aus dunkelgrauen Röcken, schwarzen Hosen mit silbernen oder weißen Streifen und Käppi ähnlichen Mützen. Wasserdichte Mäntel und Tornister, in welch' letzterem jeder Mann zwei Flanellhemden und Socken birgt, vollenden die Equipirung. Die Musketen sind mit gezogenen Läufen versehen. Fahnenstangen, von denen das Banner der „Sterne und Streifen" flattert, annonciren schon von Ferne das Lager, zu welchem täglich Tausende wandern, Gentlemen und Ladies, sich an dem bunten und ungewohnten soldatischen Treiben zu ergötzen.

Das Johannesfest in Valreas

(Zu dem Bild S. 604.)

Am Abend vor dem Johannistag (23. Juni) findet in Valreas, im Departement Vaucluse, eine eigenthümliche Feier Statt, bei welcher das schönste Kind der Stadt die Hauptrolle spielt. Gleich nach Sonnenuntergang begibt man sich in festlichem Zuge nach der Elternwohnung des Kindes, es dort abzuholen, wenn nicht Vater oder Mutter selbst es nach dem Stadthause bringen, wo die Honoratioren, Magistratspersonen und eine große Menge Einwohner sich schon versammelt haben. Dort ordnet sich nun der Festzug. Das Kind, nackt wie ein Engel oder Liebesgott, sitzt mit gekreuzten Beinen auf einem Widderfließ, ihm zur Seite ruht ein weißes Lamm, in der Hand hält es ein kleines hölzernes Kreuz, und um Schulter und Brust trägt es eine Guirlande. Ein Baldachin, dessen Stangen mit Laub, Blumen und Seidenschleifen umwunden und gekrönt sind, überwölbt den kleinen Johannes, den vier starke Männer auf ihren Schultern tragen. Manchmal wird das Lamm, statt neben dem Kinde zu ruhen, vor ihm an bunten Bändern von weißgekleideten und Blumen in den Händen tragenden Mädchen hergeführt. Die Prozession beginnt gegen 9 Uhr Abends. Die Mehrzahl der Anwesenden tragen Wachskerzen oder angezündete harzige Zweige von Nadelholz. Tambours eröffnen den Zug und wechseln mit der Musik, die hinterher folgt, ab. Einige Kompagnieen Nationalgarde marschiren hinter dem Baldachin, in dessen nächster Nähe die Mutter des bevorzugten Kindes sich befindet, welches natürlich von andern Müttern und Ammen ihren Kleinen zum Anstaunen gezeigt wird. Noch vor wenig Jahren wurde hinter dem Zuge ein mit Blumengewinden gezierter Pflug von festlich geputzten Kindern gezogen, ein Arbeiter ahmte dabei das Säen des Getreides in frischgepflügte Schollen nach, indem er mit vollen Händen Kleie ausstreute, in neuester Zeit hat man dieß jedoch abgestellt. — Nachdem nun der Zug durch die illuminirten Straßen der Stadt gezogen, zieht er nach der Kirche, holt dort den Pfarrer ab und begibt sich dann nach einem nahen Hügel, wo vorher eine kleine Kapelle errichtet worden. Dort werden Gesänge angestimmt, während die Schaar der Buben ein großes Feuer anzündet, dieses reichlich mit brennbarem Material nährt, und um welches sie tanzen, wenn die Glut in vollen Flammen emporschlägt. Ist das Feuer ziemlich niedergebrannt, so kehrt der Festzug wieder zurück; Schwärmer und andere Feuerwerkskörper werden dabei abgebrannt, Kanonenschläge und Pistolen krachen, Raketen steigen in den warmen Himmel empor und zerplatzen wie lichte Sternschnuppen im hohen Aether. Ein Ball und Tanz beschließen dann das Johannisfest, welches kaum irgendwo auf so seltsame und schöne Weise gefeiert werden dürfte.


Das Lager der Freiwilligen im New-York City-Park.

Die Arbeiterstadt in Mühlhausen.

Wenn man die schöne lachende Behausung gesehen hat, in welcher der Arbeiter zu Mühlhausen im Elsaß besser wohnt, als die meisten der wohlhabenden Familien von Paris, in welcher er Eigenthümer des Hauses ist, in welcher er Abends eine gute Hauswirthin, gut erzogene und gut gehaltene, aus der Kinderbewahranstalt oder aus der Schule zurückgekommene Kinder findet, so begreift man, daß hier der Keim einer ganzen Revolution liegt — einer segensreichen Revolution, die ihre vernichtende Hand nur an das Laster und das Elend legt, und gleichen Schritts an der Verbesserung der materiellen Lage der Arbeiter und ihrer moralischen Wiedergeburt arbeitet. Wenn das System der Arbeiterstädte, wie es in Mühlhausen zur Ausführung gelangte, allgemein wird, so kann man sicher sein, daß das Loos der Arbeiter nur noch von ihnen selbst abhängt. Es wird doch der größte Schritt sein, den man auf dem Wege der Vertilgung des Pauperismus gethan hat.

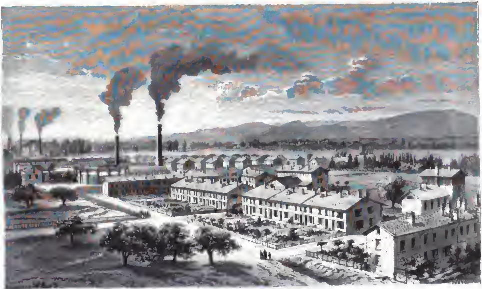
Zwischen Mühlhausen und Dornach erstreckt sich eine weite, von dem die Stadt umgebenden Kanal durchzogene Ebene. Hier, in frischer, freier Luft, an dem doppelten Ufer des Kanals, in der Nähe der Fabriken, hat die Gesellschaft der Arbeiterstädte ihre neue Ortschaft angelegt. Der Boden ist vollkommen eben; die Straßen, für die man den Raum nicht gespart hat, sind nach der Schnur angelegt. Da jedes Haus von einem Garten umgeben ist, erblickt das Auge auf allen Seiten Bäume und Blumen; die Luft ist so rein und circulirt so frei wie auf dem flachen Lande.



Das Johannisfest in Valreas. (S. 606.)

Auf dem in der Mitte liegenden Platz, in den die Hauptstraßen münden, erheben sich zwei größere Häuser als die übrigen, wovon das erstere die Bäder und die Waschanstalt, das zweite die Speisewirthschaft, die Bäckerei, die Bibliothek und das Magazin enthält. Eine Kinderbewahranstalt, die sehr gut eingerichtet und gehalten ist, und 150 Kinder aufnehmen kann, ist auf das andere Ufer verlegt. Eine Primärschule gibt es nicht, weil man mit Recht geglaubt hat, man könne es der Gemeindeschule, die eines der schönsten Institute Mühlhausens ist, nicht gleichthun. Die von den Frauen der ersten Fabrikanten mit Eifer überwachte Kinderbewahranstalt ist wahrhaft ausgezeichnet; die Kinder sind reinlich gehalten, gesund und im allgemeinen angemessen gekleidet. Das Waschhaus hat guten Erfolg gehabt. Der Gebrauch der Bäder hat sich auch sehr rasch verallgemeinert, was aus dem doppelten Gesichtspunkt der Gesundheit und der Sittlichkeit nicht ohne Belang ist. Das Speisehaus und die Bäckerei gedeihen. Das erste Stockwerk enthält das Magazin und die Bibliothek.

Es gibt zwei Arten von Häusern in der Arbeiterstadt von Mühlhausen. Die einen stehen von allen Seiten abgesondert inmitten eines Gartens, die andern in gerader Linie neben einander wie die Häuser einer gewöhnlichen Straße, eines dieser letztern ist eingerichtet, um als möblirte Wohnung für unverheirathete Männer zu dienen. Jedes der einzeln stehenden Häuser ist durch Scheidewände in vier vollkommen gleiche Wohnungen abgetheilt, die abgesondert vermiethet oder verkauft werden. Alle für eine Haushaltung bestimmten Wohnungen sind von gleicher Größe, und unterscheiden sich nur durch einige unbedeutende Einzelnheiten in der inneren Vertheilung. Die Zimmereinrichtungen, die von den



Die Arbeiterstadt von Mühlhausen im Elsaß.

Miethern abhängen, sind im Allgemeinen sehr verständig und selbst mit einer gewissen Eleganz vorgenommen.

Die Gärten umfassen ungefähr 120 Meter. Sie sind gut angebaut. Die Arbeiter sind, nach der Rückkehr aus der Fabrik, nicht so ermüdet, daß sie nicht noch ein wenig Gartenarbeit vornehmen könnten. Diese Arbeit in freier Luft gewährt ihnen Erholung. Man glaubt, das Erträgniß eines gut angebauten Gartens an Gemüsen und Obst könne auf jährlich 40 Franken geschätzt werden.

Die Arbeiterstadt ist hauptsächlich der Familien wegen angelegt. Dennoch hat die Gesellschaft ein „garni", das sie von einem Sergeanten verwalten läßt. Es ist dieß eine Art Kloster mit langen Gängen, auf die sich von jeder Seite die Zellenthüren öffnen. Der Miethpreis beträgt 7 Franken monatlich, Beheizung inbegriffen. Dieß ist ein wenig theuer für einen familienlosen Arbeiter, und das Reglement ist ziemlich streng.

Der Bau der Häuser hat im Juli 1853 begonnen. Man baute im ersten Jahre 100; zu Anfang des Jahres 1859 gab es schon 428, und jetzt sind ihrer 560 vorhanden.

Der Miethpreis der Arbeiterwohnungen war in der Stadt Mühlhausen und den Vorstädten sehr hoch, er ist es, trotz des Baues der Arbeiterstadt, noch jetzt. Als die Mühlhauser Arbeiter am Thore der Stadt die von uns geschilderten Häuser sahen, lachende, bequeme, gut gelegene, von Gärten umgebene Gebäude, die man ihnen zu demselben Preis anbot, so bedachten sie sich keinen Augenblick. Sie hatten gefürchtet, parkirt, enregimentirt zu werden, und waren daher sehr erstaunt, als man ihnen sagte, sie könnten diese Häuser kaufen. Sie waren nie auf den Gedanken gekommen, sich in Grundeigenthümer umzuwandeln. Die Gesellschaft that nicht geheimnißvoll gegen sie, sie sagte ihnen: „Da sind meine ganz offenen Häuser; tretet ein; durchlauft sie vom Dachboden bis zum Keller. Der Bauplatz hat mich per Meter 1 Franken 10 Centimes gekostet; mit den Bauten, dem Gehalt des Baumeisters, dem Ankauf der Materialien kommen sie mich, die einen auf 2400 Franken, die andern auf 3000 Franken zu stehen; ich verkaufe sie auch um denselben Preis, ich will nichts verlieren und ebensowenig will ich etwas gewinnen. Ihr seid außer Stande mir 3000 Franken zu bezahlen, allein ich, die Gesellschaft, kann warten. Ihr werdet mir eine erste Einlage von 300 bis 400 Franken machen, welche die Vertrags- und Uebergabskosten decken, und mir dann monatlich 18 Franken für ein Haus von 2400, 23 Franken monatlich für ein Haus von 3000 Franken bezahlen. Dieß beträgt 4 oder 5 Franken mehr, als euch euer Miethzins kosten würde. (Der Käufer hat ein Büchlein, welches alljährlich zum wechselseitigen Zins von 5 Prozent geregelt wird. Dieser Zins wird dem Erwerber, von dieser Zeit an, auf die kleinen Einzahlungen vergütet.) Wenn ihr diese Zahlung 14 Jahre lang fortsetzt, so werdet ihr den Preis eures Hauses entrichtet haben; es wird bezahlt und ihr werdet Eigenthümer sein. Ihr werdet nicht nur umsonst darin bleiben, sondern könnt es euren Kindern hinterlassen, es verschenken oder verkaufen. Eure 5 Franken Ersparniß monatlich, welche euch in der Sparkasse nicht ganz 1500 Franken in 14 Jahren eingetragen hätten, werden euch ein Haus erworben haben, das jetzt 3000 Franken werth ist, das dann aber sehr wahrscheinlich den doppelten Preis hat. (Ein im ersten Jahr um 2900 Franken verkauftes Haus ist im Jahr 1860 um 4000 Franken verkauft worden.) Und während dieser Zeit werdet ihr vollkommen sicher gewesen sein, geschützt gegen die Launen eines Hausbesitzers; ihr werdet einen Garten genossen haben, der euch 30 oder 40 Franken jährlich einbringt, ungerechnet die geräumigen Straßen, die mit Bäumen bepflanzten Plätze, die Kinderbewahranstalt, endlich alle jene Stadteinrichtungen öffentlichen Nutzens, von denen ihr keinen Vortheil haben würdet, wenn ihr in der alten Stadt bliebet, und die man in den Preis eures Hauses nicht eingerechnet hat."

Diese Beweisgründe brachen sich in den Gemüthern nur langsam Bahn. Es zeigten sich nur wenige Erwerber und selbst wenige Miether. Endlich kam man zur Einsicht und der Verkauf ging so reißend schnell von statten, daß am 30. September letzten Jahres von 428 gebauten Häusern bereits 344 verkauft waren, und jetzt hat die Gesellschaft nicht weniger als 560 Häuser, von denen sie 453 verkauft hat.

Es sind also nach Verfluß von sechs Jahren 403 Arbeiterfamilien in Mühlhausen Eigenthümer ihres Hauses und ihres Gartens, oder im Begriff, es zu werden; 403 Familien jenen ungesunden und stinkenden Straßen, jenen zerfallenen Zimmern, wo alles die Augen beleidigt und die Gesundheit bedroht, jenen gefährlichen Nachbarschaften entzogen, welche allzu oft den ordentlichen Arbeiter nöthigen, die Gesellschaft eines Trunkenbolds zu dulden. Der Vater ist nach gethaner Arbeit nicht mehr genöthigt, zwischen einer Dachkammer und einem Wirthshause zu wählen, es gibt kein Wirthshaus in der Stadt, das so heiter ist wie sein Häuschen. Wenn er vor seinem Mittagsmahl einige Augenblicke zu verlieren hat, nimmt er seinen Spaten zur Hand und arbeitet ein wenig in seinem Garten, er gibt seinem Bäumchen eine Stütze, er säet ein Beet Gemüse, er begießt eine Rabatte. Dieß ist Glück und Arbeit für das ganze Haus, denn die Familienmutter harkt und jätet gern ihren Garten und die Knaben tragen eifrig Wasser herbei in den großen Gießkannen. Im Sommer kann die Familie unter einer Laube speisen und mit ihren Nachbarn über die Hecke hinüber plaudern. Man kann Verbesserungsprojekte machen, einen Baum pflanzen, eine neue Kultur versuchen; es steht nicht zu befürchten, daß der Eigenthümer diesen Verbesserungen Hindernisse in den Weg lege, weil der Eigenthümer der Familienvater ist. Er ist inmitten der Seinigen doppelt daheim, in seinem Hause, in ihrem gemeinschaftlichen Hause.

Wenn das Alter eintritt und seine Arme ihm den Dienst versagen, so wird er nicht erröthen, von dem Lohne seines Sohnes zu leben, weil er seine Schuld der Familie reichlich bezahlt hat. Er wird zu Hause altern und sterben, und seine Kinder, selbst indem sie ihn ernähren, werden stets bei ihrem Vater sein. Vielleicht hinterläßt er ihnen noch eine andere Erbschaft als das Haus, denn nach Verfluß von 14 Jahren wird er an's Sparen gewöhnt sein, und er kann jedes Jahr 270 Franken seines Miethzinses anlegen. Erbschaft! Das ist ein neues Wort in der Geschichte einer Arbeiterfamilie.

Zur Tagesgeschichte.

XXXVII.

Der Krieg in Nordamerika.

Bedürfte es noch eines Beweises für die Schärfe der Gegensätze, welche den Norden und den Süden der nordamerikanischen Union schon seit lange getrennt haben, so wäre es der kriegerische Eifer, der sich auf einmal dieses Landes bemächtigt hat, das bisher nur der geschäftlichen Betriebsamkeit und dem friedlichen Erwerb zu leben schien. Blickt man jetzt auf die Geschichte der Vereinigten Staaten seit dem Anfang dieses Jahrhunderts zurück, so kann man darin nur ein langsames, aber mit stetigen Schritten sich entwickelndes Vorspiel zu den heutigen Ereignissen erblicken, ein Vorspiel, in welchem die Entwicklung schließlich mit immer steigender Geschwindigkeit auf einen Bruch hindrängt. Waren die Verhältnisse in den südlichen und nördlichen Staaten von Anfang an einander zum Theil völlig entgegengesetzt, so geschah im Lauf der Zeiten nichts, wodurch eine allmählige Ausgleichung hätte angebahnt werden können. Vielmehr erlangten diese Verschiedenheiten, welche zunächst auf physischen und geographischen Grundlagen ruhten, sehr frühe einen politischen Charakter, ja sie wurden das hauptsächlichste, wenn auch nicht immer offen zu Tage liegende Motiv in den inneren politischen Kämpfen der Union.

Der Süden ist fast einzig auf den Ertrag seines Bodens angewiesen, und um die Erzeugnisse seines Bodens zu gewinnen, auf die Arbeit der Sklaven. Nirgends wenigstens sind bei der Baumwollenkultur solche Resultate erzielt worden, als da, wo sie durch Neger betrieben wird, der ohnedieß für das Klima geeigneter ist, als irgend ein anderer Arbeiter, und durch die Einfachheit seiner Bedürfnisse seinem Herrn die wenigsten Kosten verursacht. Es ist begreiflich, daß unter diesen Umständen, welche den sklavenhaltenden Lords im Süden gestatten ein Leben zu führen, wie es nur mit dem Leben des Feudaladels in älteren Zeiten verglichen werden kann, jeder Angriff auf das Institut der Negersklaverei, ja selbst jede Maßregel, welche die Ausbreitung derselben innerhalb bestimmter Grenzen fixiren will, von den Prosklavereimännern zugleich als ein Angriff auf ihre Existenz aufgefaßt wird. Andererseits ist nur zu natürlich, daß im Norden mehr und mehr die öffentliche Meinung zur Sklaverei sich ungünstig stellt, und die energische prinzipielle Bekämpfung derselben ist wohl nur darum nicht das allgemein ausgesprochene Programm des Nordens, weil man von Anfang an die verhängnißvollen Folgen einer solchen Politik für den Fortbestand der Union ahnen mochte. Deßwegen zeigte der Norden von Anfang ein konziliatorisches Interesse, er suchte den Ausbruch eines gewaltsamen Konflikts stets durch weitere Nachgiebigkeiten hinauszuschieben, und es kam so, daß der Norden, obwohl an Zahl wie an Mitteln jeder Art weitaus überlegen, in dem politischen Kampfe, der sich mit dem Süden entspann, Schritt für Schritt zurückgedrängt wurde. Obwohl der Norden vermöge der ganzen Art und Weise seiner Erwerbsthätigkeit auf die freie Arbeit angewiesen ist, und durch die zahlreichen Einwanderungen aus der alten Welt unausgesetzt das der Sklaverei überhaupt feindliche Element verstärkt wurde, duldete es der Norden doch, daß eine immer größere Anzahl von Sklavenstaaten konstituirt wurde, und, da die Gesetzgebung nicht bloß abhängig ist von der Mehrheit der Bewohner, sondern auch von der Mehrheit der Staaten, durch diese Bildung neuer Sklavenstaaten, welche sich zwischen die südlichen und nördlichen einschoben, der Vorsprung einigermaßen ausgeglichen wurde, welchen der Norden durch seine überwiegende Bevölkerungsmasse hatte. Freilich kam noch dazu, daß wegen der engen Geschäftsverbindungen zwischen dem Norden und Süden, denn jener ist der Stapel- und Börsenplatz für diesen, der Süden immer eine große Zahl von Anhängern auch in den nördlichen Staaten zählte, welche stets die südlichen Ansprüche unterstützten, und noch zuletzt die Präsidentschaft des republikanischen Kandidaten verfochten, aber nach der offenbaren Rebellion freilich sich von ihren bisherigen Alliirten trennen mußten. Denn das ist eben eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in der gegenwärtigen Krise, daß, sobald das Lostrennungswort gesprochen war, im Norden jede Parteiverschiedenheit verschwand, Demokraten und Republikaner sich die Hände reichten, Irländer und Deutsche unter die Fahnen eilten, und Alles einig war in dem aufopferungsvollen Streben den Bestand der Union zu retten.

Auch in den Mitteln des Kriegs ist der Norden weitaus dem Süden überlegen, und wenn der Ausgang sich auch diesem Maßstab mit Sicherheit bemessen ließe, könnte er längst nicht mehr zweifelhaft sein. Schon die Volkszahl allein gibt dem Norden ein höchst bedeutendes Uebergewicht. Nach der neuesten Zählung vom vorigen Jahre beträgt die gesammte Bevölkerung der Vereinigten Staaten 31,429,891 Einwohner. Von dieser Zahl kommen auf die sieben konföderirten Südstaaten (Südkarolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana und Texas) nur 4,967,741 Einwohner, und zwar bestehen dieselben aus 2,656,481 Freien und 2,311,260 Sklaven. Nun ist aber klar, daß für einen Krieg nicht bloß sämmtliche Sklaven abgerechnet werden müssen, sondern daß auch zur Bewachung derselben immer eine gewisse Anzahl zu Hause bleiben muß. Freilich stellen die genannten sieben Staaten, die bereits zu einem geschlossenen Staatenbund vereinigt sind, nicht die gesammte Macht des Südens dar, dieser rechnete vielmehr auch auf die acht sogenannten Grenzstaaten, welche ebenfalls eine, obwohl verhältnißmäßig weit schwächere, Sklavenbevölkerung haben. (Nur in Delaware hat die Sklaverei ganz aufgehört.) Diese acht Staaten sind: Virginien, Arkansas, Nordkarolina, Tennessee, Missouri, Kentucky, Maryland und Delaware. Allein nur jene vier erstgenannten haben sich bis jetzt völlig dem Südstaatenbund angeschlossen, während Kentucky neutral bleiben will, Missouri, Maryland (wo nur die pöbelangefüllte Stadt Baltimore zu fürchten ist) und Delaware der Union treu bleiben und auch im westlichen Virginien die Sympathien für die Union sind. Allein rechnen wir auch sämmtliche fünfzehn Süd- und Mittelstaaten zusammen, so beläuft sich ihre Gesammtbevölkerung auf nur 12,220,047, worunter 3,952,801 Sklaven sind, während die freien Staaten des Nordens und Westens 19,199,844 Einwohner zählen, von welchen selbstverständlich keine Sklaven in Abzug zu bringen sind.

Aber nicht bloß in dieser Beziehung zeigt sich eine in die Augen fallende Ueberlegenheit des Nordens, sondern das Gleiche ist der Fall, wenn wir auf die Geldmittel und das Kriegsmaterial blicken. In den großen Geldinstituten der nördlichen Städte ist gleichsam das ganze Kapital der Union konzentrirt, und den Aufrufen Lincoln's wurde in nicht minder großartiger Weise entsprochen, wenn er Geld, als wenn er Menschen verlangte. Millionen haben sich ihm ohne Aufforderung zur Verfügung gestellt, und seine Anleihen konnte er unter glänzenden Bedingungen abschließen, während alle Berichte aus dem Süden schon jetzt eine völlige Auflösung des öffentlichen wie des Privatkredits bestätigen. Was ferner das Kriegsmaterial anbetrifft, so ist es damit zwar auf beiden Seiten nicht glänzend bestellt, allein der Norden hat eine bedeutende Flotte zur Verfügung, mit welcher er zunächst die Blokade der südlichen Häfen ausführen wird, wogegen der Süden höchstens durch Seeräuberei einige Repressalien üben kann. Waffen und Munition aber bezog der Süden, der gar keine eigenen Fabriken besitzt, bis jetzt sämmtlich aus dem Norden, und erst jetzt sieht er sich genöthigt, mit Anlegung von Fabriken zu beginnen, um seinen Bedarf zu decken.

Endlich aber darf auch nicht übersehen werden, welche moralischen Mittel dem Norden zu Gebot stehen, um seine Waffen zu unterstützen. Der Norden kämpft für die Traditionen des Unabhängigkeitskampfs, für die Erbschaft Washington's und Franklin's, für die Union, deren Geschichte, so kurz sie ist, so glänzende Thaten zu verzeichnen hat, für die Aufrechthaltung der Verfassung, welche als ein Höhepunkt staatlicher Weisheit selbst vom alten Europa beneidet zu werden pflegt. Er kämpft endlich für die unwandelbaren Prinzipien des freiheitlichen Fortschritts, Freiheit der Arbeit, Freiheit der Person, Freiheit des Bodens, sein Kampf ist ein Kampf für die Ehre und Zukunft der Menschengeschichte. Was hat alledem der Süden entgegenzusetzen? Wohl kämpft er gewissermaßen um seine politische Existenz, und dieß wird den Kampf zu einem ebenso hartnäckigen als blutigen und grausamen machen, wie denn schon die ersten kriegerischen Ereignisse durch blutige Gräuel von Seite der Rebellen bezeichnet sind. Aber die Grundlage seiner politischen Existenz gehört einer vergangenen Zeit an, und indem er für feudale Staatsordnungen und Aufrechthaltung des Instituts der Sklaverei kämpft, muß in ihm selbst das Bewußtsein leben, daß er für eine verlorne Sache kämpft, deren Niederlage durch die Prinzipien des Rechts und der Freiheit nur eine Frage der Zeit sein kann.

Wenn nun dennoch in den bisherigen Erfolgen die beiden kämpfenden Parteien sich mit anscheinend ziemlich gleichen Kräften gegenüberstanden, so rührt dieß zunächst aus der verrätherischen Verwaltung Buchanan's her, welche die letzte Zeit, die ihr vergönnt war, einzig dazu benützte, der bevorstehenden Secession der Südstaaten auf alle Weise Vorschub zu leisten und die Bundesgewalt geflissentlich zu schwächen. Die Regierungsmitglieder selbst waren in die Südstaaten gereist, um den Aufstand anzuschüren. Die Vertheidigungsmittel der Bundesregierung wurden im kläglichsten Zustand gelassen oder massenweise den Rebellen überliefert, bundestreue Offiziere waren in die entlegensten Territorien geschickt, alle einflußreichen Posten mit verrätherischen Offizieren besetzt worden. So war es unter dem Schutze der Bundesgewalt selbst dem aufrührerischen Süden gelungen, seine Maßregeln zur Kriegsrüstung zu treffen, und diese waren bis auf einen gewissen Grad vollendet, als der neue Präsident in das weiße Haus einzog, sich zunächst auf einem neuen ungewohnten Boden fand, und Alles in heilloser Verwirrung traf. Daher kam es auch, daß Lincoln so lange zögern mußte, die Provokationen des Südens mit gleich energischen Maßregeln zu erwiedern, er mußte erst seine Kräfte sammeln und organisiren, ein Heer erst schaffen, dem es zwar nicht an Truppenzahl, wohl aber gänzlich an Offizieren, an Munition und Waffen, an Disziplin mangelte. Nur der beispiellosen Anstrengung und Aufopferungsfähigkeit des Nordens ist es zu danken, daß dennoch in so kurzer Zeit so Vieles geschehen konnte und nun die feindlichen Heere an bestimmten Punkten sich gegenüber stehen, um welche die ersten ernstlichen Kämpfe sich entspinnen werden.

Allein jetzt ist nicht an einen Krieg zu denken, wie sie in unserer Zeit in Europa geführt werden, an einen Krieg, der durch wenige entscheidende Schlachten, wie Solferino und Magenta, rasch beendigt werden könnte. Allerdings ist vorauszusehen, daß überall, wo es wirklich zu entscheidenden Schlachten kommen wird, der Sieg dem Norden verbleibe, allein wie oft werden diese sich wiederholen müssen auf dem ungeheuren Gebiete, welches den Kriegsschauplatz bildet! Allerdings wird nur der Norden im Stande sein, einen nachhaltenden Krieg zu führen, während die Kräfte des Südens sich in kurzer Zeit erschöpfen müssen. Allein selbst dann liegt offenbar eine definitive Beendigung des Kriegszustandes noch in weitem Felde.

Ist überhaupt eine militärische Unterwerfung so ausgedehnter Länder möglich? Können die Besiegten gezwungen werden, ihre Abgeordneten wieder nach der Bundeshauptstadt zu entsenden, soll der Zustand vor dem Krieg wieder hergestellt werden, und wenn dieß der Fall, bleibt dann nicht die Quelle endloser fernerer Streitigkeiten unversiegt, muß nicht, wenn der Krieg in das Innere der Sklavenstaaten getragen wird, das Sklavenwesen selbst eine gewaltige Erschütterung erleiden, und ist es endlich so gewiß, daß der Krieg innerhalb der Grenzen der ehemaligen Union, ohne Einmischung der europäischen Mächte, zu Ende geführt wird! Alles dieß sind Fragen, welche heute schon zu beantworten zu vermessen wäre, welche aber geeignet sind, uns schon jetzt auf den furchtbaren Ernst und die unabsehbare Tragweite der nordamerikanischen Verwicklungen vorzubereiten, für welche bis jetzt jede Analogie in der Geschichte fehlt.

—ß.

Vom Büchertische.

— Die Emulinde. Heiteres komisches Heldengedicht von Dr. G. A. K. Verlag der Brunn'schen Buchdruckerei in Münster. — Wenig Witz und viel Behagen. Hauptsächlich scheinen die Satiren gegen die Demokraten gerichtet, im großen Ganzen aber wird dem Leser nicht recht klar, was der Verfasser eigentlich will. Dergleichen mag sich unter Gesinnungsgenossen in der Kneipe erträglich anhören, vor einem größeren Auditorium, auf welches ein Buch doch immer Anspruch macht, wird's unerträglich.

— Ueber Karlmeinet. Ein Beitrag zur Karlssage von Karl Bartsch. Rürnt J. Metz. — Das von Professor v. Keller 1858 für den literarischen Verein in Stuttgart zum ersten Mal herausgegebene große epische Gedicht über die Sage von Karl dem Großen hat Anlaß gegeben zu der gegenwärtigen Schrift, welche

ausführliche Untersuchungen über den Ursprung und die Zusammensetzung der merkwürdigen Dichtung bietet, Untersuchungen, welche durch den Herausgeber des Gedichtes nur angedeutet und entworfen werden konnten. Nicht leicht wird ein Werk einen so klaren Eindruck eröffnen in die technische Thätigkeit mittelalterlicher Poeten, wie das gegenwärtige, worin der scharfsinnige Verfasser der geistigen und kompilatorischen Thätigkeit des alten Autors bis in's Einzelne nachspürt und die Quellen und Vorarbeiten zur Sage legt, woraus er sein großes Werk aufbaute.

— Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Roman von A. von Sternberg. Leipzig. Costenoble. — Ein biographischer, ein Memoirenroman, wenn wir das Genre so nennen dürfen. P. Heyse hat bekanntlich den reizenden Stoff zu gleicher Zeit mit Sternberg behandelt, nur dramatisch; es bietet sich darum eine natürliche Parallele. Sternberg folgt den Memoiren der Prinzessin auf Schritt und Tritt, wie sich von selbst versteht, ohne sie abzuschreiben. Er weiß der Geschichte den ganzen Reiz, die ganze Anmuth seines Darstellungstalentes zu verleihen, aber wir fühlen doch bei der Lektüre immer nur das Interesse für eine pikante Geschichte, die bald am Hofe zu Heidelberg, bald zu Hannover, bald zu Paris spielt; während Heyse das patriotische Element der Geschichte vor Allem in's Auge gefaßt, die deutsche Prinzessin am französischen Hofe geschildert und dadurch das Interesse potenzirt. Sternberg's Roman bietet uns nur die Privatgeschichte einer pikanten, interessanten Frau, während Heyse uns den Ausblick auf das große Ganze, den Kampf der Fürstin für ihr Vaterland, ihre Heimat bietet. Wir können uns für Sternberg's Heldin durch sein großes Erzählungstalent interessiren, aber wir können für diese fürstenstolze Prinzessin aus ihrem Uebermuthe nicht warm werden. Der Memoirenroman entzieht sich von Hause aus als Kunstwerk der Kritik; das Memoire kennt nur ein Nach- und Nebeneinander, keine Verwicklung, die sich naturgemäß schürzte und lösete; die Episode tritt zu gewaltsam ein, zu Vieles steht vereinzelt — er kann also kaum als Kunstwerk in Betracht kommen. Ein anmuthiges Nacherzählen ist alles — und daß Sternberg darin nichts Unbedeutendes bieten wird, versteht sich von selbst.

— Alfred Rethel. Blätter der Erinnerung von Wolfgang Müller von Königswinter. Leipzig. Brockhaus. — Das Leben eines großen Künstlers, auf den Deutschland stolz sein darf, wie auf wenige, und den es doch kaum kennt, erzählt der rheinische Chronist in jenen Blättern. Es war ein an Ereignissen nicht reiches, aber an innerer Entwicklung gewiß um so interessanteres Leben: eine kurze Spanne Zeit — Rethel wurde nur dreiundvierzig Jahre — aber wie voll an künstlerischer Konzeption, an künstlerischer That! Und welch' liebenswürdige, echte Künstlernatur tritt uns in dem Buche entgegen, wie hat ihn uns Müller von Königswinter nahe zu bringen gewußt. Und dabei wie echt deutsch ist dieser Charakter, den uns der Verfasser in allen seinen Beziehungen, zur Familie, zu Freunden, zur Heimat, zum Vaterland, wie zur Kunst und zum Leben in ihrer ganzen unverfälschten Ursprünglichkeit zu zeichnen verstanden. Es ist uns, wenn wir das Buch aus der Hand legen, als wenn wir einen theuern Freund, den wir geliebt und geachtet, verloren hätten. Wir wüßten dem Buch kein schönes, als Zeitsinn der Goethe's Rodert, mit dem Rethel in manche Parallele bietet, an die Seite zu stellen, und zollen dem Verfasser unseren wärmsten Dank, daß er der deutschen Nation einen ihrer größten Künstler, der die deutsche Geschichte durch seine Werke verherrlichte, so lebendig vor Augen geführt und zur Weckung deutschen Nationalstolzes wieder ein Stück beigetragen.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— Heinrich Pröhle, der unermüdliche Forscher auf dem Gebiete deutscher Sitte und Sage, läßt seit Kurzem bei O. Seehagen in Berlin eine elegant ausgestattete Monatsschrift erscheinen, welche unser Vaterland verherrlichen, und durch Bilder aus der deutschen Geschichte und dem deutschen Leben, Kultur- und Sitten-, Natur- und Landschaftsbilder mit der Heimat vertraut machen, sie uns lieben und achten lehren will. „Unser Vaterland", so heißen diese Blätter zur Erweckung patriotischen Sinnes. Sie werden nach Anlage und Ausführung der ersten Hefte, wenn die Redaktion so fest ihr Ziel im Auge behält, diesen schönen Zweck sicher erreichen; doch empfehlen wir ihr das Wort Arndt's „Das ganze Deutschland soll es sein" zur Richtschnur zu nehmen und den Süden nicht über dem Norden zu vergessen. Wir bringen dem Norden dieselbe Liebe, dasselbe Interesse entgegen: möge er uns auch gerecht werden. Charakterzüge aus Friedrich Wilhelm IV. Leben, Schleswig-Holstein, Heder Ode und Hochzeit in Deutschland, Deutsche Gastlichkeit, Heimische Landen, Solingen — dieß ist der Inhalt eines Heftes. Die Abonnenten erhalten nach dem zwölften Hefte als Prämie eine beachtliche Lithographie: Blücher's Uebergang über den Rhein von L. Burger, den wir kürzlich unseren Lesern im Holzschnitt brachten. Wir wünschen dem patriotischen Blatte alles Gedeihen.

— Heribert Rau hat, wie früher schon Mozart, Beethoven, A. v. Humboldt, nun auch Jean Paul zum Helden eines Romans gemacht, von dem die beiden ersten Bände bereits erschienen. Des Dichters Natur nach konnte das Werk nur ein psychologisches sein; denn wie beschränkt war Jean Paul's einförmiges Leben, wie baute er sich der Lerche gleich, sein Nest gern in heimliche Einsamkeit, aus welcher er sangesfroh in den Aether hinaufstieg. Viel Handlung, Leben, Bewegung werden wir also in der neuesten Arbeit Rau's nicht suchen dürfen.

— Von C. Reinhard, dem bekannten humoristischen Maler, wird demnächst ein neuer Beitrag zu seiner „Schulze und Müller"-bibliothek erscheinen, welche Dresden satyrisirt.

Literatur des Auslandes.

— Die französische Literatur in Belgien hat in der neuesten Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen, wozu wohl die vielen Streitfragen, welche jetzt an der Tagesordnung sind, das Ihrige beigetragen haben mögen. Denn nicht nur die Regierung und die königliche Akademie der Wissenschaften, sowie die gelehrten Gesellschaften einzelner Provinzen und Städte, z. B. die Société des sciences, des arts et des lettres du Hainaut, die Société libre d'émulation de Liége u. a. fahren fort, alljährlich Preise auszuschreiben, sondern auch die Städte fangen an, geschichtliche Fragen zum Gegenstand wissenschaftlicher Preiskämpfe zu machen. So hat Ypern zwei Preise von 1500 und 800 Franken für die Bearbeitung einer „Geschichte der Stadt Ypern", die Stadt Mons 5000 Franken für eine „Allgemeine Geschichte des Hennegaus" und Gent 500 Franken für eine „Volksthümliche Geschichte Jakob's van Artevelde" ausgesetzt. Mit Ausnahme der zuletzt genannten Arbeit bleiben übrigens die Werke Eigenthum der Verfasser. In Gent hat noch außerdem die Société littéraire einen Preis von 600 Franken für die beste Abhandlung über „La Mission des cercles littéraires et scientifiques" bestimmt, und den Umfang auf nur 60 Druckseiten festgesetzt.

— In Lüttich erscheint seit dem Januar dieses Jahres unter der Leitung von Alfred Bainette eine neue monatliche Revue unter dem Titel La Belgique contemporaine. Nach dem Prospektus scheint sie denselben Weg einschlagen zu wollen, auf welchem die 1854 gegründete treffliche Revue trimestrielle unter der Redaktion des bekannten Schriftstellers Eugène van Bemmel einen so glänzenden Erfolg errungen hat.

— Ein wichtiges Werk für die Geschichte der Politik, vielleicht das wichtigste, das neuerdings erschienen, ist: „The constitutional History of England since George III. 1760—1860", by Th. E. May (London, Longmans). Die Times hebt die Bedeutung dieser Schrift sehr nachdrücklich hervor.

— Von Buckle's „History of Civilisation in England", uns Deutschen durch Arnold Ruge's Uebersetzung bekannt, ist bei Parker in London der zweite Band erschienen.

— Im Jahr 1865 wird in Italien Dante's sechshundertster Geburtstag gefeiert werden. Bei dieser Gelegenheit beabsichtigt man ein „National-Pantheon" zu errichten, und zwar soll dasselbe auf dem höchsten Punkte der Bobolighärten errichtet werden. Zur Ausführung des Planes sollen auch jene Summen verwendet werden, welche eine demnächst erscheinende Ausgabe von des Dichters Werken einbringt.

Kunst und Alterthümer.

— In Berlin erscheint seit Beginn dieses Monats ein neues Blatt unter dem Titel „Deutsche Kunsthalle, kritisches Zentralorgan, herausgegeben von D. Cel. v. Baudvern". So geschmacklos die Ausstattung, so wunderlich ist uns der Inhalt des neuen Blattes erschienen. Es ist mit einer Naivetät geschrieben, die um fünfzig Jahre zurück datirt. Es wimmelt von Reformplänen, die so sehr im Unbestimmten herumtasten, daß einem ganz blau vor den Augen wird. Das Blatt wird hoffentlich die Kunstwelt nicht aus ihren Fugen rütteln.

— An Lasaulx's Stelle wird Moriz Carrière zum Professor der Aesthetik und Kunstgeschichte ernannt werden; dagegen hat der Historiker Sybel einen Ruf nach Bonn angenommen.

Bildende Künste.

— Oliver Cromwell soll eine Statue errichtet werden, und der Bildhauer Noble mit deren Ausführung betraut sein, nur ist man über den Aufstellungsplatz noch nicht im Reinen.

— Dem 1859 verstorbenen Archivdirektor Dr. Ch. A. Pescheck wurde Ende Mai auf dem bei Zittau gelegenen Felsen Oybin ein einfaches Denkmal errichtet. Pescheck hat sich durch viele historische Arbeiten, namentlich durch eine „Geschichte der Gegenreformation in Böhmen" bekannt gemacht. Das Denkmal besteht aus einem Brustbild, von Donderf modellirt und in Lauchhammer gegossen.

— Am 11. Juni fand in München ein Peter von Cornelius zu Ehren veranstaltetes Künstlerfest in der Westendhalle Statt, welches durch ein Festspiel von Hermann Schmid eingeleitet wurde. Die Büste des Gefeierten war mit Lorbeer geschmückt, auch trug Fräulein Emilie Ringseis ein von ihr verfaßtes Gedicht vor, welches mit einem Hoch auf den Meister endigte.

Musik.

— Offenbach ist von einer unheimlichen Produktivität: das heißt doch sein Talent verplämpern, es kann nichts Gutes, den Augenblick Ueberlebendes in solcher Hast geschaffen werden. Für den nächsten Winter hat er zu vollenden: Eine dreiaktige Operette für die „Bouffes" auf einen Text von Crémieux und Halévy; eine zweiaktige Oper, Text von St. Georges, für die große Oper, wo sie mit Offenbach's Ballet: „Le Papillon", an einem Abende gegeben wird, und eine dreiaktige Oper, Text von Crémieux und Halévy, für die Opéra comique. Sodann geht Offenbach an die Komposition einer großen fünfaktigen Oper, die er in Wien im Operntheater und in Paris zugleich aufführen lassen will. In diesen Tagen komponirt Offenbach mehrere Chöre nach Texten von L. Pfau, die er den deutschen Gesangvereinen in Wien und Paris zugesagt.

— In Rotterdam wurde ein preisgekröntes Tonwerk „Kaiser Karl V." von W. F. Thooft mit großem Beifall aufgeführt. Seltsamer Weise nennt sich das Werk eine Symphonie, obgleich der Chor eine große Rolle spielt.

— Sämmtliche Ouverturen Beethoven's sind zweihändig arrangirt von E. Pauer bei Breitkopf und Härtel erschienen.

— Die Stelle eines ersten Kapellmeisters am Stadttheater in Frankfurt a. M. wird am 1. September dieses Jahres frei, und sind die Bewerbungen an den engeren Ausschuß der Theateraktiengesellschaft zu richten.

— Spontini's „Nurmahal", welche 1822 zum ersten Male zur Aufführung gelangte, ist zur Festoper bei den preußischen Krönungsfeierlichkeiten bestimmt.

— Jean Voit, herzoglich meiningen'scher Hofkapellmeister, wird in nächster Saison in Berlin (Opernhaus) seine Oper „Das Mädchen von Korinth", Text von Rodenberg, zur Aufführung bringen.

Bühne.

— Der Kaiser von Oesterreich hat dem Professor an der Genieakademie zu Klosterbruck, Joseph Weilen, dem Dichter des „Tristan", auf seine Bitte um eine seinem Berufe entsprechende Civilanstellung die Stelle eines Skriptors an der Hofbibliothek in Wien verliehen.

— Die dresdener Hofbühne, schreibt man uns, war im vergangenen Winter sparsam mit Neuigkeiten. Man hielt das Publikum knapp. Offenbach's burleske Oper „Orpheus in der Unterwelt" schlug am besten ein. Sie wurde — ein für Dresden seltener Fall — in sechs Wochen zehn Mal wiederholt. Herrn Räder's Urlaub brach die ferneren Vorstellungen ab. Die Ausstattung war fürstlich. Als letzte Neuigkeit im ernsthaften Drama erschien A. Wilhelmi's Lustspiel in vier Akten „Zurück". In zwei Akten gedrängt würde das Stück mehr Glück gemacht haben, in vier ausgedehnt hat man zu weit von einer komischen Situation und einem Witz zum andern. Doch wurde es freundlich aufgenommen. Schlesinger's einaktiges Lustspiel „Die Gasse am Blasiweg" interessirte nur wegen der Oertlichkeit und wegen Detmer's Aehnlichkeit mit einem bekannten Porträt Schiller's, welches letztere uns die Schillerlotterie noch näher gerückt hat. Ein einaktiger Schwank „Welche Lust Soldat zu sein" von ... fiel gänzlich durch. Das einaktige Lustspiel „Ich werde mir den Major einladen" erwähne ich deßhalb, weil der Umstand, daß viele Dresdener glaubten, unter dem Lustspielmajor müsse Niemand anders verstanden werden als Major Serre von der Schillerlotterie, komischer war, als das Stückchen selbst. Frau von Bulyovsky verletzte im Lustspiel, das eine leichte, fließende Sprechweise und genaue Bekanntschaft mit den allgemeinen nationalen Nuancen des Tones erfordert, durch ihren fremden Accent noch mehr als in der Tragödie. Die Ifland des Lustspiels ist in „Wenn Frauen weinen" besser ausgebeutet. — Ehedem Emil Devrient's Erklärung, Dresden, sich entfernen d. h. seinen Urlaub angetreten hatte, eröffnete auch der Erstere sogleich ein Gastspiel auf der Hofbühne. Er, dem die Götter ewige Jugend oder ewige Rezepte toilettlicher Toilettengeheimnisse gnädig zukommen ließen, er machte wiederum dem hoffnungsvollen Geschlechte der Backfische schlaflose Nächte, der Direktion aber ruhige, denn er spielte immer vor vollen Häusern und noch dazu in einer Zeit, wo die Dresdener sonst anfangen theaterfaul zu werden, und wo Renz mit arabischen Hengsten und seinem unvergleichlichen „Schenkelritt" als Konkurrent auftrat. Emil Devrient gibt auch längst bekannte Paradepferde, aber sie erregen immer wieder Interesse. Nur die gewaltigen, schwer zu bewältigenden Schlachtrosse, Coriolan und Fiesko, die uns in Aussicht gestellt waren, bestieg er nicht. Es schien, er fürchtete, sie möchten ihn doch endlich abwerfen. Er spielte als einzige ernste Rolle den Marquis und zwar in seiner Manier, d. h. wie den Heinrich im Lorbeerbaum und Bettelstab, wenn er anfängt verrückt zu werden. — Wie man hört sind am Hoftheater in Vorbereitung: „Der Goldbauer" von Birch-Pfeiffer, „Eid und Gelübde" von G. Kühn, Fernhände und Anna Löhn's Trauerspiel „Louise Strozzi", welches in F. Webl's Schaubühne gedruckt war. — Von einem dramatischen Märchen, „Die schöne Magelone" betitelt, welches R. Hendrich so eben vollendet hat, hört man, es solle demnächst in Leipzig aufgeführt werden.

— Gluck's „Alceste" wird in Paris Wagner's Fiasko vergessen machen, man bereitet die Aufführung der Oper vor.

Kultur und Wissenschaft.

— Bereits sind wieder zwei Planeten entdeckt worden, und zwar von Schiaparelli in Mailand und von Goldschmidt in Chatillon. Die Zahl sämmtlicher zwischen Mars und Jupiter befindlichen Planeten ist auf 68 gestiegen, von denen sieben in diesem Jahre entdeckt wurden.

— Der bekannte Schriftsteller A. von Reumont, welcher lange als preußischer Gesandter in Florenz lebte, weilt in Berlin, um auf der Bibliothek Studien über die italienische Geschichte zu machen.

— Der Vorstand der greenwicher Sternwarte hat der bonner Universitätsbibliothek alle Publikationen jener Anstalt, welche dieser Bibliothek noch fehlten, zum Geschenk gemacht. Im Ganzen wurden derselben 103 Bände und Hefte in Folio und Quart übersandt.

Reisen.

— Die Heuglin'sche Expedition war, wie uns Theodor Kinzelbach, welcher als Astronom dieselbe begleitet, mittheilt, am 25. März von Kairo nach Suez aufgebrochen und ging in den ersten Tagen des Juni mit dem Pilgerschiff, das den heiligen Teppich für Mekka mit sich führte, nach Dschidda, dem Hafen von Mekka. Von dort wird die Expedition, bei der sich Alles im besten Gesundheitszustande befindet, nach Suakin aufbrechen.

— Der erste Band der Novarareise unter dem damaligen Kommodore von Wüllerstorff, von Dr. Karl Scherzer bearbeitet, ist jetzt erschienen.

— Das Novaramuseum in Wien ist nunmehr eröffnet, und die gesammelten kulturhistorisch höchst interessanten Gegenstände sind in sechs Sälen aufgestellt. Man drängt sich von allen Schichten der Bevölkerung zu dieser Ausstellung.

Industrie, Handel und Verkehrsanstalten.

— Alle Anmeldungen um Raum für Aussteller bei der großen londoner Industrieausstellung müssen bis spätestens 1. Oktober d. J. gemacht werden. Die Königin und ihr Gemahl haben sich bereit erklärt, an Kunstgegenständen das von den Kommissären Gebetene zu bewilligen.

— Der Bau der böhmischen Westbahn hat begonnen und wird mit allem Eifer betrieben.

— Die russische Regierung beabsichtigt durch Sibirien einen Telegraph zu legen, und sind vom Marineministerium bereits 60,000 Silberrubel zur Verbindung von Nikolajew und Chabarowka bewilligt.

— Die englischen Dampfschifffahrtsgesellschaften lassen alle Wochen Dampfer von Liverpool über Gibraltar, Palermo, Messina, Korfu und Ancona nach Triest gehen, wodurch dem österreichischen Lloyd eine ernste Konkurrenz erwächst, da die englischen Fahrpreise noch obendrein billiger sind.

Gestorben.

— Said Bey Dschumblat, einer der einflußreichsten Drusenchefs, Mitte Mai in Beirut.

— Major Charles Nasmyth, einer der Vertheidiger von Silistria im letzten russisch-türkischen Kriege, am 2. Juni zu Pau.

— Dr. Albert Schott, Abgeordneter zur deutschen Nationalversammlung und Mitunterzeichner der württembergischen Verfassungsurkunde, am 6. Juni in Stuttgart.

— Admiral Dundas, aus den Krimkriegen als Kommandirender der englischen Flotte bekannt, zu London im Juni.

Das Schiefsein der Mädchen.

Von

Dr. A. Löwenstein.

Die Zahl der Krankheitsformen, die seit Adam das Menschengeschlecht heimsuchen, ist keine geringe. Aber sie wächst, so will es ein unerforschtes Schicksal, noch in's Unbegrenzte fort. Wie die Astronomen mit ihrem Teleskop von Zeit zu Zeit einen neuen Planeten entdecken, so entdecken die Bessel's und Leverrier's der Medizin mit ihrem Mikroskop und Stethoskop ab und zu eine neue Krankheit, ja die Zeit und die in ihr liegenden Einflüsse schaffen neue Uebel, die sich eben so ungezwungen als ungeniert in das pathologische Planetensystem einreihen und den Menschen das Gesetz der Schwere fühlen lassen.

Meine Absicht ist es nun nicht, die Welt mit einem neuen Asteroiden oder Planetoiden der Pathologie zu beglücken. Ich will nur einen alten Stern (einen Unglücksstern) für einige Zeit beobachten, ihn aus der Höhe des wissenschaftlichen Horizonts in den Gesichtskreis allgemeiner Verständlichkeit und Erkennbarkeit herabziehen, und den Versuch machen, ob sich nicht dem Unglücksstern ein Leitstern gegenüberstellen lasse.

Es ist indeß Zeit, das Bild zu verlassen und von der hohen See der Allegorie (bei der es früher oder später doch zu einem Schiffbruch kommt) in den Hafen der ungekünstelten Anschauungen und Begriffe einzulaufen. Der Leser hat es gewiß noch nicht vergessen, daß ich über das Schiefsein der Mädchen sprechen will.

Das Uebel ist leider ein weitverbreitetes und scheint im gleichmäßigen Verhältniß zur wachsenden Kultur noch immer zuzunehmen. Das weibliche Geschlecht wird vorzugsweise davon betroffen. Auf 100 schiefe Mädchen kann man kaum 15 schiefe Knaben rechnen. Sehen wir uns nur ein wenig um in der Gesellschaft mit unkritischen und bewaffneten Augen, wie viele Formabweichungen und Mißhaltungen werden wir entdecken,

und wie viele — bleiben uns verborgen. Die Inhaberinnen eines schiefen Rückens, einer sogenannten Rückgratsverkrümmung, sind gar sorgsam bedacht, das Uebel zu verstecken, zu bemänteln. Erfährt nun die Welt nichts davon, so ist man beruhigt. Man glaubt, daß man es mit einem Formfehler zu thun habe, ohne an das eigentliche Wesen der Sache zu denken. Daher ist auch der erste konsultirte Doktor meist der Schneider. Dieser hilft auch, aber nach einiger Zeit schon müssen seine Mittel verstärkt werden, bis auch die stärksten nichts mehr nützen und der Umgebung endlich die Augen aufund übergehen.

Es ist ganz erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit, ja mit welchem Leichtsinn dabei verfahren wird. Die Mutter einer beispielsweise zehnjährigen Tochter merkt beim Waschen oder Baden, daß die Kleine etwas schief sei. Aber nein, schief ist sie nicht, es scheint nur so, die eine Schulter steht nur etwas hervor, oder es ist nur eine hohe Hüfte vorhanden. Sie täuscht sich selbst und unterstützt die Selbsttäuschung durch die Toilettenhausapotheke. Der Gatte, dem die offizielle Mittheilung gemacht wird, betrachtet das Corpus delicti mit Allem, was drum und dran ist, und kann wirklich nichts finden. Nun wird das kleine Fräulein mit der Mahnung bestürmt, sich doch gerade zu halten. Diese moralische Medizin bleibt erfolglos. Man greift zum Korsett, um dem Körper, wie man sich ausdrückt, mehr Halt zu geben. Die Haltung wird auch in der That eine bessere, so lange — das Mieder getragen wird. Wird es abgelegt, so fällt der Körper um so schneller zusammen, und man meint, daß das noch nicht ausreiche. Nun greift man zu Bädern, zu Einreibungen, läßt die Kleine turnen und gibt der Hoffnung Raum, mit dem Wachsen, mit der weiteren Entwicklung des Körpers werde sich das Uebel schon verlieren. Der zu Rathe gezogene Hausarzt, dem die Spezialität der Rückgratsverkrümmung ziemlich fremd ist, macht nun auch noch allerlei apothekarische Versuche, bis man die kleine Patientin — sie ist jetzt bereits 12, 13 Jahre alt geworden — dem sachverständigen Arzt vorstellt, der über die Vernachlässigung und die weit gediehene Formentstellung die Hände über dem Kopf zusammenschlägt.

Ist denn nun aber, fragt man, das Uebel wirklich ein so bedeutendes? Zur Beantwortung dieser Frage muß ich den Leser bitten, mit mir eine kleine Exkursion auf das Feld der Anatomie und Physiologie zu machen, um zu erfahren, welche Rolle die betreffenden oder vielmehr betroffenen Theile im körperlichen Haushalt spielen. Durch die Mitte des Rückens läuft eine lange, knöcherne Säule, die Wirbelsäule oder das Rückgrat genannt. Diese Säule ist der Träger, die Stütze des ganzen Knochengebäudes, sie ist die Verbindungsbrücke zwischen Oben und Unten. Sie ist aus 24 Knochenstücken, Wirbeln, zusammengesetzt, 7 Hals-, 12 Brust- oder Rückenwirbeln und 5 Bauch- oder Lendenwirbeln. Die einzelnen Wirbel sind durch Bänder und Knorpel ziemlich fest mit einander verbunden, doch so, daß der Beweglichkeit der ganzen Säule ein freier Spielraum gegönnt ist. Der innere Raum der Wirbelhöhle bildet einen Kanal, in welchem das Rückenmark liegt. An die Brustwirbel schließen sich zu beiden Seiten die Rippen an, welche nach vorn in dem Brustbein zusammenlaufen und den Brustkasten bilden helfen, dessen Höhle das Herz, die Lungen, große Blutgefäße und Nerven einschließt. Das sind edle Organe, die namentlich der so wichtigen Zirkulation des Blutes und dem Athmungsgeschäft dienen. Aus dem Rückenmark aber entspringen die Nerven, welche die Empfindung und Bewegung vermitteln, und es ist begreiflich, daß die knöcherne Hülle dazu bestimmt ist, diesem hochwichtigen Organ den vollen Schutz gegen die Außenwelt zu gewähren.

Alle Bewegung hängt unmittelbar von den Fleischbündeln ab, welche Muskeln genannt werden. Auch der Wirbelsäule fehlt es nicht an Muskeln, welche die Bewegung nach vorn (Beugung), nach hinten (Streckung) und nach den Seiten bewerkstelligen. Halten sich die Beugemuskeln und die Streckmuskeln, ferner die zu beiden Seiten liegenden Rückenmuskeln gegenseitig das Gleichgewicht, so bleibt die Wirbelsäule und mit ihr der ganze Körper in gerader Richtung. Das Abweichen von der Mittellinie erfolgt, wenn dieses Gleichgewicht gestört wird, wenn also der Zug der Muskeln nach rechts oder links stärker ist, als der nach der entgegengesetzten Seite hin. Beugen wir uns z. B. auf einige Augenblicke nach rechts, so wird für diese Zeit eine Rückgratsverkrümmung herbeigeführt, die sich aber schnell dadurch ausgleicht, daß die linksseitigen Muskeln durch den Willenseinfluß in erhöhte Thätigkeit versetzt werden und die Aufrichtung und Geraderichtung des Körpers bewirken. Wir sind vom Alter — gebeugt. Diese bildliche Redeweise ist der sinnlichen Natur entlehnt. Die Strecker des Rückens sind im vorgerückten Alter nicht kräftig genug, der Beugung nach vorn zu widerstehen, die Knochen folgen dem Zuge und wir sehen die Krümmung des Rückens daraus hervorgehen.

Es leuchtet ein, daß die Thätigkeit der Muskeln bei der Entstehung des Schiefseins eine wichtige Rolle spielt, ja es liegt in ihr die allgemeinste Ursache der Formen von Seitwärtsverschiebung des Rückgrats, wie sie bei jungen Mädchen alle Tage zur Beobachtung kommen. Die Seitwärtsverschiebung nach rechts bildet die Regel, was mit der Art und Weise, wie die Mädchen in der Schule beim Schreiben und bei Handarbeiten sitzen, vollständig übereinstimmt. Die Schule, wir können's nicht in Abrede stellen, wie sie die Pflanzstätte vieler körperlicher Gebrechen ist, ist auch der Brutofen der Rückgratsverkrümmung. Schon das freie Sitzen auf der Schulbank ohne Rückenlehne strengt die Rückenmuskeln ungebührlich an. Nun ist aber das Schulkind meist auf einen engen Raum beschränkt, wird von seinen Nachbarn so beengt, daß es in seinen freien Bewegungen gehindert ist, legt beim Schreiben den rechten Arm auf den Tisch, während der linke unter dem Tische bleibt und der ganze Körper sich nach links neigt. Wer will sich da nicht wundern, daß eine solche Monate und Jahre lang fortgesetzte Mißhaltung und Mißhandlung des Körpers sich an dem unschuldigen Kinde rächt und eine Verunstaltung herbeiführt, die, weil sie fast immer dieselbe Ursache hat, auch in den meisten Fällen dieselbe Physiognomie zeigt. Rechts die hohe Schulter, das abstehende Schulterblatt, die nach hinten hervorragenden Rippen, der einen Bogen bildende Rückentheil der Wirbelsäule, links die zusammengefallenen, dünnen Muskeln, die einander genäherten Rippen, das auf den Rippen fest aufliegende Schulterblatt, die unten stark gewulsteten Lendenmuskeln u. s. w. Wird dem Uebel nicht Einhalt gethan, so entwickelt es sich mehr und mehr, die Wirbelsäule krümmt sich stärker, macht verschiedene Achsendrehungen, und es behält in den höheren Formen kein Knochen des Brustkastens und seiner Umgebung seine natürliche Stellung bei, ja bei vielen wird mit der Stellung auch die Substanz geändert und mannigfache Abweichungen herbeigeführt. Erinnert man sich, mit welch' edlen Organen das betroffene Knochengerüst in Berührung oder in Verbindung steht, so wird man es sich leicht erklären, daß selten, selbst in leichteren Graden des Uebels, ein schiefes Mädchen sich einer guten Gesundheit erfreut. Magerkeit, bleiches Aussehen, Athmungsbeschwerden, Wallungen, bleiben selten aus, Herzleiden, Krämpfe, Lähmungen gesellen sich oft den höhern Graden des Uebels bei. Zu einer kräftigen Entwicklung kommt es kaum jemals, und abgesehen von der Formentstellung und Verhäßlichung des Körpers, wird eine Schiefe niemals im Stande sein, den Pflichten ihres einstigen Berufs als Hausfrau und Mutter in vollem Maße mit Lust und Behagen zu genügen.

Welch' dringende Aufforderung an das Volk liegt hierin, dem Uebel in Rede die vollste Beachtung zu schenken und auf die ersten Anfänge sein Augenmerk zu richten. Denn wenn irgendwo hat der Grundsatz: »Principiis obsta!« hier seine volle Geltung. „Dem Anfang tritt entgegen!“ Aber wie? Das ist die Frage. Die landläufige Theorie von der Stärke der rechten Hand und Seite hat ihre traurigen Früchte getragen. Weil die rechte Seite stärker erscheint, hat man der linken Hand alle möglichen Gewichte gegeben zur Ausgleichung, man hat rechts Oel, links Spiritus eingerieben, man hat turnen, den Körper baumeln lassen, um ihn gerade zu recken, Alles zum großen Nachtheil der Patienten. Was Schnürmieder leisten, ist nun schon mehr bekannt: sie sind nicht das kleinste Denkmal menschlicher Verirrung. Nicht minder verwerflich ist das ärztliche System, junge Mädchen in Kürassiere zu verwandeln, ihre Brust mit einem Panzer zu umgeben, Streck- und Druckapparate aller Art auf sie einwirken zu lassen. Solche Bandagen und Maschinen und Werkzeuge mit Federn und Schrauben und Flaschenzüge, die ganze Folterkammer gehört in die Polterkammer. Das Hauptmittel ist und bleibt die wissenschaftliche Gymnastik. Es ist die rationelle Muskelübung, wie das Uebel selbst Muskelerkrankung ist.



Wenn die Muskeltheorie eine richtige, so muß man schon a priori zur Heilgymnastik Vertrauen fassen, die sich die Aufgabe stellt, die Muskeln, die in Folge einer Gewohnheitshaltung aus ihrer regelrechten Thätigkeit und Lage gerissen sind, zur Norm zurückzuführen. Die praktischen Erfolge bestätigen die Ansicht vollkommen. Durch zweckentsprechende Bewegungen, einige Monate fortgesetzt, werden leichtere Grade des Schiefseins in der Regel vollkommen geheilt. Bei höheren Graden muß man sich freilich meist mit der Besserung begnügen, doch habe ich erst vor mehreren Monaten eine Patientin geheilt aus meinem Institute entlassen können, die bedeutend schief zu mir gekommen und deren Herstellung schon nach zwei Monaten erfolgt war, ein Fall, der in dem Leibarzt des Königs, Geheimerath Lauer, welcher mir die Kranke überwiesen, seinen Gewährsmann fand und darum unter den ärztlichen Kollegen doppeltes Aufsehen erregte.

Die heilgymnastische Kur ist eine milde, angenehme, erheiternde und wenig kostspielige, und selbst da, wo sie die Formabweichung nicht zu beseitigen im Stande ist, befördert sie die allgemeine Ernährung und verbessert sie den Gesundheitszustand im Ganzen. Diese Erfolge werden noch immer

nicht so gewürdigt, als sie es verdienen. Von vielen Seiten glaubt man noch nicht an dieselben, weil man — sie nicht kennt. In den gymnastischen Anstalten geschieht auch zu wenig, als daß man sich dabei beruhigen könnte. Greift man zu den mittelalterlichen Folterwerkzeugen der Orthopädie, so glaubt man, im Falle der Erfolglosigkeit, wenigstens seine Schuldigkeit gethan zu haben. Dieser Irrthum muß bekämpft werden, im Interesse der Wissenschaft, im Interesse der Menschheit. Das Volk selbst muß Kenntniß nehmen von den wesentlichen Fortschritten auf diesem Gebiet, und muß Vorurtheilen entsagen, die dem Einzelnen wie der Gesammtheit nachtheilig und verderblich sind. Wem die Sache am Herzen liegt, der mag die nöthige Kenntniß aus einem Werkchen schöpfen, das ich vor Kurzem der Oeffentlichkeit übergeben habe (Wirksamkeit und Werth der Heilgymnastik. Von Dr. A. Löwenstein, Direktor des Instituts für Heilgymnastik in Berlin. Verlag von Karl Heymann). Es wird ihm Aufschluß geben über die eigentliche Natur und die hohe Bedeutung und Verbreitung des Uebels, sowie über die Stellung, welche ihm gegenüber die Gymnastik als Heilmittel einzunehmen hat. Lehrer und Erzieher, Mütter, Aerzte und Menschenfreunde müssen sich vereinigen, um eine schwere Wunde des Menschengeschlechts zur Heilung zu bringen, eine Wunde, die den Freudenbecher des Weibes vergiftet, die den Kern der Gesundheit angreift und die Blüte der Schönheit entfärbt und vernichtet.



ng von Jos. Damm.

Das Schützenfest in Stans.

Von

Alfred Hartmann.

Zum ersten Mal wird das eidgenössische Schützenfest auf dem klassischen Boden der Urkantone abgehalten, — in einem jener Thäler, wo der Wiege schweizerischer Freiheit stand, — auf der Erde, die der Fuß des Schützen Tell und seiner Genossen betreten hat!

Es ging stattlich her, als im Jahr 1844 das reiche Basel die schweizerischen Schützen einlud, das vierte Säkularfest des Tages von St. Jakob in seinen Mauern zu feiern. Auch das stolze Bern vermag 1857 seine eidgenössischen Gäste wohl zu bewirthen auf seinem Schützenplatz in der „Enge“ draußen, auf welchen allabendlich Jungfrau und Mönch, Eiger und Finsteraarhorn festlich erglühend herüberschauten. Und dann das gewerbsfleißige Zürich vor zwei Jahren, — hat es sich nicht mit sammt seinem blauen See zu einem einzigen großen Hochzeitssaale herausgeschmückt, wo die Eidgenossen und Schützenfreunde als willkommene Hochzeitsgäste prächtig empfangen und bewirthet wurden!

Und dennoch zieht das bescheidene Dorf am Fuß des Stanserjochs den Schweizer noch viel mächtiger an, als einst Basel, Bern und Zürich; es ist etwas wie Heimweh, was ihn zum Stanserschießen lockt.

Ein glorioses Ländchen, dieß Nidwaldnerländchen mit seinen smaragdgrünen Heuwiesen, seinen mächtigen Nußbäumen und seinem kräftigen einfachen Volksschlag, der nach alter Vätersitte dahinlebt, — fromm, frisch und fröhlich! Möge der Herr es in seiner Hut behalten und ihm noch viele frohe Festtage bescheeren, aber keine Schreckenstage mehr, wie jene, die es 1798 erleben mußte, als die Franzosen kamen.

Am 9. September jenes für die Schweiz so verhängnißvollen Jahres zogen die Schützen von Nidwalden, wie heute, mit ihren Stutzen bewaffnet von den Bergen herunter, aber nicht zum muntern Wettspiele, sondern zum ernsten Kampf auf Leben und Tod: an jenem Tage schwammen ebenfalls menschenüberfüllte Schiffe über den See nach dem grünen Gelände und zogen vom Brünig herunter zahlreiche Schaaren, aber keine Eidgenossen und willkommene Gäste, sondern beute- und mordlustige Feinde, General Schaumburg's wilde Halbbrigaden; damals wiederhallte wie heute am Rotzberg, am Stanserhorn und an den jähen Abhängen des Bürgenstocks der Donner der Kanonen, aber keine Fest- und Freudenschüsse, sondern der dumpfe Knall jener improvisirten Geschütze aus eisenbeschlagenem Eichenholz, mit denen das Hirtenvolk die Landungsbarken der Franzosen in den Grund bohrte.

Es war ein der Enkel Winkelried's würdiger aber fruchtloser Verzweiflungskampf. Bevor die Sonne sank war das freundliche Stans ein Aschenhaufen, und zu Hunderten verbluteten Greise, Weiber, unmündige Kinder unter den Bajonneten der rachschnaubenden schwarzen Legion.

Ein Aufschrei des Mitleids ging damals durch alle Gauen der Schweiz. Arm und Reich, Hoch und Niedrig trug trotz der eigenen Noth der schweren Zeit sein Scherflein dazu bei, die Noth des ausgeplünderten versengten Ländchens zu lindern. Vater Pestalozzi sammelte in Stans selbst achtzig Waisenkinder um sich und pflegte und lehrte sie, während Hunderte in Bern, Basel, Zürich und anderswo barmherzige Aufnahme fanden.

Dreiundsechzig Jahre sind seither verflossen. Man weiß von der fürchterlichen Noth von damals nur noch vom Hörensagen: der einzige Zeuge jenes Tages ist dort der alte schwarzgebrannte Wartthurm zu Stansstadt. Wo die Trümmer von dreihundert sechzehn Wohnhäusern und dreihundert elf Scheunen und Nebengebäuden rauchten und Hunderte ermordeter Greise und Weiber röchelten, steht jetzt wieder erstanden das neue Stans und dicht daneben der festlich geschmückte Schützenplatz.

Fürwahr ein prächtiges Ländchen! Stellen wir uns einmal auf den Standpunkt, den der Zeichner des vorstehenden Bildes sich ausgewählt hat, — es ist der „Klosterrain“, wo das Winkelrieddenkmal hingestellt werden soll — und gehen wir die Aussicht im Detail durch.

Der gewaltige Geselle zu unserer Linken, der so finster auf uns herunterschaut, ist der alte „Frakmont“, der sagenreiche Pilatus. Diesseits des Sees erhebt sich der Rotzberg, auf welchem Vogt Landenberg's Schloß stand, das in der Neujahrsnacht 1308 von den Unterwaldnerjünglingen gebrochen wurde: es ist nichts mehr davon zu sehen als etwas zerfallenes Gemäuer. Nahe dabei befindet sich das Drachenloch, die Höhle, wo der Lindwurm hauste, welcher von Struthan, dem Ahnen Arnold's von Winkelried, erlegt wurde. Unsere Blicke niederwärts wendend sehen wir Stansstadt mit seinem alten Wartthurm, den die Unterwaldner 1308 gegen Oesterreich erbauten, und welcher 1798 von den Franzosen ausgebrannt wurde. Neben Stansstadt erhebt sich der dunkelgrüne Bürgenstock. Diesseits versteckt sich unter üppigen Obstbäumen Niederdorf, und im Vordergrund zu unsern Füßen liegt um seine Pfarrkirche geschaart der aus seiner Asche wiedererstandene Flecken Stans. In dieser Kirche wurde von den eindringenden Franzosen der Priester am Hochaltar erschossen; noch ist am Altar das von der Flintenkugel herrührende Loch zu sehen. In einem Nebengebäude des Frauenklosters zur Linken der Kirche lehrte Vater Pestalozzi seine achtzig Waisenkinder. Das Rathhaus, dessen Dach wir zwischen den andern Häusern erkennen können, mahnt uns an die stürmische Tagsatzung von 1481 und an den Friedensstifter, Bruder Niklaus von der Flüh. Im Zeughaus neben dem stattlichen Kapuzinerkloster ließen die beutesüchtigen Franzosen nicht einmal das Panzerhemd Winkelried's zurück, das bis 1798 dort aufbewahrt wurde. Dicht zu unsern Füßen sehen wir des Helden Winkelried bescheidenes Wohnhaus, — freilich von der Pietät der Nachkommen sauber restaurirt.

Wir wollen unsere Blicke wieder weiter in die Ferne schweifen lassen. Zur Rechten des Bürgenstocks steht in blaue, duftige Schleier gehüllt die regina montium, der weltberühmte Rigiberg; noch weiter rechts erhebt der Mythenstock seine kahle Felspyramide. Das Buochserhorn und die Steinalp schließen hier unser Panorama ab. Diesseits erblicken wir die wilde Aa, die vom Engelbergerthale herunter kommt; zwischen den Bäumen läßt sich der Kirchthurm von Buochs sehen. Dieses Dorf theilte 1798 das Schicksal von Stans; die Franzosen brannten es nieder und ermordeten seine Bewohner; der Maler Wyrsch, damals ein hülfloser blinder Greis, fand seinen Tod in den Flammen seines eigenen Hauses.

Diesseits Buochs nächst dem Dörfchen Wyl an der Aa liegt der Ort, wo die „freien Landleute von Nidwalden“ Landsgemeinde hatten, — heute der Fest- und Schützenplatz. Hier erhebt sich die geräumige „Speisehütte“, hier dehnt sich der lange „Schießstand“ aus und erhebt sich der zierliche „Gabentempel“.

Es drängt sich uns, wenn wir die Blicke auf dem heitern Gemälde ruhen lassen, welches heute vor uns entfaltet liegt, unwillkürlich die Frage auf: werden noch diesen Fest- und Freudentagen nicht — vielleicht bald wieder — Tage des Schreckens folgen, wie jener fürchterliche 9. September 1798 war? — Wer vermag die Schleier der Zukunft zu lüften? — Dennoch mögen die „freien Landleute“ von Unterwalden getrosteren Muthes als damals in die Zukunft schauen. Denn so viel steht fest, daß die schweizerische Eidgenossenschaft heute nicht mehr wie dazumal ein loser Haufen schwacher Stäbe ist, die sich einer nach dem andern mühelos brechen lassen, sondern fest verbunden dasteht durch das innere Band der Liebe und das äußere einer starken Bundesverfassung. Die zahlreichen Schaaren der Feldschützen, die zum Stanserschießen von allen Seiten herankommen, sind uns Bürgen, daß in dieser ernsten Zeit die Waffe dem Schweizer nicht nur ein Spielzeug ist. Aber auch der Standschütze soll hochgeehrt sein, wenn er sich jenen gichtbrüchigen Greis zum Vorbild nimmt, der sich von seinen Söhnen mit seinem Stutzen auf einen Fels tragen ließ, und von da fort und fort gegen die herandringenden Franzosen schoß, bis der durch seine Uebermacht siegende Feind ihn auf seinem Stand mit den Bajonneten niederstieß. Auch der war ein echter Enkel Winkelried's!

Ein Drama am Lemansee.

Novelle

von

Bernhard v. Schelcha.

Wer von Basel aus den Alpen zufliegt, kennt Olten, den Kreuzungspunkt sämmtlicher Eisenstränge der Schweiz, wo alle Leute, die das Unglück haben sich leicht zu verirren, sicher sind, in einen falschen Zug zu gerathen, und Neuchatel statt Zürich, oder den Rheinfall statt des berner Alpenpanoramas zu sehen.

Der Zug von Basel war eben angekommen am 15. September 1857, und die Reisenden hatten nach vielfachen Fragen in allen Sprachen ihre Plätze in den langen Wagenzügen nach bestem Wissen und in bester Hoffnung eingenommen, und warteten geduldig oder ungeduldig auf den Schrei ihres Feuerrosses und der sichern Anfangsstöße, die unabwendbar sind wie das Eingangsklettern eines Fisteduetts. — In dieser Stille der Erwartung rasselte ein Fenster des genfer Zuges herab und der Kopf einer eleganten Dame, von vierzig Jahren vielleicht, erschien in dessen Oeffnung. Sie sah einen Augenblick umher, wie um sich der Direktion zu versichern, und dann rief sie zu dem luzerner Zug hinüber: „Henzi! Henzi!"

Ein junger Mann erschien auf der Treppe des Waggons und frug erschrocken: „Excellenz sind doch nicht auf's Neue erkrankt?"

„Nein," entgegnete sie in italienischer Sprache, „aber denken Sie, man hat Louise in Basel gefragt, in welchem Verhältniß wir stünden?"

Der genfer Zug pfiff. „Auf Wiedersehen in Montreux!" Ein Winken der Hand — fort war sie.

Der junge Mann blickte sich um. „Gott sei Dank, Niemand hat es bemerkt," sagte er, und ein Kreuz machend hinter dem letzten verschwindenden Güterwagen murmelte er: „Auf Wiedersehen? Nicht wie Du meinst."

Es war da eine Vergangenheit zwischen zwei Menschen.

*

Die Sonne, welche die Trauben des Rheines kochte, was nicht mehr geschehen seit 46 Jahren, gab zugleich die schönsten Schauspiele in den Alpen gratis, und Henzi Baron Stahlberg genoß zehn Tage mit frischem Sinn alle Schönheit des Rigi, der Grimsel, Jungfrau und Thuns, bis sich ihm vom Mont Taman der wundervolle Blick über den Genfersee aufthat, den Byron so herrlich besungen hat.

Als er zum „Schwan" hinabstieg nach Vernex, wo sein Gepäck ihn erwartete, dachte er kaum noch an Frau von Keichheim, deren Mann, Ritter von Keichheim, einen hohen Posten im Norden bekleidete; doch sie setzte sich schnell auf's Neue in den Besitz seiner Gedanken, denn mit dem Gepäck fand er zugleich folgende Zeilen: „Alles überfüllt, nur bei X findet sich noch ein hübsches Zimmer, das Ihnen aus Dankbarkeit reservirt hat Ihre alte Freundin Stephanie." — Das Resultat dieses Billets war eine Frage an den Wirth des Schwans nach einem Zimmer auf den See hinaus; aber es gab nur Dachstuben. „Nun gut, also eine Dachstube."

Stephanie hatte wenig Chance.

*

Am Abend fand er einen Teller der schönsten Trauben mit wilden Blumen auf dem Tisch seiner Dachstube.

„Das Mädchen hat sie gebracht, welches seit vier Tagen sich nach dem Herrn Baron erkundigt und das auch den Brief abgegeben," sagte der herbeigeläutete Kellner.

„Das Weib langweilt mich," sagte sich Henzi höchst ärgerlich und marschirte ein Dutzendmal das Zimmer auf und nieder, den Teller mit wüthendem Blicke messend. Doch der Anblick wahrer Schönheit besänftigt, er beschloß also die Schönheit der Trauben zu prüfen und zu würdigen, sie speisend im Angesicht des alten Chillon und der weißen Dents du Midi, die geisterhaft im Mondlicht herüberblickten. Die Blumen warf er in den See, der sie leise plätschernd aufnahm und leise plätschernd ihn einwiegte zu Träumen, in denen er mit einer wunderschönen Frau auf blumigen Wiesen wandelte, und die schöne Frau sang mit der Nachtigall im Busch um die Wette.

Es gibt Menschen, die an Träume glauben, Henzi auch; und von Tausenden ging Einer in Erfüllung.

*

Drei Tage suchte er vergeblich ein Zimmer in den zahlreichen Pensionen, welche diesen reizenden Winkel der Erde überfüllen und seine Schönheit genießbar machen für so viele Pilger, abgemattet durch das Straßenlaufen der großen Städte; nur bei X suchte er nicht. Und an drei Abenden fand er die schönsten Trauben in seiner Dachstube und speiste sie wüthend und doch mit vielem Genuß im Angesicht des grauen Chillon und der weißen Dents du Midi. Am vierten Abend lag eine Garnitur schöner Knöpfe von Rubinen an der Stelle der Trauben und ein kleiner Brief dabei:

„Ich bin zu alt und welterfahren, um Ihnen zu schmollen, lieber Henzi, und das Beifolgende soll Ihnen den Beweis davon geben. Sie werden nun doch kommen müssen, mir zu danken, also nehmen Sie meine Einladung zum morgenden Diner an und fürchten Sie keine bösen Worte von Ihrer alten Freundin Stephanie."

Henzi bewunderte die prächtigen Knöpfe von genfer Arbeit, fühlte einige Scham sie zu behalten und konnte sie doch nicht zurückgeben. — Halb erfreut, halb ärgerlich seufzend legte er sich nieder; der Himmel war bedeckt und leider gab es keine Trauben.

Man gewöhnt sich so leicht an etwas Gutes, selbst wenn man es anfangs von sich stieß; und Nichts fesselt so sicher den Mann als Verwöhnung, die Frau als Gewöhnung.

*

Die Nacht war stürmisch, das Fenster flog auf und der Regen herein, Henzi bemerkte, daß er weder Ofen noch Kamin hatte.

Stephanie hatte auch wenig geschlafen, sie hatte aber Ofen und Kamin, und ihre Fenster schlossen gut. — Louise, die Zofe, mußte die ganze Garderobe auf die Stühle hängen, und der Morgen verging in tausend erwogenen Kombinationen von Farben und Stoffen. Endlich saß sie vor dem Spiegel.

„Du hast doch kein graues Haar bemerkt, Louise?"

„O Excellenz, es gibt keinen schwärzern Scheitel."

„Diese Fülle! Ich glaube, ich werde alle Tage stärker, Louise?"

„O Excellenz, Ihre Taille schnürt sich noch so gut wie sonst."

„Noch —" und die arme Frau seufzte leise. Nach längerer Pause sprach sie wie zu sich selbst: „Ob ich wohl noch einen angenehmen Eindruck machen kann?"

„Excellenz sind eine schöne Frau und so vornehm," wiederholte das gefällige Echo. Stephanie lächelte; wie schön war sie gewesen noch vor gerade zehn Jahren, Henzi weiß das. Sie erscheint sich nicht älter, vielleicht vergißt auch er diese Zeit. — Es ist etwas Rührendes um ein altes Gesicht, das ein junges Herz gewinnen will.

*

Verleitet durch ihre Wünsche und den Beifall Louisens, setzte sie einen weißen Spitzenteller mit breiten fliegenden Rosabändern auf das wirklich schöne Haar und machte das gelbe Gesicht abschreckend alt und häßlich durch den Gegensatz, denn erinnert uns solches Häubchen nicht immer an Neuvermählte? — Doch sie hatte keine Zeit mehr mit Ruhe zu prüfen, denn die Stunde des Besuchs war gekommen. Sie warf sich auf die Chaiselongue, streckte den linken kleinen bruchansirten Fuß vor, barg den rechten unter dem weiten Kleide, setzte all' die kleinen Nippes auf den Tisch neben sich, in sogenannte malerische Unordnung und ergriff ein Buch. Da klopfte es. Sie richtete sich auf, halb liegend, halb schwebend, so verführerisch wie möglich — und der Kellner trat ein. Schon war sie ärgerlich wieder zurückgefallen, als die überreichte Karte sie wieder in die Höhe schnellte, und sie rief laut: „Aber ich bitte, Baron Stahlberg, treten Sie doch ein!"

Der Kellner verschwand und Henzi erschien, eine Entschuldigung mit Excellenz stammelnd, doch die lebhafte Frau rief: „Keine Entschuldigung und keine Excellenz und kein Anmelden. Wir leben unter Bauern, lieber Henzi, da klopft man kaum an, besonders wenn man dasselbe Haus bewohnt, es ist doch wie Eine große Familie. Doch freilich Sie scheinen keine überwältigende Sehnsucht zu haben in unsere Familie einzutreten," setzte sie spottend hinzu und an den Fingern nachzählend: „lassen Sie sehen, vier Tage, wirklich vier Tage sind Sie schon hier."

Keine Frau kann stumm vergeben und wenn sie es tausendmal beschworen hätte.

Henzi erwiederte: „In Wahrheit, es ist Manches in dem Haus, was mir nicht zusagt; die Lage zum Beispiel."

„Nun lassen wir das, vielleicht denken Sie nach Tisch anders über die Lage; wir haben sehr gute Gesellschaft im Haus — Russen. — Doch erzählen Sie mir von Ihrer Reise, ich habe alle Tage und Abende den Himmel studirt, Ihretwegen, und man hat mich schon das Wetterweibchen genannt."

„Also angemeldet," dachte Henzi, und gab seinen Reisebericht, mit dem gebührenden Dank schließend.

„Ah lassen Sie sehen?" und sie nahm seine Hand zwischen die ihren, die Knöpfe betrachtend, aber sie fühlte keinen Druck, keine noch so leise Bewegung, die als schüchterner Druck sich deuten ließ — und er hätte es doch thun können — aus Dankbarkeit. — Und vielleicht hätte er es gethan (das Männerherz ist so edelmüthig!) ohne die flatternden Rosabänder, die ihm wie die Heroldsfahnen eines nach Eroberung dürstenden Heros erschienen.

„Und die Andern," sagte sie enttäuscht. Henzi stand auf und trat ihr näher, ganz nahe, denn sie legte sich weit zurück; sie nahm die Mittelfalte des feinen Linnens zwischen zwei Finger, sie fühlte den gleichmäßigen Herzschlag Henzi's und das Blut stieg ihr in die Stirn, „wird er nicht mein Haar küssen? Wird er kein Wort sagen?" dachte sie. O wie weit war er von solchen Gedanken! Er sah freilich das schwarze Haar, über das er sich beugen mußte, und er dachte an den Orient und an Zwiebeln, die ihn stets krank machten, und es war ihm, als sei das Haar mit Zwiebeln parfümirt, so daß er glücklich war, als sie ihn los ließ: „Die Knöpfe passen gut zu der feinen Stickerei. Wer hat so fleißig für Sie gearbeitet?"

„Meine Schwester."

„Wie wir uns das erste Mal sahen, dachten Sie gewiß nicht daran, einst Stickereien zu tragen."

„Ich war ein wilder Junge von 16 oder 17 Jahren."

„Freilich Sie waren ein halbes Kind, aber wie hübsch und wie liebenswürdig! Sollten Sie Ihren Charakter geändert haben, wie Ihre Kleidung? Man durchschaut Sie nicht mehr in dem gemeinsamen Reiselager, und ich habe Sie in alter Erinnerung als echten Cavalier angemeldet."

Eine geistreiche Frau bezahlt jede Enttäuschung mit einer kleinen Bosheit.

*

„Ich hoffe, gnädige Frau, Sie werden Ihre gütige Fürsprache nicht bereuen. Doch ich glaubte, es sei eine Bedingung unserer gemeinsamen Reise, daß die Vergangenheit begraben bleibe?"

„Sie sollten wissen, daß es nichts Unausstehlicheres gibt, als das Wort zum Tyrannen machen."

„Man sagt für Frauen und Revolutionäre."

„Sie sind abscheulich! Wie haben Sie sich geändert!" Ein Wort, das im Frauenmund eine ganze Welt bedeutet.

Man meldete das Diner.

„Sie wissen wie schwach ich bin." Mit diesen Worten setzte sie beide Füße auf den Boden, nicht ohne Koketterie, erhob sich schwer und hing sich in den Arm Henzi's, der kein Wort von süßer Last über die Lippen brachte; dagegen sagte sie: „Ich glaubte Sie stärker."

„Meine Kräfte werden genügen, doch wird es nie meine Schuld sein, gnädige Frau, wenn Sie sich je über mich täuschen."

Der Schlag war zu direkt, um nicht zu treffen, und sie traten schweigend in den Speisesaal.

Nach den nöthigen Förmlichkeiten fand sich Henzi an der Tafel neben Stephanie und gegenüber der Gräfin Mintosch, einer reizenden jungen Wittwe, mit jenem verführerischen Ausdruck um Augen und Mund, der Polinnen und Russinnen allein eigen und nicht ganz ohne Sinnlichkeit ist; neben ihr saß ein reizendes, geistvoll lebhaftes Kind und die Gouvernante, eine achtzehnjährige Pariserin, aber von englischem Teint und Haltung, allerliebst im einfach hellbraunen Kleide. Neben Stephanie saß ein junger russischer Rittmeister, Schaitschkoff, mit dem energischen Nationalgesicht, verwundet bei Sebastopol; an der Ecke ein alter russischer General, auf der andern Seite eine englische und eine holländische Familie und ein junger Bürger Amerikas mit seinem englischen Gouverneur.

„Wir leben hier wie auf einer wüsten Insel," setzte die Gräfin das angefangene Gespräch fort, „und da Sie mit uns sich diesem Geschick ergeben haben," ein etwas erstaunter Blick Henzi's wurde sogleich beantwortet, „wie Frau von Keichheim uns versichert hat, als sie das Zimmer neben meinem Salon mir durchaus nicht ablassen wollte," Henzi schwieg mit Wort und Blick, „so bieten wir Ihnen unsere wenigen bereiteten Hülfsmittel an, als da sind Bücher und Noten, und für die schon langen Abende einen kleinen Salon, wo sich unsere Tischecke hier versammelt, um so viel Lärm zu machen wie möglich."

„Ihre Güte, Frau Gräfin, verpflichtet mich auf's Tiefste, doch zunächst muß ich Frau von Keichheim danken, deren freundliche Empfehlung mir ohne Zweifel Ihren Salon eröffnet hat, um aber alle Bedingungen zu erfüllen, werde ich mich in einer Stunde zu einem Bewohner dieser Insel machen, und hoffe nur, daß heute nicht ausnahmsweise der Salon geschlossen ist."

„Sie dürfen hoffen."

Ein Blick aus jungen Augen ist tausendmal überzeugender als die beredteste Zunge der geistvollsten Greisin.

*

Es gibt einfache Worte, die man doch nie vergißt; Henzi vergaß nie mehr das: „Sie dürfen hoffen" — und Stephanie hörte es auch längere Zeit nachklingen.

Ehe sie sich trennten, sagte sie zu ihm: „Wie gefällt Ihnen die Lage des Hauses?"

„Mir scheint, ich sei noch das Kind der welterfahrenen Frau gegenüber."

„Ah, Sie vergessen, die Vergangenheit ist begraben. Sie holen mich ab, ehe Sie zur Gräfin Mintosch gehen?"

„Gewiß. Auf Wiedersehen." Und er drückte ihr die Hand, und sie schieden als Freunde, er, um freiwillig wiederzukehren, sie, um ihn einer gefährlichen Nebenbuhlerin zu überliefern. Er lächelte, sie seufzte. Wer wird zuletzt lächeln und zuletzt seufzen?

*

Als sie Abends in den Salon traten, saß die Gräfin mit den beiden Russen in lautem Gespräch am Kamin, und in der Ecke drüben endete die Gouvernante eben ein meisterhaft vorgetragenes Werk Chopins. Nach der ersten lebhaften Begrüßung, rief die Gräfin: „Jeannette, bringen Sie Olga zur Ruh," und Kind und Gouvernante verschwanden mit tiefen Verbeugungen.

Henzi liebte die Musik und bedauerte, daß das junge Mädchen ohne Dank schied. Doch schnell war der Eindruck verwischt, denn die beiden Damen sangen bald wechselnd, bald gemeinsam. Die junge Stimme und die alte wohlgeschulte boten einen angenehmen Gegensatz. — Die drei Männer horchten mit Aufmerksamkeit, der General als Kenner, Henzi als Liebhaber, der Rittmeister das Urtheil Beider belauschend und die schmeichelhafteste Form seines Lobes bedenkend. — Stephanie sang alte Lieder mit tausend Beziehungen auf die Vergangenheit, doch kaum waren die längsterloschenen Bilder bei den längstvergessenen Tönen aus den Flammen des Kamins aufgestiegen, wie die Geister der Hexe von Endor, da schallte schon wieder die frische Stimme der Gräfin: „Was soll ich Ihnen jetzt singen, Baron Stahlberg? Sie sind heute noch Gast, bestimmen Sie;" und die schöne, volle, jugendliche Stimme trug alle alten Bilder mit sich fort, wie ein frischer Morgenwind die giftigen Nebel der Sümpfe. Der Rittmeister fing an sich zu langweilen; er stieß das Holz im Kamin zusammen und sagte halblaut vor sich hin: „Die Gräfin kokettirt gar zu gern mit allen jungen Männern."

Sehr geehrter Leser, hast Du Dich jemals als unschätzbarer Edelstein gefühlt, als einziger Schmuck des Diadems einer Königin, und man wirft Dich als Wassertropfen in's Meer? — Das ist Vernichtung. — Henzi fühlte etwas Aehnliches bei den Worten: „mit allen jungen Männern". Der schöne Abend war ihm verdorben, er verstummte und überließ es dem Rittmeister, mit Geschicklichkeit zwischen Scylla und Charybdis zu steuern, das heißt, zwei Sängerinnen in gleichem Maße mit Bewunderung zu füttern, ohne die Eine durch das Lob der Andern zu verletzen; es gelang ihm schlecht.

Die Laune der Gräfin hatte sich plötzlich geändert und sie sagte ihm: „Ich dachte, Sie verständen nichts von Musik." Das ärgerte ihn. Stephanie sagte: „Ihr Urtheil ist sehr fein." Das war ihm gleichgültig. — Sie trennten sich und Stephanie war die Einzige, die lächelnd sich niederlegte.

O Menschenherz, kein Rohr ist so schwankend als Du, und doch kannst Du fester sein, als Granit, in Edelmuth und Treue, in Haß und Liebe!

*

Am andern Morgen saß die Gräfin bei Stephanie, um sich durch Bleistift in dem Album derselben verewigen zu lassen. Stephanie konnte Alles und wußte Alles. Sie hatte in 40 Jahren Alles gelernt, gesehen und erfahren. Ihr Geist war ein Riese,

war darum ihr Herz so schwach? — Sie hatte der Gräfin eben eine kleine unschuldige Episode ihres reichen Lebens erzählt, und zur Erwiederung enthüllte diese ihre Seele vor ihr. Freilich etwas geschminkt war diese Seele, doch an dem Zucken des Mundes Stephaniens hättet Ihr sehen können, daß sie augenblicklich alles Roth und Weiß abwischte. — Die Gräfin sah es freilich nicht, denn sie blätterte in einem Buch und sprach wie zu sich selbst. — Zwanzig Jahre längeres Leben geben eine ungeheure Ueberlegenheit.

Bei einer Pause nahm Stephanie das Wort: „Sie haben Ihren schönen Gemahl nie geliebt, weil Sie zu blind von ihm geliebt wurden und zu gleichmäßig; Sie sind eine der Frauen, welche die Liebe nach den empfangenen Schlägen messen."

„Was sagen Sie!" fuhr die Gräfin auf; doch Stephanie zeichnete eifrig fort: „Ich bitte, nehmen Sie die alte Stellung — ich meine moralische Mißhandlung: Vernachlässigung aus Kränkung, Untreue aus Eifersucht u. s. w. u. s. w. Sie hätten wahrscheinlich gar nicht mehr auf die Einflüsterungen meines leichtsinnigen Landsmannes, des eitlen Attaché, gehört, wenn Ihr Mann nach dem verhängnißvollen Ballabend drei oder vier Nächte nicht nach Haus gekommen wäre."

„O, ich glaube, ich würde ihn gehaßt haben."

„Aber Sie würden ihn nie einer andern Frau gegönnt haben, und damit er nicht die Beute einer andern Rivalin würde, hätten Sie alle mögliche Aufmerksamkeit für ihn gehabt. Meine Theure, ein solcher Haß ist Eifersucht und eine Art von Liebe." Sie sagte das in dem gelangweilten Tone, wie etwa eine höchst weise und gelehrte Lehrerin zu dem kleinen Mädchen, das Alles wissen will, sagt: Freilich der Aal ist auch ein Fisch. „Doch Sie wollten mir sein Bild zeigen."

„Ich trage es immer bei mir," sagte die Gräfin mit Gefühl, und Stephanie hätte fast gelacht über diese Naivetät, als sie das Medaillon nahm.

„Wirklich ein schöner Kopf, aber gar kein russischer Charakter darin. Sie erlauben mir wohl, ihn abzuzeichnen."

„O sehr gern." Doch indem sie das Medaillon von der Uhrkette löste, sah sie die späte Stunde und hob die Sitzung auf.

Stephanie verwischte, eine zweite Penelope, eifrig das halbe Bild der jungen Frau und sagte lächelnd: „Man kann nichts Unnützes lernen."

*

Während dieser Zeit saß Henzi in seinem Zimmer am Kamin und ärgerte sich. Er hatte eigentlich keinen Grund zum Aerger, und wenn er sich durchaus ärgern wollte, konnte er sich doch nur über sich selbst und seine Schwachheit ärgern oder vielleicht über die Koketterie der Gräfin, oder vielleicht den Rittmeister, der sie ihm enthüllt hatte, so denkt wohl der Leser — doch nein, er ärgerte sich über Stephanie: Mußte sie nicht die Gräfin am ersten Tage durchschaut haben? Wußte sie nicht, so gut er es heute wußte, daß der Rittmeister sich um ihre Hand bewarb? daß sie mit ihm spielte? daß der alte General als Rival nicht genügte? daß sie nothwendig einen jungen Mann brauchte? Und dieser Nothbehelf sollte er sein?! Und Stephanie hatte ihn in diese Falle gelockt. — Ah, es gab doch einigen Grund sich zu ärgern. — Warum sie es gethan, war ihm gleich, daß sie es gethan, war schlimm genug. — Doch nun erwachte all' sein Mannesstolz und Selbstbewußtsein. Hatte man ihn nicht tausendmal einen schönen Mann, einen charaktervollen Kopf u. s. w. genannt? Er stellte sich vor den Spiegel und im Geiste den Rittmeister neben sich. „Und warum soll ich in die aufgezwungene Stellung nicht freiwillig eintreten, warum den angebotenen Kampf nicht aufnehmen? Der Preis ist schön. Vorwärts Henzi, zu Streit und Sieg!"

Der freiwillige Kampf zu Sieg oder Untergang macht das Schlachtopfer zum Helden.

Die freiwillige Erduldung der Pein veredelt die Strafe zum Märtyrerthum.

Die freiwillige Entbehrung heiligt die Bettelei zur evangelischen Armuth.

Die Freiheit und Kraft des Willens adelt.

*

Als Henzi aus dem Zimmer trat, beschritt Olga eben mit Jeanette die oberste Treppenstufe.

„Baron Stahlberg," äußerte die Kleine. Der grüßende Henzi nahm es für ein gutes Omen; doch wessen Echo war das Kind: der Gouvernante oder der Gräfin?

„Ich werde es erfahren," tröstete sich Henzi. Und in Wahrheit, er erfuhr es früher, als er dachte, denn indem er noch zögerte, ob er nur an der Salonthüre klopfen oder sich anmelden lassen sollte, hörte er die Stimme der Kleinen:

„Mama, ich habe Baron Stahlberg gesehen."

„So? und was hat er Dir gesagt?"

„O Mama, er war gar nicht artig, er hat mir gar nichts gesagt."

„In Wahrheit, er hat nur gegrüßt," setzte Jeanette hinzu.

„Vielleicht hast Du ihm keinen hübschen Knix gemacht."

„Nicht wahr, Mademoiselle, ich habe sehr tief geknixt?"

„Ich glaube, ja," sagte diese.

„Dann, liebes Kind, hat er vielleicht an Jemand andern als an Deine kleine Person gedacht. Vielleicht ist er zu Mittag liebenswürdiger."

Und die Gräfin trällerte ein italienisches Volksliedchen, das gestern Abend Henzi entzückt hatte.

Kinder sind Barometer der Launen der Mutter, die schneller wechseln wie Wind und Wolken.

*

Henzi fühlte gar keine Scham, seine Schande gehört zu haben, er war vielmehr sehr befriedigt, doch klopfte er weder an, noch ließ er sich melden, sondern er stieg zu Stephanie hinauf.

„Die Zimmer sind gut im Hause," sagte diese nach dem „guten Morgen".

„Doch fehlt es nicht an schwüler Luft," entgegnete er; „ich fürchte, daß ein mir unbekanntes Etwas Ihre Ruhe gestört hat, Sie scheinen nicht in bester Laune."

„Wollen Sie immer den ganzen Tag verschlafen und mich allein für Ihr Glück arbeiten lassen?"

„Darf ich glauben, daß Sie es heute schon gethan haben?"

„Ja, Sie Undankbarer."

„Mein Gott, ich bin völlig bereit, Ihnen auf das Gefühlvollste zu danken für das unbewußte Glück."

„Und Sie rechnen den gestrigen Abend für Nichts?"

„O gewiß, ich danke Ihnen auch für die alten Lieder."

„Und die Gräfin?"

„Sie hat eine sehr schöne Stimme."

„War sie nicht die Liebenswürdigkeit selbst gegen Sie?"

„Sie erklärte es ja: ich sei ihr Gast. Sie würde jeden Andern mit derselben Liebenswürdigkeit behandelt haben."

Henzi sagte es mit möglichst unbefangenem Ton. Stephanie hörte für einen Moment auf mit den Quasten ihres Morgenrocks zu spielen, und sah ihm in's Gesicht; dann sagte sie: „Sollte es wirklich einen Mann geben ohne überwältigende Eitelkeit. Und dieser Mann wären Sie, Henzi?"

„Ich sage daß keineswegs, im Gegentheil, es scheint mir sehr gewagt, gegen einen Rival aufzutreten, der ohne Zweifel schon Rechte hat und mancherlei Vorzüge genießt, z. B. der Landsmannschaft, die Wunden für's Vaterland u. s. w."

„Sollten Sie wirklich vor einem sichtbaren Feind zurückweichen?"

„Gibt es also noch einen entfernten unsichtbaren?"

„Sehen Sie meine Freundschaft für Sie; ich habe mich den ganzen Morgen bemüht, Ihnen diesen Feind vom Angesicht zu Angesicht gegenüberzustellen. Sehen Sie diese hohe Stirn, diese schönen blonden Locken, wie schön der Schnitt der Augen, und die Nase wie edel, und der Mund so klein, fast zu klein, aber prächtig geschwungene Lippen!"

Henzi lachte laut auf: „Sie loben ja das Bild, als hätten Sie es zu theuer bezahlt. — Wollen Sie damit einen Handel machen?"

„Was fällt Ihnen ein!"

„Mir fällt mein Bruder ein, gnädige Frau. Der hatte einmal einen Bock gekauft für 120 Friedrichsd'or, und war in solchem Entzücken über seinen Kauf, daß er nichts Anderes sprach, sah und hörte als seinen Bock. Wollte man ihn bewegen auf die Jagd zu gehen, so mußte man anfangen: ‚Du hast wirklich den schönsten Bock auf der Welt, Paul.' ‚Nicht wahr, ein Prachtthier,' entgegnete er entzückt. ‚Wahrhaftig ein Prachtthier. Meinst Du nicht, daß wir ein paar Hühner schießen gehn?' Er wäre Seehunde schießen gegangen nach dieser Einleitung. — Das Bild erinnert mich lebhaft an den Bock meines Bruders, es ist ein Prachtexemplar von Schafsgesicht!"

„O mon cher, das ist vollkommen das Urtheil eines Nebenbuhlers, der von der Sonne nichts sieht als ihre Flecken; aber dieses Schafsgesicht, wie Sie das hübsche Bild zu nennen belieben, verläßt die Gräfin Tag und Nacht nicht."

„Außer wenn es in Ihren Händen ist, gnädige Frau."

„Das war ein großer Beweis von Freundschaft, daß sie mir es zum Kopiren überließ."

„Der arme Rittmeister würde untröstlich sein, wenn er das wüßte. — Tausend Dank für Ihre Mühe, gnädige Frau." Und er küßte ihr respektvoll die Hand, indem er sich verabschiedete.

Ein vorsichtiger Feldherr deckt die Rückzugslinie ehe er angreift.

*

Stephanie war sehr erregt: „Der Undankbare verspottet mich, er will mich täuschen. Das war nicht seine gewöhnliche einfache aufrichtige Sprache. Er versteckt sich und verstellt sich. Er will sich mir entziehen, will mich bei Seite schieben. O mein Theurer, ich bin kein Kind mehr — unglücklicher Weise," und sie seufzte. „Doch ich halte die Gräfin und das genügt." Und sie schellte heftig, um sich ankleiden zu lassen.

Henzi war besorgt über den hohen Grad von Vertrautheit zwischen beiden Damen; denn Stephanie erschien ihm gefährlicher als der Rittmeister. Er beschloß also augenblicklich die Gräfin zu sprechen, ehe sie Stephanie wiedergesehen. — Er klopfte an. Die Gräfin war angekleidet und hatte Briefe vor sich liegen.

„Briefe vom Haus," sagte sie, dieselben bei Seite schiebend.

„Ich hoffe, gute Nachrichten," sagte Henzi. „Das scheint wirklich das einzige ‚Gut' in dem Briefe zu sein; Sie sehen wirklich ungemein nachdenklich aus, Frau Gräfin, und gestern schien Ihr Gesicht, verzeihen Sie, nur die Gegenwart widerspiegeln zu wollen."

„Das soll es auch. Doch ich werde Ihnen sagen, was mich nachdenklich macht. Meine Schwiegermutter schreibt mir hier einen sehr schönen und frommen Brief und beschwört mich, auch in der Ferne dem Andenken ihres Sohnes treu zu bleiben, — sie ist eine Kurländerin — und in dem Augenblick, wo ich den Brief empfangen, hatte ich eben das Bild meines Mannes, das mich seit seinem Tode nicht verlassen, an Frau von Reichheim gegeben, die es schön findet und abzeichnen will."

Henzi unterdrückte ein Lächeln über das unterdrückte Geheimniß und entgegnete: „Ein Zufall, Frau Gräfin, von tausend andern."

„Ich hasse den Zufall!" sagte sie heftig, doch sogleich einlenkend, fuhr sie fort: „Sie müssen geschmeichelt sein, Baron Stahlberg, der Zufall macht Sie zu meinem Vertrauten am zweiten Tag."

„Lassen Sie mich hoffen, Frau Gräfin, daß es nicht allein der Zufall sei, sondern daß Sie mich wirklich bereits erkannt haben: Sie werden mich nie irgend welchen Vertrauens unwürdig finden."

„Das muß ich auch hoffen. Doch Vertrauen verlangt Erwiederung. Frau von Reichheim sagte mir, Sie hätten nie daran gedacht sich zu verheirathen, warum nicht?"

„Meine Gründe werden Ihnen sehr prosaisch erscheinen, Frau Gräfin: erstens fürchte ich die Körbe."

„Nicht zu sehr, denke ich."

„O doch. Dann die Veränderung nach der Hochzeit."

„Es liegt allein am Mann, daß sie ihm günstig sei."

„Nun wenn Sie diese Gründe nicht gelten lassen, so doch gewiß den dritten. Das ist die Geldfrage. Ich bin zu arm für eine arme Frau, zu verwöhnt für ein mittelmäßiges Vermögen, und zu stolz, mich der Herrschaft einer Erbin zu unterwerfen, abgesehen von dem mit doppelt drohender Miene erscheinenden Rache im letzten Fall.

„Wenn nun aber die Erbin Ihnen die Herrschaft über sich und die Erbschaft anböte?"

„Diesen Fall habe ich nie bedacht."

„Das sollten Sie doch, der Vollständigkeit halber. — Und geliebt haben Sie nie?" Der eintretende Rittmeister brachte das Gespräch auf Barometer und Thermometer.

Die Herbstsonne schien hell in's Zimmer, man brauchte kein Feuer im Kamin, doch die Dame hatte aus Vorsicht ein paar schöne glatte, trockene Buchenstücke auf den Rost gelegt; es war noch heiße Asche vom Morgenfeuer da, vielleicht auch ein paar kleine Kohlen, die Buchenstücke hatten sich erwärmt, erhitzt und plötzlich schlugen die Flammen auf. Ein Zufall, den weder die Gräfin noch Henzi beachteten.

*

Zum Dessert gab es Bonbons mit Versen; man vertheilte sie gleichmäßig, und Damen und Herren tauschten dann uneröffnet die ihren. So dumm die Verse waren, so gab es doch immer einen oder den andern, der mit dem bekannten Charakter oder den Verhältnissen des Gebers oder Empfängers in Beziehung zu stehen schien. Dieß machte viel Vergnügen und gab immer erneuten Unterhaltungsstoff, was viel wiegt bei einer kleinen, abgeschlossenen Gesellschaft, die sich täglich sieht, und man rechnete das Diné für unvollkommen, wenn Herr X keine Bonbons aufsetzen ließ. Henzi gab den süßen Inhalt und die bunten Schalen der empfangenen Gaben an Olga, welche erröthend und fragend zur Gräfin und Jeanette aufblickte, und da beide lächelten, dankbar annahm. — Henzi war in ihren Augen wieder vollkommen liebenswürdig. — Einige Ellen bunten Stoffs machen denselben Effekt auf große Kinder.

Stephanie aber war sehr unzufrieden mit der Heiterkeit Henzi's, der alle ihre Neckereien lächelnd abschüttelte, und der ruhige Ton der Gräfin verrieth ihrem feinen Gefühl, daß eine theilweise Erklärung zur Befriedigung Beider stattgefunden habe. — Henzi andererseits hatte Sorge, die Gräfin nicht an Stephanie zu überlassen, und schlug eine Kahnfahrt nach Chillon vor. Der Vorschlag wurde mit Akklamation angenommen, besonders von Olga; doch Stephanie flüsterte einige Worte der Gräfin zu, welche diese mit einem Erröthen und Senken des Kopfes beantwortete, dann sagte sie laut: „Wir haben Segelwind, das Herrichten der Boote nimmt eine Stunde wenigstens in Anspruch, wir können unsere Kähne in Gondeln venetianischer Anbeit umwandeln, wenn die Herren galant genug sind, einige Meter Baumwollenstoff von ihren Farben nachziehen zu lassen."

Die Russen waren einverstanden, sie führten die Gräfin im Triumph von dannen, und die Reihe, mißvergnügt zu sein, war wieder einmal an Henzi.

Das ist der Lauf des Lebens und des Liebens.

*

Stephanie machte Anspruch auf ihren Kavalier, wie sie sagte, und da die Gräfin sich sogleich an den Rittmeister wandte, so hob Henzi Stephanie in's Boot in der Hoffnung, von ihr den Grund des Erröthens leichter zu erfahren als von der Gräfin selbst, und welcher Liebende gäbe nicht Schätze für die richtige Erklärung jedes Erröthens der Angebeteten?

Henzi trieb mit einigen Ruderschlägen den Kahn in den See und hielt das Segel, während Stephanie steuerte. „Ich liebe das Steuern," sagte sie.

„Wirklich?" spottete Henzi.

„Sie begreifen?"

„Ich begreife."

„Und ich werde Sie in einen guten Hafen steuern, in ein schönes Schloß und in kein Gefängniß, Henzi."

„Das ist Ihr Wille?" entgegnete Henzi in jenem Ton, der halb Zustimmung, halb Frage ist.

„Ich werde es thun, wenn Sie mich nicht verhindern; aber Sie haben kein Vertrauen zu mir."

„Wir fallen vom Wind ab," sagte Henzi.

„So kommen wir zwei Minuten später zu den ausgetretenen Steinplatten Bonivards. Doch Henzi, seien Sie aufrichtig: was habe ich Ihnen gethan, daß Sie sich so von mir zurückziehen?"

„Nichts, gnädige Frau. Sie haben Ihre großen und kleinen Geheimnisse vor mir: es ist unbillig, zu verlangen, daß meine Seele keine Falten habe."

„Beunruhigt Sie der unbekannte Nebenbuhler?"

„Ich habe keine Furcht vor Gespenstern. Aber es gibt noch andere Geheimnisse."

„Von heute Mittag?"

Henzi nickte.

„Ei so fragen Sie doch die Gräfin, Sie scheinen sich heute Morgen nicht sehr genirt zu haben."

„Ich kann sie nicht fragen und mag sie nicht fragen," entgegnete er, an das Erröthen denkend.

„Sie werden noch oft die Gräfin fragen mögen und nicht können, mich aber können Sie immer fragen, und ich werde Ihnen immer antworten, denn ich vergesse alte Freundschaft nicht so leicht wie Andere; wo ich meine Zuneigung schenke, gebe ich sie ganz, und alte Freunde setze ich nie zurück vor den Bekannten von Gestern. Aber existirt unsere alte Freundschaft noch?"

„Habe ich feindlich gegen Sie gehandelt?"

„Wenigstens nicht immer ganz freundlich, doch man soll unter Freunden nicht rechten um Kleinigkeiten. Sie sollen das große Geheimniß wissen, aber Sie müssen mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie mich nicht an die Gräfin verrathen, weder durch Wort noch durch Blick, weder das, noch was ich Ihnen sonst anvertrauen werde. Sie begreifen, ich will keinen Streit im Hause haben und bleibe sonst lieber stumm."

„Mein Gott, das versteht sich von selbst," erwiederte Henze ungeduldig und froh über den leichten Kauf. „Doch wenn Sie es besonders hören wollen: ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, von Allem, was Sie mir sagen werden, Nichts der Gräfin zu verrathen, weder durch Blick noch durch Wort."

Zu Henze's großer Ueberraschung zog Stephanie eine Cigarette hervor und bat um Feuer.

„Sie rauchen?" frug er.

„Wie Sie sehen werden — und die Gräfin auch. Das ist das ganze Geheimniß."

Welche Nichtigkeiten belasten unser Herz und welche schweren Verpflichtungen legen wir uns lachend auf!

(Schluß folgt.)

Das Wettrennen in der Freudenau zu Wien.

Auf der Rennbahn der Freudenau zu Wien kam vor einigen Tagen eine interessante Wette zum Austrag. Graf Szirmay, Oberlieutenant des elften Husarenregiments, hatte proponirt, daß er 40 deutsche Meilen in 40 Stunden auf einem und demselben Pferde reiten werde. Es galt 5000 fl., außerdem wurde für und gegen stark gewettet. Graf Szirmay begann Samstag 4 Uhr Morgens auf der Freudenauer Rennbahn seine Aufgabe; er ritt bis 10 Uhr Vormittags die Strecke von 11 Meilen, und ruhte bis 2 Uhr Nachmittags, von 2 bis 8 Uhr Abends legte er 9 Meilen zurück, und ruhte bis 4 Uhr Früh des Sonntags; von 4 bis 10 Uhr Morgens legte der Graf 10 Meilen zurück und ruhte bis 2 Uhr Nachmittags, von 2 bis 7 Uhr 31 Minuten Abends hatte Graf Szirmay 10 Meilen und die vollendete Strecke zurückgelegt. Reiter und Pferd sind ganz frisch und gesund. Das Pferd wurde in dem böhmischen Hofgestüte zu Kladrub gezogen, und zwar aus dem Vollbluthengst Old England und der Halbblutstute Mirefor. Im Jahre 1858 kam es im k. k. Hofstallgebäude als überzählig zur Versteigerung.



Das Wettpferd des Grafen Szirmay in der Rennbahn auf der Freudenau in Wien. Nach einer Originalzeichnung von H. Schmidt.

Elsässer Sittenbilder von Schuler.

Neugierig pflegen, wie überall wo die Eisenbahnkommunikation noch ziemlich dürftig ist, auch in den Thaldörfern der Vogesen sich lustige Kinder, Knaben und Mädchen, zu versammeln, wenn die Post oder Diligence ankommt, um die aus den Wagenfenstern schauenden Fremden mit offenem Munde anzustarren. Ohne Mütze, barfüßig, in durchlöcherten Kleidern, aber mit überaus heiterem und sorglosem Gesicht führen sie wohl auch Possen und Kunststückchen auf oder raufen sich tüchtig, wenn einer der Reisenden eine handvoll Nüsse oder ganz einige Sous unter sie wirft. Lebhaft und aufmerksam, kann in ihren Dörfern Nichts vorgehen, von dem sie nicht Kunde bekämen und aus dem sie nach ihrer Art Nutzen und Vergnügen zögen. Es ist im Hochsommer. Seht, da kommt dort in's Dorf ein Ochsengespann schläfrig hereingezogen, die müden Thiere lassen die Nase hängen, wedeln faul mit dem Schweif, sich die lästigen Fliegen abzuwehren, und auch oben auf dem Wagen ist der Kutscher eingeschlummert und nickt mit dem Kopfe. Auf dem Wagen liegt ein Faß mit Syrup, welches dem Fuhrmann zum Unglück, den Kindern zum höchsten Genuß, durch die Fahrt leck geworden, und aus dessen Spundloch die braune Süßigkeit hervorquillt. Da sind es nun meist die Mädchen, welche aus dem Schaden des Kutschers ihren Vortheil



Elsässer Sittenbilder. Das Spundloch, von Theoph. [illegible]

ziehen. Mit Töpfen und Kannen kommen sie gelaufen, schwingen sich an dem hinten befindlichen Bremsbalken in die Höhe, und lassen nach Herzenslust von dem dunkeln Nektar in ihre Gefäße fließen. Gar zu drollig ist die Hast, mit welcher die Kleinen ihren frechen Diebstahl am hellen Tage ausführen, und mit welcher Lüsternheit sie die geraubte Flüssigkeit naschen. — Der Begier begräbt Eine ihr halbes Gesicht im Topf, eine Andere leckt schmatzend die Finger ab, eine Dritte taucht die ganze Linke in das beliebte Süß, und wieder eine Andere ist in Folge der wilden Hast auf den Boden gefallen, und die alte hinfällige Großmutter springt herbei die Schreiende zu erheben. — Gleich reizend in der Komposition wie in der Ausführung hat der treffliche Künstler Schuler eine solche Szene zum Vorwurf eines Genrebildchens gemalt. Man kann nichts Natürlicheres sehen, als diese kleine lüsterne Schaar, von denen Einige noch bemüht sind, die ihnen selten oder nie zugetheilte Erquickung zu erhaschen, während der Rest schon im Genusse schwelgt, in dessen Manier etwas gar zu Rohes, fast Thierisches liegt. Doch nicht nur den Mädchen wird manchmal ein solcher Beitrag geboten, auch die Knaben erfreuen sich solcher. Als Pendant zu der eben erwähnten Gruppe hat unser Künstler ein anderes Bild komponirt, dem ersten gleich an lebensfrischer, naturtreuer Konzeption und ebenso vortrefflich in der Ausführung, nur noch drastisch komischer und kräftiger. Diesmal ist es ein Schnapsfaß, welches die Kleinen, frechen Dorfteufel zum Naschen verführt. Mit der Behendigkeit einer Katze schwingen sie sich den Wagen hinauf und schlürfen die niederrieselnden, berauschend dunstenden Tropfen. Einige, die des Guten schon zu viel genossen, sind in einer prächtigen Balgerei begriffen, ein Zweiter läßt sich durch einen vom Wagen hängenden Zweig nachschleifen, ein Dritter liegt am Boden, die Beine von sich streckend, und ein der Mutter Entflohener wird von der Erzürnten wieder in's Haus gejagt, wobei es derbe Prügel regnet. Wir wünschen dem Künstler zu dem trefflichen Griff, der ihn dieß Sujet darstellen hieß, Glück und finden an den kecken und natürlichen Kompositionen Goethe's Ausspruch über das Menschenleben wieder einmal treffend bewährt:

Ein Jeder lebt's, nicht Allen ist's bekannt
Und wo man's packt, da ist's interessant!



Die Himmelszeichen von Löffler. IX. Der Krebs (Juni).

Berliner Chronik

von

Ernst Kossak.

XX.

Schwerlich kann Jeder von uns, der eine Universität, Akademie oder Kriegsschule in den Jahren besucht hat, wo dem Menschen das Blut rasch zu Kopf steigt, sein Gewissen von dem Vorwurf freisprechen, damals die Mensur beschritten und wenigstens das Schwert gegen einen jungen Mitmenschen gezückt zu haben. Aber die sänftigende Zeit und jene grauen Weiber im zweiten Theile des Faust, die jedem Sterblichen gelegentlich ihren Besuch abstatten, stimmen uns versöhnlicher, die Reizbarkeit unserer Nerven läßt nach, die Haut unseres Gemüthes verdickt sich — bei gewissen Leuten sogar bis zur Solidität des Hippopotamus — Worte verwunden uns nicht mehr so leicht, boshaft gefügte Schriftzeichen haften nicht an uns, und wenn von einem seiner sieben Brüder gar zu arg mitgespielt wird, der trumpft ihn mit der Feder ab, oder legt im schlimmsten Falle das tendenziöse Schriftstück in die Hände des Staatsanwaltes, um das satyrische Talent entweder an seinem Portemonnaie oder an seiner Freiheit strafen zu lassen. Noch vor sechs bis acht Jahren handelte das gesammte gekränkte



Elsässer Sittenbilder. Das Branntweinfaß, von Theoph. Schuler.

Berlin nach dieser gemäßigten Theorie, jene schnell entschlossenen Herren allerdings ausgenommen, die jede vermeintliche Kränkung ihres Ehrgefühls sofort mit geballter Faust oder abgebrochenem Schemelbeine rächten, dafür aber auch auf jede fernere Sühne verzichteten. Es sollte nicht immer so bleiben; ein gewaltiger Umschwung der Ansichten trat ein. Die Gewaltthätigkeit des ganzen Zeitalters, sein Hang zur raschen Selbsthülfe, seine Mißachtung der niedergeschriebenen Rechtsgrundsätze, übten auch ihren nachtheiligen Einfluß auf den Einzelnen aus. Das Duell wurde allmälig wieder Mode, ein menschenfreundliches Gesetz kam hinzu, seine Folgen für die Betheiligten weniger empfindlich zu machen, und heute sind wir auf dem besten Wege zu einer so tief greifenden Umgestaltung der Gesellschaft, daß selbst der Bandjude seine Waare statt mit der Elle gleich mit dem blanken Schwerte mißt, weil er nicht weiß, ob der nächste Wortwechsel mit einem Kunden nicht gleich hinten im Comptoir ausgefochten werden muß, und daß jeder Mensch neben seinem Dintenfaß auch einen von Master Colt's sechsläufigen Revolvern liegen hat. Wer sonst aus einer verzeihlichen Abneigung gegen Todesgedanken die Abfassung seines Testamentes verabsäumte, der begibt sich jetzt zu einem einsichtigen Rechtsanwalte, legt seinen letzten Willen schriftlich auf dem Gerichte nieder, und geht den kommenden Ereignissen mit der Beruhigung entgegen, für die Seinigen gesorgt und das Haus bestellt zu haben. Das Duell liegt heute in der Luft, und seit Herr General von Manteuffel, der Chef des königlichen Militärkabinets, und ein wohlbestallter Wächter der Gesetze, Herr Stadtgerichtsrath Twesten, der Verfasser der Broschüre: „Was uns noch retten kann," mit einander Kugeln gewechselt haben, weiß kein Berliner mehr, ob, weßhalb und mit wem er sich noch schießen kann. Zum Glück sind wir, wie Vater Goethe schon von uns sagte, ein „verwegener Menschenschlag"; wir schreiben über derartige Vorkommnisse anderthalb Dutzend Zeitungsartikel, drei bis vier Broschüren, reden acht Tage lang darüber, und dann geschieht irgend etwas Neues, das die peinliche Sache in Vergessenheit bringt. Der General erscheint nach wie vor zum Vortrage bei Seiner Majestät, der Stadtgerichtsrath, dem die Knochen im rechten Vorderarm zerschmettert sind, sieht in der trefflichen Behandlung des Dr. Wilms, unseres besten Chirurgen neben Langenbeck. Bei dem Duell ist Alles auf die ritterlichste Weise zugegangen; man sieht sich, wie gesagt, schon nach einem neuen Zweikampf um. Eine Anzahl Blätter, denen man fast zutrauen möchte sie hätten ein politisches Interesse an diesem Duell, wärmen alle acht oder vierzehn Tage einmal die alte Mähr auf: der Abgeordnete für Hagen, Herr von Vincke, werde sich mit dem, endlich für unbestimmte Zeit beurlaubten, und durch einen kommissarischen Vertreter, Herrn von Winter, ersetzten Polizeipräsidenten, Herrn von Zedlitz, nach dem jetzt erfolgten Schluß der Kammersitzungen schießen.

Die beiden Häuser der Landesvertreter haben uns endlich verlassen, der Thronrede zu Folge ist man in der höchsten Region des Staates mit ihren Leistungen durchaus zufrieden gewesen, nur die Nation scheint Willens zu sein, bei den im Spätherbste bevorstehenden Wahlen eine Anzahl entschiedenerer Charaktere, sowohl von der äußersten Linken als auch von der rothen Rechten, wenn man von einer solchen noch reden kann, wo nur ein wenig „Demokratie" saß, in das Abgeordnetenhaus zu bringen. Nicht als ob zu fürchten wäre, das Ministerium Hohenzollern-Auerswald könne in erhebliche Minorität gerathen, nein, es gilt nur, der etwas weichlichen konstitutionellen Speise einige kräftige und pikante Zuthaten einzuverleiben. Eine Reihe von schönen Tagen kann bekanntlich Niemand ertragen, und es taugt gleichfalls nicht, wenn die ministerielle Majorität bei allen Abstimmungen zu zahlreich ausfällt. Inzwischen beschäftigen wir uns, da augenblicklich keine neuerrichtete Statue einzuweihen und zu enthüllen ist, mit den Vorbereitungen zur Huldigung, oder vielmehr wir Berliner, die mit den in Königsberg stattfindenden derartigen Feierlichkeiten nichts zu schaffen haben, bekümmern uns nur um die Einholung des Königspaares, die bei den früheren Thronbesteigungen, nach einem althergebrachten Ritual, unter Mitwirkung der Gewerke, mit den berittenen Schlächtern an der Spitze, eine große Rolle spielte. In den letzten einundzwanzig Jahren, die nach der Einholung König Friedrich Wilhelm des Vierten verflossen sind, hat sich zwar Vieles geändert, und man mag an dem entscheidenden Orte noch nicht darüber einig sein, in welcher Weise man die sonstige Huldigung der Stände konstitutionell modifizirt, gewiß ist nur, daß die Bürgerschaft Berlins sich von den gewohnten Festlichkeiten und großartigen Aufzügen kein Tüttelchen abdingen lassen wird. Unter allen achtzehn bis zwanzigjährigen Jungfrauen, welche vermöge Gesicht und Wuchs darauf Anspruch machen können, zu jenen hundert Auserlesenen zu gehören, die dem königlichen Paare unter einer Ehrenpforte jene Ode überreichen, die schon jetzt allen hiesigen Versifexen Kopfschmerzen und vor Ehrgeiz schlaflose Nächte verursacht, herrscht die lebhafteste Aufregung, die Theater rüsten sich zu Festvorstellungen, und die Magistratsmitglieder und loyal gesinnten Stadtverordneten schieben ihre Badereisen um des festlichen Tages willen auf.

Berlinern wir uns aber nicht in die Zukunft; die Gegenwart liegt uns näher. In dichten Strömen gießt der Regen herab, und so eben findet die Grundsteinlegung zum neuen Rathhause in der Königstraße Statt. Von den Spitzen der Behörden an, welche die obligaten Hammerschläge zu leisten, die Reden zu halten, die Honneurs zu machen haben, bis auf den armen Zeitungsreporter, von dem sein Blatt schon Nachmittags den Wortlaut des Gesprochenen fordert, der seinen triefenden Regenschirm festhalten und dabei in sein Notizbuch schreiben soll, wird Niemand einen trockenen Faden auf dem Leibe behalten; die Grundsteinlegungen erfreuen sich bei uns keines sonderlichen Wetterglückes. Um wenigstens den Tag ihrerseits festlich zu begehen, haben die liberalen Zeitungen nicht unterlassen, schon am Morgen vor der Grundsteinlegung den Vätern der Stadt einzuschärfen, daß ihre Energie in Wahrnehmung der städtischen und bürgerlichen Interessen dem künftigen neuen Prachtbau entsprechen möge. Diese Ermahnung darf nicht ganz grundlos gehalten werden. Bei thatkräftigeren Persönlichkeiten an der Spitze des Magistrats wäre das Hinckeldey'sche System schwerlich der Residenz so weit über den Kopf gewachsen, wie es nach den jetzt begonnenen gerichtlichen Untersuchungen der Augenschein von Tag zu Tage lehrt.

Wer sich jedoch nicht zu der trübseligen Philosophie der sogenannten Staatshämorrhoidarien bekennt, und an einen, wenn auch etwas schneckenartigen Fortschritt des menschlichen Geschlechtes und seiner Geschichte glaubt, der wird sich weiter nicht durch Steuerbelastung, Militärbudget, Duellgelüste und Polizeiwirren verstimmen lassen. Es geschehen noch Zeichen und Wunder, und Wehe dem Ruchlosen, der an einem Königthum von Gottes Gnaden zu zweifeln wagt, wenn er sieht, wie der Herr der Heerschaaren offenbar das Herz der Könige lenkt und sie zu guten Handlungen anregt, die sonst kein geringerer Sterblicher verrichtet hätte. Die Schulden des Viktoriatheaters sind auf Befehl unseres Königs aus dem Fonds des Krondotationsfonds bezahlt worden! Der bisherige Verwalter des Theaters, der Branddirektor Scabell, verläßt am 1. Juli seinen Posten, und Herr Cerf, der eigentliche Unternehmer des riesigen Baus, ist durch die königliche Munifizenz endlich in den Besitz desselben gelangt. „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu Theil!" singt aber unser Schiller, und Herr Cerf wird deßhalb, ehe er seine neue Herrschaft antritt, noch mit der dessauer Bank und einigen Privatleuten verrechnen müssen, die im Hypothekenbuch unangenehm hoch verzeichnet stehen. Durch die königliche Gnade sind nämlich nur die Ansprüche der Bauhandwerker, die sich auf mehr als hundertfünfzigtausend Thaler beliefen, befriedigt worden; auf die anderweitigen Gläubiger hat sie sich noch nicht erstreckt. Nachdem das großartige Theater, über dessen Verwaltung mehr öffentlich diskutirt worden ist als über die Verfassung manches kleinen Staates, die Unfähigkeit zu existiren nachgerade dargethan hat, ist man natürlich begierig zu erfahren, wie Herr Cerf diese Quadratur des Zirkels lösen wird.

Unser gesellschaftliches Leben befindet sich gegenwärtig in einer Uebergangsepoche. Wir stehen mit einem Fuße auf dem Lande, mit dem andern in der Stadt, Diners finden sowohl hier, im strengen Style der höheren Gourmandise, wie in den Sommerwohnungen auf eine zwanglosere Manier Statt, die Gesangvereine konzertiren im Freien, die junge leichtfüßige Welt tanzt auf dem Rasen, oder an kühlen Tagen auch auf dem glatten Parquet, man spielt eine unschuldige Partie Whist im Gartenhause, doch auch das beliebte, polizeilich verbotene Faro im hermetisch verschlossenen Lokal um große Summen; vor dem Wollmarkte und den Wettrennen, welche diesmal auch um eine Anzahl Trabwettfahrten und eine Kutscherkonkurrenz in Haltung und Feinheit der Zügelführung bereichert werden sollen, darf uns noch nicht ganz sommerlich und reiselustig zu Muthe werden.

Davon ist man offenbar außerhalb Berlin genau unterrichtet, wenn wir nach den zahlreichen Gästen urtheilen dürfen. Den Mimen und Sängern gilt unsere Spreestadt für das Mekka ihrer Kunst. Daß sich aus unserem märkischen Sande kein Gold waschen läßt, wissen die Meisten schon, aber sie sind zufrieden, die Thore einer Stadt mit neun Theatern und etwa zwanzig Zeitungen, welche theatralische Berichte bringen, passirt zu haben, und sich einige Vorurtheile für ihre spätere Laufbahn zu verschaffen. Ein Prophet der Kunst, an dessen Grabe der fromme Mime beten könnte, liegt hier zwar nicht begraben, allein ein Schauspieler oder Sänger, der ziemlich unbeschädigt aus den Händen der hiesigen Kritik davongekommen ist, wird von den Direktionen für einen „Vorzügl" gehalten und mit höherer Achtung angesehen, nach Umständen auch wohl etwas besser salarirt. Daher findet im Frühling, nach dem Schluß der Provinzialbühnen, ein förmlicher Zusammenlauf von Schauspielern Statt, und es schreckt Niemanden ab, daß so mancher unglückliche Künstler seinen Balg der hiesigen Kritik lassen muß. Zuweilen langen ganze Gesellschaften an und veranstalten interessante Gruppengastspiele, wie eine, aus talentvollen Mitgliedern des Burgtheaters bestehende wiener Fraktion im vorigen Jahre. Gegenwärtig hat die hamburger Truppe Wallner's Theater besetzt und mit Oper überzogen. Der lyrische Tenor Stolzenberg aus Karlsruhe singt die ersten Partieen, und auf den Brettern, die dem gebildeten Hausknechte, Nickelack, Otto Bellmann und dem Aktienbudiker geweiht waren, erschallen jetzt die pikanten Melodieen des Fra Diavolo und Zampa. Wir leiden förmlich an einer Operepidemie. Nicht weniger als drei Theater: Wallner, Deichmann und Kroll, kultiviren die komische Oper, und mitten im Sommer wird noch Offenbach mit seiner Gesellschaft aus Wien erwartet, wo er gegenwärtig gastirt, um den Reigen vollzählig zu machen. Die königlichen Theater pflegen um diese Zeit ihren kleineren Konkurrenten nicht das Spiel zu verderben und ihre Pforten für einen Monat zu schließen. Wer von den Mitgliedern sich in Spiel und Sang etwas zutraut, gastirt auf anderen Bühnen, und nur das Ballet wird der durchreisenden Fremden wegen zwei- bis dreimal wöchentlich beschäftigt. In der letzten Woche litt dieser Kunstzweig unter einem unangenehmen Intermezzo. Fräulein Maria Taglioni hatte in dem Ballet Ellinor das Unglück den Fuß zu verstauchen, und dieses Zugstück muß deßhalb zum Kummer unserer zahlreichen Gäste für einige Wochen ausgesetzt bleiben. Das Fach der ersten Liebhaberin ist durch Fräulein Ida Pellet aus Wiesbaden besetzt. Die General-Intendantur hat die Dame für ein Jahr engagirt. Als Anfängerin in jugendlichen Rollen ist auch Fräulein Moritz aus Stuttgart versuchsweise angestellt worden. Die letzte beachtenswerthe Vorstellung vor den Ferien wird nur noch die Festoper „Nurmahal" von Spontini sein. Sie soll mit großer Pracht am Tage der Einholung aufgeführt werden.

Wochen-Chronik.

7. — 14. Juni.

Deutschland. Zwischen Koburg-Gotha und Preußen wird eine Militärkonvention abgeschlossen, welche, wenn sie vom koburg-gotha'schen Gesammtlandtag genehmigt wird, vom 1. Juli an in Kraft tritt. — In Berlin wird beschlossen, daß die sogenannten Huldigungsfeierlichkeiten in Königsberg, lange ein Streitpunkt zwischen der feudalen und liberalen Presse, definitiv stattfinden, aber bis Oktober verschoben sind. — Frankfurt 13. Bundestagssitzung. Preußen gibt eine Erklärung ab über seinen Antrag vom 2. Mai, den Oberbefehl betreffend, den es als vermittelnden empfiehlt, und bringt einen Antrag über Formirung einer Küstendivision aus zwei Brigaden (Preußen und Hannover) bestehend ein. — Wiesbaden 11. In der zweiten Kammer wird das deutsche Handelsgesetzbuch einstimmig angenommen. — Darmstadt 11. In der zweiten Kammer bringt Zöllerhaus einen Antrag auf deutsche Centralgewalt und Parlament ein. — Kassel 11. Die zweite Kammer wählt in vertraulicher Sitzung ihr Bureau. Zum Präsidenten wird wieder Nebelthau, zum Vizepräsidenten Ziegler gewählt. Der Präsident erklärt, dem Recht des Landes und der Verfassung von 1831 dürfe nichts vergeben werden.

Oesterreichische Monarchie. Wien 6. Staatsminister von Schmerling kündigt im Unterhaus die Grundzüge einer neuen Gemeindeordnung an. 11. Der böhmische Abgeordnete Rieger stellt mit 49 Genossen im Namen der föderalistischen Rechten den Antrag, den Reichsrath bis zu seiner vollständigen Beschickung zu vertagen, und die Landtage sofort einzuberufen. Die früher eingebrachten Anträge von Grocholski-Mühlfeld zur Ergänzung und Abänderung der Verfassung werden in erster Lesung angenommen. — Pest 7. Im Unterhaus beginnt die Specialdebatte über den Deak'schen Adressentwurf. Am 12. wird der Passus über die Thronentsagung berathen. Die Modifikationen der extremen Resolutionspartei werden gegen den Antrag Deak's mit 151 gegen 120 Stimmen angenommen. Am 6. und 7. tagen die Slovaken zu St. Martin, und nehmen einstimmig Beschlüsse an, die gegen die Magyaren gerichtet sind. Sie verlangen die Aufhebung aller die Magyaren als herrschende Nation betreffenden Gesetze von 1800 bis 1849, und erklären sich solidarisch verbunden mit allen nichtmagyarischen Völkerschaften gegen den Druck von dieser Seite.

Großbritannien. Im Oberhaus kommt am 6., im Unterhaus am 7. der Tod Cavour's zur Sprache. Dort sprechen sich Lord Wodehouse und Lord Ellenborough, hier Robert Peel, Lord Palmerston und Lord John Russel lobend über den Verstorbenen aus. Am 11. erklärt Lord Somerset auf eine Interpellation, daß die Regierung eifrig bemüht sei, mit den Anstrengungen Frankreichs, seine Marine zu verstärken, gleichen Schritt zu halten. Am 12. bestätigt der Lordkanzler das Urtheil des Vizekanzlergerichtshofes gegen die Kossuthnoten. Die Regierung schickt drei Regimenter mit entsprechender Munition als Verstärkung nach ihren Besitzungen in Nordamerika.

Frankreich. Der gesetzgebende Körper setzt die Berathung des Budgets fort. Am 8. hält Keller eine heftige Rede gegen die Regierung vom ultramontanen Standpunkt, worauf am 10. Ollivier, Granier von Cassagnac und Minister Baroche antworten. Am 8. wird das Budget des Staats- und Justizministeriums, sowie des der auswärtigen Angelegenheiten, am 10. das des Innern (wobei der Antrag der republikanischen Fraktion auf Aufhebung des Sicherheitsgesetzes verworfen wird), am 11. das der Finanzen und der Marine, am 12. das des Unterrichtsministeriums angenommen. Am 11. veröffentlicht der Moniteur eine Neutralitätserklärung der Regierung im nordamerikanischen Bürgerkrieg.

Italien. Turin 7. Feierliches Leichenbegängniß Cavour's. 8. Ricasoli wird wegen Uebernahme des Ministerportefeuille zum König gerufen. Am 12. ist das Ministerium gebildet, es besteht aus Ricasoli, Persiano und Auswärtiges, Minghetti Inneres, Miglietti Justiz, Menabrea Marine, della Rovere Krieg, Bastogi Finanzen, Peruzzi öffentliche Arbeiten, de Sanctis öffentlicher Unterricht, Cordova Handel. Am 12. kündigt Ricasoli den Kammern die Bildung des Ministeriums an, und verkündigt sein Programm, das sich ganz dem seines Vorgängers anschließen werde.

Türkei. Die europäischen Vertreter halten am 7. und 9. weitere Konferenzen über die syrische Frage. Es wird beschlossen, über den Libanon einen christlichen Gouverneur, aus der Religion der Mehrheit (Maroniten) vorläufig auf drei Jahre zu setzen, der zu Deir-el-Kamar residiren und bloß der Pforte (seitens der Paschas) unterworfen sein soll. Die französischen Truppen verlassen am 5. die Rhede von Beirut.

Asien. Der brittische und französische Gesandte treffen Ende März in Peking ein, und werden Anfang April vom Prinzen Kung empfangen.

Amerika. Die streitenden Parteien suchen gegenseitig ihre Stellungen zu befestigen, ohne noch zu einem umfassenden Angriff zu schreiten. Die Unionisten befestigen sich in der Umgegend von Alexandria, die Virginier bei Harpers Ferry und am Potomac. Aus Ohio dringen Unionstruppen an zwei Punkten in Westvirginien ein. Die Unionisten versuchen eine Landung im Aquiacreek, einer Bucht des Potomac. General Butler zieht in Fort Monroe Verstärkungen an sich und nimmt Rekognoszirungen vor.

Briefmappe.

Hrn. Rath W. in N. Sie lassen uns lange auf die versprochene Schilderung warten; es kann uns nicht gleichgültig sein, das Publikum lange auf uns warten zu lassen.

Hrn. Stgfr. S. in H. Ihre Zeichnung haben wir nicht erhalten, nur einen Plan; wir bitten also um erstere, die auch in Form einer Photographie angenehm sein wird.

Hrn. Dr. A. J. in L. Spezialitäten dieser Art sind für Tagesjournale, nicht aber für ein Weltjournal geeignet. Dieß Ereigniß in G. ist ein für die ganze Welt gleich interessantes.

Hrn. L. L. in Brieg. Die Redaktion hat keinerlei Verantwortlichkeit für die Annoncen. Wir erbitten uns aber künftig derartige Briefe franko.

Hrn. Redakt. O. in Z. Lassen Sie uns Ihre Zeitung zugehen, um Ihnen in Ihren Bemühungen für die gute Sache folgen und Sie unterstützen zu können.

Fr. v. S. in M. Eine gerichtliche Klage zu stellen, ist in solchem Falle nicht möglich; doch wäre es immerhin interessant sein, sich an einen gewandten Advokaten zu wenden.

Hrn. C. v. H. in K. Die Skandalgeschichte kann sich für unser Blatt nicht eignen, das müssen Sie selbst einsehen, wenn Sie es einen Augenblick durchblättern.

Hrn. G. S. in M. Lassen Sie die Zeit, die jetzt gerade für die Beurtheilung der Sache sehr günstig ist, nicht ungenützt vorübergehen.

Hrn. Ch. P. in K. Hoffentlich werden die heilsamen Quellen die ganze Frische des ursprünglich lebendigen Körpers und Geistes wieder bringen.

Hrn. Maj. v. H. in B. Wollen Sie uns auf der Post bestellen: sie liefert die gesammte Zeitschrift.

Frl. C. T. in M. Die Reise nach St. machen Sie jetzt am bequemsten mit der Eisenbahn, namentlich wenn Sie den Rhein sehen wollen. Von M. aus fahren Sie in einer Viertelstunde nach S. und finden in dem großen Badehotel am Strande sehr gute Aufnahme. Nehmen Sie Bädeker's Belgien und Holland als Führer mit.

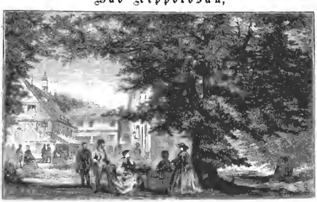
Hrn. Karl M. in O. Eine Villegiatur im bayerischen Hochlande dürfte für Ihren Zustand das geeignetste sein, dabei haben Sie den Vortheil, recht billig zu leben.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

Bäder und Heilanstalten.

847

Bad Rippoldsau,



in einem reizenden Gebirgsthale des badischen Schwarzwaldes fast 2000 Fuß über der Meeresfläche gelegen, ist ein Kurort, wo man, umgeben von einer ländlichen Natur und im Genusse einer reinen aromatischen **Wald- und Bergluft**, vorzugsweise seine Erholung und die Wiederherstellung seiner Gesundheit sucht.

Die durch ihre Heilerfolge berühmten Mineralquellen von Rippoldsau gehören nach den Analysen von Prof. **Bunsen** zu den ersten **salinischen Stahlsäuerlingen** Deutschlands, und erweisen sich in ihrer Wirkung als stärkend und leicht eröffnend. Es werden diese Säuerlinge mit bestem Erfolge angewendet bei Krankheiten des Magens, bei geschwächter, mit Blähungen und Schmerzen verbundener Verdauung, bei Verschleimung, Magenkrampf, [illegible], Erbrechen, Stockungen der Unterleibsorgane, Hämorrhoiden, bei Schwäche des Blutes, Bleichsucht, unregelmäßiger Periode, Schleimflüssen, in Schwächezuständen nach vorhergegangenen längeren Krankheiten, Blutverlusten, Frühgeburten, in Nervenkrankheiten.

Weitere Heilmittel sind hier noch die sehr wirksamen **Natronsäuerlinge**, die **Ziegenmolken**, die **Fichtennadelbäder**, **kohlensaure Gas- und Douchebäder**.

Die **Pastillen Rippoldsau** werden versandt und haben sich als wirksam erprobt in Verdauungsstörungen und Unterleibsbeschwerden mit vorwiegender Säurebildung.

Die stärkenden leicht eröffnenden Mineralquellen mit den übrigen Heilmitteln, die geschützte Höhenlage, die balsamischen Ausdünstungen der mit Fichten und Tannen bewaldeten Berghöhen, über welche sich die schattigen und höchst zweckmäßig angelegten Promenaden nach allen Richtungen hinaufziehen, der einfach schöne Landschaftscharakter mit der herrlichen Gebirgsluft, und endlich die Bequemlichkeit und der Comfort in dem Etablissement selbst verleihen dem Kurort einen besonderen Reiz und Vorzug.

Ein Lesecabinet mit deutschen, französischen und englischen Journalen, eine Sammlung belletristischer Werke, Musik- und Gesellschaftssäle stehen den Kurgästen zur Benützung. Die **Reisegelegenheit** findet entweder von der Eisenbahnstation Offenburg durch das Kinzigthal oder von der Station Appenweier durch das Renchthal statt.

Aerztliche Anfragen beantwortet der von der Regierung angestellte großh. Badearzt **Feyerlin**; ökonomische Angelegenheiten, Wohnungsbestellungen, Versand des Wassers und der Pastillen besorgt der Badeigenthümer **Fritz Göringer**.

816

Die Kaltwasserheilanstalt

Marienberg,

unmittelbar an der Eisenbahn- und Dampfschiff-Station **Boppard** in der reizendsten und gesundesten Gegend am Rheine gelegen, erfreut sich durch eine **zweiundzwanzigjährige** erfolgreiche Wirksamkeit eines weitverbreiteten ehrenvollen Rufes, und hat die glänzendsten Heilresultate des hier angewandten Verfahrens in fast allen akuten und chronischen Krankheitszuständen aufzuweisen.

Diese reichen Erfahrungen und Erfolge, im Verein mit comfortabler und zweckmäßiger Einrichtung, Großartigkeit und Eleganz des ganzen Anlage und [illegible], anderswo unerreichten Vorzügen, haben ihr längst eine der ersten Stellen unter den besten derartigen Etablissements gesichert und geben die volle Berechtigung, sie in empfehlende Erinnerung zu bringen.

Auskunft ertheilt:

in ärztlichen Angelegenheiten der Anstaltsarzt **Dr. Kremer**, in allen übrigen der Inspektor **Knelp**.

Bekanntmachungen aller Art.

824 Indem das unterzeichnete Directorium der Seebade-Anstalt bei **Katharinenthal** zu **Reval** allen den Herren Architekten, welche um den für das beste Projekt zu einem neu zu erbauenden Gesellschaftshause ausgesetzten Preis konkurrirt haben, den wärmsten Dank sagt, ergeht hiermit die Anzeige, daß der von dem Herrn Professor der Architektur **F. Bohnstedt** in **St. Petersburg** eingesandte Entwurf für den des Preises würdigsten erklärt worden. In Betreff der übrigen Entwürfe hat das Directorium sich nicht für berechtigt gehalten, die dieselben mitbegleitenden Schreiben zu öffnen, und sieht sich daher genöthigt, die Herren Eigenthümer dieser Projekte aufzufordern, bei Legitimirung durch das betreffende Motto oder Kennzeichen dem Herrn **Karl Eisenstein** in **Reval** aufgeben zu wollen, an welche Adresse ihre resp. Entwürfe abgefertigt werden sollen.

Die Direktion der Seebade-Anstalt bei Katharinenthal zu Reval.

Verkauf einer Herrschaftsrealität.

Ein zum Stadtbezirke München gehöriges, von einem der schönsten Thore zunächst an einer sehr belebten Allee und frequenten Chaussée in freier Lage [illegible] und Aussicht auf [illegible] interessante Gegenstände, als auch in's Gebirg, überaus anmuthig und zugleich in der besten Sommerlage [illegible], mit großem schönem Garten und Stallungen umgebenes, alle [illegible] möglichen Bequemlichkeiten darbietendes, im freien Besitze befindliches rentables Herrschaftshaus ist durch Kauf (jedoch ohne Zwischenhändler) zu acceptablen Konditionen zu acquiriren.

Näheres auf frankirte briefliche Anfragen unter Chiffre **M. N.** an die Expedition der Allgemeinen Illustrirten Zeitung in Stuttgart. 1057

111

Photographische Apparate,

nach den vorzüglichsten Konstruktionen, Utensilien, chemische Präparate, Stereoskopen empfiehlt das **Photographie-Institut** von **C. [illegible]** in **Elberfeld**.

Orthoskopische Kopirobjektive mit [illegible] Vergrößerungsapparate, um kleine Negative oder Bilder in **Lebensgröße** bis zu [illegible] zu kopiren. **Praktischer Unterricht** in der Photographie.

Kataloge und Unterrichtsplan werden gratis versandt.

A. Krüß, optisch-mechanisches Institut

in **Hamburg**. 343

Spezialität in Anfertigung von Objektiven für Photographen.



Die Urtheile der ersten Photographen über diese Instrumente stimmen mit dem des Vorstandes des deutschen Photographenvereins vollständig darin überein, daß sie in Bezug auf Schärfe und Tiefe des Bildes wie in Rücksicht auf große Lichtstärke sich auf's Vortheilhafteste auszeichnen.

Visitenkarten-Apparate

mit 2, 4 und 8 Objektiven.

Satinir-Maschinen

in verschiedenen Größen.

Großes Lager von allen zur Photographie dienenden **Apparaten und Utensilien**.

Depot sämmtlicher Chemikalien für die Photographie und zu denselben Preisen wie bei direkter Beziehung von **H. Trautwein** in **Berlin**.

Preiscourante gratis gegen portofreie Aufforderungen.

En-tous-cas für Photographen.

Diese Objektive sind anerkannt die **neuesten**, **besten**, **bequemsten** und **billigsten**. Die Zeugnisse der bewährtesten Photographen können vorgelegt werden. Auf frankirte Anfragen erfolgen Beschreibung und Preisverzeichniß gratis.

Unsere **optischen Apparate** zur Darstellung auf einer weißen Wand für Schule, Haus und öffentliche Vorstellungen in [illegible] Kästchen halten wir zu billigen Preisen bestens empfohlen. Auf frankirte Anfragen erfolgen Beschreibung, Bilder- und Preisverzeichnisse gratis.

A. Christoffeln & Comp., Physiker, Optiker u. Mechaniker.

669 [illegible] in Hamburg.

Knaben-Institut des Dr. phil. Klose

737 zu Cannstatt bei Stuttgart.

Das Knaben-Institut des Dr. phil. **Klose** zu **Cannstatt**, in einer der schönsten und gesundesten Gegenden Deutschlands, bereitet für die höheren Klassen eines **Gymnasiums**, einer höhern Bürgerschule oder auch für's praktische Leben vor und sorgt für die geistige und körperliche Ausbildung seiner Zöglinge in jeder Weise. Die Anstalt steht unter der Oberaufsicht der Studienbehörde, welche jährliche Prüfungen abhält. — Die Bedingungen sind mäßig. — Das Nähere geben die Prospekte. —

Die erste Tiroler Gewehr-Niederlage

284 von **J. Peterlongo** in **Innsbruck**

empfiehlt hiermit ihre eigenen Waffenerzeugnisse, insbesondere ihre in der Branche bereits bekannten und in gutem Rufe stehenden **Revolver** nach Coll, Kuhm [illegible] mit einfacher und doppelter Bewegung. **Doppelflinten** à 36 bis 150 fl. **Scheiben-** und **Birschbüchsen** à 12 bis 150 fl. Ferner alle Gattungen **Scheiben-**, **Taschen-** und **Zimmerpistolen**, **Lefaucheux-Doppelflinten**, **Revolver-Carabiner** ic. ic. Preiscourant gratis.

441



Dampfschifffahrt

zwischen Stettin und Riga

mittelst der schnellfahrenden eisernen Schraubendampfer **Hermann**, Capt. **B. Koch**, und **Tilsit**, Capt. **Ch. Preidsprecher**.

Fahrplan:

Abgang:		Ankunft:	
von Stettin / „ Riga	jeden Mittwoch, 9 Uhr früh.	in Riga / „ Stettin	jeden Freitag, Mittags.

Passagepreise: I. Cajüte 16 Thlr., II. Cajüte 12 Thlr., Deckplatz 6 Thlr., exclusive Beköstigung. Kinder unter 10 Jahren die Hälfte.

Vorzügliche Restaurationen befinden sich an Bord. Die am Dienstag Abend am Abgangsort eintreffenden Passagiere können sofort an Bord der Dampfer aufgenommen werden.

Die Dampfer werden von Stadt zu Stadt direkt und ohne irgend welchen Aufenthalt in Zwischenhäfen expedirt.

Zwischen Stettin und Memel, Tilsit ic.

mittelst des eisernen Schraubendampfers **Memel-Packet**, Capt. **W. Teslin**, im Anschluß an die zwischen Memel und Tilsit fahrenden eisernen Raddampfer **Prinzeß Victoria**, Capt. **C. Pargowitz**, und **Tilsit**, Capt. **F. Bathke**.

Fahrplan:

Für Memel-Packet.

Abgang { von Stettin jeden Sonntag 6 Uhr Morgens. / „ Memel jeden Mittwoch 6 Uhr Abends.

Für Prinzeß Victoria und Tilsit.

Abgang { von Memel / „ Tilsit } täglich, ausgenommen Sonntags.

Passagepreise: Cajütsplatz Stettin-Memel 8 Thlr., Stettin-Tilsit 9 Thlr. Deckplatz „ „ [illegible] „ „ [illegible] „ exclusive Beköstigung.

Equipagen, Vieh, Güter und Contanten werden zu billigen Sätzen auf beiden Linien befördert.

Stettin, im März 1861. **Proschwitzky & Hofrichter.** (Comptoir: Dampfschiffsbollwerk Nr. 1.)



796

Regelmäßige Dampfschifffahrt

von **Lübeck** nach

St. Petersburg (60 Stunden), Sonnabends Nachm. 4., die Räder-Dampfschiffe [illegible] und [illegible].

Riga (50 Stunden), Sonnabends Nachm. 1., die Räder-Dampfschiffe Hansa und Riga—Lübeck.

Reval und **Helsingfors** (45 Stunden), am 27. Juni, 16. Juli, 8., 29. August, 19. September, 10., 31. Oktober, Schrauben-Dampfschiff Alexander.

Stockholm (50 Stunden), **Ystadt** und **Calmar**, am 5., 10., 15., 20., 25. und 30. jeden Monats, Nachm. 4., Räder-Dampfschiffe [illegible] und [illegible].

Stockholm (58 Stunden), **Norrköping**, **Ystad** und **Calmar**, Dienstags Nachm. 4., Schrauben-Dampfer [illegible].

Kopenhagen (12 Stunden) und **Gothenburg**, Montags und Donnerstags Nachm. 4. 30., Räder-Dampfschiffe [illegible] und Holland.

Kopenhagen (12 Stunden) und **Malmoe**, (direkt auf Gothenburg und Christiania) Freitags Nachm. 4. 30., Räder-Dampfschiff J. [illegible].

Erstes amerikanisches u. europäisches Patent-Nähmaschinendepot u. Fabrik von **F. Goecke in Berlin, Chausseestr. 102**,

empfiehlt 788



Nähmaschinen



für den Gebrauch in Familien und Fabriken.

Für weiße Wäsche	50 Thlr.		Für Lederwaarenfabriken	85 Thlr.	
Wäsche jeder Art 60 bis	70	„	„ Kragstiche und Hutfutter	70	„
Für Schuhmacher und Schneider. Trägerbalt-Pendelmaschinen 60 bis	75	„	Für Regenschirm-Fabrikanten ..... 60 bis	100	„
dito nach Singer 60 bis	90	„	Zum Einfassen der Hüte mit Bandumlegung	110	„
dreifacher Konstruktion ..	110	„	Für Mützenmacher	70	„
Zum Nähen mit Bindfaden für Riemer, Segelfabrikanten	90	„	„ Familiengebrauch ..	55	„
Sohlen für Filzmacher .	95	„	„ Kattunfabrikanten ..	75	„

Illustrirte Preiscourants werden auf portofreie Anfragen eingesandt, sowie auf Verlangen die ersten Häuser Europas namhaft gemacht, welche mit vorgelobten Maschinen arbeiten, und welche das Fabrikat gern als das erste und beste seiner Art empfehlen.

Alleiniger Gründer des ersten Nähmaschinen-Geschäfts in Europa.

756



Nähmaschinen

mit erhöhter Geschwindigkeit.

Carl Beermann,

Berlin, Unter den Linden Nr. 8,

empfiehlt:

Nähmaschinen für feine Wäsche mit [illegible] Geschwindigkeit .	60 Thlr.	
für [illegible] do. do.	90	„
für Herrenschneiderarbeiten	55	„
für Militärarbeiten mit Schiffchen größter Sorte	66	„
für Schuhmacherarbeiten in Leder und Lasting ...	65	„
Tambourirmaschinen zum Verzieren von Damenschneiderarbeiten, Handschuhen ic.	45	„

720

C. L. Sodemann & Comp.

in **Hamburg**, Große Reichenstraße 44.

En gros Lager ächter Havanna-Cigarren empfehlen die bekannten und beliebten Sorten:

Cabanas y Carbayal	à mille	50	Thlr. u. 40 Thlr.	
Flor de Cabanas	„	28	„	
La Patria, medio Regalia	„	24	„	
La Venetiana, trabucellos	„	20	„	
Londres Pluribus	„	16	„	u. 13 Thlr.
La Marina	„	12	„	
Flor de tabacos	„	10	„	

Sämmtlich weißbrennend und von vorzüglichem Arome. Proben [illegible] werden abgegeben und Ordres [illegible] gegen Postnachnahme effectuirt.

948

Gelagerte Cigarren

à 3½ bis 200 Thlr. per Mille in feiner Waare zu Engros-Preisen bei

F. W. Stolze & Comp. in Erfurt, preuß. Thüringen.

367

Englische Odontine,

das schnellste und sicherste Zahnreinigungsmittel gegen jedes Zahnweh, in Flacons zu 12 und 24 kr., empfiehlt die **Paradies-Apotheke** in **Nürnberg**.



Die verehrten Abonnenten auf dieses Journal werden hiermit benachrichtigt, daß das

Vierte Quartal des dritten Jahrgangs

der

Allgemeinen Illustrirten Zeitung

herausgegeben von

F. W. Hackländer

mit der **am 1. Juli** erscheinenden

Nummer 40



beginnt. Deßhalb ersuchen wir, die **Abonnements** bei den betreffenden Buch- und Kunsthandlungen oder Postämtern gefälligst **umgehend zu erneuern,** damit **keine Unterbrechung** in der **Zusendung** eintritt.

Der Preis beträgt: pro Quartal: Thlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr. rhein., — oder fl. 3. 20 kr. österr. Währ. Silber, wozu in einigen Ländern noch der Betrag des Zeitungsstempels, eventuell auch Porto kommt.

Literarische Anzeigen.

Musikalische Neuigkeiten.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Über Land und Meer.



№ 40.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

VI. Band — III. Jahrgang. Zweites Semester.

herausgegeben von **F. W. Hackländer.**

Stuttgart, 1. Juli 1861.

Erscheint jeden Sonntag. Preis vierteljährlich Thlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr. rhein.

Inhalts-Uebersicht.

Der Wechsel des Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

Ich kann nicht verschweigen, daß mich dieses Schreiben eigenthümlich berührte. So plötzlich war das Schicksal vernichtend eingetreten in jenes junge Leben, das, wenn auch selbst unschuldig, einem Verbrechen gedient und nun in Folge davon so plötzlich, so jäh zerrissen wurde. Um meine Gedanken von diesem unangenehmen Ereignisse abzuwenden, erbrach ich rasch den Brief meines Pflegevaters, des Herrn von Schwanefeld, dessen wenn gleich schwere, doch immer noch feste Handschrift mir von dem nächsten Umschlag entgegenleuchtete. „Wie ich höre," schrieb er mir, „hältst Du Dich brav und tüchtig, und deßhalb habe ich den Gedanken verschmerzt, mit einem jungen Offizier Arm in Arm durch die Straßen gehen zu können, und sehne mich aber trotzdem, Dich bald einmal wieder zu sehen. Was mich betrifft, so sage ich Dir, daß ich eben einen neuen hübschen Koffer mit meinen Habseligkeiten gepackt habe, und kannst Du daraus ohne großes Kopfzerbrechen entnehmen, daß ich im Begriffe stehe, unsere bisherige Wohnung zu verlassen; wundern wirst



Amerikanischer Bürgerkrieg. Die Rekrutenwerbung in den amerikanischen Südstaaten. (S. 632.)

Du Dich aber, wenn ich Dir sage, wohin ich im Begriffe bin mich zu begeben. Herr von Steinfeld hat mir schon längst Anerbietungen gemacht, auf seinem großen Gute irgend eine Beschäftigung zu übernehmen, doch schienen mir dieselben immer der Art zu sein, daß ich mir dabei wie das fünfte Rad am Wagen vorkommen mußte und sie mir noch unverdienter Unterstützung schmeckten, und in diesem Punkte kennst Du meine Grundsätze. Nun aber hat er seinen Gestütshof so weit vergrößert, daß ihm ein Intendant dorten von Nutzen sein kann, und da er meine hippologischen Kenntnisse schätzt, so hat er mir auf's Freundlichste diese Stelle angeboten, welche anzunehmen ich kein Bedenken trage, da sie mir Gelegenheit gibt, mich mit der nobelsten aller Passionen nutzbringend und auf edelmännische Art zu beschäftigen. Ehe ich auf meinen Posten abgehe, hätte ich Dich gerne besucht: doch schrieb mir Herr von Steinfeld, er wünsche mich baldigst zu sehen, und da ich Dir eine angenehme Nachricht nicht gerne vorenthalte, so theile ich Dir, aber ganz unter uns, mit, daß ich aus seinem Schreiben ersehen, ich würde in Kurzem das Vergnügen haben Dich ebenfalls dorten begrüßen zu können, — also auf Wiedersehen, aber reinen Mund gehalten! So eben

verläßt mich Frau Metzer nach einem gelungenen Versuche, um mein altes Herz noch schwerer zu machen als es ohnehin schon ist. Sie nahm in meinem und ihrem Namen Abschied von den alten Möbeln, die hier zurückbleiben, ja von jeder Wand und Zimmerecke besonders, wobei sie eine jahrelange Vergangenheit mit unterschiedlichen Thränen und Seufzern noch einmal Revue passiren läßt. Die gute Frau ist etwas gealtert, und da sie ihr Schäfchen in's Trockene gebracht, so hat sie sich entschlossen, das Geschäft mit ausgedehnter Kundschaft ihrer ältesten Tochter förmlich zu übertragen, und wurde dieses Ereigniß als Familienfest begangen, wozu auch ich eingeladen war. Rührend war der Moment, wo sie ihre große Tasche mit den bekannten Utensilien, die wir so oft klappern gehört, wenn sie zu uns kam, ihrer Nachfolgerin übergab. Dich und Alice wieder zu sehen hofft sie auf's Bestimmteste.

„Du weißt, wie wenig Freunde und Bekannte mir auf meinem langen Lebenswege treu geblieben sind. Einer nach dem Andern von denen, die meistens lustig und heiter mit mir dahin gewandelt, blieben stehen, als es mit dem alten Schwanefeld bergab ging, und blickten mir achselzuckend nach, um alsdann einen andern Weg einzuschlagen. Die Meisten von ihnen wandeln überhaupt nicht mehr und haben sich da und dort zur Ruhe gelegt. Von Anderen, die mir einigen Antheil bewahrt, habe ich Abschied genommen, so von meinem alten Freunde, dem Advokaten, der bei seinem Abschied wie immer kurz angebunden war, mir aber herzlich die Hand drückte und sagte: ‚ich hab' Dir's immer prophezeit, Du steigst nochmals in die Höhe, wie damals Deine Luftballons. Gott erhalte Dir Deine gute Gesundheit.' — Er, der Advokat nämlich, ist etwas kränklich geworden, hohlängig und hustet stark. Von Deinen freundlichen Vorgesetzten, welche sich Deiner immer noch gerne erinnern, konnte ich nicht unterlassen mich zu verabschieden. Premierlieutenant Bachmann läßt Dich bestens grüßen und ich soll Dir sagen, daß die Angelegenheiten Deines Freundes Wetter, der Dir wohl selbst geschrieben haben werde, so gut wie möglich stünden, und daß zu hoffen sei, die bevorstehende Vermählung des Kronprinzen würde Veranlassung geben, seinen Prozeß niederzuschlagen und ihm die Freiheit wiederzugeben. Hauptmann von Manderfeld ist als Major nach E. versetzt worden. Endlich besuchte ich auch noch den Major Schemmer, den zwei unglückliche Ereignisse betroffen haben. Er wurde nämlich als Oberstlieutenant zur Ruhe versetzt, was ihn sehr darniederschlug, dann starb ihm seine Frau, was ihn wieder ein wenig aufrichtete, denn ihre knöcherne Hand soll schwer auf ihm gelastet haben. Da sein Modellwagen zum Transportiren von Verwundeten noch nicht fertig war, als er pensionirt wurde, so ließ er die Arbeit stehen, und wurde das ungeheuerliche Gestell bei der Versteigerung, die er hielt, auf den Abbruch verkauft.

„Wundern wird es Dich noch, wenn ich Dir sage, daß mich eine Dame, die Du auch früher gesehen, noch in den letzten Tagen bitten ließ sie zu besuchen, nämlich die Braut unseres unvergeßlichen Freundes Herrn Emil von Schabegg. Die gute Dame ist auch nicht jünger geworden und dabei so dünn, daß man sie fast durchscheinend nennen könnte. Sie hatte von Deinen Erlebnissen Etwas gehört, sowie auch von dem Duell Deines Freundes Wetter. Ueber Letzteres bat sie mich um Einzelnheiten, um, wie ich glaube, dieselben zu einem kleinen Romane zu gebrauchen, sie hat schon eine Menge von Büchern geschrieben, die alle von unglücklichen Mädchen handeln, deren Bräutigame auf irgend eine Weise abhanden gekommen. Dießmal scheint sie einen Zweikampf benützen zu wollen; es geht ihr übrigens ganz vortrefflich und sie läßt Dich bestens grüßen.

„So wäre ich nun mit alle dem fertig, was Dich interessiren könnte, und hätte nur noch meines armen Freundes Schabegg zu erwähnen, von dem ich Dir neulich schon schrieb, daß sein Schicksal so geworden, wie ich es vorhergesagt; die Zimmer im ersten Stock, welche bei Errichtung des Armenhauses gleichsam prophetisch zur Verfügung der Familie blieben, wurden mit Eisengittern versehen und sind nun bewohnt vom Haupt der Familie Schabegg. Er ist übrigens still und harmlos, und fühlt sich sogar glücklich unter der unermüdlichen Pflege seiner Frau, die ihn nicht verlassen will und so auf rührende Art Etwas abbüßt, was sie eigentlich nicht verschuldet. Herr Johann Christian Schabegg hält sich für den König irgend eines Reiches, er ertheilt den Bewohnern des Armenhauses bereitwilligst Audienzen, wobei er nicht unterläßt, ihnen Unterstützungen und Gnadenbezeugungen aller Art zu dekretiren, die dann von der Kommerzienräthin auf umsichtige und würdige Art besorgt werden.

„Von Alice erhielt ich ebenfalls einige Zeilen, lieb und freundlich, sie ist begierig mich zu sehen und schreibt, es habe sie gefreut, von Dir so viel Schönes und Gutes zu vernehmen."

Dieser Nachsatz des Briefes ließ mich fast alles Uebrige vergessen. Es war zum ersten Male seit all' der langen Zeit, daß Alice in Briefen eine Aeußerung über mich gethan; in Briefen ihres Vaters an mich hatten nur immer die kurzen Worte gestanden: „Alice ist wohl und läßt Dich grüßen."

„Daß ich den dritten Brief, welcher das Steinfeld'sche Wappen zeigte, unruhig und hastig erbrach, wird Jeder begreiflich finden. Es waren nur wenige Zeilen, aber sie entlockten mir einen jubelnden Freudenruf: „Mein lieber Eugen," schrieb Herr von Steinfeld, „nimm ein paar Wochen Urlaub und komm' zu uns. Wir freuen uns alle herzlich darauf, Dich zu sehen."

Neunzehntes Kapitel.

All's well, that ends well.

Wer möchte es läugnen, daß das Wetter nicht gewissermaßen gleichmäßig einwirkt auf eine selbst gänzlich gesunde und durchaus nicht reizbare Konstitution, wenn diese auch mehr Kälte ertragen kann, wenn der andern eine heiße Witterung zusagt, und die erstere es bei 16 Grad unter Null eben so behaglich findet, wie die letztere bei 16 Grad drüber; wenn es auch Leute gibt, die sich bei anhaltendem Regenwetter vollkommen wohl fühlen, und dagegen von einem wochenlang ungetrübten Himmel nicht gerade angenehm berührt sind, während Andere von einigen Regentagen in eine gelinde Verzweiflung gebracht werden, und ein Klima, wie das von Egypten z. B., wo es nur alle zwei Jahre ein einziges Mal regnet, für den Himmel auf Erden halten, so erfahren wir doch gewisse Wetterveränderungen, die fast Jedermann gleich angenehm und gleich unangenehm sind. Wer fühlt sich nicht an einem heißen Sommertage gedrückt, wenn die Luft schwer auf uns lastet und so dick ist, daß die umhersummenden Insekten nach wenigen Flügelschlägen schon ermüdet scheinen, und sich den Rand unserer Ohren oder unsere Nasenspitze mit einer Beharrlichkeit zum Ruhepunkte erwählen, die uns noch mehr aufregt, als wir es ohnedieß schon sind durch die auf uns lastende Schwüle. Wir athmen nicht tief und schwer, wenn am Horizont einzelne dicke schmutzig graue Wolken aufquallmen zum Himmel hinan, der nicht mehr frisch dunkelblau aussieht, sondern eine bläuliche Bleifarbe angenommen hat. Wer leidet nicht unter diesen Vorboten eines schweren Gewitters und fühlt sich nicht, wenn dieses unter Donner und Blitz unter dem Brausen des Windes und unter plätschernden Regengüssen vorübergegangen, so erleichtert, als habe man ihm von Kopf, Arm und Brust unsichtbare zentnerschwere Gewichte weggenommen, und als mache es ihm jetzt gar keine Mühe mehr, einen zehn Fuß hohen Luftsprung fertig zu bringen, während er vor einer halben Stunde kaum noch im Stande war, eine sonst sehr bequeme Treppe hinaufzuschleichen — und wie wirkt dieses vorher und nachher auf unser Gemüth: das Wetter hat uns verdrießlich gestimmt, zänkisch, unglücklich, wir plagen uns mit schwarzen Gedanken, eine Kleinigkeit, die uns sonst kaum als der Rede werth erscheint, nimmt die unangenehmsten, schreckbarsten Dimensionen an, um dann wieder zu ihrem Nichts zusammenzuschrumpfen, wenn der dem vorbeigezogenen Gewitter folgende leichte Lufthauch die leuchtenden schillernden und blitzenden Wassertropfen von den Blättern schüttelt.

An einem heißen Sommertage hatte ich das lebhaft an mir selbst erfahren. Es war an jenem Tage, an welchem ich die landwirthschaftliche Anstalt verließ, um mich in meinen Urlaub zu begeben — daß ich mich beeilt hatte, denselben so schnell als möglich anzutreten, bedarf eigentlich keiner Erwähnung, doch mußte ich vorher eine Arbeit beendigen, die ich unternommen hatte, und so konnte ich meine Reise erst vierzehn Tage nach Empfang des Briefes von Herrn von Steinfeld antreten.

Auf der Eisenbahn fuhren wir in ein schweres Wetter hinein, und wenn sich meine Gedanken schon vorher ziemlich ernst und gerade nicht heiter mit der Vergangenheit beschäftigt hatten, so trug das heranziehende Wetter noch dazu bei, meine erste Begegnung mit Alice seit jener Zeit mir in minder rosigem Lichte als noch gestern erscheinen zu lassen. Die zuckenden Blitze, der dröhnende Donner und der niederprasselnde Regen, verbunden mit der auf uns lastenden Schwüle drückten meine Stimmung immer mehr darnieder, und als ich mich inzwischen dem Orte näherte, wo ich die Eisenbahn verlassen mußte, hätte ich gewünscht, noch eine Fahrt von mindestens vierundzwanzig Stunden vor mir zu haben. Wie dachte Herr von Steinfeld für mich, nachdem er doch gewiß von jener Begebenheit, wie sie wirklich war, Kunde erhalten und nun gefunden hatte, daß ich ihm ganz anders darüber berichtet. Fast hätte ich gewünscht, er betrachte jene Zeit, welche ich mit Alice zusammen verlebt, als gar nicht vorhanden, und als stelle er mich, den armen, bis jetzt noch von ihm abhängigen jungen Menschen als solchen seiner Tochter vor, worauf sie mit einem höflichen Lächeln sich auszusprechen beliebe, es sei ihr nicht unangenehm meine Bekanntschaft zu machen. Wenn es so geschah, so glaubte ich im Stande zu sein, über das, was mein Herz so tief erschütterte, leicht hinweg zu kommen, ein paar bittere Tage gingen ja vorüber; und dann war noch die Kleinigkeit zu besorgen, später in einem entfernten Theile des Landes irgend eine Stelle anzunehmen, die mich veranlassen konnte, das von mir so heiß geliebte Mädchen nicht mehr zu sehen. — Ja, so mußte es kommen. Die reiche Erbin der Ißling und ein unbedeutender angehender Gutsverwalter; hat ihre Mutter doch auch im Grunde nicht anders gehandelt, — und doch hätte ich lächeln können, wenn ich mir dachte, daß zwischen mir und dem Verwalter Müller, welcher auf Schloß Ißling erschien, immer doch eine kleine Aehnlichkeit bestand.

Diese meine Gedanken wurden eingerahmt von rollendem Donner, und der Regen, der an die Fenster schlug, nöthigte sie hübsch innen zu bleiben, und nicht hinauszuschwärmen über Berg und Thal, der sausenden Lokomotive voraus, wie sie so gerne gethan hätten.

Herr von Steinfeld hatte mich lieb, das wußte ich wohl, und ebenso war ich fest davon überzeugt, daß er wie ein Vater an mir handeln würde. Er war ein kluger Mann, ein erfahrener Mann, ein Mann von Welt. Unsere kindlichen Erinnerungen waren ihm wahrscheinlich von gar keinem Gewichte, und wenn ich bedachte, daß Alice über mich gewiß nie anders wie in ganz gewöhnlicher Weise gesprochen, so konnte es auch gar nicht anders der Fall sein, hatte er auch vielleicht durch einen andern Mund gehört, wie innig die beiden Armenhauskinder an einander gehangen, und wie herzlich der junge Bombardier der damaligen Putzmacherin zugethan gewesen — nun so hatte er vielleicht über diese Spielereien gelacht, und dachte als erfahrener Mann mit einem einzigen Striche zu vertilgen, was von dieser thörichten Leidenschaft in meinem jugendlich brausenden Kopfe noch übrig geblieben war.

Das Wetter nahm an Heftigkeit immer noch zu, und die Luft war so drückend, daß man kaum zu athmen vermochte.

Ja, so war es, ich wurde zu einem Familienfest beschieden — die reiche Erbin der Ißling verlobte sich wahrscheinlich einem Ebenbürtigen, und daß man mich zu dieser Feierlichkeit kommen ließ, mußte nothwendiger Weise im Stande sein, mich ohne Weiteres auf den mir geziemenden Standpunkt zu stellen. Ich brachte meine Glückwünsche dar, und die Sache war vollkommen in Ordnung. — Mich schickte man alsdann zurück nach meinem Institute, ließ mich fertig ausbilden und praktiziren, bis ich eine Stellung fand, in diesem Falle aber dann hoffentlich eine Stelle in einem entfernten Theile von Amerika oder Brasilien.

Das Wetter zog rückwärts, während der Bahnzug mit rasender Schnelle vorwärts zog, die Bäume am Wege beugten sich unter der Gewalt des Windes, welcher zahlreiche Blätter abriß und sie wie zu einem Triumphzuge vor sich hinstreute. — Bald aber waren die Wolken über uns nicht mehr so dicht zusammengeballt, nicht mehr so tief grau gefärbt wie vorher, der Kampf schien beendigt, der böse Feind geschlagen; nicht mehr trotzig wie zum Angriff zog er daher, sondern seine Glieder lösten sich auf und jagten über das Feld hin wie in regelloser Flucht in dünnen Schaaren lang gestreckt. Hie und da leuchtete noch ein Blitz und murmelte ein schwacher Donner, aber es waren das Batterien, die im Abfahren begriffen waren; der Regen, welcher noch herabfiel, kam nicht mehr vom Winde ergrimmt gepeitscht in scharfen Güssen, sondern träufelte weich und wohlthuend, Thränen, die der Himmel weinte über die betrübende Zerstörung, welche Hagel und Schloßen in dem unschuldigen Pflanzen- und Blumenreiche angerichtet hatten. Die Luft wurde nach und nach frischer und elastischer, man athmete sie wieder mit einem wonnigen Gefühle ein, in tiefen erquickenden Zügen.

Da hatte ich auch meinen Bestimmungsort erreicht und wurde mit meinem Gepäck auf einem kleinen Bahnhof ausgesetzt, dießmal kam mir übrigens dieser nicht wie eine verlassene Insel vor, von der das Fortkommen unmöglich schien, denn drüben ankerte ein flottes Schiff, das man hergesandt hatte mich aufzunehmen. Dieß Schiff war ein leichter Jagdwagen, mit ein paar guten Pferden bespannt.

Der Kutscher langte an seinen Hut, als ich näher trat, nannte meinen Namen, und als ich mich zu demselben bekannte, winkte er einem Gepäckträger, welcher Livrée und Wagen gut zu kennen schien und sich deßhalb beeilte, meinen Koffer aufzuladen. Dieß war in kurzer Zeit geschehen, und nachdem ich eine höfliche Frage des Kutschers, ob er jetzt fortfahren dürfe, bejaht, that er einen leichten Zungenschlag, und die Pferde trabten lustig dahin.

In jeder Beziehung war ich froh darüber, daß das Gewitter, mit dem der Bahnzug heute Morgen gekämpft, nicht jetzt erst herangezogen kam; so schnell es übrigens gekommen war, so schnell hatte es uns auch verlassen. Drüben am Horizont zogen noch einige graue Wolkenreste und beeilten sich, leichten, hellen Nachzüglern, zwischen denen man den blauen Himmel freundlich hervorbrechen sah, Platz zu machen. Hie und da durch die Risse der Wolken brach auch siegreich das holde Sonnenlicht wieder hervor, zauberte auf Laub und Gras Milliarden von Brillanten in den prachtvollsten Farben, und wo es Erde, Moos und Blumen küßte, da bezeugte Alles seinen innigen Dank durch wunderbaren erquickenden Duft.

Mir war die Brust so leicht und ich fühlte mich froh wie lange nicht. Kaum konnte ich es begreifen, woher die schwarzen Schatten gekommen, mit denen ich kurz vorher meine zukünftigen Tage bevölkert; konnte nicht Alles besser kommen, als wie ich es in meinen Träumen gesehen? War es nicht möglich, daß Alice das Unangenehme vergessen, welches zwischen uns vorgefallen, und daß sie mich heiter und freundlich empfing in Erinnerung an die lieben traulichen Tage, die wir mit einander verlebt, — und dann

konnte ich gewiß erwarten, daß mich Herr von Steinfeld mit der Herzlichkeit empfangen würde, die er mir immer bezeigt. Ja, ich war froh und glücklich, denn ich hoffte noch auf eine andere mächtige Hülfe dorten, auf meinen Pflegevater, den ich gewiß schon daselbst antraf.

Nachdem unser Weg eine Zeit lang durch die Ebene geführt, fing er langsam an anzusteigen, und damit näherten wir uns dem Walde. Bald hatten wir diesen erreicht, und rollten auf weichem Sandboden unter dem Schatten hochstämmiger Bäume dahin. „Wir haben noch eine halbe Stunde zu fahren," sagte der Kutscher, „bis wir unsere Grenze erreichen, dort finden wir gewiß den Herrn, der Ihnen entgegenreiten wird."

Schon einige Male hatte ich eine Frage nach den Bewohnern des Gutes auf meinen Lippen gehabt, sie aber beständig in der Besorgniß unterdrückt, eine Erkundigung nach Alicen könnte meinem Fuhrer befremdlich erscheinen, jetzt aber, wo er des Herrn erwähnt hatte, war es sehr natürlich, daß ich ihn um dessen Wohlsein befragte. Er entgegnete mir, es sei Alles außerordentlich wohl und vergnügt, der gnädige Herr, das Fräulein, und auch der Besuch, den er, der Kutscher, vor ungefähr zehn Tagen mit demselben Wagen von der Eisenbahnstation abgeholt.

„Welcher Besuch denn?" fragte ich ihn erwartungsvoll.

„Nun, der alte Herr von Schwanefeld," gab er lächelnd zur Antwort, „ein lustiger alter Herr, der sich viel in den Stallungen zu schaffen macht, und das Wesen aus dem Fundament versteht. Wie wir hören, soll er den Gestütshof übernehmen. Er macht so schnurrige Späße, lacht gern, auch mit dem gnädigen Fräulein, was uns alle recht freut."

„Und warum freut euch das so besonders?"

„Je nun, weil das gnädige Fräulein bisher immer ziemlich ernst war, und da sie dabei so ausnehmend gut und freundlich ist, so freuen wir uns darüber, da wir jetzt sehen, daß sie auch herzlich lachen kann."

„Sie haben das gnädige Fräulein wohl nie gesehen?" fragte er mich plötzlich.

Es war gut, daß er bei dieser Frage gerade beschäftigt war, eine hartnäckige Bremse vom Kopfe des Handpferdes zu entfernen und dorthin schaute, sonst hätte er vielleicht meine Befangenheit bemerkt, mit der ich ihm sagte: „ich habe sie früher einige Male gesehen."

„Es hat Alles ein anderes Gesicht gekriegt, seit sie da ist," fuhr der Kutscher kopfnickend fort. „Jetzt haben wir doch wieder eine Herrschaft, und es geht wieder auf dem gehörigen Fuße zu. Wenn wir wissen, daß sie ausfährt, macht es Jedem von uns das größte Vergnügen, die neuen Wagen und Geschirre in der Nachbarschaft herumzuführen. Dann paßt auch Alles zusammen und es ist eine Pracht, die Herrschaft zu sehen. Dabei ist das gnädige Fräulein gegen jeden von uns so gut, so artig, daß man es kaum ausdrücken kann. Für Alles hat sie einen Dank, und wenn sie Etwas befiehlt, so klingt es immer wie eine Bitte. Da fliegt denn aber Alles, dessen kann ich Sie versichern."

„So fährt sie viel in die Umgegend?"

„O ja, am liebsten in den großen Wald."

„Reitet sie auch mit dem Herrn Baron?" fragte ich nicht ohne Absicht.

„Auch reiten thut sie häufig. Gewöhnlich Morgens in der Frühe mit dem gnädigen Herrn. — Ja, ja, es ist eine gute Herrschaft. — Jetzt aber," fuhr er nach einer Pause fort, „haben wir besseren Weg und wollen ein wenig austreten lassen, wenn wir dort vor uns über den Hügel hinweg sind, so haben wir auch die Grenze," und nach einem lauten Zungenschlag und einem leichten Berühren mit der Peitsche trabten die raschen Pferde tüchtig darauf los. Der Hügel vor uns war bald erstiegen, und dann zeigte der Kutscher mit seiner Peitsche vor uns auf eine Waldlichtung, wo ich zwei Männer zu Pferde sah — Herrn von Steinfeld und meinen Pflegevater; sie ritten mir entgegen und nach wenigen Augenblicken hielt mein Kutscher. Ich sprang aufgeregt aus dem Wagen und eilte auf Herrn von Steinfeld zu, der mir die rechte Hand reichte und die meinige herzlich drückte und schüttelte. „Sei willkommen, mein Sohn," sagte er mit seiner tiefen wohlklingenden Stimme, die etwas bewegt klang, dann aber zeigte er auf seinen Begleiter und sagte in heiterem Tone: „Nicht wahr, Eugen, es wird Dich freuen, unseren alten würdigen Freund hier zu sehen."

„Und hoch zu Pferde," rief ich freudig aus, „wie mich das glücklich macht." Dann eilte ich auf Herrn von Schwanefeld zu, der mir mit leuchtendem, zufriedenem Blick seine Hand schon eine Zeit lang entgegengestreckt hatte.

„Ja, hoch zu Pferde," rief er aus, „ein glücklicher Umschwung der Dinge, ein herrlicher Wechsel des Lebens!"

Herr von Steinfeld war von seinem Pferde abgestiegen, und da ich sah, daß Herr von Schwanefeld ein Gleiches beabsichtigte, so eilte ich, ihm eine kleine Beihülfe zu leisten, wie sie einem alten Herrn sonst gewöhnlich nicht unangenehm ist, doch hatte ich durchaus nicht nöthig, mich zu bemühen, denn er schwang sich so leicht aus dem Sattel, daß ich ordentlich erstaunt zuschaute und Herr von Steinfeld mir zurief: „Ich sage Dir, Eugen, unser Freund ist ein vollendeter Kavalier, woran ich auch nie im Geringsten gezweifelt habe, ein Kleinod für meinen Gestütshof."

„Ein verwittertes Kleinod," meinte Herr von Schwanefeld lächelnd, „das lange unter Lumpen und Kehricht verborgen war und das dort am Ende auch langsam verkümmert wäre, wenn es nicht ein edler Freund hervorgesucht und mit neuem Schliff und Goldumfassung versehen hätte."

„Ja, ein sehr edler Freund, der jetzt einmal genau sehen will," unterbrach ihn Herr von Steinfeld rasch, „wie sich dieser junge Mann in Jahresfrist äußerlich gemacht hat." Er legte seine Rechte auf meine Schulter, betrachtete mich mit zufriedenem Blick von oben bis unten und sagte: „nicht so übel, er ist kräftiger und breiter geworden, das macht die gesunde Bewegung unter Gottes freiem Himmel. Nicht wahr, mein Sohn, es ist das ein Unterschied mit der Kasernenluft?"

„Er sieht in der That nicht schlecht aus," meinte Herr von Schwanefeld, „nur ist er ein Bischen kokett angezogen. Ist das die Uniform für Forstleute?"

„Gerade keine Uniform," entgegnete ich ihm, „aber diese Tracht hat sich allmälig bei uns eingeführt. Allerdings war etwas von Koketterie dabei, doch wer möchte das jungen Leuten unseres Alters übel nehmen; blickte man uns doch gerne nach, wenn wir uns in der benachbarten Stadt oder den umherliegenden Dörfern sehen ließen, mit den hohen glänzenden Stiefeln, an denen bei uns, die wir vom Forstfache waren, die Sporen nicht fehlten, mit dem grünen, zierlich gemachten Jagdrock, mit dem spitzen Hute, mit der Feder irgend eines erlegten Vogels geziert. Auch fehlte der Hirschfänger nicht, und bei kaltem Wetter ein grauer Plaid auf der Achsel."

„Jetzt wollen wir heimwärts ziehen," sagte Herr von Steinfeld, nachdem die Musterung vorüber war.

„Wenn Du vorziehst zu reiten," meinte Herr von Schwanefeld, „so werde ich Deinen Sitz im Wagen einnehmen."

Ich nickte ihm freundlich zu, schwang mich auf sein Pferd und ritt an der Seite des Herrn von Steinfeld im Schritte weiter, während der leichte Wagen im vollen Trabe der Pferde uns voranseilte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Land und Meer.

Reisebilder aus der Zeit und zur Zeit.

XXVIII.

Skizzen und Reiseerinnerungen

von

Dr. Ferdinand v. Hochstetter.

Java.

1. Besteigung des Vulkans Tangkuban Prau auf Java.

An der Nordseite des Plateau von Bandong, eines wahren Eden zwischen donnernden Vulkanbergen, einer unerschöpflichen Kornkammer für das ganze Sundaland, erhebt sich eine lange Gebirgskette 6000 Fuß über den Spiegel der See, 4000 Fuß über die Hochebene von Bandong. Drei Hauptgipfel treten in der Gebirgskette markirt hervor. Der Sundanese, gewohnt, die Naturerscheinungen, welche sein herrliches Vaterland bietet, mit Namen zu benennen, die eine charakteristische Eigenschaft ausdrücken oder eine sinnbildliche Bedeutung haben, nennt den östlichen abgestumpft kegelförmigen Berggipfel Gunong Tungul, d. h. abgebrochener Baum oder Stumpf, und meint, daß der mittlere lange Rücken des Tangkuban Prau oder des umgekehrte Boot aus dem umgeworfenen Stamme jenes Baumes gebildet wurde, und daß der vielgezackte dritte Gipfel der Burangrang, d. i. Baumäste, die Krone des Baumes mit Aesten und Zweigen sei. So verbindet der Sundanese die drei vulkanischen Hauptgipfel jener nördlichen Gebirgskette durch ein Bild. Nur der mittlere langgestreckte Rücken, gerade der Berg, dessen Form am wenigsten solches vermuthen läßt, ist heute noch ein thätiger Feuerberg. Sein Kraterfels ist eines der großartigsten Schauspiele in der Vulkanwelt Javas.

Am 18. Mai 1858 brach ich in Begleitung von Herrn Dr. de Vry von Lembang aus auf nach dem Tangkuban Prau. Der gastfreundliche Regent von Bandong hatte uns vortreffliche Reitpferde von echter Macassar-Race geschickt, und gefolgt von einer Anzahl berittener Sundanesen, standen wir nach zweistündigem Ritt durch herrliche Urwälder am Rande des Kraters.

Dicke Nebelwolken erfüllten den Abgrund, an dessen Rande ich stand, ich konnte nichts sehen, ich wußte nicht, ging es da tief hinab, ich wußte nicht, war der Abgrund weit und breit. Ich hörte nur ein Sausen und Brausen aus verschiedenen Richtungen, das aus großer Tiefe heraufdrang, so stark und gewaltig, als arbeiteten hundert Dampfmaschinen oder als stürzten schäumende Wasserfälle über hohe Felsen. Einzelne Bäume am Rande des Abgrundes waren abgestorben und sahen schwarz aus, wie verkohlt. Ich schrieb es den schwefligsauren Dämpfen zu, die ich roch, und die wohl, wenn der Krater in voller Thätigkeit, mit vernichtender Stärke sich entwickeln mögen. Und hier in diesen unheimlichen Abgrund sollte ich hinabsteigen auf einer schmalen, steilen Felskante, die zwischen senkrechten Felswänden im Nebel sich verlor! Es war mir unheimlich zu Muthe, als ich den Javanesen, die vorauskletterten, folgte. Aber ich hatte selbst den Befehl gegeben, mich bis auf den Grund des Kraters hinabzubringen, und kletterte vertrauend nach, da ich wußte, daß die Leute schon öfters unten gewesen, um sich Schwefel zu holen.

Glücklicherweise hoben sich die Nebel während unserer mühseligen Fahrt in die Tiefe, und mit einem Male lag klar vor mir der ganze furchtbare Abgrund vom oberen Rand bis zum Boden. Ich sah mit Ueberraschung und Erstaunen, daß die Felskante, auf der wir standen, nur eine schmale Mittelrippe war, die zwei tiefe, fast kreisrunde Kraterkessel, gemeinschaftlich umfaßt von einer elliptischen Kratermauer, trennte. Also ein merkwürdiger Doppel- oder Zwillingskrater. Aus beiden Kesseln rechts und links stiegen zischend und brausend weiße Dampfwolken auf bis zur Höhe des Kraterrandes. Im Krater links (westlich), den die Eingebornen „Kawah Upas" oder Giftkrater nannten, lag inmitten der dampfenden Solfataren ein ruhiges, schwefelgelbes Wasserbecken, und die wohl nahe an 1000 Fuß hohen Kraterwände bedeckte fast bis zum Grunde grünes Buschwerk. Ganz anders der Krater rechts (östlich) „Kawah Ratu" oder Königskrater; der Kraterboden schien trockener Schlamm zu sein, zerrissen und zersprungen, und mit furchtbarem Ungestüm brachen aus den Rissen und Sprüngen Wasser- und Schwefeldämpfe hervor. Die Kratermauern, die hier nur 5—600 Fuß hoch sind, standen nackt und kahl da bis zur Höhe; man konnte im ersten Moment glauben, ein Schneefeld vor sich zu haben mitten im grünen Urwald, so bleich weißgrau sieht hier alles Gestein aus, zersetzt und verwandelt durch die sauren Dämpfe, die dem Grunde entströmen. Und auf den weißen öden Steinmassen überall schwarze, verkohlte, knorrige Stämme von Sträuchern und Bäumen, ebenso wie sie auch rings um uns auf der Felsrippe dastanden, die Reste der früheren Vegetation, die Zeugen der letzten Eruption im Jahre 1846, bei der der Königskrater heißen, von Schwefelsäure geschwängerten Schlamm, Sand und Steine auswarf, weit im Umkreise die Waldung tödtend und verheerend. Doch schon jetzt keimt wieder üppiges Grün von Farren und die der Heidelbeere ähnliche Thibaudia, die in den Kratern recht eigentlich heimisch ist, zwischen den nackten Steinen hervor, und neben dieser, durch die Einwirkung der schwefligsauren Dämpfe und des schwefelsäurehaltigen Schlammes ganz braunkohlenähnlich veränderten, verkohltes Busch- und Baumwerk.

Wir erreichten fortkletternd glücklich zuerst den Grund des Giftkraters. Da war Vorsicht am Platze. Denn der ganze Grund um den Kratersee bis zu den steil aufsteigenden Kraterwänden besteht eigentlich aus nichts als dampfenden Solfataren, aus löcherigen, rissigen Schwefelkrusten, über die man gut vorausfühlend mit einem Stocke wie auf einer Eisdecke geht, immer in Gefahr einzubrechen, zwar nicht in eine unergründliche Tiefe, aber in heiß brodelndes angesäuertes Wasser, in dem ich Niemand rathen möchte ein Fußbad zu nehmen. Sticht man die Krusten auf, so schimmern an der Unterseite die glänzendsten, reinsten Schwefelkrystalle entgegen. Dieser Schwefel, der hier in gewaltigen Massen zu kleinen Hügeln aufgethürmt liegt, ist es, der den Javanesen bisweilen in die schauerliche Tiefe verlockt. Der stärksten Solfatare, die dicht an der Mittelrippe liegt, und geiserartig siedendes Wasser aus einer aus Schwefel bestehenden Röhre, die sie sich gebildet, herauswirft, 1 bis 2 Fuß hoch, kann man nicht nahe kommen.

Vom Giftkrater stiegen wir hinüber in den Königskrater, die festen Schuttmassen der letzten Eruption boten da einen sicheren Grund zum Auftreten, bis man in die Nähe der brausenden Solfatare gelangt und der nachgebende heiße Schlamm das Weitergehen unmöglich macht.

Der Besuch dieser beiden Krater, die sich von Jahr zu Jahr verändern, bot reichen Stoff zu Beobachtungen. Es war längst Mittag vorüber, als wir wieder zur Höhe hinaufkletterten den mühsamen steilen Pfad. Noch lange stand ich oben unter dem vor den Sonnenstrahlen schützenden Dach der Hütte, die für Besucher hier errichtet, von wo ich nun den ganzen Abgrund mit beiden dampfenden Kratern übersehen konnte in seiner ganzen furchtbaren Größe. Die Ellipse des oberen Randes mißt nicht weniger als 6000 Fuß in der Länge und 3000 Fuß in der Breite, und von diesem Rande geht es fast senkrecht hinab in die Tiefe.

Am Fuße dieses Vulkans bei dem kleinen Dorfe Lembang liegt ein friedliches, von Gartenanlagen umgebenes Haus. Hier lebt, abgeschieden von der Welt, nur der Wissenschaft und seiner Familie, der Mann, dem die Welt und die Wissenschaft die erste genaue und umfassende Kunde von den zahlreichen Vulkanen Javas verdankt, der berühmte Naturforscher Franz Junghuhn. Ein Deutscher von Geburt, aus dem Mannsfeldschen im Harze, trat er als Militärarzt in holländische Dienste, und ist jetzt als Inspektor für naturwissenschaftliche Untersuchungen und Direktor sämmtlicher Chinakulturen auf Java von der holländischen Regierung mit reichen Mitteln ausgestattet. Seine imponirende Persönlichkeit trägt ganz die riesige physisch sowohl wie geistige Kraft und Ausdauer zur Schau, von der sein berühmtes Werk über Java und seine große Karte von Java volles Zeugniß geben, und noch lebhaft sind mir die Stunden in Erinnerung, welche ich, vom Tangkuban Prau zurückgekehrt, in anregendem Gespräch mit diesem interessanten Manne verlebte. Sein Haus war mein gastliches Quartier, von hier aus unternahm ich die weitere Reise in die südwestlichen Grenzgebirge des Plateaus von Bandong, die mir Gelegenheit bot, auch die Vogelnesthöhlen von Gua zu besuchen.

2. Die Höhlen von Gua mit eßbaren Schwalbennestern auf Java.

Romantisch in einem tiefen, von der üppigsten tropischen Waldvegetation erfüllten, und von einem frischen Gebirgsbach durchrauschten Felsschlucht liegt, von Kokos- und Arekapalmen umgeben, das kleine sundanesische Berg- und Walddorf Gua, zur Regentschaft Bandong gehörig. Acht Hütten und vierzig Menschen machen das ganze Dorf aus. Unsere Ankunft vermehrte die Einwohnerzahl um das Doppelte, und brachte nach dem einsamen abgelegenen Wohnplatz weniger armer, aber in ihrer Armuth glücklich zufriedener Menschen ein seltenes Leben.

Die acht Hütten liegen in zwei Reihen einander gegenüber auf der linken Seite des Baches, und schließen so einen viereckigen Platz ein, in dessen Mitte für unsern Besuch eigens eine niedliche Hütte mit zwei Schlafkabinetten und einem Speisezimmer dazwischen ganz neu aus Bambusrohr errichtet war.

Gua, ein malayisches Wort, bedeutet Höhle. Das Dorf hat diesen Namen von den „Schwalbennesthöhlen“, welche die unmittelbar hinter dem Dorf sich erhebende senkrechte Kalksteinfelswand des Gunong Rungnong enthält. Dieser Gunong Rungnung ist nichts anders als eine ungeheure Kalksteinplatte, die aus ihrer ursprünglich horizontalen Lage durch großartige Erdrevolutionen zu fast senkrechter Stellung aufgerichtet ist, und so als steiler 4 bis 500' hoher Kalkfels hervorragt. Der Fels ist nach allen Richtungen zersprungen und zerklüftet, und sein Fuß ringsum bedeckt von einem Chaos wirr durch einander geworfener Felsblöcke und zertrümmerter Felsplatten. In den Sprüngen und Klüften dieses Felsen baut die niedliche kleine Schwalbe Collocalia esculenta ihre eßbaren Nester. Dieß sind die auf Java so berühmten Vogelnesthöhlen von Gua, welche dem reichen Regenten von Bandong jährlich eine nicht unbedeutende Revenue abwerfen, und insbesondere ist es die tiefklaffende, den ganzen Fels von oben nach unten durchziehende Felsspalte, welche unser Bild darstellt, die die meisten Nester liefert. Auf einer etwas vorspringenden, schief ansteigenden Felsplatte gelangt man zu der angelegten Leiter, diese führt auf die Absonderungsfläche einer zweiten Felsplatte, von der aus man am Fels selbst zu der eigentlichen Höhle weiter hinaufklettern muß, ein halsbrecherisches Wagniß, dessen Gefahr durch ein schwankes, hoch oben befestigtes und frei herabhängendes Rotangseil, an dem man sich beim Klettern zu halten hat, mir keineswegs vermindert erschien. Ich verzichtete deßhalb auch gerne auf das Vergnügen, dort, wo die Schwalben hoch oben an der Wand pfeilschnell aus und ein flogen, die Nester selbst zu holen, sondern überließ dieß den geübten, vom Regenten von Bandong eigens dazu bestellten Sammlern.

Mein Besuch bei der Höhle war Ende Mai, die Nester alle voll junger Schwalben, und daher die Zeit für das Einsammeln der Nester schon vorüber. Denn diese müssen gesammelt werden unmittelbar nachdem das Nest gebaut ist, ehe die Alten dasselbe mit Federn ausfüttern, und ihre Eier legen. Ein durch Federn verunreinigtes Nest ist nicht mehr brauchbar.



Die Besteigung des Vulkans Tangkuban Prau auf Java. Nach einer Originalzeichnung ausgeführt von F. v. Hochstetter.

Daß die Schwalben hier mitten im Lande — Gua liegt ebenso weit entfernt von der Süd- wie von der Nordküste von Java — fern von jeder Seeküste die besten und reinsten Nester, wie mir solche von den Sammlern gezeigt wurden, bauen, ist schon ein Beweis gegen die herrschende irrige Ansicht, daß Seetange oder quallenartige Seethiere dem Vogel das Material zu dem Bau der eßbaren Vogelnester liefern. Ganz aufgeklärt wurde die Sache aber erst durch die Beobachtungen eines deutschen Naturforschers, Dr. Bernstein, welcher seit mehreren Jahren auf Java lebt, und vielfache Gelegenheit hatte, den Vogel beim Bau seiner Nester zu beobachten. Dr. Bernstein beobachtete, daß die Speicheldrüsen des Vogels, namentlich die glandulae sublinguales zur Zeit des Nestbaues zu großen weißlichen Massen anschwellen und einen dicken zähen Schleim absondern, der sich in großer Menge vor den Ausführungsgängen dieser Drüsen im Munde anhäuft, und den man in langen Fäden aus dem Schnabel gleichsam hervorspinnen kann. An der Luft trocknet dieser Schleim schnell und verhält sich ganz ähnlich wie Gummi arabicum. Wenn die Vögel ihr Nest bauen, so fliegen sie wiederholt zu dem dazu erwählten Platz, um den Speichel an den Felsen zu drücken. Collocalia esculenta baut das Nest ausschließlich aus Speichel, während Collocalia nidifica auch Grashalme und andere Gegenstände in den Bau einkittet. Daher werden die Nester der erstgenannten Art vorzugsweise geschätzt.

Indessen sind die Javanesen selbst keine Liebhaber dieser sonderbaren Delikatesse, die gesammelten Nester werden auf den chinesischen Markt nach Batavia gebracht und stehen bei den Chinesen, ohne daß die Beobachtung des deutschen Naturforschers diesen den Appetit verdorben hätte, noch immer in demselben hohen Werthe, wie ehemals.

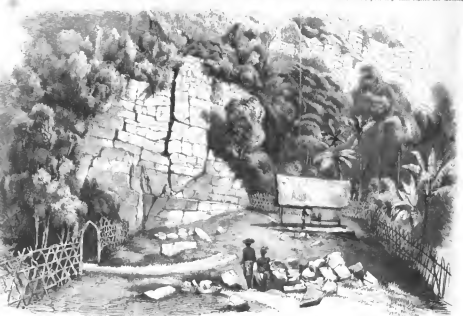
Bei einem echt chinesischen Mittagsmahl, dem ich in Shanghai beiwohnte, hatte ich Gelegenheit, die angebliche Delikatesse selbst zu kosten. Die Schwalbennester waren die Beigabe zu einer vortrefflichen Hühnersuppe, in der sie aufgeweicht eine gänzlich geschmacklose Gallerte bildeten.

Photographieen aus den österreichischen Ländern.

I.

Wien und Grillparzer.

Als an dem denkwürdigen ersten Mai dieses Jahres der Kaiser Franz Joseph die Vertreter des Volkes in seiner Hofburg empfing, um ihnen zu sagen, er habe den Weg gefunden, der aus den Nöthen der Gegenwart zu einer besseren und schöneren



Die Höhlen von Gua mit eßbaren Schwalbennestern auf Java. [illegible] Originalzeichnung mitgetheilt von F. v. Hochstetter.

Zukunft führen solle, und sein Beharren auf diesem Wege feierlich zu geloben; als zu beiden Seiten des Thrones sich die Mitglieder der beiden Häuser des Reichsrathes aufstellten, da zogen auf dem äußersten Flügel der rechten Seite vier Männer die Blicke auf sich, die Einzigen in dem (auf der linken Seite kommandirenden) schlichten bürgerlichen Kleide neben so vielen farbigen und goldgestickten Gewändern. Ihr Erscheinen an jener Stelle legte Zeugniß dafür ab, daß in dem neuen Oesterreich — möge es in nichts dem vielgepriesenen „Neu-Oesterreich" gleichen, welches Alexander Bach schuf — der Adel des Talentes und des bürgerlichen Fleißes dem Geburtsadel, dem Besitz, der geistlichen, militärischen und Beamtenhierarchie gleichgestellt werden solle, daß der Konkordatsstaat fortan Jedem gestatte, nach seiner Façon selig zu werden. Die vier schwarzen Männer neben den zahlreichen in Purpur und Violett prangenden geistlichen Würdenträgern, den Geheimeräthen, Kämmerern, Landshauptleuten und Generalen waren Palacky, der Geschichtschreiber der Czechen, die Dichter Grillparzer und Halm und der Baron Rothschild. Die Vier haben sich auch in dem Sitzungssaale des Herrenhauses auf der äußersten Linken zusammengefunden. Nicht als ob sie Alle die prinzipielle Opposition gegen die Regierung repräsentirten, das thut nur Palacky, und dessen Bundesgenossen tragen ganz andere Farben. Offenbar drängten die Vertreter der Aristokratie, die hohen Beamten, Geistlichen und Militärs sich sämmtlich soweit als möglich nach rechts hinüber, und den Bürgerlichen, zu denen wir doch in dieser Umgebung auch die Barone Münch und Rothschild rechnen müssen, blieb kein anderer Platz übrig, als die anrüchige äußerste Linke. In ihrer Nähe sitzt auch Graf Anton Auersperg. Wäre er Mitglied des Abgeordnetenhauses, so würden wir ihn Anastasius Grün nennen, welchem Namen er seine Wahl zum Repräsentanten zu verdanken haben würde, aber im Oberhause sitzt er nicht als Dichter des Schutt und der Spaziergänge, sondern als krainischer Standesherr, als Träger eines alten berühmten Namens.



Graf Auersperg (Anastasius Grün). Nach einer Photographie.

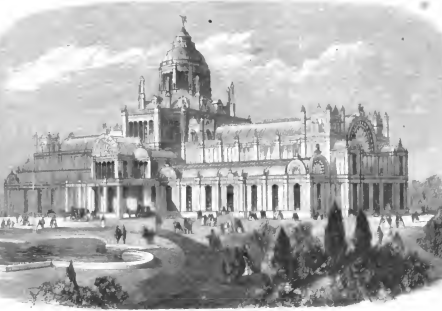


Franz Grillparzer. Nach einer Photographie.

Dichter im Rathe, und vor allen Freiheitsdichter haben einen schweren Stand. Dem Poeten wird die Begeisterung für viele Dinge zugutgehalten, denen nüchternere Menschenkinder keine so reizende Seite abgewinnen können, die auch ihnen selbst bei näherer und unbefangenerer Betrachtung ganz anders erscheinen. Aber die „öffentliche Meinung" gibt sehr genau Acht, und nennt gern Verrath und Fahnenflucht, was doch nur das Gebot gewissenhafter Erwägung ist. Der Dichter darf für die Befreiung Polens, die Wiedererweckung Venedigs aus seinem Todesschlaf schwärmen und uns ein Paradies des allgemeinen Friedens, der Versöhnung und Glückseligkeit prophezeien, aber soll der Staatsmann das Wort des Dichters einlösen, wenn Provinzen des Staates, dessen Größe und Macht ihm immerhin näher stehen, als die romantischen Träume seiner Jünglingsjahre, mit Trennungsgelüsten hervortreten, und ihre große Vergangenheit und das große Unrecht, das ihnen zugefügt wurde, als Rechtstitel aufweisen? Darf er es, wenn Thoren oder Schelme ihm die Garantieen der Harmonie und Freiheit schwarz auf weiß zur Kontrasignatur vorlegen? Dichter im Rathe werden schwer dem Dilemma entgehen, entweder aus überhandnehmender Ehrlichkeit und Gesinnungsfestigkeit Tendenzen zu fördern, die ihrer besseren Ueberzeugung widerstreben müssen, oder der Charakterlosigkeit und Untreue geziehen zu werden. Ganz ist dem letzteren Schicksal Graf Anton Auersperg auch nicht entgangen, doch hat er glücklicher als mancher Andere die allgemeinen Prinzipien, für welche er als jugendlicher Sänger eintrat, mit den Forderungen der Realpolitik in Einklang zu bringen verstanden.

Die Auersperge sind ein altes Geschlecht, das vor acht oder neun Jahrhunderten aus Schwaben nach Illyrien gekommen sein soll. Die Fürsten von Auersperg sind die Herzoge jener Gottscheer, welche als Südfrüchte- und Salamihändler zu den bekanntesten Straßenfiguren Wiens gehören. Der regierende Fürst ist Präsident des Herrenhauses. In Krain, dem zu elf Zwölftel slavischen Lande, hat auch Graf Anton Auersperg sein Stammschloß Thurn am Hart, das er seit Jahren fast nur verläßt, um einige Wintermonate in Graz zuzubringen. In dem nahen Laibach ist er 1806 geboren. Wie seine Lieder, jene Frühlingsboten aus einem scheinbar ewigem Winterschlaf verfallenen Lande, überall weckten und entflammten, und neue Bünder knüpften zwischen Oesterreich und Deutschland, wie er als Herold der Freiheit gepriesen, und wegen seiner Verheirathung mit der Gräfin Attems (1839) und des Kämmererschlüssels als Abtrünniger in Acht und Bann gethan wurde, das ist allbekannt. Den Dichter scheint diese Erfahrung erbittert zu haben, theils machte er mancher Zeitrichtung heftigere Opposition, als nach seinem früheren Auftreten zu erwarten gewesen, theils wandte er sich Gebieten zu, welche der Geschichte des Tages fern liegen. Aber der Politiker, mit dem haben wir es hier allein zu thun, hat es erfreulich bewiesen, daß sein Liberalismus mehr sei, als das Produkt einer poetischen Erregung oder edlen Laune.

Im Fünfzigerausschuß und im deutschen Parlamente, zu welchem ihn die Stadt Laibach im Sommer 1848 abordnete, ist er wenig hervorgetreten, hat jedoch immer im Sinne einer vernünftigen Freiheit und deutschen Einheit gestimmt. Nach zwölf Jahren erschien er wieder auf der politischen Bühne, vom Kaiser in den verstärkten Reichsrath berufen, und sein Wirken in demselben berechtigt uns vorzüglich zu der Ueberzeugung, daß er in der That berufen ist, an dem Neubau Oesterreichs mitzuwirken, mag er selbst auch über seine Befähigung in und seine Erfahrung in Staatsangelegenheiten sehr bescheiden urtheilen. Er schloß sich damals dem sogenannten Majoritätsvotum an, und wurde dafür von seinem alten Freunde Bauernfeld in deßbezüglichen Versen hart angelassen. Daß jenes Majoritätsgutachten Oesterreich wenig Heil gebracht hat, daß wir demselben zum großen Theil die fast unlösbare Verwirrung der ungarischen Frage zu danken haben, und ohne das Februarpatent ihm die Wiederbelebung veralteter ständischer Institutionen zu verdanken haben würden, das ist jetzt freilich Jedermann klar. Ehrliche und Unehrliche wurden damals die Dupes der ungarischen Magnaten, welche die feierliche Wiederanerkennung der pragmatischen Sanktion, die Leugnung der unleugbaren Thatsache, daß der Kaiser von Oesterreich sich Ungarn erobert habe, durchsetzten, und



Das Industrieausstellungsgebäude in Amsterdam. (S. 626.)

den bedungenen Preis, die Versöhnung Ungarns, schuldig blieben. Graf Auersperg gehörte zu den entschiedenen Gegnern, und seine größere Rede bei diesem Anlaß zeigt ihn weit entfernt von den reaktionären Tendenzen seiner zeitweiligen Standesgenossen, zeigt ihn als ein Mitglied jener Partei, welcher ja wohl die Zukunft in Oesterreich gehören wird. Die Devise dieser Partei heißt: Mannigfaltigkeit in der Einheit.

Auersperg hat nur selten im Reichsrath gesprochen. Für die Freiheit der Presse ergriff er mit Wärme das Wort, und zwar wie man es von einem Manne seiner literarischen Stellung erwarten durfte. Die Frage des Rechtes der Presse auf freie Bewegung als etwas Selbstverständliches nur im Vorübergehen berührend, bezeichnete er die gesetzliche Regelung der Preßverhältnisse als eine der Hauptbedingungen bei der Ordnung und Befestigung der staatlichen Angelegenheiten überhaupt. Bei Gelegenheit der vielen Anklagen gegen die Bureaukratie, in welchen die hochadeligen Redner ihrem Hasse gegen den „modernen Liberalismus" Luft machten, hatte er, der Einzige soviel wir uns erinnern, auch ein Wort der Anerkennung für die Verdienste des österreichischen Beamtenthums. Ohne zu verkennen oder zu entschuldigen, daß „das Bureau aus seinem richtigen Verhältniß zum Leben gerückt sei, die bureaukratische Thätigkeit alle Lebenskreise überwuchere", machte er doch verdientermaßen geltend, daß die österreichische Bureaukratie die von Maria Theresia und Joseph ihr gestellte große Aufgabe, „Ordnung und System in disparate Elemente zu bringen, das Recht in allen Kreisen zu wahren und die Geschäfte zu fördern, ehrenvoll gelöst habe". „Ehre den großen glänzenden Namen, welche sie aufzuweisen hat" rief er aus, „Ehre aber auch dem kleinen Beamten, welcher subordinationsgemäß und pflichtgetreu im Verborgenen am Altarstische still seine Lebenslampe verbrennt!" Das Recht seiner slavischen Landsleute auf Berücksichtigung ihrer Art und Sprache, die Anerkennung nationaler und provinzieller Besonderheiten innerhalb der großen Einheit, die Sache der armen Bevölkerung seines Heimatlandes (bei der Frage der Weinsteuer) vertrat Graf Auersperg bei schicklichem Anlaß. Die Summe seiner Ueberzeugungen aber legte er in jener größeren Rede nieder, welche er am 24. September hielt, und welche nach den Versicherungen seiner Anhänger zu urtheilen einen bedeutenden Eindruck gemacht haben muß. Die seitdem eingetretenen Verhältnisse geben gerade dieser Rede jetzt eine erhöhte Bedeutung, und es scheint uns nicht unangemessen, einige Sätze aus derselben zu zitiren. Was ihn bestimmt habe, sich dem Majoritätsgutachten anzuschließen, sei unter Anderem, „daß er den befürchteten Separatismusgelüsten darin keine Stütze zu finden, daß keinerlei Versuch angestrebt werde, frühere Vorrechte privilegirter Klassen wiederherzustellen, oder abgelebte Formen neuerdings zur Geltung zu bringen, Tendenzen, die dem Komité ebenso fremd geblieben, wie sie ihm selbst jederzeit fremd blieben und bleiben würden", daß es das Wesentliche seiner Wünsche und der Wünsche seines Landes enthalte. Diese Wünsche und Ueberzeugungen faßte er dann zusammen. Eine Systemänderung werde vom Staatswohle erheischt, könne aber nur dann ersprießlich sein, „wenn das leitende Staatsprinzip ein einheitliches, das Recht der Länder, und innerhalb derselben aller Volksstämme prinzipiell ein gleiches, wenn diesseits und jenseits der Leitha das gleiche Recht, wenngleich in verschiedenen Formen herrsche, wenn der Monarchie ein einheitlicher und untheilbarer, die Eigenthümlichkeiten des österreichischen Volkscharakters wahrender, die allseitigen Länder- und Volksinteressen im Wege von Staatsgrundgesetzen und Landesstatuten sichernder Verfassungsbau werde". Man erkennt, wie wenig er eigentlich mit der Majorität harmonirte, welche das allgemeine Band so lose, die Macht und Selbstständigkeit der einzelnen Länder so groß als möglich haben wollte und will. Auch war er augenscheinlich nicht frei von der Besorgniß vor Hintergedanken, welche sich nur zu berechtigt erwiesen hat, und die ihn bestimmte, nur mit Vorbehalt sich dem Votum anzuschließen. Die Aufgabe, sich über bestimmte Verfassungsnormen auszusprechen, von dem Reichsrathe, als einer nicht konstituirenden Versammlung, ablehnend, verwahrte er sich zugleich dagegen den „Herren aus Ungarn" bei Ordnung der öffentlichen Verhältnisse seines Heimatlandes ein maßgebendes Urtheil zuzugestehen, verlangte Bürgschaft gegen die Wiederkehr jenes unheilvollen Dualismus, welcher über Ungarn und über uns so unsägliches Unheil gebracht hat, daß auch (ungarischerseits) die Kräftigung jener Einheit angestrebt werden möge, in welcher wir Anderen unser Glück, unseren Stolz und unsere Sicherheit finden. Noch origineller fügte er an einer anderen Stelle hinzu: „Personalunion ist nicht das Band, welches uns vereinigt, sie liegt längst hinter uns, die pragmatische Sanktion hat uns schon auf den Boden der Realunion gestellt. Aber auch früher hat die Geschichte und das Leben eine fortgeschrittene Vereinigung angebahnt. Ebenso ist das Stadium föderativer Formen schon zurückgelegt, wir sind zwar noch kein im modernen Sinne zentralisirter Staat, aber wir sind auf dem Wege zur Konzentrirung, zur innigsten Vereinigung". Die zu starke Dosis Konzentration als Mittel gegen zentrifugale Bestrebungen habe ein „Arzneisiechthum", die starre Zentralisation erzeugt, gegen welche nun wieder Autonomie als geeignetes Mittel empfohlen werde. Man möge sich aber hüten, durch zu reichliche Anwendung desselben abermals eine Arzneikrankheit hervorzurufen. Endlich möge noch folgende seinen Standpunkt kennzeichnende und von allen Parteien zu beachtende Aeußerung hier Platz finden: „So wie das Leben fortgeht und nicht endet, so geht auch die Geschichte fort, und endet nicht. Das historische Recht schließt nicht ab, ebenso wenig wie die Geschichte selbst, mit bestimmten oder willkürlich bestimmbaren Perioden. Es ist in einer fortwährenden Entwicklung und Fortbildung begriffen, und so hat auch die Gegenwart ihre historischen Rechtstitel". Weder mit den Rechten, welche von 1848 datiren, noch mit den seitdem entstandenen könne einfach tabula rasa gemacht werden. „Im Leben entwickeln und bilden sich die Rechte, das historische Recht ist nur die legale Anerkennung der durch Entwickelung des Lebens gebildeten Rechte. Rechte erlöschen durch das Leben, neue Rechte treten hinzu oder an die Stelle der alten".

In dem jetzt tagenden Reichsrath ist Auersperg's Name bisher zweimal genannt worden. Einmal war er einer der Wenigen, welche gegen die geheime Berathung der Adresse des Herrenhauses stimmten, dann entwarf er die Adresse selbst, welche sich durch Selbstständigkeit, Freimuth, würdige und schwungvolle Sprache so sehr von der Adresse der Abgeordneten unterscheidet. Der Dichter ist also doch nütze im Rathe!

Daß der greise Grillparzer (1790 geboren) in der Versammlung eine hervorragende Rolle spielen werde, ist kaum anzunehmen. Er hat sich seit langem schon vom Leben fast ganz in seine Studirstube zurückgezogen. Gekränkt über Mangel an Anerkennung, sagen Viele. Wir halten das nicht für den wahren Grund. Denn mag ihm seine Zeit nicht jene Würdigung geboten haben, auf welche er Anspruch hatte und Anspruch machte, so wurde ihm dafür die seltene Befriedigung, noch mit eigenen Augen zu sehen, wie eine spätere Generation das Versäumniß der früheren gutzumachen bemüht ist. Besonders seit Laube an der Spitze des Burgtheaters steht, hat für Grillparzer's Dichtungen ein neuer Frühling begonnen, was von denselben lebensfähig geblieben ist und — gestehen wir es offen — noch einiges Andere ist zunächst der Bühne seiner Vaterstadt, und durch dieselbe der deutschen Bühne überhaupt wiedergewonnen. Als Anerkennung dessen von seiner Seite darf man auch die Erlaubniß zum Wiederabdruck seiner durch Jahre vergriffenen „Sappho" und zur Aufführung seines Libussa-Fragments betrachten, wovon er lange Zeit nichts wissen wollte. Grillparzer ist ein lebendiges Opfer der altösterreichischen Zustände, sie lähmten seine Schwingen, ließen ihn nicht das Ziel erreichen, welches seinem großen Talente, seiner schöpferischen Phantasie, seiner ungewöhnlichen Gestaltungskraft, seiner feinen poetischen Empfindung erreichbar gewesen wäre, hätte ihm das Geschick ein anderes Vaterland gegeben. Wenn der Siebenzigjährige zurückblickt auf das Geleistete und es in Vergleich stellt mit dem Erstrebten und seiner Kraft Möglichen, so mag der Schmerz über ein theilweis verfehltes Dasein ihm wohl verbittern, aber er kann sich über die Ursache schwerlich täuschen. Um so sicherer dürfen wir aber darauf rechnen, ihn stets auf jener Seite zu erblicken, welche der Gegenwart und Zukunft eine bessere Zeit sichern will.

Der Industriepalast zu Amsterdam.

(Zu dem Bilde S. [illegible].)

Während man eben in England mit der Errichtung eines neuen kolossalen Krystallpalastes in South-Kensington beschäftigt ist, bereiten auch die Holländer einen derartigen Riesenbau von permanentem Charakter in Amsterdam vor, der dazu bestimmt ist, eine Ausstellung von allen Industriezweigen in seinen gewaltigen Räumen zu repräsentiren. Der Grundriß zeigt die Kreuzform, die Länge beträgt 400, die Tiefe 200 und die Höhe der [illegible] Kuppel von elliptischer Form 220 Fuß. Angeregt wurde das schöne Gebäude durch Dr. Sarphati und den Plan dazu entwarf der Baumeister Outshoorn, die Lieferung des Eisenwerkes übernahmen van Heel und Holzmann von Amsterdam und Smith und Sohn von Birmingham. Das ganze Bauwesen leitet der Engländer J. P. Kithen und wird dasselbe frühestens im Jahr 1862 vollendet sein.

Zur Tagesgeschichte.

XXXVIII.

Preußische Zustände.

Der preußische Staat seufzt unter der erdrückenden Last einer doppelten Aufgabe, eine festere energische Stellung nach außen wie nach innen einzunehmen. Erdrückend ist die Last, eben weil beide Aufgaben zu gleicher Zeit an denselben herangetreten sind, doppelt erdrückend, weil in demselben Augenblick, da diese Aufgaben unerläßlich geworden sind, die rechten Männer zu ihrer Ausführung fehlen. Daß jene beiden Aufgaben wesentlich zusammenhängen, eine durch die andere bedingt wird, ist das tiefere Motiv, welches die neue Aera herbeigeführt hat, ist aber auch das vornehmste Hinderniß für die Erfüllung ihrer Hoffnungen. Als die Krankheit des vorigen Königs für unheilbar erkannt wurde und der Prinzregent im Herbst 1858 die Zügel der Regierung ergriff, war es weder eine bloß persönliche Laune, noch die aufrichtige innerliche Ueberzeugung von der Richtigkeit der konstitutionellen Prinzipien, was ihn zu dem Entschlusse trieb, mit dem System Manteuffel zu brechen. Was ihn dazu bewog, war vielmehr zunächst bloß das Resultat dieser Reaktionsperiode, welches nach zehnjährigen Erfahrungen nur allzu offen zu Tage lag. Der Prinzregent war nüchtern und klar genug um einzusehen, daß der Staat Friedrich's des Großen in den großen politischen Fragen eine Stellung einnahm, welche mit seiner Geschichte, mit seinen Ansprüchen, mit seinen Leistungen im schärfsten Widerspruch standen. Mit den tüchtigsten Kräften, die noch dazu aufs stärkste angespannt waren, mit dem frischen Kranz der Befreiungskriege, der das Haupt keines andern Staats mit solchem Grunde schmückte, endlich von den Sympathieen getragen, welche ihm die Mehrzahl der deutschen Patrioten entgegenbrachten, war es ihm gleichwohl gelungen, von Jahr zu Jahr an Einfluß und Ansehen zu verlieren, eine Erscheinung, welche beginnend schon in den vierziger Jahren mit den ersten Symptomen romantisch-mittelalterlicher Regungen unter der manteuffel'schen Herrschaft einen wahrhaft rapiden Verlauf nahm. Verschloß der König Friedrich Wilhelm IV., befangen in seinen romantischen Liebhabereien, verbittert durch die Erfahrungen des Jahres 1848, und mehr und mehr von den Anschauungen eines kleinen, der Gegenwart prinzipiell abgewendeten Kreises gefangen genommen, dieser Erscheinung fast absichtlich das Auge, so trat sie seinem Nachfolger sofort in ihrer ganzen beschämenden Wahrheit entgegen. Mit Schmerz ergriff ihn die Rolle, welche Preußen seit dem Tage von Olmütz, während des Orientkriegs, auf dem pariser Frieden und zur Zeit des neuenburger Handels gespielt hatte, der lebhafteste Wunsch beseelte ihn, diesem Zustand ein Ende zu machen, und auch das richtige Mittel hatte er gefunden: die äußere Schwäche Preußens war die Folge seiner inneren Schwäche. Preußen war ohnmächtig im Rathe Europas, weil es die Sympathie im Auslande wie in Deutschland verloren hatte, weil es verlassen war vom eigenen Volk, weil ihm jeder moralische Halt fehlte. Jetzt berief er die Männer, deren Name einst war und einen guten Klang besaß im engeren wie im weiteren Vaterland, und denen nur Eines fehlte, der nöthige Muth, um den König von der Nothwendigkeit zu überzeugen, den Wechsel des Systems bis in seine letzten Konsequenzen zu verfolgen.

Hier lag der erste, entscheidende Fehler, der für die ganze Zukunft verhängnißvoll war. Der König glaubte, den Liberalismus im Sinne einer Kräftigung der Monarchie und einer größeren Machtentfaltung des Staats in Dienst nehmen zu können, ohne sein Prinzip in allen seinen Folgen zu entwickeln. Er behielt sich vor, die Grenze zu bestimmen, wie weit die liberalen Ideen in den Staat Friedrich's des Großen hereindringen dürften, der Liberalismus wurde von ihm gleichsam auf Wohlverhalten, auf Widerruf angenommen. So war es eine sehr ungleiche Freundschaft, welche die Vertreter der konstitutionellen Grundsätze, Ministerium und Abgeordnetenkammer bald in eine höchst drückende Stellung brachten. Jeder energische Entschluß, Ernst zu machen mit dem, was doch als Programm verkündigt worden war, ward vereitelt durch die Furcht, daß der Regent zu konservativen Räthen zurückkehren werde, wie ein Damoklesschwert über ihren Häuptern lähmte diese Furcht die Thätigkeit der Minister und der Kammern, welche am Ende zufrieden sein mußten, daß wenigstens ehrliche, biedere Männer die Zügel des Staats lenkten, welche sein Bestes wenigstens wollten, wenn sie auch nicht immer im Stande waren es durchzusetzen.

Und jene Furcht hatte freilich nicht wenig Schein der Berechtigung. Nach wie vor nahm das Königthum eine Stellung für sich in Anspruch, welche völlig unberührt bleiben sollte von der eingetretenen Wendung der Regierungsgrundsätze. Das Militärkabinet und das Polizeipräsidium schoben sich nach wie vor als Scheidewände ein zwischen Krone und Ministerium, die seltsam in den konstitutionellen Apparat paßten, die höchsten Stellen am Hof wie in der Verwaltung blieben in den Händen der alten Partei, die Kreuzzeitung hatte mehr als einmal Grund, ihr Klagegewimmer über die „schiefe Ebene", auf die sich die Monarchie begeben habe, mit einem triumphirenden Hohngeschrei zu vertauschen, und um all' diese unversehrt in die neue Aera hinübergenommenen konservativen Elemente legte sich der schützende Wall der Institutionen des Herrenhauses, welches ebenso das Arsenal für die streitbaren Waffen zum Angriff bildete, als die sichere Burg für den Rückzug, welches den Fortschrittsideen hartnäckig Thür und Thor verschloß. An diese ehernen Mauern wagte das Ministerium nur leise zu klopfen, kein Wunder, daß sie sich nicht übergaben. In unglücklichster Stellung zwischen der ungebrochenen feudalen Macht und zwischen der Volksvertretung, welche ihm keinen Rückhalt bot, weil sie selbst die Parole vom Ministerium erhielt, führte dieses einen nutzlosen Kampf mit stumpfen und immer stumpfer werdenden Waffen, einen Kampf, in dem es sich selbst aufrieb, und nach unten an Vertrauen verlor, ohne nach oben Vertrauen zu gewinnen. Das Abgeordnetenhaus selbst befand sich bald in derselben schiefen Position. Gleich zu Anfang hatte es die Parole erhalten: „Nur nicht drängeln," und es kam getreulich dieser Mahnung nach, wenn auch zuweilen das hitzige Blut des westphälischen Freiherrn sich in einer zungenfertigen Eruption Luft machen mußte. Aber wenn auch die Kammer sich des Drängelns enthielt, so konnte nicht auch dem Volk und der Presse dieselbe Parole aufgenöthigt werden: Volk und Presse drängelten und drängelten um so entschiedener, je stärkeren Hindernissen die Verwirklichung der neuen Aera begegnete. So verlor auch die Volksvertretung das Vertrauen, durch welches sie in's Leben gerufen war, und an die Stelle der einmüthigen Begeisterung, welche sich zu Ende des Jahres 1858 um Thron und Ministerium geschaart hatte, an die Stelle der Einen großen Partei, in welcher eine Zeit lang alle Meinungsverschiedenheiten aufgehoben schienen, trat eine Zerfahrenheit und Auflösung der Parteien, eine Verwirrung der Grundsätze, eine Unsicherheit auf allen Gebieten der Staatsverwaltung, die dem Ansehen des Staats nicht minder schadete, von den Gegnern nicht minder ausgebeutet wurde, als die wenigstens grundsätzlich handelnde Herrschaft der manteuffel'schen Reaktion.

Es ist schmerzlich, heute sich die Hoffnungen und Verheißungen in's Gedächtniß zurückzurufen, welche sich an die Einsetzung der Regentschaft und die Bildung des Ministeriums Hohenzollern geknüpft hatten, an jenes Programm zu erinnern, das die Wiederaufnahme der altpreußischen Traditionen, die Verwirklichung der Verfassung, die Ausbildung des Rechtsstaats, die Beseitigung der Mißbräuche in Staat und Kirche, die Stärkung des preußischen Einflusses in Deutschland und in Europa in Aussicht stellte. Vor wenigen Wochen schloß der Landtag, der damals unter dem frischbelebenden Eindruck des freudigen Umschwungs zusammentrat, und dessen Mitwirkung zu jenem Werk der Wiedergeburt in Anspruch genommen wurde, seine ordentliche, dreijährige Legislaturperiode ab. Und welches sind seine Resultate, wie Vieles von jenem Programm ist in Erfüllung gegangen? Von großen gesetzgeberischen Arbeiten sind nur zwei zur Vollendung gelangt, die Grundsteuerausgleichung in den verschiedenen Provinzen und die Armeereform, jene allerdings ein höchst wichtiger prinzipieller Fortschritt, der aber nur durch allzu große Nachgiebigkeit gegen die feudale Partei errungen werden konnte, diese eine Maßregel, von zweifelhaftem und zum Mindesten vielbestrittenem Werth, welche das populäre Institut der Landwehr beseitigt, und welcher das Abgeordnetenhaus nur wider Willen und in provisorischer Weise zustimmte. Andere wichtige Arbeiten scheiterten an dem konsequenten Widerspruch des Herrenhauses. In der Verwaltung geschah mancher Schritt zum Bessern, die Postgesetzgebung wurde verbessert, die Kompetenz der richterlichen und Administrativbehörden schärfer bestimmt, die Kreistage aufgehoben. Allein da es versagt war, die Axt an die Wurzel zu setzen, und die feudale Partei aus den einflußreichsten Stellen zu vertreiben, so beschränkte sich auch hier die Thätigkeit mehr darauf, daß die Uebelstände aufgedeckt und an's Licht gezogen, als daß sofort Hand an ihre Beseitigung gelegt wurde. In dieser Beziehung ist namentlich das ungeheure Material von Werth, welches in den zahllosen, an die Kammer gerichteten Petitionen niedergelegt ist, und durch welche die zehnjährige Wirthschaft der Reaktion nach allen Seiten hin bloßgelegt wurde. Um zu erkennen, welchen Hemmnissen das Werk der inneren Reform begegnet, wie mächtig noch die Widerstandskraft der alten Partei, und wie zart noch das ganze konstitutionelle Leben, genügt es, an wenige Symptome der neueren Zeit zu erinnern, an die Vorgänge, welche der Entlassung des Ministers Simons vorausgingen, an den Polizeiskandal, der durch die unbegreifliche Schwäche des Grafen Schwerin die Dimensionen einer Haupt- und Staatsaktion annahm, ferner an die Konflikte zwischen Militär und Civil, und an das manteuffel-twesten'sche Duell, endlich an die Diskussionen, welche sich an die bevorstehenden Huldigungsfeierlichkeiten geknüpft haben. — Was aber schließlich die Stellung des preußischen Staats nach außen betrifft, so liegt nur allzusehr auf der Hand, daß er im Augenblick keiner einzigen Frage gegenüber, sie sei bloß deutschen oder europäischen Charakters eine entschiedene, klar präzisirte Stellung einnimmt. Wie verhält sich Preußen zum Nationalverein, zu den Reform-

vorschlägen der würzburger Regierung, wie zu Kurhessen und Schleswig-Holstein? Wie verhält es sich zu Oesterreich, zur venetianischen und ungarischen Frage? Wie verhält es sich endlich dem neuen Königreich Italien gegenüber? Alles dieß sind wahrhafte Lebensfragen für Preußen, und doch wäre es schwer, auf irgend eine derselben eine bestimmte Antwort zu geben.

Es sind dieß Resultate, wie sie in Preußen, selbst in unabhängigen, unbefangenen Kreisen eben so empfunden und zugestanden werden. Ja gerade diejenigen Parteien in Deutschland, welche bei ihren Reformideen vorzugsweise auf Preußen das hoffende Auge gerichtet haben, decken auf's Schonungsloseste diese Schwächen in der inneren und äußeren Politik dieses Staates auf. Es ist kein Zweifel, daß sie sich auch an maßgebender Stelle fühlbar machen, obgleich sowohl der König als Präsident Simson beim offiziellen Schluß des Landtags ihrer Befriedigung über die abgelaufene Legislaturperiode Worte geliehen haben. Irren wir nicht, so wird gerade in diesem Augenblick Preußen von zwei Seiten her einer Krise entgegengeführt, welche in jedem Falle nur wohlthätig wirken und die Unklarheit der Situation heben muß. Einerseits nämlich scheinen die Verhandlungen, welche zunächst aus Anlaß der Huldigungsfeierlichkeiten im Staatsministerium stattfinden, zu einer prinzipiellen Auseinandersetzung zwischen Krone und Ministerium zu führen, und Letzteres soll, wie verlautet, seine Forderungen, auf deren Durchführung es bestehen zu müssen glaubt, in einem bestimmten Programm formulirt haben. Andererseits ist, nachdem die große Vincke'sche Partei als gescheitert betrachtet werden kann, ein neues Element im Begriffe in die nun beginnende Wahlagitation einzutreten: mit der ministeriellen Partei wird eine unabhängige, vorgerücktere Partei auf dem Kampfplatz erscheinen, welche die energische Durchführung eines entschieden liberalen Programms verlangt, und zwar als erste Forderung desselben die einer deutschen Politik Preußens aufgestellt hat. Dadurch tritt zu dem in der Auflösung begriffenen Parteiwesen ein verjüngendes, höchst bedeutsames Ferment, und die Zukunft Preußens wird nicht zum wenigsten abhängen von der Stärke, welche diese Partei bei den nächsten Wahlen entwickelt. —ß.

Vom Büchertische.

— **Abendstunden.** Novellen und Erzählungen von Heinrich Heusler. 3 Bände. Leipzig, J. L. Schrag's Verlag. 1861. — Der Verfasser hat dem Publikum, hauptsächlich jedoch der Jugend, schon früher manche dankenswerthe Gabe geboten, und auch die obige Sammlung enthält viel einfach Gutes. Ohne Effekt werden wir oft durch natürliche rührende Szenen ergriffen, ohne besonders fieberhafte Spannung interessiren wir uns doch warm für die vorgeführten Personen und deren endliches Schicksal. Als sehr gelungen müssen die Naturschilderungen hervorgehoben werden, die Gebirg und Wald, Dorf und Stadt in detaillirter Breite malen. Sehr komprimirt erzählt der Autor eben nicht, vielmehr fließt der Strom der Erzählung ziemlich gleichförmig breit, aber wir hören seiner ungezwungenen angenehmen Manier gern zu. Am meisten sprachen uns an die in geschichtlichen Rahmen gefaßten Novellen „Berko“ und „Kampf und Sieg“, letztere im dreißigjährigen Kriege spielend.

— **Nicolo Machiavelli und das System der modernen Politik.** Von Dr. Theodor Mundt. Dritte, neubearbeitete Auflage. Berlin, Otto Janke. — Der berühmte Verfasser, welcher in seinen Reisen durch Piemont und Centralitalien ein umfassendes und getreues Bild des Staats- und sozialen Lebens dieser Länder entwarf, belehrt uns in dem vorliegenden Buche in anmuthiger Form über Machiavelli, den großen Florentiner, das Vorbild jenes bedeutenden Staatsmannes und Lenkers der italienischen Geschicke, den eben ein plötzlicher Tod vom Schauplatz seiner enormen Thätigkeit rief. Cavour besaß viel mit Machiavelli Gemeinsames: seine Begeisterung für den heiligen Zweck eines einigen Vaterlandes und seine Verachtung der sittlichen Gesetze beim Verfolgen seiner politischen Pläne. Ueberraschend treten uns diese Ideen Machiavelli's entgegen, die im Ringen des nach Freiheit lechzenden Italiens noch jetzt geltend gemacht werden, wenn gleich theilweise modifizirt durch die modernen Verhältnisse. Wer mit Aufmerksamkeit die Vorgänge und Entwicklungsphasen auf der apenninischen Halbinsel verfolgt, wird Mundt's Werk mit Vergnügen lesen und mannigfach belehrt aus der Hand legen.

— **Der deutsch-dänische Streit, Exekution und Krieg.** Vom Baron C. Dirckinck-Holmfeld. 1861. Hamburg und Leipzig. — Diese Schrift verdient um so mehr die Beachtung des deutschen Publikums, als sie von einem dänischen Staatsmann herrührt, und die Gegenstände des Streits zwischen Deutschland und Dänemark in völlig unparteiischer Weise vom Standpunkt des Rechts und der Gerechtigkeit darlegt. Der Verfasser spricht unumwunden seine Ansicht aus, daß das wesentliche Recht der deutschen Theile des dänischen Staates siegreich aus etwa eintretenden Konflikten hervorgehen müsse, warnt vor der Bundesexekution, welche zu vermeiden der König Alles aufbieten werde, und hofft, daß in Dänemark selbst sich schließlich eine Opposition gegen eine Parteipolitik entwickele, „welche den Prinzipien der Vernunft so schnurstracks zuwider ist und so gefährliche Folgen in Aussicht stellt“.

— **Das Interregnum Polens im Jahre 1587 und die Parteikämpfe der Häuser Zborowski und Zamojski.** Von Dr. J. Caro. Gotha. 1861. — Eine interessante und überaus gründliche Monographie aus der polnischen Geschichte, welche deutlich zeigt, daß die Auflösung Polens nicht erst in den Erschütterungen des achtzehnten Jahrhunderts zu suchen ist, daß der Keim des Verderbens vielmehr viel weiter zurückliegt. Die geschichtliche Darstellung schließt mit der Niederlage der österreichischen Partei in der Schlacht bei Pitschen (1588) und der Gefangennahme des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich.

— **Herr Vogt.** Von Karl Marx. London. 1860. — Eine polemische Schrift, hervorgerufen durch das vogt'sche Pamphlet: „Mein Prozeß gegen die Allgemeine Zeitung“. Die Schrift ist witzig geschrieben, zum Theil mit schlagender, vernichtender Ironie, ist aber zugleich in einer so breiten Ausführlichkeit gehalten, daß das Publikum sich kaum für diese Flüchtlingsskandale in allen ihren Details interessiren dürfte. Marx selbst sagt, daß er der Antwort halber hie und da eine Partie Kontrebande der Emigrationsgeschichte aufdecken mußte.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— Campe hat sich nun endlich doch zu einer Gesammtausgabe von Heine's Schriften entschlossen, und wird der erste Band bald erscheinen. Adolph Strodtmann hat die Redaktion derselben übernommen.

— **Alfred Meißner**, ein intimer Freund Heine's, mit welchem er selbst von Paris entfernt korrespondirte, spricht nun noch ein Wort in der bekannten Steinmann-Heine'schen Nachlaßeditionsangelegenheit mit. Meißner sagt in der hamburger „Reform“: „Ich würde über diesen ganzen Handel vielleicht kein Wort verloren haben, wenn ich nicht von Herrn Steinmann persönlich herausgefordert worden wäre. Er zeiht mich in der Vorrede seiner mir erst jetzt zu Gesicht gekommenen ‚Briefe von Heinrich Heine‘ der Feigheit und Engherzigkeit, weil ich Heine's an mich gerichtete Briefe wegen darin enthaltener Personalien und wegen darin vorkommender Angriffe auf lebende Zeitgenossen nicht veröffentlicht habe. Ich habe die betreffende Korrespondenz nicht aus zager Bedenklichkeit, sondern aus schuldiger Rücksicht auf Lebende und zugleich aus Pietät gegen den Verewigten unterdrückt.“ Meißner ist, wie die gesammte Kritik, überzeugt, daß die von Steinmann edirten nachgelassenen Gedichte Heine's, vielleicht mit Ausnahme einiger weniger, die aus seiner Jugendzeit stammen und durch einen Zufall in Steinmann's Hände gekommen, unecht sind. Es ist auch nicht denkbar, daß Heine, von dem es bekannt ist, mit welcher ängstlichen Sorgfalt er seine Produkte überwachte, in seiner ganzen Nachlassenschaft auch nicht ein einziges der von Herrn Steinmann veröffentlichten Gedichte im Original oder abschriftlich bei sich behalten hat. Meißner selbst aber hat diesen Nachlaß, auf den Wunsch von Heine's Wittwe Blatt für Blatt durchgesehen, gesichtet, wenig Wochen nach seinem Tode. In den von Herrn Steinmann herausgegebenen Dichtungen nun hat Meißner keine einzige gefunden, die ihm aus diesem Nachlasse bekannt gewesen wäre. Dagegen gibt seine Schrift eine neue, dokumentarische Unterlage, eine Stelle aus einem von Heinrich Heine an Laube gerichteten Brief, die auf die freundschaftlichen Beziehungen, deren sich Herr Steinmann Heinen gegenüber rühmt, ein eigenthümliches Licht wirft. Die Stelle ist in der Zeitung für die elegante Welt Nro. 6 vom 8. Februar 1843 Seite 130 und 131 gedruckt. Wir heben daraus hervor, daß Steinmann in einem von ihm herausgegebenen Musenalmanach zwei Gedichte mit der Unterschrift H. Heine in Paris drucken ließ, von welchen Heine erklärt, daß sie weder während seines Aufenthaltes in Paris verfaßt, noch überhaupt je von ihm zum Druck übergeben worden seien. Heine fährt in diesem Briefe dann fort: „Ich habe so ganz dazu geschwiegen, als derselbe Herr Steinmann sich eine ähnliche Ungeziemlichkeit gegen mich zu Schulden kommen ließ, indem er ohne meine Erlaubniß und überhaupt ohne Anfrage allerlei alte Privatbriefe von mir drucken ließ. Seit länger als achtzehn Jahren stand ich mit Herrn Steinmann nicht im geringsten Verkehr, nicht in der mindesten Berührung, und ich kenne keine äußere Veranlassung, wodurch jene betrübsame Veröffentlichung von Privatbriefen gerechtfertigt werden möchte. Ich muß gegen solches unerlaubte Verfahren endlich auf's Bestimmteste protestiren und Sie können, liebster Freund, zu diesem Zwecke meine eigenen Ausdrücke einem verehrungswürdigen Publiko mittheilen.“

— Der in Heilbronn lebende Autographensammler **Karl Künzel** wird ein Lustspiel Schiller's veröffentlichen, welches derselbe im Juli 1786 zu Körner's Geburtstag dichtete.

— In Hamburg erscheint ein neues Organ für Wissenschaft und Kunst unter dem Titel „Braga“, redigirt von einem Kreise deutscher Jünglinge. Verderben nicht viele Köche den Brei?

— Das Manuskript von Platen's „Verhängnißvoller Gabel“ kommt in Leipzig zur Versteigerung. Es ist datirt vom 10. März 1826 und ganz von des Dichters Hand geschrieben; die vielfach durchstrichenen Stellen und Verbesserungen zeigen uns, wie mühsam und fleißig Platen arbeitete.

— In Halberstadt hat das Kuratorium der Gleim-Stiftung das Haus gekauft, in welchem der bekannte Dichter und Mäcen der jungen Schriftsteller seiner Zeit lebte und starb. In demselben werden dessen Bibliothek und Handschriftensammlung, so wie die Bilder der Zeitgenossen, mit welchen Gleim in Verkehr stand, und unter dem Namen „Gleim's Freundschaftstempel“ bekannt, aufgestellt werden.

— Selten haben wir eine so packende Broschüre gelesen, als die bei Fleischmann in München eben erschienene: „Deutsche Pflichten“ betitelt. Sie ist von dem wärmsten Patriotismus diktirt und muß auf jeden Leser, der nicht alle Vaterlandsliebe in sich erstickt, einen ergreifenden Eindruck machen, namentlich da sie nicht ein rhetorisches Kunstwerk aus Phrasen ist, sondern durch und durch auf praktischem Boden steht.

— Die „Sächsische Industriezeitung“, von der uns eine große Reihe von Heften vorliegt, erweist sich als ein sehr tüchtiges und gut geleitetes Journal. Sie strebt einerseits darnach, der Wissenschaft in den Kreisen der Praxis Anerkennung und Geltung zu verschaffen, andererseits die strenge Arbeit und die ewige Mühe der Praxis, um des Stoffes immer mehr Herr zu werden, zur Anschauung und gebührenden Würdigung zu bringen. Daß sie gerade „sächsisch“ sich nennt, ist rein zufällig und von dem Ort ihres Erscheinens bedingt; das deutsche, das allgemeine Interesse spricht aus jedem Heft. Nichts ist an der Ausstattung gespart, die Holzschnitte, die artistischen Beigaben sind sehr sauber gearbeitet, vor Allem aber rühmen wir die Mannigfaltigkeit des Inhalts, die das Blatt dem größten Leserkreise empfehlenswerth macht.

— Die erste Biographie des verstorbenen Königs von Preußen, welche mehr als Nekrolog ist, erschien so eben bei Künzel und Beck in Berlin unter dem Titel: „Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen. Ein geschichtliches Lebensbild, dem deutschen Volke gewidmet von H. von Schmeidau“.

Literatur des Auslandes.

— Vom Herzog von **Aumale** erscheint nächstens eine „Geschichte der Condé's“ in zwei Bänden mit Illustrationen.

— Die Baronin Albertine de la **Motte Fouqué** hat das bekannte hübsche Büchlein „Hannchen und ihre Küchlein“ von Eberhard in französische Verse gebracht, und in einer eleganten Ausgabe bei Nicolai in Berlin erscheinen lassen. Die Verse lesen sich hübsch und mögen Kindern, die das deutsche Buch liebgewonnen, empfohlen sein.

— Für die Kunstgeschichte von höchster Wichtigkeit ist das großartige Werk von W. Bürger, welches bereits fünf Bände (Trésors d'art (1857), Musées de la Hollande (1858 et 1860), Galerie d'Aremberg (1859) und Galerie Suermondt (1860) theils in Paris, theils in Brüssel gedruckt) umfaßt, und dessen sechster Band Galeries particulières de la Hollande gegenwärtig in Brüssel erscheint. Die „Recherches sur les monnaies des comtes de Namur“ von R. Chalon können in Bezug auf Eintheilung und kritisch gelehrte Beurtheilung ähnlichen Werken als Muster dienen. Auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft ist das bereits früher schon erwähnte „Dictionnaire étymologique de la langue française“ von Dr. A. Scheler unstreitig die hervorragendste Erscheinung. In der Poesie sind die „Légendes des litanies de la Sainte Vierge“ von den Brüdern Auguste und Léon le Pas, die „Ritournelles“ von Clemens Michaëls, und vor Allem „Le Roman du Renard“ von Charles Potvin zu nennen, eine äußerst treue und gelungene Uebersetzung des bekannten Romans in Versen, in welcher der Verfasser seinen wohlverdienten Ruf als Meister der Form und der Verskunst wiederum auf das Glänzendste bewährt hat. Eine ähnliche neue Uebersetzung der Nibelungen hat Emile de Laveleye, der Verfasser des ausgezeichneten Werkes über „Die provençalische Sprache und Poesie“, herausgegeben. Zum Schluß dieser Mittheilung möge noch die Erwähnung zweier belgischer Dichter: Julien Chamart und Denis Sotiau folgen, welche durch einen wunderbaren Zufall Beide am 10. November 1860 und Beide an der Schwindsucht, der Eine in Lüttich und der Andere in Namur, der Eine 3[illegible], der Andere 40 Jahre alt, ihren Tod fanden.

— Sir Edward Lytton **Bulwer** veröffentlicht in Dickens „All the Year round“ nächstens eine neue Novelle „A strange Story“.

— Bei Longman und Komp. erschien von Francis **Wyndham** „Wild Life on the Fjelds of Norway“. Das Athenäum sagt, daß selten ein lesenswertheres Handbuch für Touristen jenes Landes die englische Presse verlassen habe.

— Rome in 1860. By Edward Dicey ist bei Macmillan in London erschienen; die Darstellung der jetzigen Zustände ist interessant, gemäßigt und unparteiisch.

Kultur und Wissenschaft.

— Der König von Preußen hat der Karl-Ritter-Stiftung einen Betrag von 1000 Thalern anweisen lassen, und dem Professor H. **Rose** in Berlin und dem Hofbauintendanten von **Klenze** in München den Orden pour le mérite für Wissenschaften und Künste verliehen.

— In Padua soll ein Gelehrter in einem Privatarchiv einige Bücher der römischen Geschichte des Livius entdeckt haben.

— In Meiningen ist Kammerherr von **Liliencron** zum Kabinetsbibliothekar und Bibliothekar der herzoglichen öffentlichen Bibliothek ernannt worden.

— Dr. von **Hessling** ist zum außerordentlichen Professor für Histologie und mikroskopische Anatomie an der münchner Universität ernannt worden.

— Der geheime Regierungsrath, Professor Max **Duncker**, ist zum vortragenden Rath beim Kronprinzen von Preußen ernannt worden.

Technik.

— Stuttgart hat in den jüngsten Tagen ein herrliches Werk der Hydraulik erhalten, das zu seiner Verschönerung und zu seinen vielen Reizen ganz außerordentlich beitragen wird. Es ist die Wasserleitung vom Neckar bei Berg bis auf den Schloßplatz zu Stuttgart, welche die beiden prachtvollen Fontänen speisen soll. Es war ein herrlicher Moment, als bei Fackelbeleuchtung in der Nacht die erste Probe angestellt wurde, und plötzlich auf das Zeichen des Hydraulikers unter lautem Jauchzen der Versammelten der herrliche Wasserstrahl in einer Höhe von 50 Fuß brausend in die klare Luft hinaufschoß. Eine wahrhaft malerische Wirkung brachte dieß Spiel der Wasser hervor. Durch eine Kraft von ungefähr 50 Pferden setzt eine Turbine 3 Pumpen in Bewegung, die das Wasser durch 14,000' lange und 12" weite Eisenröhren von Berg in einer Steigung von 200' in das stuttgarter Reservoir schaffen, nachdem es vorher in Filtrirbassins zu Trinkwasser gereinigt worden. Die Idee und die Ausführung verdankt Stuttgart dem Direktor der k. Bauten und Gärten, von Hackländer, der seine Liebe zur Stadt, die ihm eine zweite Heimat geworden, durch die Energie bei diesem Werk glänzend bethätigte. Die technische Leitung war in die Hände des Ingenieurs der berliner Wasserwerke, Moore, gelegt, der für die glückliche Vollendung mit dem Titel eines Oberbauraths und einer prachtvollen Dose ausgezeichnet wurde. Die Anlage der Bassins ist das Werk des Ingenieurs Knoll und nach den Plänen des Oberbauraths Leins. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß wir auch unter unseren Technikern Leute gefunden hätten, die das Werk gewiß in gleicher Vollendung ausgeführt haben würden, machte doch schon vor fast zwei Jahren Herr Professor Häbnel Pläne zu einem ähnlichen Wasserwerke, die von Baurath Kolb detaillirter ausgearbeitet wurden, der ihnen eine genaue Berechnung beifügte, worauf Herr Moore weiter fußte und seinen Entwurf vervollständigte. Neben der Richtigkeit seiner Berechnungen, die sich glänzend bewiesen haben, besteht ein großes Verdienst des Herrn Moore darin, daß er noch vor Anfang des ganzen Werkes erklärte, die Ausführung nach dem Voranschlage auf eigene Kosten gegen Ersatz derselben übernehmen zu wollen. Auf der oben erwähnten gelungenen ersten Probe fand am andern Tage eine zweite vor Seiner Majestät dem Könige Statt, welcher, von einem Unwohlsein eben erst wieder hergestellt, mit der Königin von Holland auf dem Platze erschien. — Die zahlreich versammelten Zuschauer brachten dem Könige durch jubelnden Zuruf ihren Dank für die Vollendung dieses eben so schönen, als nützlichen und großartigen Werkes aus. Der König unterließ nicht, Herrn Moore auf dem Platze selbst Worte der Anerkennung zu sagen. In diesem Augenblick werden die Reservoirs vollendet, die Brunnenschalen, ein Werk der k. Erzgießerei in Wasseralfingen, aufgestellt und die Anlagen um dieselben herum beendigt. Der Schloßplatz von Stuttgart wird sofort unbedingt unter die schönsten öffentlichen Plätze nicht nur Deutschlands, sondern Europas gezählt werden können.

Gestorben.

— J. Stevens **Henslow**, Professor der Botanik, in Cambridge.

— Medizinalrath **Wenderoth**, Professor der Botanik, in Marburg, am 3. Juni, 86 Jahre alt.

— Bürgermeister Dr. [illegible], 9. Juni, 83 Jahr alt, in Lübeck.

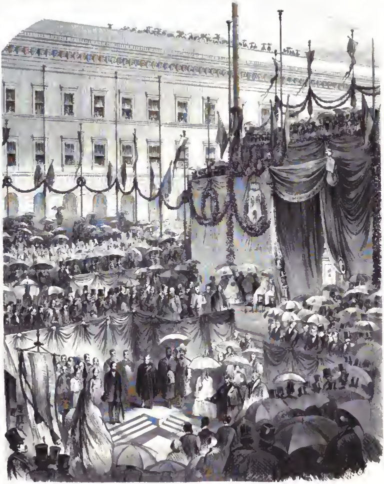
— **Stefani**, Redakteur der Rivista Contemporanea, 42 Jahre alt, am 11. Juni in Turin.

Die Grundsteinlegung des berliner Rathhauses.

(Zu dem Bild S. 628.)

Ungeachtet des in Strömen niederziehenden Regens fand am 11. Juni, dem Vermählungsjahrestage des preußischen Herrscherpaares, die Grundsteinlegung des neuen berliner Rathhauses unter lebhafter Betheiligung des Publikums Statt. Inmitten des von Planken umzäunten Bauplatzes in der Königsstraße befand sich die Baugrube mit der gemauerten Vertiefung zur Aufnahme der für sie bestimmten Gegenstände, und daher lag der Grundstein mit dem darein gehauenen Wappen der Stadt, welches einen Bären im Schilde führt. Der ganze Raum war von Tribünen umgeben, prangend im Schmucke von Flaggen mit den preußischen und weißmärkischen Farben, Blumen und Kranzgewinden. Unter der für das Musikchor erbauten Estrade stand die lorbeerbekränzte Büste

des Königs, gleichfalls geschirmt von wehenden Bannern, und der eiserne Behälter, der mit den darin enthaltenen Dokumenten in den Grundstein versenkt werden sollte. Die Kollegien des Magistrats und der Stadtverordneten, welche sich im alten Rathhause versammelt, kamen in feierlichem Zuge auf dem Bauplatz an, stellten sich zur Rechten der Grube auf, während die Generalität, die Minister und höchsten Staatsbehörden zur Linken derselben Platz nahmen. Die Abgeordneten der Innungen mit ihren Bannern und Gewerksemblemen waren gleichfalls erschienen. Von den Mitgliedern des königlichen Hauses erschienen zuerst der Kronprinz mit seiner Gemahlin, die Prinzen Albrecht, Adalbert, Georg, und August von Württemberg, dann die Majestäten selbst, freudig von der harrenden Menge begrüßt, und von dem Vorstand der Stadtbehörde und der Baudeputation nach dem für dieselben errichteten Baldachin begleitet. Ein Choral eröffnete die Feier, nach deren Beendigung der Oberbürgermeister Krausnick die Festrede hielt, in welcher er der Entwicklungsgeschichte Berlins und besonders der Schicksale und Umwandlungen des Rathhauses gedachte. Möge Gottes Segen auf diesem Bau ruhen, daß er werde, was er soll: eine Stätte zur Ehre der Stadt und ihrer Bürgerschaft, von der immer reicher ausgehe die Wohlfahrt beider — eine Stätte, in der stets vorwalte sichere und feste Wahrung von Gesetz und Ordnung und echte Liebe und Treue zu dem König und dem Vaterland und rechte und wahre Gottesfurcht, in welcher ja, wie in jener Treue, die Wohlfahrt des Ganzen hauptsächlich wurzelt, auf daß sie mit dem allem werde eine Pflanzstätte jeglicher wahren Bürgertugend und eines tüchtigen, edlen Gemeinsinns. Das walte Gott! Er gedachte dann noch in dankbarer Liebe des Königs Friedrich Wilhelm III., der die berliner Städteordnung gegründet. Hierauf verlas der Stadtbaurath [illegible] die Urkunde, Stadtbaurath Gerstenberg das Namensverzeichniß der Bauleute, worauf Bauinspektor Wäsemann, die Dokumente und übrigen Gegenstände in den Kasten legte, der verlöthet und dann in den Grundstein gesenkt wurde. Seine Majestät thaten dann die üblichen drei Hammerschläge und sagten mit lauter Stimme: An Gottes Segen ist Alles gelegen! Er spende ihn auch diesem Bau, daß er eine Stätte altpreußischen Bürgersinns und altpreußischer Bürgertugend werde. Den Hammerschlägen des Königs folgten die Ihrer Majestät und des hohen Kronprinzenpaares. Der Probst Nitzsch hielt dann noch ein Gebet und die Weihrede, und der Stadtverordnetenvorsteher [illegible] sprach die Schlußworte, welche mit einem Hoch auf die Majestäten und das Königshaus endeten. Würdig abgeschlossen wurde die ganze Feier durch den Choral „Nun danket Alle Gott!"



Die Grundsteinlegung des berliner Rathhauses. Nach einer Originalzeichnung.

Deutsche Eisenbahnen.

I.

Die Ruhr-Sieg-Eisenbahn.

Von H. H.

(Zu dem Bild S. 629.)

Am 15. Juli 1860 wurde in der Strecke der Letmathe-Altena eine ebenso interessante als baulich schwierige Strecke der Ruhr-Sieg-Eisenbahn eröffnet. Die ganze bis jetzt fahrbare Strecke bietet den reichsten Wechsel landschaftlicher Schönheit, und während unser Auge von dieser gefesselt wird, freuen wir uns der außerordentlichen Gewerbthätigkeit dieses ursprünglichen, kräftigen Volksstammes. Der größten Länge nach führt die Ruhr-Sieg-Bahn durch das rheinisch-westphälische Massengebirge, welches als eine Ablagerung der Uebergangsformation aus der devonischen Uebergangsperiode auch wohl devonisches Schiefergebirge genannt wird. Nur an den beiden Ausgangspunkten von der Bergisch-Märkischen Bahn zu Hagen und Herdecke, wird die untere Lage des Ruhr-Kohlen-Gebirges berührt, wie sie unter dem Namen „flötzleerer Sandstein" bekannt ist. In Folge der devonischen Formation treten nun überall Kämme, Klippen und Felszacken aus den Gehängen hervor, meist Sandsteinschichten, aber kalksteinartige Gebilde. Sie geben der Gegend mit ihren unverwitterten Formen einen seltenen Reiz, der im devonischen Kalkstein noch durch Zerklüftungen und Höhlen erhöht wird, aus welchen äußerst viele Quellen hervorbrechen. — Beide in Hagen und Herdecke beginnenden Zweige der Ruhr-Sieg-Eisenbahn vereinigen sich ankerförmig beim Eintritt in das Lennethal in der Nähe des Dorfes Bathey. Von hoher Bergeswarte schauen hier die Ruinen des Schlosses Hohensyburg auf die neue Eisenbahnhaltestelle zu Kabel und auf den alten Zusammenfluß von Ruhr und Lenne. Kurz vor dem Eintreffen auf dem nächsten Bahnhofe Limburg zeigt sich ein natürliches Felsenthor, die Hünenpforte, welches uns an das Prebischthor oder den Kuhstall der sächsischen Schweiz erinnert. Limburg liegt malerisch schön und vom nahen Berge schaut das Residenzschloß der gleichnamigen Fürsten herab. Bei der Haltestelle Letmathe beginnen die eigentlichen Schwierigkeiten des Bahnbaues. Von Letmathe ist nach dem zwei Stunden entfernten Iserlohn eine Zweigbahn projektirt. Auch dort ist die Gegend wundervoll. Die Sundwigshöhle bei Hemer bietet die interessantesten Tropfsteingebilde, welche man sehen kann. Das Hochplateau „Felsenmeer" gleicht einer romantischen Feengegend. Tunnel folgt auf Tunnel, Brücke auf Brücke. Am interessantesten gestalten sich die verschiedenen Brückenwerke. Die Bahn verläßt einen tiefen Felseinschnitt, führt circa 20 Fuß hoch über eine Chaussee, 60 Fuß hoch über den Lennefluß, dann über den [illegible] Hammergraben, wieder in einen Einschnitt und verschwindet im [illegible] Tunnel. Es war schon vor dem Bahnbau mit großer Mühe an den beiden steilen Flußufern hier eine Chaussee, dort der Hammergraben angelegt worden. An diese schließt sich der Hühnengraben, und auf einer Wegunterführung folgt die Lennebrücke mit schiefen Gewölben, dann der Eingang zum Hühnengrabentunnel und endlich hoch über der Bahn die Chaussee. Ein zweites Bild gibt eine Seitenansicht der Brücke. — Nachdem wir kaum eine Meile von Nachrodt zurückgelegt, erscheint Schloß Altena in der Fernsicht. Es ist das Stammhaus des preußischen Königsgeschlechtes mütterlicher Seite. Die Grafen von Altena waren schon zu Barbarossa's Zeiten ein angesehenes Geschlecht und erwarben nach und nach die Länder Jülich, Cleve und Berg, sowie die Herrschaft Ravensburg. Als der männliche Stamm ausgestorben war, entstand der bekannte Erbfolgekrieg, welcher mit der Besitzergreifung des Hauses Brandenburg endete. Jetzt ist das Schloß durch Schenkung des Königs von Preußen im Besitze des Johanniterordens. Das kleine Städtchen Altena war früher von allem Verkehr durch seine elenden Straßen abgeschlossen — ein kleines Abdera. Der Ort Altena an und für sich bietet wenig Interessantes. Er besteht aus einer einzigen langen und schmalen Straße, in der sich Fuhrwerke nur an wenigen Stellen ausweichen können. Die eine Häuserreihe ist in den Fels hineingeschoben, die andere wird vom Lennefluße bespült. Es gibt Punkte, die von der Sonne noch nie beschienen werden. Aber das Schloß Altena bietet um so schönere Aussichten und der neue Bahnhof darf sich seiner pittoresken Lage rühmen. Hohe Berge umschließen ihn und sein eigen Territorium ist künstlich angeschüttet. Das ganze Material des Auftrags mußte seitwärts durch Felssprengungen gewonnen werden. Vorläufig kann die Ruhr-Sieg-Eisenbahn nur bis Altena befahren werden, jedoch steht die Eröffnung der weiteren noch im Bau begriffenen Strecke auf Juli dieses Jahres in Aussicht. Der Bau ist das Werk des Regierungsbauraths Weishaupt, des Baumeisters [illegible] und des österreichischen Ingenieurs Rziha, dieser außerordentlich tüchtigen Techniker. — Wenden wir uns schließlich zu einer Uebersicht jener Strecke der Ruhr-Sieg-Eisenbahn, welche noch im Bau begriffen ist. Das Lennethal wird stromaufwärts auf eine Länge von 10½ neuen Meilen von der Bahn durchschnitten. Indem wir von Altena folgen, gelangen wir zu den Orten Werdohl, Ettringhausen, Lennhausen, Finnentrop, Grevenbrück und Altenhundem. Die Bahn biegt hier in das Hundemthal ein und gelangt etwa nach einer halben Meile zum Orte Kirchhundem. Weiter durchschneidet sie das Thal des Olpebaches, bis sie nach ½ Meilen bei Welschen-Ennest die Wasserscheide zwischen Ruhr und Sieg erreicht. Nachdem diese mittelst eines Tunnels durch die Rahrbacher Höhe durchbrochen ist, gelangt die Bahn nach ½ Meilen zum Orte Kreuzthal und nach weiteren 1¼ Meilen zu ihrem Endpunkte, der romantisch gelegenen Bergstadt Siegen. Ihre ganze Länge beträgt 14 Meilen. Auf dieser befinden sich zehn Tunnels und dreiundzwanzig größere Brücken, von welchen sechzehn über die Lenne führen.



Die Ruhr-Sieg-Eisenbahn. Nach Originalzeichnungen von C. J. [illegible]. (S. [illegible].)

Ein Drama am Lemansee.

Novelle

von

Bernhard v. Schelsha.

(Schluß.)

Wenn sich der General mit der hübschen Gouvernante gut amüsirt hatte, so gewiß nicht Olga, denn sie sprang beim Landen sogleich auf Henzi zu; dagegen schien die Gräfin von der Unterhaltung des Rittmeisters entzückt, denn sie behielt seinen Arm bei Besichtigung des Schlosses. Henzi machte vergebliche Versuche, sich von Stephanie zu befreien, die erklärte, eines starken Armes zu bedürfen und den Armen neckte, daß er eine junge Gouvernante einer alten Excellenz vorzuziehen scheine. — Eine Neckerei, auf die er zu wenig Gewicht legte.

Doch jedes Ding hat ein Ende, und die Gänge, Treppen, Hallen und Gewölbe eines alten Schlosses sind nicht meilenlang. Henzi ergab sich und hoffte auf den Abend. — Der Abend kam. — Die Gräfin fühlte sich angegriffen, erklärte nicht singen zu können, bot den Stuhl neben sich am Kamin dem alten General an, und forderte Jeanette auf zu spielen. Jeanette folgte und spielte meisterhaft. Die Gräfin, welche nicht singen konnte, mußte desto lauter sprechen und lachen; Stephanie stimmte völlig ein, und die Russen folgten. Henzi selbst leidend, fühlte um so tiefer das Verletzende für das junge Mädchen, er trat zu ihr, wendete ihr die Blätter, und als sie geendet hatte, sagte er ihr mit Wärme das verdiente Lob. Sie nahm es dankbar und verschämt auf und erhob sich, um das Instrument zu schließen, doch die Gräfin erinnerte sich plötzlich an sie und sagte: „Spielen Sie doch noch etwas, Mademoiselle, es scheint dem Baron Stuhlberg Vergnügen zu machen." — Beide so in Einer Phrase Vereinten errötheten, doch Henzi faßte sich sogleich und bat dringend um das Chopin'sche Stück und dankte lebhaft nach der Beendung. — Die Gräfin war stiller geworden, und Stephanie sprach die Befürchtung aus, sie sei unwohler als sie scheine; die Gräfin widersprach nicht, man trennte sich.

Es ist eine Ritterthat einen Verschrieenen auf der Straße der Volkswuth entziehen; am Königshofe dem in Ungnade gefallenen die Hand drücken; dem Nichtgeachteten im Salon Aufmerksamkeit erzeigen. — All' das ist Ritterthat, d. h. undankbare Mühe, ein Geschäft, bei dem man nur Schläge gewinnt.

*

Stephanie erwartete schon angekleidet die Gräfin.

„Sie haben Recht gehabt," rief diese eintretend, „o wie scharfsehend sind Sie! Ihr Protégé ist ein abscheulicher Mensch und die kleine Schlange, wie falsch ist sie! Ich hätte es ihr nimmer zugetraut, Beiden nicht!"

Stephanie ermangelte nicht zu schüren: „Aber vielleicht täuschen wir uns Beide, theure Gräfin, vielleicht war es nur Aerger, von Ihnen vernachlässigt zu sein, Eifersucht auf den Rittmeister, was weiß ich, was so ein Mann sich für Gedanken in den Kopf setzt."

„O vertheidigen Sie ihn nur!" rief die Gräfin, „ganz gleichgültig bin ich ihm, ganz gleichgültig, sonst hätte er sich bemüht, mich zu versöhnen, aber nimmermehr mir solchen Affront zugefügt. Hat er nicht ihr Geklimper bis in den Himmel erhoben? Und war so geschäftig um sie, und neulich saß er fast stumm am Kamin, und wir hatten schön singen für Wände und Thüren!"

„Und für den Rittmeister."

„Ach ich bitte Sie, Beste, sprechen Sie mir nicht von Schatschkoff, er hat mich gestern fast zu Tode gelangweilt. Und ich hörte Sie drüben lachen. Das war eine dumme Einrichtung mit den Booten."

„Aber durch diese Einrichtung haben wir die Wahrheit erkannt, und die Wahrheit ist jedes Opfers werth. Die Hauptsache ist nun, den Stein des Anstoßes aus dem Wege zu schaffen. Aber Sie werden sich von der Person nicht trennen wollen?"

„Nicht trennen wollen von dieser Kreatur! lieber heute wie morgen! Aber was kann ich thun? Ich kann sie doch nicht fortschicken, weil zufällig ihr Klavierspiel einem Herrn gefallen hat?"

„Nein, theure Gräfin, das ginge nicht; aber ich habe einen Ausweg gefunden."

„O sprechen Sie, beste Frau, Sie verpflichten mich auf's Tiefste."

„Aber Sie erinnern sich, Sie haben mir Ihr Wort gegeben, daß Alles, was ich Ihnen sage, verschwiegen bleibt; ich mag nicht gern einen so alten Freund verlieren."

„Soll ich's Ihnen nochmal beschwören?"

„Nein, nein! — Ich bitte, hören Sie. Es gibt hier am See überall zahlreiche Pensionen für junge Mädchen. Geben Sie sie in solche Pension für die Zeit, welche Sie hier bleiben. Sagen Sie ihr, sie sei noch so jung und könne in jeder Hinsicht nur gewinnen. Und da alle Welt hier französisch spricht, so habe die Kleine Uebung genug."

„O ich danke Ihnen tausend, tausend mal, theure, theure Frau! Das ist die allerbeste Manier, sie ohne Aufsehen fortzuschaffen. Ich hätte dieses Mittel nie gefunden. O Sie sind eine unübertreffliche Freundin — aber," setzte sie zögernd und fast schaudernd hinzu, „Sie müssen eine gefährliche Feindin sein."

„Sie irren," sagte Stephanie gleichgültig, „ich bin nur klein für meine Freunde, für mich selbst bin ich schrecklich dumm und habe nie einen guten Gedanken. Doch wollen Sie mir nicht erlauben, meine Zeichnung fortzusetzen?"

„Heute nicht, ich bitte Sie, ich möchte mich sogleich nach einer Pension umsehen. Wir haben heute — lassen Sie sehen — richtig den 29. September. Den ersten Oktober Eintritt in die Pension, das macht sich vortrefflich. Ich verlasse Sie, theure Frau. Sie haben mir einen unendlichen Dienst erwiesen."

Stephanie begleitete sie mit Protestationen zur Thür und schritt stolz im Vollgefühl des Triumphs durch's Zimmer. — Die jüngste Nebenbuhlerin fortgeschickt, die Andere verfeindet, Henzi selbst ihr verpflichtet — o er mußte sich ihr ergeben und sei es aus Depit und Langweile! — Freilich die Mittel sind Lüge und Verleumdung; aber sprecht einer thöricht verliebten Frau von den Gesetzen der Ehre oder einem Narren vom Tollhause — der Affekt ist derselbe.

*

Stephanie erwartete noch Henzi. Sie hatte ihm gesagt, daß sie alle Tage vor Tisch und in den Abendstunden für ihn zu Hause sein würde, um ihm die Gespräche der Gräfin mitzutheilen; sie unterbrach also ihren Festmarsch, widmete sich ihrer Schwäche und studirte eine reizende Lage auf der Chaiselongue. — Vergebliche Mühe!

Henzi trat ein, aber er hatte keine Augen für sie, wenigstens nicht für ihre entwickelten Reize. Er hatte nachgedacht über die Widersprüche in dem Betragen der Gräfin vor und nach der Rauchstunde, und hatte die Quelle gefunden in Stephaniens Intriguen. — Mag eine gewöhnliche Frau feiner sein als ein gewöhnlicher Mann, ein gescheidter Mann wird selten für längere Zeit getäuscht, selbst nicht von der klugsten Frau: es ist die Logik des Denkens, welche den hüllenden Schleier zerschneidet wie ein scharfes Scheermesser, die bunten deckenden Farben zerfetzt wie eine ätzende Säure. Der Kampf ist aber immer ein ungleicher: die zürnende Frau ist schonungslos in dem Grade, als sie selbst zu leiden fähig ist, wie der Wilde, der Naturmensch, der seinen Feind lebendig skalpirt, immer bereit, selbst lautlos am Marterpfahl zu enden. — Der Mann aber, Gesetzen unterworfen, sieht sich durch das Geschlecht des Gegners sehr in der Wahl seiner Waffen beschränkt. Henzi war sich dieser Schwierigkeit zu vollkommen bewußt, um nicht den offenen Kampf nach Kräften zu vermeiden, und hatte nur beschlossen, jedes Wort der strengsten Prüfung zu unterwerfen, ehe er es glaube, und wo möglich die Gräfin zu derselben Vorsicht zu bewegen. Doch dazu wurde ihm keine Gelegenheit geboten; die Gräfin blieb drei Tage lang unsichtbar. — Trotz dieser Vorsätze aber konnte er sich jetzt nicht versagen, Stephanie zu befragen, wie sich die Gräfin befinde? was ihr zugestoßen sei? und ob er sich irgendwie versündigt habe?

„Lieber Henzi, verlangen Sie nicht von mir, daß ich Ihnen alle die Launen einer verwöhnten jungen Wittwe erkläre," war die Antwort. „Sie hat mir gestern noch das Bild ihres Mannes fortgenommen, obgleich ich noch keinen Strich hatte machen können. Heute hat sie selbst mir nicht sehen wollen, und war überhaupt wie ausgetauscht. Ob Sie irgend etwas gegen sie verbrochen haben, müssen Sie besser wissen als ich; Sie haben ein Zwiegespräch gehabt, dessen Inhalt ich nur andeutungsweise kenne."

„Ich glaube nicht, daß der Gräfin Eines meiner Worte mißfallen hat."

„In Wahrheit, ich glaube es auch nicht. Ich vermuthe, die Gouvernante hat sie geärgert: sie ist noch sehr jung und, wie mir scheint, etwas überspannt, nebenbei Pariserin — damit ist Alles gesagt."

Henzi wußte nichts dagegen einzuwenden. Es gibt Verleumdungen, welche so leicht berühren wie ein fallendes Blütenblatt: man nimmt sich nicht die Mühe sie abzuschütteln; aber das innewohnende Gift läßt eine nie zu vertilgende Spur.

*

Der geschlossene Salon der Gräfin nöthigte die Herren, Abends ihre Zuflucht zu den Karten zu nehmen. Ein vierter Mann war wünschenswerth, und so trat der junge Amerikaner in die Gesellschaft. Reich und von heiterem Gemüth, ohne Frau, anspruchslos und lachend sein Geld verlierend, wurde er in diesen drei Tagen völlig heimisch in dem Zirkel der drei Herren, und sprach selbst sein Yankeenglisch mit Stephanie, die sich über ihn amüsirte und dadurch ein wenig von Henzi abgezogen wurde, der das benützte, sich von seinen Besuchen zu dispensiren. — Auch der Verkehr der beiden Frauen war weniger lebhaft — ein Feuer brennt nur hell bei stets erneuter Nahrung. — Am dritten Tag endlich erschien die Gräfin wieder am gemeinsamen Tisch, mit Olga zwar allein, doch ihre Genesung war ein so bedeutendes Ereigniß für die kleine Gesellschaft, daß Niemand nach der fehlenden Gouvernante fragte. Die Gräfin fühlte sich zuerst nicht ganz frei über diesen Punkt, und tauschte einen Blick des Einverständnisses mit Stephanie; doch da es so ganz unbemerkt vorüberging, selbst von Henzi, wurde sie heiterer wie je, und von der liebenswürdigsten Verbindlichkeit. — Ob man sich den Abend bei ihr versammeln könne, blieb aber zweifelhaft, „man solle nur anfragen," sagte sie.

Nach einem drei Tage langen Verschwinden wieder eine Trennung von vierundzwanzig Stunden, das schien Henzi sehr hart, und als Stephanie der Gräfin den wohlverstandenen Wink gab, hätte er so gern gerufen: „Mein Gott, rauchen ist keine Sünde, die man vor jedem menschlichen Auge verbergen muß. Bleiben Sie bei uns, schöne Frau, wir wollen Ihnen keinen Unrecht thun, wenn Sie es dafür halten." Doch er hatte gelobt an Stephanie, sie weder in Wort noch Blick zu verrathen, und er mußte schweigen. Während er sich aber vor den scheidenden Damen tief verbeugte, ging es durch seine Seele: „Und sie treibt mit der Gräfin dasselbe Spiel und kann ungestraft lügen auf beiden Seiten."

„Theile und herrsche," ist der Wahlspruch aller Eroberer — bis auf den jüngsten Tyrannen der Franzosen.

*

Der Tag erschien Henzi unendlich lang, und er machte den Vorschlag, früher zu spielen und dann zur Gräfin zu gehen. — Er hatte ungemeines Glück; doch theilte er es dießmal mit dem Amerikaner, und als der Abend sich auf den See gesenkt, übergab er diesem, d. h. dem Amerikaner, seine Kasse, er solle den Russen Revanche geben, er selbst wollte bei der Gräfin anfragen. — Der Salon war nur schwach erleuchtet von einer niedergeschraubten Lampe und dem Feuer des Kamins, an dem die Herrin träumte; die Kleine war bei Stephanie.

„Wollen Sie der Lampe zu Hülfe kommen und sich dann zu mir setzen?" sagte sie. Das helle Licht zeigte eine reizende Toilette: Ein Leibchen ganz aus den schönsten Spitzen gebildet, welche schmale schwarze Sammtbändchen zusammenhielten, ein doppelter Rock von hellrother Seide, der obere unterhalb mit einer breiten Rüche von weißem Seidenband eingefaßt. So einfach, so reich, so frisch war dieser Anzug, daß Henzi entzückt und stumm stehen blieb. „Nun?" frug sie lächelnd.

„Wie gut, Frau Gräfin, daß Sie Ihren großen Koffer nicht verschlossen hatten, wie Ihre Landsmänninnen zu thun pflegen: ich hätte nie sonst in Wahrheit gewußt, wie schön Sie sind!"

In manchen Momenten darf man Alles sagen. Die Gräfin bog sich zum Feuer: „Meine Kammerfrau hat viel Geschmack, übrigens ist es ganz national," sagte sie, und ihre schönen Arme enthüllten sich ganz und eine Blumenranke fiel aus dem reichen Haar auf den weißen vollen Nacken. — In diesem Augenblick erhellte ein gelber Schein das Zimmer. „Ah, das Feuerwerk der Winzer auf dem See beginnt, wollen Sie die Lampe wieder herabschrauben." Die Gräfin sagte dieß und trat in einen Fensterbogen — der schwere Vorhang fiel hinter ihr nieder. Henzi trat zu ihr. Beide schwiegen. Bei der ersten Rakete suchten sich ihre Blicke und als sie sich fanden, wendeten sich Beide ab.

Henzi begann: „Sie waren mir böse, Gräfin?"

Sie schwieg einen Augenblick, es klang dann, als hätte sie ein Hinderniß in ihrer Kehle überwunden: „Ich hatte wohl kein Recht dazu."

„Sie haben kein Vertrauen zu mir." Er sprach dieß so traurig. Der helle Schein sprühender Räder folgte den Worten, und ihre Blicke wichen sich nicht mehr aus, sondern hafteten auf einander, als müßten sie ihre Seelen in diesem flüchtigen Augenblick durchdringen, ehe neues Dunkel käme.

„Kann man Ihnen denn trauen?" Kaum hörbar, so ganz zaghaft war die Frage. Das war nicht die Kokette, die Hand zitterte, sondern das junge Weib, bereit zu lieben.

„O Gräfin," rief Henzi in jenem eindringenden Ton der Klage und des Vorwurfs, und ergriff die schmale Hand, die sich um den Fensterriegel klammerte. — Und als hätte sie damit jeden Halt verloren, sank die Gräfin lautlos in den Arm Henzi's.

*

„Mama! Mama!" rief eine kleine Stimme, und Stephanie setzte hinzu: „Haben Sie ein Wünschelhütchen, um sich unsichtbar zu machen, theure Gräfin?" und als sie zu ihrem hohen Erstaunen zwei Menschen aus der Fensternische treten sah, fügte sie spottend bei: „Die guten Winzer ahnen wohl schwerlich, zwei so andächtige Zuschauer zu haben." Doch das Dunkel des Zimmers deckte alle Röthe und Verlegenheit, und da sich die Russen auch bald darauf meldeten, trat man in die gewöhnliche Unterhaltung: nur fand man, als das Feuerwerk geendet, daß die Gräfin nie so schön gesungen, als heute Abend. — Stephanie fühlte sich unwohl und zog sich zurück, später folgte der General; doch die Gräfin war unermüdlich zu singen, und Henzi sie zu sehen und zu hören, und der Rittmeister mochte nicht weichen. So schlug es Mitternacht.

„Nun will ich Ihnen noch ein russisches Liedchen singen; doch ich verbiete Ihnen, Schatschkoff, es dem Baron zu übersetzen." Und sie sang eine jener schönen, melancholischen Weisen, die Rußland eigen sind, und die so seltsam mit den russischen Gesichtern kontrastiren. — Und als ihm die Gräfin gute Nacht gewünscht und zum ersten Mal die Hand gereicht — hörte er sie noch im tiefsten Traum.

*

„Hätten Sie mir nicht verboten, das Lied zu übersetzen, Sie hätten mich eifersüchtig gemacht, Gräfin," hatte gestern der Rittmeister gesagt, und sie hatte geantwortet: „Sie Schatschkoff eifersüchtig gemacht!?" Der Rittmeister hörte dieß auch im Traum, und es klang ihm, als fügte sie bei: „Thörichter Mensch, hast Du wirklich jemals gedacht, Du seist mir mehr als ein Wurm auf meinem Wege! Vermessener, willst Du Dich neben den Erwählten meines Herzens stellen?" Schatschkoff haßte seit gestern Abend Henzi, und man weiß noch zu hassen in dem alten heiligen Rußland.

Stephanie las dieß in seinen Augen am Mittagstisch, wo Alle sich zum ersten Mal an diesem Tage sahen. Die Gräfin und Henzi hatten vermieden, den Morgenbesuch bei Stephanie zu machen, und diese, fürchtend, sie hätten sich über ihre Falschheit verständigt, war froh, einen solchen Bundesgenossen zu finden. Sie widmete sich ihm gänzlich und überließ es den beiden Liebenden, sich durch Blicke zu sagen, was durch diesen ältesten und unersetzlichen Telegraphen nur immer Schönes und Liebes zu sagen möglich ist. — Die Gräfin wollte auch nichts von der Rauchstunde wissen und kein Zeichen verstehen, und Stephanie schlug vor, den Kaffee im Garten gemeinsam zu nehmen, es war das erste Mal. Der junge Amerikaner war von der Gesellschaft, doch da ihn das deutsche und französische Gespräch langweilte, warf er große Angeln in den Gängen, und lief ihnen nach. Man hatte nicht auf ihn geachtet, bis er plötzlich vor Henzi stand, der mit der Gräfin und dem alten General über italienische Musik sprach, ihm einen kleinen Brief überreichte und auf ein kleines Mädchen zeigend sagte: „Das Kind dort bringt ihn, er ist von einer schönen Dame und sehr wichtig." Und lachend ging er, der harrenden Kleinen einen Franken zu bringen, den Henzi mechanisch aus der Tasche genommen. Ehe er sich entschuldigen konnte, war die Gräfin schon weit zurückgetreten — sie hatte einen Blick auf die Adresse geworfen und die Handschrift Jeanettens erkannt.

*

Henzi riß den Brief auf, und war er schon böse über die Unvorsichtigkeit des Amerikaners, so war er ernstlich erschrocken über die Unterschrift. Sein Blick suchte die Gräfin, und er sah sogleich, daß sie die Schreiberin errathen, und daß im Augenblick jede Annäherung und Erklärung unmöglich sei.

Sie war zu Stephanie getreten, wie um ihren Schutz zu suchen. — Diese hatte keine Bewegung verloren, und flüsterte sogleich englisch: „Verrathen Sie sich nicht.“

„Von Jeanette,“ entgegnete die Gräfin mit Verzweiflung und Wuth.

„Wir müssen diesen Brief haben um jeden Preis,“ sagte Stephanie, und sich französisch an den Rittmeister wendend: „Wollen Sie mir einen Dienst erweisen, der Ihnen reichen Lohn bringen wird?“

„Mit tausend Freuden.“

„Verringern Sie sich mit dem großen amerikanischen Freunde und verlangen Sie von Stahlberg, daß er mit Ihnen in die Wette werfe.“

„Sie verlangen eine große Demüthigung,“ entgegnete er, auf seine Wunden zeigend.

„Die Demüthigen werden erhöht werden,“ sagte Stephanie. — O sie kannte auch Bibelverse und schwärmte für fromme Menschen.

Jetzt aber flüsterte sie ihre kleine nicht allzu fromme List der Gräfin zu, und nahm mit solchem Eifer an dem Wettkampf Theil, daß Henzi sich mit Freuden unterwarf, zu glücklich, daß sich so schnell eine Ableitung gefunden. — Durch die lauten Ermunterung der Damen wurde der Kampf wirklich heiß, zu heiß in der warmen Herbstsonne. Die Gräfin hatte demjenigen, der dreimal hintereinander die Kugel am Weitesten würfe, eine Schleife in Farben versprochen, und Stephanie schlug darauf vor: die Herren möchten die Röcke ablegen, um bequemer zu werfen. — Der Amerikaner folgte sogleich dem Vorschlag und die Andern thaten ihm nach. Nun lagen die Röcke bei einander auf dem Gartentisch neben Stephaniens Stuhl, und im Augenblick, als Henzi zum Wurf sich anschickt, flüstert sie: „Gräfin, bleiben Sie vor mir stehen,“ zieht den Brief aus der Brusttasche von Henzi's Rock und liest: „Herr Baron! Um Ihr Heil, kommen Sie heute Abend um zwölf Uhr zur Pension H . . ., ich werde am Fenster sein. Ihre ergebene Dienerin Jeanette.“ — Als Henzi, der jubelnd seiner Kugel nachgesehen, sich umwendete, befand sich der Brief schon wieder an seinem Platz.

Stephanie beglückwünschte den siegenden Henzi ironisch über den glücklichen Tag; zum Rittmeister sagte sie: „Kommen Sie in einer Stunde zu mir, ich werde Ihnen den Weg zeigen, sich selbst zu belohnen, und ich denke, Sie werden zufrieden sein.“

Die Gräfin war stumm geblieben, zürnte sie oder bereute sie?

Die Zukunft kennt nur Gott, aber jeder geschickte Mensch benützt den Zufall.

*

Als Henzi allein war, erinnerte er sich wieder des Briefes, doch konnte er denselben sich nicht erklären. Er wußte nichts von der Pension; er hörte zum ersten Mal, daß Jeanette das Haus verlassen, er begriff nicht das Unglück, das über ihm zu schweben schien: nur daß es die Schreiberin aufrichtig meine, schien ihm klar. So nahm er denn einen Wagen, so elend solche allda sind, und ließ sich in der Richtung der Pension spazieren fahren. — Es war eine ziemlich starke Entfernung. Das Haus lag einzeln mit Hecken, Bäumen und Gebüsch umgeben, und ein starkes Fruchtspalier bedeckte drei seiner Seiten. Hunde schien es nicht zu geben: es war also Alles ganz günstig, selbst der abnehmende Mond wollte erst den Heimweg beleuchten. — Henzi setzte seinen Weg noch eine Viertelstunde fort und kehrte dann um, noch einmal alle Einzelnheiten musternd, ob er etwas übersehen habe. Doch er fand seine ersten Beobachtungen bestätigt, und es beunruhigte ihn einzig, welch' schicklichen Vorwand er vorschützen könne, um die Gesellschaft zur rechten Zeit zu verlassen, ohne die Gräfin auf's Neue unnöthiger Weise zu beunruhigen.

Die Sorge war grundlos, die Gräfin empfing nicht heute Abend. Zu Stephanie wollte er nicht gehen, er fürchtete sich eine Blöße zu geben, und doch lächelte er, als er bedachte, wie alle ihre Mühe so vergeblich sei, und wie ihm gestern um diese Stunde die Gräfin im Arm gefallen — er seufzte sehnsüchtig und lächelte. — Und lächelte — und hätte er jetzt sein halbes Leben hingegeben, um Stephanie und den Rittmeister belauschen zu können — sein halbes Leben für das Geheimniß wäre ein billiger Kauf gewesen!

*

Die Stunde des Fortgehens kam heran; er hatte den Wagen wieder bestellt, um ihn bis auf die Annäherung einer halben Stunde zu benützen. Doch ehe er fortging überlegte er, welche Waffe er mitnehmen solle. Er hatte ein Paar Pistolen da, um sich die Zeit zu vertreiben im Fall angenehme Gesellschaft mangelte; heute aber waren sie gefährlich, vielleicht mußte er klettern, es konnte Lärm und Unheil geben. Sein Alpstock mit dem Dutzend eingebrannter Erinnerungen erschien ihm gar so bauernhaft; aber er hatte da ein feines Rohrstöckchen, dem man es nicht ansah, daß es eine gute fußlange Klinge barg. Dieses nahm er und verließ das schon ruhige Haus.

Als er vom Wagen stieg und in die helle Sternennacht hinausging, fühlte er sich so frisch, so selbstbewußt, als könnte er die Welt bezwingen. Die Berge standen da in großen dunkeln Massen, und ein Hauch kam vom See und machte die Telegraphendrähte schwingen und die Holzfibern zittern und klingen, und jede Stange ward zu einer Aeolsharfe, und wie er sich näherte und entfernte und wieder näherte, nahm das Tönen zu und ab und wieder zu — wunderbare, märchenhafte Musik in der Stille und Einsamkeit der Nacht! — Endlich war er vor dem Hause. Er lauschte: Alles still, alle Fenster geschlossen. Sollte er sich in der Stunde getäuscht haben? Doch nein. Er ging über den Rasen geräuschlos auf die linke Seite; da ist aber im ersten Stock ein Fenster offen. Er pfeift leise zwischen den Zähnen. Eine Gestalt erscheint. Er hebt den Hut — sie winkt mit dem Tuche. Er ersteigt schnell das Spalier, einige welke Blätter rascheln.

„Leise! Leise!“ flüsterte sie. Nun ist er oben. „O treten Sie nicht ein! ich bitte Sie!“

„Aber ich bin gefährlicher für Sie hier draußen, als drinnen,“ sagte er, sich auf den Fenstersims setzend.

„Nein! nein! O bitte, verkennen Sie mich nicht! Es ist nur das tiefe Gefühl der Dankbarkeit, das mich dazu bewegen konnte; Sie waren so gut zu mir, so freundlich! Der einzige Mensch seit langer Zeit!“

„Ich bedaure Sie,“ war Alles, was Henzi zu sagen wußte, denn im Prinzip dachte er über diese brennende Frage wie die ganze Gesellschaft, wenn er auch im gegebenen Falle milder handelte, und außerdem war er sehr begierig, das Geheimniß zu erfahren, das sich den Anschein gab, wie diese frischen Lippen verlassen zu wollen. Er setzte also hinzu: „Kann ich etwas für Sie thun?“

„O nicht um mich, Sie! Sie Herr Baron! Die Gräfin . . . Mein Gott!“

Diesen Ausruf veranlaßten zwei Männer, die aus dem Gebüsch tretend das welke Laub rascheln machten; sogleich erschienen von der andern Seite noch zwei, und alle vier eilten auf das Haus zu. — Henzi hatte zuerst den Gedanken, sich in's Fenster zu schwingen, doch im Augenblick fiel ihm ein, daß dann des armen Mädchens Ruf für immer verloren sei. Er ließ sich also schnell hinab und erreichte den Boden, ehe seine Gegner anlangten, selbst die Feder hatte er aufgedrückt, und die Klinge in der Rechten, den linken Arm schützend über den Kopf haltend, stürzte er auf den Nächsten. — Nur das Wandende des Stocks traf ihn noch, und der Mann lag auf dem Boden, mit dem letzten Fluch: „Verdammt meine Seele, ich bin erstochen!“ Der Nächste konnte sich nicht mehr aufhalten, doch sein Hieb ging vorbei und sein Arm war durchbohrt. Die beiden Andern flohen schon; der Schrei des Todes hat eine magische Gewalt. In ihrer Verfolgung rannte er an einen Fünften, der sie aufhalten wollte, er faßte ihn an den Schultern, und viel stärker als sein Gegner stürzte er auf ihn nieder. Beim Fall fühlte er den Revolver, den er ihm entriß, nicht ohne es verhindern zu können, daß ein Schuß losging, und die Nachbarschaft alarmirte. — Während des wilden, blutigen Kampfes stieg drüben über dem Mont de Jaman langsam und fast der Mond auf, und goß sein mildes Licht auf den ewigen Schnee des Dent du Midi und den rauschenden See und die ringenden Männer. In diesem Augenblick riß Henzi seinen Feind aus dem Schatten des Gebüsches und der Mann, der unter dem Druck seiner Faust stöhnte — war Schatschkoff. — Seine Wuth war groß, und vielleicht hätte er ihn erwürgt, wenn der Kampf sich verlängert; doch die nahen Häuser erleuchteten sich, und so schrie er ihm in's Ohr: „Sie werden mir Rechenschaft geben; dies Bubenstück kostet einem von uns das Leben!“ Dann eilte er, seinen Wagen zu erreichen.

*

Zu Haus angelangt, eilte er den jungen Amerikaner zu wecken, der höchst erschrocken und höchst erstaunt dem neben seinem Bette sitzenden Henzi zuhörte und noch im halben Traum nur unvollkommen verstand, welch Unheil seine Unvorsichtigkeit angerichtet. — Doch verstand er, daß er als Sekundant dienen sollte, und erklärte sich auf der Stelle bereit, Henzi mit allen Kräften nach bestem Wissen zu unterstützen. — Henzi verließ ihn, daß er sich ankleide, hielt es für rathsam, auch bei dem alten General anzuklopfen, da sein junger Sekundant ihm etwas unzuverlässig schien. Der alte Herr nahm sehr liebenswürdig die Störung auf, erkannte die Rücksicht Henzi's, daß er ihn nicht zum Beistand gegen einen Landsmann aufgefordert, und versicherte ihn, wenn er auch Schatschkoff's Sekundant werden müsse, so könne er doch ganz auf seine Unparteilichkeit zählen, und würde er von Schatschkoff aufgefordert, so werde er sogleich nach dem jungen Kollegen schicken, um ihn auf's Beste zu instruiren. Henzi dankte dem alten Herrn für diese Antwort eines Kavaliers und ging, die nöthigen letzten Anordnungen zu treffen.

Nach einer Stunde ungefähr kam der General selbst, Henzi's Sekundanten zu suchen. Man wählte Henzi's Pistolen und kam überein, bei Tagesanbruch auf savoyischem Ufer zu landen (damals sardinisches Terrain). Da der Ausgang nur ernst sein könne, so solle Jeder eine schriftliche Erklärung: „er sei von eigener Hand gefallen,“ dem Sekundanten des Gegners zustellen. Der General werde seinen Arzt zur Mitfahrt bewegen.

Während die Männer sich zum tödtlichen Kampfe rüsteten, schliefen die Frauen auch wenig. Die Gräfin hatte sich niedergelegt (sie wußte nur, die Zusammenkunft werde gestört werden), aber sie schreckte immer schnell wieder aus leichtem Schlummer auf, und jenes unheimliche dumpfe Geräusch, das bei nächtiger Unruhe durch alle Räume des Hauses dringt, regte ihre Nerven auf und erfüllte sie mit unerklärlichem Schrecken. — Stephanie dagegen lag in ihrem Morgenkleide auf der Chaiselongue. Sie hatte ein Buch in der Hand und schlug die Seiten um, aber es waren nur mechanische Bewegungen ihrer Augen und Hände, ihr Geist war draußen in der Nacht. Von Zeit zu Zeit sah sie nach der Uhr, und als der Zeiger die erste Stunde passirt hatte, blickte sie unruhig nach der Thür, doch die Thür blieb geschlossen. Da rollte der Wagen heran und hielt und fuhr fort, und klopfen hörte sie und der Thüren gingen und Schritte auf den Teppichen der Treppe und des Flures. Endlich litt es sie nicht mehr auf ihrem Sitz, sie verdunkelte und verhing die Lampe, schlich an die Thür und öffnete leise, leise eine kleine Spalte, die ihr den Blick auf den Flur und die Treppenmündung erlaubte. Sie hörte sprechen in einem entfernten Zimmer, aber es war Alles finster im Haus, sie zog die Thüre zu; da hörte sie eine andere öffnen und auch sie öffnete schnell und leise: Henzi war es, der mit einem Lichte in der Hand hinabstieg. Ihr erstes Gefühl war Freude, denn sie liebte ihn noch, und war stolz auf ihn, daß er die Gefahr überwunden; aber das zweite war Furcht für ihren Bevollmächtigten und für sich selbst. Tausend Möglichkeiten — Eine schlimmer als die Andere — drängten sich ihrem vorausdenkenden Geiste auf. Was war vor Allem aus Schatschkoff geworden? er wollte kommen und Bericht erstatten, und er kam nicht! Bei jedem Geräusch öffnete sie die Thür, ihre Glieder zitterten im Fieber der peinlichsten Aufregung. — Endlich sah sie ihn, er kam von dem General bleich, beschmutzt, entstellt — sie verstand Alles. — Sie ging an die Zimmerthür ihres Mädchens, weckte sie und hieß sie herabkommen. Sie mußte bei ihr bleiben. Gegen fünf Uhr ging zweimal die Glocke der Hausthüre.

„Eile,“ sagte Stephanie, „und folge den Herren, und höre wohin sie gehen oder fahren.“

In einer Viertelstunde wußte sie: nach St. Gingolph. Sie eilte hinunter zur Gräfin, auf ihr starkes Pochen und Bitten öffnete diese. Die Gräfin war bei der Nachricht des Duells erschrocken, aber nicht entsetzt, sie kannte so viele Männer, die mehr als einmal vor der Pistolenmündung gestanden. — Doch als Stephanie ihr die Einzelnheiten erzählte, verfinsterten sich die Brauen und die Augen zogen sich zurück und wurden dunkel und die schönen Lippen preßten sich und endlich brach es heraus: „Aber das ist infam! das ist infam! und er wird glauben, ich trage die Schuld!“ Stephanie war von diesem Ausbruch erschrocken, und verletzt wollte sie erwidern, doch die Gräfin rief: „Excellenz, wir sind für immer geschieden! Ich wünsche mir Glück, anders zu denken als Sie.“ Und keine Rücksicht mehr nehmend auf die empörte Stephanie, befahl sie der eintretenden Kammerfrau, den Schiffer zu wecken und den Kahn mit vier Rudern bereit zu machen. Sie selbst warf Ueberrock und Mantel über, belud die rückkehrende Kammerfrau und sich selbst mit so viel Kissen wie möglich und fuhr hinüber nach St. Gingolph, Stephanie und ihre Bedenken über so lautes Zeugniß noch einmal zurückweisend.

*

Als die Gräfin landete, war Alles geendet. Die Pistolen hatten ihrem Herrn gut gedient.

Schatschkoff war durch's Herz geschossen, und der General hatte es übernommen, ihn in St. Gingolph zu begraben. Henzi befand sich unter den Händen des Arztes, die Gefahr war groß; die Kugel noch in der Brust. Mit höchster Sorgfalt wurde er in den mit Kissen gepolsterten Kahn der Gräfin getragen, der nun in seinen engen Wänden beide Liebenden vereinte. Aber welche Vereinigung! — Beim Landen hielt die Gräfin beide Hände Henzi's in den ihren und er, er sah so glücklich, so selig aus, daß die Männer ihn beneideten und die Frauen sich ärgerten; die Schiffer aber meinten, es sei eine sehr traurige Fahrt gewesen. — Als der Arzt ihn in seinem Zimmer auf's Neue untersuchte, fand er seinen Zustand, sei es durch die Aufregung, sei es durch die unvermeidliche Erschütterung, hoffnungslos. — Als Stephanie, davon benachrichtigt, eintrat, fand sie die Gräfin am Bett knieend, Henzi's Rechte mit ihren Thränen badend: mit heißen lautlosen unaufgehaltenen und unaufhaltsamen Thränen. — O ihr, ihr Glücklichen, die ihr nie so geweint, ihr kennt Thränen höchsten Schmerzes noch nicht!

Stephanie erkannte in Henzi's Gesicht sogleich die Züge des Todes, jenen Schatten, der ihm vorangeht. O sie war eine so kluge, erfahrene Frau, sie kannte Alles: aber die schlaflose Nacht, mehr als die entsetzlichen Folgen, hatte sie etwas angegriffen und so sah sie noch gelber aus, als sie gegen das Fußende des Bettes stand. Sie sagte: „Lieber Henzi, ich bin gekommen zu hören, wie ich Ihnen in alter Freundschaft dienen kann.“

„Das können Sie, gnädige Frau,“ sagte er mit Anstrengung, „indem Sie für das junge, unerfahrene Mädchen sorgen, das durch mich — und Sie unglücklich wird.“

„Das werde ich thun,“ flüsterte die Gräfin; ein leiser Händedruck dankte ihr und ihre Thränen flossen stärker, diese Thränen, unversiegbar scheinend wie ein nie endender, tiefer Strom.

„Und was kann ich thun?“ sagte Stephanie. Sie sah, es war der letzte Augenblick.

„Stephanie, versprechen Sie mir, in die Hand eines Sterbenden, nie mehr einen jungen Mann zu lieben.“

Stephanie hob die Achseln, wendete sich ab und murmelte: „Wie kann eine Frau geloben, nie mehr zu lieben.“

Henzi lächelte, ein Zucken durchlief seinen Körper, die Gräfin schrie auf und warf sich über ihn, wie um ihn festzuhalten. — Ach, was sie halten konnte, blieb ihr — nur die bleichen Lippen, das letzte bittere Lächeln.

*

Was die Ueberlebenden thaten?

Der alte General ging nach Florenz, die traurige Erinnerung fliehend.

Amerikas unerzogener Sohn wollte sich in den ewigen Karneval von Paris stürzen: doch Stephanie änderte seinen Sinn, sie schenkte ihm Henzi's Knöpfe, und er begleitete sie nach Nizza, wo sie mit dem englischen Gouverneur gemeinsam an seiner Erziehung arbeiteten.

Jeanette hatte die Pension verlassen müssen, doch die Gräfin setzte ihr noch am Sterbetage ein so glänzendes Heirathsgut gerichtlich aus, daß es ihr mit dem hübschen Gesicht im Verein Freier in Menge anzog. Sie brauchte nur zu wählen und unter so viel freundlichen Gesichtern vergaß sie das Henzi's bald.

Die Gräfin Mintoff ließ zunächst einen Photographen aus Genf kommen, dann bettete sie die ihr theuren Reste unter einer Cypresse des schönen Kirchhofs zu Montreux; endlich antwortete sie ihrer Schwiegermutter bestimmend in einem Briefe, der die alte Dame zu Thränen rührte, und zu dem gewiß sehr richtigen Schluß brachte: die Gräfin habe ihre Seele einem Geistlichen von vielem Verdienst anvertraut. — Die Gräfin blieb noch bis zum Mai. Niemand hatte ihr das Zimmer Henzi's streitig gemacht, seine Thür in den Salon war immer geöffnet, aber die große Photographie, die unter dem Betthimmel hing, konnte die Schwelle nicht überschreiten und nicht danken für das klagende russische Liedchen, das sich allabendlich mit halber Stimme erklang. — Ich habe es im Garten unendlich oft gehört. — Ja, die Gräfin lebte zwar ganz eingezogen; aber wir wurden Freunde durch das Kind, welches der traurige Winter schenkte und sich an mich anschloß.

Wir haben sogar Briefe gewechselt, und der letzte, in dem sie mir erlaubte diese Geschichte zu erzählen, war noch immer unterzeichnet — Gräfin Mintoff.

Der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten.

(Zu den Bildern S. 621 und 632.)

IV.

Eine der Hauptstädte Floridas ist Pensacola, obgleich es noch nicht 2000 Einwohner zählt. Es liegt am Golf von Mexiko, besitzt einen vortrefflichen Hafen, ein Marinearsenal, und ist eine der besten Festungen der Union. Im Süden der Stadt liegt die ebene Insel Santa Rosa, welche die Hauptbefestigung, Fort Pickens, trägt. Letztere wurde im Jahre 1828 begonnen, im Jahre 1853 aber erst vollendet, und ist aus Granitblöcken, die aus New-York hierher transportirt wurden, aufgeführt. Das Fort ist eine Bastion mit 45 Fuß hohen und 12 Fuß dicken Quadern, kann 1200 Mann fassen, und ist augenblicklich mit 250 Geschützen armirt, die aus zwei übereinander befindlichen kasemattirten Etagen und über Bank feuern, und Stadt und Hafen vollkommen beherrschen. Nebst Fort Pickens bestreichen die Hafeneinfahrt das auf einer schmalen Erdzunge gelegene Fort Mac Rae und vom Lande aus Fort San Carlos de Barancas. Fort Pickens ist noch in der Gewalt der Union, die anderen Befestigungen wurden jedoch der unzuverlässigen Besatzung wegen übergeben. — Es ist natürlich, daß die amerikanischen Städte, die nie auf große konzentrirte Truppenmassen in Bezug ihrer Einquartierung eingerichtet waren, während des jetzigen Krieges genöthigt sind, Gebäude für militärische Zwecke einzurichten oder in Kasernen umzuwandeln, denen nie eine derartige Bestimmung zugedacht war. So ist in Washington nebst vielen anderen öffentlichen Bauten auch das „Patent-Office“ den wackeren Rhode Islandern überwiesen worden, die sich's darin so bequem als möglich gemacht. Freilich, wie in Schiffskajüten, sind sie eng an einander gereiht, und absonderlich die Schlafstellen haben viel Aehnlichkeit mit denen in Cabinen. In drei Etagen stehen die Lager übereinander, in denen die Freiwilligen nach des Tages Strapazen ruhen, und ihre Musketen sind ihnen zu Häupten aufgestellt. Wir illustriren heute noch eine komische Straßenszene, die sich in den Städten der südlichen konföderirten Staaten täglich wiederholt: das Zusammentrommeln von Rekruten. — Ein Pfeifer, ein kleiner trommelnder Knabe und ein die Pauke wacker bearbeitender Neger sind die Individuen, welche mit ihren ohrenzerschmetternden Tönen Alle, welche Lust haben ihr Leben zu riskiren, zum Kriegshandwerk rufen. Und deren, die vom Nichtsthun oder den Gille und Kniebriemen unter die Soldaten gehen, sind Viele, denn verlieren können die Meisten derselben wenig, aber versuchen sie's vielleicht etwas zu gewinnen. — Zu irgend einem entscheidenden Renkontre ist es indeß bis jetzt zwischen beiden kriegführenden Parteien noch nicht gekommen. Die Secessionisten, welche zunächst die Absicht hatten, Washington in ihre Gewalt zu bekommen, haben zwischen Richmond und Harpers Ferry Verschanzungen angelegt. General Winfield Scott dagegen, der Kommandant der Unionsarmee, ein aus dem mexikanischen Kriege her erprobter Führer, hat durch seine Stellung bis jetzt die Absicht der Südarmee vereitelt. Jedenfalls wird nächstens ein entscheidender Schlag geführt werden müssen.



Amerikanischer Bürgerkrieg. Die Einquartierung der Rhode Island'schen Freiwilligen in der Patent-Office in New-York.

Die Kaulbach'schen Fresken in Berlin.

Die fünf ersten von den sechs großen Wandbildern, mit welchen Kaulbach die Treppenhalle des neuen Museums in Berlin schmücken will, sind fast vollendet, über die Wahl des Gegenstandes schwankte man lange. Die sechs Wandgemälde sollten die Hauptmomente der Weltgeschichte versinnlichen, und Kaulbach hatte vorgeschlagen, deren Zyklus mit der Darstellung der Reformation abzuschließen. Man wollte diesen Vorschlag anfangs nicht annehmen, ist aber jetzt, weil man keinen besseren Gegenstand finden konnte, darauf zurückgekommen. Das Bild selbst wird kein Historiengemälde werden, sondern der Meister bezweckt die große geistige Bewegung des abendländischen Volkes, welche im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert begann, im sechzehnten ihren Höhepunkt erreichte und noch in das siebenzehnte hineinreichte, in einen Rahmen zusammenzufassen. Der Schauplatz der Darstellung ist das Innere einer dreischiffigen, gothischen Kirche. Auf dem Empor steht ein Sängerchor, bestehend aus den Meistern des protestantischen Kirchengesanges. Unter ihnen sieht man auf erhöhten Sitzen die Vorkämpfer der Reformation, Huß, Abälard, Petrus Waldus, Tauler, Wicleff und Andere, vor dem Altar steht Luther, die aufgeschlagene Bibel in der emporgehobenen Hand, rechts neben ihm Calvin und Bugenhagen, links Zwingli und Melanchthon, welche letztere das Abendmahl in beiden Gestalten austheilen. Als Kommunikanten erscheinen die fürstlichen Beförderer der Reformation: Philipp von Hessen, Friedrich von Sachsen, Johann der Beständige und Andere, im Hintergrunde die Hugenotten, Coligny an der Spitze. Den Uebergang zu den Nebenschiffen vermittelt auf der einen Seite Elisabeth von England mit den Häuptern der britischen Reformationsbewegung; auf der andern Seite Gustav Adolph mit seinen Helden. Um auch die andern mit der religiösen Bewegung der Zeit in Verbindung stehenden großen Erscheinungen zu bezeichnen, sieht man in den Seitenschiffen rechts die bedeutendsten Maler und Bildner, als Albrecht Dürer, Holbein, Leonardo da Vinci u. s. w., als Repräsentanten der Sprachkunde und Dichtkunst zuerst Guttenberg, dann Erasmus, Reuchlin, Shakspeare, Ulrich von Hutten, Petrarca und Hans Sachs. Im linken Seitenschiff sind die Männer der Wissenschaft, als Copernicus, Galilei, Keppler, Newton, nicht ferne Columbus, den Globus in der Hand. An diese schließen sich Paracelsus, Baco von Verulam, Agricola und Andere. Den Zwischenraum zwischen den von beiden Seiten sich in den Vordergrund ziehenden Gruppen bilden die theologischen Streiter, welche der Abgesandte des Papstes, Kardinal Contarini, vergebens zu vereinigen sich bemüht.



Amerikanischer Bürgerkrieg. Das Fort Pickens im Hafen von Pensacola (Florida).

Berliner Straßenbilder III.

Von Ludwig Löffler.

Die Elemente.



Feuer. Der Lampenmann in der Vorstadt.



Wasser. Der Straßensprenger.



Luft. Die Kohlensäure (kohlensaure Jungfrau).



Erde. Der Sandmann.

Astronomisches Tagebuch.

Juli.

Am nordwestlichen Himmel treffen wir, im Untergehen begriffen, die beiden Planeten Saturn und Jupiter; der letztere nähert sich dem Sterne Regulus und geht am 15. Juli gerade über ihm hinweg.



Zum Aufsuchen der Sterne bedienen wir uns des beigegebenen Kärtchens, welches für den 10. Juli Abends 9½ Uhr gezeichnet ist. Im Süden, nahe dem Horizont, glänzt ein heller Stern, Antares (1) im Skorpion; zu diesem Bilde gehören noch die drei in gerader Linie über einander stehenden Sterne zur Rechten des Antares; folgen wir dieser Richtung am Horizont, so gelangen wir zur Waage und Jungfrau mit der Spica (2), vom Skorpion gegen Osten hin sind keine auffallenden Sterne, dagegen treffen wir von da gegen den nördlichen Horizont den Pegasus (3), die Andromeda (4) und den Fuhrmann mit der schönen Capella (5); am nordwestlichen Horizont den großen Löwen mit dem Regulus. Machen wir wiederholt die Runde am Himmel und wenden unsere Blicke etwas höher, so begegnen wir in der Nähe des Löwen dem Haupthaar der Berenice (6), dem großen und kleinen Bären; in der Milchstraße der Cassiopeja (7), dem Schwan (8) und Adler (9), links von diesen Bildern dem Delphin und rechts der Leyer mit der Wega und gerade gegen Süden dem Ophiuchus. Dieser hält die Schlange, welche mit ihrem Kopfe sich der nördlichen Krone zuwendet. Bei unserem Zenith stehen einige Sterne des Herkules und des Drachen. Die Milchstraße liegt in ihrer ganzen Ausdehnung auf der östlichen Seite des Himmels und bildet einen Bogen, der mit seinen Endpunkten den Horizont im Nord und Süd trifft, in seiner Mitte aber gegen Osten hingeneigt ist.

Wochen-Chronik.

14. — 21. Juni.

Deutschland. München 13. Die Entlassung des Kriegsministers, der wegen Ueberschreitung des Militäretats mit der Kammer in Konflikt gerathen, wird angenommen, und derselbe durch General Spruß ersetzt. — Stuttgart 13. Ein königliches Reskript an den ständischen Ausschuß wird veröffentlicht, worin erklärt wird, daß die Konvention mit dem päpstlichen Stuhl als gescheitert zu betrachten sei, und die Ministerien Auftrag erhalten haben, selbstständige Gesetzentwürfe zur Regelung der kirchlichen Fragen auszuarbeiten. — Dresden 17. Die zweite Kammer beginnt die Berathung über die Wahlreformvorlagen der Regierung, am 19. findet die Spezialdebatte statt. Die vorgeschlagene Verstärkung der ersten Kammer wird abgelehnt. Die Vermehrung der zweiten um fünf Vertreter des Handels- und Fabrikstandes angenommen. — Hannover 17.–19. Konferenzen der Vertreter der europäischen und nichteuropäischen Mächte über die Ablösung des Stader Zolls. Es kommt ein Vertrag zu Stande, wonach die Erhebung des Zolls im Prinzip vom 1. Juli an aufhört.

Oesterreichische Monarchie. Wien 14. Im Abgeordnetenhaus entwickelt Minister Schmerling die Grundzüge der neuen Gemeindegesetzgebung. Am 19. beantwortet er die Interpellation Tinkhauser's über die Protestantenfrage in Tyrol dahin: der Kaiser habe den Beschlüssen des tyroler Landtages seine Genehmigung verweigert, das Protestantenpatent sei ausdrücklich auch für Tyrol erlassen und seine Geltung werde aufrecht erhalten werden. Hierauf wird die Verhandlung über die Mühlfeld'schen Verfassungsanträge begonnen. Smolka spricht für dieselben. Rieger's Maßlosigkeit führt die heftigsten Szenen herbei. — Pest. Am 15. nimmt die Magnatentafel nach langer Pause ihre Arbeiten wieder auf, beginnt am 17. die Adreßdebatte und nimmt am 20. einstimmig die Adresse des Unterhauses an.

Großbritannien. London 18. Im Oberhaus lenkt Lord Montagu die Aufmerksamkeit auf das londoner Protokoll von 1852, von welchem alles Unheil in der schleswig-holsteinischen Sache herkomme, und das aufgehoben werden müsse. Während seiner Rede leert sich jedoch das Haus der Lords.

Frankreich. Paris 13. Das Gesammtbudget wird vom gesetzgebenden Körper mit 212 gegen 5 Stimmen angenommen. Am 14. und 15. finden die Generalrathswahlen statt, die überwiegend zu Gunsten der Regierung ausfallen. Am 14. findet zu Fontainebleau der Ministerrath statt, worin die Anerkennung des Königreichs Italien beschlossen wird, am folgenden Tag wird die bezügliche Note Thouvenel's nach Turin abgefertigt, und am 17. eine Zirkulardepesche mit derselben Nachricht an die Höfe abgesandt. Am 17. findet in der Madeleinekirche ein Trauergottesdienst für Cavour statt, bei welchem der Kaiser und die Regierung offiziell vertreten ist. Am 18. Diskussion des gesetzgebenden Körpers über den Preßgesetzentwurf der Regierung. J. Favre verlangt Aufhebung der Administrativwillkür, der die Presse unterworfen sei. Minister Billault vertheidigt das Verfahren der Regierung. Das Gesetz wird mit 233 Stimmen angenommen, die Opposition enthält sich der Abstimmung.

Italien. Turin 16. Die Opinione zeigt die bevorstehende Anerkennung des Königreichs Italien an, und meldet am 17., daß zur Wiederanknüpfung der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und Italien Lavalette und Ritter Nigra bestimmt seien. Graf Vimercati, der die französische Depesche überbringt, kommt am 17. an, und am 20. erklärt die Opinione, daß diese Note veröffentlicht werde, sobald die Rückantwort in der Hand des Kaisers sei. Im Parlament wird am 20. das Gesetz über die Vereinigung der italienischen Staatsschulden mit 229 gegen 9 Stimmen angenommen.

Rußland. In Warschau wird am 18. das Statut des künftigen Staatsraths publizirt; die Aufgaben desselben sind Prüfung und Begutachtung der neuen Gesetze und des Budgets, die Sitzungen sind geheime, die Veröffentlichung der Berichte vom Kaiser abhängig.

Türkei. Die Konferenzen der europäischen Vertreter in Konstantinopel gehen zu Ende. Davud Effendi, ein Armenier von Geburt, römisch-katholischen Glaubens, wird zum Chef des Libanon ernannt.

Lotteriziehungen im Monat Juli.

Am 1. Badische 35-Gulden-Loose v. J. 1845. 62. Prämienziehung. 10 Prämien 10,000 fl. 490 Pr. 34,300 fl. 500 Pr. 23,000 fl.

Am 1. Oesterreichische 250-Gulden-Loose v. J. 1854. 14. Serienziehung. 16 Serien.

Am 1. Oesterreichische Kredit-Anstalt-Loose v. J. 1858. 13. Serienziehung. 18 Serien. Dieselben. 13. Prämienziehung. 1 Prämie Oester. W. 250,000 fl. 1 Pr. 40,000 fl. 1 Pr. 20,000 fl. 2 Pr. 10,000 fl. 2 Pr. 5000 fl. 3 Pr. 4500 fl. 3 Pr. 3000 fl. 57 Pr. 14,800 fl. 1750 Pr. 227,500 fl.

Am 1. Oesterreichische Donau-Dampfschifffahrts-100-Gulden-Loose v. J. 1857. 7. Prämienziehung. 1 Prämie 40,000 fl. 1 Pr. 5000 fl. 3 Pr. 3000 fl. 6 Pr. 3000 fl. 14 Pr. 2800 fl. 350 Pr. 35,000 fl.

Am 1. Kurhessische 40-Thaler-Loose v. J. 1845. 26. Prämienziehung. 1 Pr. 40,000 Thlr. 1 Pr. 8000 Thlr. 1 Pr. 4000 Thlr. 1 Pr. 2000 Thlr. 2 Pr. 3000 Thlr. 3 Pr. 3000 Thlr. 3 Pr. 2000 Thlr. 10 Pr. 2000 Thlr. 20 Pr. 2400 Thlr. 106 Pr. 10,600 Thlr. 1850 Pr. 111,000 Thlr.

Am 1. Hessen-Darmstädtische 50-Gulden-Loose v. J. 1825. 27. Prämienziehung. 1 Prämie 50,000 fl. 1 Pr. 10,000 fl. 1 Pr. 5000 fl. 1 Pr. 3000 fl. 8 Pr. 8000 fl. 20 Pr. 8000 fl. 64 Pr. 13,000 fl. 100 Pr. 15,000 fl. 200 Pr. 28,000 fl. 600 Pr. 81,000 fl. 4000 Pr. 824,000 fl.

Am 1. Lippe-Schaumburg'sche 25-Thaler-Loose v. J. 1846. 15. Prämienziehung. 1 Prämie 11,000 Thlr. 1 Pr. 1200 Thlr. 1 Pr. 500 Thlr.

Am 1. Hamburger M. P. 100-Loose v. J. 1845. 15. Serienziehung. 33 Serien.

Am 1. Stadt Neuchateler 10-Franken-Loose v. J. 1858. 6. Serienziehung. 18 Serien.

Am 15. Fürstlich Salm-Reifferscheid'sche 40-Gulden-Loose v. J. 1856. 10. Prämienziehung. 1 Prämie 21,000 fl. 1 Pr. 2000 fl. 1 Pr. 1000 fl. 2 Pr. 800 fl. 4 Pr. 600 fl. 8 Pr. 880 fl. 13 Pr. 1300 fl. 270 Pr. 10,260 fl.

Am 15. Gräflich Waldstein-Wartemberg'sche 20-Gulden-Loose v. J. 1847. 35. Prämienziehung. 1 Prämie 20,000 fl. 1 Pr. 2000 fl. 1 Pr. 1000 fl. 2 Pr. 1000 fl. 5 Pr. 500 fl. 10 Pr. 500 fl. 20 Pr. 800 fl. 200 Pr. 7800 fl.

Am 30. Fürstlich Clary'sche 40-Gulden-Loose v. J. 1856. 19. Prämienziehung. 1 Prämie 12,000 fl. 15 Pr. 1700 fl. 52 Pr. 3120 fl.

Briefmappe.

Hrn. Wilh. H. in Kap. Wir können bei den gegenwärtigen Zuständen keine Rücksicht auf solche Eventualitäten nehmen, werden uns aber doch die Hauptmomente nicht entgehen lassen, um später darauf zurückzukommen.

Hrn. Dr. E. L. in Mark. Schade, daß die Sachen so spät in unsere Hände kommen, daß wir sie immer wieder zurücklegen müssen.

Hrn. Regist. W. in El. Es wird uns angenehm sein, einen Zufluß von solchen Erfindungen zu erhalten.

Hrn. Agast. W. in Osp. Behalten Sie unser Interesse im Auge; Ihrem Wünschen soll entsprochen werden.

Hrn. C. K. in M. Wir haben mit diesem Bildermacher nie etwas zu thun gehabt. Ihre Bemerkung ist damit in sich selbst unwahr.

Hrn. Lac. u. J. in Wien. Das gewünschte Bild haben Sie bereits in der letzten Nummer, es freut uns, Ihnen zuvorgekommen zu sein.

Hrn. Landam. K. in K. Das Bild des franker Schützenfestes ist ebenfalls in letzter Nummer; eine Schilderung des Festes finden Sie später. Wir haben dem schweizer Schützenfesten stets ein besonderes Interesse zugewandt.

Frl. R. G. in Hamb. Ein thüringisches Bad ist bei Halle; eine Nachricht darüber ist erschienen.

Hrn. Rath R. in L. Lassen Sie sich das prachtvolle Gartenwerk von Fürst Pückler, das im Hallberger'schen Verlage hier erschienen, kommen. Dort haben Sie Alles.

Fr. C. H. in W. A spinnt, B isst. Mor wechselt mit Art und Naaß; die Größeren grüßen.

Verantwortliche Redaktion: **Dr. Edmund Zoller.**

Bäder und Heilanstalten.

848

Bad Rippoldsau,



in einem reizenden Gebirgsthale des badischen Schwarzwaldes fast 2000 Fuß über der Meeresfläche gelegen, ist ein Kurort, wo man, umgeben von einer herrlichen Natur und im Genusse einer reinen aromatischen **Wald- und Bergluft**, vorzugsweise seiner Erholung und der Wiederherstellung seiner Gesundheit lebt.

Die durch ihre Heilerfolge berühmten Mineralquellen von Rippoldsau gehören nach den Analysen von Prof. **Bunsen** zu den ersten **alkalischen Stahlsäuerlingen Deutschlands**, und erweisen sich in ihrer Wirkung als stärkend und leicht eröffnend. Es werden diese Säuerlinge mit bestem Erfolge angewendet bei Krankheiten des **Magens**, bei Hysterie, mit Blähungen und schwerer verbundener Verdauung, bei Verschleimung, Magenkrampf, saurem Aufstoßen, Sodbrennen, Stockungen der Unterleibsorgane, Hämorrhoiden; bei Schwäche des Blutes, Bleichsucht, unregelmäßiger Periode, Schleimflüssen, in Schwächezuständen nach vorhergegangenen langen Krankheiten, Blutverlusten, Fehlgeburten, in Nervenkrankheiten.

Weitere Heilmittel sind hier noch die mehr abführenden **Natronsäuerlinge**, die **Ziegenmolken**, die **Fichtennadelbäder**, bedienswerte **Gas- und Douchebäder**.

Die **Pastillen Algontheen** werden versandt und haben sich als wirksam ergeben in Verdauungsstörungen und Unterleibsbeschwerden mit vorwiegender Säurebildung.

Die stärkenden leicht eröffnenden Mineralquellen mit den übrigen Heilmitteln, die geschützte Höhenlage, die balsamischen Ausdünstungen der mit Fichten und Tannen bewaldeten Berghöhen, über welche sich die schattigen und höchst zweckmäßig angelegten Promenaden nach allen Richtungen hinaufziehen, der einfach schöne Landschaftscharakter mit der herrlichen Gebirgsluft, und endlich die Bequemlichkeit und der Comfort in dem Etablissement selbst verleihen dem Kurort einen besonderen Reiz und Vorzug.

Ein Lesekabinet mit deutschen, französischen und englischen Journalen, eine Sammlung belletristischer Werke, Musik- und Gesellschaftssäle stehen den Kurgästen zur Benützung. Die **Reisegelegenheit** findet entweder von der Eisenbahnstation Offenburg durch das Kinzigthal oder von der Station Appenweier durch das Renchthal statt.

Ärztliche Anfragen beantwortet der von der Regierung angestellte großh. Badearzt **Feyerlin**; ökonomische Angelegenheiten, Wohnungsbestellungen, Versand des Wassers und der Pastillen besorgt der Badeeigenthümer **Fritz Göringer**.

Literarische Anzeigen.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 41.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

VI. Band. III. Jahrgang. Zweites Semester.

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, 7. Juli 1861.

Erscheint jeden Sonntag. Preis vierteljährlich Thlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr. rhein.

Inhalts-Uebersicht.

Der Wechsel des Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

„Es ist das eine neue Besitzung, die ich hier zusammengekauft und arrondirt habe," sagte mein väterlicher Freund, „ich that das, um Etwas zu schaffen, worauf sich mit Behagen verweilen läßt, und dazu paßt mir die Gegend hier ganz vortrefflich; es fehlt auch, wie Du später sehen wirst, nicht an Dingen, die mich an jene Zeit erinnern, wo ich so namenlos glücklich war, und auch wieder andere, die mir harte und schwere Tage zurückrufen. Siehst Du dort hinten über dem Walde den dunkeln Rauch aufsteigen? Es ist ein kleines aber vortreffliches Hüttenwerk, das reichhaltigste Erz und vortrefflichste Steinkohlenlager waren dort in der Nähe und ich habe eine Gußstahlfabrik angelegt, die sich jetzt schon rentirt — nur wirst Du jetzt noch keine Streckwerke mit ungeheuren Rädern finden. — Auf der andern Seite, wo Du über die Baumgipfel hinweg in wellenförmigem Terrain ausgedehnte Wiesen siehst, ist mein Gestütshof; beide Etablissements sind vom Wohnhause aus in einer halben Stunde Fahrens zu erreichen. Was nun das Wohnhaus anbelangt, so werden wir es gleich vor uns haben. Ich habe es auf einem Hügel erbaut, dessen hintere Seite ein dichter Wald von alten Eichen umsäumt. Du wirst darin eine Anspielung auf



Robert von Mohl, Bundestagsgesandter Badens. Nach einer Photographie. (S. 647.)

Schloß Iffling finden — aber in's Heitere übersetzt, auch eine Terrasse nach dem Walde zu fehlt nicht, mit einem schattigen Wege, der uns zu einer klaren Quelle führt und den ich mit Alice häufig reite."

Es war das erste Mal, daß er ihren Namen nannte, und jetzt konnte ich mich nicht enthalten nach ihrem Befinden zu fragen.

„Es geht ihr gut," gab er zur Antwort, worauf er sinnend vor sich niederblickte und nach einer langen Pause fortfuhr: „Wenn sie nur halb so glücklich ist im Besitze ihres Vaters, als ich es bin im Besitze einer solchen Tochter, so wird zu unserer beiderseitigen Zufriedenheit nicht das Geringste fehlen. Sie hat sich recht langsam an ihre neuen Verhältnisse, und, ich kann es nicht leugnen, auch an mich gewöhnt; ihr Charakter ist ernst, um nicht zu sagen schwermüthig, doch war sie immer so, nicht wahr, Eugen?"

„Sie war nie sehr heiter," gab ich zur Antwort.

„Die Ankunft des alten Herrn wirkte so glücklich auf sie, daß ich fast eifersüchtig geworden wäre, wir wollen sehen, wie sie Dich, ihren ehemaligen Jugendgespielen, aufnimmt, ich hoffe das Beste."

Diese Worte wurden ruhig gesprochen, wie Alles, was er sagte, und doch machten sie mich so befangen, daß ich kaum die Frage wagte, ob Alice von meiner Ankunft wüßte.

„Allerdings weiß sie davon," sagte

er, „ja sie gab dem alten Herrn einen freundlichen Gruß an Dich mit, den er wahrscheinlich in der Freude seines Herzens, Dich wiederzusehen, vergessen. Doch sieh', da haben wir unser Haus."

„Ich hielt unwillkürlich mein Pferd an und blickte vor mich in die schöne, ruhige, lachende Landschaft. Der Wald, durch den wir bisher geritten, hatte schon in einer Viertelstunde aufgehört und unsern Weg begrenzten zu beiden Seiten Wiesen und üppig stehende Fruchtfelder. Vor uns ging es noch eine Strecke weit hinab, dann kam ein saftig grünes Thal, dem man die belebende Kraft eines durchlaufenden Flüßchens ansah; der Wasserspiegel selbst erglänzte nur hie und da an einigen Stellen und war sonst verdeckt durch grünes Buschwerk, welches ihn umstand und zu gleicher Zeit einen Hügel umrahmte, auf dessen sanft aufsteigender Höhe ein elegantes Gebäude lag, aus hellen Steinen erbaut, die sich so zierlich und freundlich abhoben von dem tiefgrünen Kranze der vorhin erwähnten Eichen. Die scheidende Abendsonne blitzte in den großen Fenstern und übergoß das Thal vor uns, den Hügel und das Gebäude selbst mit einem warmen, reizenden Lichte. Ich nahm es als eine gute Vorbedeutung, daß sich mir die Landschaft hier, von der ich geträumt, für die ich geschwärmt, ohne sie zu kennen, mit ein so heiteres Antlitz zeigte, mir ein freundliches Willkommen zuzurufen schien.

Von den Bewohnern des Hauses erblickte ich Niemand, auf dem Balkon kein helles Gewand, wie ich mir wohl in meinen Phantasieen ausgemalt.

„Nicht wahr, es ist schön da unten?" sagte Herr von Steinfeld, „so habe ich mir den Ort vorgestellt, so sollte er aussehen, wo ich ruhig und friedlich leben möchte, und bis jetzt ist mir das gelungen. Laß uns hinab und Du wirst sehen, daß der Blick von den Fenstern jenes Hauses auf die Umgegend nicht minder schön ist."

Langsam ritten wir dem Thale zu, überschritten den kleinen Fluß drunten auf einer soliden steinernen Brücke, und ritten dann einen Weg zum Hause empor, der in einer sanften Schlangenlinie um den Hügel herumführte und an der hintern Seite des Hauses mündete. Mir kam er unbeschreiblich kurz vor dieser Weg, und dabei klopfte mein Herz so, daß ich es fast schlagen hörte, ja es ließ mich nur mühsam die Fragen beantworten, die mein freundlicher Führer mir über diese und jene gleichgültigen Dinge that. Wie gerne wäre ich noch einmal zurück geritten, um in tiefer Nacht anzukommen, wo droben im Hause Alles schlief, wo ich vielleicht nach einer schlaflosen Nacht morgen früh ruhiger und gesammelter hätte erscheinen können, nach deren Wiedersehen ich mich so lange, so innig gesehnt, und das mir jetzt, wo es mir nahe bevorstand, fast fürchterlich erschien. Doch die Zeit rollte unaufhaltsam dahin, der Weg endigte, wir stiegen ab und befanden uns im nächsten Augenblicke auf einer kleinen Veranda, von welcher man von dieser hinteren Seite des Hauses auf den schönen Wald blickte, der sich dort weit hinaus zu erstrecken schien.

Ich betrat diese Veranda und — Alice stand vor mir. Sie war etwas größer geworden, sonst aber die liebe freundliche, schlanke Gestalt mit dem guten, ernsten Gesichte, wie sie in meinen Träumen lebte. Sie stützte sich mit der linken Hand auf die Balustrade der Terrasse und blieb einen Augenblick ruhig stehen, vielleicht nur eine Sekunde, aber mir erschien er entsetzlich lang und ich glaube, daß ich auch auf der Stelle hielt, ohne mich gegen sie zu bewegen — einen Augenblick, aber einen langen, langen Augenblick, dann trat sie auf mich zu, reichte mir ihre Hand und sagte mit dem lieben, weichen Ton ihrer süßen Stimme: „Wir sind alle erfreut, daß Du gekommen bist."

„Daß Du gekommen bist," hatte sie gesagt, und dieses einfache Wörtchen „Du" erschütterte mich auf eine selige Art. Ich hatte gefürchtet, ja ich hatte fest geglaubt, sie würde mich anders anreden, und ich hätte das am Ende als selbstverständlich betrachtet; jetzt aber bei der gewaltigen Aufregung, unter der ich in den letzten Stunden gelitten, hätte ich weinen können, laut hinaus weinen, und das würde auch geschehen sein, wenn ich nicht in das Gesicht ihres Vaters geblickt hätte, der fast heiter lächelnd auf uns sah.

Auch Herr von Schwanefeld, der nun aus dem Hause kam, brachte mich glücklicherweise wieder gänzlich in die Wirklichkeit zurück, indem er mich ohne Umstände beim Kopfe nahm, tüchtig abküßte, und dann, sich gegen den Freiherrn wendend, mit einer Handbewegung auf mich sagte: „Mit dem Aeußern unseres jungen Pflegebefohlenen muß ich mich zu wiederholten Malen zufrieden erklären, ob aber, was das Innere anbelangt, seine vortrefflichen Zeugnisse nicht gelogen haben, darüber wird ihm hoffentlich von kompetenter Seite nächstens scharf auf den Zahn gefühlt werden, beim Himmel, 's ist keine Kleinigkeit, wenn man wenig Gönner hat, wie unser hochverehrter Hausherr dorten, und wenn man einen Freund besitzt, wie Bitter von Schwanefeld. Parbleu!"

„Ich hoffe, diese Examina," meinte Herr von Steinfeld, „die Sie ihm so bereitwilligst in Aussicht stellen, wird er glänzend bestehen; jetzt aber wollen wir ihn fragen, ob er nicht Appetit zu einem kleinen Souper hat."

Obgleich ich seit Vormittag nichts zu mir genommen, so hätte ich doch diese Frage verneinen können; ich dachte nur an Eins und beobachtete nur Eins, so viel es thunlich erschien, die Mienen Alicens und ihre Bewegungen. Sie erschien mir noch ruhiger, noch ernster als früher, sie hatte allerdings bei den Worten des Herrn von Schwanefeld freundlich gelächelt, aber mit einem Blick auf den alten Herrn, und bei den Worten ihres Vaters sagte sie: „Ich werde gleich nachsehen," und wandte sich nach dem Hause zu; ehe sie aber fort ging, sagte sie noch zu mir: „Du wirst sehen, Eugen, wie schön es hier ist, morgen wollen wir Alles das sehen."

Ich war überglücklich, daß sie zweimal Du zu mir gesagt, daß sie mich bei meinem Vornamen genannt, sonst hätte mich doch die Ruhe ihres Empfanges, trotzdem ich nichts gehofft und viel gefürchtet, Alles fürchten und gar nichts hoffen lassen, — hoffen? Was hoffte ich denn eigentlich — o, man hofft viel, selbst bei keiner berechtigten Hoffnung, wenn man zwanzig Jahre alt ist und glühend liebt.

Bald saßen wir um den runden Tisch im Speisezimmer, das von einer Lampe mit großem Schirm erhellt wurde. Ich saß Alicen gegenüber, die Lampe mit dem viel zu großen Schirm befand sich zwischen uns beiden. Man sprach über dieß und das, lauter gleichgültige Dinge, und da Herr von Steinfeld annahm ich sei ermüdet, so erhoben wir uns bald nach beendigtem Souper, und Herr von Schwanefeld erbot sich bereitwillig, mich in mein Zimmer zu führen.

„Bis morgen also," sagte der Hausherr, „und wenn es gutes Wetter ist, wie ich hoffe, so machen wir einen Ritt durch den Wald und über die Felder, um Dir mein Besitzthum zu zeigen."

Mein Pflegevater führte mich in ein kleines hübsches Zimmer, auf der Rückseite des Hauses gelegen, und als wir, um dorthin zu gelangen, über einen langen Korridor gingen, lächelte er, als er bemerkte, daß ich betroffen stehen blieb, und mit ernstem Gesichte einer Dienerin nachblickte, welche mit kurzem Gruße an uns vorüberging. Es war Therese, und ihre Anwesenheit, sie, die mir nie freundlich gesinnt war, schien mir von keiner guten Vorbedeutung zu sein.

Herr von Schwanefeld verstand meinen Blick und sagte: „Sie ist ihrer Herrin treu ergeben, auch sonst gut und anhänglich, aber von etwas heftigem, unversöhnlicher Gemüthsart."

Wenn bei unserem Inspektionsritte am andern Morgen Herr von Steinfeld nur ein Zehntheil so zufrieden war mit meinen Antworten und Bemerkungen, als ich mit seinem Besitzthum, wo Alles in der musterhaftesten Ordnung war, so hatten wir beide ein vortreffliches Resultat von unserem Spazierritte.

Herr von Schwanefeld hatte Recht gehabt. Seine Fragen, in die gleichgültigste Form eingekleidet, die Ausstellungen oder Aenderungen, die er mich machen ließ, wenn diese oder jene Verhältnisse auf den Gütern anders seien, konnte man schon ein Examen nennen, und ich glaube, daß ich nicht schlecht bestand; denn als wir abgestiegen waren, sagte er zu meinem Pflegevater, der uns entgegenkam: „Ich bin überzeugt, daß Eugen in seinem Fache zu brauchen sein wird, wenn er die Sache noch einige Zeit praktisch betrieben." Auch sorgte er dafür, daß ich nicht aus der Uebung kam, denn bald ließ er mich diese oder jene Aufnahme machen, namentlich in dem ausgedehnten Waldrevier, auch gab er mir Aufträge, die er mich ausführen ließ, wobei es häufig vorkam, daß ich oft tagelang von Hause fortbleiben mußte.

Daß ich auf diese Art nicht nur als Gast betrachtet wurde, machte mich außerordentlich glücklich, und ich brauche wohl kaum die Versicherung zu geben, daß ich mich auf's Aeußerste anstrengte seine Zufriedenheit zu erlangen, und daß ich glücklich war, als mir dieß gelang.

Und Alice — sie blieb in ihrem Betragen gegen mich wie am Abend meiner Ankunft, sie war freundlich, aber ruhig und ernst. Sie sprach sogar mit mir über ferne Zeiten, wenn wir in Gesellschaft der Andern waren, oder wenn wir uns auch allein im Hause und Garten befanden. Ich hätte es nicht so leicht gewagt, ihr gegenüber unserer Jugendzeit zu erwähnen, denn wenn ich nur daran dachte, was Alice mir ehedem gewesen war, so mußte ich gewaltig mit mir kämpfen, um einen solchen Gedanken, sowie meine Aufregung zu bezwingen. — Und sie sprach so ruhig darüber, so gemessen, um nicht zu sagen gleichgültig, daß es mich oftmals schmerzlich berührte. Wenn ich dann, von der Erinnerung hingerissen, ein rasches Wort sprach, oder ihren Namen etwas warm betonte, so blickte sie mich fast verwundert an mit ihren großen, schönen, stillen Augen — ja erstaunt, o, und dieses kalte Erstaunen schreckte mich stärker zurück, als es das heftigste Wort gethan haben würde.

Und doch mußte ich ihr wieder dankbar sein für dieses ruhige, gemessene Betragen: sah ich doch ein, daß sie Recht hatte, und fühlte ich es doch deutlich, daß dieß der einzige Weg war, um ein Zusammenleben möglich zu machen. Leicht wurde es mir nicht, mein Betragen nach dem ihrigen einzurichten, und für eine Stunde solch' gleichgültigen, vernünftigen Gespräches mußte ich mir Erholung verschaffen, indem ich durch den Wald streifte und in tiefer Einsamkeit stille, wilde Partieen desselben aufsuchte und mich dort häufig auf den Boden warf, mein heißes Gesicht in das kühle Moos drückend. In solchen Augenblicken war ich dann entschlossen das Haus zu verlassen, meinen väterlichen Freund zu bitten, daß er behülflich sei, mir weit, weit von hier eine Stelle zu finden, ja, dann fühlte ich wohl, ich müsse Alice verlassen, um sie vergessen zu können, oder um durch ihren Anblick nicht immer an andere Tage erinnert zu werden — ja, an andere Tage, in denen sie auch nicht in Worten der Liebe zu mir gesprochen, wo sie aber vertraulich neben mir saß, wo wir in Herzlichkeit gute und schlimme Stunden getheilt, und unsere Empfindungen unverholen mitgetheilt und glücklich gewesen waren — ein paar arme verlassene Kinder. — —

Ja, das wollte ich, fort in die Welt, und so lange stand mein Wille unerschütterlich fest, bis ich zwischen den Eichen das helle Haus hervorschimmern sah, bis ich das Dach erblickte, unter welchem sie weilte — bis ich bedachte, welch' ein unsägliches Glück doch für mich in dem Gedanken läge, mit ihr unter demselben Dache sein zu dürfen, bis sie mir entgegentrat, heute, zuverläßig freundlicher, ja herzlicher als gewöhnlich — ja, heute — aber diesem Heute wollte nie ein Morgen folgen, der ihre Herzlichkeit bestätigte.

Ihr Vater schien durchaus nichts dagegen zu haben, daß ich mit ihr Spaziergänge machte, oder sie zu Pferde begleitete. Häufig ritt Herr von Schwanefeld mit uns und immer folgte ein Reitknecht; dabei zeigte sie mir ihre Lieblingswege, die Aussichten, bei denen sie gerne verweilte, die Plätze, auf denen sie auszuruhen pflegte. Sie freute sich, wenn mir Alles das ebenfalls gefiel, und ich so ihren Geschmack theilte, andernfalls aber mußte ich ihr meine Gründe angeben, warum ich dieß oder jenes vorzöge. — Zwei ihrer Lieblingsplätze waren über alle Beschreibung reizend, und dort waren wir häufig; nur fühlte ich mich bei einem derselben immer von einer schmerzlichen Erinnerung befangen, das war, wenn man im Walde jenseits des Landhauses dem kleinen Bache folgte, der sich aus dem Thal auf der andern Seite des Hügels in den Wald ergoß, einem spiegelklaren Wasser, das in munteren Sprüngen dem schattigen Dickicht zueilte, froh darüber, daß es Wiesen und langweiligen Fruchtfeldern entronnen war, das lustig hüpfte und murmelte, im Vorbeirauschen allerlei muthwilligen Kurzweil trieb mit den Gräsern und Farrenkräutern, welche am Rande des Bächleins wuchsen und oft die feingezackten Spitzen in die kühle Flut tauchten, und das sich endlich mit jubelndem Ton hoch aufspritzend viele Fuß hinabstürzte in ein Felsenbecken, das wie durch Kunst geschaffen schien. — Dort aber wurde der Muthwillen des Baches gebändigt und floß, durch unterirdische Quellen verstärkt und größer geworden, auch ernster und gesetzter im langsameren Laufe bis zu einem ziemlich bedeutenden See, der still und einsam in der Mitte des Waldes lag, eine kleine Insel umfassend, zu der ein leichter Nachen uns zuweilen hinübertrug.

Aber es war nur die erste Partie dieses reizenden Weges bis zu dem Wasserfall und zu dem Felsenbecken, der mir eine ähnliche Szenerie, die man mir früher einmal geschildert, so gar lebhaft und schmerzlich in's Gedächtniß rief. War doch auch sogar eine Aehnlichkeit zwischen den handelnden Personen von damals und uns beiden, so eine Aehnlichkeit und doch auch wieder gar keine. Herr von Steinfeld fühlte, daß er geliebt wurde und wußte, was er dem Mädchen, das er anbetete, zu bieten hatte. Er erkannte an dem Zucken ihrer Wimper, an einer Bewegung ihrer Lippen, daß der Augenblick gekommen sei, wo er es wagen durfte, die Gefühle seines Herzens zu verrathen. — Dort wie hier führt ein schmaler Weg von dem Felsenbecken aufwärts nach einer entzückenden Aussicht. O wenn er auf diesem schmalen Wege zufällig ihre Hand streifte, so mußte ihm der Funke, der auf ihn überströmte, eine selige Gewißheit geben; wenn er mit ihr von oben auf die weite Landschaft hinabschaute, sie neben ihm stehend mit halb abgewandtem Gesichte, so wußte er, wenn sich darauf ihre Augen wieder wie zufällig trafen, daß ein Blitz in beiden aufflog, der zünden mußte und auch zündete.

Auch Alice kannte nicht die Geschichte ihrer Mutter, sie fühlte nicht, wie diese gefühlt hatte. Ich brauchte auf dem engen Pfade nicht den Versuch zu machen, ihre Hand zufällig zu berühren, sie legte häufig ihren Arm in den meinigen und ließ sich von mir führen, aber so ruhig, so besonnen. Sie blickte wohl von mir abgewandt in die Gegend hinaus, aber ohne Absicht, zufällig, und wenn sie ihre Augen wieder auf mich richtete, so leuchtete kein Blitz in denselben, es blickte mich an, so still, so ernst, ja so schwermüthig.

Abends war es hier oben am schönsten, wenn die Sonne sank und der Himmel mit dunkeln, aber zerrissenen Wolken bedeckt war, zwischen denen das glühende Licht hervorbrach, hie und da die weite Ebene glänzend bestrahlend, und sie wieder so malerisch und mannigfaltig mit Wolkenschatten unterbrach; die fernen Berge dunkelviolett gefärbt schauten so unbeweglich ernst herüber, vor der Sonne selbst zog langsam eine fast schwarze Wolke, deren Ränder golden flammten, welche mit der Sonne niederzusenken schien, das Licht des Tages verlöschend, noch ehe es uns entschwand, ein glänzendes Auge, schwermüthig umflort, sich müde und traurig schließend, verlieh es der ganzen Landschaft eine unbeschreiblich ernste und schwermüthige Färbung.

„Wie das so schön ist!" sagte Alice.

„Schön wohl, aber mich stimmt es traurig!"

„Das Gefühl habe ich auch, aber es ist mir angenehm

— harmonirt es doch mit meinem Leben," setzte sie leiser hinzu.

„Mit Deinem Leben?" fragte ich, „warum bemerkst Du nur dessen ernste, dunkle Seiten, Du, deren Lebenssonne so hell und rosig aufsteigt." —

Sie schüttelte leise mit dem Kopfe, und als sie nach einer kleinen Weile keine Antwort gab, fuhr ich fort: „Ja, Alice, es hat mir schon lange auf der Seele gelegen mit Dir zu reden —"

„O rede nicht mit mir," unterbrach sie mich hastig.

„Daß ich Dich so ernst, ja häufig so traurig finde," setzte ich hinzu, ohne ihre Worte zu beachten, „wozu ich keine Ursache entdecken kann."

„Rede nicht mit mir," bat sie in so leisem Tone, daß sich ihre Lippen kaum bewegten, aber schmerzlich zuckten.

„Du warst immer ernst und sehr besonnen," fuhr ich dringender fort, „aber Du konntest auch heiter sein gegen mich, Deinen Jugendgespielen, o, so lieb und heiter. Soll ich Dir vielleicht die Stunden und Tage in's Gedächtniß zurückrufen, wo Du meine gute liebe Freundin Alice warst."

„O, thue es nicht, — laß uns gehen," bat sie.

„Nein," sagte ich entschlossen, „ich will einmal reden, ehe ich wieder von hier fortgehe. In Deinem Herzen ist ein Groll gegen mich, den Du absichtlich nährst, und der die Kluft immer größer machen wird, die uns jetzt schon scheidet — aber das willst Du wahrscheinlich."

„Ja — ich will es," gab sie mir kaum hörbar zur Antwort.

Diese Worte durchzuckten mich mit einem wilden Schmerz. Ich fand kaum die Kraft zu athmen, ich hörte meine Zähne aufeinander schlagen. — „So bist Du unversöhnlich," brachte ich endlich mühsam hervor. — „Bist Du's, Alice."

Sie blickte in die Gegend hinaus mit ihrem bleichen, ernsten, schmerzerfüllten Gesichte, ohne eine Sylbe zu antworten.

„Du bist der Ansicht," fuhr ich heftiger fort, „ich habe Dir etwas Entsetzliches zugefügt, und habe Dich absichtlich so furchtbar beleidigt. Willst Du denn meinem Schwure nicht glauben, den ich Dir hier feierlich vor Gott thue, daß ich vollkommen unschuldig bin?"

Sie streckte bebend und abwehrend ihre Rechte gegen mich aus, während sie ihren Kopf wandte und sich zum Fortgehen anschickte. Ich ergriff ihre Hand und hielt sie fest, sie zuckte zusammen, als sie das fühlte, und schien eine Bewegung machen zu wollen, um sie mir wieder zu entreißen, doch nur einen kleinen Augenblick, dann wandte sie sich ruhig gegen mich, ihre Brust wurde durch einen tiefen Athem geschwellt, und nachdem sie mich einen Augenblick mit ihren großen Augen fest angeblickt, sagte sie mit einer Härte des Tones, die ich bei ihr nicht möglich gehalten: „Ich will, daß Sie meine Hand loslassen, Herr Ramming! — ich will, und im Nothfalle befehle ich's."

„Ah, das gnädige Fräulein befiehlt?" sagte ich hierauf mit einer Ruhe, die ich mir eine Sekunde vorher nicht zugetraut hätte, „das gnädige Fräulein befiehlt dem armen jungen Menschen, der von den Wohlthaten ihres Vaters lebt? — — — o, Alice, wie ist das möglich?" rief ich hierauf mit lauter Stimme schmerzlich aus. — „Ist es wahr, hast Du wirklich diese Worte gesprochen oder schallten sie von sonst irgendwo her an mein Ohr — o, mein Gott, träume ich denn?"

Aber es war kein Traum, schreckliche Wahrheit. Sie hatte sich von mir abgewandt, und ging vor mir den schmalen Weg hinab, mit langsamen aber festen Schritten, bis jenseits des Felsenbeckens, wo die Pferde mit dem Reitknecht standen. Ich fühlte wohl, daß Fassung nothwendig war. Ich eilte an ihr vorüber, nahm ihr Pferd aus der Hand des Dieners, ordnete die Zügel, wie ich es immer zu thun pflegte, und hob sie in den Sattel, was sie auch ruhig geschehen ließ, dann ritten wir schweigend nach dem Landhause. Ein paar Mal, bei irgend einer Waldlichtung, konnte ich, da der Abend schon stark dämmerte, ihre Züge deutlicher erkennen; sie waren bleicher als gewöhnlich, ernster und trauriger, auch athmete sie tief und schwer. Als wir an der Treppe des Hauses angekommen waren und ich ihr vom Pferde geholfen hatte, sagte sie mir mit ruhigem aber nicht unfreundlichem Tone: „gute Nacht", und ging in das Haus hinein.

Glücklicherweise erinnerte ich mich eines Auftrags, den Herr von Steinfeld mir vor einigen Tagen gegeben und der darin bestand, einmal nächtlicher Weile einen mir näher bezeichneten Distrikt des Waldes zu durchstreifen, da man dort Holzfrevler vermuthete. Ich ließ mir ein anderes Pferd satteln, nahm ein Gewehr und sagte dem alten Kammerdiener, in welcher Absicht ich das Haus mit einbrechender Nacht noch einmal verlasse. Leise war ich durch die Gänge des Hauses geschlichen; ich fürchtete, von Herrn von Steinfeld oder von meinem Pflegevater gesehen und vielleicht veranlaßt zu werden da zu bleiben. Ich hielt meinen Athem zurück, als ich an den betreffenden Zimmerthüren vorbei ging, und fühlte mich erst dann leicht und frei, als ich wieder im Sattel saß, und mein Pferd im langsamen Schritte leitend, um kein Geräusch zu machen, den Abhang hinabgehen lassend, wieder im dichten Walde war, doch ließ ich es sich seinen Weg selbst suchen, hatte ihm den Zügel auf den Hals gelegt und stützte mich mit beiden Händen auf den Sattelknopf, während ich den Kopf tief herabsinken ließ und mich in wirre Träumereien verlor. Es war kein klares Bild der letzten Stunden, das sich meinem unruhigen Geiste zeigte, es war vielmehr ein Aufleuchten und Aufzucken verschiedener Augenblicke, Stunden, Tage, die ich in diesem oder jenem Jahre verlebt, aber freilich alle standen in Beziehung zu ihr, zu Alice, aber nicht zu meiner Jugendgespielin, sondern zu der stolzen, selbstbewußten Erbin, die es so vortrefflich verstand, mir den gebührenden Platz anzuweisen. Daß ich in meinen Phantasieen ungerecht gegen sie war, versteht sich ganz von selbst, daß ich Worte, Blicke, die mir wieder lebhaft vor die Erinnerung traten, jetzt mit einem Male so verstand, als habe sich in ihnen damals schon ein kaltes herzloses Gemüth deutlich gezeigt. O es war so begreiflich, daß ich sie jetzt hassen mußte, gerade so glühend hassen, wie ich sie vor Kurzem noch glühend geliebt. Ich war mir das selbst, ja dem ganzen männlichen Geschlechte schuldig, und fühlte in der Kränkung unverdienten Unrechtes, daß es mir sehr leicht wurde, sie zu hassen — sehr leicht — unendlich leicht — bis — sich meine Zähne fest aufeinander preßten, bis es mir in meinen Augen seltsam flimmerte, bis es in meinem Herzen laut und siegreich rief: „Nein, nein, hassen wirst Du sie nie können, vergessen noch viel weniger, und bis dann all' die Schranken einstürzten, die meine Vernunft und mein Herz gebaut, und über welche hinweg unaufhaltsam und siegreich all' die Gefühle flutheten und brausten, die mich unauflöslich an Alice banden.

Unbegreiflich, aber wahr: stundenlang kämpfte ich so mit mir selber, um stets zu unterliegen, um immer wieder von dem Gedanken erfüllt zu sein, zu ihr zurückzukehren, ihr zu Füßen zu fallen, und zu sagen: „stoße mich nicht von Dir zurück — denke an unsere Jugendzeit, denke an jene Alice, die, ein kleines Mädchen, an die Schulter des Knaben gestützt, so oft sanft und ruhig einschlief, die eine lange bange Nacht auf der Schwelle des Gefängnisses saß, wo ihr Gespiele eingeschlossen war, denke an die beiden armen Kinder, die so oft ihr Brod mit einander getheilt. — Denke an — —" dann verwirrten sich meine Gedanken und Bilder wieder und es traten Szenen vor mein inneres Auge, woran zu denken ich sie nicht auffordern wollte, dann kämpfte ich wieder mit mir selber im Gefühle von erduldetem Unrecht, dann haßte ich sie wieder, bis ich meine Rechte auf's Herz drückte und da jenes Kreuzchen fühlte, welches mir Alice vererbt und das ich stets bei mir trug. —

Ach, ich merkte es endlich, dieses Kreuzchen war der Talisman, der mich immer wieder weich und mild stimmte. Er versuchte es so außerordentlich beredt den Beweis zu führen, daß Alice nicht kalt und herzlos sei, daß sie wenigstens damals innig für mich gefühlt, und daß es nur ein böser finsterer Traum sei, der mich vor einigen Stunden so erschüttert und der mich jetzt im nächtlichen Walde umhertrieb.

Da vor mir ging der Mond auf und glitzerte durch die dunkeln Zweige. Ein paar Mal blieb mein Pferd stehen, hob den Kopf auf, wandte sich halb zurück nach dem Landhause und wieherte leicht. — Was sollte ich jetzt schon zu Hause thun? vielleicht war bei dem schönen Abend noch Jemand auf, und ich hatte wahrhaftig keine Lust noch Bericht abzustatten über meine angebliche Streiferei nach Holz- und Wilddieben — und doch war ich müde geworden, nicht vom vollbrachten Tagewerk, sondern vom Kampf meines Herzens mit meinen Gedanken. Ich beschloß deßhalb, auf einem großen Umweg nach dem Landhause zurückzukehren, und bemühte mich gewaltsam, die Schönheiten des nächtlichen Waldes zu betrachten und so meine Phantasieen fern zu halten. Ich stieg vom Pferde ab und führte es hinter mir drein, langsam dahingehend unter dem tiefen Schatten des lautlosen Waldes. Der Mond, der langsam emporstieg, war am Himmelsgewölbe der Zeiger meiner Uhr, und erst, als er schon ziemlich hoch durch die Wipfel der Bäume glänzte, verließ ich den Wald und schritt langsam den Hügel empor dem Hause zu. Dort lag es vor mir so ruhig und feierlich still übergossen von dem sanften weichen Lichte des nächtlichen Gestirnes, nur ein Fenster sah ich noch erleuchtet, es war das von Alicens Zimmer — o hätte ich den Schimmer nicht gesehen. Ich war fast ruhig geworden auf meinem langen Spaziergange, jetzt begann der alte wilde Kampf auf's Neue, verfolgte mich auf mein ruheloses Lager, und als endlich der Schlaf meine Augen schloß, verwandelten sich meine bitteren Gedanken in Schreckbilder anderer Art, in denen ich mich bis zur Ermattung abmühte. —

Den andern Morgen schien die Sonne wieder ebenso freundlich wie gestern über Berg und Thal, die Wipfel der Eichen rauschten unter dem gleichen Luftzuge die gleiche Melodie und Alles war unverändert; selbst Alice, die mich mit ruhigem Blicke wie bisher auch nicht unfreundlich begrüßte, und die mich so unbefangen anredete, als sei gestern zwischen uns gar nichts vorgefallen. Sie nannte mich Eugen, und sagte im Laufe der Unterhaltung, wo über irgend eine Angelegenheit gesprochen: „Was meinst Du dazu?" Allerdings traf mich dieses Wort heute wieder ebenso gewaltsam wie an dem Abende, wo ich sie nach längerer Zeit zum ersten Male wieder sah, aber heute that es mir weh, es gewährte mir nicht die geringste Hoffnung. Wenn ich vorhin sagte, Alice war vollkommen wie früher gegen mich, den heutigen Tag und die darauf folgenden, so muß ich hinzufügen, mit einer einzigen Ausnahme: sie wußte es nämlich so einzurichten, daß ich sie nicht mehr allein, sondern nur unter Zeugen sprechen konnte. Das verletzte mich, denn sie, die ihrer selbst so sicher war, konnte nur die Befürchtung haben, ich möchte einen Augenblick des Alleinseins benützen, um wiederholt zu ihr zu reden wie an jenem Abend. O, darüber hätte sie sich beruhigen können!

Herr von Steinfeld liebte den kleinen Waldbach, von dem ich vorhin erzählt, dem er selbst seine Richtung gegeben, und das Felsenbecken, welches er in Erinnerung an frühere Zeiten angelegt, und so oft es ihm möglich war, bei seinen Streifereien durch den Wald den Weg an den Ufern des klaren Baches vorbei zu nehmen, unterließ er es nicht. Auch die Insel in dem See, der noch eine kleine Viertelstunde weiter lag, wurde häufiger von ihm gewählt, um dort an den schönen Abenden eine Stunde zuzubringen. Diese kleine Insel, mit einem feinen Rasen bedeckt und mit hochstämmigen Bäumen versehen, welche Schatten gaben, war besonders ein Lieblingsplatz Alicens, dort hatte sie eine Bank und einen Steintisch, wo sie gern ruhte oder las. Eines Abends gingen wir wieder dorthin, Herr von Steinfeld mit Alice, mein Pflegevater und ich. Alice wollte ihre Insel besuchen, und wir drei eine Strecke weiter gehen, wo Herr von Steinfeld in einem Buchenwalde Bestimmungen über die Durchforstung desselben getroffen hatte.

Der kleine Kahn, in dem Alice überzufahren pflegte, war am Ufer angeschlossen und sie selbst trug den Schlüssel dazu bei sich, da es häufig vorkam, daß sie sich selbst hinüberruderte. Heute Abend aber sollte ich sie auf die Insel führen, um alsdann das Fahrzeug wieder an's Ufer zurückzubringen, damit es später von uns benützt werden konnte.

Als ich den Kahn vom Ufer losmachte, sagte Herr von Steinfeld, „wenn Du uns nicht nachkommen willst, so kannst Du auch bei Alicen auf der Insel bleiben, bis wir wieder zurückkommen, dann holst Du uns hinüber."

„Nein, nein, ich komme gleich nach," gab ich im bestimmten Tone zur Antwort, indem ich mich auf die Uferkette hinabbeugte, um eine leichte Röthe zu verbergen, die, wie ich wohl fühlte, über mein Gesicht flog. Ich wäre um Alles in der Welt nicht bei Alicen geblieben. Sie hatte rasch einen Blick auf mich geworfen, und als sie meine Worte vernommen, stieg sie in das kleine Fahrzeug und ließ sich an dem einen Ende desselben nieder, ich setzte mich an dem anderen gegenüber, stieß vom Lande ab, und als ich erst die Ruder in die spiegelglatte klare Flut getaucht hatte, schoß auch der leichte Nachen schon wie ein Vogel über das Wasser dahin — sie sollte nicht lange bei mir allein sein, ich wollte sie dieser Verlegenheit entheben. In wenig Minuten waren wir denn auch dicht bei der Insel, und dort hielt ich den Lauf des Fahrzeuges etwas zurück, damit es nicht unsanft an's Ufer stoße. Die Spitze des Bootes, an der ich saß, drückte ich zuerst an's Land, faßte dann die Kette, und während ich mit einem Fuße auf's Land trat, streckte ich Alicen meine Hand entgegen und unterstützte sie, daß sie sicher die Insel betrate. Nun weiß ich heute noch nicht wie es gekommen, entglitt die Kette meiner Hand oder ließ ich sie absichtlich fallen, um sie später in den Nachen zu nehmen, genug, wie ich mich wieder in denselben hineinschwingen wollte, fühlte ich, wie das leichte Fahrzeug unter meinem Fuße zurückwich und schaukelnd entschwand, ehe ich noch zum Sprunge ansetzen konnte, um nachzukommen.

(Schluß folgt.)

Robert von Mohl.

(Zu dem Bild S. 637.)

Baden hat in den jüngsten Tagen einen Mann von großem politischem Wissen und staatsmännischer Erfahrung auf den Posten seines Bundestagsgesandten berufen, und man verbindet mit dieser Berufung so erfreuliche Hoffnungen, daß wir es für unsere Pflicht halten, das Bild dieses Mannes unseren Lesern vorzulegen. Robert Mohl stammt aus einer altschwäbischen Familie und ist der Sohn des württembergischen Konsistorialpräsidenten, der sich fünf gleich ausgezeichneter Söhne rühmen durfte. Der Aelteste ist Robert (geboren 1799), dann Julius Mohl, der als Professor der orientalischen Sprachen und Mitglied der Akademie in Paris glänzt, ihm folgt Hugo, der Botaniker in Tübingen, diesem Moriz, der Nationalökonom in Stuttgart, der Fünfte ist als Student gestorben. Robert studirte in Stuttgart, Tübingen und Heidelberg, bildete sich auf Reisen, war mehreren württembergischen Gesandtschaften attachirt, und wurde 1824 außerordentlicher Professor der Rechte, 1827 ordentlicher Professor der neugegründeten staatswirthschaftlichen Fakultät Tübingens, deren Zierde er bis 1849 blieb. In diese Zeit fällt seine reiche schriftstellerische Thätigkeit, wir nennen nur sein Staatsrecht des Königreichs Württemberg, seine Polizeiwissenschaft und die Mitbegründung der staatswirthschaftlichen Zeitschrift. Eines dienstlichen Zerwürfnisses halber, in dessen Folge er nach Ulm als Regierungsrath versetzt werden sollte, verließ er den Staatsdienst, trat in die Kammer und nahm später den Ruf nach Heidelberg an. Auch diese Zeit ist bedeutend an schriftstellerischen Arbeiten, vor Allem gehört hierher seine Geschichte der Staatswissenschaften. Er wohnte 1848 dem Vorparlamente an, und ging dann als Abgeordneter von Mergentheim und Gerabronn (Württemberg) zur Nationalversammlung. Im September desselben Jahres

übernahm er im Reichsministerium das Portefeuille der Justiz, in welcher Eigenschaft er den Entwurf eines deutschen Handelsgesetzbuches, die Verkündigung einer Wechselordnung, der Grundrechte und der Reichsverfassung mit als sein Verdienst in Anspruch nehmen darf. Durch die Unsicherheit, die seine Stellung gegenüber dem Reichsverweser bekam, als dieser die Vorschläge seines Kabinets zur Durchführung der Reichsverfassung verwarf, sah sich Mohl veranlaßt, vom Ministerposten abzutreten (17. Mai 1849) und kehrte nach Heidelberg zurück, wo er seine glänzende Lehrthätigkeit wieder aufnahm. Der Großherzog, der alles Bedeutende in seine Umgebung zu ziehen bemüht ist, und namentlich auch allen Kapazitäten den möglichst größten Einfluß auf die Entwicklung seines Staates öffnet, berief Mohl in die erste Kammer, und hat ihm durch die Ernennung zum badischen Bundestagsgesandten einen noch größeren Wirkungskreis zu bieten gesucht. Die Universität Heidelberg erleidet durch diese Ernennung einen unersetzlichen Verlust, der nur durch die große Hoffnung, die man von Mohl's Einfluß auf den Bundestag hegt, gerechtfertigt wird. Die Stadt hat ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannt, und die Studenten, die diesen mächtig anregenden, umfassend gelehrten Lehrer schwer vermissen werden, ihm einen solennen Fackelzug gebracht.



Das St. Prokopsfest in Prag. (3. Juli.) Originalzeichnung von [illegible]

Volksfeste.

II.

Das St. Prokopsfest in Prag.

Hat auch der Prokopstag unter Kaiser Joseph II. den Charakter eines Landesfeiertages verloren, welcher ihm durch ein Zirkularschreiben der k. böhmischen Statthalterei vom 12. Juni 1711 ausdrücklich beigelegt worden war, so hat das böhmische Volk doch noch nicht aufgehört, den heiligen Abt von Sázawa als Landespatron zu verehren und den Jahrestag seiner Kanonisation festlich zu begehen.

Gar manche fromme Sage knüpft sich an den heiligen Prokop, welcher am 25. März 1053 starb und von Papst Innocenz III. im Jahre 1203 unter die Heiligen versetzt wurde.

In der Nähe seines Geburtsortes, des Dorfes Chotaun oder Kotun im ehemaligen kaurzimer Kreise, zeigt man noch jetzt die großen Furchen, welche er mit den an einen Pflug gespannten Teufeln ausgeackert haben soll, und die noch heutigen Tages čertovy brázdy, Teufelsfurchen, genannt werden.

In dem alten Kloster, dessen Abt er war, sah man lange Zeit die Spuren seiner Fußtritte, mit denen er tausend böse Geister in die Tiefe verstoßen haben soll, und noch gegenwärtig herrscht der Glaube, daß sich um Sázawa herum keine Elster dürfe blicken lassen, weil der Heilige diese Vögel, welche sich schaarenweis an ihn herandrängten und ihn durch ihr Geschrei am Predigen verhinderten, auf ewig aus der dortigen Gegend verbannt habe.

So lange daher der Körper des heiligen Prokop in der Kirche zu Sázawa ruhte, war diese der Hauptwallfahrtsort, nach welchem am 4. Juli und während der Oktave des Festes unzählige Andächtige aus allen Theilen des Landes zogen. Seitdem aber im Jahre 1584 oder 1585 (nach Anderen im Jahre 1588) der Leichnam des Heiligen in feierlicher Prozession nach Prag gebracht, und im Beisein Kaiser Rudolph's II. in der 1580 nach dem großen prager Brande 1541 wiederaufgebauten Allerheiligenkirche auf dem Hradschin beigesetzt wurde, ist diese das Ziel der frommen Pilger geworden.

Das eigentliche sogenannte St. Prokopsfest wird jedoch in der Nähe von Prag im Prokopsthale gefeiert, welches eine Stunde vor dem Aujezder Thore rechts von der Königsaalerstraße liegt. Dieses Thal wird auf einer Seite von einer mit Buschwerk bewachsenen

Anhöhe, auf der andern von einer hohen, nackten Felswand begrenzt, auf deren Höhe die kleine freundliche Prokopskirche liegt. Am Abhang dieses Felsens ist der Eingang zu der Prokopshöhle, einer finstern, feuchten Grotte, in welcher nach alten Traditionen der heilige Prokop als Einsiedler gelebt und eigenhändig einen Theil des berühmten cyrillischen Evangeliums geschrieben haben soll, das unter dem Namen „Texte du sacre“ den französischen Königen ehemals bei ihrer Salbung in Rheims zur Ablegung des Krönungseides diente.

In diesem Thale nun versammelt sich alljährlich am Sonntag nach St. Prokop eine große Anzahl von Bewohnern Prags, um sich zu Ehren des heiligen Prokop in der unter dem Felsen liegenden Mühle bei Milch, Butterbrod und Bier zu vergnügen.

Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Die neue Uniformirung der Schweizer.

Die Armee der schweizer Eidgenossenschaft ist mit einer neuen, in vielfacher Beziehung bequemeren Uniformirung versehen worden, und ist auf unseren Illustrationen dargestellt: 1. Ein Offizier vom Generalstab. Uniform olivengrün, dreieckiger Hut mit goldener Borde und weiß-rother Kokarde. Aufschläge und Kragen karmoisin, um die Taille eine weiß-rothe Schärpe. — 2. Ein Infanterieoffizier. Waffenrock dunkelblau, ein niedriges leichtes Käppi von Filz. Kragen und Aufschläge scharlach. Beinkleider blaugrau. Schleppsäbel an glanzlederner Koppel. — 3. Ein Scharfschütze. Waffenrock dunkelgrün mit schwarzen Aufschlägen, Beinkleider blaugrau, statt des Tschako ein schwarzer Filzhut mit Federbusch, die Kokarde des betreffenden Kantons daran. Lederzeug, Tornister und Epauletten schwarz. Knöpfe gelb. — 4. Ein Infanteriesoldat. Wie die Uniform der Offiziere dieser Truppe, nur von gröberem Stoff. Lederzeug schwarz. Tornister farbig. Knöpfe versilbern. — 5. Ein Pontonier. Waffenrock und Hosen wie bei der Infanterie. Hut wie der Scharfschützen, Epauletten roth. — 6. Ein Artillerist. An dieser Bekleidung ist fast Nichts geändert worden, nur die Kopfbedeckung ist auch leichter, wie bei der Infanterie. — 7. und 8. Schützen- und Artillerieoffiziere. Dieselbe Uniform wie bei der Mannschaft, nur eleganter. — 9. Ein Feldarzt. Ueberrock kornblumenblau, Beinkleider und Mütze von derselben Farbe, am Kragen nach dem Rang goldene Sterne, auf den Achseln goldene Schnüre. Säbel wie die Infanterieoffiziere.

Ankunft der Leiche des Fürsten Gortschakoff in Wien.

Der am 30. Mai Mittags gestorbene Fürst-Statthalter von Warschau, Michael Gortschakoff, war im Jahr 1792 geboren, und trat 1807 in die russische Armee. Schon 1824 wurde er zum Generalmajor befördert, nahm 1828 und 1829 mit Auszeichnung am Türkenkriege Theil, avancirte 1843 zum General der Artillerie und drei Jahre später zum Militärgouverneur von Warschau. Im Sommer 1853 ernannte ihn der Kaiser Nikolaus zum Oberbefehlshaber der russischen Okkupationsarmee in der Walachei, er löste im Jahr 1855 den General Mentschikow als Oberbefehlshaber der Krimtruppen ab, wo er sich durch die Vertheidigung der Festung Sebastopol den größten Ruhm erwarb. Im Februar 1856 wurde er an Paskewitsch's Stelle Statthalter des Königreichs Polen, wo er kurz nach den Aufständen in Warschau starb. Seinem letzten Willen zufolge wollte er unter seinen Tapfern, die bei der Vertheidigung von Sebastopol gefallenen Waffengefährten ruhen, und seine Leiche ist daher über Wien dorthin gebracht worden. Am 9. Juni Abends 9½ Uhr wurde die Leiche vom Nordbahnhof aus nach der russischen Gesandtschaftskapelle übergeführt. Dem mit sechs Pferden bespannten Leichenwagen folgten als Ehrenbegleitung sechs Tscherkessenoffiziere, welche die Orden des Fürsten trugen, Unteroffiziere des österreichischen Infanterieregiments, dessen Inhaber der hohe Verstorbene war, trugen Fackeln, vor und hinter dem Gefolge ritt eine Schwadron Kürassiere. — Der Leichnam wurde in der russischen Gesandtschaftskapelle aufbewahrt, und daselbst am Morgen des 10. Juni ein feierliches Requiem abgehalten, welchem das ganze Personal der russischen Gesandtschaft anwohnte. Nach erfolgter Einsegnung wurde er dann mit allen militärischen Ehren an Bord eines Donaudampfers zu den Kaisermühlen abgeführt. Vor der Kapelle war eine Ehrenkompagnie mit Fahne und Musikbande aufgestellt, eine Schwadron Kürassiere, der russische General von Lüders und einige nahe Verwandte begleiteten den Trauerwagen, der seinen Weg über die Marienbrücke, den Hohenmarkt, die Kettenbrücke und Fermyengasse nahm. Der Dampfer, welcher des Fürsten Leiche zunächst nach Galatz bringt, hißte die Trauerflagge auf.



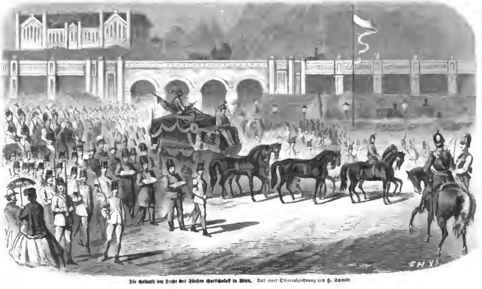
Die neuen schweizer Uniformen. Nach einer Originalzeichnung von C. Källi-Schaufisch.

Tagebuch für Garten und Haus.

Juli.

Die Vegetation hat nach den ersten Regentagen durch die darauf folgende Hitze im vergangenen Monat so große Fortschritte gemacht, daß alle Gewächse in auffallend kurzer Zeit wieder ihren normalen Zustand erreicht haben. Man konnte leider nicht mit den Geschäften die gleichen Schritte einhalten, und manches, wie das Arrangiren und Eingraben der Topfpflanzen, das Anpflanzen der sämmtlichen Blumenpartien, das Anheften der Kronwerken und sonstigen Theil lagen, sowie das Beletzen der Gruppen, welches schon früher geschehen sollte, muß man in diesem Monat geschehen.

Es ist die wichtigste Zeit, auf die Pyramiden- und Spalierbäume sein Augenmerk zu richten. Die Triebe auf den Gliedern der Birnen, Aepfel und Aprikosen müssen an dem dritten oder vierten Blatte abgekneipt werden. Bei den Pfirsichen dagegen geschieht dieß erst, wenn sie eine Länge von 8 bis 10 Zoll erreicht haben; man trage Sorge, daß solche, die zu Gliedern oder deren Verlängerung bestimmt sind, einen gleichförmigen Wuchs erhalten. Dieses Abkneipen muß, wenn es nicht schon früher als die Triebe noch weich waren und mit den beiden Fingernägeln geschehen konnte, auf folgende Weise verrichtet werden: man setze das Messer 2 bis 3 Linien oberhalb des dritten oder vierten Auges an und drücke das Aestchen mit dem Daumen über die Klinge, daß es mehr einen Bruch als einen Schnitt bildet. Durch einen scharfen Schnitt würden die meisten aufströmenden Säfte sich auf das äußerste Auge



Die Ankunft der Leiche des Fürsten Gortschakoff in Wien. Nach einer Originalzeichnung von H. Schmidt.

werfen, und dieses würde in Kurzem wieder austreiben, was bei einem Bruch nicht der Fall ist. Die Säfte vertheilen sich in die drei zurückgebliebenen Augen, und diese bilden sich mehrfach schon dadurch für das künftige Jahr zu Tragknospen aus.

Der durch den kalten Winter erlittene Verlust an Rosen muß theilweise durch Oculiren auf die zu diesem Zwecke gepflanzten Wildlinge, sowie durch Stecklinge im Mistbeet oder unter Gläsern wieder ersetzt werden. Ebenso beginnt man alle übrigen Baumarten zu oculiren.

Zur Tagesgeschichte.

XXXIX.

Papst und Sultan.

Es ist, als wollte in unseren Tagen eine neue Zeit hereinbrechen, eine Zeit, die, um mit der Vergangenheit entschieden sich auseinanderzusetzen, zur Durchführung ihrer Tendenzen und Ideen neuer Werkzeuge bedarf und sich darum genöthigt sieht, mit den Trägern des alten Zustands der Dinge, welcher dem neuen weichen soll, in kurzer Frist aufzuräumen. Sind die beiden Brennpunkte der weltgeschichtlichen Entwicklung, wie einst in frühen Jahrhunderten, so wieder in diesen Tagen, Konstantinopel und Rom, so ist es ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß fast zu gleicher Zeit, da das Schwert der Osmanli den Händen des „kranken Mannes“ vollends entsunken ist, um in der Hand eines andern Mitglieds der Dynastie vielleicht mit größerer Kraft gehalten und geschwungen zu werden, auch die Nachrichten von dem Befinden des Trägers der Tiara bedenklicher lauten. Von dorther droht unstreitig die größere politische Verwicklung, eine größere Störung der gegenwärtigen Territorialeintheilung Europas: hier knüpft sich an die Befürchtung einer Krisis zugleich die bange Erwartung eines geistigen Umschwungs, der in jedem Falle auch auf die Verhältnisse unseres eigenen Vaterlands bedeutende Rückschläge äußern muß. Dort zeigt sich das Bestreben, die Katastrophe, je unvermeidlicher sie erscheint, von je wichtigeren äußern Veränderungen sie begleitet sein wird, um so angelegentlicher aufzuhalten und hinauszuschieben, als fürchteten sich die Mächte selbst davor, das wirklich eintreten zu sehen, worauf sie doch schon lange gefaßt sind, und was sie selbst zum Theil geflissentlich vorbereitet haben. Hier dagegen stehen die Dinge durch das keke Vorwärtsdrängen der Einen, durch das unthätige Geschehenlassen der Andern bereits so auf der Spitze, daß mit dem Eintritt des Ereignisses, dessen Meldung man in kurzer Zeit aus dem Vatikan entgegensehen kann, auch der Eintritt der gewaltigen Katastrophe selbst, welche dem Papstthum in seiner heutigen Gestalt bereitet ist, unschwer sich voraussehen läßt.

In der That ist der Thronwechsel in Konstantinopel, wie es scheint, ohne Schwierigkeit, ohne Zwischenfall vor sich gegangen. Nach dem Hausgesetze der osmanischen Dynastie ist das älteste Glied derselben, Abdul Aziz, am 25. Juni seinem Bruder Abdul Medjid auf dem Throne gefolgt. In Paris ist zwar sofort bemerkt worden, daß der neue Großherr bisher mehr dem englischen Einflusse zugänglich war, während bei dem ältesten Sohne Abdul Medjid's größere Geneigtheit für Frankreich vorausgesetzt wird. Man verhehlt sich nicht, daß jener überhaupt ein energischer Charakter und den alten Traditionen des Islam zugethan sei, und fürchtet, er möchte sofort durch Einstellung der von Frankreich protegirten Arbeiten am Suezkanal dem französischen Einfluß einen schweren Schlag beibringen, der ihm von England nicht wenig hoch angerechnet würde. Auch ist bereits von einer Demonstration die Rede, welche gemeinschaftlich von Frankreich und Rußland beabsichtigt sei, und welche immerhin wenigstens als eine verständliche Warnung gegen die ottomanische Regierung zu betrachten wäre. Allein wofern der neue Herrscher nur mit Vorsicht und ohne Provokation vorgeht, so werden daraus schwerlich so bald ernstliche Verwicklungen entspringen. Es ist ein Glück für das türkische Reich, daß dieser Thronwechsel gerade in einem Augenblick vor sich ging, wo dasselbe eben glücklich über eine lange drohende Gefahr hinausgehoben ist. Wäre er eingetreten, so lange die syrische Frage noch schwebte, so wäre ein Versuch zur Einmischung von Seite dieser oder jener europäischen Macht sehr nahe gelegen. Aber gerade die Erledigung dieser Frage hat gezeigt, welches große Interesse die Mächte augenblicklich daran haben, daß eine definitive Entscheidung der orientalischen Frage bis auf Weiteres vertagt bleibe. Frankreich gerade hat es sich gefallen lassen, daß ihm in dieser Angelegenheit eine Niederlage bereitet wurde, die ihm um so ärgerlicher sein mußte, je größeres Gewicht es auf seine Position in Syrien gelegt hatte. Gleichwohl hat es nachgegeben, es hat nicht nur zur vertragsmäßigen Zeit seine Truppen aus dem Libanon zurückgezogen, sondern ist auch in den Verhandlungen über die definitive Organisation des Libanon unterlegen. Die Einheit Syriens und sein Zusammenhang mit dem osmanischen Reich bleibt gewahrt, die Bevölkerung scheint den gefürchteten Moment der Räumung ruhig hingenommen zu haben, und auch die Ernennung des neuen Gouverneurs fiel nicht im Geschmacke Frankreichs aus, obwohl es schließlich gute Miene zur vollendeten Thatsache machte und durch den preußischen Vermittlungsvorschlag dem Streitpunkt wenigstens formell die Spitze abgebrochen war. Frankreich bewies damit, daß es den Zeitpunkt für einen kühnen Griff in der Orientfrage, mit andern Worten den Zeitpunkt für einen offenen Bruch mit England noch nicht für gekommen erachtet. In dieser Beziehung also dürfte von seiner Seite schwerlich sobald ein entscheidender Schlag zu fürchten sein.

Allein eben weil es in dieser Frage sich nachgiebig bewies, ist um so mehr anzunehmen, daß es seine Kräfte auf einen andern Punkt konzentrirt und auf einem andern Gebiet das diplomatische Schach, das ihm geboten, zu erwidern gedenkt, und dieser Punkt ist kein anderer als Rom. Es vermeidet, sich wo anders zu engagiren, weil es hier einen entscheidenden Schlag vorbereitet. Und hiezu liegen ihm die Umstände nur allzugünstig: jede Zögerung, die es anscheinend auch hier ausübt, dient nur dazu, sich des Sieges um so gewisser zu versichern.

Kaiser Napoleon hat endlich nach langen Verhandlungen Viktor Emmanuel als König von Italien anerkannt. Er that es nicht ohne einen doppelten Vorbehalt, sowohl der Vergangenheit als der Zukunft gegenüber. Rückwärts gewendet soll nichts von dem Tadel zurückgenommen werden, welchen das französische Kabinet im vorigen Jahr offiziell gegen das turiner aussprach, und ebenso wenig soll darin irgend eine Bürgschaft für die Zukunft oder gar eine Solidarität mit etwaigen weitern Unternehmungen Piemonts gelegen sein. Vielmehr soll nur der faktische Zustand anerkannt sein, für die Zukunft aber Alles, namentlich was die römische Frage betrifft, wie bisher in der Schwebe gelassen werden, und insbesondere zunächst die französische Besatzung auf unbestimmte Zeit auch fernerhin in Rom bleiben. Allein abgesehen davon, daß schon der Titel: König von Italien, implicite ein gewisses Anrecht auf den Besitz von Rom in sich schließt, kann sich Niemand einer Täuschung über die Tragweite jener Vorbehalte hingeben. Der wiederholte Tadel über die Annexionspolitik des vorigen Jahres ist eine diplomatische Phrase ohne jegliche Bedeutung, sie soll die Erfüllung einer Anstandspflicht sein, während sie in Wahrheit eher einem Hohne gegen die konservativen Mächte gleichkommt, und was den Vorbehalt wegen Roms betrifft, so zeigt die Sprache der ultramontanen wie der italienischen Blätter, wie viel oder wie wenig Gewicht ihm beizumessen ist. Beide erinnern sich mit Recht an die Vorbehalte, welche in den Stipulationen von Villafranca niedergelegt worden waren, und die im Lauf weniger Monate rücksichtslos in den Staub getreten wurden. Mit derselben Sicherheit sehen jene in steigender Bekümmerniß, diese mit wachsender Schadenfreude dem bevorstehenden Sturze der weltlichen Herrschaft des Papstthums entgegen, und schon die unbestimmte Fassung jenes Vorbehalts, daß nämlich „die französischen Truppen so lange in Rom bleiben werden, bis die Interessen, welche dieselben dahin geführt, durch hinreichende Garantien gedeckt seien,“ zeigt, daß Napoleon sich die Freiheit vorbehält, in jedem beliebigen Augenblick, wenn er es in seinem Interesse hält, seine Truppen zurückzurufen und die ewige Stadt Italien zu überlassen.

Allein die Frage ist die, wem die Früchte zufallen werden, wenn einmal die Dinge soweit gediehen sind, ob Frankreich oder Italien. Und hier läßt sich im Voraus unschwer voraussehen, daß, so werthvoll auch für das Königreich Italien der Besitz der Hauptstadt Rom ist, Frankreich zum mindesten sich selbst nicht vergessen wird. Mit der Räumung Roms ist der Sieg der italienischen Sache so wenig entschieden, daß vielmehr jetzt erst der eigentliche diplomatische Kampf zwischen Frankreich und Italien zu beginnen scheint, in demselben Augenblick, in welchem letzteres seines größten Diplomaten beraubt ist.

Schon die Gründe, aus welchen die Anerkennung des Königreichs Italien gerade jetzt erfolgt, gestatten einen Blick in dieses diplomatische Spiel. Von italienischer Seite schmeichelt man sich mit der Anschauung, gerade der Tod Cavour's, der Italien seines geschickten Lenkers beraubte, sei für Napoleon der Grund gewesen, der italienischen Sache eine festere Stütze, und durch die offene Kundgebung seines Schutzes gleichsam einen Ersatz zu geben. Allein wie sehr es auch für Napoleon von Interesse sein mußte, das Ergebniß seines Kriegs und seiner bisherigen Politik nicht plötzlich in Frage gestellt zu sehen, so weist doch sein hartnäckiges Festhalten Roms gleichzeitig auf einen andern Grund, und doch ist kein anderer, als das Befinden des Papsts und die Aussicht auf eine nahe Vakanz des heiligen Stuhls. Offenbar will er in jedem Fall über diese Eventualität in Rom bleiben. Der faktische Druck der militärischen Besatzung soll ihm in Verbindung mit den Bearbeitungen, welche bereits im Kardinalskollegium versucht worden sind, dazu dienen, Einfluß auf die Papstwahl auszuüben: mit einem Wort, er will sich einen Papst schaffen, der besser auf seine Pläne eingehe als Pius IX., der ihm als Werkzeug für seine politischen Absichten dienen soll.

Offenbar ist das Königreich Italien nicht im Stande, diesem Plane mit Erfolg entgegenzuwirken. Aber wird er nicht vielleicht an der Festigkeit und unzweifelhaften Mehrheit im Kollegium der Kardinäle scheitern? Allerdings verlautet bereits, daß die Letztern entschlossen sein sollen, im Falle der Vakanz sich nach Verona zu begeben, und dort unter dem Schutze der österreichischen Bajonnete die Wahl des neuen Papsts vorzunehmen. Allein hiedurch wird schwerlich etwas anderes herbeigeführt werden als ein Schisma, in welchem doch Derjenige den Sieg davontragen wird, der faktisch die größere Macht besitzt. Und wird nicht Oesterreich dadurch in eine unerwünschte Verlegenheit gesetzt, wenn es zum Schutze eines Papst aufgerufen wird, der voraussichtlich niemals die Zustimmung Frankreichs erhält, wenn es in jener Angelegenheit engagirt wird, welche für Oesterreich bei seinen innern Verwicklungen augenblicklich doch nur eine sekundäre Bedeutung hat? Man sieht also, wie schwer es auch auf diesem Gebiet sein wird Napoleon den Sieg zu entreißen, zu dem er schon lange auf's Feinste die Fäden zusammengesponnen hat.

So viel aber liegt auf der Hand, daß eine solche Eventualität, welche das Papstthum zu einer Waffe in der Hand des Bonapartismus erniedrigen würde, auch für diejenigen Kreise, wo man an sich nicht mit demselben Interesse, wie im ultramontanen Lager, die Wandlungen der weltlichen Macht des Papstthums begleitet, von höchster Bedeutung sein müßte. Für unser Vaterland aber insbesondere kommt noch ein weiteres wichtiges Moment hinzu. So unwahrscheinlich es ist, daß jetzt schon ein förmlicher Vertrag über die Abtretung der Insel Sardinien an Frankreich besteht, so gewiß ist es, daß diese Möglichkeit fortwährend im Auge behalten wird, und es ist nur allzuviel Grund zu der Vermuthung vorhanden, daß diese Möglichkeit als eine bestimmte Forderung auftreten wird, sobald die Stunde für die Räumung Roms geschlagen hat. Kann Italien auf diese Forderungen eingehen, kann es zum zweiten Male das Spiel von Savoyen und Nizza wiederholen? Nur in diesem Falle halten wir das für möglich, wenn nämlich Frankreich nicht bloß auf die Besetzung Roms verzichtet, sondern auch überdies seine Hülfsleistung zur Eroberung Venetiens bestimmt zusichert. So eng hängt die venetianische Frage, diese Kardinalsfrage deutscher Politik, zusammen mit der endlichen Lösung der römischen Angelegenheiten — Grund genug für uns Deutsche, sowohl diese, als die Gerüchte von der Abtretung Sardiniens mit größter Aufmerksamkeit zu verfolgen und mit dem Entschlusse, jede Beeinträchtigung unserer vaterländischen Interessen mit gemeinsamen Kräften abzuwehren.

—g.

Wochen-Chronik.

21. — 28. Juni.

Deutschland. Frankfurt a/M. 20. Bundestagssitzung. Preußen regt die Küstenschutzfrage an, indem es die Militärkommission auffordert, Vorschläge für Bildung einer Küstenschutzbrigade zu machen. Sitzung vom 27. Der Bericht über die Kurhessische und Gewichtsangelegenheit wird erstattet; ebenso über den gothaer Vertrag die Heimatverhältnisse betreffend. Die Mehrheit des Ausschusses beantragt einen Bundesbeschluß über allgemeine Einführung des gothaer Vertrages. Die Minderheit (Preußen) will Regelung auf dem Weg besonderer Vereinbarung. — Kassel 21. Eröffnung der zweiten Kammer durch den Landtagskommissär. Die Regierung legt ein neues Wahlgesetz und eine Reihe von Entwürfen vor. Ziegler stellt den Antrag, den bekannten Beschluß der Inkompetenzerklärung zu wiederholen. Die Inbetrachtnahme des Beschlusses wird mit allen gegen 3 Stimmen beschlossen und derselbe dem Verfassungsausschuß übergeben. Harnier erstattet am 25. Bericht, wonach die Kammer auf's Neue ihre Inkompetenz und ihr Verlangen nach Herstellung der alten Verfassung nebst dem Wahlgesetz von 1849 erklären soll. — Würzburg 22. Schluß der würzburger Konferenzen. — Dresden 22. In der zweiten Kammer werden bei der Schlußabstimmung die Wahlreformgesetze mit 64 gegen 13 Stimmen angenommen.

Oesterreichische Monarchie. Wien 21. Im Herrenhaus Berathung über das im Unterhaus beschlossene Gesetz über Unverletzlichkeit der Reichsrathsmitglieder. Der Kommissionsantrag, welcher die Fassung des Unterhauses wesentlich beschränkt, wird mit 42 gegen 23 Stimmen angenommen. Am 22. legt der Justizminister einen Gesetzentwurf über die Grundzüge der neuen Gerichtsverfassung und das deutsche Handelsgesetz vor. Die Debatte über die sogenannten mühlfeld'schen Anträge, die österreichischen Grundrechte betreffend, wird am 27. geschlossen, die Ausschußanträge auf Niedersetzung von Ausschüssen zur Ausarbeitung der die Grundrechte sichernden Gesetze werden angenommen. Am 27. stellt Rechbauer eine Interpellation, ob die kaiserliche Regierung nicht Schritte gethan habe zur Wiederherstellung der kurhessischen Verfassung von 1831, und ob sie nicht solche Schritte thun wolle. — Pest 22. Das Unterhaus beschließt, daß die von beiden Häusern beschlossene Adresse dem Kaiser durch den Präsidenten des Unterhauses und ein Mitglied des Oberhauses überbracht werden soll. Am 26. reisen Ghyczy und Apponyi, die Präsidenten beider Häuser, mit der Adresse nach Wien ab. Hier werden fortwährend Ministerberathungen gehalten über die Frage: Annehmen oder Ablehnen?

Frankreich. Paris 23. Ankunft des italienischen Diplomaten Vimercati, der noch am 23. von Herrn von Thouvenel, am 24. vom Kaiser Audienz erhält. Am 25. meldet der Moniteur, daß der Kaiser Napoleon Viktor Emmanuel als König von Italien anerkannt habe, mit dem Vorbehalt, daß er jede Solidarität mit möglichen Unternehmungen der turiner Regierung ablehne, und daß die französischen Truppen vorderhand in Rom bleiben. Am 27. empfängt der Kaiser die siamesischen Gesandten. An demselben Tag wird die Session des gesetzgebenden Körpers geschlossen, und beginnt der Prozeß Mirès vor dem Zuchtpolizeigericht.

Großbritannien. In Liverpool beginnt am 25. auf dem Great Eastern die Einschiffung von Verstärkungen nach den Garnisonen in Canada. Diese Maßregel ist sowohl durch den Krieg in Nordamerika als hauptsächlich durch Unruhen veranlaßt, die in Neufundland ausgebrochen sind.

Italien. Turin 21. Der König empfängt eine römische Deputation, welche baldige Lösung der römischen Frage verlangt, was der König auch zusagt. Vimercati reist nach Paris ab. Die Berathung über Garibaldi's Bewaffnungsvorschlag beginnt und wird am 23. zu Ende gebracht. Das von der Kommission modifizirte und abgeschwächte Gesetz wird mit 218 gegen 30 Stimmen angenommen. Am 25. erklärt Ministerpräsident Ricasoli, daß Frankreich das Königreich Italien anerkannt habe. Auf die Interpellation Massari's sagt er, die römische Frage müsse auf diplomatischem Weg gelöst werden. Italien solle in jedem Falle keine Opfer für den Schritt der Tuilerien zugemuthet werden. Am 26. beginnt die Debatte über das Anleihegesetz. Am 27. theilt Ricasoli der Kammer die Noten über die Anerkennung des Königreichs Italien durch Frankreich mit. Die Note Thouvenel's ist vom 15., die Antwort Ricasoli's vom 21. datirt. Der König von Portugal erkennt das Königreich Italien an.

Rußland. Warschau 20. Veröffentlichung der Statute für Gubernial-, Kreis- und Stadtrathswahlen, welche einen günstigeren Eindruck machen, als das Statut über die Staatsrathswahlen.

Türkei. Am 25. stirbt zu Konstantinopel der Sultan Abdul Medjid. Sein Bruder Abdul Aziz wird sofort als Nachfolger ausgerufen, und empfängt den Eid der Minister und Würdenträger. Er erläßt eine Proklamation, worin er Reformen und Fortsetzung der Politik seines Vorgängers verheißt. Am 27. erhält er die feierliche Weihe in der Moschee von Ejub.

Amerika. Am 11. versuchen die Bundestruppen in Fort Monroe einen Ausfall, um ein feindliches Lager bei Great Bethel aufzuheben, werden jedoch mit Verlust zurückgeschlagen. Dagegen räumen die Rebellen Harpers Ferry, und ziehen sich auf die Linie von Manassas Gap zurück. In Missouri findet bei Booneville eine Schlacht zwischen den Bundestruppen und den Missouritruppen statt.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— Von den humoristischen Soldatennovellen für Wache und Wachtstube hat A. von Winterfeld (Berlin, Lehr's Buchhandlung) eine dritte Serie folgen lassen; dieselbe enthält drei Stücke: der Lieutenant von Werthsalem; eine Nachtpatrouille; die Liebe außer Diensten. Komische Szenen finden sich genug in diesen militärischen Schwänken, freilich langweilen uns aber doch die gespreizt wiederkehrenden Witzworte, Lieutenants und Offiziersburschen. Auch Stanislaus Graf Grabowski, wie der ehemals unsrer früher Offizier, regalirt der Leser mit „Bilder aus dem Soldatenleben“ (Hannover, Karl Rümpler). In Auffassung wie Darstellung steht er hinter Winterfeld weit zurück, obgleich er die

Atmosphäre, in der er früher athmete, genau kennt, und sie im Allgemeinen zu schildern versteht; nur den glatten, feinen Ton, der in den höheren Schichten der Gesellschaft Mode ist, erreicht er nicht in seinem Styl, der viel zu wünschen übrig läßt. Die Ausstattung des letzteren Buches ist sehr elegant.

— Ida Pfeiffer, welche von ihrer letzten Reise nach Madagaskar krank zurückkehrte und kurz darauf in Wien starb, hat noch vor ihrem Tode ein Werk über diese Insel, sowie autobiographische Notizen über ihr Leben vollendet, welche eben im Buchhandel erschienen sind.

— Melchior Meyr, der Verfasser der Erzählungen aus dem Ries, mit dem Schönsten, was uns die Dorfgeschichte brachte, hat, nachdem er in „Gott und sein Reich“ eine neue philosophische Konstruktion der Welt und ihrer Schöpfung versuchte, die in einer auch dem Laien zugänglichen Weise dargestellt ist, soeben bei Kröner in Stuttgart einen dreibändigen Roman erscheinen lassen: „Vier Deutsche“, welcher, die Sphäre der Dorfgeschichte verlassend, das Leben der modernen Gesellschaft in allen Kreisen spiegelt. Ein Buch von Meyr darf man immer als eine bedeutende Erscheinung betrachten, und so legen wir dieß neue zunächst empfehlend in die Hände unserer Leser, bis wir es kritisch zerlegend wieder beleuchten.

— Feodor Wehl hat seinen Herzensgeschichten nun auch „Allerweltsgeschichten“ folgen lassen.

— Von Riehl ist ein neues Buch „Die deutsche Arbeit“, soeben bei Cotta erschienen.

— Lidicky hat in Wien eine mit Fleiß und Sachkenntniß zusammengestellte „Genealogie der Könige Ungarns“ bei Dirnböck erscheinen lassen, die in diesem Augenblicke von besonderem Interesse ist.

— Spohr's Selbstbiographie ist nunmehr mit der dritten Lieferung abgeschlossen.

Literatur des Auslandes.

— Das alte Genf scheint seinen alten literarischen Ruhm bewahren zu wollen. Mancherlei neue Talente tauchen auf, die sich als Stylisten, Meister der Sprache und als Denker auf ernsthaftere Weise auszeichnen, als ihre schriftstellerischen Kollegen im heutigen Paris. „Apropos d'un Cheval“ heißt ein Buch von Viktor Cherbuliez, einem Sohne der bekannten Gelehrtenfamilie, das den Franzosen einen bedeutenden ästhetischen Schriftsteller und feinen Kunstkenner verspricht. Ein Genfer, Adolph Pictet, ist es, der den Franzosen die erste Aesthetik gab; seine Abstraktionen tritt in Viktor Cherbuliez' Buche konkret, bewußt, dichterisch auf. Der junge Professor steht auf deutschem Standpunkt, die Errungenschaften deutscher Philosophie weiß er auf die geistreichste und feinste Weise, originell und selbst produktiv wiederzugeben, der Idealismus, wie wir ihn seit Goethe und Hegel verstehen, ist seine Waffe gegen die rohen Anschauungen der heutigen Franzosen, gegen den sogenannten Realismus, und in dieser letzten Beziehung scheint Viktor Cherbuliez schon mit seinem ersten Buche berufen, der französischen Literatur einen tief wirkenden Dienst zu leisten. Dasselbe ist auch in deutscher Uebersetzung erschienen.

— Der Verleger der „Encyclopädia britannica“ veranstaltete vor einiger Zeit zur Feier der achten Ausgabe dieses Werkes ein Bankett, zu welchem alle in London anwesenden Mitarbeiter eingeladen waren. Er machte diesen dabei die Anzeige, daß ihn die Herstellung der beiden letzten Ausgaben die Summe von 184,425 Pfund Sterling gekostet habe.

— Ein junger amerikanischer Schriftsteller, George William Curtis, hat eine neue Novelle „Trumps“ bei Low und Komp. erscheinen lassen, welche ein Bild des new-yorker Lebens entrollt. Von Idealismus ist darin keine Rede, alles Treiben ist gewöhnlich, und die Helden sind geldmachende, feingekleidete und gutspeisende Krämer.

— Die Königinhofer Handschrift ist im prager Museum photographirt worden, und so den Gelehrten in einer authentischen Kopie zugänglich, ein Verfahren, das für die Handschriftenkunde von unberechenbarem Werthe wird.

Kunst und Alterthümer.

— Die sechste Versammlung der deutschen Kunstgenossenschaft findet in diesem Jahre am 14., 15. und 16. August in Köln Statt, bei welcher Gelegenheit auch zugleich das Walraff-Richartz'sche Museum eingeweiht werden wird. Die Stadt Köln wird den anwesenden fremden Künstlern einige glänzende Feste geben. Am 17. August reisen die Künstler von Köln nach Antwerpen zur diesjährigen dortigen Kunstausstellung ab. Auch dort sind von dem unter dem Vorsitz des Bürgermeisters von Antwerpen gebildeten Komite Anstalten zu außerordentlichen Festlichkeiten in den Tagen vom 17. bis 20. August einschließlich getroffen, zu welchem Künstler von nah und fern, namentlich deutsche, eingeladen werden.

— Die diesjährigen Kunstausstellungen des rheinischen Gesammtvereins sind in Mannheim vom 6. Juni bis 1. Juli, in Stuttgart vom 2. bis 27. Juli, in Karlsruhe vom 28. Juli bis 22. August, in Freiburg i. Br. vom 23. August bis 20. September und in Straßburg vom 21. September bis 19. Oktober.

— Die Ausstellung der zur Verloosung bestimmten Kunstwerke für die Erwerbung des jacobischen Gartens in Düsseldorf findet gegenwärtig in den Räumen der Gallerie Statt. Alle ausgezeichneten Künstler, welche in Düsseldorf gelebt haben oder noch leben, sind dort vertreten, und außerdem haben sich noch viele berliner, münchner, dresdener und wiener Künstler betheiligt. Die Gewinnliste beläuft sich auf 350 Nummern, nämlich 176 Gemälde, 16 Aquarellen, 25 Zeichnungen und Kartons, etwa 300 Kupferstiche, Lithographieen, Holzschnitte, Farbendrucke und Radirungen, 71 Photographieen, 1 Marmorstatuette und 20 Erzgußwerke. Die Verloosung findet im Juni Statt.

— An der Bauakademie von Berlin, vor welcher bekanntlich die Bildsäulen Thaer's und Beuth's stehen, ist eine kolossale Büste des verewigten Generalbaudirektors Mellin aufgestellt worden. Die Büste, ein Werk des Bildhauers Bläser, hat ihren Platz auf dem Treppenflur der Bauakademie. — Unter den drei Konkurrenzentwürfen zu dem Schinkeldenkmal, welches sich dort zu den Statuen Thaer's und Beuth's gesellen soll, hat der Drake'sche Entwurf den Preis in der engeren Wahl davon getragen.

Bildende Künste.

— Die Todtenmaske des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, welche Bildhauer Alberty in carrarischem Marmor fertigte, ist von der Königin Wittwe angekauft und in Sanssouci aufgestellt.

— Bildhauer Bläser in Berlin ist mit der Ausführung einer kolossalen Büste von Richartz beauftragt, welche in die Vorhalle des richartz'schen Hauses in Köln zu stehen kommt.

— Das von dem Bildhauer Jehotte entworfene und im Modell vollendete Monument der Karolinger, eine Reiterstatue Karls des Großen, deren Piedestal die Vorfahren des Kaisers umgeben, welches in Lüttich errichtet werden soll, ist angenommen. Die Stadt Lüttich zahlt ⅓, der Staat ⅔ der Kosten.

— Die schweizerische Gemäldeausstellung für 1861 zeichnete sich durch manches charakteristische und tüchtige Gemälde aus. An historischen Bildern waren vorhanden: des Gaudrey' Grablegung Christi, eine Hardensage, das Märtyrerthum des heiligen Stephan, von Julius Hübner, und die Krönung Hutten's zum Dichter von Marterfeig. Schleich brachte Studien aus der stillsten Alpenwildniß, aus dem Revier der Gemsen, Snell eine schöne Alpenlandschaft des Hochgebirges. Besondere Aufmerksamkeit erregten zwei Genrebilder: Riedmann's heimgekehrter Wirth und Fritz Bayer's Bauernkinder. Karl Millner, Fröhlicher, Koller, Eduard Schleich, Roux, Steffan, Zünd waren ebenfalls durch reizende Bilder vertreten.

— Weimar, in welchem sich ein immer regeres Kunstleben entfaltet, hat nun auch eine permanente Kunstausstellung erhalten.

— Die Eröffnung des walraff-richartz'schen Museums und der allgemeinen Kunstausstellung in Köln hat am 1. Juli unter großen Feierlichkeiten und der Einsegnung durch den Kardinal Erzbischof stattgefunden.

— Kornelius ist endlich in Berlin angekommen; eine besondere Feierlichkeit ihm zu Ehren findet noch Statt.

— In Liverpool soll eine permanente Kunstausstellung für Künstler aller Nationen gegründet werden.

— In Utrecht ist eine Kunstausstellung am 17. Juni eröffnet worden und wird bis zum 20. Juli inkl. dauern.

— Professor Kohl, welcher die Porträts des oldenburgischen Herrscherpaares, als Geschenk für den König Otto von Griechenland bestimmt, malte, hat einen oldenburgischen Orden erhalten.

— Die berühmten kaulbach'schen Fresken im Treppensaale des berliner Museums werden jetzt durch eine photographische Ausgabe, die bei Alexander Duncker in Berlin erscheint, vervielfältigt.

— Die Mitglieder des düsseldorfer Kunstvereins erhalten als Vereinsgabe für das Jahr 1860 den von Wilhelm Oesterley angefangenen und von Xaver Steifensand vollendeten Kupferstich: „Gefangennehmung des Papstes Paschalis durch Kaiser Heinrich V.“ nach einem Gemälde von Lessing.

Musik.

— Die Preisentscheidung der „Lieder aus dem Engern“ für das Allgemeine deutsche Kommersbuch gab den Preis an V. E. Becker, Musikdirektor in Würzburg, und Karl Appel in Dessau.

— Vincenz Lachner in Mannheim feierte dieser Tage sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Kapellmeister. Der Großherzog verlieh ihm das Eichenlaub zu dem bereits von ihm getragenen zähringer Löwenorden, die Kapelle verehrte ihm einen Pokal, welchen zwei Mitglieder des Orchesters überreichten, da sich Musikdirektor Hetsch aus Gesundheitsrücksichten auf einige Wochen nach dem bayerischen Gebirge begeben hat.

— Die deutschen Sängerfeste haben ein löbliches Unternehmen hervorgerufen, das wir freudig begrüßen, es ist die dem Volksgesang gewidmete Zeitschrift: „Die Sängerhalle“, welche Müller von der Werra redigirt und bei Ernst Schäfer in Leipzig erscheint. Die Idee zur Herausgabe des Blattes entstand auf dem koburger Sängerfest, und bei der Ausdehnung, den der Volksgesang und das Gesangvereinswesen genommen, thut ein solches Blatt wirklich noth. Das Programm ist sehr reichhaltig und verspricht, wenn es, wie die erste Nummer zeigt, eingehalten wird, ebenso unterhaltend zu werden als anregend zu wirken. Silcher's Biographie, ein Aufsatz über das deutsche Sängerfest in Nürnberg und eine reiche Sammlung von Notizen, nebst einer Komposition des Herzogs von Koburg, bilden den Hauptinhalt des Blattes. Der Preis von 2 Thalern macht es jedem Vereine zugänglich.

— In den Tagen des 29. und 30. Juli wird in Schleiz ein voigtländisches Sängerfest gefeiert, das nach dem uns vorliegenden Programme sehr hübsch zu werden verspricht. Die Festlichkeit wird aus einem Kirchenkonzerte, einem Preiswettsingen auf der Heinrichsruh (der Erbprinz Reuß jüngerer Linie hat den ersten Preis zum Feste gesandt) und einer Sängerfahrt nach Schloß Burgk bestehen.

— Franz Liszt ist Compositeur des Kaisers der Franzosen und Commandeur der Ehrenlegion geworden.

— In London brannte die Surrey Music Hall ab, einer der größten Konzertsäle Englands, der 4—5000 Menschen bequem faßte.

— Hiller's „Zerstörung Jerusalems“ ist in jüngster Zeit in Middelburg (Holland), Regensburg und Laibach aufgeführt worden.

— Den Preis für das beste vaterländische Lied, zum Komponieren geeignet, welchen die „deutsche Tonhalle“ in Mannheim aussetzte, hat Karl August Mayer in Mannheim erhalten.

Bühne.

— Das karlsruher Hoftheater wird im nächsten Jahre regelmäßig zweimal in Baden-Baden in dem neuerbauten Hause Vorstellungen geben.

— In Wien werden böhmische Vorstellungen im Josephstädter Theater gegeben werden.

— Den Bouffes parisiennes, welche in Wien und jetzt auch in Berlin den deutschen ihren ewigen offenbach'sche Operetten vorspielen, wird von der Kritik tüchtig zugesetzt. Ganz abgesehen davon, daß es eine nationale Schande für die Deutschen ist, hat dieser Auswurf der französischen Bühne in Wien gründlich Fiasko gemacht.

— Die Aufführung von Wagner's „Tristan und Isolde“ ist abermals in Karlsruhe auf Hindernisse gestoßen.

— Frau Lisa von Bulyovszky verläßt am 1. September die dresdner Bühne, da ihr die Intendanz, wie wir vernehmen, das Engagement gekündigt.

— Adelaide Ristori deklamirte in einer Benefizvorstellung für die Viardot-Garcia im Théâtre lyrique in Paris den fünften Gesang der Comedia divina unter lebhaftem Applaus.

Kultur und Wissenschaft.

— In Jena, woselbst bisher eine eigentliche Aula nicht existirte, ist das neue Universitätsgebäude am 22. April eröffnet worden.

— Der König von Hannover hat beschlossen, in seiner Residenzstadt ein Welfenmuseum zu errichten, in welchem die geschichtlichen Erinnerungen des welfischen Hauses und der ihm angehörenden Personen, sowie solcher den welfischen Landen Angehörigen, die sich um das Haus der Welfen und ihr Vaterland verdient gemacht, aufbewahrt werden sollen. Der Ort der Aufbewahrung ist Schloß Königsitz und heiße fortan Welfenschloß.

— Dr. Brugsch hat von seinem Aufenthalt in Persien vierundzwanzig Kisten der interessantesten Kunst- und Industriegegenstände mitgebracht.

— Gustav von Meyern hat ein Vaterlandslied gedichtet und dem nürnberger Sängerfest gewidmet, welches der Herzog Ernst von Koburg-Gotha komponirt hat.

Industrie, Handel und Verkehrsanstalten.

— Aus einem Erlasse der englischen Kommission für die londoner Industrieausstellung heben wir folgende Bestimmungen hervor: auswärtige Aussteller haben sich an jene Kommission zu wenden, welche von ihrer Regierung dazu bestimmt wird. Die englischen Kommissäre werden in jedem Falle nur mittelst jenes Zentralkörpers mit den Ausstellern verkehren, welcher als solcher von der Regierung des betreffenden Landes erklärt wird. Keinerlei Artikel auswärtiger Fabriken, wem sie immer gehören oder von wo sie immer sein mögen, können zur Ausstellung zugelassen werden, wenn sie nicht die Genehmigung der Zentralbehörde des Landes erhalten haben, dessen Erzeugnisse sie sind. Jedem auswärtigen Staate wird ein abgesonderter Raum bestimmt, innerhalb welches die Landeskommissäre nach Belieben die ihnen anvertrauten Erzeugnisse ordnen können, daß alle Maschinen in dem für diesen Zweck eigens bestimmten Theile des Gebäudes und alle Gemälde in den Gallerien für schöne Künste und mit Beachtung jener allgemeinen Vorschriften aufgestellt werden, welche von den englischen Kommissären zum allgemeinen Besten erlassen werden sollen. Alle ordnungsmäßig eingesendeten Ausstellungsgegenstände werden ohne Eröffnung der Kolli und ohne Zolleinziehung in das Ausstellungsgebäude zugelassen; aber alle Waaren, welche nach Schluß der Ausstellung nicht wieder über die Grenze gebracht werden, werden nach den gewöhnlichen Vorschriften mit dem geeigneten Zolle belegt.

— Der permanente Ausschuß des deutschen Handelstages ist gegenwärtig in Berlin versammelt.

— In Leipzig wird mit dem 1. Juli eine neue Zeitschrift beginnen, welche, von Dr. W. Koch redigirt, den Titel führt: „Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen“, und nicht bloß für die Genannten, sondern namentlich auch für das Publikum bestimmt ist.

— Der Great Eastern hat seinen Truppentransportdienst angetreten und ist mit 3000 Mann nach Canada abgegangen.

— Die rheingauer Eisenbahn ist vom Staate Nassau übernommen worden.

— Man beabsichtigt auf dem rechten Salzachufer eine Eisenbahn von Salzburg nach Hallein zu bauen.

— Beirut wird durch den Telegraphen mit Alexandria verbunden werden; später wird mit letzterem Ort auch die Insel Candia in Verbindung kommen, und man kann dann aus Beyrut direkt telegraphisch mit Europa korrespondiren.

Naturkunde.

— Der Naturforscher Dr. Burmeister gedenkt seine haller Professur wieder aufzugeben und nach Amerika zu gehen.

— Das große Publikum Dresdens fühlt sich sehr von dem unlängst mit einer Feierlichkeit eröffneten zoologischen Garten angezogen. Letzterer ist ein kleiner Theil des bekannten dresdener Prater's, des „großen Gartens“. So klein die Anlage vorläufig noch sein mag, besonders im Verhältniß zu den zoologischen Gärten Wiens, Berlins u. s. w., so bildet sie doch eine neue Merkwürdigkeit Dresdens, der auch schon die Durchreisenden und zahlreichen Besucher des Elbflorenz großes Gewicht beilegen. Der zoologische Garten ist Tagesgespräch und wird nicht leer von Besuchern.

Denkmäler.

— Dem bekannten zu Trautenau in Böhmen verstorbenen Schriftsteller, Uffo Horn, wurde daselbst ein Grabdenkmal gesetzt.

— Dem Dichter Rellstab ist ein Denkmal auf seiner Grabstätte errichtet worden, das sein Medaillonbildniß auf einer 6 Fuß hohen Granittafel trägt.

— In Turin wird Cavour ein großes Denkmal errichtet werden.

— Dem Dichter Prudens van Duyse in Antwerpen, dessen letztes Gedicht der Schillerfeier gewidmet war, wird ein Denkmal errichtet, zu dem auch der Schwäbische Sängerbund beigesteuert hat.

Statistik.

— Aus dem Bericht der Kommission zur Untersuchung der industriellen Verhältnisse zu Paris geht hervor, daß der Betrag der verschiedenen industriellen Produkte in Paris, der sich im Jahre 1847 auf 1,463,628,350 Franken belief, sich jetzt beinahe auf das Doppelte gesteigert hat.

— Im preußischen Staat leben augenblicklich etwas mehr als zwei Millionen Polen, davon im Regierungsbezirk Posen 530,640 Seelen, im Regierungsbezirk Bromberg 246,862, im Regierungsbezirk Königsberg 132,947, im Regierungsbezirk Gumbinnen 138,780, im Regierungsbezirk Danzig 87,451 die nur polnisch, 63,656 die polnisch und deutsch sprechen, im Regierungsbezirk Marienwerder 251,644 und in Schlesien etwa 630,000 sogenannter Wasserpolacken.

— Von Mendel in Manchester ist ein interessantes kleines Werk erschienen, welches die monatliche Baareinnahme der Banken von England und Frankreich seit den letzten 12 Jahren, die Diskontos u. s. w. in sehr übersichtlichen Tabellen nachweist. Es ergibt sich hienach, daß die Durchschnittseinnahme der Bank von England in dieser Periode monatlich 14,220,983 Pfund Sterling gewesen; gegen die letzte Bilanz vom 16. Januar 1861 gibt diese Einnahme ein Plus von 2,445,020 Pfund Sterling. Die Durchschnitts-Einnahme der Bank von Frankreich ist 13,800,000 Pfund Sterling; der Durchschnitt der letzten Bilanz war 13,000,000 Pfund Sterling.

— Die ungarische Kriminalstatistik weist nach, daß in drei Jahren 777 zum Tode verurtheilt wurden, von denen 712 wirklich hingerichtet sind.

— Englands Bevölkerung und die der zum Königreich gehörigen Inseln beläuft sich jetzt auf 20,061,725 Personen, darunter befinden sich 9,758,852 Männer und 10,302,873 Frauen, welche in 3,745,463 Wohnungen leben.

Gestorben.

— Geheimer Medizinalrath Dr. Froriep, Herausgeber der „Notizen“, am 17. Juni in Weimar.

— Oberbibliothekar Hofrath Preller, am 21. Juni in Weimar.

— Dr. Mousson von Moeges, Kanzler der Eidgenossenschaft, in Zürich, 85 Jahre alt, am 22. Juni.

— Der österreichische Haus-, Hof- und Staatsarchivar Kaltenbäck, in Wien, 50 Jahre alt, am 22. Juni.

— Historienmaler Felix Schadow, in Berlin, 43 Jahre alt, am 25. Juni.

— Safarik, der Literarhistoriker aller slavischen Volksstämme, am 25. Juni in Prag.

— Der Dichter Peschel, in Hamburg, 82 Jahr alt.

— Freiherr Ph. von Krauß, ehemaliger Finanzminister, jetzt Vizepräsident des Herrenhauses, am 26. Juni in Schönbrunn.

— Der Lordkanzler Campbell, 82 Jahr alt, in London, als Schriftsteller durch seine Biographieen der Lordkanzler bekannt.

— Dr. Alessandro Torri, großer Kenner der italienischen Literatur, in Pisa.

Die Waterloofeier in Köln.

(Zu dem Bild S. 644.)

Kurze Zeit nach den Befreiungskriegen, als noch Tausend und aber Tausende von wackeren Kämpfern lebten, die ihr Blut verspritzt, um Deutschland von der Schmach der französischen Zwangsherrschaft zu befreien, pflegten zur Erinnerung an die Großthaten unserer Eltern auf den Bergen unseres Vaterlandes Freudenfeuer in die Nacht zu leuchten, die Tage der Befreiungsschlacht Allen in's Gedächtniß rufend. Seit lange sind diese Flammen erloschen, un

ihrer Stelle fliegen jetzt durch's deutsche Land Brochüren, welche die brennenden Fragen der Zeit diskutiren. Die alte blühende Stadt Köln am freien starken Rheinstrom hat dieses Jahr, am 18. Juni, zum Besten verarmter und hülfloser Invaliden das Erinnerungsfest an die Schlacht bei Waterloo gefeiert, und damit den vielfachen Verläumdungen, nach welchen in den preußischen Rheinprovinzen französische Sympathien zu finden wären, das glänzendste Dementi gegeben. — Der Schauplatz des schönen Festes war der am Rhein, etwa eine halbe Stunde unterhalb der Stadt gelegene zoologische Garten, nach welchem Tausende von fröhlichen Menschen zogen oder durch die ab- und zufahrenden festlich geflaggten Dampfschiffe transportirt wurden. Der schöne Garten selber war mit Fahnen und Bannern geschmückt, und an seinem Eingange öffnete ein Mörser seinen metallenen Rachen, nicht um den friedlichen Gästen einen ehernen Gruß zuzudonnern, sondern in seiner Mündung die Liebesgaben für die Invaliden aufzunehmen. Durch eine Triumphpforte, auf welcher die Namen der von Deutschen siegreich bestandenen Schlachten zu lesen waren, betrat man den Garten selber, dem es an kriegerischen Emblemen nicht fehlte. — Rosetten von Säbeln, Bayonneten und Lanzen, Sonnen aus blitzenden Klingen, Gewehrpyramiden waren mit künstlerischer Gestalt überall aufgestellt, und die Sonne des prächtigen Junitages flammte auf den blanken Waffen. — Dazu spielten einige Musikbanden, ertönten die Lieder vom „Was ist des Deutschen Vaterland" und „Sie sollen ihn nicht haben", und klangen die Gläser der patriotischen Männer, welche die erhebende Feier begingen. Schreiber dieses saß mit ein paar alten Invaliden, deren wackere Brust das eiserne Kreuz schmückte, und die Mitkämpfer der Schlacht gewesen waren, aus welcher sie manchen heroischen Zug erzählten, bei köstlichem Johannisberger, und die Gläser erhebend riefen wir:

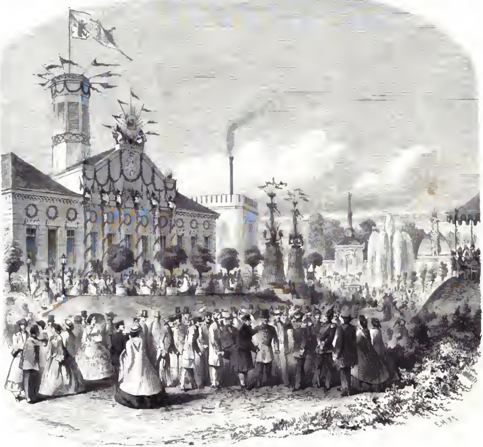
Der Rhein
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

C. v. S — r.

Das Maifest der wiener Künstler

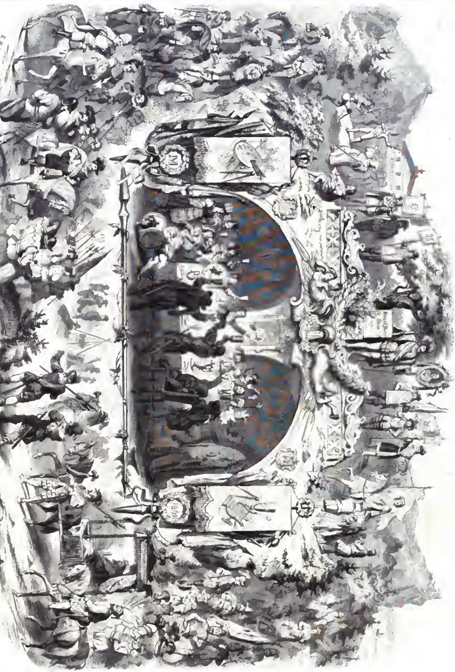
(Zu dem Bild S. 645.)

In der Blütenpracht des Mai, an einem Tage, da der Himmel warm und sonnig auf die im frischen Schmuck grüner Sträucher und Bäume prangende Erde schien, feierte der wiener „Eintracht-Dürer-Verein" das Fest seines Meisters. Am „Himmel", von wo aus der Festzug sich in Bewegung setzen sollte, nahm man schon in den frühesten Morgenstunden ein reges Leben wahr. Von nah und fern kamen Wagen mit Kostümen, Fahnen, weitbauchigen Fässern voll Bier, Körben, aus denen grüne Weinflaschen oder die weißen Glasrohrhälse jenes brausenden Getränkes, das die heiteren Jünger der Kunst vornehmlich lieben, herausschauten; daneben bewegten sich Reiter und Fußgänger im buntesten Gedränge. Um 10 Uhr wurden die Festzeichen, in einer eleganten Medaille bestehend, vertheilt, dann setzte sich der Zug in Bewegung, voran



Die Waterloofeier in Köln. Nach einer Originalzeichnung von Osterwald.

reitende Trompeter und Bannerträger, der Herold, eine Musikbande, die Träger der Vereinsfahnen und des Dürerbildes. Dann folgten als Hellebardiere verkleidete Künstler, in einer Sänfte der Vorstand des Dürervereins, und hinter diesem ritt Meister Narr, neben ihm schritt Maiglöcklein, und dann schlossen sich die am Feste Theilnehmenden: Minnesänger, Beduinen, Zigeuner, Landsknechte und Bauern an. In der Nähe des „Himmels" vereinigte sich mit diesem Zuge eine Anzahl Künstler im Kostüm wallenstein'scher Truppen: holk'sche Jäger, Pappenheimer, Kroaten und Dragoner. — Nun ging's beim Singen fröhlicher Lieder, bei rauschenden Musikstücken und krachenden Böllerschüssen durch Wald und Feld, Thal und Schlucht. Nach zweistündiger Wanderung wurde Rast auf dem „Sängerhügel" gemacht, und hier begann die erste Episode eines von Grandjean gedichteten Festspiels. Nach deren Beendigung brach die heitere Schaar, die sich endlich an Wein und Brod gelabt, auf nach den „drei Eichen", wo ein Einsiedler den fröhlichen Künstlern mit einer so ziemlich in Abraham a Santa Clara's Ton gehaltenen Predigt entgegentritt. Vergebens sucht der Narr ihn zu beruhigen, da ihm dieß jedoch nicht gelingt, beschließen die Künstler ihn gewaltsam fortzuführen und zu zwingen, an dem Gelage Theil zu nehmen. — Durch eine neu hinzukommende Zigeunerbande verstärkt, wandert nun der Zug dem „Kahlenberge" zu, wo bereits mehr als zehntausend Menschen versammelt waren, um dem Feste anzuwohnen. Am Albrecht Dürer Steine hielt Meister Stache eine Festrede, dann ging's zur fröhlichen Tafel, zu Wein und Gesang. König Mai führt den Vorsitz, ihm zur Seite sitzen die Vorstände der nun vereinigten Korporationen „Eintracht" und „Albrecht-Dürer-Verein", und beim Schlürfen süßen Markweines erklingen die Toaste. Der erste gilt dem Kaiser, von Stache ausgebracht. Er sagte: Die glückliche Wendung in unseren Zuständen durch die von Seiner Majestät gnädigst verliehene Verfassung, die den Staat verjünge, ihn zu einem großen, einheitlichen Ganzen erstarken möge, kann auch für die Kunst nicht ohne heilbringenden Einfluß sein. Wir Künstler verdanken der Gnade des Kaisers bereits ein kostbares Geschenk, einen Platz, auf dem wir unseren Herd bauen, ein Künstlerhaus errichten werden, in welchem wir künftig für die weitere Entfaltung und ehrenvolle Vertretung unserer heimischen Kunst zusammenwirken wollen. Deßhalb bringe ich auf den hochherzigen Monarchen, der so huldvoll unser gedachte, aus ganzer Seele ein dreifach jubelndes Hoch aus. Der zweite Toast galt dem Vaterlande, dem mit Deutschland unzertrennlich verbundenen Oesterreich, worauf Arndt's „Das deutsche Vaterland" von Tausenden von Stimmen gesungen wurde. Der dritte Toast, von Förster ausgebracht, galt der Kunst, ein darauf folgender dem Minister Schmerling, dem Mäcen der Künste, wieder ein anderer Dürer und endlich einer dem Grafen Thun, der in seiner Gegenrede bedauerte, von den wiener Künstlern scheiden zu müssen, für die er nicht habe wirken können wie er gewollt, da er fortwährend beschränkt worden sei. — Dann folgte noch eine komische Szene, von Grandjean verfaßt, die die lebhafteste Heiterkeit hervorrief. Auf dem Leopoldiberge, wohin die Gesellschaft dann zog, nahm man den Kaffee, und noch spät bis in die Nacht tönten die deutschen Lieder der fröhlichen Künstler.



Das Wiener Künstlerfest. Nach einer Originalzeichnung von G. Schmitt. (S. 644.)

Beatrix.

Eine Erzählung

von

Karl Frenzel.

1.

Im Schlosse zu Kaltenburg feierte man die Heimkehr und den Geburtstag der Gräfin Beatrix.

Vor vier Jahren hatte bald nach einer dunklen und seltsamen Begebenheit, welche die ganze Landschaft in Aufregung versetzt, Gräfin Beatrix in Begleitung ihres Oheims das Schloß verlassen und fortan in Frankreich, in England, in Italien gelebt. Erst die Krankheit ihres Vaters rief sie von ihren Wanderfahrten zurück, eine kurze Stunde vor seinem Tode war sie eingetroffen — zur rechten Zeit noch, um seinen Segen oder, wie es bei denen hieß, die ihr nicht wohlwollten, seine Verzeihung für eine große Schuld zu erhalten. Jetzt, nach vier Monaten der Trauer, im Ausgang des Oktobers, prangte das Schloß im Lichterglanz, seine Portale und Fensterbogen waren mit dem letzten grünen Laub, den letzten Blumen des Herbstes geschmückt. War auch Gräfin Beatrix bei der älteren Dienerschaft, dem Prediger des Dorfes und den wenigen bürgerlichen Gutsbesitzern der Umgegend nicht beliebt, so beeiferte sich doch der Adel, ihre ganze vornehme Verwandtschaft, sie mit Huldigung und Freundlichkeit zu überschütten, sie hieß die erste Dame der Provinz. Ihren guten Grund hatte die Feindschaft der einen, wie die Neigung der andern. Sein Lebenlang, von dem Augenblick, wo er als Hauptmann sein Landwehrbataillon in das Geschützfeuer von Möckern geführt, er voran, zu Fuß, am Kopf und am linken Arm verwundet, galt der alte Graf Otto von Kaltenburg für einen Freund des Volkes, „Mirabeau“ nannten ihn spöttisch auf den Provinziallandtagen die Ritterbürtigen und der Bruder seiner Frau, dem nach der Meinung seiner Vettern an Witz und Geist Niemand gleich kam, pflegte für die „Gehirnverrückung“ des Schwagers jene französische Kugel verantwortlich zu machen, die ihm die Stirn getroffen. In eigensinniger Laune hatte es da der Natur gefallen, in seiner einzigen Tochter Beatrix das Widerspiel seines eigenen, freundlichen, offenen und leutseligen Wesens zu schaffen. Die Erziehung, die sie durch ihre Mutter erhielt, that dann das Uebrige, später, als der Vater eingreifen wollte, war es zu spät, die Bestimmtheit und Willenskraft der Tochter unbeugsam geworden. Wie überall, ließ auch in dieser sonst von dem großen Verkehr abgeschiedenen Landschaft das Jahr 1848 die Gegensätze schärfer hervortreten, die Stände im bittersten Haß sich von einander abschließen. In sich mochte Beatricens Gesinnung edel, ihre Seele rein sein, in ihren Aeußerungen, in ihrem Auftreten lag eine verletzende Kälte. Ihr gegenüber wurde den Kranken und Armen, die sie unterstützte, das Wort des Dankes, das: „Gott segne Euch!“ schwer auf den Lippen. Eine schlanke, hohe Gestalt, mit dunklem gescheiteltem Haar, die Augen mehr streng als mild, wie sie eben im Ballkleid, einen Rosenkranz auf der Stirn, die Wangen leicht vom Tanze, von befriedigter Eitelkeit über die Bewunderung, die ihr in diesem auserlesenen, ihr allein zusagenden Kreise zu Theil ward, von Festesfreude geröthet, mit flüchtig anmuthigem Blick durch den Saal flog, eine fesselnde, liebliche Erscheinung; aber so war sie nicht immer; es gab Zeiten, wo kein Lächeln die harten Linien ihres Mundes milderte, wo auf ihren Augenbrauen statt der Heiterkeit eine finstere Drohung saß, dann entschwand auch der trügerische Schmelz der Jugend, der sie heute wie ein rosiger Duft umhauchte. Gräfin Beatrix stand in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre. Freilich für die, denen das Glück es erlaubte in ihrer Nähe zu weilen und ihr huldigen zu dürfen, ging das Alles in der Betrachtung unter, daß die Gräfin eine der reichsten Frauen, vielleicht auch eine der liebenswürdigsten war, wenn man nur erst den Zugang zu diesem verschlossenen Herzen gewonnen. „Sie ist wie Pallas,“ sagten die jüngeren Edelleute, die von der Universität oder dem Kadettenhause her die Kenntniß der Mythologie, „schon um die Vorstellungen in einem Zirkus besser zu verstehen“, als letzte Reliquie der erlernten und wieder vergessenen Wissenschaften bewahrten; wie in jeder Gesellschaft, fanden sich auch hier einige tiefer Blickende, die sich selbst gern für Psychologen ausgaben und nach „seelischen Problemen“ forschten, ihnen erschien die Gräfin wie in einen Schleier gehüllt, jenen Schleier, der das geheimnißvolle Bild von Sais umschloß und hinter dem nur die Wahrheit, das Nichts, in erschrecklicher Hoheit zu erblicken war; die Alten, die Ernsten endlich, wenn sie von einer tollen Laune oder einem unbegreiflichen Entschluß Beatricens hörten, begnügten sich den Kopf zu schütteln: „Alle Kaltenburgs haben einen Sparren zu viel und einen Sinn zu wenig!“

Viel Duft, viel Glanz, von Lichtern, Edelsteinen, von strahlenden Augen, Musik und Lachen, vom leisesten verschämten, das einer Rosenknospe mit sanft sich aufschließenden Blättern gleicht, bis zu dem wilden, langhinschallenden, das aus dem Nebenzimmer hertönt, wo einige ältere Kavallerieoffiziere um einen kleinen Tisch, bei gutem Burgunder in hellgeschliffenen Gläsern, sich „Anekdoten“ erzählen, das Rauschen der Kleider, das Geflüster der Lippen, dazwischen der Klang von Goldstücken — in dem Gemach zur linken Hand spielt der Oheim mit andern Herren ... es ist in dem langen, breiten, aber ein wenig gedrückten Saal, der nur durch die Kunst eines geschickten Tapezierers höher erscheint, oben in dem ersten Stock des alten Schloßgebäudes, sieben Fenster, von denen das mittelste als Thür auf den Balkon hinausführt, schauen den Hügel hinunter, über den Schloßhof hinaus in den dichten Buchengang, der die Anhöhe hinansteigt — seinen schwächsten Schein wirft der aufgehende Vollmond durch die zusammengeballten Wolken über die halb vom Herbststurm entblätterten Bäume.

Einer von allen Gästen schien an der Beobachtung dieses Schauspiels, dem Kampf zwischen Licht und Schatten, ihrem beständigen Wechsel, mehr als vom Tanze der Gesellschaft und selbst den vielen schönen Frauen und Mädchen angezogen zu werden, die dicht an ihm vorübereilten oder unweit von ihm auf den Sopha's und den hohen Lehnstühlen an den Wänden des Saales saßen. Eine Weile hatte er schon still in der Nische eines Fensters gestanden und hinausgeblickt; mühsam ein Gähnen unterdrückend, schaute er sich um. ein freundliches, wenn auch durch nichts ausgezeichnetes Gesicht, der Trotz, der es sonst beleben mochte, war dem Ausdruck der Befriedigung gewichen, den die Sitte der Welt jedem „Gebildeten“ bei solchen Festlichkeiten vorschreibt. Einmal überflog er noch mit klugem, sicherem Auge den Saal — „seelenlos“, das war auf seinen Lippen geschrieben, als er es wieder senkte und im Gewühl unbemerkt die große Flügelthür zu gewinnen suchte. Hier und dort folgte ihm wohl der verstohlene Blick eines Mädchens, einer Frau; „guten Abend,“ sagte ihm einer der Herren und schüttelte ihm die Hand — die Gesellschaft aber hatte nicht Acht auf ihn und schon war er dem Ausgang nahe, als ihm die Gräfin, Arm in Arm mit einer Freundin, entgegenkam.

„Sie wollen uns schon verlassen, Herr Werner?“ fragte sie freundlich und doch, wie es dem jungen Manne schien, mit einer gewissen Herablassung. „Ihnen hat unser Fest nicht gefallen, gestehen Sie es nur, nicht einmal getanzt haben Sie.“

„Gnädige Gräfin, ich darf nicht.“

„Sie dürfen nicht?“ rief die Freundin wie zweifelnd.

„Nein; die gnädigen Damen mögen selbst entscheiden: vor zwei Jahren, an einem Sylvesterabend, tanzte ich mit einer Freundin, ich versprach ihr, im kommenden Jahre den ersten Tanz nur mit ihr zu tanzen.“

„Nun?“

„Wenige Tage nachher starb sie an einem Herzschlage.“

„Ah!“ entfuhr es Beatricens Brust. „Und Sie haben Wort gehalten.“

Werner verneigte sich leicht.

Die Gräfin senkte ihre langen Wimpern über die Augen und dann, sie plötzlich öffnend, warf sie einen hastigen Blick, wie Werner fand einen spöttischen Blick, auf ihn. „Wissen Sie, daß ich Sie auf die Probe stellen möchte?“

Wenn es ihre Absicht gewesen, ihn zu verwirren, so hatte sie sich doch in Herrn Raimund Werner getäuscht. „Ich hasse, gnädige Gräfin,“ entgegnete er ruhig. „Ihre Kampflust ist befriedigt und Ihr Sieg sicher, wenn der Gegner nach solcher Herausforderung sich schweigend zurückzieht.“

Vornehm winkte sie auf seine tiefe Verbeugung mit dem Fächer ihm ihren Abschied zu.

„Ein schöner, junger Mann,“ sagte die Freundin leise zu Beatrix. „Wer ist er nur? Ich sehe ihn zuerst bei Dir.“

„Oberingenieur bei der Kommission, welche die Eisenbahn durch unsere Provinz legt. Er hat sich dem Oheim gegenüber bei dieser undankbaren Aufgabe, da auch der äußerste Theil unseres Parks von den Schienenlinien berührt wird, so höflich und freundlich bewiesen, daß der es für nöthig hielt ihn einzuladen; er wohnt überdieß dicht in unserer Nähe und leitet die Arbeit von hier aus.“

Damit waren die Mädchen an das Ende des Saales gelangt, hatte Herr Raimund den breiten, steinernen Schloßhof durchschritten und ging eben durch das alte, wappengeschmückte Portal.

„Vornehm und langweilig!“ redete er in sich hinein. „Ich hätte davon bleiben sollen, Jeder für sich, Gott für uns Alle, aber was thut man nicht Alles der Form, der Rücksicht wegen! Ein verlorener Abend mehr, o, wer die Stunden zählen müßte, die man schon verloren! Aus Eitelkeit, aus Leichtsinn ... Und die Welt rollt doch und Dein Leben mit ihr; unermüdlich, rastlos, ihr Rad zerreibt Deine Hoffnungen, Deine Pläne, Deine Werke, Dich selbst — glücklicherweise auch Deine Gegner, die Hindernisse, die Dir entgegenstehen, Alles zu demselben unterschiedslosen Staub. Wer nur das Ende von dem Allem wüßte, das Ende!“

Einen Augenblick blieb er in der Mitte des Buchengangs stehen und wandte sich nach dem Schloß zurück. Der Anblick der hohen, hellerleuchteten Fenster, der Wiederschein ihres Lichtes auf der öden und finstern Straße, unter den Bäumen, deren Zweige und Aeste ein schärferer Windhauch knistern und stöhnen ließ, die vielen wunderlichen Schatten, die dort oben vorüberhuschten, hätten auch eine weniger erregbare Phantasie, als sie Raimund besaß, an Märchen und Feenschlösser erinnert, wie sie vor den geblendeten Augen des einsamen Wanderers in tiefster Nacht sich auf Felsklippen aufbauen. „Aber,“ verfolgte Werner im Geiste diesen Gedankengang, „bewahre ein gütiger Zufall Jeden vor der gnädigen Gräfin Beatrix! Eine steife, kühle und im Grunde wahrscheinlich höchst boshafte Waldfee — die Leute mögen viel Thorheiten, viel häßliche Lügen von ihr erzählen, mein trefflicher Raimund, Dank Deinem Genius, der Dir vor der hochmüthigen Dame eine derbe, bürgerliche Grobheit eingab, nun steht eine eherne Mauer zwischen euch beiden.“

Je weiter er den Hügel hinabschritt, in desto blässeren Farben verdämmerte die Kaltenburg, ihr Saal, ihre Festesfreude; mächtig drängte sich das Bild der stumm in den Nebeln ruhenden Landschaft ihm auf, beschwichtigend und erquickend zugleich. Von den Wiesen, die vom Fuß des Hügels bis zu den ersten Gehöften des Dorfes sich ausdehnten, stiegen und wuchsen Wolken und Nebel, von der Erde zum Himmel, von ihm zu ihr hinab webten sie ein dichtes Gespinnst, grauer, verschlungener hier — dünner, leichter, wie Spinnenfäden, dort, der Mondstrahl blitzte hindurch und verwandelte das dunkle Grau in ein flüssiges, bleiches Silber, von gespensterhaftem Ausdruck, wenn es die kahlen Aeste der Bäume wie mit flatternden Schleiern, die Stämme wie mit dunstigen Gewändern umkleidete.

In seinen Mantel gehüllt, mit hartdröhnendem Schritt, ging Raimund dahin; auch das Lied, das er zu pfeifen angefangen, hatte die Stille umher ihm von der Lippe in's Herz zurückgedrängt. Im Wirthshause des großen, weitläufig gebauten Kirchdorfes, da wo die Landstraße in schiefem Winkel mit der zur Burg führenden Allee zusammenstieß, bemerkte er unten in der Gaststube noch Licht, ihn fröstelte, und der Weg durch das Dorf bis zu dem Hause, das er bewohnte, war noch weit ...

„Ein Glas Grog, Meister Steffen, wenn's Euch möglich ist,“ sagte er eintretend zu dem Wirth, der am schwarzen Kachelofen saß und mit dem reichen Bauer Martin seine zehnte Partie „Tod und Leben“ an diesem Abend spielte.

„Immer möglich für Sie, Herr Bauinspektor,“ war dessen Antwort.

Während Raimund dem Bauer „guten Abend“ bot, seinen Mantel über die braune Lehne eines Stuhls warf, sah er an einem entfernteren Tische, fast ganz im Dunkeln, denn die zwei Hängelampen erhellten den weiten Raum nur dürftig mit seltsamen gelblichen Lichtstreifen, noch einen andern späten Gast; bei Raimund's Eintritt hatte er die Mütze, die er schon ergriffen, wieder vor sich hingelegt.

Jetzt, wie der junge Mann ihm einen Schritt entgegen that, stand er auf.

„Freut mich, Sie noch zu sehen, Herr Inspektor, freut mich,“ redete er mit scharfer, aber nicht unangenehm klingender Stimme. „Lange nicht das Vergnügen gehabt! Ganz aufgegangen in der adeligen Herrlichkeit? Schwarzer Frack, weiße Binde sehe ich — kommen vom Schloß?“

Für einen so in sich gekehrten, scheuen und wortkargen Mann war Herr Anselm Volkmar, der seit drei Jahren, als Erbe seines Oheims, jenseits des Torfmoors auf Buschmühle wohnte, in der Umgegend bekannt, daß Raimund erstaunt aufschaute und der Bauer seine Karten aus der Hand fallen ließ.

„Freilich komme ich vom Schloß, Herr Volkmar,“ entgegnete Raimund, der sich indessen gefaßt, „aber das ändert meine Gesinnung nicht, nach wie vor gut bürgerlich.“

„Jetzt merk' ich erst, es ist noch früh, noch nicht Mitternacht, für ein so prächtiges Fest sind Sie frühzeitig aufgebrochen.“

Indem brachte der Wirth das Verlangte, die beiden Männer setzten sich an Anselm's Tisch ...

Eine Weile regte sich in dem Zimmer nichts, nur die Wanduhr in dem alten hölzernen Gehäuse ging ihren langsamen, ächzenden, eintönigen Gang — dann hatte Raimund einen raschen Zug gethan, warfen die Spielenden bald leiser, bald lauter die Kartenblätter hin.

Ein eigenthümlicher Kopf, dieser Anselm Volkmar, zumeist in dem gelblichen Lichtschimmer, der den untern Theil seines Gesichts, den starken, röthlichbraunen Bart, die stolz aufgeworfene Lippe voll und scharf beleuchtete, während Stirn und Auge die Schatten verdunkelten. Allzuviel Jahre mochten ihn nicht von Raimund trennen, Furchen um so mehr, Schmerzen vielleicht und Erfahrungen. Jeder Zug an ihm, seine Haltung, sein Ausdruck waren herrisch, etwas wie ein eiserner Wille prägte sich darin aus; ein Mann, der nicht nach gemeinem Maß gemessen werden durfte, sondern auch für sich im umfassendsten Sinne das Recht „eines eigenen Charakters“ in Anspruch nahm. Obgleich ihm das Geschick, der Tod seines Vetters, seines Oheims darauf, Reichthum und Unabhängigkeit gegeben, schien es doch, als würde er auch ohne die Gunst des Zufalls ein glänzendes Loos durch seine Arbeit erworben haben, als wäre sein Besitz der wohlverdiente Lohn seiner Mühen. Noch immer hatte er auf jede tiefer angelegte Persönlichkeit seinen Eindruck nicht verfehlt; so wechselnd die Urtheile über ihn waren, alle gestanden ihm eine hervorragende Natur zu, keines wagte es, sein Herz zu rühmen. Anselm Volkmar hatte keinen Freund, selten sah man bei ihm Besuche, noch seltener ihn selbst in dem Hause Anderer. Die Männer mied er, die Frauen verachtete er; wenn es in dieser strengen, verschlossenen Seele eine Leidenschaft, die sich zuweilen in seinem funkelnden Blick, dem Schwellen seiner breiten Stirnadern verrieth, war es die eines ungezähmten, wilden Hasses gegen den Adel, zunächst, wie es ihm einmal in der Erregtheit entschlüpfte: „gegen die ganze Sippschaft der Kaltenburgs“. „O,“ hatte darauf Beatricens „geistreicher“ Oheim, dem man das Wort hinterbracht, mit halbem Lächeln geantwortet, „es ist gut, daß wir nicht in Korsika leben, Herr Anselm Volkmar ist ein Mann der Vendetta.“

Von dem Allem wußte der junge Bauinspektor nichts, ein- und ein andermal war er mit Anselm in Berührung gekommen, aber das Wesen des Mannes hatte ihn eher abgestoßen als angezogen, sein Freimuth, seine Fröhlichkeit konnte sich nicht an diese Zurückhaltung gewöhnen, zu hart stach seine leichte Lebensanschauung von der finsteren Anselm's ab. Drückt ihn eine Schuld, eine Erinnerung? hatte er sich im Anfang ihrer Bekanntschaft gefragt. Allmälig war ihm dann der Andere gleichgültiger geworden; „was kümmert Dich seine Vergangenheit, seine Zukunft? In drei, in vier Monaten mußt Du die Gegend verlassen, wohl möglich, daß Du nie wieder zurückkehrst, und da willst Du Dich wie ein Thor in die Geheimnisse eines Mannes drängen, der Dir morgen genau so fremd sein wird, als er Dir gestern war! Trägst Du nicht schwer genug an Deinen Sorgen, Deinen Erinnerungen?“ Damit hatte es Raimund aufgegeben, das Räthsel zu lösen, das Anselm Volkmar in Erscheinung wie in Lebensweise bot.

„Ich bin geflüchtet,“ sagte er jetzt, das abgebrochene Gespräch wieder beginnend, „vor den Augen der Gräfin geflüchtet.“

„Sollen doch schöne Augen sein.“

„Sterne meinetwegen, nur leuchten sie nicht für mich. Dort oben war ich der einzige Bürgerliche unter Edelleuten und Edeldamen! Ja, schauen Sie mich nur groß an, Herr Volkmar, ich allein! Und ich bin nicht einmal Landwehroffizier.“

„Nun, wie lief es ab?“

„Leidlich; mit einigen gnädigen Grüßen, hier und dort einem Handdruck.“

„Und Beatrix? die Gräfin wollt' ich sagen ..“

„Sie sah vortrefflich aus, Rosen im dunklen Haar, das Kleid mit Rosen besetzt. Die Herren waren entzückt, ich habe die Vivats nicht gezählt, die ihr gebracht, die Gläser, die zu ihren Ehren getrunken wurden.“

„Soll ich etwa glauben,“ fragte da Anselm mit stechendem Blick, „Sie wären ihr gegenüber kalt geblieben?“

Den Blick bemerkte Raimund nicht, es fiel ihm auf, daß die Stimme des Fragenden heiser klang, wie schwer aus beklemmter Brust kommend.

„Es thut nicht wohl, im Oktobernebel umherzuwandern," warnte er und setzte dann hinzu: „Kalt? Nicht doch, Herr Volkmar; wer bewunderte nicht eine liebliche Blume, einen Sonnenstrahl, der durch das Dunkel zittert? So alt sind wir doch beide noch nicht, um die Schönheit nicht Schönheit zu nennen, und sie zu preisen wo wir sie finden. Aber nicht immer rührt ja die Schönheit die tiefsten Saiten unseres Herzens, dazu bedarf es eines andern Zaubers, und meinten Sie dieß mit Ihrer Frage — da haben Sie die Antwort: mich wird die Gräfin nie weder zu ihren lauten noch zu ihren stummen Rittern rechnen dürfen."

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus," lachte Anselm. „Nicht zu tollkühn, junger Mann, nicht zu keck! Es ist eine Hexe."

„O! Sie sagen mir nichts Neues, meine eigenen Gedanken nur. Es ist etwas Schwüles in ihr und um sie. Das erste Mal, als ich sie sprach, am Ausgang des Gartens, in dem alten Pavillon . . ."

„Wo?" rief sein Nachbar.

„Sie kennen das Häuschen vielleicht gar nicht, so dicht liegt es unter den Bäumen versteckt."

Eine rasche, gebieterische Bewegung machte Anselm mit der Rechten. „Dort! Dort sprachen Sie mit ihr?"

„Ja, ich hatte dort zu messen, das Terrain zu untersuchen; sie war allein, ich glaube, sie hing ihren Träumereien nach und es war ihr sichtlich unangenehm, so gestört zu werden. Sie trat auf die Schwelle heraus, so geriethen wir in ein kurzes Gespräch; es schien sie zu bekümmern, daß der Pavillon den Schienen den Platz räumen solle — zum Glück konnte ich sie mit der Versicherung beruhigen, daß die Bahn mehr als fünfzig Schritt von dem Hause entfernt gelegt würde, so wir schieden freundlich von einander und ich wette, diesem Umstand allein habe ich meine Einladung zum heutigen Abend zu verdanken."

Die Arme gekreuzt, am Boden das Auge, hatte ihm Anselm gegenüber gesessen, wie aus tiefstem Grübeln fuhr er jetzt auf: „Seltsam! Sie waren in dem Pavillon?"

„Nicht gerade drinnen, wir redeten unter den Bäumen, auf- und abgehend. Die Thüre des Hauses stand offen, flüchtig blickte ich hinein, aber ich sah nichts Besonderes — alte Sessel, ein venetianischer Spiegel, ein rother Teppich über den Boden gebreitet, das war Alles. Ich glaube, den Raum hatte man seit Jahren an dem Tage zuerst geöffnet, so dumpfig, moderhaft quoll die Luft heraus."

„Ein rother Teppich auf dem Boden!" Dieß sprach Herr Anselm mit so eigenem Ton, daß endlich auch in dem harmlosen Raimund die Ahnung aufstieg: eine wunderbare, schreckliche oder doch merkwürdige Begebenheit müsse in jenem kleinen, unscheinbaren Pavillon, hinter seinen grünen Jalousieen und halberblindeten Fenstern gespielt haben.

„Sie spannen meine Neugierde, Herr Volkmar! Offen, ich hatte nichts an dem alten Gebäude gefunden, keine Seltsamkeit, keine Zauberei; sie nicht einmal in ihm gesucht. So geht man theilnahmlos an Wundern vorüber! Nun, ich komme morgen, spätestens übermorgen nach jenem Ort zurück . . ."

„Was dann?" sprach Anselm in trockenster, kühlster Weise. „Ich habe nichts gesagt, mir fiel nur der rothe Teppich auf, ich liebe die rothe Farbe nicht."

Geräusch, der Hufschlag der Pferde, das Rollen der Wagen scholl von draußen herein.

„Genug gespielt," redete Martin und stand auf. „Ihr habe neun Groschen gewonnen, Steffen, Ihr seid ein ganz verwünschter Spieler."

Die Uhr hob aus.

„Mitternacht! Gehen wir zusammen?" fragte Anselm nach dem Inspektor und setzte seine Mütze, in deren Pelzeinfassung eine schwarze Hahnenfeder steckte, auf das blonde leichtgelockte Haar. „Die im Schlosse brechen auch auf; hoffentlich begegnen wir Keinem von ihnen."

„Ich bin fertig;" mit raschem Trunk leerte Raimund sein Glas, nun hatte er den Mantel umgenommen —

„Gute Nacht allerseits und glückliche Heimkehr," wünschte ihnen der Wirth.

Sie standen in der Dorfstraße, über ihnen an dem lichter werdenden Himmel, unter funkelnden Sternen, der Halbmond.

Indem jagten im raschen Trabe, auf muthigen Pferden, einige der jüngeren Herren aus der Gesellschaft den Schloßberg hinab. Sei es, daß die Senkung des Weges nach unten hin am steilsten wurde, sei es, weil sie die drei Männer vor dem Wirthshause bemerkten — sie zogen die Zügel straffer und ritten langsamer. Das laute Gespräch, ihr Gelächter, das die Drei schon vernommen, während die Reiter noch im Dunkel und hinter den Bäumen verborgen gewesen, verstummte plötzlich, als sie im Mondschein Herrn Anselm Volkmar erkannten. Es dünkte Raimund, sie drängten sich dichter an einander, um bei der Enge der Straße ihn nicht zu berühren. Schweigend ritten sie so vorbei, nur der jüngste und stattlichste von ihnen, Herr Botho von Hülskron, winkte mit der Hand und grüßte: „Gute Nacht, Herr Werner!"

„Na," sagte der Bauer, der sich jetzt auch zum Gehen anschickte, „das wird wohl zu Ostern der gnädige Herr auf Kaltenburg sein; bin doch neugierig, ob es ihm besser gehen wird als dem ersten."

Erst als seine Schritte verklungen, seine Gestalt in den Schatten entschwunden war, hob Anselm seinen starken, eisenbeschlagenen Stock mit dem gewichtigen, bleigefüllten Knopf; so genau ihn Raimund betrachtet, nicht den leisesten Wechsel in seinen Zügen hatte er wahrgenommen: weder bei dem wortlosen Vorüberreiten der Edelleute, noch bei der letzten Aeußerung des Bauern.

Eine gute Strecke mußten beide denselben Weg gehen. Das Haus, in dem Raimund seit dem Monat August wohnte, lag außerhalb des Dorfes, da wo die Feldmark von Kaltenburg aufhörte und der Besitz der sogenannten Buschmühle anfing. Ursprünglich gehörte das einstöckige Haus, aus dessen Dach, zwischen zwei Schornsteinen, ein Thurm wie ein Observatorium emporstieg, dem Grundherrn; Graf Otto hatte es gebaut, und sollte in ihm die Sterne beobachtet haben in einer Anwandlung wunderlicher Laune. Nicht allzulang währte diese Neigung, er schenkte das Haus in seinem Testament einem alten, ihm getreuen Diener, der sich mit den Zimmern im Erdgeschoß begnügte und die oberen an Herrn Werner vermiethet hatte. Von dem Thurm des kleinen Hauses konnte man über Feld und Moor hin die Giebel der Wohngebäude der Buschmühle entdecken und sah, über die Wipfel aufragend, die stolzen Zinnen der Kaltenburg.

„Kennen Sie den Junker?" fragte Anselm; schweigend waren sie einige Minuten vorwärts geschritten.

„Nicht viel besser als die andern Grundbesitzer der Landschaft; Sie wissen ja, Herr Volkmar, mein Amt bringt mich zu ihnen allen in eine oft sehr unerwünschte Beziehung."

„So; ein flacher Bursche, wie die andern — und Gräfin Beatrix sollte ihn heirathen? Wunderlich!"

„Warum? Frauen, die den Schein um sich breiten, als wären sie unüberwindlich, erliegen am schnellsten einer kühnen Hand. Indeß, wenn es bis Ostern dauert — zu Ostern hoff' ich fern von hier am Rhein zu weilen."

„Ihnen schlägt's freilich nichts aus, denen aber um so mehr, die Scholle an Scholle mit einander wohnen müssen."

„Schon wahr! Aber es gibt so viel Mittel gegen Widerwärtigkeiten; man läßt die Welt treiben, wie sie will und kann, in Ihren Jahren, bei Ihrem Charakter überhaupt."

„Was denn? Reden Sie doch frei heraus, ich höre gern ein gutes Wort, guten Rath von befreundeten Menschen."

„Hm," sagte der junge Baumeister und schaute nachdenklich über das Feld hin in das Antlitz seines Begleiters, „schön ist die Gegend nicht und die Leute darin gefallen Ihnen auch nicht, Herr Volkmar, wohl dem, der da ein freier Mann ist! Ich würde in die weite Welt reisen und mir für mein Alter einen bessern Platz zum letzten Asyl und zum Sterben wählen."

„Sie meinen: ich soll die Buschmühle verkaufen?"

„Ich setze voraus, es fesselte nichts an diese Stätte, keine Jugenderinnerung . . ."

„Nein; in Wirklichkeit nichts, im Gegentheil die Meisten würden solche Orte meiden — und damit wäre Alles gut! Wer nur einen andern Kopf hätte, ein anderes Herz! So aber, Herr Werner, wie ich einmal bin, da geht's nicht, da muß ich aushalten, nicht im Kriege allein, im Leben der Alltäglichkeit auch gibt's verlorene Posten; indeß die Klugen rechnen, während die Thoren gewinnen, wenn diese Heirath zu Stande kommt und besser verläuft als die erste —"

„Die erste? Martin redete auch davon; war denn Gräfin Beatrix schon vermählt?"

In die Erde stieß mit ärgerlicher Hast Herr Volkmar die Spitze seines Stocks, ein Ausdruck des Unwillens prägte sich in seinen Mienen aus, in seinem Auge brannte es wie von unheimlichem Feuer, dann lachte er: „Sie sind ja auf diesem Boden unschuldiger als die unschuldigen Kinder. Im Ernst, Sie haben nie von der Geschichte gehört?"

„Auf Mannswort, nie!"

„Aber Sie kennen doch die Geschichte des Tobias mit dem alten Testament, von Raguel's Tochter?"

„Von ungefähr."

„Wohl," und er faßte Raimund's Arm, „mit Gräfin Beatrix verhält es sich ähnlich. Warten Sie einmal, in sieben Tagen wird die Begebenheit wiederum jährig. Also, sie war verlobt, getraut sogar — dort in der Kirche, mit diesen meinen Augen sah ich sie, weißes Kleid, weißen Schleier, sie schritt so eilig hin, daß ihr der Myrthenkranz aus den Locken fiel — böses Zeichen, das!"

„Aberglaube! er wird schlecht befestigt gewesen sein."

„Auch eine Erklärung. Ich bleibe trotzdem bei meiner Ansicht — in der Nacht nun war ihr Bräutigam todt."

„Todt!"

Ueber die am Ende des Dorfes gelegenen Häuslerhütten waren sie schon hinaus, auf dem öden Flachfelde vor ihnen erhob sich von buntglasirten, rothen und bläulichen Ziegeln das Haus mit der Sternwarte. Anselm's kurze Erzählung, so eigen vorgetragen, hatte Raimund's angeborene Lustigkeit und seine Weise, die Dinge dieser Welt leicht zu nehmen, wenigstens für die nächsten Augenblicke erschüttert. Ehe sie es darum merkten, standen sie vor der Thür.

„Sie sind am Ziel," sagte Volkmar, drückte seine Mütze tiefer in die Stirn und schlug den breiten Kragen seines Rockes auf, „es wird kalt und der Ostwind pfeift mir in's Gesicht."

„Gute Nacht und Dank für Ihre Begleitung," entgegnete Raimund noch wie im Traum, aus dem ihn eine unfreundliche Hand gerissen. „Der arme, junge Mann! Halt, Sie vergaßen mir seinen Namen zu nennen, wer war's?"

Hinter einer Wolke verschwand der Mond, sausend fuhr ein Windstoß über das Gefilde. —

„Gute Nacht, Herr Werner, und auf Wiedersehen!" Beide gaben sich die Hände. — „Ja so, der arme Schelm, der in's Gras beißen mußte — hm, die Menschenkinder sollen sich hüten mit den Dämonen anzubinden, es war mein Vetter, Edgar Volkmar, gute Nacht! Träumen Sie nicht davon, unten oder oben, überall ist's besser als hienieden, zwischen Himmel und Hölle, ihm auch! Er ist still, ruhig — für immer! Denken Sie nur, für immer, gute Nacht!"

Ein schmaler Graben trennte hier die beiden Gebiete, weiterhin lagen zwei Baumstämme als Brücke darüber, Anselm aber sprang mit einem Satz von diesem zum jenseitigen Ufer, während es dem betäubten, verwirrten Raimund endlich gelungen war die verschlossene Thür zu öffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch die düsseldorfer Ateliers.

Von E. R.

Unter den düsseldorfer Künstlern herrscht eine erfreuliche Thätigkeit; auf den Staffeleien der Maler in den Ateliers finden wir die prächtigsten Bilder, die wir seit langer Zeit gesehen, und die permanente Kunstausstellung des Herrn Schulte ist gegenwärtig reicher mit vortrefflichen Arbeiten bedacht denn je. Mit dem ersten Juli wird die allgemeine deutsche Kunstausstellung in Köln in den Räumen des herrlichen Wallraf-Richartz'schen Museums eröffnet, und diesem Ereignisse verdanken wir es wohl zumeist, daß die Kunstjünger in der freundlichen Düsselstadt statt der leichter verkäuflichen, kleinen Bildchen in größeren Werken die ganze Fülle ihres Talentes entfalten. Es gilt eine würdige Vertretung der düsseldorfer Schule in Köln; was wir bis jetzt von den zur allgemeinen Ausstellung kommenden Werken gesehen, berechtigt uns zu der Hoffnung, daß die Vaterstadt eines Cornelius zu den alten Lorbeeren wieder neue Ehrenkränze sammeln wird. Eingehenden Kunstkritiken, Beizeichnungen aller lobenswerthen Bilder, kann natürlich eine Zeitschrift keinen Raum gestatten, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, ihren Lesern ein Bild der Entfaltung des Menschengeistes auf allen Gebieten, in allen Ländern zu geben, doch glauben wir, daß es für die Kunstfreunde von Interesse sein wird, wenn wir ihnen mittheilen, welche gute neue Bilder zur Ausstellung kommen und mit welchen Aufgaben sich die besten Meister deutscher Malerkunst am Niederrhein beschäftigen. Von den Bildern, die sich gegenwärtig auf der genannten Schulte'schen Ausstellung befinden, müssen wir in erster Reihe die „Hohe Flut bei Ostende" von Andreas Achenbach nennen, ein Bild, welches für die kölnische Ausstellung bestimmt ist. Es ist in jeder Beziehung ein bedeutendes genialen Bild, in jedem Strich den großen Meister verrathend. Man glaubt das Branden der schäumenden See zu hören; es ist, als hätte der Künstler die wilden Wassergeister in seine Farben gebannt, so gewaltig, so naturwahr ist die Darstellung. Rechts sehen wir das Zollhaus, von Wogen umspült, links im Hintergrunde naht ein Schiff und im Vordergrunde erblicken wir Fischer; prächtig kontrastirt der mit Wolken umzogene düstere Himmel mit dem weißen Flutschaume. Von Oswald Achenbach finden wir eine figurenreiche Landschaft, die uns in lebendiger trefflicher Darstellung ein Bild italienischen Volkslebens entrollt, und einen „Sonnenuntergang bei Gaeta", ausgezeichnet durch sein leuchtendes Kolorit. Sehr werthvoll sind zwei nordische Küstenlandschaften von dem talentvollen Norweger Hans Gude, eine Winterlandschaft von Hilgers, „Mondschein" von Jacobsen, und eine „Ansicht von Florenz" von Rollmann; eine „Gewitterlandschaft" von Lessing ist schon seit längerer Zeit auf der Ausstellung befindlich. Das Bild zeigt die für Lessing charakteristisch-poetische Naturauffassung und ist sehr brav gemalt; der eigenthümliche feuchte Schimmer einer Regenlandschaft ist vortrefflich dargestellt. Von Genrebildern nennen wir zuerst ein köstliches Bild des ehemaligen Grobschmiedes Hubert Salentin, ein „Kinder-Brautzug", ein Bild, welches wir für die beste Leistung des hochbegabten Künstlers halten, ein Bild, durch Idee, Zeichnung und Farbe von höchstem Werthe. Zwei Hühner, von dem herannahenden Zuge aufgescheucht, laufen als Brautjungfern vor dem Brautpaare einher; mit wichtiger Miene schaut der kleine Bursche, der den Bräutigam spielt, um sich, während die Amorkönne mit einer allerliebsten Koketterie sittig-verschämt zu Boden schaut. Man sieht es der schalkhaften kleinen Braut, die den Bräutigam weit überragt, im Gesicht an, daß sie die Anstifterin des Schwankes ist. Dem Brautpaare folgen Kinder, mit Blechtrichtern, Pfannendeckeln und Stiefelknechten musizirend, und im Hintergrunde wird Seine Hochehrwürden, der Pastor, ein von der Mutter Natur stiefmütterlich behandelter, buckliger Junge, sichtbar. Eine prachtvolle Figur ist die Alte, die, am Wege stehend, dem Treiben der Jugend zusieht. Der Kinder-Brautzug ist für die kölnische Ausstellung bestimmt; wir sind überzeugt, daß diese Perle deutscher Genremalerei dort Aufsehen erregen wird. Ein kleines Bildchen von Camphausen, „Puritaner in der Bibel lesend", hat uns gleichfalls sehr angesprochen. Es sind zwei Reiter; in dem Gesichte des Vorlesenden prägt sich die dumme, starre Orthodoxie des beschränkten Fanatikers aus, während das Antlitz des Zuhörenden wirkliche Religiosität, eine edle Innigkeit der Empfindung ausspricht. Von der Darstellung der Pferde sprechen wir nicht; es ist allgemein bekannt, daß Camphausen als Pferdemaler kaum seinesgleichen findet. Durch tiefe Innigkeit ist das „Gebet" von Jordan besonders ausgezeichnet; als tüchtige Leistungen müssen wir noch „Zigeuner vor dem Ortsvogt" von Karl Hoff, und „die unverhoffte Störung" von Karl Hübner nennen. Liebhaber höchst säuberlicher, überfeiner Malerei können sich an einer „heiligen Familie" von Karl Müller erfreuen; wir gehören nicht zu den Verehrern dieser Art von Malerei! Ehe wir von der permanenten Ausstellung für dießmal Abschied nehmen, sei es uns noch vergönnt, auf die vierte Auflage des in dem Verlage von Eduard Schulte erschienenen Prachtwerkes: — „Norwegisches Bauernleben". Ein Zyklus in zehn Bilder von Adolph Tidemand. Mit allegorischem Titel in Farbendruck, entworfen von Caspar Scheuren. Nach den Original-Kartons zu den für die königliche Villa Oskarshall bei Christiania ausgeführten Gemälden, lithographirt von J. B. Sonderland. Mit deutschem Text von Wolfgang Müller und norwegischem Text von A. Munch — das kunstliebende Publikum aufmerksam zu machen. Die Stimme der Kritik hat dieses Werk mit Recht als ein klassisches bezeichnet; es sind Blätter, die zerreißend zum Herzen sprechen, Kunstwerke, die den Beschauer stets auf's Neue wieder fesseln durch den Zauber ihrer Schlichtheit. In unserer klugen Zeit, die mit nüchternem Verstande jeden Effekt berechnet, in unsern Tagen, wo ein schlichtes, keusches Künstlergemüth selten geworden, thut es uns doppelt wohl, Werke zu sehen, die einer reinen, edlen Vaterlandsliebe, einer warmen Begeisterung entsprossen sind; Tidemand, der Maler der „Haugianer", den wir den deutschen „Ary Scheffer" nennen möchten, hat seine Bilder aus dem Leben seines Volkes



Der kehler Bahnhof. Originalzeichnung von [illegible].

mit dem Herzen gemalt. Eine geistige Verwandtschaft mit Tidemand zeigt der von uns schon bereits erwähnte Salentin, dessen schönes Bild „Kindtaufe" in einer vortrefflichen Lithographie im Schulte'schen Verlage erschienen ist, und zu seinem Atelier wollen wir nun zunächst den Schritt wenden, um den Künstler bei seinem Schaffen zu belauschen.

Salentin ist mit der Darstellung des Innern einer Dorfkirche beschäftigt; auf der Kanzel sehen wir den würdigen Geistlichen, zu seinen Füßen die andächtige Menge. Welch' ein Reichthum von Individualitäten zeigt sich uns, hier die alte Frau, erschöpft vom Kirchgange, dort der behäbige Bauer, der wohlhabende Mann, der zitternde Greis, und vor Allen im Vordergrunde ein Mädchen, dem die Unschuld aus den Augen sieht, ein liebliches Dorfröschen, an dem wir uns nicht satt sehen können. „Eine Katechisation", welche die kölnische Ausstellung zieren soll, sehen wir in einer Photographie, auch hier überrascht uns die Fülle von charakteristischen Köpfen und die treffliche Gruppirung der Figuren. Tidemand und Salentin haben das Atelier im gleichen Hause; wir steigen eine Treppe hinauf und treten in die Werkstätte des Schöpfers des „Bauernlebens" ein. Der Künstler ist mit der Darstellung eines Abendmahles beschäftigt. Wird in Norwegen ein Priester zur Spendung des Sakramentes zu einem Kranken gerufen, so kommen alle Siechen und Altersschwachen aus der Nachbarschaft, denen der Weg zur Kirche zu weit ist, um an dem Genusse des Nachtmahles Theil zu nehmen. In der Mitte des Bildes sehen wir den Geistlichen; ringsumher auf Tragbahren, Stühlen und Betten die Kranken, Greise und Greisinnen, umgeben von ihren Angehörigen. Die Augen der Leidenden hängen mit Andacht an der Lippe des Pfarrers, und auf den bleichen Gesichtern spiegelt sich ein Strahl aus dem Jenseits, eine Glaubensfreudigkeit, eine Gefühlsinnigkeit, die mächtig zum Herzen spricht. Wir schätzen es gewiß, wenn der Künstler es versteht, die hochwallende Leidenschaft im Bilde zu schildern, aber ohne Frage ist es weit schwieriger jene Gemüthserregungen bildlich zur Anschauung zu bringen, die den tiefsten Grund der Seele bewegen und sich doch nur in leisen, feinen Zügen äußern. Tidemand's „Abendmahl" — der Maler ist erst mit der Untermalung beschäftigt! — verspricht ein Meisterwerk zu werden. Zur allgemeinen Kunstausstellung wird das in der städtischen Gallerie zu Düsseldorf befindliche berühmte Bild „Die Zigeuner" und der „heimkehrende Bärenjäger", angekauft vom Kaiser von Oesterreich, Tidemand repräsentiren.

Nachdem wir nun den ehemaligen Grobschmid und seinen norwegischen Freund begrüßt haben, wollen wir das Atelier eines Künstlers besuchen, der ohne Zweifel eines der originellsten Genies der düsseldorfer Schule ist; wir meinen den früheren Ackersmann Theodor Mintrop. Seine Lebensgeschichte hat Wolfgang Müller, der diesen Maler in seinem Buche über die düsseldorfer Künstler einen „Raphaeliden" nennt, zu einer Novelle „Vom Pflug zum Pinsel" benützt; wir gedenken nächstens in diesen Blättern eine wahrheitsgetreue Schilderung des vielbewegten Lebens von Hubert Salentin, Caspar Scheuren und Mintrop zu bringen. Es ist eigenthümlich, welche Naivetät in der Darstellung, welche Frische und Naturwahrheit jene Künstler haben, die aus dem Volksleben emporwuchsen, deren Talent mit rastloser Anstrengung alle Schwierigkeiten überwand und sich den Weg zum Ruhme bahnte. Das berührt uns um so wohlthuender, da heutzutage in allen Gebieten der Kunst die Nachahmung florirt, das Angelernte, Handwerksmäßige, statt ursprünglicher Begabung, in so manchem Künstler sich zeigt, und neben einem geschraubten, falschen Idealismus ein Realismus erscheint, der entweder im groben Abschreiben der Natur oder in Ausmalung von Kleinigkeiten seine Größe sucht. Die schwüle Luft des Treibhauses weht uns so oft in jenen Räumen entgegen, wo der frische Hauch der Kunst unser Herz erquicken sollte! Doch zurück zu Mintrop! Mintrop ist damit beschäftigt, einen großen Karton, „die Bergpredigt", für die kölnische Ausstellung zu vollenden. Der Ausdruck in den einzelnen Köpfen ist meisterhaft, links stehen die Pharisäer, in der Mitte sitzt Christus, hinter ihm die Jünger und im Vorder- und Hintergrunde erblicken wir das Volk, Männer, Frauen und herrliche Kindergestalten. An den Wänden des Ateliers erblicken wir Entwürfe zu Fresken für eine Kirche, das Leben des Heilandes darstellend; es wäre sehr wünschenswerth, wenn der Künstler Gelegenheit fände, mit diesen Fresken einen Tempel zu schmücken. Auf dem Mintrop'schen Atelier im Akademiegebäude malt auch der Maler Budde; er ist mit einem Heiligenbilde „St. Hubertus, dem der Hirsch mit dem Kreuz erscheint", beschäftigt. Budde hat ein Bild für die Kirche zu Bethlehem gemalt, „der Engel, der Maria und Joseph zur Flucht nach Egypten auffordert"; seltsam ist es, daß ein Korrespondent der Leipziger illustrirten Zeitung, welcher die heilige Stätte und die dort befindlichen Bilder ꝛc. beschrieb, dieses Bildes gar nicht erwähnt hat.

Zum Schlusse unserer heutigen Wanderung begeben wir uns noch zu dem viel bekannten Maler Wischebrink. Zu seinem weit und breit bekannten „verschmähten Mittagsmahl" malt er ein Seitenstück „Hauskollekte". Ein alter Herr hat Besuch bekommen, in der Seitenthüre rechts erscheint die Dirne mit Erfrischungen, während durch die Thüre links die Kollektanten, ein Geistlicher und der Dorfschulze, prächtige Figuren, eintreten. Der schwerhörige Alte hält die Hand an's Ohr; in seinem Gesichte mischt sich der Verdruß über die unwillkommene Störung mit der erzwungenen Freundlichkeit, die der alte Herr dem Seelenhirten schuldig ist. Schade ist es, daß Wischebrink eine allerliebste Skizze „Ausgang der Kinder aus der Dorfschule", die er vor längerer Zeit gemalt, noch nicht in einem größeren Bilde zur Ausführung gebracht hat! Die Ausgelassenheit der lieben Dorfjugend ist ergötzlich dargestellt; urkomisch macht sich namentlich ein Junge, den die Urheber seiner Tage mit einem abgeschnittenen Kamisol seines Vaters bekleidet haben, und ein kleiner Bengel, der sich mit kräftigen Stößen des Sitztheiles Bahn durch's Gedränge bricht. In früheren Jahren wurde Wischebrink, dieser so talentvolle Maler, als „talentlos" von der Akademie geschickt, ein Schicksal, welches er mit mehreren bedeutenden Künstlern theilt; wie sich die Professoren über die Bedeutung der Anlagen eines so begabten Malers täuschen konnten, ist unbegreiflich! — Für heute nehmen wir Abschied vom Leser; bei unsern nächsten Wanderungen durch die Malerwerkstätten wollen wir Andreas Achenbach, Scheuren und Bautier ꝛc. besuchen.

Der kehler Bahnhof und die Brückenstatuen.

Dem großen Werke der internationalen Kette über den Rhein haben wir ein besonderes Interesse zugewandt, und wir hoffen, man wird uns darob nicht tadeln, denn wir können kaum einem anderen Verkehrsmittel eine solche Bedeutung zuerkennen. Ost und West sind erst durch sie in wirklichen Verkehr mit einander getreten, der für den Handel — sicherlich auch für nationale Annäherung — ersprießlich werden muß. Unser heutiges Bild ist dem Bahnhof in Kehl gewidmet, der nicht gerade als Prachtbau bezeichnet werden kann, aber durch seine praktische Einrichtung den raschen Verkehr wesentlich fördern wird. Bei dieser Gelegenheit werfen wir noch einen Blick auf die Brücke zurück und zeigen unsern Lesern drei Dekorativstatuen, welche sie schmücken: die Ill am französischen, die Kinzig am badischen Portal und der Rhein auf beiden Seiten.



Die Ill.



Die Kinzig.



Der Rhein.

Drei Statuen an der Kehler Brücke. Originalzeichnungen von Lallemand.

Seebäder.

XIII.

Nizza.

Nizza ist immer nur als südlicher klimatischer Kurort für den Winter aufgefaßt worden, und hat als solcher ein großes Renommée; dieß ist ganz gut, aber er verdient auch als Sommeraufenthalt Kennern wie Gesunden empfohlen zu werden. Der Sommer, sagt Sigmund, ist in Nizza weniger heiß, als in den übrigen Kurplätzen Ober-, Mittel- und Unteritaliens, Venedig und Rom ausgenommen. Während des Tages zieht häufig eine angenehme Brise vom Meer und oft auch der Luftstrom vom Paillon her; die Abende sind erfrischend kühl. Der Sommer bildet ohnedem die Saison der Seebäder für die Südländer, wie das in Venedig, Genua, Livorno der Fall ist.

Der alte gefeierte Kurort Nizza, sagt unser Gewährsmann, liegt unmittelbar am mittelländischen Meere, fast in gleicher Linie mit Toulon und Marseille. Die eigentliche Stadt Nizza gruppirt sich in der tiefsten, etwa 100 Metres über dem Meeresspiegel erhobenen Thalbucht eines halbmondförmigen Landeinschnittes, dessen offene Seite gerade nach Süden zugekehrt ist; sie lehnt sich östlich an einen steil am Meer aufsteigenden Felsen und dehnt sich mit ihren Vorstädten in einem fruchtbaren und reichbebauten Thale gegen Norden und Nordwesten aus; der Fluß Paillon macht hier die Grenze. Eine Reihe grüner Hügel erhebt sich über diesem Thale, während ein Kranz von höheren Bergen dasselbe wieder umringt und im fernen Hintergrunde beschneite Alpenketten aufsteigen, welche die Landschaft von Nizza gegen Norden und Nordosten abschließen. Von welcher Seite man auch nach Nizza gelangt, so bietet Landschaft und Stadt ein malerisches, vielfach ansprechendes Bild; es ist schwer zu bestimmen, welcher Anblick desselben reizender ist. Vom Meere aus namentlich bietet die Stadt ein reiches, wahrhaft großartiges Bild von wilder Natur und



Ansicht der Stadt Nizza mit der Rhede.

Menschenwerk; das Auge des Fremden kann oft, lange und immer wiederholt mit neuem Vergnügen an diesen Bildern sich ergehen: und zumal für den Kurgast, woher er auch komme, sind sie eine Quelle von täglichen Genüssen, die, bei den verschiedenen Spaziergängen und Ausflügen zweckmäßig vertheilt und behaglich aufgenommen, auf Geist und Körper gleich wohlthätig einwirken. Nizza besteht aus der älteren eigentlichen Stadt, der neuen Stadt, und drei Vorstädten: Faubourg de la Croix de marbre, F. Saint Jean Baptiste und F. du Port. Die ältere Stadt hat schmale, meistens winkelige, häufig dunkle und meistens unreine Gassen, darin alte, hohe, unbequeme und schmutzige Häuser; sie ist am nördlichen Abhange des Schloßberges zusammengehäuft und von Fremden nicht bewohnt, sondern dient der ärmern gewerbetreibenden, arbeitenden und dienenden Klasse zum gewohnten engen Aufenthaltsorte. — Die neue Stadt dehnt sich hauptsächlich am Meeresufer und Paillon aus, mit weiten, ebenen, reineren Straßen, mit gleichen Plätzen und mit geräumigeren, hübscheren und bequemeren Häusern, die von Fremden (zumal auf der Morgen-, Mittags- und Seiseite) am häufigsten bewohnt werden; dieser Theil der Stadt hat auch die für jede Tageszeit am besten geeigneten Spaziergänge ringsherum. Für den, der die Seeluft genießen will, sind die Wohnungen in der Nähe des Schloßberges, die den Terrassen zugewendete Seite der Stadt und die an der Promenade des Anglais gelegenen Häuser zu empfehlen. Man zählt in Nizza und seiner Umgebung an 44,000 Einwohner, welche hauptsächlich vom Bodenbau und den Fremden leben, daher auch von denselben die Winterperiode als Erntezeit betrachtet wird; deßhalb ist der Sommer weit billiger, da viele Wohnungen leer stehen, welche im Winter oft unerschwingliche Preise haben. Zu den klimatischen Vorzügen Nizzas, welche auch den Sommer auszeichnen, rechne man die überaus reiche Vegetation, die mannigfach gebotene angenehme Gelegenheit zu täglichen körperlichen Bewegungen aller Art, die Bequemlichkeit vielfältiger guter Unterkunft, passender Verpflegung und leicht gesundester ruhiger und angenehmer Lebensweise, so wie auch andererseits wieder die Gelegenheit bewegt und gesellig zu verkehren, und der erheiternde, zerstreuende Lage der Stadt selbst zu benützen, so hat man maßgebende Punkte beisammen, um den Werth und die individuelle Eignung von Nizza für Kurgäste zu bestimmen. Eigentliche Seebadanstalten gibt es in Nizza jetzt zwei; man findet zum Baden in dem offenen Meer wohl jenseits des Hafens gegen den Montboron hin passende Orte dazu, doch sind zu solchen Seebädern die kühleren Monate wohl nur ausnahmsweise geeignet, und die vorsichtigen Südländer stellen zu Ende August und im September die Seebäder mit Recht ein. Für Wannenbäder bestehen gut eingerichtete Anstalten, in denen auch gewärmtes Seewasser gebraucht werden kann. An Wohnungen ist, wie wir oben sagten, Ueberfluß, die Küche ist gut. Feinschmeckern mag es zum Troste dienen, daß in Nizza die französische und die englische Küche ihre Wünsche befriedigen; zumal Fische und Seethiere hier die Tafel mannigfach ergänzen, und neben guten Gemüsen des Südens die Morcheln und Trüffeln nicht fehlen. Für körperliche Bewegung zu Fuße, zu Pferde und auf dem Meere gewährt Nizza einen großen Ueberfluß an Mitteln, Richtungen und Gelegenheiten. Der Korso, die Terrasse, der Schloßberg, die Boulevards, die Turiner- und die Genueser-, so wie die Barstraße, die Paillonbrücke, der englische Weg am Strande, die Kampagnen u. s. f. sind in der nächsten Nähe und Umgebung leicht zu begehende Fußpartieen. Für geistige und gesellige Genüsse ist durch die Bibliothek, reiche Privatsammlungen, Lesezirkel und zwei Theater reichlich gesorgt.

Berliner Chronik

von

Ernst Kossak.

XXI.

Der Beginn jener schönen Jahreszeit, die den jungen Lyriker so gut wie den Kater zu frohen Gesängen begeistert, erhält einen eigenthümlichen Reiz durch die Ankunft der liederreichen Vögelein, die sich vertrauensvoll den Sommer hindurch bei uns aufhalten, ihre Nester erbauen, die Kleinen erziehen, und nach vollbrachter Mauser in den kürzer werdenden Tagen wieder das Weite suchen. Das ist eine bekannte Sache und unzählige Mal in Prosa und in Versen traktirt worden, aber es gibt ähnliche, regelmäßige, und nicht minder wohlthuende Erscheinungen, denen poetische Gemüther noch nicht die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt haben. Wenn der Tag im Juni so lang wird, daß der Nachtwächter die Häuser eine Stunde später schließt und eine Stunde früher als gewöhnlich öffnet, viele ökonomisch gesinnte Herren das Honorar für ihr Nachtlager sparen, und auf den Bänken des Thiergartens oder im hochstehenden Getreide schlafen, wenn der Frühling mit der Blüte des Roggens endet, und der Sommer mit dem Duft der Rose und Linde anhebt, stellt sich in Berlin ein Schwarm Zuzügler ein, den Tausende willkommen heißen und das ganze Jahr über mit Sehnsucht erwarten. Sie können nicht wohl zu den Vögelein gerechnet werden, noch weniger ist ihr Liederreichthum zu rühmen, auch halten sie sich nicht so lange bei uns auf, und tragen nicht sonderlich zur Verschönerung von Stadt und Landschaft bei, aber wir sehen sie gern und begrüßen sie alljährlich mit gleicher Gemüthlichkeit. Diese Ankömmlinge sind die Herren Gutsbesitzer und Wollzüchter, welche ihr schönes Produkt in riesigen Säcken auf den berliner Wollmarkt bringen, an die Fabrikanten verkaufen, als splendide und lebenslustige Leute bei aller Welt beliebt sind, einige Tage lang ihr Leben mit vollen Zügen genießen, reichliche Einkäufe machen und sich dann rasch auf ihre Besitzungen zerstreuen. Fast gleichzeitig mit dieser Wollmesse findet draußen vor den Thoren der Stadt in den Gefilden von Tempelhof ein lebhafterer Wettkampf der Rosse Statt, denn der Konkurrenz der Schafe oder ihrer Wolle, die feinen Unterschiede in der Rasse und Ausführung der Wäsche geht in wissenschaftlicher Stille vor sich und interessirt nur die beiden, mit einander handelnden Parteien.

Die Wettrennen sind dagegen für die Gegenwart das, was bei unseren Vorfahren die Turniere waren. Man könnte uns mit Recht der Ungezogenheit beschuldigen, setzten wir die Energie und Tapferkeit der Zeitgenossen zu Gunsten ihrer ritterlichen Ahnen herab; daß aber ein gewisser Geist der Bequemlichkeit durch die Welt geht, werden selbst unsere glänzendsten Paladine und Sportsmen nicht zu leugnen wagen. Die an Stelle von Millionen Menschenhänden und Füßen arbeitenden Maschinen haben uns an einen Komfort gewöhnt, den das Mittelalter nicht kannte. Die Kraft und Gewandtheit des Menschen ward damals noch durch nichts auf Erden übertroffen; es gab kein Schießpulver und keinen Dampf, keine Telegraphie und keine Armstronggeschütze. Wenn hohe Herren sich selber bewundern und etwas Erkleckliches draufgehen lassen wollten, wurde ein Turnier veranstaltet, die Blüte der Ritterschaft erschien in Stahl gehüllt, hoch zu Roß, und Einer setzte sich selbst gegen den Andern ein. Wir schicken nur unsere schnellfüßigen Renner in die Arena, und es gilt im Ganzen nicht einmal mehr für gentlemanlike, sie selber in den Wettkampf zu reiten; dafür gibt es Jokei's, eigenartige Reitkünstler, die sich schon Monate vorher bis auf das vorgeschriebene geringe Gewicht systematisch herunterhungern und zum Skelett schwitzen. Doch existirt noch eine eigenthümliche Art der Rennen, bei der, wie bei den verschollenen Turnieren, der persönliche Muth eine Rolle spielt, und auch der Reiter seine Gebeine wagen muß. Das Steeple Chase nimmt daher in jedem jährlichen Rennzyklus eine exklusive Stellung ein. Es findet keineswegs auf dem allgemeinen Tummelplatz der Menschen und Pferde Statt; es wird vielmehr meilenweit davon auf einem Besitzthum arrangirt, das nicht Jedermann offen steht. Wenngleich es obrigkeitlich nicht verboten ist, entzieht man es doch gern den Blicken bürgerlicher und alltäglicher Menschen, und sucht es, wie die englischen Preisboxereien, verhältnißmäßig im Stillen abzumachen. Ob die Reiter vorher beichten und Absolution erhalten, oder doch wenigstens ihr Testament anfertigen und bei einem Rechtsanwalt deponiren, wissen wir nicht, aber nach den Berichten der Zeitungen wäre Grund genug zu dieser Rücksicht gegen die lieben Angehörigen vorhanden. Während es sonst für eine Sache der Menschenfreundlichkeit und des christlichen Straßenbaus gilt, seinem Nächsten die irdischen Pfade möglichst zu ebnen, ihm keine Grube zu graben, und alle Steine des Anstoßes aus seiner Nähe zu entfernen, sucht das Komite des Kirchthurmrennens eine unwegsame und abscheuliche Einöde auf. Zu ihren nothwendigsten Attributen gehört eine Strecke Sturzacker, desto besser, wenn sich hart daneben eine morastige Wiese mit tiefen und breiten Wassergräben befindet. Gar beliebt sind Hecken, durchsetzt mit alten Baumwurzeln, heimtückische Steine, alte Zäune, Ruinen und verlassene Torfstiche. Eine Strecke, die alle diese angenehmen Eigenschaften vereinigt, wird von dem Komite mit solcher künstlerischen Inbrunst betrachtet, wie von einem Landschaftsmaler eine reizende Vedute der Schweiz, von einem Landwirthe ein prächtiger Weizenacker, von einem Festgeber das spiegelblank gebohnte Parquet des Ballsaales, von einem Schönschreiber das geglättete Velinpapier, auf das er ein edles Gedankenwerk übertragen soll. Aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft finden sich Reiter und schöne Damen als Zuschauer ein, dem Sieger winkt ein stattlicher Preis, das Rennen beginnt, und todesmuthig wagen Roß und Reiter ihre Gebeine. Doch nur selten bringen sie dieselben wieder unbeschädigt nach Hause; ein paar Rippen, ein Arm, ein Bein werden gewöhnlich geknickt. Ohne gediegene Beschädigungen litte der Ruf des Steeple Chase. Man sagt „ein glänzendes Rennen" in demselben Sinne, wie man von „einer blutigen Schlacht" spricht. Dießmal sind die Reiter merkwürdiger Weise ohne Todte und Verwundete davongekommen, nur Dandy, ein prächtiger Brauner des Grafen Lehndorff, eines unserer besten Reiter, ist auf dem Platz geblieben. Das edle Thier stürzte bei einem, mit allzugroßem Feuer unternommenen Sprunge, und zerriß das Netz; es mußte auf der Stelle durch einen Schuß getödtet werden. Die übrigen Rennen und Wettfahrten haben zur Zufriedenheit aller Konkurrenten und des Publikums stattgefunden, und der letzte Tag wurde durch einen der jetzt sehr beliebten Konflikte zwischen dem überall anwesenden Pöbel und der Schutzmannschaft ein wenig gestört. Es zeigt sich augenscheinlich, daß das nothwendige Ansehen der Polizeibeamten durch die jüngsten Vorgänge gelitten hat. Wo in stark bewohnten Stadtgegenden Gedränge entsteht, wo ein Taugenichts zur Haft gebracht werden soll, ein Widerspenstiger aufgefordert wird Gehorsam zu leisten, ergreift jetzt der süße mob, im Gefühle seiner eingebildeten, tugendhaften Ueberlegenheit, Partei für die Missethäter, und es ist bereits hie und da zu mehrstündigen Skandalen gekommen. Mit der Politik haben diese Auftäufe indessen nicht das Mindeste zu schaffen; die ungebildete Menge wird so lange der jetzigen Polizeimannschaft widerstreben, bis die schwebenden Prozesse beendet sind und durch Peristikationen der öffentlichen Meinung eine gewisse Genugthuung verschafft ist. Der interimistische Amtsverweser des Polizeipräsidiums, Geheimerrath von Winter, scheint der geeignete Mann zu sein, die nöthige Ordnung in diese Wirren zu bringen. Er verbindet mit heilsamer Entschlossenheit doch die bei den modernen Staatseinrichtungen erforderlichen höflichen Formen in der Begegnung mit dem Publikum. Eine vertrauliche Besprechung, zu der er mehr als zwanzig Redakteure der hiesigen politischen Zeitungen eingeladen hatte, um mit ihnen gemeinsam auf eine Beschwichtigung der ungebildeten Menge hinzuwirken, legte ein gleich vortheilhaftes Zeugniß für ihn als Beamten und Weltmann ab.

Nach der Grundsteinlegung zum neuen Rathhause in der Königsstraße sind definitiv alle Vorbereitungen zu der anfangs beabsichtigten Huldigung in Königsberg in Preußen und der sich ihr anschließenden Einholung in Berlin abgesagt worden. Seine Majestät der König hat sich in einem Schreiben an den Magistrat sämmtliche Feierlichkeiten und Geschenke verbeten. Dadurch wäre denn ein möglicher konstitutioneller Konflikt vermieden, der unseren politischen Theoretikern schon viel zu schaffen gemacht hat. Von den „Ständen" spricht Niemand mehr, und das Ministerium, von dessen gänzlicher Unterhöhlung die Rede sein sollte, steht wieder auf festen Füßen. Man glaubt gar nicht, was solch ein konstitutionelles Ministerium in den Augen der Presse und des Publikums für ein zärtliches Leben hat. Nur in der Kategorie des Kinderspielzeugs gibt es etwas Aehnliches. Alle Tage wird ein Töpfchen, ein Täßchen zerschmettert, einer Puppe der Kopf abgerissen, ein Rad am Wagen zerbrochen; ein Ministerium spielt die Rolle des Souffre douleur in einem modernen Staate. In den patriarchalischen Zeiten des Preßzwanges, als der Schriftsteller von dem Rothstifte des Zensors gemaßregelt wurde, und sich in der Wahl seiner Gegenstände nicht aus der unverdächtigen Nähe des weißen Käses und Syrups entfernen durfte, sah er sich im Augenblicken, wo er einer Notiz zur Ausfüllung oder zum Gaumenreiz seiner Leser benöthigte, gezwungen, zur „Seeschlange", dem damaligen Alpha und Omega der geängstigten Publizistik zu greifen; heute in den Zeiten der „nicht mehr genirten Gazetten", wie sich Friedrich der Große ausdrückte, gibt es nichts Dankbareres, um den müßigen Leser zu beschäftigen, als heimländische Tändeleien mit den höchsten verantwortlichen Beamten des Staates. „Der Rücktritt des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten steht nach der Rückkehr Napoleon's von Vichy bevor." „Der Minister der Justiz leidet seit einiger Zeit dergestalt an den Augen, daß eine Verzichtleistung auf sein Portefeuille nicht zu den Unmöglichkeiten gehören dürfte." „Der Minister des Unterrichts soll beabsichtigen, sich für einige Zeit von den Geschäften zurückzuziehen, um neue Regulative für unsere Seminare auszuarbeiten." „Der Minister des Innern ist fest entschlossen, sein Amt niederzulegen, da er bei den von ihm beabsichtigten Reformen im Polizeiwesen auf unerwarteten Widerstand von Seiten seiner Kollegen gestoßen ist." Wenn auch nicht gerade diese, so doch ähnliche Bemerkungen finden wir täglich in den Blättern. Aber ein konstitutioneller Minister erträgt auch in der Presse Dinge, über welche ein geringerer Beamter sofort zehn Prozesse einleiten würde. Man kann gleichsam über ihn, wie über die Schildkröte, mit einem Frachtwagen fahren; er ist der unverwundbarste Mann einer Monarchie und ein Vorbild für alle jene schwachen Personen, welche sich immer noch nicht an den öffentlichen Zustand des Einzelnen im Gegenwart der freien Presse gewöhnen können, und jeden Nadelstich für den Biß einer giftigen Schlange oder eines tollen Hundes halten, den man sofort kriminalistisch ausschneiden und ausbrennen müsse. Wir glauben gerade in einem Zeitpunkt des Jahres, wo die Mehrzahl der Staatsdignitäre die Residenz verläßt, und sich auf ihren Villen und Stammgütern des heilsamen Genusses von Salz- und Sauerwassern befleißigt, dergleichen versöhnliche Bemerkungen nicht unterdrücken zu dürfen.

Unsere Kunst hat die Sommertracht angelegt, und die beiden königlichen Bühnen, welche weder über eine im Garten liegende Bühne verfügen, noch auch von derselben Gebrauch machen würden, wenn sie ihnen zu Gebote stände, haben daher ihre Künstler und Sänger für längere oder kürzere Zeit in die Ferien geschickt und die Musentempel ganz geschlossen. Ueberall sonst ist das Theater eigentlich nur ein, mit Respekt zu sagen, geistiger Mittelpunkt für Personen, die in einen hübschen Garten gehen, um frische Luft zu athmen, niedliche Wasserkünste zu sehen, Kaffee und Bier zu trinken, Abendbrod zu speisen und sich mit ihren Freunden und Bekannten am Feierabend zu unterhalten. Die Direktoren hüten sich daher weislich, die Zuschauer, die auf dem Wege in ihre Theater ohnehin schwer vom Steinpflaster, Staub und Hitze zu leiden haben, mit tragischen Stoffen zu behelligen. Das heitere, die Verdauung nicht belästigende Genre ist an der Tagesordnung: die komische Oper, von Auber und unserem alten Dittersdorf an bis auf die Karrikaturen Offenbach's, das einaktige Lustspiel und die kurze Posse, denn gegen die neuesten mehraktigen Arbeiten dieser Gattung waltet in Folge der überhandnehmenden geist- und witzlosen Autoren eine furchtbare Reaktion im berliner Publikum. Anton Ascher, ehemals der Unsrige, jetzt nur als Gast aus Wien anwesend, scheint augenblicklich den Berlinern mit den vier kleinen Stücken, die in Wallner's Theater allabendlich wiederholt werden, die angenehmste Unterhaltung zu bieten. In einem reizenden Lustspiel von G. von Moser: „Wie man Whist spielt" oder „der dritte Mann", gibt A. Ascher einen leidenschaftlichen Kartenspieler, der über seinen Tricks die ganze Welt und die eigene junge Frau aus den Augen verliert, auf eine so feine und gefällige Art, daß er eine Zierde jedes Hoftheaters werden müßte, wenn er diesen wirklich künstlerischen Styl in allen seinen Leistungen konsequent festhalten, und nicht zuweilen dem trivialen Geschmack Zugeständnisse machen wollte.

Briefmappe.

Hrn. Dr. J. M. in Hamb. Durch die Zeitumstände sehen wir uns gezwungen, Ihr Mst. noch für einige Wochen zurückzulegen: wir glauben, daß das Interesse entschieden im Augenblicke nicht dafür vorhanden wäre.

Hrn. Fabr. W. in Duis. In Sachen der dortigen G. werden wir einen wohlunterrichteten Techn. zu Rathe ziehen, und dann das Nöthige veranlassen.

Hrn. Ing. F. in Trier. Lassen Sie uns doch über den interessanten Gegenstand eine Notiz zukommen; wir haben eine zweckmäßige Verwendung, die Ihnen und dem Institute von Nutzen werden kann.

Hrn. Kand. H. in Berl. Sie finden im zweiten Hefte von Vischer's kritischen Gängen, welche bei Fues in Tübingen erschienen, einen sehr interessanten Aufsatz, den wir Ihnen angelegentlichst empfehlen.

Hrn. Dr. S. G. in Wien. Ueber Hegel's Persönlichkeit gibt sowohl die rosenkranzische Biographie, als das liebenswürdige Buch von H. Heine, [illegible] zu Natur und Leben (Gotha) eine recht entsprechende Schilderung.

Fr. v. W. auf K. in Pr. E. Wir können leider von Ihrem freundlichen Anerbieten, so viel Reiz es böte und so wohlthätig es für uns wäre, keinen Gebrauch machen, da wir gerade jetzt sehr beschäftigt sind. Im Oktober liege sich das vielleicht schon eher ausführen.

Hrn. E. L. in Kaisd. Zuviel Zweifel in jene Persönlichkeit brauchen Sie nicht zu hegen; die physiognomischen Eigenschaften, so manches interessante Resultat sie bieten, können doch auch täuschen. Eine der erwähnten Eigenschaften bezeichnet ihn sogar als einen charaktervollen, braven Mann.

Fr. H. H. in W. Wir gefällt Ihr [illegible] [illegible] Ist eine [illegible] für die Ds. im B. H. und H. B. [illegible] Grüße an den [illegible] [illegible] und die [illegible]

Verantwortliche Redaktion: **Dr. Edmund Zoller.**

758



Nähmaschinen

von erhöhter Geschwindigkeit.

Carl Beermann,

Berlin, Unter den Linden Nr. 8,

empfiehlt:

Nähmaschinen für feine Wäsche mit fast verdoppelter Geschwindigkeit . . 30 Thlr.
für Damenschneiderarbeiten do. do. . . . . . . 60 "
für Herrenschneiderarbeiten 60 "
für Militärarbeiten mit Schiffchen größter Sorte 65 "
für Schuhmacherarbeiten in Leder und Lasting . . . 65 "
Tambourirmaschinen zum Verzieren von Damenschneiderarbeiten, Handschuhen rc. . . . . 15 "

Erstes amerikanisches u. europäisches Patent-Nähmaschinendepot u. Fabrik von

F. Hoecke in Berlin, Chausseestr. 102,

empfiehlt 771



Nähmaschinen



für den Gebrauch in Familien und Fabriken.

Für weiße Wäsche . . .	30 Thlr.	Für Ueberwendlichmaschinen	60 Thlr.
Wäsche jeder Art 60 bis	70 "	" Knopflöcher und Hutfutter	70 "
Für Schuhmacher und Schneider, Fingerhut-Verdelmaschinen 50 bis	70 "	Für Nähmaschinen-Fabrikanten . . . . 60 bis	100 "
dito nach Singer 30 bis	90 "	Zum Aufnähen der Hüte mit Bandumlegung	110 "
beliebiger Konstruktion . .	110 "	Für Nähenmacher . . .	70 "
Zum Nähen mit Pechfaden für Riemer, Sattler, Tapezierer rc.	80 "	" Familiengebrauch .	80 "
Sohlen für Filzpantoffel .	95 "	" Korsettfabrikanten . .	75 "

Illustrirte Preiscourante werden auf portofreie Anfragen eingesandt, sowie auf Verlangen die ersten Häuser Europas namhaft gemacht, welche mit meinen Maschinen arbeiten, und welche das Fabrikat gern als das erste und beste seiner Art empfehlen.

Alleiniger Gründer des reellen Nähmaschinen-Geschäfts in Europa.



Die Fabrik plastischer Kohle, Berlin

empfiehlt ihre **Wasserfilterbüchse** für Militärs, Jäger, Auswanderer, sowie für Haushaltungen, Landwirthschaften, Mineralwasser-Anstalten, Bergwerke, Seeschiffe, Fabriken rc. von 4, 6 und 8 Zoll Durchmesser.

Prospekte in allen Sprachen gratis. 867

873

Musikdosen

stets in großer Auswahl, kleine mit 1—6 Stück, große mit 1—24 Stück bei **Perrin Chopard in Bern**

Gerechtigkeitsgasse 104 und nahe beim Bernerhof.

Bestellungen (in Musikdosenkasten auch mit Arien von der Wahl des Bestellers) werden schnell und pünktlich ausgeführt.

Die erste Tiroler Gewehr-Niederlage

292 **von J. Peterlongo in Innsbruck**

empfiehlt hiermit ihre eigenen Waffenerzeugnisse, insbesondere ihre in der Nenner bereits bekannten und in gutem Rufe stehenden **Revolver** von Dett, Adam und bestrebten mit einfacher und doppelter Bewegung. **Kunstflinten** à 16 bis 150 fl. **Scheiben**- und **Birschbüchsen** à 32 bis 150 fl. Ferner alle Gattungen **Scheiben**-, **Taschen**- und **Zimmerpistolen**, **Lefaucheux**-**Doppelflinten**, **Revolver-Karabiner** u. a. Preiscourante gratis.

---

161 **Echte bayerische Jagd-Joppen**

empfiehlt in den beliebten grau, braunen und naturellen Kochler-Jagd-Stoffen à 3, 4, 5 Thlr. preuß. Cour.; in Kalmuck und Loden à 4, 5, 6, 7 Thlr.; in den schwersten dichten Tyroler-Lodens, Kalmuck mit feiner Ausstattung des Futters rc. rc. 8, 9, 10, 11 Thlr., von double-Jagdstoffen, eine Seite grau, die andere grün, von 10 bis 20 Thlr., auch kann jede Joppe wasserdicht, sowie Bestellungen nach Maßen innerhalb 24 Stunden effektuirt werden. **Jagd-Gamaschen** und **Mützen** sind stets in großer Auswahl vorräthig.

Preise werden franko ersehen, Versendungen unter Postnachnahme aus dem **Herren**-, **Damen**- und **Kleider-Garderobe-Magazin** von

Ig. Richle in München.

831

Garibaldi

als Medaillon aus sogenannter Elfenbeinmasse bei

J. D. Karnner in Würzburg (Bavière).

634

Staniol

oder **weiße Zinnfolie**, in vorzüglichem Glanz, **bunte Folia** in allen Farben, **Metallkapseln** rc. allen Größen mit beliebigen Prägungen fabriziren und offeriren zu **billigsten** Preisen **C. F. Odle's Erben in Breslau,**

Metallwaarenfabrik.

Literarische Anzeigen.

128 Das **Photographie-Institut** von **P. Liesegang** in **Elberfeld** empfiehlt seine neuen Patent-Objektive, Panoramen und Vergrößerungs-Apparate, chemische Produkte, Collodion, Papiere rc., **Stereoskopen**.

Das Photographische Archiv, von **Dr. Schnauß** und **P. Liesegang**. Zwölf monatliche Hefte à 4 Thlr. 15 Sgr.

Handbuch der Photographie auf Kollodion von **Paul Liesegang** II. Aufl. 25 Sgr.

Photographischer Almanach. 1861. Mit photographischem Titel. 15 Sgr.

Ausführlicher Katalog für 1861. Auf Franko-Anfragen gratis.

---

868 **Verlag von Wilhelm Braumüller,**

k. k. Hofbuchhändler in Wien.

Für die Bade- und Reise-Saison.

Meran

als klimatischer Kurort,

mit Rücksicht auf dessen Molken- und Traubenkur-Anstalt,

von

Dr. Joseph Pircher,

praktischer Arzt in Meran.

8. 1860. Preis 80 Nkr. — 16 Sgr.

Compendium

der allgemeinen und speziellen

Heilquellenlehre

von

Dr. Joseph Seegen,

Professor der Heilquellenlehre an der Wiener Universität und Brunnenarzt in Karlsbad.

gr. 8. 1858. Preis 5 fl. 30 Nkr. = 3 Thlr. 10 Sgr.

Südliche klimatische Kurorte

mit besonderer Rücksicht auf

Pisa, Nizza und die Riviera, Venedig, Meran und Gries.

Beobachtungen und Rathschläge

von

Carl Ludwig Sigmund,

ö. o. Professor der Medizin an der k. k. Universität, Primararzt am k. k. allgemeinen Krankenhause rc.

Zweite vermehrte Auflage. 8. 1859. Preis 2 fl. = 1 Thlr. 10 Sgr.

Von demselben Herrn Verfasser:

Uebersicht

der bekanntesten

zu Bade- und Trink-Kuranstalten benützten Mineralwasser

Siebenbürgens.

Nach den neuesten chemischen Analysen und amtlichen Erhebungen in den Jahren 1858 und 1859

gr. 8. 1860. Preis 1 fl. = 20 Sgr.

---

886 Im Verlag von **Veit & Comp.** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das deutsche Lustspiel

in Vergangenheit und Gegenwart.

Kritische Beiträge

zur Literaturgeschichte unseres Volkes

von

Dr. Emil Kneschke.

30 Bogen in 8. Elegant broschirt. Preis 3 Thlr.

Das vorliegende Buch, das erste, welches die Geschichte des deutschen Lustspiels von den ersten Anfängen an im Zusammenhange und mit dem Streben nach möglichster Vollkommenheit darzustellen versucht, kann den gebildeten Lesern aller Stände und Kreise zur unterhaltenden und belehrenden Lektüre empfohlen werden. Dasselbe bildet einen [illegible] und neuen Beitrag zur Literaturgeschichte unseres Volkes und wird für jeden Freund der Poesie und dramatischen Kunst von hohem Interesse sein. Von wirklich praktischem Nutzen endlich dürfte es sich für Schauspieler, und namentlich Regisseure und Theater-Direktoren bei Zusammensetzung von Repertoiren erweisen.

☛ 1/4 hundert Auflagen! ☚

Motto: „Mannskraft erzeugt Muth und Selbstvertrauen, und verbürgt jeglichen Sieg.“

Der persönliche Schutz.

25. Auflage.

In Umschlag versiegelt.

Aerztlicher Rathgeber in allen geschlechtlichen Krankheiten, namentlich in **Schwächezuständen &c. &c.** Herausgegeben von **Laurentius** in Leipzig. 25. Auflage. **Ein starker Band von 232 Seiten mit 60 anatomischen Abbildungen in Stahlstich.** — Dieses Buch, besonders nützlich für junge Männer, wird auch Eltern, Lehrern und Erziehern anempfohlen, und ist fortwährend in allen namhaften Buchhandlungen vorräthig. (Ausserdem bei dem Verfasser, Hohestrasse Nro. 26 in Leipzig.)

25. Aufl. — Der persönliche Schutz v. Laurentius. Thlr. 1 1/3 = fl. 2. 24 kr.

Ueber den Werth und die allgemeine Nützlichkeit dieses Buches noch etwas zu sagen, ist nach einem solchen Erfolge überflüssig. 786



---

862 Im dem Verlag von Jul. Er. Müller in Leipzig ist übergegangen und kann durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes bezogen werden:

Die Verwendung der Pflanzen

in der Gartenkunst,

oder: Gehölz, Blumen und Rasen.

Ein künstlerischer Führer bei der Anlage und Unterhaltung von Landschafts- und Blumengärten. Für Gärtner, Guts- und Gartenbesitzer.

Von **H. Jäger**, Hofgärtner. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Die ganze Literatur hat bis jetzt kein ähnliches Werk aufzuweisen. Der Verfasser, vor vielen Andern berufen zur Pflege der Schönheit der Pflanzenwelt, gibt hierin die Ergebnisse langjähriger Studien und Forschungen, und zwar in so geistreicher Weise, daß Kenner wie Laie dadurch ebenso sehr gefesselt als befriedigt werden.

---

863 In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neues Hamburger Kochbuch

für alle Stände, oder die faßlichste Anweisung der feineren und bürgerlichen Kochkunst, von

Sophie Charlotte Sommer.

Fünfte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 850 Seiten gr. 8. Brosch. 2 Thlr.; dauerhaft gebunden 2 Thlr. 10 Sgr.

Dieses auf vierzigjährige praktische Erfahrung begründete Kochbuch übertrifft an Reichhaltigkeit alle vorhandenen Werke gleichen Inhalts. Es umfaßt die Zubereitung von circa 200 verschiedenen Suppen, 154 Gemüsen, 60 Beilagen, 60 verschiedenen Klößen, 60 sonstigen Mehlspeisen, 140 Puddings, 30 Aufläufen, 50 Fricassées und Ragouts, 110 Fischen, 120 Fleischspeisen, 100 verschiedenen Saucen, 134 Torten und Backwerken u. s. w.

Küchen-Album.

Ein Kochbuch für kleine und bürgerliche Haushalte, mit besonderer Berücksichtigung ökonomischer Einrichtung im Kochwesen, von **Sophie Charlotte Sommer.** Zweite Aufl. Brosch. 21 Sgr.; dauerhaft gebunden 1 Thlr.

Praktisches Haushaltungsbuch

für Stadt und Land. Ein sehr nützliches und unentbehrliches Handbuch für jede Haushaltung, von **Sophie Charlotte Sommer.** 320 Seiten gr. 8. Zweite Aufl. Brosch. 1 Thlr. 6 Sgr.; dauerhaft gebdn. 1 Thlr. 12 Sgr.

Inhalt: Die Einrichtung der Küche, die Kunst des Backens und Einschlachtens, die Fabrikation der Lichter und Seifen, des Biers und Essigs, Käsebereitung, Einmachen der Früchte, die Behandlung der Wäsche, Anweisung zum Färben der Zeuge und Garne und viele andere nützliche Rezepte.

Wilh. Jowien in Hamburg.

---

884 Im **E. A. Fleischmann's** Buchhandlung (A. Rohsold) in **München** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Novellen

von Ferdinand Kürnberger.

Zweiter Band.

Elegant broschirt. Preis 2 fl. 18 kr. = 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Drei Tage in Pyrmont. Der Dichter des Don Juan. Zwei im Felde. Die Waldfrau. Auf einer Bergpartie. Der Kuß.

---

712 Bei **A. A. Credner**, k. k. Hof-Buch- und Kunsthändler in **Prag**, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Franz Klutschak,

Auf der Reichenberg-Pardubitzer Bahn ins Gebirge.

Ein Büchlein für Touristen. Mit einem Kärtchen. 12. 1860. 6 fl. 60 kr. öst. W. = 1 Thlr. Das Kärtchen apart 20 kr. öst. W. = 4 Sgr.

Musikalische Neuigkeiten.

!!! Noch nie so beispiellos billig geboten!!!

Gute und neue Musikalien für Pianoforte.

400 Seiten grösstes Notenformat.

„Statt 20 Thlr. nur 1 1/2 Thlr.“

853 Nur von **G. Stangel** in Leipzig zu beziehen.

Mustersammlung v. Original-Compositionen

für das Pianoforte, leichter und mittlerer (keiner schweren) Gattung von C. M. v. Weber, Czerny, Kalkbrenner, Marschner, Reissiger, Rheo, Schubert, Jac. Schmidt, Chwatal, Burkhardt, Hohnet etc.

400 Seiten größtes Notenformat nur 1 1/2 Thlr.

Nur zu beziehen von **G. Stangel** in Leipzig durch alle Buchhandlungen.

Unseren Abonnenten

offeriren wir

auf das Eleganteste ausgeführte

Einband-Decken

in englischer Leinwand

mit reicher Goldpressung

nach neben dargestellter höchst gelungener Zeichnung

von **Jul. Schnorr**

per Stück

je für 1 Band = 26 Nummern bestimmt

nur 20 Sgr. oder fl. 1. 10 kr. rhein.

Wir können diese Decken als das **Geschmackvollste** bezeichnen, was seit langer Zeit im Fache der Buchbinder-Arbeit geliefert wurde. Der so ungemein **billige Preis** ist nur durch die Herstellung einer sehr großen Parthie ermöglicht.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an. Noch bemerken wir, daß die Decken nur in **brauner** Farbe zu haben sind.

Stuttgart. **Die Verlagshandlung.**

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 42.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

VI. Band.

III. Jahrgang.

Zweites Semester.

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, 14. Juli 1861.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich
Thlr. 1. — oder fl. 1. 45 kr. rhein.

Inhalts-Uebersicht.

Der Wechsel des Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

(Schluß.)

Was in jedem andern Falle Veranlassung zum Lachen gegeben hätte, mußte mir im gegenwärtigen Augenblicke als höchst peinlich erscheinen. Ich sah auf Alice, welche ihre Lippen zusammengepreßt hatte und bleicher aussah als gewöhnlich.

„Es thut mir wahrhaftig leid," sagte ich entschuldigend, „ich weiß wirklich nicht, wie das gekommen ist."

„Wenn Du das in der That nicht weißt," gab sie zur Antwort, „so hat es gar nichts zu sagen."

„Nur ist es mir höchst unangenehm, daß es heute Abend vorkam," sprach ich mehr zu mir selber, wie zu dem jungen Mädchen. „An sich wäre das Unglück nicht zu groß, ich muß warten, bis Dein Vater zurückkommt, oder ist vielleicht die Strömung so freundlich und treibt den Nachen langsam an's Ufer." Dazu machte diese aber durchaus keine



Ansicht von Schwalbach. Nach einer Photographie. (S. 666.)

Anstalten, vielmehr entfernte sich das kleine Fahrzeug schaukelnd immer weiter.

Ich mochte nicht wieder auf Alice sehen, denn sie blickte dem dahin fliehenden Boote mit einer Spannung in den Zügen nach, als seien wir beide oder sie allein von einem Sturme auf irgend eine einsame Insel verschlagen worden. Wie gesagt, ich schaute sie nicht an, doch war es nicht zu verhindern, daß ich ihre Worte hörte, obgleich sie sie kaum hörbar wie in tiefen Gedanken sprach: „Wenn er den Nachen nur nicht absichtlich fortschwimmen ließ."

Ich wandte mich rasch um und antwortete ohne Aufregung und in so einfachem Tone als mir möglich war: „Und warum soll ich den Nachen absichtlich haben schwimmen lassen?"

„Habe ich das gesagt?" fragte sie erstaunt.

„Vielleicht nur laut gedacht," entgegnete ich achselzuckend, „und in der ungegründeten Furcht, es verlange mich vielleicht darnach, eine Viertelstunde mit Dir allein zu sein, doch weiß ich," setzte ich bitter

hinzu, „daß es sich unter den jetzigen Verhältnissen nicht mehr schickt, ein Alleinsein mit Dir zu einem vertraulichen Gespräch zu benützen — die Zeiten haben sich geändert.“

„Allerdings haben sich die Zeiten geändert,“ sagte sie, „und wenn Du noch etwas Theilnahme für mich hast, so solltest Du Dir Mühe geben das nicht zu vergessen, aber das thust Du nicht. Du rufst die Vergangenheit hervor, um Dich und mich zu quälen.“

„Und womit rufe ich die Vergangenheit hervor?“

Sie heftete ihren düstern Blick auf den Nachen, welcher sich langsam immer mehr und mehr entfernte.

„Sa glaubst Du alles Ernstes,“ rief ich entrüstet, denn ich glaubte ihren Blick zu verstehen, „daß ich ein so einfaches Mittel, um nicht noch mehr zu sagen, angewandt hätte, um Dich zum Reden zu bringen.“

Sie gab darauf keine Antwort, sondern sagte nur nach einer Pause mit ihrer gewöhnlichen Ruhe: „Ich werde mich dort auf die Bank setzen; vielleicht hast Du die Freundlichkeit, hier am Ufer zu warten bis mein Vater kommt, um ihm zuzurufen, daß der Nachen von selbst losgegangen ist.“

„So soll es geschehen,“ gab ich kalt und trotzig zur Antwort, „wie das gnädige Fräulein befehlen, Sie dort — ich hier; vielleicht,“ fuhr ich wieder lachend fort, als ich sah, daß sie sich langsam entfernte, „hat trotzdem diese Insel nicht Platz für uns Beide — — für uns Beide,“ schloß ich, ein tiefes Weh im Herzen gewaltsam niederkämpfend, „ja für uns Beide, für die einst ein kleiner, armseliger Fußschemel groß genug war. — Ah, es ist unglaublich, wie das Glück Jemand verwandeln kann.“

Ich sah das junge Mädchen zusammenzucken und Miene machen, stehen zu bleiben, aber nur eine Sekunde, dann setzte sie ihren Weg nach den Bäumen zu fort und erhob nur ihre rechte Hand an die Stirne.

Ich hatte mir Anfangs Mühe gegeben, gelassen und kalt zu bleiben, als ich aber sah, wie sie mich so unbekümmert verließ, wie sie es sogar vermeiden wollte, auch nur ein gleichgültiges Gespräch mit mir zu führen, da wallte mein Blut heftig auf, da steigerte ich mich selbst durch quälende Gedanken und halblaute Selbstgespräche, da rief ich zuweilen ein Wort zu ihr hinüber, das sie hören mußte und auch gewiß hörte, obgleich sie that, als lese sie aufmerksam in ihrem Buche.

„Ah, sie hatte mich fähig gehalten, das Boot wegzustoßen und sie so zu zwingen mich anzuhören. Gott wußte, wie Unrecht sie mir wieder that. Also eine solche Meinung hattest Du von mir,“ rief ich lauter. „Gut denn, — wenn Du das wirklich glaubst, so sollst Du mich auch hören.“

Ich war der Baumgruppe, unter der sie saß, näher getreten, und sah, wie sie mit angsterfüllten Blicken das Buch in ihren Schooß sinken ließ und mich mit den stillen Augen in ihrem bleichen Gesicht anschaute.

„Ich schwöre Dir zu, Alice,“ fuhr ich mit bebenden Lippen fort, „daß ich nicht daran gedacht, Dich allein sehen zu wollen, aber da Du mich für fähig hältst, so Deinem Wunsche entgegenzuhandeln, da ich also Deiner Ansicht nach so gänzlich taktlos, so ohne alles Gefühl bin, und da dadurch das letzte Band zwischen uns zerrissen ist, sollst Du denn in der That noch ein Paar Worte von mir hören, vielleicht die letzten.“

„Sei es denn, die letzten,“ hauchte sie leise, aber mit einer Festigkeit in der Stimme hervor, die mich auf's Schmerzlichste berührte, — „ich bin in Deiner Hand.“

„O das bist Du nicht,“ rief ich rasch, „und wenn auch die Erinnerung an vergangene Tage Dich in meinen Augen nicht wie mit einem Heiligenschein umgeben, so bist Du ja die Tochter meines Wohlthäters und Herrn, und also gewissermaßen auch meine Herrin und Gebieterin. Sei deßhalb gnädig, wie es eine gnädige Gebieterin sein soll, und gestatte mir ein Paar Worte, die Dir vielleicht unangenehm sind, da sie Dich in eine Zeit zurückführen, deren Erinnerung Dir in Deinen jetzigen Verhältnissen und von mir berührt vielleicht doppelt schmerzlich sind.“

Das Buch war von ihren Knieen hinabgeglitten, sie hielt ihre Hände gefaltet und ließ ihr Haupt tief hinabsinken.

„Es war eine Zeit,“ sprach ich zitternd vor Aufregung, „wo zwei arme Kinder, die eine herzliche Neigung zu einander hatten, bei guten, freundlichen Menschen aufgenommen und von diesen wie ihre eigenen Kinder behandelt wurden. Es war ein Knabe und ein Mädchen, und dem Ersteren lächelte damals das Glück; er verließ seine Pflegeeltern ohne viel an das arme Mädchen zu denken, die allein zurückblieb, er war damals ein Kind und berauscht von seinem Glück, vergaß aber gewiß nicht seiner Jugendgespielin, und als er wieder von ihr hörte und sie später wieder sah, fühlte er erst recht, daß die Neigung zu ihr in seinem Herzen unvertilgbar war. — Sie schien etwas Aehnliches zu fühlen“ — Alice schauerte leicht zusammen. — „Gehen wir darüber hinweg,“ fuhr ich fort, „es ist nicht das, was ich sagen wollte, ich will nur etwas berühren, was vielleicht außer uns Beiden Niemand weiß. Das arme Mädchen hatte auch das Haus und die guten Leute verlassen, aber nicht um in ihr Glück zu gehen, sie war gegangen mit einem kleinen Bündel am Arme, aber mit festem Schritte, so lange man sie aus den Fenstern des Hauses noch sehen konnte, dann blieb sie an der Ecke des Gebäudes stehen, drückte ihre brennende Stirne an die kühle Mauer, benetzte die Steine mit ihren Thränen, und zog ein fein zusammengewickeltes Papier aus der Tasche ihres armseligen Kleides hervor, das sie tief in einer der Mauerspalten verbarg, dann hauchte sie einen Kuß darüber hin und ging nun wirklich davon.

„Was sie in der Spalte der Mauer verborgen, war ein Talisman, der den Knaben immer und immer wieder zu der Mauer dieses alten Hauses hinzog, sie hatte ein Paar Worte dazu gesprochen, die, wie er wohl fühlte, mit seinem Leben im innigsten Zusammenhange stehen mußten.“

„Ja,“ sagte das junge Mädchen, „ja!“

„Sie hatte dort Etwas verborgen, das sie später wieder suchen wollte, später, wenn sie einmal mit ihm wieder dorthin zurückkehren würde, sollte das aber nicht der Fall sein, so wollte sie es zurücknehmen, wenn sie einmal recht, recht unglücklich geworden wäre — aber der Himmel segnete sie, wie sie es verdiente: ein glänzendes Schicksal hob sie aus der Tiefe der Armuth auf die strahlende Höhe des Lebens, sie war glücklich in jeder Beziehung — ja in jeder Beziehung,“ rief ich schmerzlich aus, als ich bemerkte, wie sie leise ihr Haupt schüttelte, „sie rechnete leicht und willig mit ihrer Vergangenheit ab, sie schwamm mit Behagen auf dem prächtigen Strome des Lebens — ohne rückwärts zu blicken. — Ihm wurde es nicht so gut; wenn sich auch sein Leben glücklich gestaltete, so konnte er doch nicht vergessen was er verloren, so konnte er doch das liebe Bild seiner Jugendgespielin nicht aus seinem Herzen reißen, und als er einst wieder, von dem Talisman mächtig angezogen, schmerzlich bewegt ihn suchte und fand, glaubte er, ihn zum Troste in seinem Unglück nehmen zu dürfen. Er dachte damals nicht, daß ihm dieser Talisman keinen Segen bringen würde, und daß ein Augenblick komme, wo er ihn wie jetzt wieder von sich lassen werde.“

In heftigster Erregung, mit zuckenden Lippen hoch erglühend sprechend hatte ich das kleine Kreuzchen hervorgeholt, und ließ es nun langsam zwischen ihre zusammengefalteten Finger gleiten mit dem schmerzlichen Ausrufe: „Nimm' es zurück, Alice, es ist das Liebste, was ich auf der Welt besaß, o, ich bin ärmer wie damals.“

Hatte ich gehofft, sie würde mir ein gutes Wort erwiedern? hatte ich geglaubt, ihr Herz würde sich dem Jugendgespielen wieder öffnen? ich weiß es nicht mehr genau, und doch mußte ich von dieser Hoffnung erfüllt gewesen sein, denn ich blickte sie erschreckt an, als sie stumm und unbewegt vor mir sitzen blieb, ich schlug meine Hände zusammen, als ich ihre kalten Worte vernahm: „Es mußte so kommen, es ist ja nicht anders möglich.“ — Ah, ich war tief empört, die unaussprechliche Liebe zu ihr, die jedes meiner Worte beseelt hatte, fühlte ich sich in Haß verwandeln. „Ja,“ rief ich im Tone der Entrüstung, zwischen dem, mir unbewußt, ein tiefes schneidendes Weh durchklang: „Das war es allein, was ich noch mit Dir abzumachen hatte, und deßhalb segne ich den Zufall, der Dich zwang, mich anzuhören, jetzt aber,“ setzte ich meiner selbst kaum mehr mächtig hinzu, „soll Deine hohe Person auch nicht länger beengt sein durch meine Gegenwart, der unbedeutende arme junge Mensch weicht seiner reichen und mächtigen Gebieterin —“

Ich wußte in diesem Augenblicke nicht, was ich that, das Blut stieg mir bedeutend in den Kopf, ich stürzte von Alice weg an das Ufer des Sees, ich sprang in's Wasser, nicht um mir den Tod zu geben, sondern um sie, durch Anwendung des einzig möglichen Mittels, mit ihrer Herzlosigkeit und ihrem Hochmuthe allein zu lassen. — —

So viel ist mir noch erinnerlich, daß ich hinter mir einen lauten Aufschrei zu vernehmen glaubte, auch daß ich ein Drittel der Strecke, die mich vom Ufer trennte, kräftig schwimmend zurücklegte, dann umfing mich plötzlich statt des heitern, sonnigen Tages tiefe, schwarze Nacht, die für mich schmerzlich zerrissen wurde von grell zuckenden Lichtern, die aus meinem Kopfe hervorzubringen schienen — — — —

Das wäre für mich beinahe der letzte Wechsel des Lebens gewesen, doch mag sich der freundliche Leser, der mir bisher mit einigem Interesse gefolgt, beruhigen.

Die vorliegenden Aufzeichnungen sind nicht aus nachgelassenen Memoiren, sondern von mir selbst erzählt, und bis zu einem Zeitpunkt dem Wohlwollen des geneigten Lesers übergeben, wo die Wechselfälle meines Lebens eine weichere Form anzunehmen schienen, und damit auch das allenfalls vorhandene Interesse an den früheren mehr oder minder verschwinden müßte.

Es sei aber ferne von mir hier plötzlich abzubrechen, nachdem ich mich kopfüber in's Wasser gestürzt; dieß wäre vielleicht nur einigermaßen zu entschuldigen am Ende eines ersten Bandes, oder wenn ich die für den Leser vielleicht nicht trostreiche Aussicht auf eine Fortsetzung dieses Buches auf ein „Zwanzig Jahre später“ damit verbände.

Der Nervenaufregung, in der ich mich befand, folgte nach meinem Sprunge in das kühle Wasser eine zu heftige Reaktion, so daß ich von einer Ohnmacht überfallen wurde, die mich zum weiteren Schwimmen unfähig machte, und mich auf die Tiefe des Sees niedersinken ließ. Alice war im höchsten Schrecken aufgesprungen, und als sie mit einem gellenden Aufschrei nach dem Ufer des Sees stürzte, kam glücklicher Weise Herr von Steinfeld und mein Pflegevater aus dem Walde zurück. Ihnen folgte eine Anzahl Leute, die zum Fällen einiger großen Eichen bestimmt waren, und zu diesem Zwecke neben ihren Aexten und Sägen große Taue mit eisernen Haken bei sich führten; so allein war es möglich, daß man mich aus dem Wasser zog, worauf ich in das Landhaus getragen wurde. Als ich wieder vollständig zur Besinnung kam, glaubte ich zu träumen; ich lag in meinem Bette so müde und abgespannt, daß ich kaum meine Augenlider zu erheben vermochte, und als ich dieß doch endlich mühsam that, ließ ich sie gleich darauf wieder zufallen, um ein angenehmes Traumbild, das mir erschien, nicht verschwinden zu machen.

An einem der Fenster nämlich saß Alice in einem Fauteuil und schien Etwas zu betrachten, das sie in ihrer Hand hielt. O, der Ausdruck ihres Gesichtes war so ganz anders wie früher, daß es in der That nur ein Traumbild sein konnte, was ich vor mir sah. Die zurückschreckende Ruhe, ja, ihre entschlossene, finstere Miene war verschwunden, sie hatte ihre schwellenden Lippen leicht geöffnet, und ein seliges Lächeln flog über ihre nicht mehr so bleichen Züge.

Als ich meine Augen wieder schloß, war auch das schöne Traumbild verschwunden, und ich seufzte tief und schmerzlich auf. Da rauschte Etwas leise gegen mein Lager zu, eine weiche Hand legte sich auf meine Stirne, und die von derselben ausströmende Wärme ließ mich tief erschauern.

Ich blickte auf — und, o Seligkeit — ich hatte nicht geträumt. Alice beugte sich auf mich herab, das Lächeln verschwand nicht von ihren Lippen, nur füllten sich ihre Augen mit Thränen, als ich mit matter Stimme sagte: „Sind wir denn Beide nicht mehr auf der Welt?“ denn dort konnte sich ja nicht Alles so wunderbar und schnell verwandeln.

„Es hat sich auch Nichts verwandelt, mein lieber Eugen,“ gab sie mit einem Tone der Stimme zur Antwort, der mich mit Entzücken erfüllte. „Es war vorher Alles schon, wie es sein mußte, aber Dein Talisman, den ich Dir hiermit zurückgebe, hat den bösen Bann gebrochen, jetzt wird Alles gut werden.“

Ich kann nicht beschreiben, wie unnennbar glücklich mich ihre Worte machten, und mit welchem Entzücken ich das kleine Kreuzchen zwischen meine Hände nahm, das sie mir gab, nachdem sie es vorher an ihre Lippen gedrückt. — Hastig wollte ich mich emporrichten, wollte fragen, doch legte Alice wieder sanft ihre Hand auf meine Stirne, indem sie lächelnd sagte: „Ich habe den strengen Befehl Dich nicht sprechen zu lassen, was sollen auch Deine Fragen, siehst Du nicht in meinen Augen, daß ich glücklich bin, und sollte Dich das nicht ebenfalls zufrieden machen?“

„Gewiß,“ sagte ich kopfnickend, „gewiß, mein innig geliebtes Mädchen. Dieser Glanz in Deinen Augen, das Lächeln auf Deinen Lippen, wie kann ich mir etwas Glückverheißenderes denken?“

„So will ich jetzt meinem Vater sagen, daß es Dir besser geht,“ entgegnete sie, und ließ mir zögernd ihre Rechte, die ich mit meinen beiden Händen festhielt.

„Meine Alice!“

„Ja, Eugen, — ich darf jetzt wieder gegen Dich sein, wie mein Herz spricht.“

„Meine Alice?“

„Ja, Eugen.“

Sie sträubte sich nicht, als ich sie sanft an mich zog, und meine Lippen die ihrigen suchten, dann aber richtete sie sich hastig auf, strich ihr reiches, blondes Haar aus ihrem flammenden Gesichte, und verließ nach einem langen, innigen Blicke auf mich das Zimmer.

Da ich übrigens sehr schwach war, und auch dieses glückselige Wiedersehen angegriffen hatte, so schlossen sich meine Augen wieder, freilich nur in der Absicht, um das Bild des geliebten Mädchens und den glücklichen Ausdruck ihres Gesichtes recht fest halten zu können, doch erschien mir schon nach ein paar Sekunden ihr Haupt wie mit einem Glorienscheine umgeben. Dann sah ich sie von einer großen Engelschaar umringt, es wallte und wogte um mich her immer höher und höher, während ich mit einem unaussprechlich behaglichen Gefühle immer tiefer und tiefer sank — in die Arme eines tiefen und gesunden Schlafs.

Als ich daraus endlich erwachte und verwundert um mich blickte, sah ich meinen Pflegevater neben dem Bette sitzen, blickte ihn erstaunt, ja ängstlich an und fragte ihn hastig, ob er schon lange bei mir gewesen. Hatte ich von dem geliebten Mädchen am Ende doch nur geträumt. — „Und Alice war nicht hier?“ setzte ich hinzu, ehe er noch die Frage von vorhin beantworten konnte, „oder habe ich das nur geträumt.“

„Beruhige Dich,“ gab er mir mit einem frohen Lächeln zur Antwort, „sie war vor ein paar Stunden hier, und etwas sehr Angenehmes, das Dir wahrscheinlich begegnet, hast Du nicht geträumt.“

„Gott sei Dank! und Alice?“

„Wird später mit ihrem Vater wiederkommen, vorher aber möchte ich Dich fragen, was das eigentlich für unverantwortliche Geschichten gewesen sind, um da Kopf über in's Wasser zu springen? Deine Gründe dazu brauchst Du mir nicht anzugeben, die hat Alice ihrem Vater klar und offen mitgetheilt.“

„Und Herr von Steinfeld?“ fragte ich in höchster

Spannung: „o, ich beschwöre Sie, mir zu sagen, ist er sehr böse auf mich? Was habe ich von ihm zu fürchten?"

„Nun," gab er zur Antwort, nachdem er mich ein paar Augenblicke mit komischem Ernste angeblickt, „da er seiner Tochter erlaubt, diesen unsinnigen jungen Menschen zu pflegen, so kannst Du vielleicht daraus abnehmen, daß sein Zorn gegen Dich gerade nicht groß sein muß. Halt! halt!" fuhr er lebhaft fort, als er sah, daß ich mich aufrichten und sprechen wollte, „nur keine Deklamationen, zuerst und alles Ernstes will ich unter Verpfändung Deines Ehrenwortes wissen, in welcher Absicht Du in den See gesprungen, junger Mensch," setzte er sehr ernst hinzu, „ich will nicht hoffen, daß —"

Ich verstand seine Befürchtung und es beschlich mich ein peinliches Gefühl, dann aber sagte ich mit Festigkeit: „Bei dem Andenken an meine gute Pflegemutter schwöre ich Ihnen, daß ich in den See sprang, um durch Schwimmen das Ufer zu erreichen, und so Alice von meiner Gegenwart zu befreien. Schmerzlich bewegt bei der Erinnerung an die Unterredung mit ihr," setzte ich hinzu, „o, sie gab mir klar und deutlich zu verstehen, wie überlästig ich ihr war."

„Wie überlästig Du ihr warst," wiederholte er kopfnickend, „daß sie Dich haßte, daß sie, die reiche Erbin, nun wohl hauptsächlich aus diesem Grunde den armen, jungen Menschen von sich stieß? He, Herr Sausewind, die Erinnerung an all' die Theilnahme und innige Zuneigung, die Dir das gute Mädchen früher bewiesen, waren aus unserem stürmischen Herzen verschwunden; Alice, die aus einem dunkeln, dürftigen Leben durch einen guten, aber sehr ernsten Vater nun plötzlich zu Glanz und Reichthum erhoben wurde, zu einer Stellung, in welche sich ihr einfaches, demüthiges und bescheidenes Herz noch immer nicht recht finden konnte, sollte mit dem jungen Herrn, deß Glück von ihrem Vater erst noch gemacht werden muß, sogleich einen kleinen, zierlichen Roman beginnen, ein Verhältniß fortsetzen oder auf's Neue wieder anknüpfen, von dem sie denken konnte, ihr Vater werde demselben nun und nimmermehr seine Zustimmung geben. — Wer hätte ahnen können, daß er großherzig genug ist anders zu denken?"

„So denkt er gut für uns," rief ich, in einen Freudenruf ausbrechend.

„Stille davon, junger Herr," erwiederte Herr von Schwanefeld, und seine Stimme klang rauh und polternd wie immer, wenn ihn ein Gefühl übermannte, von dem er fürchtete, daß es im Stande wäre seine Augen zu verdunkeln, — „stille davon, man wird einen jungen, unbesonnenen Menschen noch genauer kennen lernen und ihn veranlassen wollen, sich durch eigene Kraft eine Stellung im Leben zu erringen, ehe man ihm auch nur die geringste Hoffnung auf den Besitz des edelsten und besten Mädchens macht. Foi de gentilhomme! Das wird man, und wenn man nicht wollte, würde ich mich dafür dringend verwenden. Ich — Viktor von Schwanefeld, der —" setzte er nun auf einmal mit auf's Herzlichste verändertem Tone und sonderbar glänzenden Augen hinzu, „aus dem armen Jungen da einen tüchtigen Kerl gemacht hat."

„Dazu sage ich Amen!" hörte ich jetzt plötzlich die ernste und milde Stimme des Herrn von Steinfeld aussprechen, der, Alice an der Hand führend, leise in's Zimmer getreten war. „Ein etwas größeres Vertrauen zu mir," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er meine beiden Hände ergriffen und sie herzlich drückte, „hätte meinem armen Mädchen manche bittere Stunde und Dir selbst den fatalen Wassersprung —"

„Nur in der Absicht an's Ufer zu schwimmen," fiel ihm Herr von Schwanefeld rasch in's Wort.

„Erspart, anderntheils aber achte ich es auch, daß er erwartend stillgeschwiegen."

Bei so wunderbar schönen Hoffnungen und bei so sorgfältiger Pflege erholte ich mich in kurzer Zeit wieder vollständig, und verlebte dann hier noch eine Zeit so herrlich, so glücklich, daß sie wohl die süßeste Erinnerung meines Lebens bleiben wird, dann aber sollte ich meinen letzten forstwissenschaftlichen Kursus auf der hohen Schule beendigen, und dann noch ein Jahr lang auf irgend einem großen Gute das praktisch anwenden, was ich theoretisch gelernt.

Nach einem herzlichen Abschied verließ ich das Landhaus, und blickte erst wieder zurück, als ich die gegenüberliegende Anhöhe erreicht hatte. Heute sah ich von hier eine helle Gestalt auf dem Balkon stehen, welche mir einen herzlichen Gruß nachwinkte.

Herr von Steinfeld und mein Pflegevater, welche beide keine großen Freunde vom verlängerten Abschiednehmen waren — Herr von Schwanefeld hatte schon den ganzen Morgen so rauh und polternd mit mir gesprochen, daß ich daraus entnahm, sein gutes Herz sei nicht minder bedrückt als das meinige — ließen mich von hier mit der herzlich ausgesprochenen Hoffnung baldigen und frohen Wiedersehens allein meines Weges ziehen, und nun, lieber Leser, will ich auch Dir für dieses Mal die Hand zum Abschied reichen.

Einen schöneren Wechsel in meinem Leben, als er mir nach der vorgesetzten Zeit zu Theil wurde, werde ich doch wohl nicht im Stande sein, Dir aus meinen späteren Erlebnissen mitzutheilen.

Ende.

Bäder und Badeleben.

VI.

Schwalbach.

Von

Dr. Geuth.

(Zu dem Bild S. 653.)

Das in dem quellenreichen Taunusgebirge, in dem Herzogthum Nassau gelegene Eisenbad Schwalbach — auch Langenschwalbach genannt — gehört zu den ältesten Bädern Deutschlands. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts dem berühmten Arzt Tabernämontanus durch Zufall bekannt geworden und von ihm zunächst in Schutz genommen, erfreute sich dasselbe einer so raschen Verbreitung seines Namens, daß schon nach einigen Jahrzehnten die ersten Familien damaliger Zeit zu seinen Kurgästen zählten. So sahen wir die Landgrafen von Hessen-Kassel, Darmstadt und Rottenburg, die Grafen von Nassau und Taxis regelmäßig zur Sommerszeit an dem Orte. 1584 hatte sich der in der Reformationsgeschichte so bekannt gewordene Kurfürst August von Sachsen mit seinem ganzen Hofstaate zur Kur dahin begeben. Mit 209 Pferden war derselbe von Dresden ausgezogen, und kam nach achtzehntägiger Reise in dem benachbarten Eltville an, in welchem er, weil in Schwalbach selbst das erforderliche Logis fehlte, sein Absteigquartier nahm. Von 1648 bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts glänzt Schwalbach in der Reihe der ersten Luxusbäder Deutschlands. Die vornehme Welt gab sich hier Rendezvous, nicht nur um ihre Gesundheit zu pflegen an den herrlichen Quellen, sondern vornehmlich um sich an Spiel und Tanz, an Theater und Konzert, an Jagd und Schwänkereien zu ergötzen. Die Fürsten von Nassau-Weilburg und Thurn und Taxis brachten stets ihre aus sechzig Mann bestehenden Musikgesellschaften sowie ihre Operntruppen mit hierher, und vereinigten an ihren gastlichen Tafeln alltäglich sechzig bis achtzig Personen. Bezeichnend ist, daß auf den täglich stattfindenden Bällen nur der Adel tanzen durfte, die Nichtadeligen aber hinter den Stühlen stehen mußten. Das Hazardspiel florirte in Schwalbach, wie man es jetzt in Baden und Homburg kaum findet: über dreißig Spieltische standen in dem Alleesaale; ja, man spielte sogar während des Brunnentrinkens in einem eigens hiezu neben dem Weinbrunnen aufgeführten Gebäude. Die Tagesordnung war die, daß man früh sechs oder sieben Uhr den Brunnen besuchte, meist in leichtem Morgenanzuge. Die Juden hatten daselbst einen eigenen Platz, der sogar durch eine Aufschrift bezeichnet war. Von acht bis neun Uhr war die Badezeit. Den Rest des Vormittags brachte man in dem „Indensaale" zu, in welchem geraucht werden durfte. Die Hauptmahlzeit fand um elf Uhr Statt, und bildete eine der wesentlichsten Beschäftigungen des Tages. Nach derselben ging man in die Allee, in den großen Spielsaal an derselben, oder in den sogenannten Kaisersaal, in welchem Modewaaren- und Juwelenhändler aus Genf, Paris, Brüssel, Nürnberg, Frankfurt, Italien ihre Waaren aufgelegt hatten. Die Nachmittage benützte man außerdem zu Ausflügen, besonders in das durch seine dunkeln, verschwiegenen Alleen so einladende Schlangenbad. Auf dem Rückwege gegen fünf bis sechs Uhr sprach man regelmäßig auf der „Schwalbacher Börse" an, einer Stelle des Marktplatzes, auf welcher die Tagesneuigkeiten verhandelt wurden. Gegen sechs bis sieben Uhr besuchte man den Brunnen wieder, und zwar im größten Putze, mit Reifrock und Perrücke; nur der Degen mußte — einer daselbst angeschlagenen Polizeiordnung zu Folge — um blutige Streitigkeiten zu verhüten, zu Hause gelassen werden. Die Abendmahlzeit wurde um acht Uhr eingenommen, und dann der Ball, das Konzert oder Theater besucht.

Originell war die Art, wie man die Ankunft der Fremden bekannt machte: „Und damit man," heißt es in den Amusements des eaux de Schwalbach, „auch erfahre, wann eine vornehme Person im Bad angekommen, so hat ein alter ausgedienter Soldat eine kleine Festung aufgeworfen: die Wälle herum sind mit Büchsen und kleinen Kanonen bepflanzt, welche er, wenn er ein Fuhrwerk oder einen Reiter auf dem Berge gewahr wird, von der Seite, wo er herkommt, losbrennt."

1653 vermählte sich zu Schwalbach der Herzog Philipp Wilhelm von Neuburg — späterer Kurfürst zur Pfalz — mit der Landgräfin Amalie zu Hessen-Darmstadt, nachdem letzter dahier zur katholischen Konfession übergegangen war. Unter den bemerkenswerthen Gästen des gefeierten Bades seien noch genannt aus früheren Jahrhunderten: Feldmarschall Tilly, Math. Merian, der Philosoph Leibnitz, welcher in Schwalbach unter dem Einflusse Boineburg's seine Denkschrift schrieb: „Bedenken, welcher Gestalt securitas publica interna et externa und Status praesens im Reich jetziger Umstände nach auf festen Fuß zu stellen", worin den deutschen Fürsten die Nothwendigkeit eines gemeinsamen Handelns Frankreich gegenüber — die Bildung einer „deutschgesinnten" Allianz — auf's Wärmste an's Herz gelegt wird; ferner die Kurfürsten von Mainz und Trier; aus neuerer Zeit: der Kaiser Franz und die Erzherzoge Karl und Joseph von Oesterreich, der König Wilhelm, der Herzog Adam und Prinz Friedrich von Württemberg. — Heutigen Tages ist Schwalbach das Favoritbad der Russen und Engländer (die einzige Stadt St. Petersburg hatte 1860 nicht weniger als 98 Familien — 340 Personen — dahin geschickt). Die Gesammtzahl der jährlichen Kurgäste beträgt gegenwärtig zwischen 3000 und 4000.

Die sämmtlichen Mineralquellen Schwalbach's (zehn an der Zahl) gehören zur Klasse der alkalisch-erdigen Eisenwasser. Das Eisen ist gegen die höchst geringe Quantität von Salzen vorherrschend. Der Gehalt an freier Kohlensäure ist sehr bedeutend (bis zu 52 Kubikzoll in 1 Pfund Wasser). Zum medizinischen Gebrauche wird verwendet: der Wein-, Stahl- und Paulinenbrunnen, und zwar sämmtliche zum Trinken, sowie zum Baden. Die Quellen liegen in einem schönen, sorgsam gehaltenen Parke ganz nahe bei den Logierhäusern. Zu den bemerkenswerthesten hiesigen Einrichtungen gehört das herzogliche Badhaus, welches in der wissenschaftlichen Welt allgemein als eine Musteranstalt bekannt ist. Sämmtliche Bäder werden darin mit Dampf geheizt.

Spiel und Theater sind jetzt zwar verschwunden, das hiesige Publikum ist aber darum kein weniger gesuchtes geworden. Während vor hundert und mehreren Jahren die vornehme Welt Schwalbach zum Tummelplatz ihrer Leidenschaften ausersehen hatte, stellt sie sich gegenwärtig daselbst ein, um in einfacheren Verhältnissen auf kurze Zeit auszuruhen von dem der Natur so ganz und gar entfremdeten Treiben größerer Städte, und Stärkung zu trinken zu neuen Strapazen des Lebens.

Die beigegebene Abbildung Schwalbachs ist von der Westseite aufgenommen; im Vordergrunde sieht man den Weinbrunnen und das Badhaus.

Die Vertheidigung des südwestlichen Deutschlands.

Von einem deutschen Offizier.

(Zu den beiden Karten S. 656, 660 und 661.)

In neuerer Zeit wird das alte Thema der mangelhaften Vertheidigung vom südwestlichen Deutschland wieder häufiger besprochen. Wir könnten fragen, warum sich gegenwärtig solche Stimmen vernehmen lassen, da das Kaiserreich doch der Friede ist, und wir dem Kaiserreich, also dem Frieden, so nahe liegen. Hat sich denn nicht der kaiserliche Adler in eine Friedenstaube verwandelt, die an unseren Grenzen dem Rhein entlang fliegt und ihren Oelzweig zu uns herüberhält? Aber das Kaiserreich ist nicht der Friede und der Adler wird nimmer zur Taube, darum beherzigen wir das alte Sprüchwort der Römer: Wenn du den Frieden willst, so rüste dich für den Krieg.

Es ist die schwankende Lage, welche uns ein Gefühl der Unbehaglichkeit einflößt und uns veranlaßt, feste Punkte zu suchen und zu fassen; die nöthigen Stützen aber fehlen und daher die wiederholten Stimmen um Abhülfe.

Indem wir diese Tagesfrage, welche für uns nahezu eine brennende ist, hier zur Erörterung bringen, glauben wir einem allgemeinen Wunsche zu begegnen. Es handelt sich um die Vertheidigung von Oberschwaben, das vom Bodensee bis Rastatt jedem Angriff bloßgestellt ist; es handelt sich um Ausfüllung der Lücken im Vertheidigungssystem von Südwestdeutschland.

Wir müssen den Leser mit unseren Schwächen bekannt machen, wobei wir übrigens keine ängstliche Diskretion zu beobachten haben; denn diese Schwächen sind jenseits des Rheins längst erkannt und werden seiner Zeit gut benützt werden, wir wollen aber auch der verschiedenen Heilmittel erwähnen, welche für diesen kranken Theil unseres Vertheidigungssystems vorgeschlagen wurden.

Die Festungen im Vertheidigungssystem des südwestlichen Deutschland.

Außer der Bundesfestung Mainz, welche dem nord- wie dem süddeutschen Vertheidigungssystem angehört, treffen wir auf dem linken Ufer des Rheins zunächst die Festung Germersheim mit ihrem noch unvollendeten Brückenkopf auf dem rechten Ufer; die Bundesfestung Landau, welche in Verbindung mit Germersheim der Stellung an der Queich die Anlehnungspunkte gibt; auf dem rechten Ufer Rastatt, welches gleichsam einen Pfeiler bildet von der Stellung der Murg zu derjenigen der Queich. Diese Bundesfestung soll einer größeren Truppenmacht als Stützpunkt bei ihren Bewegungen dienen; von hier aus soll sie zum Angriff vorgehen und in ihr soll sie Schutz finden können, wenn sie sich einem Angriff entziehen will. Den gleichen Zweck, nur in größerem Maßstabe, hat Ulm. Dieser Waffenplatz ist das Objekt, auf welches der zur obern Donau vorrückende Feind lossteht.

Auf der langen Strecke von Rastatt bis Basel befindet sich kein fester Punkt mehr auf dem rechten Rheinufer, während sich im festen Straßburg mit seiner vollständigen Ausrüstung für 100,000 Mann leicht eine Angriffsarmee sammeln läßt, die in das Rheinthal dringen kann. Die stehende Brücke bei Kehl erleichtert trotz der angebrachten Drehbrücken den Uebergang und gestattet dem Angreifer, der durch seine überlegenen Festungswerke bald in den Besitz der Brücke kommen wird, noch außerdem die Benützung des Schienenwegs.

Den Franzosen gehört die Stellung der Lauter als Grenze gegen Rheinbayern; dieselbe hat als Anlehnungspunkt rechts das mit Erdwerken befestigte Lauterburg, links den wichtigen Waffenplatz Bitsch und in der Mitte Weissenburg. Die ganze Stellung bildet einen Bogen, dessen zugehöriger Mittelpunkt in Straßburg liegt. Außerdem liegt zwischen dieser Stadt und Lauterburg das Fort Louis am Rhein, ferner haben die Franzosen Neubreisach befestigt, um einem möglichen Uebergang von Altbreisach aus zu begegnen. Das Fort Mortier, 500 Schritte vom Rheinufer entfernt, beherrscht die Uebergangsstelle und das Fort Beauhub, auch „Salzbüchsle" genannt, die nach Kolmar führende Straße. In zweiter Linie liegt dort noch Schlettstadt. Unweit der basler Grenze liegt die frühere Festung Hüningen, deren Futtermauern in Folge des pariser Friedens zwar gesprengt wurden, deren Erdwerke aber in kurzer Zeit wieder brauchbar gemacht werden können, so daß Hüningen gleichsam einen vorgeschobenen Posten von Belfort bildet. Während also Frankreich seine Grenze der Lauter und dem Rhein entlang gedeckt hat durch Bitsch, Weissenburg mit seinen Linien, Lauterburg, Fort Louis, Straßburg, Schlettstadt und Neubreisach, befinden sich auf deutscher Seite nahe beisammen die drei Festungen Landau, Germersheim und Rastatt, von da aufwärts bis Basel ist aber gegenwärtig kein fester Punkt, da der kleine Brückenkopf bei Kehl nicht wieder zählen kann.

Dieser Umstand muß einem Feinde zu einladend erscheinen, als daß er ihn nicht benützen sollte, und dieß um so mehr, wenn nur Staaten zweiten Ranges an seiner Grenze liegen, deren ganze Existenz durch seinen Uebertritt bedroht ist. Der Feind wird die Schwarzwaldpässe, welche durch das Kinzig-, Elz- und Dreisamthal führen, zu forciren suchen und kann nicht lange daran gehindert werden, denn der Vertheidiger hat keinen Haltpunkt in der Rheinebene. Die Straße, welche von Freiburg durch das Höllenthal am Titisee vorbei über Neustadt und Löffingen nach Donaueschingen zieht, bildet die wichtigste der Operationslinien des Feindes, weil sie ihn auf dem kürzesten Wege vom Rhein zur Donau führt. Der Eingang zu dieser Straße hätte schon längst durch die Befestigung von Freiburg gesperrt werden können. Im jetzigen Augenblick kann diese Versäumniß nicht nachgeholt werden, denn nur ein Waffenplatz, der Offensivbewegungen in größerem Maßstabe gestattet, würde diesen hochgestellten Raum des obern Rheinthales zu decken im Stande sein. Zur Erbauung einer solchen Festung bedarf es aber Zeit und Geld; und da über den ersten dieser beiden Faktoren unser Nachbar verfügen wird, so sind wir der Sorge für den letzteren überhoben.

Eisenbahnen.

Durch diese modernen Straßen werden die großen strategischen Operationen zwar nicht bedingt, aber stark beeinflußt. Vermittelst der Eisenbahnen sollen größere Massen schnell auf das Kriegstheater geschafft und dort unter sich in Verbindung erhalten werden. Abtheilungen, die weit auseinander liegen, sind schnell zu konzentriren oder an gewisse Punkte zu werfen, noch ehe der Feind diese erreicht. Die Verpflegung kann leichter aus rückwärts gelegenen Magazinen geschehen; zum Vorrücken sollen die Bahnen die Bedürfnisse herbeischaffen und beim Rückzug den Troß wegführen, überhaupt lästige Fuhrwerkskolonnen ersetzen.

Betrachten wir nun die Eisenbahnnetze zu beiden Seiten des Oberrheins. Auf französischer wie deutscher Seite führen Schienenwege im Rheinthal abwärts von Basel bis Mannheim; während nun diesseits nur eine Linie in östlicher Richtung nach der Bundesfestung Ulm sich erstreckt, gehen dort drei Bahnen in's Innere des Landes. Die südlichste verbindet Mühlhausen mit dem starken Waffenplatz Belfort, theilt sich hier in zwei Zweige, wovon der eine zur Festung Besançon, der andere über Vesoul und Langres nach der Hauptstadt zieht. Die mittlere führt an dem großen Lager von Chalons vorbei, und die nördliche Linie, welche bei Forbach die deutsche Grenze erreicht, geht zur Festung Metz und schließt sich unweit Nancy der mittleren Bahn an. Die französische Eisenbahn im Rheinthal steht dadurch mit der Hauptstadt sowie mit einem großen Theil der Festungen und Hafenplätze in direkter Verbindung. Alle Vortheile, welche die Schienen für einen Feldzug bieten, sind bei dieser Anlage gesichert, und in kürzester Zeit können auf diesen drei Bahnen große Heermassen an Frankreichs Grenze geworfen werden; durch die Rheinthalbahn und die ihr parallele Metz-Epinal-Bahn bleiben sie unter sich in Verbindung und es wird dem Feinde leicht, an seinem wahren Uebergangspunkt im richtigen Moment eine überlegene Masse zu dirigiren. Diesem strategischen Eisenbahnnetz hat das südwestliche Deutschland eine einzige Linie entgegenzustellen, welche, von Wien über München und Ulm kommend, bei Bruchsal in die Rheinthalbahn einmündet, ohne daselbst mit den Festungen Germersheim und Landau in unmittelbarer Verbindung zu stehen. Die Bahn Basel-Waldshut wird erst von Werth, wenn sie ihren östlichen Anschluß erreicht hat. Die Nachtheile, welche für uns durch den Mangel eines weiteren Schienenweges entstehen, welcher direkt vom Rhein zur Donau oder von Straßburg über den Schwarzwald nach Ulm führt, und eines solchen, welcher die feindlichen Operationslinien hinter dem Schwarzwald durchschneidet, liegen klar vor Augen. Hat der Feind das obere Rheinthal besetzt, in welchem wir uns aus Mangel an festen Punkten nicht lange werden halten können, und sind wir von unserer Vertheidigungslinie am Rhein zurückgegangen, um den Schwarzwald durch Aufstellungen hinter den Defileen zu vertheidigen, so stehen dem Feinde vier Operationslinien offen, welche ihn zur Donau und zum Neckar führen. Es sind dieß:

1) Die Straße von Lörrach den Rhein aufwärts nach Waldshut und von da durch das Wutachthal nach Donaueschingen; für Seitenkolonnen der Weg durch das Wiesenthal.

2) Das Thal der Dreisam mit dem Höllenpaß. Den Weg von Freiburg nach Donaueschingen legt jede Truppengattung in zwei Märschen zurück. Beim Anfang des Höllenthales führen drei Wege durch Eschbach, Ibenthal und Wagensteig auf die Höhe des Gebirges, welche zur Noth von leichter Artillerie befahren werden können.

3) Die Straße durch das Kinzigthal, welche bei Offenburg eintritt und bei Biberach die Schönebergerstraße von Lahr her aufnimmt; sie theilt sich bei Hausach in drei Zweige. Der südliche führt durch das Gutachthal über Hornberg, die Nußbacherberge nach Villingen; der östliche geht über Wolfach das Kinzigthal entlang nach Schiltach, Alpirsbach und zum obern Neckar, der nördliche von Wolfach durch das Schappacherthal über Rippoldsau auf den Kniebis; diese Pässe sind für jede Truppengattung gangbar.

Die Verbindung dieser Operationslinie mit der vorhergehenden wird durch das Elzthal und die davon ausgehenden Straßen hergestellt. Von Steinach im Kinzigthal führt ein beschwerlicher Weg in das obere Schutterthal und von da nach Ettenheim und Kenzingen; besser ist die Straße von Haslach nach Elzach, dagegen sind Hornberg und Triberg durch weniger gute Straßen mit dem Elzthal verbunden. Von letzterer Stadt aus gelangt man über Schönwald und Furtwangen, wo die von Bleibach über Simonswald führende Straße einmündet.

4) Die Operationslinie der Rench, im strategischen Bereich von Straßburg liegend, führt sie von Appenweier oder Renchen über Oberkirch nach Oppenau; hier theilt sich die Straße in drei Zweige, wovon der erste als schmaler Vizinalweg nach Allerheiligen und dem rothen Schliff zieht, der zweite als kurze aber steile und beschwerliche Steige auf den Roßbühl führt, welcher zwischen der Schwaben- und Schwedenschanze erreicht wird, und der dritte über Griesbach auf den Kniebis zur Alexanderschanze und bis nach Freudenstadt sich fortsetzt. Die Straße ist für alle Waffengattungen brauchbar.



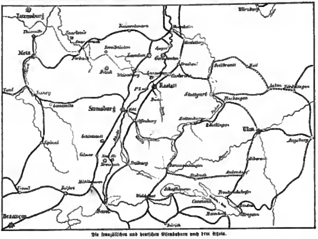
Commodore von Wüllerstorf-Urbair. Nach einer Photographie. (S. 667.)



Amerikanischer Bürgerkrieg. Einzug von Oberst Ellsworth's Feuerwehr-Zuaven in Alexandrien. (S. 666.)



Der große Brand von Southwark (London), Cotton's Wharf am Sonntag Morgen um 2 Uhr. (S. [illegible])



Die französischen und deutschen Eisenbahnen nach dem Rhein.

Die Linie von Oos über Baden, Gernsbach, Herrenalb nach Pforzheim kann eine Operationslinie werden, wenn die Stellung der Murg bei Gernsbach durchbrochen wird.

Wir wissen nun nicht, ob der Feind eine dieser Operationslinien wählt, oder ob ihn der Vortheil eines Ueberganges bei Schaffhausen zum Betreten des neutralen Schweizergebietes verlockt, in beiden Fällen aber treffen uns die Nachtheile, welche aus der Lückenhaftigkeit des Eisenbahnnetzes entspringen.

Für den ersten Fall ist eine Parallelbahn von Waldshut über Donaueschingen zum Neckar mit einem nördlichen Anschluß an den Main von großer strategischer Wichtigkeit, denn sie durchschneidet die oben bezeichneten Operationslinien und hat deren Ausmündungen vor der Front. Der Vertheidiger kann diese Bahn benützen nicht nur während des Kampfes im Schwarzwald, sondern auch, nachdem er in seine neue Vertheidigungslinie, deren Hauptpunkte die Stellungen bei Donaueschingen und Saulgau bilden, eingerückt ist. Die Fortsetzung der württembergischen Bahn von Rottenburg aufwärts ist deshalb sehr zu wünschen. Die zweite, nicht minder wichtige Bahn wäre von Kehl nach Offenburg durch das Kinzigthal zur obern Neckarbahn; sie liegt in der Hauptoperationslinie, geht vom Mittelpunkt der französischen Operationsbasis zum ersten Objekte an der Donau, d. h. von Straßburg nach Ulm. In's Innere des Landes führend und in der Mitte zwischen der Schweizergrenze und der Murgstellung gelegen, müßte sie dem Vertheidiger die wesentlichsten Vortheile bieten.

Der zweite Fall, nämlich die Ueberschreitung des Rheins bei Schaffhausen, erfordert eine Bahn, welche Donaueschingen auf dem kürzesten Weg mit Ulm verbindet, und wäre hier die Linie über Stockach nach Aulendorf besonderer Rücksicht zu empfehlen.

Die Stellungen von Donaueschingen und Stockach, welche bei einem Uebergange des Feindes auf das rechte Rheinufer gut besetzt und auf's Aeußerste vertheidigt werden müssen, erhalten eine wesentliche Verstärkung durch eine Bahn, welche diese beiden Punkte unter sich und mit Ulm verbindet. Diese, sowie die Linie Friedrichshafen-Bregenz, sind zur raschen Herbeiziehung von Truppen aus Bayern und Oesterreich eine strategische Nothwendigkeit.

Befestigung des Schwarzwalds.

Der Schwarzwald mit dem Rhein ist gleichsam der von der Natur angelegte Wall und Graben, welcher die rückwärtigen Lande vor einem westlichen Feinde schützen soll. Wenn die menschliche Kunst dieses natürliche Bollwerk vervollständigt und wenn auf dem Wall die richtigen Stellen gewählt werden, um ihn zu vertheidigen, so dient er als sehr starke Wehr gegen den Feind.

Der Schwarzwald reicht in südlicher Abdachung bis zum Rhein; zwischen seinen westlichen Abhängen und diesem Strome liegt die breite Rheinebene; gegen Norden fällt er allmälig ab; im Osten grenzt er an das Hochland der Donau- und Neckarquellen. Dieses ist überall zugänglich, in den verschiedensten Richtungen mit Straßen durchzogen und gestattet die Anwendung aller Waffenarten.

Die Hauptstöcke des Gebirges sind der Feldberg zwischen dem obern Rhein und der Dreisam; der Kandel zwischen der Dreisam und der Elz; der Brogen als Wasserscheide zwischen Donau und Rhein; der Kniebis zwischen der Rench und der Murg, und der Dobel zwischen der Murg und der Enz.

Die größeren Flüsse entspringen in den Hauptstöcken des Gebirgs, laufen zuerst in tiefen Schluchten, dann in engen Thälern, welche erst nach dem Eintritt der Seitenthäler breiter werden. Die Straße im untern Theil des Thales steigt meist sanft an, überschreitet häufig den Fluß, der sich von einer Seite zur andern wendet, und bietet einer ins Gebirge sich zurückziehenden Truppe nicht selten günstige Aufstellungspunkte. Im obern Thale ist die Straße gewöhnlich in eine Bergwand eingeschnitten und bildet dadurch einen Engpaß, welcher eine ernsthafte Vertheidigung gestattet, beim Uebergang auf das Plateau werden die Seitenwendungen niedriger, bis sie sich zuletzt verlieren.

Wir haben bei Aufzählung der feindlichen Operationslinien die Hauptstraßen angegeben, welche vom Rhein zur Donau und zum obern Neckar führen, neben diesen und eben ebenso aus ziehen aber noch viele Nebenstraßen und sonstige Wege in derselben Richtung zum Hochlande und bilden für Seitenkolonnen gangbare Wege. Von eigentlichen Paßsperrungen kann daher bei der Befestigung des Schwarzwaldes nicht die Rede sein, nicht einmal von nachhaltiger Vertheidigung eines Abschnittes, denn in wenigen Stunden kann jeder umgangen werden. Für unsere auf der Höhe des Schwarzwaldes lagernden Truppen kann es aber von großem Vortheil werden, wenn kleinere Werke, wie Erdschanzen mit Palisaden, Blockhäuser, Thürme, dazu verhelfen, die feindlichen Kolonnen in ihrem Vordringen aufzuhalten, weil wir dadurch Zeit gewinnen, den bedrohten Punkten zu Hülfe zu kommen, und uns mit frischen Kräften auf den aus den Engpässen vorrückenden Feind zu werfen.

Wir gehen nun zur Angabe derjenigen Punkte über, welche zu Befestigungen oder Paßsperrungen als geeignet bezeichnet werden.

Geht der Feind auf der Straße von Basel nach Waldshut vor, so hat er die Gebirgsbäche Wehra, Murg und Alb quer zu überschreiten, er kommt gegen den Vertheidiger, der hier benützbare Aufstellungspunkte findet, in Nachtheil. Dringt er dennoch vor, so würde ein Werk auf der westlichen Seite von Waldshut, in welchem einige Geschütze placirt werden können, gute Dienste leisten, da es die Widerstandsfähigkeit dieses Städtchens bedeutend erhöht.

In das Wiesenthal münden bei Schönau zwei Straßen von Müllheim und Staufen ein, auf diesen könnten feindliche Kolonnen vorrücken, um dem durch das Wiesenthal nach Donaueschingen sich zurückziehenden Vertheidiger den Rückzug abzuschneiden. Es sind deshalb kleine Posten bei Steinach, Multen und Wieden oder die Anlage eines Werkes bei Schönau empfohlen worden.

Bei St. Blasien treffen alle Wege, welche das südwestliche Ende des Schwarzwalds durchziehen, zusammen und gehen bei Seebruck am Schluchsee wieder auseinander; es wäre also an diesem Orte, der hinter dem Paß liegt, eine Verschanzung anzubringen, ebenso wäre die Steige von Neustadtingen durch einen geeigneten Posten zu sperren.

Der Raum zwischen der Dreisam und Elz mit seinen Verbindungswegen müßte einige Werke erhalten, welche die engen Thäler beherrschen, so bei St. Peter, um die Anfänge des Glotter- und Eschbachthales zu vertheidigen; beim Ursprung des Ibenthales, bei St. Märgen und nördlich von Breitenau; bei Ladhof kann der Kolonnenweg des Elzthales, welcher durch Simonswald führt und beim Punkt „Ob der Steig“ der Austritt aus dem Höllenthal gut gesperrt werden.

In der Abtheilung der Kinzig würde zunächst ein Werk oberhalb Hausach den Eingang zum Gutachthal und die Straße nach Wolfach beherrschen, und ein Posten bei Schönwald wäre gegen die Kolonnen gerichtet, die dort das Hochland ersteigen wollen. Die Stellung auf dem Brogen könnte wesentlich verstärkt werden durch ein permanentes Werk beim Brogenwirthshaus mit einem vorgeschobenen Posten auf der Benzebene, durch ein kleines Werk auf dem linken Flügel beim Galgenhof und ein Werk auf der Höhe von Schiltach.

Die Zugänge zum rothen Schloß bei Allerheiligen, zum Roßbühl und zum Kniebis sollten durch kleine Werke gedeckt werden, die Schwaben- und Schwedenschanze auf dem Roßbühl und die Alexanderschanze auf dem Kniebis zeigen noch Spuren ihrer Anlagen.

Um der Stellung auf dem Kniebis einen Rückhalt zu geben und zugleich das obere Murgthal zu schützen, müßte Freudenstadt vertheidigungsfähig gemacht werden.

Die hier angegebenen Befestigungen und Paßsperrungen würden das Vordringen des Feindes zwar verzögern aber nicht aufhalten, es erscheint deshalb als dringendes Bedürfniß, im Rücken des Schwarzwaldes, da, wo die Operationslinien zusammenlaufen, einen Waffenplatz mit offensivem Element, aber ein verschanztes Lager anzulegen, aus welchem die Vertheidigungsarmee gegen den aus den Defileen debouchirenden Feind losbrechen könnte. Ein solches Lager hat den Zweck, die in ihm aufgestellte Streitmacht, aber nicht den Raum selbst, auf dem sich diese befindet, gegen die feindlichen Angriffe zu sichern; es muß nach allen Seiten hin Front machen, damit es nicht umgangen werden kann; seine Linien müssen deshalb eine verhältnißmäßig große Ausdehnung haben und doch so gut wie unangreifbar sein, zu den Verschanzungen müssen sich noch Hindernisse des Bodens gesellen, die manche Theile ganz unzugänglich, andere schwer zugänglich machen. Ein Terrain, welches diese Vortheile bietet, ist bei Donaueschingen zu finden; dort also wäre das verschanzte Lager zu errichten.

Vertheidigung des Schwarzwaldes.

Wir setzen hier den Fall voraus, daß die Neutralität der Schweiz geachtet werde und glauben, diese Voraussetzung nicht ohne Grund machen zu dürfen. Durch die Annexirung Savoyens an das französische Kaiserreich haben sich die Beziehungen der Schweiz zu diesem Staate wesentlich geändert und sind jedenfalls nicht freundlicher geworden. Wird die von Europa garantirte Neutralität durch Frankreich verletzt, so müssen die Schweizer die Waffen zur Hand nehmen und gegen denjenigen wenden, der ihr Recht antastet, sie müssen Feinde Frankreichs werden. Dieses möchte sich aber wohl besinnen, eine bewaffnete Macht, wie die Schweiz gegenwärtig eine solche aufzuweisen hat, durch Betreten des neutralen Gebietes auf die Seite seiner Feinde zu treiben.

In Folgendem soll nun der Gang der Vertheidigung in allgemeinen Umrissen gezeichnet werden.

Unsere erste Vertheidigungslinie ist der Rhein, dessen Ueberschreitung zwischen Straßburg und Basel versucht werden wird. Diesen Uebergang müssen wir mit aller Macht wehren; Eisenbahn und Telegraph werden uns gute Dienste dabei leisten. Hat der Uebergang begonnen, so werden die entfernten Truppen durch den Telegraphen benachrichtigt und auf den Schienen schneller zur Stelle geschafft, als der Feind den Strom überschreiten kann. Wird der Uebergang dennoch bewerkstelligt, so decken wir den Eingang der Thäler am westlichen Abhang des Schwarzwaldes. Die Rheinebene selbst, obwohl schöne Gefechtsstellungen bietend, ist für entscheidende Operationen zu schmal, und der obere Theil dieser Ebene könnte nur dann als Vertheidigungsraum benützt werden, wenn ein bedeutender Waffenplatz vorhanden wäre. Wird auch unsere zweite Vertheidigungslinie forcirt, so ziehen wir uns hinter die Defileen zurück, und hier bietet das Terrain dem Vertheidiger folgende großartige Aufstellungen.

1) Die Stellung auf dem hohlen Graben. Der Gebirgsrücken, welcher die Bäche, die südlich zur Wutach und nördlich zur Dreisam und Elz fließen, von einander trennt, heißt der hohle Graben; er erstreckt sich von dem Hofe gleichen Namens über den Weißenbühl und die Hubwart zur Hallensteige. Die Pässe, welche aus den Seitenthälern der Dreisam und Elz auf die Höhe führen, laufen sämmtlich über den hohlen Graben, der auf seiner Platte eine große Freiheit der Bewegung gestattet und seine Rückzugslinie nach Donaueschingen hat. Diese Stellung beherrscht sowie das Operationssystem der Dreisam. Um sie gegen einen etwaigen Angriff von Süden zu schützen, könnte noch eine Aufstellung erfolgen, welche den Titisee und die Gutach vor der Front, Lenzkirch als linke und den Rothwasserhof als rechte Flügelanlehnung hat.

2) Die Stellung auf dem Brogen. Der Mittelpunkt wird durch das Wirthshaus auf dem Hauptrücken des Gebirges gebildet; der linke Flügel lehnt sich an den Galgenhof, der rechte an das Dorf Aichhalden an. Die innere Verbindung ist durch einen Weg von diesem Dorfe über Sulzbach nach dem Brogen und von da über die Sommerau nach dem Galgenhof hergestellt, die Verbindung nach rückwärts durch die Hauptstraße nach Villingen, sowie durch Straßen nach Rottweil und Oberndorf. Werden noch Posten auf der Benzebene und der Schiltacherhöhe vorgeschoben, so hat der Vertheidiger eine ausgezeichnete Stellung, da hier die Hauptoperationslinie im Kinzigthal, sowie alle Zugänge, die aus diesem Gebiet auf die Höhe führen, aufgenommen werden.

3) Die Stellung auf dem Kniebis erstreckt sich von Allerheiligen über den Roßbühl nach Kniebis. Die Pässe aus dem Renchthal, sowie die Straße durch das Schappacherthal über Rippoldsau gehen auf diese Stellung zu. Oben ist die Bewegung frei und eine gute Straße führt nach Freudenstadt.

4) Die Murgstellung mit Rastatt als Mittelpunkt bildet den Zusammenhang zwischen dem ober- und mittelrheinischen Vertheidigungssystem. Durch den Lauf des Flusses von Steinmauern an wird diese Stellung gebildet.

5) Die Stellung auf dem Dobel mit den Dörfern Rothensol, Neusatz und Dobel nimmt die Straße auf, welche von Gernsbach nach Pforzheim, also von der Murg zur Enz führt, und die nach dem Durchbruch der Murgstellung eine Operationslinie wird.

6) Die Stellung bei Wolterdingen zugleich die Zentralstellung des ganzen Vertheidigungssystems. Die Front dieser Stellung erstreckt sich von Thannheim bis Hüfingen längs der dominirenden Höhe, sie ist bis Bräunlingen durch den Weiherbach und von da bis Hüfingen durch die Breg gedeckt, an dieses Flüßchen lehnt sich auch der linke Flügel, während der rechte den Wald von Thannheim nach Neberauchen besetzt hält. Besondere Posten würden bei Döggingen und auf der Höhe von Klengen stehen. Diese Stellung, gleich weit entfernt vom hohlen Graben und dem Brogen, faßt alle Linien auf, welche durch den südlichen Schwarzwald vom Rhein zur Donau gehen; daher auch der Name: Zentralstellung. Sie bildet den Mittelpunkt für eine Vertheidigungsarmee, welche hier im verschanzten Lager einen überlegenen Feind ruhig abwarten kann; von diesem Punkte aus wird durch kleine Abtheilungen den feindlichen Kolonnen das Vordringen in die Defileen beschwerlich gemacht und das Hervortreten zur Schlachtlinie gewehrt.

Diese Stellung behält ihren großen strategischen Werth, auch wenn die Neutralität der Schweiz nicht aufrecht erhalten und der Rhein bei Schaffhausen oder Stein überschritten wird. In diesem Falle bildet sie eine starke Flankenstellung, und der Feind, nur einen Tagmarsch von Donaueschingen entfernt, kann nicht weit vordringen, ohne seine Rückzugslinie preiszugeben.

Um diese Zentralstellung zu einem verschanzten Lager umzuwandeln, bedarf es keiner großartigen Bauten. Die Dörfer, welche in der Front der Stellung liegen, müßten vertheidigungsfähig gemacht werden; auf der Höhe bei Hüfingen und sonst an den geeigneten Punkten wären Feldwerke anzulegen und Donaueschingen mit einer Umfassungsmauer zu versehen. Für die herzustellenden Holzbauten ist das Material zur Hand und die Arbeitskräfte können durch die Truppen selbst vermehrt werden.

Der Vortheil eines solchen Lagers bestände hauptsächlich darin, daß die aus verschiedenen Staaten zusammengezogenen Truppen sich an einander gewöhnen, und als Glieder Einer Armee sich zu einem geschlossenen Ganzen einigen.

Statt eines verschanzten Lagers bei Donaueschingen wurde vorgeschlagen, die Stellung bei Stockach zu verstärken und diese als Zentralstellung anzusehen. Der linke Flügel lehnt sich hinter der Stockach bei Espasingen an den Ueberlinger See, im Mittelpunkt stehen die Dörfer Mahlspüren und Raithaslach und der rechte Flügel reicht bis Neuhausen. Um dieser ausgedehnten Stellung die entsprechende Stärke zu verleihen, müßte sie gut befestigt werden; dann gehört sie aber weniger in die Kategorie der verschanzten Lager als der Linien und theilt auch deren Hauptmangel, nämlich daß sie nicht nach allen Seiten Front machen und daher umgangen werden können.

Erfolgt der Angriff vom Oberrhein und soll der Hauptstoß gegen die Donau geschehen, so werden die Truppen des siebenten und achten Armeekorps diesen Stoß aufzuhalten haben. Aber im Besitze der guten Schwarzwaldstellungen und in einer Stärke von 100,000 Mann werden sie auch einem überlegenen Feinde Stand halten. Nehmen die Operationen später einen großartigeren Charakter an und verstärkt der Feind seine Macht, so kann diesseits das Gleiche geschehen.

Von besonderer Wichtigkeit ist es noch, für den Fall Vorsorge zu treffen, daß unser stets gerüsteter Nachbar unerwartet und mit Uebermacht angreift.

Wir wollen diese Abhandlung nicht schließen, ohne noch einer weitern Defensivmaßregel zu erwähnen, welche nicht mit Unrecht in Vorschlag gebracht wurde, nämlich einer Flotille auf dem Bodensee. Schon im Jahre 1800 bestand eine solche unter dem Kommando des Engländers Williams, jetzt aber könnte sie in verbesserter Gestalt organisirt werden. Wenn es nicht unmöglich ist, daß französische Kanonenboote auf der Eisenbahn nach Schaffhausen geschafft, dort zusammengesetzt und in den Rhein gelassen werden, so ist auch die weitere Folge möglich, daß sie sich zu Herren des Bodensees machen, die Häfen zerstören und die Schiffe wegnehmen. Dieser Eventualität könnte durch Errichtung einer Flotille in Verbindung mit einigen Kanonenbooten, sowie durch Aufwerfen von Strandbatterien an den gefährlichen Punkten begegnet werden.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— Hermann Schmid, der Verfasser der reizenden Dorfgeschichten aus dem bayerischen Lande, hat in jüngster Zeit zwei starke Bände bei Fleischmann in München erscheinen lassen, von denen der eine sieben seiner Geschichten sammelt, eine Sammlung, in der auch das herrliche: „Eigner Herd“ aufgenommen ist, und der andere einen großen Bauernroman: „Das Schwalberl“ enthält; zwei Gaben, die im Augenblick, wo man sich aus dem Staube der Städte in die frische Luft des Landes begibt, doppelt willkommen sein dürften, da sie aus dieser Natur heraus gedichtet und dort recht anheimeln müssen. Beide Bücher werden wir selbstverständlich näher besprechen, nur möchten wir sie jetzt schon unseren naturflüchtigen Lesern in die Reisetasche stecken.

— K. F. W. Wander, Lehrer zu Hermsdorf im schlesischen Riesengebirge, hat eine dreißigjährige angestrengte Thätigkeit der Bearbeitung eines vollständigen deutschen Sprichwörterlexikons gewidmet, das nicht nur den in unzähligen, durch eine Reihe von Jahrhunderten hindurch erschienenen Sammlungen und Schriften der verschiedensten Art zerstreut niedergelegten, sondern auch den bisher noch ungedruckten und im Volksmunde umlaufenden gesammten „deutschen Sprichwörterschatz“ aller deutschen Volksstämme in übersichtlicher Ordnung zur Anschauung bringt und zum Gemeingut jedes gebildeten Deutschen macht. Das Lexikon wird mindestens 80,000 deutsche Sprichwörter und Redensarten enthalten und dadurch ein dringliches Bedürfniß befriedigen. Das Manuskript liegt der Hauptsache nach druckfertig vor, doch kann der Druck nicht früher begonnen werden, als bis die Kosten wenigstens theilweise durch Subskription gedeckt sind. Soll die dreißigjährige nationale Arbeit nicht für das Volk verloren sein oder sich in's Ausland flüchten, so muß Hülfe von denen erwartet werden, welche über die Mittel verfügen können, mit einem solchen Werke die Bibliotheken ihres Landes oder Kreises zu bereichern. Das ganze Werk, welches im Format des Grimm'schen Wörterbuches circa 140—150 Druckbogen umfassen und in Lieferungen erscheinen wird, wird auf 12 Thaler zu stehen kommen. Und damit das Werk noch immer mehr an Vollkommenheit gewinne, fordert der Verfasser Jeden auf, die im Volksmunde seines Ortes umlaufenden und noch nicht gedruckten Sprichwörter zu sammeln und sie ihm durch die Reichenthal'sche Buchhandlung in Hirschberg (Schlesien) zu übersenden. Auch die Bestellung der subskribirten Exemplare möge auf demselben Wege geschehen.

— E. von Bibra, der bekannte Reisende, bringt 3 Bände „Erinnerungen aus Südamerika“.

— Moritz Rapp, der tübinger Sprachforscher, hat sich wieder der Literaturgeschichte zugewandt und in 2 Bänden: „Das goldene Alter der deutschen Poesie“ dargestellt.

— Ein Tendenzroman in der Art des Hahn-Hahn'schen ist unter dem Titel: „Rom am Rhein“, Roman aus der Gegenwart, von einem Gläubigen, erschienen.

— A. von Sternberg hat drei Bände „Künstlerbilder“ erscheinen lassen.

— Von den Pertz'schen Monumenta Germaniae historica ist der XVII. Band so eben von der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ausgegeben worden. Die bisher erschienenen Bände betragen 1200 Bogen und kosten 200 Thaler. Mehrere Bände sind bereits ganz vergriffen.

— Die erste Nummer des „Neuen deutschen Theaterarchivs“ liegt vor uns. Das Blatt macht nach seiner äußeren Ausstattung einen sehr günstigen Eindruck, und kündigt sich in seinem Prospekt als ein durchaus unabhängiges Journal an, das vom Redakteur und Verleger (A. W. Hahn) auf eigene Hand unternommen worden. Das Archiv ist zwar zugleich Anzeiger für die [illegible], aber in keiner Weise das Organ einer Agentur. Wir hoffen, daß es ihm gelingen möge, seinen Prospekt zur Wahrheit zu machen, in das Wirrsal und den Schmutz der Theaterkritik Licht und Luft zu bringen: dazu ist vor Allem aber nöthig, sich unabhängige Referenten zu gewinnen; noch nöthiger aber, daß der Redakteur die deutschen Theater aus eigener Anschauung kenne, um dadurch beurtheilen zu können, wie weit seine Referenten zuverlässig sind. Die berliner Kritik des Blattes ist in guten Händen und wir finden namentlich rühmenswerth, daß die Kritiken sämmtlich unterzeichnet sind; dasselbe wäre aber auch für die Korrespondenzen wünschenswerth. Das Blatt bekäme dadurch etwas Ehrliches, Gerades, Offenes. Der Inhalt ist ein sehr reicher, mannigfaltiger und interessanter. Und so wünschen wir dem neuen Unternehmen, das eine schwierige Aufgabe hat, ein fröhliches Gedeihen.

— Das „Preußische Wochenblatt“, eine angesehene politische Zeitschrift, hat mit Ende Juni zu erscheinen aufgehört.

— Der Mannheimer Anzeiger theilt ein hofgerichtliches Urtheil mit, das für die Presse insofern Bedeutung hat, als darin entschieden ist, der Redakteur einer Zeitung sei nicht schuldig, sich als Zeugen darüber vernehmen zu lassen, wer der Verfasser eines Artikels seiner Zeitung ist. Ohne diesen Schutz wäre das Redaktionsgeheimniß eine Illusion. Das Mannheimer Amtsgericht hatte bereits den Redakteur des Anzeigers mit Zwangsmitteln bedroht, weil er sich weigerte, sich als Zeugen darüber vernehmen zu lassen, wer der Verfasser eines in seinem Blatte erschienenen Artikels sei.

Kunst und Alterthümer.

— Die englische Regierung hat dem Parlamente eine Bill zum Schutze des Eigenthums- und Verlagsrechts aller in den Bereich der schönen Künste gehörenden Gegenstände vorgelegt. Nach derselben sind Gemälde, Statuen u. s. w. absolutes Eigenthum des Künstlers während ihrer Lebenszeit und nach ihrem Tode ihrer Erben auf dreißig Jahre, so daß diese nur allein das Recht der Vervielfältigung und Kopirung ihrer Werke haben.

— Dr. von Eye, welcher sich schon früher durch die mit Dr. Jakob Falke gemeinschaftlich herausgegebenen faksimilirten Nachbildungen der Meisterwerke altdeutscher Holzschneidekunst mit Erläuterungen einen Namen gemacht, hat jetzt in der Verlagshandlung von J. C. Stein in Nürnberg (C. A. Dempwolff) ein ähnliches Werk erscheinen lassen: „Die Meisterwerke der Kupferstechkunst des fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts“. An Stelle der Faksimile's ist diesmal eine photographische Vervielfältigung der Originale getreten, die sich durch die Klarheit und treue Wiedergabe auch der feinsten Nüancen des Originals und durch die Wärme des Tones rühmlichst auszeichnen. Das Werk wird in Lieferungen erscheinen, von denen die beiden ersten Hefte bereits ausgegeben sind. Sie enthalten je vier Bilder: Ritter, Tod und Teufel von Albrecht Dürer; das sogenannte Hundertguldenblatt von Rembrandt; heroische Landschaft von J. G. Meyer; Bildniß von P. P. Rubens nach ihm selbst von Pontius; Grablegung von Andrea Mantegna; Melancholie von Albrecht Dürer, Tod der Maria von Rembrandt; Verspottung Christi, eigenhändige Radirung von A. van Dyck.

Bildende Künste.

— In Neapel wird ein Sommeramphitheater, auf 5000 Personen berechnet, gebaut.

— Bildhauer Fernkorn hat das lebensgroße Modell der Prinz-Eugen-Statue vollendet; es stellt den großen Feldherrn auf einem Pferde der brabantisch-spanischen Rasse dar, den Marschallsstab in der Hand. Unter den Füßen seines hochaufstrebenden Pferdes liegen Roßschweife und andere Symbole des Kampfes.

— Ende des Monats beginnt der Erzguß des Maria-Theresia-Monumentes für den Park der wiener Neustädter Militärakademie. Hans Gasser leitet selbst den Guß.

— Vor das Bankgebäude in Wien kommt ein siebzehn Fuß hoher Brunnen zu stehen, welchen Architekt Ferstel entworfen. Die Figurendarstellungen behandeln die Sage vom Donauweibchen.

— Hans Gasser hat den Auftrag, die kolossale Büste des Herzogs von Augustenburg zu modelliren.

— Der triester Schillerverein ist durch den Grafen Crenneville benachrichtigt worden, daß der Kaiser demselben eine Marmorbüste Schiller's schenken werde, mit deren Ausführung Bildhauer Greinwald in Wien betraut ist.

— Das Athenäum von Blenheim-Palace bringt einen Brief, in welchem behauptet wird, daß die in der kürzlich durch Feuer zerstörten Tiziangallerie in der Gemäldegallerie des Herzogs von Marlborough verbrannten 9 Bilder keine echten Tizian's gewesen seien. W. H. Ottley schreibt sie dem Alessandro Veronese, genannt Padovanino, zu, eine Ansicht, welche Dr. Waagen und Andere theilen; Passavant hält sie für Produktionen eines Schülers von Tizian.

— Professor W. Camphausen in Düsseldorf hat vom König von Preußen in Anerkennung seiner Leistungen im Gebiete der Historienmalerei die große goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst erhalten.

Musik.

— Liszt soll zum Oberintendanten der kaiserlichen Kammermusik in Paris ernannt werden.

— Auber, Meyerbeer und Rossini sind von den Kommissären der londoner Ausstellung eine Eröffnungskomposition zu schreiben aufgefordert, um damit Frankreich, Deutschland und Italien zu vertreten. Rossini hat abgelehnt, da er nicht mehr der heutigen Musikwelt angehöre.

— In Koburg wurde durch die herzogliche Hofkapelle die Ouverture zur Oper „Die Jungfrau von Orleans“ von dem jugendlichen Komponisten A. Langert aufgeführt. Die Komposition ließ sich durch frappante, rhythmische Gestaltungen und geistreiche Instrumentirung auszeichnen.

— Wagner's „Tristan und Isolde“ wird vorläufig in Karlsruhe noch nicht aufgeführt werden, da neue Hindernisse eingetreten sind.

Poesie.

— Paul Heyse hat dem Vernehmen nach ein Schauspiel „Ludwig der Bayer“ beendet und auch Geibel soll an einem der bayerischen Geschichte entnommenen Drama arbeiten.

— Elise Schmidt, die genialste Schriftstellerin unserer Zeit, hat ein neues Schauspiel geschrieben: „Brandenburgs erster Friedrich“. Sein Inhalt ist die Erwerbung der Mark durch die Hohenzollern. Das Schauspiel wird im Friedrich-Wilhelmstädter Theater in Berlin aufgeführt.

Bühne.

— Der Preis für das beste Schau- oder Trauerspiel aus der bayerischen Geschichte (in 200 Dukaten bestehend), welchen unlängst das einzig preiswürdig befundene Stück „Maximilian“ erhalten sollte, aber in Folge der Aufführung nicht erhielt, ist neuerdings ausgesetzt und der Termin bis Oktober 1863 eröffnet. Die Konkursbedingungen sind wesentlich modifizirt; es kann jedes Stück konkurriren, welches bis dahin auf der Bühne oder im Druck erscheint und zur Konkurrenz ausdrücklich eingesandt wird. Außerdem konkurriren auch Manuskripte mit und ohne Namen, so daß also die bisherige Anonymität gefallen ist. Die entscheidende Aufführung kann auf Wunsch der Verfasser selbst leiten, eine Bestimmung, welche durch die vielen szenischen Uebelstände veranlaßt sein dürfte, die bei der Aufführung des „Maximilian“ vorkamen und den Mißerfolg mit verursachten. Das darin liegende Peccavi wird dem Autor freilich nichts mehr helfen.

— Die Theater, welche nicht durch den starken Fremdendurchzug ihrer Städte die Kassen offen zu halten gezwungen sind, aber dieses flüchtige Publikum durch die Vorstadt- und Sommerbühnen abspeisen lassen können, feiern, und die Mitglieder, welche nicht ruhm- oder geldgierig sind, erfrischen die abgespannten Geistessehnen in Gottes freier Natur, um im Herbste mit neuen Kräften wirken zu können. Das Repertoir der abgelaufenen Saison des Burgtheaters zeigt, daß bei 299 Vorstellungen 24 neue Stücke zur Aufführung kamen: 6 Trauerspiele und 18 Lustspiele. Johanna Gray erlebte 5, Graf Hiob 8, der Goldbauer 6, die Grafen von der Esche und Michel Angelo 4, Heinrich von der Aue und Libussa 3 Aufführungen. Wir sehen daraus, daß keine Novität wirklich absolut durchgeschlagen. In dieser Saison trat Sonnenthal 160, Meixner 152, Baumeister 145, Beckmann 143, Förster 127, La Roche 126, Fräulein Beßler 119 und Frau Haizinger 109 Mal auf. Sonnenthal spielte die meisten Rollen, nämlich 68. Unser Theater, schreibt man uns aus München, hat in neuerer Zeit einige Aehnlichkeit mit einem Hotel, denn die Fremden und Gäste reichen sich die Thüre. Die vorige Intendanz hatte — ob bewußt oder unbewußt muß dahingestellt bleiben — dem Goethe'schen Grundsatz über Gastspiele gehuldigt, und sie beinahe völlig verbannt gehabt; die jetzige (noch immer provisorische) Bühnenleitung zeigt, daß die Extreme sich berühren und läßt die Gäste nicht zu Athem kommen. Einige Zeit ergoß sich eine wahre Sündflut von Balletkünstlerinnen, von denen Fräulein Gosati und Fräulein Friedberg allerdings als bedeutende Künstlerinnen einer solchen Auszeichnung würdig waren; die anderen, wie Fräulein Waldenberg, verschwanden wie sie kamen und ließen uns Fräulein Grantzow als Bereicherung unseres Personals zurück. In der Oper hörten wir jüngst die dramatische Sängerin La Grua, welche in „Norma“ und „Troubadour“, vorzüglich aber als Donna Anna im „Don Juan“ sich als eine Gesangskünstlerin und als dramatische Darstellerin ersten Grades erwies. Man schwankt, was mehr an ihr zu bewundern ist, die Kunst des Ansatzes, der Tonbildung, des unglaublichen Portaments, oder die technische Meisterschaft der Ausführung, die Seele des Vortrags oder die dramatische und plastische Wahrheit ihres Spiels. Unmittelbar an sie reihte sich das Gastspiel des Herrn Schnorr von Carolsfeld aus Dresden, in welchem die gütige Natur gezeigt hat, daß das beinahe schon mythisch gewordene Geschlecht der echten Tenore und heldenhaften Stimmen noch nicht völlig ausgestorben ist. Schnorr's Stimme ist, wie er selbst, kolossal, aber sie ist schön, wohlklingend, gut geschult und seine Leistungen in den Wagner'schen Opern „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ brachten eine in der That unbeschreiblich glänzende Wirkung hervor. Außer dem Florestan im „Fidelio“ sollte er Masaniello singen, als ein besonders eifriger Hofmarschall die Entdeckung machte, daß die Stumme in Neapel spielt und die Aufführung wegen der Verwandtschaft der Königin Marie mit unserem königlichen Hause Anstoß erregen könne. Die Stumme unterblieb also, und mit ihr Schnorr's weiteres Auftreten, der ärgerlich abbrach, weil er auch andere Partien singen wollte und nicht sollte, wie z. B. Johann im „Propheten“. Die Intendanz fürchtete nun selbst, der Heldentenor könnte unserem wackeren Grill das Spiel ganz verderben — ohne Grund, denn Grill ist ein in seiner Art nicht minder ausgezeichneter Sänger. — Im Schauspiele sahen wir zuerst Gennerl als Franz Moor, Nathan und Lear, einen Künstler, über welchen die Akten wohl feststehend geschlossen sind, und in diesen Tagen wird sein jugendlicher Rivale auf dem Gebiete der Charakterdarstellung, Lewinsky vom wiener Burgtheater, seinen Zyklus beginnen, darunter, wenn wir recht berichtet sind, neben Franz Moor und Shylock auch Richard III. Das Gastspiel des Herrn Sulzer von Hamburg, der in Iffland's „Jägern“ als Oberförster außerordentlich, als Wallenstein gar nicht gefiel, weil er wohl für's bürgerliche Fach genügt, für die Tragödie aber den Kothurn entbehrt, führte gleichwohl zu dessen Engagement. — An Neuigkeiten sahen wir seit dem unaussprechlichen Fiasko des „Dogen von Venedig“ nur Molière's „Geizigen“ in der gewandten Dingelstedt'schen Bearbeitung und Herrn Herz als trefflichen Harpagon. — Im dresdener Theater verhinderte die italienische Oper des Herrn Merelli, welche dort bei erhöhten Preisen gastirte, das Emporkommen von Neuigkeiten im Schauspiel. Man sah nur den „Goldbauer“ von der Birch-Pfeiffer neu und ein kleines einaktiges Lustspiel von Kläger: „Der Präsident“. Der Goldbauer gefiel nicht sehr. Das Alles hat uns die Birch-Pfeiffer schon in besserer Zusammensetzung geboten. Ihre Fabrikate werden entsetzlich matt und über alle Begriffe, ja bis zur Trostlosigkeit prosaisch. Das Publikum zollte den Darstellern, Herrn Maximilian und Herrn Quanter, einigen Beifall, aber schon beim zweiten Male war es leer im Hause. — Der Präsident gefiel durch lebendiges Spiel der Herren Abbe, Cantag und Fräulein Löhn. — Die sonst wackere Soubrette Fräulein Gallmeyer von Pest kann sich dort nicht halten, denn sie ist ganz Oesterreicherin, und so gern man in einigen Lokalpossen diesen Dialekt hört, wünscht man ihn doch nicht übertragen zu sehen in Stücke, wo alle übrigen Darsteller hochdeutsch sprechen.

— Jenny Lind ist wieder aufgetreten und zwar in einem Konzert in London.

— Die Direktion des Drury-Lane-Theaters hat einen Preis von 200 Pfund Sterling für ein-, zwei- oder dreiaktige Charakterstücke ausgeschrieben.

— Schiller's „Wallenstein“ wird für die ungarische Bühne bearbeitet — ein wunderliches Zeichen in dieser Zeit.

Naturkunde.

— Wien wird nun auch einen zoologischen Garten erhalten. Dr. Gustav Jäger und Alexander Ugner, welche bekanntlich einen Aquariensalon und einen Thiergarten bereits für die Oeffentlichkeit angelegt, haben ein Programm ausgegeben um einen Aktienverein zu gründen, und zwar mit 2500 Stück Aktien zu 100 fl.

Kultur und Wissenschaft.

— Dr. Vogel soll nach einem Artikel in Chambers Journal nicht ermordet sein, sondern als Großvezier im Dienst des Sultans von Wara leben.

— Die wissenschaftlichen Kreise Münchens treffen gefährliche Lücken. Lasaulx starb und Sybel hat den Ruf nach Bonn angenommen. Zur Wiederbesetzung von Lasaulx' ästhetischem Lehrstuhl sollte Vischer höchsten Orts ausersehen gewesen sein, die Berufung aber am Widerspruche der Universität gescheitert sein. Von anderer Seite wollte Carrière an die erledigte Stelle vorgeschlagen werden, und da auch dieß nicht durchzuziehen war, soll ein Kompromiß zu Stande gekommen sein, die Stelle vorläufig ganz unbesetzt zu lassen, und die von Lasaulx gelesenen Fächer von Carrière, Prantl und dem jungen tüchtigen Dozenten von Lützow versehen zu lassen. Sybel's Berufung nach Bonn und seine Annahme wird mit dessen politischer Richtung in Verbindung gebracht, worin an höchster Stelle gehende preußenfreundliche Mediatisirungsgelüste erkannt werden wollten.

Industrie, Handel und Verkehrsanstalten.

— Im Haag findet eine Nationalindustrieausstellung Statt, welche in vielen Zweigen die bedeutenden Fortschritte zeigt, die die holländische Industrie gemacht, andererseits aber auch die Schwächen, die sich schon bei der londoner und pariser Ausstellung gezeigt.

— In Wassili-Ostrow (Rußland) ist gegenwärtig eine glänzende Kunst- und Industrieausstellung, welche auf's Beste bethätigt, daß der Russe nicht mehr Alles vom Auslande zu holen braucht. Der Russe erfindet nichts, aber er ahmt mit großem Geschicke nach. Das Komite, welches für die londoner Ausstellung wählt, kann deshalb muthig an seine Arbeit gehen.

— Noch in diesem Jahre wird eine unterseeische Telegraphenlinie zwischen Schottland und Norwegen hergestellt werden, die dann ihre Fortsetzung in einer Linie von Schweden bis Kurland finden soll.

— Die bayerische Kammer hat in Sachen ihrer Eisenbahnen Anträge an die Regierung gestellt, und wünscht die Ausdehnung der Ostbahnen in der Richtung nach Bayreuth und Eger, Genehmigung einer Privatbahn von Neu-Ulm nach Kempten, Erweiterung der pfälzer Bahnen, und den Bau einer Bahn von Hof nach Asch, respektive Eger.

— Auf der württembergischen Bahn von Cannstatt, respektive Stuttgart nach Wasseralfingen, sind bereits Probefahrten gemacht worden.

— Die Bauten an der Brennerbahn von Venedig aus sollen möglichst beschleunigt werden, um die Strecke in kürzester Zeit eröffnen zu können: es sind zu diesem Zwecke Ingenieure und Arbeiter von Tirol dahin abgegangen, auch beabsichtigt man Militär dazu zu verwenden.

— Die badische Regierung hat die Konzession zur Erbauung einer Eisenbahn von Karlsruhe an den Rhein ertheilt.

— Die französische Regierung hat mit einer Gesellschaft einen Vertrag wegen Einrichtung eines regelmäßigen Dampfschiffdienstes zwischen Frankreich und China über Suez abgeschlossen. Die Regierung gibt einen Zuschuß von 8 Millionen Franken, wogegen die Gesellschaft verpflichtet ist, mindestens achtzehn Schiffe gangbar zu haben, und jeden Monat eines ankommen und eines abgehen zu lassen. Die Schiffe gehen über Saigon, von wo eine Seitenfahrt nach Manilla, der Hauptstadt der philippinischen Inseln, eingerichtet werden soll. — Die englische Regierung beabsichtigt einen regelmäßigen Dienst über Malta nach China einzurichten.

Gestorben.

— Senator Douglas von Illinois, am 3. Juni zu Chicago.

— John Murray, der bekannte Schmied von Gretna Green, am 25. Juni.

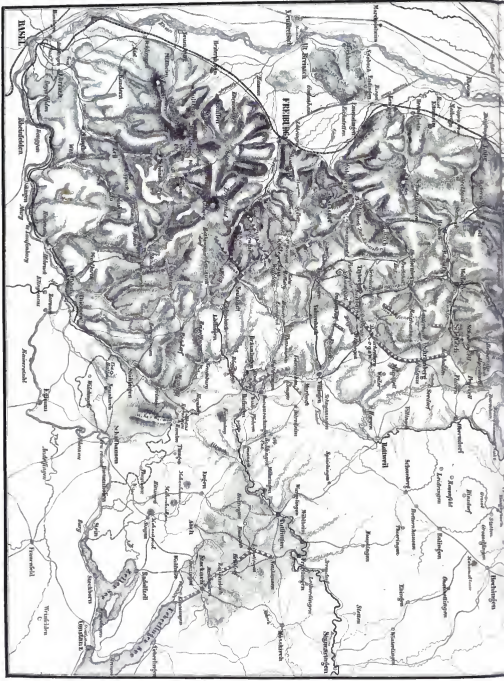
— Freiherr von Stifft, Unterstaatssekretär im Finanzministerium, in Wien, am 27. Juni.

— General Busetti, Kommandant der Nationalgarde Genuas, 80 Jahr alt, am 27. Juni in Modena.

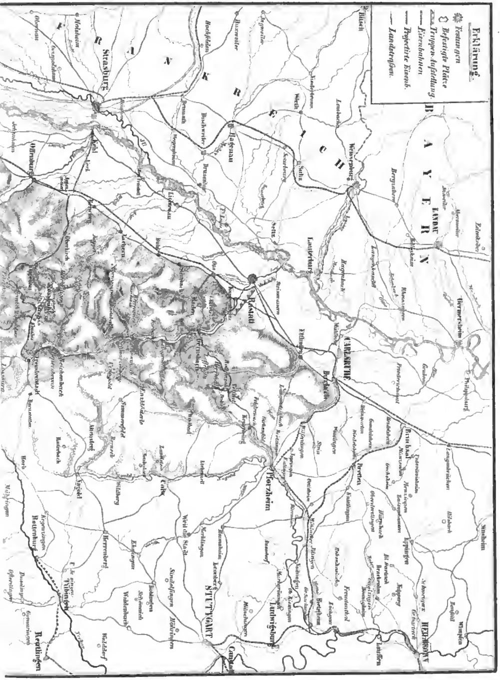
— Elisabeth Barrett Browning, englische Dichterin, am 29. Juni in Florenz.

— Dr. phil. Bernhard Beer, Vorsteher der israelitischen Gemeinde in Dresden, am 1. Juli.

— Professor Lipsius, Rektor der Thomasschule in Leipzig, am 2. Juli.



Karte des Schwarzwaldes mit den Projekten der Vertheidigung des südwestlichen Deutschlands. Von einem deutschen Offizier. (Text S. 658.)


Erklärung:
Festungen
Befestigte Plätze
Truppen-Aufstellung
Eisenbahnen
Projectirte Eisenb.
Landstraßen
FRANKREICH
BAYERN
Strasburg
Kehl
Offenburg
Hagenau
Weissenburg
Landau
Lauterburg
Rastatt
Baden
Carlsruhe
Durlach
Bruchsal
Bretten
Pforzheim
Calw
Stuttgart
Ludwigsburg
Heilbronn
Germersheim
Tübingen
Reutlingen
Rottenburg
Herrenberg

Zur Tagesgeschichte.

XI.

Die ungarische Adresse.

Der 2. Juli bezeichnet einen ersten Wendepunkt in der ungarischen Angelegenheit, den Anfang der Krise. Der Staatsminister v. Schmerling verkündigte den beiden Häusern des Reichsraths den Entschluß, welchen die Regierung der ungarischen Adresse gegenüber gefaßt hatte, theilte das königliche Reskript mit, welches in dieser Sache nach Pest abgegangen war, und appellirte, indem er dieß zur Kenntniß des Reichsraths brachte, damit faktisch an die Vertretung der anderen Hälfte des Reichs. Dieser Appellation wurde denn auch in ganz spontaner Weise entsprochen. Im Herrenhaus erhob sich Graf Clam-Gallas, um eine Resolution zu beantragen, worin das Haus aussprechen sollte, daß es jede Verletzung der Würde und der Rechte des Kaisers als einen Angriff auf das Reich betrachte, und die Regierung nicht bloß auf die zustimmende Hingebung dieses Hauses, sondern auch auf die thätige Mitwirkung des ganzen Reiches zählen dürfe. Dieser Antrag fand begeisterte Zustimmung, und auch das Unterhaus adoptirte denselben wenigstens in seiner Mehrheit. Das Herrenhaus sandte noch überdieß eine eigene Deputation an den Kaiser, um ihn seiner Loyalität zu versichern. Nicht bloß die Regierung, sondern auch die Reichsvertretung haben somit ein erstes Wort den Ungarn gegenüber gesprochen.

Freilich steht deßwegen eine endliche Beilegung des ganzen Zwists noch in weiter Ferne, und die Entschließung, welche die Regierung nach langen Verhandlungen endlich ergriffen hat, ist noch gar nicht materieller Art, sie betrifft eine bloße Vorfrage, nämlich unter welchen Modalitäten die Adresse vom Kaiser angenommen würde. Wie die Adresse aber beantwortet werden soll, welche Stellung die Regierung den Forderungen der Ungarn gegenüber einnehmen wird, bleibt nach wie vor in der Schwebe. Den Ungarn ist die Möglichkeit einer Retraktation gegeben, aber damit ist ihnen auch eine neue Frist verliehen, welche sie in beliebiger Manier wieder mit Grazie in infinitum zu verlängern im Stande sind.

Gleichwohl aber kann die kaiserliche Entschließung auch materiell nicht ohne Einfluß auf die Beschlußfassung des pester Landtags sein. Zum ersten Mal ruft die Regierung Ungarn ein Mene Tekel zu, zum ersten Mal erklärt sie den rücksichtslos Andrängenden, daß es eine Grenze gebe, über welche hinaus sie sich nicht drängen lasse, und diese Grenze ist offenbar keine andere, als die Verfassung vom Februar. Im kaiserlichen Reskript ist dieß nicht ausdrücklich gesagt, weil dieses bloß den formellen Grund angibt, warum die Adresse nicht angenommen wurde. Allein im Reichsrath haben die Minister oft genug ihr Wort eingesetzt, daß sie unverrückt an der Verfassung festhalten und jeder Beeinträchtigung derselben sich entgegensetzen werden, in dieser ihrer Haltung wissen sie sich unterstützt von der Reichsvertretung und von der Bevölkerung der außerungarischen, besonders der deutschen Provinzen, von diesem Standpunkt allein wird auch ihre Antwort auf die ungarische Adresse ausfallen können. Vielleicht hätte die Regierung auch dieß zugleich aussprechen können, sie hätte unzweifelhaft die Frage vereinfacht, die Krisis beschleunigt. Allein sie wollte nicht in denselben Fehler verfallen, in welchen der pester Landtag gerieth, sie blieb vorsichtig, um das Heft nicht aus der Hand zu verlieren, sie hielt sich bloß an die Frage der Form, welche zu verbessern dem Landtag anheimgegeben wurde, und stellte so diesem in versöhnlichster aber zugleich klügster Weise die weitere Initiative anheim.

Versöhnlich muß in der That der Schritt der Regierung in sofern genannt werden, als nicht wohl eine mildere Form denkbar war, unter welcher die unter allen Umständen unerläßliche Abweisung der Adresse erfolgen konnte. Zwar ist das Erbrecht des Kaisers als König von Ungarn, von welchem die Adresse Umgang genommen, in nachdrücklichen Worten gewahrt, die gegen dieses Erbrecht gerichteten Ausbrüche des Landtags als Ausfluß der Leidenschaftlichkeit der Redner bezeichnet, und die Adresse, „welche in Verletzung der königlichen Rechte nicht an den erblichen König von Ungarn gerichtet wurde", zurückgewiesen. Allein zugleich wird der Landtag aufgefordert, dieselbe Adresse in einer solchen Form zu unterbreiten, daß ihre Annahme der Würde des Herrschers entsprechen könne. Es soll also um des Formfehlers nicht die Adresse überhaupt zurückgewiesen, sondern sie soll angenommen werden, sobald nur jener Formfehler beseitigt ist. Der Kaiser drückte zugleich auch den lebhaften Wunsch aus, sich über die in der Adresse enthaltenen hochwichtigen Fragen offen zu äußern und versicherte schließlich die Stände seiner unveränderten Huld und Gewogenheit.

Allein gerade diese milde, bloß provisorische Ablehnung gewährt der Regierung einen ungeheuren Vortheil und bringt den Landtag in die mißlichste Position. Diesem ist die Initiative des Bruchs zugeschoben, aber so, daß, wenn er sich zum Bruch entschließt, er es unter den ungünstigsten Chancen thut. Er sieht sich genöthigt, entweder nachzugeben, die Adresse abzuändern, Franz Joseph als erblichen König anzuerkennen und somit seit dem Anfang des Kampfes den ersten Rückschritt zu thun, oder aber den Bruch unter Umständen zu wagen, die der Regierung von vornherein ein bedeutendes Uebergewicht sichern. Dem Landtag hätte nichts erwünschter sein können, als wenn die Regierung sofort die Adresse durch die Auflösung des Landtags beantwortet hätte; denn dann wäre die formelle und materielle Frage nicht unterschieden gewesen und in Pest hätte man behaupten können, daß die Reklamation der alten, verfassungsmäßigen Rechte durch die Auflösung beantwortet worden sei. Aber jetzt steht die Sache ganz anders. Ist jetzt der Landtag widerspenstig, und weigert sich, das Erbrecht Franz Joseph's anzuerkennen und zum mindesten auf den ursprünglichen Deak'schen Entwurf zurückzugehen, so ist die Regierung, wenn sie zur Auflösung schreitet, in viel günstigerer Lage. Nicht nur ist der Landtag materiell und formell im vollsten Unrecht, wenn er das Erbrecht Franz Joseph's nicht anerkennt, sondern die Regierung würde sich auch einmüthig von allen Parteien im Reich unterstützt sehen, auch von denen, welche um ihrer separatistischen Tendenzen willen es nicht verschmähen, zuweilen mit den Ungarn zu liebäugeln, mit diesen aber in der Verletzung der dynastischen Rechte freilich nicht mehr gemeinschaftlich gehen können. Der Landtag würde sich also auch seiner halben Freunde, die er noch außerhalb Ungarns besitzt, berauben, er würde sich ohne Zweifel auch um manche Sympathieen im eigenen Lande bringen, er würde endlich, wenn nicht Alles trügt, selbst in ein zwiefaches Feld von Meinungen sich spalten, denn schon die Unterschrift des ungarischen Ministers Bay und Szecsenyi's beweist, daß wenigstens die Altkonservativen sich dann von den andern Parteien trennen müßten. Aber freilich kaum übler ist die Lage des Landtags im Falle er nachgibt. Es müßte schon für den magyarischen Stolz etwas unerträglich Demüthigendes sein, alle jene Ausbrüche frechen Uebermuths und knabenhafter Ueberreizung eigentlich und förmlich zurücknehmen zu müssen, einen Tadel nicht bloß hinnehmen zu müssen, sondern auch als berechtigt anzuerkennen, dadurch, daß der gerügte Fehler verbessert wird, und in jedem Falle verliert der ungarische Landtag dadurch das Prestige seiner bisher jedem Hinderniß spottenden Triumphe, er muß sich zu einer Niederlage bekennen, an der das Schlimmste ist, daß er sie selbst sich beigebracht.

So steht Ungarn jetzt vor den Folgen seiner übermäßig leidenschaftlichen Adreßdebatte, und die Gegner sind gerechtfertigt, welche im Anfang von energischen Maßregeln abriethen, weil sie der Ueberzeugung waren, wenn man den Landtag gewähren lasse, so werde er sich selbst allmälig ad absurdum führen. Als damals das Unterhaus mit geringer Mehrheit den Teleki'schen, später von Koloman Tisza aufgenommenen Antrag, bloß eine Resolution zu erlassen, verwarf, und den Vorschlag Deak's auf Erlassung einer Adresse an den Kaiser annahm, konnte man einen Augenblick annehmen, daß der Landtag seine extremen Forderungen doch wenigstens in eine anständige besonnene Form bringen werde. Nicht als ob dieß gerade wünschenswerth gewesen wäre. Im Gegentheil, in dieser Form waren sie nur um so gefährlicher, und die unveränderte Annahme des Deak'schen Entwurfs hätte der Regierung eine ernstliche Verlegenheit bereiten können. Denn was den Inhalt betrifft, so unterschied sich der Deak'sche Entwurf in der That nicht von der Teleki'schen Resolution. Es war nicht minder ein Programm der bloßen Personalunion, vollständige Restitution der Gesetze von 1848, das Verhältniß zur Gesammtmonarchie auf der Basis dieser Gesetze gegründet, ein von Wien unabhängiger Palatin mit einem eigenen, nur dem Landtag verantwortlichen Ministerium, die Negation aller gemeinschaftlichen österreichischen Interessen, sowohl in innerer als auswärtiger Politik, dieß war gleicherweise hier wie dort der Inhalt der Forderungen. Allein der Landtag konnte sich das Vergnügen nicht versagen, in der Debatte und Amendirung der Adresse noch den Deak'schen Entwurf in der Form zu überbieten, thatsächlich zur Resolution zurückzugreifen, ja selbst über den Grundsatz der Personalunion noch hinauszugehen. Denn indem das Amendement Varady's an der Stelle des Abschnitts über die Abdikation Ferdinand's V. angenommen wurde, indem die Aufschrift der Adresse an den „Durchlauchtigsten Herrn" anstatt an den „König" gerichtet wurde, wurde selbst die Identität der Person des Königs negirt, der Souverän existirte gar nicht, insofern er nicht gekrönt war, und gekrönt konnte er nur werden unter den Bedingungen, welche der Landtag für das Verhältniß Ungarns zum Gesammtstaat aufgestellt hatte. Damit aber hatte der Landtag sich vom gesetzlichen Boden entfernt, er war faktisch im Zustand der Auflehnung, der Rebellion. Damit aber gab er selbst der Regierung die beste Waffe in die Hand. Denn selbst wenn der Landtag die Adresse jetzt nachträglich in der Deak'schen Form annimmt, was immerhin noch zweifelhaft ist, so hat die Regierung besseres Spiel, als wenn ihr die Adresse gleich in dieser Form überreicht worden wäre. Denn einmal hat sie dann bereits den Landtag ihre Ueberlegenheit fühlen lassen, ihn zur Nachgiebigkeit genöthigt, und dann hat Letzterer seine wahren Tendenzen schon zu offen gezeigt, sich zu deutlich in die Karten sehen lassen, als daß nicht die Regierung auf volles Verständniß und volle Mitwirkung der übrigen Bevölkerungen zählen könnte, wenn sie die Adresse ablehnend, d. h. mit Berufung auf die Verfassung vom 26. Februar beantwortet.

Was der Landtag bei dieser Alternative wählen wird, ob er sich zur Nachgiebigkeit entschließt oder sofort den Bruch provocirt, ist in diesem Augenblick noch ungewiß. Die Hauptsache ist, daß die Regierung ihrerseits weiß, was sie will, d. h. daß sie unverrückt auf dem Boden der Verfassung bleibt, und dazu scheint sie denn auch mit allen ihren Mitteln entschlossen. Die Art, wie sie die gesetzgeberischen Arbeiten betreibt, die Antwort, die der Kaiser der oben erwähnten Deputation des Herrenhauses gegeben, endlich die Sendung des Feldmarschall-Lieutenants Coronini nach Pest beweisen, daß die Regierung einerseits mit Eifer dem Ausbau der konstitutionellen Einrichtungen sich widmet, andererseits jeder Beeinträchtigung des Verfassungswerkes durch separatistische Gelüste entgegenzutreten entschlossen ist. Je vorsichtiger und maßhaltender sie hiebei zu Werke geht, um so überlegener wird sie ihrem hitzigen Gegner. Nur ist freilich an eine baldige Lösung der ungarischen Wirren in keinem Falle zu denken, und dieß ist für die ganze Lage des Staats mißlich genug. Denn einerseits kann dem Schwanken der Finanzverhältnisse kein Ende gemacht werden, und andererseits sieht sich Oesterreich in seiner auswärtigen Politik allerwärts gefesselt, so lange es seinen gefährlichsten Feind innerhalb des eigenen Reichsverbands hat.

—ß.

Wochen-Chronik.

24. Juni — 6. Juli.

Deutschland. Kassel 1. Juli. Die zweite Kammer nimmt einstimmig den Antrag des Verfassungsausschusses auf Inkompetenzerklärung und Reklamirung der Verfassung von 1831 an, und wird darauf sofort aufgelöst, am 2. Juli wird die erste Kammer vertagt. — Koburg 1. Juli. Der Landtag nimmt die Militärkonvention mit Preußen mit allen gegen 1 Stimmen an. Die Karlsruher Zeitung läugnet, daß auch Baden eine Militärkonvention mit Preußen abgeschlossen. — Stuttgart 2. Juli. Die Stände treten nach 3½ monatlicher Vertagung wieder zusammen und berathen zunächst das Budget. Am 5. stellt Reyscher einen Antrag, die Regierung aufzufordern für Wiederherstellung des kurhessischen Rechts zu wirken. Minister von Hügel beantwortet eine Interpellation Hölder's über die Gründe, warum die italienische Regierung den württembergischen Konsuln in Italien das Exequatur entzogen. Der Minister sagt, der württembergische Bundestagsgesandte habe sich nicht geweigert, ein Aktenstück mit dem Siegel des Königs von Italien anzunehmen, aber er habe die Erklärung abgegeben, daß der sardinische Gesandte damit einen diplomatischen Verstoß begangen. — Frankfurt 4. Juli. Bundestagssitzung. Der neue badische Gesandte, Robert Mohl, stellt den Antrag, die Bundesversammlung wolle erklären, daß die Bundesbeschlüsse von 1852 und 1860 der Wiedereinführung der Verfassung von 1831 nicht im Wege stehen. — Berlin 3. Juli. In einem mehrstündigen Ministerrath wird definitiv beschlossen, daß keine Huldigung stattfinden soll.

Oesterreichische Monarchie. Wien 30. Juni. Die pester Abgeordneten Ghyczy und [illegible] kehren, nachdem sie keine Audienz erhalten und die Adresse des ungarischen Landtags nicht angenommen worden, nach Pest zurück. 2. Juli. Staatsminister von Schmerling macht in beiden Häusern des Reichsraths Mittheilung von einem am 30. Juni nach Pest abgesandten kaiserlichen Reskript, worin die Annahme der Adresse abhängig gemacht wird von der Anerkennung des Erbrechts Franz Joseph I. als Königs von Ungarn. Im Oberhaus wird die Erklärung beschlossen, daß das Haus in der Verletzung der Würde des Kaisers eine Verletzung der Integrität des Reichs betrachte, und der Kaiser auf den Schutz des ganzen Reichs zählen dürfe. Zugleich wird eine Deputation an den Kaiser beschlossen. Hierauf dritte Lesung der Mühlfeld'schen Anträge und erste Lesung der Regierungsvorlage über die neue Gerichtsverfassung. In Betreff des Ministerverantwortlichkeitsgesetzes erklärt Schmerling, im Prinzip sei er nicht dagegen, aber er halte den Reichstag in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht für kompetent, hoffentlich werde er bald vollzählig sein. 3. Juli. Im Herrenhaus wird die Antwort des Kaisers an die Deputation mitgetheilt. Der Kaiser sprach sich darin für Aufrechthaltung der in der Thronrede verkündigten Grundsätze aus. — Pest 1. Juli. In beiden Häusern des Landtags wird das kaiserliche Reskript verlesen und halten die Präsidenten Bericht über ihre wiener Reise ab, worauf sich die Häuser vertagen.

Schweiz. Bern 1. Juli. Der Nationalrath wird durch Präsident Dapples eröffnet. Präsidentenwahl. Zum Präsidenten wird Kern erwählt (mit 39 Stimmen, Escher hatte 37). Im Ständerath wird zum Präsidenten Hermann aus Unterwalden gewählt. 2. Juli. Der Nationalrath nimmt den Kommissionsantrag an, daß die savoyische Frage fortwährend als eine offene zu betrachten, und die Verhandlungen mit den Großmächten darüber zu geeigneter Zeit wieder aufzunehmen seien.

Großbritannien. London 2[illegible]. Juni. Oberhaus. Lord Stratford bringt den türkischen Thronwechsel zur Sprache, Lord Wodehouse antwortet, daß der neue Sultan die Politik des alten fortsetzen werde. Carnarvon regt die savoyische Frage an, worauf Lord Wodehouse sagt, daß der gegenwärtige Zustand nicht völkerrechtlich anerkannt sei, daß sich aber nichts thun lasse. Im Unterhaus beschwert sich Cochrane über die Duldung des Garibaldi[illegible], worauf Lord John Russell ausweichend antwortet. 2. Juli. Hennessy verlangt Vorlage der Depeschen über die polnischen Vorgänge von 1831, sowie über die neuesten. Palmerston und Russell sprechen ihre Sympathieen für Polen aus, erklären aber, im Augenblick nichts dafür thun zu können.

Frankreich. Paris 29. Juni. Schluß der Sitzungen des Senats. Graf Arese kommt in Begleitung des Ritters Nigra am 29 in Paris an als außerordentlicher Gesandter des Königs von Italien, und übergibt dem Kaiser den gesetzgeberischen Akt, der Viktor Emmanuel diesen Titel überträgt. 6. Juli. Die Patrie bringt einen geharnischten offiziösen Artikel über die Rede Ricasoli's im turiner Parlament. Der Prozeß Mirès wird fortgesetzt.

Italien. Turin 29. Juni. Graf Arese und Ritter Nigra reisen nach Paris ab. In der Kammer wird das provisorische Budget für 1861 verlängert. Fortsetzung der Anleihedebatte. Am 1. Juli Rede Ricasoli's, worin er ein Regierungsprogramm für innere und äußere Politik gibt und Rom und Venedig reklamirt. Die Anleihe wird mit 242 gegen 14 Stimmen genehmigt.

Türkei. Konstantinopel 29. Juni. Der neue Sultan hält Heerschau über seine Garden, empfängt am 1. Juli die fremden Gesandten und ernennt an Riza Paschas Stelle Namik Pascha zum Kriegsminister. Am 1. wird der Hat verkündigt, der das neue Regierungsprogramm enthält. Daud Pascha reist nach Beyrut ab.

Andreas Achenbach's Seelandschaft.

(Zu dem Bild S. [illegible].)

Andreas Achenbach, von dem in diesen Blättern in nächster Zeit noch öfter die Rede sein wird, sowohl wenn unser Korrespondent seine Wanderungen durch die düsseldorfer Ateliers fortsetzt, als wenn wir auf die kölner Ausstellung zu sprechen kommen — Achenbach ist ein Kasseler, am 29. September 1815 geboren, kam früh nach Düsseldorf und hat sich mit Ausnahme seiner großen Reisen im Norden und Italien vorzüglich in dieser seiner zweiten Heimat aufgehalten, wo er im vorigen Jahre zum Professor der Akademie ernannt wurde. Andreas ist einer der originellsten und zugleich fruchtbarsten unter den landschaftenden Düsseldorfern, ebenso heimisch zur See als zu Lande. Seinen touristischen Anschauungen verdankt man eine Reihe Marinen und Landschaften, die zu den bedeutsamsten Kunstschöpfungen in dem von der Farbenkunst so siegreich beherrschten Gebiete der Naturschilderung zu rechnen sind. Kein Kopist der Natur, verhält er sich vielmehr zu derselben mit dichterischer Freiheit. Wasser und Luft sind das A und O seines Pinsels. Achenbach ist so vertraut mit den Wellen, wie Lessing mit den Eichen und Schrödter mit den Pflanzen. Er malt „Alles in Allem", wie Wolfgang Müller treffend sagt, und damit ist die Universalität bezeichnet, die ihn unter seinen Genossen charakterisirt, die ihn vor Allen auszeichnet. Wir haben aber selten einen Künstler gefunden, dem die zeitgenössischen Künstler so freudig und gerne die Palme gereicht. Freilich trägt zu dieser Anerkennung immerhin auch einen Theil seine liebenswürdige, echte Künstlernatur bei, die ihm Alles gewinnt, was mit ihm in Berührung kommt.

Beatrix.

Eine Erzählung

von

Karl Frenzel.

(Fortsetzung.)

2.

Der Wunsch Anselm's, nichts Böses zu träumen, mußte doch für Raimund sich nicht erfüllt haben: verdrießlich, übernächtig verließ er am andern Morgen das Haus, schalt mit den Arbeitern, mit sich selbst, und hielt es zuletzt für die beste Heilung seiner Verstimmung, zwecklos umherzustreifen und in der Betrachtung der Natur „auf vernünftigere Gedanken" zu kommen.

Wirre, wüste Nachtgesichte hatten ihn gequält und ihn in ihren Banden während eines unruhigen Halbschlummers gehalten. Beatrix, ihr Brautzug, der unglückliche Edgar — und in einer Ecke der Kirche, an einem Pfeiler, zerzaust das Haar, mit dämonischem Lächeln Herr Anselm Volkmar . . . plötzlich verwandelte sich darauf das Bild, oben in der Fensternische im Saal der Kaltenburg scherzte er mit der Gräfin — gewiß, er selbst, Herr Raimund Werner, und es war ihm, als nannten sie sich Du . . . und da schlug ihm eine derbe Hand auf die Schulter, und sich umschauend erkannte er wieder Volkmar, der aber dießmal eine weiße Halsbinde trug und einen großen Blumenstrauß mit bunten Bändern schwang, wie auf Bauernhochzeiten die Burschen im Gefolge des Bräutigams . . .

Jetzt, in dem hellen, klaren Morgensonnenschein, bei dem kalten, aber lebendigen Luftzug, der seine Stirne kühlte, mußte Raimund über diese Erscheinung lachen . . . Herr Anselm Volkmar mit einem Blumenstrauß, als Freiwerber! Der Blick, den er gestern, zufällig mehr als absichtlich, in die Seele des Mannes gethan, hatte ihm ein weit anderes Bild geboten, ein düsteres, verschattetes; zagend mag so der Wanderer in den Abgrund hinabschauen, der sich unerwartet zu seinen Füßen öffnet. Er verstand nun den Ausspruch des Ohrims „von der Vendetta", begriff, was ihm im ersten Nachsinnen seltsam erschienen, die Mischung von Haß und Theilnahme, die Anselm beinahe wider seinen Willen für Beatrix zeigte.

Und diese Beatrix — welch' ein Räthsel! Denn die Vermuthung, daß Edgar durch eine plötzliche Krankheit, einen tödtlichen Schlaganfall hinweggerafft worden, in der Blüte der Jahre, an der Schwelle des Glücks, ließ der Ton nicht zu, in dem Anselm das verhängnißvolle „todt" gesprochen; jene Nacht bedeckte mit ihrem Schleier ein Geheimniß. Gibt man einem bösen, argwöhnischen Gedanken auch nur den kleinsten Raum, immer neue Bande schlingt er um uns, in ein Labyrinth sind wir gerathen, dessen Gänge, je weiter und ängstlicher wir vorwärts gehen, den Ausgang suchend, desto dichter, unentwirrbarer sich verschlingen. Jedes schlimme Gerücht über die junge Gräfin klang in Raimund nach und bestätigte gleichsam die Ahnungen seines eigenen Herzens; einmal in die Ueberzeugung hineingerathen, daß hier, in dem abgelegenen, verlassenen Pavillon „etwas wie ein Verbrechen" geschehen sei, wollte er die Wahrheit ergründen. Wie lange dieser Eifer und diese Begeisterung für das Abenteuerliche bei ihm dauern würde, ob sie nicht im Grunde nur die Folgen einer schlaflosen Nacht waren, das mochte der erwägen, der den munteren, lustigen und zuweilen leichtsinnigen und weltervornehmischen Baumeister besser kannte, als er sich selbst — jetzt, unter den alten, hohen Bäumen im Park der Kaltenburg.

Ja, alte, dunkle, heilige Bäume — Tannen und Eichen in langen Reihen, durchzittert von herbstlichen Sonnenstrahlen. Hie und da haben die Stürme schon in dem dichten Blätterschmuck Lücken gerissen, das Laub liegt gelb und roth in den Gängen; schwarzgrün, ohne Frische, senken die Tannen ihre Zweige.

An dem breiten Rasenplatz muß Raimund vorüber, der den Garten des Schlosses mit seinen Blumenbeeten und Fliederbüschen von den wilderen und einsameren Theilen des Parks trennt, hier ist der Blick frei nach den Fenstern des Hauses, geschäftig eilen die Diener hin und wieder, die Spuren des Festes zu tilgen und die gewohnte Ordnung wieder herzustellen.

Rasch will Raimund in einen Seitenpfad einbiegen, wo er ungestörter seinen umherstürmenden Gedanken nachhängen kann, da begegnet ihm Fräulein Angelika, die Gesellschafterin der Gräfin; grad über den Steg, der die Rasenfläche schneidet, kommt sie. —

Nichts Freundlicheres, Lieblicheres, als Angelika; sie ist keine mit einem Wink ihrer Augen, ihrer Hand bezwingende Schönheit, sie wird nie neben Beatrix genannt werden, aber der stille, keusche Reiz des Mädchenhaften umduftet sie, gewöhnlich trägt sie den Kopf ein wenig gesenkt, das Gesicht wie von leiser Schwermuth verschleiert, ihr wißt es ja: „wer nie sein Brod mit Thränen aß" —

Heute jedoch blüht sie in Rosenglut, vielleicht ist's nur der frischere Hauch der Luft, der auch ihr Kleid hebt und flattern läßt.

„Willkommen, Fräulein," sagt ihr Raimund. „Wie schön, daß ich Sie hier in der Frühe unter den Bäumen treffe. Da werden Sie am ersten Gnade für Recht ergehen lassen."

„Wieder Gnade! Sie machen uns das Verzeihen nicht leicht, Herr Werner."

„Ich bin gestern von dem langweil — wollte sagen, himmlischen Feste davongeschlichen, ohne Ihnen Lebewohl zu wünschen, es ist eine Unart mehr auf der langen Liste meiner Untugenden und Verstöße gegen die Sitte: Vergebung, Fräulein Angelika!"

„Nur dafür! Ich erwartete eine Entschuldigung in aller Form für —"

„Sie schweigen? Was hab' ich Unseliger denn noch Schlimmeres verbrochen?"

„Sie haben die Gräfin erzürnt."

„Sie wissen?"

„Nichts weiß ich, aber ich las in den Zügen meiner Herrin ein aufsteigendes Gewitter, als Sie so kurz grüßend von ihr schieden, den ganzen Abend hat sie nicht mehr gelächelt."

Sie waren schon aus dem Angesicht des Schlosses, auf einem engen, verschlungenen Waldpfad.

„O, Sie irren, Sie müssen irren. Vielleicht hab' ich ihre Selbstliebe gekränkt, geritzt mit einem Nadelstich, kein Wort ist mir entflohen, das die ihr schuldige Ehrfurcht verletzt."

„Ehrfurcht?" Röther noch glühten Angelika's Wangen und wie im Aerger schüttelte sie in trotziger Bewegung, die ihr neckende Anmuth verlieh, ihren Kopf, „das ist es nicht, Herr Werner, das nicht!" Aber plötzlich, wie einer, der sich zu weit vorgewagt, hielt sie inne, erschrack: „Vergessen Sie mein Geschwätz, es ist so am besten."

„Nein, nein! Ich lasse Sie nicht, warum haben Sie meine Neugierde geweckt?"

„O, ich bin eine Thörin!"

„Was hab' ich mit der Gräfin, was sie mit mir zu schaffen? Ist sie nicht wie ein Kobold, der mich unablässig verfolgt?"

„Sie sollten doch aus Faust wissen, man ruft die Geister, deren man nicht mächtig ist, und zürnt ihnen dann, wenn man ihr Spielwerk geworden."

Ein solches Erstaunen drückte bei dieser Anspielung Raimund's Antlitz aus, daß Angelika die Lust anwandelte in ein lautes Gelächter auszubrechen — allein nur die Hände schlug sie über ihr Gesicht zusammen und ein Jubelruf quoll aus ihrem Herzen: so begrüßt der Vogel, seinem goldenen Bauer entfliehend, die Freiheit und den grünen Wald.

„Bah," rief dann Herr Raimund und zerbrach einen dünnen Tannenzweig, den er vorhin vom Boden aufgenommen, „Fräulein Angelika wollte mich überlisten und sehen, wie hoch meine Narrheit reicht, so hoch" — und er zeigte nach dem Schloß zurück, „so hoch noch nicht! Sie sind besiegt," scherzte er, „und Besiegte müssen die Kosten zahlen," ehe sie's hindern konnte oder mochte, hatte er ihre kleine Hand ergriffen und preßte sie an seinen Mund.

Nun aber riß sie sich los und suchte ihm zu entfliehen, er ihr nach — ein Augenblick tollster, übermüthigster Jagd, wie von Kindern oder Verliebten, all' seine Gesichte und Vermuthungen von seltsamen, schrecklichen Geschichten hatte Raimund, den Druck der Knechtschaft, ihre bösen Tage Angelika vergessen.

Als er sie erreicht und sie still, ohne sich anzuschauen, neben einander durch das raschelnde Laub schritten, begann er wieder:

„Ich fürchte, Fräulein Angelika, die Tannen umher machen uns ernste Gesichter und schütteln mißbilligend ihre hundertjährigen Häupter, sie sind nicht an solche Streiche und solchen Lärm gewöhnt."

„Für lange, ach, wie lange Zeit wird es auch das letzte Mal gewesen sein! Wie so kahl und kalt starrt uns schon Alles an, und jeden Morgen, wenn ich das Fenster öffne, bebt mein Herz: es möchte Garten, Wiese und Wald im Schnee begraben liegen."

„Will denn die Gräfin den Winter im Schlosse zubringen?"

„Es hieß so."

„Klagen Sie doch nicht; da wird es hier und auf den andern Edelsitzen hoch hergehen, Festlichkeit auf Festlichkeit folgen."

„Sind sie für mich?"

Ein tiefer Schmerz klang in der Frage aus, der Schmerz über eine verlorene Jugend, ein hartes Geschick: auch in diesem jungen, schüchternen Mädchen rauschte der Zug der Freiheit, regte sich das Gefühl nach dem Genuß der Welt, wenn es auch der bittere Gedanke unterdrückte: es wird eine Hoffnung bleiben, eine leere, nimmer erfüllte.

Muthiger und ruhiger zugleich empfand Raimund: „Nur nicht den Kopf senken, Fräulein Angelika! Dann faßt uns das Unglück mit noch derberer Faust an; es gefällt sich darin, schwankes Rohr zu zerbrechen. Bewahren wir unsere Seele frei, unabhängig und stolz, und lassen wir den Glücklicheren ihren Reichthum. Kann doch auch uns einmal ein besonderer Stern leuchten!"

„Ich bin nicht traurig, Herr Raimund, nicht unzufrieden. Zuweilen fährt aus eine Grille durch den Sinn, wer bannt sie gleich? Aber ist sie vorüber, sehe ich stets einen blauen Himmel."

Wie es geschehen, wußten sie nicht — indeß, von geheimer Macht angezogen, lagen ihre Hände in einander und leiser redend näherten sie sich dem Pavillon.

Unter den Tannen ein altes, verwittertes Haus, das Dach mit Schindeln, die aus ihren Fugen wichen, und Moosgeflechten bedeckt; die Thür verschlossen, vor den weißen Fenstern die Jalousien niedergelassen. Es lag am Ende des Parks, auf einer Art Wall, der abschüssig zu einem ehemals mit Wasser gefüllten Graben hinabfiel, jenseit desselben, dem Felde zu, arbeitete man an der Straße für die Eisenbahn. Doch hinderten die dicht verwachsenen, eng zusammenstehenden Bäume jede freiere Aussicht, seit lange hatte an dieser Stätte die Hand des Menschen nicht in das Schaffen der Natur eigenmächtig eingegriffen: eine düstere, schweigende Wildniß im Kleinen war der Ort. Nur wie verstohlen spielte ein matter Sonnenstrahl auf dem graugrünen Moos des Daches, zitterte an einer Scheibe und verlor sich auf dem schwärzlichen Boden der Haide. Regungslos, stumm, traurig — „wie sind wir nur hierher gekommen?" rief Angelika.

Der Anblick des Pavillons versetzte Raimund wieder in die phantastische Welt seiner Träume, er ließ Angelika's Hand los und betrachtete aufmerksam Fenster und Thür, das Gesträuch und den Rasen, als müsse eine von der Zeit verwischte Spur auf's Neue an ihnen sichtbar werden.

„Sind Sie nicht wie ein Schatzgräber," spottete seine Begleiterin, „der am hellen Tage Gespenster erblickt! Was haben Sie nur? Glauben Sie Gold und Perlen hier vergraben?"

„Sprachen Sie nicht vorher von der Grille, die uns ängstigt und quält? Ich bin in gleichem Fall, dieß Gemäuer weckt sonderbare Betrachtungen in mir. Sieht es nicht unheilverkündend aus?"

„Grillenfänger! Sie müssen ein Sonntagskind sein, Herr Werner, und wenn Sie Beschwörungen vollziehen wollen, flüchte ich — schönen guten Morgen und viel Glück!"

Und sie wandte sich zum Rückweg . . .

„Warten Sie doch, Angelika, eine Minute!"

Aber er wie sie blieben — nicht angenehm überrascht — unfern des Pavillons stehen, denn die Allee herauf kam Gräfin Beatrix, ein Buch in der Hand, als lese sie darin. Vielleicht hätten sich die beiden jungen Leute unbemerkt durch das Fichtengestrüpp drängen können — allein, fragte sich Raimund, warum denn fliehen? Sie wird mir einen Blick zuwerfen, getrost — man stirbt nicht an Blicken, oder doch? Edgar Volkmar . . .

Da war sie, drei, vier Schritte von ihnen. Erst jetzt erhob sie das Auge vom Blatt: „Ich suchte Sie im Garten, Angelika —"

„Ich ahnte nicht, daß die gnädige Gräfin so früh ausgehen würden."

„Lassen Sie nur, ich habe Sie ja nun gefunden. Und auch den Flüchtling von gestern, Herrn Werner. Ich heiße Sie stets auf meinem Grund und Boden willkommen. Hier ist's freilich öde, und ich möchte mich fast der Hoffnung hingeben, wenn ich Ihre Vorliebe für diesen Punkt bedenke, daß Sie Verbesserungspläne mit ihm vorhaben."

Ein gewisser Spott lag in den Worten wie in der Stimme Beatricen's, dennoch stellte sich Raimund, als nähme er ihre Aeußerung für Ernst: „Wenn ich sicher wäre, daß Sie, gnädige Gräfin, meinen Entwürfen Gehör schenkten." —

„Also haben Sie doch schon einen Plan! So reden Sie nur!"

Raimund war schnell gefaßt. „Die Tannen hier ließe ich fällen, um Licht und Luft zu gewinnen, das Haus niederreißen —"

„O, Sie sind schnell mit dem Zerstören fertig."

„Welchen Werth kann es haben? Ist es nicht eine morsche Ruine? Und wir bauen dafür ein neues, stattliches Gebäude auf, mit einer Säulenhalle und Statuen darin, gnädige Gräfin."

„Findet denn die Ruine gar keine Gnade in Ihren Augen?" fragte sie.

„Gar keine," entgegnete er entschieden. „Mir ist immer, wenn man solch' graues Mauerwerk forträumt, als entferne man damit die letzte Erinnerung an eine Missethat;" das entfuhr ihm halb unbedacht, halb wie es ein Pfeil, den er aussandte. —

Und er traf das Ziel, Beatrix entfärbte sich, auf ihren geöffneten Lippen saß ein Schrei . . . „Volkmar hat Recht," dachte Raimund, da sagte sie laut: „Ich bewundere Ihre lebhafte Phantasie, Herr Werner, schade, daß die Wirklichkeit ihr so wenig entspricht, drinnen pflegte meine Mutter Thee zu trinken — ein andermal mehr," und Angelika zu sich winkend, entfernte sie sich mit ihrem sicheren, gemessenen Schritt.

Auf der andern Seite stieg Herr Raimund den Abhang hinab, kletterte über den Graben und beaufsichtigte eine Weile die Arbeiter; der sichtliche Fortschritt des Werks, wie er an der vorgezeichneten Linie entlang ging, die Mauerungen und Brückenbogen, die man an den sumpfigen Stellen der Straße aufführte, dabei das Andenken an Angelika's Löchein entrunzelte seine etwas gefurchte Stirn. Liebt Dich das Mädchen, liebst Du sie? Er entsann sich, sie war immer erröthet, so oft er sie im Garten oder im Schloß gesprochen. Nicht allzuhäufig war das geschehen, sieben, acht mal rechnete er heraus — braucht die Liebe mehr? Leidenschaftliche Liebe entzündet ein Blick — und die, welche ihr erliegen, halten jede andere Neigung, die langsam im täglichen Umgang, durch Achtung und tieferes gegenseitiges Verständniß keimt und wächst, nicht für die wahre, sondern nur für die Maske der Liebe. Es ist nun gewiß, daß Raimund für manche Rolle paßte und einen ritterlichen Zug besaß, aber Romeo war er nicht; indessen, tröstete er sich, Angelika ist auch keine Julie. Angelika — freilich verdiente sie ihren Namen, ihre Schönheit hatte einen so zarten, engelhaften Hauch, mit einer reicheren Gabe, größerem Reiz stattete sie seine Phantasie aus, sie wurde ein Wunderbild voll süßer Holdseligkeit, daß er gar nicht begreifen konnte, warum er so lange ungerührt an ihr vorübergegangen. Sanft und doch mächtig ergriff ihn die Sehnsucht, bei ihr zu sitzen und mit ihr zu reden: in ihrem stillen Walten mußte eine so wohlthuende Harmonie liegen, die das Glück war, wenn überhaupt auf Erden das Glück zu finden ist. Warum begegnete sie ihm jetzt nicht? Einem vollen Becher glich sein Herz, überströmend; sein erregtes Gefühl wirkte auf ihn selbst mit berauschender Kraft zurück. Als er von seinem Gange in später Mittagsstunde heimkehrte, war er mit sich einig geworden: sie oder keine. Noch überlegte er, ob sich ihm keine Gelegenheit böte, sie am Abend vielleicht zu sehen, im Garten, in ihrem Gemach . . . eine Botschaft des Herrn von Selbitz kam da seinem Wunsche entgegen: ob der Herr Baumeister den gnädigen Herrn und das gnädige Fräulein in der vierten Stunde auf einem Spazierritt begleiten wolle? hatte der Diener gefragt. „Es ist eine Ehre für mich!" antwortete Raimund, er brauchte nicht mehr nach einem Vorwand zu grübeln, der ihm die Pforte des Schlosses und zu Angelika öffnete. Dieser erste Gedanke verdrängte die andern Betrachtungen; später erst, wie sich der Ausdruck seiner Freude milderte, erstaunte er über die Aufforderung; dieser hochmüthige Baron, die stolze Gräfin, was beabsichtigen sie nur? Was sollst Du in ihrer Gesellschaft? Niemand von uns entgeht der Erbsünde der Eitelkeit, und so war auch Raimund zu entschuldigen, als ihm die Aeußerung Angelika's über den Zorn ihrer Herrin gegen ihn einfiel — scharf sieht die Liebe; wenn Angelika Recht gehabt, wenn in Beatricen's Brust eine Empfin-

dung aufsiehte, die fast Liebe war?

„Sei kein Narr!“ sagte sich Raimund selbst und schlug sich noch einmal, wie zur Warnung, vor die Stirn.

Gräfin Beatrix saß vortrefflich zu Pferd, schlank, fein, wie eine Binse schmiegsam, daneben nahm sich Raimund nicht allzu vortheilhaft aus und es war gut für ihn, daß sie in kecker Laune über die Gräben setzte und eine Strecke durch den Wald im Galopp ritt: er hielt sich fest im Sattel und konnte ihr wenigstens seinen Muth und seine Ruhe beweisen. „Furcht kennt er nicht“ — das schien der Blick zu sagen, den sie ihm zuwarf, als sie nach wildem Rennen ihr Pferd anhielt. Eine Weile hatte man gleichgültige Dinge gesprochen, von dem gestrigen Feste, vom Wetter, dann ganz geschwiegen. —

„Bleiben Sie noch lange in unserer Gegend?“ fragte Herr von Selbitz. „Das wäre herrlich, es ist gute Jagd umher.“

„Bedaure, Herr Baron, ich bin nur mittelmäßiger Schütze, und was mein Bleiben betrifft, so hängt das von meinen Vorgesetzten ab, bis in die Mitte Novembers hinein wird die Jahreszeit, hoff' ich, die Fortsetzung der Arbeit gestatten.“



Seelandschaft. Nach einem Gemälde von A. Achenbach, von Kretz. (S. 667.)

„Die Abende werden lang, und Sie sitzen da allein in dem alten Thurm! Treiben Sie auch Astronomie, wie mein seliger Schwager? Ziemt sich nicht für junge Leute, einsiedlerisch zu sein, Herr Werner! Sie sollten öfters zu uns hinauf in die Kaltenburg kommen.“

„Zu viel Ehre für mich, Herr Baron!“

„Da hast Du es, Beatrix, er verschmäht uns! Man wirft uns Adelstolz, Bürgerhaß, was weiß ich, vor — ehrlich, Herr Werner, wer betont denn nun schärfer seinen Stand, Sie oder wir?“

„Ich, Herr Baron, und ich glaube nicht mit Unrecht. Sie besitzen, was wir uns erringen müssen, eine Stellung, die Anerkennung der Welt; Sie stehen in einer Gesammtheit, im Bürgerthum ist Jeder für sich. Allein Ihre freundliche Einladung hat mit unsern Ansichten nichts zu theilen, ich nehme sie mit Dank an — und folge ihr,“ sein und Beatricen's Blick begegneten sich — „folge ihr gerne.“

„Ich fürchte auch nicht, daß Sie uns entschlüpfen,“ sagte sie lustig und schlug mit ihrer Reitgerte den Staub von ihrem schwarzen, lang herabwallenden Kleide, „seit dem heutigen Morgen nicht



Das Dienerwerben am Tage der h. Klara in der Nieder-Normandie. (S. 66[illegible].)

mehr; es gibt Magnete, die Sie zu uns herüberziehen.“

Raimund erröthete, doch wollte er ihr den Sieg nicht lassen. „Ach, gnädige Gräfin, durch Angezogenwerden hat seine Gefahr. Wer hätte nicht von dem Magnetberg gehört, zu dem das Fahrzeug mit unwiderstehlicher, geheimer Kraft hingerissen wird, bis es an seinen Klippen scheitert?“

„Und Sie vermuthen ein ähnliches Geschick?“

„Ich wünschte es zu beschwören.“

„Sitzt keine Jungfrau auf dem verhängnißvollen Berge, kämmend ihr goldenes Haar?“

„Möglich, aber dann verdoppelt sich die Gefahr des Untergangs, denn wer könnte es anders sein, sagen Sie selbst, als die Schwester der Loreley?“

Das Alles flog im Scherz hin, von lächelnden Lippen; für den Oheim ein Witzgefecht, was bedeutete es für sie?

Die Sonne neigte sich, da schlugen sie den Rückweg ein. Im Abendroth glänzten die Zinnen der Burg, umspielt von den vielfarbigen, wunderlich geformten Wolken, die der Herbsthimmel im Wechsel vom Tag zur Dämmerung zaubert; schneller klopfte Raimund's Herz, in kürzester Frist sollte er vor Angelika stehen. Und hätten Beatricen's Augen noch tausendmal deutlicher gesprochen, als sie sprachen — er liebte sie nicht und war weder ehrgeizigen noch phantastischen Sinnes genug, einer ungewissen, blendenden Hoffnung nachzujagen, ein kurzes, berauschendes Abenteuer mit einer vornehmen Dame einer ehrlichen und dauernden Neigung vorzuziehen.

Um eine kleine Strecke war der Baron den Beiden vorangeritten, in Gedanken, des Weges nicht genau achtend, Raimund und Beatrix, in ihr Gespräch vertieft, hatten, seine Spur innehaltend, ebenso wenig bemerkt, daß sie auf eine andere Straße geriethen. Zufällig schaute Beatrix auf — zu ihrer Linken dehnte sich eine Flucht von größeren und kleineren Gebäuden aus, Wohnhäuser, Scheunen, Ställe und Tennen; die rothen Ziegel, aus denen die stattlicheren aufgebaut waren, leuchteten im Widerschein der untergehenden Sonne, wie im dunkelglühenden Feuer. Hoch erhob sie sich und zeigte auf die Häusergruppe hin: „Oheim, wohin haben Sie uns geführt, das ist die Buschmühle.“



Die Himmelszeichen von Löffler. X. Der Löwe (Juli).

Auf fuhr der Baron, als sähe er eine Schlange um den Fuß seines Pferdes sich schlingen, Beatrix war erdfahl geworden.

„Aber,“ sagte Raimund, der die Aufregung seiner Begleiter nicht begriff, „die Straße gehört ja Allen, und wir bleiben weit genug von dem Gehöften.“

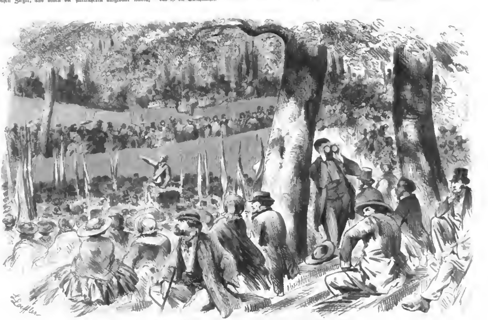
Trotzdem spähte der Baron fast ängstlichen Blicks umher, ob sich ihnen nicht zur rechten Zeit ein Ausweg zeige, hier aber dehnte sich pfadlos Sumpf und Moor aus, erst weit unterhalb der Buschmühle machte die Straße eine Wendung nach Kaltenburg zu.

Und vor ihnen tauchte da die finstere, gedrungene Gestalt Anselm Volkmar's auf, trotzig saß ihm die barettartige Mütze auf dem Haar, trotzig, wie zum Schwunge erhoben, hielt er seinen eisenbeschlagenen Stock. — Keiner von den Reitern hatte ihn aus der Thür eines der Häuser treten gesehen, wie durch Zauberei stand er dort.

„Anselm!“ schrie Beatrix — und theilte sich nun ihr Erschrecken ihrem Pferde mit oder scheute es vor dem Manne zurück, es bäumte sich hoch auf und schoß in wilden Sätzen dem Sumpfe zu. Regungslos blieb Volkmar, nur die Feder auf seiner Mütze nickte. — „Um des Himmels willen!“ rief Seldiz und der Zügel entfiel ihm; der einzige, der Geistesgegenwart behielt, war Raimund, es gelang ihm, dem Rosse der Gräfin zuvorzukommen; von dem seinen herabzuspringen und das andere am Zaum fassend, es eine Sekunde zum Stehen zu bringen, war dann eins, kaum aber hatte Beatrix sich von ihm losgemacht, als das wüthende Thier sich losriß und ein Hufschlag, der seine Schulter traf, Raimund auf die Steine der Straße niederwarf.

Wie durch einen Florschleier, der sich vor ihm niedersenkte, sah er nun Anselm und die Gräfin auf ihn zueilen, hörte wie im Traum Anselm ihr zuflüstern: „Das ist der Zweite,“ — und verlor dann vollends seine Besinnung.

(Fortsetzung folgt.)



Das neunte märkische Gesangfest bei Neustadt-Eberswalde. Originalzeichnung von L. Löffler. (S. 667.)

Amerikanische Briefe.

I.

And the star-strewed banner in triumph shall wave
O'er the land of the free and the home of the brave.

Erie, St. Pennsylvanien, Nordamerika 11. Juni.

Sie wollen Neuigkeiten. — Nun das geht nicht wegen des Telegraphen, der nach St. Johns in Neufundland und von dort zum Kap Race läuft und haarklein Alles ausplaudert, was wir thun und unterlassen. Dort halten nämlich etliche Bursche in der sogenannten News Yacht und passen auf die Dampfer, welche von Amerika und Europa kommen, werfen ihnen die Neuigkeiten zu, welche der Telegraph stündlich bringt, und halten so die guten Börsianer in beiden Welttheilen in beständiger Aufregung. Freilich lügt der amerikanische Telegraph auch schon gewaltig, seit er ganze Zeitungen herausgibt, wie Sie bereits aus den übersandten Blättern gesehen haben. — Auch ärgern sich die kühnen Segler der News Yacht im Dienste der vereinigten Presse manchesmal gehörig, wenn so ein Kauffahrer aus Hamburg daherkommt, welcher drei Wochen im Kanale herumbummelte und vierzehn Tage zwischen Eisbergen eingekeilt war, und nicht mehr Neuigkeiten bringt, als das „Tagblatt der Stadt Zürich" im Schweizerlande oder der „Grazer Telegraph" in Steiermark. Doch bevor ich beginne thun Sie mir einen Gefallen. Nehmen Sie doch menschenfreundlichst den nächsten Schwaben, der jetzt nach Amerika auswandern will, beim Ohr und stecken Sie seinen europamüden Schädel so lange in kaltes Wasser, bis seine transatlantischen Gedanken verschwinden. Was wollen denn um Gotteswillen solche Leute hier thun, wo alle Geschäfte — das Todtschießen ausgenommen — stocken? Erst gestern sah ich etliche dreihundert Kur- und Darmhessen wie Zigeuner am hiesigen Bahnhofe herumlungern, welche kein Wort davon wußten, daß hier der Teufel an allen Ecken und Enden los ist. Warum legt man denn nicht den Auswanderungsagenten, welche zur Hälfte aus ungehängten Spitzbuben bestehen, nicht das Handwerk in einem solchen Augenblick? Warum gibt man solchen armen Auswanderern Pässe nach New-Orleans, dessen Hafen blokirt ist, und in dessen Straßen bald das Gras wie in einem alten Raubritterneste wachsen wird? — Freilich Bursche, die wie Paulus oder ich noch ledig sind, mögen kommen, um an unserem nationalen Waffentanze Theil zu nehmen, besonders wenn sie das Kriegshandwerk gelernt haben. Solche werden lustige Gesellschaft finden und vielleicht auch Ehrenstellen unter dem Sternenbanner oder den Soldatentod, wenn ihnen das Leben nicht mehr gefällt!

Ein Riesenkampf hat begonnen und wird nicht eher enden, bis der letzte Sklave frei ist; denn darum handelt es sich, obwohl unser alter Abraham es noch nicht gern eingesteht. Das fluchwürdige Institut muß im Süden fallen, und sollte es Millionen von goldenen Thalern und Tausende von freien Männern kosten. Erst dann hat die Union das Recht, die hehre Göttin der Freiheit im Kapitole der Bundeshauptstadt aufzustellen! Allen, was seither geschah, ist bloßer Schund, genährt von den eitlen Advokaten unseres Landes.

Doch bevor dieses freudige Ereigniß eintritt, wird mancher wackere Seemann als aufgedunsener Leichnam an der Felsenküste des Ozeans zerschellen, und mancher brave Jäger wird als dürres Knochengerippe von den Raubthieren abgenagt und, von der Sonne des Südens gebleicht, im Sande der Prairien an den Ufern des Mississippi liegen. Daß es dem Norden Ernst ist, zeigen die kolossalen Rüstungen, und John Bull mag sich gewaltig die Finger verbrennen, wenn er glaubt, dem unkriegerischen Bruder Jonathan im Rücken einen Streich versetzen zu können. — Das englische Canada, dessen Ufer ich von meinem Zimmer am hellen Tage jenseits des Eriesees sehen kann, ist nicht halb so englisch gesinnt, als sich die Palmerston's und Russel's einbilden, und wenn die Britten Alles für baare Münze nehmen, was der fette Timeskorrespondent W. Russel nach einer flüchtigen Bereisung der Union schrieb, so sind sie auf dem Holzwege. Noch heute liegt der St. Lawrence am Eingange unseres schönen Seehafens und noch heute leben hier Männer, welche 1813 im Angesichte unserer Stadt die brittische Flotte in verzweifeltem Kampfe vernichten halfen. Noch heute ruft die Glocke, welche auf dem versunkenen Flaggenschiffe das Zeichen zur Seeschlacht gab, von unserem Courthouse die Bürger zur Versammlung, wenn es sich um politische Dinge handelt. — Mit Freuden las man in den neuesten Blättern die Nachricht, daß unser wackerer Gesandter für Rußland, Cassius M. Clay, im Louvre zu Paris am 29. Mai in einer Meeting von Amerikanern den Engländern die allgemeine Gesinnungsweise unseres Volkes zu verstehen gab, daß der gefeierte Oberst Fremont nächstens hier mit Waffen der besten Art landen und dem Vaterlande seine Dienste widmen werde. Stündlich erwartet man das Signal zum allgemeinen Kampfe, und das Loafernest Baltimore wird wohl zunächst vom Fort Mc Henry aus eine derbe Lektion erhalten. Harpers Ferry am Potomac, berühmt durch den verunglückten Putsch des greisen Apostels der Negerfreiheit, John Brown, den Gouverneur Wise dafür 1859 am Halse aufhängen ließ, und das Lieutenant Jones von der Vereinigten Staaten Artillerie verbrannte summt seinen reichen Waffensammlungen am 18. April dieses Jahres, wird nächstens der Schauplatz eines Blutbades werden. — Es liegt ungefähr wie Passau und ist seit der Zerstörung des Arsenals von den Rebellen tüchtig verschanzt worden. Unser hiesiges Regiment wird dort wahrscheinlich seine Feuertaufe erhalten. — Da schwatzen etliche deutsche Blätter über die Langsamkeit unserer Armee, und der pariser Charivari brachte einen spöttischen Artikel über den Fall des Forts Sumpter von einem gewissen Malakoff unterzeichnet. Das ist aber Alles dummes Zeug, welches bloß ein Federfuchser schreiben kann, der Amerika gar nicht kennt. Charivari thäte aber besser, die Gebrechen der Seinestadt aufzufinden und seine Schweinsfeder an dem Volke zu probiren, welches dort haust; als echter Kadsjäger wird er es bald ausspüren. Freilich haben wir keine stehende Armee gehabt, höchstens 18,000 Mann: aber wir brauchten auch diese bloß an den Grenzen im Westen, um sich mit den Indianern herumzuschlagen. In kurzer Zeit werden aber genug schlagfertige Leute dastehen; denn ein freies Volk, das sich täglich mit Waffen amusirt, ohne Einmischung der Polizei und ohne Jagdkarten, braucht nicht so lange als ein französischer Rekrut, der bis zum Eintritte in's Militär keine Flinte tragen durfte. Die österreichischen Grenzer und die tyroler Schützen geben einen etwas hinkenden Vergleich. Unsere Festungen gleichen bekanntlich eher den Dörfern im zalader Komitate in Ungarn, als einem Bedfort, Rastatt oder Mantua, aber diese Holzwerke der Union thaten auch ihre Dienste, besonders im Westen. Kurz, die Moralpredigten der europäischen Zeitungsschreiber klingen gerade so spaßhaft, als die Berechnungen der Grünhörner, welche den amerikanischen Dollar nach Kreuzern berechnen. Das new-yorker siebente Regiment ist aus Abraham's Wurstkessel in Virginien an seine Ladentische am new-yorker Broadway zurückgekehrt, nachdem seine dreißigtägige Dienstzeit beendigt war, und die Ouvertüre des Kriegsschauspieles begann. Auf dieses Regiment, das aus der Nobiesse von New-York, d. h. aus Herrchen bestand, welche man häufig am Graben zu Wien, in der Waiznerstraße zu Pest und am Boulevard des Italiens zu Paris vor den Kaffeehäusern herumlungern sieht, mit dem Zwicker im Auge, und die man schon von weitem wie die hier einheimischen Stinkkatzen an ihrem eigenthümlichen Parfüm erkennt, auf dieses Regiment hatten sich die Damen in der Wallstraße und in der fünften Avenue zu New-York etwas eingebildet! Herr Jesus! würde ein wiener Schusterjunge gerufen haben, wenn er diese Herrchen in ihren engen Stiefelchen daherhinken gesehen. Dafür ist nun Ludwig Blenker mit seinen deutschen Jägern beim Kapitole erschienen, und wenn auch das Kölnerwasser zu Washington im Preise fiel, so freut es doch die Bürger der Hauptstadt und die Schönen der Pennsylvania Avenue, besonders da diese auserlesene Truppe außer Gustav Struve noch manches Stück der jüngeren Weltgeschichte in ihren Reihen besitzt, wovon jeder Mann schon einmal das Pfeifen der Kugeln gehört hatte. — Fritz Hecker, der mit seinem ältesten Sohne seine Farm verließ und sich als gemeiner Soldat in Franz Siegel's Regiment einschrieb, wurde vom Kriegsminister Cameron zum Oberst ernannt und wird nächstens ein eigenes Jägerregiment in's Feld führen. Bei Chicago am Gestade des Michigansees hat er seine Werbeoffice errichtet, wie Sie aus der letzten übersandten Zeitung ersehen konnten. — Bei Cairo an der Mündung des Ohio in den Mississippi, diesem Cumorn der Union, tummelt sich ein Ungar mit seiner Reiterschaar herum und blickt sehnsüchtig nach Memphis, diesem Sonderbündlerneste. In St. Louis befehligen General Lyon und Oberst Siegel, welche mit eiserner Faust das Sternenbanner aufrecht erhalten.

Karl Schurz ging am 8. Juni als Gesandter nach Spanien, wofür er jährlich 12,000 Dollars erhält. Das hätte doch selbst der poetische Gottfried Kinkel nie geahnt, als er mit seinen Sensenmännern 1849 in Baden focht. Schurz ist aber unterdessen nicht fetter geworden, soviel ich bemerkte. Er ist noch derselbe hagere, flüchtige Geselle, der mit einem deutschen Bierbuerschen nicht die geringste Aehnlichkeit hat — wie fälschlich etliche Blätter berichteten. Oberst Anderson, der Held des Forts Sumpter, wird sich den neuesten Nachrichten zufolge in unsere pennsylvanischen Berge gesundheitshalber zurückziehen. Anderson ist ein Männchen, das einem Schulmeister gleicht, der zwanzig Jahre auf eine Oberlehrerstelle wartete.

Seit etlichen Tagen ist es hier schrecklich heiß, die Ernte steht gut, trotzdem es bis Ende Mai abscheulich kalt war. Die Weinreben erfroren größtentheils.

(Schluß folgt.)

Der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten.

V.

Der Einmarsch der amerikanischen Feuerwehr-Zuaven in Alexandria.

(Zu dem Bild S. 656.)

Alexandria, in der Nähe der Hauptstadt Washington am Potomac gelegen, wurde in der Nacht vom 23. zum 24. Mai von den Truppen der Union besetzt. Die Avantgarde bildeten sechs Freiwilligenkompagnien des Distrikts Kolumbia, das Hauptkorps bestand aus dem zwölften und fünfundzwanzigsten Regiment von New-York, dem fünften Regiment von Michigan, und dem ersten, zweiten, dritten und vierten New-Jersey-Regiment, welchen zwei Batterien und einige Kavallerie als Arrièregarde folgten. Zur Besetzung Alexandria's wurden die Feuerwehr-Zuaven des Oberst Ellsworth kommandirt. Sie wurden in zwei Dampfern über den Fluß gesetzt und landeten unter den Augen ihres Kommandeurs an den Werften von Alexandria. Eines der zum Transport dienenden Schiffe, der „Mount Vernon" entging hierbei fast durch ein Wunder dem Untergang. Dieß war nämlich durch Verräther angebohrt und leck gemacht worden, und nur den furchtbarsten Anstrengungen der Zuaven durch Arbeit an den Pumpen gelang es, sich und das Fahrzeug zu retten und glücklich an's Land zu bringen, wo sie von einer Bande Secessionisten mit einigen Flintenschüssen empfangen wurden, die jedoch keinen Schaden anrichteten. Den jugendlichen und entschlossenen Kommandeur der Zuaven, Elmer Ellsworth, sicher einer der talentvollsten Offiziere der Union, der in unglaublich schneller Zeit seine Truppen organisirt nach dem Kriegsschauplatz führte, und unter diesen ungezügelten Leuten eine musterhafte Disziplin aufrecht zu erhalten verstand, ereilte leider ein früher Tod. In Begleitung weniger Kameraden drang er in Alexandria in ein mit Secessionisten gefülltes Haus, um ein dort aufgepflanztes Rebellenbanner zu erbeuten, bei welcher That er von dem Eigenthümer des Hauses, James Jackson, erschossen wurde. — Elmer Ellsworth war im Jahr 1837 zu Mechanicsville im Staate New-York geboren und widmete sich erst der juristischen Laufbahn, studirte jedoch mit Vorliebe militärische Werke, und verfolgte im italienischen Kriege von 1859 namentlich die Leistungen der französischen Zuaven, nach deren Muster er in Chicago eine Kompagnie bildete, die ihn zu ihrem Kapitän wählte und mit der er einige Vergnügungstouren durch die Vereinigten Staaten machte, auf welchen er hauptsächlich in New-York mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen wurde. Beim Ausbruch des jetzigen Krieges wurde er, wie wir gesehen, Organisator und Kommandeur der new-yorker Feuerwehr-Zuaven.

Der Brand in London.

(Zu dem Bild S. 657.)

Die größte Feuersbrunst, die London seit länger als einem Jahrhundert heimgesucht hat, brach in der Nacht vom 29. Juni in den Werften und Magazinen von Southwark bei Londonbridge aus, und wüthete bis zum Sonntag Morgen den 30. Juni. Fast alle Magazine und Waarenhäuser längs des Flusses und in und bei Tooleystreet wurden ein Raub der Flammen. Der Schaden wird auf ungefähr zwei Millionen Pfund Sterling geschätzt, und auch der Tod eines entschlossenen, edeln Mannes, des Kapitäns der Feuerbrigade, Braidwood, ist zu beklagen. — Am Samstag Nachmittag, um 5 Uhr, bemerkten schon einige Arbeiter, welche in Cotton's Wharf, Tooleystreet beschäftigt waren, Rauch aus einem Waarenhaus über dem Komptoir dringen. Sogleich holten sie eine Leiter, stiegen hinauf und bemerkten flammendes Feuer. Man sandte nach einigen Kübeln Wasser, ehe dieselben jedoch herbeigeschafft waren, wurde die Hitze so intensiv, daß die Arbeiter die Leiter wieder hinabsteigen mußten, um dem Ersticken zu entgehen. In einigen Minuten standen nun auch die Magazine und die darin enthaltenen Waaren in hellen Flammen. Sofort sandte man Boten nach der Löschmannschaft, und eine Anzahl Feuerwehrmänner postirten sich in Tooleystreet, zum Löschen bereit, leider aber dauerte es fast eine Stunde, ehe genug Wasser herbeigebracht wurde. — Während dieser Zeit geriethen acht Waarenhäuser in helle Flammen. Daß weder diese brennenden Gebäude noch die darin enthaltenen Gegenstände jetzt gerettet werden konnten, leuchtete der Löschmannschaft ein, und so bestrebten sich denn die Spritzen wenigstens die übrigen anstehenden Gebäude zu retten, auf welche ein Strom von Wasser gespritzt wurde. Alle Anstrengung war jedoch vergeblich; Magazin um Magazin wurde ein Raub des immer weiter um sich greifenden entfesselten Elementes. Abends um 7 Uhr fand Braidwood durch zusammenstürzende Mauern seinen Tod, und um 9 Uhr ergriffen die Flammen auch Chamberlain's Wharf und die immensen Kornspeicher von Mr. Irons bei St. Olave's Church. Auch diese wurden vollständig in Asche gelegt. — Bei Chamberlain's Wharf lagen mehrere Schooner, welche Oel, Theer und Talg geladen, vor Anker, und man gab sich Mühe, diese in den offenen Fluß zu bugsiren, jedoch vergeblich. Das Feuer ergriff auch diese, und nun war in einem Augenblick die Themse auf einige hundert Schritte weit mit den brennbaren Stoffen, siedendem Oel, flüssigem Theer und Talg angefüllt, welches eine Menge von Matrosen und armen Leuten, die sich in Nachen nahten, auffischen wollten, wobei Viele ihr Leben einbüßten. Glücklicher Weise setzte um diese Zeit der Wind um, sonst wäre auch St. Olave's Church und Jennings' Wharf zerstört worden. Der Wind trieb die Flammen in östlicher Richtung, und um Mitternacht brannten auch die Werfte der Herren Kay, Dusty, Bentel, Ellis und Humphry. Mehrere tausend Tonnen Talg befanden sich in den dortigen Magazinen, welche natürlich dem Feuer neue Nahrung gaben. Am Sonntag Morgen um 1 Uhr war es einleuchtend, daß keine Macht das Feuer mehr aufzuhalten im Stande sei, und hätte der Wind von der Themse aus das Feuer gegen die rückwärts stehenden Häuser getrieben, so würde der Brand eine immense Ausdehnung genommen haben. — Braidwood's Leiche wurde am Montag Morgen ganz verstümmelt aus dem Schutt gezogen. — In den Magazinen lagen außer den erwähnten Gegenständen noch beträchtliche Ballen von indischen Gewürzen, Kaffee, Zucker, Reis, Kakao, Mehl, Gummi, Baumwolle, Hanf, Kokosnußöl und Galläpfel, doch sind fast alle Waaren versichert.

Das Miethen der Dienstboten in der Nieder-Normandie.

(Zu dem Bild S. 644.)

An dem Sonntag, welcher jedes Jahr dem 18. Juli vorangeht, beginnen in der Normandie die zahlreichen Vermiethungen ländlicher Dienstboten. Auf der Gemeindewiese oder einem Platze des betreffenden Dorfes pflegen gewöhnlich die Versammlungen abgehalten zu werden, zu welchen die Landbewohner in Massen strömen. Beginnt nun der Augenblick des Vermiethens, so stellen sich diejenigen, welche gekommen sind, sich in Kondition zu begeben, in abgesonderten Gruppen auf, die männlichen Dienstboten auf einer Seite, die Mägde auf der anderen, die Letzteren mit einem Blumenstrauß in der Hand oder am Mieder, die Männer ihre Peitsche mit einem Bouquet geschmückt, und die jungen Knaben einen gleichen Blütenschmuck an einem kleinen Stecken befestigt. Fast alle Altersklassen sind vertreten, ganz junge Kinder und alte Graubärte mit silberweißem Haar oder einer Glatze, hübsche dralle Dirnen mit rothen Wangen und kräftige Mägde, deren schwielige Hände und runzlige Stirnen auf arbeitsvolle Jahre schließen lassen; arme Wittwen in dämlichem Kattunkittel gehüllt, lustige Schreinergesellen, trällernd und pfeifend, bejahrte Schäfer mit traurigen Mienen, die ihr einsames beschauliches Gewerbe verkünden. Der Bauer, welcher die Absicht hat, einen Knecht oder eine Magd zu miethen, entscheidet sich für dieses oder jenes Individuum erst nach gründlicher Prüfung. Handelt es sich darum, einen Pflüger zu miethen, so wird er sein Auge auf irgend einen flotten, muskulösen Burschen werfen, dessen gebräuntes Gesicht auf einen ausdauernden Arbeiter schließen läßt, wünscht er einen Großknecht, so wird er sich eine stämmige Gestalt aussuchen, die dem andern Dienstpersonal schon durch die bloße Erscheinung zu imponiren im Stande ist, und die gleichwohl sich nicht scheuen darf, alle Arbeiten zu verrichten und den Anderen mit gutem Beispiel voranzugehen. — Noch schwieriger ist die Wahl eines tüchtigen Schaffner's. Hier wird es darauf ankommen, einen redlichen und in der allgemeinen Bildung das niedere Personal übertragenden Mann zu finden; denn im Fall der Abwesenheit des Bauers muß der Schaffner eigenmächtig Anordnungen treffen, die Arbeit vertheilen und überwachen, in den Scheuern und auf den Feldern die Aufsicht führen, beim ersten Hahnenschrei schon auf dem Platz und beim Schlafengehen der Letzte sein, welcher sein Strohlager sucht. — Während der Bauer nun um Knechte feilscht, macht sich die brave Pächterin mit der Auswahl der ihr nothwendigen Mägde zu schaffen. Da gilt es eine Magd für das Hauswesen zu wählen, welche im Stande ist, gutes hausbackenes Essen für das Gesinde zu kochen, ferner eine gute Kuhmagd zu acquiriren, welche schon früher im Stalle beschäftigt war, mit dem Füttern und Melken der Kühe umzugehen, ja nöthigenfalls auch bei Krankheiten des Viehes einige Mittel anzuwenden weiß. Auch einer Magd, welche das Buttern versteht, bedarf sie, einer anderen, die Geflügel, Eier und sonstige Erzeugnisse zu Markte bringt, endlich kleiner Mädchen, welche Kühe und Gänse hüten. Außer dem üblichen Lohn, der bei den Knechten natürlich höher ist als bei den Mägden, erhalten die Letzteren noch in der Regel 6 Ellen Leinwand und ein Paar Holzschuhe, die Knechte hingegen zwei leinene Hemden.

Commodore von Wüllerstorf-Urbair.

(Zu dem Bild S. 656.)

Bernhard von Wüllerstorf-Urbair ist Ende Januar 1816 in Triest geboren, wo sein Vater, den er früh verlor, und welchem er den ersten Unterricht verdankte, Sekretär des Grafen Sunes war. Seine Mutter, die sich später mit dem Grafen Murzani wieder vermählte und hierauf nach Padua folgte, ließ ihren Sohn das Gymnasium zu Triest besuchen. Da er schon früh eine große Vorliebe für den Seesoldatenstand zeigte, sandte man ihn nach der Pionierkorpsschule Tulln bei Wien, und als der Hofkriegsrath an die österreichische Jugend eine Aufforderung zum Eintritt in den Seedienst erließ, folgte der junge Kadet nach absolvirten Studien diesem Ruf und trat in die k. k. Marine ein. Als Kadet und Lieutenant lernte er nun zuerst auf Kreuzfahrten im adriatischen und Mittelmeere den praktischen Schiffsdienst kennen, und ließ sich im Jahre 1837 nach Wien kommandiren, um bei dem dortigen Direktor der Sternwarte, J. von Littrow, einem berühmten Astronomen, Vorlesungen über Astronomie zu hören. In Venedig, wohin sich Wüllerstorf zwei Jahre später begab, war er unter Karl von Littrow, einem Sohne des vorigen und späteren Nachfolger des Vaters an der wiener Sternwarte, beim Bau und der Einrichtung der Marinesternwarte beschäftigt, und erwarb sich den Titel eines Professors der Nautik und Astronomie. Als solcher machte er mehrere wissenschaftliche Reisen zur Belehrung seiner Schüler, und verheirathete sich 1847 mit der Tochter eines in der Lagunenstadt ansässigen englischen Privatmannes. Bei der Geburt des ersten Kindes, eines Sohnes, starb jedoch seine Frau. Nach der Revolution von 1848 wurde Wüllerstorf unter dem damaligen Marineoberkommandanten, Admiral Dahlerup, Marinedivisionskommandeur, stellte das gesprengte Marinekollegium wieder her, organisirte die dalmatinische und istrische Küstenvertheidigung durch eine Ruderflotille, und schrieb eine Anzahl sehr wichtiger und von der gründlichen Fachkenntniß Zeugniß ablegender Artikel in dem „Lloyd" und „Osservatore Triestino". Der Ruf, den er sich auch als maritimer Schriftsteller erwarb, lenkte die Aufmerksamkeit des Marinekommandos noch mehr auf ihn, und so wurde er, zum Korvettenkapitän befördert und mit dem Orden der eisernen Krone dekorirt, zum Militärreferenten bei dem Vizeadmiral von Dahlerup ernannt. Im Orient kommandirte er 1850 als Stationschef den „Montecuculi" und übernahm unter dem Erzherzog Ferdinand Max das Kommando der Fregatte „Venus". Die junge österreichische Marine durch deutsche Elemente zu heben und namentlich auf allen Fahrzeugen deutsche Sprache und deutsches Kommando einzuführen, brachte ihn darauf, eine Anzahl Verordnungen, Dienstvorschriften und leitende Grundsätze aufzustellen, die für die gesammte Marine als Leitfaden adoptirt wurden. Im Jahr 1855 erhielt er den Rang eines Linienschiffskapitäns, und schon das folgende Jahr brachte ihm den eines Commodore und den ehrenvollen Auftrag, die Expedition der Novara bei ihrer Reise um die Welt zu führen. Leider verhinderte der im Jahr 1859 ausbrechende Krieg mit Piemont und Frankreich den Commodore Wüllerstorf die Tour um die Erde zu vollenden, er hielt es für eine höhere Pflicht, in den Tagen der Gefahr dem Vaterlande eine Anzahl seiner besten Schiffe nicht zu entziehen und stellte daher die Expedition wieder zur Verfügung des Marineoberkommandos. Nach seiner Rückkehr hat Wüllerstorf eine ungemeine Thätigkeit in Reformvorschlägen entfaltet, und gehört unter den jetzigen österreichischen Seeoffizieren jedenfalls zu den tüchtigsten, theoretisch und praktisch gebildeten, dem zugleich noch eine große Erfahrung zu Gebote steht. — Bei dem großen, der Vollendung entgegengehenden Werke über die Novaraexpedition hat Commodore von Wüllerstorf die das Seewesen betreffenden Arbeiten übernommen.

Das neunte märkische Gesangfest bei Neustadt Eberswalde.

(Zu dem Bild S. 660.)

„Willkommen Ihr Brüder,
Im duftenden Wald!
Nach Jahresfrist, heut' wieder,
Euch Gruß auf Gruß erschallt.

Willkommen zum Feste!
Jauchzt sprudelnd der Quell';
Willkommen, all' Ihr Gäste
An alter, heil'ger Stell'!"

Mit diesen Strophen begann am Sonntag den 23. Juni 1861 das Eröffnungslied für die Feier des „neunten märkischen Gesangfestes". Ein unendlicher Regenguß, dessen obligates Gewitter den tausigen Tross für die Tausende auf der Eisenbahn nach dem Versammlungsort, Neustadt Eberswalde, Strömenden gewährte, wich der gewaltigen Kraft des Schützers Phöbus Apollo. Mit heiterem Antlitz empfing um 7½ Uhr früh die kleine durch Eichengirlanden und Ehrenpforten festlich geschmückte Stadt den langen Zug der berliner Sänger, dem sich auf dem Marktplatze, dem Begrüßungspunkte, die übrigen Vereine von Freienwalde, Bernau, Charlottenburg, Stettin rc. (72 an der Zahl) anschlossen. Die üblichen Reden wurden hier auf dem Markt durch den, die sämmtlichen Kosten bestreitenden Bürgermeister begonnen, mit festlicher Eile vollendet und dann die Festleitung an unseren wackeren Musikdirektor Mücke übergeben. Nach einem von sämmtlichen Chören gesungenen Choral von Ludwig Erk und der Sonntagsfeier von C. Kreutzer ging es hinaus in den heiligen Buchenhain, in dem die Natur, durch die Bildung eines Kessels, das Wesentlichste des Arrangements für eine solche Feier übernommen hat. Die Sänger nahmen den Boden ein, während die Gäste, wenn auch nicht immer in des Wortes verwegenster Bedeutung, den Rand hielten. Mücke bestieg den in der Mitte erbauten Dirigententhron, behandelte in einer längeren begeisterten Rede den Zweck der Gesangvereine, kam natürlich und zeitgemäß auf die Bestrebungen einer deutschen Einigkeit, und schwang dann seinen Stab zur Intonation des von ihm komponirten „Die Macht der Töne". — „Deutsches Vaterland", „Waffentanz", „Bundeslied" rc. folgten, und mit einem Volksliede von Ludwig Uhland, in das alle Anwesenden (vielleicht 20,000) einstimmten, endigte der Vormittag, den kein Regentropfen mehr gestört hatte, und dessen auf blauem Himmel, durch das Laubdach glitzernde Sonnenstrahlen eine Anerkennung des Musengottes auszudrücken schienen. — Der Nachmittag, dem der Referent ein stilleres Plätzchen weihte, wurde, dem Programm zufolge, an derselben Stätte durch Gesang einzelner Chöre gefeiert, und mit dem Abschiedslied: „Freunde seht, der Abend sinkt und die Lieder schweigen" nach der Melodie „Gaudeamus igitur" beschlossen. — Selten haben wir eine Zahl von 1100—1200 Sängern mit einer solchen Präzision und solchem Verständniß der Aufgabe wirken hören, und nur einem Kommandeur wie Mücke, der mit der unbezwinglichen aber auch der liebenswürdigen Energie die Sache handhabt, kann ein derartiges Resultat gelingen. T. L.

Briefmappe.

Hrn. Dr. G. L. in Lpz. Die beiden Artikel sind auf einem großen Umwege in unsere Hände gekommen, aber wir sehen uns außer Stande, von denselben irgend welchen Gebrauch zu machen, da wir die Materien bereits zu vielfach behandelt haben.

Hrn. Jäger H. in Bonn. Es wird uns immer sehr angenehm sein, einige Skizzen zu erhalten, doch bitten wir Sie, möglichst kurz die Texte zu halten, da unser Raum sich durch die stehenden Artikel immer mehr beschränkt.

Hrn. Oberlt. v. K. in Kehl. Eine Notiz über die fragliche Sache werden wir wohl aufzutreiben im Stande sein; doch wissen wir noch am einzige Gerücht haben.

Hrn. Alexander S. in Teschen. Ueber diesen Punkt wird Ihnen das „Konversationslexikon für gebildete Stände", ein sehr fleißig gearbeitetes Werk, die genaueste Auskunft geben können; namentlich empfehlen wir Ihnen den trefflich geschriebenen Artikel „Haus und Palast" im II. Band.

Hrn. Hans F. in Krefeld. Haben Sie uns noch eine Weile Zeit und solange ist über unsere Kräfte und Gewissenhaftheit unantastbar eingestellt, was wir aber stimmen mit an Ihre geehrten Zusatz.

Hrn. Dr. A. in Linz. Warum haben Sie schon wieder aufgehört, nachdem Sie kaum angefangen?

Hrn. Hauptm. C. in München. Wir haben uns sehr gewundert, Sie in der Liste der sächsischen Armee zu lesen. Sie für die Eilmarschaufen zu sehen. Ihre Mittheilungen dürften indeß nicht uninteressant sein.

Hrn. Graf Alex v. F. in St. Petersburg. Wir haben bereits Auftrag ertheilt; aber bisjetzt noch keine Notiz erhalten. Wir werden jedoch noch einmal schreiben.

Hrn. G. R. in Crefeld. Wenn Sie nicht sehr empfindlich sind, waschen Sie Morgens Ihr Haar täglich mit kaltem Wasser, trocknen Sie es dann eben so gründlich ab, und das Ausfallen der Haare wird nachlassen.

Frl. Auguste R. in Arnstadt. Bei solcher Jugend, mit der wohl auch nicht minder Schönheit verbunden ist, glauben wir, daß Sie ruhig in die Zukunft blicken dürfen. Vorschläge können wir Ihnen keine geben, ehe wir in Detailfragen eingeladen. Haben Sie keine ältere Freundin?

Fr. C. H. in W. Also die Kur bekommt nicht? Nur weiter ausgehalten! Auf „Haidehaus" lebt sich's herrlich. —

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

Literarische Anzeigen.

Musikalische Neuigkeiten.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 43.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

VI. Band. III. Jahrgang. Zweites Semester

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, 21. Juli 1861.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich
Thlr. 1 — oder fl. 3. 30 kr. rhein.

Inhalts-Uebersicht.

Vierundzwanzig Stunden.

Eine Wachstuben-Geschichte

von

Edmund Hoefer.

„Bleib' Er nur da, alter Vater," sagte der Unteroffizier, der die kleine Wache kommandirte und jetzt, da er ein paar ruhige Stunden vor sich sah, die Uniform aufknöpfte und sich bequem an seinem Tische niederließ. „Seine Söhne haben jetzt beide vier freie Stunden — weglassen kann ich sie nicht; aber ihr mögt hier mit einander reden, und der Hans Friedrich kann auch hier bleiben. Ich kann's mir schon denken, daß euch allen nach meinem letzten Diskurs ernstlich zu Muthe ist. Solch ein Ausmarsch, wie der unsere morgen, ist für keinen ein Spaß, selbst für mich alten einsamen Kerl nicht. Es ist ein verwetterter Gedanke — entweder gar nicht zurückkommen oder als Sieger! — 's ist ja noch nicht dagewesen, seit die Welt steht, sag' ich immer."

Der alte Bauer, — denn ein solcher war's, und er saß auf der Ecke der Pritsche, und seine drei Söhne, die er auf die königlichen Aufrufe hin selber zum Regiment gebracht hatte und jetzt vor dem Ausmarsch noch einmal sehen wollte, saßen neben ihm und sahen den greisen Vater mit Ehrfurcht und Liebe an, — der alte Bauer lächelte ein wenig und schüttelte leise den fast kahlen Kopf. „Da redet Er zu viel," versetzte er dann. „Wer seine achtundsiebzig Jahre auf dem Rücken hat, wie ich, der weiß schon, daß der König Salomo recht gesagt hat: ‚nichts Neues unter der Sonne!' — Wir, als wir anno 56 zu des Königs Armee nach Sachsen rückten, wußten's und wollten's auch nicht anders, als zu siegen oder zu sterben, und es sah dazumal nicht



Professor Dr. Brinz aus Prag,
Abgeordneter des österreichischen Landtags.
Nach einer Photographie. (S. 675.)

weniger nach dem Sterben aus als jetzt. Aber das thut nichts. Besser ein Tod mit Ehren, als solch ein hundsföttisch Leben, wie wir's seit sechs Jahren geführt!"

Die Mannschaften umher waren aufmerksam geworden und sahen mit Ueberraschung auf den Alten, in dem sie plötzlich einen Kameraden entdeckten, und der Unteroffizier meinte: „Das ist mir ja ganz etwas Neues, alter Vater, daß Er auch einmal und noch dazu im siebenjährigen Krieg gedient hat. Bei was für einer Truppe stand Er denn?"

„Na bei was für einer denn sonst, als bei den Dragonern hier?" lautete die Antwort. „Dazumal, als mich mein Vater zum Regiment brachte — denn ich war ein einziger Sohn und kantonsfrei, aber mein Vater wollte, daß ich diene, und ich auch, wir hatten unsern König lieb — hießen sie von Borcke, und der zweite Kommandant nur war ein Oberst von Kosel."

„Gottes Blitz!" rief der Unteroffizier heiter; „das ist für uns hier im Regiment, als ob wir alle unsern Großvater zu sehn kriegten! Nun merk' ich's auch — darum hat Er uns auch seine drei Buben gebracht!"

„Ja, darum! Was Ebert heißt, soll mit meinem Willen nur bei diesem Regiment dienen. Und anno sechs, als ich hörte, daß ihr euch brav gehalten und dem Franzosen die Zähne in's Fleisch gedrückt, da hab' ich geweint vor Grimm, weil ich mir erst so spät ein Weib genommen und noch keinen Knaben hatte, der hätte dienen können. Aber ich hab' einen harten Schwur gethan — wenn's noch einmal losginge, da sollte mit, was von meinem Blut zu Pferde sitzen und einen Säbel heben könnte. Und da sind sie, ihrer Drei! Wenn's länger währt, kann mein Jüngster in zwei Jahren auch seine Schuldigkeit thun." Und indem er sich rasch erhob, denn er war noch rüstig trotz seiner hohen Jahre, fuhr

er gegen die drei Söhne gewendet fort, „und somit Gott befohlen, ihr Jungen. Haltet euch ehrlich und brav, wie's wackern Soldaten zukommt, und wenn ihr dran müßt, so sterbt mit Ehren, daß mein alter Oberst im Himmel und ich unsere Freude an euch haben können. Weiter weiß ich nichts zu sagen. Eure Mutter und die Schwestern und den Bruder will ich grüßen und ihnen sagen, daß es euch wohl geht. Heult nicht, Jungen! Adjes!" Und er drückte sich den alten Dreispitz auf den Kopf und wandte sich jäh der Thür zu.

„Halt da!" rief der Unteroffizier und sprang auf und faßte des Alten Arm. „So laß' ich Ihn nicht fort. Weshalb will Er nicht noch die paar Stunden bei seinen Knaben bleiben?"

„Nichts da, 's ist genug," erwiederte der Bauer. „Abschiednehmen ist nicht plaisirlich, und das Geflenn kann ich nicht leiden. Die Zwei, der Hans und der Jochem, sind im Dienst, und der Hans Friedrich, der heut frei, soll vor den anderen nichts voraus haben. Hab' ihnen auch nichts mehr zu sagen. Also —"

„Dableiben soll Er!" fiel ihm der Unteroffizier in's Wort. „Heulen und flennen wollen wir nicht. Unsere Bursche werden heut Abend in der Stadt traktirt, und für uns hat mir der Herr Rittmeister ein paar Flaschen Rum geschickt, daß wir uns einen Grog machen und auf einen siegreichen Feldzug trinken! Da soll Er mithalten und uns von seinen Kriegen erzählen. Wir wollen von Ihm lernen, wie der alte Fritz seiner Zeit der ganzen Welt und allen Potentaten den Marsch gemacht. Heran, Leute! Schiebt die Bänke an den Tisch! Hierher, Alter, auf den Stuhl! Hier ist Tabak für seine Pfeife und ein Glas — ich will uns das Wasser aus dem Ofen holen, es kocht schon."

Die Mannschaft trieb sich rührig durcheinander. Die drei Söhne des alten Bauern umgaben ihn und redeten ihm zu, die letzten Stunden noch treulich bei ihnen auszuhalten, und so saß er endlich, nachgebend, eichrig auf dem Bretstuhl am Tisch, die Pfeife dampfend im Munde, das Glas mit dem guten Stoff gefüllt vor sich. Und als sie nun zur Ruhe gekommen, wiederholte der Unteroffizier seine Worte: „nun lehr' Er's uns, wie man mit jungen zusammengerafften Truppen aller Welt Stand hält!"

„Ja, ja," erwiederte der Alte, „da hat Er recht, Unteroffizier, das ist freilich eine besondere Sache, und ich habe auch oft genug darüber mir meine Gedanken gemacht. Er sagt wohl: jung und zusammengerafft — allein Er denkt gar nicht, wie das zutrifft! In den letzten Jahren des Kriegs waren bei der Armee kaum mehr als halbe Kinder und Gesindel, und dennoch waren es Truppen, die sich gewaschen hatten, und sie hielten Stand und gingen d'rauf los, fürchteten den Teufel in der Hölle nicht und gewannen endlich den glorreichen Sieg. Und das kam," setzte er mit einer Art von Enthusiasmus hinzu, der, von einem solchen alten verwitterten und anscheinend kalten Mann ausgehend, des tiefsten Eindrucks auf seine Umgebung nicht verfehlte, — „das kam, weil der alte Fritz an der Spitze stand und uns alle regierte."

Der Unteroffizier hob sein Glas gegen das des Alten. «Fridericus Rex!» sagte er.

„Ja — Fridericus Rex!" sprach der Bauer nach, sein mattblaues Auge blitzte hell auf und er stieß klingend an. „Fridericus Rex und die Seinen! — denn die gehören dazu. Er verstand's, die Leute herauszufinden und an den rechten Platz zu stellen, die dazu paßten, die uns zu Soldaten machten und uns mitten in den Sieg hineinführten. Denn das gehört dazu, Kinder! Die Mannschaft ist immer gut, und wenn ein Regiment darnach gehalten und kommandirt wird, ist es bald das beste von der Welt. Das habe ich grade an meinem eigenen alten Regiment — hier an den Dragonern von Borcke — und an meinem alten Kommandeur erlebt, — und das —"

„Das soll Er uns erzählen!" fiel ihm der Unteroffizier in's Wort und füllte das Glas des Alten. „Da trinke Er erst einmal, lasse Er die Pfeife recht dampfen und dann — d'rauf!"

Ueber das tiefgefurchte Gesicht des alten Mannes zuckte ein blitzgleiches und fast stolzes Lächeln, als er entgegnete: „Ja — d'rauf! das war sein Wort, das ich in manchem lustigen Kampf gehört. Und es gab der Kämpfe viel, seit der Oberstlieutenant von Below als zweiter Kommandeur an unserer Spitze stand. Er ließ uns nicht Tag noch Nacht Ruhe. ‚D'rauf!' und wir sungen dazumal ein altes Lied, darin kommt der Vers vor: ‚all' vorwärts auf den Feind!' — den hat er auch angenommen und so zu sagen auf unserer Standarte geschrieben — und bei allen Donnern Gottes, wir haben's wahr gemacht, und der Feind hatt' es nicht nöthig uns zu suchen, wir waren stets und schneller da als ihm lieb. Das machte aber der eine Mann, und von dem will ich euch seinen Anfang erzählen.

„Das Regiment hatte sich in den beiden früheren Kriegen ausgezeichnet," fing er an, und seine Zuhörer lauschten: „man rühmt' es und nannte es unter den besten, und was an alten Soldaten dabei war, meinte, ohne sie könnt's gar nicht gehen. Dessenungeachtet blieb es aber, als es anno 56 wieder los ging, hier im Lande, stieß nicht einmal zu der Armee unter dem Feldmarschall Lehwald, sondern rückte nur nach Mecklenburg, das damals okkupirt wurde und uns fortan Rekruten und Pferde, Nahrung, Fourage und Geld liefern mußte, oder ritt hin und wieder auch einmal gegen die Schweden vor, die sich dann aber alsbald rasch davon machten, so daß von einem rechten Kriegsleben wenig zu spüren war. Das Regiment verlor seine Leute nur durch Krankheiten — wir hießen's damals kurzweg: die Pest — und seine Offiziere durch Versetzungen, und das Eine oder das Andere traf viele. Als mich mein Vater anno 57 Soldat werden ließ, hielt man sich mit uns grünen Burschen nicht erst lange im Depot auf, sondern schickte uns schon nach ein paar Wochen dem Regiment nach, und ein paar Jahre später gehörte ich schon zu den Alten; unsere Offiziere waren entweder blutjunge Bürschlein, die frisch aus den Kadettenhäusern kamen, oder ein paar alte Herren, die im Avancement zurückgeblieben waren, und der Kommandeur endlich war, wie gesagt, ein Oberst von Kosel; ein bejahrter Herr, dem sein großer Leibesumfang das Reiten nicht mehr behaglich machte.

„So ging das Wesen fort, und ein paar alte Soldaten bei uns — Unteroffiziere und Wachtmeister und darunter auch der Wachtmeister der Leibschwadron, mein Mutterbruder Löwe — ärgerten und grämten sich und riethen umher, was uns der König übel genommen haben könnte, daß er uns so strafte. Und als wir nun vollends um Neujahr 1760 Marschorder kriegten und zur Armee nach Sachsen rückten, prophezeiten sie uns das Allerübelste. Sie wußten's, daß der König keinen Spaß verstund, und es war mit uns auch ein eigen Ding und eigentlich traurig. Denn Landeskinder waren wir knapp zu zweihundert, das Doppelte waren Ueberläufer, Geworbene und in Mecklenburg Ausgehobene, und kurz bevor wir ausrückten erhielten wir noch beinahe neue zweihundert Rekruten aus Mecklenburg und hatten beim Regiment auch an zweihundert Pferde, die ganz roh waren. Unser Aussehen war freilich proper genug; wir waren dick und rund und die Pferde auch. Die Monturen waren im besten Stand, von Strapazen war uns nichts anzumerken, wie wir denn ja auch keine gehabt.

„Allein wie es wirklich mit uns stand, merkten wir, die wir an unsere Ehre dachten, schon unterwegs, auf dem langsamen Marsch, und als wir gegen Ende Januars endlich in die sächsischen Winterquartiere rückten, war's ganz zu Ende, und der Blindeste sah uns in verwundersamem Licht. Drei Tage später — ich vergeß' es niemals, es war am zweiten Februar — hatten wir mit ein paar andern Regimentern, die gleichfalls von den Truppen aus Pommern herangezogen waren, Musterung vor unserem alten Kommandeur, dem General von Borcke, den wir Jungen noch gar nicht kannten, und um ein Uhr mußten wir wieder ausrücken, weil der alte Fritz selber da war und uns sehen wollte. Nun hab' ich euch gesagt, wie es mit Leuten und Pferden stand; dazu hatten wir — 's ist wahr — Malheur über Malheur: der Marsch hatte unsere jungen Pferde hart mitgenommen, wie sehr sie auch geschont wurden; zuverlässig und brauchbar waren sie nicht recht, viele auch zu schwach; die Rekruten ritten wie sie eben konnten, das Terrain war hundsföttisch selbst für uns ältere, viele von uns hatten sich's nach dem Morgendienst bequem gemacht und auch über den Durst getrunken — kurz es wäre eigentlich schier zum Lachen gewesen, hätten wir nur nicht den Zorn des Königs so schwer zu empfinden gehabt.

„Es ging miserabel, Kinder, die Offiziere verloren auch den Kopf, und wir kamen in eine Konfusion hinein, wie ich nie was gesehn. Die Majestät war erschrecklich böse. Von dem, was er gesagt hat, hab' ich nichts erfahren, allein der General war bleich wie ein Tuch, und der Oberst von Kosel reiste am folgenden Morgen ab, ohne Abschied von uns zu nehmen. Es hieß, er habe eine furchtbare Nase und keinen Heller Pension gekriegt. Der Major von Gebhard von der fünften Schwadron kommandirte ein paar Wochen lang das Regiment und nahm uns tüchtig vor. Allein damit war freilich nicht viel gebessert und dabei bleiben konnt' es nicht, wenn einstweilen auch Tag auf Tag verging, wo wir, ohne Neues zu hören, in unseren Quartieren lagen. Und richtig, als wir, der Mutterbruder Löwe und ich eines Mittags zur Parole auf den Dorfplatz gingen, kam ein höherer Offizier, ein paar Reitknechte mit Handpferden hinter sich, die Dorfgasse im scharfen Trabe herauf — guckte uns an, parirte den Gaul und fragte: ‚ist Er's, Löwe?' — ‚Zu Befehl!' sagt' der. — ‚Bei den Dragonern?' fragte der Herr wieder. — ‚Zu Befehl, Wachtmeister bei der Leibschwadron.' — ‚Gut, freut mich. Wo wohnt der Rittmeister von Sydow?' — ‚Gleich hier, Herr Oberstlieutenant. Er wird sogleich zum Appell auf den Platz gehn.' — ‚Gut,' sagte der Herr, schwang sich vom Gaul, warf die Zügel einem Reitknecht zu — alles im Nu. ‚Komm' Er mit hinein, Löwe.' Und er ging auf das Haus zu, wo der Rittmeister wohnte, der die Leibschwadron führte, denn bei der standen wir. — ‚Das ist der neue Kommandeur, sag' ich dir,' flüsterte Löwe mir zu, bevor er ihm nachging. ‚Er heißt Below und stand seither bei dem Regiment Gensd'armes. Der wird uns den Dienst lehren, glaub' Er mir.'

„Ich kannte aber den Herren schon selber. Nicht fern von Borbeck, wo mein Vater wohnte, wie ich noch heut, liegt Sommth, das gehörte dazumal noch dem Herrn von Schlichting, und der hatte eine Schwester des Oberstlieutenants zur Frau. Dieser war früher ein paarmal zum Besuch dagewesen, hatte meinem Vater auch ein Pferd abgekauft — einen Rappen mit zwei weißen Hinterfüßen, ein Staatsthier — und das sah ich jetzt an der Hand des einen Reitknechts, der mich nun fragte, wo der frühere Kommandeur sein Quartier gehabt und ob's noch frei. Das war es freilich, denn wir wußten, daß ein neuer Befehlshaber kommen müßte, und so führte ich den Mann mit seinen drei Pferden — der andere blieb vor der Thür des Rittmeisters halten — zum Pastor und ging dann selbst zu meinen Kameraden, die mittlerweile schon alle bei einander waren. Es ging noch eine kleine Viertelstunde hin, dann kam der Herr mit dem Rittmeister und meinem alten Ohm über den Platz daher zu uns heran, ließ sich die Offiziere vorstellen und wandte sich endlich zu unserer Front.

„Und nun — es sind seitdem über fünfzig Jahre vergangen," sprach der Alte weiter, „aber mir ist's, als wäre es gestern erst gewesen, so gewaltig war der Blick, der uns aus seinem Auge traf, überflog, musterte, peitschte bis in Herz und Nieren, und mehr als ein Kamerad hat mir nachher gesagt: so habe selbst der alte Fritz nicht in uns hineingeblickt. Und während er mit den Offizieren sprach, und als er dann zu uns herantrat, waren wir noch nicht gar still und geruhig gewesen; trotz mancher Strenge ging dergleichen Dienst bei uns in ziemlich legerer Weise. Erst da er uns anschaute, ward' es still, aber auch todtenstill; kein Aug' zuckte und kein Zopf wackelte; die Front stand geordnet, wie bei keiner Parade besser. So beherrschte uns sein Aug'. Und mit einemmale that er den Mund auf und sprach drohend: ‚nun, wollt' es mir doch auch ausgebeten haben, daß ihr Zeit und Geduld für einen Vorgesetzten habt, und ich — daß ihr's gleich wißt — bin euer Kommandeur. Ich bitte die Herren Offiziere heranzutreten und Acht zu geben. Laß Er einen Kreis formiren, Wachtmeister. Es geht alle an, was ich euch zuerst mittheilen lasse.' Und als wir zusammengeschwenkt, maß er uns wieder mit dem früheren blitzenden Blick und fügte hinzu: ‚so, stillgestanden und die Ohren gespitzt. Lese Er, Wachtmeister, alles, von A bis Z.'

„So redete er und wir horchten. Und mein alter Löwe trat vor, nahm die Papiere aus der Brieftasche und las. — Er hat sich diese Befehle, weil sie für uns so wichtig, abgeschrieben," setzte der Bauer hinzu, indem er zugleich aus der inneren Tasche seines grauen Rocks eine alte abgegriffene Brieftasche hervorlangte. „Als er anno 62 erschossen wurde, ward ich sein Erbe und kriegte auch dieß Ding da und darin die alten Papiere, hab' das alles seitdem wie meinen höchsten Schatz angesehn und es niemals von mir gelassen. Ihr seht, hier die Ecke hat die Kugel des hundsföttischen Panduren abgeschnitten, die den braven Soldaten in's Himmelreich schickte. Hier sind die Papiere — eins, zwei, drei. Lies vor, Hans Friedrich, aber vorsichtig! Sie sind schon ein wenig mürbe."

Und der junge Mann entfaltete das alte gelbe Papier mit einer Art von Ehrfurcht und las:

„Parole ist Striegau."

„Halt!" unterbrach ihn der Vater. „Als der Wachtmeister das gelesen hatte, fiel ihm auch der Kommandeur in's Wort und sagte: ‚merkt wohl auf, Dragoner, die Parole ist Striegau. Das ist der Ehrentag und die Ehrenschlacht unserer Waffe, und darum hat Ihro Majestät grade dieß Wort gewählt.' So redete er ernst und stolz, daß es uns durchbebte, und nun lies weiter, mein Sohn."

„Da Ihro Majestät der König bei Musterung derer bei der Armee neulich eingerückten Truppen viel Negligence und Desordre haben bemerken müssen und namentlich auf die Dragoner von Borcke sehr böse sein, als welche wie Schneider reiten und nicht, wie es Sr. Majestät Kavallerie partout soll und muß, so lassen Sie denen Regimentern und voraus denen Dragonern von Borcke Ihr allerernstlichstes Mißfallen annonciren und ihnen rathen, adrett und allart zu werden, widrigenfalls Ihro Majestät ihnen was Anderes zeigen werden. Der Oberst von Kosel ist verabschiedet und für ihn der Oberstlieutenant von Below zum Kommandeur ernannt. Ihro Majestät der König hoffen, daß das Regiment hinfüro seine Schuldigkeit besser zu thun lernen werde, damit Allerhöchstdero andere Regimenter von den Dragonern sich seiner nicht zu schämen haben."

„Regimentsbefehl. Das Regiment steht morgen früh Punkt sieben Uhr auf dem Kamp bei Reihersdorf zur Musterung und Exerzieren. Daß keiner besoffen kommt, bei Spießruthenstrafe, deßwegen die Leute heute früh zu Bett gejagt werden sollen."

„Dem Kammerherren Baron von Reiher auf Reihersdorf ist gestern ein dänisch Windspiel gestohlen worden, gelb von Couleur, klein und fein von Gewächs. Wer davon Wissenschaft hat und solches anzeigt, soll eine gute Recompense haben." —

Der alte Bauer streckte die Hand aus, nahm die Papiere zusammen, legte sie sorgfältig in die Brieftasche zurück und verwahrte diese wieder in der Brusttasche seines Rocks. Dann trank er einmal und fuhr darauf in seiner Erzählung fort.

„Als Löwe das gelesen hatte, maß der Herr uns wieder mit einem scharfen Blick — es waren manche Gesichter schon ober finster geworden, zumal die der Herren Offiziere, und dann hob er die Stimme und sprach, und wenn ihr auf die Worte achtet, könnt' ihr selber sagen, ob's welche von der Art waren, die man vergißt. ‚Ich habe euch das vorlesen lassen,' redete er, ‚damit ihr gleich wißt, woran ihr mit mir seid. Ein schlechtes Regiment kann der König nicht brauchen und ich will's nicht kommandiren; ich bin zu gut dazu. Und lieber, als daß man uns Uebles nachsagt, führ' ich euch bei der nächsten Affaire dem Teufel in den Rachen und lasse uns alle in Krautstücke hacken. Dann hat die Prostemahlzeit hinten und vorn ein Ende. Ich hoffe aber, es soll dahin nicht kommen. Jetzt seht ihr sauber aus, daß man gleich mit euch zu Ball gehen könnte, und in den fetten Quartieren seid ihr selber fett und kurzathmig geworden. Das kümmert mich aber wenig. Unsere Bälle hier zu Lande sollen euch schon mobil machen und für die Oesterreicher braucht ihr mehr Athem als für die Schweden. Endlich, wer in unseren Cantonnements glatt und rund bleibt, soll als Weltwunder für Geld gezeigt werden. Basta! Und nun noch Eins. Das Regiment ist ein pommersches, und was auch sonst dabei steht, sein Stamm besteht aus Pommern, und ich bin auch einer. Aus denen ist noch immer etwas geworden, wenn sie nur gewollt haben, und ihr sollt wollen — wackere Soldaten werden. Ich hab's geschworen, daß man nach der ersten Affaire vor uns salutirt. Werden meine Landsleute ihren Kommandeur mit seinem Wort zu Schanden werden lassen? He?'

„Und wie er so fragte, solche Worte, die uns recht mitten in's Herz trafen, und dabei heiter lächelte, oder war's schlau — ich weiß nicht! — und als so ein Summen und Brummen durch unsere Reihen ging, da fuhr's mir heraus — ich hätt' es um die Welt nicht zurückhalten können! Es sollte nicht laut werden, aber es ward doch laut, denn zum Flüstern ist meine Stimme freilich nicht gemacht. ‚Na ob, bei Gott, Er alter Schmeichler!' sagt' ich so vor mich hin, und dann erschrack ich selber über die Rede und schämte mich. Allein sie war nun einmal heraus, im Kreise wurd' es todtenstill, die Offiziere guckten uns ganz giftig an, — sie wußten nicht, wer das geredet — aber Vater Löwe lachte innerlich, wie ich wohl erkannte, und da wurde mir wieder wohl. Ich hatte dazumal so wenig wie jetzt eine schwertragende oder grübelnde Natur.

„Der Herr von Below lächelte nicht mehr, doch sah er auch nicht böse aus. Er trat nach einer kleinen Pause einen Schritt weiter gegen uns hin und rief: ‚wer das gesagt, soll vortreten.'

„Dagegen war nichts zu thun, und so drängte ich mich durch und trat herzhaft vor ihn hin, obschon mir unter seinem scharfen Blick das Herz wieder an zu klopfen fing. Aber als er mich noch immer von unten bis oben musterte, wurde mir wiederum ruhiger. Ich konnte mich lecklich zeigen in meiner Montur; es war kein Tadel d'ran, denn ich gab etwas auf Propreté. Und unsere Montur war dazumal schmuck, blau mit karmesinrothen Rabatten, gelben Aermelwesten und gelbgekollerten Hosen — staatsmäßig, sag' ich euch. Kurz, ich schämte mich nicht, er guckte mich an und fragte endlich: ‚warst Du's, der mir geantwortet?'

„‚Zu Befehl, ich war's,' sagt' ich. — ‚Denken Deine Kameraden auch so?' fragt' er wieder. — Ich sah mich um und die Bursche an — es standen dort gerade so ein paar Dutzend Landsleute zusammen — aber sie regten und muckten sich nicht, so daß ich mich ihrer fast schämte. Allein ich kannte sie und wandte mein Aug' wieder auf den Herrn und antwortete frisch weg: ‚na ob, bei Gott, Euer Gnaden! Was wollen sie denn anders machen? 's gibt bei uns daheim keine Hundsfötter, die ihren Kommandeur im Stich lassen.' — Da lächelte er, klopfte mir auf die Schulter, meinte, wir sollten nur nach seinen und meinen Worten thun, da wollten wir schon Ehre einlegen, und endlich fragte er mich, wie ich heiße. Bei meinem und meiner Heimat Namen erinnerte er sich meines Vaters, sagte mir noch ein Wort über ihn, und daß der Rappe noch immer sein bestes Pferd, und dann vermahnte er mich zum Worthalten, wenn es in den Kampf ginge, und hieß mich zurücktreten. Denkt's selber, ob mir wohl zu Muth war!

„Nun kam aber noch eine Strafrede von wegen der Trunksucht und der Hundegeschichte, die euch vorgelesen worden. Da kriegten wir's gründlich zu hören, und das war gut, denn es sah bei dem ganzen Theil des Regiments, der nicht aus Landeskindern bestand, und zum Theil auch bei diesen bös aus und war ein rechtes Lasterleben. Und zuletzt sagte er: er glaube nicht, daß einer von des Königs Dragonern ein unverbesserlicher Trunkenbold oder gar ein Dieb. Wäre dergleichen und besonders Letzteres aber doch der Fall und er kriegte ihn, so ließe er den Kerl mit den Steigriemen aus dem Regiment peitschen.

„Damit schwenkten wir wieder auseinander, er trat zu den Offizieren, die sehr bestürzt und verstimmt darein schauten — daß der Kommandeur mit den Leuten und zwar in solcher Weise sprach, war etwas ganz Neues, und all' die Nasen in den Befehlen und Reden waren auch keine Kleinigkeit. Er sprach wenig mit ihnen, sie mochten nicht gerade viel Lust zu einem Diskurs verspüren; dann grüßte er höflich, befahl dem alten Löwe nach dem Appell zu ihm zu kommen, nickte uns freundlich zu, ging zum Pastorhause hinüber und nahm unser Herzen mit sich. Denn es zeigte sich bald genug, daß bei der Leibschwadron kein Mann war, der nicht schon jetzt für ihn durch's Feuer gegangen wäre.

„Mittlerweile nahm der Appell seinen herkömmlichen Verlauf. Der Lieutenant von Kotschitzky, mein Zugführer, schnauzte mich noch grausam wegen meiner Worte an und bedrohte mich hart und bitterböse, allein das rührte mich jetzt nicht viel: war doch der Kommandeur selber mit mir zufrieden gewesen. Und dann waren wir fertig und gingen heim, Vater Löwe in's Pastorhaus, wo er eine ziemliche Zeit beim Pastor blieb, so daß mir — wir lagen im gleichen Quartier — Zeit und Weile lang wurden. Denn ich war neugierig, sag' ich euch, und der alte Ohm hatte keine Geheimnisse vor mir, wenn er gut aufgelegt war. Und das war er heut, wußt' ich. Er hatte vor langen Jahren mit dem Herrn von Below bei des Prinzen August Wilhelm Küraßieren gestanden und mir, seit ich mit ihm zusammen, schon ein paarmal von ihm gesagt, was der Kornet und Lieutenant damals bereits für ein Offizier gewesen. Hernach war Herr von Below also bei den Gensd'armes gewesen, und das sagte genug, da das Regiment unter des alten eisernen Kayler's Führung ein Normalregiment geworden und einen Ruf hatte, der selbst an den der Küraßiere von Seydlitz oder der Dragoner von Baireuth hinanreichte. Das wußte jeder Troßknecht in der Armee.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Briefe.

I.

(Schluß.)

Der 15. Juni ist vor der Thüre und der südliche Humbug-Präsident muß sich ermuntern, wenn er Washington den dorthin erobern will und sein General auch, der sich nach der Einnahme von Sumpter mit folgendem Verse belustigte:

„With Mortar, Paixhan and Petard,
We tender Old Abe our Beau-regard."

Die Schiffswerfte von Norfolk, welche am 20. April d. J. mit ihren herrlichen Kriegsdampfern in Flammen aufging, hat diesen südlichen Rittern viel Verdruß gemacht, und dieses amerikanische Moskau schadet den Rebellen mehr als das russische den Franzosen. Die Festung Monroe beherrscht noch immer das rebellische Virginien und lähmt den rechten Flügel der Sonderbündler. Advokat Butler, der zugleich ein tüchtiger General ist, zeigt dort, was ein Yankee leisten kann. Etliche 600 flüchtige Sklaven helfen ihm Erdwerke aufwerfen. Man hat bereits an der Küste Versuche mit dem Calciumlichte gemacht, und wenn es die Gegend so schön beleuchtet wie jenes zu Paris am Abend des 14. August 1859, so ist es gut genug. Dr. Graeffe von Zürich und ich konnten eine halbe Stunde davon die Zeitung lesen. Unsere Zeitungen haben jetzt Stoff im Ueberfluß und ziehen wacker mit der Stahlfeder zu Felde; viele Drucker stehen bei der Armee — FINTEmalen Kriegsminister Cameron ja auch ein armer Setzer gewesen. Cameron ist ein langer, hagerer Mann und hat etwas vom alten Metternich an sich. — Als eine fröhliche Erscheinung in der Journalistik steht Prentice obenan; er ist der Herausgeber des Louisville Journals und schwingt muthig die Geißel der Satyre über den Köpfen der Rebellen im ritterlichen Kentucky. Ihm folgt der hochkomische Artemus Ward (ein gewisser Fr. Brown), dessen im irländischen Dialekt geschriebene, zwerchfellerschütternde Aufsätze im «Vanity fair» erscheinen. Prentice ist der amerikanische Saphir und A. Ward der Abraham a St. Clara der neuen Welt. — Trostlos sieht es dagegen im Süden aus, und Fräulein Elisabeth Leatherwood (Lederholz!), welche am 4. Mai zu Piney Grove im Staate Alabama ein patriotisches Gedicht vorlas, das später im «Athens Banner» nebst andern baumwollenen Artikeln erschien, scheint dort den Reigen zu führen.

Sie haben doch gewiß schon von den Newyorker-Wilson Zouaves gehört? Gut, das sind die wiener Freiwilligen. Unter, d. h. in der Uniform der Feuer-Zuaven entdeckte man kürzlich dreißig Soldaten feminini generis und sandte sie von Washington nach New-York zurück, da es dort ohnehin genug von dieser Sorte gibt. Das kommt aber daher, weil die Regimentsärzte nur flüchtige Musterung halten. Der arme Sergeant, John Butterworth, kränkt mich noch heute. Eine Schildwache erschoß ihn am 26. Mai zu Alexandria — weil er das Feldgeschrei nicht geben konnte. Es war ein Stotterer.

Drüben in Michigan sammeln sich die Indianer-Stämme. Da bei Harpers Ferry ein Tribus bei den Rebellen steht, so wollen diese auch einmal mitraufen. Gott sei den Perrücken gnädig! Die Neger werden auch bald angenommen werden, und der jüngste Sohn John Brown's soll ernstlich damit umgehen, den Tod seines Vaters zu rächen. — Unsere Ladies machen eine Masse von Fahnen und Havelocks — leinene Kopfbedeckungen, wie sie die Engländer in Indien tragen gegen den Stich. Man sieht darin aus wie eine alte Jüdin oder wie ein Reiter aus der Tartarei. Zu New-Orleans formen sich Turkos-Regimenter aus den freien Negern. Ach, du heilige Einfalt! Uebrigens gibt es hier auch für derlei Hanf genug. — Bald werden hübsche Seeräubergeschichten im Buchhandel erscheinen; die alten Rumpelkästen kommen selbst schon von Liverpool, um Prisen zu nehmen. — Prosit! eine hübsche Himmelfahrt steht euch Gentlemen bevor! Die Yankees verstehen es mit dem Stricke umzugehen.

Unsere Armeelieferanten sind auch etwas österreichisch und gewinnen nicht von dem, was sie in's Lager senden, sondern was sie behalten. Etliche mögen sich ihre Hälse versichern lassen! Das macht aber wenig böses Blut, der Yankee ist eine genügsame Kreatur, obwohl er in Friedenszeiten schon mehr Fleisch und Butter zum Frühstück verzehrt, als ein Franzose in der halben Woche. Wie die Menschen, so ist auch das hiesige Vieh. Ein Gaul frißt im Stalle täglich einen Haufen Heu und einen halben Büschel Hafer, der spottwohlfeil ist, während er dann wieder stundenlang nach einem langen Ritt an einen Baum angebunden stehen kann und nichts erhält, höchstens Wasser zum Saufen. Das weiß mein Jane schon längst und tanzt doch vor Freude, wenn ich den Sattel auflege und mich fertig mache. Ich habe schon manches hundert Meilen im Sattel zurückgelegt, ohne das edle Thier schwindsüchtig zu machen, und der Postreiter, welcher von Fort Kearny durch die unwegsamen Gegenden des Westens in zehn Tagen nach Kalifornien jagt, beweist das täglich auch. Darum sind wir ein hartgesottenes Volk, und darum gibt es hier keine Ritter von der Peitsche, wie in Wien, wo die Fiaker an allen Ecken herum liegen, während ihre Gäule den Hafersack am dürren Halse hängen haben. Man hat Leihställe hier fast in jedem kleinen Neste; aber die Herren und Damen brauchen keinen Kutscher, sondern nehmen ein gutes Reitpferd oder ein federleichtes Wägelchen, setzen sich hinauf und jagen davon. — Den Radschuh sieht man selten, und lustig fliegt man über Stock und Stein; denn time is money — Zeit ist Geld — sagt der Yankee. — Wenn auch die Beinbrüche nach meinen eigenen statistischen Berechnungen hier häufiger vorkommen, als zu Paris die Ehebrüche, so fragt man doch nichts darnach. — Der hiesige Sonntagsreiter ist daher auch ein ganz anderer Bursche als der europäische — die Ungarn und Polen ausgenommen; denn Sonntags jagt hier der Farmer zur Kirche, welche oft einsam im Urwalde steht, und daß derselbe das schönste Pferd reitet, versteht sich von selbst. Uebrigens ist der Sonntag so todt und musiklos, wie das Trappistenkloster in den Vogesen, und selbst die Posten und Eisenbahnen gehen nicht. Bei diesen berittenen Kirchenbesuchern geht es aber nicht so toll her, wie bei jener Bucsu (Kirchweihe) am 30. August 1857 in Ungarn, wo es einen Wagen voll Verwundete gab. Ich ritt damals mit etlichen Jägern des Fürsten Esterhazy zu dieser Festlichkeit. Schaarenweise kamen die Mädchen in ihren kurzen, weißen Röcken und Reiterstiefeln mit den Glasperlen auf dem sonnenverbrannten Halse und mit Feldblumen geschmückt daher, und bekränzten das Skelett des im Türkenkriege gefallenen und als Heiligen verehrten Grafen Hardegg. Singend jagten die Bursche auf ihren Rossen über die Ebene und stellten sich in Fronte, um die Predigt zu hören. Die Zigeunerbande von Egerszeg spielte nach beendigtem Gottesdienste zum Tanze auf, der Wein floß in Strömen und eine Schlägerei begann, welche manchem Theilnehmer zeitlebens eingedenk bleibt. — Unsere Yankees sind sehr religiös, und besonders die Bibelgesellschaften denken viel an das Seelenheil. Ehe man sich umguckt, erhält man ein Testament oder ein gedrucktes Traktätchen, und neben allen Sorten von freien Religionen gedeihen selbst die Nonnenklöster hier vorzüglich. An schönen Abenden sieht man hier oft auf dem Marktplatze einen Mann stehen, der das Publikum in religiösen Dingen unterrichtet und nebenbei für eine zu errichtende Kirche sammelt. — Unsere Soldaten wurden alle mit Bibeln versehen, jedenfalls nicht der richtige Ersatz für die noch nicht dagewesene Löhnung.

In jedem Neste gibt es hier Zeitungen, und das wäre ein miserabler Farmer, der draußen im Walde wohnt und nicht etliche Tages- oder Wochenblätter liest. Die Zeitungsdrucker senden ihre Wechselblätter an ihre Kollegen gratis in der Union herum. Briefträger gibt es bloß in großen Städten. Die eingetroffenen Briefe werden in den Zeitungen angemeldet und Jeder holt sich diese selbst im Postamte.

Gestern soll es in Baltimore wieder blutig hergegangen sein, diese Stadt wird wahrscheinlich schwer büßen müssen für ihr verrätherisches Treiben. Es ist schade, daß unser alter General Winfield Scott sich kaum auf seinen Beinen erhalten kann; die Yankees halten sehr viel auf ihn — nous verrons. — Traurig ist es, daß die Offiziers- und andere fette Stellen bloß den Protektionskindern übergeben werden — tout comme chez nous. — Vielleicht bereuen es die Yankees nachher. — In Texas (indianisches Wort heißt „wunderschön") soll es schauerlich aussehen; Cortinas, der große Bandenführer, und etliche Indianerstämme machen Einfälle; viele Deutsche fliehen nach Nicaragua in Zentral-Amerika, wo bekanntlich ein deutscher Schauspieler, Adelsberg, eine Kolonie gründete, welche florirt. — Von New-Orleans zogen viele Deutsche ebenfalls dorthin; andere kamen hieher, um mitzufechten gegen die Negerreiter.

Melden Sie auch den Bewohnern Deutschlands und den zahlreichen Lesern Ihres Blattes, daß es umsonst sei, nach südlichen Staaten zu schreiben. Die Posten sind eingestellt, die Briefe, welche in den Süden adressirt sind, werden zu Washington in der dead letter office gelesen und entweder zurückgeschickt oder verbrannt. — Bloß eine Seepost ist auf den die atlantische Küste blokirenden Schiffen errichtet, zum Besten der Soldaten. — Fort Pickens auf der St. Rosa Insel, das der Rebellen-General bedrohte, hält sich noch immer, und das meerumschlungene furchtbare Key west und Tortuga in der Straße von Florida senden täglich Kriegsschiffe, welche jede Zufuhr nach den südlichen Häfen verhindern. Mögen der Engländer auch Tausende von Enfieldbüchsen in der malerischen benachbarten Inselstadt Havanna aufgespeichert haben, um von den Sklavenhaltern dafür Baumwolle zu erhalten — schwerlich wird dieser Tauschhandel vor sich gehen können. — Mit dem Menschenhandel ist es für jetzt vorläufig auch aus und John Bull ärgert sich gering; denn es war doch ein hübsches Ding, so etliche Hundert Neger am Congo in Afrika das Stück für 25 Dollars zu kaufen, welche, in New-Orleans eingeschmuggelt, à 600 bis 1200 Dollars verkauft werden konnten.

So eben, 6 Uhr Abends, kommt die Depesche, daß bei

Great Bethel vorgestern ein Gefecht stattfand, wobei anfangs zwei nördliche Regimenter aus Versehen gegen einander schossen.

Am 4. Juli kommt unser Kongreß zusammen; da werd's auch nöthig sein hinzuschreiben, was neben dem Hauptthore des Ständehauses zu Grätz seit 1588 zu lesen ist: „Niemand unterstehe sich, in diesem hochbefreiten Landhaus zu rumoren, die Wöhr, Dolch oder Brodmesser zu zucken, zu balgen und zu schlagen, gleichfalls mit andern Wöhren Ungebühr zu treiben oder Maulstreich auszugeben." Ja, am 4. Juli werd'n lustig zugehen, da werden die Revolver krachen und die Bowiemesser blinken; doch noch vorher wird mancher Republikaner eine freie Heimstätte gefunden haben. Im weißen Hause zu Washington ist großer Verdruß wegen des Gefechts bei Great Bethel, das unweit Monroe in Virginien liegt. — Drei Regimenter und eine halbe Batterie wurden nämlich am 9. Juni Nachts ausgesandt, um die Rebellen, welche sich verschanzt hatten, zu überrumpeln. Da begegnet zufällig das deutsche Regiment Benedix einem andern nördlichen Regimente, das kein Feldgeschrei weiß und ein Scharmützel beginnt, und erst als der Morgen graut, klärt sich das Mißverständniß auf. Dann ziehen die Regimenter vereint nach Great Bethel und halten dort Schläge, und der Artillerie-Lieutenant Grebel ließ seinen Kopf auf dem Schlachtfelde liegen. An der Grenze von Maryland und Virginien prügeln sich gegenwärtig die Unionsmänner und die Rebellen. In Baltimore flattern wieder Secessionsfahnen — während unsere Reiterkorps bis zum 1. September schlagfertig sein sollen. — Nur immer langsam voran! ruft der alte General Scott, und die hiesigen Damen sticken mehr Fahnen, als die Soldaten schleppen können. Da haben diese zarten Seelen auf dem Postamt zu Washington eine Flagge aufgehißt, welche 300 Thaler kostet, während Hunderte von Kriegern ohne Zelten unter freiem Himmel schlafen. — Es muß anderst werrn! sagt Nestroy, der beliebte wiener Komiker. — Die Pony Expreß brachte heute von St. Franzisko vom 1. Juni Folgendes: „Das Volk sperrt Maul und Nase auf und spitzt die Ohren, um zu hören was wir hier im Westen treiben. Die Quecksilber-Minen in Neu-Almenda liefern ungeheure Massen. In einer Tiefe von 18 Fuß finden es die Arbeiter in blauen Kugeln in förmlichen Strömen. Das Pfund ist 45 Dollars werth, und sechs Mann verdienen täglich 8 bis 900 Dollars (à 2 fl. 30 kr.). Das gibt Calomel und Sublimat genug für unsere Yankee Doktoren. In der Münze zu San Franzisko wurden in der letzten Woche des Monats Mai 270,000 Unzen rohes Gold geprägt."

Von St. John in New-Foundland wird die Ankunft der „Adriatic" gemeldet — sie legte den Weg von Galway über den Ozean in vier Tagen und acht Stunden zurück. Was sagt der Great Eastern? Dieses Ungeheuer landete am 4. d. M. an der englischen Küste.

Dr. W. Germer.



Commerzienrath Johann Heinrich Richartz. Nach einer Photographie.

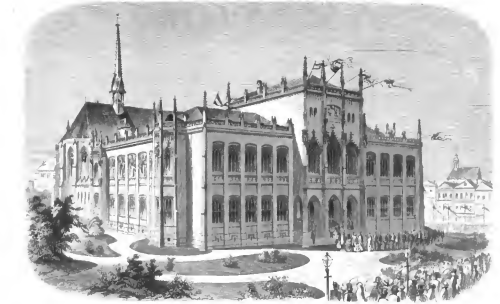
Zwei deutsche Patrioten.

J. H. W. Wagener und J. H. Richartz.

Wenn sich die Lebenden für einen verstorbenen, reichen Kaufmann interessiren sollen, so darf derselbe nicht bloß Kaufmann gewesen sein; denn merkantilische Tüchtigkeit sucht und findet ihren Lohn bei Lebzeiten. Ein Künstler, ein Gelehrter kann im Leben unbeachtet, dagegen von der Nachwelt gefeiert sein, aber ein Kaufmann, ein Spekulant beweist sein Genie durch den materiellen Erfolg und hat seinen Lohn dahin, wenn er die durch Glück und kluge Berechnung gewonnenen Schätze nicht als Mittel zur Realisirung eines edleren und schöneren Gedankens verwenden konnte. — Leider sind es verhältnißmäßig Wenige, denen nach erfolgreichem Ringen um das Geld noch ein Herz bleibt, das fähig ist, ein anderes Ideal zu fassen, welches Humanität, Vaterlandsliebe, Kunst und Wissenschaft in ihrem Werthe erkennt und ihnen Opfer bringen kann.

Wir haben binnen kurzer Zeit zwei edle Männer dieses Verdienstes durch den Tod verloren: Wagener in Berlin und Richartz in Köln, deren Bildnisse wir heute bringen. Beide haben als Kaufleute gewirkt und beide sind durch die schöne Verwendung ihrer kaufmännischen Erfolge zu Wohlthätern ihrer Mitbürger geworden.

J. H. W. Wagener, königlich schwedischer und norwegischer Konsul, der Stifter der Nationalgallerie zu Berlin, wurde am 16. Juli 1782 in Berlin geboren. Sein Vater, ein begüterter Kaufmann, erzog ihn für seinen Stand und zu seinem Nachfolger, aber er pflegte in dem Sohne nicht nur die Eigenschaften des Berufes, sondern legte in ihm auch den Grund der Neigung zu den Wissenschaften und schönen Künsten und hinterließ ihm eine nicht unbedeutende Sammlung älterer Gemälde, die er selbst zusammengebracht hatte. Obgleich es ihm dadurch sehr nahe gelegt war in derselben Weise fortzusammeln, faßte er, seiner Neigung folgend, doch von vorn herein den Entschluß, nur Bilder von Meistern unserer Zeit zu kaufen, und Jeder, dem das Gedeihen der Kunst in unseren Tagen am Herzen liegt, wird dieser Entschließung unbedingtes Lob spenden müssen; denn dadurch allein kann ja die Kunst jeder Zeit zu einer namhaften Blüte gelangen, daß die jedesmaligen Zeitgenossen den Künstlern durch Erwerbung ihrer Werke die ihnen geistig unerläßliche Anerkennung und die ihnen leiblich unentbehrlichen Subsistenzmittel gewähren. Die Weise, in der Wagener nach diesem Prinzip gesammelt, zeugt nun von ebenso unermüdlichem Eifer als richtigem und tüchtigem Geschmack. Wie sehr er sich von dem poetischen Gehalte eines Kunstwerkes ergriffen fühlte, beweist, daß das erste Bild der Sammlung eine Landschaft des großen Schinkel war, die er im Jahre 1815 ankaufte und der in den folgenden Jahren noch drei andere desselben Meisters folgten. Von da ab ist fast kein namhafteres Talent seinem Blicke entgangen, und die Meister sind sogar durch ihre besten Werke in seiner



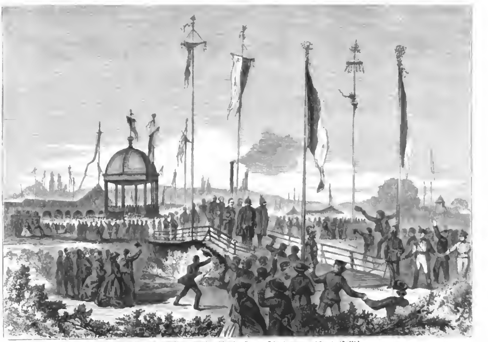
Einweihung des Wallraf-Richartz-Museum in Köln. Nach einer Originalzeichnung von Osterwald.

Sammlung vertreten, sowohl die Berliner, als die Düsseldorfer, Münchner, Wiener und Dresdner. Alle finden sich dort, wie in keiner Anderen Gallerie. Aber auch schon früh hat Wagener's Sammlerlust die Grenzen Deutschlands überschritten, und es macht hier wiederum seinem Geschmack große Ehre, daß das erste fremdländische Bild, welches er erwarb, eine Arbeit Leopold Robert's war, dem er dann Werke von Horace Vernet, Schotel, Gallait, de Biefve, de Keyser und Anderen hinzufügte. Unter den Malern, von welchen Wagener in seinen letzten Jahren Bilder erwarb, sind hier von einheimischen vor allen Cornelius und J. Schrader, von fremden Leys in Antwerpen zu nennen. Um zu allen diesen Kunstschätzen zu gelangen, hat er sich nicht begnügt, aus den verschiedenen Kunstausstellungen das Werthvollste an sich zu bringen, sondern er ist auch immer bemüht gewesen, durch Bestellung bei den Künstlern selbst, denen er die Wahl des Gegenstandes häufig überließ, die Kunst und seine Sammlung zu fördern. Durch die große Liberalität, mit der er schon bei Lebzeiten den Genuß seiner aus 256 Nummern bestehenden Sammlung gestattete, hat er endlich die Wahrheit des Ausspruches, daß ächte Kunstwerke Allen gehören, welche nach ihnen ein Bedürfniß empfinden, vollständig anerkannt und mit der Stiftung der Nationalgallerie, durch sein Vermächtniß, auf das Schönste bethätigt. Wagener starb zu Berlin am 18. Januar 1861, und Seine Majestät der König bestätigten die Stiftung in einem Höchsteigenhändigen Handschreiben (vom 27. Februar d. J.) an die Söhne des Verstorbenen.

Ein anderer stiller, anspruchsloser Privatmann, aber wie Wagener einer der hochherzigsten preußischen Patrioten, Johann Heinrich Richartz, starb am 22. April dieses Jahres zu Köln, aufrichtig betrauert nicht nur von seinen dankbaren Mitbürgern, sondern auch von Allen in der Nähe und Ferne, die Kunde hatten von seiner Mildthätigkeit, humanen Gesinnung und Liebe zur Kunst. Richartz wurde zu Köln am 17. November 1795 geboren und stammte aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie. Das Geschäft des Vaters, Handel mit rohen Häuten, übernahm der Sohn 1817, und als er es 1851 aufgab, hatte er durch Glück und eine sehr einfache und geregelte Lebensweise ein höchst bedeutendes Vermögen erworben, welches er auf die generöseste Art verwendete. So schenkte er 1854 die Summe von 100,000 Thalern zur Gründung eines neuen Museums und der Restaurirung der Minoritenkirche, und steigerte in späteren Jahren diese Summe noch bis auf 230,000 Thaler; sowie er noch in seinem Testament 100,000 Thaler zur Gründung einer städtischen Irrenanstalt vermachte. Wegen dieses hochherzigen Gebrauchs seiner Glücksgüter ernannte ihn die berliner Akademie der Künste zu ihrem Ehrenmitglied, die „Universal Society for the encouragement of arts and industry" in London übersandte ihm eine goldene Medaille, sowie der König Friedrich Wilhelm IV. ihm den Titel „Geheimer Kommerzienrath" verlieh und ihn mit Orden dekorirte. — Es war dem edlen Manne leider nicht vergönnt, die Einweihung des nach ihm benannten „Wallraf-Richartz-Museum" zu erleben, die am 1. Juli stattfand, womit zugleich die zweite allgemeine deutsche Kunstausstellung in dessen Räumen eröffnet wurde. Die Feier begann mit einem vom Weihbischof Dr. Baudri celebrirten Hochamt in der Minoritenkirche, wozu eine Cherubini'sche Messe von der Domkapelle aufgeführt wurde, nach deren Beendigung der Kardinal Erzbischof eine Ansprache hielt. Dann begaben sich die Versammelten, unter denen sich die Spitzen der städtischen, Civil- und Militärbehörden, eine große Anzahl Bürger, einheimische und fremde Künstler, der Hauptvorstand der deutschen Kunstgenossenschaft und Deputirte der verschiedenen deutschen Künstlervereine befanden, nach dem Museum, woselbst die Haupterbin des edeln Verstorbenen, Frau Fermenich, den Schlüssel des Gebäudes an den Repräsentanten der Stadt Köln in Person des Oberbürgermeisters Stupp übergab. — Nach einer Rede, welche der hohen Verdienste Richartz' gedachte, vollzog der Kardinal die Einsegnung des Gebäudes, worauf noch der Professor der düsseldorfer Akademie, Karl Müller, den an Stelle des Ministers von Bethmann-Hollweg anwesenden geheimen Oberregierungsrath Pinder aus Berlin begrüßte, welcher dann die Kunstausstellung mit einer Rede eröffnete. — Das Museum, eines der schönsten Gebäude Kölns, ist von Baumeister Felten erbaut, besteht aus einer 174 Fuß langen Hauptfront, deren Gallerienhöhe 78 Fuß beträgt, zwei Seiten- und zwei Flügelbauten, die Höhe der letzteren beträgt 64 Fuß. Professor Bläser und sein Schüler A. Werres schmücken die Hauptfront mit den Statuen der Agrippina, der heiligen Helena, des Erzbischofs Bruno I. und des Erzbischofs Engelbert I., welche in halber Höhe des Geschosses unter Baldachinen aufgestellt werden. Eine breite Freitreppe führt in eine 37 Fuß lange und circa 9 Fuß breite Vorhalle, und aus dieser gelangt man durch drei Thore in ein 34 Fuß langes und 37 Fuß breites Vestibül. Unten am Haupttreppenaufgang sind die von Bläser modellirten Büsten von Wallraf und Richartz aufgestellt. Die Westfront, 168 Fuß lang, ist, wie die Ostfront, mit Erkern geschmückt, nur entbehrt die letztere der Fenster, welche dafür durch Nischen für Statuen ersetzt sind. Die erste Etage, welche ihr Licht von Oben empfängt, wird Gemäldesammlungen aufnehmen, der östliche Flügel des Vorterres birgt schon jetzt die Werke der altkölnischen und altdeutschen Malerschule, und im westlichen wird ferner die permanente Kunstausstellung etablirt werden. Die Vorderseite des Baues zeigt das Wappen der Stadt und darüber stehen die Namen: Wallraf-Richartz.



J. H. Wagener, k. schwedischer Konsul, gest. 1861. Nach dem Bilde von Krüger, von H. Brücke.



Die Eröffnung der Wilferdingen-Pforzheimer Eisenbahn. Nach einer Originalzeichnung von Lallemand. (S. 681.)

Zur Tagesgeschichte.

XLI.

Der kurhessische Verfassungsstreit.

In der kurhessischen Verfassungsfrage steht abermals eine Wendung bevor, und hoffen wir, dießmal eine Wendung zum Guten. Zwar scheint der Schritt, zu dem sich eben jetzt wieder die kurhessische Regierung entschlossen hat, nicht eben glückverheißend zu sein. Denn indem die kurfürstliche Regierung den Muth hatte, das Schauspiel vom 8. Dezember v. J. zu wiederholen, zweimal binnen Jahresfrist die nach der oktroyirten Verfassung von 1860 gewählte Landesvertretung aufzulösen, zeigte sie, daß sie unverrückbar auf ihrem alten Standpunkt zu verharren gedenkt, die oktroyirte Verfassung nach wie vor als den gegebenen Ausgangspunkt betrachtet. Die Regierung also bleibt konsequent und gibt nicht nach. Mit immer größerer Einmüthigkeit hingegen erklärt die Landesvertretung, daß sie nicht die verfassungsmäßige Vertretung der Kurhessen sei, weil die Verfassung von 1860 nicht zu Recht bestehe, und daß nur eine auf Grund der Verfassung von 1831 nebst dem Wahlgesetz von 1849 gewählte Kammer berechtigt sei, mit der Regierung eine Verfassungsrevision zu vereinbaren. Die übergroße Majorität vom Dezember v. J. hat sich im Juli d. J. vollends in Einstimmigkeit verwandelt, und es ist keine Aussicht vorhanden, daß es das Rechtsbewußtsein der Kurhessen, nachdem es sich nun wieder zu so kräftiger Haltung aufgerafft, so weit bringen werde, um der Regierung eine willfährige Kammer zu liefern. Also die Regierung gibt nicht nach. — Wie soll dieser unselige Streit enden? Soll sich in sechs Monaten dasselbe Spiel wiederholen und so fort in's Unendliche? Von welchen Folgen muß diese Rechtsunsicherheit vollends für den letzten Rest der Loyalität des kurhessischen Volkes sein, und übt nicht diese von der Bundesversammlung selbst sanktionirte Unterbrechung des Rechtszustandes über die Grenzen Kurhessens hinaus eine störende, verbitternde Stimmung, ziehen nicht die Parteien aus solchen Zuständen den dankbarsten und willkommensten Stoff der Agitation?

Solche und ähnliche Fragen mußten sich die Regierungen der übrigen deutschen Staaten vorlegen, wenn immer wieder diese Frage an die Pforten des Eschenheimer Palastes klopfte. Es lag in ihrem eigenen, dringenden Interesse, daß der Streit endlich auf eine befriedigende und dauernde Weise gelöst wurde. Man mag über die Motive, welche im Jahr 1850 die Maßregelung Kurhessens herbeiführten, denken wie man will, in jedem Fall bestehen diese Gründe heute gar nicht mehr. Ja die damaligen Gründe der Bundesexekution wenden sich jetzt in ganz entgegengesetztem Sinne auf die Urheber zurück. Damals war Kurhessen das Opfer des österreichisch-preußischen Zwists, in Kurhessen wurde Preußen besiegt und die letzten Trümmer des gothaischen Gedankens. Mit der Verfassung von 1831 ward auch das radowitz'sche Dreikönigsbündniß — denn zu diesem war der gagern'sche Gedanke zusammengeschrumpft — niedergetreten, und mit der Theilnahme an der Exekution, die es anfangs mit Waffengewalt bekämpfen zu wollen schien, vollendete Preußen die Schmach und das Geständniß der Niederlage, welche es durch Herrn v. Manteuffel zu Olmütz selber zu Protokoll erklärt hatte. Damals also galt es wenigstens einen wirklichen politischen Zweck, womit wir freilich weder den Zweck selbst, noch weniger die Mittel vertheidigen wollen, es galt die von Preußen angestrebte Hegemonie auf entscheidende Weise zu brechen, Preußen zu einer Selbstdemüthigung zu zwingen, und dieser Zweck ward auch auf Kosten des kurhessischen Rechts und des kurhessischen Volkes vollkommen erreicht. Heute dagegen stehen diejenigen, welche den Bundestag in den Wegen von 1852 festhalten wollen, in erster Reihe der Agitatoren für preußische Hegemonie. Denn bei der Entschiedenheit, mit welcher die öffentliche Meinung in Süddeutschland sich für das Recht Kurhessens ausgesprochen hat, kommt Preußen nichts mehr zu Statten als die Haltung, die es seit der Regentschaft eingenommen (freilich ohne ihr den ernsten Nachdruck zu verleihen), und nichts kann Oesterreich und den Mittelstaaten nachtheiliger sein, als ihr hartnäckiges Festhalten an einer allgemein verurtheilten Politik. Nichts hat notorisch den Nationalverein und seine Zwecke besser gefördert als Zustände, die, wie die kurhessischen, den guten Willen des Bundestags im zweifelhaftesten Licht erscheinen lassen.

So ist es denn in der That ein wahrhaft konservatives Interesse, es ist im Interesse vornehmlich des Bundestags und der Mittelstaaten, den hessischen Verfassungswirren durch Wiederherstellung des Rechts ein Ende zu machen. Aber der Bundestag hat auch das Recht wie die Pflicht, diesen Schritt zu thun. Das Recht dazu hat er sich dadurch erworben, daß er sich das Recht genommen hat die Verfassung von 1831 umzustürzen. Alle Welt ist zwar darüber einig, daß jenes Verfahren ein höchst abnormes war, daß er seine Kompetenz damit weit überschritt: Aber nachdem einmal durch seine Autorität die Verfassung außer Wirksamkeit gesetzt und die sogenannte „revidirte" Verfassung als Gesetz eingeführt worden, können nur durch seine Autorität wieder die damaligen Uebergriffe zurückgenommen werden.

Aber wie? Kann dem Bundestag zugemuthet werden, einen Beschluß, den er noch überdieß mehrfach bestätigt hat, zurückzunehmen? Würde er nicht erst recht sein Ansehen untergraben, wenn er selbst konstatiren würde, daß seine Ansicht irrig, der von ihm eingeschlagene und empfohlene Weg ein verderblicher war? Eine solche Selbstverläugnung ist auch in der That dem Bundestag nicht zugemuthet worden. Preußen hat ihm goldene Brücken zu bauen versucht, und ist, indem es im Jahr 1859 die Frage abermals vor den Bund brachte, mit äußerster Schonung gegen die berechtigten Gefühle des ehrwürdigen Instituts in der Eschenheimer Gasse zu Werke gegangen. Anstatt die Kompetenz des Bundesbeschlusses vom 27. März 1852 in Frage zu ziehen, was jedenfalls ein leichteres Geschäft gewesen wäre, versuchte Preußen in scharfsinniger Weise eine künstliche Interpretation desselben, durch welche die Schwierigkeit gehoben werden konnte, ohne daß der Bund sich selbst ein Dementi geben mußte. Die Bundesversammlung, zeigte Preußen, hat gestattet, daß die revidirte Verfassung „einstweilen" als Gesetz, nicht als Grundgesetz publizirt werde. Die Bundeskommissäre riethen damals der Bundesversammlung ausdrücklich, nur ihre vorläufige Zustimmung zu den beantragten Verfassungsänderungen zu geben, der Bericht des Ausschusses behielt ausdrücklich die „definitive Entschließung" über das Verfassungswerk vor, und die Bundesversammlung ertheilte dem „Entwurf der revidirten Verfassung" zur Zeit nur im Allgemeinen ihre Zustimmung. Die Verfassung von 1831 wurde für unvereinbar mit dem Bundesrecht erklärt, jedoch ohne Bezeichnung der einzelnen bundeswidrigen Bestimmungen, in welcher Beziehung der Bericht vielmehr empfahl, „jedenfalls für jetzt" auf eine vollständige Kritik der Verfassung von 1831 nicht einzugehen. Diese Momente ergriff Preußen und beantragte zunächst eine eingehende Untersuchung, ob und welche Bestimmungen der Verfassung von 1831 als bundeswidrig zu betrachten seien.

Der Bundestag verschmähte die Brücke, die ihm Preußen geboten hatte. Er erklärte am 14. März 1860, daß zwar die Bundesversammlung keine Garantien der Verfassung von 1852 in ihrer jetzigen Gestalt übernehmen könne, daß aber auf Grundlage derselben Regierung und Stände mit einander das Verfassungswerk vereinbaren sollten, so daß die nicht bundeswidrigen Bestimmungen aus der Verfassung von 1831 in dieselbe von 1852 aufgenommen werden könnten. Daß dieser Weg keinen Erfolg haben würde, lag auf der Hand, die Stände beharrten auf ihrem Recht, schon die Wahlen geschahen jedesmal nur mit dem Vorbehalt zu Gunsten der rechtmäßigen Verfassung, und der erste Akt der zusammentretenden Kammer war stets ihre Inkompetenzerklärung und eine feierliche Verwahrung für das vorenthaltene Recht, so daß jedesmal der Tag der Eröffnung auch der Tag der Auflösung war.

Soll nun dieser Kreislauf ewig dauern? Ist kein Mittel, die angebliche Infallibilität des Bundestags zu vereinigen mit der Wiederherstellung des Rechtszustands, eine Form zu finden, die dem Bundestag doch endlich möglich macht, das lang gebeugte Recht zu sühnen? Abermals ist in den letzten Wochen ein Versuch dazu gemacht worden, und abermals in schonendster Form, ohne daß dem Bundestag ein förmlicher Widerruf, eine Zurücknahme früher gefaßter Beschlüsse zugemuthet würde. Baden, welches das in ihm frisch pulsirende Leben, wie es scheint, auch dem Bundesorgan mittheilen möchte, hat durch seinen neuen Gesandten Robert von Mohl den Antrag stellen lassen, die Bundesversammlung möge erklären: da den Bundesbeschlüssen von 1852 und 1860 keine Folge habe gegeben werden können, so stehe nichts im Wege, daß die kurhessische Regierung die Verfassung von 1831 nebst den Aenderungen und dem Wahlgesetz von 1848 und 1849 als rechtskräftig und in Wirksamkeit bestehend betrachte. Wegen der Bezeichnung und Ausmerzung solcher Bestimmungen, welche zum Bundesrecht im Widerspruch stehen, solle auf dem verfassungsmäßigen Weg zwischen Ständen und Regierung verhandelt und eventuell an die Bundesversammlung rekurrirt werden. In der Motivirung betonte der Bundestagsgesandte besonders, daß der bisherige Gang vom nachtheiligsten Schaden sei für die kurhessische Regierung selbst und für das Rechtsgefühl des Volks im eigenen Land wie über dessen Grenzen hinaus, und daß schon jetzt offen zu Tage liege, wie zersetzend das Mißbehagen über diese Vorgänge in ganz Deutschland gewirkt habe. In solcher Lage komme es deutschen Regierungen zu, vor Entschlüssen nicht zurückzutreten, welche ein Zeugniß enthalten, daß sie das Recht über alle Rücksichten, selbst über die Konsequenz früherer Anschauungen stellen. Dem Anspruch des Bundes, daß etwaige bundeswidrige Bestimmungen aus der Verfassung von 1831 entfernt würden, könne auf andere Weise genügt werden als durch das Festhalten an einer Verfassung, der die wesentliche Grundlage aller Institutionen fehle, daß sie als Recht und als sittliche Ordnung im Lande empfunden und anerkannt werde. Dieses Ziel werde vielmehr ohne Schwierigkeit erreicht werden, wenn die Regierung sich entschließen wollte, einen von bundeswidrigen Bestimmungen gereinigten Verfassungsentwurf einer ad hoc zu berufenden Ständeversammlung zur Vereinbarung vorzulegen, welche in der That dazu kompetent sei.

Welches wird das Schicksal dieses Antrags sein? Wird er das Schicksal der Sphinx lösen? Wird er Gnade vor den Augen der hohen Bundesversammlung finden und den Kurhessen wieder zu ihrem Rechte verhelfen? Man sollte denken, daß bei dem allgemeinen Ueberdruß, den auch die Regierungen nachgerade bei dem ganzen Handel empfinden, jedes Mittel willkommen sein müßte, aus der fatalen Verwicklung herauszukommen, man sollte auch denken, daß die Bundesversammlung eher geneigt wäre, von dem liberalen Antrag eines Mittelstaats als von einem preußischen sich erweichen zu lassen. Denn bei Baden ist doch kein Grund zur Eifersucht und zum Mißtrauen vorhanden, daß dieser Staat seine Popularität zu ehrgeizigen Hegemoniegelüsten zu verwerthen denken sollte. Aber leider fehlt es auch nicht an weniger ermuthigenden Indizien. Ist zur Herbeiführung eines befriedigenden Bundesbeschlusses und zu einem geeigneten Druck auf die kurhessische Regierung vor Allem das Einverständniß der beiden deutschen Großmächte erforderlich, so ist bis jetzt nur von Preußen gewiß, daß es die materielle Herstellung des kurhessischen Rechts, sei es unter welcher Form immer, will, nur daß freilich diesem Willen bis jetzt die nöthige Energie gefehlt hat. Daß aber Oesterreich trotz seines nunmehrigen Konstitutionalismus noch keineswegs auf diesem Standpunkt angelangt ist, haben die Depeschen gezeigt, welche Anfangs dieses Jahres zwischen dem preußischen und wiener Kabinet über diese Frage gewechselt wurden, welche vor Kurzem veröffentlicht worden sind. Dennoch ist es unmöglich, zu glauben, daß die Bundesversammlung auf einem Wege beharren werde, dessen Erfolglosigkeit sattsam sich herausgestellt hat, daß sie die Gelegenheit verschmähen sollte, durch Wiederherstellung des Rechts die Nation zu versöhnen, daß sie abermals einen Beschluß fassen sollte, der auf Niemand schwerer zurückfallen könnte, als auf seine Urheber, endlich daß sie auch nur in gewohnter Weise eine Angelegenheit zerschlagen sollte, deren Erledigung in allseitigem Interesse so dringend herbeigewünscht wird.

—&.

Vom Büchertische.

— **Shakspeare's Werke.** Herausgegeben und erklärt von Dr. Nikolaus Delius. Vollständige Ausgabe in 7 Bänden. Lexikonformat. Elberfeld. R. L. Friderichs. — Die Shakspeareausgabe von Delius zählt zu den wenigen Werken, die in unserer Flugliteratur einen dauernden Werth haben werden. Die Arbeit basirt auf den gründlichsten, umfassendsten Studien, überall zeigt sich der tiefe Kenner des großen Briten, und so stimmen wir dem Worte Rodenberg's: „Delius' Shakspeareausgabe ist eine wahre Shakspearebibel, für den Laien und für den Eingeweihten, für das Haus und für die Studirstube!" aus voller Ueberzeugung bei und wünschen dem höchst schätzbaren Werke die weiteste Verbreitung. Nur zu oft nehmen Gelehrte bei Kommentaren Anlaß, von der Hauptsache abzuschweifen, und verlieren sich in ein Chaos mit unwesentlichen Dingen, um das Licht ihres Geistes so heller leuchten zu lassen. Trefflich wußte Delius diese Klippe zu vermeiden, und hielt sich eben so sehr vom trockenen Pedantismus wie von der üblichen Phrasendrechselei entfernt. Die deutsche Nation darf stolz sein auf ein solches Buch, selbst das Vaterland des großen Dramatikers hat kein Werk über Shakspeare aufzuweisen, welches der Delius'schen Ausgabe ebenbürtig wäre.

— **Problematische Naturen.** Roman von Friedrich Spielhagen. 4 Bände. Berlin. Otto Janke. 1861. — Es gibt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt. Diese Goethe'schen Worte aus „Dichtung und Wahrheit" scheinen dem Verfasser des obigen Werkes die Idee zum Schaffen desselben gegeben zu haben, wenigstens sind sie das Motto, welches die Hauptfiguren des Romans, Oswald Stein, Baron Oldenburg, Melitta von Berkow an der Stirne tragen. Echt künstlerisch verwerthen lassen sich zwar solche Charaktere, die den Verwesungskeim schon in sich tragen, eigentlich nicht, und so ist denn der Roman seiner ganzen Konzeption nach ein ausgangsloser, aber den Vortheil bietet er dem Dichter, daß sie sich elastisch in die verschiedenartigsten, heterogensten Situationen bringen lassen, aus denen sie sich immer wieder emporschnellen, um einer neuen Metamorphose entgegenzugehen. — Der Hauptheld selber, Oswald Stein, scheint uns am wenigsten den Namen einer „problematischen Natur" zu verdienen, denn abgesehen von seinem leidenschaftlichen Herzen, das ihn in Verirrungen stürzt, steht er doch auf ziemlich positivem Boden, während Baron Oldenburg eine jener zerbrochenen, frivolen, skeptischen, zerstreuten, blasirten, Nichts mit Konsequenz durchführenden Seelen ist, die sich wie Schlangen in den eigenen Schwanz beißen. — Melitta steht dem Baron in ihren Eigenthümlichkeiten am nächsten, nur möchten wir sie kein deutsches Weib nennen. Viele zwar ergeben sich so bald, wie sie, aber flößen sie uns in der Kunst darum bleibendes Interesse ein? Auch ihre Liebhaberei für das schöne, nackte Venusbild, dem sie in ihrer einsamen Waldkapelle einen wahren Kultus darbringt, ist nicht recht wahr erfunden, denn im Allgemeinen haben Frauen wenig Sinn für Plastik, am wenigsten für die Meisterwerke, zu denen eine mit ausgezeichneter Schönheit begnadigte ihres Geschlechts Modell gestanden. — Im Ganzen können wir dieses Werk Fr. Spielhagen's aber als eine Erscheinung in der Dürre unserer heutigen Romanliteratur betrachten. Abgesehen von den herrlichen Naturschilderungen, werden uns mit scharfen Zügen jene hohlen Gestalten und ihr überflüssiges Wesen geschildert, die uns allerwärts unter dem Namen „Junker" mißliebig sind. — Tiefe Gedanken, poetische Reflexionen treten uns fast auf jeder Seite entgegen, die Sprache ist blühend, fließt leicht hin und die handelnden Gestalten sind zum Greifen deutlich gemalt. — Manche Erinnerungen an Dickens oder von Spielhagen Uebersetztes klingen manchmal durch, namentlich dachten wir bei manchen Stellen an William Curtis Buch: „Nil Notes of a Howadji". — Das schadet aber dem Eindruck des Ganzen nicht, und wir denken, unsere Leserinnen werden das romantische Buch mit steigendem Interesse lesen. Auch du, achtzehnjährige Schöne? Nun, frage die Mutter!

— **Johannes Gutenberg.** Ein kulturhistorischer Roman von Paul Stein. Leipzig. Grunow. 1861. — Ein getreues Bild des deutschen Lebens und Strebens im fünfzehnten Jahrhundert entrollt uns der Roman nicht, weßwegen sein Name „kulturhistorisch" etwas kühn gegriffen scheint. Vielmehr gehört er zu der Gattung von Schmarotzerpflanzen, die jetzt als „biographischer Roman" am Marke unserer Literatur zehren. Die eigentliche Biographie, d. h. erschöpfende Darstellung des Lebens eines bedeutenden Menschen, in einen künstlerischen Rahmen gefaßt, fällt dabei in der Regel unten durch, man schöpft aus ziemlich ungesichteten Quellen, begnügt sich, den handelnden Figuren das ungefähre Kostüm ihrer Zeit zu geben, läßt sie aber im Uebrigen thun und treiben, was ihre Nachkommen noch heute thun, wozu natürlich gehört, sie in eine mit Gewalt herbeigezogene Liebschaft zu verwickeln. Auf solche Manier präparirt tritt das Kunstgespenst vor das große Publikum, welchem dasselbe dennoch von Fleisch und Blut erscheint. Die in Mainz lebende Verfasserin mag durch das Terrain, auf dem sie sich bewegt, zu ihrer Arbeit angeregt worden sein. Gutenberg's Erfindung hat die Welt mehr bewegt als die Erfindung des Schießpulvers, die Anfänge dieser kolossalen Umwälzungen genetisch darzustellen, dürfte kaum in der Gewalt einer Frau liegen.

— **Das Nibelungenlied.** Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von Eduard Bürger. Leipzig. Brockhaus. 1861. — Wie Viele haben sich nun schon daran gewagt, unser großes National-Epos durch Uebersetzung in die heutige Sprache populärer zu machen, und wie wenig haben alle Bearbeiter, Simrock, Hagen, Lachmann, Rebenstock, Pfizer, Hinsberg und Andere ihren Zweck erreicht! Der jetzige Uebersetzer Bürger ist namentlich bestrebt, die Diktion des Liedes der modernen mehr zu bringen, ohne gegen die Originaltreue zu verstoßen, dieß ist ihm zwar allerdings gelungen, ob er aber darum einen größeren Erfolg erringen wird als seine Vorgänger, bezweifeln wir. Dem eigentlichen Volk wird dieß Gedicht mit seinen grimmigen, reckenhaften Gestalten, seinem nebligen geschichtlichen Hintergrunde stets fremd erscheinen, und es wendet sich lieber zu jenen auf gräulichem Papier gedruckten und mit Holzschnitten gezierten Sagen vom hörnenen Siegfried, die ihm der Bänkelsänger auf dem Jahrmarkt verkauft. Der eigentlich Gebildete hingegen liest das Epos in der Ursprache, und die zwischen beiden in der Mitte Stehenden besitzen in den schon vorhandenen Uebertragungen eine so reiche Auswahl, daß eine derartige neue Arbeit fast Eulen nach Athen tragen heißt!

— **L. Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute.** Neunte Auflage von Odenthal. Leipzig. Spamer. — Die Zahl der Auflagen bürgt dafür, daß das Buch ein praktisches ist. Die ganze Wissenschaft des Handels, die Waarenkunde, die Handelsgeographie und Handelsgeschichte, das Münz-, Maß- und Gewichtswesen, die Verkehrsmittel, die Korrespondenz, die Staatspapiere und die Buchhaltung sind gründlich und umfassend behandelt. Ausgerüstet mit den Kenntnissen, die dieses Buch an die Hand gibt, darf sich der Kaufmann als ein gründlich theoretisch gebildeter Geschäftsmann betrachten, der sicher in die Schule des Lebens treten kann. Die neue Auflage hat, wie die letzte, wesentliche Verbesserungen von Odenthal's Hand erfahren.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— Heinrich König, von dessen gesammelten Schriften wir den vierzehnten bis sechzehnten Band erhalten, gibt darin sein „Auch eine Jugend" in zweiter Auflage und „Ein Stillleben" in zwei Bänden, welche sich an das erste als die Schilderung der späteren Jahre des beliebten Schriftstellers anschließen und einen Reichthum von „stillem und bewegtem" Leben seltener Art vor uns entfalten. König, welcher früher als Beamter in Hanau lebte, ist jetzt nach Wiesbaden übergesiedelt, um nun wirklich ein Stillleben zu führen, das uns hoffentlich noch manche interessante Frucht seines liebenswürdigen Talents liefern wird.

— Robert Waldmüller (Eduard Duboc), der uns als Dichter im Reim wie als Novellist gleich werth geworden, und entschieden zu den originellsten Poeten unserer Zeit gezählt werden muß, hat jetzt zwei Bände „Wanderstudien" erscheinen lassen, die uns seine Reisen in Griechenland, Italien und daheim schildern, ein Buch, das ein durchaus anderes Gepräge trägt als die übliche Touristenliteratur, und darum auch eine andere Beurtheilung fordert, die wir ihm demnächst angedeihen lassen werden.

— Ferdinand Kürnberger, ein bekannter Name, obgleich seine Bücher noch nicht nach Dutzenden zählen, vorzüglich durch den glücklichen Wurf seines „Amerikamüden" rasch zu Ruf gelangt, bringt eben zwei Bände „Novellen" in dem thätigen Verlag von Mehsald (Fleischmann) in München, die uns zeigen, welch' reiches Feld psychologischer Beobachtung der Dichter bereits durchpflügt. Kürnberger lebt gegenwärtig in Stuttgart, nachdem er den Winter in Frankfurt zugebracht.

— Der Kulturhistoriker, Hofrath Klemm, schreibt ein „Drobden im vierten Jahrhundert", welches in Berlin erscheinen wird.

— Dr. Karl Weller in Dresden, der Herausgeber der „Bäder, Gesundbrunnen und Heilorte" hat in einem Bändchen unter dem Titel: „Frische Quellen" ein Taschenbuch für Gesundheitsreisende, drei kleinere Schriften zusammengestellt, deren erstes Erlebtes und Gedichtetes des Verfassers, das zweite einen Bade- und Brunnenkalender und das dritte ein „Allgemeines Adreßbuch für Bäder und Kurorte" bietet. Das Büchlein ist als Zusammenstellung der Bäder Deutschlands allein schon interessant, wenn auch die einzelnen Bäder etwas weitläufiger hätten charakterisirt werden dürfen, um als Führer in diesem Gesundheitsquellenlabyrinth zu dienen.

— Holtei's Schriften werden jetzt bei Trewendt in Breslau in einer Volksausgabe im Miniaturformat in 65 Lieferungen à 4 Silbergroschen erscheinen.

— Der Herausgeber der Garonnin, Julius Schanz, hat sein Blatt von jetzt ab an einen Herrn Otto Walster abgetreten. Er selbst behält nur den Inseraten-Anzeiger, welchen er in's Leben rief.

Literatur des Auslandes.

— Das Gerücht, daß George Sand vom Kaiser 20,000 Franken als Entschädigung erhalten habe, weil ihr Viktor Hugo beim großen Kaiserpreis vorgezogen wurde, ist von ihr selbst dementirt.

— In Paris sind der Dentu zwei Broschüren erschienen: „Les derniers jours de l'empire Ottoman" von Magnan und „La mort d'Abdul-Medschid".

— Von Guizot's Memoiren ist der vierte Band erschienen.

— Ferdinand Freiligrath sagt in einer Zuschrift an das londoner „Athenäum", das im Besitz eines Herrn Gillman befindliche Wallensteinmanuskript, von S. T. Coleridge bei seiner Uebersetzung benützt, sei unzweifelhaft echt. Das Manuskript, ein dünner Foliobaud von 24 Blättern, ist in lateinischen Charakteren geschrieben. Die Handschrift, in welcher die Kopie verfertigt ist, rührt unbedingt von Schiller her. Ebenso rühren die Aenderungen, welche Fehler des Abschreibers verbessern, aber auch Stellen des Textes ändern, ebenfalls vom Dichter her.

— Frederike Bremer ist dieser Tage von Stettin nach Stockholm gefahren. Sie kam aus Palästina, wo sie ihren nächsten Roman spielen lassen will.

— Der sizilische Geschichtschreiber Michele Amari hat vom König Viktor Emmanuel das Kreuz des Civilverdienstordens und eine Pension von 600 Franken erhalten.

— In Pest erscheinen 60 Zeitungen, 5 haben eben Konzession erhalten, 6 Gesuche liegen vor.

Kunst und Alterthümer.

— „Die Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens", welche Ferdinand Mikowec in Prag bei Koder in prachtvoller Ausstattung erscheinen läßt, sind zur vierten Lieferung des zweiten Bandes gediehen, der mit gleicher Sorgfalt wie der erste nach Zeichnung und Text behandelt ist. Diese Lieferung enthält den herrlichen Christuskelch im prager Dom, den Marmorbrunnen auf dem altstädter Ring zu Prag und das Schloß Brandeis an der Elbe.

— Die Eröffnung der dresdener Kunstausstellung ist noch vertagt worden. Nach Köln gingen von dort achtzig Bilder und Zeichnungen, welche ausgestellt waren. Seine Majestät hatte sich sehr bereitwillig gezeigt, und hat, um dem Zwecke der kölner Ausstellung zu dienen, mehrere schöne Gemälde aus der großen Gallerie und aus seiner Privatsammlung geopfert.

— Ein englischer Ingenieuroffizier Smith und ein Flottenlieutenant Porcher haben bei Ausgrabungen in den Ruinen von Cyrene sehr werthvolle Kunstgegenstände gefunden, die über Malta nach London in das britische Museum wandern. Es befinden sich darunter eine sehr schöne Bacchusstatue, ein Aeskulap, eine weibliche Statue und eine wahrscheinlich Diana vorstellende Statuette, nebst einem Minervenkopf und zwölf anderen Köpfen von verschiedener Größe, die fast alle in den Ruinen eines Aeskulaptempels gefunden wurden.

— Bei der Preisvertheilung an Künstler, die Werke zur Ausstellung in dem pariser Industriepalast gesandt hatten, erhielt Oswald Achenbach eine Medaille zweiter Klasse, das Ehrenlegionskreuz empfingen Joseph Stevens, Alfred van Kreff, Heinrich Redakowski und Ferdinand Heilbuth.

Bildende Künste.

— Der Bau der Propyläen in München nähert sich seiner Vollendung.

— Der Zustand des bekanntlich seit längerer Zeit kranken Dombaumeisters Zwirner in Köln soll, sicheren Nachrichten zufolge, eine bedenkliche Wendung genommen haben, man fürchtet eine Geisteskrankheit.

— Architekt Berger, welcher die Restaurirung der münchener Frauenkirche leitete, erhielt vom König Max den Verdienstorden vom heiligen Michael.

— Karl Steinhäuser, der bremer Bildhauer, welcher von Rom in seiner Heimat zu Besuche war, hat für den Großherzog von Oldenburg die Marmorfigur der Deborah auszuführen übernommen.

— In München wurden in den Nischen der Glyptothek zwei neue Marmorbilder aufgestellt, die Peter Fischer's und Michel Angelo's, ersteres von Brugger, letzteres von Widnmann modellirt.

— Andreas Achenbach ist mit Vollendung eines prächtigen Bildes beschäftigt. Ein Schiff hat bei der hohen Fluth den Anker losgerissen und treibt es gegen eine Brücke; Leute mit Stangen sind auf der Brücke beschäftigt, den Anprall des Fahrzeuges durch sie zu hemmen. Im Vordergrunde hat der Maler auf Wunsch des Bestellers sein Porträt angebracht. Ein zweites Bild, ein auf der See dahinziehendes Schiff mit Matrosengruppen darstellend, ist noch nicht ganz untermalt. Andreas Achenbach malt seine Bilder auf Tafeln von Cedernholz; der alte, lustige „Papa Weber" — wir meinen den berühmten, stylistischen Landschafter Professor A. Weber — benützt bloß Cigarrenkistenbretter zu seinen Malereien.

— In der permanenten Ausstellung von Schulte in Düsseldorf finden wir wenig Neues, wir nennen nur einige hübsche Genrebildchen von Grielschap, eine Landschaft vom „Lago maggiore" von J. W. Lindlar und eine sehr schöne Liebesszene von R. Hübner. Letzteres Bild zeigt uns ein Bauernmädchen, welches eine fräuliche Beziehung genossen hat, dem ein stämmiger, linkischer Bauernbursche als Freier naht. Die Alten sind, wie wir sehen, vollkommen einverstanden, während uns die Züge der Schönen verrathen, wie wenig ihr Herz dem ungebildeten Dorfjünglinge zugethan. Das Bild macht einen vortrefflichen Effekt.

— Das bekannte Porträt Goethe's, von May gemalt und im Besitz des Baron von Cotta, welches auch in der berliner Goethe-Ausstellung die größte Bewunderung fand, wird durch den Stich vervielfältigt werden.

Musik.

— Offenbach's neue burleske Oper: „Genovefa von Brabant", welche, wie der „Orpheus" die Götterwelt, das Mittelalter persiflirt, wird als überladen und gesucht bezeichnet, wenn natürlich auch manche hübsche Melodie mit unterläuft.

— Die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien hat beschlossen, von Zeit zu Zeit neuere Tonwerke, welche noch nicht im Druck erschienen, zur Aufführung zu bringen. Es ist ein Aufruf an alle Tondichter ergangen, Tonwerke, welche obige Bedingung erfüllen, auch noch nirgends aufgeführt worden, bis längstens Ende August dieses Jahres der Gesellschaft zur Verfügung zu stellen, und zwar mit einem Motto versehen, den Namen des Verfassers in einem versiegelten Zettel. Das Preisrichteramt haben Dr. Ambros in Prag, Ferdinand Hiller in Köln, Franz Liszt in Weimar, Karl Reinecke in Leipzig und Robert Volkmann in Pest übernommen. Die Aufführung erfolgt in den ersten Monaten des Jahres 1862.

Bühne.

Das hamburger Stadttheater, das unter der Direktion eines deutschen Dichters (Wollheim) steht, wird, durch die geschickten Machinationen des Direktors Maurice gezwungen, fortan auf die Oper und das Ballet beschränkt sein, während Letzterer das ganze Terrain beherrscht. Man erwartet dort den „Faust" von Gounod, die „Genoveva" von Offenbach und das „Pensionat" von Suppé.

— Koburg dürfte das novitätenreichste Theater der letzten Saison gewesen sein: es brachte nicht weniger als 18 Originalschauspiele, 4 Uebersetzungen und 2 Originalpossen, sowie 3 neue Opern. Wir freuen uns, Herrn v. Meyern unsere Achtung vor dieser großen Thätigkeit bezeigen zu können. Wenige Hoftheater in Deutschland dürften sich eines Gleichen rühmen.

— Direktor Wallner in Berlin hat eine Konkurrenz für ein preußisches Volksstück ausgeschrieben, das bis 1. September eingesandt sein muß, und beim Einzug der Majestäten im Oktober zur Aufführung kommt. Der Dichter darf das Stück an allen Provinzbühnen am selben Tage geben lassen.

— Im Karltheater in Wien wird man im Herbst ein sogenanntes kleines Ausstattungsstück: „Die Wallfahrt der Koran" von Grandjean und Lehmann aufführen.

— Richard Wagner trifft Ende August in Wien ein, um die Proben seines „Tristan" selbst zu leiten.

— Von der italienischen Oper, die in Dresden keine guten Geschäfte gemacht hat und ihre Vorstellungen deshalb abkürzte, war Fräulein Trebelli der erklärte Liebling des Publikums geworden. Ihre schöne Stimme, ihre vollendete technische Ausbildung, die reizende Persönlichkeit der jugendlichen Sängerin, ihr anspruchsloses, mädchenhaftes, von aller Koketterie entferntes Auftreten und Spiel ließ sie als ein seltenes Phänomen unserer in Uebertreibungen und der Sucht zu reizen so erfinderischen Zeit erscheinen. Man könnte vielleicht wünschen, Fräulein Trebelli ginge noch etwas mehr aus sich heraus, hauchte etwas mehr Leidenschaft ihren süßen perlenden Tönen ein, aber man könnte dies nur auf Kosten des zarten Blüthenstaubes wünschen, der alle Leistungen des holden Mädchens wie mit einem duftigen Hauche von Unschuld und unbewußter Grazie überschimmert. Wie wir hören, hat Fräulein Trebelli einen Antrag an die große Oper nach Paris, man wollte sogar wissen, ein Kontrakt auf fünf Jahre stünde in Aussicht. Es wäre ganz in der Ordnung, daß sich Frankreich diese ihm zugehörende Perle (Fräulein Trebelli ist eine Französin) nicht entgehen ließe, und auch hier wieder sein künstlerisches National- und Ehrgefühl glänzend dokumentirte. — Emil Devrient gastirt in Dresden in drei Rollen. Alte Stücke, wir nennen nur die Memoiren des Teufels. Ob wohl sich die Dresdener dieß deutsche Vergnügen bei der obwaltenden Hitze zum hundert und aber hundertsten Male machen werden? — „Coriolan" wird abermals verheißen, aber wohl wieder zu Wasser, d. h. zu Scribe's „Glas Wasser" werden. In der Hitze spielt Devrient ein Lustspiel und in der Kälte — ebenfalls.

— Die wiener Hofburgschauspieler, welche gegenwärtig im Viktoriatheater zu Berlin gastiren, machen dort großes Glück, namentlich Fichtner, ein Zeugniß, daß die Possenreißerei gewisser Theater doch den Sinn für das Einfache, Wahre und Gute nicht hat ersticken können; auch Meixner findet, wie früher, große Anerkennung. Meixner ist ein berliner Kind.

— Durch die Zustände in Ungarn sind zweiundvierzig deutsche Schauspieler brotlos geworden, für welche das Komptoir der „Wiener Zeitung" Beiträge annimmt.

— Dem Sänger Staudigl ist ein Grabmonument mit großer Feierlichkeit in Wien gesetzt worden.

Kultur und Wissenschaft.

— Professor Karl v. Raumer in Erlangen hat sein 50jähriges Jubiläum gefeiert.

— Dr. Gindely, welcher vom Staat eine Unterstützung erhielt, um die Archive von München, Paris und Salamanca zu studiren, ist mit reicher Ausbeute nach Prag zurückgekehrt, und wird die Resultate seiner Forschungen nächstens veröffentlichen.

Industrie, Handel und Verkehrsanstalten.

— Noch im Laufe dieses Jahres wird Schottland mit Norwegen durch einen unterseeischen Telegraphen verbunden werden.

— Die bayerische Abgeordnetenkammer hat den Bau der Eisenbahn von Nördlingen nach der württembergischen Grenze, von Ansbach nach Würzburg und von Nürnberg nach Würzburg genehmigt und dazu eine Anleihe von 22 Millionen bewilligt.

— Ein neues submarines, sechs Leitungsdrähte in sich schließendes Kabel ist von Newhaven nach Dieppe gelegt worden.

Feste.

— In Elberfeld findet am 14., 15. und 16. August das zehnte niederrheinische Bundesschützenfest statt; der Gemeinderath der Stadt Elberfeld hat zu diesem Feste als Ehrenpreis einen silbernen Pokal im Werthe von 100 Thalern geschenkt.

— Zur Feier der tausendjährigen Gründung der Stadt Braunschweig, welche im August stattfindet, wird ein Festspiel von Schultes aufgeführt: „Brunswiks Leu, fest und treu", welches zum Theil dem Maltitz'schen Roman: „Der Herzog an der Leine" entlehnt ist.

Denkmäler.

— Den beiden berühmtesten Ingenieuren Englands, Brunel und Stephenson, sollen in London, in der Nähe der Westminsterabtei, Statuen gesetzt werden.

— Ende Juni wurde auf dem Kirchhof zu Wolschan bei Prag das Denkmal des verstorbenen tschechischen Dichters Kliepern enthüllt; dasselbe kam hauptsächlich durch die Bemühungen des Direktors des deutschen Theaters, Thomé, zu Stande.

Gestorben.

— Vizedirektor der Akademie der bildenden Künste, Professor Herdig, 74 Jahre alt, am 5. Juli.

— Dr. Gfrörer, Professor der Geschichte an der Universität Freiburg, in Karlsbad.

Professor Dr. Brinz.

(Zu dem Bild S. 681.)

In der Sitzung vom 11. Juni des wiener Abgeordnetenhauses hatte der Abgeordnete Dr. von Mühlfeld einen Antrag gestellt, dahin lautend: Es werden Ausschüsse mit der Aufgabe bestellt, Entwürfe nachemahnter Gesetze zu verfassen und zur Berathung und Schlußfassung an das Haus vorzulegen, als: 1) eines neuen Gesetzes zur Regelung des Vereins- und Versammlungsrechtes; 2) eines Gesetzes zum Schutze der Freiheit der Person und des Hausrechtes, sowie des Briefgeheimnisses, 3) zur Sicherung der Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre, und 4) in Betreff der Stellung und Rechte der verschiedenen Religionsgenossenschaften und ihrer Angehörigen, dem Staate gegenüber und in öffentlicher Beziehung, sowie der Rechte derselben gegen einander und in bürgerlicher Hinsicht. Jeder dieser Ausschüsse werde aus achtzehn Mitgliedern gebildet, von denen je zwei durch eine Abtheilung zu wählen sind. — Unter den Abgeordneten nun, welche für den Mühlfeld'schen Antrag sprachen, zeichnete sich der böhmische Abgeordnete und prager Professor Dr. Brinz aus. Namentlich in Bezug auf Artikel 3 des genannten Antrages ließ sich Dr. Brinz eingehend aus. Er sagte unter Anderem: Im Interesse der zwei Millionen Deutschen, die in Böhmen leben, entschloß ich mich, das Ministerium und das Haus zu bitten, den Unterricht keineswegs aus der Hand zu geben. Zwei Dinge müssen dem Staate wesentlich bleiben, einmal das Oberaufsichtsrecht, zweitens, daß der Staat dasselbe Recht habe, welches das kleinste Dorf besitzt, daß seine Schulen errichtet und weiter bestellen darf. Man muß dem Staate das Recht lassen, sich seine Anstalten selbst zu schaffen. Sieht der Staat es gern, daß in der böhmischen Schule böhmische Geschichte, böhmische Vergangenheit gelehrt werde, so müssen Sie demselben Staate das Recht lassen, daß in denselben Anstalten auch österreichische Zukunft gelehrt werde. Sind dort Schulen, in denen das Recht des böhmischen Königs gelehrt wird, so muß es auch Schulen geben, in denen das Recht des österreichischen Kaisers gelehrt werde. Brinz's Rede wurde hauptsächlich von der Linken mit stürmischen Bravos begleitet und mehrere Städte haben ihm das Ehrenbürgerrecht angetragen. Weiteres über sein Leben und seine Person geben wir unseren Lesern nächstens aus der Feder unseres wiener Korrespondenten.

Der Bodensee und seine Uferstädte.

Von

Heinrich Szadrowsky.

(Zu den Bildern S. 676 und 677.)

An der nordöstlichen Seite des Schweizerlandes dehnt sich eine gewaltige Wassermasse hin, eine Grenzscheide bildend zwischen Deutschland und der Eidgenossenschaft, ein großartiges Wasserbecken mit einem Flächeninhalt von 9½ geographischen Quadratmeilen, einer Länge von 18 deutschen Stunden, einer größten Breite von fast 5 Stunden und einem Maximum der Tiefe von 964 Fuß — 1225 Fuß über dem Meere gelegen.

Das ist der Lacus Rhenus, Lacus Brigantinus der Römer, der Lacus Podamicus des Mittelalters, das „schwäbische Meer" der Chronisten des 16. Jahrhunderts — der Bodensee unserer Tage.

Welche Grenzen wird er bilden nach Eintausend Jahren, und welchen Namen wird er dann führen?

Im 3. Jahrhundert starrten diese Ufer noch von wüsten dichten Waldungen — «Horrore silvarum squalentium,» sagt Ammian Marcellin — durch welche Rom bloß eine Militärstraße gebahnt hatte. Und heute zieren die Ufer des alten Lacus Rheni blühende Städte und Dörfer, fruchtbare Gefilde, Villen mit prächtigen Gartenanlagen, und über die Wasserfläche und über die Theile der Römerstraße zieht triumphirend der Sieberblick des 19. Jahrhunderts — die Dampfkraft.

Alterthum und Geschichte haben die Wasser geheiligt. Hier kämpften schon vor Christi Zeit die Römer mit den Tigurinern, Rhätiern und den Stämmen der Vindelicier. Hier erklangen die weltbekannten Namen Brutus und Tiberius. Hier erschienen zu Ende des 3. Jahrhunderts die Alemannen. Hier wütheten in wilden Stürmen Völker aus allen Richtungen gegen einander. Hier betrat im 7. Jahrhundert der irländische Mönch Gallus den finstern Wald, lehrte das Christenthum, und seiner Schüler und Anhänger Fleiß lichtete die finstere Gegend, so geistig als kulturlich, und an die Stelle der römischen Stationen traten Kirchen und Klöster, entstanden Wohnungen, blühten allmälig Dörfer und Städte heran, und keimte die Kultur glücklich und vielversprechend empor, dehnte das spätere Kloster St. Gallen den Geist der Wissenschaft und der Kunst hinaus bis in alle Fernen. Hier sagte der unglückliche Konradin von Hohenstaufen dem deutschen Vaterlande das letzte Lebewohl. Hier blühte Minnesang und Ritterthum. Hier wüthete der blutige Kampf um Unabhängigkeit gegen



Konstanz (Baden).



Lindau (Bayern).

Barbarei und Despotismus, und errichtete der Fanatismus zu Konstanz die Scheiterhaufen. Bis herein in unsere Tage waren die Ufer des Bodensees vielfach der Schauplatz heftiger geistiger und politischer Kämpfe neben den friedlichen Pflanzstätten geistiger Kultur und der vielversprechenden mächtigen Ausdehnung gewerblichen Fleißes und Geschicklichkeit. Ein Blick zurück nur auf wenige Dezennien zeigt eine außerordentliche Erweiterung. Allenthalben gesteigerter Verkehr, ein neuer gesellschaftlicher Verband. Durch die Dampfschifffahrten, die nach vier verschiedenen Richtungen hin laufenden Eisenbahnen, zu denen sich bald noch eine fünfte (Konstanz) gesellt, hat sich die Physiognomie des Bodensees so gewaltig verändert, daß wir das jetzige blühende Bild nicht trüben wollen durch Rückblicke auf eine Zeit, in welcher der Bodensee noch von finstern Wäldern umrahmt, selber ein finsteres Wasserbecken, einsam, nur von Stürmen aufgeregt in die Zeiten hineinlebte. Ein aufgewecktes, thätiges Volk unterhält den regen Verkehr, Schönheitssinn und Spekulation haben den See zum großen Theile eingerahmt mit Villen; Gasthöfe, Pensionen, Kur- und Molkenanstalten, Fabriken, und heiteres, geselliges Leben machen den Aufenthalt für Fremde angenehm und anziehend.

Der See hat keine Pittoreske, dafür aber eine liebliche, duftige Umgebung. Von der deutschen Seite, besonders von Friedrichshafen aus, tritt der Gebirgszirkus Helvetiens großartig dem Blicke entgegen, und diese Aussicht über den weiten See und auf die weitausgedehnte Alpenkette ist auch die machtvollste. Dieser untergeordnet in der Ausdehnung, aber landschaftlich äußerst reizend sind die Umgebungen des Seebeckens von Konstanz, mit der Fernsicht über die langgestreckte Seefläche bis in's Tyrol, den Säntis und Kurfirsten. Das nördlichste Becken des Bodensees, der s. g. Ueberlinger See, eine wunderschön umrahmte Bucht, aus der die Insel Mainau, dieß warmduftige Kleinod der Bodenseeinseln, besonders bei guter Beleuchtung, unaussprechlich schön aufsteigt; das Seebecken von Bregenz, welches besonders in der Aussicht von Lindau am schönsten hervortritt. Vom östlichen Schweizerufer aus gesehen, von Rorschach, zeigt sich dem Blicke nur die grandiose Wasserfläche ohne landschaftliche Schönheit, indem die deutschen Ufer reizlos erscheinen in dem grauen deutschen Horizont.

Als ich den Bodensee zum ersten Mal sah, lag die große Wasserfläche still, majestätisch, voller Hoheit, im schimmernden Glanze der dem Westen zuneigenden Sonne ausgebreitet. Kein Lüftchen regte sich. Ein wundervoller Farbenglanz zitterte duftig auf der ungeheuern spiegelglatten Wasserfläche. Drüben stieg in goldener Beleuchtung der großartige Alpenkranz Helvetiens auf, das Silberlicht seiner Schneehäupter schimmerte blendend hinaus in die tiefblaue Luft, feenhaft begann das Alpenglühen in immer wundervollerer Steigerung von Glanz und Lichteffekten und warf den Widerschein auf den stillen See, die Glut im unendlich mannigfach wechselnden Spiele vermählend mit des Sees dunkler ernster Färbung. Einzelne Gondeln zogen leicht dahin und theilten in sanft gebrochenen kleinen Wellen die sonnenberührte Flut. Ein wundervoller Anblick! Vierzehn Jahre lang hatte ich mich gesehnt den Bodensee zu sehen, und nun stand ich freudeschauernd an seinen Ufern, mich durchbebte es, wie das verführerische Lied der Loreley. Ich hatte mir den Bodensee grollend gedacht, immer gährend, wie das ernste Meer, tiefaufgewühlt im wilden Tanz der weißen Wellen, wogend und brausend wie die Nordsee im zischenden Flutenspiele an den Seeklippen bei Helgoland — und sah einen hoheitvollen See, stiller, glühender, duftiger als die schönen, stillen Alpseen des bayerischen Hochlandes, und fühlte verkörpert das ideale Dichterbild einer Meeresstille.

„Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen."



Der Bodensee und seine Uferstädte.



Bregenz (Oesterreich).



Friedrichshafen (Württemberg).



al.

Zeichnungen von Rittmeyer und Stihuber.

So wundervolle Abende sind bei wolkenlosem Himmel am Bodensee ziemlich häufig. Doch ziehen auch schwere Stunden und Tage über ihn hin. Oefters wühlet der Sturm und peitscht die Wellen meerartig, die weißschäumend und bäumend sich aufthürmen und zischend rauschen und verschlingen, was nicht zu widerstehen vermag. Schon manches Schifflein ruht auf seinem Grunde. Ein so heftiger Sturm brauste auch in den Abendstunden des 11. März über den See, bei welchem der Dampfer Ludwig mit dreizehn Menschen in die Tiefe sank. War es auch nicht der Sturm selbst, der den Dampfer vernichtete, so wüthete doch seine Macht und Raserei so furchtbar, daß die Hauptveranlassung jenes erschütternden Ereignisses in ihm lag.

Fünf Staaten bilden die Grenzen des Bodensees: Oesterreich, Bayern, Württemberg, Baden und die Schweiz, letztere in zwei Kantonen: St. Gallen und Thurgau.

Friedrichshafen hat sich in neuerer Zeit zum freundlichsten Ort am Bodensee emporgeschwungen. Begünstigt durch seine schöne, vortheilhafte Lage, entstanden vortreffliche Badeanstalten, Pensionen, herrliche Gartenanlagen am See, ein außerordentlicher Verkehr und Fremdenbesuch geben dem Orte Leben und Bedeutung, und als Kurort für Seebäder sind das milde Klima und die billigen Pensionspreise für Gäste, besonders aus Süddeutschland, anziehend. Ist das Klima allenthalben am Bodensee mild, so zeichnet sich besonders Friedrichshafen darin aus. Die Sommerwärme des Sees im Allgemeinen beträgt zwischen 15 und 19° R. Ein vollständiges Gefrieren kam deßhalb innerhalb vier Jahrhunderten nur fünfmal vor: 1477, 1572, 1560, 1695 und 1830. In Arbon hielt man 1650 auf dem Eise ein Schützenfest, und 1830 fuhren schwerbeladene Frachtschlitten vom deutschen zum schweizerischen Ufer. Damals begegnete es auch, daß ein St. Galler Bürger, der zu Fuß nach Langenargen gegangen war und gleichen Nachmittags wieder zurückkehrte, vom Nebel überfallen mit seinem Führer 19 Stunden irrend auf dem Eise zubrachte, bis Schiffer, die in einem aufgehauenen Kanal fuhren, die Hülferufe der Verirrten hörten und sie aus ihrer peinlichen Lage befreiten. Der Nebel bildet auf dem Bodensee überhaupt die dunkelste Schattenseite seiner Schönheiten. Er ist öfters so dicht und liegt so schwer auf dem See, daß Schiffer nicht selten viele Stunden, ja Tage lang, irrend umher fuhren, bis sie entweder zufällig an's Land kamen, häufig weit von ihrem Wohnorte entfernt oder am entgegengesetzten Ufer, oder auf andere Weise durch ausgesandte Hülfsmannschaft mit Glocken und Nothhörnern gerettet wurden. Auch Dampfschiffe verfehlten schon die Einfahrt in irgend einen Hafen oder konnten nur mit großer Vorsicht dort hin gelangen. Doch begegnet dieß seltener. Die Steuermänner sind vertraut mit ihren Linien, auch wenn der Schall der Nebelglocke sie täuschen sollte.

Mit Ausnahme der schönen Lage bietet Friedrichshafen nichts Sehenswerthes als das Schloß, die Sommerresidenz des Königs von Württemberg — ehemals das Kloster Hofen, jetzt einfach, aber geschmackvoll zur Residenz umgeschaffen. Das am südlichen Ende gelegene Belvedere bietet eine großartige Aussicht über den ganzen Bodensee, von Bregenz bis hinunter nach Konstanz und in die Bucht von Ueberlingen.

Friedrichshafen hieß früher Buchhorn und erhielt seinen jetzigen Namen im Jahre 1810. Die Geschichte dieses Ortes geht schon weit hinauf in die ältesten Zeiten. Schon 837 kommt Buchhorn in Urkunden vor, ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Römer hier eine Station hielten, da sie erfahrungsgemäß alle vorspringenden Ufer als Landungsplätze besetzten.

(Fortsetzung folgt.)

Beatrix.

Eine Erzählung

von

Karl Frenzel.

(Fortsetzung.)

3.

In den November war der Oktober übergegangen, dennoch hatte sich das Wetter beständig gezeigt, mit kühlen Nächten und der Jahreszeit nach heiteren Tagen, deren Sonnenschein nur selten am frühen Morgen ein Regenschauer unterbrach. Die Verletzungen Herrn Raimund's waren nicht lebensgefährlich gewesen, und das heftige Fieber, das ihn in der ersten Woche seiner Krankheit geschüttelt und die größte Besorgniß erregt, auch wegen der wilden und unsinnigen Phantasie des Kranken, war endlich gewichen.

Heute war es der dritte Tag, daß ihm der Arzt erlaubt einige Stunden außerhalb des Bettes zuzubringen, an dem großen Mittelfenster, d'rauf die Sonne am mildesten und wärmsten schien; einen kostbaren, weich gepolsterten Lehnstuhl hatte ihm die Gräfin vom Schloß herübergeschickt, da sie alle Sessel in Raimund's Behausung „hart und unbequem" gefunden.

Aber Herr Raimund benutzte ihn nicht, er theilte durchaus, wie es schien, die Ansicht des alten Wendelin, seines Wärters und Wirthes zugleich, der den „albernen, neumodischen Firlefanz" nicht leiden mochte und unwirsch vor sich hingebrummt, als die Diener ihn gebracht. Ausgestreckt in einem braunen Ledersessel, die Füße auf einem Holzschemel, lag Raimund in dem Mittelgemach der „Sternwarte"; in dem mit einem Kamin versehenen, halb in die Wand gefügten Ofen brannte hinter einem kleinen Eisengitter ein lustiges Feuer und verbreitete eine behagliche Wärme. Grad hinaus auf das Feld schaute das Fenster, hinüber bis zu den dunklen Bäumen, die es in der Ferne begrenzten. Wendelin, der eine Weile vor dem Kamin niedergesessen und die Brände zusammengescharrt, hatte sich jetzt erhoben und dem jungen Mann genähert: „Will sich heut nicht machen mit dem Lesen, nicht wahr?" meinte er gutmüthig. „Möchten lieber draußen sein! Ja, nun geht die Sonne zur Rüste für dieses Jahr — und das nächste, ja, es weiß Keiner, wer es erlebe!"

„Ich denke, wir beide, Wendelin!"

„Ihr habt einen harten Stoß ausgehalten und seid, merkwürdig! mit einem blauen Auge davongekommen! Merkwürdig!"

„Das nennt Ihr merkwürdig? Ich liege vierzehn Tage an einem elenden Fall darnieder und fühl' ihn noch an allen Gliedern, das mag seltsam sein, aber nicht, daß ich wieder gesund geworden."

„Es versteht sich, Herr Werner, leid hätt' es mir gethan, mehr, als ich Euch sagen kann, wenn — nun, es ist ja die Straße, die wir alle entlang müssen, wenn Ihr in's Gras gebissen; aber als sie Euch hier hereintrugen, mit dem bleichen, blutüberströmten Gesicht, und ich Alles erfuhr, sagt' ich vor mir hin: einer mehr, einer mehr!"

„Geht dort nicht Herr Volkmar über den Feldweg?" fragte Raimund, der nur mit halbem Ohr der Rede des Alten gelauscht, und fuhr, ohne dessen Antwort zu erwarten, fort: „Doch ein wunderlicher Kauz! Begreift Ihr's, Wendelin, daß er mir, der blutend vor seinem Hause lag, Obdach darin versagte und mich hierher schaffen ließ?"

„Gut Kirschen essen ist nicht mit Anselm Volkmar," entgegnete Wendelin bedächtig, als überlege er jedes Wort, „indessen in der Sache thut Ihr ihm Unrecht. Die gnädige Gräfin wird es nicht zugegeben haben, daß Ihr in der Buschmühle auch nur eine Stunde bliebet — selbst auf die Gefahr hin, daß Euch das Fortschaffen schaden könnte."

„Die Beiden gönnen einander wohl nicht das Weiße im Auge?"

„Darüber ließe sich eine lange Geschichte erzählen."

„Aber Volkmar ist doch ein verständiger Mann; wer fesselt den Zufall? Was kann die Gräfin dafür, daß ihr Verlobter in der Brautnacht gestorben? Hat es sie nicht vielleicht tiefer geschmerzt, als den Vetter?"

„Ja, darüber ließe sich erst recht einen ganzen Abend und eine ganze Nacht reden!"

„So redet doch, Wendelin!"

Der wandte sich schweigend ab, klopfte die Kohlen im Kamin in kleine und kleinere Stücke und sagte dazwischen: „Seht, Herr Werner, Jeder kennt hier im Dorfe und drüben in der Buschmühle die Geschichte, Jeder und Keiner. So wagt eben Niemand davon zu sprechen, die fürchten die Gräfin, die andern Herrn Volkmar. Und der gnädige Herrgott bewahre Jeden, mit denen zusammen zu gerathen!"

„Wendelin, Ihr seid doch sonst ein muthiger Kerl und tragt das eiserne Kreuz — und Wärwölfe sind die Beiden auch nicht."

„Wißt Ihr's?" antwortete trocken der Alte.

Hier verließ Raimund der Ernst, der ihm im Lauf des Gesprächs die Stirn verschattet, und er brach in ein fröhliches Gelächter aus: „Das wird immer toller, aber es geschieht uns beständig so, je mehr wir nach dem letzten Grund eines Dinges forschen, desto wunderbarer erscheint er uns. Die Gräfin ein Wärwolf das ist doch noch etwas!"

„Ungläubig!" murrte Wendelin, „ungläubig sind sie alle! Warum scheute denn das Pferd, ein so gutes und frommes Thier, wie's keines mehr unter dem Himmel gibt? Ja," — und er hatte seine Arbeit vollendet, sich aufgerichtet und schlich langsam mit nachschleppendem Fuß wieder zu Raimund's Stuhl: „Blut roch es, Blut!"

Wie verwandelt schien er Raimund, sein hageres, gefurchtes Gesicht mit dem militärischen weißen Schnurrbart, das sonst trotz seiner angenommenen mürrischen Maske seine ursprüngliche Gutmüthigkeit nicht verbergen konnte, streckte sich lang und spitz vor, wie der Kopf eines Raubvogels, der seine Beute erspäht, ein unheimliches Zucken lief darüber hin — oder war Alles nur eine Folge seiner krankenden Phantasie? ein Widerschein halb des gelben Sonnenlichts, halb der dunkelroth glühenden Kohlen?

„Ja, horcht nur zu, es dämmert bald, das ist recht eine Geschichte für die Spukstunde. Ihr glaubt nichts Ueberirdisches, so löst dieß Räthsel."

„Da bin ich neugierig," sagte Raimund mit äußerlicher Ruhe, so heftig ihm auch das Herz pochte; und rückte sich in seinem Sessel zurecht.

Hin und her schob noch Wendelin seine schwarze Sammetmütze, blickte in das Nebengemach, ob auch alle Thüren geschlossen und sie sicher vor Lauschern wären, rückte darauf einen Schemel sich mehr in die Mitte des Zimmers, stemmte die Füße auf den äußersten Rand des Kamins und begann.

„Die Buschmühle kennt Ihr —"

„Freilich," entgegnete Raimund mit einiger Hast, denn er fürchtete eine bei den Urgroßvätern anhebende Erzählung, „die Leute haben mir auch mitgetheilt, daß die Mühle abgebrannt —"

„Angesteckt, Herr Werner, von dem Müller angesteckt, der nachher, da ihm die Gerichte nichts anhaben konnten, vom Teufel in den Sumpf gelockt wurde und jämmerlich darin erstickte. Lange blieb der Ort wüst, es traute sich Keiner recht dort eine Ansiedlung zu versuchen. Da kam aus der Ferne —"

„Ein Mann, Gottfried Volkmar, ein reicher Mann —"

„Schon wahr, nur wußte man nicht, wie er zu dem vielen Gelde gelangt, sein Bruder drüben im Dorf jenseit des Wassers war ein armer Schlucker."

„Und der kaufte das Gut und nahm zu und gedieh; Wendelin, wo steckt der Wärwolf?"

„Wartet nur. War Gottfried Volkmar ein tapferer Mann, den keine Kugel, kein Hieb verwundete; an der Seite des gnädigen Herrn Grafen ist er im dichtesten Geschützfeuer gewesen und immer rein und blank hindurchgezogen. Beide liebten sich sehr, der Graf nämlich und Herr Volkmar, beide ein Herz und eine Seele, die Jahre trennten sie nicht, vielleicht war der Volkmar vier, fünf Jahre älter. Davon habt Ihr gehört, daß des Grafen Frau, die Baronin von Selbitz, nicht gut auf die Bürgerlichen zu sprechen war, nun Gott hab' sie selig, wir alle, will sagen: der Graf und ich und Herr Volkmar haben kein gutes Lied von ihr zu singen. Schön war sie, das müssen ihr alle lassen, schön wie die Pfingstsonne, und da der Graf sie liebte, tanzte er bald nach ihrer Weise. Heimlich noch, des Abends, wenn er von der Jagd heimkehrte, oder die Gräfin ihre Verwandten in der Kaltenburg bewirthete, schlich er nach der Buschmühle hinaus, um mit dem Kameraden von den alten lustigen Zeiten und einer gloriosen Zukunft zu plaudern. Damals spielten zwei Knaben auf dem Rasen vor dem Hause, Edgar, der Sohn, und Anselm, der Neffe des Gutsherrn."

„Da sind wir bei dem einen Ungethüm."

„Ihr werdet in einer kurzen Frist meiner Meinung sein," entgegnete mit unerschütterlicher Gewißheit der Alte, horchte nach der Thüre hin, als rühre sich nebenan der Vorhang des Fensters oder eine Spinne an der Wand, stieß mit der Spitze des einen Fußes einige Kohlen, die ihm zu nah verglühten, tiefer in den Kamin. — „Blondes Haar hatten beide Knaben, sonst gab es nicht, glaub' ich, eine einzige gleiche Faser an ihnen. Herr Volkmar tröstete sich, das Leben würde sie schon erziehen, den Trotz und den Jähzorn Anselm's bändigen und die willfährige Schwäche Edgar's stärken. Für's Erste aber geschah nichts, Edgar war der Liebling der Eltern und Anselm glich dem verlorenen Sohne. Ja, ein verwegener, tolldreister Bursche, er setzte über die höchsten Zäune, bis in die Wipfel der Eichen kletterte er nach Vogelnestern. Und wär's nur dabei geblieben! Klagen über Klagen kamen über ihn, heute hatte er den geprügelt, morgen den Lehrer unehrerbietig behandelt. Zuletzt ward er nicht mehr im Hause geduldet, er ward in die Stadt, in eine Pension geschickt. Da hörten wir lange nichts von ihm, er machte keine bösen Streiche, er wurde ein stiller, verschlossener Knabe. Zu Ostern, zu Pfingsten kehrte er wieder zum Oheim zurück, aber seine frühere Lustigkeit, die war weg, wie fortgeblasen. Er saß bei seinen Büchern oder streifte einsam im Wald umher. Er hatte schon damals im Gesicht, was mir nicht gefiel. Doch, denk' ich, im Grund seiner Seele sah's besser aus, als in der Edgar's, der nun auch stattlich heranwuchs, eine Schönheit wie ein Mädchen, mit feinen, kleinen, weißen Händen. Alle Leute sagten: er habe so sanfte Augen, mir war's immer, als schielte sein Blick; kurz, ich konnt' ihn nicht leiden und bei alledem war mir Anselm, der ‚Duckmäuser', wie sie ihn jetzt schalten, lieber."

„Wendelin, Ihr habt merkwürdige Neigungen —"

„Neigungen? Ja, da wird es noch besser kommen. Die Jahre gingen über uns alle dahin, eines Sommermorgens war die Gräfin todt und der Graf sein eigener Herr. Nicht viel später fanden sich Edgar und Anselm auf der Buschmühle wieder ein, der Erste nach einer großen Reise und der Andere war in der Hauptstadt der Provinz Militärarzt, doch wollte es nicht recht mit ihm vorwärts und noch krauser und einsilbiger war er geworden. Auch auf die Kaltenburg wurden die Beiden geladen, und bald hieß es, die junge Gräfin Beatrix werde Herrn Edgar Volkmar heirathen, dessen Vater auf dem verhexten Grundstück, wer weiß mit welcher Hülfe, zum steinreichen Mann geworden."

„Liebte denn die Gräfin Edgar?"

Den Kopf auf den linken Arm gestützt, der auf seinem Knie ruhte, starrte Wendelin in den Kamin, alle Kohlen waren d'rin ausgeglüht ... „Nein," sagte er, „das ist's eben, sie mochte ihn nicht leiden, sie liebte Anselm."

„Ah!" machte Herr Raimund und drehte sich ganz von dem Fenster, durch das zuweilen noch seine Augen über das dunkler werdende, dämmerungsstille Feld hinausgeschweift, dem Erzähler zu.

„Ja, was sich nun weiter zutrug, davon redet man nicht gern," meinte der Alte, hob den Kopf und legte seine Hände zusammen; „indeß, ich fürchte mich weder vor der Gräfin noch Herrn Anselm. Hussah, das war einmal eine wilde Jagd, als es den Beiden gelang, sich von den Andern zu entfernen — und mich der Satan zu der Tanne führte, unter der sie sprachen. Ja, der Satan, sag' ich! Denn Anselm sprang auf mich zu, riß mich bei den Haaren nieder und hielt die gespannte Büchse mir in's Gesicht. Da bat die Gräfin für mich, in einer Sprache, die ich nie gehört — und nun mußt' ich schwören, stumm über Alles zu sein, was ich gesehen und vernommen; ich schwur's, kreideweiß, und sie waren davon, davon, als ob sie auf dem Sturmwind ritten, der durch die Bäume sauste. Hussah; wußtet Ihr schon einmal etwas, d'rauf der Tod stand, wenn es Euch entschlüpfte? Eine kuriose Empfindung: man wagt kaum zu schlafen, weil man denkt: Du wirst's im Traum verrathen, man trinkt nicht, der Wein macht so redselig. Und dennoch die Lust mehr zu erfahren! Ich belauschte jeden Schritt der Gräfin, hatt' ich einmal mit dem Leben zu spielen angefangen, so sollt's ein ehrliches Spiel sein! ‚Wie siehst Du aus, Wendelin?' fragte mich der Graf, der mein verstörtes Wesen bemerkt. Sie stand gerade neben ihm, sie — und da öffnete sie ihre Wimpern und blickte mich an, Herr Gott, vergib mir die Sünde! so mag der Satan geblickt haben, als er vom Himmel stürzte. ‚Nichts, Herr Graf,' antwortete ich darum, ‚etwas Fieber gehabt.' Doch kann Niemand sagen, was am Ende daraus geworden, hätte am andern Tage nicht Anselm Befehl erhalten, in seine Garnison zurückzukehren. Ich athmete auf: die Sache ist vorbei. Nach wie vor setzte Herr Edgar seine Bewerbungen fort, der Graf war für ihn, Beatrix drohte ihm nur mit dem Auge. Damals gewahrte ich und die Andern, daß hinter seiner Gutmüthigkeit und nachgiebigen Schwäche ein gutes Stück Bosheit stecke, er war einer von denen, die ihre Zeit erwarten. Seine Mutter warnte ihn vor der Heirath mit der Gräfin; ‚laß nur,' meinte er, ‚ich werde sie bändigen,' und dabei besah er seine weißen, feinen Hände und lachte. Ob ihm die Schönheit des jungen Mädchens den Kopf verwirrt? Betrachtete er die Kaltenburg mit den habsüchtigen Begierden seines Vaters? Ja, während die ganze Umgegend sprach: ‚es wird nicht gut,' rief er: ‚und es geht doch an!' Eines Abends begegnete er mir im Walde und fing ein Gespräch an, er redete aber gern mit den Leuten, und verstand es, ihnen Gutes zu sagen. Kam dann auch auf seinen Vetter und die Gräfin, an mich hielt ich und der Schreck saß mir im Herzen, ich bin ein schlechter Lügner. ‚Denken Sie noch an die Jagd im September, Wendelin? Hallod, hübsche Jagd das!' ‚Zu Befehl!' ‚Sie müssen sich da ein Fieber geholt haben, Wendelin, sind mager geworden seitdem! Ja, Sie standen so nahe dem Sumpfe, unter der alten Tanne; nun, auf meiner Hochzeit trinken Sie sich im Burgunder wieder gesund. Gute Nacht, Wendelin, ich will noch mit dem gnädigen Fräulein reden.' Da stand ich — am andern Morgen hieß es, die beiden wären verlobt und das Fräulein habe ihr Wort gegeben. Ich wollt', mich hätte die Erde hinuntergeschluckt, mußte ich nicht für den Verräther gelten? Nicht aufzuschauen wagte ich, wenn ich ihr Gewand über die Treppen und in den Gängen des Schlosses rauschen hörte. Doch blieb sie unverändert, kalt, hochfahrend, blaß im Gesicht, mit der Drohung auf der Stirn. Kurz vor der Feier der Hochzeit befand ich mich zufällig in dem Zimmer, wo die drei, der Vater, die Tochter und Herr Edgar saßen; ich brachte dem Grafen einen Brief, — ‚ja,' sagte da Herr Edgar, ‚jetzt bricht mein Vetter Anselm auch einen Brief auf, ich hab' ihn zu unserer Vermählung eingeladen.' Wäret Ihr zugegen gewesen, Herr Raimund, Ihr hättet mit mir über Edgar gegrausen: Der ist todt! Auf den zusammengezogenen Augenbrauen Beatricen's war sein Urtheil zu lesen. Die im Himmel oben müssen ihre besonderen Gedanken über die Erde und die Menschen haben, denn ich kann mich keines schöneren Herbsttages entsinnen, als der war, an dem die junge Gräfin vor den Altar trat. Ihre Verwandten hatten meist abgesagt Zeugen der Feierlichkeit zu sein, doch standen die Menschen gedrängt in der Kirche, und der Pastor hielt eine erbauliche, rührende Predigt. Alle weinten darüber, alle Mädchen und Frauen, nur die Braut nicht. Und Keiner hat ihr Ja vernommen, allein der Pastor legte ihre Hände zusammen — und damit war's aus. Unter den Zeugen hatte ganz ruhig, als wäre nichts geschehen, Herr Anselm Volkmar gestanden, nachher den Neuvermählten Glück gewünscht und seinen Vetter umarmt. Später, im Schloß, kam die Gräfin auf einen Augenblick aus dem Saal in das Vorzimmer, wie um Luft zu schöpfen, und es war zum Unglück Niemand darinnen als ich. ‚Ach, Wendelin,' sagte sie, ‚thut mir doch einen Gefallen und schließt den alten Pavillon auf, und bringt Licht hinein, ich gehe vielleicht am Abend da hinaus.' Ihre Stimme war fest und klar, und ihr Gemahl, der in eifersüchtiger Unruhe schon ihr nachgeeilt und auf der Schwelle des Saales lauschte, hörte jedes Wort so gut wie ich; dabei mußte sie ihn sehen, denn sie war vor den an der gegenüberliegenden Wand hängenden Spiegel gegangen und ordnete gleichmüthig etwas an ihrem Haar. Ihr lacht, weil all' das so gar nichts, so natürlich ist — um so natürlicher, weil ihre Mutter gern dort verweilt und sie mit ihrem Gatten morgen in der Frühe eine weite Reise antreten wollte — mir brannte der Kopf. Jeden Winkel durchstöberte ich in dem Pavillon, nichts Gefährliches fand sich, kein Messer, kein Eisen — eine unschuldige Guitarre, d'rauf die selige Gräfin zu spielen pflegte, eine der Saiten war zerrissen — ich selbst wusch die Gläser, ich füllte die Krystallflasche mit Wasser und zündete die Kerzen an. Wie ich dann wieder im Saal erschien, fragte sie lächelnd: ‚Fertig, Wendelin?' ‚Fertig.' — da ging ein Blick, das ist zu viel, weniger als der Wink des Auges von ihr zu Anselm, der harmlos mit dem Grafen plauderte. Dieß Nichts, dieser Schatten, dieser Hauch erschütterte ihn so gewaltig, daß er das Glas nicht mehr in der Hand halten konnte, sondern es auf den Tisch stieß; da zersprang es klirrend. ‚Ich gehe durch den Garten,' sagte sie unbewegt, ‚wollen Sie mich begleiten, Edgar und Sie, Oheim?' Von ihren näheren Verwandten war nur der Baron von Selbitz auf ihrem Feste anwesend. So gingen die drei. Mich plagte anfangs der Teufel der Neugierde, ihnen heimlich zu folgen, aber ich widerstand ihm und setzte mich unten, wo ein Theil der Dienerschaft

tanzte und jubelte, still in eine Ecke. Mir war das Herz schwer; jedes Wort fiel mir jetzt wieder ein, was die Beiden unter der Tanne gesprochen — und solche Schwüre bricht man nicht, das fühlt' ich. Eine Stunde mag ich da verträumt haben, als der Baron den Kopf durch die Thür steckte und mir zuwinkte; ein Gesicht wie das eines Todten. ‚Wendelin, rasch,‘ flüsterte er, ‚nach dem Pavillon. Wo steckt nur Anselm Volkmar?‘ Ich war schon auf, als er noch einem andern Diener zurief, den Grafen dorthin zu laden. Mitten während des Tanzes, die Musikanten bliesen Tusch und Alle stießen die Gläser zusammen und ließen das Brautpaar hochleben, verließ ich den Saal, sagt' ich es unbewußt halblaut oder stand's auf meiner Stirn: ‚der ist todt?‘ — Genug, der Baron legte mir die Hand auf die Schulter, nie war sie mir schwerer geworden: ‚Kaltes Blut, Wendelin, und Schweigen!‘ Ich nickte nur mit dem Kopf; im Garten war es schon tief dunkel und schaurig, die achte Stunde vorüber. Halb offen stand die Thür zum Pavillon, aus dem Fenster schimmerte das Licht — ‚Hinein! hinein!‘ so stieß mich der Baron vorwärts.“

„Und da lag Edgar Volkmar, todt, auf dem verblichenen rothen Teppich?“

„Ihr sagt es, Herr Raimund; ja todt — das Gesicht noch vom Zorn entstellt, den Mund ein wenig verzogen, als habe er zuletzt noch gelächelt, spöttisch, hochmüthig und furchtlos, wie sein Lächeln war, die Hand hielt er geballt.“

„Und sonst ganz heil, ohne Wunde?“

„In dem Zimmer war Alles so, wie ich's gelassen, kein Glas zersprungen, keine Kerze umgekippt, kein Tropfen Wasser verschüttet — nur die Guitarre, die auf dem Kaminsims gelegen, zerbrochen, das mußte aber so sein, denn Herr Edgar war fallend mit dem Hinterkopf auf den Marmor und die kleinen eisernen Spitzen geschlagen, die, ein wenig niedriger als die anderen da, den Kaminherd unten einfaßten, die hatten ihm die Hirnschale zerschmettert, und bei der Erschütterung war die arme Guitarre herabgefallen — außerordentlich natürlich das Alles!“

„Wendelin, Ihr seid entsetzlich mit Eurer Beschreibung.“

„Sie ist genau wie ein Gerichtsprotokoll — und ganz natürlich,‘ sagte der Beamte, der den Thatbestand aufnahm, ‚sehr natürlich,‘ der Baron und ‚außerordentlich natürlich,‘ Herr Anselm Volkmar, der fünf Minuten nach mir mit den andern Gästen in den Pavillon kam, gerad so finster, verschlossen, wie Ihr ihn kennt, und wie wir alle ihn damals schon kannten. ‚Ein Schlagfluß hat ihn getödtet,‘ sprach er nach kurzer Untersuchung mit ernster Stimme, Allen drang sie durch Mark und Bein. ‚Ach!‘ schrie Gräfin Beatrix in den Armen ihres Vaters auf; sie schwankte, eine Ohnmacht umflorte ihre Augen, sie sah zu Anselm, zu dem Todten hinüber — ‚ach! die arme Guitarre!‘ rief sie — dann mußte man sie auf das Sopha tragen.“

Die beiden Männer blickten sich schweigend an; draußen war die Dämmerung eingebrochen, ihre Schatten fielen durch das hohe Fenster — im Gemach vermischte sich die Stille, die Schwüle der Luft mit dem Halbdunkel zu einem eigenen Ton ...

„Und was geschah weiter?“ Nach einer Weile fragte Raimund so, nicht ohne Scheu.

„Weiter? Nun das Gericht kam — und da sagte der Baron aus, er habe die Vermählten bis zum Pavillon begleitet, sei auch eingetreten und habe mit ihnen geredet. Herr Edgar habe ihm einen Wink gegeben: er wolle allein mit seiner Frau sein, er sei aus Scherz nicht sogleich gegangen, da aber Herr Edgar in Zorn gerathen, habe er sich entfernt, nicht viel später — zehn Minuten etwa darauf sei ihm seine Nichte nachgeeilt, ihr Gemahl läge in Ohnmacht, und während sie, Hülfe zu holen, nach dem Schloß gerannt, sei es in den Pavillon zurückgekehrt, und das Uebrige sehe ja das hohe Gericht.“

„Und war man damit zufrieden?“

„Habt Ihr etwas einzuwenden?“

„Wendelin, wie glaubt Ihr denn, daß es sich zugetragen?“

„Genau so, wie Ihr — es ist Gras darüber gewachsen, drei-, viermal; laßt es darunter und in Eurer Brust.“

„Und seitdem hassen sich die Gräfin und Anselm Volkmar?“

„Wie zwei Kreuzspinnen, die denselben Fang gethan. Er hat seinen Oheim dahin gebracht, daß er dem Grafen die alte Freundschaft aufgekündigt, und wo er geht und steht ruft er: Verderben den Kaltenburgs.“

„Kommt einmal näher, Wendelin,“ — und da der Alte aufgestanden und dicht an seinen Sessel getreten war, fuhr Raimund flüsternd fort: „Gab es denn gar keinen Verdacht gegen ihn?“

„Verdacht? Hm, wenig, woher auch? Die Gräfin und der Baron konnten nicht wohl den jungen Herrn Edgar auf das Eisen geworfen haben — und er? Ja, wer wußte denn die Geschichte vom Tannenbaum?“

Nun murmelte er einige unverständliche Silben noch vor sich hin, wiegte den Kopf hin und her: „Droben oder drunten wird Herr Edgar dem Grafen und seinem eigenen Vater Alles haarklein erzählt haben, und sie lachen vielleicht alle drei über die Dummheit und Blindheit der Menschen. Unter den vielen Komödien, die der Herrgott zu seinem Vergnügen spielen läßt, ist die Welt die schnurrigste.“

Das Herumrollen eines Wagens, der vor dem Hause hielt, der Klang der Hausglocke unterbrach diese Betrachtungen.

„Wir bekommen Besuch,“ sagte Wendelin, „ich wette, es ist die gnädige Gräfin.“

Raimund erhob sich, ihr entgegenzugehen, der Alte zündete indessen die Lampe an, als sei es nur dieses Geschäfts wegen im Zimmer.

„Wollen Sie sitzen bleiben, Herr Werner,“ drohte scherzend in der geöffneten Thür die Gräfin — nun stand sie in der Mitte des Gemachs, Angelika neben ihr. — „Guten Abend, Wendelin, immer fleißig?“

Eisig, unheimlich überlief's die Männer, die Munterkeit Beatricens, ihr von der Spazierfahrt sanft geröthetes Gesicht boten einen zu grellen und unbegreiflichen Gegensatz zu jener dunklen That.

„Sie eine Mörderin!“ dachte Raimund, „es kann nicht sein,“ — mit stummer Verneigung war Wendelin hinausgeschlichen.

„Nur auf einen Augenblick sind wir hier, Herr Werner, aber ich wollte doch wissen, ob der Arzt Recht hätte und mein Lebensretter genesen wäre.“

„Sie übertreiben, gnädige Gräfin, die Gefahr, in der ich schwebte, wie den Dienst, den ich Ihnen geleistet.“

„Glauben Sie ihm nicht, Angelika, es ist so, wie ich es Ihnen erzählt, ritterlicher Sinn und Bescheidenheit sind freilich immer vereinigt.“

Ihren Stolz und ihre Kälte schien sie drüben in ihrem Schlosse gelassen zu haben, jungfräulicher und mädchenhafter war sie geworden. Angelika tauschte nur einen stummen Blick mit Raimund, ihre Schwermuth hatte zugenommen, noch tiefer senkte sie ihr Haupt und es bedurfte einer Anstrengung, wenn sie mit halbem Lächeln und kurzen Worten auf die Plauderei der Gräfin einging.

Das ganze Gemach hatte Beatrix durchsucht. — „Der Oheim ist doch der Klügste gewesen,“ sagte sie, „das Haus ist so einsam, so kalt und ungemüthlich, er wollte, daß Sie im Schlosse bleiben und Ihre Genesung dort abwarten sollten.“

„Mein Dank hinkt beständig Ihrer Güte nach, aber ich befinde mich wohl hier und wechsle nicht gern die Wohnung.“

„Angelika, welcher Eigensinn; wie schwer machen es uns die Männer, für sie zu sorgen.“

„Vielleicht hat Herr Werner doch nicht Unrecht, gnädige Gräfin, wenn er dieß Haus dem Schlosse vorzieht, für einen Kranken ist es wie bestimmt, still, ruhig —“

„Und nicht einmal den Sessel benutzen Sie!“ rief jetzt Beatrix, und zeigte auf den hohen gepolsterten Armstuhl.

„Viel zu kostbar für mich!“

„Und Ihr Leben?“ fragte sie mit sanftem Vorwurf, „das war wohl weniger kostbar, das konnten Sie für mich hinwerfen.“

Noch blasser wurden die blassen Wangen Angelika's, zugleich aber mochte die Gräfin fühlen, daß ihre Empfindung sie zu weit geführt, hoch in's Gesicht bis auf die Stirn stieg ihr die Röthe und sie wandte sich ab. Da legte Raimund, zu Angelika geneigt, die Hand auf sein Herz; diese Bewegung ließ das junge Mädchen vor Freude zittern.

Indeß hatte sich Beatrix wieder gefaßt: „Der Arzt meint, Sie würden morgen ohne Nachtheil einen Spaziergang machen können, sehen wir Sie da im Schloß?“

Fast schien es, als wäre sie nur herübergekommen ihn dazu aufzufordern; Raimund wagte nicht nein zu sagen, er ahnte, daß Angelika für seinen Widerspruch leiden müsse, und dabei quälte ihn der Gedanke, daß seine Einwilligung Beatricens Leidenschaft nur noch mehr entflammte.

„Es dunkelt schon,“ sagte sie bald darauf und erhob sich. Den Mantel, der von ihren Schultern herabgeglitten war, hing ihr Angelika fester um; unter dem Vorwand, sie möge dieß und jenes noch an Herrn Wendelin ausrichten, schickte sie ihre Begleiterin voraus.

„War,“ fragte Beatrix, während der leichtere Schritt Angelika's auf den hölzernen Stufen der Treppe verklang, „war Herr Volkmar in diesen Tagen bei Ihnen?“

Um ihn nicht anzusehen, knüpfte sie mühsam ihre Handschuhe zu.

Raimund hatte, als Angelika das Gemach verließ, in nicht geringer Sorge vor dem ferneren Verlauf des Gesprächs geschwebt; diese Frage gab ihm seine Ruhe wieder.

„Nein, gnädige Gräfin; es wundert mich, ich stand zu ihm in leidlichen Beziehungen und solche Höflichkeit erweist man selbst Fremden.“

Wenn er es nicht vermieden, sie schärfer zu beobachten, hätte ihm das Zucken in ihrem Gesicht, das Schwankende ihrer Haltung auffallen müssen — eine Last lag auf ihrem Herzen, aber sie suchte noch vergebend nach dem lösenden, befreienden Wort.

Ihn drückte die Stille, darum unterbrach er sie fast mit lustigem Anlauf: „Was kümmert mich sein Kommen oder sein Fernbleiben, Gnädige? Es muß auch solche Käuze geben — und vielleicht hat er überdieß seine Gründe, gute Gründe!“

„Raimund!“ Dieß entfuhr ihr unabsichtlich, in ihrer Aufregung, sie hatte die Hände auf ihren Busen gepreßt. — „Fliehen Sie ihn, hüten Sie sich!“

„Aber“ — wollte er erwidern ...

Ihr Auge ließ ihn verstummen, ein blendender, nicht zu ertragender Glanz, wie ein Strom von Licht, strahlte daraus und flutete über ihn hin.

In der nächsten Sekunde hatte sie den Schleier ihres Hutes niedergelassen und die Thür geöffnet: „Gute Nacht!“ winkte sie ihm — trotzdem sie mit der Hand abwehrte, begleitete er sie hinunter in die Hausflur, der alte Wendelin stand dort, mit abgezogener Mütze, unter dem Thorbogen der offenen Pforte.

„Wo ist Fräulein Angelika?“

„Sie geht draußen unter der Linde auf und ab, gnädige Gräfin.“

„Gute Nacht, Herr Werner, schonen Sie sich!“ Dieß sagte sie in das Haus hinein — „gute Nacht, Wendelin!“ Keiner hätte geglaubt, daß diese klare, sichere Stimme noch eben gebebt.

„Täuschte ich mich nur, Fräulein Angelika,“ fragte sie nach einer langen Weile, in der sie schweigend durch das Dorf gefahren und sich jetzt dem Burghügel näherten, „oder stand, als wir vor der Sternwarte einstiegen, nicht allzuweit von uns, im Schatten des vorspringenden Daches, wirklich ein Mann?“

„Mir war es auch so, als ich vor Ihnen hinaustrat, ich wagte mich sogar einen Schritt näher, aber es war nichts, es zerfloß wie eine Nebelwolke.“

„Sonderbar, ich glaubte, es sei Anselm Volkmar!“

„Er ist ein Feind Herrn Werner's?“ erlaubte sich Angelika schüchtern zu äußern.

Selbst in erregter Stimmung legte Beatrix diesem Wort keine besondere Deutung unter, es war ihr im Gegentheil willkommen von dem zu reden, was ihre Seele erfüllte, und doch den Schein zu bewahren, als folge sie nur einer Aufforderung.

„Anselm Volkmar,“ entgegnete sie finster, „ist aller Menschen Feind; die haßt er zumeist, welche der Kaltenburg betreten. Ich weiß nicht, was er gegen Herrn Werner hat, wenn nicht, daß er mein — meines Oheims Freund ist.“

Da Angelika nicht antwortete, fuhr sie, ihren Kopf in die Wagenkissen drückend, selbstvergessen in schmerzlicher Bewegung fort: „Ich hätte nicht hierher zurückkehren sollen, ich lebte so glücklich in der Fremde! Wenn man zurückdenkt — finden Sie nicht auch, Angelika, es vergißt sich so wenig im Leben ... Eine schwere Kunst, das Vergessen! Und daß in den Erinnerungen ein Bann liegt, der uns unwiderstehlich festhält, der das Auge wieder und wieder zu den Stätten zwingt — ach, eitle Träumerei! Wozu das Grübeln? Es geht Alles seinen verhängnißvollen Gang; sind wir denn mehr als Schatten, die an der Wand vorüberlaufen?“

Im Schlosse angekommen, verabschiedete sie die Gesellschafterin, eine ihr sonst fremde Milde wandelte sie an, dunkel empfand sie, was Angelika bei diesem Besuch gelitten: „Bleiben Sie ruhig in Ihrem Zimmer, Liebe,“ sagte sie, „die Fahrt hat uns Beide angegriffen, und dann — ich habe noch Briefe zu schreiben.“

Rascher, als an diesem Abend, war Angelika nie die Treppe zu ihrem Gemach hinaufgeeilt, kaum nahm sie sich Zeit ihren Hut abzulegen, eine Kerze anzuzünden, mit fliegender Hast entfaltete sie ein Blättchen, das sie während der Fahrt in der Hand zerknittert. — „Wenn Fräulein Angelika,“ stand in französischer Sprache darauf, „einen Freund vor Unheil bewahren will, möge sie heute in der neunten Stunde an der Steinbank unter den Buchen sein.“ Kein Name darunter, aber es war eine feste, männliche Handschrift, und Bedeutung mußte sie diesen Worten wohl beilegen, so seltsam waren sie in ihre Hand gerathen. Die Gestalt, die Beatrix vor der „Sternwarte“ bemerkt haben wollte, hatte ihr selbst, wie sie unter die Linde vor dem Hause trat, einen Wink gegeben, als sie jedoch darauf zugegangen, war sie wie entschwunden und nur das weiße Blatt hatte auf der Erde gelegen. Niemand anders als Anselm Volkmar konnte es geschrieben haben, Anselm Volkmar erwartete sie unter den Buchen. Und „einen Freund vor Unheil bewahren“ — leise, ganz leise nannte erst ihr Herz und dann ihre Lippen den Namen dieses einzigen Freundes. Ja wohl, einzigen Freundes! Träumerisch, an dem Tisch stehend, die Hand darauf, starrte sie in die Flamme der Wachskerze. Unter allen Männern, die ihr im Leben begegnet, hatte Raimund den tiefsten Eindruck auf sie gemacht, nicht ihr Auge war von seiner Erscheinung bezaubert, ihre Seele war von seinem Wesen gerührt worden. Möglich, daß in eigenartigen Naturen die Liebe aus den reinsten Träumen, einem von allem Erdenstaub freien Idealismus erwächst und eben das Höchste im Wahn des Menschen, die platonische Vermählung der Seelen ist; Angelika indessen fühlte sich zu Raimund aus dem einfachen Grunde hingezogen, weil er am nächsten stand und sie sichtbar, zum Verdruß mancher adeligen Dame, auszeichnete. Allmälig lernte sie dann, auch in dem flüchtigen Umgang, der ihnen nur gestattet war, seine guten und edlen Eigenschaften schätzen, seinen männlichen Muth, seine Thatkraft und Heiterkeit. Ihr, dem vielfach zurückgesetzten Mädchen, konnte der Ritterdienst eines jungen Mannes nicht gleichgültig sein, von dem der Baron von Selbitz gesagt: „Schade, daß er nicht zu uns gehört, er verdiente es;“ und da mußte ihre Herrin, Gräfin Beatrix, eine Leidenschaft für ihn fassen ... In dem Herzen einer Frau befiedert nichts schneller und mehr die Liebe als die Eifersucht gegen eine Andere, sie ist ihr Sonnenschein und Regen zugleich. Wenn Angelika vor dem Balle geschwankt, welchen Namen sie ihrem Gefühl für Raimund geben solle: ist's nur Freundschaft, ist's mehr? als er den Saal verlassen, Beatricens Lächeln mit ihm verschwunden war, wußte sie es. Was unsere Empfindungen hervorruft, Liebe in Abneigung, ruhige Freundschaft in eine heftige Leidenschaft verwandelt, ist zumeist in seinem letzten Grunde ein Nichts, ein halbes Wort, das Keiner verstanden, eine Wandlung des Tons, die Niemand gehört, eine Bewegung, deren Bedeutung Keiner geahnt — Keiner, außer uns ... und das ist Menschengeschick! Ob er ihre Neigung erwiederte? Nach seinem letzten Blicke, durfte sie noch zweifeln? Vielleicht ist die schönste Zeit der Liebe die, welche zwischen dem heimlichen, stummen Einverständniß der Herzen und dem ersten, halb von Scham und Schüchternheit erstickten „Ich liebe Dich“ verläuft. Ein freundlicher, rosiger Gedanke schwebte über Angelika's Stirn — „und wenn er Dir auch treulos werden und die Gräfin Dir vorziehen sollte, ist er darum weniger Dein Freund?“ sprach sie vor sich hin, aber sie glaubte nicht daran und wollte sich nur selbst bereden, daß sie keinen gerechten Vorwand habe, der geheimnißvollen Aufforderung nicht zu folgen. Der Reiz des Abenteuerlichen mischte sich unwillkürlich in die Sorge für den Freund: im Schlosse Kaltenburg galt Anselm Volkmar für eine Art Dämon oder Vampyr, das Böseste wie das Gefährlichste traute man ihm zu: forderte man unter den vielen nichtigen, leeren und unbestimmten Gerüchten eine unbestrittene Thatsache, zuckten Alle die Schulter, allein dieß Zucken schien zu sagen: wenn wir nur reden dürften! Die Aeußerungen Beatricens über ihn, die ersten, die sie vor ihm gethan, waren geeignet, Angelika's Neugier auf das Höchste zu spannen. — Die schwarze Kapuze ihres Mantels über den Kopf gezogen, schlich sie über den dunklen Hof, durch die Gartenthür der Burg in die Buchenallee hinaus.

Auf dem Thurm der Dorfkirche schlug es neun Uhr und in der Furcht, zu spät an den bestimmten Punkt zu kommen, verdoppelte sie ihre Schritte. Von dem Gange glühte ihr Gesicht, als sie im schwachen Dämmer des Mondscheins auf der steinernen Bank, die Graf Otto zunächst sich selbst und dann allen Wanderern zum Ausruhen auf dem Wege vom Dorfe zum Schlosse zwischen den beiden ältesten und schattigsten Bäumen des Ganges errichtet, Anselm erblickte, bei ihrem Nahen erhob er sich. Die Umhüllung, die es, wie ein dunkler Rahmen ein zierliches Bildchen, umschloß, machte Angelika's Antlitz noch lieblicher, als es in Wirklichkeit, bei Tageslicht, war. Eine leichte Ueberraschung flog über Anselm's finstere Züge, er legte die Hand grüßend an die Mütze.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, mein Fräulein. Wenn Sie nicht zu ermüdet sind, bitte ich Sie, einmal jenen Seitenpfad mit mir entlang zu gehen, ich werde kurz sein."

Angelika zog ihren Mantel fester zusammen und ging einen Schritt voraus, noch hatte sie kein Wort zu ihm geredet.

„Sie vertrauen mir doch?" fragte er.

Sie wandte sich nach ihm zurück und schaute ihn eine Weile mit ihren blauen, feuchtglänzenden Augen an. „Ich vertraue Ihnen," entgegnete sie.

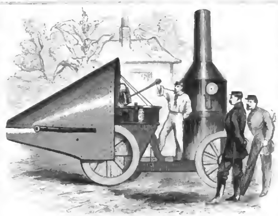
Einen kurzen, scharfen Athemzug stieß Anselm aus, nun war er an ihrer Seite.

„Meine Aufforderung, mein Benehmen muß Ihnen seltsam erscheinen, Sie schelten mit Recht, daß ich mich in Ihre Verhältnisse dränge, vergeben Sie und verlangen Sie keine Rechenschaft für mein Thun. Denken Sie, ich sei irgend ein alter, von Ihnen vergessener und nicht gekannter Freund Ihres Vaters — ein Onkel aus Amerika meinetwegen, der die Laune hat, Sie glücklich zu wissen."

„O mein Herr." —

„Pah, Sie wollen mich doch nicht glauben machen, daß Sie glücklich sind? Im Dienst, in der Willkür Anderer — hartes Brod, das — hartes Brod! Ich kenne es, ich hab's auch brechen müssen!"

„Und hätten die Tugend und den Trost der Armen nie empfunden: Entsagung?"



Die amerikanische Dampfkanone von Dickinson. (S. 681.)

Er lachte, in unheimlicher Bitterkeit, die Angelika's Seele verletzte: „Auch ich war in Arkadien! Das gehört als Inschrift auf Leichensteine. Mag gut sein, wenn man alt ist, eine Vergangenheit hat — aber Sie! Aufrichtig, mein Kind, wünschen Sie nicht Freiheit, Liebe, Reichthum?"

„Wer begehrte sie nicht?"

„Gut, schlagen Sie ein," er hielt ihr seine Hand hin, „in diesem Handschlag biete ich sie Ihnen."

So kraus und wunderlich er war, auch für sie besaß er seine Anziehungskraft. „Ich meinte," sagte sie, „Sie hätten ernstere Dinge mit mir zu verhandeln, allein Sie sollen nicht von mir glauben, ich verstände keinen Scherz und sei eine Duckmäuserin, da ist meine Hand."

Aber sie gab sie ihm doch nicht, ein Zittern überfiel sie...

„Getrost, ich fordere nicht Ihre Seele!" rief Anselm — und halb gezwungen, halb freiwillig ruhte ihre Hand in der seinen.

„Ihr Freund," begann er wieder, „Herr Raimund Werner, wandelt einen schlimmen Weg. Ich hoffe, Sie werden größere Macht als ich haben, ihn auf den geraden zurückzuführen, mehr Macht und mehr Interesse."

„Ich wünsche Herrn Werner das Beste, doch wogegen soll ich ihn warnen? Warum meine Warnung einen stärkeren Eindruck auf ihn ausüben als die Ihrige?"

„Keine List, mein Fräulein! Mit falschen Karten spielt man nicht gegen Anselm Volkmar! Sie lieben ihn — still, unterbrechen Sie mich nicht, mein Kind — und er, pah, er ist im Stande, sich von der Gräfin blenden und verlocken zu lassen."

„Wenn sie ihn liebt, was bin ich gegen die reiche und vornehme Dame?"

„Nicht wahr — Entsagung? Sie könnten mit eigener Hand das Brautkleid für die Nebenbuhlerin nähen! Und halten das für gut und schön und erhaben! Puritanertugend, die zuletzt den Leib vertrocknet und die Seele dazu — das sind romantische Träumereien, die Sie in's Hospital führen. O, es ist kein Sterblicher werth, daß sich ein Anderer für ihn opfert. Und dann, ich will, Sie sollen glücklich sein."

„Und doch sagten Sie eben, ich sei verliebt — verkaufen Sie auch Liebestränke?"

Anselm Volkmar stand still; wie ein mächtiger Axtschlag, der die schlanke Tanne bis in ihre Krone erbeben läßt, hatte ihn der Scherz Angelika's getroffen, er athmete schwer, seine Zähne knirschten. Ihre Frage, was ihm fehle, bannte der gebieterische Blick seiner Augen, seine buschigen dräuenden Brauen auf ihrer Zunge.

Angstvoll lehnte sie an einen Baum... Der finstere Nachthimmel, sternenlos — ein blasser Schimmer des Mondes, der sich durch die riesigen Wolkengebilde wie zwischen Abgründen hindurchdrängte und über Anselm's Gesicht hinstreifte, die entlaubten, im Winde ächzenden Buchen — ferne, gelbliche Lichtstrahlen auftauchend im Dorfe, von oben her, aus den Fenstern des Schlosses herableuchtend, hier und dort auf den feuchten Wiesen ein tanzendes Irrlicht...

„Es ist vorüber," ermannte sich Anselm, nur hatte sich seine Lustigkeit verloren. „Genug gescherzt! Fräulein Angelika, das Leben Ihres Freundes ist nicht mehr werth, als das eines Seiltänzers, der auf einem Seil zu unserm Kirchthurm hinauf wollte — nicht mehr werth, wenn er nicht von der Gräfin läßt. In Ihrem Willen, in Ihrer Liebe liegt sein Schicksal. Sie begreifen, diese Dinge kann ich nicht mit ihm abmachen; was ich vermeiden möchte, träte ein. Und er soll nicht sterben, ich will ihm wohl, ihm und Ihnen. Bauen Sie auf Anselm Volkmar, gewinnen Sie Raimund, heute, morgen, je schneller, desto besser — und damit, gute Nacht!"

Auf derselben Stelle, unter demselben Baume verweilte Angelika noch: als sie aufblickte, fand sie unter den vielverschlungenen Schatten der Nacht den seinen längst nicht mehr heraus, so sehr sie ihr Auge anstrengte.

(Schluß folgt.)

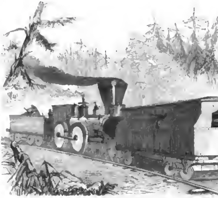


Der Hammeltanz. Badisches Sittenbild. Originalzeichnung von Lallemand. (S. 681.)

Eine Eisenbahnbatterie und Dampfkanone.

(Zu den Bildern S. 680 und 681.)

Eine eigenthümliche Kriegsmaschine ist eben in den Vereinigten Staaten angefertigt worden. Der Entschluß des Gouvernements der konföderirten Staaten, die Eisenbahnbrücken der Philadelphia-, Wilmington- und Baltimorebahnen, welche durch einen Pöbelhaufen zerstört worden waren, wiederherzustellen, hat zugleich auf die Idee geführt, eine Eisenbahnbatterie anzufertigen, welche aus den Lokomotivwerkstätten von Baldwin und Compagnie in Philadelphia hervorgegangen ist. Ein langer, mit Platform versehener Bagagewagen ist oben und an den Seiten mit dicken eisernen Platten versehen worden, in welche Scharten für Musketen eingeschnitten sind. Ferner hat man im Innern des Waggons eine Drehscheibe angebracht, auf welcher eine gezogene Kanone steht, die der Art gerichtet werden kann, daß sie unter jedem Winkel zu feuern im Stande ist. Dieser Batteriewagen befindet sich vor der Lokomotive, ist mit 50 Mann bemannt, die mit Miniébüchsen bewaffnet sind, und einigen Seeleuten zur Bedienung des Geschützes. — Noch eine andere Feuerwaffe verdankt ihre Erfindung dem jetzigen amerikanischen Kriege; es ist dieß eine von Remington [illegible] in Baltimore nach der Idee Dickinson's konstruirte Dampfkanone, die im Stande ist, in einer Minute hundert bis fünfhundert Kugeln zu feuern. Dieses Geschütz wurde von Colonel Jones, Kommandeur der Massachusetts Freiwilligen, erbeutet, als er auf dem Marsch von Baltimore nach dem Secessionistenlager bei Harpers Ferry sich befand, und ist seitdem zur Vertheidigung eines Eisenbahnviadukts einer Verbindungsbahn zwischen Washington und Baltimore benützt worden. — Es wird an ihr namentlich die einfache Konstruktion, ihre Leistungsfähigkeit und Tragweite gerühmt. Durch einen kugelfesten konischen Cylinder von Eisen ist das Rohr hinlänglich gegen feindliche Schüsse geschützt, und auf einem vierräderigen Lafettenwagen kann sie bequem überall hin transportirt werden, wo überhaupt der Weg praktikabel ist. Das Geschütz kann leicht für alle möglichen Kaliber eingerichtet werden, und in der Wirkung wird es von keinem mit Schießpulver geladenen übertroffen. Zur Vertheidigung von Küsten oder Häfen ist die Dampfkanone unbedingt geeigneter als selbst ganze Batterien, und in Seegefechten ist sie im Stande selbst das größte Kriegsfahrzeug in Grund zu bohren. Erwägt man die ungemeine Tragweite, das fabelhaft schnelle Laden, die ununterbrochene Thätigkeit und die verhältnißmäßig geringen Herstellungskosten, so ist es einleuchtend, daß man statt der bisherigen Batterien in Zukunft sich ausschließlich dieser neu konstruirten Dampfkanone bedienen wird.



Amerikanische Eisenbahnbatterie von Baldwin & Comp. in Philadelphia.

Der Hammeltanz.

(Zu dem Bild S. 680.)

Der Hammeltanz ist im ganzen Schwarzwald heimisch und kürzlich noch kam er bei den Volksbelustigungen, welche zur Feier der Eisenbahneröffnung in Pforzheim stattfanden, zur Aufführung. Hauptsächlich wird er in dem reizenden Thal, welches sich von Kippeldau bis Triberg erstreckt, getanzt, und die Bewohner von Hornberg scheinen von allen Schwarzwäldern die größte Passion für denselben zu haben. Bei allen Volksfesten spielt der Hammeltanz eine große Rolle, und man setzt für die Gewinner Preise aus, welche für den Tänzer in einem Hammel, für die Tänzerin in einem Stück Stoff bestehen. Letzterer flattert als Festbanner an einer Stange, der Hammel dagegen wird, mit Bändern und Blumenguirlanden geschmückt, von einigen Knaben zum Festplatz geführt. Der Tanz selbst findet im Freien, unter schattigem Laubdach Statt. Nahe bei der Musik wird eine Art Gerüst errichtet, an welchem zwei Tonnenreifen hängen, die kreuzförmig mit einander verbunden sind; auf dem unteren Durchschnittspunkt steht ein mit Wein gefülltes Glas; an dem Gerüstbalken aber hängen die Reifen an einer Lunte, die dann angezündet wird. Jedes Paar macht nun seine Tour in dem für den Tanz bestimmten Kreis, wenn die Lunte zu Ende gebrannt ist, fällt selbstredend das Glas herunter, und das Paar, welches getroffen wird, ist Sieger und Besitzer des ausgesetzten Preises. Dem Gewinnenden kommt jedoch dieser Sieg ziemlich theuer zu stehen, denn er muß die besiegten Tänzer bewirthen. — Die Spaßmacher der Festlichkeit richten es dabei in der Regel so ein, daß die Lunte gerade zu Ende gebrannt ist und das Glas zu Fall kommt, wenn ein recht wohlhabender Bauernsohn darunter tanzt; glückt ihnen dieß nun, so ist der Jubel groß, denn die Schwarzwälder wissen ihren Humpen zu leeren.

Die Eröffnung der Wilferdingen-Pforzheimer Eisenbahn.

(Zu dem Bild S. 673.)

Der feierlichen Eröffnung der Bahnstrecke Wilferdingen-Pforzheim wohnte Se. Königliche Hoheit der Großherzog von Baden bei, und waren auch viele hohe Staatsbeamte, die Mitglieder der Generalsynode, der Stadtdirektor, der Oberbürgermeister von Karlsruhe, die Landtagsabgeordneten der Residenz und viele Andere eingeladen. — Der Großherzog fuhr in dem reich beflaggten und mit Kränzen geschmückten Festzug unter Musikklängen am 3. Juli um 9½ Uhr Morgens von Karlsruhe nach Pforzheim, wo er gegen 11 Uhr eintraf, von der jubelnden Menge begrüßt. Seine Königliche Hoheit bestiegen nach der Vorstellung in der Güterhalle eine den Tag vorher schon nach Pforzheim abgesandte Hofequipage, und fuhren durch die im reichsten Schmucke von Guirlanden, jungen Birken und Tannen, Teppichen und Fahnen prangende Stadt zur Post, wo im langem Festzug die Turner, die Feuerwehr, die Schuljugend, die Mitglieder des Handels- und Fabrikstandes und die Zünfte defilirten. Bei dem darauf folgenden Festmahl brachte der Oberbürgermeister von Pforzheim den ersten Trinkspruch dem Großherzog, der von Seiner Königlichen Hoheit dankend auf die Stadt erwiedert wurde. Gemeinderath Dennig trank hierauf das Wohl der Großherzogin, dem Vorbild edler, echt deutscher Weiblichkeit, und ein Württemberger auf ein freundschaftliches Verhältniß der beiden Nachbarstaaten Baden und Württemberg. Nach der Tafel fuhr der Großherzog nach dem Renifeld und sah den mannigfachen Volksbelustigungen zu, dann begab er sich nach Weißenstein, wo ein großes geschmücktes Floß eben durch die große Hagelsbrücke gelassen wurde. Abends 7½ Uhr kehrte der Großherzog wieder nach Karlsruhe zurück.

Wochen-Chronik.

6. — 13. Juli.

Deutschland. Frankfurt 11. Bundestagssitzung. Robert von Mohl wird statt des früheren badischen Bundestagsgesandten in den kurhessischen Ausschuß gewählt. — Berlin 5. Ein königliches Manifest über die Huldigungsfrage löst die vielbesprochene Angelegenheit im liberalen Sinn. Die Krönung wird in Königsberg stattfinden im Beisein der Mitglieder der beiden Häuser und der sonst zu entbietenden Gäste. — Karlsruhe 6. Die Generalsynode nimmt den neuen Kirchengesetzentwurf an. — Gotha 8. Eröffnung der Schützenversammlung durch den Herzog von Gotha. Am 11. beschließt der Schützentag die Gründung eines allgemeinen deutschen Schützenbundes. — Stuttgart 8. Die Kammer beginnt die Berathung der neuen Gewerbeordnung. Am 9. entwickelt Reyscher seine Motion in der kurhessischen Angelegenheit. Der Minister von Hügel beantwortet eine Interpellation v. Varnbühler's wegen



Der Commissär.

„— — Also damit ist es Nichts. — Gott! was wohnen Sie jetzt schön, — die ganze Stube und die Möbel! — Wissen Sie, Herr Baron, da brauchen Sie wohl eine Frau? Kann sie Ihnen empfehlen mit 20, 25, 60 Tausend Thaler. Die Mittelsorte, zu 10, 15 Tausend, ist wie gerade ausgegangen, erst in der letzten Zeit vergriffen. — Aber schöne Mädchen, sage ich Ihnen, die reinen Puppen! — Wie wär' es? — soll ich Ihnen so was besorgen?"

„Ich danke Ihnen, Herr Eckhorn; wenn ich überhaupt heirathe, so heirathe ich nur mit Inclination."

„Hab' ich auch mit Inclination!"



Der Förster und sein Barometer.

Wenn du dieses Jahr wieder so fortmachst wie das letzte Jahr, so drehe ich dir den Hals um.

des Handelsvertrags zwischen Frankreich und dem Zollverein dahin, daß Verhandlungen im Gange seien, daß aber die Kammer vor dem Abschluß Gelegenheit haben werde sich darüber auszusprechen. Am 11. erklärt Hölder, er habe sich überzeugt, daß in dem diplomatischen Zwist mit Italien Württemberg im Rechte gewesen sei, worauf sich die ganze Kammer erhebt, um ihre Uebereinstimmung hiermit auszudrücken.

Oesterreichische Monarchie. Wien 8. Der Kaiser empfängt die Präsidenten des ungarischen Landtags, Grafen Apponyi und Ghyczy, im Beisein der Hofkanzler und des Ministers Graf Szecsen, um von ihnen die ungarische Adresse entgegenzunehmen. Der Kaiser erwidert, daß er die Antwort dem Landtag zugehen lassen werde. — Pest. Das Unterhaus nimmt am 5., das Oberhaus am 6. die Adresse in der ursprünglichen Deák'schen Fassung an, wodurch ihre Annahme von Seiten des Kaisers ermöglicht wird. Am 10. erstattet Ghyczy im Unterhaus Bericht über den Empfang.

Großbritannien. London 5. Im Unterhaus regt Kinglake die savoyisch-schweizerische Angelegenheit an. Lord John Russel erwidert, Großbritannien habe Alles gethan, was ihm möglich gewesen, und unter den gegenwärtigen Umständen lasse sich nichts thun.

Frankreich. Paris. Staatsrath de Laguerronnière wird zum Senator ernannt, und an seiner Stelle Herr Imhaus der Stelle für Preßangelegenheiten im Ministerium des Innern als Vorstand vorgesetzt. Am 9. veröffentlicht der Moniteur einen Vertrag mit England über die Einfuhr indischer Arbeiter in die französischen Kolonieen, wodurch die Einfuhr der schwarzen Kulis aufhören soll. Am 9. geht der Prozeß Mirès zu Ende und am 11. wird das Urtheil gesprochen. Mirès und Solar werden zu 5 Jahren Gefängniß, 3000 Franken und Tragung der Kosten verurtheilt.

Schweiz. Bern 10. Zum Präsidenten des Bundesraths wird Stämpfli mit 94 von 120, Fornerod zum Vizepräsidenten mit 71 von 120 Stimmen gewählt.

Italien. Turin 5. Cialdini geht nach Neapel ab, wo seit dem 20. Juni fortwährende Unruhen stattfinden. Ein Gesetzesentwurf von Minghetti über provinzielle administrative Maßregeln wird von der Kammer gegen 66 Stimmen angenommen. Die Türkei und Portugal erkennen das Königreich Italien an. Am 12. beantwortet Minghetti eine Interpellationen wegen Neapel, der Zustand sei ernst, doch hoffe die Regierung Meister zu werden, die Kammer ertheilt dem Ministerium ein Vertrauensvotum. — In Rom fallen Streitigkeiten zwischen päpstlichen und französischen Soldaten vor. Großes Aufsehen macht die Broschüre eines päpstlichen Hausprälaten, Monsignore Liverani, gegen die weltliche Herrschaft des Papstthums.

Türkei. Der neue Sultan beginnt damit, wesentliche Ersparnisse im Hofstaat einzuführen, um die Schulden seines verstorbenen Bruders zu bezahlen. Daud Pascha kommt am 6. in Beyrut an, um sich von hier nach seiner Residenz Deir-el-Kamar zu begeben.

Amerika. Die kriegerischen Operationen gehen langsam vorwärts. Inzwischen versucht der Süden bereits Vermittlungsvorschläge, die jedoch vom Norden zurückgewiesen werden.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Partie Nro. 26.

Die Bemerkungen zu diesem Spiel sind von Hrn. Prof. Anderssen in Breslau.

Damengambit.

Weiß — de la Bourdonnais.	Schwarz — Mac Donnell.
1) D 2 — D 4	1) D 7 — D 5.
2) C 2 — C 4	2) D 5 nimmt C 4.
3) E 2 — E 3	3) E 7 — E 5.
4) L. F 1 nimmt C 4	4) E 5 nimmt D 4.
5) E 3 nimmt D 4	5) S. G 8 — F 6.
6) S. B 1 — C 3	6) L. F 8 — D 6.
7) S. G 1 — F 3	7) S. B 8 — C 6.
8) Rochirt	8) Rochirt.
9) H 2 — H 3	9) H 7 — H 6.
10) A 2 — A 3	10) L. C 8 — F 5.
11) G 2 — G 4	11) L. F 5 nimmt G 4.

Die Eröffnung unterscheidet sich von der vorigen nur durch eine unwesentlich veränderte Zugfolge, und die Partie hat den Stand der vorigen wieder erreicht. Ungeachtet des Gelingens, mit welchem das Läuferopfer getrieben worden war, findet Schwarz eine Wiederholung desselben nicht rathsam und versucht jetzt das Springeropfer, welches eben zwar den Gewinn von drei Bauern sichert, dadurch allein aber, weil keine der beiden Flanken ganz aus Freibauern besteht, noch nicht gerechtfertigt wäre, wenn nicht die Aussicht auf einen starken Angriff hinzukäme, die jedoch, obschon sie sich nun einmal bestätigt, an und für sich mindestens trügerisch zu sein scheint.

12) H 3 nimmt G 4	12) S. F 6 nimmt G 4.

13) L. C 4 — E 2. Dieser Zug ist nicht gut, weil er die Dame von der so ersprießlich gewordenen Deckung der weißischen Rochade abschneidet, und dem Schwarzen gestattet, nach Abzug des Springers F 3, die Dame mit leichterem Nachdruck auf H 4 zu postiren. Hätte Weiß sofort den Springer C 3 nach E 4 gezogen, um sich des Läufers D 6 zu entledigen, so hätte es Schwarz zu keinem Angriff gebracht, da von den beiden Spielarten

	13) S. C 6 nimmt D 4.
14) D. D 1 nimmt D 4 . . .	14) S. H 4 nimmt F 3.
15) S. E 4 nimmt D 6 oder	
	13) L. G 4 nimmt F 3.
14) D. D 1 nimmt F 3 . . .	14) S. C 6 nimmt D 4.
15) D. F 3 — G 4	

keine dem schwarzen Spiele besonders günstige Aussichten eröffnet.

	13) L. G 4 nimmt F 3.
14) L. E 2 nimmt F 3	14) D. D 8 — H 4.
15) L. F 1 — E 1	15) S. C 6 nimmt D 4.
16) S. C 3 — E 4	16) L. D 6 — H 2 †.
17) K. G 1 — F 1	17) T. A 8 — D 8.
18) L. C 1 — E 3	18) S. D 4 — F 5.
19) D. D 1 — C 2	19) L. H 2 — H 3 †.

Die Absicht ist zunächst, mit der Dame die G-Linie zu gewinnen und dann den Springer nach H 4 zu spielen.

20) L. F 3 — G 2	20) D. H 3 — G 4.
21) F 2 — F 3	21) D. G 4 — H 4.
22) L. E 3 — F 2	22) S. F 5 — G 7.
23) T. A 1 — D 1	23) S. E 7 — D 5, um nach F 4 zu gelangen.
24) L. F 2 — C 5	24) D. G 6 — C 6.
25) D. C 2 — E 2	25) S. D 5 — F 4.
26) L. C 5 nimmt F 8	26) T. G 6 — A 6 †.
27) K. F 1 — F 2	27) T. D 8 nimmt D 1.

28) L. G 2 — F 1. Weiß wußte den schwarzen Thurm mit der Dame wieder nehmen und dann, wenn der Springer auf D 3 † gibt, den König auf F 1 ziehen.

	28) L. H 2 — G 1 †.

29) K. F 2 nimmt G 1. Geht der König nach G 3, so entscheidet Schwarz durch

	29) D. A 6 — H 6 †.
30) K. H 3 — nimmt F 4 . . .	30) T. D 1 nimmt E 1.
	29) T. D 1 nimmt E 1.
30) D. E 4 — G 2	30) D. A 6 — A 2

und Schwarz gewinnt.

Briefmappe.

Hrn. Dr. K. in L. Wir bedauern sehr, daß Sie unsern Wünschen nicht entsprechen konnten; die kleine Arbeit hätte sich doch wohl zwischen die größern schieben lassen. Jedenfalls besten Dank für Ihre Mittheilungen.

Frl. J. M. v. G. in W. Empfangen.

Hrn. Kaf M. in Berl. Erhalten; wir wußten nicht, ob wir den Brief als eine Schmeichelei auffassen sollen.

Hrn. N. N. in Zürich. Ihre Handschrift war so undeutlich, daß wir nicht mal Ihren Namen, viel weniger die Details Ihrer Mittheilung entziffern konnten.

Hrn. Sac. v. Sch. in Stb. Wir hoffen Sie bald hier zu sehen; deshalb senden wir den Abdruck nicht. Wir können Ihnen kaum Schritt halten.

Frl. J. D. in M. (semper eadem). Wir haben die Ms. mit Brief an die Adresse gesandt. Unsere Grüße finden Sie dort. Unsere Lage!

Hrn. Dr. H. in S. Ihr Artikel über das neuere Burgtheater ist nicht, wie man vermuthen, von einem Mitglied der Bühne; das wäre eben Kaffeehäuser. Auch sind wir prinzipiell gegen die Schriftstellerei von Schauspielern. Ein Schauspieler soll Anekdoten spielen. Es ist ein Fluch unserer Zeit, daß die Menschen das nicht ganz und allein sein wollen, was sie sind.

Hrn. Raph. Ker. in Stb. Lassen Sie die Zeichnung nach Leipzig an Dr. K. gehen, er wird sie befördern.

Hrn. Mal. J. in Wien. Wir haben das Gewünschte bereits erhalten und danken deshalb für Ihre Güte.

Hrn. Joh. v. R. in Perl. Wir werden die Zeitung per Post an Sie abgehen lassen.

Verantwortliche Redaktion: **Dr. Edmund Zoller.**

Bäder und Heilanstalten.

683 **Rigi-Scheideck.**

Die Kur- und Badeanstalt Rigi-Scheideck auf dem berühmten Rigi, oberhalb Gersau, am Vierwaldstättersee ist seit dem 4. Juni wieder eröffnet.

Dieser Kurort zeichnet sich durch seine vortreffliche eisenhaltige Mineralquelle (analysirt von Herrn Professor Dr. Schweizer), durch prachtvolle Aussicht, gesunde, reine Luft, anmuthige Spaziergänge u. s. w. vortheilhaft aus.

Täglich werden zu bestimmten Stunden frische Molken (eigene Sennerei bei der Anstalt), Geiß- und Ziegenmilch in den eigens zu diesem Zwecke gebauten geräumigen Trinkhalle servirt, auch sind kalte und warme Mineral- und Molkenbäder, sowie kalte Douchen zu haben.

Dieser Kurort ist durch einen neu angelegten Weg nach dem Südtheil mit den übrigen Hauptpunkten des Rigi in gute Verbindung gebracht, eine freundliche Aufnahme und möglichst billige Bedienung zusichernd, ertheilt bereitwillig nähere Auskunft der sich bestens empfehlende Eigenthümer

Jos. Müller.

Bekanntmachungen aller Art.

En-tous-cas für Photographen.

Diese Objektive sind anerkannt die neuesten, besten, bequemsten und billigsten. Die Zeugnisse der bewährtesten Photographen können eingesehen werden. Auf frankirte Anfragen erfolgen Beschreibung und Preisverzeichniß gratis.

Unsere optischen Apparate zur Darstellung auf einer weißen Wand für Schule, Haus und öffentliche Vorstellungen in kolorirten Bildern halten wir zu billigen Preisen bestens empfohlen. Auf frankirte Anfragen erfolgen Beschreibung, Bilder- und Preisverzeichnisse gratis.

K. Christiani & Comp., Physiker, Optiker u. Mechaniker.

693 10 Alteregswall in Hamburg.

258 Fabrik und Lager en gros und en detail von

Stereoskopen,



worunter die den wie für 25 Bilder verfertigten von vorzüglichem Effekt nebst den dazu dienenden Bildern.

Reichhaltiges Assortiment für öffentliche panoramaartige Schaustellungen wie für Unterhaltungen in Familien zc.

Preislisten auf portofreie Aufforderungen gratis.

A. Krüß,
Optiker und Mechaniker,
Bergstraße 7 in Hamburg.

112 **Photographische Apparate,**

nach den vorzüglichsten Konstruktionen, Utensilien, chemische Präparate, Stereoskopen empfiehlt das Photographie-Institut von W. Liesegang in Elberfeld.

Orthoskopische Doppelobjektive mit veränderbarem Brennweite. Vergrößerungsapparate, um kleine Negative ohne Mühe in Lebensgröße bis zu 60 Zoll zu kopiren. Praktischer Unterricht in der Photographie. Kataloge und Unterrichtsplan werden gratis versandt.

303 **Adolph Kolb,**

Lager
in
ächten Silber-,
elektrochemisch vergoldeten und
versilberten Neusilber-,
silberplattirten u. Britannia-Metall-
Waaren.

Galvanoplastische, ächte und imitirte Bronzegegenstände zc.

Holzschnittwaaren zc.

Alleinige Niederlage der Thiergruppen von Joh. Hebenschaden & C. Fränkel.

Commission- und Agentur-Geschäft.

Stuttgart.
58 Königsstraße.



Heinrich Kolb,

Juwelier & Bijouteriewaaren-Fabrikant.

Lager
in allen Sorten
Bijouterien
in reicher Auswahl.

Aufträge und Reparaturen
werden prompt und gut besorgt.

Ankauf
von
Gold, Juwelen und Perlen,
welche auch an Zahlung angenommen werden.

Knaben-Institut des Dr. phil. Klose

739 zu Cannstatt bei Stuttgart.

Das Knaben-Institut des Dr. phil. Klose zu Cannstatt, in einer der schönsten und gesundesten Gegenden Deutschlands, bereitet für die höheren Klassen eines Gymnasiums, einer höhern Bürgerschule oder auch für d praktische Leben vor und sorgt für die geistige und körperliche Ausbildung seiner Zöglinge in jeder Weise. Die Anstalt steht unter der Oberaufsicht der Landesbehörde, welche jährliche Prüfungen abhält. — Die Bedingungen sind mäßig. — Das Nähere geben die Prospekte. —

Die landwirthschaftliche Lehranstalt

zu Plagwitz, $\frac{1}{4}$ Stunde von Leipzig,

ist für ihre Lehrzwecke vorzüglicher Lage, von dem Thoren der Universität, glänzend und trennter sächsisch bewirthschaftetes Güter und schwunghaft betriebener landwirthschaftlich-technischer Gewerbe jeder Art, bequemt ihren eingeübten Cursus im Oktober u. Neujahrssemester etwa 200 Thlr. Näheres im gedruckten Statuten, welche auf Anfrage der Direktion versendet. 920

631 **Englische Odontine,** das schönste und sicherste Zahnreinigungsmittel gegen jeden Zahnweh, in Gläsern zu 12 und 21 kr., empfiehlt die Paradies-Apotheke in Nürnberg.

645



Dampfschifffahrt
zwischen Stettin und Riga

mittelst der schnellfahrenden eisernen Schraubendampfer
Germania, Capt. A. Koch, und **Tilsit**, Capt. Ch. Forchhammer.

Fahrplan:

Abgang:		Ankunft:	
von Stettin / Riga	jeden Mittwoch, 6 Uhr früh.	in Riga / Stettin	jeden Freitag, Mittags.

Passagierpreise: I. Cajüte 16 Thlr., II. Cajüte 12 Thlr., Deckplatz 5 Thlr. exclusive Beköstigung. Kinder unter 10 Jahren die Hälfte.

Vorzügliche Restaurationen befinden sich an Bord. Die am Dienstag Abend am Abgangsorte eintreffenden Passagiere können sofort an Bord des Dampfers aufgenommen werden.

Die Dampfer werden von Stadt zu Stadt direkt und ohne irgend welchen Aufenthalt in Zwischenhäfen expedirt.

Zwischen Stettin und Memel, Tilsit zc.

mittelst des eisernen Schraubendampfers **Memel-Packet**, Capt. W. Tetzlin, im Anschluß an die zwischen Memel und Tilsit fahrenden eisernen Raddampfer **Prinzeß Viktoria**, Capt. R. Pargiewitz, und **Falke**, Capt. F. Rathke.

Fahrplan:
Für Memel-Packet.

Abgang { von Stettin jeden Sonnabend 6 Uhr Morgens / „ Memel jeden Mittwoch 6 Uhr Abends.

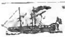
Für Prinzeß Viktoria und Falke.

Abgang { von Memel / „ Tilsit } täglich, ausgenommen Sonntags.

Passagierpreise: Cajütsplatz Stettin-Memel 6 Thlr., Stettin-Tilsit 7 Thlr. Deckplatz „ 3½ „ „ 4½ „
exclusive Beköstigung.

Equipagen, Vieh, Güter und Valuten werden zu billigen Sätzen auf beiden Linien befördert.

Stettin, im März 1861. **Proschwitzky & Hofrichter.**
(Comtoir: Dampfschiffbollwerk Nr. 1.)



900 **Regelmäßige Dampfschifffahrt**

von **Lübeck** nach

St. Petersburg (60 Stunden), Sonnabends Nachm. 4., die Räder-Dampfschiffe Orion und Sirius.

Riga (60 Stunden), Sonnabends Nachm. 1., die Räder-Dampfschiffe Dorsa und Riga-Lübeck.

Reval und Helsingfors (45 Stunden), am 9., 20. August, 12. September, 10., 31. Oktober, Schrauben-Dampfschiff Alexander.

Stockholm (50 Stunden), Ystadt und Calmar, am 6., 10., 16., 20., 26. und 30. jeden Monats, Nachm. 4., Räder-Dampfschiffe Svea und Bore.

Stockholm (55 Stunden), Norrköping, Ystad und Calmar, Dienstags Nachm. 4., Schrauben-Dampfer 2. Lennartso und Dravallen.

Kopenhagen (12 Stunden) und Gothenburg, Montags und Donnerstags Nachm. 4. 30., Räder-Dampfschiffe Najaden und Holland.

Kopenhagen (12 Stunden) und Malmoe, (Anschluß auf Gothenburg und Christiania) Freitags Nachm. 4. 30., Räder-Dampfschiff L. J. Bager.

906 **Schriftlithograph gesucht.**

Ein Schriftlithograph, welcher Tüchtiges leistet, findet bei angenehmer Stellung und gutem Salair ein festes Engagement. Frankirte Offerten unter F. W. 1000 befördert die Expedition dieser Blätter.

252 **Gelagerte Cigarren**

à 8½ bis 250 Thlr. pro Mille in seiner Waare zu Engros-Preisen bei

F. W. Stelze & Comp. in Erfurt, preuß. Thüringen.

934

Für Raucher.

Durch directe Importation bin ich im Stande, wirklich ächte und feine Havanna-Cigarren unter Garantie zu billigen Engros-Preisen zu liefern, und offerire als besonders empfehlenswerth:

Dos Amigos, verpackt in ¼ Kisten	Thlr.	28.
Fray Fernandis, verpackt in ¼ Kisten	„	46.
Flor de la Fluma, verpackt in ¼ Kisten	„	55.
Cabanas y Carbajal, verpackt in ¼ Kisten	„	66.
La Bajadera Outta Pecanon, verpackt in ¼ Kisten	„	100.
Flor Alsomnen Flor Imperiales, verpackt in ¼ Kisten	„	176.

Proben werden zu Engros-Preisen aber nur in Originalpackung abgegeben.

Ausführlicher Preis-Courant über 75 verschiedene Sorten wird auf Verlangen gratis zugesandt.

Joho. Hollanders. Allg. Agentur- und Commissions-Geschäft in Hamburg.

930

C. L. Sodemann & Comp.
in Hamburg, Große Reicherstraße 44.

En gros Lager ächter Havanna-Cigarren empfehlen die bekannten und beliebten Sorten:

Cabanas y Carbayal	à mille	50	Thlr.	u. 40 Thlr.
Flor de Cabanas	„	28	„	
La Patria, medio Regalia	„	24	„	
La Venetiana, trabucellos	„	20	„	
Londres Pluribus	„	16	„	u. 13 Thlr.
La Marina	„	12	„	
Flor de tabácos	„	10	„	

Sämmtlich weißbrennend und von vorzüglichstem Aroma. Probe-Kisten werden abgegeben und Ordres prompt gegen Postnachnahme effectuirt.

924

Höchst wichtig für Essig-Sprit-Fabrikanten!

In meiner Ruder-Essig-Sprit-Fabrik mit für Schnell-Apparaten wird, nachdem ich die bisher von Unternehmern allgemein [illegible] Methoden gänzlich verworfen habe, nach einem von mir neu erfundenen einfachen Verfahren, mit festen Grundlagen, wenig Controle, ohne Heizung des Lokals, ohne Anwenden der Gradir- und Reifböden, und ohne [illegible] der Maische, mit wesentlich größerem Vortheile, als bei der bisher bekannten Methode, gebildeter Essigsprit und großen Ersparnissen auf jedem Apparate mit einem Aufguß aus in einer Lage, [illegible] der Stärke der Maische ausgezeichnete Qualität Essig-Sprit gewonnen. Die Arbeitszeit zur Bedienung meiner Apparate und Maische beträgt höchstens 3 Stunden per Tag einem Arbeiter.

Zur gründlichen praktischen Lehre meines Verfahrens in meiner Fabrik bin ich gern bereit. — Für entfernt wohnende Theilnehmer ist schriftliche Belehrung genügend. — Belege und Referenzen stehen zu Diensten.

Mit der Lehre des Destillations-Verfahrens, mit einer neuen, sehr beachtenswerthen, sicheren Spiritus-Destillations-Methode auf kaltem Wege diene ich ebenfalls. Ansichten werden [illegible] der neuesten Erfindungen ohne Honorar abgegeben. Verzeichniß darüber gratis.

Nähere Mittheilungen brieflich.

Nordhausen in Preußen, Monat Juli 1864.

C. F. Wehmer.

---

951 Das allgemeine landwirthschaftliche und technische Industrie-Comtoir in Görlitz, preußisch Schlesien, ertheilt:

1. Praktische Vorschriften zur

Hefen- (Germ-) Fabrikation.

a) Preßhefe — reine Mutterhefe — welche sich von selbst fortpflanzt. Die Einrichtungskosten sind sehr gering, obwohl hierzu ein [illegible] Lokal erforderlich ist. Das Zollpfund kommt bei jetzigen Getreidepreisen auf etwa 3 Sgr. oder 15 Kreuzer oder 10 Kr. rhein. zu stehen.

b) Preßhefe — künstliche — von bester Wirkung und Haltbarkeit. Das Zollpfund 2 Sgr. oder 10 Kreuzer oder 7 Kr. rhein.

c) Flüssige Hefe — welche von Jedermann binnen 2 Stunden, in beliebiger Quantität, in jedem Lokale hergestellt und bis 4 Wochen haltbar bleibt. Diese Hefe ist der reinen Bierhefe an Aussehen und Wirkung gleich und zu jedem Zwecke zu verbrauchen. Das Preuß. Quart [illegible] Pfund kommt etwa 3 Pfennige oder [illegible] Kreuzer oder [illegible] Kr. rhein.

jede einzelne für 6 Thlr. oder 12 fl. oder 2 Dukaten oder 24 Franken — alle 3 zusammen, mit specieller Anleitung zur besten Malzbereitung für diesen Zweck und dem Verfahren, Bierhefe rasch, vollständig und billig zu entbittern, sowie jede gute Hefe im getrockneten resp. pulverisirten Zustande viele Monate brauchbar aufzubewahren &c., für 10 Thlr. Pr. Court. oder 20 Fl. oder 5 Dukaten oder 40 Franken.

2. Praktische Vorschriften (8 engged. Bogen)

alle Arten Branntweine

als: sogenannten alten ächten Korn, Nordhäuser, Rum, Cognac, Arak, Steinwein, [illegible], Getreide-, Kartoffel-, Melasse-Spiritus, Danziger Goldwasser und französische Liqueure (Kräuter) &c. &c. auf kaltem Wege und ohne Apparate, binnen wenig Stunden, [illegible] darzustellen, sowie den jungen Spiritus schnell vollständig auf dem

Lagerfässe zu entfuseln,

ihm alsdann die Schärfe zu benehmen und einen reinen, weinigen Geruch und Geschmack zu geben — für ein Honorar von 3 Thaler oder 6 Fl. oder 1 Dukaten oder 12 Franken.

Unser Geschäfts-Programm, welches Erwerbsquellen für Gewerbtreibende und Landwirthe aller Stände bietet, senden wir auf portofreies Verlangen unentgeltlich und franko.

Praktische Mittheilungen bewilligen wir stets gern angemessen &c.

Alle Honorarbeträge entnehmen wir nach Wunsch — und nach den k. k. österreichischen Staaten — durch Postvorschuß, welches sehr billig und für die resp. Beziehenden das Bequemste ist.

Auch können alle unsere Sachen auf Buchhändlerwege von Herrn Otto Klemm in Leipzig bezogen werden.

Das allgemeine landwirthschaftliche und technische Industrie-Comtoir
Wilhelm Schiller & Comp. in Görlitz, Schlesien.

Erstes amerikanisches u. europäisches Patent-Nähmaschinen-Depot u. Fabrik von

F. Koecke in Berlin, Chausseestr. 102,

empfiehlt 775



Nähmaschinen



für den Gebrauch in Familien und Fabriken.

Für weiße Wäsche	90 Thlr.		für Ueberwendlich-Naht	80 Thlr.	
Wäsche jeder Art 60 bis	70	„	„ Knopflöcher und Hutfutter	70	„
Für Schuhmacher und Schneider; Zugmaschinen 60 bis	70	„	für Nähmaschinen-Fabriken 90 bis	100	„
Sattler und Wagner 60 bis	90	„	Zum Einfassen der Hüte mit Bandumlegung	110	„
Steiftiger Kenobakten	110	„	für Röhrenmacher	70	„
Zum Nähen wie Windsaden für kleinere Gesellschaften	90	„	„ Familiengebrauch	60	„
Sohlen für Filzpariser	95	„	„ Kattunfabrikanten	75	„

Illustrirte Preiscourante werden auf portofreie Anfragen eingesandt, sowie auf Verlangen die ersten Häuser Europas namhaft gemacht, welche mit angeführten Maschinen arbeiten, und welche das Fabrikat gern als das echte und beste seiner Art empfehlen.

Alleiniger Gründer des ersten Nähmaschinen-Geschäfts in Europa.

788



Nähmaschinen

in vorzüglicher Geschwindigkeit.

Carl Beermann,
Berlin, Unter den Linden Nr. 8,
empfiehlt:

Nähmaschinen für feine Wäsche mit fast verdoppelter Geschwindigkeit	90 Thlr.	
für Damenschneiderarbeiten	60	„
für Herrenschneiderarbeiten	65	„
für Militärarbeiten und Schuhe gröbster Sorte	65	„
für Schuhmacher zu bedeutend dicker und stärker	65	„
Tambourirmaschinen zum Verzieren von Damenschneiderarbeiten, Häkeln &c.	40	„

Die erste Tiroler Gewehr-Niederlage

283 von J. Peterlongo in Innsbruck

empfiehlt hiermit ihre eigenen Waffenerzeugnisse, insbesondere ihre in der Armee bereits bekannten und zu großen Ruf stehenden Revolver und Colt, Stutzen und Büchsen mit einfachen und doppelten Bewegung. Doppelflinten à 16 bis 150 fl. Scheiben- und Pirschbüchsen à 16 bis 150 fl. Ferner alle Gattungen Scheiben-, Taschen- und Zimmerpistolen, Lefaucheux-Doppelflinten, Revolver-Karabiner &c. &c. Preiscourante gratis.

165

Echte bayerische Jagd-Joppen

empfiehlt in den beliebten grau, braunen und naturellen Loden-Jagdröcken à 3, 4, 5 Thlr. preuß. Court.; in Kalbsfell und Loden à 3, 6, 8, 7 Thlr.; in den schwersten dichten Tyroler-Loden, Dachsfell mit feiner Ausstattung des Futters &c. &c. 8, 9, 10, 12 Thlr., von double-Loden-Stoffen, eine Seite grau, die andere grün von 16 bis 20 Thlr., auch kann jede Joppe wasserdicht, sowie Bestellungen nach Maßen innerhalb 24 Stunden effektuirt werden. Jagd-Gamaschen und Mützen sind stets in großer Auswahl vorräthig.

Briefe werden franko erbeten, Versendungen unter Postnachnahme aus dem Herren-, Damen- und Kinder-Garderobe-Magazin von

Jg. Riehle in München.



Die Fabrik plastischer Kohle, Berlin

empfiehlt ihre Musterfilterhölle für Aquarien, Zimm. Aufzuwässerei, sowie für Haushaltungen, Landwirthschaften, Mineralwasser-Anstalten, Bergwerke, Gerbereien, Fabriken &c. von 4, 6 und 8 Zoll Durchmesser.

Preisliste in allen Sprachen gratis. 689

Die Preßhefen-Handlung
von

810 **Arnold Hoppe in Uelzen**
(Königr. Hannover)

liefert reine Branntwein-Hefe (Pfundhefe) in schöner, kräftiger Waare, täglich frisch, zu mäßigen Preisen.

Cliches aus Ueber Land und Meer

werden fortwährend in Bleiabgüssen oder Kupferniederschlägen zu mäßigen Preisen abgegeben.

Wegen Bezug wolle man sich wenden an die Verlagshandlung von

Eduard Hallberger in Stuttgart.

875

Musikdosen

stets in großer Auswahl, kleine mit 2—8 Stück, große mit 4—24 Stück bei

Perrin Chopard in Bern
Gerechtigkeitsgasse 136 uns nebe beim Zeerethel.

Bestellungen (im Musikalien auch mit Arien aus der Wahl des Bestellers) werden schnell und pünktlich ausgeführt.

Literarische Anzeigen.

¼ hundert Auflagen!

Motto: „Gemeinschaft erzeugt Muth und Selbstvertrauen, und verbürgt [illegible]."

Der persönliche Schutz.
25. Auflage.
In Umschlag versiegelt.

Aerztlicher Rathgeber in allen geschlechtlichen Krankheiten, namentlich in Schwächezuständen &c. &c. Herausgegeben von Laurentius in Leipzig. 25. Auflage. Ein starker Band von 232 Seiten mit 60 anatomischen Abbildungen in Stahlstich. — Dieses Buch, besonders nützlich für junge Männer, wird auch Eltern, Lehrern und Erziehern empfohlen, und ist fortwährend in allen namhaften Buchhandlungen vorräthig (Ausserdem bei dem Verfasser, Hohestrasse Neo 20 in Leipzig.)

25. Aufl. — Der persönliche Schutz v. Laurentius. Thlr. 1⅓. = fl. 2. 14 kr.

Ueber den Werth und die allgemeine Nützlichkeit dieses Buches noch etwas zu sagen, ist nach einem solchen Erfolge überflüssig. 786

---

911 Bei Otto Meißner in Hamburg ist eben erschienen:

Das Süßwasser-Aquarium.

Kurze Anleitung zur besten Konstruktion der Aquarien und Instandhaltung derselben, sowie Schilderung der Süßwasserthiere.

Von **Dr. Eduard Grenkte.**

Mit 30 in den Text gedruckten Abbild. Geh. 15 Sgr.

Volks-Ausgabe von PIERERS Universal-Lexicon

erscheint in Heften à 2½ Sgr. Das ganze Werk umfaßt 19 Bde. à 20 Hefte. Alle 3 Wochen werden je 3 Hefte ausgegeben.

Das Universal-Lexikon hat den Zweck, Jedermann die Mittel zu gewähren, über Alles, was ihm unbekannt oder unklar ist, eine bündige, verständliche und zuverlässige Auskunft zu geben. Es giebt dabei weit mehr als ein gewöhnliches Conversations-Lexikon, indem es nahe an 300,000 Artikel enthält, während jene höchstens 50,000 umfassen. Dabei ist es fast billiger als jene. Es ersetzt ein Fremdwörterbuch, ein Zeitungslexikon, ein technisches Nachschlagebuch, kurz jede andere [illegible] und bildet eine eigene Bibliothek, aus der Jeder seine Kenntnisse erweitern kann. 905

---

714 (Französisch.) Charles Toussaint, Prof. de langue française, und G. Langenscheidt, Lector und Stichdg., ertheilen auch wie vor brieflichen Unterricht im Französischen mittelst gedruckter Unterrichtsbriefe. Wie deren Prospekt bekundet, haben Hunderte von wissenschaftlichen Autoritäten die 4. Auflage der Toussaint-Langenscheidt'schen Unterrichtsbriefe als das „beste, umfangreichste und gemeinnützigste aller derartigen Werke" anerkannt, — die Bezeichnung der Aussprache aber als „unübertrefflich" erklärt. Man prüfe! — Honorar für die ersten sechs Wochen des Unterrichts 1 Thlr. — Unentgeltliche Berücksichtigung — Näheres im franco zu beziehenden Prospekt, der gratis und franco versandt wird. Gefälligst zu adressiren:

„G. Langenscheidt in Berlin, Hirschelstr. 32."

Bei Eduard Hallberger in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Natur und Herz.
Lyrische Gedichte
von **Johann Gabriel Seidl.**
Dritte Auflage.

Miniaturausgabe in feinstem Einband mit Goldschn. Thlr. 2. od. fl. 3. 30 kr.

Die herrlichen Gedichte des allgemein beliebten Seidl, bilden — in vortrefflicher Auswahl — in reicher Ausstattung — gewiß das schönste und willkommenste Geschenk, sowie die werthvollste Bereicherung jeder Bibliothek.

914

Empfehlenswerthe Bücher!

Hesekiel, G., Lilienbanner und Tricolore. Kleine Geschichten aus Frankreich. geh. ⅚ Thlr. geb. 1 Thlr.

— — **Aus den Mittheilungen eines Gourmand.** Aufzeichnungen, Erfahrungen und Notizen eines alten Diplomaten. geh. ⅚ Thlr. geb. ⅚ Thlr.

Hartung, L., Marie, oder durch Leiden zu Freuden. Eine Hamburger Stadtgeschichte. geh. ⅚ Thlr. geb. 1 Thlr.

Pfeilschmidt, E., Drei Friedhofs-Rosen. Dichtung. geh. ⅚ Thlr. geb. m. Goldschn. 1 Thlr.

Verlag von M. Lindel in Leipzig; zu beziehen durch jede Buchhandlung.

---

1 fl. 45 kr. Für die Bade-Saison! 1 fl. 45 kr.

„Salonbilder aus der vornehmen Welt" von Fr. Steinebach, k. k. Marinedirektor, enthaltend die pikanten Geschichten aus Baden-Baden, die Spielbank in Homburg &c. —

Fiodor Wehl's „Neue Herzensgeschichten". Novellen. Volksausgabe. 1 fl. 30 kr.

Ferner erscheint: Porträt und Charakterbild Dawison's, „Schauspieler" von Dr. Karl Grunert, &c. im Heft 6. Porträt und Memoiren Paulinen Lucca's, Ritter Blaubart, Aufführung der Ernestin, aus Berlin, Stuttgart, Prag, Wien, Pest im siebenhaltigen Heft 7 der zur Lieferung der „Deutschen Schaubühne" von Dr. Feodor Wehl. Einzelne Hefte 36 kr. Preis pro Quartal (3 Hefte) nur 1 fl. 45 kr. Besonders empfehlenswerth für Bälle, Salons und Journalzirkel. Jahrgang I. apart. erlassen wir zum Subskriptions-Preise von nur 5 fl. —

Se. Majestät der König Wilhelm I. hat in einem für die Redaktion sehr ehrenvollen Schreiben sein Wohlgefallen an dem Inhalt der „Schaubühne" zu erkennen gegeben. — Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an, direkte Ordres werden umgehend erledigt. —

918 **Expedition der deutschen Schaubühne in Hamburg.**

---

923 Soeben erschien bei L. Wiedemann in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

H. C. Andersen,

Sämmtliche Märchen.

Achte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Einzige vollständigste, vom Verfasser selbst besorgte, mit vielen neuen, bisher noch ungedruckten Märchen vermehrte Ausgabe.

39 Bogen stark. 100 Märchen enthaltend.

Mit dem Porträt des Verfassers nach einer Photographie. In Stahl gestochen von L. Sichling.

Elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Bei Eduard Hallberger in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Deutscher Dichterwald.
Lyrische Anthologie
von **Georg Scherer.**
Dritte Auflage.

Mit Stahlstich, gez. von F. Rehbarr, gest. von Carl Schladi.

Miniaturausgabe in feinstem Einband mit Goldschnitt.

Thlr. 2. od. fl. 3. 30 kr.

Der „Arbeiterverein" 1859, 209 Heft, sprechen sich in nachstehenden Worten über dieses Werk aus: „Die Anthologien aus deutschen Dichtern sind seit einem Jahrzehnt wie Pilze aus dem Boden geschossen, und beinahe jeder bedeutende Verleger glaubte eine solche drucken lassen zu müssen; daher kann man gar viele derselben das unverkennbare Gepräge flüchtiger Hast und handwerksmäßiger Kompilation durch ungeschickte und unberufene Hände tragen. Von solchen Machwerken unterscheidet sich das vorgenannte Werk von Scherer sowohl durch die trefflichen Gruppirung der Themen, wie durch strenge und sorgfältige Auswahl und gediegenen gehaltvollen und reichen Inhalt. Herausgeber und Verleger haben ihm den Stempel der Gediegenheit mit Eleganz und Gewissenhaftigkeit aufzudrücken gewußt, weshalb wir es auch vorzugsweise Denjenigen empfehlen, welche einer derartigen Sammlung, besonders als Weihgeschenk und Festangebinde, bedürfen."

925

Die Fabrikation der kohlensauren Moussée-Getränke,

als:

des künstlichen **Champagners**, der künstlichen moussirenden **Mineralwasser** (Selters, Soda, Emser, Wildunger etc.), der **Limonades gazeuses** (aus Ananas, Citron, Apfelsinen, Himbeer etc.), des moussirenden **Gingerbeers** (Ingwerbieres), moussirenden **Maitrankes**, moussirenden **Apfelweines, Johannisbeer- und Stachelbeerweines** etc. (Apfelwein- etc. Champagner), moussirenden **Punsches, Grogs** etc.,

sowie

sämmtliche zur Herstellung derselben erforderlichen Maschinen und Apparate

aus der Fabrik von

J. Gressler & Comp. in Berlin,

Königsstrasse 34,

Fabrik chemischer, physikalischer und pharmazeutischer Apparate.

Als Quelle zeitgemässer Industriezweige bewährt sich, wie uns täglich die Erfahrung lehrt, mit besonderem Erfolg die praktische Ausbeutung derjenigen naturwissenschaftlichen Principien, welche in ihrer Anwendung die Förderung und Verallgemeinerung höherer Lebensgenüsse bezwecken.

In dieser Richtung liegen so viele Industriezweige im Keime, und ist für andere, schon bestehende, so unbegrenzte Steigerung der Consumtion in Aussicht, dass man mit Zuversicht und Vertrauen derartige industrielle Unternehmungen als natürlichsten Hebel zur Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes betrachten darf.

Einen hervorragenden Platz unter denselben nimmt zweifelsohne die *Fabrikation der künstlichen kohlensauren Mineralwasser und überhaupt der mit Kohlensäure imprägnirten Getränke* ein.

Die Kohlensäure, gewissermassen das geistige Princip der moussirenden Getränke, verleiht denselben die beiden unentbehrlichsten Eigenschaften jedes guten Genussmittels: wohlthätigen Einfluss auf die Gesundheit und vorzüglichen Wohlgeschmack. In sanitätischer Beziehung äussert sich die günstige Wirkung der kohlensäurehaltigen Getränke durch Beförderung der Verdauung, Belebung der Blutzirkulation, Erfrischung und Erregung des Nervensystems etc. Gleichzeitig aber vertritt die Kohlensäure in den moussirenden Getränken die Stelle der Gewürze in den Speisen, indem sie, wie diese ganz erheblich zur Erhöhung des Wohlgeschmackes derselben beiträgt. Wasser, Bier und andere Getränke bekommen einen schalen Geschmack, wenn sie einige Zeit frei an der Luft stehen; die Ursache hiervon aber liegt hauptsächlich in der inzwischen stattgehabten Entweichung der Kohlensäure. Der erfrischende Wohlgeschmack der natürlichen und der künstlichen Mineralwasser ist ebenso anerkannt wie die Lieblichkeit des Champagners, der moussirenden Fruchtlimonaden etc. Alle diese Getränke aber verdanken ihre ausserordentliche Beliebtheit nur den Eigenschaften des in denselben so reichlich enthaltenen Kohlensäure-Gases.

Diese Eigenschaften der Kohlensäure sind es, welche die Fabrikation der moussirenden Getränke in unverhältnissmässig kurzer Zeit kolossale Umrisse erreichen liessen; dennoch aber befindet sich dieselbe und zwar hauptsächlich die Fabrikation der künstlichen kohlensauren Mineralwasser immer noch in dem ersten Beginn ihrer Steigerung; denn noch heute gibt es viele Städte, in welchen der Genuss kohlensaurer Wasser nur dem Namen nach oder nur als Arzneimittel bekannt, dem Unbemittelten aber gänzlich unerreichbar ist. Es hat diese darin seinen Grund, dass die bisherige Umständlichkeit der Herstellung, die hohen Anschaffungskosten der Apparate und die bedeutenden Kosten des Betriebes: die Fabrikation der Mineralwasser und überhaupt der moussirenden Getränke gewissermassen zum Monopol grosser Städte und grosser Fabriken gemacht und den Preis eines für den täglichen Gebrauch bestimmten Getränkes auf einer noch unverhältnissmässigen Höhe erhalten haben. — Hierdurch aber ist das grosse Publikum, namentlich aber die Bewohnerschaft mittler und kleiner Städte, mehrfach benachtheiligt, den Consumenten wird der Genuss derselben schwer zugänglich und theuer, während gleichzeitig intelligente aber weniger bemittelte Fabrikanten verhindert werden, die Fabrikation der künstlichen Mousségetränke in die Hand zu nehmen.

Erwägt man aber, dass der diätetische Genuss der kohlensauren Mineralwasser, und zwar vorzüglich als Ersatz der spirituosen Getränke, einen unberechenbar günstigen Einfluss auf das geistige und habituelle Wohl ausüben würde, so ist doch ein derartiger allgemeiner Erfolg nur dann möglich, wenn jener Genuss nicht wie bisher bloss einer privilegirten Klasse der Bevölkerung, auch nicht bloss den Bewohnern *grösserer* Städte, sondern möglichst allen Schichten der Bevölkerung, und namentlich auch dem weniger Bemittelten zugänglich gemacht werden kann; volksthümlich wird ein Genuss nur dann, wenn er billig und überall zu haben ist; beides ist für den vorliegenden Fall nur dann zu erwarten, wenn die Fabrikation jener Getränke, *unbeschadet ihrer Güte*, durch *einfachere und billigere Apparate, als man bisher hatte, geschehen kann, und dadurch auch weniger bemittelte und zahlreiche Fabrikanten mittelgrosser und kleiner Städte in den Stand gesetzt werden*, die Vermittelung für den Consum der Bewohner derselben zu übernehmen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, haben wir uns zur Aufgabe gestellt, *nicht nur Apparate für grösseren Fabrikationsbetrieb herzustellen, sondern auch den desfallsigen Anforderungen der kleineren Fabrikanten durch die Anfertigung billiger, einfacher und höchst solide construirter Apparate entgegenzukommen.*

Rücksichtlich des jetzigen Consums der Mineralwasser, so unterliegt es keinem Zweifel, dass derselbe ohne die Möglichkeit der *künstlichen Herstellung dieser Wasser* niemals seinen gegenwärtigen grossen Umfang erreicht haben würde. Erst nachdem man im Wege der künstlichen Fabrikation im Stande war, die grossen Schwierigkeiten der Herbeischaffung, der mangelhaften Füllung und namentlich des hohen Preises der natürlichen Mineralwasser zu beseitigen, — erst nachdem man auf diesem Wege im Stande war, den Consumenten gleichmässig gute, sorgfältig gefüllte, sich unverändert jahrelang haltende und billige Mineralwasser zu bieten, erst dann ist der Verbrauch derselben ein so allgemeiner und grossartiger geworden.

Auch der wissenschaftliche Streit über den Vorzug natürlicher oder künstlicher Mineralwasser in sanitätlicher Beziehung ist längst, und zwar überwiegend zu Gunsten der Letzteren entschieden worden.

Recht wohl ist in dem sich täglich steigernden Verbrauch der kohlensauren Wasser ein Zeichen unserer Zeit zu ersehen. Wie der Genuss des Weines, Bieres, Branntweines, so wird der Genuss der kohlensauren Wasser die Reise um die Welt machen, und werden dieselben, als der geistigen und körperlichen Frische in wie weit höherem Masse zuträglich, jenen den Rang streitig machen.

Welch' grossartige Richtung sich hierin, besonders für den Süden und für solche Städte, welche Mangel an gutem Trinkwasser leiden, durch Darbietung der so überaus wohlschmeckenden und erquickenden moussirenden Mineralwasser für industrielle Bethätigungen und commercielle Unternehmungen eröffnet, liegt auf der Hand, zumal die Fabrikation des künstlichen Champagner, der Limonades gazeuses etc. hiermit Hand in Hand geht und mit Hülfe derselben Apparate betrieben wird.

Wie wir erwähnten, ist von überaus wesentlichem Einfluss auf die allgemeinere Verbreitung der Mousségetränke jedenfalls die, den Unternehmern neuerdings, durch die Einfachheit der sogenannten Selbstentwickelungsapparate (Fig. 2 u. 3) gebotene Leichtigkeit: *sich in der Handhabung der Apparate mit Hülfe der beigefügten, ausführlichen Gebrauchsanweisung ohne weitere Beihülfe sogleich orientiren und die Apparate ohne Verzug praktisch in Anwendung nehmen zu können* — entgegengesetzt der Construction der bisher gebräuchlichen, complicirten Pumpenapparate, zu deren Handhabung stets wirkliche Sachkenntniss und praktische Erfahrung vorausgesetzt werden müssen.

Ebenso einfach als die *Handhabung* der jetzt täglich mehr in Aufnahme kommenden, einfacheren Moussée-apparate (Selbstentwickelungsapparate) ist auch die *Herstellung* der Mousségetränke auf diesen Apparaten.

Die Fabrikation der beliebteren moussirenden *Mineralwasser* erfolgt einfach durch Auflösung von Salzen (deren Zusammensetzung aus mehreren Schriften über Mineralwasserfabrikation zu ersehen ist) in Wasser, und Einbringung dieser Flüssigkeit in das Mischgefäss (Fig. 1 M.) des Apparates, wo dieselbe alsdann mit Kohlensäure imprägnirt, d. h. moussirend gemacht wird. So erhält man das beliebte Selterswasser durch Auflösung eines gewissen Quantums von doppelt kohlensaurem Natron, kohlensaurem Kali und Kochsalz in Wasser und Imprägnirung desselben mit Kohlensäure; das Sodawasser: durch Auflösung eines grösseren Quantums doppelt kohlensauren Natrons, nebst einem wenig Kochsalz, und Herstellung des Moussées in der Flüssigkeit. In ähnlicher Weise findet die Anfertigung der meisten übrigen moussirenden Mineralwasser Statt.

Die Fabrikation der *künstlichen Champagner* (unter Anwendung der nachstehend beschriebenen Apparate) aus leichten Rhein-, Mosel-, Bordeaux- und anderen gut ausgegohrenen Weinen hat sich bereits zu einem bedeutenden Industriezweige gehoben, und ist dieselbe jedenfalls bestimmt, viel weitere Ausbreitung zu gewinnen. Ohne eigentliche Kenntniss des consumirenden Publikums hat der auf solche Weise (wie nachstehend angegeben) hergestellte künstliche Champagner, dessen Qualität sich ganz nach der Güte des zu demselben verwandeten Weines richtet, Eingang in die ersten Hotels gefunden, und wird täglich im öffentlichen wie im Privatleben als echter Champagner getrunken. Es steht thatsächlich fest, und ist auch wohl in weiteren Kreisen bekannt, dass bei weitem der grösste Theil des jährlich gewonnenen echten Champagners an die fürstlichen Höfe Europas versandt wird; aber selbst ohne diesen Umstand würde die kleine Champagne kaum den zehnten Theil desjenigen Quantums zu erzeugen im Stande sein, welches fortwährend in Europa allein als echt getrunken wird.

Es kann nicht bezweifelt werden, dass die Fabrikation des künstlichen, mit Hülfe von Apparaten hergestellten Champagners bereits solche Vollkommenheit erreicht hat, um selbst Sachkennern die Unterscheidung desselben von dem echten Champagner zu erschweren; sollte dieselbe aber dennoch möglich sein, so ist jedenfalls doch der diätetische Werth und die chemische Zusammensetzung der beiden Champagnerarten wesentlich durchaus dieselbe, und verdienen aus diesem Grunde schon die künstlichen Champagner recht wohl als Ersatz der natürlichen anerkannt zu werden, und dies um so mehr, als sie bedeutend billiger sind als diese. Der zwischen beiden bestehende Unterschied bezieht sich lediglich nur auf die Methode der Beibringung der Kohlensäure zum Wein: bei dem natürlichen Champagner wird dieselbe durch Gährung im Wein selbst erzeugt, — während bei dem auf Champagnerapparaten künstlich hergestellten die Kohlensäure dem Wein direkt zugesetzt wird. Zu diesem Zweck wird, wie späterhin näher angegeben, der moussirend zu machende Wein in das sogenannte Mischgefäss (Fig. 1 M.) des Apparates eingebracht, hier durch Druck und Mischung mit Kohlensäure imprägnirt und alsdann der nunmehr stark moussirende Wein auf Champagnerflaschen abgezogen, *in welche vorher bereits genau dieselben Champagnermischungen* (aus Alkohol, Cognac, Zucker etc.) eingebracht waren, *welche in der Champagne zur Herstellung der verschiedenen Sorten angewendet werden.*

Ganz vorzüglich wohlschmeckende und der Gesundheit zuträgliche *moussirende Weine* werden neuerdings in derselben Weise aus Johannisbeer-, *Stachelbeer-* und Apfelwein hergestellt, und liefern dieselben, unter Zusatz der betreffenden Liqueure und der Kohlensäure, dem echten Champagner durchaus ähnliche Getränke.

Die Fabrikation der *moussirenden Fruchtlimonaden* erfolgt mit Hülfe derselben Apparate und ganz in derselben Methode wie der moussirenden Weine. Das Mischgefäss (Fig. 1 M.) wird mit Wasser (resp. halb mit Wasser halb mit Wein) gefüllt und die moussirend gemachte Flüssigkeit auf Flaschen abgezogen, in welche die betreffenden Mischungen aus Ananas, Himbeer, Citronen, Apfelsinen, Orangen, Ingwer etc. vorher eingebracht waren. Die auf diese Weise gewonnenen, sogenannten Limonades gazeuses können, in Bezug auf überaus erfrischenden und vorzüglichen Wohlgeschmack, kaum durch irgendwelche andere Getränke übertroffen werden.

Die Herstellung der *moussirenden Punsches* und *Grogs, des englischen Gingerbeers (Ingwer-Bieres), moussirenden Maitrankes etc.* wird in ganz ähnlicher Weise, wie vorher angegeben, bewirkt.

(Wir bemerken hierbei, dass bei Lieferung unserer Apparate wir die Rezepte für die beliebtesten Champagnermarken, für sämmtliche Limonades gazeuses, Gingerbeer, moussirenden Punsch, Grog, Maitrank; ferner für Selters-, Soda-, Emser- und die meisten übrigen bekannten Mineralwasser, nebst ausführlicher Gebrauchsanweisung für Handhabung der Apparate, beifügen.)

Als ein besonderer Vorzug des hier besprochenen Industriezweiges dürfte jedenfalls der Umstand gelten, dass die Erwartung günstiger pecuniärer Erfolge nicht allein für grössere Fabrikanlagen geboten ist, sondern, dass man denselben, wie vorher schon angedeutet, auch mit einem verhältnissmässig geringen Geschäftskapitale erfolgreich betreiben kann.

Entsprechend dieser Auffassung, haben wir die technischen Verhältnisse genannter Fabrikation, sowie die zur Herstellung erforderlichen Apparate einer kurzen Beleuchtung unterzogen.

Demnach führen wir in Nachstehendem die Beschreibung derjenigen, aus unseren Werkstätten hervorgehenden Apparate aus, welche sich, nach mannigfachen Erfahrungen, bei der Fabrikation künstlicher kohlensaurer und anderer moussirender Getränke am besten bewährt haben, und geben eine vollständige Zusammenstellung derjenigen Constructionen, deren Zweckmässigkeit, zum Behuf kleineren oder grösseren Fabrikationsbetriebes, durch die Praxis Anerkennung gefunden hat.

(Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 44.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

VI. Band. — III. Jahrgang. Zweites Semester.

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, 28. Juli 1861.

Erscheint jeden Sonntag. Preis vierteljährlich Thlr. 1. – oder fl. 3. 30 kr. rhein.

Vierundzwanzig Stunden.

Eine Wachtstuben-Geschichte

von

Edmund Hoefer.

(Fortsetzung.)

Inzwischen aber, daß der Löwe noch dort, muß ich auch wohl von unsern Um- und Zuständen ein wenig sagen, so viel ihr erfahren müßt, um meine Geschichte zu verstehen.

„Im verwichenen Jahre, dem von 1759, war es dem König schier an's Leben gegangen, wie ihr wißt. Er hatte die Schlacht bei Kunersdorf verloren, ganze Truppenkorps, was bisher in der Armee unerhört, waren gefangen genommen — Fink hieß ihr Kommandeur, glaube ich — in Schlesien waren eine oder ein paar Festungen von den Oesterreichern erobert worden, und so hatte sich das Unglück gehäuft, daß, wie ich oft genug hörte, selbst die klügsten und bravsten Leute nicht mehr auf ein gutes Ende zu hoffen wagten, und daß selbst wir, die wir von allen Ecken und Enden zur großen Armee herbeigeholt wurden, ziemlich sicher waren, wir gingen nicht sowohl zum Siege als in den Tod. Aber es war ein Tod mit Ehren — dafür sorgte der König schon, — und so konnt' es uns recht sein.

„Der alte Fritz war im Lande umhergefegt wie ein Donnerwetter und als wie ein eiserner Besen. Zuerst mußte der Feind aus Pommern und den Marken fort: dann säuberte er Schlesien, dann Sachsen, jagte die Russen, die Schweden und die Reichsarmee zum Teufel — trotz all' der eigenen Verluste — ließ die Franzosen droben durch den Prinzen Ferdinand in Schach halten und legte sich endlich wie ein Löwe auf Sachsen hin, den Oesterreichern gegenüber, die ihre Winterquartiere von Dresden gegen Böhmen hin und in dieses hinein besetzt hielten. Da lagen wir gegen einander, der Herrgott weiß, wie viel tausend oder hunderttausend Mann, zusammengepackt auf einen knappen Raum, wie die Häringe in der Tonne, und es war furchtbar, sag' ich euch.

„Der Winter von 59 auf 60 war ein barbarisch langer und strenger. Seit dem Ende des Oktober lag von hier, an der Ostsee und in Mecklenburg, bis nach Sachsen hinein, soweit unser Marsch uns führte, der Schnee in schweren festen Massen, und die Kälte wüthete unaufhörlich gegen Ohren und Nasen, Finger und Zehen. Die armen Soldaten hatten es furchtbar schwer. Die Monturen waren schlecht und bei den meisten, in den vielen Feldzügen und Strapazen längst zu Lumpen, niemals ordentlich ersetzt worden. Von Mänteln war bei der Infanterie gar keine Rede, die Kavallerie hatte sie zum Theil — wenigstens hatte sie sie einmal gehabt. Nun lagen sie, wie ich sage, gleich den Häringen zusammen, die Städtlein und Dörfer waren überfüllt, in den Hütten und Häusern konnten kaum die Offiziere Unterkunft finden und die Ställe genügten nicht für die Pferde. Die Mannschaften bivouakirten meistens auf den Straßen und Gassen — wenn's gut ging, unter elenden Bretter- und Strohhütten, zum Theil aber ganz im Freien an kümmerlichen Feuern, zu denen sie das Holz oft meilenweit herbeischleppen mußten.

„Aber es war mit alledem noch lange nicht genug. Die Fourage war knapp und schlecht und die Nahrung der Menschen noch schlechter. Das Land war ausgebeutelt bis auf's Letzte, und was der Soldat erhielt, kam fast allein aus den Magazinen und bestand eigentlich nur in Brod. Daran mochte er seine Kochkunststücke probiren. Dazu ging ein strenger Posten-, Patrouillen- und hie und da auch Lagerdienst unaufhörlich fort, eigentliche Ruhetage kamen wenig. Und nun rechnet zusammen: fast nackt und halb verhungert in der grimmigen Kälte, ohne Ruh' und Pflege, zusammengepreßt und ohne Reinlichkeit — ihr könnt's euch selber sagen, was daraus entstand. Die Soldaten sanken hin wie die Fliegen im Herbst. Die Kantonnirungen wurden leer und die Spitäler voll, und Kälte,



Wiener Damenspende für die Königin Marie von Neapel. Nach einer Photographie. (S. 696.)

Fieber und Pest kosteten und so viel Leute in diesen Winterquartieren, daß wir dafür lieber einen Feldzug mit drei oder vier Hauptschlachten hätten bestehen können. Das hat mir später der Herr von Below oft gesagt, aber ich hatt' es mir dazumal auch schon selber so ausgerechnet, wenn ich hörte und sah, wie es in unserer Nachbarschaft zuging, oder wenn ich nur auf die armen Teufel von Füsilieren achtete, die mit uns im selben Dorf lagen.

„Schlecht hatten wir selber es auch, zumal wenn wir an das dachten, was wir daheim gehabt, allein — wahr muß wahr bleiben — es ging uns immer noch hundertmal besser als den anderen Truppen. Wir lagen auf dem äußersten rechten Flügel der Armee, ziemlich weit ab von dem dichten Kern, in einer Gegend, die nicht gar so ausgesogen war, und auch nicht so gepreßt. Wir, die Leibschwadron, hatten die äußerste Spitze in einem kleinen Dorf — ich denke, es hieß Pönitz — und theilten dasselbe, wie bemerkt, mit dem schwachen Bataillon eines Füsilierregiments, und einem kleinen Jägerdetaschement, das zu Patrouillen-, Späher- und Führerdiensten verwendet werden sollte. Rechts, eine halbe Meile entfernt, stand die zweite und dritte Schwadron, und links in Reihersdorf die vierte und fünfte. — Dann kam ein Zwischenraum von einer guten Meile bis zum nächsten Dorf, wo die Kantonnements der übrigen Kavallerie dieses Flügels ihren Anfang nahmen. Kommandirt wurden wir aber insgesammt von dem Generallieutenant von Platen.

„Die Kameraden in Reihersdorf hatten es weit nicht so gut wie wir. Das ganze Land lag in Ketten und Banden und wir waren darin die Herren, nur in Reihersdorf regierte der alte eigentliche Herr, der Kammerherr und Baron von Reiher, von dem ihr schon gehört, der auf dem Schloß wohnte, mutterseelen allein, und keine Einquartierung hatte und geschont und respektirt werden mußte, als sei er wenigstens ein General oder Feldmarschall. Es war unsern Leuten ausdrücklich gesagt worden, sie würden empfangen, was ihnen zukäme, und hätten sich damit zu begnügen. Allein vom ersten Tage unseres Aufenthalts fingen die Klagen an. Sie kriegten weder Fourage und Brod, noch Schlachtvieh, wie es dem Regiment doch verheißen war, oder sie erhielten alles ungenügend und so schlecht wie möglich. Die Dorfleute waren grob und widersetzlich. Der General, der anfangs noch im Schlosse wohnte, zuckte zu des Majors von Gebhard Klagen die Achseln und meinte, man müsse sich menagiren; der Baron selbst lehnte, nach des Generals Abgang, alles hochfahrend ab, berief sich auf das, was ihm, ich weiß nicht von wem, zugesichert sein sollte, klagte seinerseits, und Quereleu und Molesten nahmen kein Ende.

„Wir in Pönitz und die beiden andern Schwadronen hatten es freilich besser, denn obgleich auch diese Dörfer dem Baron gehörten, standen sie doch mehr unter unserem Regiment, weil der Herr nicht da. Der Major von Dobschütz bei der zweiten und dritten Schwadron hörte gar nicht auf die gelegentlichen Klagen; unser Rittmeister that das freilich mehr und strafte auch — ich rede noch von ihm — aber der Major von den Füsilieren kehrte sich wieder an nichts, und so ging's auch für uns in Einem hin.

„All' die Schonung erklärte man aber dadurch, daß der Baron Reiher ursprünglich aus Preußen stamme und es mit unserer Sache halten sollte. Sein Großvater oder so Einer habe vordem das sächsische Fräulein geheirathet, dem die Güter hier gehörten. Er selbst habe sich wieder eine Frau aus der alten Heimat — der Mark — geholt, eine Verwandte unseres Rittmeisters von Sydow. Anno 56, erzählte man uns weiter, sei es hier beim Einmarsch unserer Truppen etwas wild zugegangen, und darüber sei die Dame, die gerade vom Kindbett erstanden, so erschrocken, daß sie krank geworden und gestorben. Seitdem habe der König selber die Schonung befohlen, der Baron sei seitdem keinen Schritt von den Gütern gewichen und habe sie vor Feind und Freund geschützt. Gut preußisch sei er durch und durch, und dafür sprach freilich auch die Freundschaft mit unserem Rittmeister. Der Herr von Sydow war der einzige Offizier, der mit dem Herrn verkehrte und häufig in's Schloß kam. — Uns aber, muß ich hinzusetzen, half das alles nicht. Wir hatten's trotz der guten und vollen Quartiere nicht zum besten. Und ihr begreift, daß die Leute, die unter all' den Plackereien litten und diese Schonung nicht begriffen, ihrerseits und auf ihre Weise dafür Revanche suchten. Wo sie's vermochten, neckten sie die Leute im Schloß, wie auch das Exempel mit dem Hunde beweist. Aehnliches kam alle Tage vor, und die Untersuchungen führten zu nichts.

„Ich wartete eine geraume Zeit — mein Ohm kam nicht wieder. Endlich sah ich dagegen den Kammerherrn in höchst eigener Person, ein paar von den hochnasigen Lakaien hinter sich, über den Platz daher und auf das Pastorhaus zureiten, dort absteigen, einen Lakaien hineinschicken und gleich darauf selber eintreten. ‚Aha!‘ dachte ich. ‚Klagen — ob sie ihm auch bei dem Kommandeur was nutzen? Der sieht sonst nicht darnach aus, daß er sich und den Seinen ein Recht nehmen läßt!‘ Und ich dachte mir auch den Grund der Klagen. In der letzten Nacht waren, wie wir morgens erfahren hatten, auf dem Hofe im Reihersdorf und um Schloß selbst alle Eingangsthüren zu den Gebäuden von draußen versperrt worden und die Schlüssel verschwunden, so daß es am Morgen einen tollen Lärm gegeben.

„Doch konnte ich nicht viel daran denken, denn in diesem Augenblick trat Vater Löwe herein, ernsthaft und nachdenklich und ohne viel Worte. Was ich auch versuchen mochte, ihn auszuholen, er ließ sich auf nichts ein, als daß er kurz sagte: ‚ich habe es Ihm schon öfters erzählt, was der Herr von Below für ein Offizier gewesen, und nun kann Er's selber sehn, wenn Er sich darnach beträgt. Sattle Er seinen Gaul, Hans, und mache Er sich hinüber. Der Kommandeur hat ihn zur Ordonnanz verlangt, und — aber es bleibt unter uns, Bursch — wenn Er sich ordentlich adrett und allart hält, will ihn der Herr ganz zu sich nehmen.‘ — Da mag ich roth geworden sein, denn der Alte fuhr mich an: ‚na, gefällt's Ihm etwa nicht? Daß Er sich nicht untersteht, wieder mit seinem dummen Hochmuth anzufangen! Jetzt aber — satteln und hinüber. Adrett und allart, sag' ich Ihm! Schicke Er mir einen von den andern Kerlen herein.‘

„Ich schoß hinaus, in den Stall; fünf Minuten drauf band ich meinen Gaul schon an die Ladenklammer am Pfarrhause und stand horrend an der Thür. Von wegen der letzten Worte meines Ohms muß ich aber ehrlicherweise bekennen: ich war allerdings so was wie hochmüthig und hielt mich für was Apartes. Mein Vater war wohlhabend, ich sein einziger Sohn und kantonfrei, freiwillig zur Fahne gegangen. Dem König wollte ich dienen, aber keinem Anderen, und wenn mich dieser oder jener Offizier zum Burschen verlangt — das war mehrmals geschehen — hatte ich mich seither stets gewehrt und mit des Ohms Hülfe auch frei gehalten. Mit dem neuen Kommandeur war es freilich ein ander Ding — er hatte unsere Herzen erobert, sagt' ich schon — aber zu Kopf wollt' es mir doch nicht so schnell. Ich lehnte in der Thür und grübelte.

„Die Herren im Zimmer — es lag gleich links am Flur — sprachen laut, daß ich hie und da gar ein Wort verstand, ohne es jedoch zusammenreimen zu können. Nur daß sie sich stritten und daß der Herr von Below nicht nachgab, merkt' ich. Das freute mich, denn ich konnte den Baron so wenig leiden wie die Anderen, obgleich er mir selber nichts gethan. Aber mich verdroß sein Hochmuth und seine Knickerei gegen die Kameraden, die Schonung gegen ihn wollte mir auch nicht zu Kopf, zumal ich wenig Glauben an sein Preußenthum hatte. Er war vordem — in den Vierzigern und ehe er geheirathet — Rittmeister bei der sächsischen Garde du Corps gewesen; seine Frau war vor Schreck über die Preußen gestorben; sein Kurfürst oder König war aus dem Lande gejagt; Kriegslasten hatte er trotz aller Schonung doch auch — sagt selber, was hätte das für ein Kerl sein müssen, der's dennoch ehrlich mit uns gehalten? Und zu alledem hatte ich seit einigen Tagen auch noch andere und besondere Gedanken über diese Freundschaft, wenn ich auch nichts davon sagte. Vater Löwe hatte mir's verboten und selbst gegen euch kann ich jetzt noch nichts davon erzählen. Alles zu seiner Zeit, sagt der weise Salomo.

„Wie ich so stehe und sinnire, auch ein wenig horche, schießt drüben zwischen den Häusern wieder ein Reiter hervor, aber nicht im bequemen Schritt oder Trabe, sondern im vollen Galopp, — ein Dragoner-Unteroffizier war's, nicht von den unseren, und als er hart vor mir die Zügel anzog, war sein Brauner von Schaum getigert wie ein Scheck: ‚Oberstlieutenant von Below?‘ fragte er. — ‚Hier!‘ sagt' ich. — ‚Von Seiner Excellenz von Platen — pressant,‘ sprach er — er bracht's kaum heraus, so athemlos war er — und schwang sich aus dem Sattel.

„Ich stürzte hinein, und grade als ich in die Thür trat, sagte der Kommandeur, der nicht weit vom Fenster stand, zu dem am Tisch stehenden hochaufgerichteten und finsterblickenden Baron: ‚Seiner Majestät von Preußen Regimenter von der Kavallerie weichen keinen andern Truppen, mein Herr, auch der sächsischen Garde du Corps nicht. — Was gibt's?‘ wandte er sich an mich, und als ich meine Meldung gemacht, befahl er: ‚herein kommen!‘ — Ich hinaus, der Unteroffizier hinein — gleich darauf trat der Baron, von dem Kommandeur komplimentirt, heraus, ging stolz vorüber, saß auf und ritt mit seinem Lakaien in's Dorf — da wohnte der Rittmeister. Ich hatte aber keine Zeit ihm nachzuschauen, denn im gleichen Augenblick beinah, wo der zwischen den Häusern verschwand, rief schon der Unteroffizier über mich aus der Thür und ich trat ein.

„Der Kommandeur saß noch am Tisch, wo er geschrieben hatte und nun siegelte. Dann aber stand er auf, trat mit der Depesche in der Hand zu uns, musterte uns mit blitzendem Blick, erst mich, darauf den Anderen, und zu dem sprach er: ‚Der Generallieutenant ist noch in D.?‘ — ‚Zu Befehl, bis morgen Mittag,‘ lautete die Antwort. — ‚Wie weit bis dahin?‘ — ‚Ich bin zwei Stunden scharf geritten.‘ — ‚So reite Er noch schärfer, mein Sohn. Der General muß meine Antwort vor sechs Uhr haben. Gefahr unterwegs?‘ — ‚Bei G. streifen zuweilen feindliche Patrouillen, heißt's, — Reichstruppen.‘ — ‚Bah! Nehme Er sich aber immerhin in Acht. Er möchte beobachtet worden sein. Der Brief ist wichtig. Kehrt — abreiten.‘

„Und als der Mann aus dem Zimmer stürzte, wandte der Herr sich zu mir und sagte rasch aber freundlich: ‚lasse meinen Reitknecht den Schimmel satteln, schicke mir den Rittmeister, daß ich in zehn Minuten reite. Eile Dich, mein Sohn. Du reitest natürlich mit.‘ Er trat von mir fort zum Fenster und blickte in das Papier, das er vorhin mit vom Schreibtisch genommen und seitdem in der Hand behalten hatte. Ich eilte fort. Mir war, ohne daß ich recht wußte weshalb, wetterfroh zu Muth. Es mochte wohl dieß rasche Leben sein, in das es hineinging. So kopfüber und doch so präzise war mir noch nie mein Dienst über den Hals gekommen, aber bei den Donnern Gottes, es schmeckte mir, und ich sprang.

„Meine Ordres waren im Nu ausgeführt,“ fuhr der alte Erzähler fort, an dem es sich bei der Schilderung dieser raschen Szenen zeigte, wie frisch und ungestüm sein Blut sich bis auf den heutigen Tag erhalten habe, so daß sein Wesen und Reden die Zuhörer zu mehr als einem Zeichen der lebhaftesten Theilnahme fortriß. „Den Herrn Rittmeister störte ich in der Unterhaltung mit seinem Verwandten, dem Kammerherrn, und als ich in's Zimmer trat, schauten die beiden Herren mich barsch und grämlich genug an. Allein die Ordre des Kommandeurs verlangte doch einen höflichen Bescheid, welcher mir denn auch ward, und einige Augenblicke darauf war ich wieder am Pastorhause, wo sich eben eine kleine Eskorte für uns sammelte — es waren zehn Mann mit einem Unteroffizier und zwar lauter Landeskinder und, so viel ich wußte, die besten Leute der Schwadron. Dann trat Herr von Below heraus, allein es vergingen noch immer einige Minuten, bis der Rittmeister kam. Da stieg der Herr auf und sagte dabei ganz human — aber es war dennoch ein ganz besonderer Ton —: ‚Mein lieber Herr von Sydow, wollet die Güte haben auf die Uhr zu sehen. Wenn ich sage: zehn Minuten, so meine ich keine Viertelstunde. Seht selbst, wir haben kaum eine Stunde Tag. — Ihr habt wohl noch mit Eurem Verwandten geredet?‘ — ‚Zu Befehl,‘ versetzte der Andere. ‚Der Baron —.‘ — ‚Ja, ja, es ist ein wunderlicher Mann,‘ fiel ihm der Kommandeur in's Wort. ‚Wir können darüber unterwegs reden. Jetzt fort.‘ Und wir ritten los.

„Als wir aus dem Dorf kamen, sahen wir in der Entfernung von etwa fünf- bis sechshundert Schritt den Kammerherrn vor uns hinziehn, die Pferde gingen ganz langsam, so daß auch unsere Offiziere und wir die Zügel anzogen, um nicht mit jenen zusammenzutreffen. Das ging eine Weile so fort, dann aber sagte der Kommandeur laut: ‚Das ist widerwärtig und kostet die beste Zeit. Führt kein anderer Weg nach Reihersdorf?‘ — Der Rittmeister, der überhaupt verdrießlich schien, entgegnete: ‚ich bin stets nur hier geritten.‘ — Der Unteroffizier neben mir schwieg, und so ritt ich denn wieder vor, langte an den Hut und sprach: ‚Halten zu Gnaden, da drüben am Busch geht noch ein Weg, und er ist gut. Der Herr Oberstlieutenant können hier gleich rechts über den Acker reiten, wir sind nach zwei Minuten da.‘ — Er nickte mir lächelnd zu. ‚Bist Du oft bei den Patrouillen gewesen?‘ fragte er mich, ‚kennst Du die Gegend?‘ — ‚Ich habe Acht gegeben,‘ sagt' ich. — ‚Recht!‘ versetzt' er und lenkte den Gaul auf den Acker hinauf. ‚Apropos, Herr Rittmeister, wie steht's mit den Patrouillen?‘ Und sie ritten im Gespräch weiter, über den Acker, in den Weg. Dann ging's im schärfsten Trabe nach Reihersdorf hinüber, und die Herren traten bei dem Major von Gebhard ab, wo sich alsbald auch die anderen Offiziere versammelten.

„Wir hielten inzwischen vor der Thür, ich mit dem Pferde des Kommandeurs; ein paar Kameraden von den hiesigen stahlen sich zu uns, und umher stand ein Haufe von gaffendem Dorfgesindel, zwischen dem ich aber auch eine Livree vom Schlosse bemerkte. Sie waren eben neugierig auf den neuen Befehlshaber, und durften's schon sein. Er war der Mann darnach.

(Fortsetzung folgt.)

Wiener Damenspende für die Königin Marie von Neapel.

(Zu dem Bild S. 685.)

Der bewundernswerthe Heroismus der unglücklichen Königin Maria von Neapel hat durch ganz Deutschland die allgemeinste Theilnahme erregt; gleichwie es seiner Zeit von München und von Mecklenburg aus geschehen, wurde auch in Wiens höheren Damenkreisen der Wunsch angeregt, der edlen Märtyrerin des Legitimitätsprinzips mittelst eines Ehrengeschenkes seine Huldigung darbringen, und ein kleines, aber durch seine künstlerische Ausstattung um so werthvolleres Souvenir als Zeichen tiefinniger Verehrung und Bewunderung überreichen zu dürfen. Es vereinigten sich dann zu diesem Behufe 170 Damen der edelsten Geschlechter Wiens, in deren Auftrag der Graveur Franz Jauner in Wien mit dessen Entwurf und Modellirung beauftragt wurde, dessen Idee, Erfindung und Zeichnung, jetzt in der Ausführung in edlem Metalle vorliegend, nunmehr nach kurzer Ausstellung im Kunstvereinslokale durch die Gesandtschaft des Königs von Neapel am Wiener Hofe an den Ort der Bestimmung, nach Rom, spedirt, zu hohen Handen der gefeierten Dulderin gelangen wird. Die Huldigungsgabe besteht in einer plastischen Gruppe, 22 Zoll hoch, aus massivem Silber, bronzirt, vorstellend die auf viereckigtem Plateau, das ein Lorbeerkranz umschlingt, sich erhebende Festung Gaëta mit vier kanelirten

Thürmen mit hohen Zinnen, gezackten Mauern und Schießscharten. Dieses Fort bildet zugleich das Piedestal für einen mit Schild und Schwert bewehrten weiblichen Genius, der, mit ausgebreiteten Flügeln in Pangerrüstung das Schwert hoch in der Rechten schwingend, zur Vertheidigung des Thrones sich zur Wehre stellt. Sein Schild enthält die Inschrift: „Der Engel des Herrn lagert sich im Kreise Jener, die ihn fürchten, und wird sie erretten.“ Zur Rechten des Genius sehen wir den Königsthron umgeben von den Insignien: Krone, Szepter, Wappenschild und Hermelin sammt den Jammerrosenordensdekorationen, links zu Füßen des Genius liegt ein ruhender Löwe als Symbol beharrlicher Ausdauer, königlicher Tapferkeit und Edelmuthes. Auf zwei Wandnischen der Festungsmauern sieht man zwei meisterhaft gearbeitete Basreliefs: „Königin Marie an der Seite des Königs von Neapel besucht die Festungswälle und Batterien, die Königin besucht Kranke und Verwundete in den Spitälern.“ Auf den zwei andern Seitenwänden liest man folgende zwei reizliche Devisen:

„Ein Heldenherz in zarter Frauenbrust,
Ein Heldenschwert in zarter Frauenhand,
Ein Heldengeist, der keine Schrecken kennt:
Schwebst Du, ein Lichtbild, über Raum und Zeit.“
Zedlitz.

„Ein heller Stern in nachtumwölkter Zeit,
So glänzt fortan, verklärt vom Strahlenlichte,
Dein ruhend Bild im Buch der Weltgeschichte
Ob lebnen Dornen mit Unsterblichkeit!“

Die am Fuße des Piedestals eingegrabene Inschrift lautet: „Die Damen Wiens in größter Verehrung der heldenmüthigen Königin von Neapel. Januar, 1861.“ — Unter dem Kunstwerk liegt in dem rothsammtenen Deckel, worauf er ruht, eingesenkt ein Buch mit den kalligraphisch auf Pergament geschriebenen Namen der Spenderinnen, den Einband des Buches von lichtblauem Moireantique ziert der Namenszug der Königin in Gold mit der Königskrone und noch mit Lorbeeren umschlungen.

Der Bodensee und seine Uferstädte

Von

Heinrich Szadrowsky.

(Zu den Bildern S. 676 und 677 der letzten Nummer.)

(Fortsetzung.)

Vom schönen Hafen fuhren wir auf einem der elegant gebauten Dampfer hinaus in die tiefblaue Flut, und Angesichts des herrlichen Alpenkranzes den Gebirgen entgegen nach Lindau. Eine Fahrt auf dem Bodensee in den Vormittagsstunden bei wolkenlosem Himmel, mit dem im blauen Dufte liegenden Rheinthal und seiner großartigen Gebirgsumgebung, gehört zu den schönen Stunden des Lebens. Lieblich ist der Zürichersee, pittoresk der Wallensee, erhaben felsenumschlossen der Vierwaldstättersee, unvergleichlich schön der im farbenreichen Halbbogen sich hinziehende Leman, im Einzelnen die Vorzüge und Charakteristiken aller Schweizerseen in sich vereinigend — doch großartig in seinem Wasserbecken ist der Bodensee, gewaltig wie das weltumschauernde Meer. Wem tiefes Sehnen die Seele trostlos stimmt, wer gedankenvoll bekümmert aus der Welt an seine Ufer flüchtet, der vergesse den Schmerz und wasche sich gesund in seinen Fluten, wie Moslem an den heiligen Wassern in Mekka. Seine Fluten rauschen wie Musik.

Schwäbisch-Venedig — Lindau! der Besuch zu dir kostet mich einen Gulden und du bietest dafür die Zinsen eines Kapitals von Tausendhunderttausend Freuden.

Schwäbisch-Venedig bestand früher aus drei Inseln, und daher mag der Name kommen. Und nur von den Inseln allein; denn das heutige schwäbische Venedig ist eine Stadt, die Samstags einen großen Wochen- und Getreidemarkt hat, der Sitz eines Landgerichts, Rentamtes und eines Hauptzollamtes mit etwas Plackerei ist, eine Garnison besitzt, welche hübsche Musik aufspielen läßt, durch zwei Lotto-Kollekten beglückt wird, und gute lindauer Schüblinge und Luftwürste macht. Das ist Schwäbisch-Venedig mit seinen Domen und Kuppeln, seinen Plätzen und grandiosen dunkeln Palästen, seinen melancholisch singenden Gondolieris — — ach! auch eine Seufzerbrücke in Schwäbisch-Venedig! Wer einmal in die Augen einer blühenden blonden Schwäbisch-Venezianerin geblickt, der rechte nicht mehr mit sich, zerschmettere sein Herz an einem Stein.

Zürne nicht, alte Dogenstadt der Schüblinge! Du hast eine wundervolle, gottgesegnete Umgebung, und Kleider machen Leute.

Was sich in Lindau Merkwürdiges zeigt, sind Reminiscenzen aus einer blühenden entschwundenen Zeit, wie denn auch im Mittelalter ein großer Handel hier florirt haben soll. Seitdem blieb die Stadt sich selbst genügsam in der alten Physiognomie, und nur die Ufer schmückten sich mit herrlichen Landhäusern und größeren Gebäuden, und setzten sich mitunter die Schellenkappe des heutigen Geschmacks auf das Haupt. Die Peterskirche soll aus dem 8. Jahrhundert stammen. Auch die andern Kirchen Lindaus zeigen ein hohes Alter, doch ohne weitere hervorstechende, künstlerisch interessante Merkwürdigkeiten. Nach einem langen Schlafe brachten die geflügelten Verkehrsmittel des 19. Jahrhunderts wieder Leben in die wappengeschmückte ehemalige Reichsstadt und rüttelten die schlaftrunkene Behäbigkeit heraus in einen großen geschäftigen Verkehr.

So wenig die Stadt selbst bietet, so außerordentlich reich ist sie dagegen an Naturschönheiten. Ihre Lage ist eine der herrlichsten am ganzen Bodensee. Schon die Einfahrt in den neuen, geräumig angelegten Hafen ist imposant. Dem schönen 100 Fuß hohen Leuchtthurm gegenüber bewacht ein kolossaler Löwe, das Werk des berühmten Bildhauers Halbig in München, den Eingang. Zwischen dem Zollgebäude und dem Bayerischen Hof (Hotel Späth) befindet sich das Königsmonument, künstlerisch schön ausgeführt in Erzguß, König Maximilian II. im Hubertus-Ritterkleide mit dem Königsmantel darstellend, den Vollender der Eisenbahn und Hafenbauten. Die Attribute der Kunst, Wissenschaft, Industrie und des Handels repräsentiren sich durch Figuren am Piedestal.

Vom Bahnhof führt ein großer, 1066 Fuß langer Eisenbahndamm durch den See zum Festlande, auch für Fußgänger geöffnet, eine großartig angelegte Verbindung an sich, und in der wundervollen Aussicht auf den See und die Alpen einer der schönsten Punkte von Lindau. Der Besuch der herrlichen gräber'schen Villen Lindenhof und Alwinden — die Erste vom Architekt Kreuzer, die Letztere vom Architekt Kunkler aus St. Gallen geschmackvoll erbaut — ist überreich lohnend. Sie sind die schönsten Landsitze der ganzen Umgegend. Besonders sind die Gartenanlagen des Lindenhofes reich an seltenen Blumen, Pflanzen und Bäumen. Trotz des Ausnahmetages wurde der Eintritt doch auf freundlichste Weise gestattet. Es würde mich heute zu weit führen, diese reizenden Landsitze ausführlich zu behandeln. Ich hoffe später Gelegenheit zu finden. Dagegen wurde der Eintritt in die Villa „Amsee“, der Prinzeß Luitpold von Bayern gehörend, abgeschlagen.

Am See wandernd, kam ich nach Wasserburg. Hier ruht Peter Lindpaintner. Eine treffliche Büste von Professor Wagner schmückt sein Grab.

Die Gebirgsumgebung der ganzen obern Bucht oder des sogenannten Bregenzersees entfaltet sich am Schönsten auf der Fahrt von Lindau nach Bregenz. Enger zusammentretendes Ufer. Im Vorblick die bewaldeten Höhen des Bregenzerwaldes, überragt von der Spitze des Pfänders, auf dessen südlichem Ausläufer, einem vorspringenden Felsen, der St. Gebhardsberg, durch seine lohnende Aussicht mit Recht berühmt. Rechts Blick in's Rheinthal, abgegrenzt durch den Altmann, Säntis, Graue Hörner, Drei Schwestern u. s. w.

Bregenz, die älteste Niederlassung am Bodensee, das alte Brigantium, von dem schon Strabo 40 Jahre nach Christo meldet, bietet als Stadt für den Touristen gar nichts. Das einzige Bemerkenswerthe sind die römischen Basreliefs, in ein Thor eingemauert, welches aus der untern Stadt in die obere führt. Desto anziehender ist der Gebhardsberg, bequem in drei Viertel Stunden zu erreichen. Ein schattiger Spaziergang durch einen prächtigen Wald mit großen, wohl hundertjährigen Eichen. Ehemals stand auf der Felsenkuppe das Schloß Hohenbregenz, jetzt nur noch einzelnes Gemäuer davon. Die kleine Wallfahrtskirche zum heiligen Gebhard, dessen Fest am 27. August feierlich mit Kapuzinerpredigt im Freien begangen wird, ist nichts weniger als anziehend.

Das schönste Schauspiel gewährt der Sonnenuntergang, erhaben wie auf offenem Meer. Wenn die Sonne in den Sommermonaten über der fernsten Seefläche niedersinkt, scheinbar, als ob sie in die Flut selbst tauche, wenn ihre feurige, glührothe Kugel blitzende Strahlen auf die 18 Stunden lange Wasserfläche wirft und der See einem blitzenden Lavastrome gleicht, wunderbar gehoben durch den bunten Duft, in welchen die Ufergelände geheimnißvoll gehüllt, wenn die hohen Alpenspitzen, die mächtigen Felsenwände des Säntis noch purpurn fortglühen, und die seltsam farbigen Wolkenzüge die in glänzender Pracht schimmernden und leuchtenden Alpen Helvetiens majestätisch ruhig umziehen, und Alles endlich, Wolken und Berge, Ufer und glühende Wasserfläche träumerisch gestaltlos, leise fortrückend in einander verschwimmen in einem unaussprechlich zarten, weichen Duft, über dem die goldenen Züge der Abendröthe wie ein letzter Scheidegruß thronen: — dann hat man ein entzückend schönes Schauspiel genossen, vor dem auch die glühendste Phantasie wie erstarrt erscheint.

Wie der leise Druck der Hand dem liebenden Herzen mehr sagt als das Wort, wie selbst das Wort stört im innigsten Gefühle der Liebe, so vermag auch nur die Zunge zu lallen im Ausdruck der Seligkeit des Genusses einer der erhabensten Erscheinungen der hochheiligen Schöpfung.

Die Dampfschiffsroute führt über Lindau der schönen Schweiz zu nach Rorschach. Hart an der Stelle vorbei, an welcher der Dampfer „Ludwig“ sein Wellengrab fand, konnte man im Vorüberfahren die Hebungsarbeiten bemerken. Leider haben verschiedene Mißgeschicke alle Versuche zur Hebung bis zur Stunde vereitelt. Fern gesäumt ziehen sich die Rorschacherberge und die Ausläuferkette der appenzeller Vorberge am See hin und werfen ihren dunklen Schatten weit hinaus auf die Flut.

(Schluß folgt.)

Ueber Land und Meer.

Reisebilder aus der Zeit und zur Zeit.

XXIX.

Aus Cochinchina.

Mitgetheilt

von

R. v. Bohlen.

(Zu den Bildern S. 688 und 689.)

Louis Napoleon hat es niemals schlaflose Nächte gekostet, einen Grund zu finden, wenn er Lust hatte, seine Hand in irgend einer Angelegenheit im Spiel zu haben. Da er kein Mittel verabscheut, erreicht er auch meist seinen Zweck, und wahrlich, nicht eben die geradesten Wege wandelt er, dorthin zu gelangen, wohin er will. Nach Beendigung des französisch-englischen Krieges gegen China, als ein Theil der französischen Flotte im chinesischen Meere segelte, faßte er die Idee, dieselbe nicht ganz thatenlos in die heimatlichen Häfen wieder einlaufen zu lassen, und da die Ausbreitung der russischen Herrschaft am Amur und die Dämpfung der Revolution, welche John Bull wieder zum Herrn des großen indischen Staatenkomplexes machte, seine Eifersucht schon lange wach gerufen, beschloß er, die Flagge Frankreichs an einem der Hafenorte Cochinchinas aufzupflanzen. Mit einem Schein von Recht weiß der zweite Dezember sich von jeher zu umgeben, und so war denn auch bald in einem Archiv ein vergilbtes Pergament aufgefunden, welches ihm Anrecht gab auf den cochinchinesischen Hafen von Turon. Dieses Pseudo-Recht zu begründen, müssen wir etwas weit ausholen und über die Geschichte des Landes einige wichtige Notizen geben. — Die ersten Verbindungen Europas mit Cochinchina wurden 1749, als Vo Vuong Beherrscher des Reiches war, durch einen von der indisch-französischen Kompagnie abgesandten Kommissär Poivre, einen Freund Bernardin's de Saint Pierre, angeknüpft. Dieser Mann begab sich nach der Hauptstadt des Landes Hue, und trat selbst mit dem Kaiser in Rapport, der ihm anfangs viel Wohlwollen schenkte, jedoch auf die ihm vorgelegten Pläne einer Handelsverbindung nicht einging. Das einzige Resultat dieser Bestrebungen waren eine Anzahl Nutzpflanzen, welche Poivre zurückbrachte und auf den französischen Kolonien naturalisirte.

Kurze Zeit darauf entstand in Cochinchina eine Revolution, welche durch eine Bestimmung Vo Vuong's, die Thronfolge betreffend, verursacht wurde. — Statt des rechtmäßigen Nachfolgers nämlich, wünschte Vo Vuong einen seiner illegitimen Söhne als Thronfolger. Der rechtmäßige Prätendent ergriff gegen diesen die Waffen, wurde aber besiegt und starb im Kerker, mit Hinterlassung zweier Söhne; hierauf wurde Vo Vuong's Protegé unter dem Namen Han Vuong Kaiser. Die despotische Herrschaft seines ersten Ministers veranlaßte jedoch die Bevölkerung, die Hülfe des Herrschers von Tongking (im Norden von Cochinchina gelegen und damals noch getrennt von diesem Reiche), zur Vertreibung des ungesetzmäßig regierenden Han Vuong zu erbitten. Dieser kam, eroberte den Norden von Cochinchina, wurde aber von einem neuen Prätendenten, Nhak, wieder verjagt. Jetzt zog Nhak gegen Han Vuong selber, der geschlagen und später getödtet wurde. Einer der nachgelassenen Söhne des eigentlichen gesetzlichen Nachfolgers Vo Vuong's aber, Nguyen Anh genannt, der nach dem Tode Han Vuong's legitimer Thronerbe wurde und als solcher den Namen Gia-Long annahm, bekämpfte jetzt seinen Gegenkaiser, der den Namen Thai Duc führte. Ersterer wurde von Letzterem wiederholt geschlagen, so daß sich Gia-Long endlich entschloß, durch den Bischof von Adran bei Frankreich Hülfe zu suchen. — Im Fall dieselbe gewährt wurde, verpflichtete sich Gia-Long den Hafen von Turon oder Han-San, ferner die benachbarten Inseln Fai Fo und Hai-Wen an Frankreich abzutreten, gab die Erlaubniß, in den Wäldern bei Turon Schiffsbauholz nach Belieben schlagen zu dürfen und war bereit, ein Kontingent von wenigstens 60,000 Mann, die er armiren und unterhalten wollte, im Fall eines Krieges zwischen Frankreich und England zu stellen. Frankreich dagegen sollte sich verpflichten, zur Befreiung aus der Krise, in welcher sich Gia-Long befand, 7 Regimenter, 20 Kriegsschiffe und 5 Millionen, von denen 500,000 Franken in baarer Münze, der Rest aber in Kanonen und anderen Waffen bestehen könne, zu liefern. Der Vertrag wurde am 24. November 1787 abgeschlossen, kam aber nicht zur Ausführung, da diese Projekte Ludwig's XVI. durch die französische Revolution paralysirt wurden. Mehrere Offiziere, unter ihnen Chaigneau, Vannier und Olivier, begaben sich jedoch nach Cochinchina und studirten dort die Verhältnisse des Landes.

Gia-Long starb am 25. Januar 1820. Sein Sohn Minh-Mang folgte ihm, und dieser war gegen Europäer eben so feindselig wie sein Vater wohlwollend gesinnt; er starb an den Folgen eines Sturzes vom Pferde, und nun kam Thieu-Tri zur Regierung; dieser hinterließ seinem Sohne Tu-Duc die Mütze, welche in jenem Reich statt Krone und Szepter gilt. Tu-Duc regiert noch heute. Ein Missionär, der lange am Hofe zu Hue gelebt, sagt, Tu-Duc sei ungefähr 1823 geboren. Er ist wohlbeleibt und sein bartloses Gesicht hat etwas Weibisches. Des Kaisers Kleidung besteht aus einer Art Talar von Damast mit weiten Aermeln, in dessen Stoff fabelhafte Thiere, Drachen oder schuppige Schlangen, eingewebt sind. Er trägt weiß rothseidene Hosen, seine Füße stecken in Pantoffeln und den Kopf bedeckt eine schwarze Mütze.

Der Hafen von Turon war der einzige Küstenort, wo die französischen und fremden Schiffe einlaufen durften, und wo es ihnen gestattet war, ihre Ladung zu verkaufen und neue einzunehmen; indeß machten die erniedrigendsten Plackereien, denen die Fremden ausgesetzt waren, jeden Verkehr so gut wie unmöglich.

Louis Napoleon nun stützte sein Recht, den Hafen von Turon nebst den oben genannten Inseln an Frankreich zu annektiren, auf den Vertrag von 1787, der natürlich eigentlich null und nichtig war, da Frankreich die erbetene Hülfe nie geleistet.

Diese Ansprüche wiederum zu begründen wurde M. de Montigny abgesandt, doch scheiterten alle darauf bezüglichen Unterhandlungen vollständig. — An Stelle diplomatischer Verhandlungen trat daher im Herbst 1858 die Gewalt. — Ehe wir jedoch auf die Operationen der vereinigten französischen und spanischen Flotte zu sprechen kommen, senden wir einige allgemeine Bemerkungen über das Land, um welches es sich handelt, voraus.

Cochinchina oder Annam bildet den östlichen Theil der Halbinsel Hinterindien und besitzt eine Größe von beiläufig 10,000 Quadratmeilen mit circa 20—25 Millionen Einwohnern mongolischer Rasse. Im Norden, wo es an China grenzt, erreicht es fast den nördlichen Wendekreis; im Osten und Süden begrenzt es das chinesische Meer, im Westen das Kaiserreich Siam. Das Reich besteht aus dem nördlich gelegenen Tongking, dem eigentlichen Cochinchina, welches in Ober-, Mittel- und Untercochinchina zerfällt, und dem tributären Kambodscha.

Die Hauptstadt von Tongking heißt Kecho, die von Ober-Cochinchina, zugleich die Hauptstadt von ganz Annam und Residenz des Kaisers, Hue, die von Mittelcochinchina Turon und die von Untercochinchina Saigon, letztere an einem bedeutenden Strom in einer ungemein fruchtbaren Gegend gelegen. — Kleinere Flüsse, welche in's chinesische Meer münden und mit einander parallel laufen, besitzt Annam viele; der Hauptstrom, welcher bei Lachon aus dem siamesischen Gebiet in das annamitische fließt, ist der Me-Chong, welcher, nachdem er Kambodscha durchflossen, sich ähnlich wie der Indus und Ganges in unzählige breite Arme theilt und ein fruchtbares Delta bildet.



Ovation vor der Villa des Königs von Preußen am Abend des 14. Juli. Originalzeichnung von Lohmann. (S. 690.)

Das tropische Klima Cochinchinas ist im Allgemeinen feucht und ungesund. Fieber und Dyssenterie sind häufige Krankheiten; lästige Insekten, namentlich gefräßige Ameisen, quälen den Menschen, auch an giftigen Schlangen und großen Krokodilen ist kein Mangel. In den Wäldern leben wilde Schweine, Büffel, Nashörner, Elephanten, Pfauen und prächtige Vögel aller Art. Die Flüsse beleben Schaaren von Störchen, Kranichen, Gänsen und Wasservögeln jeglicher Gattung. Die Produkte des Pflanzenreiches sind: Palmen, kost-



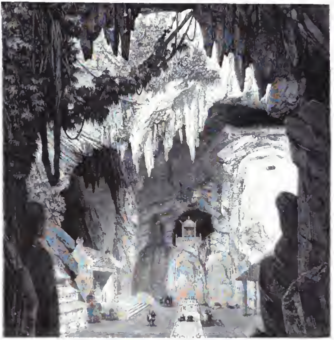
Cochinchina. Porträts und Trachten des Kaisers und seiner Minister.

bare Farb- und Nutzhölzer, Baumwolle, Banane, Zuckerrohr, Tabak, Orangen, Indigo, Reis, Mais, Pfeffer und andere Gewürze. Edle Metalle finden sich in Menge.

In den Händen europäischer Kolonisten müßte das Land zu einem paradiesischen Garten umgewandelt werden können; leicht begreiflich also ist es, daß Frankreich festen Fuß dort fassen wollte.

Vize-Admiral Rigault de Genouilly erhielt deßhalb nach den mißlungenen diplomatischen Verhandlungen des M. de Montigny die Weisung, mit seiner Flotte vor Turon zu erscheinen, um sich dieses Hafens zu bemächtigen.

Turon besitzt einen der schönsten und geräumigsten Häfen der Welt; die Bucht ist hier halbkreisförmig ausgeschnitten, zwei felsige, weit in's Meer sich erstreckende Vorgebirge bewachen gleichsam den Zugang zu demselben. Auf der südöstlichen Seite desselben mündet der Fluß Turon, und zwei Forts, an seinem rechten Ufer etwas entfernt von einander gelegen, vertheidigen die Einfahrt. Die Forts selbst wurden so zu sagen durch einen Handstreich genommen. Als die französischen und einige spanische Truppen, die an dieser Expedition Theil nahmen, in das Innere der Forts eindrangen, waren sie erstaunt, die annamesische Artillerie mit gekreuzten Beinen ruhig auf ihren Kanonen sitzen zu sehen. In unglaublicher Sorglosigkeit harrten sie des Geschickes, welches man über sie verhängen würde. An eine ernstliche Vertheidigung



Cochinchina. Unterirdischer buddhistischer Tempel in den Marmorbergen von Turon.

hatten sie nicht entfernt nur gedacht, obgleich ihnen Material genug zur Verfügung stand. Die Meisten übrigens besaßen nicht einmal Uniformen, sondern waren, wie die Mehrzahl der übrigen Cochinchinesen, in Lumpen gekleidet. Im Ostfort fanden die Sieger prächtige Bronzegeschütze, und im Westfort einen Feldartilleriepark mit 6- und 9pfündigen Geschützen. Die vereinigten Franzosen und Spanier etablirten sich nun in den Forts und erwarteten eine von Hue kommende annamesische Armee, indeß vergeblich. Die Hitze war damals über alle Beschreibung lästig und einige Mann starben am Sonnenstich; dieß war der ganze Verlust der fremden Eindringlinge.

In der Nähe von Turon erheben sich zwischen dem Turonfluß und der See die Marmorberge, in denen sich unterirdische Tempel befinden. Man erreicht dieselben in zwei Stunden, und ihr Dasein wird dem Fremden angekündigt durch kleine Hütten der Eingebornen und zierliche Pagoden, welche in Marmorgrotten errichtet sind. Zu dem größten dieser buddhistischen Tempel führt eine steile Felsstiege, die auf beiden Seiten mit dichtlaubigen Bäumen besetzt ist. Plötzlich jedoch befindet man sich in einem langen, dunklen Gang, und nachdem man denselben durchschritten, wird man durch einen ergreifenden und überwältigenden Anblick überrascht. Man sieht ganz unverhofft in eine große Höhle, die über 50 Fuß lang, 60 breit und 35 hoch ist, von deren Decke



Cochinchina. Ufer des Saigonflusses.

die wunderlichsten und seltsamsten Steinbildungen herabhängen, und um deren Zacken und Zinnen sich Lianen und alle Arten von Schlingpflanzen ranken. Zu beiden Seiten des Eingangsthores liegen auf Sockeln, zu denen ungeheure Stufen führen, fabelhafte Thiergestalten, und wenn man die in's Innere des Tempels führende Treppe hinabsteigt, gewahrt man zwei kolossale menschliche Figuren, um deren Kopf eine Art von Turban gewunden ist. Die Felsen, welche durch eine Oeffnung inmitten der oberen Wölbung erleuchtet werden, schimmern in wechselvoller Beleuchtung und bringen einen magischen Effekt hervor. Dem Eingang gegenüber erhebt sich auf marmorner Basis ein Altar, zu dem man auf einem aus Backsteinen bestehenden Wege gelangt, und der mit echten Kandelabern und Wachskerzen geschmückt ist. Darüber sitzt in einer erhöhten Nische unter einem baldachinähnlichen Bau die drei Fuß hohe hölzerne Statue eines buddhistischen Götzenbildes. Kleinere Pagoden erheben sich in den langen Seitengängen des Tempels, zu welchem die Cochinchinesen wallfahrten, um knieend und das Haupt zur Erde geneigt, ihre Idole anzubeten.

Von Turon segelte die Expedition nach Saigon, welches weiter südlich an einem breiten, für die größten Seeschiffe befahrbaren Strome desselben Namens liegt. Das ganze Land hat durch die zahlreichen Mündungsarme des nahen Kambodscha- oder Me-chong-flusses den Charakter eines Delta. Dieser Südtheil ist das eigentliche Gartenland Cochinchinas. Die fruchtbaren Flußufer sind reich an Palmenwaldungen, Ficus, Teckbäumen und Bananen. Unter ihrem kaum von der tropischen Sonne zu durchdringenden Laub stehen die Bambushütten der Eingebornen, auf den weiten Wiesengründen weiden zahlreiche Büffelherden, überall breiten sich fruchtbare Reisfelder in ihrem saftigen Grün.

Am 9. Februar 1859 erschienen der „Phlegeton", der die Admiralsflagge aufgehißt hatte, der „Primauguet", drei Kanonenboote, einige Transportschiffe und der spanische Avisodampfer „El Cano" an der Mündung des Saigonstromes, und dieß Geschwader ging die Hauptmündung, die ungefähr die Breite des Rheins bei Bingen haben mag und durch ein Dutzend hölzerner Blockhäuser und eine Verpfählung vertheidigt wird, hinauf. Nur die beiden letzten, der Stadt Saigon am nächsten gelegenen Blockhäuser hielten sich einige Zeit, wurden indeß auch bald genommen, und nun erschien die kleine Flotille vor Saigon selber. Man darf sich unter Saigon nicht etwa eine den europäischen ähnliche Stadt vorstellen, sondern der erste Anblick macht mehr den Eindruck eines tropischen Waldes, durch dessen Stämme hier und dort ziemlich niedliche Wohnungen schimmern. Die ganze Gegend erscheint im grünsten und frischesten Schmuck, überall rieseln Bäche, fließen Kanäle, dehnen sich endlose Reisfelder. Und aus der Mitte dieses Konglomerats von Feldern, Bananenbüschen und niederen Häusern ragt die Zitadelle, wenn man diesen stolzen Namen einem viereckigen, bastionirten, aus Steinen erbauten Fort geben will.

Nach kurzem Feuer von den Schiffen, das überdieß noch ziemlich auf's Gerathewohl eröffnet wurde, da die Häuser der Stadt, wenigstens vom Fluß aus gesehen, durch die Bäume maskirt waren, wurden die Zitadellemauern durch lange Bambusleitern erstiegen und oben die französische Flagge aufgepflanzt. Die Vertheidiger oder besser Nichtvertheidiger machten sich aus dem Staube, mit Zurücklassung alles Materials, das nicht unbedeutend war. Man fand ein vollständiges Arsenal, viele Zentner Pulver, Salpeter, Blei, Schwefel, Reis und ungefähr 130,000 Franken in Sapeken.

Einer der französischen Offiziere, welcher an der Expedition Theil nahm, hatte sich in einer Pagode einquartiert. Dieß darf nicht als Profanation erscheinen, denn der Buddhismus ist sehr tolerant, und man ißt, trinkt, unterzeichnet Verträge, wie den von Tien-Tsin, in Pagoden, ohne daß ein Eingeborner Anstoß daran nehmen würde.

Am Morgen nach der Eroberung brachten einige Marinesoldaten einen armen zerlumpten Teufel, der während der Affaire auf einen Feigenbaum geflüchtet war, und der sicher glaubte sein letztes Stündlein sei gekommen. Im jämmerlichsten Tone bat er, zu nicht geringem Erstaunen des Offiziers: Parce, Domine! Non hostis sum, Christianus Cambodjanus! Schone mich, Herr, ich bin kein Feind, sondern ein kambodjanischer Christ! — Zu seiner Schande gesteht er, daß er sich in dem ciceronischen Latein nicht lange unterhalten konnte, doch erfuhr er, daß der etwa 27 Jahre alte Mensch Li Kuan hieß, von chinesischer Abstammung war, aber in Kambodscha ansässig und Christ. — Er blieb nun zwar Gefangener, aber in der mildesten Haft, und diente als Cicerone und Kundschafter.

Saigon bietet für den kommerziellen Verkehr die größten Vortheile. In einer ebenen, leicht auf dem Fluß zu erreichenden Gegend gelegen, könnte es in den Händen einer tüchtigen Kolonie in kurzer Zeit den größten Aufschwung nehmen. Der dort gebaute Reis ist namentlich viel schöner als der von Siam, Zimmet findet sich von bester Qualität, ebenso ausgezeichnetes Wachs, und an Hausthieren müssen Schweine und die nun auch bei uns eingebürgerten cochinchinesischen Hühner hervorgehoben werden.

Die Zitadelle von Saigon, welche durch einen der französischen Genieoffiziere, die sich unter Louis XVI. nach Annam begeben hatten, gebaut wurde, ist jetzt gesprengt; nur zwei nahe am Strom gelegene Forts sind beibehalten und unter einen französischen Kommandanten gestellt worden. Höchst wahrscheinlich ist es, daß Turon wie Saigon in der Gewalt der Franzosen bleiben werden, ob aber diese annexirten Städte unter Frankreichs Aegide einer schöneren Zukunft entgegengehen, vermögen wir kaum zu entscheiden.

Das Attentat in Baden-Baden.

(Zu dem Bild S. 696.)

Das fluchwürdigste und ruchloseste Attentat, welches je von meuchelmörderischen Händen an einem Monarchen begangen wurde, verübte ein junger, aus Odessa gebürtiger und in Leipzig studirender Mann, Oskar Becker, an König Wilhelm I. von Preußen am Morgen des 14. Juli zu Baden-Baden. — Seine Majestät machten an dem verhängnißvollen Morgen in Begleitung des preußischen Gesandten in Karlsruhe, Grafen Flemming, wie gewöhnlich ihre Promenade in der Lichtenthaler Allee. Ihre Majestät die Königin war mit der Großfürstin Helene von Rußland etwas vorangegangen, der König selbst folgte in geringer Entfernung. — Der Verbrecher ging zweimal am König vorüber, grüßte ihn ehrerbietigst, blieb dann stehen und schoß in der Nähe des Merk'schen Hauses ein Doppelterzerol ab. Nur eine der Kugeln durchlöcherte den Kragen und die Halsbinde, und brachte Seiner Majestät eine unbedeutende Kontusion an der linken Seite des Halses bei. — Einige in der Nähe befindliche Leute rissen den Verbrecher auf der Stelle nieder. Seine Majestät selber aber trat ruhig und gefaßt an ihn heran, und nachdem er den Leuten zugerufen: „Thun Sie ihm nicht weh!" fragte er den Schuldigen: „Kennen Sie mich?" — „Ja." — „Wen haben Sie erschießen wollen?" — „Seine Majestät den König von Preußen." — „Warum?" — „Das werden Sie in meinen Papieren finden." — Indeß war der Fürst Menschikoff angefahren und bot dem König seinen Wagen an, den Höchstderselbe jedoch ablehnte, da er nicht verwundet sei. Vielmehr ging Seine Majestät der vorangegangenen Gemahlin nach, der er das Ereigniß mit bewunderungswerther Ruhe und fast scherzend mittheilte. Dann begab er sich nach Hause, woselbst der Vorsicht wegen kalte Umschläge gemacht wurden. — Oskar Becker, eben 22 Jahre alt, ist der Sohn des in Odessa lebenden Staatsraths Becker, der vor 30 Jahren nach Rußland ging, und zu Odessa als Lehrer, später als Direktor des dortigen Lyceums angestellt wurde. — Der Verbrecher ist ein geistig begabter Mensch, der jedoch stets scheu, zurückhaltend und überspannt gewesen ist. Seit mehreren Semestern studirte er in Leipzig und trieb die heterogensten Wissenschaften, Differentialrechnung, Cameralia, Jura, orientalische Sprachen, in welch' letzteren er so viel leistete, daß er bei Professor Fleischer Famulus wurde. Erst vor Kurzem war ihm von der Universität für eine akademische Arbeit im juristisch-kameralistischen Fach der Preis zuerkannt worden. — Seit dem 7. Juli hegte er den unseligen Gedanken des Königsmordes, an welchem Verbrechen er keine Mitschuldigen besitzt, und das er aus reinem Fanatismus ausführte. — Am Freitag den 12. Juli reiste er von Leipzig über Hof nach Frankfurt, wo er sich, da er den König persönlich nicht kannte, ein photographisches Bild desselben verschaffte. Dann begab er sich nach Baden-Baden, wo er im Gasthof zur Blume abstieg, und sich zunächst bei einem Knaben ausführlich über die Lebensart des Königs von Preußen erkundigte. — Bei der Festnahme verrieth der Thäter keine Aufregung, in seinen gerichtlichen Aussagen hat er erklärt, er sei von der Nothwendigkeit dieser That so durchdrungen, daß er sie, wenn man ihn los lasse, wieder versuchen würde. Mitschuldige besitze er keine. In seinem Taschenbuch fanden sich folgende Zeilen: Ich lege mit diesen Zeilen die Motive meiner vorhabenden That nieder. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß der König von Preußen den gegenwärtigen Umständen nicht gewachsen ist, um die Einigung Deutschlands herbeiführen zu können. Ich habe mich deßhalb entschlossen, ihn aus dem Wege zu räumen. — Seine Majestät fuhren noch am selben Abend im Wagen aus, und die Bevölkerung Badens sowohl, wie die Tausende von Fremden begrüßten ihn mit herzlichem und stürmischem Jubel. — Dann wurde ein großer Fackelzug mit Musik veranstaltet, und eine Deputation der Badener Bürger erschien, um Seiner Majestät ihr Beileid über das Ereigniß zu erkennen zu geben. Der König grüßte die Versammlung von seinem Balkon, die in tausendstimmigen Hochs Antwort gab. — Aus Anlaß der gnädigen Rettung ließ Seine Majestät den Armen Badens die Summe von 2000 fl. zustellen. Am Montag Morgen war ein Dankgottesdienst sowohl in der evangelischen wie katholischen Kirche, an ersterem nahmen am Gottesdienst Ihre Majestät die Königin, der Großherzog und die Großherzogin von Baden, sowie die Großfürstin Helene Theil. — Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen traf den Tag nach dem Attentat in Baden ein; sowie auf telegraphischem Wege von Seiten fast aller europäischen Höfe, von denen die meisten jedoch einen außerordentlichen Abgesandten schickten, Gratulationen gesandt wurden. — Der erschütternde Eindruck, den das entsetzliche Verbrechen auf Se. Majestät gemacht hat, wird andererseits aber auch einigermaßen neutralisirt durch die vielen Beweise der herzlichsten Theilnahme, die dem König die Gewißheit geben müssen, wie sehr er geliebt und verehrt wird.

Veduten

von

Ernst Kossak.

Der Teppich des Zauberers im orientalischen Märchen, der seinen Besitzer, sobald er ihn ausgebreitet und das Reiseziel angegeben, sofort an den Ort der Bestimmung überführte und durch diese wunderbare Eigenschaft zu den bedenklichsten Verwicklungen Veranlassung gab, ist kein Gegenstand mehr, um damit nur die leichtgläubigen Kindlein zu ergötzen, denn der eiserne Kunstteppich, den die moderne Industrie über alle zivilisirten Länder gezogen hat, gestattet bereits eine Schnelligkeit der Versetzung von Ort zu Ort, welche beinahe ebenso wunderbar ist als der Flug jenes Magiers durch die Lüfte. Die bezeichneten Schwarzkünstler aus Tausend und eine Nacht konnten sich jedoch der wunderbaren Fähigkeiten ihrer Zauberapparate bei weitem nicht so sorglos bedienen, als wir Söhne des prosaischen 19. Jahrhunderts der unsrigen. Fast in allen Märchen werden sie durch die Anwendung der genannten Apparate in die größten Unannehmlichkeiten verwickelt, von schwergekränkten Sultanen und Vezieren in Kerker geworfen und mit dem Tode bedroht, von jungen Leuten, denen sie große Dienste geleistet, mit schwarzem Undank belohnt, während die magischen Hülfsmittel der Gegenwart Gemeingut aller Nationen und bezahlenden Individuen sind, jeder Mensch, der sich ihrer erfreut, von den dienenden Brüdern des Bahnpersonals auf das Artigste gefördert wird, und endlich durch Trinkgelder den wärmsten Dank der edlen Jünglinge erwirbt, deren Chefs, die Hotelbesitzer, er mit seiner Gegenwart beehrt.

Diesen Vergleich darf ich nicht ganz unterdrücken, da ich am Sonntag Abends noch in Berlin am Schreibtisch saß und mich den schwärzesten Gedanken über die hereinbrechende Saure-Gurkenzeit überließ, heute, am Mittwoch, aber die reinen Lüfte einer anderen Zone mich umwehen, und ich so eben von Bad Pfäffers, wo ich den Nachmittag in großer Gemächlichkeit zugebracht habe, zurückgekehrt bin, in Ragatz eben meinen Thee einnehme und überlege, welchen der nahen malerischen Berggipfel ich am nächsten Morgen erklettern soll.

Zittert Niemand vor einem Itinerarium. In einer Zeit, wo Jeder, auch der Versessenste, es zu einer Reise bringt, gehört es zu den größten Untugenden dieser Zeitgenossen, obendrein durch Schriftzüge ihre sämmtlichen Reiseeindrücke festhalten und für ihre Nachkommen aufbewahren zu wollen. Nur jene talentvollen Studiosen der Börse, welche wenigstens einmal in ihrem Leben eine große Tour in Form einer Erholungsreise nach Amerika zu machen pflegen, sind vollkommen frei von dieser Schwäche, und hüllen lieber den Schleier eines zarten Geheimnisses um ihre Reisegeschichten. Es ist dieß die einzige Klasse der Touristen, welche uns die Reiseliteratur ihrer Gattung vermissen läßt, denn im Uebrigen sind alle Nuancirungen vertreten, und es fehlt selbst nicht an den gedruckten Aufzeichnungen von geistreichen Damen, welche der Nachwelt ihre Gasthofsrechnungen, ihre Streitigkeiten mit Hausmägden und Kellnern, oder gar das tägliche Register ihrer [illegible] hinterlassen haben.

Als ich nach Tisch meinen Regenschirm zur Hand nahm und, den brausenden Fluten der Tamina entgegen, von Ragatz nach Pfäffers pilgerte, war es durchaus nicht meine Absicht, diese Promenade zum Gegenstande einer Korrespondenz zu machen, allein der Besuch in Pfäffers selbst brachte sofort einen so merkwürdigen Eindruck hervor, daß ich nicht zu widerstehen vermag, eine Vedute dieses wunderlichsten aller Badeorte nach meinem Skizzenbuche zu entwerfen.

Die Natur pflegt bekanntlich dem Menschen die Gelegenheit, seinem gebrechlichen, sterblichen Leibe durch den Genuß oder äußeren Gebrauch einer Heilquelle wieder aufzuhelfen, an den verschiedenartigsten, und leider nicht immer bequem gelegenen Stellen des Erdballs zu bieten, allein hier in Pfäffers kann man billiger Weise die Frage aufwerfen, ob es überhaupt die Absicht der Natur gewesen sein mag, dieses warme Wasser unserem nur zweibeinigen ungefiederten Geschlechte zur Disposition zu stellen? Der erste Badegast, welcher die vorliegende Gelegenheit wahrnahm, und seine Glieder nach Ueberwindung aller äußeren Schwierigkeiten und Schrecknisse in diesen Quell tauchte, muß einer der unglücklichsten oder kühnsten Sterblichen gewesen sein. Von allen ihren „indifferenten Wassern", wie die Chemie jene wunderlosen Quellen nennt, von welchen das Greisenalter eine Belebung seiner sinkenden Kräfte, das Siechthum eine Erfrischung des Gebäudes erwartet, hat die Natur keine gleich tief versteckt, gleich unbequem für den menschlichen Besuch angebracht. Gastein ist durch den Klammpaß, Leuk durch die Gemmi oder die Länge und Langweile des Rhonethales abgesperrt, vor Wildbad lagern sich die Versuchungen von Baden-Baden, aber Pfäffers, die vierte berühmte Quelle dieser Art, ist förmlich verbarrikadirt, und der Medizin gegenüber in einen wahren Belagerungszustand erklärt worden.

Schon der Weg von Ragatz nach Pfäffers mag an einem schwermüthigen Tage mit Fug und Recht als ein Seitenstück zu jener Fußwanderung, welche Dante in Begleitung des geschätzten Virgil antrat, betrachtet werden. Von einem Wege war hier wohl erst dann die Rede, als eine verständige Kantonbehörde den Jägern und Hirten, welche die Kranken nach Pfäffers schafften, ihre Mühe erleichterte, und den jetzigen schmalen Felsweg, hoch über der Tamina, aus den morschen Schieferfelsen sprengte und in eine praktikable Chaussee verwandelte, die freilich bis jetzt noch eines Geländers über dem Abgrunde entbehrt. Aber heute schien die Sonne durch ein feineres Gewebe von brabanter Wolkenspitzen, das Blau des Himmels glich indigofarbigem Sammt, und die Schlucht sah immer noch so freundlich aus wie ein Etwas, das die Natur nicht in ihrer angenehmsten Laune geschaffen hat, in einer glücklichen Stunde dem menschlichen Auge erscheinen kann.

Lieblich leuchtete das grüne Laub der Vegetation hoch von den riesigen Felswänden, die zahllosen Wasser rannen ringsum, wie flüssiges Silber oder Diamantstaub, über die grauen Steinlehnen in die Tiefe, das Gebrüll der Tamina klang fast fröhlich, wie die Stimme einer Löwin um die Fütterungszeit, wilde Blumen am Abhange jeder Klippe verbreiteten liebliche Düfte, und wenn das Thierreich auch kein sonderliches Kontingent stellte, so waren doch immer in dem kalten Mineral, das von der Wand zur Rechten troff, hie und da einige kleine kohlschwarze Salamander vorhanden, eine zwar spärliche Gesellschaft für einen Menschen, der Unterhaltung liebt, aber an sich hübsche Thiere kalt und höflich, mit vortrefflichen Antecedentien im Gebiete der mittelalterlichen Sage. So steigt man eine Stunde lang allgemach bergan. Zuweilen wird der Weg so eng, daß eben nur ein schmales Bergwägelein sich an der Felswand entlang windet, zuweilen verbreitert er sich zu einem kleinen Plateau, auf dem hoch über dem Abgrunde einige Bänke Platz finden. Bald verrathen auch einige besonders leichtsinnige oder kühne Kurgäste, die sich so weit hinaus gewagt haben, die Nähe des Bades. Ein armer Krüppel bettelt als weit vorgeschobener Posten, ein uralter Geistlicher wankt am hohen Stabe vorüber, und seine schneeweißen Locken flattern malerisch in dem rauhen Winde der Schlucht, zwei gelähmte Frauen führen einander spazieren, endlich zeigt sich ein wenig mehr Terrain, und zwischen den erbarmungslosen Felsmauern ragt aus Fichtendunkel ein hohes, in diesem Kolorit der Trauer hellglänzendes weißgetünchtes Gebäude, das Badhaus von Pfäffers hervor.

Für diese Kuranstalt ist so wenig Raum vorhanden, daß die Patienten, wenn sie im Freien sitzen wollen, zwischen den Wänden des Hauses und der gegenüberstehenden Felsmauer wie in dem engen Hofe eines Fabrikgebäudes stecken, und nur 900 bis 1000 Fuß über ihren Köpfen einen schmalen Streifen Himmelblau erblicken können. Der kleine Platz vor dem Eingange erweckt förmlich Ideen von frevelhafter Raumverschwendung. Man fragt sich mit einiger sittlichen Entrüstung, wie der Baumeister, mit seiner Kunst in eine solche Enge eingekeilt, diese Fläche unbenutzt lassen konnte? Der Schein trügt indessen bei der Ungeheuerlichkeit der Gebirgsumgebungen. Das Kurhaus ist zwar in eine Spalte geklemmt, allein in Bezug auf die inneren Einrichtungen sind die Gesetze einer gewissen Bequemlichkeit mehr gewahrt, als in vielen modernen, durch keine Naturnothwendigkeiten beschränkten Badhäusern. Es ist ein Bauwerk von Mönchen, und mit dem eigenartigen Komfort ausgestattet, wie er solchen frommen Herren erlaubt

war, und einem armen Kranken heute noch immer angenehm genug sein mag. In den gewölbten Zimmern ist Jeder für sich, und wenn bei der tiefen Dunkelheit der Aufenthalt auch nichts Einladendes hat, so lebt doch der Kurgast wie die Schnecke in ihrem Hause, und den Schwerleidenden schreckt keine freche Hohlkugel, kein Wettlauf von Kellnern und Hausknechten, kein Wagengerassel aus dem Schlummer auf.

Die Badedirektion setzt nicht voraus, daß elegante oder begüterte Patienten einen Aufenthalt wie Pfäffers, dem freundlichen, und was die beiden ersten Hotels betrifft, selbst zierlichen oder doch vornehmen Ragaz vorziehen werden; die Einrichtungen sind daher einfach bürgerlich, in den hinteren Zimmern des Erdgeschosses sogar bäurisch und von einem starken Beigeschmack des „Hospitals“. Die Zimmer nach dem Fahrwege hinaus scheinen indessen ihrer Aussicht wegen einen Vorzug zu genießen und sind etwas reichlicher möblirt, während die kranken Landleute in ihren Gemächern allerdings nur die gröbsten Holzstühle und Bettstellen, mit blaugestreiftem Leinen überzogene Kissen und schlichtes Geschirr erhalten. Das gesammte Wasserlazareth gleicht einer kleinen, verzauberten Welt. Aus den langen gewölbten Gängen des Innern machen die Kranken Wandelbahnen, als Unterhaltungsmusik muß ihnen die rauhe Stimme des nahen Gletscherwassers dienen, und ihr sogenannter Kursaal ist nur eine dunkle, von einfachen Säulen getragene kahle Halle, die früher eine Kapelle gewesen zu sein scheint und allerlei Phantasieen von Weihrauch und Meßgewändern erregt. Nicht weniger erinnert der Speisesaal und der Kaffeesalon an eine alte Klosterwirthschaft, aber Alles, was den Kurgästen gereicht wird, ist gleichartig gut und billig, die Küchen und das Tischzeug sind, wie wir uns aus eigener Anschauung überzeugt haben, sehr reinlich, nur erzeugt die Lebensordnung in einem solchen versteckten Gebirgswinkel eine etwas trübe Stimmung, die Kurgäste reden nur halblaut unter einander, sie suchen in den Blicken und Worten der anwesenden Geistlichen Trost und Erhebung, und der neugierige Fremde wird, wenn auch nicht als ein Tempelschänder, so doch nur mit jener knapp zugemessenen Toleranz betrachtet, welche der Muselmann einem Ungläubigen gönnt, dem durch den Ferman seines Sultans ein Besuch der Moschee erlaubt worden ist. Man fühlt sich in Pfäffers sichtlich erleichtert, wenn der Fremde — sich wieder empfiehlt. Der Stolz der Beamten des schauerlichen Bades ist aber der Weg zur warmen Quelle, welchen man sich mit einem Franken für die Person honoriren läßt. Doppelt und dreifach so hoch, als die gewaltigsten gothischen Dome, erhebt sich ein natürlicher, oben gespaltener Spitzbogen, durch den ein schwacher Tagesschimmer und zugleich eine Menge von Bergquellen herabstürzt, gegen welche man nur zum Theil durch feste hölzerne Dächer geschützt wird. Das daraus entstehende, einem starken Platzregen vergleichbare Geräusch, vereint mit dem tollen Rasen der Tamina, macht jedes Gespräch unmöglich; man verständigt sich lieber durch Zeichen mit der Begleitung. So gelangt man auf einem sehr gut gehaltenen Bretterstrig, nach sechs bis acht Minuten endlich an ein schwarzes, kaum mannshohes Loch, dem Schacht der im vorigen Jahre neuerungerichteten Quelle. Ein Licht wird angezündet, und man entschließt sich, durch den heißen Brodem in das Innere zu dringen, wo, von einigen Brettern überbrückt, der segensreiche Quell in großer Reichhaltigkeit aus dem Fels sprudelt und sich in die hölzernen Röhren ergießt, die ihn in das Badehaus von Pfäffers und das eine Stunde thalab entfernte Dorf Ragaz leiten. Man athmet leichter auf, wenn sich die Thür der nassen und heißen Hölle und dieser Schreckensschlucht wieder schließt, und der anfangs so furchtbare Schlund des Taminathales, falls man diese Felsspalte so zu nennen wagen darf, empfängt den Wanderer bei der Rückkehr mit einer gewissen gastlichen Anmuth. Und doch ist man erst wieder ganz froh, wenn sich die freundlichen Häuser von Ragaz zeigen, zwischen denen so eben der vornehmste Kurgast des Ortes, Seine Majestät der König von Würtemberg, in einer von ihm selbst geführten, von Jockeys begleiteten Droschke seine gewöhnliche Abendpromenade nach dem köstlichen Rheinthale beginnt. Welcher Kontrast zwischen dieser glänzenden Szene und jenem Ort der tiefsten Einöde und gänzlichen Verbannung aus der zivilisirten Welt!

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— Die schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, heißt ein von J. C. Mörikofer bei Hirzel in Leipzig erschienenes Werk, welches uns ein Gemälde entwirft von den bedeutenden Kräften, welche im innigsten Zusammenhang und Anschluß mit den ringenden deutschen Geistern standen. Haller, Bodmer, Lavater, Pestalozzi, Geßner, Salis, Sulzer, Johannes von Müller werden darin in ihrer Bedeutung abgehandelt.

— Im Cotta'schen Verlage erscheint in einiger Zeit ein Werk Ferdinand von Hochstetter's über „Neu-Seeland“, welches jetzt wieder die Aufmerksamkeit Europas auf sich zieht durch die Kämpfe der Eingebornen gegen ihre Unterdrücker, die Engländer. Dasselbe wird schöne Farbendrucke enthalten.

— Der neueste Jahrgang des „Album des literarischen Vereins in Nürnberg“ enthält eine Anzahl werthvoller Aufsätze und poetische Arbeiten. H. Wölfel liefert eine Abhandlung über „Timon von Athen“, J. L. Hoffmann eine Betrachtung der Schiller'schen Lyrik und Adolph Pichler bringt ein Trauerspiel „Die Tarquinier“.

— Der Missionär Hugo Hahn, Verfasser einer Grammatik und eines Lexikons der Hererosprache, läßt eine biblische Geschichte, zum Theil genaue Uebersetzung einzelner Stellen der heiligen Schrift, erscheinen, welche mit einer großen Anzahl von Holzschnitten illustrirt wird.

— Eine Broschüre, welche den jetzigen amerikanischen Krieg in seinem Ursprung und seiner weiteren Entwickelung darstellt, erscheint nächstens von Fritz Anneke, einem mit amerikanischen Zuständen vertrauten Autor, der lange in New-York die Redaktion eines dortigen Blattes führte.

— Der König von Preußen hat das eine der beiden auf Pergament gedruckten Exemplare der Werke Friedrich des Großen, welche je 800 Thaler kosten, der Bibliothek geschenkt.

— Nro. 26 der Blätter für literarische Unterhaltung enthält einen Aufsatz: „War Nikolaus Copernicus ein Deutscher oder ein Pole?“, welche Frage zu Gunsten unserer Aerzte entschieden wird.

— Die Biographie Lessing's von Adolph Stahr erscheint jetzt in einer Volksausgabe, und hat der erste Band derselben die Presse bereits verlassen, übrigens nimmt man den Plan, Lessing in Berlin ein Denkmal zu errichten, wieder auf.

— Von Roderich Benedix erscheint soeben eine Sammlung deutscher Epigramme.

— Moritz Hartmann's Lustspiel „Buridan's Esel“, der früher in Wien auf dem Kailtheater aufgeführt worden, wird nun auch auf dem Wallnertheater in Berlin gegeben. Die bekannte Lehre des Scholastikers Buridan wird an einem Liebhaber bewiesen, der zwischen zwei Damen in der Wahl so lange schwankt, bis er beide verliert. Moritz Hartmann hat nicht bloß diese neue Lustspiel geschrieben, sondern bereits mehrere Stücke im Pulte liegen, von denen eines — ein Lustspiel aus der feinen Welt — diesen Winter über die Bretter gehen wird.

Literatur des Auslandes.

— Die belletristische Literatur der Franzosen scheint unter dem Kaiserreich keinen Aufschwung nehmen zu wollen, die Biographie Cäsar's, welche der Kaiser selbst schreibt, wird uns für den Ausfall an anderen interessanten Erscheinungen schadlos halten müssen. Wie die Zensur drückend auf der Journalistik lastet, so kann diese nicht anders als von nachtheiligster Wirkung auf die übrige Literatur sein. Denn Journalistik und Literatur gehen Hand in Hand, und nur wo die eine frei ist, wird sich eine schöne Thätigkeit in der andern entfalten. Der Gesellschaftsroman hat wieder einen neuen Ableger, der von der männlichen und weiblichen demi monde jenseits und diesseits des Rheins verschlungen werden wird, wie meinen Feydeau's „Sylvie“, eine Etude, wie der Verfasser diese Schamlosigkeit bezeichnet, den er so eben bei Dentu erscheinen ließ, und der — es klingt mehr als ironisch — auf papier Jésus gedruckt ist. Von dem unterhaltenden Erzähler, A. Pommier, erhalten wir einen interessanten Roman „La belle aux cheveux bleus“, der etwas phantastisch zwar, aber doch recht hübsch geschrieben ist. Der Dumasemanzipirte A. Maquet erzählt in seiner dem Meister abgelernten Weise „Les orages de la vie“, ein Buch, das man mit Spannung lesen muß, ohne eben mehr als diese empfunden zu haben, wenn man es aus der Hand legt. Einen großen Roman bringt der Sekretär des Kaisers, Mocquard, der auch als Dramatiker sich bereits einen Namen gemacht, unter dem Titel „Jessie“ — viel Geschwätz und wenig Wolle. Im selben Verlage, bei Dentu, ist ein mehr als idealistischer Roman erschienen, ein Roman, wie ihn nur die Franzosen zu Stande bringen, die immer zwischen rohem Materialismus und überspanntem Idealismus hin- und herschwanken. „La Benjamine“ von A. Pommier, und die thätigen Leute Frères geben ein recht hübsches Bändchen Novellen, die in Indien spielen und dem guten Titel „La malle de l'Inde“ alle Ehre machen. Der Verfasser ist ein Herr von Anlezen. — Ein interessantes Sammelwerk versprechen die „Poëtes français“ zu werden, welche in vier Bänden von einem Verein Gelehrter herausgegeben werden; der erste Band umfaßt das 12.—16. Jahrhundert, der zweite die Dichter von Ronsard bis Boileau, der dritte die von Boileau bis Lamartine und der letzte die Contemporaines. Sainte Beuve hat eine Einleitung dazu geschrieben. Unter den Reisen heben wir vor Allem die Skizzen aus dem neapolitanischen Leben hervor, welche uns Fr. von Bassanville bringt, und die recht treu und lebendig gezeichnet sind; das Buch führt den Titel „Un voyage à Naples“. Vetta de Limas schildert eine etwas veraltete Reise — sie stammt aus den Jahren 1851 und 1852 — nach dem Orient (Tron des Schenrings). Bedeutender und interessanter sind die „Nouvelles Orientales“ von A. Krunck (Levy). Neue Reiseeindrücke erhalten wir von Grandidier in seiner „Voyage dans l'Amérique du Sud, Pérou et Bolivie“ (Levy fr.). Eine halbhumoristische Reiseschilderung gibt A. Grust in den „Aventures d'une caravane parisienne égarée dans le desert“ (Dentu). Auf langen und ernsten Studien beruhen die „Femmes et moeurs de l'Algérie“ von P. Gaffenau (Levy).

— Thiers hat den Kaiserpreis von 20,000 Franken der Akademie zur freien Verfügung überlassen.

— Eine junge Belgierin Aimée Buch, von deutscher Abkunft, hat bei Hackländer um die Erlaubniß angefragt, seine Werke in's Französische übersetzen zu dürfen, und begann ihre Arbeit mit dem Roman „Handel und Wandel“.

— Bei Dentu in Paris sind die „Monita secreta“ der Jesuiten, eine Sammlung geheimer Instruktionen für die Ordensmitglieder, in lateinischer und französischer Sprache erschienen.

— Miß Nightingale, die bekannte barmherzige Schwester des Krimkrieges, hat ihre Erfahrungen im Gebiete der Krankenpflege in einem Büchlein „Notes on nursing“ niedergelegt, das bei der Berühmtheit der Verfasserin in England rasch eine zweite Auflage erlebte. Es war natürlich, dieß wirklich mit großer Kenntniß und Umsicht gearbeitete Buch auch in Deutschland einzuführen, und wir erhalten eben eine elegante Uebersetzung durch die Brockhaus'sche Verlagshandlung unter dem Titel: „Die Pflege der Kranken und Gesunden. Kurze Winke, den Frauen aller Stände gewidmet von Florence Nightingale. Mit einem Vorwort von Sanitätsrath Wolf.“ Wir glauben, daß wirklich kein Buch so sehr verdiente, in der Bibliothek jeder Frau zu sein und von ihr fleißig gelesen zu werden, als dieses, da es eine der wichtigsten Seiten der Aufgabe der Frauen, in dem sie häufig nur auf banale und unsichere Traditionen beschränkt sind, mit seltener Gründlichkeit behandelt.

— Professor Andreas Munch, welcher eben einen neuen Band Gedichte veröffentlicht hat, gibt eine ästhetische Monatsschrift „For Hjemmet“ (Für die Heimat) heraus.

— In Aegypten erscheint jetzt eine arabische Zeitschrift unter dem Titel „Journal für Politik, Akerbau und Handel“. Die Ankündigungen dieses Blattes vermelden, daß eine arabische Uebersetzung der schönen Erzählung „Robinson Crusoe“ erschienen ist.

Bildende Künste.

— Die Restauration des Stephansdomes in Wien hat in jüngster Zeit vielfach Anlaß zu Streit im Gremium der Wiener Künstler gegeben, da die Ausschmückung des Innern, wie sie gegenwärtig im Gange ist, mit dem alten Bau in keiner Harmonie stehe. Auch weiß man nicht, wie man den Südthurm, bekanntlich einer der höchsten in der Welt, der bis zur Uhr abgetragen ist, fertig machen soll, da die Eisenkonstruktion sich mit dem weichen Steine nicht vereinigen lasse.

— Mit dem Erzgießer und Bildhauer Ritter von Fernkorn sind Unterhandlungen wegen der Ausführung eines Jellacicdenkmales für Agram und eines Pyrkerdenkmales für Pest im Zuge. Auch wird in Wien ein Fernkornmuseum errichtet, in welchem alle Modelle der Werke dieses Künstlers aufgestellt werden.

— Charles Müller hat vom Kaiser von Frankreich den Auftrag erhalten, für die versailler Gallerie den „Empfang der siamesischen Gesandtschaft“ zu malen.

— Der großherzoglich badische Galleriedirektor, Professor Friedrich Lessing, ist von der Stockholmer Akademie zum auswärtigen Mitgliede ernannt worden.

— Der Landschaftsmaler Professor Albert Zimmermann ist von der kaiserlichen Akademie zu St. Petersburg für sein derzeit in der Ausstellung befindliches Bild: „Der Wasserfall auf der Rosenlaui“ zum Ehrenmitglied ernannt worden.

— Der Maler Wilhelm Müller hat von der preußischen Regierung den Auftrag erhalten, die von Carlo Carlone herrührenden Fresken im königlichen Schloß zu Brühl, welche durch Nässe verdorben sind, zu restauriren.

Musik.

— Der märkische Zentralsängerbund, dessen Fest wir kürzlich illustrirten, hat sein eigenes Organ, das bereits den zweiten Jahrgang angetreten: „Die deutsche Männergesangszeitung“, welche der Direktor jenes Vereins, R. Tschirch, wie wir aus den uns vorliegenden Blättern sehen, mit großer Umsicht redigirt. Mit der Müller'schen Sängerhalle wäre somit der Süden, wie der Norden durch das obige Blatt vertreten.

— Halevy schreibt eine neue Oper: „Noah“, für die Einweihung des Théâtre lyrique.

— Kapellmeister Reiß in Kassel hat eine Oper „Otto der Schütz“ entlendet, welche in Kassel zur ersten Aufführung kommen wird, Schlettherer, der Komponist der Oper „Graf von Hammerstein“, ist mit einer Oper „Rizzio“ beschäftigt.

— Direktor Ackert soll die Stelle eines Domkapellmeisters in Salzburg erhalten haben.

— Im Cirque Napoléon wird gegenwärtig „Lützow's wilde Jagd“ von 6000 französischen Sängern ausgeführt, und zwar unter dem ungeheuren Jubel der Franzosen.

— Musikdirektor Robert Franz ist von der philosophischen Fakultät in Halle zum Ehrendirektor ernannt worden.

— In Rostock fand in den Tagen vom 20.—22. Juni im Verein mit den Städten Schwerin, Wismar, Güstrow und anderen das zweite mecklenburgische Musikfest statt. Am ersten Tage kam von Beethoven die Ouvertüre in C, am zweiten Händel's „Josua“ zur Aufführung.

— Die „Johannespassion“ von Sebastian Bach ist in Kassel kürzlich aufgeführt worden, das erste Mal, daß dieses Werk von Schweizern gehört wurde.

— Wie der „Monde musical“ berichtet, soll es gegenwärtig in Paris 20,000 Klavierlehrer geben.

Industrie, Handel und Verkehrsanstalten.

— Ein preußischer Artillerieoffizier Namens Schulze hat ein neues Schießpulver erfunden, welches viele Vortheile vor dem alten besitzt, dessen Komposition aber bisher noch unbekannt ist. Augenblicklich experimentirt man mit demselben in Berlin. Der Erfinder hat, falls seine Erfindung eingeführt wird, als Preis die dreijährigen Ersparnisse des Staates beansprucht, die sich aus der Produktion des alten zum neuen Schießpulver ergeben müssen.

— Die Remsthalbahn, welche künftig Stuttgart mit der bayerischen Bahn bei Nördlingen vereinigen wird, ist bis Wasseralfingen vollendet und wurde dieser Tage zum ersten Male befahren. Die Eröffnung war mit vielen Feierlichkeiten verbunden, und hat namentlich das großartige Hüttenwerk in Wasseralfingen die allgemeinste Anerkennung gefunden. Die Bahn zählt mit zu den landschaftlich schönsten, die wir kennen, und wird durch die herrlichen Ausblicke und Ausflüge nach dem Hohenstaufen, Rechberg und der schwäbischen Alp zu einer der lohnendsten für den Fremden. Der Stammsitz der Ghibellinen (Waiblingen) und der Hohenstaufen, sowie das Grab der Letzteren (Lorch) kann nun in wenigen Stunden von Stuttgart aus besucht werden.

Gestorben.

— Dr. Markus Thulsen, früher Professor der Rechte und Etatsrath, 12. Juli zu Kiel.

— Fürst Adam Czartoryski, ehemaliger Präsident der polnischen Nationalregierung im Jahr 1831, zu Schloß Montfermeil bei Paris, am 15. Juli, 92 Jahr alt.

— Professor Pernice, geheimer Oberregierungsrath und Kronsyndikus der Universität Halle, am 16. Juli.

— Cuyp, Architekt und Verfasser der Werke „Le Panthéon“ und „Le Palais Massimi“, 79 Jahr alt, in Brüssel.

— Fr. Karl, geb. von Bernbrunn, die Wittwe des Direktors Karl, vormals Schauspielerin und Theaterdichterin, in Wien.

Briefmappe.

Hrn. A. B. in M—. Sie haben uns durch die Einsendung der beiden Photographieen einen sehr wesentlichen Dienst geleistet, und bitten wir Sie, auch über unsere Gegendienste zu verfügen.

Hrn. Rath A. in K—. Die Namen der Verfasser sind uns bislang unbekannt, wir werden jedoch bemüht sein, sie in Erfahrung zu bringen.

Hrn. G. J. in K. Hrn. Dr. W. in Hamb. Hrn. Ar. Julz E. in Zu. s. w. Sie wünschen zu wissen, wie der baden-badener Attentäter ausgesehen. Wir befriedigen Ihre Neugierde durch nachstehendes nach einer Photographie gezeichnetes Porträt, für dessen Aehnlichkeit wir indeß nicht garantiren können:



Oskar Becker aus Odessa.

Hrn. Mor. M. in Leip. Eine Zeitung von dieser speziellen Tendenz existirt unseres Wissens nicht.

Hrn. Karl G. in D. Es wird uns angenehm sein, mit Ihnen in Tausch zu treten.

Das deutsche Sängerfest zu Nürnberg am 20.—23. Juli.

„Deutschland ist ein geographischer Begriff!" Wer kennt nicht dieses gehässige Bonmot? Aber das deutsche Volk ist kein ethnologischer Begriff, es ist das Volk, welches weithin in allen Landen der Erde die Macht seiner geistigen Errungenschaften in anerkanntester Weise übt, eine Macht, in der ihm kein anderes Volk der Erde gleichkommt. Oder wo wäre Eines? Welches kann Namen, wie Gutenberg, B. Schwarz, Luther, Humboldt, Goethe, Schiller und Andere aufweisen, deren weltbewegende Geisteskraft eine Weltkultur in solchem Maße hervorgebracht und gefördert hätte? — Dieser geistigen Macht ist sich das deutsche Volk mit Stolz bewußt; es fühlt sich in seiner ganzen Masse von diesem Bewußtsein durchdrungen und an der allgemeinen Bildung und Gesittung nimmt Jeder, selbst bis in die untersten Schichten hinab, einen erfreulichen Antheil. Wie ein herrlicher Morgenschein leuchtet dieses edle Selbstbewußtsein über dem — ach leider! — politisch so vielfach gespaltenen Lande, und der Gedanke: Deutschland muß einig und eins werden, durchdringt mit Allgewalt alle Herzen, „die Sonderinteressen der einzelnen Stämme und Ländertheile müssen dem Gesammtinteresse untergeordnet und alle Macht der einzelnen Fürsten und Völker von Einer großen Zentralgewalt zusammengefaßt, geleitet und zum Wohl des Ganzen stark gelenkt werden!" — Das ist die große Aufgabe, nach deren Erringung jetzt das Volk hinstrebt. Wie sie gelöst werden soll — das ist noch ein Geheimniß der Zukunft. Aber sie wird und muß gelöst werden, soll das deutsche Volk nicht untergehen, und das einzige rechte Mittel zur Lösung ist Einigkeit!

Darum steht auf der Festfahne der nürnberger Sänger, die das demnächst stattfindende große Fest veranstalten, der Wahlspruch in goldener Schrift:

Deutsches Banner, Lied und Wort
Eint in Liebe Süd und Nord!

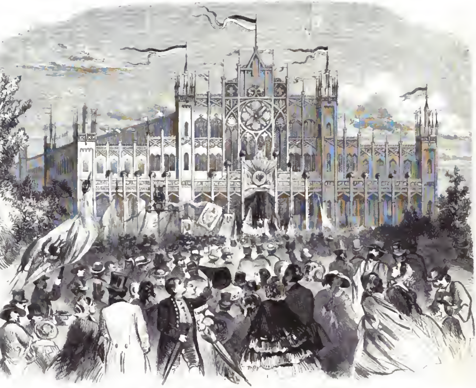
Ueber das Fest selbst nun das Wesentlichste in wenigen Worten. Im Januar dieses Jahres erließen die Nürnberger ihren Aufruf zur Theilnahme in alle deutschen Lande an die bedeutendsten Liedertafeln als an die Vereine aller kleineren Sängergemeinden. Er hat gute Früchte getragen. Fünftausend Sänger werden aus allen deutschen Landen in den Festtagen sich in der ehrwürdigen Noris vereinigen, und dort in der neuerbauten riesigen Halle (sie faßt mehr als fünftausend Sänger auf dem Podium und mehr als eilftausend Zuhörer im Parterre und Logengallerieen) auf dem anmuthigen, schattenreichen, großen Ludwigsfelde in Liedern preisen: „Den Gott, der Deutschland nie verläßt und unser deutsches Vaterland!" für dessen Ehre, Ruhm und Glück gewißlich gerne Gut und Blut einsetzt, wem ein „deutsches Herz" in der Brust schlägt. Ist auch das Fest der Zahl der Theilnehmer nach nicht ein vorwiegend nordisches, sondern mehr ein süddeutsches, denn die Norddeutschen bilden aus naheliegenden Gründen nur ein Dritttheil der Gesammtzahl der Sänger, so wird doch der Hauptfestzweck vollkommen erreicht und Nord und Süd einen sich im Liede. Wohl noch nie ist ein solches Fest auf deutscher Erde begangen worden, es wird ein Symbol sein der endlichen Einigung aller deutschen Stämme zu einer großen Nation!

Heil Deutschland, wenn es bald dahin kommt. Friede allen Völkern der Erde! Aber wir Deutsche bedürfen Keines derselben in Glück und Leid, wenn wir einig sind! Sie mögen alle suchen nach Allianzen, wenn sie derselben Noth haben; sie mögen ihre Zauberwerke mit Uebermuth, Schlauheit oder Verschwendung verfolgen. Deutschland kann ohne all' das bestehen für sich allein! Es ist sich ganz selbst genug, wenn es einig ist.

Das alte ehrwürdige Nürnberg beginnt schon, sich zum Feste festlich zu schmücken, um seine lieben Gäste würdig zu empfangen. An sich schon ein herrliches Bild mittelalterlicher Kraft und Bürgerlichkeit, und reichumrankt von Kunstblüten in Bild und Farbenton, in Bau und Anlage, legt es, wie so oft und gerne, das Festgewand an in Fahnenschmuck und in der Zierde frischgrünender Kränze, um die Festgäste einen tiefen Blick in die Tage mittelalterlicher Größe und Würde des Vaterlandes thun zu lassen. In den Hallen seiner ehrwürdigen Kaiserburg rauscht es wieder wie von Schauern der gewaltigen Vergangenheit, und von den Zinnen seiner epheuumrankten Mauern, Thürme und feindbedräuenden Zwinger fällt der Blick hinaus in's grüne fruchtgesegnete Land, und auf die nahen dunkeln Baumkronen des Ludwigsfeldes, wo auf den höchsten Giebeln der mächtigen Halle das schwarz-rothgoldene Banner über den Farben aller deutschen Stämme flattert, und von wo es vieltausendstimmig wie Geistersang herüberklingt:

Das ganze Deutschland soll es sein!

Ph. Körber.



Das deutsche Sängerfest zu Nürnberg am 20.—23. Juli. Nach einer Originalzeichnung von C. Schüler.

Das erste deutsche Schützenfest in Gotha.

(Zu Bild S. 691.)

Vor einigen Jahren schon hatte man in Gotha die Idee angeregt, ein größeres Schützenfest zu feiern. Die großen Schwierigkeiten der Ausführung mußten die Feier zunächst auf ein thüringisches Festschießen beschränken, das auch allgemeine Zustimmung fand und im Juni 1859 zu Stande kommen sollte. Der damals ausbrechende Krieg vereitelte das schöne Unternehmen, und auch ein zu Köln im Herbst 1860 abgehaltenes germanisches Schützenfest verlief weniger großartig, als man gedacht, da das Ganze eigentlich auf eine Privatspekulation basirt war. — Dem kleinen Gotha, dessen Fürst jeden Aufschwung, der sich in unserem politischen Leben und hauptsächlich in der nationalen Einigung kundgibt, mit Freuden begrüßt und nach besten Kräften unterstützt, war es endlich vorbehalten, ein allgemeines deutsches Schützenfest verbunden mit einem thüring'ischen Turnfest zu Stande zu bringen. — Getragen also von der Idee, daß ein engeres Aneinanderschließen der Deutschen nach jeder Richtung hin noth thue, daß die Einigung gefördert wird durch nationale Feste, und daß insbesondere das Schützenwesen gehoben wird durch allgemeine Preis- und Wettschießen und durch den persönlichen Verkehr der Schützen aller deutschen Stämme, vereinigten sich eine Anzahl Männer in Gotha zur Veranstaltung eines deutschen Schützenfestes, welches in Gotha in den Tagen vom 8. bis 11. Juli, verbunden mit einem thüringer Turntag, abgehalten wurde. — Die angeregte Idee fand im Nord und Süd, Ost und West des deutschen Vaterlandes begeisterten Anklang, und aus allen Gauen kamen Anmeldungen zur Betheiligung und Festgaben für die Schützen. — Nachdem so das Zustandekommen des Festes gesichert war, wandte sich der Festausschuß an Seine Hoheit den Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha und bat um die Uebernahme des Ehrenpräsidiums bei diesem nationalen Feste, welches von dem erlauchten Herrn mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit durch folgende Zuschrift acceptirt wurde: „Der Ausschuß für das deutsche Schützen- und thüringer Turnfest hat mir die schmeichelhafte Bitte ausgesprochen, sein Ehrenpräsidium übernehmen zu wollen. Mit um so größerer Bereitwilligkeit komme ich diesem Wunsche entgegen, als der leitende Gedanke zu dem endlich ausführbar gewordenen Feste vor Jahren von mir selbst ausging, und ich mit allen guten Patrioten freudig eine Zeit begrüße, in welcher unser deutsches Volk jeden Anlaß zur Kundgebung seines Nationalgefühls mit Jubel ergreift und sich im Streben nach erhöhter Kraft des Vaterlandes gern wetteifernd aus allen Gauen zusammenfindet. Das Gefühl der Mannhaftigkeit des Einzelnen und das Verlangen nach Wehrhaftigkeit des ganzen Volkes durchdringt jetzt die Gesammtheit. Lassen Sie uns daher unser Fest in dem Sinne ordnen, daß es diesem Gefühle seinen wahren Ausdruck verleiht!" Koburg, am 24. Mai 1861. Ernst. — Das eigentliche Fest begann demnach am Montag den 8. Juli.

Um 6 Uhr früh wurden Gotha's Bewohner und die zahlreichen Fremden durch Reveille und Kanonenschüsse zu der fröhlichen Feier wach gerufen. Um 7 Uhr versammelten sich die Turner auf dem Rennbahn(?)platz, die Jungfrauen, welche die Fahnen der Turner begleiteten, in den Kreuzgängen des Klosters, die Festreiterei auf dem Rondelle hinter dem Schloß, endlich alle übrigen Festtheilnehmer auf dem Hauptmarkt. Auf letzterem sammelten sich später alle einzelnen Abtheilungen des Festzuges, der folgendermaßen geordnet war: 1) der Festordner zu Pferde, zwei Festreiter zur Seite, 2) die Festreiterei, 3) ein Zugführer, 4) erstes Musikkorps, 5) eine Abtheilung Kommunalgardeschützen, 6) zwei Zugführer mit Stäben, 7) Turnvereinsvorstand, 8) die rothweiße Turnerfahne, getragen von einem Turner, umgeben von einer aus Mitgliedern des Turnvereins bestehenden Abtheilung der Feuerwehr in ihrer Dienstkleidung, 9) die Deputationen auswärtiger Turnvereine mit ihren Fahnen und Schildern, jede Fahne umgeben von Jungfrauen in den thüringer Farben, 10) die auswärtigen Turnvereine deßgleichen, 11) die neue Turnerfahne, getragen von einem Turner, umgeben von der Fechtriege, 12) eine Abtheilung Jungfrauen, im Spalier umgeben von den zwölf Zugführern der Turner, 13) die hiesigen Turner, 14) ein Zugführer, 15) zweites Musikkorps, 16) ein Zugführer, 17) die Zieler, 18) vier Zugführer, 19) zwei Zugführer mit Stäben, 20) eine Deputation auswärtiger Schützenvereine mit Fahnen und Büchsen, jede Fahne umgeben von einer Anzahl von Jungfrauen in den deutschen Farben, 21) die auswärtigen Schützenvereine deßgleichen, 22) die übrigen Schützengäste deßgleichen, 23) ein Zugführer, 24) der zweite Vorsitzende des Ausschusses und der Bürgermeister als Ausschußmitglied, 25) drei Pagen, Humpen und Pokale tragend, 26) der Schützenkönig im Ornat, 27) der Vorstand der Armbrustgesellschaft, 28) die hiesigen aktiven Schützen mit ihren Büchsen und mit ihrer Fahne, von Jungfrauen umgeben, 29) ein Zugführer, 30) drittes Musikkorps, 31) die Männergesangvereine mit ihren Fahnen und Abzeichen, 32) zwei Zugführer, 33) die fremden und hiesigen Festtheilnehmer, welche nicht Schützen sind, 34) eine Abtheilung Kommunalgardeschützen. — Um 8 Uhr wurde der Festzug durch den Bürgermeister der Stadt von der Treppe auf der westlichen Seite des Rathhauses begrüßt, dann zog derselbe unter Glockengeläute und Kanonendonner nach dem Schützenhofe. Auf der in der Mitte vor dem Schieß-



Das erste deutsche Schützenfest in Gotha. Nach einer Originalzeichnung von Lehmann.

hause angebrachten Estrade befand sich Seine Hoheit der Herzog, und nach erfolgter Aufstellung der verschiedenen Festzugsabtheilungen eröffnete der durchlauchtigste Ehrenpräsident das Fest mit folgender Rede: „Geehrte Versammlung! Der Gedanke der Vereinigung deutscher Schützen rief schon vor Jahrhunderten die Schützengilden zu gemeinsamen Festen zusammen. Aber unaufhaltsam gingen die Wogen der Zeit über diese früheren Versuche hinweg. Das Alte sank in Trümmer. Ein neues Leben ist erstanden und aus den alten Grundfesten erblüht in jugendlicher Frische ein neuer Gedanke. Das Volk, das edle, deutsche Volk, fühlt sich in seiner Kraft. Nach Einigung drängen die Massen, und so schaarten sich auf den ersten Ruf die deutschen Schützen aus allen Gauen und die Turner der engeren Heimat um ihre Fahnen, und jubelnd begrüßen wir hier vor uns alle die Fähnlein, die von fern gekommen. Kraft und Geschicklichkeit sollen heute nach Preisen ringen, um den Einzelnen, gehoben durch das Bewußtsein seines Werthes, dem Ganzen brauchbarer zuzuführen. Das Hauptziel des gemeinsamen Strebens sei Wahrung der Ehre und Schutz des großen, deutschen Vaterlandes. In diesem Gedanken laßt uns die Bruderhand reichen! Und hiermit erkläre ich den ersten deutschen Schützentag für eröffnet!" Nachdem hierauf die hiesigen Männergesangvereine die erste Hymne Seiner Hoheit des Herzogs mit entsprechendem untergelegtem Texte vorgetragen, begaben Sich der Durchlauchtigste Ehrenpräsident unter Geleite des ersten Musikkorps und des Festordners, von den Mitgliedern des Festausschusses und den Schützen mit ihren Büchsen gefolgt, nach der Schießstätte und das Festschießen begann. — In reichem Maße und mit liebevollen und sinnreichen Beziehungen waren aus allen Gauen herrliche Gaben dem Feste zugeflossen, und von fürstlichen Personen waren durch kostbare Geschenke der hohe Ehrenpräsident, der Kronprinz von Preußen und seine Gemahlin und der Prinz Albert von England vertreten. — Für die Scheibe „deutsche Flotte" waren auch Gaben von historischer Bedeutung eingegangen, so ein Briefbeschwerer (Kanone) aus Material vom Christian VIII. und der obere Theil des Scepters vom Galionbild desselben Kriegsschiffes. — Der erste Festtag schloß mit einem glänzenden Turnerball, dem am Mittwoch den 10. Juli ein ebenso solenner Schützenball folgte. — Das Festschießen selbst währte täglich auf allen Ständen von Morgens 8 Uhr bis Mittags 12 Uhr und Nachmittags von 2—8 Uhr. Harmoniemusik an verschiedenen Punkten des Festplatzes fand täglich Statt. Die Zahl der Fremden wird auf ungefähr 20,000 geschätzt.

Beatrix.

Eine Erzählung

von

Karl Frenzel.

(Schluß.)

4.

Am andern Tage machte Raimund seinen ersten Besuch im Schloß, von der Gräfin wie von dem Baron ward er mit einer Freundlichkeit aufgenommen, die zumeist bei dem alten Herrn einen rührenden Zug hatte; er werde nie vergessen, daß er ihm das theuerste Kleinod seines Lebens, seine Nichte, gerettet, versicherte Herr von Seibitz wiederholt. Ohne weit über das allen Gebildeten gemeinsame Maß der Erkenntniß hervorzuragen, ohne den Anspruch auf Geist und besondere Bedeutung war Raimund ein liebenswürdiger, anregender Mensch, voll Phantasie und lebendiger Auffassung, im Streit nicht ohne Schärfe und Witz, unter den vielen jungen Edelleuten, die Beatrix umschwärmten, doch der Einzige, der ihr dem Geiste nach fast ebenbürtig oder, wie sie in liebender Verzagtheit meinte, sogar überlegen war. Uebersehen konnte ihn ein Frauenauge nicht gut, allmälig, unabsichtlich hatte Beatrix an ihm Gefallen genommen wie an einem Bilde, einer Statue, einer Erscheinung, die uns bald entrissen wird und die wir deßhalb um so genauer betrachten. Sein Trotz ihr gegenüber reizte sie, das Zusammentreffen bei dem Pavillon ließ sie befürchten, er wisse um ihre Vergangenheit, aber so, mit diesem dunklen Flecken, wollte sie nicht in seiner Erinnerung stehen — „es ist eine Laune von mir," überredete sie sich selbst, „nur eine Laune, dieser Mann soll gut von mir denken." Genau glaubte sie berechnet zu haben, wie laut ihr Herz für ihn schlage, schlagen dürfe; der Zufall hatte ihre kluge Berechnung zerrissen — Raimund mußte sie vor einem lebensgefährlichen Sturze bewahren.

Vor Jahren, „als ich noch jung war," pflegte sie zu sagen, war Beatrix das Opfer einer heftigen, zügellosen Leidenschaft geworden. Die Glut ihrer Gefühle, ihre brausende, jugendlich erregte Sinnlichkeit hatte sich in Kämpfen mit ihrem Vater, mit der Sitte, die sie brach, in den Armen eines Mannes verzehrt, dem sie damals mit abgöttischer Anbetung anhing. Ein schreckliches Erwachen war dieser Trunkenheit gefolgt, eine Umwandlung vollzog sich in ihr. Sie fing an, ruhiger und kühler ihr eigenes und der Andern Sinnen und Trachten zu erwägen, ihr gefiel der Spruch: im Umgang mit den Menschen bricht das Herz oder versteint. Aber diese Kälte und Strenge war doch nur wie die harte Schale um einen edlen Kern. Nach wie vor empfand die Gräfin feurig und groß, wenn sie jetzt auch ihre Begeisterung zu verbergen und die Spröde zu spielen gelernt hatte. Eins indessen blieb ihr als Frucht ihrer Erfahrung. Abneigung und Verschlossenheit gegen die Männer. Scherzend warfen ihre Freundinnen oft die Frage auf, ob sie dieselben mehr fürchte oder verachte? Beatricens Adel und hoheitsvolle Erscheinung bezauberte leicht im ersten Eindruck, ihre kühle Höflichkeit hinderte jede freundlichere Annäherung. Der Dienst, den man ihr leistete, die Schmeicheleien, die man ihr sagte, mochten ihr weder unangenehm noch gleichgültig sein, allein es konnte sich Niemand rühmen, daß sie ihm mit einem zärtlicheren Wink des Auges gedankt, sie behandelte alle gleich und machte keinen Unterschied zwischen denen, die ihr huldigten, und jenen, für die ihr Joch zu schwer geworden. Bis zu dem entscheidenden Spazierritt hatte darum Raimund's Bild sie nicht allzumächtig beschäftigt, es war eine jener Nichtigkeiten, welche die verlorene, müßige Stunde einer vornehmen Frau ausfüllen und sie in einen süßen, romantischen Traum wiegen. Und wie es auch enden sollte, daß bis in seine späteste Zukunft ihre Schönheit einen sanften, die Erinnerung verklärenden Glanz werfen würde ... ihr Spiegel, ihr Herz gaben ihr Recht. Steht aber wie einer auf einem Abhang, mit schwankendem Fuß! Je eifriger er sich aufrecht zu erhalten strebt, desto tückischer entgleitet ihm der Boden. Von Stufe zu Stufe, wohin hatte sie nun ihre Tändelei, die Blindheit der Glücksgöttin geführt? Zwar that sich kein Abgrund vor ihr auf, noch verwirrte die Leidenschaft ihren durch die Jahre und die grausamste Prüfung gereiften Verstand. Nach einem Sturm- und Gewittertage senkt der Wind oft ermattend seine Fittige, auseinander eilen vor dem Strahl der sinkenden Sonne, wie von den Fingern eines Engels berührt, die schweren, zusammengeballten Wolken, und mild auf in dem Frieden des Abends athmet die beruhigte Natur; ein solcher Friede war über sie gekommen. Er befriedigte ihre stolzen, leidenschaftlichen Wünsche nicht, er wiegte sie ein, um keinen Preis hätte sie diese Stille, die Seelenheiterkeit, in der sie sich jetzt so wohl und frei fühlte, die sie nach ihrem eigenen Ausspruch besser gemacht, aufgegeben — und doch, das Mittel, sie zu bewahren?

Konnte die Gräfin Kaltenburg Raimund Werner heirathen? „Es geht an," — freilich, wie viel Schranken mußten da noch übersprungen, wie viele Vorurtheile besiegt werden! Und war sie zu diesem Kampfe bereit? „Noch nicht" sagte ihr die geheime, nie lügende Stimme in der Brust, „noch nicht!"

„Aber er bleibt uns ja," — das tröstete sie und Angelika, als sich Herr Raimund nach einer in angenehmer Unterhaltung hingebrachten Stunde „auf Wiedersehen!" empfahl. Keinem der beiden Mädchen war es gelungen, was sie bedrängte und beseelte, in einem einzigen kurzen und doch für die Liebe verständlichen Worte anzudeuten, daran hatte theils die Gegenwart des Barons die Schuld — und dann, wie zurückhaltend war heute Herr Raimund gewesen, vor Beatricens Blick hatte er stets seine Augen niedergeschlagen oder zur Seite gerichtet — indeß das konnte nicht anders sein, entschuldigte sie ihn nachher vor sich selbst, er saß in der Sonne.

Und in den nächsten Tagen, da Raimund seinen Besuch wiederholte, kam es zu keinem Aussprechen, zu keiner gegenseitigen Annäherung. Mehr und mehr erblaßte vor Angelika das Schreckbild, das die wüsten und finstern Drohungen Anselm's ihr gezeigt, nach der ersten Ueberraschung fand sie ihre Rolle in seinem Plan häßlich und unedel: wenn Raimund sie nicht liebte, durfte sie seine Neigung zur Gräfin und sein Glück eigenmächtig und selbstsüchtig durchkreuzen? Sich ihm aufdrängen? Ihre Freundschaft wie ihre Weiblichkeit war durch Volkmar's Anerbieten verletzt, einen Augenblick hatte der dunkle Abend, ihre Furcht, der Dämon in ihm ihren Willen überwunden, ihr war's, als hätte es sich um den Verkauf ihrer Seele gehandelt. Wem es das Loos bestimmt, in Unabhängigkeit und Dürftigkeit zu leben, verliert den Muth eines fröhlichen, muthigen Kampfes um das Glück, kaum wagt er seine Wünsche zu ihm zu erheben, viel weniger die Hand verwegen danach auszustrecken, er erwartet den günstigen Wind, der ihm die Frucht in den Schooß schüttle, und nennt seine angeborne Feigheit rechtfertigend „Fügsamkeit in das Unvermeidliche".

Zum Sonntag war die Woche so vorgeschritten, und nach der Predigt trafen sich beim Hinausgehen, in der Vorhalle der Kirche, Raimund und Angelika, nicht ganz zufällig, denn Wendelin war am vergangenen Abend in das Schloß gekommen und hatte, eben als Angelika über den Hof eilte, zu den andern Dienern geäußert: Herr Werner sei ein frommer gottesfürchtiger Mann, und werde morgen Gott für seine Genesung danken, worüber jene leichtfertige Bursche gelacht, und der Alte hatte selbst zu ihr hinblickend sein Gesicht zu einer drolligen und doch wieder boshaften „Teufelsfratze" verzogen — „Teufelsfratze" oder „Gesichterschneider", so hieß er nun einmal bei allen jüngeren Leuten im Dorf und in der Burg.

Angelika erröthete und Herr Raimund hatte Mühe seinen Gruß ohne Verlegenheit anzubringen ... zum ersten Mal wieder allein! Unbeschreiblich süß und wohlig ist solch' Zusammensein, gleichviel ob es stumm oder beredt, es athmet Veilchenduft aus — und er wie sie, beide noch jugendlichen Sinnes, mit einem Herzen, dem die Erkenntniß des Daseins und der Welt noch nicht allen Schmelz, alle Schwärmerei und Begeisterung geraubt, waren, über den Kirchhof wandelnd, in der Stille des Tages, unter dem grauen bedeckten Himmel, dem nur in einzelnen Streifen die hinter den Wolken verborgene Sonne einen matten gelblichen Schein verlieh, wie geschaffen, sich dieser Süße und ihrem berauschenden Hauche hinzugeben. Dazu schlugen die Glocken auf's Neue an, zu einem feierlichen Brautzuge, und sie suchten, seinem Lärm und Gewühl zu entgehen, in die einsamsten Pfade einbiegen ... mit ihnen wandelte das Glockengeläut, in verklingenden, allmälig verhallenden Akkorden.

Vieles hatten sie schon gesprochen, Nächstes und Fernstes, zusammenhanglos, um das Wort nicht zu erwähnen, das ungefragt auf ihren Lippen schwebte. —

„Fräulein Angelika, ich erhielt gestern einen Brief von meinen Vorgesetzten, er ruft mich nach der Hauptstadt zurück, um ihnen persönlich Bericht über den Bau zu erstatten."

„Ach, Sie verlassen uns!"

„Nicht auf immer!"

Sie versuchte zu lächeln. „Auf Wiedersehen! Jeder sagt's — aber wie oft ist's nur ein verhüllter Abschied auf keine Wiederkehr."

„Wollen wir wetten, daß ich um Weihnachten wieder im Schlosse bin?"

„Ah, bei der Gräfin — das ist etwas anders." Und nun lachte sie wirklich.

„Freilich, aber ich bin mit meinen Geständnissen noch nicht zu Ende — ich will fliehen."

„Fliehen?"

„Ich hasse das Abschiednehmen; ich werde dem Baron und der Gräfin einige Zeilen zurücklassen, meine hastige Abreise, gut oder schlecht, wie's geht, entschuldigen." —

„Und Sie hoffen dann noch eine Einladung zu dem Weihnachtsfeste? Viel Selbstgefühl und kühner Muth" — parodirte sie, ihr Herz klopfte zu stark.

„Bei alledem — ich hoffe nämlich, daß die Gräfin in jenen Tagen mit Herrn Botho von Hülsakron oder einem andern wackern Edelmann verlobt sein wird."

„Herr Werner!"

„Sie schütteln den Kopf? Sie glauben es nicht? Wie Gott will: meine Pflicht ist's, zu gehen."

Eine Thräne brach durch Angelika's halbgeschlossene Wimper, dieß ermuthigte ihn fortzufahren: „Ja, gehen — ein gutes Theil von mir wird immer hier bleiben, unter diesen Bäumen, in der alten Sternwarte. Ob die meiner auch denken werden, wenn ich fern bin?"

„Ich liebe den gefälligen Wahn, daß meine Erinnerung an ihn auch in dem Freund mein Angedenken und die Sehnsucht nach mir erweckt."

„Dann — o dann werden wir keine Stunde getrennt sein, nicht auf eine Sekunde soll mein Schatten von Ihnen weichen."

„Vielleicht möchte es Herrn Werner doch eine unangenehme Ueberraschung bereiten, tauchte der Wenige plötzlich neben ihm auf."

„Ade, Angelika. Das ist auch ein Manneswort."

In das Schloß hinauf wollte er nicht — „ich könnte der Gräfin begegnen," sagte er, „darum leben Sie wohl. Morgen in der Frühe reise ich." Hand in Hand standen sie. „Seh' ich Sie noch?" flüsterte er. „Am Abend, auf der Hochzeit, ich habe dem Bräutigam versprochen zu erscheinen; auf eine kurze Zeit machen Sie sich frei, nicht?"

Wie sie ihm zuwinkte, fiel eine schlechtbefestigte Schleife von ihrem Gewand, eine Schleife von blauer Seide; die hob er auf, schon streckte sie die Hand danach aus, er aber küßte sie, verbarg sie — „Addio!" Da wußte Angelika, daß sie geliebt werde.

Während Raimund mit seinem Raube den Burghügel hinabstob, Angelika ihm nachblickend all' ihre besten Wünsche und Gedanken mit ihm sandte, weilte Beatrix in der Sternwarte, geschäftig in seinem Gemach.

Auch die Gräfin hatte von Raimund's Kirchgang gehört und seine Abwesenheit benutzt, einen längst gehegten Plan auszuführen. Viel zierliche und geschmackvolle Kleinigkeiten, wie sie Männern gefallen, hatte sie sich aus der Hauptstadt schicken lassen, sein Zimmer damit zu schmücken. Die Diener, eine Magd, die mit Wendelin die Sternwarte bewohnte, hatten Alles hinaufgetragen, nun ordnete sie selbst. Ihr war die Arbeit ungewohnt, doch Sorgen und Mühen für einen Andern. Zwei kostbare Blumensträuße hatte sie von dem Gärtner aus ihrem Treibhause gefordert, die steckte sie eben in die altmodischen, chinesischen Vasen, die auf dem Kaminsims prangten. Wie eine wohlthätige Hausfrau kam sie sich vor, und schlug lachend in die Hände wie ein fröhliches Kind, dem ein Scherz gelungen. Noch einen raschen Blick warf sie umher, ein wehmüthiges Gefühl trübte ihre innerliche Befriedigung: „wird es ihn freuen? Ach, armes Herz! wird Dich kein Lächeln belohnen?" Wiederholt hatte es an die Thür gepocht, jetzt, wo Beatrix den Kopf wandte, sprang sie auf.

„Die Gräfin Kaltenburg," sagte eintretend Anselm Volkmar. —

Ein Entrinnen war unmöglich — weit abseits vom Hause hielt ihr Wagen, Wendelin war ausgegangen, unten in der Küche arbeitete die Magd; sie hätte zum Fenster stürzen, es öffnen, um Hülfe rufen können ... allein ihr Stolz ließ es nicht zu.

An den Kamin lehnte sie, ihr Antlitz hatte jeden Schimmer der Freude verloren, bloß, drohend schaute es aus ihrem kleinen, penséeseidenen Hut.

„Vier Jahre nicht so zusammen! Vier Jahre!" Die Töne seiner Stimme klangen wie gebrochen und zugleich wie ein unterdrücktes, heiteres Aufschreien. „Ihnen bedeutet das nichts, Ihnen! Was kümmert Sie mein Elend? Daß Ihr grausames Spiel mein Dasein zerschlagen hat? Aber triumphiren Sie nicht zu früh, Gräfin, die Rache ist mein! So lange ich athme, hoffen Sie kein Glück!"

„Herr Anselm Volkmar" — und wie sie sprach ward ihre Haltung und ihr Ausdruck noch kälter und schroffer, „ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen. Vier Jahre, Sie sagen es selbst, liegen zwischen dem Tage, wo Freundschaft uns verband, und dieser Stunde — vier Jahre, genügten sie nicht, die Vergangenheit auszulöschen?"

„Pah, bin ich denn ein Kind, das sich von Drohungen einschüchtern läßt? Ein Recht hab' ich auf Sie, ein Recht, unverletzlich, unweigerlich; soll ich es Ihnen zurückrufen, wie ich es erwarb?"

Ihre Lippen öffneten sich bebend, ein Laut floh nicht darüber, aber ihr Auge bewahrte sein tiefes, loderndes Feuer.

„Und Sie sind mein! Ob Sie mich hassen, ob Sie mich lieben — mein, unauflöslich an mich gebunden! Das" — und seine Leidenschaft riß ihn hin — „das weißt Du, daß Dich Niemand vergißt, der Dich mit seinen Armen umschlungen, dem Deine Küsse eine wilde, tolle, verzehrende Glut eingeflößt! Starre nur, Du hast das Feuer entzündet, Du — nun laß es brennen! Die Welt verbrennen, Dich und mich!"

Es schien, als wollte er auf sie zustürzen, sie gewaltsam an sich pressen ...

„Anselm," entfuhr es ihr da und sie erhob den Finger, „Du vergißt den Schatten, dort, hinter Dir, Edgar's Schatten" — und so mächtig war der Eindruck dieser Bewegung, ihrer geflüsterten Worte, daß Volkmar scheu das Gesicht zurück kehrte, wie einer, der, von unsichtbarer Gewalt bezwungen, das Gegentheil seines Willens thut. Und die Thür ging wieder ...

„Raimund! Raimund!" Die Starrheit ihrer Glieder löste sich, sie lag weinend, jauchzend, bewußtlos an seiner Brust.

Er konnte auch nichts, als „Beatrix!" stammeln.

Die Arme übereinander geschlagen, betrachtete sie Anselm: auf Bildern sieht man so unerbittliche Richter — den letzten Schmerz derer beobachten, die ihr Mund zum Tode verurtheilt.

Allein mit stolzer Siegesgewißheit öffnete Beatrix ihr Auge, während es Raimund zulächelte, spottete es über Anselm! „Du bist doch der Betrogene!"

„Vergeltung," sagte er, wie zur Antwort darauf, „ich fühle — ich weiß aus Erfahrung, was folgt."

„Ah!" schrie Beatrix — in einem Blick trafen sich dann die Augen der Drei.

„Gräfin Beatrix," entgegnete in der unheimlichen Stille Raimund ruhig und gefaßt, „ich kenne meine Pflicht und Herr Anselm Volkmar gewiß auch die seinige."

„Tödte ihn!" sagte sie noch, ihm die Hand reichend; im wilden Wort brach ihre lang verhaltene Wuth hervor.

Schweigend verweilten die beiden Männer sich gegenüber, bis das heftige Zuwerfen der Hausthür ihnen den Fortgang Beatricens anzeigte.

„Jetzt zu Ihnen, Herr Volkmar," redete Raimund, „setzen Sie sich, wir können in aller Freundlichkeit besprechen, wo, wann und wie wir uns morgen die Hälse brechen."

„Gut; sie will, daß einer von uns beiden nicht wieder aufsteht."

„Ich verarge es ihr nicht, sie ist gröblich beleidigt."

„Und Sie sind ihr Ritter! Und so kaltblütig! Was haben Sie in meinem Streit mit der Gräfin zu thun?"

„Gar nichts; Sie beleidigen eine Dame in meiner Gegenwart, ich schütze sie — also kurz, auf Pistolen, zehn Schritt; wir schießen zusammen, ein-, zwei- dreimal?"

„Mir recht. Und der Ort?"

„Wo Sie wünschen."

„Am Pavillon."

Flüchtig schaute Raimund über ihn hin. — „Wohl, um neun Uhr Morgens. Herr von Seibitz wird auf meine Bitte mir sekundiren."

„Ich werde einen Bekannten mitbringen."

Raimund verneigte sich: „Abgemacht!" erst jetzt zog er seine Handschuhe aus.

Ueber die Stirn und die Augen fuhr sich Anselm: „Merkwürdig, wie ähnlich Sie so meinem Vetter Edgar sehen, wie ähnlich!"

„Und am Ende könnt' ich dasselbe Geschick haben, das meinen Sie doch mit Ihrer Aeußerung? Nur berührte es mich nicht; lieber möcht' ich Sie fragen, Herr Volkmar, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft?"

„Ja, so — ehrlich gestanden, ich bin nicht mehr in der Stimmung; vor dem letzten Gange hat Jeder noch seine Geschäfte, die beunruhigen mich ein wenig. Heut Abend, wie Goethe's Egmont sagt, bin ich der Sorgen ledig, der Furcht und jedes ängstlichen Gefühls — opfern Sie mir eine Stunde, kommen Sie in die Buschmühle herüber, keine Ueberraschung, wie sie mir hier geworden, erwartet Sie dort."

„Gut; für den ersten Theil des Abends bin ich versagt — wenn Ihnen zehn Uhr nicht zu spät ist . . ."

„Ich suche erst lange nach Mitternacht mein Lager."

Damit trennten sie sich, kalt und förmlich, „ein sonderbarer Mensch", mochte Jeder von dem Andern denken.

Langsamen Schrittes durchmaß Raimund sein Gemach, „welche Narren sind wir doch!" sagte er ein- und noch einmal vor sich hin. Die Geschenke Beatricens, die Blumen in den Vasen fesselten seine Aufmerksamkeit, er öffnete die Briefmappe, die Cigarrentasche — „wie freundlich ist sie!" Dann wieder umstrickte ihn die Grübelei . . . Du kommst nicht von ihr los, trotz Deines Willens, Deiner Bemühungen; Du liebst sie nicht und gehst für sie in den Tod. Getrost, Du erfüllst eine Ehrenpflicht. Sterben, so jung schon sterben! Ah, ein wenig früher, ein wenig später müssen wir alle hinab. Süße, arme Angelika — wahrlich, darum wäre es doch schade, wenn mich seine Kugel träfe . . . so durch einander wirbelten seine Gedanken. Klarheit und Besonnenheit gewann er wieder, als er sich aufraffend einen ausführlichen Bericht über die Fortschritte des Eisenbahnbaus an seine Vorgesetzten niederschrieb, den Baron in wenigen Zeilen ersuchte, ihm in einer Ehrensache gegen Herrn Volkmar als Sekundant zu dienen und, wie er in einer plötzlichen Erinnerung an Horaz ausrief: „nun zu Dir, süßlächelnde Lalage," seine reiche Halskette, ein Geschenk seiner Mutter, von der Uhr loskettete, ein kleines goldenes Kreuz daran befestigte, eine Rose aus Beatricens Strauß dazu legte, Alles in ein Kästchen verschloß und darauf schrieb: „Fräulein Angelika zum freundlichen Gedenken." Am Nachmittage ward Wendelin mit dem Brief an den Baron in die Kaltenburg geschickt, derweilen übte sich Raimund in dem Garten der Sternwarte mit seinen Pistolen ein, wiederholt traf seine Kugel das Ziel; „wenn meine Hand morgen so ruhig bleibt" — er vollendete nicht und schoß weiter. Bei seiner Rückkehr fand ihn Wendelin noch in dieser Beschäftigung. „Ihr habt einen verwünscht sichern Schuß," sagte der alte Soldat mit einem Blick der Befriedigung und des Einverständnisses.

„Es macht sich. Und der Baron?"

„Morgen um Dreiviertel Acht wollen der Herr Baron in der Sternwarte sein."

„Sonst noch etwas?"

„Nichts. Die gnädige Gräfin haben einen Fieberanfall, Fräulein Angelika sitzt an ihrem Bett, und Alle erwarten, daß Herr Werner morgen noch nicht von uns reist."

„Wendelin seid so gut und packt meine Siebensachen, die oben liegen, in den kleinen Lederkoffer."

„Zu Befehl. Also doch?"

„Nun vielleicht bleibe ich auf immer bei euch."

Auf der Hochzeit war Werner einer der lustigsten, er lachte mit den Bauern, er tanzte mit den schönsten Mädchen. Die Gegenwart Angelika's durfte er nach Wendelin's Bericht nicht hoffen, und sie hätte ihn auch nur verwirrt, ihn zu einer unbedachten Aeußerung verleitet und seine Festigkeit gebrochen. Noch war Alles, was zwischen uns geschehen, ein bunter Nebel, ein Traumgebild, tröstete er sich, lieg' ich morgen auf der Erde, mag sie in mir einen guten, ehrlichen Freund beweinen, ich habe ihre Seele mit keinem Wort vergiftet — ohne Gram kann sie auf die Stunden zurückschauen, die sie mit mir verlebt; wenn sie Hoffnungen genährt, dichter, fester können sie nicht gewesen sein als Sommerfädchen. Diese Betrachtungen begleiteten ihn über die Felder zur Buschmühle.

„Da bin ich," so trat er bei Anselm ein.

„Immer pünktlich."

„Was die Leute morgen für Gesichter machen werden! Heut plaudern wir friedlich und —"

„Ja, es ist drollig."

„Drollig, wie die ganze Welt, aber wie diese auch nothwendig, Herr Volkmar."

„Nothwendig?"

„Für uns beide wenigstens. In meiner Lage würde Herr Anselm Volkmar gerade so gehandelt haben, wie ich."

Ein weites, düsteres Zimmer mit dunkelgrünen Tapeten, Schränke und Tische von Nußbaumholz, die ledergepolsterten Sessel hatten nur kurze Lehnen, das Auffallendste waren auf einem Schenktisch in einer Ecke die silbernen Kannen, Becher und Schalen, an den kahlen Wänden hing kein Bild, nur ein schmaler Spiegel in einem verblichenen Rahmen.

„Trinken wir ein Glas Wein," sagte Anselm, „das wird Sie erwärmen, es ist kalt heute, und die Unterhaltung fließt leichter beim Wein."

Raimund rückte seinen Sessel näher an den Tisch, während Anselm die Gläser füllte.

„Guter Tokayer, ich versichere Sie, noch aus meines Oheims Weinkeller."

„Vortrefflich; Sie haben da eine herrliche Erbschaft gemacht."

„O ja; ich bin neugierig, wer es nach mir genießen wird, so viel ich weiß, hab' ich keine Verwandten."

Die silberne Lampe brannte dunkel zwischen ihnen, Anselm wollte sie höher schrauben, aber sein Gast bat: „Lassen Sie, ich liebe die Halbschatten in solch' alterthümlichen Gemächern."

Mit dem Finger malte der Eine nun Buchstaben und Formen auf die Tischplatte, der Andere folgte den Rauchwölkchen seiner Cigarre.

„Wie wird die Hexe im Schloß lachen und tanzen, daß wieder zwei ehrliche Leute ihretwegen einen Narrenstreich thun!" unterbrach Anselm gleichsam seinen eigenen Gedankengang.

„Herr Volkmar, wenn ich bleiben soll, keine Sylbe mehr über die Gräfin; Sie verleumden sie, weder lacht noch tanzt sie, ein Fieber hat sie ergriffen."

„Ein Zeichen, wie Sie geliebt werden."

Das war der Ton tiefster und schmerzlichster Bitterkeit, er stützte den Kopf in die Hand und wehrte mit der andern Raimund's Erwiderung ab. „Es ist nicht meine Schuld, daß wir uns so gegenüber stehen, nicht meine Schuld! Verhängniß, Nothwendigkeit — pah, und ich glaube, Sie würden wider diese Sternenblicke gefeit sein, als hätt' ich nicht an mir selbst erfahren, was sie vermögen! Ich hatte es gut vor, mit Ihnen und noch einer, im Angesicht des Todes kann man sich seiner Vorsätze und seiner Tugenden rühmen."

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Herr Volkmar, und höre nur eins heraus: Sie lieben Beatrix."

„Himmel und Hölle!" so sprang er in die Höhe, „ich liebe sie, rasend, abgöttisch! Wie dem Satan würde ich sie dem Herrn streitig machen!"

„Und darum ein Duell auf Leben und Tod."

„Begreifen Sie nicht, daß Sie sterben müssen!"

„Ich begreife — aber Sie deuten es nicht übel, wenn ich mich zu wehren versuche."

Der leichte Spott gab Anselm seine Kälte und Unheimlichkeit wieder, sich setzend sagte er nur: „Sie kennen Anselm Volkmar nicht, der Scherz erstürbe sonst auf Ihrer Lippe."

„O," entgegnete Raimund und warf das Ende seiner Cigarre in den Aschbecher, „desto neugieriger bin ich, ihn kennen zu lernen."

Einen Schlag that Anselm auf den Tisch, daß die Flamme der Lampe hell aufschlug und die Gläser klirrend zitterten . . . „Wendelin hat Ihnen Alles erzählt!" Noch entfuhr ihm ein wilder Fluch, Raimund aber, der aufstehen wollte, drückte er in den Sessel zurück: „So gehen Sie nicht von mir mit diesem Bilde, das Ihnen der alte Schwätzer von mir entworfen! Kennt Keiner Anselm Volkmar, und hat auch kein Recht auf diese Wissenschaft, Sie freilich, denn Sie stellen sich seiner Kugel."

„Daß ich es thue," antwortete Raimund in plötzlichem Ernst, „beweist Ihnen, was ich von Gerüchten halte."

„Ist also gleichsam eine Ehrenerklärung!" lachte Anselm. „Danke bestens; aber trinken Sie doch, worauf nur gleich? Was wir lieben, was wir wünschen . . . o, das ist so landläufig, für die Philister, die nichts lieben und nichts hoffen. Auf's Verderben dieser Welt!"

„Gern; ich schätze ihre Einrichtung nicht einen Strohhalm werth."

„Sind auch arm geboren, in jämmerlichen Verhältnissen, mit ehrgeizigem Herzen?"

„Leidlich arm, aber ich lebte mit meinen Eltern, ich war ein einziges Kind, und meine Mutter, eine fröhliche, muntere Natur."

„Welch' Glück! Es birgt sich so gut unter den Flügeln der Mutter! Ich mußte durch eine härtere Schule, ich hing von der Gnade meiner reichen Verwandten ab; in der Hütte meines Vaters wäre ich ein Ackerknecht geworden, ein ehrlicher Kerl — wir sind nichts, wir vermögen nichts, die Verhältnisse thun Alles, die Erziehung. Ich wußte so viel wie mein Vetter Edgar, ich war gewöhnt, dieselben Bedürfnisse und dieselben Wünsche zu haben, wie er, allein er erhielt Alles ohne Bitte als ein Recht, mir wurde es geschenkt. Gnadenbrod essen ist bitterer als Tod! Hart um den Selbstmord irrten in schlaflosen Nächten meine Gedanken, wie Falter um das Licht. Arbeit, Lektüre bewahrten mich davor, ich las von Menschen, die aus Niedrigkeit zu allen Ehren emporgestiegen, ihnen wollt' ich nachahmen. Was ist gut, was ist böse? Gibt's eine ewige, unwandelbare Gerechtigkeit? Metaphysische Grillen! Trinken wir, Herr Werner — Fräulein Angelika soll leben, darauf stoßen Sie doch an?"

„Sie möge glücklicher werden als wir Beide."

„Frommer Wunsch! Haben Sie hienieden je die Tugend belohnt und die Sünde bestraft gesehen? In dieser Welt des Scheins, was kann triumphiren als der Schein? Ich bin ein hartgesottener Sünder, nicht wahr? Nun, ich erwarte den Augenblick, wo mir die fleckenlose Tugend erscheint. Rang, Reichthum wurden so mein Streben, es konnte nicht ausbleiben, daß ich meinen Vetter beneidete. Regungen gibt's in der menschlichen Seele, die nur der versteht, der sie empfand — stand einmal zwischen Ihnen und einer großen Aussicht, einem unermeßlichen Erbe hindernd ein Mensch?"

„Nie."

„Schade! Ich könnte mir das Weitere dann ersparen: ahnen werden Sie's, daß Edgar und ich Todfeinde sein mußten."

Raimund nickte.

„Ja, wir haben uns ehrlich gehaßt, lange bevor sie zwischen uns trat. Und damit wird die Geschichte alltäglich; abgestandener Wein, gießen Sie doch Ihr Glas aus! Die zwei feindlichen Brüder . . ."

„Und Sie wurden geliebt?"

„Ich wurde es." Irr, unstät schweifte sein Blick über die Wände, als suche er den letzten Schatten des verlorenen Glücks. „Selige Tage! Damals war Beatrix noch nicht die stolze, kühle Dame, die Sie kennen, nein, eine leidenschaftliche, stürmisch erregte Mädchenseele, mit der meinen wahlverwandt. Wie ein Thor hat Edgar gehandelt, daß er in dieß Feuer seine Hand gelegt. Sie sehen mich fast mitleidig an, Herr Werner, Sie haben Fischblut in den Adern, Fischblut! Nachher, als es vorüber war, stieß ich mir freilich den Kopf an die Wand und pries die glücklich, die ihren Weg ruhig und still gehen, von keinem Drange belästigt. Aber sitzen Sie mit loderndem Blut nur einsam in Ihrer Studirstube, mitternächtig, bei der Lampe, halb und halb wie Faust, und ein Bote kommt athemlos und bringt Ihnen ein Wort der Geliebten: ‚Ich bin Edgar's Verlobte, rettungslos verloren, er weiß, wie ich Dich liebe!'"

Schwer athmend senkte er den Kopf auf die Brust, als sei er innerlich gebrochen, mit lässig herunterhängenden Armen saß der sonst so stahlkräftige Mann.

Immer unheimlicher ward es Raimund: „Lassen Sie das Uebrige —"

„Oho, Sie denken wohl gar, ich scheute die Gespenster!" Er riß an der Klingelschnur. „Mehr Wein!" rief er dem eintretenden Diener zu und ging an das Fenster. „Ein bezogener Himmel, es gibt Regen morgen früh." Inzwischen hatte Jener ein paar Flaschen noch auf den Tisch gestellt.

„Kannst schlafen gehen," sagte ihm Anselm. „Ich brauche Dich nicht mehr." Und zu Raimund dann: „Von allen Thaten, die ich gelesen oder gehört, hab' ich stets das letzte Fest der Girondisten am meisten bewundert. In Sokrates' Tode liegt eine gewisse Seelenruhe, etwas Pastorenhaftes, übrigens war er ein alter Mann; bei jenen aber vereinte sich mit Geistesgröße eine erhabene Tollheit, das dunkle Bewußtsein, daß man die Komödie des Lebens eben mit bacchantischem Spiel beschließen müsse. Allons enfants — hole, wer will, den übrigen Trödel! Ja so, Ihr Blick fragt mich nach dem Ende meiner Geschichte! Von Ihnen oder von mir wird sie morgen vergessen sein."

Er schenkte die Gläser noch einmal voll.

„Es war eine traurige Hochzeit und das Drolligste der Schlußakt, von dem Edgar mit seinem hämischen Lachen sich nichts träumte. ‚Er wird mich nie besitzen,' hatte sie zu mir gesagt, als sie in die Kirche trat, und — ‚komm' nach dem Pavillon,' als sie hinausging. Sie war ein entschlossenes Mädchen: ihr Oheim hatte ihr den Vorschlag gemacht, durch einen ehrlichen Zweikampf sie von dem verhaßten Bräutigam zu befreien. ‚Laß nur,' antwortete sie, ‚mein Mittel ist stiller.' Den Pavillon kennen Sie, den rothen Teppich. Dort sprach sie mit ihm: ‚wir reisen morgen, Edgar, auf der ersten Station trennen wir uns auf Nimmerwiedersehen.' er lachte, in diesem Augenblicke trat ich ein. — ‚Da ist Anselm, ihm gehöre ich. Edgar, ich bitte Dich, laß uns in Frieden und ohne Blut scheiden.' — ‚Will mein Herr Vetter vielleicht zusehen, wie ich Dich küsse?' fragte er lachend. ‚Rühr' mich nicht an,' flüsterte sie noch und winkte mir mit den Augen. Ein wenig erbleichte er doch, er sah ein Messer in ihrer Hand — da hatt' ich ihn schon am Halse, wie man einen Wolf packt, und sein Halstuch — pah, er war ein Stutzer und hatte es so eng in den kunstvollsten Knoten gezogen — er stöhnte noch — und dann, dann überschlug er sich auf die Marmoreinfassung des Kamins. ‚Anselm,' schrie sie — und aus! Exeunt omnes! Welch' eine jämmerliche, nichtswürdige Puppenkomödie ist das Leben! Starren Sie nicht in den Winkel, er ist nicht dort, Herr Werner! Nur zuweilen ist es mir, als hört' ich ihn dicht neben mir lachen, so recht aus voller Kehle! Und ich lache darüber . . . Rette sich wer kann, das ist der Wahlspruch Aller in dem Schiffbruch, der Dasein heißt."

Und da sich jetzt nichts regte, weder drinnen noch draußen, ein Mondstrahl durch die Scheiben blickte und an der gegenseitigen Wand im Widerschein sich zeigte, erhob er sich dröhnenden Schritts und schloß die Laden des Fensters. Noch mit dem Schließen derselben beschäftigt, sagte er: „So hab' ich Beatrix erworben; man hat gefragt, wem gehört ein Weib? Ah, gehört mir dieses etwa nicht? Und Sie wollen sie mir entreißen, Sie! Was ist mir das Leben? Aber sie soll nicht glücklich sein, bei allen Dämonen nicht, und müßt' ich die That noch einmal thun!"

„Feige werden Sie mich nicht nennen, Herr Volkmar, wenn ich Ihnen einen Irrthum nehme; die Genugthuung, die ich fordere und haben will, mit Ihrem Blut, ich fordere sie nicht von dem Geliebten der Gräfin, mir ist sie geschehen, einer Dame, die mir Gutes erwiesen. Allein Ihr Nebenbuhler bin ich nicht, ich liebe die Gräfin nicht — ich werde sie niemals lieben."

Den letzten Riegel hatte Anselm vorgeschoben, langsam näherte er sich Raimund, wie er ihm die Hände auf die Schultern legte, funkelten seine Augen: „Niemals? Auch wenn ich hinüber?"

„Nie. Ich bin ein Bürgerlicher, ein armer Mann — die Gräfin heirathen? Ich mag weder der erste Diener noch der Liebling einer Frau sein. Im Uebrigen graut mir vor den Amazonen."

„Das heißt Alles nur — Sie lieben eine Andere!"

„Richtig. Beichte für Beichte — wie sagten Sie doch: morgen ist es ein Nichts? Ich liebe Angelika!"

„Bravo!" lachte gellend Anselm; „bravo!" Und er trommelte mit seinen Fingern auf dem Tische, daß die Flaschen tanzten. „Trinken Sie noch einen Zug auf den Weg! Fort den Plunder," und er warf das Glas an die Erde. „So oder so! Sie wird nun auch den Schmerz verrathener Liebe kennen! Eine höchst drollige Geschichte! Das wird morgen um diese Zeit ein Lächeln, ein Zischeln sein! Schade, daß ich das Gesicht der gnädigen Gräfin Beatrix nicht werde mehr zu sehen bekommen!"

Er selbst reichte Raimund Hut und Mantel, er begleitete ihn bis an das Außenthor des Gehöftes; auf den Nachtgruß Raimund's nickte er nur mit dem Kopf. Wie der aber, betäubt, aufgeregt, wie von tausend Irrlichtern und Gebilden umtanzt, durch die Dunkelheit dahinschritt, glaubte er hinter sich einen schweren Fall zu vernehmen, ein heftiges, ängstliches Weinen — und der leise wehende Nachtwind trug einen Namen an sein Ohr . . . „Beatrix!" flehend, schmerzlich, als ob alle Saiten einer Aeolsharfe plötzlich rissen, als ob ein Sterbender ihn gesprochen und den Mund dann auf ewig geschlossen.

Am andern Morgen, zur bestimmten Zeit, ging der Baron von Selbitz, mit kummervollem Gesicht, in dem Mittelzimmer der Sternwarte auf und nieder, Raimund, zu spät erwacht, war eben erst mit seinem Anzuge fertig geworden und ordnete noch in seinen Papieren.

„Armer, junger Mann," sagte der alte Herr, „daß auch gerade Sie in diese Tragödie hineingerathen mußten!"

„Ich oder ein Anderer, gleichviel; sagen Sie mir lieber, statt mich zu bedauern, wie geht es der Gräfin?"

„Besser, am Körper wie in ihrer Seele, sie hat in der Nacht lange mit Fräulein Angelika gesprochen, viel geweint — aber die Thränen scheinen sie beruhigt zu haben."

„Nun wohlan denn, an unser Tagewerk!"

Am Pavillon waren sie die ersten; der Baron suchte den geeignetsten Platz für die Stellung der beiden Kämpfer aus, maß die Entfernung. Vorüber schlug im Dorf die neunte Stunde und die Sonne zerstreute den feuchten Nebel, aber weder Anselm noch sein Sekundant zeigten sich. Eine ihm unerklärliche Unruhe bemächtigte sich Raimund's. —

„Sie werden bloß," sagte ihm Selbig.

„Herr Baron, ich that Unrecht, gestern Nacht von dem Manne zu gehen und ihn allein zu lassen — er ist todt."

„Sprächen Sie wahr!"

Einige Minuten verweilten sie noch unter den Tannen und beschlossen dann, sich nach der Buschmühle zu begeben; zum Beweis, daß sie dort gewesen, legte der Baron in seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit seine und Raimund's Visitenkarte auf einen Stein, sein Messer darüber: „Sie könnten doch noch kommen," meinte er.

Als sie endlich die Anhöhe hinabgeschritten und auf dem freien Felde entlang gingen, trafen sie Wendelin im vollen Lauf, ein and'rer Mann war mit ihm.

„Da sind wir," rief Wendelin schon aus der Ferne.

„Herr Werner," sagte sein Begleiter, „mein Herr läßt Ihnen einen guten Morgen wünschen und Sie und der Herr Baron möchten es nicht übel denken, daß Sie den Spaziergang umsonst gemacht, übrigens nehme er sein Wort mit auf seine Reise."

„Und —"

„Und dann hab' ich noch einen Brief an Fräulein Angelika im Schloß abzugeben —"

„Aber Dein Herr, aber Volkmar?"

„Ja so — Herr Volkmar gab mir um sechs Uhr diese Aufträge, um sieben war er todt."

„Todt!"

„Er wird am Schlagfluß gestorben sein, wie sein Vetter," sagte Wendelin, mit einer Mischung von Bosheit und rachsüchtigem Humor. „He, guter Tod das, nicht wahr?"

„Ja — am Schlagfluß! Der Arzt hat es so genannt und lateinisch dazu."

„Griechisch, Bursche: Apoplexie," redete der Baron mit wiederkehrendem Witz. „Sie sterben alle regelrecht, die Volkmars!" Darauf nahm er doch seinen Hut ab: „Gott sei ihm heute gnädig, wir bedürfen vielleicht morgen seiner Gnade, denn das Dasein ist ein Räthsel und wir sind Sünder allzumal."

„Amen," sagten die Andern; die Sonne hatte auch die letzten Nebel zerrissen.

*

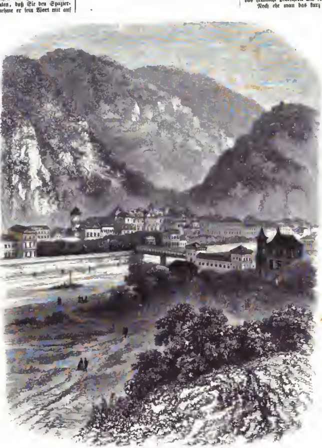
Es geschah aber doch, wie Raimund es Angelika prophezeit, er war zu Weihnachten auf der Kaltenburg und feierte dort seine Vermählung mit ihr, die jetzt eine reiche und vornehme Dame geworden, wie Gräfin Beatrix, denn Herr Anselm Volkmar hatte ihr die Buschmühle und den größten Theil seines Vermögens vermacht, um, wie es in dem Testament hieß, das er zwei Tage noch vor seiner ersten und einzigen Unterredung mit ihr diktirt, wenigstens eine Seele auf Erden zu lassen, die Zeugniß für ihn bei den Nachkommen ablegen könne. Beatrix hatte sich entsagend gefaßt, sie selbst befestigte den Kranz und den Brautschleier in Angelika's Haar — „wir wollen gute Nachbarn sein," sagte sie zu Raimund bei dem Feste. Auf eine Weile war sie dann aus dem Saal verschwunden, die Freude, der Jubel, Angelika's Glück trafen sie doch in's Herz. In ihrem Gemach saß sie eine Weile stumm, das Gesicht in den Händen, ein kleines Päckchen Briefe, von rothseidenem, verblichenem Bande umschlungen, lag auf ihrem Tisch, eine Stunde vor ihrer Trennung hatte Angelika sie ihr gegeben: „Herr Volkmar hätte es so gewollt," — noch hatte sie das Band nicht gelöst, sie wußte ja, was es umschloß, waren es doch ihre Briefe, hatte doch einst ihre Liebe darin geathmet. Ihr war's, als könnte sie auswendig jedes Wort hersagen, aber als zeichne eine unsichtbare Hand es mit feurigen Zügen in die Luft, an die Wand; endlich widerstand sie dem geheimen Zuge nicht, sie löste das Band, mit ihren Thränen fielen die Briefe in ihren Schooß, auf dem ersten sah ihr umflortes Auge seine Schriftzeichen: „Ich halte meinen Schwur," las sie, „wenige Minuten vor dem Tode berausche ich mich in Deinen Briefen, Dein Angedenken wird mich begleiten; o, wenn wir auferstehen, wird mein erster Ruf: Beatrix! sein. Erinnerst Du Dich noch des tollen Entschlusses, den wir einmal faßten, als Alles verloren war, zusammen zu sterben? Es wäre das Beste gewesen, Liebchen, das Beste! Leb' wohl — zwei Dinge gibt's, die von allen Leiden befreien, bittere, aber doch herzstärkende Mittel: Gift oder Entsagung. Ich habe das eine, übe Du die andere. Du kannst es, denn der Schatten Edgar's ist gesühnt, und was von zehntausend Frauen nicht eine von sich zu rühmen vermag, Du darfst es: Du wurdest geliebt — und geliebt bis über den Tod hinaus."

Das las sie zwei-, dreimal, sie küßte das Blatt, eine schmerzliche, tieftraurige Resignation erfüllte sie ganz. — Es klopfte leise . . .

„Wo bleiben Sie nur, Gräfin?" fragte Angelika's fröhliche Stimme.

„Ich komme, meine Freundin! So, da bin ich!"

Und in dem großen Rittersaal spielte die Musik einen freudigen Festmarsch.



Ansicht von Ems.

Bäder und Badeleben.

VII.

Ems.

Von

Eugen v. Sendow.

Unter den deutschen Bädern hat sich nächst Baden-Baden auch das liebliche Bad Ems den Namen eines „aristokratischen Badeorts" erworben, und mit Recht, weil es ein Sammelplatz der Geburts- oder Geldaristokratie aller Länder geworden. Kaum irgend ein anderes Bad möchte sich einer so großartigen und doch zugleich idyllischen Avenue rühmen können, als dieser schöne, von den krystallhellen Fluten der Lahn bespülte und den Tannen des Taunus umrauschte Ort.

Der stolzen Burg Stolzenfels gegenüber, welche in ihrem Bau die feudale Zeit des ritterlichen Mittelalters und in den schönen gothischen Thürmen ihrer Kapelle die Blume christlicher Romantik repräsentirt, ergießt sich die Lahn in den grünen, gewaltigen Rheinstrom und öffnet sich das Lahnthal, von beiden Seiten lieblich mit waldbewachsenen Hügeln eingerahmt, auf deren einem die nun aus ihren Trümmern erstandene Veste Lahnstein weit auf fruchtgesegnete Felder und weinlaubige Berge schaut.

Vor ungefähr einem Jahrzehnt versuchte man den gewöhnlich nur zur Frühlingszeit und nach anhaltendem Regen geschwollenen und reichlich Wasser führenden Fluß durch kleine, aus der Eichler'schen Fabrik in Koblenz hervorgegangene Lokaldampfboote zu befahren, indeß waren die Schwierigkeiten der Schleusenanlagen zu groß, und schließlich mußte das ganze Unternehmen dem dampfschnaubenden Ungethüm „Lokomotive" weichen, die nun durch die Thalsohle von Ehrenbreitstein aus brausend und rasselnd wie auf Windesflügeln dahineilt und das heimliche Plätschern und Rauschen der Lahnwellen übertönt.

Noch ehe man das kurz vor Ems gelegene Dorf Fachbach erreicht, kommt man an einigen Eisenhütten vorüber, die aus ihren hohen Kaminen dunkle Dampfwolken stoßen und bei Nacht Flammen züngeln und Funken sprühen.

Doch wir betreten an einem sonnenlichten Tage den Ort Ems, durch dessen ältesten Theil wir zunächst schreiten müssen, ehe wir an den eleganten Häusern und Villen die in der That aristokratische Physiognomie des Bades wahrnehmen. Die Stadt liegt in einer Ausdehnung von etwa einer Viertelstunde eng in der Thalschlucht der Lahn, welche uns zur Rechten hinfließt, und deren Wellen freundliche Wiesengründe und schattige Baumalleen mit Ruhesitzen, auch rosenduftige Gärten bespülen.

Gleich am Eingang des fashionablen Theiles von Ems liegt das „Hotel d'Angleterre", eines der komfortabelsten und schönsten, das man finden kann, und ihm gegenüber ein anderes großartiges Gebäude, welches halb Schloß halb Kirche von vier Thürmen flankirt wird, und darum nach letzteren benannt wird.

Das eleganteste Publikum promenirt unter der Lindenallee, deren Schatten wir jetzt betreten, um nach dem neuen eleganten Kurhaus zu gelangen.

Hier macht sich die Krinoline, von den geschicktesten Modistinnen Petersburgs, Londons, Paris, Wiens, Berlins und New-Yorks gefertigt, breit. Jene Lady, deren Gemahl in Indien gefochten, und dessen Wunden zu lindern die emser Wasser erkoren sind, trägt einen indischen Shawl, der 500 Pfund Sterling gekostet, jenes blasse Mädchen, schön wie eine Antike, führt einen durch seine Häßlichkeit interessanten seidenhaarigen „Terrier" an blauer Leine, dort segelt am Arme eines mit dem Croix d'honneur geschmückten französischen Lion, den seine Beine nicht mehr recht tragen wollen, eine Femme entretenue, die ihren goldenen Ketten und Spangen fast unterliegt, und daneben tummeln sich, Ball spielend, die unschuldigsten Kinder in ahnungsloser Naivetät.

Wir betreten den mit größter Eleganz ausstaffirten Kursaal. Große Trumeaux, weiche Divans, mit Stuckarbeit verzierter Plafond, reich parquettirter Boden, über welchen selten ein glacirter Stiefel schleift, sonst aber Todtenstille, die nur unterbrochen wird durch den hellen Klang des Silbers und den gewichtigeren des Goldes, oder die von ermüdeten Lippen des Croupiers gesprochenen Worte: Faites votre jeu, Messieurs! — Rien ne va plus!

Nicht allein Gentlemen umstehen den grünen Tisch, wo die Kugel der Roulette erst einige verzweifelte Sprünge macht, ehe sie einfällt, als besänne sie sich, wenn sie Glück oder Unglück bringen soll, sondern auch blasirte, krankhaft blasse und doch fieberhaft gespannte Ladies sitzen dort und verlieren, indem sie dem Gott Mammon nachjagen, ihr besseres Selbst.

Und während nur schüchtern der Landmann und sein Weib sich unter die elegante Menge der vornehmen Welt auf den Spaziergängen mischen, hier stehen sie dicht neben besternten Herren und mit reichen Spitzen behangenen Frauen — denn ihr Geld wiegt ebensoviel wie das dieser Vornehmen, und sie haben

das gleiche Recht, ihr mühsam hinter dem Pfluge Erworbenes der blinden Glücksgöttin zu opfern.

Doch fort aus dieser gleißenden Hölle, hinaus in Gottes frische Luft, in den balsamischen Duft, den Kraut und Blumen auf den nahen Wiesen, die Buchen und Tannen der benachbarten Berge aushauchen.

Bosquets mit Sträuchern und Blumen, ein Kiosk, in welchem die fröhlichen Klänge einer Musikbande ertönen, ein bedeckter moderner Bazar, in dessen Läden Du kaufen kannst, was Dein Herz begehrt, dieß die Nachbarschaft des alten weitläufigen Kurgebäudes, in dessen unteren Hallen sich die beiden berühmtesten Trinkquellen, das Kränchen (38° R.) und der Kesselbrunnen (36° R.), befinden, welche als Hauptbestandtheile doppeltkohlensaures Natron und kohlensaures Gas enthalten, und bei Lungen- und Frauenkrankheiten die wesentlichsten Dienste leisten. Auch ein Armenbad befindet sich hier.

Neben einer alten Schiffbrücke ist jetzt eine prächtige neue Gitterbrücke über die Lahn gebaut, welche nach dem villenreichen linken Ufer führt, auf dem sich noch ein durch Dampfmaschinen getriebenes, und von Gärten umgebenes Badehaus erhebt.

Von dieser Brücke hat man eine schöne Fernsicht die Lahn auf- und abwärts, die benachbarten mit Mooshütten gekrönten Berge, unter denen wir die seltsam gezackte, felsige Bäderley mit den Hanselmanns-Höhlen erwähnen müssen.

Unter den entfernteren Bergparthien, die von Ems aus zu Wagen oder auf Eseln besucht zu werden pflegen, mag Stadt und Burg Nassau mit dem „Stein'schen Thurm" und die in lieblicher Waldeinsamkeit auf



Die vier Thürme von Ems.

einem Felskegel thronende Ruine der Sporkenburg hervorgehoben werden.

Die Abende pflegen in dem engen Lahnthal gewöhnlich kühl und feucht zu sein, und so sind denn beim Eintritt der Dämmerung die Anlagen und Promenaden öde und verlassen, und die beau monde sucht den Komfort ihrer Zimmer oder den Konversationssaal auf, in welch' letzterem häufig Konzerte gastirender Künstler stattzufinden pflegen.

In frequenten Saisons übersteigt die Anzahl der Gäste oft 6—7000 Seelen.

Die Almehs oder Ghawazis.

Es ist nicht möglich, schönere Abende zu erleben als auf dem Nil, wenn die Kronen der Palmen in flimmerndem Golde stehen, die purpurrothe Farbe die Uferberge, Ruinen und minaretgeschmückten Städte aus der Ferne ganz nahe vor das Auge zaubert, und die Rosen, welche am Firmament blühen, in den schönen weiten Strom gefallen zu sein scheinen. Der Reisende, welcher in einem Dahabieh den Nil befährt, pflegt nach Sonnenuntergang an's Land zu steuern, um in einer der vielen Flußbuchten zu ankern und erst am Morgen die Reise fortzusetzen. Und oft geschieht es dann, daß er auf Deck, wo er sein Tschibuk raucht und die duftigen Wolken in die lauwarme Luft bläst, trommelähnliche Töne vernimmt, die aus einer Hütte der nahen Uferstadt herübergetragen werden. Sie werden auf der Tarabuka hervorgebracht, und Almehs oder Tänzerinnen sind es, die dieses Instrument schlagen. Die Almehs, auch Ghawazi genannt, machen Profession aus der Kunst zu tanzen, und den occidentalen Reisenden suchen sie durch solch' sinnliches Schauspiel in ihr Netz zu locken. Wenig Reisende möchte es auch geben, welche den Nilstrom befuhren, ohne die Bekanntschaft einer Ghawazi gemacht zu haben. Ohne gerade schön zu sein, besitzt ihr Antlitz und ihre Gestalt doch Anmuth genug, um anziehend zu sein, und das seltene Schauspiel ihres Tanzes ist wohl werth, von dem Fremden einmal betrachtet zu werden. Schon ihre Kleidung, überall lose an die Glieder sich schmiegend, um den Körper an keiner Bewegung zu hindern, ist farbig, malerisch und ganz abweichend von jeglicher fränkischen Tracht. Ein weißes Hemd mit weiten zurückfallenden Aermeln, ein goldbestickte Mieder, vorn geöffnet, weite Hosen, welche um den Schooß



Eine Almeh oder Ghawazi.



Eine Tarabukaschlägerin.

mit einem Shawl umschlungen werden — dieß ihre Tracht. Die Füße sind für gewöhnlich mit rothen oder gelben Saffianpantoffeln bekleidet, die sie aber abstreifen, wenn sie tanzen, und ihr aufgelöstes, über den Rücken fliegendes Haar ist aus der Stirne gestrichen und durch einen diademähnlichen Putz gehalten. Schön sind namentlich die Augen der Ghawazi, mandelförmig geschlitzt, von langen Wimpern bedeckt, unter denen heiße Blitze hervorschießen. Eine der Tänzerinnen begleitet die Tanzende durch den Schlag der Tarabuka, eine Art hölzerne, mit einem Fell überzogene Vase, deren Ton ein höchst eindringlicher ist, und nur dadurch modulirt wird, daß die Schlägerin bald mitten auf das Zentrum der Tarabuka schlägt, bald sich mit ihren Fingern mehr davon entfernt. Langsamen Tempos beginnt diese Musik und wird immer rascher und lebendiger, und fast fürchtet der fremde Zuschauer, das Fell müsse springen. Diesen Tönen nun folgt die Tanzende in ihren Bewegungen, bis sie erschöpft auf den Divan sinkt. Einen eigenthümlichen Tanz kann man die Bewegungen der Ghawazi kaum nennen; ihre Pantomimen drücken vielmehr die heiße Sinnlichkeit aus, welche der Orientale besser versteht, als der kalte Sohn der westlichen Zone.

Wiener Briefe.

II.

Anfang Juli.

Täglich begegnen sich auf den verschiedenen Bahnhöfen Schaaren von Reisenden, die Einen mit hohen Erwartungen „das schöne Wien" betretend, die Andern sich glücklich preisend, daß sie „das langweilige Wien" endlich im Rücken haben, und Gegenden und Orten zustrebend, welche Jene mit ähnlichen Empfindungen verließen. Und wir Zurückbleibenden

betrachten die Einen wie die Andern mit neidischen Blicken, Beider harren ja neue Eindrücke, und unser — morgen wie heute das wohlbekannte Einerlei; und echt menschlich bemühen wir uns noch, an diesem Einerlei nicht die bunten, reizenden Seiten, sondern die grauen und tristen besonders hervorzuheben. Gewiß, das gehört zu dem „Menschen mit seiner Qual", aber recht undankbar ist es von uns ganz vorzüglich. Denn bei einiger Billigkeit muß man zugeben, daß unter allen großen Städten des Kontinents Wien diejenige ist, in welcher sich auch im Sommer „existiren" läßt. Wer Wien zum ersten Mal besucht, und ihm nur einige Tage ruhelosen Beschauens und Genießens par force widmet, kann das nie in vollem Umfange begreifen, um so weniger, als der Kopf der meisten Reisenden noch mit allerlei antiquirten Vorstellungen aus Lokalpossen, Romanen und Bäuerle's Theaterzeitung angefüllt zu sein pflegt. Da spuken gewöhnlich noch die Schlagworte des alten lustigen Wien, das nun schon ein Vierteljahrhundert todt und begraben ist: Sperl, Strauß, wohlfeiles Leben und so weiter; und hinterher wird räsonnirt, wenn man im Sperl eine mesquine Gartenwirthschaft mit schlechter Bedienung gefunden, von Strauß nicht die jubelnden, jede Fiber in Bewegung bringenden Walzerklänge, welche einst die Runde um die Welt machten, sondern leidige Zukunftsmusik im Dreivierteltakt gehört, und es aller Orten so theuer gefunden hat, daß nicht bloß das Agio, von dem man meinte die Reise bestreiten zu können, sondern auch das Kapital selbst mit draufgeht. Aber wer Wien kennt, der weiß es lieben mit allen seinen Fehlern, und liebt es auch, das wird ihm klar, wenn er es einmal verlassen hat, oder gar auf immer von ihm Abschied nehmen soll. Dieser fesselnde Reiz, dessen Gewalt sich Niemand zu entziehen vermag, ist schwer im Einzelnen nachzuweisen; doch einen Hauptbestandtheil bildet sicher, was uns eben im Sommer trösten sollte, die wundervolle Umgebung dieser Stadt. Diese Kette von Hügeln, deren laubwaldgekrönte Gipfel immer neue reizvolle Um- und Einblicke gewähren, hier auf die bald unübersehbare Stadt und die blauen Höhenzüge der Karpathenausläufer, dort auf den Strom, den leider durch Jahrhunderte so schmählich vernachlässigten, durch zahllose Inseln in seinem Lauf gehemmten, bald auf die Schneehäupter der österreichischen und steirischen Alpen, bald in die lauschigsten, schattenreichen Waldthäler — sie liegen uns so nahe, daß wir meinen, sie aus dem Fenster greifen zu können, ein mäßiger Spaziergang, ein Sommernachmittag führt uns mitten in eine Welt, die zu sehen Andere lange Reisen unternehmen. Und haben wir nur Stunden zu unserer Erholung frei, so liegt der Prater, dieß unschätzbare Besitzthum der großen Stadt, vor uns, der Augarten mit seinen herrlichen Laubgängen, die vielen Parks, deren Besitzer liberal einem Jeden den Eintritt gewähren. Aber freilich, den Prater besucht man nur bis Ende Mai, später ist er nicht mehr fashionable, und der Augarten ist das überhaupt gar nicht mehr, er dient nur noch zum Ort des Stelldicheins für Kindsmägde und Soldaten. Wir sind eben ungenügsam. Seitdem vier Schienenwege uns nach den Hauptrichtungen der Windrose so weit führen, als der feste Boden reicht, seit wir in sechsunddreißig Stunden Ostsee, Nordsee, adriatisches Meer, Rhein und Bodensee und in nicht gar viel längerer Zeit das schwarze Meer erreichen können, betrachten wir uns als ausgemachte Stiefkinder des Glücks, wenn wir die Sommerfrische nicht mindestens im Salzkammergut oder in Steiermarks grünen Bergen zubringen.

In einem Punkte sind wir freilich stiefmütterlich genug ausgestattet: unsere Promenaden waren von jeher über alles Maß bescheiden, und nun wir sie freudig geopfert haben, gewinnt es den Anschein, als sollen wir nicht Besseres, sondern gar nichts dafür wiedererhalten. Man kann nicht ohne Bitterkeit daran denken, wie unter der Firma „Stadterweiterung" mit dem Platz, dem Humus, den Bäumen, dem Rasen gewirthschaftet wird. Als käme es darauf an, den weiten Glacisraum für alle Zeiten unfruchtbar zu machen! Jedweden Jahr wird nun „erweitert", und das greifbare Resultat sind ein Dutzend neuer Kasernen, dürftige Anpflanzungen an einer einzelnen Stelle und dafür Vertilgung von Massen schöner kräftiger Bäume, welche ganz wohl hätten umgangen werden können, Schutt- und Kiesflächen, wo vordem leidliches Grün das Auge erfreute, unnöthige Planirungen, wo sich für Promenaden und Parkanlagen die willkommensten Terrainunebenheiten darboten u. s. w. Es wird genug geschrieen und geschrieben über die höchst mangelhafte Wahrnehmung der allgemeinen Interessen, aber der Schlendrian ist bei uns eine gar einflußreiche Persönlichkeit! Der gute alte Schlendrian, er muß bei allem Neuern, bei jedem Projekte wohl in Rechnung gebracht werden, nicht bloß als Impedimentum, nein, man spekulirt förmlich auf ihn, baut auf ihn Häuser, erzielt auf ihn Hunderttausende!

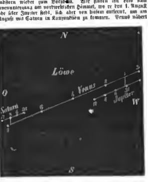
Ein wirklich denkwürdiges Beispiel dafür ist das jüngste Theater Wiens, über das schon so viel gesprochen und gedruckt worden ist, wie über die österreichischen Finanzen und die ungarische Frage. Als Nestroy, der Pächter des Karltheaters, sich weigerte, eine höhere Pachtsumme als die bisherige zu erlegen, und erklärte, sich in das Privatleben zurückziehen zu wollen, der neue Pächter, Brauer von Nürnberg, keine Geneigtheit zeigte, das ganze Institut sammt allen Mitgliedern zu übernehmen, da entsprang in einem spekulativen Haupte der Gedanke, Namens dieser Gesellschaft um eine neue Theaterkonzession einzukommen. Das Bedürfniß war entschieden nicht vorhanden, zwei Privatbühnen schwebten schon längst zwischen Tod und Leben, und die „Richtung" ist bei allen die gleiche: Geld einnehmen auf jede mögliche Weise. Aber man griff die Sache geschickt an, wußte hohen Ortes vorzuspiegeln, das wiener Lokalstück werde zu Grunde gehen, wenn diese Gesellschaft sich zerstreute u. dergl. m., und kurzum, Herr Karl Treumann erhielt einen Bauplatz in der schönsten, vortheilhaftesten Lage für einen lächerlich geringen Kaufpreis und eine Theaterkonzession. Mit Kapitalisten begannen nun Unterhandlungen wegen des Baus, begannen und zerschlugen sich wieder, das Geld kam nicht zusammen. Noch einmal wurde petitionirt, noch einmal bewilligt, was noch Keinem bewilligt worden: der Bauplatz sollte Herrn Treumann durch drei Jahre reservirt und ihm für diese Zeit der davorliegende, für die Kommunikation bestimmte Raum für ein „Noththeater" überlassen werden. Wer damals hörte, daß dieser „Nothbau" über 100,000 Gulden koste, fragte natürlich die Unternehmer erstaunt, ob sie denn meinten, in drei Jahren nicht allein diese Summe, sondern noch so viel dazu zu verdienen, um den andern Platz übernehmen und ein großes Gebäude herstellen zu können? Darauf erhielt man die lächelnde Antwort: drei Jahre? Dreißig Jahre wird das Theater stehen, Niemand wird es anrühren! Lehren Sie uns doch Wien kennen! Und so dachte halb Wien und fand es höchst natürlich, wenn eine unerhörte Vergünstigung, eine Beeinträchtigung andererseits der ganzen Bevölkerung einer an freien Plätzen so armen Stadt, stillschweigend in's Unendliche werde ausgedehnt werden. Der heilige Schlendrian! Kaum war der neue Gemeinderath beisammen, so kam auch schon Herr Treumann mit dem Gesuch, man solle ihm das Holzhaus stehen lassen, so — lange es ihm beliebe. Das Verlangen war zu keck und mußte abgewiesen werden; jetzt fing man am anderen Ende an, bittet vorläufig um fernere zwei Jahre und behält sich natürlich vor, nach deren Ablauf abermals zu bitten. Die Geschichte verdient erzählt zu werden, sie ist leider so bezeichnend für Großes und Kleines bei uns. Wird dem Theater keine längere Frist bewilligt, so hat Herr Treumann günstigsten Falls umsonst gearbeitet — die ganze Rechnung basirte auf dem historischen Schlendrian.

In diesem Theater, Kaitheater gemeinhin genannt, welches der Lieblingsaufenthalt und Rendezvousplatz der Demimonde geworden ist, hauste just vier Wochen lang die Gesellschaft des bouffes parisiens. Man nahm sie zu Anfang mit offenbarer Ungunst auf: die Wahl der ersten Vorstellungen war ungeschickt, man hatte sich auch wohl andere Vorstellungen von diesen leichtsinnigen Franzosen, respektive Französinnen gemacht, und die Komik des Herrn Désiré, Léonce und Konsorten erinnerte doch zu sehr an den Zirkus. Aber zuvörderst kam ihnen schlechtes Wetter zu Hülfe, einige wirklich höchst talentvolle und anmuthige Damen, die Demoiselles Tautin und Fossée, traten in den Vordergrund, und warum sollte ein Geschmack, der dreißig Jahre lang in Nestroy's Schule gegangen ist, sich nicht auch an die Unfläthigkeiten der pariser Possenreißer gewöhnen? Wenn man den Erfolgen, welche fremdländische Schauspieler bei uns erleben, immer so genau auf den Grund sehen könnte! Wie mancher lacht aus vollem Halse, damit seine Nachbarn glauben sollen, er habe das Bonmot oder die Zweideutigkeit verstanden! Augenblicklich sind beinahe sämmtliche Vorstadtbühnen „auf den Akrobaten" gekommen, überall greift man in der Verzweiflung zu Bündnissen mit Springern, Seiltänzern und Kopfgängern. Nur das Karltheater wahrt noch das Decorum, und hat jetzt mit dem Komiker Lang nicht allein einen guten, sondern auch einen einträglichen Gast gewonnen.

Astronomisches Tagebuch.

August.

In den ersten Tagen dieses Monats kommt der liebliche Abendstern wieder zum Vorschein. Wir finden ihn bald nach Sonnenuntergang am nordwestlichen Himmel, wo er den 1. August gerade über Jupiter steht, sich aber von diesem entfernt, um am 8. August mit Saturn in Konjunktion zu kommen. Venus nähert



sich jetzt der Erde, ihr scheinbarer Durchmesser wird größer und ihr Licht schöner, obgleich nicht mehr die ganze Scheibe beleuchtet ist. Denkt man sich den Durchmesser derselben in zwölf gleiche Theile getheilt, so bleibt ein Theil auf der von der Sonne abgewandten Seite unbeleuchtet. — Wollen wir den kleinen Merkur aufsuchen, der um diese Zeit als Morgenstern glänzt, so müssen wir unsere Beobachtungen am nordöstlichen Himmel etwa eine Stunde vor Aufgang der Sonne anstellen. Er erscheint dort als ein Stern mit ruhigem, intensiv weißem Lichte, der noch zu sehen ist, wenn die anderen Sterne schon in der Morgendämmerung verschwunden sind. Von den bekannteren Sternbildern treffen wir in unserem Zenith die Leier mit der Wega, am nördlichen Horizont den Fuhrmann mit der Capella, westlich den großen Bären und ihm gegenüber im Osten die Cassiopeja. In der Milchstraße glänzt zur Linken der Leier das Sternbild des Schwans, an seiner Form als Kreuz leicht kenntlich, und etwas tiefer der Adler mit dem Atair; weiter gegen Osten erscheint das Viereck des Pegasus. Dem Untergehen nahe ist das Haupthaar der Berenice und die Jungfrau, höher am westlichen Himmel steht der Arkturus im Bootes und die nördliche Krone.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

Literarische Anzeigen.

926

Die

Fabrikation der kohlensauren Moussée-Getränke,

als:

des künstlichen **Champagners**, der künstlichen moussirenden **Mineralwasser** (Selters, Soda, Emser, Wildunger etc.), der **Limonades gazeuses** (aus Ananas, Citron, Apfelsinen, Himbeer etc.), des moussirenden **Gingerbeers** (Ingwerbieres), moussirenden **Maitrankes**, moussirenden **Apfelweines, Johannisbeer-** und **Stachelbeerweines** etc. (Apfelwein- etc. Champagner), moussirenden **Punsches**, **Grogs** etc.,

sowie

sämmtliche zur Herstellung derselben erforderlichen Maschinen und Apparate

aus der Fabrik von

J. Gressler & Comp. in Berlin,

Königsstrasse 34,

Fabrik chemischer, physikalischer und pharmazeutischer Apparate.

(Fortsetzung von Nro. 43.)

Zur Erzielung des Hauptzweckes bei Fabrikation der künstlichen kohlensauren Getränke ist man von zwei Prinzipien ausgegangen:

1) die Zuführung der Kohlensäure zur Flüssigkeit durch Einpumpen des Gases zu bewirken, worauf die Construction der sogenannten **Pumpenapparate** *beruht*, oder:

2) diese Zuführung selbstthätig durch den, von der Kohlensäure ausgeübten Druck herzustellen, und kennzeichnen sich durch dieses Prinzip die **Selbstentwickelungsapparate.**

Beide Constructionen bieten ihre Vorzüge für spezielle Zwecke, und bemerken wir im Allgemeinen, *dass die Pumpenapparate nur für grössere Fabrikanlagen, die Selbstentwickelungsapparate sowohl für umfangreichen als für kleineren Geschäftsbetrieb angewendet werden.*

Wir geben hiermit vorerst eine kurze Erläuterung der:

Pumpen-Apparate.

Die Ursachen, welche einer allgemeineren Anwendung der Pumpenapparate sich hemmend entgegenstellen, liegen in mehrfachen Umstanden, welche hauptsächlich darauf zurückkommen, dass die Pumpenapparate in ihrer Construction complicirter sind, während neuerdings die Selbstentwickelungsapparate ihrer grösseren Einfachheit zufolge täglich weitere Verbreitung finden. Wir erwähnen demnach vorerst, dass an den Pumpenapparaten die Pumpe mit Rädervorgelege sowie der Gasometer sich befinden, welche Bestandtheile bei den Selbstentwicklern fortgelassen sind, und durch welche ersters sich sowohl höher im Preise stellen, als auch grösseren Raum zur Aufstellung bedingen; dass ausserdem aber die Pumpenapparate zur Bewegung des Kolbens an der Pumpe entweder eine Dampfmaschine oder eine andere genügende Arbeitskraft erfordern, und hierdurch im ersteren Falle sich sowohl Anlage- als Betriebskosten, im andern Falle wenigstens die letzteren sich erhöhen.

Wir geben hier die Abbildung eines Pumpenapparates (Fig. 1), bei welchem die Drehung des Rührwerkes im Mischgefäss und die Bewegung des Kolbens in der Pumpe mittelst eines Schwungrades bewirkt wird; in grösseren Fabriken werden diese beiden Bewegungen durch eine kleine Dampfmaschine erzielt.

Zugleich soll hier in möglichster Kürze die Bezeichnung der einzelnen Theile dieses Apparates mit Angabe ihrer Bestimmung folgen.

E stellt das Entwickelungsgefäss dar, aus starkem Kupferblech, mit sorgfältigst gearbeiteter Bleieinlage versehen; durch die Oeffnung o werden entweder die beiden, zur Entwickelung der Kohlensäure dienenden Substanzen: Magnesit (resp. Marmorkreide) und Schwefelsäure, *direkt* eingebracht, oder, im Fall der Entwickler, wie bei dem hier skizzirten Pumpenapparate, mit einem Regulator **R** zur Schwefelsäure versehen ist, die letztere als konzentrirte englische Schwefelsäure in diesen songegeben, während der Magnesit, als feines Pulver mit 2 Theilen Wasser angerührt, für sich allein in das Entwickelungsgefäss **E** gebracht wird.

Das Regulirungsgefäss **R** ist innen ebenso wie das Entwickelungsgefäss **E** mit starker Bleieinlage versehen, und hat man es mit Hülfe dieses Gefässes ganz in seiner Hand, beliebig grössere oder kleinere Quantitäten der Säure zu dem Magnesit in den Entwickler zuzulassen; r bezeichnet den Rührer des Entwickelungsgefässes, welcher äusserlich aus einer Kurbel zum Drehen, innerhalb des Entwickelungsgefässes aus einer ebenfalls verbleiten und mit verbleiten Platten versehenen Welle besteht, so dass beim Drehen der Kurbel der Inhalt des Entwickelungsgefässes durcheinander gerührt wird. Hierbei wirkt die Säure zersetzend auf den Magnesit ein, indem sie die Kohlensäure davon ausscheidet und mit der Magnesia ein neues Produkt, schwefelsaure Magnesia oder Bittersalz, bildet.

Die sich entwickelnde Kohlensäure steigt nunmehr durch n in die Waschgefässe **W**, um hier von anderen, möglicherweise ihr beibefindlichen Gasarten (Schwefelwasserstoff, schwefelige Säure etc.) und von mitgerissener Schwefelsäure gereinigt zu werden. Zwei der Waschgefässe sind je für sich mit Lösungen von Eisenvitriol und doppelt kohlensaurem Natron, das dritte mit reinem Wasser gefüllt. Die Kohlensäure ist genöthigt, durch diese Substanzen durchzustreichen, und wird hierbei von allen Beimischungen gereinigt, indem diese entweder mit den bezeichneten Reinigungsmitteln Verbindungen eingehen, oder von dem Wasser des dritten Waschgefässes absorbirt werden.

Die nunmehr gereinigte Kohlensäure wird in dem Gasometer **G** gesammelt, um von hier aus mit Hülfe der Pumpe **P** in das sogenannte Mischgefäss **M** eingetrieben zu werden. Dieses aus starkem, sorgfältigst verzinntem Kupferblech, ist zur Aufnahme der betreffenden Flüssigkeit (Wasser, Wein, Spirituosen) bestimmt, welche mit Kohlensäure imprägnirt werden soll. Die

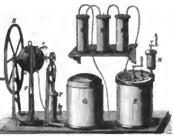


Fig. 1. Pumpen-Apparat.

Mischung von Gas und Flüssigkeit geschieht hier ebenfalls durch eine ähnliche Rührvorrichtung, wie beim Entwickelungsgefäss **E**, zugleich ist hierbei die Einrichtung getroffen, dass die Rührwelle des Mischgefässes gleichzeitig auch die Bewegung des Pumpenkolbens vermittelt, so dass durch die Umdrehung jener sowohl die im Mischgefäss befindliche Flüssigkeit mit dem Gas gemischt, als auch der Kolben, in dem Stiefel der Pumpe, auf- und niedergezogen wird. Die Umdrehung der Rührwelle wird, wie wir vorher bemerkten, mit Hülfe des Schwungrades **S** durch Handkraft oder durch eine kleine Dampfmaschine bewirkt.

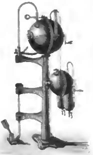


Fig. 2. Selbstentwickelungs-Apparat in Kugelform.

In v befindet sich am Mischgefäss das Sicherheitsventil, welches sich öffnet und einen Theil des Gases entweichen lässt, sobald durch möglicherweise zu viel eingepumpte Kohlensäure eine übermässige Spannung im Mischgefäss entstanden sein sollte.

Die Einbringung der Flüssigkeit geschieht entweder direkt, vermittelst einer an dem Mischgefäss befindlichen abschraubbaren Kapsel, oder mit Hülfe der Pumpe, welche in diesem Falle demnach gleichzeitig Kohlensäure und Flüssigkeit in das Mischgefäss eintreibt. Bei a sehen wir den Ausfüllhahn, bei **F** den Füllapparat und bei **T** das zu demselben gehörige Trittwerk.

Der Ausfüllhahn enthält 3 verschraubbare Leitungen: die eine zum Ausströmen der moussirenden Flüssigkeit aus dem Mischgefäss, die zweite für den Abzug der aus der Flasche verdrängten atmosphärischen Luft, die dritte ist durch ein verzinntes Kupferrohr mit dem Mischgefäss des Apparates verbunden, um in solchen Fällen, wo die Flaschen vor dem Einfüllen der Flüssigkeit mit Kohlensäure gefüllt waren, dieselbe aus der Flasche nach dem Mischgefäss zu führen. Behufs Füllung der Flasche wird dieselbe auf den, mit einer Gummiplatte versehenen Teller des Trittwerks gestellt, und mittelst Auftretens auf den Hebel des letzteren die Oeffnung der Flasche an den auf seiner Unterseite mit einem Gummiring versehenen Ausfüllhahn angepresst; beim Aufdrehen desselben strömt demnach die Flüssigkeit in die Flasche, und wird gleichzeitig die in derselben befindliche atmosphärische Luft mittelst entsprechenden Seitenhahnes nach der äusseren atmosphärischen Luft oder, falls die Flasche mit Kohlensäure gefüllt war, die letztere nach dem Mischgefäss geführt.

Unter Anwendung dieser Pumpenapparate ist man allerdings in den Stand gesetzt continuirlich fortzuarbeiten, und fast ohne Unterbrechung die Flüssigkeit aus dem Mischgefässe abzuziehen, doch bieten dieselben, ausser den vorher erwähnten Uebelständen, noch die Nachtheile zeitweiliger Reparaturen an der Pumpe, trotz sorgfältigster Construction derselben. Dennoch sind dieselben vielfältig im Gebrauch und bewähren sich unter solchen Verhältnissen, wo deren höhere Betriebskosten durch bedeutenden Geschäftsumsatz und die Complicirtheit ihrer Construction durch gründliche Geschäftskenntniss und tüchtige technische Leitung paralysirt werden.

Wir fabriziren die Pumpenapparate in 5 verschiedenen Grössen zur täglichen Anfertigung von 200 bis 1000 Flaschen, und zum Preise von 520 bis 1200 Thalern.

Das Nähere hierüber sowie auch die Angabe der Preise sämmtlicher übriger Apparate ist aus unserem ausführlichen Preiscourante zu ersehen.

Wir gehen nunmehr auf die Beschreibung der von uns neu und eigenthümlich construirten:

Selbstentwickelungs-Apparate

über, welche in ihrer jetzigen, nach vielfachen praktischen Erfahrungen höchst vervollkommneten Construction sehr wohl bestimmt zu sein scheinen, an die Stelle der bisher gebräuchlichen, viel theureren und complicirteren *Pumpenapparate* zu treten. Die Bestätigung dieser unserer Meinung ersehen wir täglich in der vollen Anerkennung sämmtlicher Herren Mineralwasser- und Champagnerfabrikanten, welche diese Apparate von uns erhielten: obgleich mehrere dieser Herren sich bereits im Besitz von Pumpenapparaten befanden, entschlossen sich dieselben dennoch, letztere bei Seite zu stellen und an Stelle derselben, und zwar stets mit Erfolg, die *Selbstentwickelungsapparate* in Gebrauch zu nehmen.

Wie vorher erwähnt, unterscheiden sich die Selbstentwickler von den Pumpenapparaten durch Weglassung des Gasometers und, in den meisten Fällen, der Pumpe. Das Einströmen der Kohlensäure aus dem Entwickelungsgefäss (Generator) zur Flüssigkeit in dem Mischgefässe (Condensator) wird, wie früher erwähnt, durch den in ersterem erzeugten Druck der Kohlensäure bewirkt. Durch diesen Druck füllt die Kohlensäure alle Gefässe gleichmässig aus, da sie, sogleich bei ihrer Erzeugung, von dem Generator aus infolge ihres eigenen Druckes durch die Waschflaschen nach dem Mischungsgefässe geführt wird; die Absorption der Kohlensäure von der Flüssigkeit erfolgt alsdann durch Vermischung beider in dem Condensator, resp. durch Drehung des in letzterem befindlichen Rührwerkes.

(Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 45.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

VI. Band. — III. Jahrgang. Zweites Semester.

Stuttgart, 4. August 1861.

Erscheint jeden Sonntag. Preis vierteljährlich Thlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr. rhein.

Vierundzwanzig Stunden.

Eine Wachtstuben-Geschichte von Edmund Hoefer.

(Fortsetzung.)

„Nach einer Weile kamen die Offiziere heraus bis auf den Oberstlieutenant und Major, die drinnen noch allein verhandelten — fast eine halbe Stunde lang, so daß, als sie endlich erschienen, die Dämmerung schon ernstlich begonnen hatte. Da sagte im Heraustreten der Major zu seinem finsterblickenden Begleiter: ‚wenn Ihr wirklich noch weiter reiten wollt, Herr von Below, muß ich euch avertiren, daß die Patrouillen der Reichstruppen in R. bis zum Gutenberger Wäldchen streifen. Soll ich nicht noch einige Mann mehr aufsitzen lassen?' — ‚Thut das, aber es muß schnell sein,' klang die Antwort in ziemlich gleichgültigem Tone. ‚Weit will ich nicht; 's wäre also kaum nöthig. Allein da Ihr's meint, mag es sein. — Am besten aber wär's, Ihr begleitetet uns noch ein Stück,' setzte er ebenso hinzu. ‚Wir



Amerikanischer Bürgerkrieg. Zerstörung der Eisenbahnbrücke über den Potomac bei Harpers Ferry. (S. 704.)

könnten noch manches bereden.' — ‚Mit Vergnügen! Ich komme Euch sogleich nach,' versetzte der Major, und wir ritten ab, zuerst im Schritt, als wir das Dorf verlassen, im leichten Trabe.

„Ich erlaube mir die Bemerkung,' sagte der Rittmeister nach einer Weile gedämpft, allein, da ich den Herren zunächst ritt, hörte ich's doch, — ‚hier hinaus weiß ich keinen Bescheid. Ich bin nur ein paarmal bei Tage hierher gekommen.' — ‚Eben darum!' antwortete der Kommandeur. ‚Ich will mein Terrain bei jedem Licht kennen lernen, und was ich bei der Dämmerung gesehen, das ist mir hernach im Tage wie gemaust.' — So ging wieder eine Zeitlang fort, bis uns der Major mit zwölf bis fünfzehn Mann nachkam und zum Herrn vorritt, der gleich mit ihm ein leises Gespräch begann. Wir ritten in einer Allee hin, deren Bäume den Weg selbst jetzt noch ziemlich beschattet hielten, so daß hier unten schon völlig Nacht war.

„Wie gesagt, hatte uns der Winter viel Frost und Schnee gebracht. Neuerdings war freilich Thauwetter eingetreten, aber ohne große

Wirkung auf die Schnee- und Eismassen, welche das Land bedeckten. Wenn sie auch in den Dörfern sehr zusammengegangen und zum Theil verschwunden waren, draußen war noch Alles weiß, eben und hart, denn in den Nächten fror es immer wieder, was im Tage angethaut, und unsere Patrouillen hatten böse Wege.

„Kurz bevor die Allee zu Ende ging, hieß es: ‚Halt! Die Mäntel um! — Ist einer da, der hier noch weiter Bescheid weiß?‘ — Und da wieder alles schwieg, mußte ich wohl von Neuem vor. Ich habe von je und je eine rechte Lust am Herumstreichen gehabt, ließ mich, so oft es ging, zu den Patrouillen kommandiren und hatte dann fast immer die Leute zu bereden gewußt, noch ein Stück weiter vorzugehen. Solch' ein Ritt durch die Nacht und vor dem Feind ist stets mein Hauptpläsir gewesen. Ihr werdet das auch noch merken, Kinder!

„Der Herr von Below lächelte wieder, da er mich erkannte, und hieß mich reden, und so explizirte ich denn, daß gleich hinter dem Walde vor uns Gutenberge läge, ein kleines Dorf und nicht besetzt. Dann kämen ein paar andere Waldstreifen, bald rechts bald links, und die müßten sich nach meiner Ansicht bis nahe an R. hinanziehn, wo Reichstruppen in ziemlicher Anzahl zu sehn schienen. Das Terrain wäre, so weit ich's kennte, offen, der Weg nicht zu verfehlen, da überall Bäume an demselben ständen, so daß man der Richtung immer sicher sein könnte. — Und als mich der Herr nach etwaigen festen Postirungen vor R. fragte, konnte ich ihm angeben, daß wir nicht weit von Gutenberge ein Gehöft bemerkt und dort ein paarmal den Trompeter hätten zum Absüttern blasen hören.

„‚Gut,‘ sagte er, ‚das möcht' ich auch hören. Es muß bald sieben Uhr sein, und wenn wir vorsichtig zureiten, sind wir nach Deiner Beschreibung um halber Acht in Hörweite. Länger werden sie sich nicht aufhalten. Es war ja seither hier stets Ruhe. Also nimm zwei Mann und mache die Spitze, mein Sohn, und reite einen leichten Trab. Der Major und ich bleiben nahe hinter euch.‘ Und nachdem er ein paar Worte mit dem Major geflüstert, sprach er: ‚bon! Also vorwärts, und haltet euch recht still.‘

„Da ritten wir rasch voran und dann so fort, und als die zwei Anderen bei mir waren, macht' ich mich noch ein zwanzig Schritt weiter und hielt mich dann nicht auf, immer im Wege, der das Wäldchen umkreiste, bis sich jenseits ein kleiner Reitertrupp zeigte, der uns entgegenkam. Es war aber, wie sich bald zeigte, unsere gewöhnliche Abendpatrouille aus Pönitz, die sich dießmal nur um eine Stunde früher aufgemacht hatte als sonst; sie zog vorüber und, nach einigen raschen Fragen des Kommandeurs, ihres Wegs. Natürlich aber hielten wir so lange, und da wir vorn uns zurückgezogen hatten, ziemlich nahe auseinander. Und wie ich mich dabei einmal nach unsern Leuten umsah, war es furios und auffällig — die ganze Eskorte, die Pönitzer und die Reihersdorfer, ritt Schimmel, — nur wir Drei an der Spitze hatten Braune oder Füchse — und da sie alle nun auch die weißen Mäntel um hatten, sah man von ihnen kaum etwas Anderes als die schwarzen Hüte auf den Köpfen. Dazu kam, daß die Nacht von der weiten Schneedecke durchleuchtet wurde, und als wir nun wieder weiter ritten, auf's Neue zwischen den Bäumen der Straße, deren Gezweig im Winde knarrte und rauschte, auf dem nicht festen, nicht weichen Schnee, so war auch kaum etwas von uns zu hören. Kurz Einem, der uns plötzlich so erblickt oder entdeckt, hätte darob ganz graulich werden können. Es mußte wie ein Spuck aussehen. —

„Als wir wieder antritten, war plötzlich der Kommandeur an meiner Seite und blieb neben mir. Und als ich umschaute, ritten gleich hinter uns wieder Zwei — die beiden Offiziere waren's nicht, die hatten, wie ich vergessen zu sagen, auch Braune — und es war mir auffällig, daß ich bei ihnen keine Karabiner sah, wie bei den Anderen, welche das Gewehr schußfertig auf dem Knie hielten. Doch ich hatte keine Zeit darüber nachzudenken, denn indem wir nun wieder auf eine Strecke Wegs gelangten, wo wenig oder gar keine Bäume standen, sagte der Oberstlieutenant leise: ‚paß gut auf, Hans, ob Du was von dem Posten im Gehöft spürst. Wir müssen nahe sein, mein' ich.‘ —

„‚Da ist's,‘ erwiederte ich und deutete ein wenig rechts, wo man den Hof eigentlich nur an den dabei stehenden hohen Bäumen erkennen konnte. Er hielt an und schaute hin — es war Alles still und dunkel — und als ich ihm dann noch explizirt hatte, daß eine links sich abzweigende Straße wieder auf der andern Seite des Gutenberger Wäldchens nach Reihersdorf und Pönitz zurückführe, befahl er plötzlich: ‚nun scharfen Trab und direkt nach R. zu. Sind wir nicht ein wenig zu weit links gekommen?‘ — Das waren wir freilich, da wir das Gehöft umritten hatten, und da ich das sagte, lenkte er rechts ab auf die Fläche hinaus, die wie ein Tischtuch vor uns lag, trabte scharf zu, so daß mein Gaul kaum Schritt halten konnte, und führte mich so schier selber nach fünf Minuten in den richtigen Weg zurück.

„Am folgenden Tage haben mir einige von den Leuten erzählt, daß sie anfänglich, da sie uns nicht rückwärts, sondern nach immer nach vorn folgen mußten, sehr erschrocken gewesen, und daß der Rittmeister bei unserer Wendung gestutzt, dann ein paar Schritt rasch vorgeritten sei, als wolle er zum Kommandeur, gleich darauf sich aber wieder besonnen habe. Mir selbst schlug das Herz stark und hart, allein vor Furcht war's nicht, sondern vor Neugier, was aus dem Allem werden möchte. Und ich sag'n, Kinder, es ging Alles so rasch, so sicher, daß man gar nicht zum Stocken und Besinnen kam. Mir war zu Muth, als sollt' ich aus der Haut fahren vor Lust und Erwartung.

„Wir waren kaum hundert Schritt auf dem neuen Wege geritten, als ich nicht weit vor uns etwas Dunkles sich bewegen und schnell zwischen die Bäume huschen sah. Zugleich flüsterte auch der Oberstlieutenant schon: ‚vorwärts, Hans, greif' ihn! Wir müssen ihn haben!‘ — lenkte sein Pferd rechts auf die Pläne hinaus und jagte nach vorn. Ich war auch nicht faul, und nach ein paar Minuten hatten wir den Burschen zwischen uns fest, der, als er den Degen des Kommandeurs auf seiner Brust fühlte, denn endlich auch ganz sittsam still hielt, auf die Kniee fiel und um sein Leben bat. ‚Laß das Geplärr und halte das Maul!‘ herrschte ihm Herr von Below drohend zu. ‚Einen lauten Ton und Du bist hin. Wer bist Du und wohin willst Du?‘ — ‚Ach Gott, liebe Herren,‘ jammerte er, ‚ich bin ja der Schäfer von — Dingsda und muß nach — Dingsda —‘ die Namen der Dörfer hab' ich vergessen. — ‚Meine alte Mutter liegt auf dem Tod, und der Herr hat mir Urlaub gegeben, sie zu besuchen.‘ — ‚Wer ist Dein Herr?‘ — ‚Der Herr von so und so auf so und so.‘

„Mittlerweile war ich vom Gaul gestiegen, um dem Burschen mit dem Mantelriemen die Hände zusammenzuschnallen, und als ich dabei sein Gesicht so nah vor mir hatte, daß ich die Züge unterscheiden konnte, sagte ich — grade da Herr von Below meinte: das thue ihm leid, der Bursche müsse einstweilen aber mit uns — zum Kommandeur: ‚Euer Gnaden, er lügt. Ich habe das Mopsgesicht schon ein paarmal in Reihersdorf gesehen und kenn's. Er dient, mein' ich, auf dem Hofe als Gärtner oder so was.‘ — ‚Hörst Du das?‘ fragte der Herr streng. ‚Was sagst Du dazu, Bursch?‘ — ‚'s ist nicht wahr, Euer Gnaden!‘ stotterte er. ‚Ich bin der Schäfer —.‘ — ‚Genug!‘ unterbrach ihn der Herr. Und indem er dem einen der beiden Dragoner heranwinkte, der vorhin mit mir vorausgeritten, übergab er ihm den Menschen und band ihm denselben hart auf's Gewissen. Darauf aber ging's wieder in den Sattel und vorwärts — der Aufenthalt hatte kaum zwei Minuten gedauert — und als wir eine Viertelstunde später am Ende eines rechts hinziehenden Waldes angelangt waren und mit dem Weg um die äußerste Ecke bogen, lag R. so überraschend und so nahe vor uns, daß der Kommandeur und ich unwillkürlich die Zügel anzogen und die Gäule zurückdrängten.

„Wir sahen aber gleich, daß keine Vorsicht nöthig war. Die Häuserchen vor dem Thor — vielleicht waren's auch nur Scheuern — zeigten sich ganz dunkel. Am Thor selber brannte eine Laterne und in der Stadt schimmerten hie und da Lichter, dieweil war's ja auch noch zeitig genug und etwa nur halb neun. Allein zu hören war nichts und vom Feind ließ sich nun gar nichts spüren, so daß der Herr von Below lachend zum Rittmeister sagte, der zu uns vorgeritten war: ‚'s ist richtig. Den armen Kerlen ist das Wetter zu schlecht. Darum halten sie sich daheim und dispensiren sich heut auch von den Patrouillen. Sie könnten mich schier jammern, wie ich sie auf die Beine bringen will!‘ — Und es war freilich richtig — sauber war das Wetter nicht. Der Himmel hatte sich immer dichter bezogen, der Wind war zum Sturm geworden und peitschte von Zeit zu Zeit Schnee- oder Regenschauer über das Land, daß man nicht aus den Augen sehn konnte.

„Als der Kommandeur aber so geredet hatte, wandte er sein Pferd zu den Leuten, die inzwischen in einem Haufen auf der Straße hielten, und redete kurz und gut: ‚ich will den Ort da angreifen, so wenig wir auch sind, um dem Feind einen kleinen Schreck einzujagen und mir ein paar Gefangene und Pferde zu holen. Die ersten Zwölf gehen mit mir; Ihr Herr von Sydow folgt auf fünfzig Schritt mit den anderen. Gefahr ist nicht — es sind Reichstruppen. Haltet euch fest aneinander, Kinder. Keiner untersteht sich vom Gaul zu steigen oder gar zu plündern. — Und nun denn — achtet auf die Signale und — d'rauf! Trompeter — zur Attake! Blast, daß euch die Lungen platzen!‘ — Und die beiden Bursche, die ich vorhin ohne Karabiner gesehn, kriegten die Trompeten unter den Mänteln hervor und machten einen bestialischen Lärm, und ohne daß wir uns besinnen konnten, waren wir zwischen den Häusern und am Thor.

„Da sprungen ein paar Mann — es waren Grenadiere und schöne Leute — aus dem nächsten Hause und fällten das Gewehr — allein es war der einzige Widerstand, den wir fanden, und gleich besiegt. Das Thor hinter ihnen war nicht einmal geschlossen, ihre Gewehre waren vielleicht gar nicht geladen, wenigstens gingen sie nicht los, obschon hie und da die Funken von den aufschlagenden Steinen sprühten. Und wir waren auch schon zwischen ihnen, gaben's ihnen rechts und links, daß sie umpurzelten oder sich in die Stadt salvirten, und da hinein ging es jetzt auch mit uns, mit unbändigem Lärm und Halloh, und die beiden Trompeter machten einen Alarm, als seien wir zum wenigsten ein ganzes Regiment und sie selbst ein volles Dutzend Kerle — es war ein Hauptskandal, sag' ich euch," setzte der alte Erzähler hinzu, und das verwitterte Gesicht verzog sich zum fröhlichen Lachen, und die Augen blitzten vor Vergnügen. „Wir schrieen und lachten wie die Kinder, aus heller, wilder, unmenschlicher Lust!

„Es ging die Straße hinauf und eine andere hinab, auf den kleinen Markt; vor uns, um uns stürzten und liefen sie, schrieen und flehten schon um Pardon. Es hörte keiner darauf, denn der Kommandeur ließ uns nicht rasten. Auf dem Markt hatte sich etwa eine halbe Kompagnie gesammelt — sie stäubte bei unserem Anblick schon auseinander, und die Straße vor uns sahen wir voll von Flüchtenden und Laufenden. Hier schlugen ein paar Trommeln, da bliesen ein paar Trompeten — es lagen auch Kürassiere in dem Nest — Geschrei, Gelärm, Geheul, Gepolter — ein Mordskandal, wiederhol' ich! Und als nun vollends, grade wie die Kompagnie rechtsum machte, aus einer Seitenstraße ein kurzer, scharfer Trommelwirbel herausklang, gleich darauf ein fröhliches: ‚Fridericus Rex!‘ erbrausdte und ein kleiner Reitertrupp hervorbrach, — da war's ganz aus. ‚Endlich — da ist der Gebhard!‘ rief der Kommandeur. Und da merkt' ich's wohl, daß der Major sich vorhin, als die Pönitzer Patrouille uns begegnet, still von uns entfernt und jener angeschlossen hatte.

„‚Ihnen nach, Major! Prescht durch die Straßen und jagt sie vollends hinaus!‘ schrie der Below ihnen entgegen. ‚Greift Pferde, wenn ihr könnt! Wir wollen hier desgleichen thun!‘ Und indem er sich aus dem Sattel schwang, fuhr er fort: ‚zwei Mann mit mir, zwei andere in die Ställe und holt die Gäule heraus.‘ Denn wir waren vor einem ziemlich großen Hause, das erleuchtete Fenster zeigte, und ein armer Teufel von Grenadier, den ich vorhin beim Zopf gekriegt, hatte auf des Kommandeurs Frage nach ihren Chefs in der Bestürzung dieß Haus genannt; auch waren, als wir auf den Platz jagten, ein paar Gestalten aus der Thür zu den sich sammelnden Ihrigen gestürzt. Seitdem aber war Niemand herausgekommen — es waren freilich auch nur ein paar Augenblicke, und das Alles ging rascher, als ich's erzählen kann.

„Nun also hinein, die Treppe hinauf — daß ich immer hart neben meinem Chef blieb, brauche ich wohl nicht zu sagen! — in eine Thür — Blitz noch einmal, da sah's appetitlich aus! Eine prächtige Tafel, Wein, Speisen, Lichter die Fülle, — ein halb Dutzend höherer Offiziere war noch da, standen zum Theil neben einem alten Herrn, der oben am Tisch saß und grad' sagte: ‚ei was, Unsinn! Preußen? Wie —?‘ — Da stand der Herr von Below schon vor ihm und gab ihm die Antwort. ‚Guten Abend, meine Herren Gefangenen!‘ rief er lachend. ‚Allons — hinunter, ihr Herren, und auf's Pferd! Ich habe keine Zeit. Wir müssen noch einen weiten Ritt machen.‘ Und indem er nach dem ersten Glas Wein langte und uns beiden, die wir mit ihm eingetreten, ein freundliches: ‚rasch zugegriffen, Kinder!‘ zurief, stürzte er das Getränk hinunter und sehte gegen die, kreideweiß und ganz verdummt dareinschauenden Herren gewendet hinzu: ‚nun, allons, Messieurs! Hans, nimm ihre Degen, und hinab!‘ —

„Das, Kinder, war zwar eine ehrenvolle, aber nicht grade behagliche Kommission. Denn ich hatte einen Schluck genommen und den Mund voll Fleisch gesteckt, allein ich hatte auch an meine Kameraden gedacht, hielt ein paar Weinflaschen im Arm und einen trefflichen Kalbsschlegel in der Hand, — und das war nun Alles vergebens. Im nächsten Moment hatte ich sechs oder sieben Degen unter dem Arm, rettete daneben nur noch zwei Flaschen und spazierte mit der stummen Gesellschaft die Treppe hinab. Mein Kamerad that dafür das Mögliche, allein Einer trägt nicht so viel wie zwei, und es jammerte uns bis in's Herz hinein, was wir dort oben Alles zurücklassen mußten.

„Drunten war auch schon Alles in Ordnung: es standen bereits ein Dutzend Staatsgäule parat, die man aus den Ställen gezogen. Die Herren mußten aufsitzen, die Trompeten bliesen zum Sammeln und zur Retraite, und scharfen Trabs ging es wieder aus der Stadt heraus, bis an die Waldecke, wo wir vorhin gehalten. Da warteten wir auch jetzt auf den Trupp des Majors, und hatten es nicht lange nöthig. Denn alsbald klapperten sie heran mit einer guten Zahl feindlicher Pferde und wenig Gefangenen. Der Herr von Below war aber zufrieden mit denen, die wir hatten. Hätten wir's haben wollen, so wäre, glaub' ich, in der furchtbaren Verwirrung die ganze Gesellschaft die unsere geworden. Die Kerle liefen durcheinander wie Schafe, sag' ich euch. Aber was hätten wir dreißig Mann mit ihnen anfangen sollen, zumal wir doch denken mußten, daß man jetzt sich endlich besinnen und uns nicht ungeneckt von dannen lassen würde? — Nein, so war's besser!

„Und der Kommandeur hielt vor der Front und rief uns zu: ‚seht, Kinder, das habt ihr denn gemacht. Es ist, wie ich sehe, Blut und Leben in euch. — Konnt's mir doch auch nicht denken, daß meine Landsleute Schlafmützen und Schneider. Man muß euch nur auf die rechte Bahn bringen. — He da, ist der Gefangene von vorhin auch noch da?‘ — Und als er bemerkte, daß der Kamerad den Burschen — den sogenannten Schäfer, mein' ich, — sicher neben sich hatte, ließ er demselben auch ein Pferd geben, und

dann hieß es: ‚Fest aufgeschlossen. Trab!‘ — Das war ein fröhlicher Ritt durch das Heidenwetter, still brauchten wir jetzt auch nicht mehr zu sein, und so lachten und jubelten wir und wünschten uns Glück und tranken unsere eroberten Flaschen leer. Nur die Gefangenen hingen die Köpfe, zumal als sie sahen, daß wir Alles in Allem noch keine vierzig Mann zählten.“

„Na, Prostemahlzeit!“ meinte einer von den Zuhörern, da der Alte eine Pause machte, um sich aus dem Tabakspöckchen des Unteroffiziers die Pfeife neu zu füllen. „Das ist eine tolle Geschichte! Sich so überfallen zu lassen, und im Zimmer zu sitzen, obgleich man euch doch zeitig genug gehört haben muß!“

„Was weiß Er davon, Er Grünfink?“ fuhr der Bauer ziemlich heftig auf. „Will's Ihm nicht gönnen, daß Er einmal erfährt, wie ein Ueberfall bei Nacht und Unwetter thut! Loben will ich die Kerle auch nicht — 's waren eben Reichstruppen, und an denen fand sich allerdings wenig Gutes; allein ich hab's schon vorhin gesagt, und ihr dürft das nicht vergessen — es ging Alles wie ein Donnerwetter, und ich glaube nicht, daß der ganze Spektakel länger als eine starke Viertelstunde gedauert. Dazu kam das wilde Wetter und endlich, daß sie eher des Himmels Einfall vermuthen mochten als einen Angriff von uns, von denen sie seither noch nichts gehört oder gesehn — es müßte denn gewesen sein, daß unsere Offiziere und wir selber Schlafmützen. Und nun,“ setzte er hinzu, trank und zündete die Pfeife wieder an, „nun will ich weiter erzählen.

„Ich hab' es schon gesagt, es war ein fröhlicher Ritt durch die immer wilder sich gestaltende Nacht, aber scharfe Augen hatten wir dennoch nach rückwärts und nach vorn und allerwärts. Voraus ritten der Oberstlieutenant und Major selber und dann der Dragoner mit dem ‚Schäfer‘, den man auch auf ein Pferd gesetzt, unter dessen Bauch man ihm die Füße zusammengebunden hatte, so daß er das Entspringen wohl bleiben ließ. Der Rittmeister hielt sich zurück — er war still und ich habe seine Stimme nicht ein einzigmal gehört; dachte mir schon, weshalb. — Hinterdrein kamen die Gefangenen und die Dragoner, kriegsmäßig. Allein unsere Vorsicht war umsonst; es störte uns nichts.

„Hinter dem Gutenberger Wäldchen trennten sich die Wege, rechts ging's nach Reihersdorf, links nach Pönitz. Da zog der Major mit den Seinen ab, und wir folgten unserem Wege, womöglich mit noch größerer Vorsicht, denn eine Seitenpatrouille mußte das Terrain zwischen den beiden Dörfern abstreifen, und als der Kommandeur mich mit der Führung beauftragte, gab er mir die Order, alles Lebende, das uns begegne, anzuhalten und mitzubringen, sei's Mann, Weib oder Kind, ‚oder der Herr Baron von Reiher selber,‘ setzte er in gar besonderem Tone hinzu. — Allein auch dieß blieb vergeblich; wir trafen nichts Auffälliges, es müßte denn das gewesen sein, was wir endlich daheim fanden. Denn als wir, nach eilf Uhr, endlich in Pönitz anlangten, fanden wir jeden Ausgang des Dorfs besetzt und in den kleinen Gärten eine Postenkette von den Füsilieren, so daß wir an ihnen entlang mit Anrufen und Antworten schier Spießruthen laufen mußten. Wir freuten uns allgemach denn doch auch auf die Ruhe, für unsere Gäule so gut wie für uns. Was wir seit den letzten sieben Stunden geleistet, war mehr, als man von uns jemals in den letzten drei Jahren verlangt hatte, und wir waren müde. Allein es war für diese Nacht anders bestimmt, wenigstens für mich.

„Als wir auf dem Platz vor dem Pfarrhause angehalten und ich abgesessen war, um meine Meldung zu machen — der Kommandeur hatte sie selber zu hören verlangt — trat mir Vater Löwe entgegen und trieb mich zur Eile, der Herr warte auf mich; und als ich dann im Zimmer stand, wo nur der Oberstlieutenant, der Major von den Füsilieren und der Rittmeister waren, mußte ich reden und that's — es war kurz genug — und endlich blieb der Herr vor mir stehn und blitzte mich an und sagte: ‚Gut, mein Sohn, ich bin zufrieden. Nun aber kommt ein anderer Dienst, und ich rathe Dir, thu' auch dabei Deine Augen und Ohren auf, wie bisher, und rede dreist heraus, was Du weißt, die Wahrheit.‘ Und an mir vorübergehend und die Thür öffnend, rief er hinaus: ‚bringt den Burschen herein!‘ —

„Es war kaum gesagt, so führte mein Kamerad auch schon den ‚Schäfer‘ herbei, Vater Löwe mit zwei Mann, von denen einer ein paar Kleidungsstücke auf dem Arm hatte, folgten; und als ich mir nun den Kumpan beim Licht betrachtete, ward ich meiner Sache noch sicherer als vorhin draußen, und das Herzklopfen, das mich bei des Herrn Worten überkommen, verlor sich wieder.

„‚Schält ihn aus,‘ befahl der Herr, und nun ging's wie ein Donnerwetter, die Kleider fielen von dem Burschen ab, als wenn der Herbstwind die dürren Blätter von den Bäumen streift; er stand alsbald nackend vor uns, wie Adam, und dann kam er wieder ebenso hastig in die anderen Kleider hinein — die beiden Leute traktirten, drehten, hoben und wendeten ihn, wie ein klein Mädchen ihre Puppe. ‚Siehst Du wohl, mein Sohn,‘ sagte der Herr von Below dabei in einem gewissen spöttischen Ton, ‚selbst diese alte Montur kleidet Dich stattlich, Du bist ein Soldat und kein Schäferknecht. Und wie gut Dir die trockenen Kleider nach den nassen und kalten thun! — Hebe Er mir aber die anderen gut auf, Wachtmeister. Es sind am Ende gar Liebesbriefe darin.‘ — Und da sprach einer von den Auskleidern: ‚Halten zu Gnaden, da ich eben die Hose umfaßte, knitterte hier oben was im Bund.‘ — ‚Na, seht ihr?‘ meinte der Below recht behaglich lachend, aber sein Aug' ruhte dabei auf dem Burschen, dem's sichtbar hundsmiserabel zu Muth; ‚nehme er die Kleider hinaus, Löwe, und sehe er genau nach. Ihr könnt abtreten, nur Hans Ebert bleibt da.‘ Und als die Anderen hinaus waren, wandte er sich wieder zu dem bleichwangigen Burschen und redete: ‚nun sage also die Wahrheit. Wer hat Dich geschickt? Zu wem solltest Du?‘

„Der Gesell mochte sich inzwischen gefaßt haben, denn er schaute wieder demüthig darein — das stand nur dem Mopsgesicht so übel, daß keiner daran glauben mochte — und dann versetzte er: ‚ich habe die Wahrheit gesagt, gnädige Herren, und weiß nichts Anderes. Ich bin der und der von da und da, will zu meiner alten, sterbenskranken Mutter, und trug meines Wissens kein ander Papier an meinem Leibe als den Paß meines gnädigen Herrn, der in meiner Jacke stecken muß.‘ — Der Below sah ihn während dieser Worte scharf an, und als er geendigt, bemerkte er: ‚Du weißt doch, daß Du hängen mußt, wenn Du gelogen?‘ — ‚Ich kann nichts Anderes sagen,‘ meinte der Bursch, ‚und muß mir Alles gefallen lassen.‘ — ‚Schon gut — so rede Du, Hans Ebert,‘ wandte sich der Herr kalt an mich. ‚Und sprich dreist.‘ — Das wurde mir nicht schwer, denn zaghaft bin ich nie gewesen und jetzt war ich, nachdem ich den Kumpan so lange und so genau bei Licht gesehn, meiner Sache sicher genug. Ich sagte also, daß ich denselben mehr als einmal in Reihersdorf gesehn, und daß man mir auf meine Frage nach diesem widerlichen Gesicht den Bescheid gegeben, wie er auf dem Hofe diene. Und der Kamerad, der mir das gesagt, habe hinzugesetzt, wie er ihn schon einmal mit dem Herrn Baron im Garten im Gespräch gesehn habe.

„Als ich so berichtete, — der Bursch stand tückisch da und schielte nur von Zeit zu Zeit einmal zu mir auf, und der Oberstlieutenant ließ ihn und mich nicht aus den Augen — da that der Herr von Sydow jäh den Mund auf und meinte: der Herr Kommandeur wisse, daß wir Dragoner dem Baron nicht grün seien und ihm Alles zum Schabernack thäten. Der Baron sei nicht von der Art, daß er mit einem Menschen dieses Gelichters vertraulich im Garten promenier und rede. Jedenfalls aber könne man das nicht bemerken, denn der Garten hab' eine Mauer, über die kein Mann hinübersehn könne. So wär's denn augenscheinlich, daß mein Kamerad oder ich gelogen. — Das durfte ich nicht über mich ergehn lassen und ich erwiederte: ‚mit Verlaub, Gnaden Herr Rittmeister, die Sache ist so, daß ich meinen Kameraden gebeten habe ein Aug' auf Schloß und Garten zu halten, von wegen, weil mir bei Reihersdorf ein paarmal was Kurioses begegnet. Und das hat er gethan und ist vorgestern, in der Dämmerung, wo's auch ihm nicht geheuer schien, an der Mauer hinaufgeklettert, hat hinübergeschaut und den Baron mit einem Menschen erblickt, von dem er mir gestern sagte, es müsse der Kerl sein, nach dem ich gefragt — dieser hier, Euer Gnaden.‘

„‚So so,‘ bemerkte der Kommandeur gedankenvoll. ‚Nun Schäfer, was sagst Du dazu? Rede die Wahrheit.‘ — ‚Die hab' ich gesagt,‘ versetzte der Mensch trotzig. — ‚Werden's sehn,‘ sprach Herr von Below kalt, und sich wieder zu mir wendend, fuhr er fort: ‚Der Wachtmeister hat mir gesagt, daß Du noch allerlei wissest, Hans. Rede also.‘

„Und ich berichtete und wußte es ausführlich thun, was ich auch jetzt in einer Minute sagen kann — ich will's nur heraussagen; ‚ihr,‘ setzte er gegen seine drei Söhne gewendet schmunzelnd hinzu, ‚braucht euch daraus aber nichts zuzuziehen. Ich hatte gleich das erste Mal, da ich in Reihersdorf war, eine Dirne in's Auge gefaßt und sah sie seitdem immer vor mir, und lief ihr nach, wußte auch bald, daß sie im Schloß sei — das lag gute fünf Minuten vom Dorf — und strich um dasselbe her, so oft ich freie Zeit hatte und mich nach Reihersdorf hinüberwagen durfte. Getroffen hatt' ich sie dann auch und wir waren leidlich einig mit einander geworden; doch das gehört nicht hierher. Genug, ich war dem Schloß näher gekommen als irgend ein Anderer, und zwar zu allerlei ungewöhnlichen Stunden. Und da hatte ich in den letzten Tagen mehr als einmal bemerkt, daß Leute vom Schloß fortgingen oder anlangten, es war jedesmal in der Richtung von N.; und am Abend vor dem, von dem ich erzähle, sah ich sogar den Baron selber den Einen aus der kleinen Hinterpforte des Gartens lassen, wo mich sonst Christine erwartete, — und ich, der ich mich überrascht und nicht wenig erschrocken im Graben verbarg, hört' es, daß er zu dem Scheidenden sagte: ‚Ich halte Wort. Uebermorgen um acht Uhr wißt Ihr Bescheid, und dann habt Ihr sie. Grüßt den General, Herr Hauptmann.‘

„Ich hatte darauf das kleine Mädel vergessen und mich dem Gehenden nachgeschlichen. Allein ich mußte mich sehr fern halten, und beim Gutenberger Wäldchen kam er mir aus den Augen, da er zwischen die Bäume trat und ich mich nicht aus der Allee herausgetrauen mochte. Mein Kamerad, von dem ich schon gesagt, schwor mir überdieß zu, daß am Tage zuvor eine Karosse am Schloß angelangt sei mit ein paar Herren, die ihm genau wie verkleidete Soldaten ausgesehn, so seien sie frisirt gewesen und Bärte hätten sie auch getragen. Gegen Abend, als er sich auf's Spioniren gelegt und den Baron mit dem ‚Schäfer‘ belauscht, seien sie schon wieder fort gewesen, er wußte nicht, wann oder wohin. Vater Löwe hatte mir verboten, von diesen Dingen zu sprechen, ich wußte aber, daß er nach Reihersdorf hinüber gewesen, und konnte mir denken, daß er dort mit dem Major von Gebhard geredet. — Das war's, was ich zu erzählen hatte.

„‚So ja!‘ sprach Herr von Below wieder und nickte mit dem Kopf. ‚Nun, Schäfer, was sagst Du dazu? Rede die Wahrheit, mein Freund, daß Du nicht zu hängen brauchst.‘ — ‚Ich habe die Wahrheit gesagt,‘ erwiederte der Bursche wieder trotzig. — ‚Nun gut, so wollen wir uns nach Deinen Kleidern erkundigen,‘ meinte der Kommandeur und hieß mich aus der Thüre nach Löwe rufen.

„Und der Alte trat herein mit der Pudelmütze des Burschen und meldete: in den Kleidern habe sich nichts gefunden als der Paß, in der Mütze aber liege zwischen Pelz und Futter ein Zettelchen; er habe die Naht aufgetrennt und der Herr könne es herausnehmen. — Da fiel der Bursche, der beim Erblicken seiner Mütze leichenblaß geworden, auf beide Kniee nieder und schrie um Gnade und Erbarmen, er wolle Alles bekennen. Doch der Herr winkte ihm mit der Hand Schweigen zu und sprach: ‚Das ist nun zu spät, mein Sohn. Jetzt erhalten wir hoffentlich ein Bekenntniß ohne Dich.‘ Und zum Tisch tretend, las er das Papier mit sich faltender Stirne, bot es dann dem Rittmeister hin und redete: ‚Seht das an, Herr von Sydow, und lest es uns vor. Kennt Ihr die Schrift?‘

„Der Offizier, der beim Erblicken des Papiers schon erröthet war und beim Lesen immer röther wurde, las denn auch vor, was der Baron dem General der Reichstruppen meldete, daß heute bei den Dragonern ein neuer Kommandeur angelangt sei, der ein widerborstiger und allerter Herr zu sein scheine und wohl aufpassen werde. Morgen sei aber Musterung. Die Leute würden dann müde sein, und es sei daher Nachts noch immer die beste Zeit zu dem, was verabredet, um so mehr, da man nicht wissen könne, was der Kommandeur später in Gang bringe. Um acht Uhr sollten sie das Nöthige von ihm erfahren.

„‚Das heißt denn doch wohl Losung und Feldgeschrei — nicht wahr?‘ fragte der Chef und schaute blitzenden Aug's bald auf uns, bald auf die beiden Offiziere, von denen der Major sehr finster und der Rittmeister sehr bestürzt darein schaute. ‚Von wem er das wohl erfahren könnte, Herr von Sydow — denn, nicht wahr, der Schreiber ist doch Euer Herr Vetter, der Herr Baron von Reiher, der Preußenfreund?‘

„Der Rittmeister war ein hochmüthiger Herr und ließ nicht leicht etwas Menschliches sich abmerken, jetzt jedoch sah er sehr unglücklich und recht eigentlich verzweiflungsvoll aus; er strich sich ein paar Mal über die Stirne, er seufzte tief und meinte endlich: er könne und wolle es nicht ableugnen, daß der Baron einige Mal, wo er ihm Abends eine Mittheilung zu machen gehabt, die Passirworte von ihm erfahren habe — es handelte sich um Briefe und Nachrichten, mein' ich, die auch den Rittmeister angingen. — Und bei dem Ruf des Barons habe er, der Sydow, auch nicht gezögert, demselben jene Worte zu entdecken.

„Der Kommandeur hörte das ernst und schweigend an — uns hatten die Herren sichtbar vergessen, da sie uns sonst wohl nicht im Zimmer gelassen — ging dann ein paar Mal auf und ab, wandte sich darauf an den noch immer auf den Knieen liegenden Burschen und hieß ihn reden. Es kam dabei noch genug, aber gerade nichts Neues mehr zu Platz. Der Kumpan hatte bis anno 56 in der sächsischen Armee gedient, war bei Pirna gefangen, in ein preußisches Regiment gesteckt, desertirt und hatte ein Unterkommen bei dem Baron als Gartenknecht gefunden. Er wußte, daß sein Herr die Preußen im Stillen haßte und stets mit dem Feinde in Verbindung stand. Seit vier Wochen hatte er den Weg nach N. häufig machen müssen: zwei- oder dreimal seien auch Offiziere von dort heimlich im Schloß gewesen, und neulich — vorgestern — zwei österreichische Herren durchpassirt. Man bereite einen Schlag vor, weiter wisse er nichts.

„‚Ja, man bereitet einen Schlag vor,‘ sprach Herr von Below finster lächelnd. ‚Der Generallieutenant meldet mir, daß sich ein paar Tagemärsche hinter N. ein größeres Korps sammele, und meint, die Reichstruppen schienen Lust nach Lorbeeren zu haben. Na, wollen seh'n! — Ihr könnt' abtreten,‘ wandte er sich dann zu uns. ‚Bewacht den Burschen scharf. — Lasse Er dem Hans hier ein frisches Pferd geben und noch zwei Mann sich parat halten, Wachtmeister. Es gibt Dienst. Kehrt. Abtreten.‘

„Da standen wir denn draußen und thaten, wie uns geheißen. Der Bursche wurde mit einem Dragoner zusammen in eine Kammer gesperrt, die auch von außen bewacht wurde, und mir ließ der Alte seinen eigenen Gaul herbeiführen, den besten, den wir bei der Schwadron hatten.

Dann harrten wir, wohl eine gute halbe Stunde; da mußt' ich wieder hinein und bekam Ordre, mit den zwei Anderen nach Reihersdorf hinüber zu reiten und dem Major von Gebhard ein Schreiben zu bringen. Ich habe mich überall neben dem Major zu halten und so bald wie möglich mit der Meldung von dem Geschehenen zurückzukehren. — Ich eilte fort und jagte in der nächsten Minute schon aus dem Dorf; ich sah's dabei wieder, wie es so genau bewacht war, daß keine Katze ungesehen hinaus konnte.

„Wir sparten die Sporen nicht und der Weg nach Reihersdorf war bald zurückgelegt. Dort zeigte es sich ebenso wie bei uns — alles war voll von Posten, und als wir zum Quartier des Majors kamen, hörten wir, daß er noch wach sei. Er empfing mich auch beim Eintreten in die Stube, wo er mit dem Major von der anderen Schwadron saß, mit dem lebhaften Ausruf: ‚Na, endlich!' riß mir das Schreiben schier aus der Hand, las es selber, ließ es auch den Andern lesen, rief aus der Thüre ein lautes: ‚Aufgesessen!' hinaus, schnallte den Pallasch um, stülpte den Hut auf. Und nachdem er zu dem Anderen, der gleichfalls aufgestanden war und Hut und Pallasch genommen hatte, kurz gesagt: ‚also, wie wir verabredet, Herr Kamerad!' — maß er mich mit scharfem Blick und redete: ‚hat man's ihm gesagt, daß Er bei mir bleiben soll? — Nun, so komm' Er.' — Damit ging's aus der Thür hinaus und vor's Haus, wo jetzt ein kleiner Trupp hielt, wir saßen auf und ritten sachte aus dem Dorf, dem Schloß zu. — Meine beiden Kameraden blieben zurück.

(Fortsetzung folgt.)



Die Pilgerfahrt zur Madonna von Genazzano (Neapel).

Der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten.

VI.

Zerstörung der Eisenbahnbrücke über den Potomac bei Harpers Ferry.

(Zu dem Bild S. 70?.)

Die konföderirte Armee zog am 15. Juni von Harpers Ferry ab, und eröffnete um 5 Uhr Morgens an diesem Tage ein Feuer auf die Brücke über den Potomac, welche die Baltimore und Ohio-eisenbahn verbindet. Eine unter dem Mittelbogen gelegte Mine explodirte durch die Schüsse und zerstörte unter furchtbarem Krachen die Brücke, welche in Zeit von einer Stunde eine vollständige Ruine war und in den Strom fiel. Die Brücke war von der schönsten und gediegensten Arbeit, tausend Fuß lang und vor ungefähr zehn Jahren von dem Ingenieur Latrobe erbaut. Alle in der Nähe gelegenen, zur Eisenbahn und den Telegraphenstationen gehörigen Gebäude wurden ebenfalls von den Rebellen abgebrannt.

Die Steinlach.

(Zu dem Bild S. 70?.)

Nur fünf Stunden lang ist der Fluß der Steinlach, welche sich bei Tübingen in den Neckar ergießt, und doch ist kaum ein Thal des ganzen Schwabenlandes so weit bekannt, als dieses kleine, reizende, das neun wohlbevölkerte Dörfer umschließt und den schönsten Menschenschlag sich bewahrt hat, während gerade in den Nebenthälern eine ziemlich verkommene Race wohnt. Dieser schöne Menschenschlag hat sich dabei eine Tracht erhalten, die zu den schönsten ganz Deutschlands zählen darf, während sie die schönste unbedingt des Schwabenlandes ist. Die Frauen und Mädchen tragen blaue oder grüne kurze Röcke, die kaum bis an die Waden reichen, enge mit Goldborden umsäumt, hellrothe Mieder, lange, schneeweiße Hemdärmel, weiße Strümpfe und bunte Bänder an den langen schönen Haarzöpfen, auf denen ein kokettes, kleines Mützchen sitzt. Die Männer und Bursche aber tragen lange weiße Röcke, rothe Westen mit silbernen Knöpfen, gelbe Lederhosen und hohe Lederstiefel. Nichts Reizenderes kann es geben, als diese Mädchen mit ihren schalkhaften Gesichtern, und die derben Bauern, denen ein guter Witz stets zur Hand ist, am Sonntag oder an Hochzeiten auf dem Tanzboden zu sehen, wie die weißen Röcke und die langen Zöpfe durcheinander fliegen und sich die Brust unter dem weißen Leinen hebt und senkt. Ausgelassene Lustigkeit macht sich dann Platz, und der Student, der häufig auf seinen Fahrten von Tübingen nach Reutlingen mit dem Stellwagen durch das Thal kommt, freut sich, sich unter diese tolle Masse mischen zu können. Die Sage geht, daß nach der Nördlinger Schlacht zwei schwedische Regimenter in dieser Gegend sich angesiedelt, und daher die Schönheit dieses Menschenschlages stamme. Ein schwäbisch gründlicher Gelehrter hat jedoch Untersuchungen angestellt und erhärtet, daß überhaupt nur ein Schwede je in dieser Gegend gelebt, dieser aber gar keine Kinder gehabt. — Unser Zeichner hat den Ausgang aus der Kirche von Dußlingen (bei Reutlingen) zum Vorwurf seines Bildes gewählt.

Das Madonnenfest zu Genazzano.

Auch der allernüchternste Protestant, der den bunten prunkhaften Aufzügen und Prozessionen der katholischen Feiern abhold ist, wird sicher von seiner Abneigung geheilt, wenn er nach Ita-



Das Volksfest von Santa Lucia in Neapel. Nach einer Originalzeichnung von A. Greb. (S. 706.)

lien kommt, und in den dortigen Städten Gelegenheit erhält, den feierlichen Ceremonien des römischen Kultus beizuwohnen. Es sind nicht allein die festlichen reichen Priestergewänder, die Baldachine, unter denen zu Rom der Pontifex maximus oder die Kardinäle schreiten, nicht die im Winde wallenden, mit Heiligenbildern geschmückten Prozessionsfahnen, die Kreuze, die Weihrauch aufwirbelnden Turribula, noch die schönen Trachten der an den Wallfahrten Theilnehmenden, sondern es ist vielmehr deren Naivetät und kindlicher Glaube, dem dennoch ein Zug von heiterer Fröhlichkeit und Duldsamkeit innewohnt, welche uns bestechen, und Wohlgefallen finden lassen an dieser äußerlichen Art von Gottes- und Madonnenverehrung. — Es ist wirklich rührend, mit welcher Andacht zum Beispiel ein junger Campagnole seinen Rosenkranz herbetet, ein schönes Mädchen inbrünstig ein Muttergottesbild küßt, während bald darauf Beide in ausgelassenster Fröhlichkeit an den dem Fest folgenden weltlichen Vergnügen Theil nehmen. Kein finsterer, düsterer Zug verwischt den wohlthuenden Eindruck dieser südländischen Ceremonienbilder, und läßt darum ein freundliches Behagen an denselben aufkommen. — In Genazzano, einem alten Flecken in der Nähe von Preneste und früher der berühmten Familie Colonna angehörig, aus welcher der Papst Martin V. stammt, wird das Fest der Madonna auf's Feierlichste begangen, und dasselbe genießt daher im ganzen südlichen Italien, im Römischen und Neapolitanischen, einer verdienten Berühmtheit. — Aus vielen Ortschaften ziehen Wallfahrer nach Genazzano, bei dessen Anblick diese frommen Pilger niederknieen und ihre Andacht verrichten. Nach der religiösen Feier beginnen dann die Belustigungen mit Tänzen unter den alten Platanen der Villa Colonna, Trinkgelage und Feuerwerk, und diese letzteren dauern jedesmal mehrere Tage.



Die Himmelszeichen von Löffler. XI. Die Jungfrau (August).

Volksfeste.

III.

Das Fischerfest von St. Lucia in Neapel.

(Zu den Bildern S. 704 und 705.)

Wenn in Neapel nach der tropischen Sonnenglut am Tage der heißglühende Ball hinter dem Pinienwalde des Posilippo untergeht, und eine kühle wohlthuende Brise vom Meer her über den Strand fächelt, beginnt es sich in St. Lucia zu regen. Einheimische und Fremde, der fleißige Handwerker, welcher vom Morgen bis zum Abend gearbeitet, und der zerlumpte Lazzarone, der seine Zeit mit Betteln und Schlafen tödtet. Alle ziehen sie nach dem Lieblingsort der Neapolitaner, nach Santa Lucia. Und nicht bloß von den näher liegenden Stadttheilen, auch von Carmine, jenseits des Hafens, strömen Menschen herbei; auf dicht beladenen Barken kommen sie angerudert, meist junges Fischervolk, ihre gewohnten Belustigungen suchend. Am letzten Sonntag des Monats August ist St. Lucia am meisten besucht, denn es findet dann daselbst ein Volksfest Statt der Madonna zu Ehren. Die eigenthümlichste und wirklich komisch zu nennende Scene dieses Fischerfestes findet Mittags um 12 Uhr Statt. — Ein maskirter Mann, der wie der Igel mit Stacheln, mit Schwärmern, Raketen und anderen Feuerwerkskörpern bedeckt ist, steigt auf einen mitten in die Straße gestellten Tisch und läßt das Feuerwerk anzünden, dessen Entladung unter Zischen, Flammen und Krachen unter die jubelnden Zuschauer fährt, von denen Einige gleich bei der Hand sind, den armen, dem Rauch und Feuer preisgegebenen Teufel zu befreien, indem sie ihn unter homerischem Gelächter der Anwesenden mit Wasser begießen. Derselbe Auftritt wiederholt sich an verschiedenen Punkten der Straße, und ist er beendigt, so drängt die fluthende Menschenmenge dem Meere zu, und wirft sich in komischen Sprüngen und unter den lebhaftesten Gestikulationen in's Meer. Wie Amphibien geberden sich die mit dem Element Vertrauten, denn die Meisten sind Fischer, Schiffer und Badeknechte. Delphinen gleich tummeln sich unter Jauchzen und Spritzen Nackte und Angekleidete; Väter mit ihren Kindern auf dem Rücken gewöhnen die Letzteren an des Meeres Wellen, zertheilen lustig die Wogen und schwimmen an's Ufer, um sich kopfüber wieder in dieselben zu werfen. — Abends endigt das Fest mit einem glänzenden Feuerwerk, für welches Vergnügen der Neapolitaner, wie jeder Südländer, eine besondere Vorliebe besitzt.

Tagebuch für Garten und Haus.

August.

Der Obstbau in seiner Verfeinerung oder die sogenannte Spalierzucht ist noch immer, und namentlich von Gärtnern, nicht in dem Grade anerkannt und gepflegt, wie er es verdient. Man hört darüber noch die absurdesten Ansichten sich breit machen. — Es gibt Viele, welche vorschützen, die große Mühe, einen Baum in eine so regelrechte Form zu zwängen, überwiege bei weitem den daraus zu erzielenden Nutzen. Wieder Andere, die für das Pittoreske in der Natur begeistert sind, legen sogar ein gewisses gefühlvolles Mitleid an den Tag und beklagen sich über ein derartiges Traktiren der Bäume, und wieder viele Andere, die diese



Das Volksfest in Santa Lucia in Neapel. Nach einer Originalzeichnung von G. Gord.

Kulturen nur oberflächlich probirt, aber aus Mangel an Kenntniß die Sache unrichtig gehandhabt und dadurch die Bäume ruinirt haben, geben fälschlich den klimatischen Verhältnissen die Schuld. — Alle diese übersehen, daß die Aufgabe der Gärtner die ist, durch unausgesetztes Streben alle und jede Kulturmethode ohne Rücksicht auf das Klima auszuführen, und daß alle Pflanzen oder Bäume, seien sie durch Stecklinge in's Leben gerufen oder aus Samen hervorgegangen, beim Beginn an einer gewissen Kultur, somit einer Form unterstellt werden, und diejenigen Pflanzen oder Bäume die schönsten Blüten oder vollkommensten Früchte geben, die am pünktlichsten die ihnen unterstellten Formen annehmen, denn gerade unter dem Einfluß dieser regelrechten Form und durch die während der Vegetationszeit vorgenommene Operation wird das Gleichgewicht des Triebes zusammengehalten und so gerichtet, daß alle nährenden Kräfte sich der vollkommensten Ausbildung der Früchte zuwenden, wogegen die frei und sich selbst überlassenen Bäume durch ihren willkürlichen Wuchs, der sich immer gegen die äußersten Spitzen der Aeste wendet, verbunden mit der Last der Früchte, sich selbst zum Opfer werden. — Die vermeintliche Mühe ist daher bei denen, die den Gang der Natur kennen und einige Uebung in der Handhabung der verschiedenen Operationen erlangt haben, bei weitem nicht so zeitraubend, wie man vielfach verbreitet; denn wie würden in Frankreich und England, mitunter auch in Belgien, wo diese Kulturmethoden unter den Gartenfreunden populär geworden sind, sich diese so beliebt gemacht haben? — Man verwechsle daher diese Art des Obstbaues (Spalierzucht) nicht mit der des Hochstammes. Der Erstere ist ausschließlich des Gärtners und Gartenliebhabers Sache, der unter richtig angewandten Mitteln alle Obstarten ohne Ausnahme zum Gedeihen bringen wird, Letztere dagegen ist die der Wirthschaft. Wir wenden uns daher an die jungen Gärtner und Liebhaber, sich in ihren beabsichtigten Obstanlagen nicht beirren zu lassen, deren Aufgabe immer bleiben wird, mit besonderer Umsicht der Natur alles das abzugewinnen, was sie nur Vollkommenes zu leisten vermag, und daß dieß möglich, davon geben auch die praktischen Durchführungen erwähnter Kulturmethoden die besten Zeugnisse.

Wochen-Chronik.

13. — 22. Juli.

Deutschland. Baden-Baden 14. Oskar Becker, Student aus Leipzig, verübt ein Attentat auf den König von Preußen. Seine Majestät erhielt eine leichte Contusion. — Berlin 14. Die Verhandlungen zur Krönung sind einer Immediatkommission übertragen worden. 16. Die Voruntersuchungen gegen Pahle sind beendigt; wahrscheinlich kann keine Anklage gegen ihn erhoben werden. Der englische Gesandte, Lord Loftus, ist nach Baden gereist. 18. Die Ersetzung des Herrn von Schleinitz durch den Grafen Bernstorff ist gewiß. 20. Kultusminister von Bethmann-Hollweg begibt sich nach Paris. — München 19. Der bayerische Minister des Aeußern widerlegt eine Behauptung der Presse, nach welcher Graf Rechberg die bayerische Aufforderung, gegen die preußisch-koburgische Militärkonvention zu protestiren, abgelehnt.

Oesterreichische Monarchie. Wien 19. Die Demission Vay's und Szécsen's ist angenommen; Graf Forgach ist ungarischer Hofkanzler. Die Antwort auf die ungarische Adresse wird veröffentlicht. Am 17. ward ein Vertrag mit Spanien zu gegenseitiger Auslieferung der Verbrecher ausgewechselt. Am 20. ist Graf Moritz Esterhazy, geheimer Rath und früher Gesandter in Rom, zum Minister ohne Portefeuille ernannt. 20. Dr. Rieger spricht im Abgeordnetenhaus mit größter Bitterkeit über die Aeußerung des Ministers Lasser, daß die Einbringung des Lehensgesetzes in das Abgeordnetenhaus mit Bewilligung des Kaisers erfolgt sei. — Pest 20. Das Unterhaus hat die Wahl des in Turin lebenden Franz Pulszky für gültig erklärt. Am 22. wurde in der Sitzung des Landtags das königliche Reskript verlesen: Ungarns Verhältniß zum Gesammtstaat ist seit drei Jahrhunderten faktisch und gesetzlich Realunion in Kriegs-, Finanz- und auswärtigen Angelegenheiten. Bei Herstellung der Verfassung mußte auf die Nothwendigkeit des konstitutionellen Gesammtstaates Bedacht genommen werden. Die Selbstständigkeit von Ungarns innerer Verwaltung wird durch die neuen Grundgesetze nicht gefährdet, sondern gekräftigt. Die 1848er Gesetze, obwohl theilweise schon bestätigt, können anderntheils in das Inauguraldiplom nicht Eingang finden, weil sie mit den Grundgesetzen im Widerspruch stehen. Der Landtag wird aufgefordert, 1) zur Revision dieser Gesetze, sowie zur Beschickung des tagenden Reichsrathes zu schreiten, mit Bedachtnahme, daß im Laufe des August die Finanzvorlagen kommen; 2) zur Verständigung mit dem Landtag von Kroatien über dessen Verhältnisse zu Ungarn; 3) zur Ausarbeitung eines Gesetzes wegen Sicherung der nationalen Sprache und Entwicklung aller nichtmagyarischen Bewohner Ungarns. Die Union Siebenbürgens mit Ungarn ist gegenwärtig unausführbar. Die serbischen Verhältnisse sollen auf Grundlage der Beschlüsse des Nationalkongresses geregelt werden. Die erneuerte Ausstellung der Abdankungsurkunde des Kaisers Ferdinand entfällt, weil im Ausdruck „alle“ unter dem Kaiserthum Oesterreich vereinigten Königreiche Ungarn mitbegriffen ist. Begnadigung wird für die Krönungsfeier zugesichert. — Nach Triest ist der Befehl gegeben, das Dampfschiff des Kaisers zur Reise nach Korfu in Stand zu setzen.

Schweiz. 15. Siegwart-Müller sendet eine Erklärung an die Bundesversammlung, den letzten Amnestieentscheid betreffend. — Bern 19. Der Gesetzesentwurf, betreffend das [illegible], wurde im Ständerath mit 19 gegen 12 Stimmen angenommen.

Großbritannien. 10. In Irland werden große Vorbereitungen zum Empfang der Königin gemacht. Kriegsminister, Lord Herbert, wird wahrscheinlich abtreten. — London 16. Lord John Russel wird zum Peer erhoben. 19. Lord John Russel erklärt im Unterhaus auf die Frage, ob die Abtretung der Insel Sardinien an Frankreich beabsichtigt sei, die französische Regierung habe positiv widersprochen.

Frankreich. Am 13. hat eine Flotte von 16 Kriegsschiffen den Befehl erhalten, von Toulon aus in See zu gehen und an der nordamerikanischen Küste zu kreuzen. Der Kaiser ging zur Befestigung seiner Gesundheit nach Vichy. General Fleury nach Turin, um Victor Emmanuel einen Brief des Kaisers zu überbringen. Am 14. veröffentlicht der Moniteur die Beglückwünschung des neuen Sultans durch Herrn de Lavalette. Am 16. greift die Opinion nationale die Verwaltung in schärfster Weise an. 17. 470,000 Franken werden für Arbeiten in dem Hafen von Gravelines ausgeworfen. Alle Matrosen, welche sich wieder anwerben lassen, erhalten Prämien. 18. Starker diplomatischer Verkehr zwischen Paris und Turin in Betreff der römischen Frage. 19. Die hawaiische Gesandtschaft reist von Paris ab und besucht das Lager zu Chalons. 20. Ein Brand in den Dekorationsmagazinen der großen Oper mit großem Verlust. 20. Der Kaiser sorgt in Vichy für die Privatinteressen der Umgegend und bewilligt Gelder für Straßen- und Kirchenbauten. — Marseille 22. La Chapelle hat den Befehl erhalten, mit drei Linienschiffen in See zu gehen.

Italien. Neapel 14. Cialdini ist angekommen und wird die Briganten vernichten. Am 16. ist Cialdini mit 1800 Mann nach Calabrien abmarschirt. In Cosenza brach ein Aufruhr aus und wurde eine provisorische Regierung eingesetzt. — Turin 17. Victor Emmanuel hat General Fleury empfangen. Das Anlehen wird theils durch Bankiers, theils durch allgemeine Zeichnungen gedeckt. 19. Garibaldi hat Caprera nicht verlassen. Cialdini hat in Neapel die Anwerbung von 15,000 Mann freiwilliger Nationalgarden angeordnet. — Neapel 21. Mehrere Camorristenchefs und der Häuptling der Briganten wurden im Neutralione festgenommen.

Rußland. Warschau 22. Ein Trauergottesdienst in allen Kirchen für Czartoryski.

Spanien. Madrid 16. Der außerordentliche Gesandte der Vereinigten Staaten, Karl Schurz, wird von der Königin empfangen. 18. Der König und die Königin sind nach Valladolid gereist. Am 19. ist der Führer der Aufständischen in Loja hingerichtet worden.

Türkei. Am 16. erklärt Aali Pascha, Kamil sei wegen seiner geistigen Fähigkeit und Rechtschaffenheit in's Ministerium berufen. Die Anfertigung gezogener Kanonen ist befohlen.

Vom Büchertische.

— Norbert Dujardin. Von Ida von Düringsfeld. Breslau. A. Kern. — Eine Geschichte, wie sie eben nur Ida von Düringsfeld zu schreiben versteht — eine Künstlergeschichte oder Künstlernovelle, eine Mischung von beidem, die eben dadurch ihren besonderen Reiz hat. Die Verfasserin erzählt uns ein Ereigniß aus ihrem Leben, die Begegnung mit einer Sängerin in Prag, einer bekannten Theatergröße, die wir bald hinter der Maske errathen, und die mit ihrer ganzen Originalität und Launenhaftigkeit (wenn wir ihre Schwäche mildernd so nennen wollen) geschildert ist. So widerlich uns sonst das Otterngezücht der Theaterromane und Künstlernovellen ist, so sehr hat uns dieß kleine Buch, in dem man die Verfasserin so persönlich plaudern hört, angesprochen, und in dieser Form lassen wir uns auch den Künstlerroman gefallen, der als eigentliches Kunstwerk von Strauß so einschneidend für immer vernichtet worden ist. Nicht nur die Sängerin, sondern auch die übrigen Figuren sind lebendige, wahre Personen, keine Fiktionen der Verfasserin, die uns leicht hinter ihre Masken sehen läßt, und wer Prag kennt, dem werden die Masken von selbst fallen. Es ist ein anmuthiges Buch — ein Buch voll feiner Bemerkungen — kurz ein Buch, wie es die schlesische Dichterin zu schreiben versteht.

— Dios no quiso. Spanische Kriegs- und Friedensszenen von Franz von Thum. Leipzig. Brockhaus. 2 Bände. — „Gott wollte nicht!“ so schloß der Freund, der dem Verfasser seine Erlebnisse erzählte, gewöhnlich seine Historien, und dieses Wort wählte derselbe für den Titel seines Buches, das uns die Geschichte der Bürgerkriege unter Ferdinand's VII. unglücklicher Regierung schildert. Die Breite der Darstellung, die der Lektüre des Buches schaden könnte, wird weit aufgewogen durch den positiven Gehalt einerseits durch die treue Schilderung jenes Bürgerkrieges, in den wir sehr lebendig hineinversetzt werden, andererseits durch die interessanten Sittenschilderungen, die nicht das Gepräge des flüchtig Erhaschten eines flüchtigen Touristen, sondern des lange Angeschauten tragen, sowie durch die Schilderungen des Landes, das schon so oft beschrieben worden, aber nie mit dieser Objektivität, dieser Detailkenntniß. Wenn wir sagen, daß wir die Erzählung des Kriegsgeschehens, nach den Hunderten, die wir schon in den Händen gehabt, noch mit wirklichem Interesse und zur Bereicherung unseres Wissens gelesen, so mag dieß allein schon Lobes genug für das ganze Buch sein, das neben dem momentanen Zweck der Unterhaltung, den es durch die Erzählung der Abenteuer des Verfassers erreicht, auch für die Zukunft eine der besten Quellen über Spaniens Land und Leute sein wird.

— Klein Deutschland oder Magnus XCIX. vom Thron. Von E. L. Walther. Berlin. Otto Janke. — Wir meinen, der überaus thätige Verleger sollte bei der Auswahl der ihm angebotenen Manuskripte doch etwas wählerischer sein. Die erscheinende gegen die kleinen deutschen Fürsten gerichtete Satyre enthält nur sehr wenig Salz, und geißelt eigentlich mehr ein vergangenes Säculum, als das jetzige; schon dadurch allein verliert der ausgegossene Spott seinen Stachel.

— Gletscherfahrten in den berner Alpen. Unternommen und geschildert von Abraham Roth. Berlin. Springer. — Der Verfasser ist uns durch seine „Macedonischen Bilder“ bekannt als ein lebendiger Schilderer von Natur und Leben. Er versetzt uns mit diesem neuen Buche in eine andere, darum nicht minder interessante Welt, die zwar auf den ersten Blick etwas Monotones hat, die der Verfasser uns aber mit so frischem und farbenreichem Pinsel zu malen, mit so wunderbarem Zauber zu umgeben versteht, daß wir von Blatt zu Blatt ihm begierig folgen. Dabei trägt das Ganze so sehr das Gepräge des Selbstgeschauten, des Wahren und Ungeschminkten, daß man an seiner Seite zu gehen glaubt, in der angenehmsten, besten Gesellschaft. Es galt dem Verfasser, nicht ein phantastisches Bild dieser zauberischen Welt zu geben, sondern eine nach dem Leben gezeichnete Skizze dieser Fahrten, wie sie sich in Wirklichkeit machen mit ihren Mühsalen und Genüssen. Er hat den Tschingelgletscher, das Gspaltenhorn, den Triftgletscher und das Wetterhorn erstiegen, und legt mit Recht namentlich großen Werth auf seine Schilderung der letzten Fahrt, weil die Gestalt und Umgebung dieses Berges zum ersten Mal so einläßlich dargestellt ist. Wir dürfen das Buch eine wirkliche Bereicherung der Literatur nennen.

— Das Meer. Von J. Michelet. Deutsch von Fr. Spielhagen. Leipzig. Weber. — Michelet ist unseres Erachtens bislang stets unrichtig beurtheilt worden: die Einen haben ihn enthusiastisch in den Himmel erhoben, die Andern ihn in den Koth gezogen. Man muß ein solches Buch gar nicht mit kritischer Strenge in die Hand nehmen, man muß sich voraus sagen, daß es ein Franzose geschrieben, der zwar in der Akademie sitzen kann, der aber doch nicht über den Feuilletonisten hinauskommt: wir erwarten also keine Erweiterung unseres nach Gründlichkeit verlangenden Wissens, sondern eine angenehme Plauderei, wie sie der Salon verlangt, dann werden uns diese Bücher gewiß ein paar angenehme Stunden verschaffen. Der Inhalt schafft sich die entsprechende Form, wäre er tiefer, so wäre die Form auch eine andere. Das dürfen wir Michelet vor allem nicht absprechen, daß er uns für seine Stoffe zu fesseln weiß, daß er sie uns lieben lehrt. So zieht uns das neue Buch unwiderstehlich zum Meere, dem Herrlichsten, Größten, was die Schöpfung in ihrer Unendlichkeit bietet, und wir hören gerne seinem Geplauder zu, wenn er uns das Pulsiren des Meeres, die Schöpfung und das Leben der See, die bunte Welt der Tiefe, die Geschichte der Wasser schildert, und uns zum selber verlockt, unsern Leib in den wiedergebärenden Wellen zu baden. Darum wird das Buch auch ein lieber Begleiter an den Strand sein, allen Seebadenden sei es doppelt empfohlen, wie es sich selbst auch durch die schöne Ausstattung empfiehlt.

— Franz Graf Stadion. Von Rudolph Hirsch. Wien. Hügel. 1861. — Nicht bald haben wir ein so frisches kleines Buch in den Händen gehabt. Es ist nicht sowohl geschrieben, als, so zu sagen, mit einer gewissen liebevollen Ungeduld hingeworfen. Der Verfasser, einst in Triest unter dem Grafen Stadion in die Beamtenlaufbahn eingetreten, hat es offenbar eilig gehabt, seinem früheren verehrten Chef endlich Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Er vertheidigt ihn gegen alle Vorwürfe, die man ihm als Gouverneur von Galizien gemacht hat, hauptsächlich den von der „Erfindung“ der Ruthenen. Er hebt ebenso lebhaft Stadion's kräftiges, praktisches Wirken in Triest hervor. Nicht minder als passionirter Biograph schildert Rudolph Hirsch den Grafen persönlich, ohne dabei seine Eigenheiten und Wunderlichkeiten zu verhehlen. Zugeeignet ist dieses Werkchen in einer höchst launigen Weise, die als Vorwort dient, dem Geheimerath Reisebauer, der, laut Hirsch, heute in Egypten, morgen in Lappland ist, bald Spanier, Engländer, Franzose, Alles, nur — kein Preuße, und in nüchterner Wahrheit wirklich auch immer einer der unermüdlichsten Reisenden „Ueber Land und Meer“ ist.

— Die drei schönsten Tragödien des Sophokles von Dr. Eduard Koch. Heidelberg. Karl Winter. — Der Verfasser betrachtet mit Recht als die drei schönsten Tragödien des Sophokles den „König Oedipus“, „Oedipus auf Kolonos“ und die „Antigone“. Diese antiken Meisterwerke nun auch dem Deutschen, welcher mit dem griechischen Original nicht bekannt ist, zum genußreichen Verständniß zu bringen, war der Zweck des Uebersetzers, den er auf überraschend vollkommene Art erreicht hat, so daß wir uns nicht scheuen, seine Arbeiten auf gleiches Niveau mit denen des berühmten Professor Donner zu legen. Koch hat es sehr verstanden, den Geist des hellenischen Dramas seiner Uebersetzung einzuimpfen und seine metrischen Formen sind so rein, fließend und elegant, daß der Unkundige antike Stoffe behandelnde deutsche Originaldramen zu lesen meinen würde.

— System und Geschichte des Naturalismus. Von Dr. Eduard Löwenthal. Leipzig. Verlag von Otto Weigt. Zweite Auflage. — Eine neue Auflage des erst vor kurzer Zeit erschienenen Werkes scheint uns für die Gediegenheit dieser neuesten Forschungsresultate, die eine Autorität wie den Philosophen Ludwig Feuerbach durch ihre „Originalität“ überraschten und erfreuten, zu sprechen. Fragen von Bedeutung über die spekulative Naturforschung sind durch Löwenthal's Theorie ihrer Lösung nahe gebracht und in das hellste Licht gesetzt worden, ohne daß der Verfasser in krassen Materialismus verfällt. Die erste Abtheilung seines Werkes „System des Naturalismus“ beginnt mit der „Lehre vom absoluten Sein“; dann folgt die „Lehre von dem individuellen Sein“, in welcher „das Werden und Wesen der Einzelwesen und ihrer Gattungen“ abgehandelt wird. Das dritte Kapitel umfaßt die „Lehre vom Selbstsein und Selbstbewußtwerden des individuellen Seins“, und das vierte Kapitel endlich „die einzelne und gesellschaftliche Selbstbewahrung (Ethik, Moral) und kombinirte Selbstbewahrung (Staat, Recht)“. Wir können leider nicht auf die Einzelheiten dieser Theorie, die uns überraschende Aufschlüsse über bisher kaum berührte, wie viel weniger ergründete Fragen gibt, eingehen, empfehlen dieselbe jedoch jedem Leser, der sich von einem geistreichen, klar denkenden Kopfe belehren lassen will.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, wie bisweilen ein Stoff zu gleicher Zeit an den verschiedensten Orten die Aufmerksamkeit mehrerer Schriftsteller erregt, und so auf einmal in zwei- oder dreifacher Bearbeitung erscheint, nachdem er so und so lange unbeachtet geblieben ist und gleichsam brach gelegen hat. So gibt neuerdings das Schicksal von Hermann Christoph Rußworm, welcher, aus einer alten fränkischen Familie entsprossen, in Frankreich Glückssoldat bei der Ligue, in Ungarn Feldmarschall beim kaiserlichen Heere war, und 1605 als Opfer der wälschen Partei am Hofe Rudolph II. in Prag ein tragisches und jedenfalls unverdientes Ende fand. Diesen interessanten Gegenstand, den früher Hurter in „Philipp Lang“, Bertholdi im Raumer'schen Taschenbuch und Dr. Legis in der Illustrirten Chronik mehr behandelt oder bruchweise eigentlich dargestellt hatten, finden wir nun in einer Biographie, welche Ferdinand B. Mikowec in Prag zuerst in dem von ihm redigirten „Lumir“ und dann einzeln erscheinen ließ, nach ganz neuen handschriftlichen Quellen kritisch bearbeitet, und in jeder Beziehung, sowohl was die Form wie die historische Kritik betrifft, vortrefflich ausgeführt. Dagegen läßt sich von der Bearbeitung Anton Dietze's, welche in Berlin unter dem seltsamen Titel: „General Rußwurm“, historischer Roman aus der Zeit Joseph II. herauskam, nicht das Gleiche sagen, im Gegentheil, sie ist ganz unhistorisch, indem der Verfasser seinen beiden einzigen Quellen, Hurter's Philipp Lang und den Memoiren Bassompierre's, in deren erstem Theil der Rußworm bekanntlich eine hervorragende Rolle spielt, auch da folgt, wo sie irren. Mit brillanter Unkenntniß der Geschichte und abermaligem Aufwärmen der schon so und so oft abgetragenen Romantik geht das bis zum seligen Ende des Buches. Wenn wir recht berichtet sind, so wird der Stoff des Rußworm eben auch zum dritten Male behandelt, und zwar abermals als Roman, nur soll der Autor sich gerade das Entgegengesetzte vorgenommen, nämlich sich die Aufgabe gestellt haben, die ganze Romantik in der Geschichte allein zu finden. Kann dieses Experiment glücken, so ist es sicher in Böhmen, welches in allen Epochen seiner Geschichte von romantischen und dramatischen Einzelheiten förmlich strotzt.

— Dr. W. A. Meisel hat die Makamen Ibn Chisdai's unter dem Titel „Prinz und Derwisch“ bei Geibel in Pest erscheinen lassen. Dieß gediegene ethische Lehrgedicht, welches die schönsten und wichtigsten Lebensweisheiten im Gewande orientalischer Poesie enthält, die aus dem beredten Munde eines erleuchteten Derwisches strömen, ist ursprünglich in griechischer Sprache geschrieben und erlebte mehrere Bearbeitungen, eine arabische und eine hebräische, letztere durch Ibn Chisdai, einem vor einigen Jahrhunderten in Spanien lebenden Gelehrten. Die letztere Bearbeitung ist kaum eine solche zu nennen, vielmehr setzte Ibn Chisdai die im Geist der arabischen Sprachweise gedichteten Makamen in eigene Produkte um, und tränkte dieselben stark mit talmudischen Lehren. — Jedem, auf freiem geistigen Standpunkt Stehenden geben wir dieß Buch ohne Bedenken in die Hand, trotzdem es nicht ohne konfessionelle Färbung. Die Ausstattung ist gelungen und mit großen und kleinen Illustrationen versehen.

— Clemens Grüner, dem unsere Leser bereits in diesen Blättern als Mitarbeiter begegnet sind, bringt soeben eine Erzählung „Durch Irren zur Einsicht“, die als Erstlingsarbeit warm empfohlen zu werden verdient. Der Stoff gehört dem Genre der Dorfgeschichte an, doch merkt man dem Ganzen an, daß der Verfasser mit den Gestalten und Gebräuchen, die er schildert, innig vertraut ist.

— Professor H. Burmeister hat eben bei Schmidt in Halle den ersten Theil seiner „Reise durch die La Plata-Staaten mit besonderer Rücksicht auf die physische Beschaffenheit und den Kulturzustand der argentinischen Republik“ erscheinen lassen. Auch vernimmt man, dieser Gelehrte beabsichtige ganz nach Brasilien überzusiedeln.

— Hoffmann und Campe in Hamburg und die literarische Anstalt in Frankfurt a./M. bereiten eine Gesammtausgabe der Werke Ludwig Börne's in zwölf Bänden vor.

— Friedrich's von Sallet „Laienevangelium“ ist eben in sechster Auflage erschienen, und lenken wir hiermit die Aufmerksamkeit des Publikums auf dieses poetische, sittliche Werk.

— B. v. Möllhausen, von dem wir eine Anzahl auch in unseren Blättern besprochene Reisen in Amerika besitzen, tritt nun auch als Novellist auf, indem er das Terrain, das er so genau kennt, auf diese Weise benützt. Er hat einen vierbändigen Roman „Der Halbindianer“, Erzählung aus dem westlichen Nordamerika, erscheinen lassen.

— Von den beiden berühmten Schachspielern Professor Anderssen in Breslau und Dufresne in Berlin (unserem Schachredakteur) ist ein Lehrbuch unter dem Titel „Der Schachfreund“ erschienen.

— Friedrich Hebbel geht nicht, wie es hieß, nach Weimar, um sich dort niederzulassen, sondern bleibt in Wien, wo seine Frau einen neuen Kontrakt mit dem Burgtheater abgeschlossen.

— Georg Herwegh ist in Wien angekommen — gewiß ein Zeichen der veränderten Zustände unserer Zeit.

Literatur des Auslandes.

— Frankreichs Gelehrtenwelt hat sich wieder einmal unsterblich blamirt. Vor einiger Zeit erschien bei Gide in Paris ein mit 200 Kupfertafeln prächtig ausgestattetes Werk unter dem Titel: „Manuscrit pictographique américain, précédé d'une notice sur l'idéographie des Peaux-Rouges, par Em. Domenech. Ouvrage publié sous les auspices de M. le ministre d'état et de la maison de l'Empereur“. Der Herausgeber sagt am Schlusse seiner Vorrede: „Wir prätendiren keine Uebersetzung, diese ist bei unserer geringen Kenntniß der Pictographie der Rothhäute nicht möglich, nichtsdestoweniger gedenken wir nicht allein den Gegenstand der Handschrift, sondern auch eine große Anzahl der darin befindlichen Hieroglyphen zu erklären.“ Das Manuskript ist nun weiter Nichts, als das Uebungsheft eines deutschen Farmerkindes, welches plumpe Figuren, Gegenstände und Zeichnungen mit Unterschriften, z. B. Anna, Wurst und anderen versehen hat, die Herr Domenech für aztekische Worte hält, und welche Herr von Walewsky in einem Prachtwerk der Welt nicht vorenthält und Frankreich den Ruhm dieser Publikation zuwandte.

— Henry Arthur Tilley hat so eben bei Smith und Elder in London seine Reise nach „Japan, the Amoor and the Pacific“ erscheinen lassen. Das Werk wird von der englischen Presse ungemein gelobt; der Verfasser hat sich unter den günstigsten Verhältnissen mehrere Monate lang in Japan aufgehalten und wird als ein tüchtiger Beobachter gerühmt. Er war der erste Engländer, welcher die russischen Niederlassungen am Amoor besuchte. Auch sein Besuch auf Tahiti und den übrigen Inseln des stillen Oceans bietet mancherlei Interesse, und die Einfachheit und Nüchternheit seiner Darstellung bürgt für die Wahrheit des Geschilderten. Der amerikanische Bürgerkrieg hat ein sehr interessantes Werk zu Tage gefördert: „Slavery and Secession“ von Th. Kittson (London, Low), welches diese wichtige Frage historisch und ökonomisch beleuchtet und die eingewurzelten Streitfragen darauf wirft. Eine zweite Streitfrage, welche England angeht, hat eine historisch sehr fleißig gearbeitete Schrift hervorgerufen: „Malta under the Phoenicians, Knights, and English“ von W. Tallack (London, Bentley). Ein drittes interessantes Werk ist die von J. Remy und J. Brenchley unternommene und geschilderte „Journey to great salt Lake-City“ (London, Jeffs), welche uns endlich einmal einen klaren Einblick in die so oft dargestellten und noch bis dahin unklar gebliebenen Verhältnisse der Mormonen und ihrer sozialen Zustände bietet.

— Mrs. Pelrecton hat einen Roman „Martyrs to Circumstances“ geschrieben.

— Der bekannte amerikanische Reisende Bayard Taylor ist in Deutschland angekommen und gedenkt sich in Gotha niederzulassen.

— Schiller's „Don Carlos“ ist in einer spanischen Uebersetzung in der „Libreria universal“ zu Malaga im Druck erschienen.

Bildende Künste.

— Wien ist häufig genug der Vorwurf gemacht worden, daß inmitten seiner zahlreichen und kolossalen Bauten der Mangel an großartigen Monumenten und an statuarischem Schmuck überhaupt in auffälliger Weise hervortrete. Wenn dieser Vorwurf schon vor einigen Dezennien nicht mehr ganz gerechtfertigt war, so ist seither Vieles geschehen, und es steht der Stadt Wien in dieser Beziehung in nächster Zukunft noch manche Bereicherung bevor, welche jenes Klagelied der Freunde der plastischen Kunst bald gänzlich verstummen machen dürfte. Schon jetzt zählt die Stadt wenig Plätze, welche gänzlich einer monumentalen Zierde ermangeln. Der „Graben“, der Platz „am Hof“ und der „Hohemarkt“ weisen Monumente von einigem künstlerischen Werthe auf, die aus einem Zeitalter stammen, in welchem die Plastik in Deutschland insbesondere religiösen Tendenzen gerecht zu werden suchte; der Josephsplatz, der innere und der äußere Burgplatz, die Freiung und der Neue Markt zeichnen sich durch herrliche plastische Werke der neueren Zeit aus, und bald wird der schöne, wahrhaft poetisch gedachte Brunnen von dem Erzgießer Ritter von Fernkorn am neuen Bankgebäude aufgestellt werden, dem in kurzer Zeit die Reiterstatuen des Prinzen Eugen von Savoyen und des Siegers in der Völkerschlacht bei Leipzig, des Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg, folgen sollen. Ebenso werden viele Neubauten Wiens, insbesondere viele öffentlichen Gebäude mit Bildsäulen geschmückt. Das Palais des Freiherrn von Sina am Hohenmarkt hat in neuester Zeit bei seiner Renovirung vier Karyatiden, die Jahreszeiten darstellend, Werke des talentvollen Bildhauers Vincenz Pilz erhalten, der so eben auch die Modelle zu den Kolossalfiguren der vier Evangelisten vollendete, welche oberhalb des mit Säulen geschmückten Portales der neuen evangelischen Schule in der nächsten Nähe der polytechnischen Lehranstalt zur Aufstellung gelangen werden. Hans Gasser fertigte zwölf Statuen aus Sandstein an, die verschiedenen Nationalitäten Oesterreichs, welche für die Fassade des neuen Bankgebäudes bestimmt sind, der Bildhauer Purkhartshofer ist mit der Modellirung einer kolossalen Gruppe beschäftigt, welche den Giebel der neuen Handelsakademie schmücken wird, und eine Allegorie, die Handelswissenschaft als weibliche Figur eine Anzahl Kinder unterrichtend, zum Gegenstande hat. Ebenso sind bereits Vorbereitungen getroffen, in dem neuen Musikvereinsgebäude, dessen Bau auf dem Glacis, in der Nähe der Karlskirche, bevorsteht, theils Standbilder, theils Büsten der berühmtesten deutschen Komponisten und der hervorragendsten Sänger und ausübenden Tonkünstler aufzustellen. — Wenn nun sowie Wien in kurzer Zeit sich durch seinen Reichthum an öffentlichen Statuen auszeichnen dürfte, so ist es schon seit lange eine bekannte Thatsache, daß die Paläste der Kaiserstadt in ihrem Inneren viele kostbare plastische Werke beherbergen, ungerechnet jene, welche, wie das unvergleichlich schöne Grabmal der Erzherzogin Christine von Canova, in Kirchen die Beschauer erfreuen.

— Am 7. Juli wurde in Kerlden das von dem straßburger Bildhauer Friedrich gefertigte Denkmal Melanchthon's in der dortigen Stiftskirche aufgestellt.

— Ein Kaiserin Maria-Theresia-Denkmal in großartigem Style wird nun auch für Wien ausgeführt, und wahrscheinlich auf einem der neu zu errichtenden „Squares“ aufgestellt werden. Der Bildhauer Hans Gasser, welcher auch den ersten Entwurf zu dem Maria-Theresia-Denkmal für den Park der Wiener-Neustädter Militärakademie anfertigte, hat den Entwurf dieses zweiten Denkmals bereits vollendet. Die Kolossalstatue stellt die Kaiserin mit dem Szepter und dem Reichsapfel in den Händen dar, und ist von vier allegorischen Figuren umgeben. Am Fuße des Piedestals stehen an jeder Ecke zwei Figuren, welche die hervorragendsten Staatsmänner und Kriegshelden Oesterreichs aus der Zeit der großen Monarchin darstellen. Im Ganzen wird das monumentale Werk dreizehn Erzbilder zählen.

— Der englische Maler Watts hat den Auftrag erhalten, in einer neuerbauten Kirche in Westminster ein großes Freskogemälde zu malen, dessen Vorwurf in den Worten enthalten ist: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid“.

Musik.

— Im Verlag von Wilhelm Schmid in Nürnberg ist ein von Vincenz Lachner komponirter „Festmarsch zur Feier des deutschen Sängerfestes zu Nürnberg“ erschienen.

— Die Nachricht über Eckert's Annahme des Domkapellmeisteramtes ist verfrüht.

— Von dem russischen Fürsten Jussupoff, welcher längere Zeit in Wien lebte, wird demnächst eine „Histoire de la musique sacrée en Russie“ erscheinen.

Bühne.

— Gustav Kühne's Schauspiel „Kuß und Gelübde“ kam zuerst in Dresden zur Aufführung und wurde bald noch einmal wiederholt.

— Die Nachricht, daß der Herausgeber dieser Blätter, F. W. Hackländer, zum Intendanten des stuttgarter Hoftheaters ernannt sei, entbehrt jeden Grundes.

— In Nürnberg hat man zur Feier der Anwesenheit der Gesangesgäste Joseph Kant's: „Unter fremder Fahne“ zum ersten Male gegeben, leider aber auch zwei offenbach'sche Operetten, während hier Gelegenheit geboten gewesen, einem deutschen jungen Komponisten die Anerkennung seiner Nation zu verschaffen.

— La Roche in Wien, der bekannte feine Charakterspieler der Burg, hat im letzten Monat sein fünfzigjähriges Theaterjubiläum — in der Stille — gefeiert.

— In London geht man mit der Absicht um, eine nationale englische Oper zu schaffen, die nicht von den Mitteln und Launen einiger Privatpersonen abhängt. Man hat darum eine „Opera-association“ gegründet, deren Kapital 50,000 Pfund Sterling in Aktien zu 2 Pfund Sterling betragen soll.

— In Paris hat der bekannte Klaviervirtuos Th. Ritter eine Erstlingsoper „Marianne“ aufführen lassen, jedoch ohne Erfolg.

— Berlioz' „Les Troyens“ werden auf Befehl des Kaisers in der großen Oper zur Aufführung kommen.

— Der französische Schauspieler Jules Samson trat im londoner Standardtheater in dem Stück „The Courier of Lyons“ auf und zwar in englischer Sprache.

Kultur und Wissenschaft.

— Die 36ste Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte wird am 17. September in Speier eröffnet und am 24. September beendigt sein.

— König Max von Bayern hat drei Stipendien von 4—500 fl. jährlich für drei junge talentvolle katholische Theologen ausgesetzt, und erhielt Probst von Döllinger den Auftrag, dießfällige Kandidaten vorzuschlagen.

— Ein junger, reicher, kürzlich verstorbener dänischer Dichter, Namens Kaler, hat ein Legat zu Reisestipendien für einen Maler, einen Komponisten und einen Dichter gestiftet, dessen Kapital 80,000 Thaler beträgt. Die Stipendien betragen somit 800 Thaler per Jahr.

— In Wien bereitet die medizinische Fakultät Vorlesungen für ein größeres Publikum vor, um die Resultate der Wissenschaft in weitere Kreise als die engen akademischen hinauszutragen. Hoffentlich findet dieß auch in anderen Städten Nachahmung.

— Die jüngsten Nachrichten von Dr. Livingstone datiren vom 22. April, wo er sich auf dem Pionier der Johanna (Comoro-inseln) befand.

Denkmäler.

— In Berlin beabsichtigt man dem Turnvater Jahn ein Denkmal auf der Hasenhaide zu errichten, und werden bereits Sammlungen veranstaltet.

— Zu Sens in Frankreich fand Mitte Juli die Enthüllung der Statue des Chemikers Baron Thénard statt.

— Zu Cherubini's Denkmal in Florenz wird nun auch in den wiener Musikalienhandlungen subskribirt.

— Das im Jahre 1851 herausgenommene Denkmal Rotteck's in Freiburg wird in diesem Jahre wieder aufgestellt werden.

Statistik.

— Die englische Regierung hat dem Parlament die Ausweise über die Einnahmen und Ausgaben Indiens im verflossenen Jahr vorgelegt. Die Gesammteinnahmen beliefen sich auf 39,509,631 Pfund Sterling, die Ausgaben auf 46,067,996 Pfund Sterling, so daß also ein Defizit von 6,558,365 Pfund Sterling vorhanden ist.

— Ein statistisches Werk von kleinem Umfang, aber großer Genauigkeit und Zuverlässigkeit, ist das so eben erschienene „Statistische Handbüchlein der österreichischen Monarchie“ von Freiherrn von Czörnig, das namentlich den interessanten Beweis führt, daß in einzelnen hochwichtigen Zweigen des österreichischen Nationalreichthums ein stetes Wachsen in den letzten Jahren zu bemerken sei, während man ein Abnehmen als Thatsache annehme.

— Die holländische Regierung wurde von den Generalstaaten ermächtigt, Hannover 109,388 Thaler für die Ablösung wegen des Stader Zolls zu bezahlen.

Gestorben.

— Geheimer Medizinalrath Dr. Choulant, am 18. Juli in Dresden.

— Sir James C. Melville, Sekretär der ostindischen Kompagnie, in London.

— Dr. jur. von Holzschuher, eine juristische Autorität, der Palm als Rechtsanwalt beigegeben war, am 21. Juli in Nürnberg.

— G. W. Nitzsch, Professor der altklassischen Philologie, in Leipzig, am 22. Juli.

Friedrich, Grossherzog von Baden.

(Zu dem Bild S. 708.)

Als nach dem am 24. April 1852 erfolgten Tode des Großherzogs Leopold von Baden sich keine Bestimmungen über die Nachfolge vorfanden, da der nächste Thronerbe, Erbgroßherzog Ludwig, geistig unfähig war zu regieren, wurde mit Zustimmung dieses Letzteren und der Agnaten der zweite Sohn des Großherzogs Leopold, Prinz Friedrich, geboren den 9 September 1826, zum Prinzregenten ernannt, und als solcher übernahm derselbe die Regierung, indem er seinen Antritt durch einen umfassenden Gnadenakt für politische Gefangene großmüthig bezeichnete. Der neue Prinzregent, noch in der Blüthe der beginnenden Mannesjahre, mit den schönsten körperlichen und geistigen Eigenschaften begabt, gediegen und umfassend gebildet, voll jugendlicher Kraft, und den neuen Regungen im Verfassungs- und Religionsleben seines Volkes nicht fremd, nahm Anfangs keine wesentlichen Veränderungen vor und es schien Nichts auf einen Wechsel des Systems zu deuten. Der schon unter dem vorigen Großherzog begonnene Kirchenstreit trat unter der Regentschaft des Prinzen Friedrich in eine neue Phase, und drohte ein ernstliches Zerwürfniß zwischen der kirchlichen und staatlichen Gewalt herbeizuführen. Am 10 Mai sollte für den protestantischen Großherzog Leopold ein Trauergottesdienst auch in den katholischen Kirchen des Landes stattfinden, wogegen vom Erzbischof nur ein Abendgottesdienst mit Gesang angeordnet wurde. Die Geistlichen, welche in diesem Dilemma nicht recht wußten, was sie thun sollten, befolgten einerseits die Vorschriften der Regierung, andererseits die des Bischofs, Dritte halfen sich dadurch, daß sie gar kein Requiem abhielten. Ein Hirtenbrief des Erzbischofs sprach nun den strengsten Tadel gegen die Schuldigen aus, und berief dieselben zu Bußübungen nach dem Klerikalseminar in St. Peter im Schwarzwalde, welcher Aufforderung die Meisten Folge leisteten. Dadurch war die Kirchenfrage eine brennende geworden. — Der Prinzregent griff nun jetzt an selber in die Zügel der Regierung. Am 1. September desselben Jahres wurde der Kriegszustand im Lande aufgehoben, die bürgerlichen Behörden traten wieder in ihre alten Rechte, auch wurde eine Einigung mit der Schweiz zu Stande gebracht, in Folge deren die Staatsbahn von Haltingen bis an den Bodensee fortgeführt wurde; mit Württemberg wurde ein Telegraphenvertrag abgeschlossen. Im Jahr 1853 entfaltete sich der Kirchenstreit in Baden in seiner ganzen Stärke, und obgleich die Regierung sich dem Erzbischof stets in versöhnlichster Weise zeigte, dauerten die Zwistigkeiten doch fort bis zum Jahr 1854, in welchem Staatsrath Brunner nach Rom gesandt wurde, um mit dem Papste ein Konkordat abzuschließen; dieß geschah nach langen Verhandlungen, durch den Nachfolger Brunner's, Roßhirt. — Durch das Patent vom 5. September 1856 nahm der Prinzregent den Titel Großherzog an, und vermählte sich am 20. September 1856 mit der Tochter des jetzigen Königs von Preußen, der Prinzessin Louise Marie Elisabeth, geboren den 3. Dezember 1838. Dem Lande war dadurch eine edle Fürstin geschenkt, welche im richtigen Erfassen des Wirkungskreises einer Regentin die Wohlthäterin Badens geworden. Aus dieser Ehe wurde der Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold August am 9. Juli 1857 geboren. — Da die vereinigten Kammern das mit Rom geschlossene Konkordat verwarfen, hob der Großherzog dasselbe, in echt konstitutionellem Bewußtsein, wieder auf und es erfolgte hierdurch der Sturz des Ministeriums Stengel, an dessen Stelle der wirkliche Geheimerath Dr. von Stabel mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt wurde. Der Großherzog hatte sich durch diesen Akt das Vertrauen und die Liebe des ganzen Landes erworben, und zugleich die Initiative für andere Staaten gegeben. Der Großherzog, welcher sein Land und die Bedürfnisse desselben durch vielfache Reisen kennt, hat nach allen Richtungen die umfassendsten Verbesserungen im Staats- und Gemeindeleben eingeleitet, den Kirchen und Schulen, namentlich der Universität ein besonderes Augenmerk zugewendet, und dem Handel und Verkehr, vorzüglich durch die Anlage von Eisenbahnen, den größten Vorschub geleistet. Der großherzogliche Hof zu Baden, der das schönste Familienleben repräsentirt, ist durch das Heranziehen der Männer der Wissenschaft und Kunst ein zweites Weimar geworden. Im Winter versammelt der Fürst seinen Hof, um mit ihm den Vorträgen der von Heidelberg berufenen Professoren anzuwohnen; Lessing wurde an die Spitze der Akademie, Devrient an die Spitze des Theaters berufen. Dabei blieb der Großherzog den großen Bewegungen der Politik nicht fremd: er steht im Gegentheil stets in erster Reihe, wo es gilt die Rechte Deutschlands, die Rechte der Unterdrückten zu vertreten, so ergriff er erst jüngst in der kurhessischen Verfassungsangelegenheit die Initiative, indem er den heidelberger Professor Robert von Mohl zum Gesandten am Bundestage in Frankfurt ernannte und es ihm zur ersten Pflicht machte, auf die Wiederherstellung der Verfassung von 1831 zu dringen.

Veduten

von

Ernst Kossak.

Im hohen Grade voreilig wäre es, bei ärztlichen Verordnungen von Brunnen und Bädern stets schwere körperliche Leiden vorauszusetzen. Seit die denkenden Aerzte sich von den alten Charlatanen losgemacht haben, suchende Philosophen geworden sind und auf ihre Patienten auch moralisch einzuwirken suchen, wendet man Brunnen und Bad in den mannigfaltigsten, oft gar tiefsinnigen Absichten an. So gibt es heute in zahlreichen Fällen eine Krankheit des Leibes und der Seele, welche aus dem traurigen Umstande entspringt, daß es dem davon Befallenen zu gut geht. Man kann von anhaltendem Nachdenken, von angestrengter Arbeit, von Kummer und Sorgen um das tägliche Brod an seinem Nervensystem Schaden nehmen, aber man pflegt auch den unergründlichen jedoch stets gerechten Beschlüssen der Vorsehung, auch nach konsequent beobachteter Gedankenlosigkeit, nach beharrlichem Nichtsthun, nach vollkommener Gleichgültigkeit um die Sorgen und ohne alle Bemühungen um den Lebensunterhalt, sondern mitten im größten Wohlstande, in einen durchaus ähnlichen Zustand zu verfallen. Ist es mit einem Patienten der letzten Art so weit gekommen, dann bleibt dem Arzte nichts Anderes übrig, als ihn unverzüglich an einen Ort zu schicken, wo er von allen jenen traurigen Veranlassungen zu seinen Leiden befreit, wie der Fisch im Wasser, sich in einem Gegentheil aller dieser Zu-

fitände bewegen und eine durchaus veränderte Lebensweise annehmen muß. Die graduirten Brunnenreisenden, welche wir im Winter in den großen Städten antreffen, eine moderne wissenschaftliche Abart der Weltreisenden, haben daher die gründlichsten Untersuchungen über derartig wirksame Kurorte angestellt und entdeckt, daß die Natur selber für die Erfüllung solcher eigenthümlich medizinischen Zwecke gesorgt und mehrere Orte geschaffen hat, welche gewissermaßen unter den Bädern das vorstellen, was die katholische Kirche im Jenseits als den vorübergehenden Aufenthalt im Fegefeuer annimmt.

Der Schreiber dieser Zeilen, der in einer Stadt lebt, die keineswegs arm ist an Sybariten, hat nicht ohne Bewunderung die erhabene Fürsorge der Natur und die Ausbeutung derselben durch die Jünger des Aeskulap seit längerer Zeit beobachtet, und gar manche dahin einschlagende Schrift aufmerksam gelesen. Auf diese Weise gelangte er dahin, ein zwar schon sehr altes und bereits von dem genialen Theophrastus Paracelsus empfohlenes, aber im Ganzen doch von den Modernen ziemlich unbeachtet gebliebenes Bad als einen Hauptkurort für die letztgenannte Gattung von Nervenleiden anzunehmen. Dieses Bad ist das, neuerdings von den Aerzten in Berlin sehr angepriesene St. Moritz im Oberengadin. Obgleich der Mitarbeiter dieser Blätter, um nicht allzu günstige Vorstellungen von seiner Persönlichkeit zu erwecken, der ersten Krankenklasse näher steht als der zweiten, bekümmerte er sich doch stets aus humoristischen Beweggründen angelegentlich auch um die zweite, und beschloß auf einer Erholungsreise durch einige Theile der Schweiz, jenen berühmten Kurort persönlich in Augenschein zu nehmen.

Als ich nach allerlei nicht hieher gehörigen Antecedenzien den südlichen Abhang des Julier hinabgefahren war, und an einem heiteren Sommerabende etwa um halb sieben Uhr mit einer Menge von Reisegefährten im Dorfe St. Moritz, welches mehrere hundert Fuß höher liegt als das Bad, anlangte, mußte ich sogleich eine sehr hohe Vorstellung von der Wirksamkeit der Situation erhalten. Vor allen Thüren der Häuser standen die Häuslein der Pensionäre nach Schweizer Gebrauch, welche unten auf der Thalsohle wegen Ueberfüllung mit Kurgästen kein Unterkommen mehr im Kurhause selber gefunden hatten, und guckten überaus neugierig in die Postwagen. Auf dem kleinen Plätzchen vor dem Postgebäude stand aber eine Anzahl ausgezeichneter Patienten aus Bad St. Moritz, und betheiligte sich mit einer Höflichkeit, die sie niemals in den Landgebieten der Fläche und luxuriösen Zivilisation entwickelt haben würden, an dem Empfange der Ankömmlinge. Unverkennbar hatten alle diese Herren, welche, ohne Rückhalt gesagt, sämmtlich der zweiten Krankenklasse angehörten, während ihres bisherigen Aufenthaltes über das Wesen des Menschen und der christlichen Liebe ernstlicher nachzudenken gelernt, und waren etwa 500 Fuß hoch von den Ufern des jungen Inns nicht ohne Mühe nach Dorf St. Moritz hinaufgestiegen, um uns Ankömmlinge sämmtlich Zeugen ihres sittlichen Fortschrittes sein zu lassen. Ein Baron, der sich noch niemals gefreut, wenn er mich gesehen, begrüßte mich, als gehörte ich zu den großen Wohlthätern der Menschheit, ein Herr von der Börse meiner Heimat trat an den Wagen, fragte, ob ich längere Zeit in St. Moritz verweilen wolle, und bot mir, da ich eine verneinende Antwort gab, Empfehlungsschreiben an seine Geschäftsfreunde in Oberitalien an, endlich besann er sich noch ein wenig, und zog dann das Kostbarste, was er nach seiner Börse ziehen konnte, seine Cigarrentasche hervor, und bot mir eine vortreffliche Havannahcigarre an. Um seine Lippen spielte eine gewisse Wehmuth; er schien sagen zu wollen: „ich habe Jahre lang unterlassen, mich meinen Brüdern gefällig zu erweisen, ich will wenigstens jetzt — mehr als fünftausend Fuß hoch über der Meeresfläche — wo mir Niemand Liebe und Freundschaft erweist, wenn ich sie nicht baar bezahle, das Versäumte nachholen.“ Ich mußte ihn sogar gewaltsam abhalten, persönlich Feuer anzuzünden. Alle Herren, welche sich sonst noch vor dem Posthause in philosophisch zuwartender Stellung befanden, waren dicht in haarige Ueberröcke geknöpft, trugen dicke Handschuhe und hatten warme wollene Halstücher umgeschlungen. Augenblicklich wurde mir keine Zeit zu genaueren Beobachtungen gegönnt, der Kondukteur trieb die Passagiere zum Einsteigen an, und fünf Minuten später befanden wir uns auf dem Wege nach Samaden, wo ich, um keinem wirklich Leidenden auch den geringsten Raum an Ort und Stelle wegzunehmen, einige Tage als Beobachter verweilen wollte.

Auf die liebenswürdigste Weise von dem Wirthe des Berninahotels, Herrn Fanconi, aufgenommen, und in einem freundlichen Zimmer, hart über einem doppelten Wasserfalle untergebracht, ruhte ich von der anstrengenden Tagfahrt aus, und träumte nur in Folge der Einwirkung der draußen an den beiden Sägemühlen arbeitenden Kaskaden von ärztlich mir verordneten Sturzbädern. Nach eingenommenem Kaffee und beendeter Morgenpromenade wollte ich eben mit dem Wirthe über die beste Art verhandeln, am Nachmittage nach Bad St. Moritz zu gelangen, als eine telegraphische Depesche eintraf, welche ein Diner für acht Personen — in Samaden für heute bestellte. Meine leidenden Gönner in jenem Bade fühlten sich offenbar so ungewöhnlich stark zu mir hingezogen, daß sie diesen außerordentlichen Weg gewählt hatten, um des Vergnügens, in meiner Gesellschaft zu speisen, theilhaftig zu werden. Was aber hier in der Nähe der Quelle des Inn geschah, war ihnen an den Gestaden der Spree noch niemals eingefallen. Als feurige Kohlen auf ihren Häuptern zu sammeln entwich ich ihnen nicht, sondern ertrug mit willfähriger Fassung ihre pikante Unterhaltung. Nur war mir der Aufwand von falsch pathetischer Beredsamkeit, durch den sie mich von der Glückseligkeit ihres hiesigen Badezustandes zu überzeugen suchten, in hohem Grade verdächtig, ich beschloß daher, am nächsten Tage mich selber von der Art ihrer Existenzen zu überzeugen.

Ein scharfer, überaus trockener Wind blies mir entgegen, als ich die steile Höhe von Celerina hinauffuhr. Obgleich ich zwei Röcke trug, leistete mir doch eine aus Vorsicht mitgenommene, gestrickte Decke vortreffliche Dienste. Mit Ausnahme einiger Oberengadiner, die in Bergwägelchen von Ort zu Ort fuhren, begegnete mir keine menschliche Seele. Um die breiten Schneeflächen des Bernina und seiner drei ungeheuren schwarzen Vorberge zogen düstere Wolken, nach deren langsamem Schwinden man stets frischen Schnee an bisher dunkeln Stellen der Felsen bemerkte, kein Vogel, kein Insekt ließ sich blicken; der summende Laut des Windes war die einzige Stimme des Lebens. Die Badesituation wurde nicht einladender, als wir sachte den steilen Pfad nach St. Moritz hinabrollten. Außer einem Angler, der, in einen Mantel gehüllt, am Ufer des kleinen graugrünen Sees den Forellen nachstellte, und einem langen Engländer, welcher mit aufgespanntem Regenschirm dem ausdörrenden Winde Trotz bieten zu wollen schien, war keine Spur von einem Kurgaste vorhanden. Als Andeutung vorhandener Zerstreuungsmittel durfte ich dagegen wohl ein kleines Boot betrachten. Zwar lag es auf dem Lande unweit des Kurhauses, aber es konnte auf den See gebracht werden, man konnte darauf spazieren fahren! Die Kälte zwang mich aber alsobald ein Unterkommen zu suchen; ich fand es in dem Kaffeesalon. Wären meine auf Erfahrungen in anderen Bädern gestützten Voraussetzungen richtig gewesen, so hätte ich dort um diese Stunde die Elite der Gäste bei Karten- und Billardspiel in lebhafter Unterhaltung versammelt finden müssen. Aber es war Niemand anwesend als ein junger Mensch, welcher in der Graubündtner Zeitung: Il Grischun las, und ein Kellner, der emsig Studien im Billardspiel anstellte. Fast that er mir leid, den strebsamen Jüngling in der Ausbildung seiner Anlagen zu stören, allein heißer Kaffee war mir physisch zu nothwendig. Voltaire hat behauptet, guter Kaffee müsse süß wie die Liebe, heiß wie die Hölle, aber stark und schwarz wie der Teufel sein, das mir gebrachte Getränk war hingegen, im Widerspruch mit dem französischen Philosophen, durchdringend sauer, lauwarm und schwach, nur schwarz war es, aber nicht wie der Teufel, sondern wie Cichorien. Nach seinem Genuß begab ich mich nach dem weiten, jedoch niedriges Speisesaal und nach der Küche. Ließ sich auch nach Besichtigung Beider kein definitives Urtheil über den Speisezettel fällen, so erweckte der rege Appetit, mit dem meine Gönner am Tage vorher in Samaden gespeist und den dortigen Tisch gelobt hatten, doch Ideen von unbefriedigt gebliebenen Wünschen. Oben in einem Eingange, der die beiden Badhaus-Lokalitäten verband und unten vor einigen einfachen Buden, in denen Alpstöcke, Gemshörner, Cigarrenspitzen, kleine Gebirgsansichten, geringe Frauentoilette u. dergl. m. feilgeboten wurde, mußte, wie man mir sagte, bei schlechtem Wetter die Promenade abgehalten werden. Im Kaffeesalon war, außer englischen und französischen Zeitungen, von täglich lesenswerthen, umfassenden Blättern nur die Augsburger Allgemeine Zeitung vorhanden. Nun wollte ich doch auch die Quelle kennen lernen. Ein Eingeborner des Landes wies mich auf meine Frage in die Umgebung des Kaffeesalons zurück. Vor der Thüre desselben, in einer Atmosphäre von schlechtem Taback, fand ich einen kleinen dunkeln Raum, in dessen Mitte eine Art Pumpwerk stand, auf zwei kahlen Brettern an der Wand befanden sich einige Gläser zu allgemeinem Gebrauch; eine Brunnennixe zur Bedienung war nicht anwesend. Nur Kellner gingen an dem Born des Lebens vorüber, und brachten Kaffee in die oberen Etagen. Ein eintretender Baarfüßermönch machte meiner Ungewißheit, zu dem von Paracelsus gepriesenen Nektar zu gelangen, jedoch rasch ein Ende. Er ergriff den Brunnenschwengel, pumpte ein Glas voll, schlug ein Kreuz darüber und trank; dann erwies er mir als frommer Mann den gleichen Liebesdienst. Der Brunnen roch stark nach Schwefel, und schmeckte scharf nach Eisen, von Kohlensäure waren nur schwache Spuren vorhanden. Hierauf begleitete mich der gute Klosterbruder zu der neueren Quelle, deren sich die Kurgäste gegenwärtig meistens zum Trinken bedienen. Ich fand sie draußen, zur Rechten des Badehalonsterrains, in einem schlichten Bretterhäuschen; ein bereitwilliger Knabe war anermüdlich, mir das edle eisenhaltige Naß zu kredenzen. Sie schmeckte ungleich angenehmer, und mag wohl an Wirksamkeit mit Pyrmont und Rippoldsau wetteifern können. Auf meine Erkundigungen nach sonstigen Maßregeln zur Erheiterung der Trink- und Badegäste lächelte der Mönch, er hob die Hände gen Himmel, als wir vor die Thüre des Bretterhäuschens traten, und machte mit einem unbeschreiblich ironisch erbaulichen Gesichtsausdruck eine Pantomime in der Richtung der ringsum stehenden Bergkolosse. Er schien sagen zu wollen: hier müsse sich Jeder allein zu helfen suchen, hier stehe der Mensch ohne Schranken der erbarmungslosen Bergnatur gegenüber. Jetzt erst begriff ich unsere weisen berliner Aerzte: ihre blasirten Patienten waren hieher, fern von allen Möglichkeiten, das Leben durch Kunst, Wissenschaft und Luxus zu verschönern, in ein scythisches Tomi geschickt und sollten hier lernen, die Existenz im Schooße des Komforts wieder lieb zu gewinnen. Mein Kutscher schlug das Verdeck des Wagens gegen einen beginnenden eisigen Staubregen in die Höhe, ich kroch unter dasselbe und suchte beruhigt in schnellstem Rollelauf den gastlichen Herd von Samaden wieder zu gewinnen.



Friedrich, Großherzog von Baden. Nach einer Originalzeichnung von Lallemand. (S. 707.)



Der Kirchgang in Betzingen bei Reutlingen. Originalzeichnung von Lallemand. (S. 704.)

Der Bodensee und seine Uferstädte.

Von
Heinrich Szadrowsky.

(Zu den Bildern S. 676 und 677 der Nummer 43.)

(Schluß.)

Als wir in den Hafen fuhren, d. h. eigentlich ein Loch, in welchem die Schiffe ausladen, überraschte uns die außerordentliche Rührigkeit und Geschäftigkeit an allen Enden. Rorschach ist eine der drei Eingangspforten zur Schweiz. Der weitaus größte Theil der Reisenden, welche über die Alpenstraßen des Julier, Splügen und Bernhardin kommen oder gehen, kreuzt hier mit jenen von der Seeseite oder aus der Schweiz kommenden, abgesehen von dem lokalen Personenverkehr zwischen Rorschach und St. Gallen und weiter. Es ist auf der schweizerischen Seite der Zentral- und Knotenpunkt der größten Personenfrequenz neben bedeutendem Gütertransport und Handelsverkehr. Das rastlose Drängen von und nach den Bahnzügen und Dampfbooten, deren täglich Dutzende mit einander korrespondiren, gibt dem Hafen die Lebendigkeit eines Seestapelplatzes, besonders an den Markttagen. Sonntags Nachmittag transportirt sich die große Welt St. Gallens in kolossalen Bahnzügen hinunter an den See und belebt Straßen, Plätze, Aussichtspunkte, öffentliche Gärten, als ob man sich in dem volkreichsten Quartiere einer großen Stadt befinde. Rorschach ist an solchen schönen Nachmittagen das Havre von St. Gallen. Zu den reizendsten Bildern gehört das Treiben auf dem See in der Nähe der Ufer, wenn die hübschen zahlreichen Gondeln sich mit eleganten Damen füllen und nun in den schillerndsten Farben hin und her wogen und kreuzen. Dazwischen die ein- und auslaufenden schönen Bodenseedampfer, die ankommenden und abgehenden Eisenbahnzüge, die auch dem Rheinthale viele Besucher zuführen, Spaziergänger längs des Eisenbahndammes hart am See, jodelnde Appenzeller in geschlossenen Reihen marschirend, geputzte Kinder wie wandelnde Modejournale, Greise in beneidenswerther Fröhlichkeit, auch hie und da ein Vereinzelter, der aussieht wie der Schreiber dieser Blätter — — kurz, Rorschach hat für den Sonntag Nachmittag sich selbst verloren, und wer St. Gallen zu dieser Zeit besuchen will, der fahre besser nach Rorschach.

Hier beginnt die an großartiger Gebirgsumgebung so ausgezeichnete Rheinthallinie der vereinigten Schweizerbahnen, einerseits bis Chur (im dereinstigen Anschluß an die italienischen Bahnen bis Genua u. s. w. durch die auszuführende Lukmanierbahn), andererseits zum pittoresken Wallensee, unstreitig die schönste Bahnstrecke Europas, und fortgeführt an dem Zürchersee und bis Zürich. Die Stadt St. Gallen wird auf der interessanten Bergbahn (20$^{0}/_{00}$ auf einer Strecke von 3½ Stunden 923 Fuß Steigung) von Rorschach aus in 40 Minuten erreicht.

Ein Ort Rorschon bestand schon im 6. Jahrhundert. Im 12. Jahrhundert erscheint Rorschach schon mit einiger Bedeutung, und im 16. Jahrhundert blühte hier eine ausgedehnte Leinenindustrie. Später zog St. Gallen allen Handelsverkehr dieser Branche an sich und Rorschach blieb stille stehen. Seit der Eröffnung der Eisenbahn dehnt und streckt sich Rorschach allmälig und ist ein recht freundlicher Ort geworden, der im Sommer sehr zahlreich von Badegästen besucht wird. Vortreffliche Badeeinrichtungen und Molkenkuranstalten unterstützen die Saison auf's Beste. Komfortable Pensionen.

Rorschach ist der größte Fruchtmarkt der ganzen östlichen Schweiz, und verladet weithin nach Graubünden, Appenzell, Glarus und dem Kanton St. Gallen. Das aus den jenseitigen Gebieten eingeführte Getreide beträgt jährlich gegen 300,000 Zentner im einem Werth von 8—9 Millionen Franken. Außerdem findet bedeutende Spedition Statt.

In der Nähe von Rorschach, 20 Minuten Entfernung, ist der angenehme Kurort Horn, Seebäder und Molken, der Sommeraufenthalt vieler Fremden — Franzosen, Italiener, Engländer, Russen, Schweizer und Deutsche. Etwas entfernter die herrliche Villa des Herrn Bourcy d'Ivernois, ein bis in's Kleinste reicher und reizender Sitz. Die Villa besitzt ihren eigenen Hafen mit einer kleinen trefflich equipirten Seeflotte.

Der Dampfer führt seewärts an Arbon vorbei, dem alten Arbor felix der Römer. Hier weilte 1266 der letzte Hohenstaufenkönig, der unglückliche Konradin von Schwaben, ehe er seinen Todesgang nach Neapel antrat. Die obstreichen flachen Ufer des Thurgaus entfalten sich immer mehr, bis nach einer einstündigen Fahrt der Dampfer den Hafen von Romanshorn berührt. Kein Ort am Bodensee hat sich durch Eisenbahn und Dampfschifffahrt so mächtig und vollständig neu gestaltet, wie Romanshorn, das alte Cornu Romanorum. Aus wenigen, meist unansehnlichen Häusern bildete sich in kurzer Zeit ein städtähnlicher Marktflecken mit schöngelegenen Hotels und Pensionen. Grandioser Hafen, selbst ein kleines Seebecken. Die Bahnlinie (Nordostbahn) führt durch das, an Naturschönheiten weniger interessante Thurgau nach Winterthur und Zürich.

Die Seefahrt von Romanshorn nach Konstanz führt hart an den sanft anschwellenden, dicht mit Obstbäumen bewachsenen thurgauischen Ufern hin, an denen große Ortschaften und viele Häuser, auch einzelne hübsche Landsitze (Villa Moosburg u. A.) schimmern. Aus der Ferne steigen, wie aus den Wellen selber, die Thürme von Konstanz auf, und allmälig auch die schön hingelagerte Stadt. Zur Rechten Einblick in den Ueberlingersee mit der leuchtenden Insel Mainau.

Der Anblick der Stadt Konstanz mit dem herrlichen hohen Münsterthurme ist außerordentlich schön und großartig. Das Innere der Stadt, obwohl freundlich, stimmt dann weniger zum interessanten äußern Anblick. Konstanz hat eine reiche Vergangenheit und lebt eine stille Gegenwart. Im 4. Jahrhundert gegründet, war sie im Mittelalter eine blühende und mächtige freie Reichsstadt mit 40,000 Einwohnern, die während des großen, so berühmt-berüchtigten Konzils 1414—18 über 100,000 Fremde beherbergte, und sonst noch öfters der Sitz der Kaiser und Reichstage war. Die fanatische Verurtheilung und Verbrennung des Joh. Huß, trotz kaiserlichen Geleitsbriefes und versprochenen Schutzes, hat die Stadt traurig-berühmt gemacht. Nach der Reformation sank die Stadt, die Blüte des Handels schwand allmälig immer mehr, und gegenwärtig mag sie etwa 7000 Einwohner zählen, — ein Schatten der einstigen Blüte und des in alten Urkunden vielgerühmten Wohlstandes.

Fremde bezeichnen Konstanz als den gesellschaftlich angenehmsten Ort am ganzen Bodensee. Wir möchten hier ein ganz bescheidenes Fragezeichen machen. Die Ereignisse des 48er Jahres zogen schwer über sie hin, und der große Riß jener tiefeinschneidenden Tage, mit den für Konstanz besonders so bittern Folgen, ist heute noch nicht verwischt.

Interessante, historisch merkwürdige Gegenstände und Gebäude besitzt Konstanz viel, wie sie überhaupt eine geschichtlich merkwürdige Stadt ist, mit reichen Erinnerungen an vergangene und selbst weltbewegende und erschütternde Ereignisse. Unter den Sehenswürdigkeiten zeichnet sich vor Allem der herrliche Dom aus mit einer gothischen Thurmspitze, einem restaurirten, ausgezeichnet schönen Kreuzgang, vortrefflichen gemalten Holzschnitzereien im Chor des Domes von einem Simon Baider aus der Zeit von 1740. Von demselben sollen auch die schönen Eichenholzskulpturen sein am Hauptportal. Von künstlerischem Interesse sind die Steinbilder der Apostel Petrus und Paulus, Joseph's und Marien's, welche in einem Hause in Kreuzlingen eingemauert gewesen. Wahrscheinlich sind sie aus dem 9. oder 10. Jahrhundert, gehören also zu den ältesten Bildwerken der Schweiz, wenn sie nicht anders in früheren Zeiten aus Deutschland nach der Schweiz kamen.

Das Innere des Domes ist einfach großartig, mit großen monolithen Säulen und kostbarem Hochaltar. Im Innern zeigt man auch noch die Steinplatte, auf der Joh. Huß gestanden bei seiner Verurtheilung zum Flammentode 1415.

Eine majestätische Aussicht genießt man auf dem Altan des schönen Thurmes. Die Kuriosa im sogenannten Konziliumssaal sind kaum der Besichtigung werth. Unter den vielen andern Merkwürdigkeiten heben wir noch hervor das Leu'sche Café mit der Inschrift: Curia pacis, in welchem Hause Friedrich Barbarossa vom 11.—23. März 1153 tagte und den bekannten Frieden schloß mit den lombardischen Städten.

Konstanz, die größte Stadt am Bodensee, blieb hinter der Rührigkeit aller ihrer Schwestern am See zurück. Handel und Verkehr sind nichts weniger als blühend, wozu die, oft bis in's Minutiöse gehende Handhabung der Grenzzollbewachung viel beiträgt. Ist Konstanz an und für sich mehr auf den kleinen Lokalverkehr angewiesen, wegen des bisher mangelnden Alles vermittelnden Schienenweges, so ist ihr die Verbindung mit der Schweiz mehr als erschwert, ja fast wie abgeschnitten. Die argwöhnische Beschauung und nöthigenfalls Betastung, der alle durch die Thore Eintretenden durch den Grenzzoll unterworfen sind, ist peinlich und hält Viele vom häufigeren Besuch der Stadt ab. Seitdem auch ein schweizerischer Grenzzoll besteht, haben sich auf schweizerischem Gebiete Magazine u. dergl. gebildet, wodurch nur Einzelne ihre (schweizerisch zollfreien) Bedürfnisse aus der deutschen Stadt beziehen. Reisende sind mehr Passanten, und die sehnlichst erwartete Eisenbahn, die jetzt keine „Ente" mehr ist, braucht zu ihrer endlichen Verwirklichung noch einige Jahre. Bereits hat man rüstig gearbeitet an der Brücke am Ausflusse des Rheins aus dem Bodensee zur Bahnverbindung mit Schaffhausen.

Nebst der gothischen Stephanskirche mit schönen Skulpturen von Hans Morning (1560—1610) ist der Besuch der Stadtbibliothek zu empfehlen, mit guten Manuskripten und Bildereien aus der Zeit des Konzils, worunter bemerkenswerth die Handschrift des Ulrich von Richenthal, mit vielen Malereien, welche die Geschichte des konstanzer Konzils enthält; eine alte deutsche Gesetzessammlung auf Pergament von Andreas Frauenlob aus dem 15. Jahrhundert. In der Lyzeumsbibliothek soll sich auch eine ausgezeichnete Biblia pauperum befinden, aus dem 13. Jahrhundert herrührend, auf feinem Pergament mit schätzenswerthen Miniaturen. Ueberhaupt ist Konstanz auch an interessanten Privatsammlungen reich. Künstler und Alterthumsfreunde finden viele und schöne Glasgemälde aus früheren Jahrhunderten, sowohl einzeln, als in Sammlungen, z. B. im Antiquitäten-Kabinet des Herrn Vincent u. A. Die ausgezeichnete und kostbare Gemäldesammlung Wessenberg's hofft man für Konstanz zu erhalten.

In der Nähe des Hafens befindet sich eine große und schöne Schwimmschule und Badeanstalt, wohl die besteingerichtetste am ganzen Bodensee.

Der Besuch der Mainau durch das Dampfboot geschieht nur bei Lustfahrten und außergewöhnlichen Anlässen. An den andern Tagen bleiben nur zwei Vermittlungen übrig: eine angenehme Gondelfahrt dahin, oder der Landweg. Wir wählten Letzteren, um zugleich die aussichtsreiche Friedrichshöhe zu besuchen. Für Freunde einer schönen Waldpartie ist der Landweg um so mehr zu empfehlen, als die Friedrichshöhe, über welche der Weg führt, eine großartige, ausgedehnte Rundsicht bietet über den ganzen Bodensee, die tyroler und graubündtner Alpen, Appenzell mit der imposant aufsteigenden Säntiskette, den Churfirsten, bis zum Glärnisch; im Norden grünt das malerische Hügelland Thurgaus, und zu Füßen die Stadt Konstanz, wunderlieblich von dichten Baumgruppen eingeschlossen.

Auf schönen Waldeswegen schlenderte ich hinunter an den See und betrat die Mainau. Die Insel, über welche die Natur mit verschwenderischer Hand große Schönheit und Anmuth ausgegossen, steigt terrassenförmig aus dem See empor, und bietet in phantasievollster Mischung alles, was Natur zum Genusse und zum Nutzen gewähren kann: üppige Wiesen, fruchtbare Felder, Weinberge, schöne Gartenanlagen, reizende Gruppen von Obstbäumen, dunkelschattige Laubgänge mit heimeligen Ruheplätzchen — — und aus diesem reizenden Naturkleide erhebt sich der schöne moderne Palast der ehemaligen Deutschherren, jetzt Eigenthum des Großherzogs von Baden, der öfters in diesem lieblichen Idyll weilt. Die Insel mag kaum eine halbe Stunde im Umfang betragen. Der Anblick derselben von der Seeseite ist überaus malerisch.

In einer Gondel ließen wir uns nach Ueberlingen übersetzen und konnten dabei recht mit Muße in den Naturschönheiten schwelgen. Im Rückblick auf den See zeigt sich seine ungeheure Fläche bis Bregenz, mit den großartig aufsteigenden in der Ferne verblauenden Alpen Tyrols und der Schweiz. In die Bucht hinein (gegen Norden) die Felsenwände, welche den Hintersee einschließen, mehrere malerisch situirte Burgen, die dunkeln s. g. „Heidenlöcher" (ich verweise auf Scheffels historischen Roman „Ekkehard"); hoch droben, entfernt, als weiß glänzender Punkt auf dunklem Grunde, das weithinleuchtende Schloß Heiligenberg, Besitzung des Fürsten von Fürstenberg-Donaueschingen. Hart am See, in dieser schönen romantischen Bucht, liegt die Stadt Ueberlingen, die ihre mittelalterlich reichsstädtische Physiognomie unverwüstlich konservirte bis auf den heutigen Tag. Der Ursprung dieser Stadt ruht im Dunkel der Sagen und Legende. Im 7. Jahrhundert erscheint sie als Iburingas und soll die erste christliche Niederlassung am Bodensee sein. Später bildeten schwere Kämpfe und Kriegsleiden den Hauptpunkt ihrer Geschichte, die hereinragen bis in's 18. Jahrhundert. Im Bauernkriege machten sich die „Bürger" muthig-grausam berühmt; sie ließen 150 Gefangene auf dem Markte enthaupten. Man bewahrt noch das Richtschwert. Ich hatte keine Lust, das weltläufige Instrument jener blutigen barbarischen That zu sehen. Auch will ich nicht weiter über die schmachvolle Judenverfolgung im 14. Jahrhundert nachsinnen und über jene grausame fanatische Hinmordung von 300 Juden, die unter der Beschuldigung, einen Knaben ermordet zu haben, verbrannt wurden. Grausame, finstere Zeit! Und noch ist nicht allenthalben Licht.

Dagegen besuchte ich die friedlichen, mittelalterlichen Denkmale der Kunst, den herrlichen Münster, vom Baumeister des ulmer Münsters 1350 zu bauen begonnen, breit, großartig stilisirt, mit vielem kunstreichem Schnitzwerk. Der Thurm ist leider unvollendet und wird es auch bleiben. Im Rathhaussaale werden die Bilder der deutschen Kaiser aufbewahrt, — eine eigenthümliche Gallerie, die zur jetzigen Zeit verschiedene konfiszirliche Gedanken und Wünsche hervorruft. Wir wollen lieber hinaus an das schön angelegte „Bad" mit seiner vortrefflichen Gartenwirthschaft und dem bunten Treiben der zahlreichen Gäste. Die hier entspringende Mineralquelle wird sehr stark besucht, wie überhaupt die Einrichtungen des Kurhauses empfehlenswerth sind zu einem Erholungsaufenthalt an diesem romantischen Seebecken.

Der Besuch der „Heidenlöcher" ist bald abgemacht. Ueber den Ursprung und die Bestimmung dieser seltsamen Löcher an schroff abfallenden Felsen herrscht tiefes Dunkel. Die Einen halten sie für Zufluchtsorte der ersten Christen in dieser Gegend, (?) die Andern für römische Grabstätten. Für beide Annahmen fehlen die Anhaltspunkte schon nach dem Aeußern und dem ganzen Baue der Löcher selber. Sie sind etwa 5—6 Fuß hoch, schwer zugänglich, einige nur vermittelst Leitern zu erreichen, und tragen in Form und Ausführung den räthselhaftesten Ausdruck ihrer Bestimmung.

Eine Gondelfahrt in dieser stillen und tiefen Bucht, mit verwetterten Bergruinen geziert und den schönen Schlössern von Bodmann, ist äußerst angenehm. Das eigenthümliche Dunkel zwischen den Felsen und Wäldern, der ruhige See mit seiner grauschwarzen Färbung mahnt an die schönen, träumerischen Alpseen der hohen Gebirgswelt. Ueberraschend ist der Blick hinaus auf die leuchtende große Wasserfläche des Obersees, besonders zur Abendzeit, während die Bucht im tiefsten Schatten liegt — ein Schauspiel, das ich selbst am Lago maggiore und Comersee nicht in so schimmernder und glänzender Farbenpracht fand.

Die Bucht und Burgen sind reich an Sagen, von denen Gustav Schwab in seinem vortrefflichen Werke über den Bodensee mehrere mittheilt. Im Jahre 1307 wurde Bodmann, die jetzige Ruine, durch den Blitz entzündet und brannte nieder mit Allem, was sich im Schlosse befand. Ein Kind, der nachmalige Hans v. Bodmann, wurde auf wunderbare Weise gerettet, indem die mütterlich besorgte Amme den Kleinen in einen kupfernen Kessel packte und in den Berg hinabrollen ließ. Hans wurde gerettet und begründete das noch lebende Geschlecht der Freiherren v. Bodmann. Im neuen Schlosse zeigt man einen kupfernen Kessel, welcher das Rettungswerkzeug des Kleinen gewesen. Darauf bezieht sich Schwab's hübsches Gedicht: „Im kupfernen Kessel von Bodmann zu singen." Es wird nämlich mitgetheilt, daß dem besuchenden Fremden gastfreundlich ein Humpen Wein gereicht werde, den er im Kessel stehend auf das Wohl des Geschlechts „derer von Bodmann" zu leeren habe. Diese Sitte ist schön, muß aber ausnahmsweise sein; ich habe nichts davon gespürt.

Von Ueberlingen führt die Dampfschifflinie längs des badischen Ufers hin nach Meersburg. In dem stolz aufsteigenden, grandios auf Felsen thronenden Schlosse residirte einst der Fürst Primas v. Dalberg. Große Berühmtheit erlangte dasselbe durch den hier aufgeschlagenen Wohnsitz des Germanisten Freiherrn v. Laßberg, der vom Jahr 1838 bis zu seinem Tode 1855 seine großen Schätze an altdeutschen Handschriften, worunter hauptsächlich das Nibelungenlied, der wissenschaftlichen Welt öffnete und zahlreiche Besuche empfing. Die kostbare Bibliothek mit den handschriftlichen Schätzen ging durch Kauf an den Fürsten von Fürstenberg über und soll sich größtentheils auf dem Schlosse Heiligenberg befinden. Auf dem Kirchhofe von Meersburg fand der unermüdliche Sammler und eifrige Forscher, der liebenswürdige „Meister Sepp von Eppishusen" seine letzte Ruhestätte. Dort schläft auch Mesmer den verhängnißvollsten magnetischen Schlaf und ruht aus von seinem „Mesmerismus". Das Geschick hat seine sonderbaren Launen. Und so kam es, daß der oberste Mundschenk des Geschickes, der Tod, eine absonderliche Laune aufgespielt und auf diesem dichterisch geschaffenen Fleck Erde auch die Annette, Freiin von Droste-Hülshoff, gebettet.

„Tod, wo ist dein Stachel?"

Es ist zwar nicht schön, von der Annette Droste-Hülshoff weg sogleich zu den schmackhaftesten Bodenseefischen überzugehen, allein der Abschied vom See steht zu nahe und der Lust ist

zu groß, als daß wir unsere Rührung in gewaltsamer Weise nicht vertauschen könnten mit der Geduldprobe eines Gerichtes Fische. Der Bodensee enthält 25 Arten von Fischen, und darunter solche, die nicht minder berühmt sind wie Annette Droste-Hülshoff; z. B. die Welse, die bis 120 Pfund schwer werden, die schmackhaften Blaufelchen (Coregonus Wartmanni), die feine Rheinlanke (Salmo Lacustris), die Seeforellen, Nase u. s. w. Bei den Biertrinkern in München sind besonders berühmt die geräucherten „Gangfische", deren jährlicher Fang in Hunderttausende von Stückzahl geht, und die weit geschickt werden. In der Tonhalle in Hamburg fand ich Gangfische. Eben so reich ist die Vogelwelt des Sees, besonders im Herbst und Winter durch den Zug der nordischen Wasser- und Sumpfvögel, die in großen Massen an den Bodensee ziehen — Entenarten, Säger, Taucher, Wasserhühner u. s. w. — und in strengen Wintern am Untersee zu Tausenden geschossen und gefangen werden, mitunter für diese Gegend in sehr seltenen und ausgezeichnet schönen Exemplaren. Das naturhistorische Museum in St. Gallen besitzt schon eine recht hübsche Sammlung nordischer Vögel.

Bei rascher Schneeschmelze im Gebirge und starkem anhaltendem Regen staut sich der See in kurzer Zeit durch den mächtigen Zufluß des Rheins bis zu einer Höhe auf, die an mehreren Ufern und Orten schon Ueberschwemmungen herbeiführte. Obwohl seit dem Brande der alten konstanzer Rheinbrücke mit den Mühlen der Abfluß des Sees bedeutend erleichtert und befördert wurde, steht es dennoch mit einem nur einigermaßen großen Rheinzufluß und bedeutenden Seitenflüssen immer im ungünstigen Verhältniß.

Die Winde sind ziemlich regelmäßig und wühlen nicht so verzweifelt wild, wie auf andern Schweizerseen, z. B. Wallensee, Vierwaldstättersee u. s. w. Nur der Föhn bohrt sich tief ein und wühlt die Wellen hoch auf wie das Meer. Eine eigenthümliche Erscheinung ist die „Ruhs". Es tritt mitunter bei völlig windstiller Luft, ohne Wellenschlag und äußerer sichtbarer Strömung, ein Steigen des Seespiegels ein bis zu einem Fuß, welches ebenso allmälig, wie es kam, wieder verschwindet. Man schreibt die Ursache dieser im Frühlinge und Herbst am häufigsten auftretenden Erscheinung dem ungleichen Drucke der Luftsäulen zu, die gleichzeitig auf verschiedene Stellen der Wasserfläche einwirken. Auch auf dem Genfersee ist die gleiche Erscheinung, dort Seiches genannt, nur daß jene Steigung innerhalb 20—30 Minuten sich um 3—5 Fuß hebt, besonders stark gegen die Mündung zu.

Die Rückreise am flachen deutschen Ufer von Meersburg nach Friedrichshafen bietet noch einmal die großartige Aussicht auf den See und den schweizerischen Alpenkranz, und beschließt in genußreichster Weise die erinnerungsreichen Fahrten auf dem Bodensee.

Zur Tagesgeschichte.

XLII.

Die französische Annexionspolitik.

Es sind jetzt bald 1½ Jahre, daß die Annexion von Savoyen und Nizza durch Frankreich vollendete Thatsache ist, aber noch heute gibt's nichts Lehrreicheres für die Politik des französischen Kaiserreichs, das dann doch noch nicht am Abend seiner Tage angekommen zu sein scheint, als die Geschichte dieser Annexion. Auch ist in der letzten Zeit an verschiedenen Orten das Gedächtniß derselben wieder aufgefrischt worden, und es mag in jedem Falle gut sein, wenn die Erinnerung an dieselbe von Zeit zu Zeit wieder wach gerufen wird, obwohl nur geringe Hoffnung vorhanden ist, daß sobald eine Aenderung der vollzogenen Thatsache eintreten oder auch nur, daß für andere Fälle die handgreifliche Lehre aus jenem Ereigniß beachtet werde.

Zunächst hat der eidgenössische Nationalrath bei seinem Wiederzusammentritt auf Antrag seiner Kommission einstimmig die Erklärung abgegeben, daß die Einverleibung von Savoyen nicht als rechtsgültig betrachtet werden könne, seine Protestation wiederholt und dem Bundesrath anheimgegeben, zu gelegener Zeit wieder Unterhandlungen anzuknüpfen, um die verletzten Rechte der Schweiz zu restituiren. Sodann aber ist im englischen Parlament, nach monatlichem Schweigen, das öffentliche Gewissen wieder erwacht, und im Oberhaus wie im Unterhaus sind die Minister befragt worden, was sie gethan hätten, um ihren Verwahrungen und Versprechungen, mit denen sie ihrer Zeit das Parlament abgespeist hatten, Folge zu geben, eine Frage, auf welche die Minister freilich schwierig zu antworten hatten, und bei welcher namentlich Lord J. Russel wieder seine ganze Naivetät zu entfalten Gelegenheit hatte. Gleichwohl ist aus der Antwort, welche er am 5. Juli auf die Interpellation Kinglakes gab, mehreres Interessante hervorzuheben.

Einmal nämlich wurde jetzt zum ersten Mal aus offiziellen Kreisen zugestanden, was man freilich schon längst wußte, daß das Annexionsprojekt bis zu den Verhandlungen von Plombières hinaufreicht. Lord Palmerston mußte also von Anfang sehr gut von dem ganzen Handel unterrichtet sein, allein er hütete sich wohl, weder damals, als es noch Zeit war, diese seine Mitwissenschaft zu bekennen, noch jetzt dieselbe vertheidigen zu wollen. In Plombières, sagte Lord J. Russel, wurde ein Abkommen zwischen Sardinien und Frankreich getroffen, wonach dieses sich zur Hülfe verpflichtete, falls ersteres von Oesterreich angegriffen würde. Dagegen sollte Savoyen und Nizza an Frankreich kommen, im Falle die Lombardei und Venetien an Sardinien fiele. Nun blieb allerdings Venetien in Folge des Friedens von Villafranca bei Oesterreich, und insofern war Sardinien jedenfalls seines Versprechens ledig. Allein inzwischen nahmen die Dinge in Mittelitalien den bekannten Verlauf. Die Herzogthümer Toskana, Parma und Modena erhoben sich und beschlossen ihre Einverleibung in Sardinien, welche auch von letzterer Macht angenommen und sanktionirt wurde. Nun benützte Frankreich diese Wendung der Dinge, um auf seiner Forderung gegen Sardinien zu bestehen. Es behauptete, die Vergrößerung dieses Königreichs lege ihm die Pflicht auf, auf die Deckung seiner Grenzen Bedacht zu nehmen, d. h. auf dem Besitz der Nordabhänge der Alpen zu bestehen; es machte also das Geschehenlassen der sardinischen Annexionen abhängig von seinen eigenen Gebietserwerbungen, und die Frage war also nun einfach die: Sollte Sardinien auf seine Annexionen in Mittelitalien, oder sollte es auf Savoyen und Nizza verzichten? Bei diesem Dilemma entschied sich auch England unbedingt für das Letztere. Lord J. Russel konnte ja das italienische Einigungswerk nicht schnell genug betreiben, und so konnte Thouvenel auf die Vorstellungen des englischen Kabinets mit verdientem Spotte erwidern, daß England selbst durch seine Begünstigung der mittelitalienischen Annexionen die Einverleibung von Savoyen und Nizza veranlaßt habe. Die Schweiz konnte bei der Bedrohung ihres Rechtes auf die Neutralität von Nordsavoyen, das durch die wiener Verträge feierlich garantirt war, nichts thun, als an die Gesammtheit der Großmächte zu appelliren und sie zu einer Konferenz über diese Frage zu veranlassen. Allein bei der damaligen Zerfahrenheit der politischen Verhältnisse, und da überdieß die Annexion bereits vollendete Thatsache war, bot auch eine Konferenz nur sehr geringe Aussichten, und in der That hielten Oesterreich, Preußen und Rußland den Zeitpunkt für eine Konferenz nicht für geeignet und die Schweiz sah sich genöthigt, sich mit einem einfachen Proteste zu begnügen, bei dem es bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Der einzige Trost, den daher Lord J. Russell geben konnte, war der, daß der französische Besitz von Savoyen und Nizza noch keinen Theil des europäischen Staatsrechtes bilde, d. h. von den Mächten noch nicht förmlich anerkannt sei. Was er aber dann noch weiter Schönes über die Verpflichtung sagte, für die Neutralität und Unabhängigkeit der Schweiz einzustehen, und über die Wahrung des europäischen Gleichgewichts, und über das kostbare Gut des Friedens und über die nothwendige Harmonie mit Frankreich, welche für Europa und die ganze Welt das größte Glück sei, so waren dieß die herkömmlichen russell'schen Phrasen, welche bloß die eine unzweifelhafte Thatsache beschönigen sollten, daß England nicht das Mindeste für das Recht der Schweiz zu thun gewillt ist.

Die Annexion von Savoyen und Nizza war die größte Niederlage der europäischen Diplomatie, der größte Sieg der napoleonischen Politik. Eine Zeit lang schien es, als ob die heroische Haltung der Schweiz die Fehler der Diplomatie wieder gut machen und die zagenden Kabinete, wenn auch wider ihren Willen, zuletzt doch noch zu einem kühnen Entschlusse fortreißen wollte. In diesem Sinne rief man damals der Schweiz zu, unerschütterlich an ihrem Rechte festzuhalten, und selbst einen kriegerischen Konflikt mit der französischen Macht nicht zu scheuen. Wenn dieß erst einmal eingetreten wäre, so glaubte man, wenn es sich also nicht mehr bloß um die Neutralität von Nordsavoyen handelte, sondern um die Unabhängigkeit, ja den Bestand der Eidgenossenschaft selbst, dann müßte ja wohl endlich die europäische Diplomatie des gegenseitigen Haders vergessen und sich zu derjenigen Haltung aufraffen, zu der sie ja wohl immer Lust hatte, zu der es aber jeder Macht an dem entscheidenden Muth der Initiative fehlte, der, wie es schien, nur durch ein kühnes Beispiel geweckt werden könne. Allein die Schweiz mag wohl Recht gehabt haben, daß sie vermied, es auf's Aeußerste ankommen zu lassen. Denn wenn man jetzt rückwärts blickend die Erfolge der Diplomatie in der Bekämpfung des zweiten Kaiserreichs bedenkt, so muß selbst dieß zweifelhaft sein, ob das Vorgehen der Schweiz von der gehofften Wirkung gewesen wäre. Ueberall bestimmten untergeordnete Rücksichten, Interessen, Launen die Schritte der Kabinete, nirgends ließen sie sich leiten von der einen großen Frage, der es galt, nämlich der Machtentwicklung des Napoleonismus, die gerade durch diesen Vorgang ungeheure gesteigert werden mußte. Allgemein fühlte man wohl das Unbehagliche des augenblicklichen Zustands, und die Gefahr, die vom Uebergewicht Frankreichs drohte. Aber nirgends war, nachdem Oesterreich dem ersten Anprall erlegen, Lust und Muth vorhanden ein Gleiches zu wagen, sagte doch das eigene böse Gewissen, daß die nächste Macht, gegen welche die Eroberungen des Kaiserreichs gerichtet wären, sei es nun England oder Preußen, wohl eben so isolirt stände, als man Oesterreich gelassen hatte! So wartete denn Lord J. Russel auf Herrn v. Schleinitz, und dieser schob seinem englischen Kollegen die Ehre des Vortritts zurück. Rußland stand, die Arme gekreuzt, gleichgültig daneben; Oesterreich aber zeigte schon aus Haß gegen Sardinien und aus Schadenfreude nicht übel Lust, die Annexion von Savoyen und Nizza sofort als rechtsgültig anzuerkennen.

Dieser traurige Zustand der europäischen Diplomatie, wie er sich mit jedem Tag deutlicher enthüllte, trug aber ferner dazu bei, die französischen Gelüste mehr und mehr zu reizen, und fast mit offenem Hohne, zum wenigsten mit rücksichtslosem Trotze, die Ansprüche stets höher zu steigern. Es ist erwiesen, daß Frankreich ursprünglich gar nicht die vollständige bedingungslose Annexion beabsichtigt hatte. In dem Abtretungsvertrag mit Sardinien war ausdrücklich die Klausel enthalten, es verstehe sich von selbst, daß der König von Sardinien die neutralisirten Theile Savoyens nur unter denselben Bedingungen abtreten könne, unter welchen er sie selbst besessen, und daß der Kaiser sowohl mit den Großmächten als mit der Schweiz sich in's Einvernehmen setzen werde, um die vertragsmäßigen Garantieen aufrecht zu erhalten, und in einer Note sagte damals Herr v. Thouvenel, Frankreich habe nicht die Absicht, jene Bürgschaften anzutasten, welche Europa als nöthig für seine Sicherheit erachtet habe, daß die für die Neutralität von Savoyen eingegangenen Verbindlichkeiten nicht gebrochen werden sollen, ja daß es nach der Ansicht der französischen Regierung gut wäre, wenn diese Bezirke auf die Dauer mit der Schweiz vereinigt wären. Mit diesen Aeußerungen wollte Herr v. Thouvenel die europäische Diplomatie sondiren, er wollte probiren, wie weit Frankreich eventuell gehen könne, und die Probe fiel nur allzu ermuthigend aus. Lord J. Russel machte einige „Vorstellungen", aus welchen Thouvenel mit Vergnügen entnahm, daß England also keinen Protest erhoben habe, und die Meinungsverschiedenheit nicht der Art sei, daß sie die Beziehungen zwischen den Kabineten von Paris und London affiziren könne. Hatte doch Lord J. Russel bereits erklärt, daß Großbritannien für seinen Theil kein unmittelbares Interesse an dieser Frage habe. Schritt für Schritt war die europäische Diplomatie zurückgewichen. Erst hatte es den Anschein, als ob sie überhaupt jeder Gebietserweiterung Frankreichs entgegentreten werde, jetzt handelte es sich bloß noch um die Wahrung der Rechte der Schweiz. Früher schien die savoyische Frage überhaupt das Streitobjekt zu sein, jetzt war sie bereits zur nordsavoyischen zusammengeschrumpft. Es handelte sich nicht mehr um die Einverleibung, sondern bloß noch um die Modalitäten derselben, und auch in dieser Beziehung trat nun Thouvenel der Schweiz gegenüber Schritt für Schritt immer schroffer auf. Zuerst wurde sie in einschmeichelnden Worten eingeladen, ganz auf die Großmuth des Kaisers zu vertrauen, mit ihm ein Separatabkommen zu treffen, und für diesen Fall ward ihr anfangs sogar die Abtretung von Nordsavoyen in Aussicht gestellt. Die Schweiz verschmähte diese Transaktionen im Bewußtsein ihres guten Rechts, das sie zurückverlangte, und nun wurden die Konzessionen, welche Thouvenel in Aussicht stellte, immer karger. Bald handelte es sich nur noch um die Neutralisirung des Genfersees, um die Festsetzung der Truppenzahl, welche Frankreich in Nordsavoyen halten sollte, um etwaige Zollbegünstigungen u. s. w. Auch an Drohungen ließ es Thouvenel bereits nicht fehlen. Die Schweiz blieb unerschütterlich, sie ließ sich weder von den angebotenen Vortheilen verlocken, noch von den Drohungen einschüchtern. Sie behauptete ihr Recht, und als dieses von der Uebermacht Frankreichs mit Füßen getreten wurde, sie selbst aber aller Hülfeleistung sich beraubt sah, legte sie ihren Protest ein, bei dem es bis auf diesen Tag geblieben ist.

Diese Vorgänge sind lehrreich genug, und daß sie gerade jetzt wieder aufgefrischt worden sind, hat seinen guten Grund. Einmal nämlich haben sich die Besorgnisse, welche für die Schweiz aus der Entblößung ihrer Südwestgrenze entsprangen, schon jetzt zum Theil gerechtfertigt. Eine allgemeine Bangigkeit herrscht daselbst um den Besitz von Genf und Waadtland, um so mehr, als die geheimen Wühlereien fortwährend im Gange sind, und schon die Bevölkerungsverhältnisse in Genf geeignet sind Besorgnisse einzuflößen. Die katholische und damit französische Bevölkerung ist im Zunehmen begriffen, längst hat die Stadt ihren strengen kalvinistischen Charakter verloren, die Theater, das öffentliche Spiel haben fremdartige, zersetzende Elemente in die Stadt gebracht, Fazy selbst, der Präsident, gilt für einen Vertrauten des Kaisers wie des Prinzen Plon Plon, und Savoyen gravitirt so sehr nach Genf, daß es nun, nachdem es einmal zu Frankreich geschlagen, lieber auch noch Genf damit vereinigt wissen will.

Der andere nächstliegende Grund aber ist der, daß die Annexion von Savoyen und Nizza ein gefährlicher Präcedenzfall war, und daß eben jetzt nach allgemeinem Gefühle eine Nachfolge dieses Beispiels in der Luft schwebt. Wie viel an dem Gerücht, daß Frankreich nach der Annexion der Insel Sardinien trachte, Wahres ist, wird sich mit Sicherheit nicht herausstellen, wenn auch diese Thatsache eine vollendete ist. Bis jetzt ist nur so viel gewiß, daß Frankreich den bekannten Annexionsfaiseur Pietri nach Sardinien geschickt hat, und daß es die definitive Selbstkonstituirung Italiens auf eine Weise verzögert, die dem Gedanken an eigennützige Absichten nur allzuviel Raum verstattet. Und die Art und Weise, wie die französische Regierungspresse die energische Rede Ricasolis vom 1. Juli aufgenommen hat, beweist zum Mindesten, daß Frankreich sich eine solche Eventualität vorbehalten will, auch wenn der Plan noch nicht so weit gediehen sein sollte, als man in Italien befürchtet. Wird dann Europa diesem Falle gegenüber seine Haltung vom vorigen Jahre wiederholen? Wird England insbesondere bei einer Handlung, welche das Streben Frankreichs nach der Herrschaft über das Mittelmeer auf so unzweideutige Weise dokumentirt, ebenfalls erklären, daß es für seinen Theil kein unmittelbares Interesse an dieser Frage habe?

—g.

Bäder und Badeleben.

VIII.

Homburg.

Von

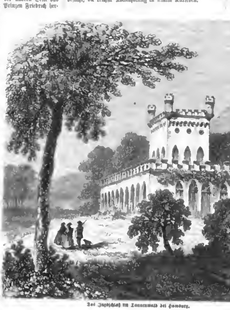
Hans Feldmann.

(Zu den Bildern S. 710.)

Sieben Herren Länder hatte man noch vor einem Jahre zu passiren, wenn man von der Bundeshauptstadt nach Homburg kommen wollte, um die verlorene Gesundheit an den reichen Quellen zu schöpfen, oder die reichen Quellen des Erworbenen auf die grünen Tische der Spielbank zu leeren. Zahllose Wegzeiger dozirten an der Heerstraße die Zerrissenheit Deutschlands, wenn man nicht von der Eschenheimergasse her genugsam darüber belehrt war. Jetzt durchschneidet die Eisenbahn mit Blitzesschnelligkeit die Tausendländchen, und wir wandern minder zerrüttelt und minder schlechter Stimmung durch die freundlichen Straßen, welche die modernen Ausläufer der Residenz des Landgrafen von Hessen bilden. Homburg liegt auf einem der Vorhügel, die sich an den Feldberg anlehnen. Von dem Städtchen würde kaum die Rede sein, wenn ihm nicht seine Quellen, sein Spiel eine große Bedeutung für Kranke und Gesunde verliehen. Um die beiden Zentralpunkte des homburger Lebens, die Quellen und das Konversationshaus, hat sich eine ganz neue Stadt von Palästen und Villen gebildet, die auf belebte Straßen und das üppige Grün der Wiesen blicken, und dem Fremden allen Komfort eines glänzenden Badeortes bieten. In der Residenz des Landgrafen — so dürfen wir wohl die Altstadt nennen, — ist nur das

Schloß von einiger, wenn auch nicht großer Bedeutung. Ueber dem Thor am hintern Schloßflügel ragt von Kriegstrophäen umgeben eine Reiterbildsäule und auf der andern Seite das Brustbild des von Kleist verherrlichten Prinzen Friedrich hervor, der 1675 jenen Sieg über die Schweden bei Fehrbellin entschied. Im inneren Hof steht der von der Burg noch übrige, 183 Fuß hohe Thurm, der aus unserem Bilde hervorragt. Mit diesen zwei Worten kann sich die Altstadt begnügen; wir wenden unsere Schritte der Neustadt zu, in der das Konversationshaus vor Allem die Blicke auf sich zieht: eine Doppelreihe von Orangenbäumen führt zu dem von den Spielpächtern Blanc erbauten Kurhaus, das an innerem Luxus, aber auch an Ueberladenheit der Säle alle andern in Deutschland übertrifft. Die 210 Fuß lange Fassade zeichnet sich indeß nicht durch Pracht aus. Der ganze Bau umfaßt einen großen auf einer doppelten Reihe von Säulen ruhenden Ballsaal, einen großartigen Speisesaal, einen Konversationssaal, drei Spielsäle, Kaffee- und kleinere Speisezimmer und einen reich ausgestatteten, jedermann zugänglichen Lesesaal. In diesen Sälen bewegt sich eine bunte Welt von Noblesse und Demimonde, Heilbedürftigen und Spielern — die ein ganz eigenthümliches Gepräge hat und sich wesentlich von der Kurwelt anderer Bäder unterscheidet. Demimonde und Aventuriers finden sich vielleicht in keinem Bade in solcher Masse, als in Homburg. Der Spieler par excellence wird durch die großen Chancenvortheile, welche die Bank vor allen übrigen gewährt, hauptsächlich von Homburg angezogen. Sammelt sich die Kurwelt Vormittags um die Quellen und später nach dem Frühstück in den Spielsälen und Lesezimmern, so findet man die beau monde Nachmittags an der Rückseite des Kurhauses, vor dem sich, unter der 300 Personen fassenden Terrasse, in englischem Geschmack angelegte und unterhaltene Meadows ausbreiten, woselbst eine treffliche Kurkapelle Nachmittags und Abends spielt. Nicht minder als um des Vergnügens und der Zerstreuung ist Homburg indeß um seiner vortrefflichen Quellen willen besucht: fünf solcher Quellen spenden ihr heilkräftiges Wasser, alle stark eisenhaltige Kochsalzquellen, von denen jedoch der Elisabethbrunnen am meisten zur Kur angewandt wird. Er enthält in 16 Unzen 109 Gran feste Bestandtheile, darunter Kochsalz 74 Gran, 7 Gran Chlorkalium und Chlormagnesium, 10 Gran kohlensaure Kalkerde, 0,46 Gran Eisenoxydul und 48 Kubikzoll Kohlensäure. Die Quellen werden somit allen denen Hülfe versprechen, welche an Trägheit einzelner Organe oder des ganzen Organismus leiden. Unter diese Krankheiten zählen Skropheln, Rachitis, Rheumatismus, Arthritis, Bleichsucht, Unterleibsstockungen und chronische Lungenleiden. Die Anlagen um die Quellen sind sehr hübsch und elegant, und in jüngster Zeit etwas schattenreicher als früher geworden. Nicht bloß getrunken werden die Quellen, sondern auch vielfach zum Baden benützt, und vorzüglich das Einathmen der Dünste empfohlen. Das Leben ist nicht ungewöhnlich theuer, und die Hotels wie das Kurhaus zeichnen sich durch glänzende Tafeln aus.

Die Umgebungen Homburgs sind reizend. Geht man durch den Garten des Schlosses, so kommt man an den kleinen Tannenwald, einen großen Garten mit englischen Anlagen, Blumenbeeten, Teichen, Inseln und einer ansehnlichen Schweizerei. Das gothisch gebaute Jagdschlößchen, das Rendezvous für die Jagd, befindet sich am Eingang in den großen Tannenwald, an den sich der Forstgarten und Wildpark schließt. Ein anderer Ausflug führt nach der Goldgrube mit einer reizenden Aussicht, oder nach dem Feldberg, dem höchsten im Taunus, mit einer Rundsicht über Rhein und Main, Spessart und Odenwald, Vogesen und Donnersberg. Das nahe Nauheim, und die Taunusbäder, die eine Kette bis Wiesbaden bilden, vor Allem aber die Nähe Frankfurts mit seinen Kunstschätzen bietet dem Rekonvaleszenten wie dem Gesunden, der Homburg besucht, die reichste Abwechslung in seinem Kurleben.



Das Jagdschloß im Tannenwald bei Homburg.

Das Eis als Handelsartikel.

Von

Dr. Julius Zöllner.

Das Eis, welches den genußsüchtigen Asiaten längst ein Lebensbedürfniß geworden ist, hat in Europa erst in verhältnißmäßig viel späterer Zeit eine ausgedehntere Verwendung als Remedium gegen die Hitze des Sommers gefunden. Sein Verbrauch ist in Italien am bedeutendsten, und der Aetna war bis in die neueste Zeit, wo man angefangen hat, Eis aus Schweden und Norwegen einzuführen, der Hauptlieferant.

Durch Eis gekühlte Getränke sind in heißen Ländern kein Luxus, den sich nur die vom Reichthum begünstigten Klassen gestatten, sondern eine nothwendige Medizin kann man sagen, welche die schädlichen Einflüsse allzugroßer Hitze auf den menschlichen Körper ausgleicht.

In Persien gibt es große Eisfelder, in denen reihenweis viereckige 3 bis 4 Fuß tiefe Gruben ausgestochen sind. Da hinein stellt man nach Sonnenuntergang, nachdem man auf den Boden eine Lage Stroh gebreitet hat, um den Einfluß des erwärmten Erdreichs abzuhalten, flache irdene Schalen, welche Wasser oder die verschiedenen als Delikatessen beliebten Fruchtsäfte enthalten. Wenn der Himmel klar bleibt, so verlieren diese Schalen durch Ausstrahlung bald so viel Wärme, daß sich auf der Oberfläche der Flüssigkeiten Eisdecken bilden, die je nach den Umständen sich im Laufe der Nacht mehr und mehr verdicken, und die den andern Morgen eingesammelt und verkauft werden.

Man hat auch in England in neuester Zeit die Verdunstungskälte, wie man die Verminderung der Temperatur nennt, welche beim raschen Verdunsten flüchtiger Stoffe eintritt, zur künstlichen Eisbereitung in großartigem Maßstabe benützt, indem man eine Eiserzeugungsmaschine für das nach Australien gehende Schiff Viktoria baute, in welcher mittelst Aether, den man durch Anwendung von Luftpumpen rasch verdunsten ließ, täglich gegen 150 Zentner bereitet werden konnten. Für Schiffe mögen derartige Maschinen vortheilhaft sein, für den großartigen Eisbedarf auf dem festen Lande aber bleibt der Winter immer der sicherste und bis jetzt auch noch der billigste Eislieferant. Seine Hauptwerkstätten, die das ganze Jahr geöffnet sind, liegen entweder im hohen Norden oder auf dem Rücken hoher Gebirge; aber selbst was er auf den Flüssen und Seen während seines alljährlichen Verweilens im Tieflande gefrieren läßt, wird mit Sorgfalt gesammelt, und in eigens dafür gebauten Kellern und Häusern aufbewahrt.

In Amerika steigt der Eiskonsum von Jahr zu Jahr. Der Amerikaner erfrischt damit seine Getränke, umgibt die Butter damit, um sie auf dem Tisch vor dem Schmelzen zu sichern; legt Fleisch und dergleichen in Eis, um die Fäulniß davon abzuhalten, und gebraucht dasselbe noch auf die verschiedenste Weise. Es läßt sich hiernach leicht ermessen, daß namentlich in Gast- und Kaffeehäusern und sonstigen Erfrischungsanstalten das Eis in großen Massen verbraucht wird; nicht weniger ist dieß der Fall auf Dampfbooten, Packetschiffen und Packetdampfschiffen, auf denen der Vorrath von Fleisch, Geflügel und dergleichen für eine ganze Reise in Eis verpackt wird.

Wenn in den nördlichen Staaten von Amerika der Sommer nicht zu heiß ist, und alsdann das Eis entbehrt werden kann, ist der Handel damit in jenen Gegenden ein nicht sonderlich einträgliches Geschäft; wenn aber das Thermometer wochenlang im Schatten auf 90 bis 95 ja sogar 100 Grad Fahrenheit steht, dann sehnt man sich nach dem Eishändler, und der Genuß seiner Waare ist alsdann gewiß kein Luxus. Für die Kranken namentlich ist es dann ein wahres Labsal, und bei manchen Fieberarten wirklich das einzige Rettungsmittel.

Noch weniger Luxus aber ist der Genuß des Eises im Süden, wo es während der heißen Tage unumgänglich nothwendig ist, sich durch einen kühlen Trunk zu stärken. In den nördlichen und nordwestlichen Staaten, in denen die Kälte anhaltend genug ist, um zum Einlegen taugliches Eis hervorzubringen, gibt es viele



Ansicht von Homburg.

Leute, die sich einzig und allein mit Eiseinlegen beschäftigen, und große, zweckmäßig konstruirte Eishäuser besitzen; sie verführen nur in der heißen Jahreszeit regelmäßig das Eis an ihre Kunden, und berechnen es nach dem Gewicht, auch senden sie dem schmachtenden Süden seinen Bedarf zu.

Vom Norden der Vereinigten Staaten geht das Eis fast nach allen Weltgegenden. Der Erste, welcher die Idee ausführte, den Bewohnern am Indus, vorzüglich den dortigen Engländern ihren Madeira und ihre sonstigen Getränke mit amerikanischem Eis abzukühlen, war Friedrich Tudor aus Boston. Er schickte zuerst versuchsweise im Jahr 1805 eine Ladung Eis nach Westindien; dieser Versuch mißglückte aber und brachte ihm ziemlichen Verlust. Durch den Krieg mit England wurden seine Unternehmungen unterbrochen, er fing sie aber 1815 auf's Neue wieder an, und 1833 machte er die erste Eissendung nach Calcutta in Ostindien, seitdem hat jenes Haus seinen Verkehr auch auf Madras und Bombay ausgedehnt. Andere Handelshäuser in Massachusetts und New-York beschritten nun denselben Weg, und 1832 belief sich die Eisausfuhr bereits auf 4925 Tonnen; sie steigerte sich so rasch, daß im Jahre 1847 allein nach den südlichen Städten der Vereinigten Staaten 258 Schiffe mit zusammen 51,887 Tonnen an Bord abgeschickt wurden. Nach Westindien und Ostindien gingen 95 Schiffe mit 22,591 Tonnen.

Als Beweis, welche Summen dieser Handel in Umlauf bringt, sei folgende Berechnung hier eingeschaltet, die für das Jahr 1847 gilt.

Das Ausschneiden des Eises, Aufbewahren in den Eishäusern und Verpacken in die Schiffe beträgt für die Tonne 2 Dollar = 160,000 Dollar. Fracht für 80,000 Tonnen durchschnittlich 2½ Dollar per Tonne = 200,000 Dollar. In demselben Jahre (1847) wurden ungefähr 29 Ladungen von Fleisch, Früchten, Gemüsen ꝛc. in Eis verpackt nach Calcutta, Barbados, Guadeloupe u. s. w., wohin solche Artikel nicht anders versendet werden können, geschickt, der Werth pro Ladung zu 2,500 Dollar = 72,500 Dollar; hiezu kommt

Tandler's Selbstmordversuche.



Herr Tandler ist des Lebens überdrüssig und sucht sich zu erhängen.



Der Dachsparren ist jedoch zu schwach und er hat nichts als eine Dehnung.



Er will sich den Kopf an der Grundmauer einrennen, die unglücklicherweise aus Pappdeckel.



Wodurch ein unerwarteter Besuch bei seinem Zimmernachbar entsteht, der ihn zum Glück noch erkennt.



Kaum entkommen, versucht er es mit seiner Flinte.



Die zu früh losgeht und das Ziel verfehlt.



Im Begriff zu weiteren Mordversuchen zu schreiten, bringt der Bediente die Stiefel.



Ein Wink des Schicksals: er eilt hemdärmelig in die nächste Apotheke und verlangt das schärfste Rattengift.



Der Apothekerlehrling verwechselt und Tandler ergreift den nächsten Becher — Boonekamp.



Verschlingt den Inhalt, und verspürt statt Todesgrauen die Lust zum Leben erwachen.



Boonekamp of Maagbitter hat ihn gerettet — er ist wieder der alte Junge von gestern.



Und so oft er melancholisch zu werden beginnt, trinkt er seinen Boonekamp und schießt eine von seinen Photographieen todt.

noch der Vortheil, welcher den mit diesem Handel beschäftigten Leuten zukommt = 100,000 Dollar. Zusammen die Summe von 532,500 Dollar.

In Havannah, wo der Eishandel Monopol ist, wird das Pfund zu 6¼ Centimes verkauft. Dieser hohe Preis ist Ursache, daß der Verbrauch dort noch ein sehr beschränkter ist, denn die Einfuhr betrug in den vierziger Jahren jährlich nur ungefähr 1100 Tonnen. In New-Orleans, wo der Eishandel frei ist, kostet das Pfund von 1 bis 3 Centimes, je nachdem viel oder wenig Waare am Platze ist; in Folge dessen hat sich auch der Verbrauch so ungemein gesteigert, daß seit 1832 die Einfuhr von 2,310 auf 28,000 Tonnen jährlich gestiegen ist.

Die meisten Eishäuser gibt es in Massachusetts. Das Eis wird in ihnen bis zum Verschiffen aufbewahrt, deßhalb müssen diese Räumlichkeiten von bedeutender Größe sein. Schon bei Boston in Cambridge gibt es Eishäuser, die mehr als 80,000 bis 86,000 Tonnen zu fassen vermögen. Sie sind von Holz gebaut, haben hohle Wände, welche mit feuchter Lohe ausgefüllt werden. Im Winter gefriert diese, und braucht im Frühjahr lange Zeit, um wieder aufzuthauen. Sobald es warm zu werden anfängt, wird das Eis verschifft.

Das Ausschneiden und Hauen wird jetzt mit Maschinen betrieben, die eigens zu diesem Zwecke konstruirt sind.

Wenn das Eis zum Herausnehmen tauglich ist und Schnee auf demselben liegt, so wird dieser erst mittelst einer Schneeschaufel hinweggeschafft; ebenso wird, wenn der Schnee angefroren ist, und sich sogenanntes Schneeeis gebildet hat, die oberste Schichte — ungefähr 2 Zoll — mit einem Eishebel abgenommen. Die Maschine wird von zwei Pferden gezogen und ist so eingerichtet, daß sie durch Falze, welche vorher mit der Eissäge in bestimmten Entfernungen von einander eingeschnitten worden sind, im Geleise gehalten wird. Die Eissäge, durch welche das Eis mit Furchen durchzogen wird, welche alle 22 Zoll von einander abstehen, wird ebenfalls von Pferden gezogen. Nachdem ein bestimmtes Feld völlig mit solchen Furchen überzogen ist, werden rechtwinklig auf die ersten in

derselben Entfernung von einander Querfurchen gezogen, und dieselben so tief eingerissen, daß sich nun das Eis spalten läßt. Man erhält auf diese Weise Eisblöcke von 22 Zoll Breite und 22 Zoll Länge, die sich bequem handhaben und übereinander schichten lassen. Sie werden in die am Ufer des Teiches stehenden Eishäuser mittelst Elevators und schiefen Flächen gebracht und in regelmäßiger Aufeinanderfolge gelagert, so daß der obere Block den unteren genau deckt und keine nutzlosen Zwischenräume entstehen. Alle Spalten werden mit Hobelspänen ausgefüllt, das Eis selbst wird damit zugedeckt, und wenn das Magazin völlig gefüllt ist, werden alle Zugänge wohl verschlossen.

Wenn das Eis auf das Schiff verladen wird, so wird sein Gewicht zuvor am Lande ermittelt; es wird dann in den Räumen des Schiffes ebenso aufgeschichtet wie im Eishause, und auch hier werden alle Spalten mit Sägespänen ausgefüllt. Ebenso wird auf den Boden eine Schichte Sägespäne gebreitet, bevor man die erste Lage Eis darauf bringt. Die Sägespäne kommen aus dem Staate Maine, wo großartige Sägemühlen bestehen, und werden am Einschiffungsplatze des Eises mit $2\frac{1}{2}$ Dollar per Klafter bezahlt.

Im Jahre 1858 waren in den Vereinigten Staaten 353 Schiffe mit dem Eishandel beschäftigt, so daß das darin angelegte Kapital zu 6 Millionen Dollars veranschlagt wird. Man rechnet, daß 9900 Menschen davon ihren Unterhalt haben, und daß der Werth des in den Handel gebrachten Eises mindestens ebenso hoch als der der jährlichen Reisernte im Staat Georgien zu schätzen ist. In Boston wurden im Winter 1854 300,000 Tonnen Eis eingelagert; der Eishandel von New-York ist unbedeutend.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Partie Nro. 29.

Dem Wunsche vieler Leser entsprechend, theilen wir noch folgende von Anderssen edirte Partie des de la Bourdonnais und Mac Donnel mit.

Damengambit.

Weiß — de la Bourdonnais.	Schwarz — Mac Donnel.
1) D 2 — D 4	1) D 7 — D 5
2) C 2 — C 4	2) D 5 nimmt C 4.
3) E 2 — E 3	3) E 7 — E 5.

Diese Vertheidigung des Damengambits ist nicht mehr gebräuchlich, da man zwar den feindlichen Bauer D 4 vereinzelt, dieser aber den Angriff in sehr wirksamer Weise unterstützt. Man pflegt jetzt den C Bauer gar nicht zu schlagen, sondern den eigenen angegriffenen Bauer durch E 7 — E 6 zu decken, und darauf gleichfalls den Bauer C 7 zwei Schritte vorzurücken. Am besten aber scheint es, den Eröffnungszug D 2 — D 4 gar nicht durch D 7 — D 5, sondern durch F 7 — F 5 zu beantworten.

4) L. F 1 nimmt C 4	4) E 5 nimmt D 4.
5) E 3 nimmt D 4	5) S. G 8 — F 6.
6) S. B 1 — C 3	6) L. F 8 — D 6.
7) S. G 1 — F 3	7) Rochirt.
8) H 2 — H 3	8) T. F 8 — E 8 †.
9) L. C 1 — E 3	9) S. B 8 — C 6.
10) Rochirt	10) H 7 — H 6.

11) A 2 — A 3. Weiß will seiner Dame einen gesicherten Stand auf D 3 verschaffen, welcher Absicht indeß Schwarz durch den Aufzug C 8 — F 5 zuvorzukommen sucht.

11) L. C 8 — F 5.

12) G 2 — G 4. Die Bauern desjenigen Flügels, auf welchem man rochirt hat, zum Angriff vorrücken zu lassen, ist nicht gerade ungewöhnlich und besonders dann zulässig, wenn man den König nach H 2 (oder H 1) in Sicherheit bringen kann. Bei dem gegenwärtigen Stande der Partie ist aber das Vorrücken des G-Bauern bedenklich, da der feindliche Läufer die Linie bis H 2 beherrscht. Zudem kommt hier dem Weißen wieder der Umstand zu statten, daß der vorgeschobene Bauer eine feindliche Figur angreift, Schwarz daher entweder zu einer rückgängigen Bewegung oder zu einem Opfer genöthigt wird, dessen Erfolg sich nicht vorherberechnen läßt. Der Zug des Weißen kann daher nicht als fehlerhaft bezeichnet werden.

12) L. F 5 nimmt G 4. Schwarz entschließt sich zu diesem jedenfalls gewagten Opfer, weil sich für seinen weißen Läufer auf der soeben von ihm verlassenen Linie kein günstiger Standort darbietet. Denn auf H 7 wäre er von zu geringer Wirksamkeit; auf E 4 würde er zu einem für Weiß günstigen Abtausch Gelegenheit geben. Ginge er aber auf G 6, so würde Weiß ihn durch S. F 3 — H 4 nach H 7 zurücktreiben, da Schwarz den Abtausch vermeiden möchte und darauf seine Dame auf F 3 vortheilhaft postiren.

13) H 3 nimmt G 4	13) S. F 6 nimmt G 4.
14) D. D 1 — D 2	14) D. D 8 — F 6.
15) K. G 1 — G 2	15) S. C 6 — E 7.

16) S. C 3 — E 4. Durch diesen Zug kommt Weiß unmittelbar in Nachtheil. Hätte er statt dessen S. C 3 — D 5 gespielt und den Abtausch des Springers E 7 erzwungen, so war noch nicht abzusehen, wie Schwarz mit seinem Angriff hätte durchdringen können.

16) D. F 6 — G 6.

17) S. E 4 — G 3	17) S. G 4 nimmt E 3 †.
18) D. D 2 nimmt E 3	18) S. E 7 — F 5.
19) D. E 3 — D 3	19) L. D 6 nimmt G 3.
20) F 2 nimmt G 3	20) D. G 6 nimmt G 3 †.
21) K. G 2 — H 1	21) S. F 5 — E 3.
22) L. C 4 nimmt F 7 † . . .	22) K. G 8 — H 8.
23) D. D 3 — G 6	23) S. E 3 nimmt F 1.
24) T. A 1 nimmt F 1	24) D. G 3 — H 3 †.
25) K. H 1 — G 1	25) T. E 8 — E 3.

26) T. F 1 — F 2. Der einfache Deckungszug D. G 6 — G 3 würde mehr Aussicht auf Remis gewährt haben.

26) T. E 3 nimmt F 3.

27) L. F 7 — G 8	27) T. F 3 nimmt F 2.
28) L. G 8 nimmt F 7	28) D. H 3 — E 3 †.
29) T. F 7 — F 2	29) D. E 3 nimmt F 2.
30) T. G 3 nimmt F 2	30) T. A 8 — D 8.

31) T. F 2 — F 4. Den Thurm nach F 7 zu ziehen, wäre offenbar schlecht, da Schwarz den Bauer D 4 schlägt und dann nach zweimaligem Schach auch noch den Bauer B 2 gewinnt.

31) T. D 8 — D 7.

32) K. G 1 — F 2	32) K. H 8 — H 7.
33) K. F 2 — F 3	33) G 7 — G 5.
34) T. F 4 — F 6	34) K. H 7 — G 7.
35) T. F 6 — E 6	35) T. D 7 nimmt D 4.
36) T. E 6 — E 7 †	36) K. G 7 — G 6.
37) T. E 7 nimmt C 7	37) T. D 4 — D 3 †.
38) K. F 3 — E 4	38) T. D 3 — B 3.
39) T. C 7 — C 2	39) H 6 — H 5.
40) T. C 2 — D 2	40) G 5 — G 4.
41) K. E 4 — F 4	41) T. B 3 — F 3 †.
42) K. F 4 — E 5	42) K. G 6 — G 5.
43) T. D 2 — D 7	43) T. F 3 — B 3.
44) T. D 7 — D 2	44) G 4 — G 3.
45) T. D 2 — D 8	45) K. G 5 — G 4.
46) T. D 8 — G 8 †	46) K. G 4 — H 3.
47) K. E 5 — F 4	47) G 3 — G 2.

und Schwarz gewinnt.

Schach-Correspondenz.

Sämmtlichen Correspondenten. Ihrem Wünschen nach regelmäßiger Beantwortung auf gef. Zuschriften konnte an dieser Stelle wegen mangelnden Raumes leider nicht immer genügt werden. Es ist dieß jedoch bereitwillig, soweit irgend thunlich, geschehen. Viele Einsendungen bitten wir durch die mitgetheilten Lösungen für erledigt anzusehen.

Warschau. Fürst R. . . . Inzwischen ist jedenfalls der für die betreffenden Kreise bestimmte detaillirte Brief eingetroffen. — Anastasia's schachlicher Inhalt ist der Lohn. Das Uebrige ehestkünftigst im zweiten Aufsatz.

Tagor. Hrn. Lippert. Wir bitten um eine deutlich geschriebene Wiederholung der Aufgaben in den bezeichnetsten Ausdrücken. Bei genauer Ansicht ist uns Vieles unklar geblieben oder unklarer erst geworden!

Wien. Hrn. v. Pr. Die Herren Kohle und Hirschfeldt sind zwei ausgezeichnete Schachspieler, die sich erst in den letzten Jahren als ein glänzendes Zweigestirn herangebildet haben. Beide studiren in Berlin und haben kaum das 22. Jahr erreicht. Herr Gohle ist ein Meister im Blindlingsspiel, Herr Hirschfeldt dagegen wird von Kennern wegen seiner Stärke im Endspiel geschätzt.

Prag. Hrn. K. und vielen Anderen. Die Frage ist so oft an uns gestellt, daß wir ihre Beantwortung hiermit ein für alle Mal abgeben. — Man kann über das Verhältniß der Stärke zweier Schachspieler von Belang nur urtheilen, wenn sie eine größere Anzahl von Partieen (50—100) mit einander gespielt haben. Darf man daher auch wohl annehmen, daß bei größerer Ausdehnung des Wettkampfs Anderssen-Morphy dem Ersteren größeren Spielraum zur Entwickelung seiner Kräfte gegeben hätte, so liegt doch in der Niederlage auf beschränkterem Terrain gewiß kein Grund zu der Behauptung, daß er, je bald die Partieenzahl vermehrt würde, mehr Sicherheit gewinnen müßte. Das erkennt Niemand mehr als der bescheidene Anderssen selbst an. Das eigene Verdienst liegt nicht in der Herabsetzung des Fremden.

Konstantinopel. Hrn. M. Wir bitten wegen der späten Erledigung der Briefe um Entschuldigung. Die Aufgaben sind sehr fein gedacht, leider jedoch nicht alle richtig. Fernere sehr willkommene Zuschriften werden angelegentliche Erwiderung finden.

Neustadt. Mr. D. Dankend erhalten. Leider nicht ganz richtig.

Petersburg. v. J. Freundlichster Gruß! Ueber die bestehenden Schachgesetze kennen Sie unsere Ansichten. Sie sind entstanden wie alles Bestehende.

Stettin. Hrn. P. . . r. Geehrter Herr! Schachphilosophie! — Nein, darauf wollen wir uns nicht einlassen. Das hieße Grau in Grau malen, und ist im Ernst gesprochen, ein gemeinnütziger Unsinn. Beliebt es Ihnen jedoch, so bitten wir wenigstens um freundliche Zusendung der Resultate.

Altona. Hrn. Franke. (Verspätet.) Richtig gelöst. Jedoch fehlt die Ausführung zahlreicher Varianten.

München. Hrn. Kling. (Verspätet.) Ihre Aufgaben werden aufgenommen werden.

Weerdnitz. Dr. H. (Verspätet). Die Ausstellung wohl begründet.

Lotteriezichungen im Monat August.

Am 1. Oesterreichische 500-Gulden-Loose v. J. 1860. 3. Serienziehung. 45 Serien.

Am 1. Badische 50-Gulden-Loose v. J. 1840. Serienziehung. 45 Serien.

Am 1. Stadt Neufchateler 20-Franken-Loose v. J. 1858. 8. Gewinnziehung. 1 Prämie 5000 Franken. 2 Pr. 2000 Fr. 4 Pr. 2000 Fr. 7 Pr. 1400 Fr. 26 Pr. 2600 Fr. 800 Pr. 21,500 Fr.

Am 1. Gräfl. Saint Genois'sche 40-Gulden-Loose v. J. 1855. 11. Gewinnziehung. 1 Prämie 30,000 fl. 1 Pr. 3000 fl. 1 Pr. 1000 fl. 2 Pr. 1000 fl. 4 Pr. 1000 fl. 5 Pr. 1000 fl. 16 Pr. 1920 fl. 170 Pr. 11,050 fl.

Am 31. Badische 35-Gulden-Loose v. J. 1845. 63 Serienziehung. 50 Serien.

Am 31. Stadt Lütticher 80-Franken-Loose v. J. 1853. 9. Gewinnziehung. 1 Prämie 60,000 Franken. 740 Pr. 71,000 Fr.

Briefmappe.

Hrn. Dr. M. in Feldt. Die Nachricht kam leider zu spät; sie wäre uns sonst von größtem Nutzen gewesen. Wir danken Ihnen verbindlichst.

Hrn. H. E. in Dresden. Angenommen: nur etwas zu viel geschriebener Ballast, den wir werden über Bord werfen dürfen.

Feldmarschall. v. K. in E. Wir haben uns durch Ihr Schreiben eine große Freude bereitet und wir werden nicht versäumen, Ihren Wünschen in jeder Hinsicht nachzukommen.

Hrn. Assessor M. in Berlin. Die angekündigte Mittheilung betrifft der J. haben wir noch nicht erhalten; nach dem Absendungstermin müßte sie verloren gegangen sein.

Hrn. Landw. K. in C. (Han.) Wir können Ihnen im Augenblick keine Antwort darauf geben, da noch nicht darüber entschieden ist. Lassen Sie die Zeitung durch Buchhandel sich besorgen.

Hrn. A. E. in Stock. Sie können sich nicht verwundern, da Sie uns ja selbst die psychologisch richtigsten Motive dafür angeben. Wir glauben nicht, daß ein Mann in diesem jugendlichen Alter einer schönen Frau gegenüber anders handeln wäre.

Hrn. Alexander Gr. in Kronach. Die Notiz war uns sehr erwünscht, weil sie uns endlich über eine wichtige Persönlichkeit en's Klare legt.

Hrn. Grafen E. G. in Riga. Wir kommen Ihrem Wünschen in einer der nächsten Nummern nach, so rasch war es nicht möglich.

Hrn. v. K. in Hom. Mein Zeitung würden wir nach derselben Ihr thun, dann aber in des neue Jahrgang eintreten. Sonst verrathen Sie sich und „man wird verstimmt“.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

851

Gelagerte Cigarren

à 3⅓ bis 280 Thlr. pro Mille in reeller Waare zu Engros-Preisen bei
F. W. Stolze & Comp. in Erfurt, preuß. Thüringen.

Cigarren-Import aus der Havanna.

Die Höhe der Cigarrenpreise im Allgemeinen, hervorgerufen durch den von Jahr zu Jahr größer werdenden Bedarf, hat es sehr schon dahin gebracht, daß oft für hohe Preise nur mittelmäßige, und nichts weniger als dem Preise entsprechende Qualitäten geliefert werden.

Es bleibt demnach die größte Schwierigkeit für den Konsumenten, **reelle Bezugsquellen für wirklich gute, importirte Havannas** ausfindig zu machen.

Alle Stände, die den Werth „einer feinen Cigarre" zu würdigen wissen, und die in dem Genusse „einer echten Havanna" sicherlich die angenehmste Zerstreuung haben, mache ich auf meinen enormen Vorräthe „echt importirter Cigarren", **die ich „direkt aus der Havanna von meinem dortigen Schwagerhause beziehe"**, aufmerksam.

Abgesehen davon, daß der Kauf aus erster Hand schon an und für sich jedem der Herren Abnehmer bedeutende Vortheile gewährt, so enthält mein Lager auch, auf Grund meiner direkten Verbindung mit der Havanna, fast alle „von Cigarrenkennern" geschätzten Marken in großer Auswahl.

Zur Vereinfachung und Erleichterung der Wahl habe ich mein Lager in drei Hauptrubriken (A, B, C) eingetheilt und bietet das nachstehende Verzeichniß den Herren Reflektanten Gelegenheit, über die Eigenschaften jeder einzelnen Cigarrensorte Aufschluß zu erhalten.

931

A. Kabinet-Cigarren:

Nr. 1:	Volles Volumen, unübertrefflich im Aroma, verführerisch im Geschmack	pro Mille 100 Thlr.
„ 2:	Eigenschaften wie die vorstehende Nummer, nur in eleganter schlanker Form	„ „ 90 „
„ 3:	Volles Volumen, kräftig im Geschmack und gewürzig im Geruch (Molen- und Russen-Cigarre)	„ „ 80 „
„ 4:	Kleine Form, mittelkräftig, süßendes Aroma	„ „ 70 „
„ 5:	Schöne mittelgroße Form, feinstes Aroma, leicht und lieblich im Geschmack	„ „ 60 „

B. Nachtisch-Cigarren:

Nr. 6:	Gefälliges volles Format, mittelkräftig, prächtiger Geruch und vorzüglich im Geschmack	pro Mille 60 Thlr.
„ 7:	Schöne Façon, mild, vorzügliches Aroma	„ „ 55 „
„ 8:	Kurz und dick, aromatisch und sehr kräftig im Geschmack	„ „ 50 „
„ 9:	Elegante Façon, mild und lieblich für die Zunge, feines Aroma	„ „ 45 „
„ 10:	Normale Façon, leicht und angenehm im Geschmack, mit vorzüglichem Aroma	„ „ 40 „

C. Cigarren (für jede Tageszeit):

Nr. 11:	Sehr elegante Form, mittelkräftig im Geschmack, angenehmes Aroma	pro Mille 30 Thlr.
„ 12:	Fast wie vorstehend, etwas weniger kräftig im Geschmack	„ „ 30 „
„ 13:	Volles Volumen, mild und angenehm im Geschmack, feines Aroma	„ „ 25 „
„ 14:	Schlank, kräftig im Geschmack, schönes Aroma	„ „ 20 „
„ 15:	Normale Größe, lieblich im Geschmack und sehr aromatisch	„ „ 20 „

Alle eingehenden Ordres, mit einfacher oder genauer Bezeichnung der gewünschten Nummern, werden mit Präzision und unter Garantie für strengste Reellität sofort effektuirt.

Wiederverkäufern die günstigsten Bedingungen.

Schlesinger, Importeur von Cigarren aus der Havanna,
Breslau, Comptoir u. Lager: Bischofstr. Nr. 3, 1. Etage.

---

995 Das allgemeine landwirthschaftliche und technische Industriecomptoir in Görlitz (preußisch Schlesien) offerirt:

Rationell-praktische Anleitung:

Das Sauerwerden aller Biere,

besonders auch der Lagerbiere — in ganz gewöhnlichen Kellern ꝛc., ohne besondere Vorrichtungen, Eis ꝛc., in jeder Jahreszeit entschieden zu verhüten und dasselbe alsbald, wenn es beliebt, kräftig, glanzhell, schäumend und wohlschmeckend erscheinen zu lassen, was pro Tonne etwa ein paar Silbergroschen kostet, und wodurch alle die sehr kläglichen Bemühungen: **„saures Bier wieder süß, wohlschmeckend und reizend zu machen"**, ganz leicht unnöthig werden, obwohl die besten Ausführungen dieser Art, einschließlich aller dafür ausgebotenen Mittel, auch beiliegen. Diese Anleitung umfaßt überhaupt eine Menge auf Wissenschaft und Erfahrung gestützte Rathschläge für die Bierwirthschaft. Abgestandenes Bier ist ebenfalls, sowohl auf Fässern wie auf Flaschen, in 24 Stunden schankfähig zu machen.

Honorar nur 3 Thaler = 6 fl. = 12 Franken.

Diejenigen, welche bisher eine Vorschrift über **„Bierbehandlung"** im Manuskript von uns erhielten, wollen sich zur **Gratis**-Empfangnahme dieser enorm im Bereiche erschienenen, sehr erweiterten Anleitung melden.

Ebenso werden auch bereits die sehr wesentlichen Verbesserungen und Nachträge zu den Vorschriften über:

Spiritusentfuselung und Liqueur- (3 Thaler),
Tinten-, Siegellack- (jedes 3 Thaler, zusammen 5 Thaler),
Glanzwichs-, Wagenfett- (à 10 Thaler und 6 Thaler),
Schnell-Essigfabrik- (à 10 Thaler, à 15 Thaler),
Hefen-Fabrikation (à 6 Thaler),
Oelreinigung (à 10 Thaler),
Kunstwäscherei (à 3 Thaler) ꝛc. ꝛc.

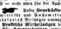
wie solche sich in jeder Beziehung stets und bis dato herausgestellt haben, **gratis** versandt, — wie dieß auch ferner **alljährlich** geschehen wird. — Interessenten, welche übersehen worden sollten, wollen sich gefälligst franko melden. — — Die oben hintergemerkten Honorare sind für die Vorschriften selbst — nicht etwa für die Nachträge, welche **nichts** kosten.

☛ Unsere **Geschäfts-Programme**, welche **Erwerbsquellen** für Bemittelte und Unbemittelte aller Stände bieten, senden wir auf portofreies Verlangen unentgeltlich und **franko**. ☚

Praktische Mittheilungen besorgen wie stets gern angewiesen ꝛc.

Alle **Honorarbeträge** entnehmen wir auch überall — auch noch im k. k. österreichischen Staate — durch **Postvorschuß**, welches sehr billig und für die resp. Besteller das Bequemste ist.

Das allgemeine **landwirthschaftliche und technische Industrie-Comtoir**
Wilhelm Schiller & Comp. in Görlitz, Schlesien.



993 **Regelmäßige Dampfschifffahrt**

von **Lübeck** nach

St. Petersburg (60 Stunden), Sonnabends Nachm. 4., die Räder-Dampfschiffe Orion und Eiland.

Riga (50 Stunden), Sonnabends Nachm. 4., die Räder-Dampfschiffe Hansa und Riga—Lübeck.

Reval und Helsingfors (65 Stunden), am 8., 22. August, 19. September, 10., 31. Oktober, Schrauben-Dampfschiff Alexander.

Stockholm (50 Stunden), **Ystadt** und **Kalmar**, am 5., 10., 15., 20., 25. und 30. jeden Monats, Nachm. 4., Räder-Dampfschiffe Svea und Gere.

Stockholm (50 Stunden), **Norrköping**, **Ystad** und **Kalmar**, Dienstags Nachm. 4., Schrauben-Dampfschiff L. Torbenson und Drauken.

Kopenhagen (18 Stunden) und **Gothenburg**, Montags und Donnerstags Nachm. 4. 30., Räder-Dampfschiffe Najaden und Halsat.

Kopenhagen (12 Stunden) und **Malmoe**, (Anschluß auf Gothenburg und Christiania) Freitags Nachm. 1. 30., Räder-Dampfschiff L. J. Bager.

447



Dampfschifffahrt
zwischen Stettin und Riga

vermittelst der schnellfahrenden eisernen Schraubendampfer **Hermann**, Kapt. **A. Block**, und **Tilsit**, Capt. **Ch. Preisspreche**r.

Fahrplan.

Abgang:		Ankunft:	
von Stettin / „ Riga	jeden Mittwoch, 6 Uhr früh.	in Riga / „ Stettin	jeden Freitag, Mittags.

Passagepreise: 1. Kajüte 16 Thlr., II. Cajüte 12 Thlr., Deckplatz 8 Thlr. exclusive Beköstigung. Kinder unter 10 Jahren die Hälfte.

Vorzügliche Restaurationen befinden sich an Bord. Die am Dienstag Abend am Abgangsort eintreffenden Passagiere können sofort an Bord der Dampfer aufgenommen werden.

Die Dampfer werden von Stadt zu Stadt direkt und ohne irgend welchen Aufenthalt in Zwischenhäfen expedirt.

Zwischen Stettin und Memel, Tilsit ꝛc.

mittelst des eisernen Schraubendampfers **Memel-Packet**, Capt. **W. Crilla**, im Anschluß an die zwischen Memel und Tilsit fahrenden eisernen Raddampfer **Prinzeß Viktoria**, Kapt. **F. Porgewitz**, und **Falke**, Capt. **F. Rathke**.

Fahrplan:

Für Memel-Packet.

Abgang { von Stettin jeden Sonntag 6 Uhr Morgens. / „ Memel jeden Mittwoch 6 Uhr Abends.

Für Prinzeß Viktoria und Falke.

Abgang { vom Memel / „ Tilsit } täglich, ausgenommen Sonntags.

Passagepreise: Cajütsplatz Stettin-Memel 8 Thlr., Stettin-Tilsit 7 Thlr.
Deckplatz „ „ 3⅓ „ „ „ 3⅔ „
exclusive Beköstigung.

Equipagen, Vieh, Güter und Kontanten werden zu billigen Sätzen auf beiden Linien befördert.

Stettin, im März 1861. **Prüschwitzky & Hofrichter.**
(Komtoir: Dampfschiffsbollwerk Nr. 1.)

---

893 **Englische Odontine,** das sicherste und sicherste Verbesserungsmittel gegen jedes Zahnweh, in Flacons zu 12 und 24 kr., empfiehlt die **Paradies-Apotheke in Nürnberg.**

---

163 **Echte bayerische Jagd-Joppen**

empfiehlt in den beliebten grau, braunen und naturellen Rechler-Jagdstoffen à 5, 6, 8 Thlr., ferner **Neue** in Kalmuck und Tuchen à 4, 5, 6, 7 Thlr., in den schwersten dichten Tyroler-Loden, Doublirt mit feiner Ausstattung des Innern ꝛc. ꝛc. 8, 9, 10, 11 Thlr.; von Double-Jagdstoffen, eine Seite grau, die andere grün, von 10 bis 20 Thlr., wodurch jede Joppe wasserdicht, sowie Bestellungen nach Maaße innerhalb 24 Stunden effektuirt werden. **Jagd-Gamaschen** und **Mützen** sind stets in großer Auswahl vorräthig.

Briefe werden franko erbeten, Versendungen unter Postnachnahme aus dem **Herren-, Damen- und Kinder-Garderobe-Magazin** von

Ig. Riehle in München.

Literarische Anzeigen.

125 Das **Photographie-Institut** von **E. Liesegang in Elberfeld** empfiehlt seine neuen Patent-Objektive, Panorama- und Vergrößerungs-Apparate, chemische Produkte, Albumin, Papiere ꝛc., Stereoskopen.

Das Photographische Archiv, von Dr. **Schnauß** und **P. Liesegang**. Zwölf monatliche Hefte à 2 Thlr. 10 Sgr.

Handbuch der Photographie auf Collodion von **Paul Liesegang** III. Aufl. 20 Sgr.

Photographischer Almonach, 1861. Mit photographischem Titel. 15 Sgr.

Ausführlicher Katalog für 1861. Auf Franko-Anfragen gratis.

---

960 **Binnen wenigen Monaten 3 starke Auflagen!**

Soeben erschien die dritte, gänzlich umgearbeitete, sehr vermehrte und mit Illustrationen geschmückte Auflage vom

Handbuch der Photographie auf Collodion.

Von **Paul E. Liesegang**, Herausgeber des „Photograph. Archivs".
1 Thlr. 10 Sgr.

Dasselbe enthält die Darstellung positiver und negativer Bilder auf Glas, positiver Kopien auf Papier, der Stereoskopbilder, Visitenkarten- und lebensgroßen Porträts nebst verschiedenen Ratschlägen über Licht, Beleuchtung und Atelier, und eine Theorie der photographisch-chemischen Vorgänge, außerdem die Beschreibung mehrerer Methoden, die Panotypie, eine neue Kolorirmethode, Bilder auf Email und Eisenplatten ꝛc. ꝛc.

Verlag von Theod. Grieben in Berlin.

---

956 Bei Otto Meißner in Hamburg ist eben erschienen:

Geschichte der Sklaverei
in den
Vereinigten Staaten von Amerika.

Von **Friedrich Kapp.**

518 Seiten 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Die Sklaverei ist der wahre Grund und Ausdruck der amerikanischen Politik. In ihr laufen alle Interessen des Landes, in ihr laufen alle politischen Fragen zusammen, so daß alle auch die bewundernswerthen und ekelerregenden Verhältnisse der Republik, die leitenden Staatsmänner und ihre Ideen, die politischen Parteien und ihre Stellung, kurz alle inneren und äußeren politischen Beziehungen erst durch die Sklavenfrage ihre wahre Erklärung und Beleuchtung erhalten.

---

944 Im Verlage von **August Hirschwald** in Berlin ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Goethe als Naturforscher

und in besonderer Beziehung auf Schiller.

Eine Rede nebst Erläuterungen

von

Rudolf Virchow.

Mit 3 Holzschnitten. 8. Geh. Preis 12 Sgr.

---

957 In der **Fr. Wagner**'schen Buchhandlung in Freiburg ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Venedey, J., Georg Washington, ein Lebensbild. Preis 1 Thlr. 10 Sgr. oder 2 fl. 15 kr.

☛ **¼ hundert Auflagen!** ☚

Motto: „Mannesbrust erzeugt Muth und Selbstvertrauen, und verbürgt jeglichen Sieg."

Der persönliche Schutz.

25. Auflage.

In Umschlag versiegelt.

Aerztlicher Rathgeber in allen geschlechtlichen Krankheiten, namentlich in Schwächezuständen ꝛc. ꝛc. Herausgegeben von **Laurentius** in *Leipzig*. **25. Auflage. Ein starker Band von 232 Seiten mit 60 anatomischen Abbildungen in Stahlstich.** — Dieses Buch, besonders nützlich für junge Männer, wird auch Eltern, Lehrern und Erziehern anempfohlen, und ist fortwährend in allen namhaften Buchhandlungen vorräthig (Ausserdem bei dem Verfasser, Hohestrasse Nro. 26 in Leipzig.)

25. Aufl. — Der persönliche Schutz v. Laurentius. Thlr. 1⅓. = fl. 2. 24 kr.

Ueber den Werth und die allgemeine Nützlichkeit dieses Buches noch etwas zu sagen, ist nach einem solchen Erfolge überflüssig. 788

Musikalische Neuigkeiten.

888 Im Verlag von **Fr. Kistner in Leipzig** erschien soeben:

Hiller, Ferd., **„Zur Guitarre."** Impromptu für Pianoforte. 7½ Sgr.

Lutto, J., Op. 1. **„Fantaisie pour le Violon"** sur l'Hymne national russe avec Accompagnement d'Orchestre ou de Piano.
Avec Orch. 1 Thlr. 15 Sgr.
Avec Piano 1 „ — „

— — Op. 2. **„Morceau de Concert"** pour le Violon avec Accompagnement d'Orchestre ou de Piano.
Avec Orch. 1 Thlr. 20 Sgr.
Avec Piano 1 „ 5 „

— — Op. 8. **„Fileuse".** Romance sans Paroles pour le Violon avec Accompagnement de Quatuor ou de Piano.
1 Thlr. 5 Sgr.

Meves, W., Op. 21. **„Drei Duetten"** für zwei Violinen.
1 Thlr. 5 Sgr.

Moscheles, J., Op. 136. **„Am Bache"** von Baltzer. Lied für eine Sopranstimme mit Solo-Einleitung und obligater Begleitung für Horn (oder Violoncell) und Pianoforte 12½ Sgr.

Schäffer, August, Op. 95. **„Der Frauenbund".** Komisches Duett für zwei Singstimmen mit Piano 20 Sgr.

Wieniawski, Henry, Op. 17. **„Legende"** pour le Violon avec Accompagnement d'Orchestre ou de Piano.
Avec Piano 20 Sgr.



Unseren Abonnenten

offeriren wir

auf das Eleganteste ausgeführte

Einband-Decken

in englischer Leinwand

mit reicher Goldpressung

nach neben dargestellter höchst gelungener Zeichnung

von **Jul. Schnorr**

per Stück

je für 1 Band = 26 Nummern bestimmt

nur 20 Sgr. oder fl. 1. 10 kr. rhein.

Wir können diese Decken als das **Geschmackvollste** bezeichnen, was seit langer Zeit im Fache der Buchbinder-Arbeit geliefert wurde. Der so ungemein **billige Preis** ist nur durch die Herstellung einer sehr großen Parthie ermöglicht.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an. Noch bemerken wir, daß die Decken nur in **brauner** Farbe zu haben sind.

Stuttgart. **Die Verlagshandlung.**

Die

927 **Fabrikation der kohlensauren Moussée-Getränke,**

als

des künstlichen **Champagners**, der künstlichen moussirenden **Mineralwasser** (Selters, Soda, Emser, Wildunger etc.), der **Limonades gazeuses** (aus Ananas, Citron, Apfelsinen, Himbeer etc.), des moussirenden **Gingerbeers** (Ingwerbieres), moussirenden **Maitrankes**, moussirenden **Apfelweines, Johannisbeer-** und **Stachelbeerweines** etc. (Apfelwein- etc. Champagner), moussirenden **Punsches, Grogs** etc.,

sowie

sämmtliche zur Herstellung derselben erforderlichen Maschinen und Apparate

aus der Fabrik von

J. Gressler & Comp. in Berlin,

Königsstrasse 64,

Fabrik chemischer, physikalischer und pharmazeutischer Apparate.

(Fortsetzung von Nro. 44.)

Die grössere Einfachheit dieser Apparate, gegenüber den Pumpenapparaten, ist einleuchtend, allerdings bleibt zu berücksichtigen, dass der dabei erforderliche, alle Gefässe erfüllende Druck die entsprechenden Vorsichtsmaassregeln gegen das etwaige Zerspringen derselben erfordert. Hierfür ist jedoch durch Verwendung sehr starken Kupferbleches zum Entwickelungs- und Mischgefäss, Waschflaschen und Leitungsröhren, ferner durch Anbringung von Sicherheitsventilen am Entwickelungs- und Mischgefäss, sowie endlich durch ein am letzteren befindliches Manometer, mit Hülfe dessen man fortwährend eine genaue Uebersicht des im Apparat vorhandenen Druckes hat, vollkommen ausreichende Vorsorge getroffen.

Von besonderer Wichtigkeit ist es, die Imprägnirung der Flüssigkeiten mit der Kohlensäure unter einem bestimmten Druck stattfinden zu lassen, da von diesem die Quantität der von der Flüssigkeit absorbirten Kohlensäure, d. h. die Stärke des Mousseux, abhängig ist, und allzu starke Imprägnirung ebensowohl als nicht hinreichend kräftige Sättigung nachtheilig sind. Im ersteren Falle würden die Flaschen dem übergrossen Drucke möglicherweise nicht widerstehen können und zerspringen, im letztern Falle aber die Getränke nur schwach moussirend und von schalem Geschmack werden.

Um den richtigen Mittelweg einzuhalten, arbeitet man, wie die Erfahrung lehrte, bei Anfertigung der Mineralwasser durchschnittlich mit einem Druck von 4, bei der der künstlichen Champagner, Limonades gazeuses etc. von 5—6 Atmosphären. Es ist demnach nothwendig, dass man, während der Entwickelung des Gases und Sättigung der Flüssigkeit, im Stande ist, die Höhe des Gasdruckes beliebig zu reguliren, und liegt ein besonderer Vorzug der Selbstentwickelungsapparate in der leichten Handhabung dieser Regulirung. Dieselbe erfolgt, unter Beobachtung des Manometers, am Mischgefäss **M** und mit Hülfe der beiden Rührer am Entwickelungs- und Mischgefäss, und zwar in folgender Weise.

Nachdem die Einfüllung des Magnesits und der Schwefelsäure in das Entwickelungsgefäss (resp. vorher die Einfüllung der Säure in den Regulator **R**) und der Flüssigkeit in das Mischgefäss stattgefunden hat (auch die nöthigen Verschlüsse gegen Entweichung des Gases bewirkt sind), beginnt dasselbe sofort sich zu entwickeln und Druck im Apparat auszuüben, welcher zugleich am Manometer ersichtlich wird. Dieser Druck erhöht sich dadurch, dass man den Rührer **r** des Entwicklers **E** mittelst der Kurbel **K** in drehende Bewegung bringt, wodurch Magnesit und Schwefelsäure durcheinander gerührt werden und hierdurch eine lebhaftere Entwickelung des Kohlensäuregases hervorgerufen wird. Bei fortgesetztem Drehen des Rührers wird das Manometer bald das Vorhandensein des erforderlichen Druckes anzeigen. Ist dieses der Fall, so wird nun der am Mischgefässe befindliche Rührer in Bewegung gesetzt, und der hierdurch reducirte Druck von Neuem durch Bewegung des Rührwerkes am Generator auf die erforderliche Höhe gebracht. Diese wechselseitige Bewegung der beiden Rührwerke wird so lange fortgesetzt, bis durch Umdrehung des Rührers am Mischgefäss der Stand des Manometers derselbe bleibt, woraus sich ergibt, dass die in dem Mischungsgefässe befindliche Flüssigkeit nicht mehr Kohlensäure aufzunehmen vermag, sondern vollkommen gesättigt ist.

Die Entleerung der moussirenden Flüssigkeit und deren Abfüllung auf Flaschen erfolgt ganz in derselben Weise wie bei den Pumpenapparaten.

Wir fabriziren die Selbstentwickelungsapparate in *Cylinder-* und *Kugelform* des Entwickelungs- und Mischgefässes, wie diese aus den verschiedenen Abbildungen unseres ausführlichen Preiscourantes ersichtlich, doch dürfte die Kugelform im Allgemeinen vorzuziehen sein, und zwar sowohl rücksichtlich grösserer Widerstandsfähigkeit jeder Kugel, gegenüber dem Cylinder, als auch der billigeren Herstellungskosten wegen.

Um sowohl den Ansprüchen auf grössten als auf kleinsten Geschäftsbetrieb zu genügen, fertigen wir die Selbstentwickelungsapparate in 14 aufsteigenden Grössen und Preisen, wie nachstehend angegeben:

Selbstentwickelungs-Apparate

in **Kugelform** *des Entwickelungs- und Mischgefässes nach Abbildung 2 und 3:*

für tägl. Anfertigung von	70	100	130	160	200	250	300 Flaschen
à Apparat	200	225	250	270	290	325	360 Thaler

sowie zu grösserem Betrieb:

für tägl. Anfertigung von	400	600	800	1000	1200	1400	1600 Flaschen
à Apparat	400	500	600	700	800	850	1200 Thaler.

☞ Die Apparate für tägliche Anfertigung von 1000 bis 1600 Flaschen sind mit doppelten Abfüllvorrichtungen und mit Säureregulator am Entwickelungsgefäss versehen. — Direkt an den Apparaten angebrachte Korkmaschine, zur Verkorkung von Limonaden- und Mineralwasserflaschen (nicht für Champagnerkorke mit Krone geeignet), wird mit 26 Thalern, Syphonvorrichtung mit 8½ Thaler berechnet. — Freistehende Korkmaschine (für Limonadenflaschen etc.): 35 Thaler, Leitungsrohr zu derselben von dem Apparate aus, mit daran befindlichem Hahn 6 Thaler. Die Anwendung der *freistehenden* Korkmaschine gibt den Vortheil der beliebigen Verwendung des Abfüllhahns am Apparat zur Füllung von Syphons, transportablen Cylindern, Champagnerflaschen, die mit der Champagnerkorkmaschine verkorkt werden sollen, etc. ☜

☞ Auf besonderen Wunsch der Herren Besteller werden die Mischgefässe, und zwar sowohl die der Pumpenapparate als auch der kugel- und cylinderförmigen Selbstentwickelungsmaschinen, mit **Fein-Silber** ausgelegt (hauptsächlich zur Champagnerfabrikation sehr zu empfehlen) und *diess*, je nach Grösse des Apparates, mit 30—160 Thaler per Apparat berechnet. ☜

☞ *Um jederzeit die schleunigste Lieferung dieser Apparate bewirken zu können, halten wir stets ein vollständiges Lager derselben, so dass gewöhnlich die gebräuchlichsten unter den hier aufgeführten Nummern sich auf demselben vorräthig befinden: wir bieten hierdurch Gelegenheit zur persönlichen Auswahl der Maschinen, und findet auf Wunsch der Herren Besteller, und zwar in Gegenwart derselben, die sofortige strenge und unter hohem Atmosphärendruck bewirkte Prüfung des gewählten Apparates Statt.* ☜

Ueberhaupt aber wird jeder Apparat von uns selbst vor Absendung sorgfältigst geprüft, und sind wir stets bereit, die Prüfung der bestellten Apparate auch in Gegenwart eines von den Herrn Besteller Bevollmächtigten vorzunehmen.

Gegen Entschädigung der Reise- und Aufenthaltskosten sind wir bereit, einen unserer Techniker zur Aufstellung und Ingangsetzung der Apparate den Herren Bestellern auf einige Tage zu überschicken.

Auf besonderen Wunsch und unter Entschädigung der dadurch entstehenden Kosten (2—3 Thlr. pro Apparat) werden die Apparate durch ein Mitglied hiesiger k. Medicinalpolizei geprüft und betreffendes Certificat dem Apparate beigefügt.

Ausserdem aber leisten wir ausdrücklich Garantie für sorgfältige, solide und zweckmässige Construction unserer Apparate, und sind gern bereit, rücksichtlich der Qualität derselben auf alle bisherigen Herren Besteller derselben Bezug zu nehmen; *wir erwähnen hierbei nochmals, dass die Zusammenstellung der uns von letzteren Herren bisher zugegangenen, überaus belobenden und anerkennenden Certificate jederzeit gratis zur Verfügung steht.*

Gegenüber der Darstellung der **künstlichen Mineralwasser**, durch Zusatz von Salzen zum Wasser und Imprägnirung desselben mit Kohlensäure, *machen wir noch auf die für die Verwaltungen von natürlichen Heilquellen und Bädern so überaus bedeutsame, in neuerer Zeit mehrfach zur Anwendung gelangte Methode und den durch dieselbe beabsichtigten wichtigen Zwecke aufmerksam:*

die bisherigen Klagen des Publikums über schwaches Moussée und geringe Haltbarkeit der auf Flaschen gebrachten *natürlichen* Mineralwasser durch kräftige Imprägnirung derselben mit Kohlensäure zu beseitigen, und auf diese Weise dem Publikum nunmehr ganz gleichmässig gute, kräftig moussirende und sich unverändert jahrelang haltende, natürliche Mineralwasser zu bieten.

Die ausserordentliche Wichtigkeit dessen für die Inhaber natürlicher Mineralquellen liegt auf der Hand, und ist denselben durch Einführung dieses Verfahrens die Möglichkeit geboten, ihren natürlichen Mineralwassern den Grad der Vollkommenheit und Tadellosigkeit zu geben; da sich in denselben die Vereinigung durchaus natürlicher Beschaffenheit und reichlichen Gehaltes an Kohlensäure bietet, würde hiermit das irgend Erreichbare erlangt sein.

Die Imprägnirung der natürlichen Mineralwasser mit Kohlensäure findet ganz in derselben Weise, wie bei Anfertigung der künstlichen Mineralwasser, Statt. Dieselben werden in das Mischgefäss eines Pumpen- oder Selbstentwickelungsapparates eingebracht, das Kohlensäuregas der Flüssigkeit zugeführt und mit Hülfe des Rührwerkes und unter einem Druck von mehreren Atmosphären die Absorbtion der Kohlensäure durch das Quellwasser bewirkt. Der geschäftsmässige Betrieb kann hierbei, wie bei den künstlichen Mineralwassern, gleichzeitig in zweifacher Richtung verfolgt werden:

1) Durch Anwendung eines Selbstentwickelungsapparates, nach Abbildung Nr. 2 und 3, zur Füllung von Flaschen vom Mischgefäss des Apparates aus und zur Versendung, resp. Aufbewahrung des durch den nunmehr reichlichen Kohlensäuregehalt auf lange Zeit haltbar gewordenen Mineralwassers.
2) Durch Benützung eines Cüvettenfüllapparates, nach Abbildung 17, zur glasweisen Verabreichung des nunmehr kräftig moussirenden Quellwassers an die im Badeorte verweilenden Kurgäste (siehe auch Abbildungen Nr. 4—20).

Der bedeutend höhere Wohlgeschmack solcher den Badegästen mit reichlichem Moussée dargebotenen Mineralwasser, gegenüber den bisherigen, oftmals an Kohlensäure so armen und in Folge dessen zuweilen schalen Wasser, dürfte jedenfalls die Mehrzahl der Gäste bestimmen, den ersteren entschieden den Vorzug zu geben. Betreffs Füllung der mit Kohlensäure imprägnirten natürlichen Mineralwasser (vom Mischgefäss eines Apparates aus) *auf Syphonflaschen* wolle man das Nähere bei „*Syphonflaschenfüllung*" ersehen.

(Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

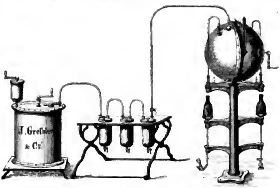


Fig. 3. Grösserer Selbstentwickelungs-Apparat mit doppelten Abfüll-Vorrichtungen.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 46.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

VI. Band. — III. Jahrgang. Zweites Semester.

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, 11. August 1861.

Erscheint jeden Sonntag. Preis vierteljährlich Thlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr. rhein.

Inhalts-Uebersicht.



Amerikanischer Bürgerkrieg. Die patriotischen Patronenmacherinnen im Arsenal zu Watertown. (S. 719.)

Vierundzwanzig Stunden.

Eine Wachtstuben-Geschichte

von

Edmund Hoefer.

(Fortsetzung.)

Auf dem halben Wege wurden wir leise angerufen; es lagen zwei Dragoner im Graben, und als der Major sich zu erkennen gegeben, meldeten sie, daß beim Schloß Alles ruhig scheine. Wir ritten darauf rechts ab, über's Feld, trafen nach einigen Minuten wieder auf einen Posten, erhielten die gleiche Meldung, und so setzte sich die Geschichte rund um Schloß und Park fort, bis wir wieder am Wege anlangten. Wir sahen übrigens selber, daß die Meldungen richtig waren. Der Sturm hatte sich gelegt, es kamen nur von Zeit zu Zeit ein paar Flocken vom Himmel, und bei dem Licht, das von der Schneedecke ausstrahlte, erblickten wir das Schloß, die Nebengebäude, den Garten in dunkler todter Ruhe. Es mochte jetzt gegen halb zwei Uhr sein.

„Das Thor neben den Außengebäuden ließ sich leicht öffnen: da saßen wir ab und gingen vor gegen das Gitterthor, welches den Schloßhof absperrte, verschlossen war und uns ein ernstliches Hinderniß in den Weg stellte. Es war nicht zu eröffnen und auch nicht zu erklettern, dazu fingen ein paar große Hunde drinnen an wüthend zu bellen, und so ergriff ich denn auf den Befehl des Majors die Glocke und läutete dran aus Leibeskräften. Das brachte das Haus schnell auf die Beine, überall zeigten sich Lichter, und nach wenigen Minuten erschien ein Diener am Thor mit der barschen Frage, wer wir seien und was wir wollten.

„‚Das wird Er erfahren, Bursch,' versetzte der Major. ‚Aufgemacht und meld' Er dem Baron, daß ich ihn sogleich sprechen müsse.' — ‚Da könnte jeder kommen,' meinte der Mensch brutal. ‚Wir sind hier gut preußisch und frei von aller Einquartierung. Der Herr Baron lassen sich Nachts nicht stören. Ihr müßt bei Tage wieder kommen.' — Da setzte Herr von Gebhard ohne ein weiteres Wort ein Pistol an das Thürschloß, drückte ab, das Thor sprang auf, und im nächsten Augenblick hatte er den entsetzten Burschen am Kragen, warf ihn den nächsten Dragonern mit der Weisung zu, sich von ihm den Weg nach den Ställen zeigen zu lassen, damit sie dort Pferde und Knechte festhalten könnten, und dann eilte er mit uns Uebrigen gegen das Schloß und hinein. Es war Licht in der großen Halle und ein paar zitternde Lakaien empfingen uns mit schlotternden Knieen und blassen Nasen.

„‚Wo wohnt der Baron?' — Sie deuteten die Treppe hinauf. — ‚Meld' ihm einer, daß der Major von Gebhard ihn sogleich sprechen müsse.' — ‚Der Herr Baron läßt sich nicht stören.' — ‚Kanaillen, hinauf, oder ich lasse mich durch meine Dragoner melden!' Und als sie dennoch zögerten — die armen Kerle waren nicht obstinat, sondern nur kreuzlahm vor Angst — da winkte er uns und es ging die Treppe hinauf, die beiden Burschen mit Lichtern voran. Ein paar Mann blieben an der Thür, ein paar andere gingen nach den hintern Gemächern. Es war augenscheinlich schon vorher Alles auf's Genaueste bestimmt, denn der Dienst ging an der Schnur und ohne ein Wort.

„Droben zog sich ein langer, winkelvoller Korridor hin, den die Lichter nicht zu erhellen vermochten, und selbst der Major, der, wie ihr schon gemerkt habt, sonst ein sehr resoluter Herr war, sah sich einen Augenblick zweifelhaft um, bis er endlich einen Posten an die Treppe beorderte und dann den Dienern ein barsches ‚Vorwärts!' zuherrschte. Sie schlichen auch fort, doch war's mir gewesen, als hätten sie während unseres Haltens allerlei heimliche Blicke gewechselt, und ich war schon im Begriff, dieß dem Major zu melden, als plötzlich in einem kleinen Seitengang eine Thür aufgestoßen wurde, ein Lichtstrahl zu uns herüberfiel und im nächsten Moment der Baron selber vor uns stand, hochaufgerichtet, mit zornigem Blick, in der Linken einen Armleuchter mit drei Kerzen, im der Rechten einen bloßen Degen, — gestiefelt und gespornt, vollständig gekleidet, wie ich ihn Nachmittags zuvor drüben in Pönitz gesehn. Und das war kurios genug, denn auch hier ging Alles blitzschnell, und hätte der Herr wirklich im Schlaf gelegen, so war's unmöglich, daß er sich seit dem Läuten der Glocke schon so vollständig angekleidet haben konnte. — So ein Ding wie ein Kammerdiener stand mit einem zweiten Leuchter hinter ihm.

„‚Was geht hier vor?' rief er. ‚Sind's Räuber und Marodeurs, die mich so, mitten in den preußischen Kantonnements überfallen?' — ‚Der Herr Baron irrt sich,' lautete unseres Majors geruhige Antwort, ‚wir sind ehrliche Soldaten und handeln auf Ordre. — Im Namen des Königs — Euren Degen, mein Herr,' setzte er herantretend hinzu. ‚Ihr seid mein Gefangener.'" —

Der alte Erzähler machte eine Pause, stand auf und ging gewichtigen Schritts ein paarmal hin und her, während die Mannschaft hinaus und die bisherigen Posten ablösen mußte. Und zu seinem Sohn, dem Hans Friedrich, der keinen Dienst hatte und bei ihm drinnen blieb, sagte er: „das Sitzen wird mir doch schwer, habe, glaub' ich, seit zwanzig Jahren um diese Tageszeit nicht mehr zwei Stunden hinter einander ausgehalten. Was ist die Uhr? Sieben? Hm, da füttern wir daheim ab, Hans Friedrich. Denke an so etwas, mein Sohn, wenn Du erst im Felde stehst. Ich hab' das auch gethan, mir stets die Stunden ausgemalt, was sie daheim nun wohl machten, — und so hab' ich immer einen Halt gehabt und mir ist gewesen, als sei ich immerdar nahe bei dem Vater und der Mutter."

Mittlerweile waren die Leute draußen fertig geworden und alle ordneten sich wieder um den Tisch, auf der Pritsche und den Bänken. Die drei Abgelösten unterrichtete man flüchtig von dem, was bisher erzählt worden, der Unteroffizier gab ihnen ihr Glas Grog, und als er dann auch das Glas des Alten gefüllt, sagte er neckend: „na, Vater, euer Regimentsbefehl fiel an jenem Abend in's Wasser, mein' ich. Da hat sich schwerlich einer von euch betrunken." — Der Bauer schüttelte lächelnd den Kopf. „Will's nicht behaupten," versetzte er, „'s waren doch noch manche da, die keinen Dienst hatten. Bei uns freilich, die wir im Gange, war keine Rede davon, und es zeigte sich als richtig, was mein Kommandeur oft gesagt: der Soldat wird fast nur aus Langerweile ein Trunkenbold. — Allein ich will weiter erzählen," fuhr er fort; „wir werden sonst im Leben nicht fertig.

„Als der Major gesagt hatte: ‚Ihr seid mein Gefangener, Herr Baron,' — da fuhr der auf und prahlte mit seinen Bekanntschaften, seinem Rang und Stand, mit seiner Befreiung von allen Kriegslasten, drohte mit dem Zorn des Königs, dem er gut bekannt, — kurz es war ein langes und breites Gerede, und wir wunderten uns nur darüber, daß der Major, der sonst ein harscher und barscher, rascher Mann, so geduldig alles anhörte und beantwortete. Endlich aber nahm's doch ein Ende, und der Major sprach: ‚nun genug, Herr Baron. Haltet das Alles wie Ihr wollt. Jetzt aber gebt den Degen ab, führt uns in Euer Kabinet, daß ich Eure Papiere versiegle und übernehme, und dann müßt Ihr fort. Ich freue mich zu sehn, daß Ihr schon angekleidet seid.' — ‚Fort? Wohin?' rief der Herr sichtbar bestürzt. — ‚Ich habe Ordre, Euch nach Pönitz zum Kommandeur zu schicken. Weiter weiß ich nichts.' — Des Barons Augen blitzten vor Grimm und Haß, als er hervorstieß: ‚dieser Herr von Below — aber beim Himmel, das soll er büßen!' — Allein auch der Major runzelte jetzt die Stirn und versetzte: ‚dazu wird er bereit sein, mein Herr! Nun aber nochmals — genug! Laßt den Hochmuth fahren und ergebt Euch in Geduld und Raison, denn nur das kann Euer Geschick mildern. Wir kennen Eure Streiche, Herr Preußenfreund.'

„So wie das Wort heraus war, fielen die beiden Leuchter auf den Boden und die Lichter erloschen; an die beiden Lümmel in Livree hatte Keiner seither gedacht, sie waren fort, und wir standen in der tiefsten Finsterniß. Aber es half den Schlauköpfen nicht. Denn so wie die Leuchter fielen, sprang ich unwillkürlich, als hätte mir Einer einen Stoß gegeben, nach vorn, auf die Stelle zu, wo der Baron stand, und faßte ihn derb in meine Arme, rund um, daß er keine Hand rühren konnte, und als der Major jetzt losdonnerte: ‚Stillgestanden! Schlagt an! — So wie sich einer rührt, Feuer in den Korridor!' — Da antwortete ich seelenvergnügt: ‚'s ist gar nicht nöthig, Euer Gnaden, ich hab' ihn hier schon wie ein Wickelkind. Bringt Licht.' — Es stürzte Einer fort, aber der Major sprang schon an mir vorüber und riß die Thür auf, aus welcher der Baron vorhin gekommen — drinnen war's hell.

„Bisher hatte der Baron in meinen Armen gerungen, lautlos aber mit aller Kraft, und ich hatte genug zu halten, denn es war ein breiter, großer starker Herr. Ich biß jedoch die Zähne zusammen und preßte ihn in meine Arme, daß ihm die Rippen krachten und er den Degen wohl fallen lassen mußte; und als jetzt der Major mit Licht zurückkam und gleich darauf auch ein Dragoner einen der beiden Lakaien wieder herbeischleppte, da wurde der Herr still und ließ sein Ringen, so daß ich ihn los lassen durfte, um seinen Degen aufzunehmen. — Es fiel eben drunten ein Schuß — wir horchten auf. Allein es blieb Alles still, und dann sagte der Major barsch: ‚nun hinein in's Zimmer, es ist das rechte. Ich denke, Ihr werdet den Widerstand jetzt aufgeben, mein Herr?' — Der Baron erwiederte nichts, sondern folgte finster und schweigend. Ein Unteroffizier bekam Befehl, das Haus zu bewachen und nach dem verschwundenen Kammerdiener zu sehen: zwei Andere und ich mußten mit in das Gemach, und die Thüren und den Gefangenen bewachen, während der Major mit einem Kornet in diesem und dem anstoßenden Zimmer nach den Papieren sah. Damit war es aber zu spät. Im Kamin, von dem uns beim Aufreißen der Thür vorhin das Licht gekommen, zeigte sich ein Haufen verkohlten Papiers, an dem jetzt nur noch die letzten Funken herumliefen.

„‚Es nützt nichts,' sprach der Major endlich finster zu dem Kornet, ‚sie haben sich vorgesehen, und so laßt uns immerhin ausbrechen. Ihr bleibt mit zehn Mann im Schloß, Herr von Kleist, und laßt Niemand hinaus. Morgen früh —' — das war's eigentlich schon — ‚wollen wir weiter sehen. Die Schonung hat nun —'

„Und bevor er seine Worte zu Ende reden konnte, wurde die Thür, neben der ich stand und die in andere Zimmer führen mochte, jäh aufgerissen, ein Mägdlein in weißen, weiten Nachtkleidern stürzte herein, ein Licht in der Hand, mit fliegenden blonden Locken und entsetzten Blicks, auf den Baron zu, ließ das Licht fallen, umschlang ihn wie verzweifelnd und in Todesangst mit ihren weißen Armen und schrie: ‚Vater, o Vater! Es drangen Fremde in unser Schlafzimmer! Rette uns!' — Und es war, als sähe sie erst jetzt etwas von uns. Sie starrte uns an, wie verwirrt und sinnlos; sie fuhr sich über die Stirn und erhob das Aug' zum Vater und stammelte: ‚es sind ja Preußen, Dragoner, von *seinem* Regiment! Vater, was wollen sie denn von uns zu solcher Zeit?'

„Der Baron war bei ihrem Hereinstürzen sichtbar heftig erschrocken, und als sie das vom Schlafzimmer sagte, war er zusammengezuckt und seine Stirne wurde finster wie die Nacht. Nun aber hatte er sich gefaßt, und die Hand auf den bloßen Kopf legend, versetzte er herb: ‚ja, es sind von den Preußen, von denen, welche der Mutter Tod verschuldet, welche des Kindes Ehre nicht schonen und des Vaters Freiheit und Leben bedrohen! Das ist ihr Dank dafür — aber,' setzte er abbrechend hinzu, ‚die Rache schläft nicht — sie muß und wird kommen! Ich will sie finden.' — ‚Deine Freiheit, Dein Leben?' stammelte das arme Kind und starrte bald ihn, bald uns wieder verwirrt an.

„‚Herr Baron,' bemerkte der Major, und man hört' es selbst seiner Stimme an, daß sein Herz schwer geworden war, ‚lasset diese Szene enden, schonet des Fräuleins und unser aller Gefühl. — Meine Ordre ist bestimmt. Ihr müßt aufbrechen.' — ‚Aufbrechen? Wohin? Was wollen sie von Dir, Vater?' schrie das Kind entsetzt dazwischen. — Und als er ihr sagte, er solle nach Pönitz hinüber, weil man entdeckt haben wolle, daß er mit den Feinden der Preußen im Komplott, — da tauchte etwas wie ein halb verwunderter, halb stolzer Blick aus ihrem Aug' hervor und sie rief gegen den Major gewendet: ‚daß doch, mein Herr! Ich bin ja, mit meines Vaters Zustimmung, die Braut Eures Kameraden, des Herrn von Sydow! Wie könnt Ihr da von meinem Vater so etwas denken?'

„Wie ich das so erzähle," fuhr der alte Bauer gegen die ernsten Zuhörer selbst ernst, fast finster blickend fort, „nimmt das Alles eine unmäßige Zeit ein, während es damals in Wirklichkeit doch rasch genug an uns vorüber schoß. Das ging in Fragen und Antworten, in Ausrufungen und Explikationen wie ein Blitz, in fieberischer Hast, und noch schneller und jäher brach es nun hervor, als der Major endlich ernstlich zum Aufbruch drängte. Von dem Jammer des armen Kindes will ich nichts sagen; es war ein Elend, ein Schmerz, der uns rauhe Bursche bis in's Herz ergriff. Sie wollte vom Vater nicht lassen, sie wollte mit, ihr Bräutigam sei ja drüben, der müsse den Vater frei reden, ihnen Recht und Schutz schaffen. Aber es half ihr nichts, der Major blieb unerbittlich — der Baron sollte allein hinüber — und dieser Letztere redete ihr gleichfalls hart zu: ob sie die kleinen Geschwister allein lassen wolle, denen sie fortan Vater und Mutter sein müsse? — Und damit riß er sich los, schritt der Thüre zu, und da brach sie mit einem Schrei schier leblos in den Armen einer herbeigeeilten Dienerin zusammen. Es mochte ihr bei seinen letzten Worten doch wohl klar geworden sein, wie es mit ihm stand.

„Lieber Gott, was fällt oft so viel und so Schweres mit einemmal auf ein schwaches Menschenkind! Das arme Geschöpf war sicher noch nicht siebzehn Jahre alt und hatte schon die Mutter verloren und sah seit vier Jahren nichts um sich her als den Krieg, sollte nun auch den Vater verlieren und vielleicht den Schatz dazu, denn der gehörte ja zu denen, welche jenen an's Messer lieferten!

„Als wir hinunter kamen, hieß es, der Kammerdiener des Barons, der vorhin von oben entsprungen, sei auf der hinteren Terrasse, da er auf den Anruf des Postens nicht gestanden, von diesem erschossen worden. ‚Ist der Mensch todt?' fragte der Baron, der das mit angehört hatte, und da dieß bejaht wurde, zuckte etwas wie ein zufriedenes Lächeln durch sein finsteres Gesicht, er zog die Wildschur, die man ihm gereicht, fest um sich zusammen, trat hinaus in den Hof zu seinem parat stehenden Pferde und saß mit Hülfe eines Dieners, der ihm den Bügel hielt, auf.

„Mir ward er zur Bewachung übergeben und hart anbefohlen; mit meinem Kopf müsse ich dafür stehn, daß er sicher nach Pönitz käme, sagte der Major. Und das war eine um so kitzligere Kommission, da ich zu meinen beiden Kameraden nur noch zwei weitere Mann als Eskorte erhielt. Er brauche seine Leute selber, meinte der Herr von Gebhard, und des *einen* Mannes würden wir Fünfe auch wohl Herr bleiben. Gefahr vom Feind drohe uns sicher nicht, der sei eingeschüchtert; und wenn der Baron Miene mache sich zu salviren, so — wüßte ich ja, was ich zu thun habe. Und der Major klopfte mit dem Knöchel an meinen Karabiner.

„Wie ich nun dahinzog durch die Nacht, war mir kurios zu Muth. Vor fünf, sechs Stunden der Zug gegen den

Feind, mit heimlicher Lust und pochendem Herzschlag; dann die Rückkehr mit ausgelassenem Spott und hellem Siegesjubel, — und nun endlich der Ritt mit dem verrätherischen Mann, der stumm und unbeweglich auf seinem Gaule saß. Die Zügel seines Thiers lagen in meiner Faust, auf seiner andern Seite ritt ein Kamerad, den Karabiner schußfertig zur Hand. Wir, die er sonst nicht angesehen, waren jetzt seine Herren. Seine Freiheit, sein Leben lag in unserer Hand. — Und das Alles an dem einen Abend, in der einen Nacht! — Und wenn ich nun weiter dachte — der Herr hatte Verrätherei getrieben, wir waren im Kriege, und der alte Fritz spaßte nicht — der Baron war ein todter Mann. Und doch hatte er daheim das Haus voll kleiner, armer, mutterloser Kinder, und der Jammer des Fräuleins ging mir noch jetzt, in der Erinnerung, durch Mark und Bein! — Kerle, ich sage euch, mir wurde hundsmiserabel, obgleich ich sonst nicht gerade schwachsinnig war, und ohne daß ich recht wußte, wie es so kam, legt' ich unwillkürlich die Zügel in seine Hand zurück und sprach: ‚Euer Gnaden, der Weg ist uneben und wir reiten besser allein. Vergeßt aber nicht den Karabiner neben Euch.'

„Er mußte es so gut wie ich wissen, daß die Waffe für einen tüchtigen Reiter kein Hinderniß abgeben würde; warf er das Pferd jäh nach jener Seite hinüber, so ging der Schuß sicher vorbei, und sein Engländer war unseren müden Gäulen weit überlegen. Und wär' er davongegangen, ich hätte ihn nicht zurückgehalt. Allein er ritt stumm an meiner Seite, wir kamen nach Pönitz, zum Pfarrhause, saßen ab, und ich ging zur Meldung.

„Der Kommandeur, der jetzt allein war, sprang vom Kanapee auf und trat mir entgegen. ‚Was bringst Du?' fragte er heftig. ‚Nicht wahr, ihr kamt zu spät, der Vogel war ausgeflogen?' — ‚Nein, er war noch da und ist hier vor der Thür,' sagt' ich. Da faltete seine Stirne sich flüchtig, die Finger der Hand zuckten zusammen, und er murmelte etwas, was genau wie: ‚Tropf, verdammter!' klang. Dann aber war er schon wieder gefaßt und hieß mich erzählen, und so that ich und sagte alles von A bis Z, vom Baron und Fräulein, und wie uns das gejammert. Und endlich berichtete ich auch vom Heimwege, wobei ich den Herrn so genau ansah, wie ich irgend durfte, — daß ich Sorge gehabt um den Arrestanten, der frei zwischen uns geritten auf seinem schnellen Pferde. Wäre uns eine feindliche Patrouille — auch nur zwei oder drei Mann — in den Weg gekommen, oder hätte der Baron sich salviren wollen, — ich würde ihn nicht haben halten können. — Der Kommandeur guckte mich dabei an, ich weiß nicht wie, und nachdem er noch einmal vor sich hingemurmelt: ‚also wirklich da!' — hieß er mich die beiden Reiherdorfer nach Hause schicken und den Baron hereinführen. Das geschah und sie blieben allein.

„Ich stand wieder draußen und sah mich um. Im Hause war es still. Vor der Thür zu den Hinterzimmern, wo die Offiziere von den Reichstruppen saßen, stand ein Posten, vor den Fenstern der Zimmer im Garten waren ihrer zwei, vor dem Hause wieder einer, auf dem Flur endlich saß einer von des Kommandeurs Reitknechten und nickte gar tiefsinnig. Das war Alles, und im Hause und vor demselben und im Dorf ließ sich kein Laut vernehmen. Da ging ich hin und legte den Zügel von des Barons Pferd, das noch da stand, so über die Ladenklammer, daß man's mit einer Handbewegung frei haben konnte. Ob's recht war oder nicht, überlegte ich keineswegs; genug, ich mußte so thun.

„Ich stand am Thürpfosten und wartete. Ringsum regte sich noch immer nichts. Einmal war mir freilich, als hörte ich vom Ende des Dorfs her einen kurzen Lärm, allein es war gleich wieder vorbei, und dann wurde es womöglich noch stiller. Trotz den geschlossenen Läden hörte ich des Kommandeurs Stimme im Zimmer brummen, und auch daß der Baron sprach, wurde mir vernehmbar. Der Sturm hatte sich, wie gesagt, gelegt, es wehte kein Lüftchen, und es war auch viel milder geworden, so daß sogar hin und wieder ein Tropfen von dem thauenden Schnee der Dächer herabfiel. Mein Mantel wurde mir zu schwer; ich nahm ihn ab und warf ihn dem Engländer des Arrestanten über den Rücken. Und ich lehnte dort, wartend und grübelnd.

„Mit einemmal tauchen aus der Dorfgasse drüben zwei Gestalten auf und kommen über den Platz daher, in weißen Mänteln — sonst hätt' ich sie im Dunkel gar nicht bemerkt — und unhörbar, graulich, sag' ich euch. Der Posten hatte sich seitwärts an's Haus gelehnt und riskirte, weil er mich wachen sah, ein Schläfchen; der hörte und sah nichts von ihnen, und da ich unsere weißen Mäntel sah, macht' ich auch keinen Lärm. Und indem sind die Beiden schon vor mir, und der Größere fragt mit des Rittmeisters Stimme leise: ‚Ordonnanz? Ebert?' — ‚Zu Befehl,' sag' ich. — ‚Der Herr Baron noch beim Kommandeur?' — ‚Zu Befehl.' — Da wendet er sich zu seinem Begleiter, der um vieles kleiner, und spricht: ‚es ist Ihr fester Wille? Bei Gott im Himmel, es nützt weder ihm noch uns.' — ‚Ich will aber,' versetzte der Kleinere, und ich fahre zusammen, denn das ist eine Frauenstimme! — ‚Ich will aber, und wär' es auch nur, daß ich ihn noch einmal sehe, Leopold!' — ‚So gehn Sie,' spricht der Rittmeister seufzend, und da ich rasch vortrete und sage, daß der Kommandeur jede Störung verboten, schiebt er mich auf die Seite, — der Kleine wischt hinein, die Thür geht auf und zu. Ein Fluch — ein Schreckensruf — dann eine todte Pause — dann lautes Weinen — das hören wir.

„‚Ebert,' sagte der Rittmeister zu mir — er hatte sicher im Leben noch nicht zu einem Meinesgleichen also human geredet, obgleich seine Worte flogen, so rasch sprach er, und er dämpfte die Stimme tief — ‚Er hat's wohl gespürt, daß es das Fräulein ist, die Tochter des Barons, und drüben muß Er gehört haben, daß sie meine Braut; sie hat's ja frei und offen vor den Leuten bekannt. Der Baron ist ein Verräther. Er hat auch mein Vertrauen und meine Leichtgläubigkeit auf das Schändlichste mißbraucht, aber er ist mein Cousin und der Vater meiner Braut — sie stirbt, wenn ihm ein Leides geschieht. Er sieht's daran, daß sie vom Major von Gebhard erlangt hat, herkommen zu dürfen, und daß sie, das arme zarte Kind, durch die Nacht gekommen ist. Er ist ein Mensch von Herz und Verstand, Ebert. Wir müssen den Baron retten. Helfe Er mir. Ich will's Ihm mein Lebenlang danken.'

„Da vergaß ich im Drange des Augenblicks den schuldigen Respekt ganz und gar, ich faßte den Herrn an der Hand und zog ihn zum Pferde des Barons, ich ließ ihn fühlen, daß der Zügel locker lag und der Mantel nur umgeworfen zu werden brauchte, um den Reiter zum Preußen zu machen. Und dann flüsterte ich: ‚könnten wir nur den Herrn dazu bringen, daß er jäh herausspringt! Das wär' am besten und sichersten. Sonst muß man's eben versuchen, wenn er —.' Weiter kann ich nicht."

Der Erzähler schwieg und strich sich langsam über den hohen, kahlen Scheitel, über die alten Augen. Dann trank er eben so langsam sein Glas leer und starrte darauf mit gekreuzten Armen schweigend und finster in das trübe brennende Licht. Nur zuweilen schüttelte er leise den Kopf.

„Nun was gibt's?" frugte der Unteroffizier nach einer Pause in verwundertem Tone. „Wird Er mit einemmale müde, alter Vater? Das wäre doch ärger als arg, es muß ja nun noch ein Hauptstück von seiner Geschichte kommen! Also rappele Er sich auf. Komm' Er, ich will Ihm noch ein Glas geben, stoß Er an! Der Herr von Below soll leben, das war ein Staatsmensch. Und auch auf ihn selber wollen wir anstoßen. Er ist auch ein Mensch nach meinem Herzen! — Aber nun weiter."

Der Bauer hatte den Sprecher während dieser Worte mit einem gewissen zerstreuten Blick betrachtet, niemals genickt, dann auch sein Glas erhoben, angestoßen und genippt, alles ohne einen Laut; und erst, als der Soldat schon eine Weile geschwiegen, fuhr er sich wieder über die Stirne und erwiederte endlich: „ein Hauptstück, meint Er, sei noch zurück? Da hat Er recht, aber es ist ein böses, trauriges Stück, und darum ward ich still. Denn seht, Kinder, es sind lange Jahre vergangen und ich bin aus einem jungen, flinken Burschen ein eisgrauer, schwachlebiger Mann geworden, allein das Stück vergeß' und vergeß' ich nicht, und würd' ich auch noch einmal so alt. Und wie ich auch da die alten Historien erzählte, kam's vor mir heraus, wie es geschehn, bis auf's letzte Wort und den letzten Blick — alles! Und mir ward' es wieder grün und gelb vor den Augen, wie dazumal. Nun aber will ich's euch erzählen," setzte er hinzu, erschüttert und erschütternd. Die Zuhörer lauschten, und in mehr als einer Miene las man neben aller Spannung auch etwas wie Angst. So wirkten die Worte und die Weise des Alten.

„Während der Rittmeister und ich so verhandelten," fing er an, er redete gepreßt und seine Brauen zeigten sich zusammengezogen, — „hatten wir begreiflicherweise nicht auf das gehorcht, was drinnen im Zimmer bei den Herrschaften passiren mochte. Grade aber, als ich die letzten Worte flüsterte: ‚wenn er —'. — Da hörten wir den Kommandeur mit donnernder Stimme: ‚Ordonnanz!' rufen, der Baron antwortete a tempo und ebenso laut, es folgte ein greller Schrei, ein Schuß knallte, und als wir zur Thür sprangen, stürzte uns etwas entgegen, daß wir rechts und links zurücktaumelten, und da wir wieder aufsahen, erblickten wir das Pferd des Barons mit seinem Reiter schon davon jagen. — ‚Feuer!' schrie ich dem auftaumelnden Posten zu; der schoß auch — natürlich in alle Lüfte. Wir stürzten hinein.

„Ein Pistol liegt am Boden. Der Kommandeur richtet sich eben vom Kanapee auf. Er stützt sich am Tisch und schreit uns zu: ‚ist er fort, der Verräther? Ihm nach! Ihm nach! Wir müssen ihn wieder haben, den ehrlosen, verrätherischen — horch!' — Wir hörten rasch hinter einander mehrere Schüsse fallen. Es mußte am Eingang des Dorfes, bei den Posten sein.

„‚Das wird ihm gegolten haben,' sprach der Rittmeister. ‚Es war auch fast nicht möglich, daß er ungefährdet hinausgelangte. Wo um Gotteswillen aber —' und er sah sich angsthaft im Zimmer um, — ‚wo um Gotteswillen ist Amalie, meine —?' — Und bevor er vollenden konnte, schrie der Herr von Below auf: ‚Sydow, Sydow — er hat das arme Mädchen ja mit sich gerissen! Ihm nach! Ihm nach! — Hans — ein Pferd!' — Und er stürzte zur Thür. Allein der Rittmeister war ihm mit einem dumpfen Schrei schon vorausgeeilt, und als wir aus der Thür sprangen, hatte er bereits meinen Gaul von der Klammer gelöst und jagte über den Platz in's Dunkel hinein.

„‚Ein Pferd, ein Pferd!' murmelte der Kommandeur zu dem gleichfalls herbeistürzenden Reitknecht; allein ich sah's, daß er sich kaum auf den Füßen hielt, faßte ihn um den Leib und führte ihn in's Zimmer zurück. ‚Euer Gnaden sind verwundet,' sprach ich dabei. ‚Laufe einer nach dem Feldscheer!' — ‚Nichts, nichts!' befahl jedoch der Herr, der nun am Tisch wieder aufgerichtet stand. ‚Mir war nur taumelig, denn die Canaille hat ja auf mich geschossen, und die Kugel traf mich hart unter dem Herzen. Verwundet bin ich aber nicht, doch mag's eine tüchtige Kontusion sein. Dableiben!' Und indem er mit der Linken in der Westentasche herumgrübelte, zog er plötzlich eine kleine goldene Spanioldose hervor und eine plattgedrückte Kugel. ‚Das hat mir das Leben gerettet,' sagt er und warf die beiden Stücke auf den Tisch. ‚Aber das arme Mädchen — das arme Mädchen! — Ein Pferd, Kinder!' —

(Schluß folgt.)

Der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten.

VII.

Der Patriotismus der Frauen.

(Zu dem Bild S. 717.)

Der Patriotismus hat sich vielleicht noch in keinem Kriege so glänzend bewährt, als in dem nordamerikanischen: von allen Seiten strömen Freiwillige herbei, die nach Thaten dürsten, die Nation ist zu jedem Opfer materieller Art bereit, obgleich die Geschäfte allerwärts stocken, und selbst das weibliche Geschlecht bietet seine Hände an, um für die gute Sache nach Kräften zu wirken. So sieht man im dem Vereinigten-Staaten-Arsenal zu Watertown, Massachusetts Mädchen aus den besten Ständen den ganzen Tag Patronen machen, so daß in wenigen Wochen für alle Fälle weit aus gesorgt ist, und die Geschichte mit den Damen, welche sich auf öffentliche Märkte setzen und sich für soviel und soviel Cents küssen lassen, um das Geld auf den Altar des Vaterlandes zu legen, ist zwar nur ein Puff, aber doch immerhin ein Beweis, wie man Nichts scheuen würde, um die gemeinsame Sache zu unterstützen.

Eine Rundfahrt auf den Vereinigten Schweizerbahnen.

Von

Heinrich Szadrowsky.

(Zu den Bildern S. 720 und 721.)

„Die Gebirgswelt ist eine so außerordentlich mannigfaltige, ihre Erscheinung so merkwürdig und eigenthümlich, daß jeder Streifzug dahin schon seine Beute und seinen Lohn hat... Wie die Berge hoch und einsam über das Flachland hinaufragen, so ragen die Gedanken Gottes, die in ihnen ruhen, über das alltägliche Leben und Gemüth, und wir würden wohl tief aufathmen und die Öditen unserer sonst im kleinlicher Verbildung ruhenden Weltanschauungen, wenn wir unsern Ideenkreis und unser Gemüthsleben öfter an jenen ewig schönen Originalien, an jenen krystallisirten Schöpfungsgedanken des Weltgeistes auffrischen und anworten wollten."

So der geniale Fr. v. Tschudi im „Thierleben der Alpenwelt", und ihm nachsprechend und mitempfindend wohl Jeder, der auch nur einmal einen flüchtigen Streifzug in die Alpen oder in die Umgebung einer großartigen Gebirgslandschaft, vorab der gigantischen schweizerischen Gebirgskette unternommen.

In früheren Zeiten waren Gebirgsreisen, besonders in die Schweiz, nur das Privilegium von wenigen Menschen mit Zeit und Geld. Seitdem die Eisenstraßen Völker und Länder einander näher gerückt, sind die äußeren hemmenden Nebenumstände an Zeit und Kosten so sehr in den Hintergrund getreten, daß die wenigen Tage Reise bis zum Fuße der Gebirgswelt kaum mehr zu rechnen sind. Die Steppenreisen von Deutschlands Nord- oder Ostgrenze bis zum glänzenden Bodensee verträumt man in der Ecke des Waggons; und wie der Ruf „Land" auf dem Meere jeden Schlafenden mächtig aufrüttelt und alle Blödigkeit der langen Seereise verscheucht, so ist hier der Ruf „der See, der Bodensee" das Alarmzeichen, Schlafmütze und Pantoffel tief in den Reisesack zu vergraben, die steifen Beine lang auszustrecken und voll Freudigkeit hinüber zu schauen über den schönen blauen See, hinein in die riesigen Berge Helvetiens.

Wir betraten in Friedrichshafen das Dampfboot. Die lange Strecke vom Norden bis hieher wurde in zwei Tagen überwunden. Sie kam uns schier „fabelhaft" vor, als wir auf der Karte den langen Weg überblickten, den wir träumend zurückgelegt. Saßen wir doch noch vor drei Tagen in der „Tonhalle" und aßen Austern im „Gewölbe" und heute schon streift unser Auge über die große schöne Wasserfläche des deutschen Meeres, und wir dampfen hinüber nach Helvetien.

Gewohnt durch Reisen „in andere Länder" rüttelten wir auch unsern Reisepaß aus seiner Ruhe und entfalteten seine ganze Wichtigkeit. Jedoch unnöthigerweise! Der schweizerische Grenzbeamte winkte mit der Hand, und als wir an ihm vorüberschritten, salutirte er leichthin mit einem Anfluge von Höflichkeit. O, wie das dem Herzen so wohl that. Schon dieser einzige Gruß einer Polizei, und dazu noch einer Grenz-

polizei ist's werth, daß man nur ein einzigmal seinen Fuß auf Schweizerboden setze.

Der Bodensee dehnt sich lang und breit aus und lehnt sich mit majestätischer Ruhe an die Ausläufer der großen Gebirgswelt, an die appenzellischen Vorberge. Weiter unten gegen Romanshorn bespült er die obstreichen Gefilde Thurgau's.

Rorschach ist der Anfangspunkt der an landschaftlicher und Gebirgsschönheit so reichen und ausgezeichneten Bahnstrecke der „Vereinigten Schweizerbahnen". In neuester Zeit hat die Direktion dieser Bahn eine große Bequemlichkeit dem reisenden und erholungsuchenden Publikum geboten durch sogenannte „Rundfahrtenbillete", die eine Gültigkeitsdauer von fünf Tagen haben, für die ganze Strecke berechtigen, an jeder beliebigen Station auszusteigen gestatten und zu einem enorm billigen Preise berechnet werden: die I. Klasse zu 20 Franken, II. Klasse 16 Franken und III. Klasse 11 Franken 50 Centimes. Wer will hier noch wählen, wo die Sonne heiße Strahlen, die Direktion billige Fahrten, die Natur großartigen Genuß bietet! Herein in's herrliche Rheinthal zu dem alten Riesen, diesem „krystallisirten Schöpfungsgedanken".

Von Rorschach ab, der feingeformten Hügelkette des Berges entlang, der seinen dunklen Schatten weit in den See hineinwirft, bietet die Bahn mit jedem Kolbenstoße der brausenden Maschine neue Schönheiten und steigert unser Interesse im phantastischen Fluge. Schon zeigen sich dem Auge rechts die fast über die Bahn hereinhängenden appenzeller Vorberge, dicht bewaldet und mit vielfachen Schluchten durchfurcht. Und doch sind diese Erscheinungen nur kleine, fast unbedeutende Striche gegen das große Gemälde, das sich bald unserem schweifenden, unruhig suchenden Auge entfalten soll. Bei dem ausgehauenen Felsenstocke am Monstein biegt die Bahn in graziöser Kurve in das eigentliche Rheinthal ein, und wir sehen mit einem Ruck die ganze großartige Gebirgslandschaft vor uns hingestellt wie ein Zauberbild — die wunderbarst hingezauberte großartigste Dekoration. In Mitte dieses Tableaus steigt steil und keilförmig hervortretend der Saroja auf (3348 wiener Fuß über dem Meere) der nördlichste Alpengipfel des Fürstenthums Liechtenstein, und dicht hinter diesem die zerklüfteten, verwetterten „drei Schwestern". Links hinein ziehen sich die Ausläuferzacken der kühnförmigen vielgespaltenen Rhätikonkette, welche Graubündten vom österreichischen Montafon trennt. Da treten zunächst die jähe Gurtisspitze und hinter ihr der Gaskopf, daneben etwas tiefer der geborstene Fundelkopf (7372 Fuß) und seitwärts die sanftere Alpilla hervor. Alle überragend steigen die kahlen, wild trotzigen Felsenhörner der Sesaplana (9136 Fuß) mit dem weithin leuchtenden Brandner Ferner auf, an dessen Fuß der märchenhaft grausig schöne Lünersee liegt. Ganz verblauend in der Mitte, rechts von den liechtensteiner Bergen steigt als isolirte breitgelagerte Pyramide der Calanda (bei Chur) und neben diesem die Grauenhörner auf, die fortan bei der Weiterreise in immer veränderten Gestaltungen näher rücken. Ganz nahe im Vorblick be-maskiren sich die appenzeller Alpen, steil abfallend die östliche Wand des Kamor, mehr zurückliegend der Säntis, an dessen Fuße sich die Bahn hinzieht. Schweigsam, versunken schauten wir in diese neue Welt, die so machtvoll sich vor uns immer mehr entfaltete und ausbreitete. Raschen Laufs führte uns der Zug immer tiefer hinein in die wunderbare Dekoration, die Alpen traten näher zusammen, links floß der Rhein in seinem herrlichen breiten Thale, hoch droben glitzerte der Schnee von den hohen Häuptern, die vielen hochgelegenen Alphütten flogen an uns vorüber — wir hatten kaum Zeit, unsere in Unordnung gerathenen Gefühle einigermaßen zu sammeln, um uns zu wappnen für den Genuß des noch großartigeren Gebirgspanoramas, das unserer harrte.



Vereinigte Schweizerbahnen. Nach Originalzeichnungen von Geyer. **St. Margarethen.**

So zogen wir hinein in die gigantische, vielverheißende Umgebung, durch die rasch wechselnden äußeren Erscheinungen von Entzücken gefesselt und überwältigt. Wir vermögen wohl zu deuten, wenn der Gebirgsbewohner den ihn umgebenden Alpen und Schneehäuptern die wunderbarsten Märchen andichtet. War es uns, die wir im raschen Fluge vorüberzogen, als sei ein Jahrtausend altes Märchenbuch aufgeschlagen, mit seltsam gestalteten Bildern und Farben und räthselhaften Geschichten. O ja! ein grausig-schönes Märchen! Welch' große Revolutionen der Natur mögen vorangegangen sein, bis dieser herrliche Gebirgskranz sich bildete zu dem wunderbar schönen Körper, wie ihn heute unser Auge schaut, diesen wie verzaubert plötzlich stehen gebliebenen und verkörperten Meereswogen eines furchtbar mächtigen Sturmes, einem Gebirgsmeere von Zacken, Spitzen, Kuppeln, Gebirgsrücken, Felsenhörnern, phantastisch durchfurchten und aufgebauten Terrassen!

Das berner Oberland ist in seinen Einzelheiten freilich das großartigste Gebirgspanorama; allein in der Mannigfaltigkeit der Gebilde selber und der Totalität einer Alpendekoration bietet gerade das Rheinthal für jene Reisende den höchsten Genuß, denen Zeit oder gesundheitliche Verhältnisse nicht gestatten, die Alpen selbst zu ersteigen. Wen nicht gerade das leidliche Podagra quält oder die ebenso unleidliche englische Sitte, die ganze Reise nur als Kommentar des „Guide" zu betrachten, der wird eine unbedeutende Erhöhung ersteigen, von welcher aus sich fast überall eine herrliche Aussicht bietet. So sind im Rheinthal verschiedene Punkte, welche eine ausgedehnte Rundsicht auf den Alpenkranz der graubündener Berge gewähren. Am Wallensee die Lüfialp; wer nicht vorzieht, die ganze Partie an den Kurfirsten zu machen.

Zwischen Rüti und Salez läuft die Bahn durch einen großen natürlichen Park. Rechts ganz nahe die abgestuften, starren Kalkwände der Nambern, der isolirt aus tiefer Rampe hervorragende Felsensplitter der Nadel und die grünen Rasenpolster und verwegen kühn abhängenden Wildheuplätze der fotter Alpen — und hier unten lustig leichtes Buchengehölz oder ernste dunkle Tannengruppen, heimlich stille Wiesenplätzchen, lauschige Waldwinkel. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck inmitten dieser großartigen Gebirgsszenerie einen wie von Menschenhänden angelegten Park zu finden, in seiner Ausdehnung ähnlich dem englischen Garten zu München, weit, halb Natur halb Kunst. Kein Mensch that hier nur einen Spatenstich. Die Natur bildete ungehemmt nach eigenen Launen — und sie hatte gute Launen.

Immer gedrängter trat uns das Gebirgsmeer entgegen, bis wir endlich in den Thalkessel von Sargans einfuhren, der einen unbeschreiblich großartigen Eindruck gewährt. Rechts die gigantischen Felsensteine des ganz nahe am Bahnhofe emporsteigenden Gonzen (5643 Fuß), gerade aus der ragatzer Alpen mit den Zacken der Grauenhörner, links die senkrecht



Vereinigte Schweizerbahnen. **Station Au mit dem Blick in's Rheinthal.**

aufstrebenden Kalkwände des Fläscherberges, auf dessen höchster Spitze das äußerste Blockhaus der Festung Luziensteig (2106 Fuß) wie ein Adlerhorst klebt, und darüber die riesigen Massen des wild zerklüfteten Falknis.

Es war 9 Uhr Morgens, als wir in diesem Gebirgszirkus ankamen. Ein Aufenthalt von 20 Minuten gestattete uns den herrlichsten Rundblick. Von Westen thront die phantastisch geformte Kurfirstenkette, die Wächter des schönen Wallensees, von Süden her glitzerte der Schnee von den Gebirgshäuptern.

In wenigen Minuten erreichten wir Ragaz, den berühmten Badeort. Die heiße Quelle entspringt in Pfäfers, dem alten Kloster, wohin eine Stunde Entfernung. Wir begannen sofort die Wanderung. Unmittelbar hinter den Häusern Ragaz's steigen die hochromantischen Felsenpartieen der Taminaschlucht auf. Gleich Eingangs malerische Mühlen und ein hoher Wasserfall. Die Tamina, meist grau-grün gefärbtes Gletscherwasser, tobt mit betäubendem Geräusch über große, rund polirte schwarze Felsenblöcke. Rechts und links eng geschlossen die Rummelsbergebilde von dunkelgrauschimmerndem Schiefer mit untergeordneten Schichten von dunkelblaugrauem Kalkstein. Nach einer Stunde Wanderung kamen wir endlich in die Tiefe dieser grandiosen Schlucht, und betraten das von ganz engen Felsen eingeschlossene Badgebäude Pfäfers — klosterhaft düster, vortreffliche Badezimmer. Unmittelbar hinter dem Kurhause beginnt die eigentliche Schlucht, aus der die heiße Quelle entspringt. Seit Frühling 1860 ist ein bequemer und gefahrloser Weg in den Felsen eingehauen.

Hier waltet ewige Dämmerung. Nacktes Gestein thürmt sich links und rechts einige hundert Fuß hoch auf, droben an

der schmalen Felsenspalte nicht das Grün der Erde freundlich hernieder und sendet der Himmel einen kleinen Streifen Licht, wie eine schöne Erinnerung an eine Welt, die wir verlassen. Hier unten aber braust und brüllt die Tamina, es steigen Nebel auf von dem Ausfluß der heißen Quelle — es ist wie ein Gang zum Orkus oder zu den Höllenfürsten der Dante'schen Gebilde. Immer dunkler wird die Schlucht, bis endlich volle Finsterniß den Weg kaum mehr finden läßt. Wir sind an der Quelle, dem wunderbar versteckten Kleinode, das so vielen Tausenden schon Heilung und Leben wiedergab. Nacht. Ueber uns hängen die riesigen Klippen und drohen den Einsturz. Der Führer macht Licht und führt uns einzeln zur Quelle, die einige Schritte im Felsen in eine Brunnenstube gefaßt ist. Heftig qualmt der Dampf beim Oeffnen der eisernen Thüre, von den Wänden fallen große schwere Wassertropfen, durch die Eintönigkeit ihres Falls die düstere Szene noch grausiger erhöhend. Wer einer starken Gemüthserschütterung bedarf, sich aus der Uebersättigung des Lebens wieder aufzurichten, oder wem die Phantasie erschlaffte, der gehe zur Taminaschlucht, um hier einen Dante'schen Gesang in natura zu lesen.

Nach einem rasch eingenommenen Mittagsmahle kehrten wir wieder zur Station Ragatz zurück, besuchten noch das herrliche Grabmal des Philosophen Schelling, das König Max von Bayern seinem Lehrer errichtete, und das von dem majestätischen Hintergrunde der Falknißgruppe wunderbar absticht, und setzten dann unsere Reise nach Chur fort.

Nach einem zweistündigen Aufenthalte in dem durch eine großartige Umgebung sich auszeichnenden Chur benützten wir die Post, und fuhren Abends 6 Uhr durch das Domleschgthal der Via mala zu.

Es dunkelte schon, als wir gegen das Schloß Reichenau fuhren, wo einstens Louis Philipp als Monsieur Chabaud die bescheidene Stelle eines Schulmeisters fand. Zwar ist das Schloß nun keine Erziehungsanstalt mehr, aus welcher der schicksalsverfolgte Chabaud als König Louis Philipp auf den Thron Frankreichs stieg; doch hat in einem Schlosse am Unterse ein anderer Louis schon dafür gesorgt, als ein anderer Chabaud nöthigenfalls Raum zu haben, seine Erziehungsresultate in der Stille weiter zu spinnen.

Der Mond trat hinter den jagenden Wolken hervor und beleuchtete die herrliche Landschaft mit ihren vielen schönen alten Burgen und zog ein düsteres Gewand über das sagenreiche Domleschg. Stolz standen die firnigen Häupter zur Seite und sandten den fahlen Wiederschein in's Thal. Gegen 10 Uhr Nachts gelangten wir nach Thusis, dem Standorte für den Besuch der Via mala. Wir bezogen Quartiere und unternahmen, trotz später Stunde, einen Streifzug in die vom Monde beleuchtete schauerlich-schöne Via mala. Unten don-



Vereinigte Schweizerbahnen. Der Thalkessel von Sargans.

nerte der Rhein über Felsenblöcke und sandte seine dumpf grollende Musik hinauf an die kahlen Felsenwände, an deren Ränder des Mondes Licht spielte. In der Ferne verhallte das Gerassel des Postwagens, der die Via mala hinauf und über den Splügen zog. Ich war allein in dieser stundenlangen Schlucht in über anderthalbtausend Fuß hohen auseinander geborstenen Felsen. Weit wanderte ich hinauf — kein lebend Wesen rührte sich. Die starren Gipfel der zerborstenen Felsenwände umstanden mich phantastisch gleich riesigen Grabmälern. Und der stürzende Rhein sang das dumpfe «De profundis»! Fahle Wolken schlichen am Himmel und zogen über die nächtliche Szenerie einen bläulichen Schatten nach. Groß und vielverheißend stand das Nachtbild vor mir. Eine schauernde Freude beschlich mein Inneres. Tief ergriffen kehrte ich in meine Osteria zurück.

Des andern Morgens wanderte ich wieder hinaus in die verführerische Via mala. Die Sonne stieg eben hinter den Alpen hervor und erfüllte das Domleschg mit ihrem Lichte, aus dem die Spitzen der Alpen wunderbar farbig emporglühten. In der Via mala herrschte noch Dämmerung. Nur das Heer lärmender und kreischender Vögel hatte schon Besitz vom neuen Tage genommen; sie bildeten mit ihren Tönen einen originellen Gegensatz zum dumpfen Brausen und dem immerwährenden Donner des Rheins. Die gespensterhaften Schatten der letzten Nacht waren verschwunden; von den steilen Felsen blickte Grün hernieder, aus den Felsenrissen stürzten wie lange Silberfäden kleine Wasserfälle in die Tiefe, Blumen nickten am Wege, die ganze Umgebung zeugte von Leben und Beledtheit — dennoch herrscht in der Via mala der Ton einer Einsamkeit, schier Verlassenseins, wie wir eine ähnliche Stimmung nur empfanden auf hohen Alpenspitzen, wo der Tod sein Leichentuch ausgebreitet. Das Dröhnen des Rheins betäubt. Und doch ist seine Musik so außerordentlich mannigfaltig und melodisch formenreich, daß das Rauschen ein musikalisch wahrnehmendes Ohr interessirt und fesselt, und bei tieferem Verfolgen der Tonwellen dieser Naturmusik bis zur Phantasterei aufregt. Es ist ein Stück Natur-Symphonie und die Bässe führen mit kecker Hand eine geniale Melodie auf.

Wir zogen hinauf bis zu den Brücken und wagten uns auf dem Mauertheil der mittleren Brücke über dem schauerlichen Abgrunde. Es ist ein eigenthümlich reizendes Gefühl, hinunter zu schauen in das absolute Verderben. Hier ist keine Rettung für den, der den Tod sucht. Zerschmettert tragen ihn die grollenden Fluten hinaus in's Val Domliasca, und hier oben „im Mondschein bewegt sich langsam die Armesünderblum“.

(Fortsetzung folgt.)



Vereinigte Schweizerbahnen. Hof Ragaz.

Die Zinsen.

Eine kulturhistorische Skizze.

Von H. Schramm.

Das Geld, dieses vornehmste Werkzeug jedes Verkehrs, bildet eine der Güterklassen, welche zu dem Kapital eines jeden Volkes gehören. — Kapital aber ist jedes zu fernerer Produktion bestimmte Produkt (nach Roscher), oder jede dauernde Grundlage einer Nutzung, die Tauschwerth besitzt (nach Hermann); ein Geldkapital also: jede Summe Geldes, die zur Vermehrung bestimmt ist. Diese Vermehrung kann, da ja das Geld den meisten Tauschwerth besitzt, auf sehr verschiedene Weise, u. A. auch durch Verleihen des Geldes erzielt werden. Da jedoch ein Kapital durch Ausleihung einem Andern, als dem Besitzer, zur Grundlage einer Nutzung wird, so ist es wohl recht und billig, daß dem Kapitalbesitzer eine Vergütung für die ihm vorenthaltene Nutzung desselben zukommt, ein Preis der Kapitalnutzung gezahlt wird. Diese Vergütung, dieser Preis nun ist nichts anderes, als der Kapitalzins, bei Geldkapitalien sind es die Zinsen. Sie sind eine juristische Frucht und dürfen durchaus nicht mit dem Preise des Geldes verwechselt werden.

Denken wir uns nun die für eine gewisse Zeit der Kapitalnutzung zu zahlenden Zinsen als Bruchtheil des Kapitals selbst, so nennt man das Verhältniß zwischen beiden Größen den Zinsfuß, den man gewöhnlich in Prozenten je für ein Jahr ausdrückt.

Der Grund der Zinsverbindlichkeit eines Gläubigers ist ein dreifacher: sie kann beruhen: 1) auf einem Vertrag, auf einem Versprechen (Vertragszinsen, Zinsstipulation), 2) auf einem letzten Willen und 3) auf einer Rechtssatzung.

Was von den testamentarischen Zinsen gilt, ist im Ganzen dasselbe, was von den Vertragszinsen gilt. Die Höhe derselben ist nach der Zeit, dem Lande und den Arten der Leihverträge sehr verschieden. Insofern die Höhe des vertragsmäßigen Zinsfußes eines sicher und mühelos verliehenen Kapitals auf uralten Landesgewohnheiten beruht, spricht man von einem landesüblichen Zinsfuß.

Zu den vertragsmäßigen Zinsen sind auch die der heutigen Kredit- und Staatspapiere zu rechnen, aber nimmermehr darf man den Gewinn durch Aktien als Zinsen bezeichnen. Die Aktie bezeugt den Antheil an der Unternehmung einer Gesellschaft; dieser wird begründet durch Einzahlung einer bestimmten Rate des Betriebskapitals, das in bestimmte Theile, meist von gleichem Betrage, zerlegt wird (Aktie). Da der Aktionär aber nicht borgt, sondern Theilhaber ist, so ist der Gewinn seines Antheils nicht Zins, der sich gleich bleiben müßte, sondern eine Quote des Gewinns des ganzen Betriebskapitals (Dividende). Diese bestimmt den Cours der Aktie im Gegensatz zu ihrem Nominalwerth.

Außer auf Vertrag und Testament kann aber auch, wie gesagt, eine Zinsverbindlichkeit auf einer Rechtssatzung beruhen. Was ist nun der spezielle Entstehungsgrund solcher gesetzlichen Zinsen? Vor allen Dingen der Verzug eines Schuldners. Allein dieß ist nicht der einzige, sondern es gibt noch folgende zwei Fälle, wo Zinsenzahlung durch das Gesetz begründet wird: Der Mandatar und Geschäftsführer, der sein eigenes Geld bei Führung eines fremden Geschäftes angewendet hat, ist berechtigt, Zinsen von seinem verlegten Gelde zu fordern, und zwar gleich von dem Monat ab, wo er zu verlegen begonnen hat. Ferner, daß der Legatar das ihm vermachte Kapital nicht sofort ausgezahlt erhält, wobei allerdings der Anfang dieser Zinszahlung verschieden ist nach den Landesgesetzen.

Ueberschreitet nun der vertragsmäßige Zinsfuß die Höhe des gesetzlichen, oder umgehen Gläubiger wie Schuldner denselben, so ist dieß Wucher. Diese Bedeutung von Wucher finden wir bereits bei den alten Römern, und ist von den Laien und Juristen seit dem Mittelalter, in welchem theils durch die Kirchenväter und das kanonische Recht, theils in Folge dessen durch weltliche Gesetze, namentlich in England, jedes Zinsennehmen als Wucher bezeichnet wurde, rezipirt worden. Die wissenschaftliche, nationalökonomische Bedeutung ist weniger streng: die Nationalökonomie gebraucht den Ausdruck „Wucher" nur dann, wenn es sich um einen absichtlich, wohl gar betrügerisch herbeigeführten oder gesteigerten Nothpreis der Kapitalnutzungen handelt.

Aus dem Anfange dieser Skizze geht schon hervor, daß die Rechtmäßigkeit des Zinsennehmens überhaupt wohl heutzutage nicht mehr bestritten werden kann. Wenn einst die Kirchenväter dagegen aufgetreten sind, so bedenke man, daß dieß hauptsächlich zu einer Zeit geschah (seit dem Anfang des 4. Jahrhunderts), wo das Römerreich von den Barbaren schrecklich verheert und ausgesogen war, und Kapitalien daher gar nicht, oder nur zu enormen Zinsen zu erhalten waren; die Kirchenväter wollten besonders den Armen helfen und gründeten deßhalb ihre Mißbilligung des Zinsennehmens theils auf die mosaischen Aussprüche, durch welche den Juden verboten wird, von armen Landsleuten Zinsen zu verlangen, theils auf andere Stellen des alten Testaments, theils auf allerdings mißverstandene Sprüche des neuen Testamentes (z. B. Ev. Luc. 6, 34 ff.). Was freilich das kanonische Recht betrifft, welches das Zinsennehmen als eine Sünde verbietet und Zinsgeschäfte für ungültig erklärt, ja sogar jedem Zinsgläubiger während der Glanzperiode der päpstlichen Macht die Abendmahlsfeier, die Fähigkeit zur Testamentserrichtung und das Begräbniß in geweihter Erde versagt, selbst jede Vertheidigung des Zinsennehmens für Ketzerei erklärt, so ist davon wohl namentlich der Grund in der Absicht der Kirche zu suchen, das Bürgerthum nicht kräftig werden zu lassen, und in dem Wunsche, soviel Streitigkeiten wie möglich vor das Forum der geistlichen Gerichte zu ziehen. Nicht zu verwundern ist es auch, wenn wir bei Dante (Hölle XI, 106 ff.), Luther (Traktat vom Kaufhandel und Wucher, 1524, und Sermone vom Wucher) und Shakspere (Kaufmann von Venedig) eine sittlich-religiöse Mißbilligung des sogenannten Wucherns finden; der strenggläubige Dante findet darin eine Uebertretung des Gebotes Mose (1. Mos. 3, 19), Luther und Shakspere dagegen mochten sich täuschen lassen theils durch die in Folge des kanonischen Zinsenverbotes bedeutende Höhe des Zinsfußes heimlich und von den Juden ausgeliehener Kapitalien, theils durch den jener Zeit angemessenen Mangel an Einsicht in den wahren Hergang der nationalökonomischen Produktion. So muß man sich auch erklären, wie weltliche Fürsten die Strenge des kanonischen Rechtes unterstützen konnten, wie namentlich in England Eduard der Bekenner (1045) und Edward III. (1341). In Calvin aber finden wir schon einen Bekämpfer der dem Zinsennehmen feindlichen Ansichten. Trotzdem möchte uns die lange Dauer der Geltung des kanonischen Zinsverbotes unerklärlich sein, wenn uns nicht bekannt wäre, daß diese Strenge sowohl durch das Gestattetsein des sogenannten Rentenkaufes gemildert wurde, als auch dadurch, daß es in manchen deutschen Ländern, wie z. B. in Sachsen, mit der Befolgung des Verbotes nicht so genau genommen wurde und es, wie schon gesagt, den Juden, trotz des Bestrebens der Päpste, auch ihnen das Zinsennehmen zu verbieten, immer erlaubt blieb Zinsgeschäfte abzuschließen. Die Juden besaßen im Mittelalter einen Kapitalverkehr, der ganz ähnlich war demjenigen der Armenier, Hindus und Israeliten in den mohammedanischen Ländern der Jetztzeit, denn auch der Koran untersagt das Zinsennehmen.

Wenn also dasselbe im Allgemeinen unmöglich als unrecht und straffällig angesehen werden darf, so ist es allerdings eine andere Sache mit dem Wucher! Das ist ein an der Kraft des Volkslebens zehrender Krebsschaden, dem, wenn er auch schwerlich ganz auszurotten ist, doch wenigstens soviel wie möglich gesteuert werden muß. — Schon bei den Römern war ein Wucherer der Infamie verfallen, und bei den meisten Völkern finden wir die größten Strafen auf Wucher gestellt (in Frankreich z. B. Galeerenstrafe, in England den Pranger), allein die Geschichte zeigt uns auch, wie gerade die größte Strenge, mit welcher die Gesetze gegen den Wucher auftreten, nicht von dem erwünschten Erfolge gekrönt, daß damit sogar das Gegentheil erzielt worden ist. Auf die raffinirteste Art werden dann gewöhnlich sowohl vom Gläubiger als dem meistens nur geringe Sicherheit und Bürgschaft bieten könnenden Schuldner die Gesetze umgangen, und Ersterer läßt sich dann nicht allein die mangelnde Sicherheit seines Kapitals vergüten, sondern auch die Gefahr der Entdeckung doppelt und dreifach verassekuriren! Schon Montesquieu ist der Ansicht, daß die Wuchergesetze den Wucher, statt zu verhüten, befördern helfen. Selbst, wenn der gesetzliche Zinsfuß dem landesüblichen gleichkommt, gibt es doch noch tausenderlei Geschäfte, bei denen er dem Mangel einer guten, etwa realen Sicherheit nicht entspricht; wer wird dann denen, die keine genügende Garantie zu bieten im Stande sind, mit den gesetzlichen Zinsen borgen?! In neuerer Zeit hat man das auch vielfach eingesehen. Im Königreich Sachsen z. B. beträgt der gesetzliche Zinsfuß wie der landesübliche 5 %, bei Wechselverschreibungen schon seit 1704 6 % (von 1702—1704 waren sogar 10 % gestattet); (das Versprechen eines sechsten Zinsthalers ist aber auch dann gültig, wenn sich ein Käufer zur Bezahlung des Kaufgeldes „nach Wechselrecht" verbindlich macht, und man spricht dann in der Praxis bei derartigen Fällen von einer sogenannten „Wechselklausel"); ferner sind Leihhäuser und Sparkassen, deren Statuten vom Staate konfirmirt sind, vermöge ihrer Privilegien von den Wuchergesetzen mehr oder weniger eximirt; und schließlich enthält das Strafgesetzbuch vom 11. August 1855 noch die Bestimmung, daß die Wucherstrafen in folgenden Fällen keine Anwendung finden sollen: soweit die Obrigkeit in einzelnen Fällen nach vorhergegangener Prüfung der Verhältnisse die Festsetzung eines höhern Zinsfußes als des gesetzlichen gestattet hat; bei Darlehen, welche vom Staate oder von einer unter der Aufsicht des Staates stehenden Korporation gemacht; bei kaufmännischen Geschäften, oder Darlehen, welche zum Betriebe kaufmännischer oder Fabrikgeschäfte aufgenommen worden sind. In Oesterreich dürfen seit 1803 bei Pfanddarlehen nur 4 %, dagegen bei anderen Darlehen sowie unter Kaufleuten 6 % genommen werden. Ebenso sind in Frankreich den Kaufleuten 6 % seit 1807 zu nehmen erlaubt. In England existiren die Wuchergesetze auch nur noch beschränkt, insofern Wechsel von 12 und unter 12 Monaten und Gelddarlehen von und unter 12 Pfund Sterling seit 1837 von ihnen befreit sind. In manchen Staaten hat man sogar daran gedacht, die Wuchergesetze vollständig aufzuheben. Schon Joseph II. hatte 1787 eine Aufhebung derselben anbefohlen; in Frankreich fand eine solche in den Jahren 1793—94 und 1796—1807 Statt, während 1836 Chevotiers Antrag auf Abschaffung der Wuchergesetze in der französischen Deputirtenkammer verworfen wurde; in Württemberg wurden 1839 alle Wechselfähigen von den Zinsgesetzen ausgenommen, und da nach der allgemeinen Wechselordnung von 1848 jeder Kontraktsfähige auch wechselfähig ist, so sind die Wuchergesetze von diesem Jahre in Württemberg eo ipso außer Kraft getreten. In Peru sind ebenfalls die Wuchergesetze aufgehoben und ist dieß von dem Erfolge begleitet gewesen, daß der Zinsfuß von 50 auf 24 und 12 % gefallen ist! Auch in Oesterreich ist eine Aenderung resp. Abschaffung der Wuchergesetze in Aussicht gestellt, und in Preußen, welches bereits am 27. November 1857 wegen der Handelskrise die Wuchergesetze auf drei Monate suspendirt hatte, hat es sowohl bei der vorletzten als auch diesjährigen Landtagssession im Plane der Regierung gelegen, das Aufhebungsgesetz der Kammer vorzulegen, man ist indessen aus „Zweckmäßigkeitsgründen" davon für jetzt zurückgekommen. Wenn auch diese hier Vorliegenden unbekannt sind, so steht doch so viel fest, daß sich die völlige Aufhebung nicht unter allen Umständen bewährt, sondern immer nur ein Palliativmittel ist. „In den untersten Schichten des Volkes wird auch ferner nur die bitterste Noth meistens zu Anleihen treiben, und der Schuldner aus Mangel an Bildung, besonders Rechnungsunkenntniß, völlig außer Stande sein, die wahre Größe der übernommenen Last zu schätzen." Anderntheils werden auch ferner leichtsinnige Menschen, namentlich die Söhne Reicher, zu ihren Ausschweifungen Geld suchen. „Das gewerbsmäßige Geldverleihen unter solchen Umständen jedoch gilt bei dem Publikum für ehrenrührig, und wenn eine an sich nothwendige Sache, wie es die Geldvorstreckung an bedrängte Handwerker ist, von der öffentlichen Meinung verpönt wird, so ist die Folge davon gewöhnlich die, daß schlechte Menschen sich zu ihren alleinigen Betreibern machen." In England z. B. gibt es Leute, welche an die Höckerinnen des Morgens 5 Schilling borgen und sie sich am Abend mit 1/2 Schilling Zins zurückzahlen lassen! Da natürlich solche Gläubiger ihre Geldgeschäfte geheim halten müssen, so fehlt schon deßwegen die wahre Konkurrenz, welche den natürlichen Preis am besten treffen würde. Am wirksamsten werden in dieser Hinsicht obrigkeitliche Leihanstalten, Kreditinstitute und Vereine, wie z. B. der Spar- und Vorschußverein in Dresden sein. Natürlich müssen aber solchen Vereinen Männer mit Volkssinn und praktischem Verstand vorstehen, damit der Geschäftsbetrieb mit Humanität und Vorsicht geleitet werde!

Gehen wir schließlich zur Geschichte des Zinsfußes über, so bemerken wir, daß man, analog den verschiedenen Kulturzuständen eines jeden Volkes, vier Perioden zu unterscheiden hat: 1) Bei rohen Völkern existiren anfänglich noch gar keine Zinsen, da Kapitalverleihungen noch zu selten und dann meistens nur unter den nähern Angehörigen (unter Brüdern) vorzukommen pflegen, dann aber wird der Zinsfuß sogleich ein sehr hoher; 2) das Steigen der Kultur bewirkt dagegen wieder ein Sinken des Zinsfußes, was gewöhnlich und natürlich in den größeren Städten zuerst bemerkbar wird, da von diesen ja die Kultur ausgeht; 3) ein auf dem Gipfel der Kultur stehendes Volk hat daher den verhältnißmäßig niedrigsten Zinsfuß; 4) der Verfall einer Nation bringt den umgekehrten Fall hervor: der Zinsfuß steigt wieder. Da keine Regel ohne Ausnahme ist, so finden sich auch hier dergleichen vor, welche auf Hindernissen beruhen, die sich während des Steigens der Kultur dem Herabgehen des Zinsfußes und dem Beharren auf einem niedrigen Stand entgegensetzen. Diese Hindernisse bestehen meistens in der Ausdehnung fruchtbarer Ländereien und der Einführung einer bessern Produktionsmethode, so daß sich also diejenigen, welche bisher ihre Kapitalien durch Ausleihen zu vermehren gesucht haben, diesen zuwenden und somit die Anzahl der Leihkapitalien verringern; aber die Hindernisse liegen auch in den Folgen eines, namentlich langjährigen und unglücklich geführten Krieges. In der Mitte dieser beiden Hindernisse liegt noch der sehr gewöhnliche Vorgang, daß die Kapitalisten hochkultivirter Länder mit niedrigem Zinsfuß einen Theil ihrer Kapitalien in Länder mit hohem Zinsfuß übersiedeln. Auch die in bedrängter Zeit gewöhnlich zu einem hohen Zinsfuße abgeschlossenen Staatsanlehen wirken augenblicklich auf den allgemeinen Zinsfuß ein, wenn auch nicht für die Dauer. Deßgleichen eine große Verminderung des Arbeitslohnes im Lande.

Für das Gesagte mögen folgende Beispiele als Beleuchtung dienen: Der Handelszinsfuß der Egypter, dieses alten Kulturvolkes, scheint um 146 v. Chr. 12 % jährlich gewesen zu sein. Bei den Griechen, welche den Zins sehr passend τόκος, d. h. das Geborene nennen, war im Allgemeinen der Zinsfuß schon zu Solons Zeit, der aber die persönliche Schuldhaft aufgehoben hatte, beliebig. Einen gesetzlichen Zinsfuß von 18 % gab es nur für den Fall, daß ein geschiedener Ehemann die Rückgabe der Mitgift verzögerte. Zu Demosthenes' Zeit waren unter Freunden 10 % Sitte und Aristoteles spricht von 12 %.

(Schluß folgt.)

Die Anlagen am Stuttgarter Schloßplatz.

(Zu dem Bild S. 724 und 725.)

Stuttgart, die romantische Residenz des malerischen Schwabenlandes, hat durch den Kunstsinn des jugendfrischen Königs Wilhelm eine neue Zierde in den Anlagen am Schloßplatz erhalten, welche keck mit den schönsten in den Weltstädten London und Paris wetteifern können und deren schnelle Ausführung die Stadt Hackländer's rastlosem Eifer verdankt. Mußte man schon früher den Schloßplatz der ihn einschließenden Gebäude wegen zu den schönsten Deutschlands zählen, so ist dieß jetzt um so mehr der Fall, seitdem neben der schlank aufsteigenden Jubiläumssäule aus zwei prachtvollen Bassins mächtige gußeiserne Schalen steigen, welche die durch Dampfkraft hoch in die Luft getriebenen Wassergarben rauschend aufnehmen, und durch sechzehn geöffnete Löwenrachen wieder in die lebendig bewegte Fluth des unteren Bassins abfließen lassen. — Dem dürren sandigen Boden des Schloßplatzes, der jetzt mit tiefen Kiesschichten belegt war, auch duftige, farbenprangende Blumenbeete entsprießen zu lassen, war die Anlage von Wasserwerken durchaus nothwendig und die Arbeiten hiezu waren keine geringen. Der Umstand, daß der Platz kein regelmäßiges Viereck bildet und seine Südseite 11 Fuß höher ist als die Nordseite, ferner das Legen von Dohlen zur Ableitung des Ueberwassers der Springbrunnen, das Legen der zwölfzölligen Leitungsröhren, der zweizölligen Spritzröhren, um den Rasen zu begießen, der um den ganzen Schloßplatz laufenden sechszölligen Röhren mit Hydranten zum Anfeuchten der Wege und schneller Hülfe bei etwaiger Feuersgefahr, machte langwierige Arbeiten nothwendig, die nun auf das Glänzendste beendigt sind. Ehe man den Schloßplatz selbst anlegte, wurde die denselben im Süd begrenzende Allee geregelt, daselbst ein neues Asphalttrottoir gezogen, auch ersetzte man die kranken Bäume durch 28 große und kräftige Exemplare. Beim Plan der Schloßanlage selbst faßte man die beiden, vom Publikum am meisten begangenen Diagonalen desselben in's Auge, die eine, welche vom Palais des Kronprinzen zum Theater, die andere, welche vom Hotel Marquardt zum alten Schlosse führt. In der Richtung beider legte man halbkreisförmige, die beiden Brunnenbassins berührende Wege an. — Pläne hiezu wurden entworfen von Egle, Morlock, Oertle, Knapp und dem Oberbaurath Leins. Gewählt wurde der des Letzteren, welcher ebenfalls die Zeichnungen der Brunnenschalen entwarf. Das Steinbassin der Fontänen besitzt 50 Fuß Breite bei 3 Fuß Tiefe, die große untere Eisenschale hat 20 Fuß, die obere 8 Fuß im Durchmesser, die ganze Höhe der Fontäne beträgt 25 Fuß, mit dem Strahl aber 30—32 Fuß. Das ganze Eisengewicht jeder unter spezieller Leitung des Bergraths Erhard in den königlichen Hüttenwerken zu Wasseralfingen gegossenen Fontäne beläuft sich auf circa 4000 Pfund. Um dieselben herum, sämmtliche Anlagen begrenzend, kommen zwanzig Gaskandelaber mit einer Flamme, sowie vier zu fünf Flammen zu stehen, und bei festlichen Gelegenheiten kann jede obere Schale mit Gas erhellt werden. Die Oberaufsicht über die technischen Arbeiten führte Inspektor Oertle.

dem während der heißen Hundstage mancher Schweißtropfen von der Stirne gerollt und dem der Dank aller Residenzbewohner gewiß ist. Ueberblicken wir nun im Westende des Schloßplatzes, an eine der Säulen des Königsbaues gelehnt, den prächtigen Platz, so wird Jeder, der Einheimische und Fremde, mit heiterer Freude sein Auge ruhen lassen auf dem eigenthümlichen im Renaissancestyl gebauten königlichen Palast, in dessen Hof die Bronzestatue des Grafen Eberhard im Bart steht, auf dem grauen alten Schlosse und den schönen neuen Anlagen, deren Fontänenfluth in das ganze Bild Leben und Bewegung bringt.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— Im Cotta'schen Verlage sind zwei Bände „Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi" von Moritz Busch erschienen. Der Verfasser, welcher in den Jahren 1851—52 Amerika bereiste, gibt in anziehender frischer Sprache ein Bild des amerikanischen Lebens, beleuchtet die Zukunft der Vereinigten Staaten, gibt Aufschlüsse über Schulen und Kirchen, Journale und Literatur, Kunst und Wissenschaft, ferner über die Flüchtlinge, die Negeremanzipation, die Hinterwäldler, die Mormonen, die Methodisten und Shakers.

— Robert Waldmüller, der eben zwei Bände „Wanderstudien" erscheinen ließ, ist mit einem neuen Roman beschäftigt, welcher in den politisch erregten Jahren 1848 und 1849 spielt.

— Eine größere epische Dichtung „Merlin" bearbeitet gegenwärtig Rudolph Gottschall in Breslau. Derselbe beabsichtigt auch, eine Reihe von Vorlesungen in Deutschlands größeren Städten zu halten.

— Elise Polko bringt schon wieder einen Band „Novellen", welcher dem Dichter der „Rabbiata", Paul Heyse, gewidmet ist.

— Eine Anzahl Novellen, Erzählungen und Skizzen, welche Louise Ernesti in verschiedenen Zeitschriften bereits publizirt, werden in kurzer Zeit bei F. W. Grunow in Leipzig erscheinen. Auch steht von derselben Verfasserin ein Roman „Waldemar Brockhause oder der Werth eines Namens" in Aussicht.

— Der Historiker Gfrörer, welcher kürzlich in Karlsbad gestorben, hat ein Manuskript über Heinrich VI. vollendet hinterlassen.

— Freiligrath hat eine von Schiller's Hand beglaubigte Abschrift der Piccolomini aufgefunden.

— Julius Schiller in Halle hat im Böhlau'schen Verlage in Weimar einen sehr interessanten Beitrag zur Kulturgeschichte erscheinen lassen: „Das Spiel und die Spiele. Ein Beitrag zum Verständniß des geselligen Lebens".

— Wienbarg hat bekanntlich vor vielen Jahren ein reizendes Buch über Ludwig Uhland als Dramatiker geschrieben; wir werden demnächst ein neues von Eduard Hobein erhalten, welcher als Advokat in Schwerin lebt. Es ist merkwürdig, daß Uhland von der Presse diese Würdigung als Dramatiker findet, während die Bühne ihm noch immer keine Gerechtigkeit widerfahren lassen will.

Literatur des Auslandes.

— Wir machen sowohl Lehrinstitute wie Privatgesellschaften darauf aufmerksam, daß der vortreffliche, von Nefftzer redigirte „Temps", welcher reich ist an Korrespondenzen, guten Kritiken, Uebersetzungen der besten Romane des Auslandes ꝛc., für einen geringen Abonnementszuschlag seinen Abonnenten die „Revue germanique" liefert. Dabei ist noch zu bemerken, daß letzterer Zeitschrift seit Anfang dieses Jahres den Kreis ihrer Mittheilungen erweitert hat, und neben der deutschen Literatur und Kunst auch die anderer Völker, sowie namentlich die französische bespricht, weßhalb sie sich auch den Titel „Revue française et étrangère" beigelegt hat. Zu ihren geistvollsten Mitarbeitern gehört der im Exil zu Heidelberg lebende E. Seinguerlet, welcher umfassende Studien über deutsche ältere Literatur gemacht, und auch die Erscheinungen unserer Tage mit lebendigem Interesse verfolgt und seinen Landsleuten über dieselben Mittheilungen macht.

— Der Verfasser des Romans „Roman d'une nuit", ein junger noch minderjähriger Mann Namens Mendez in Paris, ist wegen Beleidigung der öffentlichen Moral bestraft worden. Wie muß dieser Roman beschaffen sein, nachdem Feydeau's „Sylvie" gedruckt und ausgegeben werden durfte.

— Charles Dickens neuester Roman „Great Expectations", welcher zuerst in seinem Journal „All the year round" erschien, verläßt als Buch eben bei Chapman und Hall in London die Presse.

— Die handschriftlichen Schätze Michel Angelo's, welche ein Nachkomme desselben, der vor mehreren Jahren verstorbene toskanische Minister Cosimo Buonarroti, der Stadt Florenz vermachte, sind durch Cavalucci, Gaetano Milanesi und Carlo Pini geordnet worden und liegen nun zum Druck bereit. Eigenhändige Briefe Michel Angelo's sind etwa dreihundert vorhanden, größer ist die Zahl derer, welche von Berühmtheiten und Fürsten seiner Zeit an ihn gerichtet wurden. Dr. Wilhelm Lang, welcher eben ein Werkchen über Michel Angelo Buonarroti als Dichter erscheinen ließ, welches wir demnächst ausführlich besprechen, hat leider diese kostbaren Reliquien nicht benützen können, doch steht zu hoffen, daß er einer späteren Auflage Manches hinzufügen wird, da sich derselbe kürzlich einige Zeit in Florenz aufhielt.

— Görner's Lustspiel „Eine freudige Ueberraschung" und Rickner's „In der Theaterloge" wurden in's Schwedische übertragen.

— Hackländer's Roman „Eugen Stillfried" erscheint in dänischer Uebersetzung in einer kopenhagener Zeitung.

— Das letzte Heft der „Deutschen Schaubühne" bringt interessante Mittheilungen über Schweden und Norwegen, und das erfreulichste dünkt uns zu sein, daß trotz des Skandinavismus deutsche Literatur, namentlich auch deutsche Journale einen großen Leserkreis finden; so die beiden großen illustrirten Zeitungen. Munk und Schjott in Christiania haben ein Journal begründet „Fra Udlandet", in welchem sie sich's zur Aufgabe gestellt, die besten Erscheinungen der deutschen Literatur ausführlich zu besprechen.

Bildende Künste.

— Zu den Festen in Antwerpen werden 500 Künstler, darunter 330 Deutsche, erwartet. — Zu dem artistischen Kongresse haben sich 750 Gelehrte und Schriftsteller aus den verschiedensten Ländern angemeldet.

— Die allgemeine deutsche Kunstausstellung in Köln weist 1400 Kunstwerke auf, von denen 280 Düsseldorf, 150 Berlin, 100 München, 125 Wien, 80 Dresden, 60 Frankfurt, 30 Weimar, 20 Hamburg, 20 Karlsruhe und 15 Königsberg angehören.

— In Paris soll auf der höchsten Spitze des Montmartre das Parthenon aufgeführt werden, und gedenken die Archäologen diesen griechischen Tempel in allen seinen Details nachzuahmen. Die Kosten werden durch Subskription gedeckt.

— Das wiener Hofoperntheater wird ganz im klassischen Styl aufgeführt, und die Baumeister van der Nüll und Siccardsburg haben die Erfahrungen ihrer Reise zur Besichtigung der verschiedenen Hoftheater nunmehr in ihren Plan mit aufgenommen, so daß dem Beginn der Arbeiten nichts mehr im Wege steht.

— Die von Zink entworfene, in sitzender Stellung modellirte Statue der Bavaria ist bereits auf dem münchner Nationalmuseum aufgestellt; im dortigen Kunstverein sind die Statuetten Bach's, Händel's, Gluck's, Haydn's, Mozart's und Beethoven's von Professor Widnmann aufgestellt. Dieselben sind wahre Meisterwerke, sowohl in Bezug auf Porträtähnlichkeit, wie geistreiche Charakterisirung.

— Bei der Preisvertheilung der pariser Ausstellung erhielt der dänische Kupferstecher Joel Ballin die goldene Medaille dritter Klasse, der Maler Geskel Saloman und die Malerin Jerichau beide eine Mention honorable.

— Die Aula der königsberger Universität wird durch Direktor Rosenfelder und die Maler Piotrowski und G. Gräf mit Fresken geschmückt werden. Die Sujets sind folgende: „Paulus in Athen predigend", „Solon macht den Athenern seine Gesetze kund", „Gastmahl des Plato und Hippokrates" und „Die Pest in Athen".

— Louis Gallait, welcher sich kürzlich in Rom einige Zeit aufhielt, malte daselbst die Bilder des Papstes und des Kardinals Antonelli.

— Auf der permanenten Ausstellung in Düsseldorf befindet sich gegenwärtig ein großes Reiterbild Blücher's von Camphausen.

— Die letzte große Arbeit des Professors Louis Knaus ist das Porträt eines Kaufmanns in Wiesbaden — ein Meisterwerk seltener Art. — Dieses schöne Gemälde geht in diesen Tagen auf Verlangen nach Düsseldorf zur Ausstellung. Die Wiesbadener bedauern, daß dieser Künstler ihre Stadt verläßt, um sich für den Winter in Berlin niederzulassen, wo er bereits sein Atelier gemiethet.

Musik.

— In Troppau findet am 25. August ein großes Gesangfest Statt, das die schlesischen Gesangvereine verbindet, man rechnet jedoch auch auf große Theilnahme aus Oesterreich.

— Der preußische Hofbuchhändler Bock in Berlin (Bote und Bock) hat einen Preis von 20 Dukaten für den besten Fest- oder Triumphmarsch im großen symphonischen Styl (gleichviel ob für Orchester-, Infanterie- und Kavalleriemusik) ausgeschrieben, welcher Konkurs bis zum 31. August geschlossen wird. Die Einsendung erfolgt an die genannte Handlung unter den üblichen Formen; die Preisrichter sind noch nicht genannt.

Bühne.

— Eduard Devrient wird demnächst den vierten Band der „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" erscheinen lassen.

— Die unternehmendste Zeitungsstadt ist Hamburg, und Theaterzeitungen tauchen dort auf und unter wie die Seevögel. Kaum hat sich Wehl's Schaubühne in der Gunst des Publikums festgesetzt, erhalten wir schon wieder eine „Allgemeine Bühnenrevue", Organ der eleganten Welt für Literatur, Kunst und Unterhaltung, redigirt von Alfred Schönwald. Das Blatt unterscheidet sich im wesentlichen seiner Form nach in nichts von den Theaterblättern der Agenten, natürlich ohne die Tendenz derselben zu haben.

— Die Bühnen Berlins hatten bisher ihr beschränktes Territorium in dem, was sie aufführen durften; es soll fortan nun der Hofbühne nur vorbehalten bleiben, die drei Klassiker des deutschen Theaters als ihr Eigenthum zu betrachten; die übrigen Dichter sind freigegeben.

— Das berliner Hoftheater hat im letzten Jahre an Neuigkeiten im rezitirenden Drama zwei Trauerspiele: „Don Juan d'Austria" und die „Faber", drei Schauspiele: „Der Zunftmeister", „Der Goldbauer" und „Daheim" und elf Lustspiele aufgeführt, darunter acht einaktige.

— Das vaterländische Schauspiel „Ludwig der Eiserne" von Alexander Rost, welches in Weimar mehrere erfolgreiche Aufführungen erlebte, ist am berliner Viktoriatheater verboten worden.

— [illegible]-Brachvogel hat ein neues Stück geschrieben, welches zunächst über die Bretter des Wallner'schen Theaters gehen wird.

— Joseph Rank's zweiaktiges Schauspiel: „Unter fremder Fahne oder Der Mann von Hersfeld", das jüngst in Nürnberg mit großem Beifall zur Aufführung kam, hat dem Patriotismus einen sehr schönen Ausdruck verliehen. Gestützt auf eine historische Begebenheit, versetzt uns das Drama in die Zeit der napoleonischen Gewaltherrschaft und Bedrückung, und schildert die Konflikte, in welche damals edle deutsche Männer gerathen konnten, welche selbstverschuldet oder schuldlos das Mißgeschick gezwungen hatte, in deutschen Kontingenten unter der Fahne des gallischen Eroberers Offiziersdienste leisten zu müssen. Der Dichter hat seine Aufgabe glücklich gelöst, und namentlich in dem Oberstlieutenant Ferdinand Lingg, der mit eigener Lebensgefahr einen Blutbefehl des Generals Barbier unvollzogen läßt, und so das Leben unschuldiger Bürger der hessischen Stadt Hersfeld rettet, letztere aber vor Brand und Plünderung bewahrt, und in dem echt deutschen, furchtlosen und in der schwersten Prüfung unbeugsamen Patrioten Hermann Graff zwei kräftig und wahr gezeichnete Charaktere geschaffen, während das eingeflochtene Liebesverhältniß zwischen Lingg und Graff's Tochter den Ernst und die Härte mildert, und neben den heroischen auch zartere Gefühle zur Geltung kommen läßt.

— Hermann von [illegible], der bis vor Kurzem die liegnitzer Bühne leitete und daraus eine kleine Musterbühne machte wie Immermann einst in Düsseldorf, wird nunmehr die Stelle eines Dramaturgen am Stadttheater in Breslau übernehmen. Bei den weit bedeutenderen Mitteln, die diesem ausgezeichneten Dramaturgen jetzt zu Gebote stehen, hoffen wir bald von der Thätigkeit desselben die glänzendsten Resultate.

— Die dresdner Hofbühne scheint in nächster Zeit mit Novitäten tüchtig in's Zeug gehen zu wollen. Sie wird zunächst „Eine Schule des Herzens" von F. Wehl, „Die Grafen von der Eiche" von Heyse, „Die Feenhände" von Scribe, den „Zunftmeister" von Redwitz und im Oktober Hebbel's „Nibelungen" bringen.

— Das neueste (7.) Heft der „Deutschen Schaubühne" enthält interessante „Andeutungen über den künstlerischen Werth der Donna Diana" von Rötscher, neben anderen Aufsätzen. Als Bild schmückt das Porträt der rasch zu Namen gelangten berliner Hofsängerin Fräulein Lucca das Heft.

— Grunert wird, wie man der Bühnenrevue mittheilt, seine gesammelten dramaturgischen Aufsätze im Druck erscheinen lassen. Auch Frau Formes tritt als Autobiographin auf.

— Im Gymnasetheater in Paris kam eine allerliebste dreiaktige Bluette mit eingestreuten Musikstücken zur Aufführung. Der Verfasser derselben ist Viktorien Sardou.

— Das Wiederauftreten Roger's in der komischen Oper zu Paris war von ungeheurem Jubel begleitet.

Kultur und Wissenschaft.

— Für den afrikanischen Reisenden Livingstone läßt die britische Regierung einen kleinen Raddampfer in Deptford bauen, der nur 2 Fuß tief geht, damit die seichten afrikanischen Flüsse des Innern damit befahren werden können.

Industrie, Handel und Verkehrsanstalten.

— Professor Burmeister hat sich zu Bordeaux nach den La Plata Staaten eingeschifft, und wird in S. José die Direktion eines polytechnischen und eines Ackerbauinstituts übernehmen.

— Die Wels-Passauer Eisenbahn ist am 1. September feierlich eröffnet worden.

Denkmäler.

— Kürzlich las man unter den Inseraten der Voß'schen Zeitung die nachfolgende Meldung: „Dem Publikum zeige ich an, daß ich aus dem Komite für ein Goethedenkmal getreten bin. Jakob Grimm." Diese Benachrichtigung ohne Darlegung der Motive forderte unausbleiblich zu Betrachtungen auf und bildete einen Gegenstand der Besprechung, da ein doppeltes Interesse, die Denkmalsangelegenheit und der Name des verehrten Mannes, der bisher Vorsitzender des Komites und einer der eifrigsten Förderer dieser Sache war, dadurch berührt wurden. Wir sind jetzt im Stande, ja wir fühlen uns sogar verpflichtet, dem Publikum die so lakonisch gefaßten Worte der Austrittserklärung zu commentiren, damit nicht falsche Deutungen die Oberhand gewinnen. Das Goethekomite, welches eigentlich aus sechzig Mitgliedern besteht, hielt am 16. Juli eine Sitzung, in der jedoch, da die Mehrzahl der Herren verreist, nur achtzehn derselben zugegen waren, und faßte in dieser Sitzung auf den Vorschlag des Professors Dr. Märker den Beschluß, Seine Majestät den König um Gewährung des Opernplatzes für die Denkmäler von Schiller und Goethe zu bitten, zugleich aber wurde ein neues Projekt, den Standbildern ein drittes für Lessing hinzuzufügen und letzteres in die Mitte zwischen beide zu stellen, angenommen, und dieser Beschluß bestimmte Grimm seinen Austritt anzumelden. In einem Schreiben an Professor Märker nennt er diese Trilogie „ebenso unangemessen als unausführbar". Was die Wahl des Opernplatzes zum Aufstellungsort für die Denkmäler betrifft, so ist dieselbe sowohl vom künstlerischen Standpunkte als auch in jeder anderen Beziehung eine höchst glückliche zu nennen; denn eine schönere und würdigere Umgebung, als dieser Platz sie bietet, dürfte vergeblich gesucht werden. Da liegen Universität, Akademie, Bibliothek und Theater, für die Goethe, Schiller und Lessing gewirkt, bei einander — wer könnte wohl noch zweifeln, ob sie hierher gehören, oder auf den Gendarmenmarkt, den man bisher im Auge hatte? Bis jetzt ist das Komite noch unausgesetzt bemüht, die gegründeten Fonds zu vergrößern, damit es möglich werde, die Monumente in einer der Bedeutung der Männer annähernd entsprechenden und unserer Stadt würdigen Weise zur Ausführung zu bringen. Für den künftigen Winter ist schon ein neuer Zyklus von Goethevorlesungen angeordnet, und haben sich folgende Männer zur Mitwirkung bereit finden lassen: Dr. Dingelstedt: Goethe als Theaterdirektor, Professor Dove: die Farbenlehre, Professor Ad. Schmidt: Goethe's Verhältniß zur historischen Entwickelung Deutschlands, Professor Piper: Goethe und das Christenthum, Professor Braun: die Metamorphose der Pflanze, Professor Guhl: Goethe und die bildende Kunst. Seine Majestät der König haben einen Beitrag von 10,000 Thalern bewilligt. Die Stadt Berlin hat dieselbe Summe in Aussicht gestellt, die Vorlesungen des verflossenen Winters haben einen Reinertrag von 512 Thaler, die Goetheausstellung 1208 Thaler eingebracht.

— Im Herbst dieses Jahres wird auf dem St. Annenplatz in Kopenhagen Oehlenschläger's Kolossalbüste aufgestellt werden.

— Auf Anregung Karl's von Holtei soll in seinem Geburtsorte Bunzlau in Schlesien dem Dichter Martin Opitz von Boberfeld ein Denkmal errichtet werden.

Feste.

— Der Künstlerverein „Arkadia" in Prag, dessen Präsident der Direktor des Konservatoriums, Johann Friedrich Kittl, und Vizepräsident der Redakteur Ferdinand B. Mikowec ist, faßte in seiner letzten Sitzung den Beschluß, eine große „Alterthumsausstellung von Böhmen und dessen Kronländern" in Prag zu veranstalten, und zwar noch im Laufe dieses Jahres. Der Plan der Ausstellung, von der man sich viel verspricht, wird demnächst mit den nöthigen Aufrufen zur Oeffentlichkeit kommen. Der Adel und die böhmischen Klöster besitzen immer noch eine Menge werthvoller Alterthümer, welche in eine große Ausstellung — wenn auch nur für ein paar Wochen — in der Landeshauptstadt zu vereinen, gewiß als eine gute, fruchtbare Idee bezeichnet werden muß. — In der vorigen Woche revidirte und übernahm der neue Landesausschuß die Krone, das Szepter und die übrigen Reichskleinodien des Königreichs Böhmen, welche sammt dem Kronarchiv in einem Gewölbe über der edelsteingeschmückten St. Wenzelskapelle im prager Dom aufbewahrt werden. Ein altes Bild verdeckt den Eingang. Zu dem eigentlichen Krongewölbe führt eine Thüre mit neun Schlössern, deren Schlüssel unter den Erzbischof, den Statthalter, den Kommandirenden des Landes, den Domdechant, zwei adelige Kronhüter, den Oberstlandschreiber, den Bürgermeister von Prag und einen Abgeordneten der Bürgerschaft vertheilt sind. Alle Kroninsignien befinden sich hier in alterthümlichen Truhen, nur das Krönungsschwert wird als eine Reliquie von dem im Jahre 936 ermordeten Böhmenherzog Wenzel unter den Kirchenschätzen des Domes aufbewahrt; mit diesem Schwert werden bei den böhmischen Königskrönungen einige Adelige zu Rittern des heiligen Wenzel geschlagen. Man bringt diese Revision der Reichskleinodien mit dem nahen Bevorstehen der Krönung des Kaisers von Oesterreich als König von Böhmen in nahe Verbindung, doch ist dieselbe eben nur eine Formalität bei dem Antritte des neuen Landesausschusses gewesen, welche mit der, übrigens gegen Ende August erwarteten Krönung keinerlei Zusammenhang hat. Die Stadt Prag will zur Krönung große Feste nach alter Art geben, und beauftragte bereits ihren geschichtskundigen Gemeindearchivar, K. Jaromir Erben, mit der Zusammenstellung eines Programms dazu nach alten Akten und Chroniken. Als Festoper will die Direktion Gounod's „Faust" geben, doch dürfte sich nach unserer unmaßgeblichen Meinung zu diesem Zwecke viel besser Mozart's „Titus" eignen, welchen man überhaupt als die stereotype böhmische Krönungsoper mit in das Ceremoniell einbeziehen sollte; denn der unsterbliche Meister schrieb das Tonwerk über Aufforderung der böhmischen Stände für die Krönung Leopold's II. eigens in Prag selbst, wo nach ihm heute noch der „Mozartkeller" (seine Lieblingskneipe) heißt, und in dessen Weichbild man sein Tusculum, die Weinbergsvilla Bertramka mit Mobilien und Mozart's [illegible], noch häufig besucht.

Gestorben.

— Präsident der Oberrechnungskammer a. D. Staatsrath Trasnet, am 20. Juli in Lichtenthal.

— J. van den Berg, Direktor der Akademie im Haag und einer der größten holländischen Historienmaler, am 20. Juli.

— Professor [illegible], Jurist, in Kiel, am 28. Juli.

— Herzog von Buckingham, am 29. Juli in London.

— Tobias Dannheimer, der Nestor der Buchhändler, am 29. Juli in Kempten, 92 Jahr alt.

— Lord Herbert, früher englischer Kriegsminister, am 2. August.

Bilder aus dem böhmischen Erzgebirge

von

Karl Viktor Hansgirg.

I.

In seinen Tiefen wurde dieß stein- und erzreiche Gebirge mit seinem blutarmen Volke wohl oft, aber selten von dem Fuß schreiblustiger Touristen betreten. Hinübergefahren nach den böhmischen Heilquellen ist wohl Mancher über seine Höhenkette, aber kaum in der Stimmung, Berge und Leute mit unbefangenem Sinn zu betrachten. Hüben und drüben hat das Erzgebirge die Theilnahme der Welt, die Forschung des Nationalökonomen in Anspruch genommen. Solch' ein Standpunkt liegt uns zwar ferne, die durch dauernde Wahrnehmung in uns aufgenommenen Bilder von seinen Bergen und Thälern, von seinem Volke und dessen Erwerbsarten an dem Leser flüchtig vorbeizuführen.

Nicht wie bei den meisten Gebirgszügen Deutschlands finden wir ein sich allseitig hin verzweigendes Bergrevier. Der böhmische Antheil des Erzgebirgs ist eben nur — wie Jedermann aus der Landkarte weiß — ein Grenzgürtel etwa fünfzehnmeiliger Ausdehnung von West nach Ost in einer Breite von allerdings einer Meile im Durchschnitt. Drüben im Sachsenland heben sich die Berge in allmäligen Wellen in frischer, unterbrochener Aufsteigung, von Vorbergen umgeben, ganz anders ist's hüben. Jäh aufsteigende untrennbare Wände — von Ferne betrachtet — wahre Cyklopenmauern thürmen sich gewaltig auf, ein Hochplateau droben zu bilden. Doch diese Wände haben auch ihre Durchbrüche und Risse, in denen die Schönheit des Gebirges liegt. Es sind die lauschigsten Schluchten und Thäler, die, das Ansteigen der Berglehnen unterbrechend, sich gegen den Gebirgsstock hinanziehen, oder aber in ihrer dunklen Tiefe verbleiben. Von stundenlangen Dörfern belebt, von lebendigstürzenden Gebirgsbächen durchzogen, von einer urkräftigen, vegetationsreichen Natur angeweht — sind sie eigentlich die verborgenen Schatzkammern der landschaftlichen Pracht. Das Smaragdgrün der Wiesenthäler ist von ernsten dunklen Waldern eingefaßt, die bis zum Kamme hinansteigen. Das Plateau selbst aber hat etwas Oedes, Uncrquickliches an sich, das von dem Charakter der Waldregion am Kamme scharf absticht. Die lohnendsten Standpunkte in landschaftlicher Beziehung sind dort, wo man die Fernsicht vor sich, den Reiz der Schluchten und Thäler um sich, und die Waldregion unmittelbar unter sich hat, während der Blick über das Plateau streift. Erhabene Ruhe wohnt in den einigen Waldstrecken, wo zwischen der Pracht hochaufgeschossener Tannen das im Frühling und Herbst so buntgefärbte Buchenlaub prangt. Der Kukuk ruft dir aus den Schluchten entgegen, Amsel, Fink, Zeisig, Stieglitz trillern und johlen an deiner Seite, die Wasser rauschen so seltsam aus den Thälern herauf, und aus weiter Entfernung lassen Eisen-, Poch- und Schleifwerke, Papier- und Oelmühlen, Drahtfabriken und Brettsägen ihr heimliches Getöse und Geklapper heraufdringen. Welches Bild nun gewährt uns das Hochplateau? — Die verkrümmte Föhre steht neben der knieholzartigen, verkümmerten Tanne, über ihnen hängt ein schwerer, frostartiger Nebel, der sich bis nach dem moosüberwachsenen Moorboden senkt. Wir wandeln sonach auf düsteren Berghaiden, deren Bodenbeschaffenheit seit Jahrzehnten der Industrie dienstbar gemacht wurde. Klaftertiefe Gräben sind durch diese Torflager gestochen, unter denen die Hand des armen Gebirgsmannes die Stümpfe und Stöcke vermodernder Bäume — der Ueberreste des Urwalds — ausgräbt. Die Torfstecher wohnen aber in einsamen, übertragbaren Rothhütten, die mit ihnen auf der Haide umwandern. So unwirthbar, öde und frostig als die Landschaft, sind die auf der Haide angesiedelten Ortschaften, welche in der Regel früheren Baumunternehmungen ihren Ursprung verdanken. Die zerstreuten, keine Gassen bildenden Häuser drängen sich nur meist dort dichter zusammen, wo sie Kirche, Schulhaus oder Mühle und Pochwerk umgeben. Das Leben in den Dörfern und Städten auf der Gasse ist keineswegs so lustig als drunten in den Thälern. Ich kam einst in das Bergstädtchen G—. Am Stadtplatze standen etwa acht mit Kartoffeln beladene Wagen. Da stürzten die Bürger hastig aus ihren Häusern hervor, geboten das Aufahren an dieselben, legten Rinnen an ihre Kelleröffnungen und nun erscholl allseitig ein dumpfes Rollen, unwillkürlich an das der Erdschollen erinnernd, die auf Sargdeckel fallen. Auch ärmere Leute eilten mit Handkörben herbei, und nun ging ein kreischendes Feilschen an um dieses sine qua non. Die Erscheinung ist natürlich, da der an den Ackerfleck, oder an sein Instrument gebundene Mann des Hochplateaus nicht jede Woche mit dem Karren oder in der Hocke seinen Bedarf heraufschleppen kann.

Wie erfreulich dagegen lustwandelt sich's in den Thälern. Waldumrauscht und quellenumrieselt wird man von einer würzigen Luft angeweht. Nur einzelne dieser Abhänge haben von dem rauschenden Schmuck der Wälder etwas abgeben müssen. Mittelbar geschah dieß, indem die großen Hüttenwerke, die in den Thälern stehen, beinahe durchweg mit Holz gefeuert werden und die großartigen unterirdischen Bergbauten des Holzes nicht entrathen können, unmittelbar dadurch, daß durch den Bergbau selbst aus mancher forstreichen Bergwand allmälig eine kahle Berghalde oder wüste Binge geworden. Hundertjähriger Bergbau hat diese Umgestaltung hervorgerufen, da um das Mundloch des Stollenbaus oder um den Kranz des Schachtes das taube Gestein seine zerbröckelten Massen emporwachsen ließ. Wie der erkaltete Lavastrom um einen Krater, so legen sich Gestein und Schlacken der Halde um den Schacht an und spotten auch so aller Vegetation. Um so schöner jedoch erscheint der Kontrast der freundlich lachenden Wiesen und Hutweiden an den Hängen. Die Thalwiesen



Der Schloßplatz zu Stuttgart mit seinen

werden aber auch von dem einfachen Gebirgsmanne auf so erfolgreiche Weise bewässert, daß man sich fragt, ob der Einfluß der Drainage hier waltet? Die einfachen Leute kennen nur das Bewässerungssystem ihrer Altvordern mit Abzugsgräben und bloß über Tag laufenden Röhren. Für die abschüssigen Huthweiden gibt es ein köstliches Düngungsmittel — die Asche. Zugvieh und Düngerwagen ist vom Ueberflusse. Das Mädel klettert dreißigmal mit aschengefüllter Butte den Abhang hinab und schleudert die Asche dem Windzuge nach über Hang. Ein schöner, natürlicher Schutz für die Wiesen ist die feste Schnee- und Eisdecke des grimmigen Winters. Schmilzt diese einmal — was beinahe plötzlich geschieht — dann sproßt ein frischgrünes Grün zu Tag, wie sich's im Flachlande nur allgemach erst nach Wochen entwickelt. Die Thäler glänzen schon im prangendsten Grün, während die Höhen noch im Eise leuchten.

II.

So idyllisch als die Thäler sind die Ansiedelungen der Menschen darin. Klein, gebrechlich, verfallen liegen die an der Wetterseite mit Mooskrusten behangenen Holzhütten zerstreut und einsam umher, von Baumgruppen überschattet und von einem Zier- oder Gemüsegärtchen umfaßt. Ihre Riegel- und Schrotwände, theils mit theils ohne Verputz, stehen meist windschief, aus ihren verfallenen Dächern guckt zum Schrecken aller Sicherheitspolizeimänner — der hölzerne Kamin. Er hat sich von altersher mit Rauch und Flammen vertragen und scheint gegen Feuersgefahr wahrhaft gefeit zu sein. Das Bild der Noth, das in diesen Hütten so wie auch in den Häusern der treppensäulenartig in die Höhe gethürmten Bergstädtchen Platz genommen, und aus den Thüren und Fenstern herausſieht — ist jedoch zur Sommerszeit in die allenthalben gepflegten Epheuranken eingerahmt. Hinter den „Scherben“ genannten Blumentöpfen sehen die lieblichsten Gesichter der Welt nach dem Wanderer, die Kinder halbnackt. Ihr blonder Lockenkopf scheint der Flachsspindel ihrer Großmütter das Haar entnommen zu haben. Auch Hängepflanzen, in ein einfaches Gartengeschirr gethan, insbesondere die hier „Judenbart“ gescholtene Saxifraga schweben über der niedlichen Grisette, deren weißer Nacken über dem Stickrahmen gebeugt; und je lärmender an der Hausthür das Klippklapp der von der Dirne lustig geworfenen Klöppel erschallt, desto lauter schmettern Stieglitz und Schwarzblatt, an der Außenwand des Häuschens angebracht, ihre lustigen Lieder. Im Garten tummelt sich ein Mann mit Silberhaaren geschäftig, sein Bergmannskittel ist so erdfahl und dabei doch so verschiedenartig gefärbt, als jene Halde dort, von der er ein Theil zu sein scheint. Er wühlte nach den Erzen in der Nachtschicht, er führte Eisen und Schlägel mit wuchtiger Hand, und weiß sich jetzt, wo er heimgekommen, keine Ruhe zu gönnen. Das ist nun die Werktagsphysiognomie der



Originalzeichnung von Kleemann. (S. 722.)

Familie im Erzgebirge. An Sonn- und Festtagen scheint jedoch der spuckende Kobold sein Völkchen umgezaubert zu haben. Der Alte, der früher „schmundig“ einherging, wandelt stolzen Schrittes als Bergknappe, den kleidsamen Kittel mit glänzenden Knöpfen trägt er mit dem stolzen Bewußtsein seiner gefahrvollen Pflicht. Seine Töchter können der Lockung nicht widerstehen, auf ihre nackten Werktagsbeine durchbrochene Strümpfe zu thun, und Halskrause und Manschette, die sie mühsam gestickt und geklöppelt, um ihren ausnahmsweise gewaschenen Hals zu hängen. Der Bube geht in den Bergstädten als „Kolzer Spanner“ in knapper rother Hose und ritterlichem Barett einher, und trägt einen Blumenstrauß in der einen und den Bergmannsstock in der andern Hand. So gehen diese Jungens bei Kirchenfesten der Geistlichkeit voran. Vergebens hat man nach dem Ursprung dieser Sitte geforscht.

Auch das Innere des Hauses zieht heute ein Festkleid an. Näh- und Klöppelmaschine, Klöppelstock und Handwerkszeug sind zur Seite geräumt, und auf dem Tische, welcher sonst nur die in Kaffee eingebrockten Kartoffeln trägt, stehen vollauf Schüsseln mit Backwerk gefüllt, das jedoch nach den verschiedenen Festtagen seine eigenthümlichen Dimensionen annimmt. Hat am Wochentage den Kaffee die Cichorie, den Zucker der Syrup, den Kuchen der Erdapfel vertreten, so geht es heute ganz anders her, da die echten Qualitäten vorwaltend sind. — Seltsamer Weise gibt dem blutarmen und etwas leichtsinnigen Völkchen auch der in den Bergen sich so grimmig gestaltende Winter seine Reize und Freuden. Die kleine Jugend hat ihre winzigen Rennschlitten, mit denen sie pfeilschnell bergab „ruschelt“, die größere weibliche ihre „Rockenstuben“, wohin sie „hutschen“ geht und sich unter dem Lichtschein der Klöppellampe auch zum Plausche vereinigt. Ein wahrer Kleinkarneval von Venedig sind aber die letzten Faschingstage in den Orten des Erzgebirgs. Was der Spielmann da draußen gesehen und gewonnen, das muß von ihm in diesen Tagen in großen Maskenzügen pomphaft verwirklicht werden. Die Gewohnheit des Wanderns hat den Spitzen- und Spielmann gleich wie die Hausiererin und das Harfenmädchen mit dem Weltton größerer Städte bekannt gemacht, und dieß wird nun kopirt und mit der beweglichen Phantasie, welche diesem Wandervölkchen eigenthümlich — werden die großen Spiele des Faschings betrieben, in denen die Maskenzüge bei Tage knäuelartig durch das Schneegestöber ziehen und das Maskenlachen und Johlen kein Ende hat. Beneidenswerthe Selbstvergessenheit, naiver Leichtsinn darbender Menschen, die nun der mit dem Schweiße vieler Wochen schwererrungenen Heller in den Wind streuen und sich auf ein paar Stunden damit selbst belügen, glücklich zu sein! Doch verlassen wir diese Szenen, um diese Leute bei ihren Arbeiten zu betrachten und ihre Erwerbsarten flüchtig zu schildern.

(Fortsetzung folgt.)

Nach der Hochzeit.

Blätter aus dem Tagebuch eines Landjunkers auf seiner Hochzeitsreise

von

Bernhard v. Schelihá.

Dresden 30. Juni. Gott sei Lob und Dank, diese schrecklichen Tage sind vorüber! Welch' verwünschte Erfindung solcher Polterabend — Folterabend sollte man ihn nennen! Da haben sich unsere Freunde nun Monate lang bemüht, jede Dummheit unseres davon so reichen Lebens aus der glücklichen Vergangenheit zu ziehen, um sie vor unsern Augen und denen der Gesellschaft und denen unserer Braut in Szene zu setzen. Und zu all' diesen maskirten Grobheiten soll man lachen und gar dafür danken. — Himmel, welche Qual! — Aber meine Frau — (wie kurios doch das aussieht, ich muß es noch einmal schreiben) — meine Frau hat sich sehr darüber amüsirt und herzlich dabei gelacht; — ob sie mit ihrem Arrangements nicht bald fertig ist? — und ich als guter Ehemann freute mich über die Freude meiner Frau. — Und heute die stundenlange, alberne — verzeihen Sie Herr Pastor! — Traurede! — Das war eine Geduldsprüfung; aber meine Frau weinte vor Rührung und rührte mich auch. — Aber nun könnte sie doch bald fertig sein, ich werde anklopfen. — Nein, sie hat noch große Geschäfte. — Glücklicher Weise gab es nur ein Frühstück von zwei Stunden — aber Toaste unzählige. Meine Schwester meinte, die ganze Gesellschaft sei so viel unterwegs, um anzustoßen, daß man das als eine Hochzeitreise rechnen könne. Endlich fuhren wir ab und kamen auch glücklich noch beim letzten Läuten zurecht: der Zugführer zögerte eine Minute und so sind wir nun in Dresden im Hotel Bellevue, wo ich die Zimmer schon bestellt hatte, denn im Sommer hat Herr Franke immer das ganze Haus voll.

Diese Kellner sind ein freches Volk; ich hatte bis jetzt nie Rücksicht auf sie genommen, aber meine Frau scheut alle Menschen, und die Kerls starrten sie an: sie wurde ganz verlegen und wahrhaftig ich auch, verlegen und ärgerlich. — Da kommt das Souper, Friedrich soll bedienen, daß wir uns die neugierigen Burschen vom Hals halten. — Nun wird Rosel doch ihr Morgenkleid angelegt haben — ah — sie wird gleich kommen. — Ich habe schrecklichen Hunger und sie wird mir vorlegen. — Da ist sie. —

Franzensbad 3. Juli. Meine Frau (ich wundere mich immer noch darüber und der Ehering inkommodirt mich noch) schreibt an die Mutter, die sehr in Sorgen sein wird. — Es gibt nichts Unbequemeres auf der Welt, wie liebe Menschen, die um uns in Sorgen sind, die uns Shawls umwickeln und Ueberröcke anziehen und Fliederthee kochen und uns jede gute Schüssel aus Fürsorge fortnehmen, wenn wir bei ihnen sind, und denen man jeden dritten Tag schreiben soll, wenn man fern ist. — Doch dießmal begünstigt's mein Tagebuch. — Das war gestern eine schöne Geschichte! — Auf den ersten Zug hatte ich renoncirt; aber mit dem zweiten wollten wir fort, um der Bekanntschaft zu entgehen und zu rechter Zeit Abends anzukommen. Ich hatte dem Schaffner eine Freude bereitet, und er versprach unser Coupé geschlossen zu halten, wir wollten ungestört plaudern; aber, weiß der Himmel wie es kam, trug die Sonnenhitze oder die Bewegung oder sonst was die Schuld, Rosel legte ihren lieben Kopf auf meine Schulter und schloß die Augen, ich betrachtete lange diese reine Stirn und diese lieblichen, geliebten Züge, und dann folgte ich ihrem Beispiel. —

Auf einmal gab es Lärm, die Thür wurde aufgerissen von einem Herrn, und Rosel fuhr in die Höhe und sah so rosig aus, und in ihrer Verschlafenheit so reizend, daß ich sie gar zu gern geküßt hätte; doch der Herr rief mich an: „Herr Jöses, mei Bester, wo kommen Sie her?“ Es war Herr von Milchstorn, der bei Leipzig angesessen ist. — Ich stellte ihn meiner Frau vor, ein Wort gab das Andere, und ich frug ihn schließlich, ob wir bald nach Riesa kämen, wo unsere Bahn sich abzweigt. — „Ne Bester,“ rief er lachend, „nach Riesa kommen wir nich, aber nach Leipzig!“

Wir hatten Riesa verschlafen und Friedrich und das Gepäck waren zurückgeblieben. — Wirklich kamen wir eben nach Leipzig. Friedrich, an den ich telegraphirte, war in Verzweiflung gewesen, als er den Zug abfahren sah und uns nicht fand, er hatte sich nur mit dem Gepäck beschäftigt; doch auch das wurde ihm entführt, während er nach uns suchte, und er blieb allein zurück mit unseren Mänteln und Regenschirmen und seiner Verzweiflung. — Der bayerische Hof nahm uns auf, und der Inhalt einer kleinen Handtasche mußte für unsere Toilettebedürfnisse genügen. — Rosel besiegte die Sehnsucht des Weiberherzens nach den tausend kleinen, wie sie sagen, nothwendigen Gegenständen, und unsere Noth machte uns viel Spaß. — Ja ich segnete unser Entbehren. — Es ist gar ein eigenthümlicher Reiz, mit seinem Weibchen allein zu sein in der weiten Welt, so ganz allein, ganz losgerissen von der Familie, von dem großen Kreis der Freunde und Bekannten, und selbst von der begleitenden Sorgfalt der Mama in Gestalt wohlgefüllter Koffer. Es ist, als ob man mit seinem Lieb in der Einöde sei, einer Wüste gut möblirt und wie einem Tischchendeckdich. — Nun gehörte sie mir; keinen Wunsch, keinen Gedanken konnte sie Jemand Andern anvertrauen — ich war ihr Alles: Mann, Mama und Kammerfrau. O ein solcher Abend allein ändert das gegenseitige Verhältniß zweier Menschen für's ganze Leben. — Bleibt man in Familie und sucht sein eingerichtetes Haus, so kann solcher Abend nie kommen. Wenigstens kann er nie so reizend sein. —

O meine Rosel, ich werde nie vergessen, wie lieb Du gestern warst, und wenn Du wirst grau sein, mit hundert Runzeln, ich werde Dich immer lieben um diesen Abend, der Dich mir so ganz zeigte mit Deinem reinen, lieben lieben Herzen! —

Wir schliefen spät ein und waren im tiefsten Schlaf, als ein schrecklicher Lärm uns aufschreckte. Ein Mann schlug wüthend an unsere Thür mit Faust und Stock und schrie mit vielen Flüchen: „Aufgemacht! Aufgemacht!“ Es war ein Betrunkener, der ohne Zweifel seine Zimmernummer vergessen. Rosel war im ersten Schrecken aus dem Bett gesprungen: sie glaubte, es sei Feuer ausgebrochen. — Ich hatte sogleich Licht gemacht, weil jedes Ding und jeder Mensch ein ganz anderes Ansehen und Ansehen hat, wenn man dasselbe ordentlich beleuchten kann. Der Zechkumpan war aber schon von den Kellnern fortgeschleppt. — Nun verschliefen wir nicht mehr den ersten Zug, wie vielleicht ohne diesen unbestellten Wecker geschehen wäre.

In Riesa trafen wir Friedrich und setzten den braven Menschen durch unser Erscheinen in höchstes Entzücken. In Plauen holten wir unser Gepäck ein, und eine schlechte Extrapostchaise lud uns spät Abends im Hotel Kaiser in Franzensbad aus. — Hier wollen wir uns nun ausruhen.

4. Juli. Es gibt viel Menschen, die für Franzensbad schwärmen. Jenni sagt mir: mein liebes Franzensbad. Und da Jenni eine überaus gescheidte Frau ist, von gutem Geschmack, so wird sie wohl Recht haben; aber ich, ich habe diese verborgene Tugend noch nicht entdeckt. — Wir machten heute früh die Brunnenpromenade mit, und ein junger russischer Diplomat mit seiner kleinen allerliebsten Frau, die ich gestern kennen lernte, stellte uns die verschiedenen Brunnen vor. Die eine Quelle ist für die Geizigen, sie sättigt; die andere für die Verschwender, sie reizt den Appetit. — Zwischen diesen beiden Quellen stehen zwei Reihen kranker junger Bäume, die mit ihren Wurzeln im Moor stehen; wir konnten ihnen ihr trauriges Aussehen nicht verdenken, als wir später die Bereitung der Moorbäder sahen. In dieser Allee bewegt sich die Gesellschaft halb trabend, denn es ist frisch am Morgen und die geleerten Becher erwärmen nicht. — Rosel hatte wegen ihrer Toilette große Sorge gehabt, aber sie überzeugte sich bald, daß sie wenig Rivalinnen hatte: alle Welt bewunderte sie und ich hörte auf beiden Seiten flüstern: „allerliebst!“ „reizend“, „wie hübsch!“ u. s. w., ich hätte fortwährend danken mögen mit Bücklingen, wie ein Reiterjüngling aus dem Zirkus beim Bravorufen. Auf einmal zog mich Rosel am Arm und zeigte mir eine höchst elegante Erscheinung, die auf uns zusegelte. — Himmel! das war Koralie, meine Freundin vom wiener Redoutenball am Fastnachtsdinstag. Mit ihrer üblichen Ungezwungenheit und ihrer magyaren Keckheit ist sie fähig, mich hier rücksichtslos zu umarmen, als alten Freund; wenn ich ihr trotze, trotzt sie mir auch und kommt, mir die Hand zu schütteln und fragt, ob ich sie nicht wieder erkenne; sie hat ganz die Miene und mustert Rosel und mich schon aus der Entfernung. Ich biege also seitwärts aus und berühre bei ihrem Nahen den Hut mit der kältesten Miene. Sie dankt mit spöttischem Lächeln und rauscht vorüber — ich athmete auf. — Rosel scheint etwas zu ahnen und frägt: „Wer ist denn die Dame? Du kennst sie?“

„Ich bin mit ihr auf der Eisenbahn gefahren (das paßt für Prinzen und Juden). Sieh die hübschen Bouquets, man soll uns eins nach Hand bringen, welches willst Du?“

Rosel liebt die Blumen so sehr, und vergaß über den schönen Rosen die schöne Koralie. — Der Russe mit seiner liebenswürdigen Frau kam wieder hinzu und wir setzten unsere Promenade gemeinsam fort. Sie nannten uns alle hervorragenden Persönlichkeiten, obgleich Niemand durch seine Persönlichkeit hervorragte. — Unter einem Baume hüpfte ein Herr von einem Bein auf's andere, und sagte ohne Zweifel tausend Artigkeiten den beiden großen Damen vor ihm. — Ich sah seinen Rücken, aber ich sagte sogleich: „Das ist sicher mein liebenswürdiger, zierlicher Vetter Karl, der bei der besten Gesundheit nicht glaubt den Winter zu überleben, wenn er nicht 10 oder 12 Bäder im Sommer besucht hat.“ — Ah, er wendet sich. Er wirft das Lorgnet in's Auge. Er erkennt uns. Aber er zögert? Endlich kam er, uns zu begrüßen; aber dann entschuldigt er sich und meldet sich zum Frühstück im Parke an. Meine Frau ist müde und ich fürchte mich vor Koralie. Wir sagen den freundlichen Russen Lebewohl und ziehen uns zurück. Karl kommt uns nachgelaufen und ist wie umgewandelt; Rosel ist entzückt von ihm, doch Rosel geht in's Schlafzimmer, den Rosen Wasser zu geben und er nimmt den linken Fuß in die Hand und flüstert: „Welcher Dämon hat Dich denn mit diesem Russen zusammengeführt?“

„Ein besonderes Glück, denn sie sind sehr liebenswürdige Menschen und auch ein junges Ehepaar.“

„Ein junges Ehepaar!“ ruft er lachend, „aber ein unverheirathetes.“

„Wie, nicht verheirathet?“

„Wenigstens nicht durch Priester und Maire, wie man in Paris sagt.“

„Nein,“ sage ich, „ich bitte Dich, Karl, ohne Scherz: sie sind nicht verheirathet?“

„Zum wenigsten heißt er —witsch, und sie —poff, das ist übrigens Alles, was ich Dir von Ihnen sagen kann.“

Es war mir über genug. Karl blieb bei uns als Schutz. Wir frühstückten im Park und speisten auf dem Zimmer. Später kamen wir auf den Kammerbühl, den Goethe ausführlich beschrieben haben soll, von dem ich aber nichts zu sagen weiß. Morgen früh reisen wir ab nach Marienbad, ohne die Russen und Koralie wiederzusehen. — Wie wird doch unsere moralische Haut empfindlich, wenn wir verheirathet sind. —

Marienbad 5. Juli. Es ist unglaublich, welche Noth uns die unschuldigsten Junggesellenerinnerungen machen können, wenn wir einmal mit unserer Frau vor die Kirchthüre getreten sind. — Wir kamen noch vor Tisch an und fanden den ganzen Ort überfüllt, doch in Klinger's Hotel, dem einzigen erträglichen, gab es noch ein paar recht hübsch möblirte Zimmer, freilich nahe den Dachsparren. Wir hatten es uns kaum ein wenig bequem gemacht, so meldete man, daß servirt sei. — Man setzte uns neben einen dicken Herrn, und da der Berliner in ihm unverkennbar war, so kamen wir schnell auf ein Thema, das jedem berliner Kinde theuer ist; die Vorzüge seiner Vaterstadt. Nachdem wir also unsere Kenntniß aller guten Dinge der Hauptstadt der Intelligenz sattsam gegenseitig bewiesen, sagte er: „Ich glaube, mein Herr, wir kennen uns schon. Sind Sie nicht ein Anbeter von Madame —ska, der hübschen polnischen Schauspielerin?“

Himmel! ich hätte nicht gedacht, daß Rosel so kräftig auftreten könne. Unglücklicher Weise traf sie meinen Fuß. Nach Ueberwindung des doppelten Schreckens sagte ich: „In der That ich kenne Madame —ska (ich hatte vorsichtig die Füße unter den Stuhl gezogen), aber ihr Anbeter bin ich nie gewesen. — Doch nun erinnere ich mich auch Ihrer, mein Herr. Waren Sie nicht in N., um die schlimmen Finanzverhältnisse der —ska zu regeln?“

„Ja, ja, leider! Sie hat mich schrecklich belogen und betrogen.“

„Ja,“ sagte ich, „sie lügt meisterhaft.“

„Du scheinst sie gut zu kennen!“ flüsterte Rosel.

„Von dieser Seite leider,“ seufzte ich auch.

Der dicke Herr sagte: „Unsere Freundschaft ist nun aus; sie hat alle Welt zusammengehetzt und Jeden verleumdet. Sie will hierher kommen; hoffentlich wenn ich fort bin. Uebrigens, glaube ich, wird sie nie ordentlich deutsch sprechen lernen, und niemals aus eigener Kraft eine Rolle schaffen.“

„Ich glaube es auch nicht,“ sagte ich, „aber sie wird immer verstehen viele Kritiker für sich zu gewinnen.“ Doch um das unliebsame Thema zu verlassen, fügte ich bei: „Sie sehen so gesund aus, warum brauchen Sie die Kur?“

„Ich komme nur alle Jahre für einige Wochen hierher, um mager zu werden. — Sie werden finden: die Kost ist dem Zweck entsprechend.“

Wirklich hatten wir weder Suppe noch den gekochten Braten essen können, und nun kam ein Schwarten, aber ehe die Schüssel zu uns gelangte, war sie schon geleert. — Wir waren also nicht überladen, als wir die wunderhübschen Spaziergänge und Aussichtspunkte aufsuchten. Rosel aber fand Alles anstrengend und nicht der Mühe werth. Endlich lockte uns die Musik nach Bellern, einem Vergnügungsort mit hübschen Sälen und Terrassen. Dort nahmen wir Kaffee und später ein genießbares Abendbrod; aber Rosel fand Alles schlecht, und bestand darauf, für morgen früh die Post zu bestellen nach Karlsbad. — Jetzt hat sie sich im Eckzimmer eingeschlossen — sie ist unwohl, sagt sie. — Ich glaube, die nichtswürdige —ska macht ihr unnöthigerweise Kopfschmerzen. — O Junggesellenerinnerungen!

Karlsbad 7. Juli. Der marienbader Abend endete noch sehr hübsch. Ich hatte das Buch geschlossen und träumte, auf die Ellbogen gestützt, in's Licht sehend, als Rosel öffnete und auf die Schwelle trat — ganz weiß, das wundervolle Haar gelöst bis zu den Knieen herabfallend und auf dem Kopf einen Kranz von den franzensbader Rosen. Sie sagte nur: „Komm'.“

— — — — —

Sie war hinreißend schön und so lieb! Ich umarmte sie — o wie beklage ich euch, die ihr keine so schöne, liebe, junge Frau habt! — Wir lehnten zusammen zum Fenster hinaus in die warme Nacht; ihre Schulter berührte die meine, ihr Haar meine Wange, die Rosen dufteten. — Im Thal war es dunkel, aber drüben am Hügel brannten fünf Lampen am Kreuz des Erlösers, fromme Stiftungen. — Wir beteten zusammen. — O wie kann man so beten! Ich glaube, ich könnte so Psalmen dichten. — Der Mond stieg langsam hinter den Tannen des Hügels auf, und die Lichter des Kreuzes erbleichten und sahen herüber wie rothe Sterne in dem weißen Mondlicht. — Alles war still, nur die Bäche und Quellen rauschten, und wir — wir flüsterten von Liebe — von Liebe, wie ihr sie gar nicht kennt, ihr wilden Junggesellen. — Ich schnitt ihr eine Haarlocke ab, zum Andenken dieses Abends, und am nächsten Morgen suchten wir ein Medaillon dazu und sahen die Brunnengesellschaft mit vielen hochklingenden Namen. Wie schön ist es, mit seinem Lieb in die Welt hineinzufahren! Frische Morgenluft und Sonnenschein, funkelnder Thau auf den Blumen und blinkende Wellen unten im Fluß, und drüben schwarze Felsen mit wehenden Fichten und Buchen wie ein grüner Busch auf dem Eisenhelm, und rasche Pferde vor dem Wagen und der junge Postillon immer zum Blasen bereit in dem musikalischen Böhmen. — Ah, das ist eine Lust! — Aber die Sonne stieg und der Wind wirbelte Staub, und die Pferde wurden heiß und müde und wir auch. Rosel war ganz schwach, als wir vor dem Schild in Karlsbad hielten. — Man sagte, es gebe Zimmer, ich lohnte den Postillon ab und Friedrich übernahm das Gepäck. Als wir aber hinaufgestiegen waren, fanden wir nur den großen Saal auf den Platz hinaus frei: man mußte zwei Betten hineinsetzen. — Rosel schauerte zusammen in dem kühlen Saal, und ich fand ihn auch höchst unkomfortabel, und so setzten wir uns sehr betrübt in Marsch, ein anderes Quartier zu suchen. — Der Fasanen war gefüllt — im König von Preußen ließ man uns zwei Stockwerke hinaufsteigen, dann kam ein unverschämter Gesell von Oberkellner und sagte: Alles sei besetzt. Im Braunschweiger Hof nöthigte man uns gar drei Treppen hoch und wollte uns zwei elende Bedientenstübchen mit je einem erbärmlichen Bette aufschwatzen. Rosel war halbtodt und ich wüthend; nie hat ein Kellner eine solche Fülle von Scheltworten davon getragen, als der Dummkopf, der uns dort hinaufgeschleppt. — Wir kehrten also in den Saal des Schildes zurück — Rosel unfähig, noch einen Fuß zu rühren; und zum Ueberfluß entsetzte uns auch hier ein kurgemäß in Wasser gekochter Braten. O Jammer!

Heut morgen verschliefen wir die Trinkstunde und frühstückten ziemlich spät auf der Wiese, besuchten alles Sehenswerthe und bestellten uns ein reichhaltiges Diner, aber nicht kurgemäß bereitet. — Wir hatten zwei Tage gefastet! — Wir nahmen unsern Kaffee auf der Wiese und trafen mehrere Bekannte. Karlsbad war voll und voll von Namen, und Alles strömte hier zusammen, oder vorüber: es war sehr hübsch und Rosel amüsirte sich prächtig. — — Welchen Einfluß doch die Wohnung auf uns ausübt — wie waren wir vorgestern in unserem Mißgeschick! — und heut sitzen wir zusammen um unsern Tisch und schreiben; aber wir wagen kaum zu flüstern und ich habe nur einmal Rosel's Hand geküßt. — Die Strahlen der Lichter reichen nicht bis in die dunklen Ecken und zu den Thüren.

Teplitz 9. Juli. Es war sehr hübsch und interessant in Karlsbad, aber der unheimliche Saal machte Rosel Furcht und

selbst die mehr Chaiselongue konnte sie nicht trösten, obgleich sie diesen Mobel liebt. — Da sind wir nun nach einem heißen Tage im Prince de Ligne. — Hübsche Zimmer und Balkon auf den Schloßplatz, und gute Küche: hier wollen wir Rast halten.

10. Juli. Rosel hat im Schloßgarten einen alten Onkel gefunden: er soll der Schöne zubenannt gewesen sein und ein Löwe des sächsischen Kontingents. Sein drittes Wort ist „Krejacken“, so nennt er die Landsleute der schönen und menschenfreundlichen Nousikaa und meint die Böhmen. — Er ist ein altes Ungeheuer und seine Witze hatte man höchstens zart gefunden im Tabakskollegium des höchstseligen Herrn Vaters des alten Fritzen. — Er will nicht glauben, daß wir acht Tage lang schlecht geschlafen haben und fragt Rosel nach den Eigenschaften der Betten sämmtlicher Nachtquartiere; und dabei lacht der dumme Gesell so selbstgefällig, daß ich alle Kräfte aufbieten muß, um mir meine Geduld nicht echappiren zu lassen. — Seine Frau dagegen ist eine liebenswürdige, sanfte Dame: sie gibt Rosel eine Menge guter Rathschläge. — Wir mußten mit ihnen im hohen Hause essen, da ist ein Wirth, der, mit Händen und Füßen um sich schlagend, jeder eintretenden Dame ein Sträußchen von vier oder fünf Blumen reicht und dabei aus vollem Halse auf die Kellner schimpft, und sobald die Thüre geht, schreit er: Haabe die Ehre! — Nach Tisch fuhren wir in den schönen Thiergarten von Doppelburg, immer in Begleitung. Die glücklichen Witze flossen in abondance, jedes Thier, jeder Mensch, jedes Haus und Geräth bot einen erwünschten Anknüpfungspunkt. Rosel schützte bald Kopfschmerzen vor und wir fuhren zurück. Die Tante blieb bei ihr, der Onkel führte seine Spielpartie auf und ich ging hinunter nach Schönau. Ich hatte früher dort gewohnt, als ich den Rheumatismus mir auf dem Anstand geholt hatte. Da ist das Haus und hier droben wohnte Laura mit ihren schwarzen Haaren und den großen blauen Augen und der lustigen kleinen Marie. Wie freundlich war mir ihr Vater gesinnt und welche schöne Partieen machten wir alle Tage! Was träumte und hoffte ich da! Und heute bin ich hier mit einer andern Frau, die ich anbete; und Laura zeigte mir neulich die Geburt ihres ersten Buben an und war voll Glück und Jubel. — O Menschenherz! — Und dort in dem Haus starb mein alter liebenswürdiger Freund, der Graf —. Ich ging auf den Kirchhof, sein Grab zu besuchen. Von diesem edelmüthigen, ritterlichen, stattlichen Mann — nichts als ein Stein mit einem Namen. — Und das ist das Loos unser Aller — auch Rosel's, dieses reizenden, frischen Wesens. — O Himmel gib, daß ich das Schreckliche nicht erlebe! — Ich kehrte zu ihr zurück und fand sie sehr aufgeregt, die Tante war noch da, doch ging sie, als ich kam. Rosel warf sich mir an den Hals und weinte bitterlich: „O diese Tante, wie hat sie mich gequält! O diese Menschen! Nicht wahr, Geliebter, wir reisen morgen ab?“ — So haben wir Rast gehalten in Teplitz.

Teplitz 11. Juli. Wir sind doch noch in Teplitz. Der Morgen war zu schön, um ihn auf der Eisenbahn zu verderben. Wir fuhren zum Milleschauer. Durch prächtige Fruchtbaumalleen zwischen reichen Feldern, auf musterhaft gehaltenen Straßen durch das teplitzer Thal zu fahren, das ist eine Freude für den Landmann. Am Fuße des Berges setzte ich Rosel auf ein Grauthier, auch Esel genannt. Sie hatte große Angst, als sie keinen Boden mehr unter den Füßen hatte, und wenn Liese (dieß war der zarte Name des Thieres) eine außergewöhnliche Bewegung machte, so fiel sie mir gleich um den Hals, denn ich durfte den Zügel nicht verlassen, und dann schmeichelte sie so schön, so schön — gar nicht mit Worten, nur mit jenen holdlauten Tönen, die, wie ich glaube, allein Liebende verstehen. Sie gewöhnte sich aber bald an die Bewegung, und das ist gut, denn in Tyrol und in der Schweiz wird sie oft reiten müssen und auf Pferden. — Als wir oben ankamen, hatten wir eine prächtige Aussicht: das ganze Land lag mit unserm Kegelberg wie eine Reliefkarte von Prag bis Dresden. Auf der prager Seite die weite reiche Ebene mit den einzelnstehenden Felskolossen von Bilin u. s. w., dann die fruchtbare Senkung, aus der sich das bewaldete Erzgebirge wie ein Wall erhebt, um Sachsen zu schützen oder diese schönen Auen unter uns, dann nach Osten das Wellenland der Hügel, die zum hohen Kamm des Riesengebirges ansteigen, mitten durch schlängelt sich die Elbe mit ihren zahlreichen Städten, Schlössern und Ruinen. — Es war ein reiches, schönes Bild. — Während wir es bewunderten, deckte man unsern Tisch in einer geräumigen Mooshütte; das Mahl war gut und wir bewiesen es durch unsere Leistungen. Als wir wieder hinaustraten, wogten Wolken um den Berg, die nur stellenweis zerrissen und einen Blick auf die Erde erlaubten. — Rosel war glücklich, sie meinte, wir seien nun im Himmel. Bald aber erweckten die Blitze unter uns ihre gar erdische Angst, sie fürchtete sich jammervoll. Wir flüchteten in die Hütte, denn die Wolken hoben sich, und es gab Regen, Blitz und Donner, und während dem Stürmen der Naturgewalten ruhten wir auf dem Moosdivan und dachten nur an unsere Liebe. — Gegen Abend verzog sich das Gewitter und Rosel war ganz übermüthig beim Hinabreiten; sie trieb den Esel an und sang allerlei Kinderlieder: „Eselein willst tanzen“ u. s. w., und dann bekam sie mich beim Kopf zu fassen und brachte mich aus aller Würde. Sie sah aber auch bildschön aus mit ihrem Shawl als Reitkleid; und als wir so durch den Wald zogen, mußte ich an die Flucht nach Egypten denken — nur die Hauptperson, das Kind, fehlte. — — Möchte das noch Fehlende einst auch seine Eltern in solcher Weise überstrahlen! —

Prag 14. Juli. Alles gesehen außer der Zunge des heiligen Nepomuk. Was Rosel am Besten gefallen, war die Brillantsonne bei den Kapuzinern.

Wien 19. Juli. Alles gesehen. Sehr guter Spießbraten und vortrefflich bestellter Keller bei dem alten Hippeiger in der Stadt Frankfurt, er ist der Schwiegervater des Wirths von der Stadt Petersburg in Berlin, dessen Küche und Champagner so berühmt ist. Im Belvedere des alten Prinz Eugen, des edlen Ritters, sieht man, daß das Kaiserhaus einst Herr war in den Niederlanden. Herrliche Bilder! Aber das Parquet dieser Gallerieen ermüdet mehr als die Kartoffelfurchen bei einer Hühnerjagd. — Wie interessant die Ambraser Sammlung! In meinem alten Kupferwerk fehlen einige Blätter. — Rosel war entzückt von Laxenburg. Das weiße einfache Schloß von einem Stockwerk, der große saubergehaltene Park wären das Muster eines Landsitzes — wenn es nicht diese Milliarde von Mücken gebe. Dort müssen die Damen rauchen lernen, um sich zu schützen. — Wir sahen die Kaiserin reiten und springen in der großen Bahn. Sie trug ein buntes Hemd und Amazonenhut, und saß vortrefflich auf auf ihrem schönen Pferde. Rosel wollte gar nicht fortgehen — ich mußte sie mit ihrer Eselspartie necken. — Am Schloß unter einem großen Baum spielte der Kaiser mit dem kleinen Erzherzog Rudolph und der Erzherzogin Hildegard. „So sollst Du es auch machen,“ sagte Rosel. Es war ein schönes Familienbild voll Ruhe und Heiterkeit — und rings welche Stürme! — — Man ißt und trinkt vortrefflich in dem Wirthshaus dort. — Das Schönste in Wien sind die Ställe und Wagensammlungen, die Reithalle ist wahrhaft lächerlich dagegen. — Der fürstlich Lichtenstein'sche Palast ist schön und wahrhaft vornehm, doch die Wohnung des Herrn Haußmann in Paris ist prächtiger.

Ischl 21. Juli. O herrlicher Traunsee mit dem klaren, dunkelgrünen Wasser, das fast so aussieht, wie ein ungeheurer flachgeschliffener Edelstein. Und der gewaltige Felsblock des Traunstein als Hüter des engen grünen Traunthals und gegenüber das üppige Gelände am Gmunden. Hier war Rosel ganz befriedigt. Da bei Traunkirchen, wo der Hügel in den See hineinspringt und das hübsche Häuschen der beiden Aufsinnen steht, dort wollte sie wohnen — und ich auch. — Wir sprachen gemeinsam die schönen Geibel'schen Verse:

„Gedenkst Du der Stund, da auf schwimmender Bahn
Ueber den See von St. Wolfgang uns wiegte der Kahn“

und

„O Stunde des Heils, da im endlosen Ring
Wie des Himmels Umwölkung die Lieb' uns umfing,
Und was tief in den schauernden Herzen erklang
Ineinander verschmolz, wie der Glocken Gesang.

Wunderbar ist's, wie Alles in der Natur sich den gegebenen Verhältnissen fügt und umwandelt: wenn meine Kühe und Ochsen in solcher Weise an den Felsen hinaufklettern sollen, wie das hiesige schwere Vieh, sie brächen in der ersten Viertelstunde sämmtlich das Genick — es erschien mir fast ängstlich, die schönen Thiere so steigen zu sehen, und Friedrich war gar in Verwunderung. Und wie ich ihm sagte, daß solche große Berge, wie er sähe, ganz von Kalk wären, und er bedachte, wie viel wir für eine einzige Tonne zahlen müssen, da war sein Erstaunen ohne Grenzen.

Ischl 22. Juli. Hier gefällt's Rosel. — Wir ließen uns gleich die Badeliste bringen, und fanden viel bekannte Namen, aber keinen bekannten Menschen. Gott sei Lob! Wir haben das hübscheste Eckzimmer der Kaiserin Elisabeth, auf die Traun hinaus, und den Dachstein sieht man und die kaiserliche Villa, und alle Welt strömt hier vorbei: man liegt in seinem Sessel und läßt die Bilder wechseln: hier wollen wir bleiben. Rosel sieht wirklich angegriffen aus, Ruhe und Bergluft werden ihr gut thun — und vielleicht kann ich dem Kaiser einen Gemsbock wegschießen.

23. Juli. Heute regnet's. Wir haben ganz still zusammengesessen, wie ein altes Ehepaar: es war sehr hübsch. Rosel hatte tausend kleine Beschäftigungen und ich sah ihr zu. Wie geschickt diese kleinen, zierlichen, spitzigen, rosigen Finger sind! Und wie ordnungsliebend Rosel ist! Wir haben Alles ausgepackt und Rosel hat Alles neu zusammengelegt und vertheilt in die Kästen. Wir sind völlig heimisch geworden. Und sie entfaltet bei dem Allem große Würde und sieht bei ihrem Schaffen ganz frauenhaft aus. Ich hatte stets von Neuem Lust sie zu küssen, aber zuletzt war sie böse, denn ich störte sie in ihrem Werk, wenn sie beide Hände voll hatte. — Jetzt macht sie den Thee und lüpft den Deckel und sieht den Dampf, und bläst in die Flamme und ordnet die Schüsseln, und Alles mit so viel Grazie, — o ich bin sehr, sehr glücklich! —

24. Juli. Wieder Regen. Ein Tag wird doch lang, wenn man nicht aus dem Haus kann. Mit Fremden mag ich gar nicht mehr zu sprechen; es ist nicht angenehm, wenn Unverheirathete sich so gar lebhaft mit Rosel unterhalten, und sich überall hinzudrängen und gar nicht mehr abzuschütteln sind; und sehe ich einen Herrn mit einer Dame, so möchte ich zuerst nach dem Trauschein fragen. — Ach es ist sehr unangenehm, solches Regenwetter in den Bergen! —

25. Juli. O das ist zu arg. Es regnet so dicht, als sei noch kein Tropfen herabgekommen, und ein alter Mann meinte, man müsse in diesen engen Thälern oft 8—14 Tage auf Sonnenschein warten. Rosel langweilt sich auch; wir lassen den Schafberg rechts liegen und gehen nach Salzburg.

27. Juli. Bädeker sagt, es sei die schönst gelegenste Stadt Deutschlands. Das mag sein, sonst aber ist es ein elendes Nest und die Gasthäuser finde ich erbärmlich. Einzig merkwürdig ist die Sammlung der musikalischen Instrumente, Mozart's Vaterstadt würdig! Rosel wollte Alle versuchen. — Schloß Aigen dagegen entschädigt. Die geistlichen Erbauer haben wirklich ein Juwel geschaffen. Man muß das sehen, und die Besitzerin ist freundlich genug es zu erlauben; Rosel durfte selbst in das Toilettenzimmer einen Blick werfen, sie konnte sich aber auch gar nicht trennen. Doch als wir die Gräfin über die Zugbrücke gehen sahen um in den Wagen zu steigen (eine Einrichtung, die mir etwas unbequem scheint), um zur Kaiserin Karoline nach Salzburg zu fahren, war Rosel von Mantel und Hut, eben so entzückt, als von dem Schloß. — „Aber was nützt das schönste Schloß, wenn man allein darin wohnt, und der beste Koch, wenn er für uns allein kocht, und der schönste Hut, wenn Niemand sagt: wie gut er Dir steht!“ Das meinte Rosel und hing sich fest an meinen Arm, als wir über die Zugbrücke auf unsern Lohnwagen zuwandelten.

Berchtesgaden 28. Juli. Rosel hat mir gestern über die Schulter gesehen und beklagte sich, ich mache sie lächerlich, und ich versprach ihr nur noch kurze Notizen zu machen: Kryppten mit Schädeln und aufgemalten Kränzen. Königssee, häßliche Schifferinnen und gute Fische. Gemsen gesehen durch's Fernrohr.

Das übrige Tagebuch geht so fort und ist deßhalb ohne Interesse; doch für die richtige Abschrift des Gegebenen bürge ich.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Partie Nro. 30.

Evansgambit.

Weiß — Suhle.	Schwarz — Hillebrand.
1) E 2 — E 4	1) E 7 — E 5.
2) S. G 1 — F 3	2) S. B 8 — C 6.
3) L. F 1 — C 4	3) L. F 8 — C 5.
4) B 2 — B 4	4) L. C 5 nimmt B 4.
5) C 2 — C 3	5) L. B 4 — A 5.
6) D 2 — D 4	6) E 5 nimmt D 4.
7) Rochirt	7) D 4 nimmt C 3.
8) D. D 1 — B 3	8) D. D 8 — E 7.
9) T. F 1 — E 1	

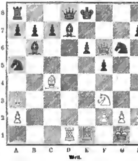
(Noch stärker erscheint die Kombination S. B 1 nimmt C 3; L. A 5 nimmt C 3, D. B 3 nimmt C 3; S. B 8 — F 6; L. C 1 — A 3 etc.)

	9) L. A 5 — B 6.
10) L. C 1 — A 3	10) S. C 6 — A 5.
11) D. B 3 nimmt C 3 . . .	11) D. E 7 — F 6.
12) E 4 — E 5	12) D. F 6 — H 6,

um S. G 8 — E 7 ziehen und dann sofort rochiren zu können.

13) S. B 1 — D 2	13) S. G 8 — E 7.
14) E 5 — E 6	14) D 7 nimmt E 6.
15) D. C 3 nimmt G 7 . . .	15) T. H 8 — F 8.
16) S. D 2 — E 4	16) F 7 — F 5.
17) L. A 3 — D 6	17) L. C 8 — D 7.
18) S. E 4 — F 6 †	18) T. F 8 nimmt F 6.
19) D. G 7 nimmt F 6 . . .	19) S. E 7 — G 6.

Schwarz.



Weiß.

Weiß gibt in vier Zügen Matt.

Partie Nro. 31.

Die folgende Partie gehört zu 8 gleichzeitigen Blindlingsspielen des ausgezeichneten Schachspielers Herrn Suhle in Berlin.

Weiß — Suhle.	Schwarz — Dr. Fischer.
1) E 2 — E 4	1) D 7 — D 5. Schwarz wollte den Gegner durch eine ungewohnte Eröffnung verwirren.
2) E 4 nimmt D 5	2) D. D 8 nimmt D 5.
3) S. B 1 — C 3	3) D. D 5 — A 5.
4) S. G 1 — F 3	4) L. C 8 — G 4.
5) D 2 — D 4	5) E 7 — E 6.
6) L. C 1 — D 2	6) A 7 — A 6.
7) L. F 1 — E 2	7) F 7 — F 6.
8) S. F 3 — G 5	8) S. G 8 — F 6.
9) L. E 2 nimmt G 4 . . .	9) S. F 6 nimmt G 4.
10) S. G 5 nimmt E 6 . . .	10) L. F 8 — B 4.
11) Rochirt	11) S. B 8 — D 7.
12) T. F 1 — E 1	12) T. H 8 — G 8.
13) S. E 6 nimmt G 7 . . .	13) K. E 8 — F 8.
14) T. A 1 — B 2	14) L. A 5 — B 6.
15) S. C 3 — E 2	15) D. A 5 — B 5.
16) L. D 2 nimmt B 4 . . .	16) L. G 8 nimmt G 7.
17) S. E 2 — F 4 ; Sehr fein.	17) S. G 4 nimmt F 6.
18) D. E 1 — E 6 †	18) K. F 7 — E 8.
19) L. B 4 — E 7 †	19) S. G 7 nimmt E 7.
20) D. E 6 nimmt E 7 † . .	20) K. D 8 — C 8.
21) D. E 7 — F 8 †	21) K. C 8 — D 7.
22) T. E 1 — E 7 †	22) K. D 7 — C 6.
23) D. E 7 — E 8 †	23) K. C 6 — D 7.
24) T. E 6 nimmt F 6 . . .	24) S. B 8 — C 6.
25) D. F 8 — F 7 †	25) K. D 7 — D 6.
26) T. A 1 — E 1 †	26) K. E 6 — D 5.
27) D. F 8 — C 5 ≠.	

Auflösung
der Aufgabe Nro. 56.

Weiß.	Schwarz.
1) T. H 5 nimmt F 7 † . . .	1) T. F 8 nimmt F 7.
2) T. E 1 — E 8 †	2) T. F 7 — F 8.
3) L. C 4 nimmt D 5 † . . .	3) S. C 8 — E 6.
4) L. A 1 nimmt B 8 † . . .	4) K. G 8 — H 8.
5) S. G 5 — F 7 †	5) K. H 8 — G 8.
6) S. F 7 — D 6 †	6) K. G 8 — H 8.
7) T. D 6 nimmt F. Schach und Matt	

Volksfeste.

IV.

Das Volksfest in Lübeck.

Der Norddeutsche, besonders der Bewohner der Küstenländer, ist kein Freund von Festen; das Volk ist ernster, verschlossener und weniger zugänglich als im Süden, und mehr auf ein stilles Familienleben angewiesen; ein Fremder, der diese Charaktereigenthümlichkeit nicht kennt, fühlt sich dort anfangs immer etwas unbehaglich, ist aber erst Bekanntschaft gemacht, dann wird man sich so heimisch fühlen als im Süden.

In Folge dessen gehören hier wirkliche Volksfeste zu den Seltenheiten, und die öffentlichen Feste, die gefeiert werden, sind durchgängig korporative, woran das übrige Publikum sich kaum betheiligt. Anders ist es mit dem großen Volksfest in der kleinen Republik Lübeck; es ist eine der vielen Errungenschaften von 1848, die uns geblieben, und hat in seinem ganzen Verlauf eine südliche Färbung.

Dieses Fest trägt den bescheidenen Namen „Allgemeines Scheibenschießen“ und wird alljährlich in der Mitte Juli in der alten freundlichen Hansestadt gefeiert. Es gewinnt von Jahr zu Jahr an Ausbreitung und Theilnahme, zahllose Gäste von Nah und Fern strömen um diese Zeit nach Lübeck, sich einige Tage als freie Menschen zu fühlen. Es herrscht echt republikanisch kein Unterschied der Stände.

Das Fest währt zwei Tage; da hat denn am Sonntag, als erster Festtag, das alte liebe Lübeck sich herausgeputzt, alle Hauptstraßen und Plätze sind mit zahllosen Flaggen dekorirt, wo selbstverständlich die deutsche Trikolore, mit seinem erinnerungsreichen Schwarz, Roth, Gold, die Hauptrolle spielt; dazwischen das unaufhörliche Gewoge froher Menschen, und die Glocken der hohen, majestätischen Thürme, die ihr melodisch tiefes Geläute in die heitere Stimmen mischen, das auffallend alljährlich durch das schönste Sommerwetter begünstigt ist.

Mittags zwölf Uhr versammeln sich die Schützen auf dem Marktplatz, wo sich nach und nach die mit Musik und fliegenden Fahnen heranziehenden verschiedenen Korporationen einfinden. Tausende von Zuschauern bedecken die Straßen bis zum Burgthor. Endlich setzt sich der Zug in Bewegung, ihren König in einem Staatswagen mit Vorreiter in der Mitte, begleitet von berittenen Schützen. Voran des Zuges ein großes Musikchor, Fahnenträger mit einer kolossalen deutschen Trikolore und zwei Fahnen mit dem alten deutschen Reichsadler, dann die Comitemitglieder, darauf der Schützenklubb in Jägerkostüm, eine Abtheilung unseres Bundeskontingents aus allen Chargen mit blanken Pickelhauben und fliegender Fahne, die Turner im Turnkostüm sammt der Fahne mit dem einfachen F, die Schlächter ganz in Weiß gekleidet mit rothem Sammtbarett, die Tischler, ihre Handwerksinsignien auf mit flatternden Bändern verzierten Stäben tragend, eine Abtheilung Kaufleute, Landleute zu Fuß und zu Pferde, und wie alle heimischen und fremden Korporationen mit ihren Musikchören und Fahnen heißen mögen.



Das Volksfest in Lübeck. Nach einer Originalzeichnung von H. Schmidt.

Wie eine endlose Schlange bewegt sich der Zug durch die sie freudig begrüßende, Kopf an Kopf gedrängte Zuschauermenge, durch die Breitenstraße, über den Kaufberg, die Burgstraße nach dem Festplatz vor dem Burgthore, und stellen sich dort um die mit Fahnen und Guirlanden geschmückte Tribüne auf, wo dann von der Tribüne aus, vom Präses des Festkomites, die Feier durch eine freisinnige, kräftige Rede eröffnet wird, oft unterbrochen durch Hurrahs und Beifallsrufe des Publikums.

Nachdem die Fahnen bei dem Komitezelt aufgepflanzt sind, begeben sich die Schützen nach den Schießständen, das übrige Publikum zerstreut sich in die verschiedenen, zahlreich vorhandenen Erfrischungszelte, oder befriedigt seine Schaulust an den in Buden und Zelten vorhandenen Sehenswürdigkeiten, und an den dort aufgestellten Spieltischen und Carroussels, bis sich allmälig der größte Theil des Publikums zur Stadt zurückbegibt, um, wenn die Hitze etwas nachgelassen, von Neuem zu beginnen.

Bis zur einbrechenden Dämmerung ist allenthalben Musik und Volksbelustigung, dann aber erreicht das Vergnügen seinen Höhepunkt, die Illumination beginnt, die Tribüne ist von Unten bis Oben feenhaft erleuchtet, und macht mit ihren Tausenden von bunten Lichtern einen unbeschreiblich prachtvollen Eindruck, überall wohin man sieht ein Meer von Glanz und Licht, voll Frohsinn und Heiterkeit. In den Seitenthürmen der Tribüne spielen fortwährend zwei Musikchöre fröhliche Tanzweisen, und schnell improvisiren sich auf freiem Rasen kleine Salons, wo man tanzt, Arm und Reich, Jung oder Alt, lustig durcheinander, von bengalischen Feuern magisch beleuchtet, bis die Morgenröthe dieser ungestörten, ungetrübten Lust ein Ende macht.

Am zweiten Festtag wird von Morgens früh an nach der Scheibe geschossen, auf dem Festplatz wird es nach und nach lebendiger, Nachmittags wiederholen sich die Freuden von gestern, die Tombolaloose werden gezogen, bis später nach beendigtem Schießen Alles sich um die Tribüne versammelt, um zu hören, wem aus der Tombola das Glücksloos zugefallen; gleichzeitig werden die Prämien und Gewinne der besten Schützen ausgerufen, und derjenige, der oder für den der allerbeste Schuß gefallen, wird zum Schützenkönig gemacht. Während dem wird wieder eingezündet, alles tageshell, Kanonenschläge und zischende Raketen verkünden eine neue Ueberraschung, auf einem mehr zurückliegenden Theil des großen Festplatzes sucht ein brillantes Feuerwerk mit seinen herrlichen Farben und Abwechslungen den Lichtglanz noch zu überbieten; wieder Musik und Tanz wie gestern, und wieder leuchtet die Sonne den letzten Nachzüglern nach Hause.

Die Universität Oxford.

(Zu dem Bild S. 729.)

Oxford, die älteste englische Musenstadt, liegt in einer parkähnlichen, fruchtbaren Hügelgegend am Ufer der Themse und zählt etwa 28–30,000 Einwohner; Athenae Anglorum nennen es mit Stolz die Söhne Albions, welche dort am Born der Wissenschaft sich satt tranken. Die Fremden, welche die Weltstadt London besuchen, pflegen ihre Ausflüge in die Umgegend, die Themse aufwärts, in der Regel nicht weiter als bis Windsor auszudehnen, welches über die Kronen Jahrhundert alter Eichen mit Thürmen, Zinnen und epheuumranktem Gemäuer ragt. Einen noch eigenthümlicheren Anblick gewährt aber das oberhalb desselben Stro-



1. Jesus-Collegium. 2. Exeter-Collegium. 3. Kapelle. 4. Halle. 5. Garten und neue Bibliothek. 6. Rektors Wohnung. 7. Neues Viereck. 8. Rückseite des Ashmolean-Museum. 9. St. Michaelskirche. 10. St. Maria Magdalenenkirche. 11. Märtyrer Monument. 12. Universitäts-Gallerieen. 13. Worcester-Collegium. 14. St. Gileskirche. 15. St. John's-Collegium. 16. Garten. 17. Balliol-Collegium. 18. Trinity-Collegium. 19. Wadham-Collegium. 20. Neues Museum. 21. Broad-Straße.

Die Universität Oxford aus der Vogelperspektive. (S. 729.)

nes gelegene Oxford, und betrachtet man die Pracht seiner vielen Kirchen, Kapellen, Paläste und Colleges, meist im gothischen aber altsächsischen Styl ausgeführt, so ist es Einem, als blicke man hinein in die Dämmerung verschwundener Jahrhunderte. Alles ist so sonderbar und eigenthümlich in Oxfords Straßen, am besten noch könnte man es mit unserem deutschen Nürnberg vergleichen. Unter den vierundzwanzig Colleges, welche durchschnittlich von 6000 Studenten besucht werden, zeichnen sich Christ-Churchcollege, das größte und im gothischen Styl gebaut, aus, ferner Universitycollege, 1249 gestiftet, Queens-, New- und All-Soulscollege, welch' letzteres hauptsächlich vom jungen englischen Adel besucht wird. — Fast jedes College besitzt außer den Gebäuden, welche die Hörsäle enthalten, Wohnungen für Professoren und Zöglinge, Kirchen, weitläufige Gärten, kostbare Bibliotheken, von denen die Universitätsbibliothek allein 650,000 Bände und 40,000 Manuskripte umfaßt. Den Vordergrund unserer heutigen Illustration nimmt Exetercollege ein, welches im Jahr 1307 von Walter de Stapledon, Bischof von Exeter, im ersten Jahre seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl unter der Regierung Eduard's II. gegründet wurde. Stapledon fiel der Wuth des londoner Pöbels zum Opfer, welches ihn ermordete und seinen Leichnam 1326 in die Fluten der Themse warf. Das College ging aus sehr geringen Mitteln hervor, spätere Wohlthäter aber vermachten beträchtliche Summen, und so wuchs seine Ausdehnung immer mehr. Es waren auch die ursprünglichen Gebäude weder groß, noch besonders prächtig, erst in späteren Jahren kam ein Anbau zum andern, und heute nimmt es unter den Colleges von Oxford mit den ersten Rang ein. Die Front desselben, Turl-Street zugekehrt, ist 220 Fuß lang und aus Quadern von Bath errichtet; der mittlere Thurm derselben wurde 1835 wieder neu dekorirt. Die neue, im Jahr 1857 begonnene Kapelle ist nach einem Plane von Scott im reinsten hermanischen gothischen Styl erbaut; und die Bibliothek im Fellow's-garten muß als der architektonische Edelstein des Universitätsgebäudes betrachtet werden; sie datirt vom Jahr 1851, gleichfalls nach einem Plane Scott's erbaut.

Wochen-Chronik.

23. — 30. Juli.

Deutschland. Frankfurt a./M. 23. Die Bundesregierung hat zum Zweck der fortifikatorischen Armirung von Rastatt 119,000 fl. bewilligt. — Dresden 24. Die zweite Kammer nahm den Gesetzentwurf über ein bürgerliches Gesetzbuch mit 62 gegen 4 Stimmen an. — Berlin 25. Man geht damit um, der Volkszeitung ein noch entschiedener links gewandtes Blatt an die Seite zu setzen. 28. Der Staatsanzeiger enthält das Gesetz wegen Erhebung der Stempelsteuer von Zeitungen &c. Am 29. reist Herr von Schleinitz nach Baden-Baden zum König. — München 27. Beendigung der Universitätsrektorwahl; gewählt wurde Dr. Beckers. In der Kammer der Abgeordneten Ende der Berathung des Güterzusammenlegungsgesetzes. — Stuttgart 28. Der König kehrt von Ragaz nach Stuttgart zurück. — Koburg 30. Der Landtag nimmt die die Erhaltung des diesseitigen Kontingents durch Preußen, respektive dessen Hoheitsrechte über dasselbe stipulirende Hauptkonvention an.

Oesterreichische Monarchie. Prag 23. Der böhmische Landesausschuß sendet eine Adresse an den Kaiser um Belassung des Grafen Forgach auf dem Statthalterposten von Böhmen. — Pest 25. Graf Forgach, der neue Hofkanzler, erläßt ein Rundschreiben an die Bannerträger und Obergespanne. — Wien 24. Justizminister Pratobevera tritt wegen Augenleiden einen längeren Urlaub an. Am 25. Auflösung des istrischen Landtages. 26. Der französische Gesandte Marquis de Moustier bestimmt seine Abreise auf den 1. August, ein Zeichen, daß Ludwig Napoleon nicht von Vichy nach Karlsbad kommen wird. 29. Einer Deputation, welche eine Petition der Militärgrenze nach Wien bringen wollte, ist bedeutet worden, es werde den Wünschen durch die Regierung Rechnung getragen werden. 30. Graf Rechberg beantwortet eine Frage betreffend Kurhessen dahin, daß Oesterreich nach Kräften bemüht sein werde, den Ständen Kurhessens zu aller Freiheit zu verhelfen.

Schweiz. Bern 24. Im Ständerath wird ohne Diskussion der Kredit für die Anschaffung gezogener Kanonen für die eidgenössische Armee bewilligt. — Ragaz 25. Bundesrath Dr. Jonas Furrer stirbt. — Bern 30. An Stelle Furrer's wird Dr. Dubs von Zürich gewählt.

Großbritannien. London 24. Zur Reorganisirung des britischen Museums werden vom Parlament 75,000 Pfund Sterling bewilligt. 25. Lord Herbert's Austritt aus dem Ministerium ist entschieden; das irische Sekretariat wird auf Sir Robert Peel übergehen.

Frankreich. Paris 25. Der Preßprozeß gegen den Herzog von Broglie ist aufgehoben, alle mit Beschlag belegten Exemplare müssen zurückgegeben werden. Ein Gerücht läßt den König von Preußen in Begleitung des Kaisers von Rußland nach Chalons gehen. 26. Der Kaiser trifft am 30. oder 31. in Fontainebleau ein. Der Moniteur veröffentlicht einen Bericht des Unterrichtsministers an den Kaiser, in welchem um eine Verbesserung der Lage der Elementarlehrer nachgesucht wird. 28. Die Vollendung des Kanals von Roubaix wird angeordnet. Der Moniteur veröffentlicht den zwischen Frankreich und der Türkei abgeschlossenen Handelsvertrag. 29. [illegible] Vervollständigung des [illegible] längs der französischen Küste [illegible] Mont-Cenis-Tunnel gibt Auskunft [illegible] Merode's [illegible].

Italien. Neapel 24. [illegible] wurde ein bewaffnetes [illegible] Montemeleim [illegible] Privatzeichnungen [illegible] Abschluß des [illegible] Rattazzi abgeben. 28. [illegible] Genua 29. [illegible] Nationalgarde mit den [illegible].

Spanien. Madrid 24. Die Verhaftungen in Andalusien [illegible].

Türkei. [illegible] 26. Eine vorgeschlagene Konferenz zwischen Omer Pascha und dem Fürsten von Montenegro [illegible] gereist. — Konstantinopel 25. Der Sultan wohnte einem Ministerrath bei, in welchem [illegible] Unterzeichnete [illegible].

Amerika. New-York 17. Im Kongreß beantragt Sumner die Abschaffung der Sklaverei durch Entschädigung der Eigenthümer.

Briefmappe.

Hrn. B. Dr. in Zell a. d. M. Wir bringen keine Gedichte und bedauern daher, auch das Ihrige nicht aufnehmen zu können. Für Ihre freundlichen Gesinnungen sind wir Ihnen sehr verbunden.

Hrn. E. St. in San Francisco. Ihre Einsendung hat uns sehr gefreut, eignete sich jedoch nicht für uns, sondern für eine Tageszeitung, an die wir sie befördert haben. Erhalten Sie uns in den Wirren des Kriegs Ihre freundlichen Gesinnungen.

Hrn. Dr. M. O. in Wien. Wir sind gern bereit, Ihren Anerbietungen entgegenzukommen, werden aber auch nur die Momente berühren, die mit der Zeit in einer Verbindung stehen.

Hrn. Graf. v. S. in Berl. Sie haben sich in Beziehung auf die Zig. zu früh gefreut, lassen Sie sich inzwischen die Zeit nicht gereuen.

Hrn. H. G. in St. G. Wir haben Ihren Brief erhalten und werden die Sache besorgen. Es freut uns, daß unser Bild solchen Anklang gefunden.

Fr. v. R. in Hof M. Wir erhalten in diesem Sommer die Schilderung, wir haben in ein sehr [illegible] eine solche aus der Feder [illegible] gebracht.

Hrn. Hofr. L. in K. Wir hoffen noch in dieser Saison das Bad zu bringen, es ließ sich nicht früher machen.

Hrn. Ingen. A. G. in L. Lassen Sie uns die Zeichnung möglichst rasch zugehen; es ist keine Zeit zu verlieren. Von der Einweihung werden wir ein Bild bringen; oder die Sache selbst anderweit vermitteln.

Hrn. Regierungsrat K. in G. Die Handschrift war uns wohlbekannt, sie zeugt von einem sehr [illegible] Charakter, wenn uns unsere Kenntniß nicht täuscht, aber er kann durch Schmeichelei gewonnen werden.

Frl. C. v. C. in Mannh. Sie sind zu liebenswürdig, als daß wir Ihre Bitte abschlagen könnten; lassen Sie die Gedichte Hölderlin's kommen; diese werden Ihrem Geiste zusagen. Wir haben Ihre Liebenswürdigkeit durch dieses Kompliment erwiedert.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

Bekanntmachungen aller Art.

Literarische Anzeigen.

Musikalische Neuigkeiten.

926

Die

Fabrikation der kohlensauren Moussée-Getränke,

als:

des künstlichen **Champagners**, der künstlichen moussirenden **Mineralwasser** (Selters, Soda, Emser, Wildunger etc.), der **Limonades gazeuses** (aus Ananas, Citron, Apfelsinen, Himbeer etc.), des moussirenden **Gingerbeers** (Ingwerbieres), moussirenden **Maitrankes**, moussirenden **Apfelweine**, **Johannisbeer-** und **Stachelbeerweines** etc. (Apfelwein- etc. Champagner), moussirenden **Punsches**, **Grogs** etc.,

sowie

sämmtliche zur Herstellung derselben erforderlichen Maschinen und Apparate

aus der Fabrik von

J. Gressler & Comp. in Berlin,

Königsstrasse 34,

Fabrik chemischer, physikalischer und pharmazeutischer Apparate.

(Fortsetzung von Nro. 45.)

Transportable Füllgefässe.

Zur Erzielung eines gesteigerten Absatzes der moussirenden Getränke hat man die sogenannten *transportablen Füllcylinder (Cüvetten)* (Fig. 4 u. 6), sowie die *transportablen Füllballons (Sprudelballons)* (Fig. 5 u. 7) construirt, mit Hülfe deren es ermöglicht ist, die glasweise Verabreichung der Mousséegetränke gleichzeitig in verschiedenen, von einander entlegenen Theilen einer Stadt stattfinden zu lassen.

Diese Gefässe, aus starkem Kupferblech und innen sorgfältigst verzinnt, werden mit moussirender Flüssigkeit gefüllt und (möglichst kühl gehalten, daher im Sommer auf nassem Stroh oder in Eiskübeln liegend) dahin transportirt, wo der Ausschank in Gläsern stattfinden soll. Man hat diese Gefässe in zwei verschiedenen Formen und in zwei verschiedenen Constructionen, und zwar letztere:

1) Zur Einfüllung der im *Mischgefäss* eines Apparates nach Abbildung 2 und 3 bereits mit Kohlensäure gesättigten Flüssigkeit, welche von dem Abfüllhahn des letzteren aus in die, aus beistehenden Abbildungen Nr. 4 und 5 ersichtlichen *Cüvetten* und *Ballons* eingelassen wird.

2) Zur direkten Zuleitung des Kohlensäuregases von der letzten Waschflasche eines Apparates (Fig. 2 oder 3) oder eines *Cüvettenfüllapparates* aus (Fig. 17) in den bereits mit Flüssigkeit gefüllten Cylinder (Ballon), welcher in diesem Fall mit *Rührwerk*, zur Mischung des Gases mit der Flüssigkeit, und mit abschraubbarem *Manometer*, zur jederzeitigen Uebersicht des im Gefässe vorhandenen Druckes, versehen ist (Fig. 6 u. 7).

Im ersten Falle wird der Abfüllhahn des die moussirende Flüssigkeit enthaltenden Mischgefässes durch ein Leitungsrohr mit dem Hahn der Cüvette (resp. Ballon) verbunden, der Abfüllhahn des Apparates geöffnet und gleichzeitig die Schraubenkapsel an der Cüvette ein wenig gelüftet. Die mit Kohlensäure imprägnirte Flüssigkeit strömt somit in den Cylinder ein und verdrängt gleichzeitig die in demselben befindliche atmosphärische Luft, welche durch die ein wenig aufgedrehte Kapsel entweicht; letztere wird, noch vor gänzlicher Füllung des Gefässes, wieder luftdicht geschlossen.

Im zweiten Falle wird mit dem Cylinder (oder Ballon) in derselben Weise wie mit dem *Mischgefäss* eines Apparates (Fig. 2 oder 3) verfahren. Der Cylinder wird auf das ihn tragende Stativ fest aufgeschraubt, bis auf einen kleinen Raum mit Wasser (Wein etc.) gefüllt, und dann von der letzten Waschflasche aus die Kohlensäure in das Gefäss eingeleitet. Durch Drehung des in dem letzteren befindlichen Rührwerkes wird die Mischung der Kohlensäure mit der Flüssigkeit bewirkt und findet die Regulirung des erforderlichen Druckes mit Hülfe des am Cylinder (Ballon) angebrachten an- und abschraubbaren Federmanometers Statt, und zwar, wie bei Angabe der Handhabung der Selbstentwickelungsapparate (Fig. 2 u. 3) erläutert, durch wechselweise Drehung der beiden Rührwerke im Entwickelungsgefäss und im Füllcylinder.

Wie die beistehenden Abbildungen (Fig. 4—7) zeigen, werden die transportablen Füllgefässe in Cylinder- und in Kugelform angewendet; die erstere Form aber, da sie billiger herzustellen und leichter zu handhaben ist, ist häufiger als die Kugelform im Gebrauch. Wir notiren hiemit die Preise derselben.

Transportable Füllgefässe

in acht verschiedenen Grössen.

1) **Füllgefässe**, *eingerichtet zur Füllung vom Mischgefäss eines Apparates aus*, daher *ohne* Rührwerk und Manometer.

a) Füllcylinder (Cüvetten) nach Fig. 4.

Inhalt:	12	16	20	25	30	40	50	60	Quart
à Stück:	17½	21	25	30	34	40	46	52	Thaler.

b) Füllballons nach Fig. 5.

Inhalt:	12	16	20	25	30	40	50	60	Quart
à Stück:	21	26	30	36	40	46	56	61	Thaler.

2) **Füllgefässe** *mit Rührwerk und Vorrichtung zum Anschrauben eines Manometers*; eingerichtet zur direkten Zuführung der Kohlensäure in die bereits mit Flüssigkeit versehenen Gefässe (Fig. 6 u. 7). Unter Anwendung entweder eines *Selbstentwickelungsapparates* nach Fig. 2 oder 3, welcher für diesen Zweck mit besonderem Hahn an der letzten Waschflasche und Leitungsrohr, zum Füllgefäss führend, versehen wird; oder eines *Pumpenapparates* nach Fig. 1, so dass mit Hülfe der Pumpe das Kohlensäuregas, statt in das Mischgefäss, in das transportable Füllgefäss eingetrieben wird; oder endlich unter Benützung eines für Füllung dieser Gefässe speciell eingerichteten *Cüvettenfüllapparates* nach Fig. 17.

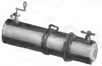


Fig. 4. Sprudel-Cüvette.



Fig. 5. Sprudel-Ballon.



Fig. 6. Cüvette mit Rührwerk.



Fig. 7. Ballon mit Rührwerk.

Die Preise dieser Sprudelgefässe, und zwar sowohl der in cylindrischer als in runder Form (Cüvetten und Ballons), stellen sich um 10—18 Thlr. pro Stück höher als die, der unter 1) a und b angegebenen Füllgefässe.

(Sämmtlicher Zubehör zur Aufstellung der Sprudelgefässe, als: *Leitungsröhren* von Zinn oder verzinntem Kupfer; *Eiskübel* von Zinkblech oder von Holz mit Zinn oder Zinkbeschlag; *Ausschankhähne*, versilberte; *Controlvorrichtung* zur glasweisen Zählung der verabreichten Getränke; *Saftgefässe* mit Mensurirvorrichtung am Hahn, zur Zulassung eines gewissen Quantums Fruchtsaft für jedes Glas etc. wird von uns auf Verlangen mitgeliefert.)

Schränkchen und Ladentische zur Verabreichung von Mousséegetränken.

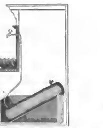


Fig. 8. Durchschnitt eines Mineralwasser-Schränkchens.



Fig. 9. Mineralwasser-Ladentisch.

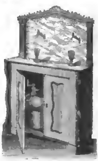


Fig. 10. Mineralwasser-Schränkchen.

Der mit der moussirenden Flüssigkeit gefüllte Cylinder (oder Ballon) wird an seinem Bestimmungsort, d. h. da, wo die Verabreichung der Mousséegetränke stattfinden soll, also in Apotheken, Konditoreien, Restaurationen, Kaffeehäusern, sowie in öffentlichen Trinkhallen, Brunnengärten etc. in Ladentischen (Fig. 9) oder an der Wand stehenden Schränkchen (Fig. 8 u. 10), und zwar dem Publikum nicht sichtbar, placirt; dieselben werden entweder in ein Gefäss von Zinkblech oder von Holz (gewöhnlich mit Zinn oder Zink ausgeschlagen) mit Wasser mit Eisstücken enthaltend, eingelegt, und zwar die cylindrischen Gefässe in schräger Lage, wie aus beistehender Fig. 8 ersichtlich; oder die am Gefäss befindliche Leitungsröhre wird durch einen mit Wasser und Eisstücken ausgefüllten Kühlapparat hindurchgeführt.

(Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 47.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

VI. Band. — III. Jahrgang. Zweites Semester.

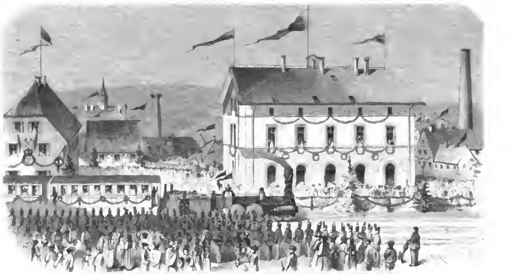
herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, 18. August 1861.

Erscheint jeden Sonntag. Preis vierteljährlich Thlr. 2 oder fl. 3. 30 kr. rhein.

Inhalts-Uebersicht.



Die Eröffnung der Remsthalbahn in Württemberg. Ankunft des ersten Zugs in Wasseralfingen. Originalzeichnung von [illegible]

Vierundzwanzig Stunden.

Eine Wachtstuben-Geschichte

von

Edmund Hoefer.

(Schluß.)

„Ich weiß nicht mehr, Jungen," fuhr der Alte nach einer Pause fort, in der er die bei der Erzählung des Bisherigen erloschene Pfeife wieder in Brand setzte, „ob ich euch schon gesagt habe, daß ich nicht nur fortan während des Kriegs, sondern auch nachher noch volle zwanzig Jahre bei meinem Kommandeur blieb, so lange er aktiv, und als er sich hatte pensioniren lassen, kurz bis an seinen Tod. Da hat er viel auf mich gehalten und kein Geheimniß vor mir gehabt, und einmal in einer ganz besonderen Stunde — denn sonst redete er niemals über das, was in dieser Nacht geschehen — sprach er mir auch von dem, was es in der Unterredung zwischen dem Baron und ihm gegeben. So kann ich euch das mittheilen, denn es gehört zum Ganzen.

„Als der Baron von mir in's Zimmer geführt worden, hatte der Kommandeur ihn höflich zum Sitzen genöthigt und dann nach einer Weile angefangen: ‚Es thut mir leid, Herr Baron, daß ich Euch so wiedersehn muß. Grade heraus, Vertrauen zu Euch hab' ich nie gehabt. Wie Ihr heut Nachmittag gegen mich auftratet, ließ mich fürchten, daß Ihr etwas vor mir verheimlichen möchtet, und daß ein Mann in Eurer Stellung wirklich preußenfreundlich sei, kam mir unglaublich vor. Sobald aber habe ich meinen Verdacht nicht bestätigt zu sehen geglaubt, und — deutsch heraus — noch weniger habe ich geglaubt, daß Ihr trotz Allem, was geschehn, Euch dennoch im Schloß attrapiren lassen würdet. Ich habe mit meiner Order an den Major gezögert so lange ich konnte. Und wieder deutsch heraus — an einem Gefangenen, wie Ihr jetzt seid, ist, wie ich weiß, auch dem König nichts gelegen. Euer Verbrechen ist ein trauriges und Eure Strafe kann nur eine noch traurigere sein — für jeden Mann von Ehre.'

„‚Mein Herr,' hatte der Baron dann entgegnet, ‚ich verstehe weder, wie ich zu diesem Eurem Ton gegen mich komme, noch wie Ihr zu solchen Worten gegen mich berechtigt sein wollt. Wie mir scheint, klagt Ihr mich an und muthet mir sogar zu, daß ich hätte — ich weiß nicht weshalb — entfliehen sollen — alles Dinge, die uns der Luft gegriffen sind, während meine Klage sich etwas ernster gestalten dürfte, die Klage, daß man mich schmählich überfallen, daß man mich gegen Recht und Gesetz aus meinem Hause gerissen, meinen Diener getödtet, mich selbst wie einen Verbrecher über Land schleppen läßt. Der Krieg bringt manches Schwere, Unvermeidliche mit sich. Das weiß ich, und habe daher das auch nicht auf meine politische Ueberzeugung wirken lassen, was vor vier Jahren in Reihersdorf geschah, obgleich der Schreck darüber mich meine Gemahlin kostete. Jetzt aber ist es etwas Anderes. Innerhalb der preußischen Kantonnements ist Friede, habe ich bisher gemeint, zumal für diejenigen, die für Friedrich II. fühlen, und ganz besonders für mich, dem man Freiheit von allen Lasten ausdrücklich zugesagt. Seid aber versichert, mein Herr,' schloß er etwa, ‚ich werde eklatante Satisfaktion verlangen und erhalten. Wie Ihr bereits von mir hörtet, bin ich dem König persönlich nicht unbekannt, und ich werde dieß zu verwerthen wissen.'

„Da sagte der Herr von Below ernst: ‚Das thut. Ich liefere Euch morgen nach Freiberg, in's Hauptquartier. Zugleich liefere ich dahin aber auch Euren Gartenknecht, der bis zehn Uhr wieder in Reihersdorf sein sollte, von uns aber aufgegriffen wurde, sammt dem Zettelchen mit Eurer Schrift an den General so und so, und sammt dem General selber, den ich mir heut Abend aus R. holte, und einigen anderen Herren, von denen ein paar sogar heimlich bei Euch im Schloß waren und unsere Kantonnirungen von dort aus kennen zu lernen suchten. Wie nun, Herr Baron?'

„So weit, daß er nachgegeben, war der schlechte Mann aber noch lange nicht. Er that bald hochmüthig wie ein rechter Thor, bald unschuldig wie ein neugeboren Kind. Er leugnete alles und alles, allein der Kommandeur trieb ihn aus allen Ecken immer weiter und weiter, und so ging das Gerede noch eine Zeitlang hin und her, bis der Herr von Below endlich sagte: ‚Seht, Herr Baron, so steht's. Wäret Ihr als gut sächsisch bekannt und als Freund Eures Königs und Herrn und seiner Alliirten, so wäre, was Ihr gethan, vielleicht nicht klug, und Ihr würdet dafür gestraft, allein kein Ehrenmann in der Welt würde Euch dieß zur Unehre anrechnen, noch darin einen Makel für Euch sehn. Jetzt aber habt Ihr uns Freundschaft geheuchelt, Euch in unser Vertrauen geschmeichelt, Euren Verwandten, den Herrn von Sydow, mißbraucht und auf ein Haar für immer unglücklich gemacht. Nennt dieß Benehmen selbst bei seinem richtigen Namen. Wie ich den König kenne, verzeiht er einen solchen Verrath niemals. Euer Strafe wird die härteste sein.' Und nahe zu ihm tretend, hatte er leise hinzugesetzt: ‚Ich will Euren Tod nicht. Geht, unglücklicher Mann. Es ist niemand draußen, als ein schläfriger Posten und die Ordonnanz. Die hält Euch nicht auf. Ihr Pferd muß dort angebunden stehn. Nehmt's und sucht auf einem Seitenwege zu entkommen.'

„Da hatte der Baron, wie betäubt, mit beiden Händen an seinen Kopf gefaßt, und einen Augenblick tief athmend aber stumm gestanden. Und da in dem Moment war die Thür aufgesprungen, das Fräulein herein und mit einem lauten Schrei an die Brust ihres Vaters gestürzt. — Der Baron stieß einen Schreckensruf aus, der Kommandeur fluchte ein wenig über die Unterbrechung, und das Mägdlein weinte. Das hatten wir Alles draußen gehört.

„Nach ein paar Sekunden rafft die Dame sich auf, tritt zu Herrn von Below und spricht: ‚Ich komme, mein Herr, bei Euch für meinen Vater zu bitten. Ihr traut ihm etwas zu, dessen er nicht schuldig sein kann. Man hat ihn bei Euch verläumdet. Er liebt die Preußen und verehrt ihren großen König; er bewies das auch dadurch, daß er mich mit unserem preußischen Vetter Sydow, den ich vor drei Jahren kennen lernte, jetzt verlobte.' So redet sie, und es sei ergreifend gewesen, das junge Geschöpf so innig, so überzeugt und zugleich so würdevoll sprechen zu hören, hat mir der Herr später gesagt. Es habe ihn auch mächtig ergriffen, mehr als anscheinend den Vater, der noch ganz konsternirt und finster gewesen.

„Der Herr von Below nimmt ihre Hand, streichelt sie und lächelt dann in das glühende Gesicht, — und, Jungen, so streng sein Auge blicken konnte, wenn er wollte, lachte es dann so sanft und freundlich wie ein Maihimmel — und darauf sagt er, er habe ihrem Vater ja eben wenigstens den Weg zur Freiheit eröffnet, und wenn nun auch noch der Rittmeister vor der Thüre stehe, der werde den Herrn nicht zurückhalten. Aus dem Dorf komme er trotz den Posten leicht. Einem guten Reiter mit einem sicheren raschen Pferde sei nichts unmöglich. Und so fuhr er fort: ‚So mag er gehn, wohin er will und kann. So lange mein Regiment hier steht, werde ich dafür sorgen, daß um Euret- und Eurer Geschwister willen, mein Kind, die Güter so viel wie möglich geschont werden. Ihr selber könnt einstweilen ruhig im Schloß bleiben, bis man eine andere Zufluchtsstätte für Euch ausgemacht hat. Ihr seid sicher unter der Hut Eures Bräutigams und unter meiner. Ich habe daheim auch so ein Töchterlein und hab's lieb. Und so wird Alles gut werden. Nur das Eine sagt mir, Herr Baron,' wandte er sich diesem zu, ‚wie kommt Ihr bei Euren Gesinnungen dazu, Euer Kind auch mit einem Preußen zu verloben? Das ist doch ein Ernst, bei dem man nicht — Versteckens spielen kann mit seinem Fühlen und Denken.'

„Da fährt der Baron grimmig auf und ruft: ‚Und wenn Ihr Alles wißt, mögt Ihr auch dieß wissen — ich hasse euren König, euer Land und Volk, euch alle mit einander, — ich hasse und verfluche euch! Und den Narren, den Sydow, habe ich benützt, wie es noth that. Ich hab' ihm einen Köder hingeboten. Meine Tochter wirklich ihm oder überhaupt einem von ihm zu geben — lieber dem Teufel!' Und das Mägdlein an sich reißend, setzt er höhnend hinzu: ‚à revoir!' — Das heißt auf unsere Weise — ‚auf Wiedersehn!' — und tritt gegen die Thür.

„Der Kommandeur hat den schlechten Mann wie betäubt angestarrt. Nun fährt er auf und schreit laut: ‚Ordonnanz!' denn — der darf nicht fort! denkt er. — Und der Baron ruft etwas, was Below nicht versteht, denn zugleich ist ein Pistol — so ein kleiner Sackpuffer — in der Anderen Hand, der Schuß fällt, der Kommandeur wird durch die aufschlagende Kugel für den Augenblick zurückgeworfen und wirklich betäubt, — der Baron springt mit der Tochter hinaus — wir stürzen hinein — aber das Alles wißt ihr schon, und ich habe hier nur noch zu sagen: daß er das Fräulein mit fortgebracht, darf euch nicht verwundern, denn, wie ihr hörtet, war er ein großer starker Herr, und das Mädchen war fein und zart und schlank — mein Herr von Below hieß es immer, wie eine Elfe. Ich weiß freilich nicht, was das für Dinger sind, aber er wird schon das Rechte getroffen haben, wie er's immer that. —

„Der Kommandeur ließ es sich nicht nehmen, zu Pferd zu steigen und hinauszureiten, und ich mußte ihm auf einem seiner Gäule folgen. Aber wir erfuhren nichts, was wir uns nicht selbst schon gedacht. Der Baron war in der Hast auf der Straße geblieben, wo natürlich mehr Mannschaft stand und auch eine Art von Verhau war. Er brach wohl durch, allein er ritt nicht nur einen oder zwei, die ihm entgegensprangen, nieder, sondern bekam dann auch Feuer aus nächster Nähe. Gewirkt hatte das — als es nicht lange darauf Tag wurde, fand man nach wenigen Pferdslängen Blutspuren auf dem Schnee — aber der Gaul war entweder unverletzt geblieben oder hatte doch Kraft behalten, seinen Verfolgern zu entgehn. Man hatte übrigens diese Verfolgung auch bald aufgegeben, da man gleich sah, daß bei der Unverletztheit des Pferdes von Einholen keine Rede sei; es waren bei dem Posten nur zwei Dragoner mit keineswegs guten und frischen Gäulen. Und der Lieutenant von den Füsilieren, der hier kommandirte, hatte auch den bald darauf folgenden Rittmeister schier mit Gewalt zurückgehalten. Was sollte der eine Mann beweisen?

„Der Rittmeister sah das selber ein und war in dumpfer, finsterer Stille. Als es jedoch Tag wurde und nun die Botschaft kam, daß man, wie gesagt, Blutspuren entdeckt, die sich fortsetzten, so weit man dem Wege, den der Baron genommen, folgte, da — es war im Zimmer des Kommandeurs und ich brachte nicht nur diese Nachricht, sondern auch die Meldung hinein, daß die Schwadron zum Abmarsch bereit sei, — da taumelte der Herr auf einen Stuhl nieder und schlug die Hände vor's Gesicht und seufzte, als wolle er sterben. Der Kommandeur trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach: ‚Muth, mein armer Kamerad, Muth! Ich will einen Trompeter nach R. schicken und fragen lassen.' Das geschah auch, und dann brachen wir auf und ritten mit der Schwadron nach dem Kamp bei Reihersdorf, zur Musterung des Regiments. Die Gefangenen, die wir in der Nacht gemacht, waren zuvor bereits mit einer Eskorte zum Quartier des Generallieutenants abgegangen.

„Auf dem Kamp bei Reihersdorf bekamen wir auch die Antwort auf die Frage nach dem Baron und seiner Tochter. Sie lautete — natürlich erfuhr ich es erst später — traurig genug: beide seien schwer verwundet und man zweifle an ihrem Aufkommen. Und um das nur gleich zu sagen — sie sind auch nicht aufgekommen, sondern einige Tage darauf beide gestorben.

„Daß die Botschaft keine gute sei, habe ich aber doch gleich gemerkt: denn als der Trompeter dem Kommandeur und dem von diesem herangewinkten Rittmeister rapportirte, sah ich den letzteren mit einem Mal sein Pferd zusammenpressen und herumreißen, daß ich fürchtete, es werde sich überschlagen. Und der Herr eilt auf seinen Platz zurück, und sein Gesicht war bleich, wie das eines Todten.

„Allein in diesen Stunden sollte ich nun einmal nicht zum Grübeln und rechten Ueberlegen kommen. Kaum hatte ich das gesehn, und der Trompeter hielt noch bei dem Kommandeur, — da kamen von Pönitz her im starken Galopp einige Offiziere geritten, grade auf uns zu, und als der Herr von Below sie gesehn, eilte er ihnen entgegen, salutirte vor dem Vordersten, der scharfe Blicke zu uns herüber warf, und redete hastig mit ihm. Ich kannte den Herrn noch von unseren Zügen in Pommern und Mecklenburg her gar wohl — es war der Generallieutenant von Platten selber.

„Gleich darauf hielt der Kommandeur schon wieder vor unserer Front. ‚Jungen,' redete er, und seine mächtigen Augen funkelten ordentlich vor Vergnügen, ‚heut Nacht hab' ich euch auf den Zahn gefühlt, jetzt sollt ihr die Feuertaufe haben. Der General komme mit ein paar Regimentern, um über das Korps herzufallen, das sich hinter R. gesammelt hat. Er will uns dabei sein lassen. Zeigt, daß ihr preußische Dragoner seid.' Und so ließ er uns abschwenken, und es ging im Trabe dem Gutenberger Wäldchen zu, wo die Anderen schon parat standen und der General seine Dispositionen austheilte. Dann zogen wir rasch weiter. Man kam kaum zur Besinnung, so hastig trieb Alles nach vorn. R. wurde von beiden Seiten umgangen, und zwei Stunden hinter dem Nest fielen wir in den Feind, den wir auf dem Marsche trafen und der uns, so schnell wie möglich gesammelt, erwartete, wie ein Donnerkeil hinein.

„Davon habe ich aber nichts mehr zu melden. Daß wir siegten, versteht sich von selber — es waren nur zwei österreichische Regimenter dabei, die uns eine Weile Stand hielten, aber dem furchtbaren Stoß endlich doch nachgaben; sonst waren's Reichstruppen — ein mühloser Sieg. Allein wir Dragoner von Brocke holten uns dort richtig die Feuertaufe, denn wir kamen mit den Oesterreichern zusammen und mußten ernstlich heran, und thaten unser Bestes. Und als es Mittag war, als die Husaren den Feind verfolgten und wir, wieder gesammelt, auf dem Felde hielten, da dankte uns der General selber und schüttelte unserem Kommandeur die Hand. Seitdem hatte uns keiner mehr ‚Schneider' geheißen, und unser Regiment hat contraire immer, selbst vom alten Fritz, nichts als Lob gekriegt.

„Das waren die ersten vierundzwanzig Stunden, die der Herr von Below an unserer Spitze stand, und wie es angefangen, so ging es fort. Ruhe erhielten wir wenig mehr. Es hieß, wie ich gesagt habe: allvorwärts vor den Feind!" —

Der alte Bauer schwieg, klopfte seine Pfeife aus und schob sie in die Rocktasche.

„Aber der Rittmeister, der Herr von Sydow?" fragte der Unteroffizier.

„Er ist nie wieder heiter geworden und wurde bei Torgau erschossen," lautete die Antwort des Alten. „Das war auch das Beste für ihn." Und indem er sein Glas aufhob und es dem Unteroffizier entgegenhielt, fuhr er fort: „Nun genug. Die Uhr muß acht vorüber sein und ich habe noch zwei Stunden nach Hause. — Gott befohlen nochmals, Kinder und ihr alle! Stoßt an mit mir! Gott stärke euch im Kampf, und ihr laßt das alte Wort auch jetzt wieder euch nachsagen: — Allvorwärts vor den Feind!"

Sie stießen klingend an. —

Die Eröffnung der Remsthal-Eisenbahn.

(Zu dem Bild S. 733.)

Am 18. Juli dieses Jahres wurde die vom Baurath Morlok gebaute württembergische Remsthalbahn, deren Ausführung auf der schwierigeren Strecke zwischen Cannstatt und Endersbach im Spätherbst 1859, auf der übrigen Linie aber erst im Laufe des folgenden Jahres begann, durch eine Festfahrt, an welcher die höchsten Staatsbeamten, die Mitglieder der beiden Kammern, sowie eine große Anzahl eingeladener Privatleute Theil nahmen, eröffnet. Aus Anlaß dieses frohen Ereignisses herrschte an diesem wie an dem folgenden Tage unter der Bevölkerung des Remsthales der größte Jubel; Ehrenpforten und Tannenbäume waren an allen Stationen errichtet, von den Thürmen der Dörfer wehten württembergische und bayerische Fahnen, die Wärterhäuschen waren geziert mit Blumen und Guirlanden, und die Bewohner strömten von Nah und Fern im sonntäglichen Putz, um das Lokomotivenwunder, welches fürder durch eines der fruchtbarsten Thäler Württembergs brausen sollte, anzustaunen. Einstweilen ist die Bahn nur bis Wasseralfingen beendet, und wird im Laufe der beiden nächsten Jahre bis Nördlingen, zum Anschluß an die bayerische Bahn, welche Verbindung bereits durch einen Staatsvertrag gesichert ist, fortgesetzt werden. Die Länge der Bahn von Cannstatt bis Wasseralfingen beträgt neunzehn Stunden. — Mittelst des Steinbergviaduktes verläßt die Bahn die Station Cannstatt, läuft einige Zeit mit der Filsbahn parallel, geht dann aber links ab und zieht sich in einer großen Kurve nach Waiblingen zu. Noch ehe man dasselbe erreicht, zeigt sich dem Auge ein reizendes Panorama. In der Mitte gewahrt man Stuttgart, die gothische Kirche am Berg, die schöne im italienischen Styl erbaute Villa des Kronprinzen, das Schloß Rosenstein, zur Linken erhebt sich der Rothenberg mit der Kuppel des Mausoleums der hochseligen Königin Katharina von Württemberg, der König Wilhelm ersten Gemahlin, zur Rechten ragt mit freundlichen Giebeln und weißen Häusern das am Neckarufer sitzende Dorf Münster und dehnen sich die berühmten Zuckerleweinberge aus. Hinter dem sogenannten Sulzerrain beschreibt die Bahn abermals einen großen Bogen, und führt mit einer Steigung von 1:80 durch einen tiefen Einschnitt, in welchem das wohlerhaltene Gerippe eines Mammuths gefunden wurde, nach der Station Fellbach, welche auf der schmidener Hochebene liegt. Von hier gelangen wir in sausendem Fluge nach Waiblingen, umgeben von herrlichen weinbewachsenen Hügeln, unter denen die Heppacher sich durch besonders gutes Gewächs auszeichnen. — Der sich für die mittelalterliche Historie Interessirende erblickt um Waiblingen wahrhaft klassischen Boden, denn von hier aus erschallte zum ersten Male der Parteiruf der Waiblinger oder Ghibellinen. Im Jahr 1250 kam die Stadt unter das württembergische Szepter und viele Herzoge wurden dort geboren. — Wir dampfen nun in das überaus liebliche Remsthal, das von dem kleinen Flüßchen, welches durch blumige Wiesengründe rauscht, seinen Namen erhalten. Auf den Hügeln überall Wein, fruchtbare Obstlehnen, wogende Getreidefelder und freundliche Häuser. Zur Rechten erblicken wir zunächst Endersbach, weiter rückwärts Stetten mit der Ruine Yburg, zur Linken liegt im Thale und unter Rebenranken Großheppach. Rechts folgen dann in einem Seitenthale die weinreichen Orte Beutelsbach und Schnaith. Ueber Grunbach erreichen wir endlich Schorndorf, welches, wie wir beim Hineinfahren nach dem Stationsgebäude bemerken, einst mit Mauern, Wällen und Thürmen wohl befestigt war. Der Ort war ein Hauptversammlungsort der rebellischen Bauern vom armen Konrad und erlitt mehrere Verwüstungen im dreißigjährigen Kriege. Bei dem Mordbrenner Melac rettete die Stadt der Heldenmuth der Frauen, die unter Anführung der Gattin des Bürgermeisters Künkelin die schon beschlossene Uebergabe verhinderten. — Auf dem ganzen Wege bis hierher gestaltet sich der Festzug zu einem wahren Volksfest. Hunderte von Menschen, Greise, Männer und frische Remsthalermädchen begrüßen mit freundlichen Worten und lauten Hochs den vorüberfahrenden Zug, und wo er einen Augenblick still hält, drängen ganze Schaaren unter Kichern, Lachen, Nachwinken von weniger Beherzten, in die Waggons, um das nie genossene Vergnügen einer Eisenbahnfahrt zu genießen. — Hinter Schorndorf, bei Urbach, fahren wir auf einer Ueberbrückung vom linken auf das rechte Remsufer, und erreichen bei Waldhausen staufischen Boden, denn die Hohenstaufen besaßen hier eine Burg, auf welcher Friedrich Barbarossa geboren wurde. Auf dem Klosterberge bei Lorch, an dessen Fuß die Bahn vorüberführt, und der besonders von oberhalb im Thale gesehen einen schönen Blick gewährt, an der Ecke des großen Römerwalls gelegen, errichteten schon die Römer ein Kastell, auf dessen Fundamenten dann später eine Burg gebaut wurde. In Lorch selbst brachte Schiller einen Theil seiner Kinderjahre zu. In der Nähe liegt Wäschenbeuren mit dem Wäscherschlößchen, der Wiege der Hohenstaufen. Bald zeigt sich auch der zweigipflige Rechberg mit Wallfahrtskirche und Schloß. Wir sind auf dem Bahnhofe des gewerbsamen Schwäbisch Gmünd. Gmünd gehörte ebenfalls den Hohenstaufen, von Herzog Friedrich von Schwaben wurde es ummauert (1090) und erhielt von Kaiser Friedrich I. Stadtrechte, nach dem Untergang der Hohenstaufen erwarb es sich die Reichsfreiheit, die es bis 1802 behauptete. Am Fuße dieses Berges liegt der Bahnhof, und nun umkreist die Bahn, am Fuße des Lindenfirst hin, neben der Rems her, die mit ihren Zinnen, Mauern und Thürmen noch so stattliche Stadt. Dann geht sie hart am Zuchthause Gotteszell vorüber, hinter welchem wir in das Schießthal der Artillerie sehen. An Hussenhofen und der Station Unterböbingen vorbei erreichen wir die Gegend von Mögglingen. Wir sind im obern Remsthale; noch einmal eröffnet sich eines der schönsten Bilder dieser herrlichen Alplandschaft von der Bahn, die etwas erhöht Mögglingen umkreist, aus. Rechts thalabwärts schließt das Dreigestirn: Hohenstaufen, Rechberg und Stuifen, die Landschaft ab, dann folgt der Bernhardusberg; den Mittelpunkt bildet, über das stattliche Mögglingen empor, das Thal beherrschend, der Gebirgsstock des Rosenstein mit seinen gewaltigen Felsmassen und Zinken; mit dem Rosenstein nehmen wir Abschied von der schwäbischen Alb. Bei Essingen haben wir den Remsursprung erreicht, in einem Einschnitte der Bahn auch die Wasserscheide, und von der Höhe, welche das „Albuch" einnimmt, geht es hinab in das Kocherthal. Aalen kommt zuerst im Jahr 1300 vor, 1328 war es bereits eine Stadt, und 1360 wurde es eine freie Reichsstadt mit demokratischer Verfassung. In wenigen Minuten haben wir vom Bahnhofe Aalen aus Wasseralfingen erreicht, und hier am Fuße des Braunen, welcher in seinen Gangwerken das Erz birgt, neben dem großartigen Werke, welches dasselbe in Hochöfen, Gießerei, Dampfhämmern, Walzwerk u. s. w. verarbeitet, endigt vorerst die Bahn. In Wasseralfingen stand bei Ankunft des Zuges und nach dessen festlicher Begrüßung ein Mahl in der ebenso einfach und schön, als hübsch, unter Anderem mit den Wappen der Städte, welche die Remsthalbahn theils schon berührt, theils in ihren Verkehr ziehen wird, dekorirten Güterhalle für die Gäste bereit. Die Berg- und Hüttenmannschaft in ihrer schönen, eigenthümlichen Uniform, sowie die Feuerwehr bildete die Ehrenwache. Nach dem Essen wurde von den Gästen das im vollsten Betriebe stehende Werk in Augenschein genommen und der Nachmittag vollends bei ausnehmend günstiger Witterung auf der durch ihre herrliche Fernsicht bekannten Erzgrube verbracht.

Die Zinsen.

Eine kulturhistorische Skizze.

Von H. Schramm.

(Schluß.)

Ueber die Größe des Zinsfußes bei den alten Römern vor dem prätorischen Edikt wissen wir nichts Genaues, nur das ist uns bekannt, daß zahllose Schuldenunruhen während der ersten Jahrhunderte der Republik stattgefunden haben. Die Römer rechneten nicht, wie wir heutzutage, die Zinsen nach Jahren, sondern nach Monaten, und daher waren centesimae usurae, welche im erwähnten Edikt mit Rücksichtnahme auf Steuerung des Wuchers als höchster Zinsfuß festgesetzt werden, 1 % monatlich, also 12 % jährlich. In der späteren Zeit wurden jedoch centesimae usurae gleich 1/24 des Kapitals oder 12½ % jährlich genommen, indem man jährlich 3 Siliquae (Vierundzwanzigtheile) von jedem Solidus des Kapitals berechnete. Schon um Cicero's Zeit müssen aber 12 % für etwas wucherisch gegolten haben. Als Octavian die Schätze des eroberten Egyptens nach Rom gebracht hatte, fiel der Zinsfuß von 12 % sofort auf 4 %; als sich dann durch den Verkehr diese Geldmasse wieder in die Provinzen vertheilt hatte, unter Tiber, stieg er wieder und betrug unter Kaiser Claudius 6 %; während des langjährigen Friedens unter Antoninus Pius aber sanken die Zinsen abermals auf 4 %. Darauf wurden wieder centesimae usurae die Regel, bis endlich Justinian auch hier eine durchgreifende Veränderung traf, indem er bestimmte, daß nur 6 % in der Regel genommen werden sollten, aber mit folgenden Ausnahmen: a) die vornehmen Personen durften nur 4 % nehmen; b) die Kaufleute dagegen 8 %; c) bei einem über See geliehenen Kapital durfte der Gläubiger, falls er die Gefahr selbst trug, centesimae usurae nehmen; d) von Landleuten durfte man nur 4 % nehmen.

In Deutschland war, wie schon erwähnt, alles Geldborgen auf Zinsen durch das kanonische Recht verboten. Wir haben aber auch bereits gesehen, daß man es theilweise durch den sogenannten Renten- oder Gültenkauf umging. Wer nämlich aus seinem Gelde Prozente ziehen wollte, gab sein Kapital unaufkündbar um eine jährliche Rente oder Gülte hin; z. B. es kaufte Jemand für 200 Thaler, die er zahlte, vom Empfänger eine jährliche Rente von 10 Thalern, von der sich aber Letzterer, wenn er wollte, wieder mit 200 Thalern loskaufen konnte. Der Sache nach war das nichts anderes als ein verzinsliches Darlehen, nur daß der Schuldner den Vortheil hatte, daß der Gläubiger ihm das Kapital nicht kündigen konnte. Später setzten die deutschen Reichsgesetze für diesen Rentenkauf eine bestimmte Höhe der Rente fest: es durften für 100 auf ein Jahr nie mehr als 5 Gulden versprochen werden. Indessen war doch, namentlich dem Gläubiger, diese Form sehr lästig, auch ersetzte sie bloß die vertragsmäßigen Zinsen. Allmälig machte daher der steigende Verkehr seine Macht geltend und es bildete sich im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts auf Grund einiger Reichsgesetze, die von der Zulässigkeit der Zinsen ausgingen, das Gewohnheitsrecht, die Rechtmäßigkeit in allen den Fällen, in denen das römische Recht eine Zinsverbindlichkeit eintreten läßt, anzuerkennen.

Allein das, was das römische Recht über das zulässige höchste Maß festsetzte, wurde nicht wieder hergestellt, denn nach gemeinem deutschem Rechte ist der höchste erlaubte Zinsfuß nur 5 %. Dabei ist aber noch Folgendes zu bemerken: 1) beim über See geliehenen Kapital kann man auch bei uns sich mehr als 5 % versprechen lassen, und gilt bei uns überhaupt gar kein bestimmtes Maß, da ja ein solches Geschäft nichts anderes ist als ein besonderes Assekuranzgeschäft, 2) kommt ein Schuldner mit der Rückzahlung des Kapitals in Verzug, so kann der Gläubiger den ganzen Schaden, den ihm der Verzug zufügt, also sein ganzes Interesse ersetzt verlangen. Hier nimmt jedoch das Gesetz an, daß dasselbe jedenfalls in den ihm für die Zeit des Verzugs entgehenden Zinsen besteht, er kann also jedenfalls für die Zeit des Verzugs jährlich 5 % Verzugszinsen beanspruchen. Kann der Gläubiger aber ein höheres Interesse nachweisen, so kann er natürlich auch diesen größeren Schaden ersetzt verlangen; 3) hat Jemand für eine Kapitalnutzung weniger als 5 % zu zahlen, z. B. nur 3½ %, er kommt aber mit der Zahlung des Kapitals in Verzug, so muß er vom Tage des Verzugs an 5 % zahlen; 4) ist auf landesübliche Zinsen kontrahirt, so sind dermalen 5 % zu geben. Diese sind bei uns auch dann zu zahlen, wenn eine Zinsverbindlichkeit aus andern Gründen als wegen Verzuges entspringt; 5) unbestimmt ist, ob ein Gläubiger die Zinsen sich vorausbezahlen lassen darf. Ganz unbedenklich ist es, sobald kein Zinswucher darin liegt; man muß aber dabei beachten, daß das Zinsmaximum von 5 % jährlich soviel heißt, als daß der Schuldner für ein Jahr, d. h. nach Ablauf desselben, nicht mehr als 5 % zahlen darf. In diesem Jahre nun kann der Schuldner selbst aus dem Kapital Zinsen von Dritten ziehen. Zahlt er aber vom Kapital die Zinsen voraus, also schon mit dem Anfang des Jahres, so verliert er dadurch diesen Vortheil. Es kommt also darauf an, ob der Betrag dieses Vortheils, zusammengerechnet mit dem Betrag der pränumerirten Zinsen, 5 % übersteigt oder nicht. Leihe ich z. B. heute Jemandem 1000 Thaler auf ein Jahr zu 5 %, lasse mir aber sofort 50 Thaler pränumeriren, so ist dieß Wucher; denn der Nutzen, den ich für dieses Jahr habe, besteht in den 50 Thalern vorausbezahlter Zinsen und in den Zinseszinsen, die ich aus diesen Zinsen wieder ziehen kann, also im Ganzen 52½ Thaler, die ich am Ende des Jahres habe, während ich dann nur 50 Thaler haben soll. Leihe ich aber das Kapital zu 4 % aus und lasse ich mir sofort für das erste Jahr die Zinsen mit 40 Thaler vorausbezahlen, so ist dieß ganz gültig, denn 40 Thaler und der Nutzen, den ich aus diesen ziehen kann, machen noch nicht das höchste Maß, also 50 Thaler am Ende des Jahres aus. Unsere Wechsler haben vermöge eines entschiedenen Gewohnheitsrechtes die Befugniß, eine kleinere Provision vorweg abzuziehen, ohne daß dadurch die Kapitalien- oder Zinsschuld gemildert wird; 6) wenn Vertragszinsen im Rückstand geblieben sind, so können sie nicht über den Betrag des Hauptstammes hinaus gefordert werden, also tritt von dem Zeitpunkte an, wo der Zinsenrückstand die Höhe des Kapitals erreicht, ein Stillstand in der Verzinsung ein (hier gibt es partikuläre Ausnahmen).

Bei den Juden war das Zinsminimum im Mittelalter gewöhnlich 10 %.

Zürich hatte um 1443 Kapitalien zu 4 % geliehen erhalten; 8 Jahre später, nach einem heftigen Kriege, nur zu 7½ %. Der hamburger Brand, verbunden mit der schlechten Ernte von 1841, erhöhte den mecklenburgischen Zinsfuß auf Jahre. Dasselbe war in Württemberg nach den vielen Mißernten von 1845—1853 der Fall.

In Schlesien wurde es selbst den Rittergutsbesitzern nach dem 7jährigen Kriege sehr schwer, unter 10 % jährlichen Zinsen und 2—3 % Maklergebühr Kapitalien zu erborgen.

In Mailand galten 25 % um 1167 natürlich für einen geringen Zinsfuß, und in Toskana sollen 20 % um 1234 das Gewöhnliche gewesen sein; in Verona betrug 1228 der den Juden gestattete Zinsfuß 12½ %, in Modena 1270 20 % und in Brescia 1268 nur 10 %.

Friedrich II. wollte den Zinsfuß für Neapel auf 10 % herabsetzen, konnte damit aber nicht durchdringen. Librario führt in seiner Schrift über die »economia polit.« des Mittelalters Verzinsungen aus den Jahren 1306—1399 zu 20, 15, 14 und 10, aber auch zu 5½ % an. Um 1430 beriefen die Florentiner Juden zu sich, um die enormen Zinsforderungen der das kanonische Recht übertretenden Christen zu ermäßigen und diese versprachen nicht über 20 % zu fordern!

In Frankreich hatte 1256 Ludwig IX. 150 asti'sche Wechsler verhaften lassen, und nachdem ihre in Frankreich ausgeliehenen Kapitalien mit Beschlag belegt worden waren, sie als Wucherer an ihren Feind, den Grafen von Savoyen, ausgeliefert. Aehnliches wiederholte sich 1268—1277. Um 1376 forderte der mit Florenz im Streit befindliche Papst alle Fürsten auf, die florentinischen Kaufleute in ihrem Bereiche zu berauben und als Sklaven zu verkaufen! Die Könige von Frankreich und England thaten dieß wirklich. In diesem Jahrhundert nahmen die Lombarden und Juden gewöhnlich 20 %. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts betrug der gesetzliche Zinsfuß 10 %, seit 1567 nur 8 %, seit 1601 (Sully) 6 %, seit 1634 (Richelieu) 5½ und seit 1665 (Colbert) 5 %. Diese Höhe blieb mit kurzen Unterbrechungen (z. B. nach dem spanischen Erbfolgekrieg [1702—1714], wo les usuries modérées 12—15 % nahmen!) bis zur Revolution. Nach dieser ging das Zinsmaximum wieder auf dieselbe Höhe zurück.

In England betrug der gesetzliche Zinsfuß unter Heinrich VIII (1509—1547) 10 %, unter Jakob I. Stuart (1603—1625) 8 %, unter Anna (1702—1714) 5 %, ja von Georg II. (1727—1760) an sind bei guter Sicherheit nur 2—3 % Regel. Uebrigens ist England heutzutage der Hauptmarkt für auswärtige Staatsanleihen, wie im 16. und 17. Jahrhundert die italienischen Handelsstädte, besonders Genua.

In Holland, wo man die Niedrigkeit des Zinsfußes als die Ursache alles Reichthums ansieht, betrug schon um 1660 der landesübliche Zinsfuß nur 3 %, jetzt 4 %.

Den Dänen wurde das Zinsnehmen 1554 bereits erlaubt, und zwar zu 5 %, „obschon es wider Gottes Gebot ist," dieser Handel jedoch nicht wohl ganz abgeschafft werden kann.

Was Rußland anbetrifft, so war das Geldausleihen mit Zinsen sehr frühzeitig erlaubt, und es betrug der Zinsfuß nach dem Gesetze Jaroslaws († 1054 Chr.) 40 % (s. Karamsin, russische Geschichte). Im 16. Jahrhundert war er auf 20 % herabgesunken. Ende des vorigen Jahrhunderts, als Katharina II. die Küstenländer des schwarzen Meeres erobert hatte, stieg der Zinsfuß wieder (weil Kapitalien wie Arbeiter in die neuen Ländereien übersiedelten). Anfang dieses Jahrhunderts betrug er in den Ostseeprovinzen 6, in Moskau 10, in Taurien 25, Astrachan 30 %! Noch jetzt sind 8—10 % gebräuchlich, ja Haxthausen sagt, daß in Kiew und Odessa 1½, 1¾, ja 2 % monatlich noch gewöhnlich sind. Die Kriege von 1805—1815 hatten natürlich ebenfalls eine Steigerung des Zinsfußes verursacht und zwar um 4 und 5 %.

In Griechenland beträgt der Zinsfuß zur ersten Hypothek mindestens 10, zur zweiten 15—18 %.

In den Vereinigten Staaten bekam man während des 18. Jahrhunderts selten weniger als 8 %, 1836 betrug der Zinsfuß in Pennsylvanien 6, in New-York 7, in den meisten Südstaaten 8—9, Louisiana 10 %.

In Südaustralien 1850 erhielt man bei voller Sicherheit nur mit 15—20 % geliehen.

In Persien beträgt der Zinsfuß 40—50 % gewöhnlich.

In den meisten ostindischen Staaten werden Kapitalien nur zu enormen Zinsen geborgt.

Den Chinesen sind 12—15 %, ja sogar 36 % nichts Ungewöhnliches! —

Photographien aus dem österreichischen Reichsrath.

II.

Rieger und Kuranda.

(Zu den Bildern S. 736 und 737.)

Die beiden vielgenannten Persönlichkeiten des österreichischen Reichsraths, welche wir unseren Lesern heute vorführen, gehören der Geburt, wenn auch nicht der Abstammung nach, Böhmen an, und gerade die Frage der Nationalität ist es in erster Reihe, was sie entgegengesetzten Seiten des Hauses zugeführt hat und sie zu erbitterten Gegnern macht. Rieger, dessen Name, gewiß zu seinem tiefsten Kummer, in ihm den Enkel deutscher Einwanderer verräth, hat sich mit dem ganzen Fanatismus des Convertiten dem Slaventhum in die Arme geworfen, Kuranda, der prager Jude, verficht mit nicht geringerer Leidenschaft das Deutschthum und den deutschen Beruf Oesterreichs. Die parlamentarischen Kämpfe zwischen Beiden haben längst einen Grad von Persönlichkeit angenommen. Einer sieht und verfolgt im Anderen den Abtrünnigen; spricht der Eine so lauert der Andere mit unverwandtem Blicke, ob er nicht ein

Blöße, einen Lapsus, eine Uebereilung erspähen könne, und ein einzelnes hineingeworfenes Wort, oder eine wohlvorbereitete und pointirte „persönliche oder thatsächliche Bemerkung“ fährt dem Redner durch die Parade. In beiden Abgeordneten begegnet uns in greifbarster Gestalt jene Rassenantipathie, welche, durch die unselige Politik der Unterdrückung einer Nationalität durch die andere genährt, im österreichischen Parlamente und im Neugestaltungsprozesse, welchen das Reich durchmacht, eine so große und unheilvolle Rolle spielt, und die erst durch lange Praxis der Freiheit und Gleichberechtigung wird ausgeglichen werden können. In der Polemik zwischen den Vertretern verschiedener Kronländer behält meistens die Objektivität die Oberhand; aber wenn Deutschböhmen oder Deutschmährer mit den Czechen, Polen mit den Ruthenen, Magyaren mit den Slovaken aneinander gerathen, so schlägt augenblicklich die Leidenschaft zu so hohen Flammen auf, daß man uns doppelt glücklich preisen muß, endlich den parlamentarischen Boden zur Durchfechtung der mannigfachen Ansprüche gewonnen zu haben.

Ein angelerntes fanatisches Slaventhum — das ist der Grundzug im Wesen Franz Ladislaus Rieger's, des anerkannten Führers der Czechen im Unterhause. Er scheint sich für verpflichtet zu halten, das Odium, welches ihm der leidige deutsche Name in den Augen seiner Landsleute auferlegen könnte, täglich auf's Neue zu vernichten, und das Bewußtsein, der deutschen Kultur Alles zu verdanken, was er weiß und kann, schürt seinen Ingrimm unaufhörlich an. In ihm und seinen Parteigenossen lebt die fixe Idee, das numerisch stärkere Slaventhum sei berufen in Oesterreich zu herrschen, und dieser Aberglaube ist der Schlüssel zu der gesammten öffentlichen Thätigkeit des begabten Mannes. Nachdem 1848 ein wahnsinniger Versuch, in Prag den Panslavismus praktisch in's Leben einzuführen, in jeder Weise schmählich gescheitert war — die Führer verstanden einander nicht auf dem Kongresse und das arme Volk auf den Gassen, das revoltirte, es wußte nicht warum und gegen wen, wurde von Windischgrätz mit Kartätschen zu Ruhe gebracht — ergriffen die Czechen eine andere Politik. Sie wurden im Reichstage die festesten Stützen der Contrerevolution, die heftigsten Gegner der Deutschen, Polen und Ungarn. Als die Ungarn an die Pforte des Reichsrathes pochten, und Vermittlung und Versöhnung suchten, war es vorzüglich Rieger's wilde Beredtsamkeit, welche die Zulassung der Deputation hintertrieb. Ungarn sei „Ausland“ für die deutsch-slavischen Länder, behauptete er und fragte höhnisch: „Was wollen die Magyaren im Reichsrath? Ihre schönen Bärte bewundern lassen.“ Als nach dem Siege der Contrerevolution die Rechte in Kremsier die Majorität hatte, glaubte er sein Ziel erreicht, triumphirend überschüttete er die Unterlegenen mit dem bittersten Spotte. Doch hätte ihn schon die Weigerung des Hofes und der Regierung, mit der Reichsversammlung nach Prag zu übersiedeln, lehren können, daß man sich so wenig von den Czechen wie von dem revolutionären Wien beherrschen lassen wollte. Um so größer war der Zorn, als endlich ihr grober Rechnungsfehler sich mit den Händen greifen ließ. Rieger trat zur Opposition über und überbot die entschiedensten Deutschen an Heftigkeit der Angriffe auf das Ministerium, was er und seine Freunde möglich gemacht hatten. Nach der Auflösung des Reichstags trug er sich sogar mit Plänen, den Anschluß an das Frankfurter Parlament zu bewirken, und nur der schleunige Verfall desselben verhinderte deren Ausführung. Ja, die Regierung zeigte deutlich, daß sie ihn für die Seele des Verschwörungswesens hielt, welches in den nächsten Jahren in Böhmen wucherte und den Festungen so viele Opfer lieferte. Die Zeit der Ruhe benützten die Czechen wohl, um im Stillen und auf ungefährlichen Gebieten eine nationale Agitation zu organisiren, deren Früchte jetzt offen zu Tage liegen. Seine Wirksamkeit im Reichsrath begann wie dereinst im



Franz Ladislaus Rieger. Nach einer Photographie.

Reichstage mit dem unverkennbaren und unermüdlichen Bemühen, die Thätigkeit der Versammlung soviel als möglich zu hindern, ihr Ansehen zu schädigen. Jetzt hält er die Fahne des Partikularismus hoch, hat sich mit Allen verbündet, die ein einheitliches Oesterreich so lange nicht wollen, als dieß seinen deutschen Charakter bewahrt; der böhmische Demokrat, der Schwiegersohn des Protestanten Palacky, ist der Bundesgenosse der Polen, der feudalistischen Partei, der Konkordatsritter geworden, und scheut vor keiner Transaktion zurück, welche ihm Aussicht eröffnet, das verhaßte Deutschthum erfolgreich zu bekämpfen. Zum Parteiführer ist er so wenig gemacht, als beispielsweis Herr von Vincke in der preußischen Kammer. Beide sind viel zu leidenschaftlich dazu, wirken nur durch Rücksichtslosigkeit in der Attake, sind schlagfertige Debatter, aber weder fähig Disciplin durchzuführen, noch selbst zu halten. Aber die oratorische Bedeutung Rieger's ist noch ungleich geringer als die des westphälischen Junkers; seine größeren Reden bleiben wirkungslos, weil sie weder reich an Gedanken noch gut gebaut sind. Rieger ist ein stattlicher Mann von mittlerer Größe, mit einem interessanten, von dunklem Haupt- und Barthaar umgebenen Gesichte; in den Augen lodert ein unheimliches Feuer, das nur zu wohl dem ganzen Eindruck seiner Persönlichkeit entspricht.

Ignaz Kuranda ist der Sohn eines Prager Antiquars. Autodidakt nennt er sich selbst mit einem gewissen Stolze, und die Eitelkeit des Parvenu spricht sich häufig in seinem Wesen, Reden und Schreiben aus. Aber was für Rieger ein ewiger Stachel bleibt, hat sich in Kuranda zum besten, festen Kern der Persönlichkeit gestaltet; wo Jener mit Haß, so gedenkt Dieser mit Dankbarkeit und Begeisterung dessen, was er der deutschen Bildung schuldet. Ein deutsches Großösterreich hat er in seiner schon langen literarischen Laufbahn jederzeit mit Eifer vertreten, in Brüssel und Leipzig in seinen „Grenzboten“, die vormärzlich unter seinen Händen zu einer Macht geworden waren, in Wien als Redakteur der „Ostdeutschen Post“. Mit Recht kann man ihm Kurzsichtigkeit zum Vorwurf machen, denn er glaubte wirklich an die Befähigung Bach's, dieses deutsche Großösterreich zu schaffen, und vergaß, daß, wenn ja die Form gelungen, der freiheitliche Inhalt jedenfalls verloren wäre. Im Reichsrath hat er eine bedeutendere Stellung gewonnen, als man erwarten durfte, zum Theil allerdings, weil die linke Seite des Hauses an hervorragenden Talenten nicht reich ist, zum Theil aber auch, weil er seine Hitze und Unruhe zu mäßigen gelernt hat, mit Ueberlegung, nicht zu oft und nicht zu lange spricht. Mit Brinz, Skene und Mühlfeld steht er im Vordertreffen der Konstitutionellen überall, wo es gilt, die Angriffe der Separatisten abzuwehren. Kuranda ist klein, mit prononcirt jüdischen Zügen, so wohl konservirt, daß man ihm seine fünfzig Jahre kaum ansieht.

Volkssitten.

I.

Der Holzapfeltanz im Odenwald.

Der Holzapfeltanz ist eine Volkssitte, die wir im Odenwalde, und dort in dem Dorfe Dossenheim finden, das zwei Stunden von Heidelberg entfernt ist. Das hübsche Dorf zählt 1000 Einwohner. Gewöhnlich wird der Holzapfeltanz am Sonntag nach Mariä Himmelfahrt aufgeführt. Am Tage vor dem Feste legen die jungen Leute Aepfel auf das Fenster ihrer Geliebten, zum Zeichen der Aufforderung und Einladung. Die jungen Mädchen ihrerseits suchen die Hüte ihrer Geliebten und schmücken sie mit Blumen, Bändern und grünen Zitronen. Am Sonntag nach dem Gottesdienst versammelt sich das ganze Dorf auf einem kleinen Platze. Die Musiker nehmen im Schatten eines Baumes inmitten des versammelten Platz. Ganz nahebei, meist auf einer benachbarten Mauer, hält ein junger Bursche am Ende eines Tannenastes die



Der Holzapfeltanz im Odenwald. Originalzeichnung von Lallemand.

Siegespreise. Diese Gegenstände sind gewöhnlich ein Hut für den Tänzer und ein Paar Strümpfe für die Tänzerin. Bauern mit der Flinte in der Hand bilden die Richter: Einer dieser Richter hält einen Nußbaumzweig in der Hand. Vor dem Beginn des Tanzes durchläuft ein Mann den Tanzboden und bedeckt ihn mit Hulzäpfeln. An einen nahen Baum ist ein geladenes Gewehr mit einer angezündeten Lunte angebunden. Die Mädchen kommen nicht mit ihren Tänzern, sondern bilden eine Gruppe auf der Seite und lassen sich zum Tanzen nöthigen. Die Richter, ihrer vier an der Zahl, sind an den vier Hauptpunkten des Kreises aufgestellt, den die Tanzenden beschreiben müssen. Dann beginnt das erste Paar; der Tänzer nimmt den Nußbaumzweig in die Hand, den ihm der Hauptrichter gibt. Er behält den Zweig, bis er das erste Viertel des Kreises durchmessen und gibt ihn dann dem nächsten Richter. Das zweite Paar folgt und nimmt den Zweig von diesem Richter und gibt ihn dem dritten und so fort. Man tanzt, man stolpert, man fällt über die Aepfel, die auf dem Boden liegen. Das Lachen und Schreien mehrt sich mit jedem Augenblicke, aber der Schuß geht los und hält Alles wie mit einem Zauberschlage fest. Augenblicklich wendet sich Alles nach dem Paare, das den Zweig in diesem Augenblick in den Händen hat. Und der Sieger muß nun regaliren; deßhalb hat die List es stets auf den Reichsten abgesehen.

Das baltische Sängerfest zu Riga.

Bei den jetzt üblichen Sängerfesten bestätigt sich recht des alten wackeren Arndt Wort, daß des Deutschen Vaterland ist,

So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt.

Wir haben das eben wieder gesehen in Riga, wohin Viele der im russischen Reiche lebenden Deutschen gewallfahrtet, um bei Sang und Klang ein nationales Verbrüderungsfest zu feiern, der alten Heimat in liebevoller Erinnerung bei zündenden Liedern zu gedenken. Das baltische Sängerfest fand am 30. Juni Statt, und es betheiligten sich an demselben die drei Rigaer Sängervereine, die Dorpater „Akademie“, die Revaler Liedertafel und der dortige Gesangverein, ferner mehrere Sänger aus Narva, Petersburg, Moskau, Mitau, Lemsal, Pernau, Libau, Goldingen, Hasenpoth, Weißenstein, Fellin und anderen Orten. Im Ganzen betrug die Zahl der anwesenden Sänger 690. — Von dem Festkomite zu Riga waren für den Empfang großartige Vorbereitungen gemacht worden, in zwei schönen Festhallen, geschmückt mit Fahnen, Guirlanden und grünen Bäumen, vereinigte man sich zum heiteren Mahle. „Was ist des Deutschen Vaterland“, herrlich vorgetragen, machte auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck und wurde unter Beifallsjubel wiederholt. — Erhöht wurde die freudige ungezwungene Stimmung noch durch einen liebenswürdigen Zug des geistreichen und humanen Kaisers Alexander, der nach Riga den Befehl gesandt hatte, die Redefreiheit in keiner Weise zu beschränken, für welche Toleranz dem Herrscher die Festgenossen dankten, indem sie im Chor die russische Volkshymne anstimmten.

Bilder aus dem böhmischen Erzgebirge

von

Karl Viktor Hansgirg.

(Fortsetzung.)

III.

Die Erwerbsarten im Erzgebirge bilden über dasselbe in gewissen Gegenden getrennte, in gewissen andern gemischte Industriegebiete. Sie würden in ihren Grenzen durch eine Industrialkarte am besten vergegenwärtigt. Diese sind theils durch die Eigenthümlichkeit des Gebirgs und seiner Hülfsmittel, theils auch künstlich hieher gepropfte Erwerbszweige. Nebst solchen Okulationsprozessen von früher und später wurde auch



Ignaz Kuranda. Nach einer Photographie. (S. 736.)

noch ein anderes künstliches Mittel versucht, durch höhere Temperaturgrade der Blüte verschiedener Industrieen Keimkraft und Frucht zu entlocken; ich meine die Industrieschulen — sie sind die Treibhäuser des Gewerbebetriebs. Wir wollen indeß ohne Lösung nationalökonomischer oder kulturstatistischer Fragen uns die Leute bei ihren Erwerbsarten beschauen und die letzteren betrachten, wie sie geschichtlich geworden sind. Der im Boden wurzelnde, primitivste Erwerb der Leute, der dem Gebirge den Namen und der Landschaft einen ebenso entschiedenen als eigenthümlichen Charakter aufgeprägt hat, ist

der Bergbau.

Er verbreitet nicht bloß unterhalb des eigentlichen Gebirgsstocks, sondern sogar auch unterhalb der Thäler und der zunächst der Kämme liegenden Niederung seine Reviere. Am meisten sind die Eingeweide des Gebirgsstocks durchfahren. Darum haben sich auch in dieser Gegend die alten Bergstädte gebildet, und die bergmännische Sitte ihrer Bewohner überrascht uns noch jetzt durch manche anderwärts längst erloschene Herkömmlichkeit. Um ein gut Theil gesetzter, stätiger in seinem Leben und seiner Hauswirthschaft, als die „Spitzenleute“ und das andere Volk, ist der Bergmann. Er lebt mehr in sich und für sich: seine Schacht gibt ihm auch einen geregelteren Verdienst, so klein er sein mag. Sein Trachten ist minder nach der Welt und nach der Ferne gerichtet, da ihn sein Beruf mehr an den Erdboden bindet und ihn in die verlassenen Tiefen führt. Unten in tiefer Einsamkeit wurzelt seine leichtbewegliche Einbildungskraft, die dem Aberglauben in hohem Grade zugänglich ist; von dort her holt er sich seine geheimnißvollen Märchen und Sagen. In dieß dunkle Gebiet verliert sich sogar der Zeitpunkt, wo aus den waldbewachsenen Bergen, die wahrlich damals so hießen, weil sie in Wäldern bargen, die ersten Erze geholt wurden. Aus der Sage in das Bereich der Berggeschichte treten wir erst im 16. Jahrhundert. Erweislich wurde zu Joachimsthal im Jahr 1516 die erste Ausbeute der Erzeugnisse vertheilt. Die glänzendste Gewinnungsperiode für das edle Metall war die vom Jahr 1516 bis 1577. Nach ihr blickt der arme Bergmann von jetzt mit frommer Verehrung, von den Urgroßvätern vererbten sich die Erzählungen von dem unermeßlichen Reichthum der Erze auf das heutige Geschlecht. Spätere Epochen waren weit weniger günstig, weil Kriege, unter denen insbesondere der dreißigjährige, ihre blutigen Wellen über die Berghalden wälzten, weil Auswanderungen, sowie andere historische Katastrophen, endlich auch weil natürliche, in der Beschaffenheit selbst ruhende Bedingungen dem Bergbau Verfall oder doch mindestens Schmälerung brachten. Nun, wo der leichter liegende Theil namentlich der edlen Erze von den Vätern gewissermaßen abgehoben ist, erscheint der Bergbau im Erzgebirge als keine Schatzgräberei mehr. Der Hebel unendlicher Kapitals- und Maschinenkraft muß angewandt werden, und ist es schon theilweise, um das in den Wässern der Teufe ruhende Silber zu fördern. Doch ist, was bergmännisch gewonnen wird, nicht Silber allein; sondern vielmehr ein unerschöpflicher Reichthum anderer Metalle und Mineralien, die eine schöne Ausbeute geben und eine immer größere Zukunft versprechen. Kupfer und Zinn, Kobalt, Nickel, Eisenstein, Wismut, vornehmlich aber die früher so verachteten, jetzt so theuren Uranerze sind es, welche der Bergmann hier fördert. Aus dem Uranpecherz wird in den Hütten (jetzt schon im Wege der Extraktion) das Urangelb, ein gelber und gelblichgrüner Farbstoff erzeugt, den wir an mancher Glasvase und an manchem gläsernen Trinkgefäße bewundern. Nebst dem Zinn ist es auch Zink und in den Niederungen die Braun- und Steinkohle, was gewonnen wird. Welch' intensiver Mineralreichthum von Seite neuester Forschung im böhmischen Erzgebirge erkannt wird, beweist das über eine Fläche von etwa 1½ Quadratmeilen verbreitete Joachimsthaler Bergrevier allein. Während man in demselben zu Anfang dieses Jahrhunderts bloß 15 Mineral- und Erzarten kannte, wurden sie gegenwärtig auf 81 sichergestellt und in 16 Gruppen zusammengefaßt, von welchen wieder: Silber, Uran, Nickel, Kupfer, Kobalt, Wismut, Blei und Arsenik hüttenmännisch gewonnen werden. — Wie sehr das Silbererz von Joachimsthal einst in Ansehen gewesen, beweisen die vormaligen „Silberthaler“, die dem Orte Joachimsthal den in aller Welt geschätzten Ursprung und Namen verdanken. Man nannte sie zuerst vom Prägorte die „Joachimsthaler Geldstücke“ und sagte sodann schlechtweg die „Joachimsthaler“, bis endlich noch mehr abgekürzt die Benennung „Thaler“ landläufig wurde. Die nordamerikanischen Dollars mögen sich daher als die späten und weitverbreiteten Seitenkinder der Urahnen ihrer Familie dankbar erinnern; denn auch sie stammen von den aristokratischen Schlickenthalern ab, von jenen Silberstücken, welche aus der Joachimsthaler Prägstätte unterhalb des Freudensteins — des Stammsitzes des Grafen Schlick — zuerst hervorgingen.

Bisher war uns in der Bergstadt unter Gottes Sonne wohl gewesen; doch wir müssen erst an der Hand eines derben Bergmanns in die Tiefe hinab, um drunten ihre Geheim



Das baltische Sängerfest in Riga. Nach einer Photographie.

wisse glänzen zu sehen und zu betrachten, wie mühevoll diese Schätze nun gehoben werden. Dort werden wir in den Gängen manche Erze, wie das herrliche Rothgültigerz, in den mannigfaltigsten Farben und schönsten Krystallen unter dem geheimnißvollen Schein des Grubenlichtes in der Dunkelheit aufleuchten sehen. Wir stehen noch auf der sonnenumglänzten Halde, welche sich wie das Haupt eines Greises an einen bewaldeten Bergrücken anschmiegt. Die Taggebäude liegen heiter vor uns, das größte derselben ist das Schachthaus. Der Bergleute Ruf, der Glocke Signal in taktmäßigen Schlägen, das Dröhnen und Poltern der Maschinen klingt uns gar seltsam und verworren entgegen. Man wird im Erdgeschoße in der Anstaltstube zunächst aufgenommen, in dem man früher zum Eintritt eine Grubenkarte gehoben; denn auch drunten walten irdische Mächte nebst den Kobolden und Nickeln. Ein rührendes Morgengebet der zur Fahrt nach der Grube gerüsteten Bergleute tönt uns entgegen, einem Chorale gleich. Wir lassen sie, nachdem sie Werkzeuge, Licht und Pulver gefaßt — ihren Gefahren entgegengehen; da zieht im Schachthaus die Fördermaschine nach unserm Blick an, mittelst der die Erze durch gewundene Seile in Tonnen hinaufgeleitet werden, es mahnt an das ewige Eimerspiel des göttlichen Waltens, das Goethe's Faust so bedeutungsvoll betont hat. Diese Fördermaschine wird hier durch die Druckkraft einer Wassersäule in eine ruhige, gleichmäßige, durch Menschenhand leicht beherrschte Bewegung versetzt. Nun aber gilt tagüber kein Zögern, es wird ernst mit der Fahrt, die im Erzgebirge den Touristen noch nicht so geläufig geworden und auch nicht so spielend ist, als z. B. die Fahrten in Hallein und im Salzkammergute. Schon starren wir durch den Tagkranz des Schachtes in die dunkle Teufe hinab nach den Gruben der Silbererze.

Mit dem Rufe „Glück auf!" geht es an der Hand eines Bergmanns, mit einem Grubenlicht in der Hand, im „schmutzigen" Gewande tiefer und tiefer. Erst umgibt uns eine trockene Luft, dann wird es aber immer enger und feuchter. Das nasse Holzwerk im Schachte träuft und erinnert uns an die Tropfsteinhöhlen. Endlich werden wir von einem hohen weiten Gewölbe umschlossen — es ist der erste Füllort. Jetzt tönt uns ein dumpfes Rollen entgegen, wie ein Sternlein blinkt's drüben durch die Nacht. Was rollte und dröhnte, war das erzgefüllte Wägelchen — „der Hund", und der Junge, dessen blinkendes Grubenlicht uns ihn deutlicher erkennen läßt, und der seinen Bergmannsgruß ruft — ist „der Hundstößer". — Von 5 Uhr Morgens bis 11 Uhr Mittags hat der arme Junge sich für 10 Kreuzer gemüht und wird es noch einmal so lange thun, dann erst hat er seine „Tagschicht" im Rücken. Wir überlassen ihn seinem trüben Geschick, um auf der Sprossenleiter durch den Schacht noch tiefer zu fahren. Aber seht doch! plötzlich schwankt da am Seile ein Mann empor. Es sind dieselben Seile, mit denen die vollen Tonnen hinauf, die leeren hinabgleiten, er hat kein bäumendes Roß — aber eine gähnende Kluft unter sich, man sagt, er fahre am Sattel.

Mehrere Füllorte ließen wir hinter uns, an vielen Bergleuten sind wir vorübergefahren und manche wieder an uns; da treffen wir plötzlich an einer unsere Richtung kreuzenden Strecke ein, in einem erzführenden Gange. Nur 1680 Fuß tiefer, als wir am Tage gestanden, sind wir 483 Fuß unter dem sonnbeglänzten Gewässer des Egerflusses und 606 Fuß unter dem Spiegel des mittelländischen Meeres. Hier erst in den Gängen, welche die Erze und Mineralien führen, baut rüstig und auf Gott vertrauend der Bergmann, hier baute einst vor Jahrhunderten mit Eisen und Schlägel sein Vorfahr. Die Ausdauer ist wohl noch dieselbe, aber der Erfindungsgeist hat gegen den Ankampf der Elemente selbst aus dem Schlund der Erde neue Kräfte emporgerufen. Zur Abwehr der Grubenwasser konnte man sonst wohl nur den altehrwürdigen „Erbstollenbau". Hundertjähriger Fleiß hat dessen zu Tage gehenden Lauf hergestellt. Nun zieht man mit Wassersäulen, Maschinen und Turbinen gegen den unterirdischen Feind in das Feld. Nicht Eisen und Schlägel bloß geht in den Kampf, auch das Pulver, um das Gestein zu zertrümmern, und sogar die galvanische Elektrizität zum gefahrlosen Losbrennen der unterirdischen Batterien mittelst Kupferdrahtleitung.

In den erzführenden Gängen drunten hat man eine köstliche Augenweide; wie ergötzlich ist das unter der magischen Beleuchtung des Grubenlichtes flimmernde Spiel der Farben in den Quarzdrusen, die wahrhaft diamantartig glitzern. Grüne, weiße, schwärzliche Bänder schlingen sich in einander, aus denen das Funkeln der Metalle hervorbricht. Bei der Rückfahrt blitzt uns durch die Nacht des Stollens aus dem winzig erscheinenden Mundloch erst nur ein Lichtpunkt, dann ein Lichtstreifen entgegen, der, immer mehr sich erhellend, endlich das Grubenlicht erbleichen macht. Das hereinströmende Tageslicht und die frische Gebirgsluft muthen uns erquickend an. Der alte Hutmann an der Seite nimmt eine lächelnde Miene an, gewissermaßen uns belobend für die bestandenen Strapazen, und man scheidet mit einem biedern „Glück auf!"

Streifen wir nun auch mit einem flüchtigen Blicke die im Thale ragenden

Hüttenwerke.

Diese großartigen Gebäude geben sich durch ihre riesenhaften schlanken Essen zu erkennen, welche wie ungeheure Kandelaber in die Luft steigen, und aus denen die wirbelnden Rauchwolken bläulichgrau mit giftigem Athem emporwallen. Es sind die gefährlichen und giftigen Dämpfe des oxydirten Schwefels und verflüchtigten Arsens, sie erheben sich durch den Scheidungsprozeß aus den in den Hütten brennenden Erzlagern. In ihrer Nähe verkommen durch den upasartigen Hauch — Blumen und Strauch, Wald- und Obstbäume. Nicht bloß der organischen Natur, auch den Hüttenleuten ist die allmälige Einathmung dieses giftigen Hauches im hohen Grade gefährlich. Sehr bald erkennt man in den Gestalten, die sich allmorgendlich zu den Hüttengebäuden drängen, unter dem breitkrämpigen Hut, es wird ein krankhaft blasses Antlitz beschatten, das bloß im Wiederschein der Hochöfen erglüht. Nicht wie der Bergmann sind sie den plötzlich hereinbrechenden Gefahren verfallen, jedoch fast nur sicherer dem Tode geweiht; denn sie athmen doch langsam tödtende, schleichende Gift, das ein kurzes Leben oder mindestens Siechthum des Alters herbeiführt. Nichts desto weniger herrscht doch im Innern der Hüttengebäude Tag und Nacht ein rühriges Leben; der Arbeiter trotzt daran seinem langsam und still zerstörenden Feinde; denn die Hoffnung auf besseren Gewinn, der in der Hütte für physisch minder anstrengende Arbeit geboten wird, als unten in der Grube, macht ihm das sieche Leben nicht fürchterlich. Ueberschauen wir aber nun einmal flüchtig die Räume jener Stätten, in denen die in der Grube geförderten Erze durch die vom menschlichen Wissen geleitete Elementar- und Maschinenkraft gereinigt, geläutert und geschieden werden, um der menschlichen Gesellschaft erst als recht werthvoll zu gelten, jener Stätten, welche im Erzgebirge die zweite Reihe des an der Scholle gebundenen Broderwerbs bilden.

Da gibt es zunächst die Verwaltungskanzlei, von welcher die Leitung des Hüttenbetriebs ausgeht, daneben das Erzmagazin — in welcher die zur Einlösung bestimmten Erze übernommen werden und in denen man sie gefangen unter Riegel und Schloß hält, unweit davon das Probierlaboratorium, in welchem die Erze gewogen und ihr Halt an edlen Metallen geschätzt wird. So zart, verläßlich und treu als die Wage muß auch ein jeder bei diesem Geschäft, wie überhaupt in der Hütte verwendete Mann sein. Mit Recht kann auch Ehrlichkeit und Treue den Erzgebirglern nachgerühmt werden. Erst diese Einlösungswage trennt gewissermaßen die berg- und hüttenmännische Thätigkeit. Bevor die Erze zur Wage gelangten, wurden sie aufgeschürft, aufgeschlossen, abgebaut und bloß auf mechanischem Wege geschieden, darnach aber werden sie erst chemisch — verflüchtigt, oxydirt, gelöst, ausgeschieden und gefällt. Das Probierlaboratorium gönnt uns den Anblick zarter Modelle und solcher Mignon-Instrumente, durch die man den Scheidungsprozeß probeweise in die kleinsten Erzquantitäten darstellt, so daß nur die feinsten Lupen und Vergrößerungsgläser manche Erscheinungen dem Auge verdeutlichen können.

Zunächst ist es nun das Rösthaus, durch welches die der Schmelzung einmal übergebenen Erze hindurchgehen. Mittelst schiebbarer Wägelchen wurden sie auf kleinen eisernen Bahngeleisen dahin gebracht. An das Röstaus schließen sich die Räume der Hochöfen, es umfaßt sie ein hoher, weiter, im gefälligen Style errichteter Bau. Geräuschvoll aber ruhig bewegen sich daneben die riesigen Gebläse und stoßen künstliche Windstöße aus. Geschäftig geht es nun in der Rohschmelzhütte einher. Einer trägt die Erzmengen auf flachem Holztrog in den Ofenschacht, der Andere stürzt die Schwinge Holzkohlen drüber. Nach durchwandertem Ofenschacht hat sich bei Erzen zunächst die Scheidung zwischen Lech und Schlacke ergeben. Die Lechspeise enthält aber nebst dem Silber auch noch andere, als Schwefel- und Arsenmetallverbindungen. Darum muß das Lech vorerst entsilbert und raffinirt werden. Im Kaltungslokal wird nun das im flüssigen Zustande gebildete Cementsilber mit kleinen schaufelartigen Löffeln abgenommen und sodann in flache, hölzerne Mulden gelegt. Wir glauben immerwährend in einer Küche zu sein. Ein Sieb wird herbeigetragen, um das feine Silber unter Entfernung allfälliger grober Bestandtheile durch dasselbe hindurchzutreiben. Welche Pracht! Förmlich diamantartig glänzt uns das edle Metall nun entgegen. Noch hat es jedoch nicht den höchsten Zustand seiner Läuterung erfahren. Das geglühte Silber wird alsbald dem Raffinirofen überantwortet, in welchem es eingeschmolzen und auf die nöthige Feine gebracht — raffinirt wird.

Alle in den früheren Prozessen noch nicht oxydirten Metalle vermengen sich nun mit dem Sauerstoffe der Luft und werden theils verflüchtigt, theils verschluckt. Interessant ist es, da den sprichwörtlich gewordenen Silberblick wahrzunehmen, jenes Aufleuchten, welches das Silber im Momente der plötzlichen Ausscheidung von den letzten Vermengungen offenbart, und wo es sich so gewissermaßen zu seiner höchsten Veredlung verklärt. Das bei der Probe münzhaltig erkannte Silber wird mit großen Löffeln in eiserne Gefäße gethan und im Wasser abgekühlt. In Form von Planchen gelangt es in Kistchen mittelst Post nach der Münzstätte.

(Schluß folgt.)

Wochen-Chronik.

31. Juli — 6. August.

Deutschland. Frankfurt a./M. 25. Juli. Bundestagssitzung. Mehrere Regierungen geben ihre Erklärungen über die Beschlüsse der nürnberger Handelsgesetzbuchkommission zur Beseitigung der noch über die Wechselordnung bestehenden Verschiedenheiten ab. — Dresden 2. August. Die zweite Kammer wiederholt trotz einer Rede des Ministers von Beust, der übrigens ebenfalls eine Reform der Bundeseinrichtungen für nothwendig erklärt, den von Riedel gestellten Antrag auf Herstellung einer deutschen Zentralgewalt nebst Parlament. Am 4. wird der Landtag durch den Kronprinzen geschlossen.

Oesterreichische Monarchie. Prag. Am 31. Juli und 1. August fallen Pöbelexzesse vor, bei denen es auf Verfolgung der Juden und der Deutschen abgesehen ist. — Pest 8. August. Deak verliest im Unterhaus den Adreßentwurf auf das königliche Reskript, welcher auf sämmtlichen Forderungen der Ungarn beharrt, das Reskript Punkt für Punkt zu widerlegen sucht und die Unterhandlungen für abgebrochen erklärt. Die Adresse wird einstimmig vom Unterhaus und ebenso am 10. August vom Magnatenhaus angenommen. — Agram 3. August. Der kroatische Landtag erklärt sich mit überwiegender Mehrheit für Nichtbeschickung des wiener Reichsraths.

Dänemark. Eine Depesche des dänischen Kabinets vom 29. Juli an Preußen und Oesterreich erklärt sich, um die Bundesexekution zu vermeiden, bereit, Holstein von der Entrichtung des Beitrages zu den gemeinsamen Reichsausgaben zu entbinden, und verspricht, vorderhand an kein neues gemeinsames Gesetz zu denken.

Großbritannien. London 2. August. Im Unterhaus regt Bowyer die neapolitanischen Zustände an, und verlangt Aufklärungen über die Haltung der Minister. Lord Palmerston erwidert, daß er die Aufständischen für Räuber halte, und hofft, daß es den Generalen Cialdini und Pinelli gelingen werde, die Ruhe wieder herzustellen. Am 6. August wird das Parlament durch eine königliche Kommission vertagt.

Frankreich. Paris 6. August. General Willisen kommt am 6. August in Spezialmission aus Baden-Baden an und überbringt dem Kaiser einen Brief des Königs von Preußen, worin dieser den Besuch im Lager von Chalons vorläufig ablehnt, aber für eine spätere Zeit zusagt. Am 7. kommt der König von Schweden mit dem Prinzen Oskar an, welche am 9. August einer großen Revue beiwohnen und am 10. August das Lager von Chalons besuchen. Am 8. August empfängt der Kaiser, der am 3. August von Fontainebleau zurückgekehrt ist, Vely Pascha und Ritter Nigra, welche ihre Beglaubigungsschreiben als Gesandte der Pforte und des Königreichs Italien übergeben. Prinz Napoleon und Prinzessin Clotilde reisen am 17. Juli von den Azoren nach Nordamerika ab.

Italien. Turin. Ein geheimes Rundschreiben des Ministers Minghetti über die mazzinistische Agitation wegen des Verbleibens der Franzosen in Rom wird veröffentlicht. Die Einzeichnungen zu der neuen 500-Millionenanleihe werden geschlossen und übersteigen die Summe einer Milliarde. Im Neapolitanischen und in Sizilien dauern trotz der energischen Repressivmaßregeln die aufständischen Bewegungen fort. Am 31. Juli wird der Erzbischof von Neapel gezwungen die Stadt zu verlassen, und begibt sich nach Civitavecchia.

Türkei. Konstantinopel 6. August. Ali Pascha, der Minister des Auswärtigen, wird zum Großvezier und Fuad Pascha zum Minister des Auswärtigen ernannt.

Amerika. Am 21. Juli wird die erste große Schlacht zwischen den Bundestruppen unter General M'Dowell und den Secessionisten unter den Generalen Johnston, Beauregard und Präsident Davis bei Manassas Junktion geschlagen. Die Bundestruppen werden vollständig geschlagen, und mit großem Verlust nach ihren Verschanzungen bei Alexandria zurückgeworfen. Am 24. Juli wird General M'Clellan nach Washington berufen, um den Oberbefehl über die Bundesarmee zu übernehmen.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— Die Literatur, schreibt man uns aus Prag, hat sich an der jetzigen politischen Bewegung nicht betheiligt, wir meinen natürlich die Literatur, welche nicht die Journalistik ist. J. V. Ritter schreibt gründliche böhmische Biographieen (in diesem Augenblick die des kürzlich verstorbenen Grafen Clement), durchwandert mit gleichgesinnten Freunden Kirchen und Klöster, schreibt Inschriften ab und läßt Grüfte öffnen, wie neulich mit der Hülfe einiger anderer Archäologen die Pappenheims auf dem Strahow. Alfred Meißner läßt das alte Prag all sein, und ist nach Karlsbad übergesiedelt, im Begriffe eine größere Wanderung anzutreten. Dr. A. W. Ambros ist bis zur Hälfte mit dem zweiten Bande seines Handbuches zur Geschichte der Musik fertig, ein so großes Werk, daß man ordentlich erschrickt, wenn man den kleinen Mann ansieht, der daran arbeitet. Ganz im Gegentheil zu ihm ist der unendlich lange Robert Bře, von dem die Leipziger Illustrirte Zeitung jüngst ein etwas geschmeicheltes Bild brachte, diesen Winter vor dem Publikum nur mit einem ganz kleinen Lustspiele erschienen, das einen mathematischen Titel hat, und im Ständischen Theater zweimal gegeben wurde. — Im Altstädter Rathhause, wo ehedem Könige bewirthet und gefangen gehalten, Bürgermeister auf gut altczechisch aus dem Fenster geworfen, und Herren und Ritter enthauptet wurden, sammelt Karl Jaromir Erben unermüdlich an seinen böhmischen Volksliedern, seinen slavischen Märchen, seiner Mythologie, was Alles mit der größten Ungeduld erwartet wird, ohne daß es je herauskommt. Oben auf dem Pohorzelec, einem der großen hellen einsamen Plätze des Hradschins, der königlichen Stadt Rudolph's II., träumt der Pater Krolmus, der Sammler der böhmischen Volkssitten, von Brahma und Swantewit. Apropos von alt und geschichtlich: es ist im Frühjahr dort in Prag zweimal archäologisch soupirt worden. Ein Mitglied eines literarischen Kreises, welcher bald aus vier, bald aus zwölf Personen bestand, und sich immer Donnerstags zusammenfand, brauchte, um die Personen eines historischen Romans zeitgemäß zu speisen, ein Kochbuch aus der Rudolphinischen Zeit. Das des als Astrologen und Alchymisten bekannten Ritters Bawor Rodowsky von Hustiran entsprach allen Anforderungen. Es wurde benützt, an den Donnerstagen besprochen und endlich der Entschluß gefaßt, einmal danach kochen zu lassen. Der erste Versuch fiel lustig unglücklich aus, die anwesenden Frauen allein aßen mit Resignation, von den Männern wurden die Aepfel auf welsche, und das Lamm auf ungarische Art für ungenießbar erklärt, und nur der Königsbraten, eine Art Kalbsroulade, angenommen. Aber um so glänzender gelang das zweite Souper: Salus vorellis, ein mit Speck und Salbei gefülltes Lamm, Rindsbraten mit Wachholder, Wein, Essig und Gewürzen in einem verschlossenen Topfe geschmort, endlich ein Brei aus Eierkuchen. Alles wurde vortrefflich befunden und zur Bewerkstelligung dieser Anerkennung rein aufgegessen. Auch haben bereits der Königsbraten und der Rudolphinische Rindsbraten sich auf der Speisekarte eingebürgert, nämlich auf der Speisekarte des Hotel de Saxe.

— G. M. Oettinger ist ebenso unpromptuhaft, wie er von Leipzig nach Prag kam, von da nach Dresden abgereist. Ein einziges Echo ist uns von ihm zugekommen, nämlich eine einzige Nummer seines lebhaft angezeigten neuen Blattes „Echo der Zeit". Seitdem hat man in der Stadt der Libussa Nichts mehr von ihm vernommen.

— Adolph Böttger hat ein Poëm unter der Feder, das „Goethe's Jugendliebe" betitelt ist und Friederike Brion's Liebe zum Dichter behandelt. Das Werk ist in Hexametern geschrieben, und wird von solchen, welchen Bruchstücke zu Gesichte kamen, sehr gerühmt.

— Friedrich Gerstäcker befindet sich, einem Berichte aus seiner Feder in der Augsburger Allgemeinen Zeitung zufolge, in Guayaquil, und ist körperlich frisch und gesund, trotz der vielen Leiden, die er auf seiner Reise im Ecuador zu erdulden hatte.

— Hermann Costenoble's Verlagshandlung in Leipzig verfendet nächstens einen neuen Roman des unter dem Pseudonymen Namen Bernd von Guseck schreibenden preußischen Majors Gustav von Berneck, betitelt: „Der erste Rang an Deutschland".

— Rudolph Gottschall, welcher früher eine umfassende Geschichte der deutschen Literatur gegeben, wird nun einen Theil derselben, die dramatische, mit der anhängenden Kunst der Darstellung, in einem großen Geschichtswerke behandeln, und zwar in drei Bänden.

— Rosa Warrens hat in Hamburg bei Hoffmann und Campe „Schottische Volkslieder der Vorzeit" in Uebersetzungen, die getreu die Eigenthümlichkeiten des Originals wiedergeben, erscheinen lassen.

— In die neue Ausgabe der Schiller'schen Werke, welche die Cotta'sche Buchhandlung durch den bekannten Textkritiker Dr. Meyer in Nürnberg besorgen läßt, kommt auch eine eben aufgefundene

Fortsetzung von Schiller's „Räubern", ein fünfaktiges Trauerspiel, das den Titel führt: „Die Braut in Trauer".

— Von Mathilde Gräfin Reichenbach wird die Verlagshandlung von Heinrich Matthes in Leipzig nächstens ein Zeitbild aus dem deutschen Befreiungskriege bringen, welches den Titel führt: „Arndt und Follen".

— „Erinnerungen aus Südamerika" bringt Ernst Freiherr von Bibra in 3 Bänden bei Nasteunable. Der Verfasser gibt im geschlossenen Rahmen der Novelle anschauliche, frische Schilderungen des südamerikanischen, namentlich des chilenischen Lebens. Hauptsächlich spielen Abenteurer die Hauptrollen, so wie schlaue Weiber. Das Ganze durchdringt eine originelle Frische und ein ungekünstelter, natürlicher Styl erhöht das Behagen des Lesenden.

— Dr. Robert Giseke ist von Dresden nach Koburg übergesiedelt. Erst hieß es, er würde das gothaer Regierungsblatt redigiren, aber es ist nur das koburger Wochenblatt gemeint gewesen, welches jetzt eine größere Ausdehnung erfahren soll, wie man sich erzählt.

— Die Konstitutionelle Zeitung in Dresden hat eine rühmlichst bekannte literarische Kraft für das Feuilleton in Zeeder Wehl, Herausgeber der „Hamburger Schaubühne" und bis jetzt Redakteur der „Hamburger Reform", gewonnen.

— Martin Perels, der Herausgeber der deutschen Schaubühne, wird ein Epos „Aus Böhmen" betitelt, erscheinen lassen, welches Alfred Meißner's „Ziska" apotheosirt.

— Dr. Ungewitter wird Dresden verlassen und nach Weimar gehen, um sich bei der Leitung des Schillervereins thätig zu betheiligen. Einen Gehalt von 500 Thalern, welcher für das zu übernehmende Sekretariat ausgesetzt war, soll er vorläufig abgelehnt haben.

— Das im „Großdeutschen Liederbuch" von R. Marggraff enthaltene „Lied von den deutschen Strömen" ist dort irrthümlich Max von Schenkendorf zugeschrieben; der wirkliche Dichter ist jedoch Karl Buchner von Darmstadt.

— Vom 1. Oktober ab wird in Berlin eine Revue erscheinen unter dem Titel: „Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Politik"; dieselben werden von Dr. H. B. Oppenheim redigirt, und sollen der berliner Volkspartei als politisch-wissenschaftliches Organ dienen.

— In Wiesbaden hat sich ein Institut zur Förderung der deutschen Literatur unter wissenschaftlicher Leitung der Herren Dr. Eduard Löwenthal und Dr. Koch Conrade gebildet. Die prekäre Stellung der deutschen Schriftsteller, sagen die Begründer dieses Instituts, hat ihren Grund zunächst in der schlechten Honorirung von Seiten der Verleger. Die deutschen Verleger aber können nicht besser honoriren, da sie schlechten Absatz haben, denn das lesende Publikum kauft nur wenig Bücher, hält sich vielmehr allein an die Leihbibliotheken. Diesem Uebelstand soll nun abgeholfen werden, indem das betreffende Institut jedem Mitgliede desselben für einen Jahresbeitrag von 2 fl. jährlich drei von dem Institut herausgegebene Werke gibt. Von diesen Werken enthält je eines neue Erzählungen, eines populär-wissenschaftliche und industrielle Originalarbeiten und das dritte neue Gedichte deutscher Dichter.

— Eine Generalversammlung der deutschen Goethevereine wird am Geburtstag des Dichters, also am 28. August, in Weimar stattfinden.

— Der in Leipzig erscheinende „General-Anzeiger", das Organ der dortigen demokratischen Partei, von Peters und (das Feuilleton) seiner Frau, der als Romanschriftstellerin bekannten Louise Otto redigirt, hat auf Befehl der Regierung zu erscheinen aufgehört.

Literatur des Auslandes.

— Eine Uebersicht der literarischen Produkte Frankreichs seit 1852 gibt der in Berlin lebende junge Gelehrte William Reymond in seinen „Études sur la littérature du second empire".

— Von Guizot's „Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps" ist in Paris bei Levy Frères, in deutscher Uebersetzung bei F. A. Brockhaus, eben der vierte Band erschienen, die Jahre 1832 bis 1839 umfassend.

— Victor Cherbuliez, der Verfasser des kleinen reizenden Buches: „A propos d'un cheval", bringt in der letzten Nummer der Revue germanique vier Artikel unter der Ueberschrift: „Philosophie du beau", welche Vischer's „Aesthetik" behandeln.

— Jules de Prémaray sammelte unter dem Titel „Riens" eine Anzahl früher in Feuilletons zerstreuter angenehmer und witziger Plaudereien, Künstleranekdoten und kritische Streifzüge, die eben bei den Franzosen viel Anklang finden.

— Allen Austernessern empfehlen wir das kleine englische, nicht vom Standpunkt der Wissenschaft, sondern nur für Gourmands berechnete Werkchen: „The Oyster: where, how and when to find, breed, cook and eat it."

— Bei Smith und Comp. in London erschien ein Reisehandbuch „How to spend a Month in Ireland and what it will cost", welches deutschen Reisenden, die nach dem grünen Erin wallfahren wollen, empfohlen werden mag.

— William Shaw, welcher als Wesleyan General-Superintendent in Südostafrika wirkte, erzählt die Geschichte seiner Mission dorthin in einem bei Hamilton und Adams erschienenen Buche, und gibt in demselben auch Mittheilungen über die dortigen europäischen Kolonisten und einige Stämme der Eingebornen.

— Charles Knight veröffentlicht eben den siebenten Band seiner „Populären Geschichte von England", welche sorgfältig kompilirt und geschrieben ist.

— Zu Newstead Abbey, dem einstigen Familiensitz Lord Byron's, den derselbe jedoch bei seiner Abreise von England verkaufte, wurde jüngst eine Versteigerung von Reliquien des Dichters gehalten. Unter interessanten Gegenständen heben wir hervor: die erste Ausgabe seiner Jugendgedichte mit Notizen von seiner Hand und einige Flaschen alten Rheinweins, die aus einem staubigen Versteck des Kellers gezogen wurden.

— Aus der Buchdruckerei der Kolonie Gothaab in Grönland ist ein Werkchen hervorgegangen, welches in grönländischer Sprache Volkssagen und Lieder enthält; auch ist dasselbe mit Illustrationen geziert.

— Das Schauspiel „Nur eine Seele" von Wallfahn wird von einem petersburger Schriftsteller in's Russische übersetzt.

Bildende Künste.

— Der Verein für historische Kunst, welcher seit sechs Jahren besteht, hält in den Tagen des 12. bis 14. August in Köln seine siebente Versammlung, und zwar im Gürzenich. Der Ausschuß wird aus den Bildern der Ausstellung ein historisches Gemälde auswählen und das Vereinsbild von Schwitz „Die Vertheidigung der Juden durch den Bischof von Speyer" verloosen.

— Bei J. Renouard in Paris hat ein kleiner Band „Comment faut-il encourager les arts?" von Louis Viardot die Presse verlassen. Er zeigt, daß in Frankreich die Kunst ohne die Protektion des Hofes recht gut gedeihen konnte, und meint sie gehe unter mit der nationalen Freiheit, ein wahres Wort, denn warum steht die Kunst augenblicklich unter dem Regime des zweiten Dezembers auf der niedrigsten Stufe? Weil die Geister geknebelt sind.

— Die dresdner Kunstausstellung auf der brühl'schen Terrasse bietet diesmal wenig Gelungenes unter einer Anzahl von 200 Bildern. Der Mangel historischer Bilder ist sehr fühlbar. In der religiösen Malerei ist F. Gesellschaps aus Düsseldorf „Cäcilie am Throne der Maria" rühmlich zu erwähnen, so wie Wichmann's „Maria mit dem Christkinde" als eine gute Studie nach den ältern italienischen Meistern zu bezeichnen. Unter den Genrebildern ragt O. Erdmann's aus Düsseldorf „Harmonie" hervor und E. Gerlach in Berlin „Moccoli Abend" in Rom. Das Vorzüglichste der Ausstellung befindet sich unter den Landschaften. Die „Frühlingslandschaft" von H. Gude aus Düsseldorf, O. Achenbach's „Päpstliche Villa in Frascati", J. Lange's aus München „Der Obersee", sind als sehr gelungen hervorzuheben. Georgi's „Ansicht von Jerusalem" ist das Beste, was von den Landschaftern Dresdens geleistet worden ist. Von Porträts sind zu erwähnen: das wohlgelungene Porträt des 1854 verstorbenen Königs von Sachsen Friedrich August und Gonne's mit großer Virtuosität gemaltes Bild des Prinzen Georg von Sachsen.

— Eine schöne, geistreich aufgefaßte Terracottabüste Oliver Cromwell's von Mounck Cierra ist in der londoner Nationalporträtsammlung aufgestellt worden.

— Bildhauer Professor Hagen in Berlin führt gegenwärtig eine Viktoria auf Bestellung der Akademie der Künste in Antwerpen aus, in deren Sitzungssaal sie aufgestellt wird.

— Die Modelle der acht Kaiserstatuen für den restaurirten Saal der Burg Hohenzollern sind in Berlin im Atelier des Bildhauers Willgohs ausgestellt. Der Künstler wählte die Kaiser: Heinrich V., Friedrich Barbarossa, Friedrich II., Rudolph von Habsburg, Ludwig der Bayer, Karl IV., Sigismund und Friedrich III.

— Winterhalter hat eine Einladung zu den Krönungsfeierlichkeiten in Königsberg erhalten und soll die denkwürdigsten Momente in Bildern auf die Nachwelt bringen.

— de Keyser hat ein neues Bild „Die letzten Augenblicke des Komponisten Karl Maria v. Weber" vollendet, welches in Dresden ausgestellt ist.

— Der bekannte Landschafter Friedrich Preller, welcher zwei Jahre in Italien verweilte, ist kürzlich nach Weimar zurückgekehrt; er arbeitet jetzt an der Vollendung seines Bildercyklus aus der Odyssee für das dortige Museum.

— Hermann Schwitz, ein düsseldorfer Künstler, malt im kleinen Gürzenichsaale zu Köln den „Einzug der Verlobten Friedrich's II., der englischen Isabella in Köln" und zwar al fresco.

— Herr Löwenstein aus Modena, Besitzer einer werthvollen Bildergallerie, hat für dieselbe zwei schöne Gemälde von Louis Knaus erworben, einen „Bettelmönch", den derselbe in Rom, und eine „Sennerin", die er in Paris gemalt.

— Die Hofphotographen Hahn und Komp. in Berlin haben gegenwärtig ausgezeichnete kolorirte photographische Porträts in Pastell ausgestellt, welche die Bewunderung der Kunstfreunde erregen. Wir haben vor einem Jahre schon solche Pastellphotographieen bei Albert in München gesehen, die ungemein ansprechende Bilder geben.

— Der Schaden, welcher durch die Verbrennung der Dekorationen an der großen Oper in Paris entstanden ist, beläuft sich auf ungefähr eine Million Franken, diese Zahl scheint nicht zu hoch gegriffen, denn außer dem Verlust des Gebäudes sind 133 vollständige Dekorationen vernichtet, darunter die nur dreimal benützten des Tannhäuser, während die zu einer baldigen Aufführung der „Alceste" bestimmten gerettet wurden. Ebenso blieben die Dekorationen zu „Robert dem Teufel", den „Hugenotten", dem „Propheten" und der „Favorita", die sich gerade in der großen Oper befanden, unverletzt.

— Aus sicherer Quelle vernehmen wir, daß das prachtvolle Bild von Peter von Cornelius „Die klugen und die thörichten Jungfrauen", welches gegenwärtig im wallraf-richartz'schen Museum ausgestellt ist, ferner die städtische Gallerie in Düsseldorf zieren wird; es wurde vom dortigen Galerievereine angekauft.

— Herbert König in Dresden, der bekannte Karrikaturenmaler, hat eine Humoreskensammlung in Bildern und Zeichnungen herausgegeben, welche das dresdner Volksleben und Begebenheiten behandelt. Er beabsichtigt diesem Zyklus einen größeren folgen zu lassen, welcher „Dresdner Humoresken" betitelt werden soll.

Musik.

— Bei der jüngst in Weimar abgehaltenen Tonkünstlerversammlung, welche am 4. August mit Beethoven's Missa solemnis eröffnet wurde, waren an 200 Musiker aus allen Ländern anwesend, wir nennen unter ihnen: Bülow, Weitzmann, Jaell, Otto Singer, Gottwald aus Breslau, Bach aus Wien, Stark aus Stuttgart und die Gebrüder Müller aus Meiningen.

— Wir halten es für unsere Pflicht, die Opernkomponisten auf die in Berlin durch eine Vereinigung der namhaftesten Künstler und Persönlichkeiten, darunter Meyerbeer und Graf Redern, Intendant der k. Hofmusik, gegründete „Akademie für die Oper" aufmerksam zu machen, in der aus den uns vorliegenden Statuten ersichtlichen Absicht, die der Gesellschaft eingesandten Opern, welche auf der Bühne noch nicht zur Geltung gekommen und durch unparteiische Richter würdig befunden sind, in möglichst dramatischer Gestalt öffentlich aufzuführen, und dadurch Bühnenvorstände und Agenten zur Annahme zu influiren. Bei der großen Schwierigkeit für die jüngeren deutschen Komponisten, die Annahme einer Oper überhaupt durchzusetzen, und bei der höchst geringen Protektion, den im Allgemeinen Schätzungen besseren Gehaltes noch immer erhalten, ist obige Gründung mit um so größerer Freude und Anerkennung zu begrüßen, und müssen wir uns vor Allem den Wunsch aussprechen, daß gerade die talentvolleren Komponisten die ihnen in obiger Weise so liebevoll gebotene Gelegenheit recht bald und vielseitig benützen mögen. Die seit Kurzem in der Schlesinger'schen Musikhandlung in Berlin veröffentlichten Statuten sind gratis durch jede Buchhandlung zu beziehen. Die Einsendung der Partitur ist unter Beifügung des Klavierauszuges an den Archivar der Gesellschaft, Herrn Dr. Alsleben — Askanischer Platz Nr. 4 in Berlin — zu richten.

— Flotow ist mit der Komposition einer neuen Oper beschäftigt, deren Buch Franz Dingelstedt schreibt.

— Kapellmeister Schindelmeißer hat eine neue Oper komponirt, zu der Drärler-Manfred den Text des Magicienne von Halevy nachbildete.

— Theodor Körner's Lied: „Lützow's wilde Jagd" macht jetzt mit der weber'schen Musik unter dem Titel: „Les chasseurs noirs" großes Glück in Paris.

— Auber wurde bei der Vertheilung der Preise im Konservatorium zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt; bei der Preisvertheilung der „Académie des inscriptions et des belles lettres" erhielt Th. Mommsen für sein Werk „Geschichte des römischen Münzwesens" den numismatischen Preis, ein anderer Deutscher, Hermann Zotenberg aus Trachenberg in Schlesien, erhielt für die Lösung der Preisarbeit: „Geschichte der äthiopischen Sprache und Literatur" einen Preis von 2000 Franken.

— Das Manuskript der Partitur des Don Juan von Mozart's eigener Hand ist auf einer londoner Auktion von Pauline Viardot-Garcia erstanden worden.

— Ignaz Lachner, der in jüngster Zeit in Stockholm angestellt war, ist an Schmidt's Stelle in Frankfurt a. M. getreten.

— Die neue Aufstellung des Orchesters des Hofopernthéaters in Wien wird von vielen Sachverständigen als eine für den Instrumentaleffekt sehr günstige bezeichnet und Direktor Salvi hat die Genugthuung, allgemeine Anerkennung gefunden zu haben. Herr Salvi hat bereits eine längere Zeit das Schädliche der gegenwärtigen hohen Stimmung des Orchesters erkannt und wünscht die pariser Stimmung einzuführen. Allein in dieser Angelegenheit ist Salvi nicht allein entscheidend, sondern auch die ökonomische Direktion hat hier einen Ausschlag zu geben. Bei dem ohnedies sehr überbürdeten Etat kann jedoch die in Rede stehende Frage nicht so bald erledigt werden, indem zu diesem Behufe die sämmtlichen Blechinstrumente des Orchesters und der Bande neu angeschafft werden müßten, was einen Kostenaufwand von mehreren tausend Gulden erforderte. Vorläufig ruht diese Frage, bis die Direktion in der Lage ist, diese bedeutende Summe anzuweisen. Das Orchester erhält eiserne Pulte und Stühle, wodurch die Resonanzfähigkeit desselben bedeutend erhöht wird.

Bühne.

— Adolph Glaser, der Redakteur der Westermann'schen Monatshefte hat eine „Geschichte des braunschweig'schen Theaters" geschrieben, auf die wir besonders zu sprechen kommen.

— Selten kann einem Menschenkinde ein Kuß so schlecht bekommen, als er dem Dr. Gustav Kühne in seinem fünfaktigen Schauspiele: „Kuß und Gelübde" bekommen ist. Das Stück fiel, schreibt man uns aus Dresden, so eklatant durch, wie lange keines. Es ist höchst langweilig und trivial und aus dem Trivialen geht es in's Obszöne über. Herr Sontag und Fr. v. Bulyowsky machten Riesenanstrengungen, aber vergebliche. Außerdem hat es das Hoftheater auf dem Gebiete der Neuigkeiten nur noch zu drei kleinen einaktigen Possen während des Sommers gebracht. Die Operette von Offenbach, „Der Gemahl vor der Thür", gefiel weniger als seine früheren Kleinigkeiten. Offenbach schreibt zu viel, er konzentrirt sich nicht genug. „Der Schauspieldirektor" von Mozart wurde gehoben durch die Gesangsvorträge der Frau Janner-Krall und Fräulein Alvsleben, welch' letztere jugendliche Gesangskünstlerin, auf dem dresdner Konservatorium gebildet, wirklich als ein bedeutendes musikalisches Talent bezeichnet werden kann. Die dritte einaktige Neuigkeit war der Schwank: „Netty Schwärche", nach einer französischen Idee von Moser. Es gefiel durch Herrn Sontags und Herrn Räders Spiel. Herr v. Moser scheint eine Fabrik für einaktige Lustspiele und Schwänke errichtet zu haben. Es sind deren bereits nach englischen, französischen und vielen andern Ideen so unzählige vorhanden, daß sie die Theaterluft förmlich verpesten. v. Moser ist ein ehemaliger preußischer Gardeoffizier, der jetzt in Schlesien auf seinen Gütern lebt und nun über ganze Kompagnien Lustspielchen und Schwänke kommandirt, wie früher über Rekruten. Vorbereitet wird: „Der Zunftmeister von Nürnberg" und in der Oper: „Margarethe" von Gounod.

— Maillard's komische Oper: „Das Glöcklein des Eremiten" hat in Linz sehr gefallen, was wird — ein seltener Vogel — namentlich auch das Opernball als ein sehr glückliches bezeichnet.

— Der französische Staatsminister bahnt mit Strenge eine Reform des Bühnenwesens an, um möglichst dem Verfall der dramatischen Literatur vorzubeugen. Das Théâtre français darf keine Stücke mehr zur Aufführung bringen, die für das Gymnase und das Vaudeville geschrieben sind. Die kleineren Theater müssen wieder zu den Couplets, zu den eigentlichen Vaudevilles, zurückkehren. Ein Paragraph der ministeriellen Verordnung verbietet ausdrücklich, bei den ersten Vorstellungen die schönsten Logen der Theater an Femmes du monde interlope (Frauen von zweideutigem Charakter) zu vermiethen.

— Die Royal italian opera in London wurde mit dem „Propheten" geschlossen; Madame Csillag, welche London bereits verlassen, wurde als Fides durch Frau Didiée ersetzt.

— Ein Drama, oder besser eine dramatische Erzählung, welches das Standard Theater in London allabendlich füllt, heißt: „The flower-girl".

Hof-Chronik.

— Die pariser Journale „Pays" und „Patrie" behaupten, die Zusammenkunft des Königs Wilhelm von Preußen mit dem Kaiser der Franzosen werde am 6. Oktober in Straßburg stattfinden.

— Louis Napoleon hat das Privateigenthum des Königs Franz von Neapel, die farnesischen Gärten bei den Ruinen der Kaiserpaläste auf dem Palatin, für die Summe von 250,000 Franken erworben.

— Das Befinden der Kaiserin von Oesterreich auf Korfu ist nach Umständen gut; die Hitze ist gegenwärtig dort so groß, daß die Kaiserin nur Abends ausgehen kann.

— Der König von Preußen geht nicht nach Chalons, sondern nach der badener Kur nach Ostende, und dann zu den Herbstmanövern an den Rhein, der König von Sachsen hat Stuttgart besucht und sich von da nach der Schweiz begeben, der König von Württemberg, aus Ragatz zurück, begab sich nach Wiesbaden.

— Der König von Schweden ist am pariser Hoflager zum Besuch angekommen.

Gestorben.

— Peter Gentuco, am 3. August in Versailles.

— Geheimerath Dr. Stahl von Berlin, in Bad Brückenau, am 10. August.

Die speyrer Domfeier.

I.

Der Geist der Geschichte im Dom zu Speyer

von

Dr. W. Zimmermann.

(Zu dem Bild S. 740.)

Am Ufer des Rheins, weithin sichtbar mit seinen vier schlanken, in das Blau des Himmels hineinwachsenden Thürmen, ragt die Marienkirche zu Speyer, der Dom. An welche, und an wie viele Größen der Geschichte, an was für Tragödien erinnert der einzige Name speirer Dom!

Hier hatten einst die Römer geherrscht, und ein Tempel der heidnischen Göttin Diana gestanden. Die Trümmer des Dianatempels waren in ein christliches Münster umgebaut worden. Kaiser Konrad II., dessen schöne und edle Gemahlin Gisela die Stadt Speyer sehr liebte, brach das alte Münster ab, und legte am 12. Juli 1030 den Grundstein zu dem Dome; wie man dem Volk und in der Urkunde sagte, „Gott und der hochgebenedeiten Jungfrau zu Lob"; in Wahrheit, Gott, dem ewigen Richter der Missethaten der Großen und Kleinen, und seiner beleidigten, bis in den Tod betrübten Gattin, der Kaiserin Gisela, zur Sühne, und der letzteren, wie sie wünschte, zu einer baldigen Ruhestätte. Ihr Grab sollte er bauen, und er wollte ihr ein kaiserliches Grab bauen.

Am selben Morgen in der Frühe hatte der Kaiser den Grundstein zu dem Kloster Limburg gelegt; an Einem Tage den Grund-

stein zu zwei Gotteshäusern. Und in den alten und neuen Geschichtsbüchern liest man, er habe „das aus frommem Sinne gethan“. In Wirklichkeit that er es aus Drang seines bösen Gewissens; denn er hatte Gisela's erstgeborenen Sohn aus erster Ehe, jenen von Ludwig Uhland's Poesie verherrlichten Herzog Ernst von Schwaben, seines rechtmäßigen Erbes Burgund beraubt, ihn dadurch zur Waffenerhebung gezwungen, dann ihn geächtet und auch seines väterlichen Herzogthums Schwaben entsetzt. Der herrliche Jüngling war im Kampfe mit den Achtvollstreckern im Schwarzwalde gefallen, wenige Monate vor der Grundsteinlegung zum Kloster Limburg und zum speyerer Dom. Das letztere sollte eine Sühne sein dem Todten und dem Schmerz seiner Mutter.

Aber ein großartiger Sinn wohnte dem zweiten Kaiser Konrad inne, der gegen seine Gemahlin Gisela sehr zärtlich war, aber über die Zärtlichkeit seine Staatsmannspläne setzte; und in diesem Sinne ehrte er den Schmerz derselben, in diesem Sinne wollte er der Trauernden, die nach dem Grabe sich sehnte und ein solches für sich gebaut wünschte, ein Grab bauen, groß genug für ihren Schmerz, für ihre Würde und für seine Liebe, er wollte sie verherrlichen für alle Zeiten. Er that es dadurch, daß er den speyerer Dom, welcher nach ihrem Wunsch ihr Grab sein sollte, ausdrücklich in der Stiftungsurkunde dazu bestimmte, „das Grab und die Ruhestätte aller Kaiser zu werden, welche ohne besondere Verfügung diesseits der Alpen sterben würden“.

So entstand der speyerer Dom als das in jener Zeit größte Gotteshaus der deutschen Christenheit, als das vornehmste Meisterwerk des romanischen Baustyls auf deutschem Boden. Es war vierhundert zweiundsiebzig und einen halben Fuß lang, und die Breite des Langhauses betrug hundert siebenundzwanzig Fuß. Das war groß genug, ein Kaisergrab zu werden, und um Gisela's Leiche viele Kaiser und Kaiserinnen zu sammeln. Gisela ruht im Dome zu Speyer, und um sie her ruhen daselbst acht deutsche Kaiser, zwei Kaiserinnen, Bertha, das Weib von wunderbarer Liebe und Treue, Heinrich's IV. Gemahlin, und die Gemahlin Kaiser Friedrich's des Rothbarts, die schöne Beatrix, seines „Lebens Wonne“, und die Tochter dieser Beiden, Agnes.

Neben der Mutter des Herzogs Ernst von Schwaben, die sich von ihrem Manne und Kaiser ausbat, daß er ihr Grab bestelle, neben Gisela ruhen im speyerer Dom: Gisela's Gemahl, Kaiser Konrad II.; Gisela's Sohn aus der Ehe mit dem Kaiser, der große Kaiser Heinrich III., einer der größten Fürsten, welche die deutsche Nation geleitet und gefördert haben, welcher aber frühe abgerufen wurde, dessen unglückseliger Sohn, welcher des Vaters und der Mutter Liebe und Treue, weil er ein Kind bei ihrem Tode war, nicht an sich erlebte, Heinrich IV.; neben dem vatermörderisch behandelten Vater dessen einziger, früher ruchloser, durch Priester verleiteter, aber dem Pabstthum schrecklich vergeltender Sohn Heinrich V., Kaiser Philipp der Hohenstaufe, Rudolph der Habsburger, Adolph von Nassau; und Albrecht von Oesterreich.

Alle diese Kaiser sammelten sich um Gisela zu ihrer Ruhestätte. Sehr schwer wurde es dem vierten Heinrich, in die Kaisergruft neben seine Großmutter Gisela zu kommen! Der vierte Heinrich, ein Mann mit viel Licht und schweren Schatten, bleibt trotz der letzteren eine der herrlichsten Gestalten der deutschen Kaiserzeit. Der hatte, wie sein früh gestorbener Vater Heinrich III., eifrig fortgebaut am speyerer Dom und denselben beschenkt. Sein Großvater, sein Vater und er hatten ihn reich beschenkt: so reich, nicht bloß so prächtig stand kein Gotteshaus damals im deutschen Lande.

Und wunderbar, sogar in diesem Gotteshause, das von seinen Vorfahren und ihm selbst so freigebig reich gemacht war, sollte die Leiche eben desjenigen Kaisers nicht die Ruhe der Gruft finden dürfen, welcher für den Dienst der Kirche dieses herrliche Gotteshaus vollendet und ausgeschmückt hatte. Als der Sohn des Todten, Kaiser Heinrich V., die Leiche seines Vaters nach Speyer bringen ließ, empfingen und begruben zwar Geistlichkeit und Volk der Stadt dankbar dieselbe mit ausgezeichneten Ehren in der Gruft des Doms. Aber der Bischof der Stadt ruhte nicht, bis die Leiche des Kaisers, weil er im Kirchenbanne verstorben sei, wieder ausgegraben war. Außerhalb der Kirche in ein Gewölbe, das eben Heinrich IV. auf der Nordseite an den Dom angebaut und zu einer Kapelle der heiligen Afra bestimmt hatte, das aber noch ungeweiht war, ließ der Bischof die Kaiserleiche schaffen. Dort stand der steinerne Sarg noch fünf Jahre über der Erde, bis der Papst von dem Sohne des Todten zur Lösung des Bannes bewogen wurde. Jetzt erst kam auch er zur Ruhe in der Gruft seiner Ahnen.

Ein Menschenalter ruhte er hier, als der Volksheilige, Abt Bernhard von Clairvaux, nach Speyer kam! Hier im speyerer Dom war es, wo Bernhard mit einer Zunge voll Feuerflammen für den Kreuzzug redete, hier nahm, von dieser berühmten Kreuzpredigt erschüttert, Kaiser Konrad III., der Hohenstaufe, das Kreuz, und mit ihm alle jene deutschen Fürsten und Edlen, welche den großen Kreuzzug in's heilige Land machten.

Kaiser Philipp der Hohenstaufe, welcher auch hier ruht, fand seinen Tod durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach. Bis auf diesen Tag hat die Forschung der Geschichte das Räthsel dieser Mordthat noch nicht überzeugend zu lösen vermocht, und noch immer schwankt es, ob Absicht und Mord, oder Leichtsinn und Zufall, der einem höheren Verhängniß diente, die Ursache des Todes dieses edlen Kaisers war, bis heute spricht das Uebergewicht der Gründe für das Letztere, weil es besser ist anzunehmen, daß die christliche Kirche und ihr Haupt, wie deren Werkzeug, Otto der Welfe, Herzog von Sachsen, der Gegenkaiser Philipp's, keinen Höllenplan geschmiedet haben. Das anzunehmen, müßte man urkundliche Gründe haben.

Die neuere Kunst in Poesie und Malerei hat vielfach den Kaiser Rudolph von Habsburg dargestellt, wie er „den Ritt zu seinem Grabe thut“. Der Ritt ging nach Speyer, und seine und seiner Aerzte Ahnung sagte dem alten Kaiser wahr: er starb, ehe er noch ganz nach Speyer hineinkam, und sie legten ihn hinab in die Kaisergruft.



Der Dom zu Speyer.

Zu dem aber, was das Herz am tiefsten bewegt, und die Regierung des gerechten und vergeltenden Gottes in der Welt greiflich malt, gehört die große Todtenfeier, welche Kaiser Heinrich von Luxemburg im Jahre 1309 im speyerer Dom anstellte.

Diese Todtenfeier galt den beiden letzten deutschen Kaisern vor ihm, dem Kaiser Adolph von Nassau und dem Kaiser Albrecht von Oesterreich. Beide waren fernab bestattet von der Kaisergruft zu Speyer, und doch waren sie weder jenseits der Alpen verstorben, noch hatten sie Zeit gehabt, vor ihrem unerwartet plötzlichen Ende über den Ort ihrer Ruhe verfügen zu können. So war es eine Ehrenpflicht ihres Nachfolgers, sie in das Grab zu bringen, welches Kaiser Konrad II. zur Kaiserruhe bestimmt hatte, in den Dom zu Speyer.

Kaiser Adolph war in der Schlacht gefallen, weil er kein Werkzeug des Papstes sein wollte, und das große Wort zu sagen pflegte: „Im Gemüthe muß man den Reichthum suchen, der Mann gilt mehr als Geld“. Der bei der deutschen Kaiserwahl übergangene Herzog Albrecht von Oesterreich, der Sohn des Kaisers Rudolph von Habsburg, hatte sich gegen den gewählten Kaiser Adolph von Nassau empört, und den tapfern Kaiser Adolph, der ohne Helm in die Schlacht gestürzt war, mit einem Streich über das königliche Haupt niedergehauen, in der Schlacht bei Göllheim, unweit dem zu Worms gehörigen Kloster Rosenthal. Dem am Boden Liegenden hatte er noch durch einen der Seinen den Hals durchstoßen lassen.

Herzog Albrecht wurde Kaiser. Er saß in seiner königlichen Herrlichkeit zu Nürnberg an der Tafel. Da trat durch die geöffneten Thüren im Trauerschleier eine hohe Frau, warf sich vor der Gemahlin Albrecht's nieder, und bat sie mit Thränen, sich für ihren gefangenen Sohn zu verwenden. Es war Kaiser Adolph's Wittwe. — Die glückliche Gemahlin Albrecht's that Fürsprache für die unglückliche Kaiserin. Aber Albrecht rührte nicht der Schönheit, nicht des weiblichen Unglücks sonst Alles rührende Gewalt. Kalt gegen die Thränen der Mutter, welche als eine Wittwe, und zwar eine Wittwe durch ihn, für ihren Sohn bat; kalt gegen die Bitten seiner Gemahlin, antwortete er, sie möge sich nicht an ihn wenden, sondern an den Erzbischof Gerhard von Mainz, der habe den Gefangenen in Gewahr. Gerhard aber war der Todfeind des Kaisers Adolph; Gerhard hatte die Fürstenverschwörung gegen Adolph von Nassau, den Bund des Treubruchs am geheiligten Haupt ihres Kaisers, zu Stande gebracht und geleitet.

„So bin ich denn abgewiesen!“ rief Kaiser Adolph's Wittwe und erhob sich. „Möge Euch Gott niemals ähnlichen Jammer senden!“ sprach sie, im Weggehen zu Albrecht's Gemahlin sich neigend, welche an diesem Tage gekrönt worden war. So trug sie ihr Leid hinaus aus dem festlichen Saale, aus der prachtdurchrauschten Reichsstadt Nürnberg.

74 geistliche und weltliche Fürsten, 300 Grafen und Freiherren, 5000 edle Herren hatte der neue deutsche Kaiser, Albrecht von Oesterreich, zu diesem Reichstag und zu seinem Familienfest — befohlen. Dieser Albrecht war mit Strenge darauf bestanden, daß, nach langer Zeit zum ersten Male wieder, alle großen Fürsten, alle Erzämter des Reiches, in Person ihr Amt an diesem Tage ausübten, der Mundschenk, der Truchseß und die andern Reichsämter. Selbst der dem neuen Kaiser so nahe verwandte Böhmenkönig, Wenzel, mußte als Erzschenk des Reiches in Person sein Amt verrichten, und knieend dem mit einer Krone auf dem Haupte dasitzenden Albrecht und seiner Gemahlin den Wein kredenzen. Daß sie Diener der Krone seien, wollte er ihnen und dem Volke zum Bewußtsein bringen.

Alle diese deutschen Fürsten waren Augenzeugen, wie der stolze Albrecht gegen die Wittwe des Kaisers Adolph von Nassau war, und wie sie hinwegging mit jener Bitte an Gott. Und der übersah sie nicht, welcher Alles sieht und richtet. — Am 2. Juli 1298 war Kaiser Adolph gefallen. Am 23. August war dieses herrliche Fest Albrecht's und diese tiefe Demüthigung derjenigen, welche noch zwei Monate vorher Kaiserin des deutschen Reiches gewesen war. — Einige Jahre vergingen, nicht ganz zehn Jahre, so war Kaiser Albrecht von seinem eigenen Neffen Johann von Schwaben, dem er wider Recht sein Erbe, das Herzogthum Schwaben, vorenthielt, den er darum zu bringen trachtete, im Angesicht der alten Feste Habsburg — ermordet. In diesem Ausgang sahen schon die Zeitgenossen den Finger der Vergeltung. Der blutige Schatten des von ihm im Treubruch gemordeten Kaiser Adolph's stieg in der Erinnerung der Völker wieder auf. So kurz, nachdem Adolph's Wittwe vor Albrecht geweint hatte, hatte Elisabeth, Albrecht's Wittwe, ihren Gemahl zu beweinen. Erschüttert stand die Zeit vor diesem Gottesgericht.

Wie Heinrich von Luxemburg acht Monate nach Albrecht's gewaltsamem Tode, als Kaiser Heinrich VII. auf dem deutschen Throne saß, ließ er es eine seiner ersten Handlungen sein, seine beiden letzten Vorgänger in die Kaisergruft von Speyer zu bringen. Er erhob Kaiser Adolph's Leiche aus dem Kloster Rosenthal mit ausgezeichneten Feierlichkeiten und setzte ihn neben den andern Kaisern im speyerer Dom bei. Unmittelbar daneben stellte er die Leiche des Gegners desselben, die Leiche Albrecht's. Dieser war nach seiner Ermordung in dem Kloster Wettingen in der Schweiz beigesetzt worden. Kaiser Heinrich hatte die Leiche den Rhein herab nach Speyer führen lassen. Ein und derselbe Tag, eine und dieselbe Stunde war es, da die Leichen Adolph's und Albrecht's unter feierlichem Todtenamt in die Kaisergruft hinabgesenkt wurden. Sie, die einander tödtlich im Leben gehaßt hatten, ruhten jetzt neben einander. Man sah hier das nie Dagewesene: drei Kaiser in einem Gotteshaus, den einen lebenskräftig mit der Krone auf dem Haupte, die beiden andern im Sarg auf der Todtenbahre; daneben vier Königinnen, die zwei Kaiserinnen, welche die Wittwen der Todten waren, Adolph's und Albrecht's Gemahlinnen im Trauerschleier, und Albrecht's Tochter, die Königin Agnes von Ungarn, die auch eine Wittwe war; und die dritte Kaiserin, die glückliche Gemahlin des jetzt regierenden Kaisers. Als diese die drei andern so trauern und klagen sah, da betete sie laut zu Gott, daß er ihren Herrn behüten, sie Freuden genießen lassen und sie mit dem Wittwenthum und gleichem Leid verschonen möge — Fünfthalb Jahre darauf war

auch sie Weimar siegreich in Italien, im Glanze des alten Kaiserthums, war Kaiser Heinrich VII. plötzlich gestorben am 24. August 1313, nicht ohne Verdacht, daß er vergiftet worden sei.

Jahrhunderte lang lebte im Volke die Sage, wenn die Glocken vom Thurme des Speyrer Domes läuten um Mitternacht, erwachen die Kaiser in der Gruft, steigen aus ihren Särgen und wandeln an's Ufer des Rheins. Ein Fährmann harrt hier ihrer, die Geister steigen in's Geisterschiff und lassen sich hinüber führen in's deutsche Reich. Da wandern sie um und schauen, wie es da bestellt sei. Dann kehren sie wieder zum Rheine, traurig, weil das deutsche Land nicht eins und nicht glücklich sei. Der Geisterfährmann fährt sie wieder hinüber, und sie legen sich wieder in ihre Särge in der Gruft. Ruhe können sie nicht finden, bis Deutschland seine Einheit gefunden.

Die protestantische Kirche in Baden-Baden

Erst seit dem Jahre 1832 besteht in Baden-Baden eine protestantische Gemeinde mit einem Geistlichen. Sie hielt ihren Gottesdienst in der alten katholischen Kirche des Hospitals, welche ihr vom Gemeinderath überlassen wurde. Die Localitäten waren indeß zu klein geworden und man dachte daran, eine eigene Kirche zu bauen; man eröffnete Subscriptionen, welche ein sehr günstiges Resultat hatten, der Platz, welcher der Gemeinde in der lichtenthaler Vorstadt eingeräumt wurde, war ein sehr günstiger, und Professor Eisenlohr entwarf den Plan, an dem bis jetzt gebaut wurde. Die Mittel flossen indeß neuerdings spärlicher und es fehlten noch die Thürme. Das Attentat auf den König von Preußen ließ den Gedanken rege werden, eine Kapelle an der lichtenthaler Allee, dem Orte der Frevelthat, zu errichten; indeß stand man wieder davon ab und kam darin überein, statt dessen die Thürme mit dem gesammelten Gelde aufzubauen und dadurch eine Art von Votivkirche zu gründen.



Die neue protestantische Kirche in Baden-Baden. Originalzeichnung von [illegible].

Lugano

Mit schwerem Herzen schieden wir von Como und den lachenden Ufern des Sees, der zum letzten Male in sirenenhaftem Frühlicht seinen lauen Wellenspiegel vor uns ausbreitete. Die drei Pferde unseres Vetturins, in welchem ich glücklicher Weise neben ein reizendes luganesisches Mädchen im florentinischem Strohhut placirt wurde, keuchten mühsam, von Schweiß triefend und von Bremsen gequält, die sie schwanzwedelnd zu vertreiben suchten, den Monte Olimpino hinan, und die langsame Fahrt gestattete uns zaubervolle Rückblicke auf das najadische Ufer von Como, die Villa Raimondi, die Nuß- und Platanengruppen, welche dem Strandfelsen entsproßen. Ueber Chiasso und das klösterliche Mendrisio erreichten wir auf der reizenden Bergstraße, von der man bald auf fruchtbare Maisgelände, Rebenpflanzungen, Kastanien- und Nußbaumhaine, bald auf kleine Kapellen, zerfallene Ruinen oder einsam am Wege stehende Kreuze mit dem Bilde des Heilandes blickt, die Ufer des Lago di Lugano oder Ceresio, dessen Wogen im blendendsten Ultramarin an den geeigneten Strand blauten und uns reichlich Entschädigung für das eben verlassene Paradies versprachen. — Von Capo di Lago, dem ersten Orte am luganer See, führt der Weg, welcher bei jeder neuen Biegung immer zauberhaftere Fernsichten enthüllt, im Schatten von Oliven- und Feigengeländen über Melano und Maroggia nach Bissone. Eine imponirende Brücke 2510 Fuß lang, im Jahr 1840 mit einem Kostenaufwand von 700,000 Franken errichtet, überwölbt hier den See und verbindet Bissone mit dem ihm gegenüberliegenden Melide. Am östlichen Fuße des Monte San Salvadore zieht sich nun die Straße dicht am See bis Lugano hin, welches erst dann sichtbar wird, wenn man um eine Biegung gelenkt ist, der dessen Anblick aber der Reisende, selbst wenn er eben die herrlichsten Gebilden der norditalienischen Seen schaute, in laute Bewunderung ausbrechen wird.

Hoch über die freundlichen weißen Häuser der Stadt, welche im fruchtbaren Dickicht brennend rother Granatblüten, duftender Gärten, rankender, traubenreicher Rebengelände und üppigem Feigengrün nisten, ragt der San Salvadore mit seinen majestätischen Wäldern, und all' die Pracht der hehren Gebirgswelt, der südlichen Vegetation und des tiefblauen Aethers spiegelt die Flut des Lago wieder, die zu jeder Tageszeit von niedlichen Lustnachen oder großen, mit weißer Leinwand überspannten Barken durchfurcht wird. Lugano, mit etwas mehr als 5000 Einwohnern, macht dem aus dem Norden Kommenden schon ganz den Eindruck einer italienischen Stadt, Bogengänge, unter deren Schatten fleißige Spinnerinnen sitzen, offene Werkstätten, in welche man von der Straße hineinsieht, die grünen, erst des Abends sich öffnenden Jalousien der Häuser, die blumengeschmückten Balkone erinnern auf Schritt und Tritt, daß wir an den Grenzen des klassischen Italiens angekommen sind. — Und dabei sind die braunwangigen Bewohner heiter, gutmüthig und gefällig gegen den Fremden, denn die Zudringlichkeiten der Orangen- und Limonenverkäufer oder die Bitte eines hübschen Kindes, von ihren Blumen zu kaufen, lassen wir uns gern gefallen. — Die vielen Klöster der gewerbreichen fleißigen Stadt sind seit 1853 meist aufgehoben; eines der bedeutendsten war das von St. Maria degli Angeli, nun in das Hotel du Parc verwandelt. Die gemauerte, mit Blumen bepflanzte Terrasse, von welcher Treppenstufen hinunter zum See führen, dient den vielen Gästen, welche während der Saison hier weilen, zum angenehmsten Spaziergang, und nie wird die Hitze, außer vielleicht in den ersten Nachmittagsstunden, lästig, weil der See die Atmosphäre stets kühlt und erfrischt. — Wie nun selbst schon in Norditalien kaum ein Ort existirt, und wäre er noch so klein, der nicht auch irgend ein Kunstwerk aufzuweisen hätte, so erfreut sich auch Lugano eines der herrlichsten Frescogemälde von Bernardino Luini, die Kreuzigung darstellend, welches sich in dem früheren Franziskanerkloster befindet. Die jetzige Hauptkirche ist nach dem heiligen Lorenzo benannt und erhebt sich, angeblich von Bramante herrührend, mit ihrer marmornen, mit Bruſtbildern der Evangelisten geschmückten Façade auf einem terrassirten Hügel, von welchem man eine unvergleichliche Aussicht genießt. Belohnende Ausflüge von Lugano aus sind zunächst eine Besteigung des 2793 Fuß hohen San Salvadore, von welchem herab man den ganzen See mit seinen villengeschmückten Ufern, Buchten und laubigen Abhängen überblickt, ferner der Besuch der Villa Tanzina, in welcher in einem Tempel Washington's Büste aufgestellt ist, dann die Gärten der Villa Vasalli mit ureiten schönen Cypressen. — Wem jedoch zu diesen entfernten Partieen die Zeit fehlt, wandle auf der schon erwähnten Terrasse am Hotel du Parc, in deren Nähe sich das Werft befindet, an welchem die den See befahrenden Frachtschiffe landen, weßwegen hier immer ein reger Verkehr herrscht und sich ein amüsantes Gewühl von Käufern und Verkäufern drängt. Die Statue Wilhelm Tell's, von Vela gearbeitet, auf Kosten eines reichen Italieners Ciani aus weißem Sandstein errichtet, steht dicht am Ceresio, der schweizer Freiheitsheld stützt sich auf die Armbrust, seine Rechte hält den Pfeil hoch empor. Lugano gegenüber entsteigt dem See der Monte Caprino, der von vielen kleinen Grotten durchhöhlt ist, in welchen die Luganesen ihren Wein aufbewahren. — Der Handel auf dem See, welcher 10 Stunden lang, 1 Stunde breit ist und 822 Fuß über dem mittelländischen Meere liegt, ist sehr lebhaft, eine Verbindung mit dem Lago maggiore findet durch die Tresa Statt.



Ansicht von Lugano. Nach einer Originalzeichnung von [illegible].

Der kleine Prinz.

Novelle

von

Jeanne Marie v. Gayette.

Auf einer der Ruhebänke, welche den Hin- und Herwandelnden unter den schattigen Kastanien von Meran Ruhestätten bieten, saß eine junge Frau, der man es auf den ersten Blick ansah, daß nicht Krankheit sondern ein tiefes Gemüthsleiden sie verzehre, und daß sie wohl nur hierher gesandt sei, um mit den sonnigen Lüften des Thales Balsam für ihr wundes Herz zu athmen. Ein weiter Staubmantel von sandfarbenem leichtem Stoff umwehte gewissermaßen ihre schlanke Gestalt, ein Florentinerhut mit Veilchenbouquets umschloß das feine Oval ihres Gesichtes.

Die junge Frau war nicht allein, neben sich hatte sie ein Kind von etwa fünf Jahren, einen Knaben, dessen Anzug bekundete, daß ihn Mutterliebe und Mutterstolz mit besonderer Sorgfalt gekleidet. Rudolph war ein schönes aber unheimliches Kind; er hatte nicht jenen Ausdruck des angeborenen Alters, der uns bei manchen Kindern wehe thut, auch nicht das Zarte, Ueberirdische in Konstitution und Lineamenten, aus denen man auf ein kurzes Leben schließen darf, aber es zeigte sich bei einem normalen Körperbau, feinen Gesichtszügen und großen, fast feurigen braunen Augen eine Leerheit und Starrheit in allen Aeußerungen dieses kindlichen Lebens, daß man keinen weiteren Kommentar zu dem schmerzensvollen Blick der Mutter, der sich bald angstvoll, bald streng beherrschend, dann wieder liebevoll besänftigend auf Rudolph richtete, bedurfte, als dessen zwecklose Bewegungen, sein Aufspringen und mit den Händen in die Luft Greifen, als ob er Mücken fangen wolle, sein Hin- und Herrennen, an Blättern und Blumen rupfen und wie den Steinen oder Hölzchen, die er eben fand, auf den Boden Klopfen. Dabei äußerte der Knabe nur ein unartikulirtes Brummen oder ein abgestoßenes monotones Lachen. Die Mutter schien er zuweilen zu verstehen, sonst Niemand; wer ihm aber Liebe zeigte, dem schloß er sich gern an.

Leonore Capi, als „die reiche Capi“ in ganz W. bekannt, befand sich heute, nach sechswöchentlicher Abwesenheit von „Zuhause“, am Vorabende ihrer Abreise von Meran, wohin man die junge, leidende Frau zu ihrer Erholung gesandt hatte. Da man sie jedoch nicht von Rudolph trennen konnte, und, was noch mehr sagen wollte, man die Verhältnisse, in die zurückzukehren Leonore genöthigt war, nicht unterdeß umzugestalten vermochte, so ließ sich keine Linderung ihrer Leiden versprechen. Das wußte die junge Frau recht wohl, dennoch wählte sie gerne den friedlichen Aufenthalt unter Dahinsiechenden, die dem Tode entgegenschlichen, weil sie sich ihnen verwandt fühlte. Wäre Rudolph nicht gewesen, Leonore würde den Tod oder ein neues Leben gesucht haben, durch das Kind aber war sie unauflöslich mit Dornen an eine zweite Persönlichkeit gebunden, die ihr Gatte war.

Die Spitze des Ifinger erglühte in dunklem Purpur, in sanfterem Blau zeigte sich die fernere Mendola, dunkelschwarz kontrastirte die nahe Alpenwand, und Leonore empfand die Erhabenheit ihrer Umgebung und den Kontrast zu dem sie erwartenden Leben der Stadt. Sie wußte, selbst wenn sie mit den kräftigsten Vorsätzen kam, das Störende, Ungerechte, ihrer Natur absolut Heterogene bei ihrem Gatten zu beherrschen, und sich durch seinen Charakter nicht aus einem, wenngleich künstlichen Gleichgewicht bringen zu lassen, es währte kaum einige Stunden, so war der alte Zustand und in gesteigertem Grade wieder da. Erlösung war nicht mehr zu hoffen, darum rathsam, zeitweilige Palliative zu Hülfe zu nehmen.

Der kleine Rudolph empfand nichts von dem Reiz der Natur, der ihn hier umgab, nichts von der Mißstimmung des Hauses, der dort wie ein Alp auf Jedermann lastete, der es betrat, doch war es so zu sagen der verkörperte Ausdruck jenes Unmuths. Des Knaben Brummen, Schnalzen, in die Höhe Fahren, Zappeln und Greifen drückten einen Seelenzustand Leonorens aus, wie ihn kein Dichter selbst treffender hätte schildern können. Das Kind war für die Mutter das treue Spiegelbild ihrer Herzensunruhe.

Den Vorübergehenden in der Allee fiel das sonderbare Kind nicht mehr auf, man hatte sich an den kleinen Idioten gewöhnt, wie an den „Krückensepp“, den permanenten „Bettler beim Steg“; nur wenn ein neuer Gast zum ersten Mal vorüberging, blieb er bei Rudolph wie bei einer Kuriosität des Ortes stehen. Jedermann gab sein individuelles Urtheil über das Kind ab, das in den meisten Fällen nicht anders lautete, als: „Hier sei nicht viel zu helfen, es wäre das Beste, wenn das Kind —“, doch das durfte die Mutter nicht hören, die ohnedem schon so viel zu ertragen hatte.

Auch heute erregte Rudolph die Aufmerksamkeit eines Fremden, aber dieser vermied es Leonoren zu begegnen. Er blieb in einiger Entfernung scharf beobachtend, seine Blicke auf Mutter und Kind gerichtet. Er hatte Leonore gekannt, ehe sie Capi's Gattin wurde. — Er mußte dem reichen Capi weichen, und während jene Ehe das Glück seines Lebens vernichtet, war Rudolph, der einzige Erbe des großen Vermögens, der goldne Stammhalter, dem Nichts fehlte als das Menschsein, der weder Thier noch Mensch, zwischen Beiden stehend, einer Gattung von Wesen angehörte, welche die Gesellschaft ausstößt, der Gegenstand, der sein ganzes Interesse fesselte.

Leonore bemerkte den fern von ihr Stehenden nicht, dessen Namen ihr Kind trug, sie ahnte nicht seine Nähe, obwohl ihre Gedanken eben mit ihm beschäftigt waren, wie das immer bei Krisen in ihrem Leben der Fall war, zu welchen auch, nach längerer Abwesenheit, eine Rückkehr zu Capi und in ihre Häuslichkeit gehörte.

Ob Rudolph Geintter die Geschichte von Leonorens Unglück in ihren veränderten Gesichtszügen, oder in denen ihres Kindes las? — Er zweifelte nicht, daß sie unendlich mehr leide, als sie, des übereilten Schrittes wegen, verschuldet, aber er hegte eine Hoffnung für sie, von welcher sie, die in eine grundlose Tiefe des Elends schaute, keine Ahnung hatte.

*

Das Dampfschiff trug Leonore hinüber nach L . . ., wo ihre Eltern lebten, und wo sie ihre Kindheit und Jugend im vollsten Sinne des Wortes genossen. Sie machte bei ihrer Rückreise von Meran in L . . . Halt, um sich dort in die gute alte Zeit zurückversetzt zu wähnen, und in einem möglichen Falle dorthin wieder zurückgekehrt sich zu denken, am Herzen der Mutter ausruhend von den Folgen ihres großen Irrthums, im Anschlusse an den geistvollen Vater sich wieder der Pflege ihrer Talente hinzugeben, die jetzt bei Capi's roh geäußerter Gleichgültigkeit ganz vernachlässigt wurden. Nur für Rudolph's Ohren, die eigentlich nicht hörten, sang und spielte Leonore, und sein abgestoßenes trockenes Lachen bei der Musik mußte sie für jede andere Theilnahme entschädigen. Für Rudolph zu arbeiten, ihm Leckerbissen zu bereiten, Anzüge aufzuputzen und ihn spazieren zu führen, das füllte Leonorens Leben aus, obwohl Capi selten vom Hause, oder vielmehr von seinem Geschäfte abwesend war. Er liebte es nicht, an dritten Orten zu sein und für Speisen und Getränke viel Geld auszugeben, die man besser und billiger zu Hause haben konnte. Leonore besuchte kein Theater, keine Gesellschaften, keine Kunstsammlungen; sie sah kein anderes Gemälde als die grell kolorirten Soldatenbilder, für die man Rudolph's Aufmerksamkeit zu gewinnen suchte; kein unterhaltendes Buch oder Journal kam in ihr Haus, nur die eine Zeitung, welche dem Geschäftsmanne die wichtigste ist, lag täglich neben Capi's Kaffeetasse, und er frühstückte lesend. Erst wenn Rudolph erwachte, zeigte Capi Theilnahme für die ihn umgebenden Personen, weil diese mit dem Kinde zu thun hatten.

Während der Dampfer fortbrauste, auf dem sich Leonore mit Rudolph befand, hatte die junge Frau wohl manch interessantes Bild in sich aufzunehmen und an Gesprächen wenigstens zuhörend Antheil zu nehmen, die Reiz für sie hatten, aber sie war gezwungen, alle ihre Sinne nur dem Kinde zuzuwenden und Rudolph zu bewachen, der sich ruhelos hin und her bewegte und jeden möglichen Versuch machte, in das Wasser zu fallen.

„Binden Sie das Kind doch fest,“ äußerte einer der Passagiere; „geben Sie ihm die Ruthe,“ bemerkte der Andere. „Es wäre kein Unglück, wenn der Bengel in's Wasser fiele und ertränke,“ brummte ein Dritter.

Wenn auch Leonore alle jene Bemerkungen nicht mit Ohren vernahm, so las sie sie doch in den Gesichtern der belästigten Passagiere, und ihr angstvolles Bemühen ging nur dahin das Kind zu bändigen, damit es nicht ein Opfer seiner Sinnlosigkeit oder fremder Ungeduld und Härte würde.

Rudolph war der einzige Erbe zweier großer Häuser, und kaum war es möglich, in einem Regentenhause der Geburt eines Stammhalters mit größerer Spannung entgegenzusehen, als dieß im Hause Capi vor Rudolph's Geburt der Fall war. In den Mienen aller Hausgenossen stand die Frage geschrieben: wird es ein Prinz sein? denn man wußte, welche Tage man im entgegengesetzten Falle zu erwarten hatte. Capi konnte vor Unruhe schon seit Wochen seine Zeitung nicht mehr mit Aufmerksamkeit lesen, und die Eltern Leonorens, deren einziges Kind sie war, sahen in dem Geborenwerden eines Sohnes die einzige Rettung ihrer Tochter. Ein Sohn, so schlossen sie, würde das Herz des Vaters auch wärmer und weicher für die Mutter machen, werde den Egoismus dieses störrischen Charakters vielleicht brechen, und seinem Gemüthe andere Regungen, als die bloß für merkantile Interessen pulsirenden, zuführen. Als nun wirklich der Heißersehnte erschienen war und von seiner luxuriösen Ausstattung Besitz genommen, als das Kind, in Battist und Spitzen gehüllt, hinter den grünen Atlasdraperien seiner von goldenen Schwänen getragenen Wiege schlief, ließ sich überraschend Kanonendonner vernehmen. Die junge Landesfürstin hatte gleichzeitig mit Leonore einen Erben geboren, und Capi, junior, der sich durch die, ihm mit zur Begrüßung ertönenden Schüsse nicht in seinem Schlafe stören ließ, erhielt seitdem den Titel „kleiner Prinz“ und in der Taufe den gleichen Namen mit jenem. Um den kleinen Prinzen drehte sich von nun an das ganze Hauswesen: sein Bad, seine Wäsche, seine Wickelbänder, seine Fontanellen, seine Impfung, kurz alle jene Dinge, welche in die Entwicklungsstadien eines Kindes von seiner Geburt an fallen, waren im Hause Capi Gegenstände unerschöpflicher Unterhaltung und unaufhörlichen Zwistes. Selbst die Korrespondenzblätter, die von W. nach L. und von L. nach W. flogen, redeten von nichts Anderem als von dem Erben der zwei großen Häuser.

Neben den Süßigkeiten und Freuden, welche der Besitz eines ersten Kindes der jungen Mutter bereitete, gingen die Bitterkeiten und Leiden, welche die ungeliebte, und daher stets getadelte Gattin zu erdulden hatte, die für jeden Schrei des Neugebornen verantwortlich gemacht wurde. Es war unter diesen Umständen Leonore unmöglich, ihr Kind selbst zu nähren, und unter den entwürdigendsten Vorwürfen Capis wurde von ihm selbst eine Amme herbeigeholt. Leonore durfte den kleinen Prinzen jetzt kaum noch berühren, wenigstens nicht in Capi's Gegenwart; denn Alles, was sie an dem Kinde that, fand er linkisch und ungeschickt. Er fürchtete, sie könne den kleinen Prinzen bei einer Umarmung erdrücken, oder im Bad ersticken, und er machte viele Dinge mit eigenen Händen, in denen ihm auch die Amme nicht genügte. Wenn Rudolph nicht so wohl genährt war, als er nach Capi's Anforderungen hätte sein müssen, so lag der alleinige Grund nur darin, daß der Vater ihn nicht selber säugen konnte.

Leonore ergab sich geduldig in alle diese Quälereien. Das Glück Mutter zu sein entschädigte sie bis zu dem Zeitpunkte, wo es sich zweifellos herausstellte: daß Rudolph Capi ein Idiot sei, ein Kind, das nicht taub, nicht stumm, nicht blind war und doch nicht hörte, nicht redete und nicht sah. —

Dieses entsetzliche Elend hatte Niemand vorausgesehen. Jetzt war das Maß von Leonorens Leiden voll, und auch Capi glaubte nicht härter für den „Unsinn“ bestraft werden zu können, eine so unpassende Wahl getroffen zu haben.

Wenn die Mutterliebe die reichsten Quellen des Glückes einem zartfühlenden Weibe erschließt, so wird wieder der Mutterschmerz einen nicht zu erschöpfenden Brunnen des Elends. Leonorens Schmerz durchlief alle Phasen der Bitterkeit, und sie isolirte sich nach und nach ganz mit ihrem Rudolph, um nicht zu Vergleichen veranlaßt zu werden und Bemerkungen hören zu müssen, die ihr Herz zerrissen.

Mehr, als das gesunde Kind es hätte werden können, wurde der kleine Idiot der Mittelpunkt von seiner Eltern Gedankenleben. Es mußte doch Hülfe möglich sein; er, Capi, war ja doch der „reiche Capi“, er konnte ja Alles versuchen, er durfte ja keine Kosten scheuen. Wo immer nur ein Arzt von sich reden machte, dahin ging, schrieb oder reiste Capi und machte ein Vorhinein große Versprechungen, um die Männer der Wissenschaft zu gewinnen, ein Heilmittel für den kleinen Prinzen zu entdecken, der, wie er niemals hinzuzufügen unterließ, der Erbe zweier großer Häuser war.

Bei einigen Aerzten erzeugte das ungestüme Vertrauen, welches der reiche Capi äußerte, ein verächtliches Zurückweisen des taktlosen Menschen, der ihnen ein unheilbares Objekt zuführte, Andere machten sich über ihn lustig und leerten seine Börse aus.

Endlich war Capi dahin gekommen, vorsichtiger mit seinen Anerbietungen zu sein, aber indem er sich von dem hoffnungslosen Zustande seines Kindes zu überzeugen genöthigt wurde, steigerte sich sein Groll gegen Leonore, welche er als die alleinige und natürliche Ursache seines Unglücks ansah.

*

Am Landungsplatze in L. standen zur bestimmten Minute, das Dampfschiff erwartend, die Großeltern des kleinen Prinzen, um ihn mit offenen Armen zu empfangen, mit Liebkosungen und Näschereien zu überhäufen und ihn, entzückt von seinem guten Aussehen, nach Hause zu bringen, wo eine Frühjahrsbescherung für Rudolph statt hatte: weiße und rothe Kleidchen, Federhütchen und all' der Toilettenputz, den die neueste Mode mit sich brachte. Ebenso war dem Bedürfnisse des Zupfens und Rupfens, Quetschens und Kauens des kleinen Prinzen entgegengekommen. Da waren Kautschukfiguren aller Art, Feder- und Gummibälle, Hampelmänner, quickende Vögel und dergleichen, und kaum war Rudolph in das Bescherungszimmer gebracht, so begann er „zu spielen, daß die Stücke davon flogen.“

Nur so lange Leonore sich mit dem kleinen Prinzen bei ihren Eltern aufhielt, war sie frei. Sie wußte das Kind in bester Obhut und konnte sich, was sie gern that, einem planlosen Herumschwärmen überlassen. Sie suchte in ihrer Heimat alle diejenigen Orte auf, welche durch die Erinnerung für sie geheiligt waren, wo sie die Wonne, die Ueberraschung, den Taumel des Entzückens, den Reiz des Zwistes und der Versöhnung erster Liebe empfunden. Ja, sie hatte geliebt! und liebte in der Erinnerung und in dem Beklagen des Verlorenen noch inniger und sehnsüchtiger. Warum aber gab sie dahin, was nimmer wiederkehrt, und was so köstlich ist, köstlicher als alle Spezereien und Wohlgerüche, süßer als das Manna der Wüste? —

Als Capi zum ersten Mal das Haus von Leonorens Eltern besuchte, äußerte sie nach dem durch ihn empfangenen Eindruck übermüthig gegen eine ihrer Freundinnen: „Er ist mir halb lächerlich und halb verächtlich; denn er ist verliebt in seine Nußknackerfigur und stolz und eingebildet auf sein Geld.“

Rudolph Geintter, der seinen Namen durch Versetzung später geändert, war das Idol von Leonore's entzückten Mädchenaugen, und dennoch konnte sie ihn aufgeben, um Capi's Gattin zu werden. Zu oft wiederholt sich der Mißgriff, vor welchem der Dichter der Glocke das junge Mädchen warnt, das schwärmend sich in den schiller'schen Geist zu vertiefen sucht, zu oft, ungeachtet jener hochpoetischen Warnung, als daß wir hier einer besonderen Warnung nöthig hätten. Die Dämonis des Alltagslebens spielt der Poesie des Herzens die bittere Posse, und der materielle Sinn, der eine Existenzbehaglichkeit und Zukunftssicherung als das Hauptbedingniß bei einer zu schließenden Ehe in den Vordergrund stellt, siegt über den Spiritualismus, der im Streben nach einem erhabenen Ziele in eine aussichtslose Zukunft blicken läßt.

Rudolph Geintter studirte Medizin und gehörte zu jenen genialen Naturen, die sich „nicht übereilen“, das heißt zu denen, welchen es nicht um eine baldige Versorgung, sondern um etwas Höheres, um die Realisirung einer Idee zu thun ist. Seine Wünsche gipfelten nicht in dem Kulminationspunkte, ein fahrender praktischer Arzt zu werden, um theure Wagenvisiten zu machen, er verfolgte einen Weg, der vielleicht niemals von ihm in eigener Equipage gemacht werden konnte, und Leonore hörte es oft aussprechen: daß Rudolph ein Schwärmer sei, der in seinem Leben zu nichts gelangen werde und Theorien aufstelle, die nicht zu verwirklichen seien.

Selbst Leonorens Vater, der für Geintter eine zärtliche Zuneigung hatte und für die Tochter eine Autorität abgab, war überzeugt, daß der junge Enthusiast niemals Carrière machen würde. Sich mit Rudolph verloben hieß so viel, als zeitlebens unvermählt bleiben.

Leonore gab vernünftigen Vorstellungen endlich Gehör, da sie einerseits unfähig war, sich zu Geintter's Denkweise emporzuschwingen, andererseits ein sorgenfreies Leben als das glücklichste Loos der Erde preisen hörte. Daß gerade Capi da war, ihr dieses glückliche Loos zu bieten, lag in den Verhältnissen, welche zwei Geschäftshäuser so eng verbandet, daß nur in einem noch engeren Zusammenziehen des Knotens eine Steigerung der gemeinsam gewordenen Interessen durch Gewinnste möglich war.

Capi überlegte nicht lange, er hielt an, und Leonore — ließ sich zureden und — sagte Ja, da Geintter abermals den Termin für sein Examen hinausgeschoben. Seine Freunde spotteten: es solle ein neuer Lehrstuhl für ihn erst creirt werden, er wolle die Welt mit Halbgöttern bevölkern und einen neuen Kosmos schreiben.

Rudolph Geintter wollte die höchste Potenz der Gesundheit, und durch diese die normale Schönheit, und dennoch

wandte er sich nicht den Gesunden, sondern den Tiefleidendsten der Menschheit zu, welche die medizinische Wissenschaft als unheilbar bezeichnete. Mit diesem Streben wählte er sich ein voraussichtlich unfruchtbares Feld, und von Leonoren, so mußte es diese bedünken, machte er sich damit absichtlich los. Weibliche Eitelkeit grollte mit dem Verkünder einer neuen Lehre, die sie Chimäre nennen hörte; es verletzte sie, einer wissenschaftlichen Grille geopfert zu werden, und sie that den Schritt, der sie von Rudolph Günther für immer trennte und einem glänzenden Elende preis gab. Sie sah ihren Geliebten seitdem nicht wieder und hörte auch nicht von ihm erdes, er blieb verschollen für Leonore wie in der wissenschaftlichen Welt, denn er hatte seinen Namen geändert. Dieser frühere Name war im Publikum erloschen, nur in Leonorens Herzen lebte er fort, und während sie jetzt in der Leonmengmele weilte, wo der theure unvergeßliche Name mit dunkeln Zügen in den Fels gebrannt war, überkam es sie wieder einmal mit brennendem Weh, wie arm ihr Leben ohne ihn sei. Sie rief den Namen „Rudolph", auf welchen hier ein Echo antwortete, wie sie wußte. Sie durfte diesen Namen mit Schmerzenstönen in die Lüfte rufen, denn es war ja der Name ihres unglücklichen Kindes.

Wie geisterhafter Schauder berührte es Leonorens Wesen, als nicht die Stimme des Echos allein, sondern ein Ton, den sie nimmer zu hören vermeint, ihr antwortete. Sie blickte suchend umher und entdeckte Rudolph Günther auf einer Anhöhe, von welcher herabkommend er, wie ihrem Rufe Gehör gebend, auf sie zugeschritten kam. Sie winkte ihm zu bleiben, sie wollte sich rasch entfernen, aber er hatte sie erreicht, bevor sie ihren Vorsatz ausführen konnte.

„Ich rief nach meinem Kinde," sagte sie hocherröthend.

„Und wissen doch, daß es nicht auf diesen Namen hört;" lautete die Erwiederung.

„Grausamer Mensch, woher kennen Sie mein Schicksal?" fragte sie.

„Aus meinem eigenen," erwiederte er.

Sie senkte den Blick zu Boden und sie standen eine Weile sprachlos vor Aufregung, endlich sagte sie leise: „Und keine Rettung ist möglich."

„Doch vielleicht," entgegnete er. „Gehen Sie mit Ihrem Kinde zu Dr. Ettinger, er hat sein Forschen ausschließlich dahin gerichtet, Hülfe und Heilung für jene Unglücklichen zu entdecken, zu denen leider auch Ihr Kind gehört. Ihnen diesen Rath zu geben kam ich hierher. Fragen Sie, ehe Sie meinem Rathe folgen, noch die öffentliche Stimme, und hören Sie das Urtheil, das sich über Ettinger und seine Leistungen auf dem Felde der Idiotenerziehung bereits gebildet hat."

„Nennen Sie mir den Ort, wo dieser Todtenerwecker lebt, er wird mir nicht zu fern liegen, und müßte ich eine Wallfahrt auf Knieen dorthin unternehmen."

Rudolph lächelte. „Das dürfte Ihnen doch etwas schwer fallen," erwiederte er, „denn Ettinger bewohnt mit seinen Kindern ein Haus auf hohem Berge gelegen, zu dessen Gipfel nur das Maulthier den beschwerlichen Pfad zu machen vermag. Die Adlerskoppe ist nicht so hoch, als schroff und schwer zu erklimmen."

„Gab es nicht eine Mutter, die ihr dem Aar geraubtes Kind selber aus dem Neste des Raubthieres zurückholte, während der Vogel ihr Haupt umkreiste? — Nein, nein, es gibt keinen Weg, der zu schroff und steil für eine Mutter ist, wenn es die Rettung ihres Kindes gilt."

Rudolph zweifelte auch nicht daran, die Geschichte gab Belege genug dafür; auch umdräuten die Adlerskoppe keine Schrecknisse, ihr Zugang war nur ein unbequemer für „reiche Damen", deren Fuß an keine rauhen Wege gewöhnt.

Leonore lächelte bitter. „Sie haben Recht," sagte sie, „wenn Sie annehmen, daß meine Schritte seit der Geburt meines Kindes sehr abgemessene waren, und ich mich von dem kleinen Rudolph niemals trennte, den vor jedem Unwetter zu hüten mir Pflicht war."

„Meine Mission ist erfüllt," erwiederte Günther, mit einer leichten Verbeugung sich verabschiedend.

Wie ein Traum war er gekommen und verschwunden. Er schien jeden weiteren Austausch vermeiden zu wollen. Wie gern hätte Leonore, nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, ihn noch fragen mögen, welche Richtung sein eigenes Leben genommen, was er erreicht, ob er vermählt sei? Da er fort war, blieb ihr nur sein Rath, das Asyl für Rudolph aufzusuchen. Sie wollte sogleich Erkundigungen über Dr. Ettinger einziehen und Capi von dem neuen Hoffnungsstrahl benachrichtigen.

•

Als Leonore mit dem kleinen Prinzen in W. mit dem Schnellzuge eintraf, stand Capi schon, ungeduldig seines Kindes harrend, an der Rampe, und kaum hatte er die Ankömmlinge bemerkt, als er auch rasch zu erspähen suchte, ob die unvorsichtige Mutter sich nicht irgend ein Versehen bei der Bekleidung des Kindes habe zu Schulden kommen lassen, und ob der kleine Prinz unter Leonorens und deren Eltern Ueberfütterung nicht gelitten habe und zurückgekommen sei.

Der Gattin keinen Blick der Begrüßung zuwendend, nahm Capi, sobald er sich Platz verschaffen konnte, Rudolph auf den Arm, um ihn aus dem Gedränge zu bringen. Leonore war genöthigt, allein ihren Weg nach Hause zu nehmen, wo sie den Vater, bereits den Knaben untersuchend, fand. Da der kleine Prinz nicht reden konnte, auch keinerlei Zeichen des Verständnisses zu geben vermochte, mußte der ängstliche Vater sich durch den Augenschein davon überzeugen, daß kein Ruthenstreich die Haut des Knaben berührt, kein durch Vernachlässigung einer Unvorsichtigkeit erhaltener Stoß ein blaues Fleckchen an dem Körper des kleinen Athleten zeigte, der sich gegen das Auskleiden und Betasten so gewaltsam stemmte, daß er dabei eine große Krystallvase zertrümmerte, die, mit Blumen gefüllt, zur Begrüßung Rudolph's auf dessen Nachttisch gestellt war, wie ähnliche Ausschmückungen an dem heutigen Tage alle Zimmer der Wohnung zierten.

Capi hätte sogar eine Illumination anbefohlen, da Rudolph, wie der Mücken, gern dem Lichte zuflatterte, mit den Händen in die Flamme griff und dabei ein blödsinniges Lachen hören ließ, welches allemal des Vaters Herz mit Freuden erfüllte. Das Kind müßte sich in solchen Lachparoxismen doch glücklich fühlen, meinte er.

Leonore hatte etwas von Hallucinationen reden hören und bemerkte das gegen Capi, er aber gab den „Unsinn" — seine Lieblingsbezeichnung für Alles, was Leonorens Inkompetenz vorbrachte — nicht zu.

Nachdem sich Capi darüber beruhigt, daß seinem Kinde kein Glied am Körper weh thue, wurde das Gastmahl für den kleinen Prinzen aufgetragen, und während dieser sich die Pasteten und Croquis mit beiden Händen vom Tellerrand in seinen Mund schob, und dabei mit den italienischen und polnischen Saucen sein Gesicht und das Tafeltuch bemalte, betrachtete ihn Capi nicht minder entzückt, als ein Kunstschwärmer einen Tizian oder Chodowiecki betrachtet haben würde. Die Mutter hatte heute weniger Sinn für die Oelgemälde auf dem Leinwanddamast, denn sie trachtete nur, sobald wie möglich zur Adlerskoppe zu gelangen, das heißt mit Capi von der neuentdeckten Heilmethode des Dr. Ettinger zu sprechen.

(Schluß folgt.)

Dr. Jonas Furrer.

(Zu dem Bild S. 744.)

Die Schweiz hat einen ihrer größten Staatsmänner und edelsten Bürger verloren, den Bundesrath Dr. Jonas Furrer, der in den Morgenstunden des 25. Juli zu Bad Ragaz, wohin er sich zur Kräftigung seiner Gesundheit begeben, aus dem Leben schied. Die Nachricht seines immerhin frühen, aber nicht ganz unerwarteten Todes traf trotz alledem das Land wie ein Wetterschlag, und nicht nur seine Wittwe und Kinder, sondern das ganze Land betrauerte den Heimgang dieses echten Republikaners mit aufrichtigem Leid. Geboren 1805 in Winterthur, zeichnete er sich schon als Knabe durch eminente Geistesgaben aus, und nahm zugleich den Ordnungssinn seiner Vaterstadt in sich auf, der ihn durch sein ganzes Leben begleitete. In Göttingen gehörte er zu den stillen Wachern, deren Fleiß bald erkannt und geehrt wird. Von der Universität zurückgekehrt, war er rasch einer der beliebtesten Anwälte, wurde 1834 in die Gesetzgebung, 1837 in den Erziehungsrath gewählt, die Revolution von 1839 traf ihn als Präsident des großen Raths. 1842 wurde er wieder zum Mitglied, 1844 zum Präsidenten dieser Behörde ernannt, 1845 präsidirte er der Volksversammlung am 26. Januar in Unterstraß; bald darauf finden wir ihn als Bürgermeister des Kantons Zürich und Präsidenten der eidgenössischen Tagsatzung, in welcher er 1847 gegen den Sonderbund und 1848 für die neue Bundesverfassung wirkte. Ihm hat die Schweiz die Entwicklung der Grundsätze von 1830 zunächst zu verdanken, und die Bundesverfassung von 1848 ist zumeist seine Schöpfung, und so ernannte ihn auch die Bundesversammlung zum ersten Mitglied in den neugeschaffenen Bundesrath und zum ersten Bundespräsidenten, eine Wahl, die 1852 wiederholt worden ist. Der allseitig gefeierte Staatsmann war auch der Liebling des Volkes, dessen Diensten er sein Leben geopfert hat, denn das war die Krankheit, an welcher er starb. Die Arbeit hat ihn aufgerieben. — Furrer war als Mensch wahr, offen, bieder, verträglich, treu und ausdauernd in der Freundschaft, human und liebenswürdig im Umgang auch gegen Niedere, ein treuer zuverlässiger Berather. Seine Entscheide der zahlreichen Rekurse über alle Fragen der Religionsübung, Heimathberechtigung, der Niederlassung, der Steuerpflicht &c. haben die Grundsätze der Bundesverfassung dem Schweizervolke erst zugänglich, praktisch anwendbar gemacht. In den Fragen äußerer Politik war Furrer stets behutsam, aber wo er das Recht auf seiner Seite fand, auch sehr entschieden. Wäre sein Takt, sein freier Sinn für die Bedeutung der schweizerischen Freiheit im europäischen Staatensystem überall zur Geltung gekommen, es würde der Schweiz mehr als Eine diplomatische Niederlage erspart worden sein. — Seine Leiche wurde von Ragaz nach Winterthur gebracht, und in den Nachmittagsstunden des 28. Juli unter Glockentönen zur Gruft bestattet, nachdem in der Stadtpfarrkirche vorher eine Begräbnißfeier stattgefunden.

Ueber Land und Meer.

Reisebilder aus der Zeit und zur Zeit.

XXX.

Capstadt und Constantia.

Von

Friedrich Bauer.

(Zu dem Bild S. 744.)

Auf dem langen Wege nach Indien rastete unser Dampfer drei Tage in der Tafel-Bai, was Allen an Bord ein erfreuliches Ereigniß, denn wenn man Monate hindurch nichts Anderes, als die unergründliche und unermeßliche Fläche des weiten Ozeans geschaut, sehnt sich das Auge der Landratte doch auch wieder einmal nach festen Umrissen, nach dem wohlthuenden Wechsel von Fels und Thal, dem Gewühl einer Stadt oder dem wohlthuenden Anblick einer kultivirten Fläche.

Cape-Town, wie die meerbeherrschenden Engländer die Capstadt heißen, ist die Hauptstadt der britischen Cap-Kolonie und ein freundlicher Ort von beinahe 30,000 Seelen, der sich am Fuß des Tafelberges erhebt, dessen bunte wechselnde Signale nicht mehr glänzten, da wir am hohen Mittag auf der Rhede der Tafel-Bai ankerten.

Von den Truppen, welche wir an Bord hatten, erhielt kein Einziger die Erlaubniß an's Land zu gehen, desto froher machten wir Offiziere aber von dieser Prärogative Gebrauch, und fuhren in einer von unsern Theerjacken geruderten Schaluppe an den Strand, der uns beim ersten Betreten mit von Erdschwingungen erschüttert schien, eine Täuschung, die wir dem langen schaukelnden Verweilen an Bord des Schiffes zu verdanken hatten.

Die Straßen der Capstadt, meist gut und schön gebaut, laufen alle parallel mit der See oder münden perpendikulär nach derselben. Ein liebenswürdiger Gentleman, Kapitän Storkes, von einem der dort garnisonirenden Hochländerregimenter, erbot sich zum Cicerone, und mit ihm besuchten wir das dortige Museum, welches besonders reich ist an allen Arten heimischer Thiere. Prächtige Exemplare von Löwen, Tigern, Leoparden, Hyänen, und hauptsächlich eine Sammlung giftiger Schlangen fesseln die Aufmerksamkeit, sowie als gewiß interessante Reliquie ein Stück des steinernen Kreuzes gelten darf, welches Bartholomäus Diaz auf diesem von ihm entdeckten Stück Erde bei seiner ersten Landung einpflanzte.

Aus dem Museum führte uns der Kapitän nach dem holländischen botanischen Garten, der reizende Baumpartien enthält und wo sich die elegante Welt der Capstadt zu versammeln pflege, um die Regimentsmusik mitanzuhören. Von dort begaben wir uns in ein kleines Fort, in welchem eine Anzahl Kaffern gefangen gehalten wurde, die sich verschiedener Verbrechen schuldig gemacht hatten, und bei karger Matrosenkost hier für Jahre ihrer Freiheit beraubt waren. Wir bemerkten fast nur starke athletische Figuren unter ihnen, und namentlich waren ihre Zähne von blendender Weiße, vielleicht weil sie so wenig zu beißen hatten. Einige Jahre früher war unter den Kaffern ein falscher Prophet erstanden, der, durch Kaffraria ziehend, seinen Landsleuten den üblen Rath predigte, all' ihr Vieh zu tödten und fürder kein Feld zu bebauen. Ihre Vorfahren würden sich hierauf aus den Grüften erheben, und mit diesem Geisterheer vereint müßte es ihnen leicht werden, die Weißen in's Meer zu jagen. Da die gläubigen dummen Kaffern das Sprüchwort: „der Prophet gilt Nichts in seinem Lande," zu Schanden werden ließen, vielmehr keine Hand zur Bodenbearbeitung mehr rührten und ihre Ochsen hekatombenweise opferten, war die sehr natürliche Folge eine schwere Hungersnoth, die Viele dahinraffte.

Unter den Gefangenen befand sich auch ein Häuptling, auf welchen der uns geleitende Kerkermeister besonders aufmerksam machte.

Ich fragte: „Ist dieß etwa der bewußte Prophet?"

„Nein," antwortete er, „aber ein Verwandter."

Uns erinnerte diese kleine scherzhafte Anekdote an die bekannte: ‚Spielen Sie die Flöte?' — ‚Nein aber mein Bruder.'

In der Capstadt sind alle Lebensmittel und gar erst Luxusgegenstände von fabelhaftem Preis. Ein einziges Ei kostet nach unserem Gelde ungefähr anderthalb Silbergroschen und nach diesem Verhältniß berechnen sich die übrigen Preise. Dieß rührt von der Ungleichheit der Produktion und Konsumtion her; auch fehlen die nöthigen Arbeitskräfte und obendrein müssen St. Helena und Ascension größtentheils vom Kap aus verproviantirt werden.

Das Klima der Kolonie aber ist äußerst angenehm und mild; epidemische Krankheiten existiren nicht, gelbes Fieber und Cholera sind kaum dem Namen nach bekannt.

Wir befanden uns während unseres Aufenthaltes gerade in den letzten Tagen des Januar. Die Bäume hatten noch nicht alle ihr Laub, die Luft aber war rein, gesund, leicht zum Athmen und voll balsamischen Wohlgeruchs. Neben europäischen Früchten erzeugt das Land alle Produkte der tropischen Zone, und nie im Leben genossen wir so herrliche Datteln wie dort. Rühmend muß auch der Wein erwähnt werden, welcher dick ist wie Syrup, und im Handel oft als Madeira verkauft wird. Nur das Naß der Rebe des nahe der Capstadt gelegenen Groot-Constantia behält auch in der Fremde seinen Originalnamen und ist sehr geschätzt.

In Begleitung des Kapitäns Storkes machten wir nach Constantia einen Ausflug, und wurden durch ihn bei einem reichen Privatmann eingeführt, der daselbst in seiner komfortablen Villa wohnt, und wo wir Proben des köstlichsten Landweines, süß und lieblich, wie Nektar genossen. Frontignan kam zuerst an die Reihe, dann Pontac, zuletzt rother und weißer Constantia.

Der jetzige Besitzer der Constantia-Weinberge, welche nur ungefähr 30 Acres umfassen, war unser Wirth, Namens Cloete, mit welchem wir denselben besuchten. Bei guten Jahrgängen produzirt derselbe etwa 12–14,000 Flaschen; nur ist der Besitzer mit den eingeborenen Arbeitern nicht zufrieden und verspricht sich bei europäischer Bestellung größere Ernten.

Vor der Villa Cloete's stehen kräftige, schöne Eichen, die eben das erste Grün trieben, und von einer Terrasse seines Gartens, auf welcher wir zechend saßen, hatten wir eine weite Fernsicht auf die Simons-Bai, über deren klaren Wellenspiegel einige weiße Segel zogen.

Der Thronwechsel in der Türkei.

(Zu dem Bild S. 745.)

Das rasche und unverhoffte Hinscheiden zweier Großen dieser Erde, des Abdul-Medschid und des Grafen Cavour, ließ inmitten dieses Jahres halb Europa glauben, das eben sich konsolidirende junge Italien werde wieder in die früheren kleinen Staatenkonglomerate zerfallen, und an dem altersschwachen Reich der Turkomanen werde sich die alttürkische Prophezeiung „das Haus Osman wird 300 Jahre in Stambul herrschen" bewahrheiten. Beide Befürchtungen haben sich nicht erfüllt, zu dem endlich in seiner Gruft am Bosporus ruhenden kranken Mann ist ein thatkräftiger, energischer Sultan auf den Thron gefolgt, der das Staatsruder mit sicherer fester Hand ergriffen hat.

Ehe wir über den neuen Beherrscher der Osmanen, Abdul-Aziz etwas sagen, lassen wir eine kurze Charakteristik Abdul-Medschid's in Zügen aus seinem Leben folgen.

Schon in seinem vierzehnten Jahre hatte Abdul-Medschid seinen eigenen Harem; Sultan Mahmud, der strenge Vater, war trotz aller Reformideen zu sehr Türke, um auch in dieser Beziehung gegen seinen Sohn streng zu sein. Seit dem sechzehnten Jahre seines Alters gab er sich, als Sultan, den Haremsfreuden rückhaltslos dahin. Die Folgen konnten nicht ausbleiben; nach wenigen Jahren war er der verweichlichte, energielose, ruinirte Mann, der so oft geschildert worden, der

Personifikation seines Reiches, der kranke Mann. Aber seine angebornen guten Herzenseigenschaften konnten nicht ganz zu Grunde gerichtet werden; die Wollust machte ihn nicht grausam, wie dieß so oft in der Geschichte bei heidnischen und christlichen Sultanen der Fall war. Die Verweichlichung verwandelte seine ursprüngliche Herzensgüte in Weichheit, die allerdings manchmal so verderblich wurde, als es Härte hätte sein können, die ihn oft zum Spielball von Haremsintriguen machte und Ursache war, daß Männer an der Spitze der Regierung standen, deren alttürkische Grundsätze oder barbarische Charaktere im vollkommensten Widerspruch standen mit seinen menschlichen Gefühlen und Regierungszwecken. Dem Gejammer der Weiber verdankte Mehemed Ali mehr als einmal die höchsten Ehrenstellen, einmal Rückberufung aus wohlverdienter Verbannung und oft Straflosigkeit bei argen Verbrechen. Das Organ der Pietät scheint bei ihm zu einem erstaunlichen Grade ausgebildet gewesen zu sein, da sie sich auf Bereiche erstreckte, wo alle Pietät aufzuhören das Recht hat. Der Uebertreibung dieser Tugend ist es zuzuschreiben, daß die Mignons seines Vaters und die Liebhaber seiner Mutter, wie Feti Achmet Pascha, Mehemet Ali Pascha, Halim Pascha, Riza Pascha u. A. in Macht und Würden blieben, daß die Günstlinge der früheren Regierung und deren Kreaturen auch unter ihm weiter herrschten, und daß er selbst eigentlich nur wenige oder gar keine homines novos schuf. Echt türkische Gewaltthätigkeiten, wie unmotivirte Machtsprüche, Beraubungen, Strangulationen, die in der osmanischen Geschichte nach Tausenden zählen und die selbst sein von der Kultur beleckter Vater sich so häufig zu Schulden kommen ließ, sind von ihm direkt selten oder nie ausgegangen. Des Armeniers Jesaierli, des türkischen Mires Schicksal, das aber vorzugsweise von den Paschas angezettelt wurde, ist vielleicht die einzige Episode, die an ähnliche aus früheren Zeiten erinnert, und selbst diese ist nicht blutig und endete mit einer Art von Rehabilitation des Verfolgten. Selbst bei Verschwörungen, die gegen sein Leben und seinen Thron gerichtet waren, wie z. B. damals, als man ihn mit dem Schiffe, das er zu besuchen die Absicht hatte, in die Luft sprengen wollte, zeigte er sich milde und so wenig nachsichtig, daß er noch heute manchem Christen als Muster dienen könnte. Kein christlicher Monarch unserer Zeit hat so oft und so rasch verziehen und amnestirt, wie Abdul-Medjid. Den Türken, besonders den alten, ächten, flößte er mit diesen Tugenden allerdings wenig Achtung ein; sie empfanden ihm gegenüber nur jene abstrakte Ehrfurcht, welche der Titel Padischah aus uralter Gewohnheit einflößt, über seine Milde schüttelten sie den Kopf und dachten dabei mit Bedauern der guten alten Zeit und Mahmud's II. Das war noch ein Sultan! Wenn der Einen ansah, fühlte man sich durchbohrt oder fiel man auf den Rücken. Der ließ jeden Augenblick einen Kopf abschlagen. Daß Abdul-Medjid nicht so war, daß er nicht so handelte, das schien den Türken die Ursache ihres Verfalls. Seine Regierung ermangelte in ihren Augen auch jener Romantik, die ihnen ihre Geschichte vergoldet; er hob nicht jeden Augenblick irgend ein niedriges Individuum aus dem Staube hervor zu den höchsten Ehrenstellen, wie das noch sein Vater so oft gethan hatte. Daß die Motive solcher Erhebungen meist niedrigster, ja widerlicher Art waren, daß der Tischlergeselle Mehemed Ali, der Gondelführer Halim, der Krämerjunge aus dem egyptischen Bazar, Riza, und so viele andere nur ihrem schönen Gesichte und ihrer Schande die Erhebung verdankten, wurde von den Türken nicht bedacht, einmal weil diese Schande ihnen nicht Schande ist, und dann weil der Türke die vollendete Thatsache noch weniger bedenkt, als der europäische Diplomat.

Das Pietätsgefühl Abdul-Medjid's erstreckte sich über seinen Kreis und über das Türkenthum hinaus. Er schien gegen Christenthum und Christen so wenige Vorurtheile zu haben, daß man im Jahre 1859 in der leichtgläubigen Welt der Griechen hier und da an die Möglichkeit glaubte, daß er, um sein Reich zu retten, im Stande wäre, zum Christenthum überzutreten. Er scheute die Berührung mit Christen nicht und einzelne standen sehr hoch in seiner Achtung. Lord Stratford Canning



Dr. Jonas Furrer, Präsident des schweizer Bundesraths. Nach einer Photographie. (S. 74[illegible].)



Cap der guten Hoffnung. Die Villa Cloete, Wohnung des Besitzers der Constantia-Weinberge. (S. 74[illegible].)



Sultan Abdul-Aziz. (S. 743.)

de Redcliff vermochte so viel über ihn, daß man ihn in Pera wie in Stambul den zweiten Padischah nannte, und diesen Einfluß dankte er weniger seiner Stellung als englischer Gesandter, als der beinahe abergläubischen Verehrung, die der Sultan seinem Geiste wie seinem Herzen widmete. Abdul-Medjid hatte erkannt, daß er an diesem englischen Diplomaten, der über die Zerstörung der türkischen Flotte bei Sinope im Geheimen traurige Verse machte, mehr als einen politischen Freund hatte. Dieser merkwürdige Mann, mit seinen Aufklärungsideen aus dem vorigen Jahrhundert, schwärmte für die Rettung der Türkei, für eine vollständige Herstellung der Toleranz und allgemeine Beglückung der hundert verschiedenen Sekten in dem geretteten Reiche. Er glaubte für seine Ideen bei den Türken einen bessern Boden zu finden, als bei den verschiedenen Bekennern Christi, die ihn mit ihrem unchristlichen Fanatismus und gegenseitigen tiefen Hasse abstießen. Der Sultan lehnte sich darum an ihn, ungefähr wie sein Großvater Abdul-Hamid sich bei Ludwig XVI. von Frankreich ein Aufklärungs- und Völkerbeglückungsrezept ausbat. Gewiß spricht das Alles für das Herz des sonst so schwachen, kranken Mannes. Das kann uns aber nicht abhalten, noch Einiges mitzutheilen, das seine Schwächen aufdeckt, manche rein türkische Seite seines Wesens erscheinen läßt und manches Komische seines Hofes enthüllt.

Er war verweichlicht, wie Sardanapal, ohne daß er sich wie dieser bei großen Katastrophen zu einer großen Verzweiflungsthat hätte aufraffen können. Im Jahr 1854 hätte es die ganze Türkei gewünscht, daß er an die Donau eile und seinen Soldaten gegen den Moskowiten Muth einflößte; der Wunsch war so lebhaft, daß er sich in das Gerücht verwandelte, der Padischah werde demnächst die Fahne des Propheten entrollen und in's Lager eilen. Es fiel ihm nicht ein. Nur einmal raffte er sich zu etwas Ungewöhnlichem auf. Als die Franzosen ankamen und ihm zu Ehren bei Daud Pascha eine Revue abhielten, sprengte er in einem mäßigen Galopp die Fronte entlang. Ganz Stambul war erstaunt und sprach mehrere Tage von dem Wunder. Seit Jahren war Abdul-Medjid nicht anders als im sanftesten Schritte geritten.

Bei aller Zerrüttung der türkischen Finanzen fiel es ihm sein Leben lang nicht ein, sich in seinen persönlichen Ausgaben zu mäßigen. Er verschwendete, wie die Sultane der glücklichsten Zeiten; während seine Soldaten nicht zu essen hatten, fuhr er fort an seinem prächtigen Marmorpalast zu bauen, die kostbarste Einrichtung für denselben zu bestellen und nach allen Seiten hin, selbst an die unwürdigsten Subjekte, Geschenke von großem Werthe auszutheilen.

Sein künstlerischer Geschmack erinnerte an den Geschmack jenes türkischen Gesandten, der, als er einmal eine europäische Oper besuchte, den allerersten Anfang der Aufführung, d. i. das Stimmen der Instrumente, allem Nachfolgenden vorzog. In seinem Palaste zu Tschiragan hatte er eine Anzahl von Spieluhren und Dosen. Wollte er sich einen musikalischen Genuß gewähren, ließ er alle diese Maschinen auf einmal spielen, unbekümmert darum, daß jede ein anderes Stück spielte. Um sich diesen Genuß auch verschaffen zu können, wenn er nach dem Moscheengange in einem der Pavillons an der Aga Sophia ausruhte, waren auch dort an 10—12 solcher Uhren auf Tischen und Piedestalen aufgestellt. Dort hat sie der Schreiber dieser Zeilen selbst gesehen und so die Erzählung, die er nicht glauben konnte, bestätigt gefunden. — Doch schien er auch weniger komplizirte Musik geliebt zu haben; denn Herr Donizetti, der Bruder des berühmten Komponisten der Regimentstochter, sein Kapellmeister, durfte und mußte mehreren seiner Frauen Musikstunden geben. Als Herr Donizetti unter diesen Frauen mehrere ausgesprochene musikalische Talente fand, stellte er dem Sultan ein ganzes, nur aus Haremsfrauen bestehendes Orchester her, das dem Sultan oft vorspielte. Die Frauen, die in jeder Beziehung unbeschäftigt waren, freuten sich der Beschäftigung, gaben sich ihrem neuen Berufe, da der andere versiegt war, mit Eifer hin, und das merkwürdige Orchester soll, nach der Versicherung Herrn Donizetti's, Ausgezeichnetes geleistet haben. Der Maestro sprach besonders von einem Cornet à piston mit großer Bewunderung. Vielleicht waren es die Freuden, die ihm die Frauen auf diese Weise gewährten, welche ihn zu so großer Nachsicht für ihr Treiben im Innern des Harems und der Gärten bewogen, denn seine Schwäche gegen dieselben soll groß gewesen sein. An ihre Spitze stellte sich oft eine seiner Schwestern, die sie zum Sturme führte, wenn sie mit Bitten oder verzweifeltem Geschrei etwas durchsetzen wollten. Neben der musikalischen Bildung scheint ihm fast an keiner andern etwas gelegen zu haben; denn die Frauen seines Harems waren nach Allem, was in der Welt verlautete, bedeutend verwilderte Geschöpfe. So z. B. konnten seine Gärten, auf die er ungeheure Summen verwendete, nie zu einem rechten Gedeihen kommen, weil diese Damen alle Anlagen zerstörten und die zarten Keime der kostbarsten Pflanzen wie Ziegen förmlich abweideten.

Den Champagner hielt Abdul-Medjid, wie viele andere Türken, nicht für Scharab, d. i. Wein, und so ergab er sich dem Genusse ohne Rückhalt. In den letzten Jahren ergab er sich dieser Freude oft von den frühesten Morgenstunden an. Des Abends kam er oft in einen Pavillon in Tosa Hané, um seinem Schwager Fethi Achmet Pascha nahe zu sein, und sich in seiner Gesellschaft dieses Genusses zu erfreuen. Diese Neigung, anderen erschöpften Neigungen früherer Jahre folgend, war es wohl, die den an Jahren noch jungen, aber an Körper so sehr gealterten Herrscher vorzeitig hinsiechen ließ.

Abdul-Medjid, der schon seit vielen Monaten der Auflösung entgegenging, empfing doch noch am 18. Juni, dem Baïramfest, die Glückwünsche seines Haushaltes, und begab sich auch an diesem Tage, wie üblich, nach der Moschee, wo er den Zeremonien bis zu Ende, obwohl sehr leidend, beiwohnte. Schon drei Tage später hatte indeß seine Krankheit einen tödtlichen Charakter angenommen; Mehemed Ali Pascha, der Marineminister und Schwager des Sultans, verließ den Sterbenden nicht mehr, und als am Morgen des 25. der Tod an des Padischa's Lager trat, ließ Mehemed Ali den Großwessir und Scheik ul Islam rufen, in deren Gegenwart er verschied. — Dem osmanischen Reichsgesetz zu Folge ist der Thronerbe das älteste männliche Mitglied der kaiserlichen Familie, in diesem Falle Abdul-Medjid's Bruder, Abdul-Aziz, der sich nach erhaltener Trauerkunde sogleich in das Serai zu Stambul begab, wohin außer dem Scheik ul Islam und dem Großwessir auch die übrigen Großwürdenträger und Minister des Reiches sich begaben, um dem neuen Sultan zu huldigen.

Am Nachmittag desselben Tages wurde des verstorbenen Padischa's Leiche in die bei der Selim Moschee erbaute Gruft geleitet. — Den Sarg, mit Flören, Shawls und einem prächtigen Fez mit Brillanten und Reiherfedern geschmückt, trugen die Baltadschis oder Palastdiener, denen Andere folgten, welche Geld unter die fromme Menge warfen. Derwische und Hadschis, welche die ruhmvolle Wallfahrt zum Grabe des Propheten gemacht, stimmten Trauergesänge an und trugen brennende Kerzen. Im Trauerzuge befanden sich der Staatsrath, die Mitglieder des Tanzimatkonseils, die Minister, die männlichen Verwandten, der Großwessir und Scheik ul Islam.

Abdul-Aziz ist am 9. Februar 1830 geboren und besitzt die schönsten körperlichen und geistigen Eigenschaften. Treu den Gesetzen des Koran, lebt er mäßig, raucht weder, noch trinkt er, und hat stets nur eine Frau besessen. Vier Tage nach seiner Thronbesteigung ließ er sich in der Moschee zu Ejub mit dem Schwerte Osman's vom Scheik ul Islam umgürten, eine Zeremonie, die der unserer Krönung gleichkommt. — Ein Hattischerif bestätigte vorläufig die früheren Beamten in ihren Aemtern, doch folgte gleich darauf die Entlassung Rizza Paschas, des Kriegsministers. Der neue Padischah verkündete allen Unterthanen, weß Glaubens sie auch seien, Gleichberechtigung, und hat mit einer Reihe der heilsamsten Reformen und Aufhebungen alter Uebelstände begonnen, so daß es scheint, als werde durch ihn der alte Glanz seines Hauses noch eine heilbringende Nachblüte erleben!

Briefmappe.

Hrn. Dr. C. C. in Stettin. Die Nachricht kam zu spät, wir würden sonst Notiz davon genommen haben.

Hrn. Kolls. H. in Weim. Es ist allerdings falsch, daß der Genazzano unter dem Bilde (Neapel) steht; Genazzano liegt bei Präneste oder Palestrina, wie es im Texte steht. Wir wünschen, daß die Leser unseres Blattes doch im eigentlichen Sinn des Wortes lesen, nicht bloß Bilder beschauen.

Hrn. Marq. A. in Karlsruhe. Eine Zeitung, in welcher zwei Artikel sind, die uns ansprechen und interessiren, hat ihre Pflicht gethan: mehr zu fordern, ist vom Uebel. Wir haben's immer so angesehen.

Hrn. Rath E. in Zeitz. Die Blätter sind früher in Kopenhagen erschienen; wir glauben aber, daß sie zu erscheinen aufgehört, da wir nichts mehr davon erhielten, obgleich wir abonnirt waren.

Hrn. Obercomm. K. H. in Stry. Die zwei früheren Briefe haben, scheint es, ihre Adresse verfehlt; es würde uns aber viel daran liegen, Einsicht von ihnen zu erhalten.

Fr. G. in Murb. Ueber Helgoland können wir Ihnen das treffliche Buch von Oetker und das von C. Reinhardt (bei Weber) empfehlen.

Hrn. R. M. in Oldburg. Lassen Sie sich das historische Archiv von Oettinger kommen: dort haben Sie Alles verzeichnet, was Sie brauchen. Es ist vor der Hand das beste bibliographische Nachschlagebuch über Memoiren.

Frl. D. V. in Hamb. Wir kommen wohl nicht in Ihre Gegend? Lesen Sie einen Artikel, der in zwei Wochen erscheint, so werden Sie den Grund begreifen.

Hr. K. v. H. in Hamburg. Wir würden an solchem Orte zur höchsten Vorsicht rathen. Nach den uns eingesandten Briefen möchten wir an der Existenz des genannten Fürstenthums zweifeln. Lesen Sie: „Stille Wasser sind tief“ von Schröder.

Berichtigung.

In Nro. 46 muß es in dem Aufsatz über „die Anlagen am Schützplatz“ heißen statt: die durch Dampfkraft — die wie durch Dampfkraft.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

Literarische Anzeigen.

945 Im Verlage von August Hirschwald in Berlin ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Goethe als Naturforscher

und in besonderer Beziehung auf Schiller.

Eine Rede nebst Erläuterungen

von

Rudolf Virchow.

Mit 6 Holzschnitten. 8. Geh. Preis 12 Sgr.

912 Bei Otto Meißner in Hamburg ist eben erschienen:

Das Süßwasser-Aquarium.

Kurze Anleitung zur deren Konstruktion der Aquarien und Instandhaltung derselben, sowie Schilderung der Thierwelt derselben.

Von **Dr. Eduard Graeffe.**

Mit 50 in den Text gedruckten Abbild. Geh. 15 Sgr.

677 Ein wahres Trost und Rathgeber für alle Schwer-Kranke und Leidende ist das soeben in 2ter vermehrter und verbesserter Auflage erschienene Werk:

Das Wasserbuch,

oder praktische Anweisung zum richtigen Gebrauche des Wassers als Heilmittel in verschiedenen Krankheiten von Dr. med. C. A. W. Richter, Medizinalrath, Direktor der Wasserheilanstalt zu Alexisbad. 2 Thlr.

Indem wir die zweite Auflage des obigen Werkes dem Publikum übergeben, bürgen wir uns aller Anpreisungen desselben enthalten, denn die Erschöpfung des raschen Absatzes der ersten starken Auflage ist die sicherste Bürgschaft für den großen Werth desselben. — Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Berlin. **Ad. Sinbenrauch & Comp.**

910 Bei Otto Meißner in Hamburg ist eben erschienen:

Die Vegetation auf Helgoland.

Ein Führer für den Naturfreund am Felsen und am Meerstrand. Zugleich als Grundlage zu einer

Flora von Helgoland.

Von **Dr. Ernst Hallier.**

Mit 4 Tafeln Abbildungen. Geh. 10 Sgr.

966 Commissionsverlag der C. F. Jetter'schen Kunst-, Papier- und Schreibmaterialienhandlung in München.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist zu beziehen:

Vorlagen für Laubsägarbeiten.

1.–3. Heft à 12 Blätter in eleg. Umschlag. Preis des Heftes 3 Thlr., des einzelnen Blattes 3 Sgr.

Bei **Eduard Hallberger** in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Bibliothèque française

ou

Choix de livres intéressants destinés à la jeunesse allemande des deux sexes,

recueillis par

Charles Zoller,

Recteur de l'Institution Catherine, Chevalier de l'ordre de la couronne de Wurtemberg.

1. Série: Tome I — XII; 2 Série: Tome I — VI. Elegant brochirt à 10 Sgr. oder 36 kr. rhein. Je drei Bändchen in einen Band fein gebunden à Thlr. 1. 4 Sgr. oder fl. 2 rhein.

Série I.: Tome I. Graziella par **A. de Lamartine.** 6 éd. — Tome II. Une veillée d'automne par une vieille femme. Lydie ou la résurrection par **Charles Nodier.** Boutades et Bluettes par **J. Petit-Senn.** 3 édit. — Tome III. Robertine par **Mad. de Bawr.** 6 édit. — Tome IV. Picciola par **X. B. Saintine.** 8 éd. — Tome V. **Xavier de Maistre**, Oeuvres choisies. 7 édit. — Tome VI. Choix d'oeuvres dramatiques de **C. Bonjour.** 6 éd. — Tome VII. Nouvelles genevoises par **R. Töpffer.** 2 édit. — Tome VIII. Madeleine par **Jules Sandeau.** 6 éd. — Tome IX. De l'Allemagne par **Mad. de Staël.** 3 édit. — Tome X. Voyage en Orient par **Alexandre Dumas.** 2 édit. — Tome XI. Mosaïque, contenant: Le dernier des Abencerages par **Châteaubriand**; Les Prisonniers du Caucase par **Xavier de Maistre**; La Grenadière par **de Balzac**; Mémoires d'un sou de cinq francs par une vieille femme. 2 édit. — Tome XII. Choix de poésies françaises. Poëtes modernes. 3 édit.

Série II.: Tome I. Les Martyrs par **Châteaubriand.** — Tome II. Quelques journées de l'hermite de la Chaussée d'Antin par **Jouy.** — Tome III. Le Conteur genevois, nouvelles, souvenirs, épisodes par **C. Mallet.** — Tome IV. Un philosophe sous les toits, publié par **M. Emile Souvestre.** — Tome V. Lectures choisies pour les jeunes personnes. 2 édit. — Tome VI. Le compagnon du foyer par **Mad. Sorville, née de Balzac.**

Aus dieser mit der größten Sorgfalt und Sachkenntniß ausgewählten Sammlung ist Alles entfernt, was nur irgend gegen eine ächte strenge Moral verstoßen könnte. Man darf deßhalb ohne Besorgniß in die Hände junger Leute und besonders junger Mädchen, die sich mit den Meisterwerken der neuern französischen Literatur bekannt machen wollen, geben [illegible].

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 48.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

VI. Band. III. Jahrgang. Zweites Semester.

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, 25. August 1861.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich
Thlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr. rhein.

Die Enthusiasten.

Novelle

von

Alfred Meißner.

Erstes Kapitel.

Der Gutsherr von Fichtenbrunn.

Baron Stein war keiner jener Ritter, welche allen politischen Ehrgeiz für ihren Stand in Anspruch nehmen und unser Jahrhundert in die Zeiten der Kreuzzüge zurückführen wollen. Er war ohne Groll gegen die Emporkömmlinge, welche durch Spekulationen reich geworden und im Staat heutzutage ein Wort mitzureden beginnen. Ebensowenig fiel ihm ein, seinen Arm nach der verloren gegangenen Gerichtsbarkeit auszustrecken und sich unglücklich zu fühlen, weil er keinen Bauer mehr mit Prügeln bedenken konnte. Mit der größten Gemüthsruhe hatte er alle Opfer gebracht, die der Geist der Zeit von ihm forderte, und die Furcht kommender Uebel, welche seine Standesgenossen zu den leidenschaftlichsten Anstrengungen stachelt, vermochte keinen Augenblick lang sein inneres Glück zu trüben. Es war von seiner Seite nicht Hinneigung zum Liberalismus, sondern nur Mangel jedes standesherrlichen Bewußtseins. Nur die völlige Unfähigkeit, die verloren gegangenen Güter schätzen zu können, bewirkte es, daß er alle politischen Geschicke mit der Ergebung eines Türken hinnahm und der Zukunft lächelnd entgegen sah.

Das letzte Adelsvorrecht, sogar seinen Barontitel können ihm die Kammern hinwegvotiren, er wird über den Verlust kein Wörtlein verlieren, nur sein Schloß Fichtenbrunn mit dem reizenden Parke darf man ihm nicht antasten! Dort wohnt er jahraus, jahrein, im Sommer und Winter, dort ist er geboren, dort hat er den größten Theil seines Lebens verbracht, er wurzelt dort wie der Baum in seiner Erde. Bei seiner Liebe zur Natur ist ihm die ländliche Abgeschiedenheit fast zur Bedingung seines Daseins geworden. Fichtenbrunn hat eine reizende Lage. Es ist ein Thal, fruchtbar, von waldigen Anhöhen umschlungen, von einem lieblichen Bächlein durchzogen. Die Erde hat zwar schönere, berühmtere Thäler, höhere, stolzere Berge und weit anmuthigere Bäche, aber diese



Das Kurhaus von Kissingen. Nach einer Originalzeichnung von [illegible]. (S. 751.)

liegen seinem Herzen ganz ferne, sind nicht mit ihm verwachsen, sind ihm fremd und nicht sein, überdieß hat er sie nie gesehen, ja zu sehen verschmäht! Fichtenbrunn ist aber seine Heimat, in der Mitte der Landschaft steht die Wiege seines Geschlechtes, sein Schloß, das weithin das Thal beherrscht und seinen Augen nicht wie ein Menschenwerk, sondern wie ein ergänzendes Stück der es umgebenden Natur erscheint. Was können alle politischen Stürme einem solchen Manne bedeuten? Eine Erdrevolution läßt ihn kalt, wenn sie nicht Fichtenbrunn und sein Schloß mitverschlingt! Nur, wenn eine kommunistische Bewegung den Sieg davon getragen hätte, könnte er freilich ein rasender Politiker werden. Dann wäre ihm an Herz und Leben gegriffen, aber schließlich, wenn kein Erfolg in Aussicht stände, wäre es am Ende doch möglich, daß er sich in's Unvermeidliche fügte und sein Schloß in's Gemeinwesen einschmelzen ließe. Nur von einem einzigen Dinge kann man keck, mit absoluter Bestimmtheit behaupten, daß er sich dessen nie und unter keinen Umständen entäußern würde; denn könnte er auf sein Schloß verzichten, ja das letzte Hemd hergeben, seine — Violine, eine echte Cremoneser von Amati, würde er unter keiner Bedingung dem Staatswohle opfern! Für diese Violine könnte er jeden Akt der Rebellion begehen, dem Standrecht trotzen, das Schaffot riskiren!

Der Baron war nämlich ein leidenschaftlicher Musikenthusiast, ein Virtuos mit Leib und Seele, ein geborener Violinspieler. Die Violine war gewissermaßen das Gesammtorgan, vermittelst dessen er sah, hörte, fühlte, ja überhaupt den Rapport mit Welt und Menschheit unterhielt. Bei dieser Passion, die auf solcher Höhe die Phantasterei erreichen mußte, hatte er ein ganz feines Kunstverständniß und war ein nicht alltäglicher Meister auf seinem Instrumente.

Baron Stein war übrigens ein Mensch, welcher sich bei seinen glänzenden äußeren Verhältnissen seiner Kunstmanie rücksichtslos hingeben konnte. Er hatte sehr früh geheirathet, und war jetzt, da er Vierzig zählte, schon fünfzehn Jahre Ehemann. Obwohl er eine vortreffliche Frau gefunden, die für seine Eigenthümlichkeit wie geschaffen war, und kurze Zeit darauf zwei Kinder vom Himmel erhalten, welche einen gerechten Vaterstolz rechtfertigten, ja schien doch in den ersten Jahren der Ehe seinem vollständigen Glücke Etwas abzugehen, wenngleich er sich niemals mit einer Sylbe beklagte. Umsonst zerbrach sich die Gattin sorgenvoll den Kopf, umsonst suchte sie ihn in günstigen Momenten zur Mittheilung zu bewegen. Er that, als wenn er nicht den geringsten Grund zur Unzufriedenheit hätte, als wenn der letzte seiner Wünsche erfüllt wäre.

Und dennoch fehlte ihm Etwas, seinem Gefühle nach sogar unendlich viel, nämlich eine Violine, von einem der alten, noch immer unerreichten italienischen Meister gezimmert, ganz Ton, ganz Gesang, ganz Seele! Er hätte für ein solches Instrument, vollends wenn es von Amati herrührte, ein Kapital hingegeben. Er konnte aber eine solche Violine nicht auftreiben. Natürlich, Amati's Geigen sind schon über zweihundert Jahre alt, theils vom Zahne der Zeit verstümmelt, theils in der Hand von Besitzern, von welchen sie wie Heiligthümer betrachtet werden. Wie man nicht in einen Laden oder auf den Markt gehen kann, um ein Original von Raphael oder Murillo zu kaufen oder ein Autograph von Shakspere zu erstehen, ebensowenig gibt es eine Handelsbude, wo echte Cremoneser von Amati oder Guarneri feil sind.

Der Baron hatte unermüdliche Anstrengungen gemacht, die Agenten aller Länder in Bewegung gesetzt, Inserate in den Zeitungen aller Sprachen gezahlt. Es waren zwar Instrumente eingesandt worden, welche aber sämmtlich die Prüfung nicht bestanden, und sich als mehr oder minder künstlich gefälschte Waare herausstellten. Nach langjährigem vergeblichen Hoffen und endlosen Täuschungen verlor endlich der Baron allen Muth, noch ferner zu suchen. Mit düsterer Ergebung, daß ihm ein solches Kleinod vom Schicksal versagt sei, fuhr er auf seiner pariser Geige zu spielen fort und wollte sich gern einbilden, daß auch die großen Meister von Cremona diesem Holze nicht gar so himmelweit verschiedene Zaubertöne zu entlocken vermocht hatten. Die Vorliebe aber, die sich fortan seiner bemächtigte, ausschließlich finstere Adagios, thränenvolle Elegieen und Trauermärsche zu spielen, bekundete seine Stimmung, die er zwar nicht mit Worten, aber desto beredtsamer, desto einschneidender mit dem Bogen aussprach.

Was das Ungestüm der heftigsten Begierde nicht erlangte, das wurde eines Tages, durch ein Ungefähr, der Resignation zu Theil. Plötzlich hatte er bei einem der unbedeutendsten und wie es schien, der ärmsten unter den Instrumentenmachern in einem Seitenwinkel der Residenz die langgesuchte kostbare Antiquität gefunden und es versteht sich, ohne zu markten und zu feilschen, sogleich gekauft. Seit jener Stunde wurde er der glücklichste Sterbliche und blieb es noch immer, obwohl seitdem mehr als zehn Jahre verflossen waren. Hatte er ehemals den größten Theil des Tages der Musik gewidmet, so war er doch, wiewohl selten, auch zu einer anderen Unterhaltung oder einem Besuche aufgelegt gewesen. Seit er aber die echte Cremoneser besaß, rührte er sich von seinem Notenpult nicht mehr, sogar die seinem adeligen Blute eingeimpfte Jagdliebe war verschwunden, und er verließ sein Zimmer und seine Violine nur, um in seinem schönen Parke eine Weile frische Luft zu schöpfen. Jetzt gab es im ganzen Universum wahrhaftig Nichts, was er begehrte.

Seine Frau, welche weit entfernt war zu ahnen, daß sie ihr dauerhaft befestigtes häusliches Glück einer Violine zu verdanken hatte, suchte die erhöhte Liebe ihres Gatten mit der größten Zärtlichkeit zu erwidern. Der Baron war auch sonst ein wirklich liebenswürdiger Mensch. Jedermann, der mit ihm in Berührung kam, wußte den Eindruck schnell empfinden. Er war sanft, gelassen und äußerlich ohne eine Spur jener Glut, welche er für seine Kunst bewahrte und nicht im Leben verschwendete. Er sprach wenig, doch jederzeit freundlich; alle Härte und Heftigkeit schienen ihm fremd. Er war eben eine nach innen gekehrte, wahre Künstlernatur.

Diese Charakterzüge spiegelten sich auch in seinem Aeußeren ab. Seine grauen Augen schienen mehr nach innen als nach außen zu schauen; seine Stirne war, obwohl er schon Vierzig zählte, furchenlos und glatt, wie die eines sorglosen und heiteren Knaben; die scharf zugespitzte Nase und der zierlich geformte, mit einem dünnen, weichen Schnurrbart überwachsene Mund verriethen Feinheit und Sensibilität in auffallend hohem Grade. Sein lichtbraunes, kurzgeschnittenes Haar war in ewiger Verwirrung und nur äußerst selten gescheitelt, wie das so oft bei Menschen der Fall, welche von einer Idee verschlungen sind. Der Gesammteindruck seiner Physiognomie war der eines Menschen, welcher ein süßes Räuschchen hat und sehr glücklich ist, und diese Verzückung, diese heitere Traumhaftigkeit war, selbst wenn er ernst war, nicht zu verlöschen.

Kein Wunder, daß er mit allen Leuten auf dem besten Fuße stand. Mit wem sollte sich ein solcher Mensch entzweien, welcher alle Welt in Ruhe läßt, den Streit scheut, des Friedens wegen immer der Erste nachgibt und nur lebt, um große Künstler zu bewundern und sich an klassischen Werken zu begeistern? Und dennoch hatte selbst dieser Mensch einen Feind, freilich den einzigen, aber einen grimmigen und unversöhnlichen — den Pfarrer von Fichtenbrunn, Pater Kreßmann.

Dieser Priester war nämlich von einer Bauwuth beseelt, wie sie nur die ersten Verkünder des Evangeliums besessen haben mögen, als sie Europa durchzogen und keinen schönen Punkt auf Gottes Erdboden dulden wollten, auf welchem nicht wenigstens eine Kapelle stände. Er wollte die Kirche von Fichtenbrunn, welche den Bedürfnissen des kleinen Marktfleckens vollkommen genügte, einreißen und in einem stattlicheren Styl wieder aufbauen, und hatte zu diesem Zwecke den Klingelbeutel mit einer unermüdlichen und erfolgreichen Zudringlichkeit nah und fern umgehen lassen. Endlich war eine bedeutende Summe beisammen und der Plan zur Ausführung reif, es fehlte nur der nöthige Raum, denn der Neubau war zugleich eine Erweiterung. Pater Kreßmann war da nicht sehr bedenklich. Da er die Poststraße dem vorhandenen Bauplatze füglich nicht einverleiben konnte, noch weniger die Gräber des anstoßenden Kirchhofes stören durfte, blieb nichts übrig, als den Baron zu ersuchen, ein Stück des angrenzenden Schloßparkes zu dem frommen Zwecke herzugeben.

Man weiß bereits, was das heißt, vom Baron das Schloß zu verlangen oder ein Zubehör desselben, was selbstverständlich der Park war! Der Pfarrer wurde nicht allein sogleich derb abgewiesen, sondern auch in Folge der heftigen Debatte, die sich darauf entsponnen hatte, zur Thüre hinausgejagt; dieses entmuthigte aber den Mann Gottes keineswegs, noch bewog es ihn von seinem Vorhaben abzustehen. Er änderte nur seitdem die Taktik und betrat alle erdenklichen Schleichwege. Als auch diese nichts fruchteten, versuchte er es mit der Gewalt, und leitete mit Hülfe zahlreicher Patrone und der ganzen hinter ihm stehenden Klerisei einen Expropriationsprozeß ein, welcher sich lange hinzog, viel kostete, aber einen für den fanatischen Kläger unglücklichen Ausgang hatte. Mehrere Jahre sind seitdem vergangen. Der Pfarrer ärgert sich vom Morgen bis in die sinkende Nacht, den Bau nicht vornehmen zu können. Das Baukapital, welches trefflich angelegt ist, wächst beständig, aber ebenso des Pfarrers Haß und Wuth gegen den unchristlichen Schloßbesitzer.

Der Baron denkt an den Vorfall längst nicht mehr. Solche Banalitäten haben in seiner musikalischen Seele nicht Platz. Er haßt auch den Pfarrer nicht, aber er grüßt ihn nicht mehr und redet nicht mit ihm.

Zweites Kapitel.

Die Heimfahrt.

Es mußte sich ein besonders wichtiger Vorfall ereignet haben, als der Baron von Stein an einem schönen Maitage sein Schloß und seine Violine verließ und in die einige Poststunden entfernte Residenz reiste. Einer seiner beiden Söhne, welche dort in einem Knabeninstitut untergebracht waren, war so plötzlich, so schwer an den Masern erkrankt, daß sein Leben auf dem Spiele stand. Durch diese furchtbar ernste Nachricht wurde der Vater, der so lange in seiner ewig heiteren Traumwelt ungestört dahin gelebt hatte, auf die harten Steine einer schrecklichen Wirklichkeit geworfen, allein er sollte dießmal nur mit dem Schrecken davon kommen, denn als er an Ort und Stelle gekommen war, fand er seinen Sohn wieder ganz munter, und es zeigte sich, daß man dessen Zustand aus Besorgniß übertrieben hatte. Bei dieser Sachlage wäre der Baron am liebsten gleich wieder nach Fichtenbrunn zurückgereist, aber sein Vaterherz hieß ihn noch so lange warten, bis sich die Gewißheit, daß kein Rückfall mehr stattfinden werde, herausgestellt hatte.

Als aber diese Gewißheit klar zu Tage lag, vermochte ihn nichts mehr länger von seiner Violine zu trennen, und er kehrte der Residenz mit der nächsten Fahrgelegenheit den Rücken.

Der Postwagen war schwach besetzt. Außer dem Baron gab es nur noch zwei Reisende, eine Dame von interessantem, doch auffallend strengem oder stolzem Aussehen, die mit dem Baron die Fondplätze einnahm, und einen ältlichen Herrn, der gegenüber auf dem Rücksitz zu sitzen kam. Dieser Herr hatte ein kluges, scharfgeschnittenes Gesicht von kränklicher Blässe, seine Haare waren kraus und überaus üppig, aber vollkommen grau, jedoch die kohlschwarzen Augen besaßen noch immer ein jugendlich wildes Feuer und blitzten unermüdlich umher, wie denn alle seine Bewegungen und Geberden eine zuckende Unruhe ausdrückten. Er schien den besseren Ständen anzugehören, weniger seinem Anzuge als der Feinheit seiner ganzen Haltung nach.

Dieser ältliche Herr war in der jovialsten Laune eingestiegen und hatte sich sogleich als einen in der Galanterie gewandten Meister der Dame gegenüber gezeigt. Diese aber schien allem Gespräche so abgeneigt, daß sie wohl anfänglich die Unterhaltung duldete, doch sie nicht lange darauf durch absichtlich an den Tag gelegte Unaufmerksamkeit zu Boden schlug.

Nicht minder unglücklich war es dem redelustigen Reisenden mit dem Baron ergangen, welcher, in die Wagenecke tief hineingedrückt, dasaß und im Geiste seine Musikalienbibliothek durchstöberte, um auf eine Komposition zu verfallen, welche er schon so lange nicht gespielt hatte, daß sie für ihn den Reiz der Neuheit haben könnte. Ein mit einem ihm so wichtigen Gegenstande innerlich beschäftigter Mann mußte alle Anreden wie unleidliche Störungen betrachten und sie mit der oberflächlichsten Kürze beantworten, welche einer geringschätzigen Abfertigung gleichsah, wenn sie es auch durchaus nicht war. Ein Unbekannter mußte sich nothwendigerweise befremdet und verletzt fühlen, daher war es natürlich, daß der ältliche Herr, der Zwiegespräche müde, sich auf's Tiefste aufgebracht auf seinen Sitz zurückwarf und sich hoch über den Mund hinauf in seinen Mantel wickelte, wie wenn er gezwungen wäre, seiner Zunge die Zwangsjacke anzulegen, während aus seinen tiefschwarzen Augen einzelne Blitze herausfuhren, welche bald den einen bald den andern seiner beiden Reisebegleiter zu treffen bestimmt waren. Da er sich einmal zu der langweiligen Qual des Schweigens verdammt sah, fand er bald in dem Gedanken eine Linderung, daß vielleicht schon auf der nächsten Poststation die beiden mitreisenden Statuen abgeladen werden würden, oder daß wenigstens irgend ein Mensch, dem die Gabe der Sprache nicht versagt wäre, einsteigen werde.

Welche lange Fahrt war es unter diesen Umständen, bis der Postwagen endlich Halt machte! Das Umspannen war im Nu vor sich gegangen, die Postknechte wechselten einige Worte, es stieg Niemand aus und ein, nur ein großer Koffer wurde mitgenommen, und schon ertönte das Posthorn und der Wagen fuhr in vollem Trabe zum Dorfe hinaus.

Das war zu viel! Blitzschnell schob sich der ältliche Herr, um der schrecklichen Enttäuschung Luft zu machen, an das Wagenfenster, dem Baron gegenüber und reckte den Hals weit hinaus, indem er irgend Etwas, halb zischend, nicht allzulaut, doch ungemein intensiv vor sich hinpfiff, wobei der eine Fuß am Boden heftig zuckte und klopfte.

Das hatte eine kleine Weile gedauert, als er sich plötzlich zart angefaßt fühlte.

Der Baron hielt ihn am Arm, während er in vorgebückter Haltung, den Kopf auf eine Seite geneigt, mit freundlich schmunzelnder Miene und gleichsam gespitzten Ohren dasaß, wie Einer, der mit größter Aufmerksamkeit auf Etwas lauscht, was ihm höchst angenehm zu sein scheint.

„Mein Herr," rief der Fremde, sich rasch wieder zurücksetzend, keineswegs artig, „was soll das?"

„Lassen Sie sich nicht stören," erwiederte der Baron. „Ich müßte es ungemein bedauern! Ich würde Sie sogar bitten, wenn es Ihnen Vergnügen mache, weiter zu pfeifen!"

„Mein Herr, wie kommen Sie mir vor?" rief der alte Herr höchst verwundert in gereiztem Tone. „Sie fahren schon viele Stunden mit mir, reden Nichts mit mir, haben mich zuletzt gar keiner Antwort gewürdigt, und jetzt fällt Ihnen plötzlich ein, eine Aufforderung an mich zu machen —"

„Aber geehrtester Herr!" wollte der Baron beginnen, um eine Entschuldigung oder Aufklärung vorzubringen, allein das Wort wurde ihm abgeschnitten.

„Eine Aufforderung," fuhr der Herr mit steigender Hitze fort, „für welche ich keinen Namen habe: denn so lange die alte Welt, so lange Menschen auf Erden herumreisen, ist es vorgekommen, sich von einem Unbekannten, einem Wild-

fremden Etwas vorpfeifen zu lassen? Herr, das ist Spott, das ist ein Scherz, den Sie sich mit mir zu treiben erlauben und ich bin nicht der Mann, wie alt und grau ich aussehen mag, welcher dergleichen ruhig einsteckt!"

„Welches Mißverständniß!" rief der Baron, ganz erstaunt lächelnd, mit seiner unerschütterlichen Gutmüthigkeit. „Ich sehe, daß Sie meine Worte von einer Seite nehmen, welche ich ganz außer Acht gelassen habe, denn sonst würde ich meine Bitte mit mehr Vorsicht angebracht haben. Ich hatte nämlich —"

„Biegen und wenden Sie das, wie Sie wollen," fuhr der Herr heftig dazwischen, „es kann mir kein befriedigender Sinn daraus hervorleuchten, denn inwiefern kann mein Gebrumme und Gepfeife einen Anderen was angehen?"

„Das ist unter allen Umständen sehr wahr," entgegnete der Baron mit Ruhe und Unbefangenheit, „aber doch in diesem Falle nicht richtig! Ihr Gepfeife, wie Sie es selbst zu nennen beliebt haben, hat mich dennoch interessirt —"

„Herr," rief der Fremde, von seinem Sitze emporfahrend.

„Ich wiederhole es, es hat mich interessirt," gab der Baron mit der treuherzigsten Miene zur Antwort, „denn ich glaubte eine Komposition zu hören, die immer eines meiner Lieblingsstücke gewesen, seit ein paar Jahren mir aber, ich weiß selbst nicht wie, aus den Augen gekommen ist. Ein so großer Musikfreund, wie ich —"

„Was in aller Welt," sprach der ältliche Herr bei weitem gelassener, indem er den Baron scharf musterte, „hätte ich denn unbewußt Schönes gepfiffen? Ich gestehe, daß eben mein Humor teufelmäßig schlecht gewesen."

„Sie haben ein herrliches Appassionato gepfiffen," gab der Baron aufleuchtend zur Antwort und fing sogleich dieselben Takte, die er früher vernommen, vorzupfeifen an.

„Was!" rief der Fremde. „Das hätt' ich gepfiffen? Wenn Sie mir sagten, ich hätte den Zapfenstreich nachgebrummt, so müßte ich es jetzt Ihnen ebenso glauben!"

„Darüber kann kein Zweifel mehr sein," versetzte der Baron triumphirend, „sobald Sie nur zugeben, daß Sie die betreffende Komposition, die doch in der That keine alltägliche ist, kennen."

„Ich muß Ihnen Recht geben," erwiederte der Herr, „und begreife nur nicht, wie mir die Stelle nach langen Jahren auf die Lippen gekommen!"

„Die Macht des Einfalls!" rief der Baron, der seine Sache gewonnen sah. „Die Macht des Eindrucks, den eine solche Komposition unverlöschlich hervorbringt! Nun können Sie sich auch über mich nicht mehr wundern! Ich hatte nämlich die ganze Fahrt hindurch nachgesonnen, was ich in einem großen Musikalienschatze bei meiner Ankunft zu Hause auswählen könnte, um es zu spielen! Da kam mir Ihr Pfeifen so wunderbar zu Hülfe! Da sehen Sie, daß ich keinen Scherz getrieben, sondern das lebendigste Interesse gefühlt habe! Ich bin Ihnen unendlich verbunden, daß Sie mich auf die unsterblichen Violinkonzerte von Torrentini wieder aufmerksam gemacht haben, und ich werde zu Hause, sobald ich die Reisetasche aus der Hand gelegt, das Appassionato hervorsuchen und es mit aller Andacht spielen!"

„Was mich betrifft," erwiederte der Fremde, dessen Gesicht sich mit einem Male entwölkt und auf das Einnehmendste aufgeheitert hatte, „so danke ich dem hübschen Zufalle, welcher auf einer so langweiligen Fahrt endlich unsere Unterhaltung flüssig macht!" Er lachte hoch zufrieden, daß der Fluch des Schweigens endlich gewichen war.

„Da übrigens," sprach der Baron ganz belebt, „die wenigen Takte des Appassionato, die ich von Ihnen gehört, so notengerecht waren, müssen Sie sich viel mit Musik beschäftigt haben, und da wir wahrscheinlich ein und dasselbe Instrument spielen, müssen wir Seelenverwandte sein! Sie spielen doch die Violine?"

„Nicht mehr mit dem grenzenlosen Eifer," war die Antwort, „wie in jüngeren Jahren, doch ist sie noch immer mein einziges Vergnügen und mein edelster Zeitvertreib!"

„Das ist ja herrlich!" rief der Baron strahlend. „So reichen wir uns denn, von Torrentini's Genius zusammengeführt, als Freunde die Hand!"

Der ältliche Herr gab bereitwillig die Hand, die der Baron auf das Energischeste schüttelte, und sagte dann mit einer eigenthümlich bedenklichen Miene:

„Je höher die Uebereinstimmung, um so höher die Freundschaft! Da muß ich Ihnen bemerken, daß Sie eine übertrieben große Meinung von Torrentini zu besitzen scheinen!"

„In wiefern?" fragte der Baron ganz betroffen.

„Ich beabsichtige nicht," nahm der Fremde das Wort, „an dem Rufe zu mäkeln, den er in Italien als Violinspieler besitzt, und welchen er ohne Zweifel auch in den übrigen Ländern hätte, wenn es ihm die Umstände gestattet, sich auswärts hören zu lassen. Da werden wir einig sein, aber weniger in dem Punkt, daß Sie seine Kompositionen so hoch stellen. Er hat ja auch, offenbar im Gefühl seiner Schwäche, nur so wenig geschrieben!"

„Er hat freilich nur fünf Konzerte gedichtet," erwiederte der Baron kampfbereit, „aber es sind fünf Löwen! Was haben Sie an ihnen auszusetzen?" Er rieb sich verstimmt an der Schläfe.

„Was ich an ihnen aussetze?" erwiederte der Fremde lebhaft. „Wenig, wenn wir uns begnügen, Torrentini's Werke als Uebungsfeld für die höchste Technik unter einer gefälligen, nicht talentlosen Einkleidung zu betrachten, aber unendlich viel, wenn wir sie den großen, ewigen Denkmälern der musikalischen Literatur anreihen wollen!"

„Grundfalsch, grundfalsch!" rief der Baron mit lauter Stimme und der heißblütigen Unduldsamkeit eines Enthusiasten, der für seine Götter kämpft. „Gerade das Gegentheil ist richtig! Hier ist die größte technische Bravour dazu da, um den Flug der tonschöpferischen Phantasie bis an jene äußersten Grenzen führen zu können, welche der Violine durch ihre eigene Natur gesteckt sind! Die Technik ist also nur das Werkzeug der nach allen Stadien sich ausstrahlenden Idee! Die fünf Violinkonzerte sind Kunstwerke, echte, originelle Kunstwerke!"

„Was soll ich sagen!" rief der fremde Herr, mit einem feinen Lächeln die Hände zusammenschlagend. „Es ließe sich nur Folgendes thun, um Ihr Urtheil, das offenbar exaltirt ist, zu berichtigen. Italien besitzt — ich selbst bin ein Florentiner — einen alten Meister, den man in Deutschland kaum kennt, eine Größe sowohl als Violinspieler, als auch als Komponist für sein Instrument, den alten Viotti von Turin —"

„Was ist mit ihm?" fragte der Baron höchst gespannt und ungeduldig.

„Ich wünschte," gab der Italiener zur Antwort, „daß Sie nur ein halb Dutzend seiner höchst zahlreichen Werke spielten, dann würden Sie den gewaltigen Unterschied zwischen dem bahnbrechenden Genie und dem begabten Nachahmer entdecken, und Torrentini's Konzerte weit farbloser und weniger genial finden!"

„Sie meinen, ich kennte nicht den großen Viotti?" rief der Baron, sich mit einem ihm wohlthuenden Stolze in die Brust werfend. „Ich kenne sogar Alles von ihm, hab' es jahrelang gespielt — alle seine siebenundzwanzig Konzerte und sechsundzwanzig Duette!"

„Alle Achtung vor diesem Geschmack!" rief der Florentiner verbindlich, ohne den Effekt zu verbergen, den die Erklärung des Barons auf ihn hervorgebracht hatte.

„Da werden Sie mir also," fuhr der Baron, von seiner siegreichen Diversion gleich Nutzen ziehend, fort, „einige Kompetenz einräumen! Trotzdem ich Viotti kenne und gerade deßhalb, weil ich ihn kenne, bestehe ich auf Allem, was ich vorher zu Torrentini's Gunsten behauptet habe!"

„Mein Gott," versetzte der Italiener, „gegen Liebe gibt es eben gar keine Gründe!"

„Aber eben so wenig gibt es," erwiederte der Baron, von seinem Feuer immer weiter fortgerissen, „ein Senkblei, vermittelst dessen man die Tiefen der Poesie mit unumstößlichen Zahlen bestimmen kann, und ebensowenig hat man einen Apparat in der Kunst, um das ideale Feuer, welches ein Kunstwerk anhaucht, mit der handwerksmäßigen Sicherheit zu messen, wie man den Hitzegrad eines Schmelzofens angeben kann. Wer den Zollstab in seiner Brust nicht mit auf die Welt gebracht hat, der kann sich ihn weder in der Kunstakademie aneignen, noch von dem größten Meister ausleihen!"

Der Italiener, dessen so maßvolle Opposition einen so verletzenden Ausfall nicht verdient hatte, war eben im Begriffe zu antworten, und wer weiß, wie weit es bei der immer zunehmenden Exaltation des Barons zwischen Beiden gekommen wäre, wenn der Postwagen nicht in diesem Augenblicke still gehalten hätte und der Wagenschlag vom Kondukteur geöffnet worden wäre. Man war in Fichtenbrunn, unweit vom Schlosse.

Verstimmt, verwirrt und überrascht, schon am Ziele zu sein, sprang der Baron aus dem Wagen und wandte sich mit einer mehr gebrummten als gesprochenen Empfehlung von seinem Reisebegleiter, dem er kurz zuvor die Hand so innig geschüttelt, ab, um vom Postillon die Reisetasche zu verlangen.

Diesen kurzen Aufenthalt benützte der Italiener schnell, um den Wagen zu verlassen, und der Baron war nicht wenig erstaunt, seinen ästhetischen Widersacher sich ihm nähern zu sehen.

„Mein Herr," sprach der Italiener mit der vollkommensten Höflichkeit, „ich ertrüge es nicht, daß mir die Erinnerung an die Bekanntschaft mit einem so kunstgebildeten Manne durch einen so abrupten Abschied getrübt wäre. Ein seltsames Schicksal hat es gewollt, daß wir wahrscheinlich den einzigen Gegenstand besprechen mußten, über welchen unsere Ansichten in keinen Einklang zu bringen sind. Dennoch dürfte Ihnen meine Opposition in einem ganz andern Lichte erscheinen, wenn Sie jetzt erfahren, daß ich selbst Torrentini bin!"

Der Baron war vor Freude und Ueberraschung außer sich, er fühlte sich von einem so süßen und heiligen Schrecken durchzuckt, wie ein frommer Klostermönch, welchem sein Schutzpatron in dem Augenblicke erschienen wäre, da er ihn eben gegen die Lästerung eines Ungläubigen vertheidigt. Aber ehe er zu Worten kam, erscholl schon der Ruf, einzusteigen, von dem gleichzeitig ertönenden Posthorn verstärkt.

„Um Himmelswillen!" rief der Baron, Torrentini mit beiden Armen ergreifend, fest entschlossen, diesen Reisenden der Post nicht ohne Kampf auszuliefern, „Sie dürfen nicht weiter, wenigstens nicht heute! Bleiben Sie wenigstens bis Abends bei mir; meine Equipage steht Ihnen jederzeit zur Verfügung!"

Torrentini, von solcher Verehrung gerührt, ließ sich nicht lange zureden, einen Tag zu bleiben. Triumphirend führte ihn der Baron in sein Schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Bäder und Badeleben.

IX.

Kissingen.

Von

Friedrich Lompert.

(Zu dem Bild S. 749.)

Da das Dampfroß die schönen Gestade des Mains herabbraust und Schweinfurt der Stationsort für Kissingen ist, so wird sich wohl der Reisende fast ausschließlich von ersterer Stadt aus Kissingen nähern.

Wenn er nun auf der guten Staatsstraße seinem Badeziele zufährt, möchte er sich manchmal fragend nach der malerischen Gegend umsehen, die ihm in der Umgebung Kissingens geschildert wurde; denn es gibt zwar reiche Felder, viel Obstbäume, Abwechslung zwischen bergauf und bergab, schmucke Dörfer, allein es ist nichts besonderes an dem. Da sieht er endlich die Straße eine Biegung machen, belaubte Hügel treten auf einmal heran, und vor den erstaunten Augen breitet sich ein wunderschönes Thal aus, von dicht bewaldeten Bergen umschlossen, vom Silberband eines vielfach sich schlängelnden Flusses durchwunden, eine Ruine grüßt freundlich von ihrer steilen Höhe herunter — es ist schon die Bodenlaube, die Thorwächterin Kissingens; und plötzlich stehen auch schon die ersten Häuser des Städtchens da, stattliche Gebäude, unter ihnen gleich am Anfang der Straße das glänzende Hotel de Russie hervorragend.

Hat ihn nun bereits die so unvermuthet hervortretende Lage des Kurorts überrascht, so steht dem Ankommenden noch eine zweite Ueberraschung bevor. Es ist später Abend. Aber er eilt hinaus, um sich die ersten Eindrücke des Badelebens zu holen, das er als eines der großartigsten Deutschlands rühmen hörte. Er traut seinen Augen und Ohren nicht: Alles ist still, verödet, selbst in den Salons der Gasthöfe finden sich nur wenig Menschen. Er wird irre an dem Rufe, der ihn hierher gelockt. Doch vertröstet er sich auf den Morgen; zeitig findet er sich auf dem Kurplatz ein. Schon zeigt sich lebendige Bewegung, so frühe es auch am Tage, und diese Morgenlebendigkeit erstickt schnell die Abendstille. Da tönen langgezogene, feierliche Klänge; die Musik spielt den Morgenchoral, die Kur ist eröffnet.

Von allen Seiten strömt es heran, bald wogen Hunderte von Menschen, Kranke und Gesunde, Ausländer und Einheimische, Arme und Reiche, Fürsten und Bürger in den schattigen langen Laubgängen oder unter den prächtigen Kolonnaden auf und nieder. Unter der eisenbedachten Brunnenhalle stehen die betreßten Diener und reichen den perlenden, köstlichen Zaubertrank des Ragoczy; beengend drängt es sich dort durcheinander; schweigt die Musik, so summt ein Sprachengewirr um uns herum; alle Zungen der gebildeten Welt geben sich Rendezvous. Hier ist ein voller Gegensatz zu den Bädern, die eines Alles vereinigenden Mittelpunktes, eines ausschließlichen Trinkbrunnens entbehren; da ist meist Zersplitterung, Auseinanderfallen der Badesonnenstrahlen; hier aber ist höchste Vereinigung, Konzentration, aber darum auch Gleichheit vor dem Badegesetz; Entferntsein alles Störenden, vortheilich sich Abschließenden; konsequenteste Durchführung des Nivellirungssystems des Badelebens. Ein Jeder geht neben dem Andern her, als ob das immer so gewesen wäre, und doch steht oft nichts Geringeres als der Thron zwischen ihnen. Die aristokratische Hand der englischen Herzogstochter greift oft nach demselben Glas, aus dem wenige Augenblicke vorher ein schlichtes Bauernkind getrunken.

Es liegt ein wohlthuender Ton auf diesem Kurbilde. Die Menschen verderben hier nichts; und, wenn man um sich blickt und die Umgebungen oder vielmehr den Grund, auf dem sich das Alles bewegt, in's Auge fassen will, so kann man auch nichts Anderes als Befriedigendes und Schönes gewahren.

Der kunstvolle Brunnenpavillon, die langen, breiten Kolonnaden, in ihrer Mitte den prächtigen Kursaal auf der einen, die glänzenden Ladenreihen des Bazars auf der andern Seite, dazwischen die mächtigen, kühlenden Baumgänge bilden ein herrliches Ganze.

Die Kur ist zu Ende; es tritt der gewöhnliche Verlauf eines Badmorgens ein, doch wird es eigentlich nicht still, weder auf dem Kurplatz, noch sonst irgendwo, dafür sorgt schon die Musik, die sich nach der Morgenproduktion vertheilt und vor den einzelnen Häusern der Angekommenen die Willkommgrüße bringt, so daß Kissingen ein sehr musikreiches Bad genannt werden muß. Wer aber in diesen allerdings stillern Frühstunden Unterhaltung sucht, kann sie reichlich finden, wenn er nur die Schaufenster der flimmernden böhmischen Glasläden betrachtet, oder in das sehr reich ausgestattete Lesekabinet des Herrn Kügel tritt, oder im Konversationssaal nie lange vergeblich wartet, bis ein fremder Künstler oder eine freundliche Künstlerin den Flügel öffnet und oft köstlichen Genuß bietet. Oder man macht eine kleine Promenade durch die hübschen Anlagen an den Flußufern, an der Saale hin durch die grünen Wiesen, über die Brücke hinüber zum Schweizerhaus oder auch tiefer hinein in die alte Stadt, wo sich die alten, unschönen Häuser schüchtern vor den modernen Emporkömmlingen zurückziehen. Die Stunde nach dem auf die verschiedenen Hotels vertheilten verschieden ausfallenden und taxirten Diner ruft auf dem Kurplatz wieder große Reunion den edlen Mokka

hervor; dazu spendet der Sinnerzing den Maxbrunnens sein erfrischendes Wasser.

Für die im Badeleben oft so schwer anszufüllenden Nachmittagsstunden braucht man hier keine Sorge zu tragen; es ist schon die Wahl eine Qual. Da locken Theater, Konzerte, aber sicherer und erfolgreicher noch die lieblichen Naturumgebungen. Kissingen hat den unendlich großen Vorzug vor vielen seiner Genossen, daß seine schönsten Promenaden u. s. w. sehr nahe liegen und man nur wenige Schritte thun muß, um vom schattigen Waldesdunkel aufgenommen zu sein. So führen reizende Waldpfade nach dem Klaushof, in das Kaskadenthal; überraschend schön ist es auf der Bodenlaube mit ihrer Fernsicht auf das Rhöngebirge; zu weiteren Ausflügen geben die Ruine Trimberg und vor Allem die altberühmte Salzburg bei Neustadt an der Saale lohnenden Anlaß.

Der interessanteste Ort in der Nähe von Kissingen bleibt immer die Saline, wo der Soolesprudel und der großartigste aller artesischen Brunnen, der Schönbornsbrunnen, in ihren wechselnden Erscheinungen ein Schauspiel bieten, das einzig in seiner Art ist. Namentlich wenn in letzterem das krystallhelle Wasser durch die Gewalt der Gase seine 80 Fuß hoch emporgeschleudert wird und sich dann oben nach allen Seiten senkt, glaubt man einen Palmbaum der wunderbarsten Art vor sich zu haben.

An der Saline vorüber zieht auch der Weg nach Bocklet, das bescheiden hinter den glänzenden Schwestern zurücksteht, und der beliebte Aufenthaltsort, wenn auch nicht vieler Kurgäste, doch von Milliarden Schnacken ist, die nicht einmal Ruhe zu den nöthigen Beobachtungen lassen, um Bocklet als selbstständiges Bad einreihen zu können.



Vereinigte Schweizerbahnen. Nach Originalzeichnungen von Geyer. Ansicht von Chur.



Vereinigte Schweizerbahnen. Die Klus.

Kehrt man in den Abendstunden von den Spaziergängen und Ausflügen nach Kissingen zurück, so findet man das Treiben der Abendkur auf dem Kurplatz. An die Stelle des Ragoczy ist meist der Pandur getreten. Sobald die Lichter in den Häusern den Einbruch der Nacht verkündigen, wird es still außen und bald auch in den Wohnungen. Nur am Sonnabend gibt man ein paar Stunden zu, wenn im Konversationssaal bei glänzender Beleuchtung große Reunion stattfindet.

Als eines ganz eigenthümlichen Stückes kissinger Lebens möge noch des Sonntags gedacht werden, wenn an den den Kurplatz von der Straße abschneidenden Planken große Schaaren von Landleuten stehen, oder in der bunten Volkstracht jenes Gaus unter den Bäumen mit herumwandeln, neugierig die fremde Welt anstarrend. Das kirchliche Leben öffnet an den Sonntagen allen Konfessionen seine Gotteshäuser. Die Protestanten haben eine sehr schöne Kirche erbaut bekommen, die Engländer haben deren früheren Betsaal bezogen.

Wir nehmen den Abschiedsblick auf Kissingen von dem Tempel des Altenberges, der sich ziemlich nahe am Kurgarten erhebt. Die Stadt, die ganze reizende Landschaft prägt sich dort am schönsten dem geistigen Auge ein, und wenn man am letzten Abend dort die Musik heraufklingen hört, so dringen Einem die Töne recht wehmüthig in's Herz, wie uns eben alle Scheidemelodieen nicht heiter stimmen.

Eine Rundfahrt auf den Vereinigten Schweizerbahnen.

Von

Heinrich Szadrowsky.

(Fortsetzung.)

Durch das herrliche, nun im vollsten Sonnenglanze ausgebreitete Domleschg führte uns der Rückweg wieder nach Chur. Wir besahen hier noch die alterthümliche Domkirche mit den Denkwürdigkeiten aus dem 8. Jahrhundert und kehrten mit dem Nachmittagszuge in den Thalkessel von Sargans zurück, um die Linie an den Wallensee zu bereisen. Die Sonne neigte sich schon dem Horizonte zu, und einzelne Bergspitzen warfen einen riesigen Schatten auf ihre Umgebung. Das Thal umfloß ein eigenthümlich dämmernd-duftiger Ton, eine unaussprechlich schmachtig-zarte Stimmung war über dasselbe ausgegossen. Einzelne der höchsten Bergspitzen begannen ihr wunderbares phantastisches Farbenspiel, eine große unsichtbare Künstlerhand pinselte in phantasievollster Laune die duftigsten Farben um die schweigenden Häupter und zauberte Farbenwölkchen in die schwüle zitternde Luft. Diese „Lyrik“ der Natur bildete einen überraschenden Gegensatz zu dem großartigen „Drama“ der ganzen Erscheinung und führte unsere Seele hinein in die Katastrophe des Dramas selber, in den Aufbau einer so machtvollen eigenen Welt, eigensten Lebens und verhängnißvoller gestaltenreichster Entwicklung.

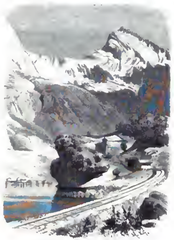
Vom schönen grandios aufgebauten Ganzen ausgehend, zogen wir hinunter an den Wallensee, immer am Fuße einer kulissenförmigen Dekoration mit großen Felsenterrassen und Wildheuplätzen, vielfach abgestuft, von tiefeingeschnittenen Schluchten unterbrochen. Wildheuplätze sind Grasplätze, welche durch ihre steile Lage dem Alpvieh nicht zugänglich sind. Hier wagt sich der beherzte Aelpler mit Sense und Rechen, oft an einem Stricke gebunden, auf die schmalsten Grasplanken hinaus, und mäht das kräftige Alpkraut über fürchterlichen Abgründen hinweg, — eine überaus gefährliche, halsbrechende Arbeit. Auf verhängnißvollen Pfaden, an steilen Felsen auf nur kaum fußbreiten Felsenbändern trägt dann der kecke Aelpler die schwere Bürde in's Thal — — viele kehren auch nicht wieder nach Hause.

Smaragdfarbig, nur leicht bewegt vom Winde, lag der schöne Wallensee stolz zwischen den einsamen grauen Felsen. Ueber demselben schwebte ein stiller Glanz von Hoheit. In furchtbarer Gewalt jäh abgeschnitten steigen die Kurfirsten 5—6000 Fuß aus dem See empor, und umstehen den Alpsee schweigsam wie treue Wächter eines anvertrauten großen Kleinodes. Aus ihrer Höhe stürzen schäumend in rasender Eile und mit betäubendem Geräusche Wasserfälle hinunter in den See. Es spielten die Wellen mit dem Rosenlichte der untergehenden Sonne, und der tückische See verleugnete unter der Maske eines bezaubernden Farbenspiels seine todtbringende Wuth. O, diese Lüge auf so schönem Angesichte birgt hinter sich die entsetzlichsten Leidenschaften — selbst den Tod. Ueber seine Spiegelfläche bricht unangemeldet über die Kurfirsten herein ein furchtbar wüthender Sturm, der durch die einbohrende Gewalt seines Luftdruckes die Wellen zur zerschellenden Brandung hoch ziehend an die grauen Felsenwände schleudert. Es ist der Föhn. Ein heißer Wind aus dem Süden, vielleicht aus den Sandsteppen Afrika's, streicht über die Alpen, hoch in den Lüften. Unten im Thale ist's stille, der See ruhig. Nur vielleicht an bewaldeten Höhen läßt er sich erkennen, indem er auf seinem todtbringenden Striche die Blätter der Bäume eigenthümlich brandig färbt. Plötzlich stürzt er zwischen den Bergen hinein auf die stille Flut, und indem er die bedeutend kältere Gebirgsluft gewaltsam ausdehnt, bohrt und peitscht er mit tiefaufwühlender Gewalt in wüthendster Raserei auf den See. Unangemeldet wirft er sich auf die stille Fläche des Sees und erhöht das schauerlich große Schauspiel eines unvergleichlich wilden Sturmes durch den Gegensatz zur unmittelbar vorherigen Stille und Ruhe, die selbst idyllisch genannt werden kann. So war es auch in der Nacht vom 16. auf dem 17. Dezember 1850. Der Dampfer „Delphin“ fuhr um Mitternacht bei vollkommen ruhigem See von Wallenstadt ab, um die Reisenden und die italienische Post nach dem andern Ende, Weesen, und weiter nach Zürich zu bringen. Die Fahrzeit bis Weesen mag etwa eine Stunde betragen. Nicht weit vom Bestimmungsorte entfernt fiel plötzlich der Föhn auf den See, peitschte die Wellen im wildesten Sturme und brachte den Dampfer in Gefahr. Von Weesen aus sah man ein Lichtlein auf den Wellen tanzen und dann verschwinden. Am andern Morgen suchten Schiffer längs dem Ufer den Postdampfer — er war versunken. Vierzehn Menschen zog er mit hinab. Später hob man ihn mit seinen Leichen wieder aus der Tiefe empor.

Die Stürme auf dem Wallensee sind furchtbar schön, wenn die zischenden Wellen an den senkrecht emporsteigenden grauen Felsen hinanlecken und in den mannigfaltigsten Formen und Krümmungen zischend wieder im weißen Tanze zurückprallen — ein immerwährendes Bilden und Verschlingen! Der Wallensee ist zu dieser Zeit der wildeste und gefährlichste Schweizersee, weil bei seiner eingeengeschlossenen Lage (3½ Stunde Länge, circa ½ Stunde Breite) für die furchtbaren Stürme wenig Ausdehnungsraum vorhanden ist. Eine Schifffahrt in solchen föhnigen Tagen ist der meerartig aufgewühlten Wellen wegen äußerst gefährlich. Bei heiterem Himmel dagegen ist eine Fahrt auf diesem an Gebirgsschönheiten und Großartigkeit der Dekoration in seiner Umgebung unvergleichlich ausgestatteten See sehr genußreich und durchaus ungefährlich. Die Schiffer sind vertraut mit den Schrecknissen des Sees, und wagen sich nur dann hinaus, wenn sie von der Ungefährlichkeit der herrschenden Winde überzeugt sind. Seit Eröffnung der Bahnlinie ist die Dampfschifflinie eingestellt. Im Verhältnisse zum



Vereinigte Schweizerbahnen. Ruine Gräplang.



Vereinigte Schweizerbahnen. Der Rommelsteintunnel.

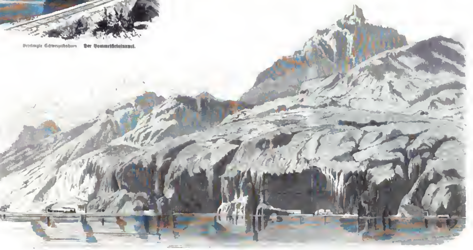
wilden Naturell des Sees sind auch äußerst wenig Unglücksfälle vorgekommen.

Benvenuto Cellini nahm seinen Weg über den Wallensee, als er aus Italien flüchten mußte. In Wallenstadt schiffte er sich ein, um durch die Schweiz nach Paris zu gelangen. Auf dem See überraschte ihn der Sturm. Nur mit großer Mühe gelang es ihm, in der Gegend von Bätlis zu landen. Von dort aus mußte er auf einem halsbrecherischen Saumwege mit seinem Gehülfen Ascanio und vier Pferden den Weg nach Wesen einschlagen, wobei eines seiner Pferde über den Felsenabhang hinunter in den See stürzte.

In Iwan v. Tschudi's „Schweizerführer“, einem ausgezeichneten Reisetaschenbuche, das wir seiner Zuverlässigkeit und Kürze halber gelegentlich jedem Schweizerreisenden empfehlen, wurden wir auf eine genußreiche Tour die Kurfirstenkette, von Wallenstadt aus zu besteigen, aufmerksam gemacht. Die Zeit erlaubte uns nur bis zur „Löschalp“ zu steigen, welche aber schon einen ausgezeichnet schönen Rundblick gewährt. In der Tiefe der eng eingeschlossene Wallensee, zu Häupten die kahl abgestuften zerrissenen Felswände der Kurfirsten, und im Glanze der untergehenden Sonne die gigantischen Felsenspitzen der rhätischen Alpen. Hier auf Lösis ist man schon mittendrin' in der majestätischen erhabenen Alpenwelt. Rundum, wohin das Auge blickt, steigen riesige Felsenmassen auf. Wunderbar gewachsene Wettertannen fesseln schon unterwegs die Aufmerksamkeit des Wanderers. Drüben jenseit des Wallensees der Mürtschenstock und der dreihäuptige herrliche Glärnisch. Besucher des Wallensees machen wir auf diese Partie aufmerksam, und werden später auf dieselbe zurückkommen. Absteigequartier im „Adler am See“ bei Herrn Hobler.

Die Schienenstraße um den Wallensee selber ist kühn und großartig angelegt. Unterhalb der Station Wallenstadt liegt die Bahn am das Ostende des Sees und betritt den ersten Tunnel durch den Felsenklotz Rommelstein. Nun steigt die Trace als festgemauertes Dammwerk aus dem See auf, und passirt auf der ganzen Länge (3 Stunden) zehn Tunnels mit einer Gesammtlänge von circa 6000 Fuß. Drüben über dem See die herrliche sich emporsteigende Kurfirstenkette; die Linie selbst, nach der Südseite hin an hohe Berge angelehnt, windet sich so scharf und hart am See hin, daß der Reisende auf dem Wasser zu fahren glaubt: berühmte Ingenieure erklärten die Anlegung einer Bahn am Wallensee für eine Unmöglichkeit, bis ein schweizerischer Ingenieur, Pestalozzi von Zürich, das Wagniß unternahm und mit Bekämpfung der größten Schwierigkeiten die Bahn zu Stande brachte.

Fast auf der ganzen Linie mußte die Trace dem See abgerungen werden. Daneben die Durchbrüche durch die in den See vorspringenden Felsen, von denen der größte Tunnel 833 Fuß lang als letzter Tunnel vor der Linthbrücke diese schauerlich-schöne Fahrt abschließt. Bald nach dem Austritte aus dem letzten Tunnel öffnet sich eine großartige Gebirgsszenerie und der Einblick in das an kühner Gestaltung unvergleichlich großartige Glarnerthal. In wenigen Minuten erreichten wir die Station Wesen, besuchten während des Wagenwechsels für die Trace nach Glarus eine kleine Erhöhung ober dem Stationsplatze, von wo aus sich eine prachtvolle Aussicht über den Wallensee darbietet, und bestiegen dann den



Vereinigte Schweizerbahnen. Die Bahn um den Wallensee.

Zug, um in's Glarnerthal zu gelangen. Dieses Thal ist eines der schönsten und eigenthümlichsten Gebirgsthäler. Ein fast ganz ebener schmaler Thalboden ist von beiden Seiten mit jäh 5—6000 Fuß aufsteigenden Felsen eingeschlossen, die originell ohne Vorbereitung, ohne Vorberge in gerader Luft in die Höhe steigen und dem Beschauer fast auf der Bucht zu liegen scheinen. Da ist zunächst der wilde Mürtschenstock, der Schilt, Wiggis und vor Allem der herrliche dreihäuptige stolze Glärnisch, der breit und dämmernd aus den Riesen hervorragt. Diese lohfarbgrauen Felsen mit ihren schneebedeckten Häuptern, den vielzerrissenen Seitenlinien, bilden einen merkwürdigen Kontrast mit dem lachenden grünen Thale, das so unmittelbar wie ein kolossaler Teppich zu den Füßen der starren Gebilde ausgebreitet liegt, mit den großen fabrikreichen Dörfern und den rauchenden Kaminen. Die Industrie beherrscht das ganze Glarnerthal. (Dieser Passus über Glarus war vor dem furchtbaren Brande geschrieben, dessen Schilderung in unserem Blatte aus derselben Feder floß. Zur Wiedererstehung von Glarus wurde in den letzten Tagen der Bauplan der Herren Architekten Simon und Wolf genehmigt. Eine Nationalanleihe ist im Gange; die bis jetzt eingegangenen Gaben betragen 1½ Million. Die Red.) Die Erzeugnisse derselben gehen in alle Theile der Erde. Hauptsächlich ist es die Baumwollindustrie — Druckereien, Färbereien, Spinnereien — welche den größten Theil der Bevölkerung beschäftigen. Nebst diesem wird viel und vorzügliches Vieh, Käse, „Schabzieger“ — der bekannte vortreffliche „grüne Kräuterkäse“ — und „Glarnerthee“, ein aus alpinischen Kräutern komponirter Thee ausgeführt. Das glarner Völkchen gilt im Allgemeinen für sehr intelligent, praktisch, gewandt, thätig und sparsam, und vermehrt sich die Wohlhabenheit des Landes immer mehr. Iwan Tschudi theilt mit, daß das Ländchen 50 Millionen Franken Vermögen versteuer bei einer Bevölkerung von circa 30,000 Einwohnern. Freilich liege die größte Summe in den Händen der Fabrikbesitzer, und ein namhafter Theil der Bevölkerung sei als sehr arm zu bezeichnen und suche sein Heil in der Auswanderung, da auch die ungünstige Landesbeschaffenheit außer den oben genannten Erwerbszweigen keine weitere Quelle für größeren landwirthschaftlichen Betrieb zuläßt. — Der städtisch gebaute Hauptflecken des Kantons, Glarus, liegt am Fuße des herrlichen Glärnisch, in einer großartigen Gebirgsumgebung, hingelagert zwischen dem Wiggis (7131 Fuß), Schilt (7040 Fuß) und dem Glärnisch (8970 Fuß). Eine prachtvolle Aussicht in die Gebirgswelt bietet sich auf dem alten Schlosse oberhalb des Fleckens. Glarus ist der Stammort der berühmten Familie v. Tschudi, deren Descendenz seit dem Jahre 870 in ununterbrochener Reihenfolge dasteht, und deren erster, im Jahre 906 vom Kaiser Ludwig III. ausgestellter Adelsbrief im Original noch vorhanden ist. Aus diesem alten Geschlechte stammen die beiden Naturforscher Dr. J. J. v. Tschudi, gegenwärtig Minister am brasilianischen Hofe, und Dr. Friedrich v. Tschudi, der geniale Verfasser des Thierlebens der Alpenwelt, welcher in St. Gallen lebt.

Von Glarus aus besuchten wir das Klönthal mit dem herrlich gelegenen See — einem der schönsten Alpenthäler der Schweiz. — Von den steilen Wänden des Hinterglärnisch eingeschlossen ruht der stille Alpsee im dämmernden Lichte, träumerisch, elegisch. Eine wunderbare Stille der Natur liegt über ihm ausgebreitet. Nur das Geläute der Heerden, die zwischen den Buchengebüschen und auf dem Wiesengrunde weiden, unterbricht diese Stille, und gibt der ganzen Landschaft trotz ihres hochtragischen Charakters eine idyllisch-heitere Stimmung. Der See wird höchstens eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit sein. Unten, nahe beim Ausflusse der Löntsch, des Idyllendichters Geßner Denkmal.

Da wir auf dem Hinwege von Glarus aus den höchst genußvollen Weg über den Sackberg nahmen, so schlugen wir auf dem Rückwege den Ge-



Vereinigte Schweizerbahnen. Einfahrt zur Station Wesen am Wallensee gegen die Kurfirsten.

birgsweg über die Alp Obersee nach Näfels ein, und benützten von dort aus den Eisenbahnzug zur Rückreise nach Weesen. Im vorigen Jahrhunderte war die Gegend unterhalb Näfels durch große Ueberschwemmungen des 16. und 17. Jahrhunderts und die dadurch herbeigeführte Erhöhung des Wallenseespiegels zu einem fiebererzeugenden Sumpflande geworden — einer schmerzlichen Plage für das Land. Da unternahm der edle Joh. Konrad Escher von Zürich unter Betheiligung der ganzen Eidgenossenschaft die Entsumpfung dieser Fläche, und legte über 29,000 Juchart trocken und zu Kulturland fähig. Vierzehn Kanäle befördern die Ableitung des Wassers, von denen der Mollifer Kanal 19,000 Fuß, und der Hauptkanal 57,000 Fuß lang ist.

Die Eidgenossenschaft verlieh dem patriotischen Escher in Anerkennung seiner gemeinnützigen That für sich und seine Nachkommen den adelnden Namenszusatz „von der Linth", weil nämlich sein Hauptzweck vorzüglich darin bestand, die wilde Linth durch einen regelrechten Kanal in den See zu leiten, und durch die andern Kanäle die versumpfte Landschaft für die Kultur zu gewinnen. Bei der Ziegelbrücke erinnert ein einfaches Denkmal im Felsen an den Retter dieses Landes.

Der Reisende, der von Rorschach aus die Linie nach Chur benützte und den Lauf des Rheinbettes verfolgte, wird auf der Rückreise nach dem Wallensee in Sargans besonders die Beobachtung gemacht haben, wie hier die zwei Thäler, das des Rheins gegen den Bodensee hin, und das der Seez gegen den Wallensee in Sargans, durch die Spitze des Ganzen geschieden sind, und sich nach den beiden Seiten hin der Tiefe zukehren. Die weiteren Studien und Beobachtungen am Wallensee selber und im Glarnerthal lassen keinen Zweifel mehr übrig, daß früher der Rhein seinen Weg durch den Wallen- und Zürichersee und weiter bis zur Aar genommen habe. Der Umstand, daß das heutige Rheinbett in seinem mittleren Wasserstande nur etwa 19 Fuß tiefer liegt als das Thal von seinem Ufer bis zum Wallensee, und die ganze Gestaltung des Thales von Sargans bis herunter an den Wallensee erheben diesen früheren Lauf des Rheins über die bloße Wahrscheinlichkeit. Der heutige Lauf des Rheins umspannt die östliche Grenze der Schweiz gegen Oesterreich hin, betritt dann den Bodensee, trennt Baden von der Schweiz, und verläßt diese bei Basel. Der frühere Lauf des Rheins wird durch die Oertlichkeit angenommen von seiner Abweichung aus bei Sargans durch den Wallensee, dem heutigen Linthkanal nach, der den Wallensee mit dem Zürichersee verbindet, in der ganzen Breite jenes Thales bis und durch den Zürichersee, der heutigen Limmat nach über Brugg, der Aar nach bei Koblenz, unweit Waldshut in der Fortsetzung seines heutigen Gebietes. Es wird auch mitgetheilt, daß im Jahre 1618, als der Rhein unter anhaltenden Regengüssen gewaltig tobte, ein Durchbruch oberhalb Sargans gegen den Wallensee und Zürich hin nur unter den größten Anstrengungen zurückgehalten werden konnte. Für jetzt wird ein anderes Flußbett, resp. die alte Richtung des Rheines, wohl nie mehr in Frage kommen, seitdem der Ausfluß desselben aus dem Bodensee bei Konstanz durch den Brand der alten Rheinmühle regulirt ist, und auch die beabsichtigte Rheinkorrektion von Seite der Kantone St. Gallen und dem österreichischen Staate das Bett des Rheins so lange fixirt haben, bis größere, gewaltigere Naturumwälzungen Menschenwerk und alten Lauf aufheben oder gar vernichten.

Der Kanton Glarus bietet für einen Aufenthalt von ungefähr acht Tagen die schönsten und genußreichsten Gebirgstouren. Wir selber waren nur auf den Besuch des Klönthales beschränkt, und mußten, um unser „Rundfahrtbillet" zu benützen, auch den Besuch des berühmten „Stachelberger-Bades" für diesmal unterlassen.

(Schluß folgt.)

Zur Tagesgeschichte.

XLIII.

Freiherr von Schleinitz und Graf Bernstorff.

Es war eine Zeit, da die Nachricht von der Enthebung des Freiherrn von Schleinitz von dem Posten des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Preußens in ganz Deutschland unzweifelhaft mit größter Sensation aufgenommen worden wäre. Wenn heute die Gewißheit, daß derselbe durch den Grafen Bernstorff, den bisherigen Gesandten am brittischen Hof, ersetzt werden wird, nicht mehr einen solchen Eindruck zu machen geeignet ist, so liegt dieß zunächst schon in dem Umstande, daß das Publikum bereits seit geraumer Zeit auf diesen Wechsel vorbereitet worden ist, so daß die endliche Entscheidung wenigstens den Charakter der Ueberraschung verlieren muß; sie liegt ferner auch darin, daß über die politische Richtung des Neuernannten wenig Zuverlässiges bekannt ist, und man von ihm wenigstens im Wesentlichen nur eine Fortsetzung der bisherigen Politik erwartet. Außerdem aber ist seit jenen Tagen, in welchen die Politik des Herrn von Schleinitz so heftige Angriffe zu erdulden hatte, eine geraume Zeit hingegangen, welche dazu gedient hat, wenigstens die erste Hitze des Urtheils zu mäßigen, wohl auch andere Gesichtspunkte hervorzukehren, unter welchen dieser Politik gute und wohlthätige Erfolge nicht völlig abzusprechen sind. Wir denken hiebei nicht an diejenige Partei, welche von Anfang an den Frieden um jeden Preis für das höchste Gut hielt, und in Preußen selbst zahlreiche Anhänger zählte. Denn höher als der Friede muß einer Nation das Gut der Ehre stehen, und oft dient ein Krieg nur dazu, einen sicheren Friedens herbeizuführen und einem halben, ebenso kostspieligen als für die Gemüther verderblichen Zustand, der nicht Krieg und nicht Friede ist, ein Ende zu machen. Allein sowie sich nun in den letzten Jahren die Dinge entwickelt haben, wird sich doch eine doppelte Wahrheit schwer läugnen lassen, erstens, daß das thätige Eingreifen für die österreichischen Ansprüche in Italien Deutschland Opfer auferlegt, welche schwerlich im Verhältniß zu dem Zwecke standen, der ohnedieß voraussichtlich nur provisorisch keineswegs oder auf die Dauer zu erreichen war, und zweitens, daß ohne die herbe Niederlage, die es auf dem Schlachtfeld erlitten, Oesterreich schwerlich so schnell und allgemein zum Bewußtsein dessen gekommen wäre, was ihm vor allem Noth thut, schwerlich das konstitutionelle Leben in Oesterreich schon eine vollendete Thatsache wäre.

Gleichwohl wird Niemand weder in Preußen noch im übrigen Deutschland sein, der den Abgang eines Staatsmannes beklagen möchte, der nach der neuen Aera, von welcher man vor Allem das Aufhören der Politik der freien Hand erwartete, eben diese Politik recht eigentlich fortsetzte. Denn wenn auch die Schleinitz'sche Politik nicht ganz erfolglos war, so waren ihre Erfolge doch wesentlich negativer Natur, und wenn sie nicht ohne verdienstliche Seiten war, so war sie dieß nicht, weil ihr Urheber richtige Zielpunkte wirksam verfolgte, sondern weil er ruhig geschehen ließ, wie die Ereignisse sich ohne sein Zuthun abwickelten. Dieses Abwarten der Ereignisse, ohne sich irgendwie zu binden, zu entscheiden, thätig einzugreifen, ist das hervorstechendste Merkmal der preußischen Politik vor wie nach der neuen Aera gewesen, und aus diesem Grunde konnten auch die bloßen Velleitäten, hier und dort bessere Zustände herbeizuführen, nicht von Erfolg begleitet sein. Nicht einmal in den deutschen Angelegenheiten, in der kurhessischen, schleswig-holsteinischen, in der Bundeskriegsverfassung kann die preußische Politik irgend einen Sieg aufweisen, und wenn auch der Entschluß, sich im Jahre 1859 vom französisch-österreichischen Kriege fernzuhalten, jetzt nicht mehr dieselbe unerbittliche Beurtheilung findet wie damals, so ist doch leider nur zu gewiß, daß die Kriegsgefahr damit für Preußen nicht beseitigt sondern nur verschoben wurde, und daß dieses an sich schon ziemlich zweifelhafte Glück dadurch noch problematischer geworden ist, daß der Feind inzwischen in steigendem Maße an Kraft und Einfluß gewann, während bisher die Frage der Allianzen sich für Preußen noch immer nicht günstig hat gestalten wollen.

Daß Herr von Schleinitz mit einer solchen Politik nicht die Erwartungen rechtfertigt, welche sich mit Recht auch in Bezug auf die äußere Politik an die neue Aera geknüpft hatten, liegt auf der Hand. Das Ansehen Preußens und sein Einfluß in den europäischen Dingen konnte bei solchen Grundsätzen nicht im erheblichem Maße gewinnen, und die Wiederherstellung der altpreußischen Traditionen blieb auch in dieser Beziehung mehr ein frommer Wunsch, als daß sie in dem erwarteten Maße zur Erfüllung geworden wäre.

Diese Erwartungen zu erfüllen, welche nicht minder aufrichtig von dem gegenwärtigen Monarchen Preußens als von dem ganzen deutschen Volke gehegt werden, ist nun die Aufgabe des neuen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, eine Aufgabe, die freilich um so schwieriger geworden ist, je länger das Bedürfniß ihrer Durchführung unbefriedigt blieb, und die nur insofern leichter geworden zu sein scheint, als die Hoffnungen jetzt nicht in dem Maße hochgespannt sind, als sie es im November 1858 zur Zeit der Berufung des Ministeriums Hohenzollern waren. Gleichwohl wird sich in kurzer Zeit entscheiden müssen, in wiefern der Graf von Bernstorff seiner Aufgabe gewachsen ist, und zwar an zwei Fragen, welche an sich nicht von prinzipieller Bedeutung sind, zu deren Behandlung aber in jedem Falle diplomatisches Geschick erforderlich ist.

Die eine ist die Frage der Anerkennung des Königreichs Italien. Gewiß war die Politik des Herrn von Schleinitz eben hier ganz korrekt und geschickt, nach keiner Seite hin verletzend und doch die eigene Selbstständigkeit wahrend. Allein auch hier war sie wesentlich negativer, nicht positiver Natur, sie bestand im Grunde nur darin, daß sie die Entscheidung hinausschob, und wird Angesichts der vollendeten Thatsachen nicht länger durchführbar sein. Das Königreich Italien hat sich nicht nur mit kecker Stirne selbst eingeführt in die europäische Staatenfamilie, sondern es ist auch als solches aufgenommen worden beinahe von sämmtlichen Staaten, mit Ausnahme der drei Mächte der heiligen Allianz, von welchen wenigstens die eine ganz bestimmte und begreifliche Gründe für ihre Haltung hat. Wenn nun Preußen unzweifelhaft eine unselbstständige, abhängige Stellung dokumentirt hätte, wenn es sich allzufrühe beeilt hätte, das Beispiel Englands nachzuahmen, so dürfte sich doch fragen, ob es nicht bei der Fortsetzung seiner bisherigen Haltung gleicherweise den Schein der Abhängigkeit von Einflüssen auf sich lädt, die es sonst nicht minder angelegentlich abzuwehren gewohnt ist, zumal da seine Beweggründe in dieser Frage doch in keinem Falle ganz dieselben sein können als die Oesterreichs, und auch von dem Anscheine, als ob gerade das Beispiel Frankreichs für Preußen maßgebend sei, jetzt nicht mehr die Rede sein kann. Auf der andern Seite liegt freilich die Gefahr nahe, daß ein dießfallsiger Entschluß das Verhältniß zum österreichischen Kabinet trüben werde, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Frankreich gerade in dieser Absicht die ganze Frage wieder bei Preußen angeregt hat. Allein hieraus würde sich nur soviel ergeben, daß Preußen nicht ohne vorherige loyale Auseinandersetzung mit seinen deutschen Bundesgenossen seine Entschließung fassen kann.

Das Nämliche gilt vielleicht auch von der andern Frage, die Herr v. Schleinitz seinem Nachfolger halbgelöst oder vielmehr ungelöst hinterläßt, der Zusammenkunft mit Kaiser Napoleon. Auch hier war es wohl ein ganz geschickter Ausweg, die Entscheidung dadurch zu umgehen, daß diese Zusammenkunft zwar zugesagt aber verschoben wurde. Denn man vermied damit, den König von Preußen bei einem militärischen Schauspiel paradiren zu lassen, ohne gleichwohl den französischen Kaiser direkt zu beleidigen. Dennoch fragt sich, ob nicht die schließliche Entscheidung dadurch eher schwieriger gemacht als erleichtert wurde. Denn in jedem Falle ist die Empfindlichkeit des Kaisers verletzt worden, um so mehr, je näher man schon der angestrebten Entrevue gewesen war. Und mit welchen Gründen will man im Oktober die Zusammenkunft ablehnen oder noch einmal hinausschieben, wenn es schon jetzt so schwer war, einen plausiblen Grund dafür aufzufinden? Die Zusammenkunft aber anzunehmen ist schwerlich schon fester Entschluß des Königs, er dürfte sie vielmehr, wenn es irgend möglich, überhaupt ablehnen. Denn daß diejenigen Gründe, welche in mehr oder weniger offiziöser Form vorgeschoben werden, nicht die wahren sind, liegt auf der Hand. Daß die Kur des hohen Leidenden nicht unterbrochen werden soll, oder daß die Krönung noch nicht stattgefunden, steht sicher mit dem Vorschlag Napoleons nicht im mindesten Zusammenhang. Noch unglaublicher klingt die Behauptung, der König habe die Mißdeutung vermeiden wollen, der ein solcher Schritt von Seite seiner deutschen Bundesgenossen hätte ausgesetzt sein können, oder es sei gar wirklich von dieser Seite auf den Entschluß des Königs eingewirkt worden. Die deutsche Gesinnung des Königs Wilhelm steht zu erhaben über jeden Zweifel, als daß ein solcher Schritt, auch wenn er ihn für räthlich gehalten hätte, einer Mißdeutung von irgend einer Seite fähig gewesen wäre, und in keinem Falle bedurfte er, um vor der Nation gerechtfertigt dazustehen, zu solcher Reise das Geleite gekrönter Tugendwächter. Wenn ihm vielmehr die Zusammenkunft widersteht, so liegt dieß außer dem Umstand, daß sie gerade im französischen Heerlager stattfinden sollte, offenbar in der prinzipiellen Abneigung, welche der Vertreter des Königthums von Gottes Gnaden vor dem Vertreter der revolutionären Dynastie, der deutsche Monarch vor dem Erbfeind deutschen Namens naturgemäß empfindet. Diese Gründe aber werden vermuthlich im Oktober noch ebenso fortbestehen wie im August. Von den übrigen Gerüchten ist höchstens dasjenige noch der Erwähnung werth, welches dem Entschluß des Königs Verhandlungen zwischen dem berliner und dem wiener Kabinet vorausgehen läßt, obwohl hierüber nichts Zuverlässiges in die Oeffentlichkeit gedrungen ist.

Diese beiden Fragen sind freilich ein kleiner Theil der von Herrn v. Schleinitz hinterlassenen Erbschaft. Das deutsche Volk würde es seinem Nachfolger am meisten Dank wissen, wenn er zunächst jene alten Erbstücke, welche bereits Herr v. Schleinitz in der Rumpelkammer vorgefunden, erledigen wollte, nämlich die holsteinischen und die kurhessischen Akten. Ueberhaupt wird der wichtigste Theil von Preußens auswärtiger Politik die deutsche Politik sein, und wenn Graf Bernstorff, wie es heißt, namentlich für ein englisch-preußisches Bündniß schwärmt, so dürfte er bald die Erfahrung machen, daß die preußische Hand von keiner auswärtigen Macht begehrt wird, wenn nicht die gesammte deutsche Macht hinter ihr steht. Glücklich, daß wenigstens die Gesinnung des Königs in Beziehung auf die nationalen Richtpunkte der preußischen Politik unverändert dieselbe ist, und daß auch das frevelhafte Attentat von Baden, trotzdem daß der Versuch so nahe lag und so nahe gelegt wurde, es im Sinne einer reaktionären Politik auszubeuten, nicht nur nicht im Stande war, den König für solche Einflüsse zu gewinnen, sondern im Gegentheil nur dazu gedient hat, das Band zwischen ihm und dem gesammten deutschen Volk noch inniger zu knüpfen! —ß.

Wochen-Chronik.

6. — 13. August.

Deutschland. Stuttgart. Am 13. wird in der zweiten Kammer die Berathung über das neue Gewerbegesetz geschlossen, nachdem am 9. die von der Regierung vorgeschlagene Einführung von Innungen mit 74 gegen 6 Stimmen abgeworfen worden war. — München 10. Der Minister des Auswärtigen beantwortet die Interpellation wegen Kurhessen dahin, daß die Berathungen hierüber noch schweben und darum nicht mitgetheilt werden können. — Berlin 10.—12. Feier des allgemeinen deutschen Turnfestes. — Frankfurt 12. Bundestagssitzung. Herr von der Pfordten berichtet im Namen der vereinigten Ausschüsse über die letzte Erklärung Dänemarks, welche in den Noten vom 29. Juli an Oesterreich und Preußen niedergelegt ist. Der Bericht ist der Ansicht, daß nach dieser Erklärung kein Anlaß zur sofortigen Bundesexekution vorhanden sei.

Oesterreichische Monarchie. Wien 12. Auf die Interpellation Rechbauer's an das Gesammtministerium, ob dasselbe mit der letzten Erklärung des Grafen Rechberg's über die Interpellation in der kurhessischen Frage einverstanden sei, und wenn die Berechtigung des Abgeordnetenhauses zu einer Interpellation in Fragen der auswärtigen Politik in Frage gestellt schien, erwiedert Graf Rechberg, das Ministerium habe durch zweimalige Beantwortung thatsächlich gezeigt, daß es dieses Recht dem Reichsrathe nicht bestreite. — In Pesth findet am 12. eine Sitzung beider Häuser statt, um die Adresse Deak's endgültig zu redigiren und zu unterzeichnen, und am 13 reisen die beiden Präsidenten Graf Apponyi und Ghyczy nach Wien ab, um die Adresse dem Kaiser zu überreichen. Der Kaiser empfängt sie am 14. und verspricht baldige Beantwortung. Hierauf Ministerrath, worin die Auflösung des Landtags, ein Reskript nach Ungarn und ein Manifest an die Völker Oesterreichs beschlossen sein soll.

Großbritannien. Am 12. kommt der König von Schweden mit seinem Bruder dem Prinzen Oskar zum Besuch der königlichen Familie in Osborne an.

Frankreich. Paris 13. Der Kaiser weiht den neuen Boulevard Malesherbes feierlich ein, wobei er eine Rede hält, worin er die Verwaltung des Seinepräfekten in Schutz nimmt und zugleich seine Fürsorge für die ärmeren Klassen ausspricht. Am 14. reist er in's Lager von Chalons ab. Der Moniteur vom 14. meldet die Ernennung des Herrn Benedetti, des Direktors im Ministerium des Aeußern, zum Gesandten in Turin, und die Ernennung des Gesandten in München, Herrn von Banneville, zum Direktor im Ministerium des Aeußern. Am 15. wird das Kaiserfest in üblicher Weise gefeiert.

Italien. Turin 10. Die offizielle Zeitung veröffentlicht ein Rundschreiben Ricasoli's vom 31. Juli an die Gesandten im Ausland, worin die bisherigen Arbeiten des Parlaments besprochen sind, und auszuführen gesucht wird, daß Italien nunmehr fertig sei. — Rom 10. Der Streit zwischen Monsignore Merode und General Goyon wird damit beendigt, daß Kardinal Antonelli sein Bedauern über das Vorgefallene ausspricht, und Goyon hinfort nicht mehr direkt mit Merode, sondern nur durch Vermittlung des Kardinals Antonelli verkehrt. — In Neapel wird eine bourbonische Verschwörung entdeckt, und in Folge davon in der Nacht vom 7. auf den 8. zahlreiche Verhaftungen von bourbonischen Offizieren und Priestern vorgenommen. Die reaktionären Bewegungen, wenn auch im Einzelnen unterdrückt, dauern immer noch fort.

Rußland. In Warschau und andern Theilen Polens werden neuerdings wieder aufregende Demonstrationen in Szene gesetzt, namentlich am 12., dem Gedenktag der Vereinigung Polens mit Litthauen.

Amerika. Der Kongreß zu Washington nimmt in der letzten Woche des Juli die neuen Steuererhöhungen an, welche zur Aufbringung der Mittel für die Fortsetzung des Krieges bestimmt sind. Die kriegerischen Operationen ruhen seit der Schlacht am Bulls Run, und der Oberbefehlshaber der Bundesarmee Mac Clellan ist damit beschäftigt, die Trümmer des aufgelösten Heeres wieder zu sammeln und zu organisiren. In England und Frankreich greift die Ansicht, daß die Trennung der amerikanischen Union eine dauernde sein werde, immer mehr um sich.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— Von Schelling's Werken, welche im Cotta'schen Verlage erscheinen, ist nun der letzte Band erschienen. Er enthält neben dem handschriftlichen Nachlaß auch seine Dichtungen und metrischen Uebersetzungen.

— Der erste Theil von Onno Klopp's „Tilly“ ist erschienen. Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, diesen Feldherrn von dem Verdachte eines Mörders und Würgers, zu welchem ihn Parteileidenschaft gestempelt, zu reinigen. Nicht das Gewühl der Schlachten, nicht das Ringen persönlicher Kräfte, nicht die Operationen der Strategik stehen für seinen Zweck in erster Linie, sondern die Kenntniß, die Erforschung und Durchdringung der moralischen Motive. Nicht nur den General Tilly, sondern vornehmlich den Menschen und Christen sollen wir kennen lernen.

— Im Verlage von W. Engelmann in Leipzig erscheinen in einigen Monaten die gesammelten Werke von Ph. Fallmerayer, die Alles umfassen, was der große Fragmentist noch bei Lebzeiten aus seinen zahlreichen zerstreuten Aufsätzen ausgewählt.

— Bei A. Hegel und Komp. in Berlin wird ein neues Werk von Bogumil Goltz die Presse verlassen; dasselbe betitelt sich: „Hinter den Feigenblättern“ und schon der Titel verspricht wieder ein originelles Buch.

— Dr. J. Petzholdt veröffentlicht durch G. Schönfeld's Buchhandlung in Dresden ein Werkchen: „Das Buch der Wilden im Lichte französischer Civilisation“, welches mit Proben aus dem bekannten Werke des Abbé Domenech: „Manuscrit pictographique américain“ versehen ist und dasselbe geißelt.

— Roderich Benedix gibt bei Weber eine Auswahl seiner Lustspiele heraus, welche auf Privattheatern gespielt werden können. Sie sollen den Titel „Das Haustheater“ führen.

— Der Aufsatz von Schmidt-Weißenfels: „Der Herzog von Gotha und sein Volk, nebst einem Antwortschreiben des Herzogs“ ist in vierter Auflage bereits erschienen.

— Von Robert's von Mohl Werk „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik“ erscheint in der Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen der zweite Band.

Literatur des Auslandes.

— Bei Dentu in Paris ist erschienen: „Das Rom der Päpste“ (La Rome des Papes) von A. Fellié. Das Buch behandelt die Frage der weltlichen Macht des Papstes im Streit mit der geistlichen und spricht sich für gänzliche Trennung der beiden Gewalten aus. Ein Kapitel des Buches enthält eine sehr genaue, kurz gefaßte Geschichte der Päpste.

— Eine sehr interessante Broschüre über die „Amerikanische Frage“ ist von Bellet des Ménéres erschienen. Der Verfasser setzt mit großer Umsicht alle Fehler der Lincoln'schen Politik auseinander, gibt eine genaue Uebersicht der Kräfte der streitenden Parteien und kommt zu dem Resultat, daß alle Chancen des Erfolges für den Süden sind.

— Der 10 Band von Thiers' „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreiches“ ist jetzt bei l'Heureux und Komp. in Paris erschienen. Er enthält: die Insel Elba, die Additionalakte, das Maifeld.

— In zwei Bänden, welche bei Longmans in London erschienen sind, gibt Emily Beaufort eine Reisebeschreibung durch Egypten, Syrien, Palästina und den Libanon unter dem Namen „Egyptian Sepulchres and Syrian Shrines“. Die Dame reiste mit ihrer Schwester, ohne jegliche männliche Begleitung, nur im Gefolge einer Zofe, ein bis jetzt vielleicht noch kaum dagewesener Fall.

— C. B. Cayley hat eine von Girolamo Volze herausgegebene Autobiographie „Filippo Malincontri“ oder „Studentenleben in Venedig“ in's Englische übersetzt.

Bildende Künste.

— Das kölner Künstlerfest — das sechste deutsche — ist am 14. August eröffnet worden. Präsident wurde, wie auf dem letzten, der Historienmaler Dietz, Vizepräsidenten Eduard Mandel und J. Hübner. Wir werden einen ausführlichen Bericht bringen. Beschlossen wurde, die nächste Versammlung in Salzburg abzuhalten.

— Die deutsche Kunstausstellung in Köln hat im Monat Juli 6049 fl. an Eintrittsgeldern eingenommen.

— Im Haag ist die neue deutsche evangelische Kirche am 4. August von Generalsuperintendent Hoffmann aus Berlin eingeweiht worden. Die Kirche ist im gothischen Stil vom Oberbauinspektor Wetzel in Berlin erbaut.

— Der Bau des Ausstellungsgebäudes in London ist in raschem Fortschritt begriffen, und selbst die Kuppeln aus geschmiedetem Eisen, welche die Thames Iron Company anfertigte, gehen rasch der Vollendung entgegen. Das Eisen jeder Kuppel wird ungefähr 600 Tons schwer sein. Die Kuppeln selbst werden die größten sein, die man je gebaut hat. Sie sollen eine zwölfeckige Gestalt haben, 250 Fuß hoch und 160 Fuß im Durchmesser sein.

— Direktor Cornelius wird nun definitiv nicht mehr nach Rom zurückkehren. Sein Mobiliar ist dort versteigert worden.

— Die Säle des frankfurter Kunstvereins sind vor Kurzem eröffnet worden. Der König von Preußen hat fünf Kartons von Cornelius für den berliner Campo santo, Vorwürfe aus der Apokalypse behandelnd, für einige Zeit der Ausstellung überlassen.

— Der leipziger Kunstverein beabsichtigt eine Loggie des städtischen Museums mit Wandgemälden schmücken zu lassen und ladet die deutschen Künstler ein, sich an einer Konkurrenz zu betheiligen. Die Wahl des Gegenstandes wird frei gestellt, und kann derselbe sowohl dem Gebiete symbolischer oder historischer Darstellung angehören. Die Skizzen müssen fertig und im Maßstab von mindestens 1 Zoll auf 1 Fuß ausgeführt, anonym, mit einem Motto versehen und mit Angabe der ungefähren Honorarforderung bis zum 31. Dezember 1861 an das Direktorium des leipziger Kunstvereins eingesandt werden. Als Preis für die beiden bestbefundenen Skizzen sind 300 und 150 Thaler ausgesetzt.

Bühne.

— Der Bühnenverein, dessen Auflösung man eine Zeit lang befürchtete, zählt gegenwärtig 22 Mitglieder.

— Das berliner Hoftheater ist mit „Nathan dem Weisen“, das Operntheater mit dem „Kaufmann von Venedig“ eröffnet worden.

— Leipzig ist den übrigen Städten mit einem glänzenden Beispiel vorangegangen. Das Sommertheater ist aufgehoben. Ehre seinem Bühnenleiter, Direktor Wirsing. Für diesen Schritt gebührt demselben um so mehr Dank, als ihm das Sommertheater, unbeschadet der Einnahmen im Stadttheater, stets sehr erkleckliche Kassenresultate gebracht hat. Den vielfach ausgesprochenen Wünschen endlich nachgebend, gründete er mit nicht unerheblichem Kostenaufwande vor sieben Jahren ein Tivoli. Bald zeigten sich jedoch die unausbleiblichen Folgen eines solchen Instituts: Erniedrigung der Kunst und des Schauspielerstandes in den Augen des Publikums, Heranziehung künstlerischer Proletarier zc. Wirsing hielt das Sommertheater daher schon seit zwei Jahren geschlossen, ließ jedoch das Publikum über die Wiedereröffnung des Tivoli im Unklaren, um es nach und nach von diesem zu entwöhnen. Nachdem sich nun keine Stimme mehr für diesen „Kunsttempel“ erhob, las man plötzlich im dortigen Lokalblatte die Anzeige, daß das Gebäude des Sommertheaters auf Abbruch verkauft und auch das Inventar veräußert werden solle.

— Braunschweig schließt mit dem 1. September, nach den Festtagen des tausendjährigen Jubiläums der Stadt, seine Bühne, und eröffnet am 1. Oktober sein neues Theater, das eben vollendet worden. Die erste Vorstellung wird „Iphigenia“ im Schauspiel, in der Oper „Tannhäuser“ sein. Diesen folgen Shakspere's „Wintermärchen“ und „Faust“ von Gounod.

Industrie, Handel und Verkehrsanstalten.

— Die Landesindustrieausstellung in Karlsruhe ist dieser Tage in den prachtvollen Hallen des botanischen Gartens eröffnet worden. Gegen 1100 Gewerbtreibende haben ausgestellt. Die Dauer der Ausstellung ist auf vier Wochen festgesetzt.

— Das Ruhrthal, das durch seine Kohlenlager und seine Industrie eine so hohe gewerbliche Bedeutung hat, und nunmehr nach allen Seiten hin von Eisenbahnen durchkreuzt wird, verdient die Aufmerksamkeit der Industriellen wie der Reisenden in gleich hohem Grade, und so wird eine Karte von solcher Genauigkeit, wie die, welche bei Bädeker in Iserlohn erschienen, gewiß eine zeitgemäße Gabe genannt werden dürfen, die wir angelegentlich empfehlen. Ist diese schon von Interesse, so mögen es in noch weit höherem Grade die beiden Karten sein, die wir von den beiden großen Industriebezirken Arnsberg in Westphalen und Oppeln in Oberschlesien erhalten, die eine von Mannstädt, die andere von Zaunert gezeichnet und beide von Mahlmann gestochen (Verlag von Bädeker in Iserlohn). Sie lassen in Beziehung auf Genauigkeit und Eleganz nichts zu wünschen übrig, und bieten interessante Einblicke und Ueberblicke über die großartige Gewerbthätigkeit dieser zwei reichgesegneten Provinzen.

— Am 10. August ist die Ausstellung der Werke der industriellen Kunst in Brüssel eröffnet worden. Die eingesandten Gegenstände füllen fast alle Säle des ersten Stockes des Palais Ducal. Die Ausstellung ist ebenso reich, wie die vom Jahre 1857.

— Die Briefbeförderung per Telegraph ist kein Scherz mehr. In Paris hat man von den Tuilerien nach der Börse und Telegraphenstation Röhren gelegt, durch welche Briefe und kleinere Päckchen durch Luftdruck mit einer Geschwindigkeit von 300 Fuß in der Sekunde fortgeschnellt werden.

— Die Eröffnung der Luxemburg-Trier'schen Eisenbahn fand am 15. August statt.

— Der Telegraphenverein tagt gegenwärtig im Haag.

— Die Eröffnung der Eisenbahnstrecke von Holzkirchen nach Miesbach in Oberbayern wird Ende August stattfinden und übernimmt der Staat den Betrieb der Bahn.

Denkmäler.

— Attilio Cciavo, ein reicher Privatmann, läßt auf dem Schlachtfeld von Castelfidardo eine Siegessäule für die dort gefallenen italienischen Helden setzen.

— Dem englischen Dichter James Montgomery ist zu Sheffield eine Statue errichtet worden, deren Kosten fast allein durch Beiträge der dortigen Schuljugend aufgebracht wurden.

— Im öffentlichen Park von Southampton ist Isaac Watts eine Statue gesetzt worden.

— Die berliner Goetheausstellung hat den Reinertrag von 1200 Thalern erzielt, eine winzige Summe, wenn man bedenkt, wie stark besucht dieselbe ihrer Zeit gewesen sein soll.

— Für das Jahndenkmal hat man den originellen Plan gefaßt, den Unterbau aus Felsblöcken aller Gauen Deutschlands und aus den deutschen Volke bewohnten Theilen der Erde zu errichten. Die Amerikaner brachten einen solchen Block bereits mit.

Gestorben.

— Henry Montague Villiers, anglikanischer Bischof von Durham, am 8. August.

— Johann David Passavant, Inspektor des Städel'schen Institutes, in Frankfurt a. M., Mitte August.

Heinrich v. Kleist's „Zerbrochener Krug“

nach einem Gemälde von **Adolph Schrödter**.

(Zu dem Bild S. 756.)

Fünfzig Jahre sind es, seit Heinrich v. Kleist, der unglückliche Dichter, seinem Leben ein Ende machte — fünfzig Jahre brauchte es, um ihm bei seiner Nation die Anerkennung zu verschaffen, die ihm gebührt. Erst in jüngster Zeit ist er durch häufigere Darstellung seiner Werke auf der Bühne, durch die kritische Zergliederung der Dramaturgen seinem Volke wieder näher gebracht worden. H. v. Kleist war 1776 in Frankfurt a. O. geboren, machte als preußischer Offizier den Feldzug am Rhein mit, nahm dann seinen Abschied, wurde 1800 im Departement des Ministers Struensee angestellt und eine Zeitlang als Gesandtschaftssekretär in Paris verwendet, kehrte 1806 nach Berlin zurück, und wurde nach der Schlacht von Jena von den Franzosen gefangen genommen, später freigelassen, durch die unglücklichen Verhältnisse seines Vaterlands und unklares persönliches Unglück zum tiefsten Trübsinn herabgestimmt, bis er 1811 mit seiner Geliebten, Henriette Vogel, bei Potsdam seinem Leben ein Ende machte.

„Nachdem Kleist,“ erzählt Kneschke in seiner sehr anziehend geschriebenen Geschichte des deutschen Lustspiels (Leipzig 1861), „seine Brautschaft aufgegeben, ging er mit Zschokke und dem jüngeren Wieland nach der Schweiz, und da war es, wo die Freunde sich einmal über einen Kupferstich „La cruche cassée“ ergötzten und ihn zum Gegenstande eines literarischen Wettkampfes machten. Um einen dicken, alten Richter stritten sich hier hitzige Parteien wegen weniger Scherben. Dieß Bild gab Anlaß zum „Zerbrochenen Krug“, d. h. also der Plan hierzu entstand schon in der Schweiz, ausgeführt ward derselbe aber erst in dem traurigen königsberger Winter, während welches der Dichter der tiefsten Schwermuth verfallen war. Einmal muß jedoch auch damals ein guter Stern freundliches Licht über das Dunkel seines Lebens gebreitet haben, und unter seinem Zeichen hat Kleist's Muse das Kind heiterster Laune geboren. Lange Zeit konnte das Werk keine Aufnahme bei den Bühnen finden, und wo, wie unter Goethe's Intendantur in Weimar, damit der Versuch gemacht werden sollte, schlug derselbe gänzlich fehl. Es dürfte, um dieß beiläufig zu erwähnen, wohl nur Wenigen bekannt sein, daß Goethe deßwegen von Kleist zum Zweikampfe gefordert wurde. Der hypochondrische Dichter schob die Schuld der Niederlage seines Stückes auf Goethe, und ließ sich so weit hinreißen, ihm deßhalb eine Forderung zuzuschicken. Also erzählt Eduard Devrient im dritten Bande seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“. Wie jedoch Goethe das seltsame Ansinnen annahm, davon schweigt die Geschichte. Später hat Theodor Döring in Berlin durch eine prächtige humoristische Leistung in der Hauptrolle den „zerbrochenen Krug“ aber doch noch zu einem Lieblingsstücke des Publikums gemacht, und wahrlich, es verdient die allseitige Gunst im höchsten Grade. Sucht man nach einem Vergleich mit ihm auf anderen künstlerischen Gebieten, so fallen uns unwillkürlich die niederländischen Genremaler ein; in deren derber, von Gesundheit und Lebenswahrheit strotzender Manier ist Kleist's Stück gehalten; es nimmt sich aus, wie ein in's wirkliche Dasein gerufenes Teniers'sches Bild.“ Der Dorfrichter Adam von Huisum, ein alter Faun mit Klumpfuß, hat sich in Eva, die Tochter einer Wittwe, vergafft und schleicht nächtens bei ihr in's Zimmer, indem er, sie willfährig zu machen, mit einem Dokumente droht, mittelst dessen er ihren Geliebten unter die Soldaten nach Indien schicken kann. Als Lärm entsteht, flüchtet er sich zum Fenster hinaus und zerbricht einen kostbaren Krug, ein Familienerbstück, und läßt seine Perücke in dem Spalier zurück. Andern Tages erscheint Frau Martha vor dem Richter, und verklagt der Tochter Geliebten als Urheber der That, und der Dorfrichter sieht sich nun durch den visitirenden Justizrath aus Utrecht gezwungen ein Verhör anzustellen, in welchem er in die Vorgeforderten hineinverhört, statt aus ihnen herauszuverhören. Die Galgenangst des sich jeden Augenblick verrathenden und durch Wendungen und Drehungen wieder deckenden Richters ist durch die meisterhaft angelegte Intrike ein Triumph des Komischen. Die sich selbst aufhebende Bewegung, welche das Wesen des Komischen ist, hat kein solches Beispiel aufzuweisen, als Kleist's zerbrochener Krug, den Schrödter, der ebenbürtige düsseldorfer Meister, zum Vorwurf unseres reizenden Bildes gemacht.

Die Jubelfeier der breslauer Universität.

(Zu dem Bild S. 757.)

An den geistigen Hochwarten des deutschen Ostens, zu den gegen das slavische Element vorgeschobenen Vorposten des deutschen Geistes gehört die breslauer „Leopoldina“, welche am 3. August ihre fünfzigjährige Jubelfeier beging. Die breslauer Leopoldina ist freilich älteren Datums, aber die neue Aera der Universität in der Oderstadt datirt von der Verlegung der frankfurter Universität nach Breslau, welche im Jahre 1811 stattfand. Seit jener Zeit hat hier eine große Zahl bedeutender Namen gewirkt, und die Hochschule auch im Volke selbst tiefe Wurzeln geschlagen.

Das Fest begann am 2. August mit dem Empfange der Deputationen in dem Musiksaale der Universität. Der Rektor, Professor Dr. Branisz, im Amtsgewande der Magnificenz, empfing die Deputationen, auf der Estrade an einem Tische stehend, auf welchem die Geschenke niedergelegt wurden. Hinter dem Rektor stand der Kurator der Universität, der Oberpräsident Freiherr von Schleinitz, und im Halbkreise in den verschiedenen Fakultätstalaren die Dozenten. Die scharlachfarbene Amtstracht der medizinischen Fakultät hob sich besonders unter den dunkleren Talaren der andern Fakultäten hervor. Studenten mit Schärpen, Degen und Federbarette machten die Honneurs und geleiteten die Deputationen an die Estrade. Es war ein bunter Anblick, den sie gewährten — man sah, neben dem einfachen Frack, auch akademische Amtstrachten, wie z. B. der Rektor der königsberger Universität, der geistvolle Philosoph Rosenkranz, im vollen Ehrenschmucke der Magnificenz erschienen war; man sah die verschiedensten Civiluniformen, die Uniformen der Ministerialräthe, der Regierungsräthe, des Appellationsgerichts, der Generallandschaft, des Konsistoriums, des Polizeipräsidiums, der Obersteuerbehörde, man sah den Magistrat und die Stadtverordneten mit ihren Amtsketten. Alle brachten der Reihe nach ihre Glückwünsche und Festspenden dar. Die Bedeutung der Leopoldina als eine Verbreiterin deutscher Kultur im Osten, das gemeinsame Band, welches alle deutschen Universitäten umschlingt — das waren die geistigen Hauptmomente, welche in den Gratulations- und Erwiederungsreden hervorgehoben wurden. Der Vertreter des Domkapitels betonte, mit nicht ganz vollständiger historischer Korrektheit, den Schutz, welchen die Kirche stets der Wissenschaft gewährt habe. Eine Deputation der berliner Kommilitonen brachte ein Stipendium von 1000 Thalern als Jubelgeschenk, ein Stipendium von 2000 Thalern wurde vom Freiherrn von Amstetter als Resultat einer von ihm veranstalteten Sammlung überreicht.

Der Abend des 2. August sah einen großartigen Fackelzug, bei welchem sich Burschenschafter und Landsmannschafter gleichmäßig betheiligten, sich vom Exercierplatz nach der Universität zu durch die Hauptstraßen der Stadt bewegen. Wer die breslauer Ueberölkerung und das alltägliche Gedränge in den Straßen kennt, kann sich einen Begriff machen von dem Menschengewühl, welches diesen Fackelzug wie alle späteren öffentlichen Feierlichkeiten umwogte. Eine Deputation begab sich in das Universitätsgebäude, Rektor und Senat zu begrüßen. — Dr. Neumann hielt die Ansprache und brachte vom Balkon ein Hoch aus, in welches die Versammelten jubelnd einstimmten. Auf dem Neumarkt wurden dann unter den Klängen des Gaudeamus die Fackeln ausgelöscht.

Der 3. August war der eigentliche Mittelpunkt der Festfeier. Nach einer kirchlichen Einweihung des Festes versammelten sich die Theilnehmer am großen Festzuge im Rathhause. Inzwischen waren fast alle Gebäude auf dem Ring und an der Schmiedebrücke mit bunten Teppichen und Fahnen glänzend geschmückt, und über die letzte, nach der Universität führende Hauptstraße zahlreiche Kränze und Laubguirlanden gezogen. Den Zug eröffneten zwei Pedelle in rothen Mänteln mit den Sceptern, hierauf folgte der Rektor im Ornat, welchem zu einer Seite der Oberpräsident als Kurator der Universität, zur andern der Unterstaatssekretär als Vertreter des Kultusministeriums schritten. Die Mitglieder der einzelnen Fakultäten in ihrer Amtstracht, die Deputationen der fremden Universitäten, die Abgeordneten der Staatsbehörden, der Schulbehörden, die Geistlichkeit, die Mitglieder der gelehrten Gesellschaften, die des Magistrats und die Deputation der Stadtverordneten schlossen sich an; ferner die Ehrengäste, die landsmannschaftlichen und burschenschaftlichen Komités und die alten Herren. Sehr glänzend und bunt war der Aufzug der Studirenden, der mit einer großen Zahl von Fahnen und Musikkorps, nach Verbindungen und Fakultäten geordnet, unter dem grünen Baldachin der Schmiedebrücke und einem Regen von Kränzen dahinschritt. Die Universität

wurde mit dem Gaudeamus und unermeßlichem Hoch begrüßt. In der großen Aula hatte inzwischen der akademische Festaktus seinen Anfang genommen. Den musikalischen Theil der Feier leitete Herr Musikdirektor Schäffer, während Rektor Branisch die Festrede hielt. Der Redner warf einen Rückblick auf die fünfzigjährige Geschichte der Universität und auf ihre Betheiligung an den geistigen Bestrebungen dieser Epoche, und schloß mit eingehenden Betrachtungen über das Verhältniß von Leben und Wissenschaft. „Rühmt man es doch als den ganz besondern Vorzug der Gegenwart, daß die Wissenschaft ihr früheres vornehmes Fürsichsein aufgegeben habe und in das Leben eingehe. Eben dieser Ruhm selbst aber ist es, der Bedenken erregen kann. Schon daß Wissenschaft und Leben einander gegenübergestellt werden, ist bedenklich, und nahe die stillschweigende Voraussetzung, als ob die Wissenschaft nicht in sich selbst Leben wäre, sondern erst durch den Eintritt in die praktische Sphäre lebendig werde. Heißt dieß nicht aber die Wissenschaft, welche sich Zweck ist, zur Dienerin für praktische Zwecke degradiren? Es ist kein gutes Zeichen der Zeit, daß das Interesse für Philosophie so sehr abgenommen hat. Dieß hat nicht darin seinen Grund, daß das religiöse Leben, welches der Philosophie nicht bedarf, zugenommen, sondern darin, daß das Interesse für das Praktische den Sinn für Philosophie überstimmt. Hierin liegt sowohl für die Wissenschaft als auch für das Leben Gefahr. Verschwindet das Leben aus der Wissenschaft, so wird auch das von der Wissenschaft gewährte praktische Leben bald abmagern. Dieß zu verhüten, wird wohl für die nächste Zeit Aufgabe der deutschen Universitäten seyn, und die Erfüllung dieser Aufgabe will nun unsere Universität in dieser Feierstunde sich angeloben. Sie will sich nicht durch ablenkende Bestrebungen aus ihrem heiligen Kreise herausdrängen lassen, und es stets vor Augen haben, daß es ihre wesentliche Aufgabe sei, dem endlichen Leben das ewige zu vermitteln.“

Mittags am 3. August fand im Schießwerder ein großes offizielles Diner statt, dessen Toaste meist in ceremonieller Art und ohne tiefere geistige Bedeutung waren.

Am Abend des Haupttages zogen vom Wäldchen aus die Burschenschaften, und die sich an sie anschließende Studentenschaft zum Kommers in Liebich's Lokal, welcher von den alten Herren veranstaltet war — ein festlicher Zug mit Fahnen und Musikkorps, unter Donner und Blitz eines eben heraufziehenden Gewitters. Mehr als tausend Personen betheiligten sich an dem großartigen Kommers. Der Jubel war von Anfang an so groß, daß den Rednern schwer wurde durchzudringen. Dennoch gelang dies sowohl dem Dr. Neumann, der ein Hoch auf den König ausbrachte, als auch dem Dr. Gottschall, welcher die Sidrina leben ließ, indem er dabei in schwunghaften Versen die Macht des Geistes und das Recht der freien Wissenschaft feierte. Beide Toaste wurden mit stürmischem Beifall aufgenommen. Die Landsmannschaften kommersirten gleichzeitig im Wintergarten. Gegenseitige Deputationen vermittelten die Gemeinsamkeit der Feier, da eine Trennung schon durch die Raumbeschränkung geboten war.

Am 4. August fand die solenne Auffahrt der vereinigten landsmannschaftlichen Korps statt, welche an Glanz und Eleganz Nichts zu wünschen übrig ließ. Ein Musikkorps zu Roß im mittelalterlichen Kostüm, in blauem Wams mit Gold und schwarzem Hut mit rothem Federbusch eröffnete den Zug; dahinter die schwarzweiße Korpsfahne mit Bändern von allen Korpsfarben geschmückt und von den Präsiden zu Pferde geleitet, ihr folgten die vier Korps mit ihren eigenen Fahnen — ein Wagenzug von mehr als hundert unabhängig Wagen, unter denen sich die glänzendsten Equipagen der Stadt befanden. Die Vertreter waren meistens in die Farben der Korps gekleidet. Doch erblickte man auch einzelne in malerischem Kostüm. So trug der Vertreter der letzten, vierspännigen Equipage eine Allongenperrücke und erschien in der Tracht des Rokokozeitalters, und zwar in der zierlichen Orangenfarbe. Dort fiel wieder der Blick auf zwei elegante Saltadores, Jockeys in sammtenem Wams mit rothseidenen Aermeln, oder auf die Harlekins, Mohren und Pagen, die sich in einzelnen Equipagen befanden. Die allgemeine Aufmerksamkeit nahm auch ein Wagen in Anspruch, der mit fünf kreuzweise verbundenen Rappieren dekorirt war, welche, außer Flaggen und Blumenschmuck, auch fünf Papageien trugen. In der Mitte des imposanten Zuges ritt ein zweites Musikkorps, ebenfalls in mittelalterlichem Kostüm, in gelbem Wams mit gelben Schnüren und schwarzem Hut mit weißem Federbusch. Die Landsmannschaften fuhren zum Diner im Wintergarten, die Burschenschaften hatten gleichzeitig ein großes Diner in Liebich's Lokal. Abends war allgemeiner Studentenkommers, ungebundene Heiterkeit bei meist vergeblichen Rednerversuchen.

Den glänzenden Schluß des Jubelfestes machte das große Fest, welches die Stadt der Universität, den Studenten und alten Herren im Schießwerdergarten gab — ein Fest, welches die gesammte Studentenschaft und alle Dozenten vereinigte. Arrangement, Bewirthung, Illumination, Feuerwerk, die tadellose Menschenmenge, welche durch den feenhaft beleuchteten Garten wogte, die Chöre zu zwei Orchestern, die zu den sporadischen Toasten in kleineren Kreisen Tusch bliesen — — Alles das setzte der Feier einen würdigen Schlußstein, und vereinigte ihre Segmente zu einem vollständig abgeschlossenen Kreise. Zu einem Zobtenkommers fand auch am 6. August eine Auffahrt der Burschenschaften statt, welche weniger glänzend als die der Korps einen mehr heiteren Charakter trug. Der Zobtenkommers ist eine alte Tradition der breslauer Studenten, und erst in den letzten Jahren in Vergessenheit gerathen, während früher auf dem Gipfel des nachbarlichen, über ganz Mittelschlesien hinwegsehenden Berges der altdeutsche Zutrkel am lautesten ertönte.

Die Jubelfeier der breslauer Universität zeigte durch die außerordentlich lebhafte allgemeine Betheiligung des Publikums, daß die preußischen Hochschulen keine isolirten Warten der Wissenschaft, sondern noch auf das Engste mit dem Volksbewußtsein verwachsen sind.



Der zerbrochene Krug von Kleist. Nach einer Originalzeichnung von [illegible]



Das breslauer Universitätsfest. Die Feier in der Aula. Nach einer Originalzeichnung von C. Krepler. (S. 756.)

Der kleine Prinz.

Novelle

von

Jeanne Marie v. Gayette.

(Schluß.)

„Sehen Sie dort die Flucht nach Egypten," rief ein auf Beute ausgehender Feuilletonist seinem Begleiter zu, indem Beide den Fuß der Adlerskoppe umkreisten, um sich die vorüberziehenden lebenden Bilder, die sie mit ihren Augengläsern verfolgten, für einen Touristenartikel im Feuilleton ihres Blattes zu skizziren.

Wir kennen die drei Personen, die zu jenem Ausrufe veranlaßten, der bezüglich Leonorens kein übertriebener war, sie hatte wirklich etwas Madonnenhaftes und jenen Schmerzensausdruck in ihren Zügen, der die Raphaelische Jungfrau vor allen andern auszeichnet. Wie sie heute in dem Frauensattel eines Maulthiers lehnte, den dunklen Burnus von tiefem Blau über das lichte Kleid von pfirsichblüthfarbenem leichtem Stoff drapirt, und den Capuchon des Mantels graziös um das sanfte Leidensgesicht gerahmt, als zweite Einfassung neben den blonden Haarflechten, war sie in Wahrheit malerisch schön.

Capi dagegen, der den kleinen Prinzen in seinen Armen hielt und mit Rudolph auf einem zweiten Maulthier saß, ohne sich bei dem steil und steiler hinansteigenden Pfade nur einmal umzusehen, denn es war ihm gleichgültig, ob seine Frau oben mit ihm eintraf, oder in irgend einem Abgrunde zurückblieb, glich eher einem Berggnom oder verkrüppelten Rübezahl, der ein geraubtes Kind in seine Höhle bringt.

Der Feuilletonist sah dem Trio lange nach. Was ließ sich in dem Abendblatte davon brauchen? Leonore gehörte weder der hohen Aristokratie noch der demi monde an, und für Personen ihres Standes war kein besonderes Interesse im Publikum; aber über den Mann auf der Kuppe ließ sich schreiben, zu dem die geistig Blinden und Tauben wallfahrteten. Der Feuilletonist kannte zwar Ettinger nicht, er hatte auch ein jüngst von ihm erschienenes Werk noch nicht gelesen, doch was thut das, der Mann mußte für ein Feuilleton Stoff bieten. Daß Capi sich zu dem in die Mode kommenden Arzte hinauffragte, hatte dem Feuilletonisten genügt, eine ganze Karawane von Heilsuchenden zu erfinden, die mit allen nur erdenkbaren kindlichen Monstren den Berg erklommen, um denen ein räthselhaftes Wesen anzutreffen, den Theophrastus Paracelsus des neunzehnten Jahrhunderts, der die Köpfe der Kinder nur mit den Fingerspitzen berühren durfte, um zu wissen, wie ihre Gehirnwindungen und Wandungen beschaffen, der den Blick in ihre seelenlosen Augen tauchte und durch das bloße „Tiefsehn" — ein neuerfundener Ausdruck des Feuilletonisten — wußte, was es mit dem menschlichen Räthsel für eine Bewandtniß habe. Was sich noch sonst hinzu vermuthen ließ, der Adlerskoppe einen Nimbus zu geben, historische Reminiscenzen — hiezu diente eine schon oft benutzte alte Chronik — wurde noch dazu gegeben, und bald waren die pflichtgemäß zu schreibenden Spalten mit dem wissenschaftlich gediegenen Inhalte gefüllt.

Während der Feuilletonist schon emsig schrieb, erstieg die Familie Capi den Gipfel des Adlerberges, wo unweit einer verfallenden Klosterruine, einem Friedhof mit verwitternden Denksteinen und einer schon einigemale vom Blitz in Brand gesetzten Betkapelle, ein neues Haus, in einfachem Schweizerstyl errichtet, von einem Garten umgeben, zwischen schattigen Nuß- und Kastanienbäumen den Ankömmlingen als Ettinger's Heilasyl freundlich entgegensah. Neugierig forschend und horchend drückte Capi sein Gesicht gegen das von Schlinggewächsen durchwundene Gartengitter, um in die inneren Räume zu schauen, ohne selbst gesehen zu werden. Er bemerkte zunächst einen Pfau, der, sein Rad schlagend, umherstolzirte. Die unmelodischen Töne, die dieser Schreivogel ausstieß, hatte Capi, ehe er das Thier entdeckte, für die Schmerzensschreie eines Kranken gehalten. Es beruhigte ihn, eine kleine Familie von Hausthieren hier oben zu finden, denn alsbald kam auch ein Pudel, der einen Korb im Munde trug und dem ein sechsjähriger Knabe folgte, der dem Lauscher viel Aehnlichkeit mit dem sechsjährigen Prinzen zu haben schien. Ein langbärtiger weißer Ziegenbock war an einen in der Mitte des Hofes stehenden Nußbaum gebunden, und eine gefleckte Katze schlüpfte eben durch eine Thürspalte und kletterte zum Dache hinauf, ohne einem jungen Raben, der mit gestutzten Flügeln umherhüpfte, zu nahe zu kommen.

Zu dem Kameraden des Pudels gesellte sich bald ein zweiter Knabe, und beide beaufsichtigend, folgte ein junges Mädchen, welches ein ungefähr fünfjähriges Kind führte, das noch nicht allein zu gehen vermochte. Das junge weibliche Wesen führte das Kind behutsam, es an beiden Armen haltend, und wurde von dem größeren Knaben Clarissa genannt.

Der Knabe verlangte zu trinken, und Clarissa setzte das Kind auf ein Bänkchen am Hause, nahm aus ihrer Tasche einen kleinen silbernen Becher, füllte diesen an einem Becken, in welches auf einen Druck von Clarissa's Hand ein heller Wasserstrahl aus einem blechernen Delphinkopf herniederschoß, der, von Epheu übergrünt, fast unsichtbar aus der Hofmauer hervorstand. Die durstigen Kinder tranken, denn auch der zweite Knabe kam mit demselben Verlangen herbei, und äußerte, nachdem er seinen Durst gelöscht, seine Befriedigung durch vergnügtes Hüpfen und Schnippen mit den Fingern.

„Ganz wie mein Rudolph," flüsterte Capi bei seinem Anblick in sein laubiges Versteck. Es freute sich darüber, daß es noch mehr dergleichen Kinder wie seinen kleinen Prinzen auf der Welt gab, und daß sogar schon Erziehungsanstalten für diese Abnormitäten existirten.

Leonore sah ebenfalls mit der größten Spannung durch die Blätter. Das Bild im Hofe wechselte: Knaben und Mädchen verschiedenen Alters erschienen, nicht uniform in eine Anstaltstracht gekleidet, sondern jeder wie er wollte. Einige Uebereinstimmung zeigte sich jedoch in den dunkelfarbigen Blousen, welche die Knaben trugen.

Noch eine zweite Aufsichtsperson gesellte sich bald zu Clarissen: ein junger Mann mit langem blondem Haar und einem sanften, schwärmerischen Gesicht, „ein Apostel Ettinger's," so dachte Leonore, die vor Begierde brannte, endlich auch diesen zu sehen, der ihrem Kinde ein zweiter Vater werden sollte; in der sanften Clarissa sah sie schon mit Befriedigung ihre künftige Stellvertreterin.

„Kommt in den Wald!" rief der junge Mann, „wir wollen Laub holen, den Saal zu schmücken."

Sogleich folgten die Kinder dem Rufe und gingen in das Haus, und Clarissa blieb mit dem kleinen Mädchen allein. Eine den Berg herauf kommende alte Frau, die Sichel in der Hand und eine Hürde mit Grasfutter für die Hofziege auf dem Rücken, läutete jetzt an einer Glocke, die Capi und Leonore noch nicht bemerkt hatten, und als Clarissa die Pforte öffnete, benutzten die Eltern Rudolph's die Gelegenheit, nach Ettinger zu fragen und selbst um Einlaß zu bitten.

„Mein Bruder kommt in einigen Stunden," lautete die Antwort.

„Dürfen wir ihn hier erwarten?"

„Es ist gegen den Willen meines Bruders, Fremde einzulassen, während er nicht zu Hause ist," erwiederte Clarissa ziemlich bestimmt. „Das Gasthaus zum ‚Raubvogel' ist nur einige fünfzig Schritte von hier entfernt, wo Fremde ausruhen, selbst übernachten können. Sobald Rudolph eingetroffen, werde ich es Ihnen dorthin melden lassen."

„Rudolph," wiederholte Leonore fast mechanisch. Daß Ettinger den Namen Rudolph trug, erfüllte sie schon mit Hoffnung. Die junge Frau neigte von jeher zur Schwärmerei eines gewissen Aberglaubens, den sie mehr und mehr nährte, während sie mit ihrem Kinde einer trüben Einsamkeit überlassen war.

*

Im „Raubvogel" auf der Adlerkoppe, wo der Wirth darauf angewiesen war, jedem Fremden so viel wie möglich anzukreiden, wenn er gut durchkommen wollte, hatte Capi nichts Eiligeres zu thun, als Frau Magda und ihren an Korpulenz ihr wenig nachgebenden Gatten über die Verhältnisse Ettinger's und dessen Wunderkuren auszuforschen.

Da Ettinger sich nie verführen ließ, den sauren Wein im „Raubvogel" zu trinken, und die Unterhaltung von Frau Magda ebenso wenig pikant fand, als den von ihr fabrizirten Käse, so hatte auch Herr Hans Schöppmichel keine besonderen Rücksichten für Ettinger, und hielt es für Christenpflicht, seine Gäste durch allerlei Erfindungen über des Doktors Hauswesen zu unterhalten. Zunächst galt es für eine Thatsache bei Schöppmichel, daß die Pensionäre Ettinger's beinahe verhungerten; dann daß die Unglücklichen alle nur erdenklichen Mißhandlungen zu ertragen hätten, so daß sie von Tag zu Tag blödsinniger würden und endlich eines elenden Todes stürben. Besonders bestätigte Frau Magda, die von neun sehr schmutzigen eigenen Sprossen umringt war, daß es sehr unordentlich und schmutzig bei Ettinger hergehe, daß er selber ein Tyrann sei und daß sie keiner Mutter rathen möchte, ihr krankes Kind in solch fremde Hände zu geben.

Capi veranlaßte Frau Schöppmichel, Alles zu sagen, was sie nur irgend über Ettinger erfahren, und indem er ihrem Talente zu erzählen schmeichelte, schleuderte er Leonoren grimmige Blicke zu, daß diese ihn veranlaßt, einen Menschen aufzusuchen, der ein Charlatan und Bösewicht zugleich zu sein scheine.

Bernhard, Albert und Bruno Schöppmichel hatten inzwischen dem kleinen Prinzen so viel Zärtlichkeiten erwiesen, daß der Vater desselben sich genöthigt fand, „die grundgescheidten Buben", wie Frau Magda sie nannte, mit einigen Silbersechsern zu beschenken, eine Ausgabe, die er abermals Leonoren zum Vorwurf machte, da sie ihn durch ihre Leichtgläubigkeit zu diesem Fehlgang veranlaßt. Einige Teller, die von Frau Magda so hingestellt worden, daß Rudolph sie herunterwerfen und zerschlagen mußte, wurden als theure Erinnerungsstücke auf die Wirthsrechnung gestellt.

Als Clarissa schickte, um melden zu lassen, daß ihr Bruder jetzt zu Hause und zu sprechen sei, war Capi bereits in einer so gereizten Stimmung gegen den Charlatan und Bösewicht, daß er gar nicht zu ihm hinübergehen wollte und die Adlerskoppe sogleich zu verlassen wünschte, ohne Ettinger kennen gelernt zu haben. Diesmal aber protestirte Leonore so energisch, daß Capi endlich nachgab, und wie viel auch Frau Magda abzureden suchte, es blieb dabei, Ettinger mußte Rudolph sehen und sein Urtheil über ihn abgeben.

Als Leonore, von den heuchlerischen Segenswünschen der Frau Schöppmichel begleitet, mit Rudolph an der Hand vorausging, wurden von dem skandalsüchtigen Weibe Herrn Capi noch allerlei Warnungen zugeflüstert, die dieser für Orakelsprüche nahm.

Der Wirthschafter Ettinger's öffnete das Thor, als Capi läutete. „Es wird gleich beginnen," sagte dieser, als ob er geladene Gäste empfinge, „beeilen Sie sich nur und gehen Sie nach dem großen Saal."

„Was gibt es denn?" fragte Capi.

„Die Kinder führen etwas auf," erwiederte der Wirthschafter, „es ist heute des Herrn Geburtstag."

Leonore hatte diesen Tag stets in ihrem Herzen gefeiert. Also Ettinger und Rudolph Gemtere hatten denselben Ehrentag. Das war wieder ein Beitrag für eine günstige Vorbedeutung, eine Gewähr für Rudolph's Genesung.

Der Speise- und Spielsaal der Kinder war mit grünen Zweigen ausgeschmückt, ein Kronleuchter mit zwölf brennenden Kerzen hing von der Decke des Saales hernieder und Sessel für die Hausgenossen standen um ein Pianoforte, an welchem der junge Mann, der Alberto genannt wurde, Platz nehmen sollte. Er empfing Capi und Leonore; Clarissa war bei den Kindern, die für die Aufführung kostümirt wurden. Eben trat auch Ettinger ein und Leonore erbebte vor Schreck und Wonne. Denn es war Rudolph Gemtere.

Da Capi früher niemals mit Rudolph zusammengetroffen war, und keine Ahnung von einem Verhältnisse Leonorens zu diesem jungen Manne hatte, da ihm die Vergangenheit seiner Frau höchst gleichgültig gewesen, so konnte er diese wenigstens nicht mit dem Verdachte belasten, als habe sie die Absicht gehabt, ein Zusammentreffen mit ihrem früheren Geliebten herbeiführen zu wollen; sie stand ihrem Manne ebenso unbefangen als Ettinger gegenüber.

Nachdem einige Begrüßungsworte gewechselt waren, wandte sich Alberto dem Flügel zu, denn die Aufführung begann.

Alberto intonirte einen Marsch; die Flügelthüren des Saales wurden von Clarissa geöffnet, und herein marschirten im Taktschritt acht größere und kleinere Knaben in weißer Kleidung mit farbigen Schürzen und grünen Büschen an den Hüten.

Nachdem die Einleitung gesungen war, erschien ein sechsjähriger Idiotenknabe, einen Tanzbären darstellend, geführt von einer kleinen Tanzfee, einem Mädchen von zwölf Jahren, der gesunden Spielgenossin der kranken Kinder. Der Bär führte alle Bewegungen des Tanzes, die zur Darstellung gehörten, genau aus, die andern Kinder tanzten hierauf einzeln nach der Musik Alberto's und zum Schluß gingen sie im Kreise, zur Musik mit Blechdeckeln schlagend. Der Wirthschafter hatte diese Blechinstrumente aus seiner Küche geliehen, und die Wirkung war eine wirklich effektvolle.

Capi stand erstaunt. Was er sah und hörte überraschte ihn; er konnte das gute Aussehen der Kinder in keine Uebereinstimmung mit Frau Schöppmichel's Warnungen bringen.

Nach der Aufführung wurde ein Mahl aufgetragen, das mindestens für diese Nacht die Kinder vor dem Hungertode schützen konnte.

Man sprach über die Art, wie idiotische Kinder ärztlich und pädagogisch zu behandeln seien, und Ettinger entwickelte seine Ansichten und Erfahrungen. Leonore wagte nicht ihn anzusehen, während Capi unzählige Fragen stellte, um sich über Frau Magda's Einflüsterungen Aufklärung zu verschaffen; eingedenk der Warnungen der Frau Schöppmichel aber blieb er unentschlossen und versprach wiederzukommen, da er heute sogleich sich zu nichts bestimmen könne.

Die Kinder zeigten ihre Arbeiten, selbst die, welche kaum auf ihren Namen zu hören gelernt, brachten auf den Wink Ettinger's aus Schilf und Stroh geflochtene Matten und Körbchen, einige noch unvollendet, an denen die Kleinen unter Alberto's Anweisung sogleich zu arbeiten begannen.

„Diese Kinder, die jetzt so ruhig bei der Arbeit sitzen, waren unbändig wie wilde Pferde, zerschlugen Alles, was Zerbrechliches in ihre Nähe kam, oder brüteten dumpf vor sich hin," erzählte Clarissa.

Leonore forschte nach den Mitteln bei der Umbildung der Kinder, indeß Capi gegen Ettinger die kaufmännische Bemerkung machte, daß diese mechanischen Menschen doch wohl dahin gebracht würden sich selber ihr Brod zu verdienen, was der kleine Prinz allerdings nicht nöthig habe.

Rudolph, der während des Essens in alle Schüsseln gegriffen, während des Singens mit den Füßen gestampft und gebrüllt hatte, begann jetzt das Arbeitsmaterial zu zerfasern und zu zerbrechen, welches Alberto an die Kinder vertheilt hatte.

Als Leonore die Gegenstände vor der Zerstörungssucht des kleinen Prinzen zu schützen suchte, sagte Ettinger ruhig: „Lassen Sie nur, Frau Capi, wir müssen Ihren Rudolph doch kennen lernen. So wie er, sind die meisten, wenn sie kommen."

Ungeachtet der kleine Prinz das roheste Idiotenexemplar in der Versammlung war, sprach der besorgte Vater doch die Befürchtung aus, sein Knabe könne sich von den Andern schlechte Manieren angewöhnen.

„Diese Befürchtungen sprechen fast alle Diejenigen aus, die in ihrem eigenen Kinde trotz ihrer Idiotie noch eine Art Ideal sehen, eine verschlossene Knospe, in der alle nur möglichen Talente schlummern, und in den fremden Kindern entartete Abnormitäten, Abscheu erregende Kreaturen," sagte Clarissa. „Wir haben nie bemerkt, daß ein Idiot dem andern etwas nachgemacht hätte, jeder bewahrt seine Originalität, die entweder zu mildern oder zu steigern unsere Aufgabe ist, und die darum so interessant ist, weil sie niemals schablonenmäßig ausgeführt werden darf."

„Sie widmen sich ganz dem schweren Berufe?" fragte Leonore die sanfte Clarissa. „Wie gern würde ich mit Ihnen arbeiten, da ich für mein eigenes Kind mitthätig sein dürfte."

„Wir betrachten alle unsere Pfleglinge wie unsere eigenen Kinder, und sind reich entschädigt für unsere Mühe durch ihre Anhänglichkeit," erwiederte Clarissa. „Liebe ist unsere größte Wissenschaft, für welche selbst der stumpfeste Idiot Empfänglichkeit zeigt."

„Lieben Sie auch mein Kind," bat Leonore.

„Welches sind die Zahlungsbedingungen?" fragte gleichzeitig Capi den scharfblickenden Ettinger, der bereit war, für Leonorens Kind seine ganze Kraft und Zeit hinzugeben, während ihm Capi eine so große Abneigung einflößte, daß er den Sohn, der die Züge des Vaters in merkwürdiger Weise wiederspiegelte, beinahe hätte hassen können.

Nachdem sich Capi von Allem unterrichtet, was ihm als Vater des kleinen Prinzen zu wissen wichtig erschien, beurlaubte er sich mit demselben; seine Entscheidung wollte er in wenigen Tagen geben, er mußte eilen, heute noch W. zu erreichen, da ein Nachtquartier bei Frau Schöppmichel, ungeachtet ihrer interessanten Mittheilungen, nicht sehr verlockend war; dennoch fragte er, ob, in dem Falle er Rudolph zu Ettinger brächte, er nicht zwei von den jungen Schöppmichels miethen könnte, um mit Rudolph zu spielen, ihm gewissermaßen zwei Sklaven halten, die er an den Ohren zausen, in die Nase zwicken könnte, sobald es ihm beliebe.

„Unsere Haus- und Hofthiere sind die besten Spielkameraden für die Kinder," erwiederte Ettinger, „und dann haben wir Genovefa, die Sie mit Emma tanzen sahen, ein frischer Elf des Gebirges und ein froher Spielgenosse der Kinder. Wir müssen bei Hinzuziehung von gesunden Knaben und Mädchen vorsichtig sein, und dürfen weder rohen und schmutzigen, noch herrschsüchtigen und gemüthlosen Kindern den Zutritt gestatten. Weil wir das nicht thun, nennt man uns mysteriös,

erklärt, oder erfindet auch wohl andere Märchen auf Rechnung unserer Vergitterung und Abgeschlossenheit."

„Sie haben wohl auch das Entweichen oder Weglaufen der Kinder zu befürchten?" fragte Capi, den die Vorstellung, Rudolph könne über die Mauer klettern und im Walde sich verirren und verhungern, plötzlich mit Schrecken erfüllte.

„Allerdings ist die Neigung zum selbstständigen Weglaufen bei allen Idioten vorhanden," erwiederte Ettinger kurz.

„Wie ungeheuer sind die Sorgen und Verantwortlichkeiten, die Sie mit der Erziehung dieser Kinder auf sich genommen haben," bemerkte Leonore gegen Clarissa, denn Frau Capi vermied es immer noch an Ettinger das Wort zu richten.

„Wir handeln nach Prinzipien, beobachten die größte Vorsicht bei einer liebevollen Ueberwachung, und ereignete sich wirklich ein Unfall, so dürften wir uns keine Vorwürfe machen," erwiederte Clarissa ruhig.

„So sind doch Unglücksfälle schon vorgekommen?" fragte hastig Capi, der bei sich beschloß, Frau Schöppmichel darüber auszufragen.

„Das eben nicht," sagte Clarissa, „aber sie hätten vorkommen können. Das blödeste unserer Mädchen machte sich einmal bei einem unserer Abendspaziergänge heimlich davon, einem in weiter Entfernung schimmernden Lichte zueilend. Wir vermißten Angeline bald, doch welche Mühe hatten wir nicht, sie in der Dunkelheit wiederzufinden. Sechs Personen mit Windlichtern mußten in der Nacht zwei Stunden hindurch nach dem Kinde suchen, und wir hatten es bereits verloren gegeben — unter welchen Empfindungen darf ich Ihnen nicht sagen — Angeline konnte in den nahen Teich gegangen und ertrunken sein. Aber ein eigener Instinkt leitet diese Kinder wie die Mondsüchtigen immer sicher, und wohin sie kommen, erwecken sie die größte Theilnahme."

Capi's Vaterphantasie malte eine Menge von Schreckbildern vor seine Seele: er sah sein Kind an steilen Abgründen arglos dahingehen und hinabstürzen.

Leonore wußte nicht, nachdem sie Ettinger verlassen, wie sie aus dessen Haus gekommen war, sie hatte ihn nicht ein einziges Mal angesehen, und ein Schleier von Thränen verdunkelte ihren Blick, als sie das Kinderasyl verlassen mußte, ohne ihren Rudolph dort gerettet zu wissen.

*

Frau Magda durfte den Faden ihrer Mittheilungen nicht abreißen lassen, während Schöppmichel seinen „Lichtenberger" den Gästen kredenzte und seinen kapitalen „Bock" anpries. Daher kam es, daß Capi und Leonore erst am nächsten Morgen ihren Rückweg mit Rudolph von der Adlerskoppe antraten, nachdem sie auf theurer Streu geschlafen und einen sehr kostbaren Kaffee eingenommen hatten. Obwohl Capi noch eine Menge von Schauderberichten über Ansteckung, Ungeziefer, Zwangsjacken, Hungerkuren und dergleichen Dinge unter dem Siegel der Verschwiegenheit, als Geheimnisse von der Adlerkoppe mit auf den Weg bekommen, konnte er sich doch nicht enthalten, beim Vorübergehen nochmals an das Lattgitter zu treten, das den Garten und Hof des Heilasyls einschloß und — zu lauschen. Er vernahm Musik. Das Morgengebet wurde unter Begleitung einer Harmonika gesungen, hierauf kamen die Kinder vor das Haus, wo der Wirthschafter das Frühstück geordnet hatte, und Clarissa Gebäck und Schalen mit Milch vertheilte.

Die Kinder sahen in ihren Morgenanzügen sehr gut aus und schienen auch heiter und zufrieden. Capi wußte nicht, was er glauben und thun sollte. Leonore war längst entschlossen; Capi wurde erst am Abend desselben Tages durch das Beiblatt seiner Zeitung zu seinem Entschlusse bestimmt. Der Artikel des Feuilletonisten entschied sein Handeln. Er las dergleichen „Unsinn" sonst niemals, heute aber, durch den Titel gelockt, ließ er sich verleiten und der Journalist Z. siegte über Frau Magda.

Es wurde im Hause Capi beschlossen, die Ausstattung für den kleinen Prinzen zu ordnen und Rudolph zu Ettinger in die Heilpflege zu geben.

*

Rudolph war seit acht Tagen von Vater und Mutter getrennt, aber es schien, als könne die ungeheure Lücke, die mit der Entfernung des kleinen Prinzen sich in der Häuslichkeit seiner Eltern fühlbar machte, durch nichts ausgefüllt werden.

Capi ging zerstreuten Geistes umher und hatte nicht einmal mehr Sinn und Theilnahme für seine Zeitung, ja er trieb sich jetzt den ganzen Tag außer dem Hause umher, besuchte öffentliche Vergnügungsorte, auf die er sonst stolz herabgesehen, und sank von Tag zu Tag in seiner Gesellschaft.

Mit Leonore sprach Capi nur dann, wenn er sie in den schärfsten Ausdrücken als die Urheberin seines Unglücks bezeichnete. Sie antwortete nur mit Thränen auf dergleichen Vorwürfe, und da er solchen „Unsinn" nicht ertragen konnte, so verließ er sie, sobald er seinen täglich sich neufüllenden Köcher mit vergifteten Pfeilen geleert.

Es war ein unbeschreiblich trauriges Leben zweier Menschen, die Beide denselben Gegenstand mit gleich heißer Liebe im Herzen trugen, einen Gegenstand, der ihnen angehörte, der sie zusammen zwang, und der sich selbst und der Gesellschaft zur Last war.

Eines Abends kam Capi in ungewöhnlich fieberhafter Aufregung nach Hause. Er hatte so viel „theatralischen Unsinn" gesehen und seinen Schmerz in so viel Wein ertränkt, daß er genöthigt war, sich sogleich niederzulegen, ohne, wie dieses seine Gewohnheit war, zuvor eine polizeiliche Inspektion im Hause vorzunehmen.

Leonore saß noch und nähte für Rudolph, als Capi heimkehrte; sie hörte sogleich an seinem schleppenden Gange und seinem gewaltsamen Stöhnen, daß er sich übel befinde, da er ihrer aber gar nicht achtete, auch nichts von ihr verlangte, befragte sie ihn auch um nichts.

Am andern Morgen befahl der Kranke, sogleich nach dem Hausarzte zu schicken. Er ließ sich die Zeitung in's Bett bringen, las sie aber nicht.

Leonore durfte das Zimmer nicht betreten; ihre Art und Weise, Kranke zu pflegen, machte Capi nervös.

Der Arzt verordnete Eisumschläge, und daß Capi sich ganz ruhig im Bett halten müsse.

Durch die Krankheit ihres Gatten war Leonore auf freien Fuß gesetzt, und sie beschloß sogleich die Tage ihrer Freiheit zu benützen, um Rudolph wiederzusehen. Es drängte sie um so mehr dazu, als sie seit einigen Tagen durch etwas beunruhigt wurde, das sie Niemandem sagen durfte, wollte sie nicht ausgelacht werden: sie sah beständig eine dunkle, schattenhafte Gestalt neben sich, und wie energisch sie auch gegen die Erscheinung ankämpfte, diese ließ sich nicht bannen. Die zärtliche Mutter wurde, seit der dunkle Doppelgänger neben ihr herschwebte, von dem Gedanken beherrscht, daß ihrem Kinde ein Unglück begegnet sein müsse, und während Capi im Delirium von ähnlichen Visionen gepeinigt war, machte sich Leonore heimlich auf den Weg zur Adlerskoppe. Der dunkle Schatten begleitete sie vom Fuß des Berges bis zu dessen Gipfel, und weder die sie umgebende reizvolle Waldnatur, noch die mannigfaltig bunten Begegnungen auf den vielbesuchten Bergpfaden konnten nur einen Augenblick das räthselhafte dunkle Gefühl bannen, von dem sie gedrängt und gefoltert wurde.

Fast hätte sie, um nur einige Minuten früher Beruhigung zu erhalten, bei Frau Schöppmichel anfragen mögen, ob nichts im Kinderasyl vorgefallen sei, aber sie schämte sich ihrer Schwäche und eilte weiter. Doch unterwegs begegnete ihr die wohlunterrichtete Frau.

„Es soll ein Kind im Sterben liegen," sagte sie, „doch weiß ich nicht welches. Man vertuscht dergleichen gern, aber man schickte ganz heimlich in die Apotheke."

Gewiß war Rudolph erkrankt, und Frau Schöppmichel hatte noch so viel Zartgefühl, nicht die nackte Wahrheit herauszusagen. Die angstvolle Mutter flog dem Asyl zu, sie läutete hastig; der Wirthschafter öffnete.

„Wie geht es?" fragte sie stockend.

„Ein Leichenbegängniß findet eben Statt," erwiederte der Wirthschafter halb lächelnd. „Der alte treue Pudel ist an Altersschwäche verschieden, und die Kinder haben Steine zu einem Denkmal zusammengetragen."

Leonore, die selber mehr todt als lebendig war, stand jetzt tief beschämt, aber dennoch hoch erfreut vor dem Wirthschafter. Eben kam auch Ettinger mit Rudolph an der Hand, um der Mutter Glück zu vervollständigen.

Leonore verhehlte Ettinger zwar die Vorgänge in ihrer Seele, aber er las dennoch in ihrem Gesichte, daß sie Angst und Unruhe ausgestanden.

„So wenig Vertrauen?" fragte er, als sie ihr Kind in die Arme schloß und küßte.

„Ich mußte Rudolph wiedersehen," sagte sie innig, „verzeihen Sie mir."

„Sie zerstören durch Ihr Kommen, was ich bemüht war hervorzurufen: Ruhe und Heimatgefühl."

Der kleine Prinz schien seine Mutter wirklich zu kennen, was ein gutes Zeichen war; er griff ihr nach der Tasche, er war daran gewöhnt, von ihr etwas mitgebracht zu erhalten; er ließ sein wimmerliches Schnurren hören.

„Ich habe viele Mühe mit Rudolph," sagte Ettinger, sich den Schein der Unbefangenheit gebend, „keinen Augenblick darf ich ihn aus dem Gesicht verlieren: er klettert wie eine Katze, ist stark wie ein Athlet, und wird von einer qualvollen Unruhe hin und her getrieben."

„So war meine Angst doch nicht ungegründet und der mich begleitende Schatten eine Warnungsgestalt, vielleicht ein Schatten der Unterwelt."

„Leonore!" stieß Ettinger hervor, „wie kommen Sie zu diesem —"

„Unsinn!" fiel ihm Leonore in's Wort; „ja so nennt Capi Alles, was ich empfinde, träume, voraussehe."

„Sie wußten Rudolph bei mir, und daß ich ihn wie mein theuerstes Gut behüten würde, durften Sie überzeugt sein."

Mehr hatte er nicht nöthig zu sagen, um ihr seine ungeschwächte Leidenschaft kund zu geben. Ja er liebte sie noch wie ehedem; noch hatte kein anderes Bild neben dem ihren in seinem Herzen Platz gefunden. Er liebte sie so sehr, daß er ihr blödsinniges Kind, das Kind eines von ihm gehaßten Vaters, dennoch wie sein eigenes achtete und bewahrte.

Leonoren vergingen die Stunden, die sie im Kinderasyl verlebte, nur zu rasch. Sie ließ sich von Clarissa und Alberto über viele Dinge unterrichten, nach welchen Ettinger zu fragen sie sich scheute. Die Schaar der freundlichen Kinder, die sie umringten, die sie beschenkte und mit denen sie spielte, that ihrem Herzen innig wohl, und wenn die Gegenwart Ettinger's und sein fragender Blick ihr Herz erbeben ließ, so suchte sie sich über diesen mächtigen Eindruck dadurch zu täuschen, daß sie sich glauben machte: Rudolph allein sei die Veranlassung ihrer freudigen Aufregung, und die fast wunderbare Beherrschung und Führung dieser in Nacht wandelnden Kinder, über denen das Auge der Liebe wachte und die, von dem Willen durchgeistet, langsam zur Selbstständigkeit geführt wurden, von der Hülflosigkeit zur Selbsthülfe, vom blöden Narren zum erkennenden Seher.

Rudolph war der am tiefsten Stehende in dem Heilasyl, das Zerrbild der Verwöhnung und Verhätschelung bei vollkommener Geistesleere.

Als die Stunde des Abschiednehmens schlug, war es Leonoren, als ob sie vom Leben scheiden müsse.

„Bleiben Sie bis morgen hier," bat Clarissa in warnendem Tone, „es beginnt bereits zu gewittern, und kommt das Wetter herauf, so ist es unmöglich den Berg zu passiren."

„Ich kann, ich darf nicht bleiben," erwiederte Leonore. „Capi liegt gefährlich krank und ich bin ohne sein Wissen fort."

Ettinger begleitete Leonore noch eine Strecke, da sie sich nicht halten lassen wollte; der kleine Prinz lief auch mit. Alberto und Clarissa blieben zurück.

„Leonore," sagte Ettinger, „Sie wissen jetzt, daß Sie sich in mir getäuscht haben. Ich sagte nicht leeren Hirngespinsten nach, ich verfolgte einen Zweck, den ich selbst nicht aufgeben durfte, als mir der Verlust Ihres Vertrauens drohte. Gegenwärtig füllt mich mein Beruf aus, und entschädigen mich meine Kinder, — freilich nur geliehene Güter, — für das Entbehren einer eigenen Familie."

„Strafen Sie mich nicht mit verhüllten Vorwürfen," rief Leonore, „ich bin unglücklich genug."

„Ich weiß es."

„Sie werden sich verheirathen, Ettinger."

„Welche Frau würde sich jemals entschließen, mein Loos zu theilen, welche auf diesem Berge sich mit mir isoliren, um Idiotenkinder zu erziehen?"

„Clarissa."

„Clarissa und Alberto sind verlobt."

Leonore schwieg einen Augenblick. Die Gewißheit, daß Clarissa nicht mehr frei sei, hatte für sie etwas Beruhigendes, obwohl sie die Möglichkeit annahm, Ettinger könne und müsse sich, um seine Bestimmung ganz zu erfüllen, noch verheirathen. Sie gingen eine kleine Strecke in süßen Träumereien neben einander hin. Plötzlich, wie von den um sie her zuckenden Blitzen berührt und aus ihren Träumen geweckt, blickte Leonore um sich. Ihr Auge suchte Rudolph. Das Kind war nicht mehr bei ihnen. Sie hatten sich bereits eine gute Strecke von dem Asyl entfernt und einen Krummweg eingeschlagen.

„Wo ist mein Kind?" rief Leonore todtenbleich.

Auch Ettinger erschrack, als er Rudolph nicht sah. Auf seinen Namen hörte der Knabe nicht, nach ihm zu rufen war also überflüssig.

„Er wird nach dem Asyl gelaufen sein," bemerkte Ettinger beruhigend; „die Pforte war noch offen. Clarissa und Alberto blieben im Hof."

„Eilen wir, uns Gewißheit zu verschaffen," flehte Leonore und wandte ihren Schritt.

Ettinger kam ihr zuvor; in wenigen Minuten hatten sie das Asyl erreicht.

„Ist Rudolph hier?" fragte Ettinger.

Niemand hatte ihn gesehen. Das ganze Haus wurde durchsucht, das Kind war nirgends zu finden. Augenblicklich wurden nach allen Seiten hin Boten ausgesendet. Das Gewitter kam näher und es drohte ein furchtbarer Ausbruch, und sobald die Wolken ihre Schleusen öffneten, war es unmöglich unter freiem Himmel zu bleiben.

Leonore war in die Kniee gesunken. Es schien ein Strafgericht des Himmels über sie hereingebrochen. Nur wenige Minuten hatte sie in Gedanken ganz dem geliebten Manne, der nicht ihr Gatte war, angehört, und dafür nahm ihr das Schicksal ihr Kind, dieses Kind, das blödsinnig war — weil sie gegen Herz und Gewissen geheirathet hatte.

Sie glaubte wahnsinnig zu werden; unthätig vermochte sie aber nicht zu bleiben; da ihr jedoch der Berg und seine in Schlangen gewundenen Wege fremd waren, so folgte sie Ettinger nach.

„Fürchten Sie, daß er in die Tiefe gestürzt ist, oder sich aus einem Dickicht nicht herausfindet, oder in einen Moorsumpf gerathen ist?" forschte Leonore.

„Hier kann man nichts fürchten und nichts hoffen," erwiederte Ettinger. „Finden werden wir das Kind, ob todt oder lebendig," setzte er leise hinzu, „weiß Gott allein."

War Rudolph todt, so war auch Leonore frei, denn nichts vermochte sie dann länger an Capi zu fesseln. Dann gab es noch ein neues Leben für ihn und sie, ein gemeinschaftliches Wirken wenigstens, wenn auch nicht in der Ehe, denn Leonore würde es doch wohl nicht über sich vermögen, sich mit Ettinger zu vermählen, nachdem durch ihre beiderseitige Schuld das Kind verloren gegangen und dem Tode in die Arme geführt worden war.

Diese Gedanken überstürzten sich in Ettinger's Kopfe, während er den kleinen Prinzen suchte und Leonore hinter sich jammern hörte.

Blitz folgte auf Blitz und heftige Donnerschläge erschütterten die Luft, dennoch vernahm Ettinger's scharfes Gehör plötzlich unter dem Donner ein leises drückendes Geräusch. Er folgte dem Ton, und zu seinem größten Schrecken sah er Rudolph auf der Zinne der Thurmmauer, welche die alte Bergruine noch konservirt hatte und zu der eine baufällige Treppe emporführte.

Im gleichen Moment sah auch Leonore ihr Kind, wie es im Begriff war über die Mauer zu steigen und herabzustürzen. Der eine Fuß war schon gehoben, nur noch ein Augenblick, und das Kind lag zerschmettert zu den Füßen der Mutter.

Leonore stieß einen gellenden Schrei aus.

„Rufen Sie nicht," bat Ettinger, „hier ist keine Hülfe mehr möglich."

Rudolph stürzte schon. — Ettinger sprang hinzu und riß das Kind vom Boden auf.

„Es ist ihm nichts geschehen!" rief er.

Leonoren war, als hörte eine Sekunde lang alles Leben in ihr auf; aber sie wurde nicht ohnmächtig.

Der kleine Prinz schüttelte sich wie nach einem Bade und lief auf seine Mutter zu.

„Kein Glied ist an ihm verletzt, nicht einmal die Haut geritzt."

Das war mehr als ein Wunder.

Man untersuchte die Stelle, auf welche Rudolph von der etwa dreißig Fuß hohen Mauer herabgestürzt war, und fand einen Moosfleck zwischen Steinen, auf den der kleine Prinz mit dem Kopfe gefallen; die Stelle zeigte sich vertieft.

Leonore konnte ihr beispielloses Glück nicht fassen, sie hatte keine Worte.

„Jetzt rasch mit ihm nach Hause," sagte Ettinger, Rudolph auf den Arm nehmend, „sonst erkältet er sich," denn schon begann es in Strömen zu regnen.

„Nur daß Frau Schöppmichel nichts von der Begebenheit erfährt," sagte der Wirthschafter, der hinzugekommen war und Ettinger „den großen Bengel" abnahm, „denn sonst weiß das Ereigniß morgen ganz W., und folgen Untersuchungen und Mißdeutungen."

Frau Schöppmichel hatte aber ihre Späher aller Orten, und zu ihren vielen Kundschaftern, mit denen sie das Schicksal ihrer Nachbarn überwachte, gehörten auch die neun jungen Schöppmichel's, die abwechselnd rekognosciren mußten.

Niemand hatte den still lauernden Bernhard neben der Ruine wahrgenommen, wie er ein aufmerksamer Zeuge der ganzen Begebenheit war, und rasch wie ein Hase davonlief, sobald er durch die Entfernung Ettinger's mit Rudolph auf freien Fuß gesetzt war, um der Mutter das wichtige Ereigniß mitzutheilen.

Der Bruder von Frau Schlippmichel, Polizeilieutenant Bastian, war eben im Begriff nach W. hinunter zu reiten, und die gute Frau hielt es für ihre Pflicht, Bastian den Auftrag zu geben, sich sogleich zu Herrn Capi am Kirchplatz Nro. 3 zu begeben und dem vertrauensvollen Vater mitzutheilen, wie gut sein Sohn behütet werde, und daß der kleine Prinz wohl nicht mit ungebrochenem Rückgrat davon gekommen sein könne.

Leonore, die nicht wie Lieutenant Bastian beritten war und nicht dem Wetter zu trotzen vermochte, auch von den Gemüthserschütterungen zu angegriffen war, um heute noch nach W. kommen zu können, sah sich genöthigt auf der Adlerskoppe zu übernachten. Clarissa hatte der glücklichen Mutter ein Lager neben dem kleinen Prinzen in einem besonderen Zimmer bereitet, und seit Jahren schlief die erschöpfte Frau nicht so fest und traumlos wie in dieser Nacht, die einem neuen Schreckenstage für sie voranging; denn kaum hatte man am nächsten Morgen im Asyl das Frühstück eingenommen, als ein Bote von W. an Ettinger einen Brief brachte, der Frau Capi in wenigen Worten aufforderte, sogleich mit Rudolph heimzukehren.

„An Sie," sagte Ettinger, der jungen Frau das Blatt reichend.

„Von unserem Hausarzte," erwiederte diese und las halblaut: „Eilen Sie, wenn Sie Capi noch lebend treffen wollen. Nur der Anblick seines Kindes vermag ihn zu retten, und die Gewißheit, daß dieses lebt und nicht zum Krüppel verunglückte. Das Fieber Ihres Mannes ist durch eine ihm gestern Nacht unvorbereitet zugetragene Botschaft von der Adlerskoppe der Art gesteigert worden, daß ein Gehirnschlag zu befürchten ist."

Was war zu thun, als mit Rudolph zu Capi zu eilen, um das Leben eines Mannes zu erhalten, der Leonoren jede Sekunde ihres Daseins vergällte; und dabei das Kind noch opfern; denn niemals, so sagte Ettinger sehr richtig, würde sich Capi entschließen, nach dem stattgehabten Glücksfall das Kind ihm wieder zu überlassen.

„Der Schatten ist wieder da," sagte Leonore, „er folgt mir zur Seite, wohin ich gehe. Das ist mein Strafdämon."

„Oder Frau Schlippmichel's böser Geist," sagte Clarissa lächelnd; der Wirthschafter hatte schon ermittelt, wer die Nachricht an Herrn Capi gesendet.

Ettinger begleitete Leonore nach W. Dießmal entschlüpfte ihnen der kleine Prinz nicht. Ettinger übernahm es, die ganze Sache dem Kranken als eine erfundene Mähr darzustellen. Leonore kämpfte dagegen. Sie vermochte keine Noth- oder Vernunftlüge über die Lippen zu bringen, obwohl sie die große Herzenslüge beginge, die ihr Leben an Capi knüpfte und sie von Ettinger abgewendet. Sie mußte ihm zugeben, daß sie hier von der Wahrheit abgewichen, oder in ihrer Blindheit nicht mit dem vollen Bewußtsein gehandelt habe.

„Die Unwahrheit war dennoch die Basis, auf der Sie, mit dem Bewußtsein nicht zu lieben und nicht geliebt zu werden, sich ein sorgenfreies Loos gründen wollten."

„Barmherzigkeit!" flehte Leonore.

„Und jetzt wollen Sie Ihr Kind abermals einer Chimäre, einer Gewissensgrille opfern, diesen Sprößling der Lüge wollen Sie um einer nackten Wahrheit willen dem Tode, das heißt seiner geistigen Nacht, seiner thierischen Verwilderung und Vereinzelung überlassen?"

So kämpften sie gegen einander, im innersten Herzen doch einig, bis sie vor der Thüre des Krankenzimmers standen. Sie vernahmen Stimmen und Worte.

„Es ist nichts mehr zu thun," sagte der Arzt; „hätten wir nur das Kind!"

Der Moment war entscheidend. Ettinger öffnete die Thüre, und mit Rudolph an der Hand näherte er sich dem Bette des Kranken, dessen Anblick ihn tief erschütterte. Wenige Tage der Krankheit hatten Capi zu einem Schreckbilde umgewandelt. Er richtete die stieren Augen auf Rudolph und Leonore, versuchte sich emporzurichten, sank aber in die Kissen zurück und — war todt.

„Er lag bereits im Sterben, als Sie kamen," sagte der Arzt zu Ettinger. „Er hatte in der letzten Zeit seiner Natur zu viel zugetraut, dazu kamen heftige Aufregungen, eine Erkältung, und schließlich die Nachricht, daß Rudolph ‚der kleine Prinz' mit zerschmettertem Haupte auf der Adlerskoppe gefunden worden sei."

Das zweischneidige Schwert einer bösen Zunge hatte dießmal den gordischen Knoten gelöst, den keine andere Macht der Erde, keine kirchliche zu lösen vermocht.

* * *

Ettinger kehrte sogleich mit dem kleinen Prinzen nach der Adlerskoppe zurück. Leonore hat die Wittwenjahre dazu bestimmt, sich für ihren künftigen Beruf vorzubereiten, um, mit Ettinger vereint, der Erziehung ihres Kindes und seiner unglücklichen Genossen zu leben.



Das Denkmal des deutschen Kaisers Adolph von Nassau im Dom zu Speyer. Nach einer Originalzeichnung von Kühn.

Die speyrer Domfeier.

II.

Der Geist der Geschichte im Dom zu Speyer

von

Dr. W. Zimmermann.

Im Jahre 1824 ließ Herzog Wilhelm von Nassau in dem sogenannten Königschor des Domes, unter welchem die deutschen Könige ruhen, gerade über der Gruft seines Ahnherrn, des Kaisers Adolph, diesem ein Denkmal errichten; ein Kunstwerk von seltener Schönheit. Vier geflügelte Löwen aus grauem Marmor tragen den mit Inschriften geschmückten Sarkophag aus schwarzem Marmor. Ueber dem Sarkophage kniet eine mächtige Gestalt, der Kaiser in voller Rüstung, mit zum Gebet gefalteten Händen, das Gesicht dem Hochaltare zugewendet. Zu seinen Füßen liegt der Helm, mit Krone und Federn geschmückt. In seinem Angesicht drückt sich aus, was man im altdeutschen Sinne des Worts einen frommen, biederen Helden nennt. Dieses Kaiserbild ist in feinem weißem Sandstein gearbeitet, von der Meisterhand des straßburger Künstlers Ohmacht.

Ihm gegenüber in gleicher Linie, über der Gruft Rudolph's von Habsburg, steht das Denkmal dieses Kaisers. Der kaiserliche Ahnherr des habsburgischen Hauses sitzt, mit der Kaiserkrone auf dem Haupt, auf dem Thron über einem hohen gezierten Fußgestell, den Reichsapfel in der Linken, das Schwert in der Rechten, angethan mit dem Kaisermantel. Die Hinterseite des Throns trägt ein Löwe, und neben diesem auf dem Boden ruht der Helm, „zum Zeichen, daß der löwenmüthige Kaiser nach der Besiegung seiner Feinde ruhe, aber sich keinen Augenblick seiner kaiserlichen Würde entkleidet habe und stets bereit sei, den Stoßer des Reichsfriedens zu richten und zu strafen." Nach diesem Gedanken König Ludwig's von Bayern ist das Denkmal von Schwanthaler gearbeitet.

Als bei der Verbrennung der Stadt Speyer durch die Franzosen unter Ludwig XIV. auch der Dom in Trümmer gefallen war, lag er so ein Jahrhundert lang. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts wieder hergestellt, wurde er wenige Jahre darauf, im Jahre 1794, von dem französischen Revolutionsheer abermals im Innern verwüstet und zu einem Kriegsmagazin gemacht. Unter Napoleon I. wurde er zu achttausend Franken abgeschätzt, er sollte auf den Abbruch versteigert, seine Stätte ein Exerzierplatz, und in der Mitte desselben eine Bildsäule Napoleon's errichtet werden. Aber Napoleon ließ sich erbitten: am 23. September 1806 bewilligte er, daß die Kathedrale zu Speyer dem Gottesdienst zurückgegeben werde. Er gab sogar eine ansehnliche Geldsumme dazu; der speyrer Domherr Graf Lehrbach bestimmte zwölftausend Gulden dafür; im Jahre 1816 gab König Max I. von Bayern zweiundsiebzigtausend Gulden, die Stadt Speyer zwölftausend; auch der Landrath des Kreises trug bei. So konnte nach abermaligem achtundzwanzigjährigem Wüstliegen, im Mai 1822, der Dom wieder geweiht und der Gottesdienst darin wieder aufgenommen werden.

König Ludwig von Bayern ließ die Chöre mit Gemälden ausschmücken, welche von Johannes Schraudolph im Jahre 1846 begonnen und im Jahre 1850 vollendet wurden. König Max II. von Bayern ließ die Schiffe des Doms ausschmücken mit Gemälden von Johannes Schraudolph, mit Ornamenten von Joseph Schwarzmann. Beide Künstler vollendeten ihre Aufgabe im Jahre 1853. Wie der Dom gemalt war, wurde derselbe auch äußerlich vollends ausgebaut. König Ludwig von Bayern gab dreißigtausend Gulden dazu, Herzog Adolph von Nassau siebentausend zweihundert, Kaiser Franz Joseph von Oesterreich zweiundvierzigtausend Gulden, die Stadtkasse von Speyer sechstausend. Dazu kamen die Gelder, welche der Dombauverein in ganz Deutschland sammelte.

So stiegen schnell die fehlenden Thürme gegen die Stadt hin empor, und die ganze Vorderfaçade hob sich bis zur Höhe des Mittelschiffs, über ihr die Glockenkuppel, und die Vorhalle, prächtig an und für sich, schmückte sich mit den Statuen der Kaiser, die im Dome begraben sind. Den Plan zu diesen herrlichen Bauarbeiten machte Baudirektor Dr. Hübsch in Karlsruhe, die Ausführung leitete Fr. Zeiderle.

So ist heute der speyrer Dom ein Gotteshaus von seltener Schönheit, durch die Kunst der Malerei und der Bildhauerei wie durch die Baukunst herrlich geschmückt. Mächtig wirken diese Schöpfungen der Kunst auf den Beschauer, aber mächtiger der tragische Geist der Geschichte, der in und unter diesen Hallen weilt.

Die Versammlung deutscher Tonkünstler in Weimar.

Nachdem im Frühjahr vor zwei Jahren die erste Versammlung deutscher Tonkünstler in Leipzig, dem Mekka und Rom der Musik, stattgefunden hatte, wurde als zweiter Wallfahrtsort für die dießjährige Versammlung Weimar bestimmt. Diese Wahl sprach es bereits aus, daß man als Theilnehmer der Versammlung vorzugsweise diejenigen wünsche, welche sich als „weimarische Schule", „neudeutsche Schule", „Zukunftsmusiker" zusammengethan haben, um eine feste Phalanx zu bilden und durch gegenseitige Unterstützung den Sieg des Neuen über das Alte zu erringen. Jeder Kampf, jeder Meinungsstreit macht einseitig; indem der eine Theil seine Ueberzeugung warm vertheidigt, beginnt er fast unwillkürlich die Ueberzeugung des Gegners gering zu achten. Aus diesem Grunde sind in der Kunst Parteiungen der wahren Kunstentwicklung nur nachtheilig. Nach dem gemeinsamen Ziele streben, das geistig Schöne in schöner Form mit den Hülfsmitteln der Kunst verkörpern, das ist die einzig wahre Aufgabe des echten Künstlers; sobald aber ein: „Hie Welf, hie Waiblingen" ertönt, wird das System mehr im Auge gehalten, als das Wahre und Schöne; die Kunstwerke sollen nur als Illustrationen zur Tendenz dienen, und die freie Kunst muß es

sich gefallen lassen, der Partei dienstbar und leibeigen zu werden.

Diese Nachtheile traten auch bei der Tonkünstlerversammlung mit grellen Farben hervor. Es ist nicht zu leugnen, daß die Versammlung einen gewissen Erfolg hatte, nahmen doch gegen 800 Mitglieder an derselben Theil; aber von den gefeierten Namen der Gegenwart, welche im Sinne und auf den Schultern der klassischen Meister der Vergangenheit fortarbeiten, suchte man vergeblich unter den Mitgliedern. Wer nach Berühmtheiten frug, dem wurde Lotzt und Wagner oder Wagner und Liszt genannt, und damit war — wenn man das Streichquartett der Gebrüder Müller etwa ausnimmt — die Liste der auch außerhalb Deutschland berühmten Namen erschöpft. Die Sterne zweiter, ja des siebenten Rangordnung herunter machten sich desto breiter, versuchten am Musikhimmel zu glänzen, und wurden von der wohlgeschulten Kohorte der Freunde und Genossen festlich als gegenwärtige oder künftige Sonnen ausgegeben. Wie sich in den Hundstagen Wasserscheu und Hundswuth bei den treuen Begleitern der Menschen entwickeln, so grassirt als eine allgemeine Krankheit in den Tagen eines Musikfestes Tadelscheu und Bewunderungswuth. Wehe dem, welcher es wagt, ein ruhiges und nüchternes Urtheil sich bewahren zu wollen. Er ist ein Ketzer, ein Feind. Wohl hatte Dingelstedt Recht, als er in seinem mailitäsen Festgruße den Anwesenden mit ganz besonderem Nachdrucke entgegenrief, sie möchten sich stets erinnern, daß sie gekommen seien nur um zu hören, nicht etwa um zu kritisiren. Wir lassen es dahingestellt, ob es gerade nöthig war, diesen Ausspruch noch in der Weise näher zu begründen, daß das Meiste, was man von neuen Tonwerken bei diesem Feste hören würde, in der That nichts sei als leichte „Spreu", und daß die Genossen zwar eifrig nach einem großen Ziele zu streben, daß sie aber von der Erreichung desselben noch weit entfernt seien; gewiß ein origineller Empfang und Festesgruß, der, als Prolog den versammelten Hörern entgegengerufen, nicht ohne eigenthümliche Wirkung blieb. Wilden Stampfen, zusammengebissene Lippen, drohend rollende Augen und heftiges Schütteln der langen Hauptmähne waren die Zeichen der Entrüstung, welche bei den treuen Gliedern der Partei diesem Prologe folgten. Ein anderer Theil der Anwesenden nahm die Worte theils mit leichtem Kopfschütteln, theils stillem Schmunzeln auf. Es waren aber auch nicht Wenige, die einander vergnügt zunickten.

Der geneigte Leser ersieht hieraus, wie verschieden die Elemente gemischt waren. Daß dennoch keine einzige Reibung, kein einziger Zwist sich öffentlich bemerkbar machte, daß das Fest mit einer gewissen Harmonie und in Glanz verlief, das verdankt man dem richtigen Takte der Anwesenden sowohl, als der vortrefflich geschulten und wohl dressirten Partei, und um

Illustrirte eheliche Gespräche.



Er sagt:

Ich frage meine Frau immer auf die sanfteste Weise.

Ich suche immer so angenehm als möglich zu sein, wenn ich heimkomme.

Und das will viel heißen, wenn ich den ganzen Tag gearbeitet habe.

Wie ich überhaupt nie außer Hause bin, als wenn ich arbeite.

Denn das Geschäft geht Allem vor, sei's was es sei.

Sie sagt:

Ich habe kaum ein Kleid auf dem Leibe, sagte ich,

da flog er wie ein Tiger auf mich zu.

Ich hasse die Gesellschaft von Herren, wie du wohl weißt.

Wir armen Frauen haben alle Sorgen um unsere Kinder ganz allein.

Früher, als ich noch unverheirathet, hatte ich, was mein Herz nur wünschen mochte.

Jetzt muß ich den ganzen Tag wie eine Sklavin arbeiten.

es nicht zu verschweigen, auch wohl der Gleichgültigkeit eines großen Theiles Derer, die zum Feste gekommen waren. Die Partei der Zukünftler scheint dem Nationalverein das zweideutige Geheimniß abgelauscht zu haben, je nach Ort und Stadt in ihrem Auftreten und ihren Aussprüchen sich zweckmäßig zu wandeln, und wie der Nationalverein in der einen Stadt ganz ruhig und ungenirt des alten Arndt Worte sich passend zurechtlegt und anstatt: „Das ganze Deutschland soll es sein," — munter singt: „Das ganze Preußen soll es sein," — wie er am andern Orte nur für preußische Hegemonie schwärmt und da, wo der Boden ihm nicht recht geheuer scheint, sich begnügt, von der nothwendigen Einigung Deutschlands zu sprechen, so ruft der Chor der Zukunftsmusiker das eine Mal: „Ehre dem Alten, freie Bahn dem Neuen" (so lauteten die Eröffnungsworte bei der Festtafel), das andere Mal aber (in der Parteiberathung) tritt er bestimmter auf und versichert den staunenden Hörern, „die sogenannten klassischen Programme der Konzerte seien vollständige Geistesbankerotte". Das ist denn freilich eine Elasticität, vor welcher wir staunend, doch keineswegs ehrerbietig zurückweichen.

Die ausgesprochene Absicht der Parteiführer ging dahin, einen allgemeinen deutschen Tonkünstlerbund zu gründen, wie in diesen Tagen die Schützen und Turner eine ähnliche Vereinigung zu Stande gebracht, die Männergesangvereine wenigstens vorbereitet haben. Es ist der Zug der Einigung, der seit dem Schillerfeste gewaltsam die deutschen Gaue durchweht, das größte und schönste Vermächtniß des hehren Meisters, der im gesprochenen Worte zehnmal mehr Melodie und tausendmal mehr Gedanken hatte, als der gesammte Chor der Zukünftler in ihren Werken, und zu dessen stiller Klause in Weimar die Festgenossen mit treuer Liebe wallfahrteten. Diesen Einheitszug verstand die Schule zu benützen, nicht immer geschickt, aber sie benützte ihn doch. Nach theilweise stürmischer, immer sehr unordentlicher Berathung, bei welcher der Vorsitzende (Musikdirektor Ludwig Köhler aus Königsberg) die Kühnheit besaß, in seiner Eröffnungsrede den Anwesenden zu versichern, daß parlamentarische Formen unnöthig und für Musiker unpassend seien, und daß es eben nur darauf ankomme, daß die Berathenden ihrem Direktorium volles und ungezügeltes Vertrauen entgegenbrächten, wurde wirklich ein allgemeiner deutscher Tonkünstlerbund beschlossen mit einem Jahresbeitrage von zwei Thalern, welcher eingesammelt werden solle, um in zwei Jahren die Kosten eines ähnlichen Festes (vermuthlich in Prag) zu decken. Im Uebrigen wurde noch eine Anzahl untergeordneter Beschlüsse gefaßt, wie die Gründung einer Unterstützungskasse, Veröffentlichung neuer Werke auf Kosten des Vereins, Verbannung der französischen und italienischen Titel von den Werken deutscher Tonmeister. — Be-

schlossen also ist der allgemeine Bund. Dieses Resultates kann die Versammlung sich rühmen. Wird aber der Beschluß auch Früchte tragen? Werden die Musiker Deutschlands sich der so geführten Bewerbung und ihren Erfolgen unterordnen wollen? Wir müssen dieß verneinen, denn alle gefaßten „Beschlüsse“ sind und sollen nichts weiter sein als Vorschläge, welche die Anwesenden dem Direktorium mit einem Vertrauensvotum entgegenbringen, um ihm alle weitere Begutachtung und Ausführung zu überlassen. Ein Vorstand von 12 Mitgliedern wurde denn auch am vorletzten Tage von etwa 70 Anwesenden gewählt, und diese Minoritätswahl soll nicht nur Geltung haben für die etwa 770 Mitglieder des jetzigen Festes, sondern sie sollen Anspruch machen können auf Vertrauen im ganzen Deutschland. Und wer sind die Männer, die den Vorsitz führen. Natürlich in erster Linie Liszt und Wagner. Allein Liszt hat in diesem Feste seinen Schwanengesang und sein Abschiedslied gefeiert, nicht nur für seinen Weggang von Weimar, sondern auch von Deutschland, um nach Griechenland überzusiedeln, wo er mehr Muße zum Arbeiten zu finden hofft als in Deutschland. Wagner reist zurück in die Schweiz, um dort in Tristan und Isolde und in die Nibelungen sich zu versenken, mithin hat er auch weder Zeit noch Lust, noch Gelegenheit, als Vorstandsmitglied große Thätigkeit zu entfalten. Die eigentlichen Leiter sind und bleiben daher, wie sie es waren, Dr. Brendel, welcher die „Neue Zeitschrift für Musik“ in Leipzig herausgibt, und Dr. Pohl, welcher unter dem Namen Hoplit musikalische Aufsätze in jene Zeitung schreibt. Die übrigen acht Vorstandsmitglieder sind in Deutschland zerstreut und haben, wie die Versammlung zu dem Direktorium, so ihrerseits zu den beiden Genannten die Verpflichtung, mit vollem Vertrauen das hinzunehmen, was ihnen als fertiger Beschluß entgegengebracht wird. Das ist die Leitung des neuen Bundes; dem sollen sich in Deutschland, das mit seiner Musik bereits die Welt erobert hat, die Musiker beugen. Wir zweifeln sehr, daß sie es thun werden, und wenn sie es nicht thun, so ist der Hauptzweck des Festes, so ist der allgemeine deutsche Bund verunglückt, und es bleibt nichts als eine Parteiversammlung und eine mehr oder minder gegliederte Partei übrig. Es ist also thatsächlich nur dem Namen nach etwas Neues gewonnen.

Aber gewonnen ist doch. Wenn die Herren von der klassischen Fahne, die im ruhigen Besitze ihrer Dirigentenstellen verächtlich herabblicken auf alles Neue wie ihnen Unbequeme, jetzt aus ihrer Lethargie nicht geweckt werden, wenn sie jetzt nicht einsehen, daß entsprechende Feste und Versammlungen der klassischen Musiker nothwendig werden, oder, was ungleich besser ist, daß die Klassiker die Verpflichtung haben, dem künftigen Feste der Zukünftler als Theilnehmer beizutreten, um in den Berathungen und durch dieselben das bereits Verlorene wieder in rechtes Gleis zu bringen, entweder Opposition zu machen und zu siegen, oder, was besser und wünschenswerther, sich mit Jenen zu vereinigen, die nun einmal durch ihre Lässigkeit entstandene Partei als solche auch anzuerkennen und in Frieden und Freundschaft, ohne dünkelhafte Selbstüberschätzung auf beiden Seiten, nach gemeinsamem Ziele zu ringen, — wenn die Schläfrigkeit der Klassiker jetzt nicht besiegt wird und das Pflichtgefühl die alten und jungen Herren nicht emporschüttelt, dann gehört wenig Prophetengabe dazu, um einen Verfall der deutschen Musik vorauszusehen: denn jedes einseitige Parteistreben vergiftet die Kunst.

Wir wollen nun versuchen, ein gedrängtes Bild der Musikaufführungen zu geben. — Der Tag vor dem Feste, gewissermaßen der heilige Abend der Tonkünstlerversammlung, war in mancher Beziehung der wichtigste, denn es ereignete sich an ihm etwas für Mittel- und Norddeutschland Unerhörtes. Zum ersten Male reiste ein Chor von etwa 250 Dilettanten, Damen und Herren, von einer Stadt in die andere, um bei einer Musikaufführung mitzuwirken. In Süddeutschland ist dergleichen öfter schon bei Musikfesten vorgekommen, in Norddeutschland konnte man sich aber ein solches Wagniß gar nicht denken, und die üblichen ältesten Leute, welche bei jedem Hagelwetter, Blitzschlage oder Sturme sich an nichts erinnern können, schlugen auch hier wieder die Hände über den Köpfen zusammen. — Es besteht nämlich seit etwa acht Jahren in Leipzig ein Verein, der ursprünglich aus einem einfachen Quartett von zwei Herren und zwei Damen zusammengesetzt war, und sich allmälig zu dem Umfange von etwa dreihundert Sängern und fünfhundert inaktiven Mitgliedern ausgebreitet hat. Der Gründer und Dirigent desselben, Musikdirektor Riedel, Sohn eines Apothekers zu Kronenberg bei Elberfeld, war noch vor zwölf Jahren als Seidenwäscher auf seiner Wanderung, folgte aber dem inneren Drange zur Musik, wurde Zögling des Leipziger Konservatoriums und brachte mit jener Emsigkeit und rastlosen Thätigkeit, welche oft Diejenigen auszeichnet, die aus dem Handwerkerstande sich emporarbeiten, in kurzer Zeit den Verein zu Stande, der jetzt in Deutschland durch seine Leistungen kaum Seinesgleichen hat. Alljährlich veranstaltet der Verein fünf bis sechs große Kirchenkonzerte, und führt vor Tausenden von Musikern und Musikfreunden Werke des Alterthums wie der Gegenwart auf. Die alte italienische Schule mit Palestrina, Allegri, Scarlatti, Lotti, Clari, Astorga, Durante, die altdeutschen Tonschöpfungen von Gallus, Eccard, Prätorius, Schütz (Schütz komponirte das erste deutsche Oratorium), die späteren von Bach und Händel, und die neueren der Gegenwart sind dem Vereine gleich geläufig. Das Repertoire des Chors ist staunenerregend. Die hohe Messe von Bach, die Passionsmusiken zu Matthäus und Johannes, die große Motette für zwei Chöre a capella, selten gehörte Händel'sche Kompositionen, die gänzlich unbekannten Messen und Miserere's früherer Jahrhunderte folgen einander, und Beethoven's Missa solemnis wurde vom Chore ebensowohl bereits mehrmals gesungen, als vor zwei Jahren Liszt's Graner Messe. Was Ausführung anbelangt, so ist unbedingt dem besten deutschen Chorgesang das, was der Verein leistet, mindestens an die Seite zu stellen. Musiker aber dürften staunen, wenn sie erfahren, daß in Probe als Aufführung Bach's achtstimmige große Motette „Singet dem Herrn ein neues Lied“ a capella vom Verein so gesungen wurde, daß am Schlusse der vier Sätze der Ton um keine Schwankung weder erhöht noch erniedrigt war. Eine solche Leistung ist bei dem Zusammenwirken von über 200 Singenden freilich nur dann möglich, wenn alle gleich tüchtig und gleich eifrig sind und jahrelang bereits mit einander geübt haben. Bei einem Chore aber, der ein über zwei Stunden währenden Konzert aus lauter a capella Vorträgen bestehend zu geben vermag, wird eine solche Leistung nicht mehr in Erstaunen setzen. — Diesen in jeder Beziehung musterhaft geschulten Chor hatten die Leiter des Festes zu einer Reise nach Weimar bestimmt, um dort die solenne Messe von Beethoven aufzuführen. Das Unternehmen ist in jeder Beziehung glücklich verlaufen. Die Leistungen waren am Vorabende des Festes bei der Generalprobe und am ersten Festtage bei der Aufführung tadellos. Die Solisten (Sopran: Frau Dr. Reclam, Alt: Fräulein Lessiak, Tenor: Herr Musikdirektor John, Baß: Herr Wallenreiter) waren ihrer schwierigen Aufgabe nicht nur gewachsen, sondern sangen mit künstlerischer Intelligenz und mit jenem Eingehen in die Feinheiten, wie sie nicht durch Proben, sondern nur durch geistige Analysirung des Werkes gewonnen werden kann. Die ganze Aufführung war unzweifelhaft der Glanzpunkt des Festes. Bewundernswerth war dabei die Ausdauer der Sänger, welche Sonntag den 4. August am Abend die Generalprobe von Beethoven's Riesenwerk abhielten, am Morgen des nächsten Tages zu ihrem und der anwesenden Musiker Vergnügen in der Kirche mit denselben Solisten Bach'sche Kompositionen a capella vortrugen, und am Nachmittage bei einer wahrhaft infernalischen Temperatur Beethoven's Werk in seiner vollen, gigantischen Schönheit zu Gehör brachten. Bedenkt man dabei, daß im Sopran sowohl der Chor als besonders die Solosängerin fast ausschließlich in der höchsten Stimmlage zu singen hat, und daß an die geistige wie an die materielle Kraft der Sängerinnen die höchsten Anforderungen gestellt werden, so hat man allen Grund, den gewonnenen Erfolg als einen höchst bedeutenden zu bezeichnen.

(Schluß folgt.)

Briefmappe.

Hrn. Reichsr. C. in Wien. Sie haben uns große Freude durch Ihre liebenswürdigen Zeilen bereitet und wir werden suchen, Ihre Wünsche so rasch als möglich zu erledigen. Ihrer Einladung können wir wegen Geschäftsüberhäufung leider nicht folgen.

Hrn General R. in Pr. R. Die Krone, von welcher Sie sprechen, finden Sie im ersten Jahrgang unserer Zeitschrift abgebildet.

Hrn. Dr C. S in Mgd. Eine Zeitlang waren wir ganz derselben Ansicht wie Sie, wir haben uns jedoch nach Einsicht der Akten belehrt. Vielleicht können wir Ihnen dieselben verschaffen.

Hrn. Ernst C. in Coblenz. Wir haben die Trauerkunde erst in den jüngsten Tagen erfahren: noch wenige Tage vor seinem Tode schrieb er uns.

Hrn. Oberkommiss. H. in Kograd. Wir glauben, daß Sie die beste Auskunft im österreichischen Militärschematismus finden, von dem jedes Jahr eine neue Ausgabe erscheint.

Hrn Fr. v C. auf O. in Ostpr. Besten Dank für Ihre gütigen Mittheilungen. Ueber Traubenkuren finden Sie in unserem letzten Jahrgang einen Artikel. Ferner in dem Führer von Hörling (Paderborn 1861) . . . . bringen wir in nächster Nummer eine Korrespondenz.

Fr. Gräf. v. M in Riga. Ihre Zeitungsberichte haben wir gelesen. Sie konnten sich nicht verleugnen, so sehr Sie bemüht waren. An kleinen Wendungen . . . . . erkennen wir leicht jeden Schriftsteller. Warum nicht auch eine Schriftstellerin?

Hrn. Lic. v. H. in C. Sie haben, wie uns gemeldet wird, den Salon nicht verleugnet. Die arme G. ist doch dem Meere entgegen, wir . . . . ihre Illusionen verschwunden. . . . . . . Die N. bekommt Ihnen doch? Grüßen Sie im O. unsern Freund Frederik. Wir kennen nicht den dem 7. u. M. von unsrem Felsen.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

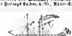


385 **Regelmäßige Dampfschifffahrt**

von **Lübeck** nach

St. Petersburg (60 Stunden), Sonnabends Nachm. 4., die Räder-Dampfschiffe Orion und Alexis.
Riga (50 Stunden), Sonnabends Nachm. 1., die Räder-Dampfschiffe Hansa und Riga – Lübeck.
Reval und Helsingfors (65 Stunden), am 28 August, 19. September, 10., 31. Oktober, Schrauben-Dampfschiff Alexander.
Stockholm (50 Stunden), **Ystadt** und **Calmar**, am 5., 10., 15., 20., 25 und 30 jeden Monats, Nachm. 4., Räder-Dampfschiffe Svea und Nore.
Stockholm (56 Stunden), **Norrköping**, **Ystad** und **Kalmar**, Dienstags Nachm. 4., Schrauben-Dampfer [illegible].
Kopenhagen (10 Stunden) und **Gothenburg**, Montags und Donnerstags Nachm. 4. 30., Räder-Dampfschiffe [illegible].
Kopenhagen (12 Stunden) und **Malmoe**, (Anschluß auf Gothenburg und Christiania) Freitags Nachm. 4. 30., Räder-Dampfschiff [illegible].

456



Dampfschifffahrt
zwischen Stettin und Riga

mittelst der schnellfahrenden eisernen Schraubendampfer **Hermann**, Capt. [illegible], und **Tilsit**, Capt. [illegible]

Fahrplan:

Abgang:		Ankunft:	
von Stettin	jeden Mittwoch,	in Riga	jeden Freitag, Mittags
„ Riga	6 Uhr früh.	„ Stettin	

Passagepreise: I. Kajüte 16 Thlr., II. Kajüte 12 Thlr., Deckplatz 8 Thlr. exclusive Beköstigung. Kinder unter 10 Jahren die Hälfte.

Vorzügliche Restaurationen befinden sich an Bord. Die am Dienstag Abend am Abgangsort eintreffenden Passagiere können sofort an Bord der Dampfer aufgenommen werden.

Die Dampfer werden von Stadt zu Stadt direkt und ohne irgend welchen Aufenthalt in Zwischenhäfen expedirt.

Zwischen Stettin und Memel, Tilsit rc.

mittelst des eisernen Schraubendampfers **Memel-Packet**, Capt. **W. Erdwin**, im Anschluß an die zwischen Memel und Tilsit fahrenden eisernen Raddampfer **Prinzeß Viktoria**, Capt. **V. Purgiewitz**, und **Falke**, Capt. **J. Rathke**.

Fahrplan:
Für Memel-Packet.
Abgang { von Stettin jeden Sonntag 6 Uhr Morgens. „ Memel jeden Mittwoch 6 Uhr Abends.
Für Prinzeß Viktoria und Falke.
Abgang { von Memel „ Tilsit } täglich, ausgenommen Sonntags.

Passagepreise: Kajütsplatz Stettin-Memel 6 Thlr., Stettin-Tilsit 7 Thlr. Deckplatz 2⅔ „ „ 3⅓ „ exclusive Beköstigung.

Kaufmannsgüter, Vieh, Mobilien und Postsachen werden zu billigen Sätzen auf beiden Linien befördert.

Stettin, im März 1861. **Praschmitzky & Hafrichter.** (Comptoir: Dampfschiffbollwerk Nr. 5.)

396 Das allgemeine landwirthschaftliche und technische **Industrie-Comtoir** in **Görlitz**, preußisch Schlesien, offerirt:

1) Die spezielle **„Vorschrift"** zu einer vorzüglichen

Glanz-Wichse,

welche alle bekannten Sorten übertrifft, das Leder conservirt und sehr weich erhält. Es kostet davon etwa das **Halbpfund 6 Pfennige** = 2½ Kreuz. = 2 kr. rhein. — Wir fabriziren nach dieser unübertroffenen Vorschrift, welche zwar einfach, aber dennoch ganz speziell, deutlich technisch ausgearbeitet ist und jede Manipulation genau bezeichnet, bereits die größten Fabriken in den Hauptstädten Europas sowohl als auch solche, die ein Nebengeschäft daraus machen — und sind mit Patente (z. B. in Sachsen) darauf erworben. Es ist ganz gleich, ob die Wichse als „Oel-, Rheum-, Fett-, Kaiser-, Kautschuk- oder Galläpfel-Wichse" hergestellt werden soll; für jeden Fall ist die nöthige Anleitung gegeben. Auf die Oberfläche der Schuhe [illegible] bildet sich von selbst eine spiegelglänzende Decke, welche aber auch beliebig vermieden werden kann. — Honorar nur **10 Thlr.** = **18 fl.** = **40 Franken.**

2) Desgleichen: jedes **feste Oel, Brüböl, Hanföl, Rapsöl** rc. — auch **das gelbe (orientalische) Olivenöl** — ganz **weiß** und **wasserhell**, gleich dem französischen Oele zu machen. Diese Operation ist keinem chemischen Prozesse unterworfen, gelingt daher Jedermann und läßt sich mit jeder beliebigen Quantität ausführen. — Durch diese Methode, das rohe Oel **ohne Anwendung von Säure zu raffiniren**, erhält man das Brennöl für Maschinen und Spindeln, denn bekanntlich ist es unerläßlich frei von jeder Säure. Es erhält dadurch auch das **Baumöl**, ist geruchlos und zum Verspeisen sehr gut zur Bereitung des künstlichen Schmalzes bestimmt geeignet. — Honorar nur **10 Thlr.** = **18 fl.** = **40 Franken** — anderswo werden 50 bis **100** Thaler für eine Vorschrift dieses Namens als leichtes Honorar verlangt.

3) Die ganz spezielle **Vorschrift** zur einfachen, raschen, billigen Bereitung einer höchst vortrefflichen **tiefschwarzen Tinte** (**Schreib-** und **Copirtinte**), welche keinen Bleischmutz und leicht aus der Feder fließt, [illegible] und alle die modernen **Furno-** (**Schmiedel-**) **Tinten** beseitigt. Das Pfund dieser ganz vorzüglichen Tinte kostet kaum 1 Sgr. (= 3 kr. rh. oder 5 kr. österr.). Dazu geben wir noch die bewährtesten Rezepte zu verschiedenen andern schwarzen, blauen, rothen Tinten, für Kopir- und Zeichen-Tinten, Alizarintinten rc. rc., nebst praktisch-technischer gründlicher Anleitung zur Tintenfabrikation im Allgemeinen. — Honorar **3 Thlr.** = **5 fl.** = **12 Franken.**

4) **Vorschrift** zur Fabrikation eines sehr feinen **Siegellackes** und eines gewöhnlichen **Packlacks**, welche beide Fabrikate sich durch besondere Billigkeit und Brauchbarkeit vor allen andern dergleichen auszeichnen. Die Bereitungsart erfordert keine andere Einrichtung wie die gewöhnliche und ebenso hat die Sache überall zu haben. Dazu folgt eine allgemeine praktisch-technologische Anleitung zur **Siegellackfabrikation** nach den neuesten, billigsten und probatesten Verhältnissen und Rezepten, in allen Farben vom feinsten Königslack bis zum ordinärsten Pack- und Flaschenlack. — Honorar **3 Thlr.** = **5 fl.** = **12 Franken.** 3 und 4 zusammen für 5 Thaler.

Unser **Geschäfts-Programm**, welches **Erwerbsquellen** für Vermittelung und Unternehmen [illegible] bietet, senden wir auf portofreies Verlangen unentgeltlich und **franko**.

Praktische Mittheilungen honoriren wir stets gern angemessen rc.

Alle **Honorarbeträge** entnehmen wir auch Wunsch — auch nach den **k. k. österreichischen** Staaten — durch **Postvorschuß**, welches jetzt billig und für den Interessenten das Bequemste ist.

Auch können alle unsere Sachen auf **Buchhändlerwege** vom **Herrn Otto Klemm in Leipzig** bezogen werden.

Das allgemeine **landwirthschaftliche** und **technische Industrie-Comtoir Wilhelm Schiller & Comp. in Görlitz**, Schlesien.

204 **Echte bayerische Jagdjoppen**

oder Kaiserjoppen in grauen und braunen Jagdloden 5½, 6, 6 und 7 fl., in Satinet 7 bis 9 fl., in feinen grauen, braunen und naturfarbigen Tuchen oder Buckskin 8, 9, 10 bis 14 fl., in den schwersten und dichten wasserdichten Tyrolerloden 10, 11 bis 18 fl.

Sämmtliche Joppen sind elegant, mit oder ohne grüner Aufschlagung in allen Größen. Aufträge hierauf werden schleunigst unter Nachnahme versendet von der Herrengarderobe- und Tuchloden-Fabrik

Sigmund Weiß in München.

977 **Wichtig für Fußleidende!**

Seit Jahren beschäftige ich mich mit der Heilung von Fußleiden, als: Hühneraugen, schmerzhafte Ballen, eingewachsene Nägel, Warzen und Frostbeulen (zwischen den Zehen), und empfehle den daran Leidenden nachfolgende Präparate:

Mixtur Podontina gegen hartnäckigste Hühneraugen.
Hühneraugenpflaster gegen Hühneraugen selbiger Art.
Nagelpflaster gegen eingewachsene Nägel.
Ballenpflaster gegen schmerzhafte Ballen mit und ohne Hühneraugen und
Elixir Organon gegen übelriechenden Fußschweiß und zum Verhüten von Blasen und Wundwerden der Füße.

Für die Heilkraft obiger Mittel übernimmt **jede Garantie**; auch können solche Händler Lager erhalten.

E. Jacobi, Fußarzt zu Magdeburg.

806 **Englische Odontine,** das schnellste und sicherste Zahnreinigungsmittel gegen jeden Zahnschmerz, in Flacons zu 12 und 24 kr., empfiehlt die **Paradies-Apotheke in Nürnberg.**

Verzinnte gusseiserne Kochgeschirre



von

Georg Gutbrod

in

Stuttgart.

(Erste und einzige Fabrik in Deutschland.)



571 Gewöhnliche eiserne Töpfe sind häufig nicht zu verwenden; viele Speisen verlieren darin ihre natürliche Farbe, Töpfergeschirre sind zu zerbrechlich. Diese Uebelstände alle sind bei dem **Geschirre aus verzinntem Gußeisen** — das in England allgemein im Gebrauch — vollkommen beseitigt. Jede Speise kann ohne Nachtheil darin gekocht werden, dabei ist es leicht und dauerhaft. — Preise und Verzeichnisse stehen zu Diensten.

987 **Mit Gutstehung!**

Genaue und sichere Anweisung zur Bereitung des

belgischen und englischen

Patent-Wagenfettes,

welches bekanntlich ein sehr couranter beliebter Handelsartikel ist. Nach dieser Vorschrift kann man die Patentwagenschmiere in jeder beliebigen Menge [illegible] ohne besondere Apparate, ohne Werkstätte und ohne Zeitaufwand 50% billiger als gewöhnlich herstellen.

Honorar für Mittheilung dieser Vorschrift 4 fl. ö. W. = 2 Thlr. pr. C.

Ferner eine garantirte Vorschrift zur Erzeugung einer

ausgezeichneten Preßhefe,

welche gleichfalls ohne Vorrichtung und Apparate in jeder beliebigen Quantität sicherst billig und schnell erzeugt werden kann.

Honorar für diese Vorschrift 4 fl. ö. W. = 2 Thlr. pr. C.

Aufträge sind unter Beilegung des Betrags mit der Chiffre R. Z. R. bezeichnet franko einzusenden an die Zeitungs-Expedition der **„Volksstimme"** in **Graz** (Steiermark).

Literarische Anzeigen.

840 **Verlag von J. G. Bach in Leipzig.**

Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum 19. Jahrhundert, von **Albert Kretschmer**, Professor am königl. Hoftheater zu Berlin, und **Dr. Karl Rohrbach** in Gotha. Prachtwerk in Farbendruck. 7 Liefrg. à 2 Thlr. 20 Sgr.

964 In J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung in Augsburg ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Regenerationskur

oder die Verjüngung des menschlichen Organismus nach ihren einzelnen Heilfaktoren.

I. Die Dampfbäder.

als ein Mittel zur Regeneration des menschlichen Organismus durch Heilung veralteter eingewurzelter Leiden, praktisch und erfahrungsgemäß nach neuer Methode dargestellt für Aerzte und Laien von

Dr. J. Steinbacher,

Gründer, Besitzer und Leiter seiner Naturheilanstalt zu München (Ottostraße 3), und dirigirender Arzt des Bades Brunnthal bei München.

Mit einem Stahlstich, zwei lithographirten Abbildungen, einem Plan und vielen Holzschnitten.

Elegant geheftet. Preis 1 fl. 30 kr. rh. oder 27 Sgr.

Der Herr Verfasser gibt in seinem Werke, durch Holzschnitte, Lithographien und eine Titelvignette im Stahlstich geziert und erläutert, zuerst anatomisch-physiologische Grundzüge über unsere Haut, diesen Regulator des Stoffwechsels — geht auf die Hautpflege und die Wirkung des Wassers [illegible] über und erklärt dann die einzelnen Dampfbäder und heiße Luftbäder, wie sie sowohl zur Erhaltung der Gesundheit, zum Schutze [illegible] als auch zur Beseitigung verschiedener akuter und chronischer [illegible] — [illegible] Behandlung [illegible] — [illegible] heilkräftig sind. Nach Beschreibung eines nach allen Seiten hin vollkommen [illegible] russischen Dampfbades gibt der Herr Verfasser seine sowohl in den beiden Naturheilanstalten verschiedener [illegible] als auch während seiner [illegible] Praxis erprobten weitgehenden Erfahrungen an, wie sie sich besonders auf die Dampfbäder und deren kräftige Heilwirkungen beziehen. Eine Reihe [illegible] bekannter Krankengeschichten belegt die Dogmatik dieses Heilfaktors — der Dampfbäder — auf dem Gebiete des Naturheilverfahrens — Krankengeschichten, welche die jeweilig individualisirte Modifikation der Behandlungsweise recht anschaulich machen, nach einer neuen [illegible], vielfach [illegible] Methodik, die der Herr Verfasser in seinen von ihm geleiteten [illegible] bekannten Naturheilanstalten zu München und Brunnthal zur erfolgreichen Anwendung bringt. Jeder, der sich für Naturheilverfahren interessirt, wird in diesem Werke die klarsten Aufschlüsse finden, und ein Institut als ein [illegible] begrüßen, in dem solche Erfahrungen und Resultate erlangt werden.

Die Natur heilt!

Beiträge zur Hydrotherapie

(Naturheilkunde)

von

Baptiste Venoni,

Naturheilarzt.

(Schüler des Johannes Schroth.)

8. Elegant geheftet. Preis 42 kr. oder 12 Sgr.

Musikalische Neuigkeiten.

Der Pianist, oder theoretisch-praktisches Handbuch für Musiker, mit besonderer Rücksicht auf Dilettanten, von **G. Schilling**. 2. Auflage. Hoch 4. 396 Seiten, geh. Preis 1 Thlr. 2 gGr. Verlag der Sorge'schen Buchhandlung.

Da das in Rede stehende Werk seiner ausgezeichneten Vorzüge wegen sowohl in der Theorie als auch in der Praxis unzählige Werke dieser Art weit überbietet, indem in ihm der ganze Umfang der Musik bis in die kleinsten Teile in einer Weise vertreten ist, die man in vielen anderen Werken schmerzlich vermißt, so fühlen wir uns veranlaßt, den „Pianisten" allen Musikern zum Nachschlagen, und den Dilettanten zum Studium auf's Beste zu empfehlen. 973

Verlag vom Bibliographischen Institut in Hildburghausen.



Zweite Auflage.

Vollständig umgearbeitet, stark vermehrt u. durchaus neu ausgestattet, in 15 Bänden oder 300 Lieferungen,

jede zu 3 Sgr. = 10½ Kr. rhn. = 20 Nkr. ö. W. Subscriptionspreis.

Die **Nothwendigkeit** einer **allgemeinen Encyklopädie des menschlichen Wissens**, eines Buches, welches alle nützlichen Errungenschaften des Menschengeistes zum Gemeingut **Aller** macht, ist eine von unserer Zeit **allseitig erkannte**, eine für jeden Gebildeten und nach Bildung Strebenden **unentbehrliche** geworden. **Meyer's neues Konversations-Lexikon** kam diesem Bedürfniss am **weitesten** entgegen, und der Erfolg der ersten, mehrmals neu gedruckten, und doch bereits gänzlich vergriffenen Auflage, stellt die Zweckmässigkeit dieses Werkes in das hellste Licht.

Die unmittelbar nach Beendigung der ersten nöthig gewordene, mit grösster Sorgfalt vorbereitete **zweite** Auflage wird das Werk auf eine noch weit höhere Stufe der Vollkommenheit führen, sie wird wesentlich mehr auf die **praktische Verwendbarkeit** einer Encyklopädie nicht auf das **materielle** Bedürfniss des Publikums, mehr auf ausführliche Behandlung der **realen** Wissenschaften, mehr auf Ausscheidung von obsolet Gewordenem und Veraltetem, mehr auf das in der **Gegenwart** Bedeutende und Interesse Gewährende, mehr auf Ebenmass, Correctheit und Neuheit der Artikel, mehr auf Gedrungenheit und Präcision des Styls, mehr auf Zweckmässigkeit und Deutlichkeit der **Illustrationen**, mehr auf Eleganz der **Ausstattung**, als die erste Auflage, Rücksicht nehmen. Alle Artikel sind von competenten **Fachschriftstellern** nicht nur revidirt, sondern die meisten umgearbeitet, viele neu geschrieben und viele neue hinzugefügt.

Wöchentlich erscheinen, seit Juli d. J., **zwei** Lieferungen, mit vortrefflichen, eigens für diese Auflage neu hergestellten Karten und Illustrationen. Was über 300 Lieferungen erscheinen sollte, verpflichtet sich die Verlagshandlung **gratis** zu geben.

Ausführliche Prospekte gratis in allen Buchhandlungen. 781

930

Die

Fabrikation der kohlensauren Moussée-Getränke,

als

des künstlichen Champagners, der künstlichen moussirenden Mineralwasser (Selters, Soda, Emser, Wildunger etc.), der Limonades gazeuses (aus Ananas, Citron, Apfelsinen, Himbeer etc.), des moussirenden Gingerbeere (Ingwerbieres), moussirenden Maitrankes, moussirenden Apfelweines, Johannisbeer- und Stachelbeerweines etc. (Apfelwein- etc. Champagner), moussirenden Punsches, Grogs etc.,

sowie

sämmtliche zur Herstellung derselben erforderlichen Maschinen und Apparate

aus der Fabrik von

J. Gressler & Comp. in Berlin,

Königstrasse 34,

Fabrik chemischer, physikalischer und pharmaceutischer Apparate.

(Fortsetzung von Nro. 47.)

Cüvetten-Füllapparat.

Apparat zur Füllung transportabler Sprudelgefässe.

Dieser Apparat ist speziell zu dem Zwecke schleuniger und bequemer Herstellung der Mousségetränke auf den transportabeln Sprudelgefässen (Cüvetten und Ballons nach Fig 6 und 7, mit Rührwerk) bestimmt, und empfiehlt sich derselbe daher ganz vorzüglich sowohl bei Anlage von öffentlichen Trinkhallen, nach Fig. 18, als auch von Lokaleinrichtungen, nach Fig 9 und 10, zur Beschaffung des Bedarfs derselben an gefüllten Sprudelgefässen.

Beistehend in Fig 17 geben wir die Abbildung eines solchen, zur Füllung transportabler Cylinder bestimmten Apparates (welcher ebenso auch zur Füllung transportabler Ballons eingerichtet werden kann). Derselbe besteht aus folgenden Theilen: Einem grösseren *Entwickelungsgefäss* von starkem Kupferblech mit Bleieinlage, Sicherheitsventil, Rührwerk und gewöhnlich mit Regulator zur Schwefelsäure, den *Waschflaschen* von verzinntem Kupfer, dem *Sprudelgefäss* von verzinntem Kupfer, und den *Leitungsröhren* von verzinntem Kupfer, mit Hähnen versehen, zur Verbindung der genannten Theile untereinander.

Die Sprudelgefässe werden, nachdem sie bis zu $^7/_8$ ihres Rauminhaltes mit der moussirend zu machenden Flüssigkeit (Wasser, Wein, Spirituosen etc.) gefüllt worden, auf das Statif festgeschraubt, und das, von den Waschflaschen kommende Leitungsrohr, mit dem Halse der Cüvette oder des Ballons in Verbindung gebracht. Es werden nunmehr die Verbindungshahnen an den Leitungsröhren geöffnet und das Entwickelungsgefäss mit den entsprechenden Quantitäten Magnesit und Schwefelsäure (welche bei Lieferung jedes Apparates von uns genau angegeben werden) beschickt. Ist das Entwickelungsgefäss mit Regulator zur Schwefelsäure versehen, so wird der Magnesit in das Entwickelungsgefäss (mit gleichen Theilen Wasser) eingerührt, die Schwefelsäure in den Regulator (welcher innen mit Blei ausgelegt ist)

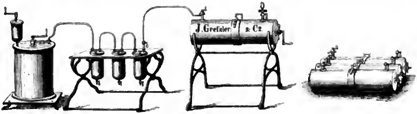


Fig. 17. Cüvetten-Füllapparat.

gebracht, und durch Zurückdrehen des, mit Blei umlegten Schleusszapfens, die Säure aus dem Regulator zum Magnesit im Entwickelungsgefäss zugelassen. Das sich sogleich entwickelnde Kohlensäuregas streicht durch die Reinigungsflüssigkeit der Waschflaschen (reines Trinkwasser) hindurch in die Flüssigkeit des Sprudelgefässes, und wird von derselben, in Folge gegenseitiger Mischung und unter Einwirkung des, von der Kohlensäure selbst ausgehenden Druckes, absorbirt und hierdurch das Moussée in der Flüssigkeit erzeugt. Die Regulirung des hierbei erforderlichen Druckes erfolgt, unter Beobachtung des Manometers, und zwar bei denjenigen Apparaten, welche am Entwickelungsgefäss mit Regulator zur Schwefelsäure versehen sind, durch wiederholtes Zulassen derselben (bis zu einer bestimmten Quantität) zu der im Entwickelungsgefäss befindlichen Magnesitflüssigkeit und wechselweiser Bewegung der beiden Rührwerke in dem letztern und im Füllgefäss; ist der Regulator am Entwickelungsgefäss nicht vorhanden, so wird derselbe Zweck auch durch blosse Drehung der betreffenden beiden Rührvorrichtungen erreicht, wie diess bei Beschreibung der Selbstentwickelungsapparate nach Fig. 2 u. 3 angegeben.

Sobald die gehörige Sättigung der Flüssigkeit (welche bei wenig unterbrochener Drehung der beiden Rührwerke nach circa $^1/_2$ Stunde erfolgt und daran ersichtlich wird, dass das Manometer, trotz Drehung der beiden Rührer, keine Schwankungen mehr zeigt) stattgefunden hat, wird das Füllgefäss abgenommen und durch ein anderes ersetzt, mit welchem wiederum in derselben Weise verfahren wird. — Wir fertigen diese Apparate in fünf verschiedenen Grössen, je nach Grösse der zu füllenden Gefässe, wie nachstehend angegeben:

Apparate zur Füllung transportabler Sprudelgefässe

nach Fig. 17,

in fünf verschiedenen Grössen.

1)	Apparat zur Füllung von Gefässen von	10—15 Quart	100	Thlr.
2)	„ „ „ „ „ „	20—25 „	250	„
3)	„ „ „ „ „ „	30—40 „	[illegible]	„
4)	„ „ „ „ „ „	50 „	300	„
5)	„ „ „ „ „ „	60 „	383	„

Diese Preise verstehen sich exclusive des Regulators zur Schwefelsäure (im Entwickelungsgefäss) und werden dieselben nach Grösse der Apparate mit 55—110 Thlr. berechnet; sowie exclusive der Sprudelgefässe (Cüvetten und Ballons nach Fig. 6 u. 7), deren Preise früher bereits angegeben wurden.

Speciell für diesen Cüvettenfüllapparat ist die Anwendung des Regulators (zum beliebigen Zulassen der Schwefelsäure zum Magnesit im Entwickelungsgefässe) durchaus zu empfehlen, da mit Hülfe desselben man im Stande ist, die zur Speisung *mehrerer* Sprudelgefässe erforderliche Kohlensäure nach und nach im Entwickelungsgefässe herzustellen, ohne dasselbe für jedesmalige Entwickelung auch jedesmal mit den beiden Substanzen beschicken und nach der Entwickelung ebenso wieder ausleeren zu müssen; vielmehr wird diess bei Anwendung des Regulators erst je nach Speisung von 3—4 Sprudelgefässen erforderlich.

Noch machen wir darauf aufmerksam, dass die Selbstentwickelungsapparate nach Fig 2 und 3 alsdann auch als Cüvettenfüllapparate der hier beschriebenen Construction benützt werden können, wenn an die letzte Waschflasche derselben ein *zweites* Leitungsrohr mit Kreuzhahn, zur beliebigen Leitung der Kohlensäure nach dem Mischgefäss oder nach den Sprudelgefässen, — oder auch zur gleichzeitigen Leitung nach beiden — angebracht wird. Es kann somit ein solcher Apparat gleichzeitig zur Abfüllung der moussirenden Flüssigkeiten auf Flaschen, Syphons etc. von dem Mischgefäss aus, als auch zur Füllung transportabler Sprudelgefässe nach Fig. 6 und 7 mit Hülfe des zweiten Leitungsrohres angewendet werden, und ist derselbe daher als ganz besonders zweckmässig zu empfehlen. Die Abbildung und nähere Beschreibung betreffenden Apparates ist aus unserem ausführlichen Preis-Courante zu ersehen.

Verabreichung der Moussée-Getränke in Syphonflaschen.

Die gewöhnlichen, mit Soda-, Selters- und anderem kohlensaurem Wasser sowie auch mit Limonade gazeuse, moussirendem Wein u. s. w. gefüllten und mit Kork verschlossenen Flaschen haben den Uebelstand, dass beim Oeffnen derselben jedesmal ein beträchtlicher Theil des Kohlensäure-Gases entweicht und in Folge dessen die letzten Gläser des Getränkes gewöhnlich schaal zu schmecken pflegen. Diesem Umstande hat man durch verschiedene Vorrichtungen abzuhelfen gesucht, welche alle darauf hinausgehen, den mit der moussirenden Flüssigkeit gefüllten Flaschen einen solchen Verschluss zu geben, dass man die Flüssigkeit in beliebiger Quantität aus denselben herausnehmen kann, ohne dabei den Verschluss von der Flasche abzunehmen.

Die bekanntesten Constructionen der auf solche Weise verschlossenen Flaschen sind die der sogenannten Syphon- und der Ossouf-Flaschen, und geben wir in Fig 18 und 19 zwei Abbildungen der ersteren, als den am häufigsten im Gebrauch befindlichen. Wie hierbei ersichtlich, hat man dieselben in cylindrischer und in bauchiger Façon, von denen wiederum erstere als billiger, leichter zu handhaben und in den Transportkörben und Kisten weniger Raum wegnehmend, den letzteren gewöhnlich vorgezogen werden.

Die Syphon-Flaschen sind mit zinnerner Fassung versehen, in deren Innern sich eine bis fast zum Boden der Flasche hinabreichende Glasröhre befindet. Das Innere der Zinnfassung und zwar der obere Theil derselben bildet eine kleine Röhre, in welcher sich eine an dem äusseren sichtbaren Knopf der Fassung befestigte Feder befindet, welche an ihrem untern Ende einen Ventilknopf trägt, und durch Anpressen desselben an die untere Oeffnung der Röhre den Verschluss derselben bewirkt. Unter dem Ventilknopf und oberhalb der eingesetzten Glasröhre befindet sich in der Zinnfassung ein freier, etwas weiterer Raum, so dass beim Aufdrücken auf den freistehenden Knopf der Ventilknopf durch die Feder von der untern Oeffnung der kleinen Röhre ab und in den freien Raum gedrängt, daher die kleine Röhre hierdurch geöffnet wird. Die direkte Fortsetzung der obern kleinen Röhre bildet die seitliche sichtbare Ausflussröhre, so dass demnach, beim Aufdrücken auf den freistehenden Knopf der Fassung, diese Ausflussröhre mit der kleinen Röhre und dem freien Raum der Zinnfassung sowie mit der Glasröhre in direkte Verbindung gebracht wird, und dem entsprechend, diese Verbindung sofort beim Aufhören des Druckes wieder aufgehoben wird.

(Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 49.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

VI. Band. III Jahrgang. Zweites Semester.

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, 1. September 1861.

Erscheint jeden Sonntag. Preis vierteljährlich Thlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr. rhein.

Die Enthusiasten.

Novelle

von

Alfred Meißner.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Der Epoche machende Besuch.

Mit der Ankunft des Herrn von Stein und seines Gastes begann sich in dem sonst stillen Schlosse ein geräuschvolles Leben zu regen, wie wenn ein Kaiser mit großem Gefolge beherbergt und bewirthet werden sollte. Die Frau Baronin hatte die oberste Leitung von Allem übernommen, nicht nur, weil ihr der zurückgekehrte Gatte die frohesten Nachrichten über ihr Kind gebracht, sondern weil sie auch an Allem Vergnügen fand, was ihrem Gatten Freude machte. Die ganze Dienerschaft war auf den Beinen, um zu dem Souper, das Abends stattfinden sollte, alle Leckerbissen des Landes und des Meeres zusammenzutragen.

Torrentini war sehr angenehm erstaunt, seinen begeisterten Verehrer in so glänzenden Verhältnissen zu se-



Die Villa der Kaiserin von Oesterreich auf Korfu. Nach einer Originalzeichnung von H. Schmitt. (S. 770.)

hen. Er ließ sich sogleich durch das ganze Schloß und den Park führen und ließ sich sogar alle landwirthschaftlichen Gebäude zeigen. Er hatte das lebhafteste Interesse dafür, da er schon seit zwanzig Jahren auf dem Lande lebte und trotz seiner Künstlerseele Sinn für die Oekonomie hatte.

Der Baron, der überall, wie sich versteht, selbst den Führer machte, schlürfte das Lob, welches sein sichtlich befriedigter Gast reichlich zu spenden alle Ursache fand, mit dem größten Behagen ein, aber viel lieber wäre es ihm doch gewesen, man hätte gar Nichts angesehen, sondern sich im Zimmer eingeschlossen und musizirt, bis die Hände vor Müdigkeit nicht mehr vermocht hätten den Bogen zu halten.

Als endlich alles in Augenschein genommen war, pries sich der Baron glücklich, daß er Nichts mehr besaß, wodurch sie noch länger abgehalten werden konnten ein Duett zu spielen; da hatte aber Torrentini wieder den Einfall, die schönen, hinter dem Park liegenden Waldhügel zu besteigen, um von dort aus die reizende Land-

schaft, welche im ersten Frühlingsgrün prangte, zu überblicken. Es ließ sich abermals nicht Nein sagen, und so kam der Abend und die Souperzeit heran, ohne daß der Baron seiner schwärmerisch geliebten Amatigeige auch nur guten Tag gesagt hätte.

Der Italiener war, wie man schon weiß, ein so gesprächiger Herr, daß er auch an der Abendtafel die Kosten der Unterhaltung allein trug; der Baron aber wunderte sich, daß Jemand, der so viel sprach, auf Alles, nur nicht auf Musik zu sprechen komme.

Mitternacht war nahe, als endlich der gewünschte Gegenstand das einzige Mal und nur sehr leichthin berührt wurde, da sich das Gespräch auf Torrentini selbst gelenkt hatte. Er sagte: „Es sind mehr als zwanzig Jahre, seit ich das Künstlerthum an den Nagel gehängt habe."

„Ah!" fiel der Baron, darüber ganz betroffen, mit einem Laute der höchsten Verwunderung ein. „Wie kann man das?"

„Ihr Erstaunen," erwiederte Torrentini, sich ihm zuwendend, „hat einen guten Grund. Ich hätte mich der Mißdeutung nicht ausgesetzt, wenn ich gesagt hätte, daß ich das Künstlerthum als Stand aufgegeben, ohne deßhalb der Kunst Lebewohl gesagt zu haben!"

„Darum eben!" rief der Baron mit erleichtertem Herzen. „Ein geborener Künstler bleibt Künstler, wie die Flöte eine Flöte bleibt, bis sie in Stücke bricht!"

„Sehr wahr!" sagte der Italiener, lebhaft zustimmend. „Ohne Kunst wäre meine Seele ein Krüppel, ein Vogel ohne Flügel, ein Fisch ohne Flossen, eine Biene ohne Saugrüssel!"

„Da hört man den Tondichter wieder," rief der Baron mit begeisterungsvoll funkelnden Augen, „der das sturmbewegte Appassionato dichtete, in seinen ‚Lagrime d'un angelo' Engelsthränen hervorschluchzte und in seinem ‚Maskadengesang' einen Satz schuf, dessen dythirambischer Humor alle Sinne des Zuhörers freudetrunken macht!"

„Lieber Baron," versetzte Torrentini, dem das ertheilte Lob ein fast ironisches Lächeln abgelockt hatte, „Sie stellen jetzt meine Bescheidenheit auf eine ärgere Probe als im Postwagen, da Sie mich nun kennen. Doch kehren wir zu unserem abgerissenen Gespräche wieder zurück. Als ich mich nämlich vor zwanzig Jahren — doch, ich will den anstößigen Ausdruck nicht wieder gebrauchen — kurz, als ich mich von der Oeffentlichkeit in's Privatleben der Kunst zurückzog, siedelte ich mich in Deutschland, wo meine einzige Tochter verheirathet war, an und glaubte ein ruhig beschauliches Leben führen zu können, aber eine Finanzkrise, in welche mein Schwiegersohn gerathen, nöthigte mich, mein Vermögen in sein Geschäft zu werfen und es wurde allmälig und unbemerkt ein Geschäftsmann aus mir. Ich bin gegenwärtig Theilhaber an einer Papierfabrik."

„Einer Papierfabrik?" fragte der Baron, der seinen Ohren nicht traute.

„Ja!" sagte Torrentini, die Miene seines Gastherrn richtig deutend. „Ich bin Papierhändler! Oder wäre ein Weinhändler poetischer?" fügte er scherzhaft hinzu.

Der Baron zwang sich zu lachen.

„Sie lachen?" fuhr der Italiener fort. „Wissen Sie, daß ein Mann, den wir Beide hoch verehren, unter ähnlichen Umständen Weinhändler geworden?"

„Und wer wäre das?" fragte der Baron, ganz Neugier.

„Unser alter Viotti!" war die Antwort. „Als er die Direktion der großen Oper in Paris niedergelegt, eröffnete er ein Weingeschäft in Turin. Er dichtet seine schönsten Konzerte, während er Weinproben kostet und Fässer zeichnet!"

Dieses große Beispiel machte auf den idealistischen Baron Eindruck und er war nach wenigem Nachdenken im Stande, sich Torrentini als Papierfabrikanten zu denken.

Als man auseinander gegangen war und der Baron in seinem Bette lag, schwirrten die Ereignisse des Tages so lebhaft vor seinen Augen, daß lange nicht an's Schlafen zu denken war. Das durchschlagende Gefühl aber war der Schmerz, daß so viel kostbare Zeit verloren gegangen, ohne musikalisch ausgebeutet worden zu sein, und er schlief erst ein, nachdem er den Entschluß gefaßt, morgen gleich nach dem Frühstück auf Kosten jeder Rücksicht seinen Gast zu zwingen, die Violine und den Bogen zu ergreifen und zu spielen. Früh genug würde ja die schreckliche Nachmittagsstunde schlagen, wo die Post in Fichtenbrunn eintreffen und ihm den großen Künstler vielleicht für immer entführen werde.

Am andern Morgen — es war noch früh — träumte ihm, daß er eine Violine höre; er schlug die Augen auf und hörte sie wirklich.

Torrentini, gewohnt, sehr früh aufzustehen, war beim Ausgehen in eines der anstoßenden Zimmer gerathen. Es war das Musikzimmer, das Allerheiligste des Barons. Dort hatte er eine der zahlreichen an der Wand hängenden Geigen herabgenommen, einige Striche gethan und plötzlich, von der Muse hingerissen, zu spielen angefangen.

Als er so in dem Spiel vertieft dastand und die Töne zum Fenster hinausfliegen ließ, wurde die Thüre aufgerissen und der Baron stürzte herbei — verschlafen, zerrauft, ungekämmt und ungewaschen, ohne Beinkleid, die Pantoffeln auf den nackten Füßen, den Schlafrock, in dessen einen Aermel er unterwegs geschlüpft, hinter sich nachziehend.

„Grausamer Freund," rief er ganz trostlos mit schwacher Klagestimme, ohne zu ahnen, welche lächerliche Gestalt er vorstellte, „Sie lassen mich nicht wecken, nicht rufen! Aber ich habe den Bogenstrich des Meisters gleich erkannt!" — seine Stimme begann sich zu heben, sein ganzes Gesicht zu beleben. „Aber was haben Sie da gespielt? Es klang mir gar nicht fremd, doch spielen Sie, spielen Sie weiter, wie wenn ich gar nicht da wäre! Sie wahrhafter Orpheus!"

„Aber Baron," sprach Torrentini, der das Lachen kaum zu verbeißen vermochte, „Sie erkälten sich in der frischen Morgenluft! Ich spiele Ihnen später so viel vor, als Sie verlangen!"

„Spielen Sie nur einige Takte!" rief der Baron. „Das Thema war mir so bekannt — nur ein paar Takte!"

„Das hat ja keinen Werth!" versetzte Torrentini, dem eine solche Höhe der Schwärmerei noch neu war. „Kleiden Sie sich an, dann musiziren wir, wie es sich gehört."

„Nur ein paar Takte!" flehte der Baron noch inständiger, es erinnerte an den Eigensinn eines Kindes.

„Sie weigern sich in Ihr Schlafzimmer zurückzukehren?" sprach der Künstler mit komischem Ernst. „Sie haben mich früher einen Orpheus genannt, ich will nun sehen, ob mir ein Stein folgen muß!"

Er begann sogleich einen wilden Sturmmarsch zu spielen, wobei er gleichzeitig mit großen Schritten der Thüer zuschritt, ging durch den langen Korridor, immerfort spielend, und weiter, die Treppe hinab, ohne sich nach dem Baron umzusehen, der ihm mit gierigen Ohren nachlief, und hörte erst auf, bis er in dessen Schlafzimmer angekommen.

„Großer Künstler!" rief der Baron ganz enthusiasmirt aus, „famos, meisterhaft, unübertrefflich, da capo!"

„Keinen Ton mehr, bis Sie angekleidet sind," sagte Torrentini, über einen so zum Aeußersten getriebenen Enthusiasmus erstaunt lächelnd.

Mit der größten Eile gehorchte der Baron. Im Nu war er im Beinkleide, in den Strümpfen und griff eben nach den Stiefeln, als Torrentini den scherzhaften Einfall hatte, einen einzigen Bogenstrich zu machen.

Sofort ließ der Baron den Stiefel fahren, da aber die Geige hartnäckig schwieg, machte er sich hurtig wieder an die Arbeit.

Nach beendigter Toilette begaben sich beide in das Musikzimmer, welches durch große und kleine Gypsbüsten der Tondichter aller Zeiten, durch Porträts großer Virtuosen, durch ein Dutzend an der Wand hängender Violinen und einen mit Musikalien bis an die Decke gefüllten Riesenschrank charakterisirt war.

Torrentini trug, ohne sich weiter bitten zu lassen, eine Phantasie von seiner Komposition vor.

Mit der aufgeregtesten Aufmerksamkeit und einer heiligen Andacht lauschte der Baron den Zaubertönen, als wollte er sie mit allen Poren einsaugen. Er war von dem Eindrucke überwältigt, und erdrückt, als Torrentini zu Ende gespielt hatte.

„Meister, Meister!" ächzte er, „ich bin nicht bei mir selbst! Die Komposition hat mir die Seele hoch hinauf entführt, ich muß sie erst vom Himmel herunterholen! Und die Ausführung, Ihr Spiel! Darf es von einem Schüler, einem Anfänger wie ich, gerühmt werden?"

Statt aller Antwort, die einem so bescheidenen Manne sehr schwer fallen mußte, fuhr Torrentini wieder über die Saiten hin, und die Seele des Barons wurde abermals, wie Ganymed von Jovis' Adler, über die Wolken emporgetragen.

Nachdem sich der Baron von seinem auf's Neue ausgebrochenen Bewunderungsparoxismus erholt hatte, sollte er auf Torrentini's Verlangen selbst die Geige zur Hand nehmen und Etwas vortragen. Er sträubte sich mit Händen und Füßen dagegen — es war nicht Ziererei, ihm fehlte der Muth. Erst auf wiederholtes Drängen ließ er sich dazu herbei.

Das Instrument, welches Torrentini auf's Gerathewohl ergriffen hatte, war ein moderner Pariser. Der Baron hatte sich natürlich seine berühmte Cremoneser von Amati geholt; diese war ja sein Stolz, ein Stück von ihm selbst, und er fühlte sich durch die Bewunderung ihrer Vorzüge zum Mindesten ebenso sehr geschmeichelt, als durch das Lob seines eigenen Spieles.

Es war ihm eigentlich nicht ganz recht, als er sich vor dem Notenpult hingestellt hatte, um das schon erwähnte Appassionato vorzutragen, und seine Violine stimmte, daß Torrentini, der einige Schritte davon saß, nicht sogleich auf das Kleinod aufmerksam wurde und von edler Neugierde erregt aufsprang. Er selbst wollte es ihm nicht sagen, denn er dachte, ein solcher Fachmann, welcher gar manches Instrument von Amati in der Hand gehabt haben und wohl selbst ein solches besitzen mochte, werde gar schnell aus der Leichtigkeit und Klarheit der Ansprache und der seelenvollen Kraftfülle der Töne erkennen, aus wessen Werkstätte die Violine hervorgegangen sei, und müsse auf das Höchste überrascht werden.

Es war ein feierlicher Moment, als er endlich den Bogen erhob, um ihn anzusetzen, von Torrentini's Auge beherrscht, während von den eingerahmten Lithographieen an der Wand die Geister von Beriot, Mayseder, Ernst und Molique auf ihn herabsahen. Es hatte fürwahr nie ein Künstler vor einem großen Publikum mit größerer Beklommenheit des Herzens debutirt.

Als er zum Schlusse des Vortrags gekommen war und den letzten Strich gemacht hatte, war Torrentini mit ungeheuchelter Ueberraschung herangesprungen.

„Sie setzen mich in Erstaunen!" rief er. „Die Auffassung des Tonwerks, die Reinheit, Energie und Gewandtheit Ihres Spieles sind in der That nicht alltäglich! Ich habe einen achtbaren Dilettanten erwartet und finde einen Rivalen!"

„Sehr gütig," stotterte der Baron, nach der überstandenen Angst die Schweißperlen auf der Stirn trocknend, „überaus freundlich; aber ich kann das Lob nicht annehmen! O Gott, ich kenne meine Gebrechen zu gut! Und die Reinheit und Energie meines Spieles" — er fuhr mit einiger Selbstgefälligkeit in höherem Tone fort — „ist pures Verdienst meiner Geige, pures Verdienst meiner Geige!"

Er hob sein Instrument, das er in der Linken gesenkt hielt, ein klein wenig herausschielend, in die Höhe.

„Ihre Geige ist vortrefflich," sagte Torrentini, indem er dieselbe dem Baron aus der Hand nahm, unwillkürlich lächelnd. „Doch Ihre Bescheidenheit ist schon ein Selbstverkennen zu nennen!" Er sah das Instrument genauer an. „Corpo di Baccho!" rief er, „das ist ja eine ausgezeichnete Arbeit!" Er trat dem Fenster näher und fing die Violine nach allen Seiten zu wenden und auf's Schärfste zu besichtigen an. „Die hat wahrhaftig kein kleiner Meister gebaut! Man würde glauben, einen Amati vor sich zu haben!"

„Sie stammt," sagte der Baron, aufspringend, auf das Entschiedenste, „in der That von Amati."

„Sie sind im Irrthum," erwiederte Torrentini, ohne das Gewicht seines Urtheils zu ahnen. „Diese Geige ist nicht echt!"

Erblassend, sprachlos stemmte sich der Baron an die Fensterbrüstung. Sein Entsetzen wäre nicht größer gewesen, wenn man ihm gesagt hätte, daß eines seiner Kinder unecht sei.

„Verlassen Sie sich darauf," fuhr Torrentini, die Augen noch immer auf die Violine geheftet, fort. „Es ist aber ein wahres Kunststück! Das antiquitätisirende Aussehen ist musterhaft gelungen und der Ton läßt Nichts zu wünschen übrig!"

„Sie glauben?" versetzte der Baron, von der Autorität seines Gastes zermalmt, die Worte kaum vorbringend. „Also unecht?"

„Kein Zweifel!" war die Antwort. „Die Decke, der Hals, das Griffbrett, der Sattel sind bestimmt neu, nachgemacht, falsch, die Seitenwände ebenfalls, dagegen der Boden" — er hielt ein wenig inne, ihn betrachtend, „der Boden dürfte echt, authentisch, von Amati selbst sein, ja ich wage das mit aller Bestimmtheit zu behaupten! Und damit erklärt sich auch die Entstehung dieser Nachbildung von selbst! Der Verfertiger hat offenbar eine schäbig gewordene Cremoneser besessen, an welcher nur der Boden brauchbar war, und dieser edle Ueberrest verführte ihn zu der übrigens wundervollen Fälschung."

„So, so!" murmelte der Baron, um seinen Lieblingsgegenstand gebracht, von der Erkenntniß einer zehnjährigen Täuschung zu Boden gebeugt.

„Sehen Sie," fuhr Torrentini, seine Worte mit Vorzeigung der Geige illustrirend fort, „welcher Unterschied zwischen Boden und Decke! Der Boden, ein von zwei Jahrhunderten gedörrter Ahornspan, hart, spröd, wie Stahlblech! Sehen Sie dagegen die Seitenwände, von demselben Holz gemacht, an! Wie sie sich weich anzufühlen scheinen! Ebenso die Decke! Die Fichte, aus welcher sie geschnitten ist, stand noch lange im Walde, als Amati sammt seinen Söhnen schon längst Staub und Asche war."

Der Baron brauchte Raum und Luft, er stürzte unter einem Vorwande zur Thüre hinaus. Als er später beim Frühstück mit seinem Gaste zusammentraf, war alle seine Lebenslust dahin. Er betheiligte sich kaum am Gespräche, er nöthigte auch Torrentini, wie er sich vorgenommen hatte, nicht mehr, länger zu bleiben.

Als der Italiener im Postwagen saß und dem Baron, der ihm das Geleite gegeben, auf das Herzlichste zunickte, ahnte er nicht, welches Unheil er im Hause seines aufrichtig ergebenen Verehrers angerichtet hatte, und wie die brennende Pechfackel, die er dort unwissentlich zurückgelassen, den schönen, glücklichen Frieden der Bewohner zerstören werde.

Viertes Kapitel.

Das Leben ohne eine echte Cremoneser.

Die schreckliche Enthüllung, die dem Baron zu Theil geworden, säumte nicht lange, eine große Verwandlung an dem äußeren und inneren Menschen hervorzubringen.

Anfangs war er in der traumhaften aber tiefen Trauer versunken, in welcher man den erfolgten Tod eines nahestehenden Wesens noch nicht zu fassen vermag und ihn in einzelnen Momenten fast läugnet, allein er konnte die Violine nicht mehr anrühren und überhaupt nicht spielen. Diese Reaktion war eine psychologische Nothwendigkeit. Seine Eigenliebe war tödtlich verwundet worden, seine Kenner-

schaft hatte einen riesigen Bankrott gemacht, er war so zu sagen an seinem musikalischen Gehör irre geworden.

Daher mußte auch der Zorn gegen den Verkäufer des gefälschten Instrumentes, der in ihm oft wild ausbrach, machtlos in sich zusammensinken. Wie hätte er vor den Mann hintreten und ihm sagen können: Du hast mich betrogen; ich merke es erst nach zehn Jahren. Uebrigens wußte er, daß dieser arme Teufel schon lange zu Grunde gegangen, verschollen, vielleicht gestorben war.

Da der Baron als der große Kunstschwärmer allgemein bekannt war, mußte alle Welt zu mißlichen Deutungen aufgefordert werden, als er mit der Musik gänzlich gebrochen zu haben schien, und von einem immer zunehmenden Trübsinn wie von einer Krankheit verzehrt wurde. Man kam bald allgemein überein, daß dieser Zustand die Folge des Uebermaßes und eines naturwidrigen Lebens sei, welches allemal mit Tiefsinn und Hypochondrie, ja nicht selten weit schlimmer ende. Das war sehr vernünftig und Niemand vermochte Etwas dagegen einzuwenden, aber dem Baron fehlte doch Nichts als eine Cremoneser Geige.

Die Frau Baronin kam der wahren Ursache der auffallenden Erscheinung unbewußt noch am nächsten, indem sie jedesmal, so oft das Gespräch auf ihren Mann kam, zu behaupten pflegte, daß es derselbe räthselhafte Zustand sei, an welchem der Baron nach seiner Verheirathung so lange gelitten, nur mit dem Unterschiede, daß der Zustand sich dießmal nach einem langen tückischen Schlummer gesteigert und verschlimmert zeige.

Das war sehr richtig, denn heute fehlte, wie damals, dem Baron eine Geige, und überdieß war noch der Schmerz hinzugetreten, daß er mit seinem gefälschten Torso so kläglich angeführt worden sei.

Eines Tages saß der Baron in seinem Musikzimmer, dorthin pflegte er sich noch immer zu begeben, aber nicht mehr um zu spielen, sondern um gleichsam am Grabe seiner Illusionen zu weinen. Seine Augen hefteten sich, wie gewöhnlich, auf die sogenannte Cremoneser, welche schon lange unberührt an der Wand hing, auf das künstliche Trugbild, an welchem Nichts als der Boden Realität war! Indem er der glücklichen Nachahmung und deren übrigen Vorzügen unwillkürlich alle Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte, wandte er sich doch mit Zorn, Schmerz und Abscheu von seiner schönen und falschen Desdemona hinweg.

„Wie muß," rief es in ihm, „eine ächte, wahre Geige von Amati tönen, wenn schon ein nachgeäfftes Machwerk so vortrefflich ist!"

Er wußte selbst nicht, wie ihm in diesem Augenblicke wurde, aber es begann von da an eine heilsame Krise zu datiren, und bald war in seinem niedergedrückten apathischen Gemüthe die brennende Sehnsucht nach einer neuen und echten Cremoneser erwacht. Die Hoffnung war somit wieder bei ihm eingekehrt und mit ihr kam die Thatkraft und das Leben wieder. Er spielte jedoch noch immer nicht, spielte keine Note, berührte nicht einmal ein Instrument. Der Umschwung zeigte sich nur in der etwas verbesserten Stimmung und der rastlosen Thätigkeit, mit welcher er in aller Stille nach allen Weltgegenden schrieb und allen Kommissionären die lockendsten Anträge machte.

Was war der Lohn? Nach monatelanger Geduld kam er zur Einsicht, daß auf diesem Wege nicht zum Ziele zu kommen sei. Es schlug ihn aber nicht nieder, sein Muth blieb aufrecht und er beschloß, durch ganz Italien, durch Amati's Vaterland, einen Argonautenzug nach der Violine zu machen.

Da ihm schon lange vorher eine Reise nach dem Süden zur Heilung seiner Gemüthskrankheit empfohlen worden war, schien er endlich nur den Wünschen seiner Gattin, seines Arztes und aller Freunde nachzugeben, als er die Reise wirklich antrat.

Er wandte sich zuerst nach Paris und fühlte sich dort anfangs viel besser, denn er hoffte in dieser an allen Merkwürdigkeiten so reichen Stadt den glücklichen Kauf machen und sich die Weiterreise ersparen zu können. Jedoch gar bald darauf meldete er den Seinigen, daß ihm die Zerstreuung in der Weltstadt Nichts genützt hätte und er die milderen Lüfte des Südens aufsuchen müsse. So betrat er den Boden Italiens, aber auch der Aufenthalt in Turin hatte seine Nerven nicht gestärkt und die sanfte Seeluft von Genua nicht die geringste Wirkung auf sein Gemüth geübt. Er zeigte seiner Gattin an, daß er in Neapel sein Heil suchen und sich demnächst dahin einschiffen werde.

Als aber Woche um Woche verstrichen war, ohne daß wieder eine Nachricht von ihm eintraf, gaben sich seine Angehörigen den ärgsten Befürchtungen hin. Man mußte unter den obwaltenden Umständen beinahe als gewiß annehmen, daß eine schwere Krankheit über ihn gekommen, oder daß er auf der Seereise verunglückt sei.

Als diese Befürchtungen auf's Aeußerste gestiegen waren, traf plötzlich ein Brief ein. Dieser war aus einer Stadt datirt, welche seinen Freunden nicht im Traume eingefallen wäre, nämlich aus Cremona! Der Inhalt klang unendlich wehmüthig. Er schrieb, daß er sich plötzlich entschlossen habe, den Landweg nach Neapel einzuschlagen, aber unterwegs auch auf den Einfall gekommen sei, einen Abstecher nach Cremona zu machen, um dort ein befreundetes Haus mit seinem Besuche zu überraschen, welches jedoch, wie er an Ort und Stelle höre, vor Jahren fortgezogen sei. Da der Baron dort in Wahrheit keine Seele kannte, mußte er unter dem befreundeten Hause die vermoderten Gebeine der Familie Amati verstanden haben. Er habe sich, schloß er, von Cremonas herrlichem Himmel sein ganzes Heil — offenbar die Violine — versprochen, dasselbe jedoch beim besten Willen nicht gefunden. Zwischen Heimkehr und Weiterreise endlos schwankend, habe er so lange geschwiegen, bis er einen Entschluß gefaßt. Dieser bestände nun darin, zu den Seinigen heimzukehren.

Es war klar, daß er das gewünschte Objekt nirgends aufgetrieben und an dem Funde verzweifle.

Wenige Tage nach dem Eintreffen des Briefes war er selbst in Fichtenbrunn angekommen. Man hatte allgemein erwartet, ihn als einen abgezehrten Hypochonder mit tiefliegenden Augen wieder zu sehen und war froh erstaunt, sein Aussehen ganz unverändert, ja vortrefflich zu finden. Das war gar kein Widerspruch, wenn man sich über die eigenthümliche Natur seiner Krankheit klar gewesen wäre.

Ebenso war das ganze Betragen des Barons freier und lebendiger, als es lange vorher gewesen, und hielt auch, was die Hauptsache schien, an. Er sprach mehr als sonst, ging öfter spazieren, pürschte und jagte, nur Musik trieb er nicht wieder. Namentlich Letzteres war für Alle, die es mit ihm gut meinten, ein sicheres Unterpfand, daß seine gänzliche Herstellung unaufhaltsam gefördert werden würde. Schien doch die Quelle des Uebels verstopft, seitdem er mit seiner unnatürlichen und excentrischen Liebhaberei, die nahe daran war zur Monomanie auszuarten, so vollständig gebrochen hatte.

Und trotz alle dem und alle dem sah es in seinem Herzen doch äußerst traurig aus. Die Kluft, die in seinem Innern gähnte, war durch Alles, was er trieb, nicht auszufüllen. Der Grundpfeiler seines Lebensglückes war umgestürzt und nach menschlicher Voraussicht nicht wieder aufzurichten. Seine Schwermuth trat nicht grell hervor, sie höhlte ihn heimlich und so zu sagen unterirdisch aus, so daß er kaum selbst die Fortschritte der Zerstörung merkte, aber eines Gefühles war er sich deutlich bewußt, eines gründlichen Grimmes gegen die Violine, die ihm einen so maßlosen Betrug gespielt hatte. Er gerieth immer in den wildesten Affekt, so oft er an der Thüre seines verödeten Musikzimmers vorbeistreifte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Land und Meer.

Reisebilder aus der Zeit und zur Zeit.

XXXI.

Von Baku nach Tiflis.

Von

Arthur v. Schellhorn.

(Zu den Bildern S. 764 und 765.)

Wir wären schon früher von Baku aufgebrochen, denn alle Sehenswürdigkeiten der Stadt hatten wir in Augenschein genommen, hätte Carlo, mein sorgloser Reisebegleiter, nicht plötzlich die Idee bekommen, sein Album mit Erinnerungen an diese seltsame Stadt zu schmücken. Er zeichnete also den Palast des Chan, das Walsthor, die Fatme-Moschee und einige Typen der Bevölkerung, und war froh, als er all diese Schätze sicher in seiner Mappe barg.

Der ziemlich eisige Wind eines Januarmorgens fegte über den Spiegel des kaspischen Meeres und bestreute die an und für sich weißen Häuser Bakus mit einem Anflug von Schneepuder, als wir, in Mäntel gehüllt, unsere kleinen zähen Pferde bestiegen und die Richtung auf Schamaki, die einstige Hauptstadt von Schirwan, einschlugen. Die Straße, sagte man uns, sei gut und erst vor wenig Jahren angelegt, eine Mittheilung, die uns höchst angenehm war, denn wir hatten auf unserer Steppenreise von Astrachan nach Baku die unpraktikablen Wege oft genug verwünscht.

Die einsame Steppe, deren trostlose Oede ihre Eigenthümlichkeit durch den immerwährenden Anblick eingebüßt, lag bald hinter uns, in der Front aber stiegen die malerischen Gebirge empor, felsgezackt, schwindelhoch und eingepanzert, deren oft gabelförmige Spitzen im Licht der Sonne flammten und aussahen wie brennende Ruinen.

Je weiter wir ritten, desto wohlthuender empfanden wir die Wärme der wolkenanklimmenden Sonne, und wie sie im Zenith stand, mußte ich mich meines Mantels entledigen, obwohl mein guter italienischer Reisekumpan sich tiefer in den seinigen hüllte und versicherte, nun erst fühle er sich wieder als Mensch, vorher sei er ein Eiszapfen gewesen.

Behaglich will ich unseren dießmaligen Ritt im Geringsten nicht nennen; da der leicht gefallene Schnee von der Sonne schon um die zehnte Stunde des Morgens geschmolzen war, glich der Boden ringsum so ziemlich einem Morast; von Vegetation war gar keine Rede, nicht ein Vogel flog durch die Luft, das Leben schien rein ausgestorben. In längeren Pausen bemerkten wir da und dort einige dampfende Naphtalachen, alles Land ringsum zeigt vulkanischen Charakter. Der Boden ist durchfurcht und zerrissen, häufige Erdbeben haben ihn aufgepflügt, nackt und kahl starren die dunklen Klippenwände, an Pflanzen entkeimt der harten Kruste nur Absinthus ponticus, ein Giftkraut, dessen Genuß jedes Thier tödtet, weßhalb man auch an den Poststationen die Pferde nicht frei grasen läßt, sondern dieselben an Pflöcke fesselt.

Die sechste Nachmittagsstunde mochte etwa vorüber sein, als die Sonne sich blutroth zum Untergang neigte. Hinter uns im Osten flimmerte ein goldiges Schneegestöber, zerrissene Wolken, wie die Flordekorationen einer Oper, webten dahinter, und über das phantastisch wogende Gemälde spannte sich die ruhig heitere, farbenprangende Brücke eines Regenbogens, Flüsse und Berge und alles Land ringsum schillernd überwölbend.

Wir hielten in bewundernder Ekstase. Carlo zeigte mit seiner kleinen Rechten, an der ein Goldreif mit einem thaugläuzenden Diamant glitzerte, weit fort nach Südwesten, wo der zweigipfelige Ararat sein majestätisches Schneehaupt in Wolken verbirgt, und sprach, auch mir aus dem Herzen, in seiner melodischen Heimatsprache den schönen Bibelvers: „Zum Zeichen setz' ich meinen Bogen in die Wolken, daß hinfort keine Sündfluth mehr über die Erde kommen soll."

Als die schöne Phantasmagorie sich aufgelöst in kalte, graue Tropfen, trieben wir unsere wackeren Renner zu erneuter Hast; immer stieg die Straße; Thäler und Berge nahmen gewaltigere Proportionen an, wir fühlten uns von Stunde zu Stunde tiefer in der schauerlich einsamen Pracht der kaukasischen Gebirgswelt. Glorreiche Sternenkränze brannten am Himmelszelt, weiß schimmerten die ruhigen Planeten und rothgolden die unstäten Fixsterne.

Meine kleine Taschenuhr zeigte die Mitternacht an, als wir Schamaki oder Schemacha, wie es auch genannt wird, erreichten und in einem Chan vortreffliche Aufnahme fanden. Wir schliefen, unsere Sättel als Kopfkissen, bis tief in den Morgen des andern Tages, und nachdem wir etwas Thee von vorzüglicher Qualität genossen, machten wir uns auf, die Stadt selber zu besichtigen. Das von den umliegenden Höhen herniederrieselnde Wasser macht die Straßen der Art schmutzig, daß man dieselben nur zu Pferde passiren kann. Zirkusartig lehnt sich ein Theil der flachen Dächer Schamakis an einen steinigen Abhang, während ein anderer unten in ein enges Thal sich zwängt; man benennt die beiden Stadttheile nach ihrer Lage Ober- und Unterstadt. Die erstere dient den russischen Beamten zum Wohnsitz und ist ziemlich gesund, in der Unterstadt hingegen ist die Luft feucht und erzeugt fieberhafte Krankheiten. Häufige Erdstöße demoliren fast wöchentlich einige Häuser, und schon mehrere Male wurden ganze Quartiere verschüttet, aber immer wieder bauen die an der Scholle klebenden Bewohner ihr Obdach auf, um es von der ihrer Mühe spottenden Naturkraft in wenig Jahren abermals zertrümmern zu sehen.

Schamaki ist ungemein alten Ursprungs; man behauptet sogar, es sei einst die Residenz des Perserkönigs Cyrus gewesen. Beim Beginn des vorigen Jahrhunderts belief sich seine Einwohnerschaft auf hunderttausend Seelen; heute besitzt es nur noch 10—15,000 Einwohner. Im siebzehnten Jahrhundert verwüstete es Peter der Große, und auch Nadir-Schah zerstörte es vollständig. Im Jahr 1816 bewog der letzte Chan von Schirwan, der sich das Unglück, welches Krieg, Pest und Erdbeben über die armen Bewohner brachte, zu Herzen nahm, dieselben nach Fitag, welches auf einem unzugänglichen Felsen gelegen ist, auszuwandern. So blieb Schamaki bis 1819 verödet, um welche Zeit der russische General Yermoloff seine Einwohner wieder der Stadt zuführte.

Wir stiegen nach der Niederstadt hinunter, um den Bazar zu besuchen, welcher die ganze Hauptstraße einnimmt. Man findet hier dieselben Produkte vor wie in Derbent und Baku, hauptsächlich Waffen, Pferdegeschirre, Sättel, nicht zu vergessen auch seidene Stoffe und Tapeten, ein Industriezweig, in welchem es die Schamakiner zu großer Vollendung gebracht haben. Die Seidenwaaren können getrost mit denen von Lyon rivalisiren, und haben noch überdieß den Vortheil größerer Billigkeit. Die Tapeten werden nach persischen Mustern, den schönsten der Welt, angefertigt. Auch die Waffen sind billig, und wir kauften dort Säbel und Dolche mit den besten Klingen für einen wahren Spottpreis. Die öffentlichen Bauwerke, sowohl die russischen als die Moscheen, bieten weder in der Architektur noch in ihrer inneren Ausschmückung irgend etwas Sehenswürdiges.

Was wir jedoch sehr gern kennen lernen wollten, waren die Sitten der Bewohner, die Eigenthümlichkeiten ihres häuslichen Lebens. Glücklicher Weise traf sich eine Gelegenheit hiezu. Ein reicher Tartar, mit dem wir ganz zufällig bekannt geworden waren, hatte für den Abend einige seiner Freunde zu sich geladen, und er bat uns, ihn ebenfalls in seiner Wohnung zu besuchen. Diese unerwartete Liebenswürdigkeit machte uns natürlich das größte Vergnügen, und zur bestimmten Stunde machten wir uns auf nach dem Hause Mahmud-Bey's, dieß war der Name unseres wohlhabenden und gastfreien Bekannten.

Sein in der Unterstadt gelegenes Haus war in persischem Styl mit Balkonen und nach dem ersten Stockwerk führenden Treppen erbaut. Zuerst gingen wir durch ein großes Vestibul, in welchem sich eine Menge Sklaven befanden, ließen dort unsere Mäntel und Waffen und traten dann in den Salon, in welchem schon eine zahlreiche Gesellschaft versammelt war: Perser, Armenier, Tartaren, der russische Gouverneur und einige seiner Offiziere.

Prächtig und überaus originell war die Dekoration dieses Zimmers. Der Plafond, auf Stuck gemalt, stellte einen kostbaren persischen Teppich vor, dessen Hauptfarbe ein zartes Weiß war; das Karnieß, welches ihn einsäumte, bestand aus keck vorspringenden Stalaktiten von persischer Arbeit; den Hintergrund des Salons bedeckten in Holz geschnitzte Arabesken, die wie brüßeler Spitzen aussahen, an den übrigen Wänden hingen große Spiegel, welche von farbigen und vergoldeten Stuckschnörkeln umschlungen wurden. Möbel waren keine vorhanden, nur auf dem weichen Teppich-Pavimente lagen eine Menge kostbarer Kissen in verschiedenster Form, alle aus hellfarbigem, mit Gold- und Silberborden besetztem Seidenzeuge und mit einem Florüberzug versehen.

Wir setzten uns mit gekreuzten Beinen, gleich den Anderen, auf den Teppich, wobei uns die elastischen, weichen Kissen

zum Anlehnen dienten. Nach Belieben erhielten wir Tschibuk oder Nargileh.

Uns gegenüber kauerten einige Musiker. Der Eine spielte ein der Klarinette ähnliches Instrument, ein Zweiter eine kleine Mandoline aus Ebenholz und Elfenbein, deren kupferne Saiten mit einer Feder gespielt werden. Drei Bayaderen sollten Tänze vorführen. Wir erkannten in einer derselben bald einen Knaben, dem seine weibliche Kleidung recht gut stand, und dessen milchiges, weiches Gesicht leicht für das eines Mädchens gelten konnte. Die Zweite war weder hübsch noch häßlich, die Dritte hingegen war jene berühmte Nuscha, die im ganzen Kaukasus wegen ihrer Schönheit damals gefeiert wurde. Die Musik, welche bald nach unserem Eintritt begann, war Anfangs mehr geräuschvoll als harmonisch. Nach und nach erst konnte man eine regelmäßige Melodie erkennen. Nun erhob sich auch eine Bayadere und der Tanz nahm seinen Anfang. Er besteht eigentlich in einer Art rhythmischen Ganges, bei welchem die Hände mehr agiren als die Beine; die Füße selbst verlassen nie den Fußboden. Trotzdem ist der Tanz nicht ohne Bewegung und er nimmt einen ziemlich geräuschvollen Charakter dadurch an, daß die Zuschauer, wenn sie nach kurzem Anschauen sich für die eine oder andere Bayadere zu interessiren beginnen, ihre Pas mit Händeklatschen gleich den Klängen der Castagnetten begleiten.



Trachten von Baku.

Die Tänzerin schreitet dann auf diesen oder jenen, welcher ihr eben gefällt, zu, und bleibt einen Moment vor ihm stehen, ihn mit den lockendsten, verführerischsten Augen betrachtend. Dieselbe Auszeichnung will nun Jeder erreichen und das Händeklatschen oder Applaudiren erfolgt nun mit gesteigerter Energie, welcher Beifallssturm die Bayadere zu immer größerer Anstrengung und Beharrlichkeit begeistert, bis sie endlich ziemlich erschöpft auf ihr Kissen zurücksinkt.

Das Ganze ist eigentlich ein ziemlich rohes Schauspiel, ist jedoch nicht ganz ohne Reiz und im schlimmsten Falle noch immer decenter, als die vollständigen Pantomimen und Prostitutions-Gesticulationen der europäischen Tänzerinnen, bei denen es nur auf Reiz, nie auf anmuthige Versinnlichung einer Idee ankommt.

Nachher hörten wir noch einige persische und tartarische Lieder an; obgleich wir von beiden den Sinn der Worte nicht verstanden und auch die gepreßt oder durch die Nase gesungenen Töne der Perser uns kein Wohlgefallen entlockten, ging uns die klagende Trostlosigkeit, die wehmüthige Stimmung des tartarischen Gesanges um so mehr zu Herzen; wir hörten gleichsam aus diesen einfachen, rührenden Melodien heraus, wie der heimathlose, nomadische, an sein wildes Leben gewöhnte Tartar dennoch in der Steppe ein Heimweh empfindet nach der ruhigen, trauten Flamme seines mit Kameelmist genährten Heerdes, nach der Mutter seiner Kinder, die zu deren Füßen im Grase der Steppe spielten.

Das Abendbrod, welches persische Diener in hohen spitzen Pelzmützen servirten, bestand theils aus europäischen, theils aus asiatischen Gerichten und endigte mit kleinen Tassen voll Thee, dessen Geschmack so mild, lieblich und aromatisch war, daß wir ein ganz eigenartiges, nie versuchtes Getränk zu schlürfen meinten. Ein Tschibuk mit parfümirtem Tabak machte den Beschluß unseres sybaritisch verbrachten Abends.

Während der Mahlzeit und auch bei der Aufführung der Tänze war keine Frau gegenwärtig gewesen, doch versicherte man uns, daß die Weiber des Hausherrn mit einigen ihrer Freundinnen hinter einer im Hintergrunde des Saales angebrachten vergitterten Loge allen Vorgängen zugeschaut, und daß namentlich die Gegenwart von einigen Fremden aus dem westlichen Europa ihre Neugierde absonderlich gereizt habe.

In früher Morgenstunde reisten wir wieder von Schamachi ab, reichlich mit Proviant versehen, denn in den „Kronenhäusern" und Stationen ist in der Regel nur Wasser und Feuer vorräthig. Unser nächster Bestimmungsort war Baku.

Der Anblick des Landes war auf dem diesmaligen Re



Tanzunterhaltung bei einem reichen Tartaren in Schamachi.

nicht so öde, als den Tag vorher: schöne Baumgruppen standen am Wege, in der Ferne wurden selbst Wälder bemerkbar. Zu unserer Rechten gähnten schwindeltiefe Abgründe, weiterhin stiegen starr und felsgezackt die kaukasischen Gipfel empor, von Schnee schimmernd und um die granitne Stirn einen Turban weißer leuchtender Wolken gewunden. Zur Linken aber dehnten sich unabsehbare Ebenen, doch konnten wir einzelne Gegenstände auf denselben nur schwer unterscheiden, weil wir in zu bedeutender Höhe hinritten.

Nach einer Stunde Weges fiel die Straße jäh abwärts: losgerissenes Gestein hemmte die Passage, umgestürzte Bäume bildeten förmliche Verhaue, die Pferde sanken tief in den Schmutz oder rutschten, da das Gerölle nachgab, oft einige Schritt weit den Abhang hinunter. Als wir mit saurer Mühe endlich an der Basis des Berges ankamen, sahen wir auf den eben zurückgelassenen Weg zurück, und waren in der That erstaunt, nicht den Hals gebrochen zu haben. Doch blickt man ja immer auf eine überstandene Gefahr mit Scherz zurück.



Ansicht von Schamaki.

So gelangten wir nach Neu-Schamaki, welches aus einigen Hütten besteht, die zwar einen bezaubernd schönen landschaftlichen Hintergrund besitzen, deren Klima aber ungesund, feucht und fieberhaft, doch sahen wir häufig Maulbeerbäume, und man versicherte uns, bei einiger Pflege könnte die Seidenzucht hier gewinnbringend sein.

In der Mitte des kleinen Platzes der Stadt saß auf einem Baumstamm ein tatarischer Schlachter, der seine Fleischstücke vor sich ausgebreitet hatte und Käufer erwartete. Eine Menge zottiger Hunde, wolfsähnliche Bestien, lungerten um diesen eigenthümlichen Laden, gierig auf die Knochen wartend, die der Tartar ihnen von Zeit zu Zeit zuwarf, worauf dann jedesmal eine blutige Rauferei begann, denn keiner gönnte dem andern die Beute.

Wir hielten uns in Neu-Schamaki nur so lange auf, bis unsere Pferde etwas Gerste gefüttert hatten, dann ging's im Trabe weiter durch eine majestätische Berglandschaft.

Nucha, das lieblichste Dorf, welches wir seit Astrachan erblickt, lag endlich vor uns; es ruht in einer Bergeinsattlung am Fuße eines prächtigen Waldes voll uralter Bäume, deren eben sprießendes Laub ein kühler Wind zitternd bewegte. Durch die Hauptstraße des Ortes fließt ein kleiner Gebirgsbach, der eben jetzt ziemlich viel Wasser führte, wie denn in der ganzen Gegend kein Mangel an kleineren Bächen ist, die von der Gebirgslehne der Ebene zufließen.

Was bei dem sonst so reizenden Nucha aber nicht als große Annehmlichkeit bezeichnet werden kann, ist die Unsicherheit der Umgegend. Die Lesghier namlich machen daselbst häufig räuberische Einfälle, und man kann sich daher nicht tausend Schritt von der Stadt entfernen, ohne mit Handschar und Pistolen bewaffnet zu sein. Auch jedes Haus gleicht einer kleinen Festung, die Mauern sind mit Crenaux versehen, und die hier lagernden Truppen stehen stets auf dem „Qui vive!“

Nucha's Seidenindustrie ist ziemlich bedeutend, und die Russen, welchen soviel als möglich daran liegt, mit den Lesghiern in Freundschaft zu leben, sehen es gern, wenn dieselben nach dem Bazar der Stadt kommen, um dort zu handeln. Auch eine große Spitzenfabrik, die bedeutendste des Kaukasus, beschäftigt eine Menge Arbeiter, und Tuche, Schuhzeug und namentlich im ganzen Orient geschätzte Sättel werden dort fabrizirt.

(Schluß folgt.)



Das Kuhschel.

Die Wohnung der Kaiserin von Oesterreich in Korfu.

(Zu dem Bild S. 765.)

Das odysseeische Land der Phäaken, wohin Ulysses im elendigen Floß kam, nachdem er durch die salzige Meerflut Mühseligkeiten jeder Art erduldet, und wo des Alkinoos' Tochter Nausikaa ihn freundlich in die gastlichen Gemächer des Vaters geleitete, heißt heute Korcyra oder Korfu, und ist die größte Insel der an der Westseite des epirotischen Strandes gelegenen jonischen Eilande. Als die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, durch die stärkende Luft des atlantischen Oceans und das milde Klima Madeiras von ihrem Leiden geheilt, auf der Rückreise von dort nach Triest an dem herrlichen, in südlicher Vegetation prangenden und vom hohen San Salvadore überragten Eilande vorüberfuhr, mochte die hohe Frau nicht ahnen, daß das rauhe Klima ihres cimmerischen Vaterlandes sie bald wieder abtreiben würde, einen milderen Himmelsstrich aufzusuchen. Leider verschlimmerte sich der Gesundheitszustand Ihrer Majestät nach kurzem Aufenthalte in der Heimat wieder derartig, daß die Aerzte abermals der hohen Leidenden ein südliches Land zum Kurort anrathen mußten, und die Insel Korfu, berühmt durch ihre gleichmäßige, im Sommer von den Seewinden gekühlte Temperatur, wurde dazu erwählt. — Am 23. Juni, einem Sonntag, traf Ihre Majestät mit einem Extrazug in dem kaiserlichen Lustschloß Miramar bei Triest ein, und fuhr am andern Morgen mit dem Ihren Namen führenden Kriegsdampfer „Elisabeth", welcher auf das Comfortabelste hergerichtet war, nach Korfu ab. Die Lloyddampfer „Greif" und „Triest", für das Gefolge und das Gepäck bestimmt, begleiteten die „Elisabeth", und das Kommando dieser kleinen Flotille führte Contre-Admiral Alphons Wissiak. Das englische Gouvernement hatte Ihrer Majestät das Gouvernementspalais angeboten, welches in der Nähe der Hafenzitadelle an der Esplanade liegt, und von schönen Anlagen mit dem marmornen Standbild des Feldmarschalls Grafen Schulenburg umgeben ist, allein der Militärübungen wegen, welche dort abgehalten werden und den Platz zu tumultuös machen, mußte dieß Anerbieten abgelehnt werden. Vielmehr wurde für die Kaiserin ein einfaches, aber elegantes Privatlandhaus mit großem Garten gemiethet, und ist dasselbe mit solider Pracht eingerichtet worden. Seit dem Aufenthalt in Korfu sind bei der hohen Leidenden alle drohenden Symptome mit merkwürdiger Schnelligkeit verschwunden, und die Diagnose der Aerzte sagt mit Sicherheit voraus, daß ein späterer Aufenthalt in Kairo die Gesundheit Ihrer Majestät dauernd befestigen werde.

Die Traubenkur am Haardtgebirge.

Ein Brief aus der Pfalz.

Ueber den Stand der Weinreben in unserer Kurgegend schon jetzt Näheres zu erfahren, wird Ihren Lesern, insbesondere Denen, welche auf die Weintraubenkur reflektiren, gewiß um so mehr von Interesse sein, als schon hie und da das Gerücht auftauchte, der Gebrauch dieser Kur sei in Folge der starken Kälte des jüngstverflossenen Winters dieß Jahr mehr Schwierigkeiten unterworfen, als in sonstigen Jahren.

Der Sachverhalt ist folgender. Die etwas ungewöhnliche Kälte — bis zu 16° R. — während der ersten zwei Drittheile des Januars berechtigte wohl zu einiger Besorgniß, es möchten die ohnedieß nicht sehr kräftigen einjährigen Zweige der Weinreben, soweit sie nicht vom Schnee bedeckt waren, einigen Schaden erlitten haben. Daß die eigentlichen Weinstöcke, die Stämme, nicht Noth leiden konnten, dafür bürgte die bedeutend hohe Schneelage. Die früher als gewöhnlich auftretende Frühlingswärme zeigte jedoch bald, daß jene Befürchtung nur theilweise sich rechtfertigte, indem die meisten Augen sich gehörig zu entwickeln schienen, und nur ein kleiner Theil derselben ganz ausblieb. Nachdem nun die Augen bereits ein bis mehrere Zoll lange Schößlinge getrieben hatten, traten zu Ende April wiederholt Nachtfröste ein, welche an allen tiefgelegenen Weinbergen einen sehr bedeutenden Schaden verursachten, indem zwei bis vier Fünftheile der Schößlinge total erfroren. Ueberdieß zeigten sich an den nicht erfrornen jungen Trauben der Gutedel wenig Blüthenknospen, so daß diese Traubensorte auch weniger Früchte bringen wird, als sonst.

Besser gestalteten sich diese Verhältnisse in den höher gelegenen Weingegenden, insbesondere am obern Haardtgebirge, wo bei mehr bewegter, trockener Bergluft bekanntlich die Nachtfröste seltener Schaden bringen. Sehr reichliche Früchte trägt daselbst besonders die „Oesterreicher" (auch Franken oder Sylvaner) genannte Traubensorte. Es ist demnach der diesjährige Ertrag je sehr nach den einzelnen Lagen verschieden, daß, wenn an den hochgelegenen Weinbergen des obern Haardtgebirges, z. B. bei Bad Gleisweiler, auf einen Morgen Landes ½ Stück Wein erzielt wird, dasselbe Flächenmaß eine Stunde weiter abwärts gegen die Rheinebene, oder in sämmtlichen niederen Lagen des unteren Haardtgebirges, bei Deidesheim, Forst, Dürkheim u. s. w., kaum etwa ⅒ Stück Wein liefern wird. — Soviel über die Quantität.

Die Qualität wird, annähernd den Jahren 1857, 1858 und 1859, jedenfalls eine sehr gute werden. Zum Essen, also zur Weintraubenkur, wird man allenthalben an den bekannten pfälzischen Kurorten Ueberfluß an dieser Frucht finden. Die betreffende Kur mit guten weißen Tafeltrauben wird wohl mit dem 10. September beginnen können, währenddem die frühe Jakobstraube bereits allenthalben reif zu finden ist. — Bekannt ist die heilbringende Wirkung der Weintrauben, besonders wenn solche möglichst frisch in den Weinbergen selbst genossen werden können, gegen Stockungen in den Unterleibsorganen, Hämorrhoiden, Anschwellungen der Leber und der Milz, gegen Bildung von Gallen- und Blasensteinen, gegen Gicht und Flechten, ferner gegen chronische Katarrhe, Asthma und Tuberkulose.

Wir geben uns um so mehr der Hoffnung eines lebhaften Besuches hin, als die bereits reichlich eingetroffenen Anmeldungen zur Zusammenkunft der Aerzte und Naturforscher in unserer [illegible] ohnehin im Laufe des Monats September eine außergewöhnliche Belebung des wegen seiner Naturschönheiten von Jahr zu Jahr mehr besuchten Haardtgebirges verspricht. N.

Zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum der sächsischen Dampfschifffahrt.

(Zu dem Bild S. 772 und 773.)

Wohl der kleinste Theil der fünfzigtausend Fremden, welche das freundliche Dresden oder Elbflorenz alljährlich besuchen, hat unterlassen eine Fahrt auf der Elbe, sei es ab- oder aufwärts, mittelst Dampfschiff zu machen, d. h. Mancher, der diese Zeilen lesen wird, erinnert sich der angenehmen Stunden einer fröhlichen Fahrt durch die sächsische Schweiz, vorüber an den Felsen der schroff emporsteigenden Bastei, oder des Königssteines mit seinem Nachbar dem Lilienstein, auch wohl gar Herrnskretschen als Einsteigepunkt für den Winterberg und dem Prebischthor, als Glanzpunkt und Ziel der Sächsischen-Schweiz-Reisenden, vielleicht sogar bis da, wo sich das Elbthal wieder erweitert und das fruchtbare gesegnete Böhmerland uns umfängt, hat ihn das Dampfschiff getragen, und er hat sich wohl und frei gefühlt, keine Unbequemlichkeiten und Entbehrungen nöthig gehabt, die bei der Fahrt mit dem allerdings rasch dahinsausenden Dampfrosse das Reisen nicht zum angenehmsten machen. Zu sagen, welche Annehmlichkeiten eine Fahrt mit dem Dampfschiffe (allerdings da, wo es welche gibt), vor dem schnaubenden und schüttelnden Eisenbahnwagen hat, ist hier nicht die Aufgabe, nur einen will ich neben der höchst freundlichen und zuvorkommenden Behandlung Seitens des Schiffspersonals erwähnen, daß außer den billigen Fahrpreisen auch höchst solide Preise für Speisen und Getränke auf der Karte stehen, und für treffliche und mannigfache Bewirthung der Reisenden auf das Beste gesorgt ist. Aus ganz natürlichen Gründen mehrt sich daher der Personenverkehr von Jahr zu Jahr, wie aus den unten angeführten Ziffern zu bemerken ist, da die Verwaltung größtentheils auf den Anschluß an die Eisenbahnen mit der Fahrzeit Rücksicht nimmt, und so zum Beispiel Jemand früh 6 Uhr von Dresden wegfährt, sich die schönsten Punkte der sächsischen Schweiz vom Schiffe ansieht, frühstückt, dinirt, ein ruhiges Mittagsschläfchen macht, dann den Kaffee in großartiger Umgebung genießt, und schließlich mit dem um 4 Uhr von Leipzig nach Teplitz und Prag abgehenden Zug weiter reist. Namentlich ist der Verkehr außerer der Stadt am nächsten gelegenen Ortschaften der bedeutendste, wie z. B. von Loschwitz nach Dresden und umgekehrt fünfzigtausend Personen jährlich befördert werden. Da mit diesem Jahre das fünfundzwanzigjährige Jubiläum herannahte, gedachte man diesen wichtigen höchst erfreulichen Zeitabschnitt mit großem Gepränge öffentlich zu feiern; doch hatte Merkurius, als Herr des Handels und der Wissenschaft Geld zu machen, anders beschlossen, und sandte, neben dem höchst ungünstigen Wetter für eine Festfahrt und weitere Unternehmungen, kleine Mißverhältnisse, aus denen Hindernisse erwuchsen, die aber die öffentliche, projektirte Festfeier zurückdrängten, und somit war das bei dem Dampfschiffsdienst angestellte Dienstpersonal, die drückende Last der fünfundzwanzig Jahre in der Tasche mittelst Remuneration gewährte. — Wir aber wollen unseren freundlichen Lesern ein Bild aus der anmuthigen Umgebung Dresdens vorführen: „den Stapelplatz der sächsischen Dampfschiffe in Blasewitz". Vor etwa zwei Jahren schrieb hier unter der mächtigen, großen Schillerlinde im Gasthofsgarten der Verehrer des Dichters daselbst: „Wanderer hemme deinen Schritt! Da stehst auf geheiligtem Boden! Der hier gewandelt vereinst, ist ein Unsterblicher nun. Keiner sang so mächtig als Schiller zum Herzen des Volkes, Seelenerquickend und hehr leuchtet sein Geist durch die Welt". Dicht daneben ist ein rühriges Leben, es pocht und klopft, sägt und schneidet die schaffende Hand des Arbeiters, und Einer vollendet das, was der Andere ihm zuträgt, alle Hände arbeiten ineinander, bis das Werk in Kurzem fertig dasteht, beflaggt und bekränzt unter den Klängen heiterer Musik und dem dröhnenden Donner der Kanonen vom Stapel läuft! — Ein großer Festtag ist dann für die dabei thätig Gewesenen, wir aber erinnern uns Derjenigen, der sanft und gern mit Schiffen von Blasewitz verkehrte, und denken des Räthsels: „Ein Vogel ist es und an Schnelle buhlt es mit eines Adlers Flug, ein Fisch ist's und zertheilt die Welle, die noch kein größeres Ungeheuer trug u. s. w." — Jetzt könnte Schiller es näher haben.

*

Am 8. Juli waren es fünfundzwanzig Jahre, daß die sächsische Dampfschifffahrtsgesellschaft besteht. Unter trüben Verhältnissen begonnen, erfreut sich dieses Unternehmen nach Ueberwindung außerordentlicher Schwierigkeiten eines kräftigen Gedeihens, und die strebsame Verwaltung ist fortwährend bemüht, die Interessen der Betheiligten wie des verkehrenden Publikums in gleicher Weise mit Umsicht und Kraft zu fördern, wofür die ergiebige Dividende und die immer mehr wachsende Frequenz deutlich genug sprechen. Das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der Gesellschaft ist in stiller aber würdiger Weise dadurch begangen, daß die letzte Generalversammlung bewilligte, nicht unbeträchtliche Summen unter die Beamten und Schiffsmannschaften zur Vertheilung gelangten, und somit denjenigen ein freudiger Gedenktag bereitet wurde, deren oft beschwerlicher Beruf einer solchen Anerkennung wohl werth ist. Die Angestellten, welche seit der Begründung der Gesellschaft bis Ende 1839 in den Dienst traten, erhielten einen vollen Monatsgehalt, diejenigen der vierziger Jahre zwei Drittel, der fünfziger Jahre ein Drittel, und die seit zwei Jahren Eingetretenen ein Viertel ihrer Monatsgage; außerdem wurden einige Wittwen, sowie das Kofferträger- und Brückenwärterpersonal mit Gratifikationen bedacht.

Die Gesellschaft besitzt zur Zeit zwölf im besten Zustande befindliche Dampfschiffe für den Personenverkehr, fünf hölzerne Schleppschiffe, einen vortrefflichen Bauplatz in Blasewitz, auf den Stationen von Leitmeritz bis Riesa (Torgau) gute Landungsbrücken und an mehreren Punkten ihr eigenthümlich gehörende Gebäude. Die Zahl der im letzten Betriebsjahre beförderten Personen betrug auf der Oberelbe 496,322, auf der Unterelbe 264,786, zusammen 761,108, 121,095 Personen mehr als im Vorjahre. Und so wird es und so mag es fortwachsen, daß nach abermals fünfundzwanzig Jahren der Rückblick für Verwaltung und Publikum ein ebenso erfreulicher und dankenswerther sei.

Das berliner Turnfest.

(Zu dem Bild S. 777.)

Der erste Tag des berliner Turnfestes, welches am Sonnabend den 10. August seinen Anfang nahm, wurde eingeleitet durch den Zug der Turner nach der Hasenhaide, wo sich dieselben um den Baugrund des künftigen Jahndenkmals aufstellten, und Dr. Kanzle, der Direktor des Friedrich-Wilhelm Gymnasiums, an der Spitze seiner Zöglinge und derjenigen der Realschule, eine Ansprache hielt. „Es war eine große ahnungsreiche Zeit," sagte er unter Anderem, „als vor fünfzig Jahren Ludwig Jahn in Gemeinschaft mit bewährten Freunden hier wirkte, und die Jünglinge der Hauptstadt aus allen Ständen um sich versammelte. Er hat durch seine Uebung an diesem Platze zuerst gleichsam dem Feinde und Tyrannen den Krieg angekündigt. Und nicht für den Moment hat er gewirkt, sondern für die Zukunft; nicht mit List und Trug hat er wirken wollen, sondern offen und ehrlich; nicht heimlich, sondern mit männlicher Entschiedenheit ist er aufgetreten, und hat gleichsam vor den Augen der Feinde sein Werk begonnen und Jedem die Stirne geboten. Auf sein Unternehmen hat darum auch Gott mit Flammenschrift geschrieben: ‚Wachse, blühe, dauere!' — Dieser Platz, am 10. August 1861 geweiht, soll den Kommenden heilig sein! Alljährlich werden hier unsere Turner ihr Fest feiern, und wir sehen entzückt die Wallfahrten zu diesem Platz, um sich von Neuem zu erheben an dem wahren Volksthum, wie wahrer deutscher christlicher Gesinnung, mit echtem Vorwärtsstreben für alle Zeiten!" — Der Schluß der Rede wurde mit lautem Jubel begleitet. Geheimer Regierungsrath Kerst bestieg dann die Tribüne und hielt die Festrede, worauf der Akt der Grundsteinlegung für das Denkmal in üblicher Weise erfolgte. Die Feierlichkeit schloß mit dem Liede: Stimmt an mit hellem hohem Klang! und dann traten die Turner ihren Rückmarsch nach dem Kroll'schen Lokale an. Auf dem Wege dahin erschollen überall lebhafte Zurufe, die Damen warfen aus den Fenstern Blumen auf die Turner, und namentlich galten die zahlreichsten Grüße dem umflorten schleswig-holstein'schen Banner. Nach dem Mittagsmahl im Kroll'schen Garten, an welchem circa 3000 Personen Theil nahmen, begab sich die Turnerschaft über Spandau nach den Pichelsbergen und kehrte durch den Grunewald über Charlottenburg am Abend wieder nach Berlin zurück. Auch Sonntag den 11. August waren die Häuser der Stadt mit Flaggen und Blumen geschmückt. Der Zug bewegte sich diesmal Nachmittags 2 Uhr von Schäfer's Lokal aus nach dem Moabiter Turnplatz. Erst um 4 Uhr erschien die Spitze der Turnerriegen Unter den Linden, wieder begrüßt mit Hochs und Tücherschwenken; 800 Reihen zu 8 Mann, welche über 130 prächtige Fahnen führten, machten den Zug aus, der sich durch das Brandenburger Thor und auf der Charlottenburger Chaussee nach Moabit begab, dessen Bewohner den Ort auf das Schönste dekorirt hatten; überall erhoben sich Ehrenpforten, wehten preußische und deutsche Fahnen; der Turnplatz selbst war mit Mastbäumen, an denen Flaggen befestigt waren, umgeben; in der Mitte der Nordseite erhob sich eine hohe überdeckte Tribüne zur Aufnahme der Deputationen und Ehrengäste. Vor derselben waren die Turngeräthe aufgestellt; Fähnchen mit den Namen der verschiedenen Landsmannschaften bezeichneten einer jeden ihre Stellung. In der Mitte des Platzes war auf hoher dekorirter Säule Jahn's mit Eichenlaub bekränzte Büste aufgestellt. Als der Zug um 6 Uhr anlangte, wurde er mit Arndt's „Was ist des Deutschen Vaterland?" begrüßt, und als die Aufstellung beendigt war, wurden sämmtliche Banner im Viereck um die Büste Jahn's gestellt. Dr. Angerstein hielt dann die Festrede, nach welcher das Schauturnen begann. Die Schlußrede hielt Rechtskonsulent Georgii aus Eßlingen. Unter den Klängen des Liedes „Ich hab' mich ergeben!" setzten sich die Turner wieder durch Moabit in Bewegung und gelangten nach dem prächtig illuminirten Odeum, wo das Abendbrod eingenommen wurde. Das ganze schöne und großartige Volksfest endete ohne irgend welche Störung. Am Montag den 12. August fanden verschiedene Berathungen, das Turnwesen betreffend, und Abends im Viktoriatheater eine Festvorstellung statt.

Wochen-Chronik.

13. — 20. August.

Deutschland. Köln 14.—16. Allgemeine deutsche Künstlerversammlung. — Heidelberg 23.—24. Dritte Generalversammlung des deutschen Nationalvereins. — Stuttgart 20. Debatte der zweiten Kammer über den Antrag Reyscher's in der kurhessischen Angelegenheit, der dahin geht, gegen die Bundesbeschlüsse von 1852 und 1860 zu protestiren, gegen die Regierung einen Tadel auszusprechen, daß sie denselben beigestimmt und sie anzuweisen, zur Wiederherstellung des kurhessischen Rechts mitzuwirken. Der Antrag Reyscher's wird gegen den abschwächenden Kommissionsantrag mit 47 gegen 35 Stimmen angenommen. Am 21. entspinnt sich bei Berathung des Budgets des Kriegsdepartements eine Debatte über den deutschen Oberbefehl, bei welcher Kriegsminister von Miller, zu Erklärungen über die würzburger Konferenzen aufgefordert, sagte, der Oberbefehl Preußens verstehe sich von selbst, sobald Preußen auch am Kriege Theil nehme. Jene Verabredungen bezögen sich bloß auf die Sicherung Süddeutschlands gegen einen Angriff, bevor Preußen Hülfe leisten könnte. — Berlin 18. Eröffnung der Provinziallandtage. Der König von Preußen reist am 17. von Baden-Baden nach Ostende ab.

Oesterreichische Monarchie. Wien 20. Auf die Interpellation Mörtel's im Abgeordnetenhaus erklärt der Kriegsminister Graf Degenfeld, daß bis jetzt wegen der politischen Lage keine Beurlaubungen im Heer haben eintreten können. Das Reskript zur Auflösung des ungarischen Landtags enthält die kaiserliche Begründung. — Pest 21. Außerordentliche Sitzung beider Häuser. Der Protest von Deak gegen die Auflösung wird unter stürmischen Zurufen einstimmig von beiden Häusern beschlossen. Die Auflösung des Landtags geschieht in jedem Hause durch den Präsidenten. Motivirt ist dieselbe damit, daß der Landtag den ihm ertheilten Aufforderungen nicht entsprochen und die Verhandlungen als abgebrochen erklärt habe. Binnen 6 Monaten werde derselbe wieder zusammenberufen werden. — Wien 23. In der Sitzung des Reichsraths verliest Herr von Schmerling eine kaiserliche Botschaft, worin die Auflösung des ungarischen Landtags motivirt und der Entschluß des Kaisers ausgesprochen ist, an den Oktoberdiplomen und den Februarpatenten festzuhalten. Beide Häuser beschließen Adressen an den Kaiser.

Belgien. In Gent macht sich eine lebhafte protektionistische Bewegung gegen den (projektirten) englisch-belgischen Handelsvertrag geltend, und wird am 10. ein Meeting in diesem Sinne abgehalten. — In Antwerpen beginnt am 17. das allgemeine Künstlerfest.

Großbritannien. Erzherzog Ferdinand Maximilian von Oesterreich und Erzherzogin Charlotte kommen am 14. in Southampton an, wo sie offiziell empfangen und festlich geehrt werden. Der Erzherzog, sowie bei dem nachfolgenden Bankett der österreichische Gesandte, Graf Apponyi, sprechen sich für die Nothwendigkeit einer englisch-österreichischen Allianz aus, ebenso das englische Parlamentsmitglied Roebuck. Am 14. beginnt in Dublin die Versammlung der Gesellschaft für soziale Wissenschaft unter dem Vorsitz von Lord Brougham. Am 17. verläßt der König von Schweden London, um sich über Lübeck nach seinem Lande zurückzubegeben.

Frankreich. Der Kaiser verläßt am 22. das Lager von Châlons, um sich nach den Pyrenäen zu begeben.

Italien. General Cialdini reicht wegen Meinungsverschiedenheiten mit seinen Räthen Cantelli und Deblasio seine Entlassung als Statthalter von Neapel ein, wird aber von der Regierung vermocht, einstweilen zu bleiben. Peruzzi, der Minister der öffentlichen Arbeiten, reist am 18. nach Neapel ab, theils wegen der Kündigung des Kontrakts mit der Gesellschaft Talabot zum Bau der neapolitanischen Eisenbahnen, theils um eine Verständigung mit Cialdini zu erzielen. Der Aufstand in den Provinzen Benevent, Avellino, Terra di Lavoro, Molise dauert fort, doch soll er seine Dimensionen in der Abnahme begriffen.

Amerika. Der Kongreß zu Washington verwirft am 5. die Vermittlungspropositionen des virginischen Mitglieds [illegible] und vertagt sich am 6. — Die Stadt Hampton, in der Nähe von Fort Monroe, wird am 7. von den Rebellen verbrannt. — In Missouri finden zu Anfang August mehrere Treffen statt zwischen den Bundestruppen unter General Lyon und den Rebellen unter General M'Culloch, in welchen letztere unterliegen, namentlich am 2. bei Dug Spring in der Nähe von Springfield.

Vom Büchertische.

— Island. Seine Bewohner, Landesbildung und vulkanische Natur. Von G. G. Winkler. Braunschweig, Westermann. — Das Land, von dem durchschnittlich die Kenntniß nicht weiter reicht, als daß seine heiße Quelle Geiser heißt, und sein Vulkan Hekla noch zuweilen Feuer speit, ist uns durch dieß Buch sehr nahe gerückt, so nahe, daß auch die Illusionen, die wir uns durch seine reizenden Märchen etwa gebildet, völlig verschwinden, und die ganze Kahlheit und Dürftigkeit vor unseren Augen liegt. Der Verfasser hatte das Glück, der literarischen Expedition des Professors Maurer als Begleiter sich anschließen zu dürfen, und hat das Land die Kreuz und Quer durchreist, alle Details fleißig notirend, und die vorhandene Literatur der Dänen über die Insel mit dem Thatsächlichen und Angeschauten sorgfältig vergleichend. Daraus ist ein sehr genaues und umfassendes Buch entstanden, das gewissermaßen einen Abschluß in der Islandliteratur bilden, und die Quelle für Geographie und Naturwissenschaften in diesem speziellen Punkte abgeben wird. Vielfach bereichert an Belehrung wird man das Buch aus der Hand legen, wenn auch wenig von der Poesie des Nordens angeregt. Die Darstellung ist mehr als dürftig, und selbst dieses Island kann nicht so ganz baar aller Poesie sein. Wir dürfen freilich nicht vergessen, daß dem Verfasser die Wissenschaft mehr als die Unterhaltung am Herzen lag. Ausgestattet ist das Buch mit westermannischem Luxus.

— Finanzieller, ökonomischer und ärztlicher Führer in die Kurorte von Mitteleuropa. Von J. E. Hörling. Paderborn, Schöningh. — Ein durch und durch praktisches Buch, das uns schon lange gefehlt hat. Mit großem Fleiß, und wie es scheint, aus ersten Quellen ist alles zusammengestellt, was der Kurgast aller Orten zu wissen braucht, und wonach man sich auch schon vorher den Plan für seinen Kuraufenthalt entwerfen kann. Die Namen der Aerzte des Kurorts, die medizinische Bedeutung und Benützung desselben, die Art und Weise, zu ihm zu gelangen, die Wohnungsangelegenheiten und Preise, die Dauer der Saison, die Kosten der Bäder, Kurtaxe, Mineralwasser und so ungemein concis zusammengestellt, und, wie wir nach einer Reihe von Bädern, die wir aus eigener Anschauung kennen, so vollkommen zuverlässig, daß sich das Buch nicht nur dem Arzte, sondern auch noch weit mehr jedem Badebedürftigen empfiehlt. Die Mineralwasser, Wasserheilanstalten, Fichtennadelbäder, Seebäder und Traubenkurorte bilden das Kontingent der Kurorte, das in dem handlichen Buche besprochen ist, und wir wünschen nur, daß der Verfasser bei einer zweiten Auflage den Kreis der besprochenen Kurorte über die Grenzen von Mitteleuropa ausdehne, namentlich auch die klimatischen Kurorte und die Seebäder an der englischen und französischen Küste aufnehme, um das Buch zu einem Universalhandbuch der Kurorte zu machen.

— Die Insel Norderney. Eine kurze Darstellung ihrer Geschichte und Geographie, ihrer Pflanzen- und Thierwelt und ihrer Seebadeanstalt. Hannover. Schmorl und Seefeld. — Der Verfasser, welcher sich uns am Schlusse des Vorworts nennt, Dr. Fr. Rieffahl, und der als Badearzt die natürlichste Anregung und Aufforderung zur Ausarbeitung einer Schrift über dieß beliebte und heilbringende Seebad hatte, stellte allerdings das wissenschaftliche Interesse, das die Insel bietet, in den Vordergrund, und gibt uns reichhaltige Abhandlungen über die Pflanzen- und Thierwelt, das Wasser und die Luft, aber es ist doch immer auch für den Seebadenden nicht unwichtig, die Elemente kennen zu lernen, in denen er sich bewegen, denen er seine Heilung verdanken soll, und manche verlorene Stunde mag an der See mit Hülfe dieses Handbuches in der Beobachtung der Pflanzen- und Thierwelt angenehm ausgefüllt werden. Dieser allgemeinere Theil hat nicht nur für den Besucher von Norderney, sondern für Alle, welche Nordseebäder besuchen, Interesse, da das Meiste diesen Inseln und Küsten gemeinsam ist, während der vierte Abschnitt „Die Seebadeanstalt" für den Besucher von Norderney berechnet ist, der alles Wichtige daraus erfährt, wie ihm die beigefügten Bilder eine Anschauung von Ort und Leben geben.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— „Der zweite Freiheitskampf der Vereinigten Staaten von Nordamerika" von Fritz Anneke, betitelt sich ein in zwanglosen Heften erscheinendes Werk, das bei Sauerländer in Frankfurt a. M. erscheint, und das im ersten Hefte die Ursachen, Entstehung und Entwickelung des Kampfes bis zum Fall von Fort Sumpter schildert. Der Verfasser, früher preußischer Offizier, welcher in Amerika seine zweite Heimat gefunden, ist als Schriftsteller auf dem militärischen Felde nicht unbekannt und wohlbefähigt, uns ein klares Bild des Kampfes zu entwerfen, wie wir auch bezüglich des Anfanges aus dem ersten Hefte empfangen. Der Verfasser, welcher in Zürich lebt, steht auf Seiten des Nordens, hat sich aber doch seine Unparteilichkeit zu erhalten gewußt, und es thut in dem Gewirre des amerikanischen Parteikampfes, das dem Europäer immer etwas dunkel bleibt, wohl, einiges Licht über diese ringenden Gewalten ausgebreitet zu sehen.

— Bei Markgraf und Komp. ist in Wien ein von J. Vogl verfaßtes mit Illustrationen versehenes Volksbuch „Twardowski, der polnische Faust" erschienen.

— Oberbibliothekar Gustav Klemm ist mit einem Werk „Dresden im vorigen Jahrhundert" beschäftigt, zu welchem er, da er seit Jahren in der Elbresidenz wohnt, die umfassendsten Studien gemacht.

— „Picta et scripta" nennt Heinrich Mahler eine Reihe zum Theil das Soldatenleben behandelnde Skizzen, die meist in humoristischem Ton gehalten und Hackländer gewidmet sind.

— „Die diplomatischen Aktenstücke aus der Hölle" (Mainz, Kirchheim), von denen uns vier Faszikel vorliegen, haben, wie gestehen es offen, für uns keinen großen Stachel gehabt.

— Der Historiograph des preußischen Hauses, Professor Dr. Ranke, wird im Auftrage des Kronprinzen eine Geschichte des großen Kurfürsten schreiben, zu der bereits die umfassendsten Studien gemacht werden.

— Unter dem Titel: „Perlenkranz spanischer Poesie" ist bei J. Lindauer in München eine Uebersetzung älterer und neuerer spanischer Gedichte in dem Versmaße der Originale von J. P. Schmitz, Pfarrer in Düsseldorf, erschienen. Die Gedichte sind meist religiösen Inhalts. Die getroffene Wahl ist eine sehr gute und die Uebersetzung kann als eine ausgezeichnete bezeichnet werden, indem es dem Uebersetzer gelungen ist, die ganze Glut und das Edle des spanischen Rhytmus in unserer Sprache wieder zu geben. Außerdem enthält das Werk kurze, sehr gründliche Biographien aller Dichter, von deren Werken eine Uebersetzung gegeben ist.

Literatur des Auslandes.

— In der Einleitung zum vierten Bande von Guizot's „Memoiren" widerlegt derselbe auf malitiöse Art den Vorwurf der Bonapartisten gegen das Julikönigthum, daß letzteres nämlich muth- und würdelos Frankreich eine kümmerliche Rolle in Europa zugemuthet habe, während jetzt wieder die große Nation an der Spitze der Zivilisation stehe.

— Der Graf von Guerry-Maubreil, der sich namentlich dadurch einen Namen gemacht, daß er dem berühmten Fürsten Talleyrand öffentlich eine Ohrfeige gegeben, hat jetzt eine Broschüre herausgegeben, in welcher er die Gründe zu diesem damals nicht aufgeklärten Benehmen auseinandersetzt. Die Schrift ist trotz des hohen Alters des Verfassers noch mit sehr vielem Geist und Witz geschrieben.

— Bei Dentu in Paris ist der zweite Band der „Memoiren und Korrespondenzen des Königs Hieronymus und der Königin Katharine" erschienen. Er umfaßt die Periode 1806—1807 (schlesischen Krieg).

— Bei Lacroix und Komp. in Brüssel ist eine französische Uebersetzung von „Dr. Barth's Reisen und Entdeckungen im nördlichen und Mittelafrika" von Paul Ithier erschienen. Die Uebersetzung ist leicht und doch sehr treu.

— Bulwer erhält für seinen neuesten Roman: „Strange Story" 2000 Pfund Sterling, was bei der Beliebtheit dieses Schriftstellers nicht viel besagen will. Miß Evans erhielt dasselbe für einen einbändigen Roman „Silas Marner" und A. Smith für ein Bändchen Gedichte.

— Mrs. Bramten läßt bei Saunders, Otley und Komp. „A Woman's Wanderings in the Western World" in Briefen an ihren Vater Sir Fitzroy Kelly erscheinen. Viel Gutes weiß sie über Amerika nicht zu berichten, und auch ihre Diskretion bei Nennung von Namen und Schilderung von Verhältnissen ist eben keine große.

— Sophie Verena hat den Roman „Leben um Leben" von Miß Mulock in's Deutsche übertragen.

— In Stockholm erscheinen zwei illustrirte Zeitungen „När och Fjerran" (Nah und Fern) und „Illustrerad Tidning" (Illustrirte Zeitung); ob dieselben ein längeres Dasein fristen werden, als die Kopenhagener eingegangene „Illustreret Tidende", müssen wir abwarten.

— In Zara hat sich unter dem Namen „Matica Dalmatinska" ein Verein zur Herausgabe nützlicher und klassischer Werke gebildet, der unter dem 5. August die kaiserliche Genehmigung erhalten hat.

Bildende Künste.

— „Der Kampf mit dem Löwen" von Albert Wolff, den wir früher in einer Abbildung brachten, und der das Pendant zur Kiß'schen „Amazone" bildet, ist auf der zweiten Treppenwange des alten Museums im Lustgarten in Berlin aufgestellt worden.

— Die bronzene Reliefstafel für das Resselmonument, über dessen projektirte italienische Inschrift wir uns tadelnd geäußert, erhält nun eine lateinische Inschrift: „Josepho Ressel patria Austriaco, natione Bohemo, qui omnium gloriae rotam cochlidem pyroscaphis propellendis adaptavit anno MDCCCXXVII monumentum posuit MDCCCLXI. Fernkorn conflavit Viennae."

— Kürzlich fand in Genf eine kantonale Kunstausstellung Statt, zu welcher außer der Schweiz auch Frankreich, Italien, Holland und Deutschland ein beträchtliches Kontingent von Kunstwerken gestellt hatte. Die Landschaftsbilder herrschten vor.

Musik.

— Halevy hat eine neue Oper mit Text von St. Georges geschrieben: „Noë", welche in diesen Tagen in Paris mit der Viardot in Szene gehen wird.

— Das schlesische Sängerfest in Troppau am 25. August war von mehr als 2000 Sängern besucht.

— Es ist nach der Aufnahme, welche der „Tannhäuser" von Richard Wagner in Paris gefunden hat, gewiß interessant zu hören, daß die große musikalische Feier, welche die Vertheilung der Preise des bekannten Anstalts Chaptal einleitete, mit dem Chor aus dem Tannhäuser eröffnet worden ist.

— Bei Gelegenheit der Vertheilung der Preise des Konservatoriums zu Paris hat der Kaiser Auber zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt.

— Das zweite Sängerfest der Orpheonisten Frankreichs wird vom 12. bis 17. September im Industriepalast von Paris stattfinden. Man erwartet 225 Vereine mit 5000 Sängern.

Bühne.

— Das Burgtheater in Wien hat seine Hallen geöffnet, wenn man von dem armseligen Gäßchen, das zum Zuschauerraum führt, so pathetisch sprechen darf. Shakspeare und Schiller haben die Saison würdig eingeleitet. Als erste Novität wird der „Ring" von Charlotte Birch-Pfeiffer vorgeführt werden, ihm folgen Putlitz' „Don Juan d'Austria", Gutzkow's „Zopf und Schwert" und Freytag's „Fabier". — Das berliner Schauspiel, welches mit „Nathan" begonnen, wird als erste Novität „Johanna Gray" von R. Kalchöfer und dann ein fünfaktiges Lustspiel „Unter'm Reichskammergericht" von Horn bringen.

— Dr. Emil Anschütz, der Verfasser der Geschichte des Lustspiels, arbeitet an einer Geschichte des Theaters zu Berlin, eine große Arbeit, wenn man bedenkt, daß die Vorarbeiten im Schauspiel nur bis 81 reichen, während freilich für die Oper das treffliche Werk von Schneider existirt.

— Marschner ist mit seinem „Templer" noch immer in Paris nicht zur Aufführung gelangt, auch Berlioz' „Troyens" scheinen sich Schwierigkeiten aller Art entgegenzustellen.

— Schindelmeisser's „Melusine" kommt in Darmstadt zur Aufführung, der Text ist von Pasqué, nicht von Dräxler-Manfred.

— Der Bau des pariser Opernhauses hat bereits begonnen.

— In Gothenburg wird eine deutsche Gesellschaft diesen Winter Opern aufführen.

— Die russische Oper in Petersburg bringt zwei einheimische Novitäten: „Natascha" von Willed und „Judith" von A. Seroff.

— Das dänische Theater brachte im letzten Jahre neun Novitäten, darunter sieben Originale von Hertz, Richardt und Overskou, die übrigen anonym.

— Am 7. Oktober wird die Gesellschaft „Het vlaemsch Tooneelverbond" unter der Direktion des Herrn Vandelande auf dem Theater des Zirkus in Brüssel ihre Vorstellungen in vlämischer Sprache wieder beginnen. Das brüsseler Publikum interessirt sich sehr lebhaft für die Sache, und ist das Bestehen der Gesellschaft durch Abonnements schon mehr wie gedeckt.

— Der bisher in Stockholm als Kapellmeister fungirende Komponist Lachner hat die Stelle eines Theaterkapellmeisters in Frankfurt erhalten. — Eckert wurde Hofkapellmeister in Stuttgart.

Kultus und Wissenschaft.

— Dr. Brugsch, welcher die beiden letzten Jahre in Persien war, hat in Berlin Vorlesungen über diese Reise angekündigt.

— Professor Dr. Weil, von Frankfurt, ist zum Ordinarius der philosophischen Fakultät an der heidelberger Universität ernannt worden. Derselbe hat sich in der wissenschaftlichen Welt durch eine „Geschichte Mohammed's und des Chalifats" rühmlichst bekannt gemacht.

— Die Universität Christiania feiert am 2. September ihr fünfzigjähriges Jubiläum, und sind an die deutschen Universitäten Einladungen dazu ergangen.

Industrie, Handel und Verkehrsanstalten.

— Die internationale Ausstellung in Metz ist die umfangreichste Exposition, welche bis heute in einer Provinzialstadt abgehalten worden ist. Sie zählt an 3000 Aussteller und besteht aus einer Abtheilung für den Land- und Gartenbau, einer Abtheilung für die Maschinen, einer Abtheilung für die Industrie und einer Abtheilung für die schönen Künste. Die Land- und Gartenbauausstellung zählt ungefähr 500, die Maschinen- und Industrieausstellung ungefähr 1400 und die Kunstausstellung ungefähr 1100 Expositionen. Ueber 50 Maschinen werden durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt. Es gibt wenige Produkte des Kunst- und Gewerbsfleißes, welche nicht mehr oder weniger zahlreich und imposant in der Ausstellung zu Metz vertreten sind. Die Kunstausstellung zeigt Gemälde aus den verschiedensten Schulen der neuesten Zeit. Unter den Industriegegenständen sind die Bonbons und verzuckerten Früchte, Parfümerien und Lebkuchen, Mühlenfabrikate und Teigwaaren, chemische und pharmazeutische Stoffe, eine algerische Produktensammlung, landwirthschaftliche Maschinen und Geräthe, Nähmaschinen, die Produkte namhafter Eisen- und Zinkhütten, physikalische, optische und musikalische Instrumente, Shawls, Modesachen, Stickereien, Leinen- und Baumwollenwaaren, Leder und Lederwaaren, Buchbinderarbeiten, Tapeten, Wachstuche, Bronze-, Silber- und Goldsachen, Glas, Steingut- und Porzellangegenstände, Terracottasachen, Möbel, Kautschukfabrikate rc. besonders bemerkenswerth. In Glas-, Porzellan- und Eisenwaaren sind außerordentlich umfassende Kollektionen vorhanden. Frankreich, Belgien und Deutschland haben selbstverständlich die Ausstellung am stärksten beschickt. Die Ausstellung ist auf einem sehr ausgedehnten Terrain (place royal und der Esplanade) arrangirt und präsentirt sich in vier besonders errichteten großen Gebäuden, einer Anzahl von Zelten und den Placements der größten Gegenstände im Freien. Der Besuch der Ausstellung ist bedeutend; Sonntags schwankt derselbe zwischen 5000 und 8000 Personen. Die Kosten des Ausstellungsunternehmens werden sich bis zum Schluße der Ausstellung (der im Monat Oktober stattfindet) wohl auf 300,000 Franken belaufen, wovon der Munizipalrath von Metz, Generalrath des Moseldepartements und eine Anzahl von Privaten aus Metz und dem Departement fast 200,000 Franken aufgebracht haben. Die Ausstellungsgebäude sind provisorischer Natur, haben aber ganz ein palastähnliches Ansehen. Das Militär leistet der Ausstellung wesentliche Dienste, indem die Sicherheitsposten in dem Ausstellungsterrain sämmtlich mit Soldaten besetzt sind, und nicht wenige niedere und höhere Offiziere an der Administration der Ausstellung Theil nahmen.

— Für den volkswirthschaftlichen Kongreß, welcher vom 9. bis 12. September einschließlich in Stuttgart tagen wird, ist unter dem Vorsitze des Mitglieds der ständigen Deputation, Direktor Dr. von Sonnbein, das Lokalkomite zusammengetreten, welches statutengemäß die erforderlichen Vorbereitungen für den Kongreß zu treffen, vorläufige Auskünfte zu geben und Korrespondenzen an den Kongreß oder seine Mitglieder in Empfang zu nehmen und zu besorgen hat. — Männer der verschiedensten Richtungen und Berufsarten haben sich bereitwillig an dem Lokalkomite betheiligt. Ueberhaupt gibt sich von allen Seiten ein reges Interesse für die Verhandlungen des Kongresses kund, dessen Aufgabe hier in seiner ganzen Wichtigkeit nicht bloß für den Gelehrten, sondern auch für den Handels- und Gewerbestand erkannt und gewürdigt wird. Besonders geschieht dieß auch von Seiten der hiesigen städtischen Behörden, welche sich an dem Lokalkomite betheiligt haben, in der Absicht, dem Kongreß einen erfreulichen Empfang zu bereiten. Das Programm ist folgendes. Nach den üblichen Formalitäten: Berichterstattungen und Berathungen über die Fortschritte und die Lage der Gesetzgebung in Beziehung auf den Gewerbebetrieb in den einzelnen deutschen Staaten, deßgleichen die damit in Verbindung stehende Freizügigkeit in volkswirthschaftlicher, insbesondere gewerblicher Hinsicht; dann in Betreff des gewerblichen Mengelkassenwesens, über das Eisenbahnmonopol, Diskussion der Frage: ob die Beibehaltung der Innungen als öffentlicher Institutionen mit oder ohne Zwangsbeitritt bei Ausführung gewerbefreiheitlicher Gesetzgebung zu empfehlen sei? — ferner über die Fortschritte rc. der gewerblichen und wirthschaftlichen deutschen Genossenschaften. Ueber Besteuerung des Zuckers im Zollverein; deßgleichen über Zwischenzölle. Niedersetzung einer permanenten Kommission in Bezug auf die Reform der Zollvereinsgesetzgebung beim bevorstehenden Ablauf der Zollvereinsverträge. Ueber Herstellung der Münzeinheit in Deutschland. Ueber den Realkredit. Mittheilungen über die Lage der Gesetzgebung in den einzelnen deutschen Staaten und Berathung über das Versicherungswesen mit Rücksicht auf das dabei obwaltende Konzessionssystem, auf den Betrieb durch den Staat, durch ständische Institute oder durch Kommunen, und die Zwangsversicherung. Volkswirthschaftslehre und Statistik. Zuletzt über die bei der nächsten Volkszählung im Zollverein zu erhebenden Thatsachen unter Vorberathung in der betreffenden Abtheilung; Wahl der ständigen Deputation zur Geschäftsbesorgung.

— Das russische Kabinet hat die Zustimmung zur Errichtung einer Telegraphenlinie zwischen Gothland und dem russischen Hafen Libau verweigert.

— Für die Anlegung einer Eisenbahn zwischen Frankfurt und Mainz auf dem linken Mainufer ist die Konzession von Seiten des Senats erfolgt, und nur die Zustimmung der gesetzgebenden Versammlung zur Anwendung des Expropriationsgesetzes fehlt noch.

Denkmäler.

— Der König von Preußen hat zur Beschaffung der Bronze für ein Denkmal Friedrich's des Großen in Bromberg 600 Thaler bewilligt.

— Das Denkmal des Orlando di Lasso in München ist jetzt auf dem Promenadeplatz aufgestellt worden, dasselbe stand früher am Odeum.

— Bei Dives in der Normandie fand unter großer Feierlichkeit die Enthüllung einer Granitsäule Statt, welche zum Andenken an die englische Invasion unter Wilhelm dem Eroberer errichtet wurde.

Sports.

— Im September finden folgende Rennen Statt: in Baden-Baden am 3., 5., 7. und 10. September; in Magdeburg am 14.; in Puttbus am 15.; in Schwerin am 17. und 18.; in Tarnowitz am 22.; in Karlsbad am 23.; in Spaa am 23.; in Insterburg am 23. und 24.; und in Breslau am 25. und 26.

Gestorben.

— J. von Kürsinger, als Historiker und Topograph bekannt, am 16. August in Salzburg.

— Kardinal Santucci, Präfekt der Studienkongregation, am 19. August in Rom.

— Kardinal Piccolomini, am 20. August in Rom.

— Domkapitular Friedrich Windischmann, am 23. August in München.

Eine Besteigung des Montblanc.

Von Dr. Lindau.

Bisson, ein durch seine ausgezeichneten Leistungen bekannter Photograph, befand sich am 22. Juli dieses Jahres in Chamounix, am Fuße des Montblanc. Das Wetter war schön und Bisson beschloß, den Montblanc zu besteigen, um auf höchster Höhe photographische Versuche zu machen. Mit seinem Führer, A. Balmat und mit fünfundzwanzig Trägern, welche sich unter einander ablösend die photographischen Apparate tragen sollten, trat Bisson am 22. Juli seine ebenso beschwerliche, als gefährliche Reise an, und um 9 Uhr Abends meldete eine auf der Spitze der Felsen der Grands Mulets angezündete bengalische Flamme den Bewohnern von Chamounix, daß die Reisenden daselbst angekommen waren. Sie legten sich einige Stunden zur Ruhe nieder, wurden aber bald durch einen schneidenden Wind geweckt, der so heftig wehte, daß Balmat es nicht für gerathen hielt, die Reise fortzusetzen. Nach zwei Stunden legte sich der Wind, und nachdem die Reisenden sich mit starken Stricken einer an den andern gebunden hatten, machten sie sich, jeder eine Laterne in der Hand, wieder auf den Weg. Um 6 Uhr Morgens kamen sie auf der großen Hochebene an, woselbst sie sich aber, um bald die Petits-Mulets zu erreichen, nicht aufhielten. Kaum aber dort angekommen, so erhob sich ein wahrer Sturm, der die Reisenden mit einer solchen Wolke von aufgewühltem Schnee einhüllte, daß sie durchaus nichts sehen konnten. Alle wurden bald von einer fast unwiderstehlichen Schlaflust ergriffen, obgleich Jeder wußte, daß Schlaf hier sicherer Tod ist. Bisson fragte den Führer, ob man nicht das Zelt hier aufschlagen könne. „Sie wollen wohl Chamounix nicht wieder sehen?" entgegnete ihm dieser. „Wir wollen Gott danken, wenn wir noch nach den Grands-Mulets zurückkommen, denn die Lawinen und der Schnee werden uns hier nicht lange in Sicherheit lassen." Ihren Weg fühlend und sich Einer an den Andern haltend, denn auf drei Schritt konnte man nichts mehr sehen, stiegen sie einen Abhang von 45 Grad und 300 Meter Länge, bald gehend, bald gleitend, wieder herab und glücklich kamen sie auf den Grands-Mulets an, welche sie am Morgen verlassen hatten. Das Wetter hielt mit immer gleicher Wuth an, und donnernd stürzten rings umher die Lawinen in den Abgrund. Bei dem Namensaufruf fand sich, daß Niemand fehlte, allein zwei Träger waren fast ganz erblindet und drei andere vollständig außer Stande den Weg fortzusetzen. Bisson und der Führer Balmat litten an heftigem Kopfweh, gaben aber ihren Entschluß, die Reise fortzusetzen, sobald das Gewitter es erlaube, nicht auf. Bald darauf legte sich der Wind und es wurde beschlossen, die Kranken nach Chamounix zurückzusenden und sieben Mann Verstärkung zu verlangen. Um Mitternacht war der Himmel ganz wolkenlos und ein glänzender Vollmond erleuchtete die Gegend. Die Reisenden machten sich wieder auf den Weg, am 24. Juli Morgens 7 Uhr sind sie wieder bei den Petits-Mulets angekommen, und um 8 Uhr haben sie den Gipfel derselben erreicht. Jetzt aber begann eine der schwierigsten Aufgaben der Reise, nämlich auf 4810 Meters über der Meeresfläche ein photographisches Bild aufzunehmen. Es mußte zuerst das Zelt aufgeschlagen werden, wo geschützt vor dem Lichte, das Kollodium von einer Hand, die nicht der Kälte zitterte, auf die Platte gegossen und wieder empfindlich gemacht werden mußte. Außer Balmat und Bisson, welche ihr eiserner Wille aufrecht erhält, kann keiner der Uebrigen dem Schlafe widerstehen und mit unsäglicher Mühe gelingt es diesen, alle Vorbereitungen zu treffen, das Glas zu kollodioniren, das Objektiv aufzustellen. Aber nun fehlt es an Wasser zum Waschen. Man



Das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der sächsischen





von Blasewitz. Originalzeichnung von A. Reinhardt. (S. 770)

hatte darauf gerechnet Schnee zu diesem Behufe zu schmelzen, allein das Feuer will in dieser dünnen Luft nicht brennen. „Das Feuer friert," wie jener alte russische Brieter sagte. Endlich wird eine Wärmepfanne in Brand gebracht. Bisson setzt einen Träger, den er mit Mühe munter gemacht hat, an dieselbe, um das Feuer zu erhalten; allein kaum empfindet dieser die Einwirkung der Wärme, so schläft er wieder ein und ebenso ein Zweiter und ein Dritter. Zuletzt gelingt es Bisson selbst sich etwas Wasser zu verschaffen, und glücklich vollendet er sein erstes Bild, und nach Verlauf von zwei Stunden noch zwei andere. Zwei dieser drei Bilder sind gut, eins ist mittelmäßig. Auf der Rückreise hat Bisson noch auf den Grands-Mulets drei Bilder aufgenommen, und ist glücklich mit seinen Reisegefährten in Chamounix wieder angekommen, wo er mit Jubel empfangen worden.

Stadt und Rhede von Papeete auf Tahiti.

Tahiti ist die größte der Gesellschaftsinseln und liegt im südlichen Ozean zwischen dem 15. und 20. Grad Südbreite. Ehe die Bewohner von den auf dem Eiland landenden Europäern mit den Segnungen der Zivilisation, d. h. mit europäischen Lastern beglückt wurden, lebten sie in einem paradiesischen Zustande und im glücklichsten dolce far niente, seitdem aber die Franzosen die Insel in Besitz genommen, ist mit ihrer früheren naiven Primitivität selbstverständlich auch ein gut Theil des einstigen Glücks verschwunden. Freiwillig spendet dort, wie in den Tagen des goldenen Zeitalters, die Erde Alles, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, von selber, der Brodbaum trägt jährlich zweimal Früchte, und diese sind die Hauptnahrungsmittel der Insulaner, reichlich gedeiht auch die Banane, die Ananas und der Palmbaum. Von Vierfüßlern besitzt Tahiti nur das Schwein, und das Fleisch dieser Thiere wird nur von den Großen des Landes gegessen. — Die Gewohnheit, daß ihnen, wie im Schlaraffenland, die gebratenen Tauben gleichsam in's Maul fliegen, macht die Tahitaner gleichgültig gegen jede Arbeit, haben sie einmal ihre Hütte aus Bambus errichtet, so liegen sie Tage lang faul auf den Decken aus Binsen, welche den Boden bedecken und in deren Anfertigung sie eine bewundernswerthe Geschicklichkeit besitzen. Die ganze Insel ist sehr wasserreich, von Flüssen durchzogen, von den schönsten Quellen bewässert, und die Bewohner zeichnen sich durch ihre überaus große Reinlichkeit aus. Die Männer sind meist schön, und die Frauen, deren Bewegungen von einer natürlichen Grazie beseelt sind, stehen ihnen nicht nach; ihre Kleidung gleicht fast der der ersten Menschen, ein Kamm zum Halten der Haare und ein wollener Schurz um die Lenden bildet ihre Toilette. Unser Bild zeigt eine Ansicht der Stadt und der Rhede von Papeete, woselbst der französische Gouverneur residirt; ein großes, theils aus Holz, theils aus Stein gebautes Haus bildet sein Palais, welches von einer Gruppe Palmen und anderer Tropenbäume umgeben ist; links von demselben erhebt sich ein mit Zink gedeckter Kuppelbau und nahe am Meer der Palast der Königin Pomare, welcher auf europäische Art und mit pariser Luxus ausgestattet ist. Die übrigen Hütten der Stadt, leicht aus Bambus und Palmholz gezimmert, liegen beliebig zerstreut. Eine weit in's Meer hinauslaufende Landzunge ist bedeckt mit einer Art von Marine-Arsenal, welches von den verschiedenen Gouverneuren der Insel nach und nach erweitert und mit den nothwendigsten Ausrüstungsgegenständen für Fahrzeuge, welche auf der Insel Hülfe suchen, versehen ist. — Von den Eingebornen wird die Landzunge Faru-ato genannt.



erte auf Tahiti.

Veduten

von

Ernst Kossak.

Mein Bad in Genua.

Der Deutsche hegt eine Leidenschaft für klares kühles Wasser im Herzen. Keine andere Nation der Welt sucht mit einem ähnlichen Eifer in den heißen Monaten des Jahres die Ufer des Meeres, der Seen und Flüsse, der mineralischen Quellen ihres Vaterlandes mit einem so absonderlichen Eifer auf, und badet mit einer ähnlichen, an Schwimmvögel erinnernden Emsigkeit. Wir nennen nur Hero und Leander, oder den Taucher von Schiller, von Goethe's lieblichen Gedichten zu schweigen, um daran zu erinnern, daß selbst die Poesie von dieser Vorliebe für das schöne Element Notiz genommen und sie dauernd verherrlicht hat.

Dieses löbliche Nationalgefühl kann aber in einem empfänglichen Individuum eine melancholische Wendung nehmen und in eine fixe Idee ausarten, wenn seiner Sehnsucht längere Zeit keine Befriedigung gewährt wird. Auf der Eisenbahnfahrt von Camerlata nach Mailand weidlich eingestäubt, mit den sogenannten Flußbädern in dieser Hauptstadt aus nicht näher anzuführenden Gründen keineswegs einverstanden, dann durch eine sechs bis siebenstündige Partie von Mailand nach Novara und von dort nach Genua, in Sonnenglut, schmutziger Lokomotivenasche, feinem, Alles durchdringendem Staube, wie ihn nur forstwirthschaftlich ruinirte, seit Jahrhunderten ausgedörrte Berge gleich den Appenninen erzeugen, vollständig als komfortabler Mensch zu Grunde gerichtet, war schon mehrere Stationen weit vor Genua all' mein Dichten und Trachten auf ein erfrischendes Seebad gerichtet. Diese Sehnsucht erreichte den höchsten Grad durch die schwüle Luft der engerbauten Straße, in welcher der großen Hotels von Genua liegen, durch den fettigen Dampfwäschereiqualm, der von der Verbindungsbahn hart vor den Häusern täglich mehr als zehnmal in alle Fenster dringt, und durch die unbeschreiblichen Gerüche, die aus der langen Reihe dunkler Gewölbe emporsteigen, und das menschliche Gemeingefühl in eine Ipecacuanha-Stimmung mit kartarisch emetischen Anfällen versetzen. Selbst das an sich sehr lobenswerthe Pranzo, das fünf Uhr im Croce di Malta verabreicht wurde, konnte mir, der ich seit Tagesanbruch mit einer kleinen Tasse schwarzen Kaffees mein Leben gefristet hatte, keinen Beifall abgewinnen. Alle meine Gedanken waren auf ein Seebad gerichtet, und ich hielt es für das Zweckmäßigste, mich nach demselben bei einem jungen eleganten Italiener zu erkundigen, der sich bei Tische neben mir sehr laut und sanguinisch zweideutig über die Zukunftspolitik Italiens unterhalten hatte. Meiner bescheidenen Frage ward die huldreichste Antwort. Er belehrte mich auf ähnliche Weise wie jener Cameriere, der unserem Altmeister Goethe auf seine Erkundigung, wo denn der Reisende eigentlich gewissen, nur durch persönliche Mission zu erledigenden Nothwendigkeiten nachginge, mit freundlichen Worten entgegnete: «dove vuole!» Diese Stelle findet sich in der ersten italienischen Reise, und ich wurde sofort an sie erinnert und auf das Wohlthuendste mit der Klassizität in vorübergehende Berührung gebracht, als mein Tischnachbar pathetisch beide Arme und alle zehn Finger ausstreckte, um mir anzudeuten, daß der ganze Golf von Genua zu meiner Verfügung stände. Nach dieser großmüthigen Offerte war ein gleicher Schluß auf die Reinlichkeitsliebe Italiens erlaubt, wie nach der Weisung jenes Cameriere bei Goethe auf die Unsauberkeit des Landes. Das moderne Italien war in meinen Augen wieder gerechtfertigt, und hungrig stand ich vom Tische auf, um mir sofort erst die maritime Wohlthat angedeihen zu lassen.

Wo ich wollte, durfte ich baden; also durch das nächste untere Thor hinaus an den Hafen! Selten habe ich mich jedoch so erschrocken, als über die Farbe dieses Wassers, welches alle Ausscheidungen, nicht allein der Flotte von Kauffahrern, des massenhaft aus- und eingeschifften Waarenmaterials, sondern auch der ganzen Stadt Genua aufnimmt. So viele und mannigfaltige Bruchstücke aus allen Richtungen des organischen Lebens, des Chemismus und schnödesten Materialismus schwammen in dem Hafen umher, daß offenbar für mich kein Platz in dieser Sauce übrig blieb. Ich prallte zurück und begab mich nach der südlichen Stadtseite, in welcher Richtung hin der Hafendamm dieses riesige Bassin voller Schmutzwasser einfaßt und gegen das Meer absperrt. Hier trug die See unbestreitbar in höherem Grade jene Eigenschaften, welche unsere Touristen in so große Emphase zu versetzen pflegen, eine saubere blaue Farbe, einen lebhaften Wellenschlag und den Athem eines frischen Windes, allein meine Absichten wurden durch einen gewaltig hohen Steindamm, welcher sich von den natürlichen Felsfundamenten bis zu hundert Fuß erhob, die Stadt wohl gegen die Wuth des Meeres schützte, aber den Badelustigen gar keinen Zugang in die Tiefe gestattete, vollständig vereitelt. Außer Seetang und Muscheln, morschen Schiffstrümmern und Tauenden, um welche eine große Möve flatterte, war nichts auf den Felsstücken zu sehen, nur mehrere Steinmetzen in unserer Nähe waren eifrig beschäftigt, die hie und da beschädigte Brustwehr wiederherzustellen. Der Strand wurde zwar nach der hochgelegenen Kirche Santa Maria di Carignano hin flacher, doch war auch hier nicht die Spur eines Badehäuschens zu entdecken, vielmehr bewies mir eine ganz kunstgerecht angelegte Batterie nebst den dazugehörigen Kugelhaufen, die ich mit meinem Fernglase genau betrachten konnte, daß man hier auf eine anderweitige Erfrischung der Menschheit bedacht sei. Waren weiter oben an jenem Strande passendere Badestellen vorhanden, so mußte ich bei der weiten Entfernung für heute darauf verzichten. Tief gebeugt kehrte ich in das Hotel zurück und that mich mit einigen Landsleuten zusammen, um eine Barke zu besteigen, und außerhalb des Hafens das Bad von Genua aufzusuchen.

Wir fuhren in Zeit von zwanzig Minuten durch das Bassin, freuten uns über die Menge der Kauffahrer, bewunderten die prächtige Lage der Stadt, die stattliche neue Fregatte, den Duca di Genova, die vorsichtig ihre metallenen Zähne in die offene See hinaus richtete, und gelangten rasch auf die hohe See. Schon fünf Minuten vorher war die Miene unseres Barkenführers wichtiger, feierlicher geworden. Als wir die linke Spitze des Molos berührten, deutete er in der Nähe des großen eisernen Ringes, der in den Steindamm gelassen ist, auf eine kleine Gruppe von wenig über die Meeresflut emporragenden Klippen, und sagte würdevoll, daß wir hier die günstigste Gelegenheit zum Seebade finden würden: hier bade Genua! Mit großer Sorgfalt besichtigte ich die erwähnte städtische Badestelle, und kam zu der Ueberzeugung, daß unser Marinaro die Grenzen dessen, was er „Genua" zu nennen beliebe, etwas enge gezogen haben müsse. Es war sichtlich nur „Genua unter fünfzehn Jahren", das hier den Gesetzen der Reinlichkeit gehorsamte. Für Männer, die dreißig Jahre älter, wenn auch fertige Schwimmer waren, bot diese Badestelle nicht unerhebliche Schwierigkeiten. War die See, ihre gewöhnliche Stellung abgerechnet, freilich augenblicklich ruhig genug, um mit der Barke anzulegen, so schien der Versuch doch bedenklich, auf die unbekannten Klippen zu klettern und von dort aus in tieferes Wasser zu gelangen. Für einen mit dem Terrain unbekannten Badegast sahen sie wenig einladend, vielmehr scharf und den Knöcheln oder Kniescheiben feindlich genug aus. Selbst diese genuesischen Buben nahmen sich sorgfältig in Acht, nicht gegen die Steine geworfen zu werden. Die ganze Situation, der Haufe thierisch kreischender Jungen, die schmutzige, zerlumpte Leibwäsche, die auf den höheren Felsstücken lag, hatte aber an sich etwas so Abschreckendes, und wich dergestalt von allen Bedingungen ab, unter denen ein Gentleman sein Bad nimmt, daß wir einstimmig beschlossen in die Stadt zurückzukehren, und unsere trüben Gedanken in einem öffentlichen Vergnügungslokale zu zerstreuen.

Am Morgen fuhren wir wieder auf die offene See hinaus. Es war unmöglich, die Hoffnung aufzugeben, ein gesittet organisirtes Seebad zu finden: wir wollten die rechte Seite des Molo, da wo der Leuchtthurm steht, näher untersuchen. Unser Barkenführer lächelte verschmitzt, und wirklich hatten wir nicht sobald diese Gegend erreicht, als sich zeigte, daß in der dort befindlichen Bucht alle Schrecken Genuas ausmündeten. Im Laufe des Jahres war dort ein grauenhaftes Delta entstanden, in welchem einige nackte Spekulanten beschäftigt waren unterzutauchen und auf das Gerathewohl nach Gegenständen zu fischen, die durch die Gossen der Stadt etwa hinausgeschwemmt worden waren. Der Anblick dieser saubern Christen, wenn sie, bis kaum an die Hüften im salzigen Meer stehend, sich dann häuptlings vorn überbeugten, untertauchten, etwa eine halbe Minute im Grunde umherfingerten, und dann, mit grünlichen Ueberbleibseln bedeckt, wieder auftauchten, flößte uns Allen den tiefsten Abscheu ein. Wir befahlen, so rasch wie möglich auf das offene Wasser hinauszurudern. Der Barkenführer schien sich hier gleichfalls glücklich zu fühlen. Offenbar hatte der gute Mensch es auf eine freudige Ueberraschung abgesehen, und das Beste für seine Kunden zuletzt verspart. Etwa fünfhundert Schritte von dem Leuchtthurm gab er seinem jüngeren Gefährten einen schelmischen Wink, worauf dieser eine kleine, bisher von uns nicht beachtete, mit zwei eisernen Haken versehene Treppe hervorzog, und dieselbe über den Rand der Barke in die See hinaushing. Dabei sprach aus seinen leuchtenden schwarzen Augen der Satz: „Ja, ihr Herren, so badet der Nobile von Genua!" und achtungsvoll salutirend, rückte er seine rothe Matrosenmütze. Für jugendliche, kühne Leute wäre nun wohl ein Bad möglich gewesen, uns flößten die Umstände aber gerechtes Bedenken ein. Ein steifer Sirokko wehte, die Wellen hoben sich bis zu einer Höhe von sechs Fuß, die schwere Barke flog umher wie eine leichte Nußschale, der Jüngste von uns, ein eingefleischter Landratte, lag schon längst in den Wehen der Seekrankheit; es war mithin wohl zu erwägen, ob man schwimmend den Wellen Widerstand leisten und in's Boot zurückgelangen, oder, falls man die Treppe in der Hand behielt, nicht gegen den Rand der Barke geworfen und arg beschädigt werden könnte. Einheimische Beispiele sollten entscheiden; wir sahen uns um, ob „die Nobili von Genua" gleichfalls dem Bade oblägen. An Booten, die der frischen Morgenluft wegen auf die schäumende See hinaussegelten, fehlte es keineswegs; aber Nobili von Genua badeten heute nicht. Wir kehrten daher abermals fruchtlos in die Stadt zurück, und beschlossen am Nachmittage einen Ausflug auf der Eisenbahn nach Voltri oder doch nach Pegli zu unternehmen. Von den Höhen aus hatten wir gesehen, daß der Strand sich hier flach abdache, also doch die Möglichkeit geboten werde, sich ohne Anstrengung und Wagniß dem Seewasser anzuvertrauen. Das projektirte gesellschaftliche Seebad sollte mit einem Besuch der Villa Pallavicini vereinigt werden. Erwartungsvoll, und von den glühenden Sonnenstrahlen halb gar gesotten, fuhren wir durch die weitausgedehnten Vorstädte Genuas, sahen, wie die «compress» und «sobborghi» — wir Deutschen pflegen dafür „Krauthaken" zu sagen — ihre zerrissene Wäsche trockneten, eifrig die Köpfe krauten, und ihre kleinen Kinder wie Pakete unter dem linken Arm trugen, kamen an der Station St. Pier d'arena vorbei, ergötzten uns über die Lage von Cornigliano und die Schiffswerften von Sestri, und entdeckten endlich vor Pegli wirklich das erste Badehäuschen am Strande. Die statistischen Nachweise über die Einwohnerzahl von Pegli sind mir leider nicht zur Hand, ich vermag daher nicht anzugeben, in welchem Verhältniß zu ihr die Anzahl der Originale steht, welche in diesem merkwürdigen Orte das Bedürfniß eines Seebades empfinden. Der Kleinheit jenes aus Matten errichteten Badehüttchens nach kann der Reinigungs- und Erfrischungsprozeß durch kaltes Seewasser höchstens als eine Ausnahme dastehen, und vielleicht gar nur von einem zufällig anwesenden Fremdlinge geübt werden. In Pegli vermochte man uns später keine ordentliche Auskunft zu geben. Die Jugend des Ortes, ein Chor brauner magerer Teufelchen, wälzte sich auf dem Kiese des Ufers in der seichten Flut. Von dem Stationsgebäude aus hätten wir aber, um zu dieser vielversprechenden Stelle zu gelangen, in der Sonnenglut eine starke halbe Stunde wandern und den Besuch der Villa opfern müssen. Wir leisteten daher nochmals Verzicht auf die Erfüllung unserer Wünsche, beschwichtigten, nachdem wir die großartigen und glänzenden Anlagen des Marchese Pallavicini in Augenschein genommen, unseren geheimen Badekummer durch ein vortreffliches Diner in der Bahnhofsrestauration zu Pegli, nahmen auch nicht den geringsten Anstoß daran, daß als Braten köstliche, aber derzeit bei uns Jagdphilosophen noch unter dem Schutz der „Schonzeit" stehende gebratene Vögel auf der Tafel erschienen, und langten um neun Uhr Abends wieder in Genua an. Meine Reisegesellschaft wanderte nach Acqua sola hinaus; ich bestellte mir in der berühmten Seestadt, vollkommen resignirt, im Hotel — ein Süßwasserbad. Ich fand es später mit zwei Franken in Rechnung gestellt. Außer mir hatte seit Wochen Niemand gebadet.

Bilder aus dem böhmischen Erzgebirge

von

Karl Viktor Hansgirg.

(Schluß.)

Bei der berg- und hüttenmännischen Beschäftigung des Erzgebirges, und theils aus, theils mit dem Bergmannsstande, hat sich auch noch ein anderer Erwerbszweig allmälig herausgebildet, eine nach Brod gehende Kunst:

Die Musik.

In der ersten Blütezeit des Bergbaus bestand schon bei den Bergknappen eine — Bergmusik. So war auch später, nachdem der Betrieb in Abnahme gekommen war und die Kapelle des Bergmannkorps nicht mehr spielte — mancher nach andern bergbautreibenden Gegenden gewanderte Bergmann, dessen Talent für Musik einmal ursprünglich geweckt war, zum Musikanten geworden. In den Thälern des Erzgebirgs selbst setzte sich bei der großen Neigung und Begabung der Inwohner hiefür die Musik zuerst als ein unerläßliches Naturbedürfniß, dann, zu größerer technischer Entfaltung gelangt, als eine Erwerbsquelle fest. Es gibt Dörfer des Erzgebirgs und seiner nächsten Umgebung, namentlich um die böhmischen Kurorte herum, in welchen uns zu gewissen Jahreszeiten aus jeder ärmlichen Hütte ein Blas- oder Streichinstrument lustig entgegentönt, und wo wir früh Morgens oder spät Abends, wenn Alles stille, Streichquartette belauschen, die dem Konzertsaal einer Residenzstadt alle Ehre machen würden. Gleichwohl wird nicht selten die edle Himmelstochter zu einer kläglich wimmernden Brodsackträgerin herabgewürdigt. Die Schattirungen in der Vollkommenheit dieser wandernden Künstler sind von der größten Mannigfaltigkeit. Manch' Instrument vererbte sich in den Familien von dem Großvater auf den Enkel, weßhalb es von ihm auch so sicher gehandhabt und „Uebung macht den Meister," namentlich da, wo es sich nicht so sehr um die Genialität einer Kunstleistung, als vielmehr um ein sauberes, gediegenes Spiel handelt. Doch nicht allein technische Fertigkeit, auch ein umständlicher theoretischer Unterricht hat sich in manchem dieser Dörfer heimisch gemacht. Ein greiser Cantor unterweist die lustigen Jungen, in denen ein unbesiegbarer Wandertrieb ruht, im Kontrapunkt und in der Harmonielehre. Dieser Cantor dürfte der schlichte einfache Landmann in Gebahrung und Sitte, aber Geschichte und Wissenschaft der Musik sind ihm nicht ganz fremd und ferne geblieben. Seine Zöglinge wanderten vorerst, zu Banden gesellt, ihre Instrumente im Ledersacke, bescheidentlich in das benachbarte Ausland oder wurden zur Brunnenmusik der Kurorte rekrutirt. Später machte Erziehung und Bildung aus Manchem von ihnen einen solchen Virtuosen und Meister, daß er die Adelssitze Polens und Rußlands, die Hofkammern entfernter Potentaten willkommen betrat, und mit Ruhm und Gold reichlich belohnt, von der Kultur der Weltstädte äußerlich beleckt — nach seinem stillen Dörfchen erst nach Jahren heimgekehrt war. Nicht Alle haben die reiche Ausbeute gehörig verwerthet, Vielen ist es aber gelungen. Einige, besonders die Repräsentanten der Tanzmusik, haben sich aus dem Volke zu berühmten Komponisten erhoben, und wurden aus wandernden Musikanten — achtbare Tonkünstler, eine schätzenswerthe Metamorphose!

Nicht so schön und lohnend als der Instrumentalmusik hat sich der Gesang auf den Bergen und in den Thälern entwickelt. Er scheint — ach! wie manch' andere Kunst — mehr ein Kind der Noth als des Frohsinns geboren zu sein. Es ist ein kleines und in vielen Fällen ein sich gut verinteressirendes Kapital, das die armselige Harfnerin d'ranicht, wenn sie ihre schicksalsreiche Sängerfahrt antritt. Der unausgebildete Stimmstock und die rohgearbeitete Harfe ist Alles, was sie aus dem preßnitzer Gebirge in die Welt hinausträgt. Wie geschäftig oder wie vornehm, wie verzweifelt oder wie verworfen kehrt sie oft heim. Mit einem fadenscheinigen, ihre glückmachende Blöße kaum bedeckenden Gewändchen steuerte manche fort, mit Extrapost als Pfandgräfin segelte sie heim. Manche erreicht, was man so Glück machen nennt, gewann Haus und Gut eines reichen Sonderlings in bester Form, oder avancirte, von Mäcenaten umgeben, in den Konzertsaal und auf eine Bühne der Mittelstädte. Vom Gassenhauer zur Arie, vom Kouplet zum Koloraturgesang schritt sie vor — ohne Fortschritt. Sie erzeugen meist unerquicklich gepreßte Guttural- und Nasaltöne diese preßnitzer Gesangskünstlerinnen, die kein Meister der Welt zu lieblichen sobald umwandeln wird.

Im Allgemeinen läuft es bei dieser Musik und diesem Gesange auf ein milderes Betteln hinaus. Der unumwundene Ausdruck eines in Tönen klingenden Bettels ist die Drehorgel des gebrechlichen Bergmanns. Reiner, unabsichtlicher und herzgewinnender aber, als der Sang der Harfnerin, sprechen die bergmännischen Lieder, meist gesungene Gebete. Sie dringen oft fromm aus der Nacht der Schächte empor, oder vor und nach der Aus- und Einfahrt. — Erbaulich strömt auch die heilige Welle einer an's Herz greifenden, weihevollen Kirchenmusik zu dem niederen, verfallenen Gewölbe eines winzigen Dorfkirchleins.

Ein Haupterwerb des Erzgebirges — vorzugsweise aber noch bloß der weiblichen Hände, ist —

Die Spitzenerzeugung.

Vom höchsten Gebirgsstock über alle Kuppen, durch Thäler und Schluchten und noch meilenweit in der vom Kamme auslaufenden Niederung regen sich Menschenhände, um Spitzen der mannigfaltigsten Gattung zu klöppeln. Das böhmische Erzgebirge überkam diesen Erwerbszweig wie manchen andern von seinem sächsischen Nachbar, wo diese kunstreiche Handarbeit schon lange vorher allgemeinere Verbreitung gefunden. In den gewerbreichen Gegenden, namentlich in einzelnen Provinzen Frankreichs, vorzugsweise in Brabant hatte man, ehe das sächsische Erzgebirge diese Beschäftigung kannte, mittelst der Nadel genähte und gestickte Spitzen erzeugt. Erst im Jahre 1561, als die Glanzperiode des Bergbaus im Verblühen war, sprang die Erfindung der Frau Barbara Uttmann, Gemahlin des Bergherrn Christoph Uttmann — dem nothleidenden Erzgebirge bei, indem sie statt der Nadel, welche eine längere Hantierung erforderte, den dünnen, mehr als einen Finger langen Holzklöppel gebrauchte. Durch ihn wird dem Faden, aus dem sich das Spitzengewebe verschlingen soll, die jeweilige Richtung gegeben. Diese würde jedoch nicht haltbar sein, wenn nicht das durch ein vorgezeichnetes Muster festgegebene Stecknadelwerk, welches auf dem Klöppelpolster ausgesteckt wurde, dem Faden seinen festigen Aufenthalt anwiese. Innerhalb dieses Reviers wirft die emsige und schmalgebildete Hand der Klöpplerin die Fadenflut mit wundersamer Schnelligkeit durcheinander. Dem fixirenden Auge des Zuschauers wollen diese tanzenden Fäden wie ein Chaos erscheinen, bis ihm die ewig klappernde, scheinbar wirre Thätigkeit der Finger und Klöppel bei näherer Anschauung als die Ursache eines Krystallisationsprozesses erscheint, der sich im feinsten Muster bald wie ein Spinnengewebe darstellt, und die holdesten Naturtypen aus der Blumen- und Pflanzenwelt aufzeigt, so daß, um die Spitzenwaare anzupreisen, die Hausfrau sagt: „Wahrhaftig die Blumen sind so schön, daß man sie bei Leib' nit schöner auf der Wies wachsen sieht." — Das Mädchen wird von dem Beschauer, der diese Blüten gerne wachsen sehen möchte, gebeten, ja nur recht langsam den Klöppel zu werfen. Jedoch bei der größten Anstrengung des Mädchens, dieß zu thun, drängt sie die Gewohnheit wieder nach der bisherigen raschen Bewegung zurück. Bereits fünfjährig schaut diese erstaunliche Gewandtheit das kleine Mädchen ihrer Mutter oder Schwester ab. Auch der Bube und der alte Bergmann greift zuweilen zum Klöppel. Es ist die Taktik des Tiktaks gegen den Hunger. Viele Mädchen müssen dabei auf die schöne Form ihrer Hände Verzicht thun; schmaler und länger werden sie wohl, aber die obersten Fingergelenke mißstalten sich zu einem natürlichen Klöppel.

Manch' feines, kostbares Prachtstück eines Brautschleiers oder Kleides ist durch den unsäglichen Fleiß einer Klöpplerin ohne Arbeitstheilung und ohne den Stickrahmen entstanden, es ging aus dem kleinen, rußigen Kämmerlein blank wie Schnee und zart wie Blüten hervor. Hand und Hausarbeit hat dieß Kleinod der Achtsamkeit und des Fleißes geschaffen, und will es hinaus in die Ferne, so muß es vorerst dem Spitzenhändler überantwortet werden. Er brüstet sich mit diesem Meisterwerk, er wird dessen Erzeuger genannt, weil er das Geld zu den kleinen Anschaffungen der Klöpplerin vorgestreckt und ihr die fertige Waare abgekauft, ja vielleicht auch bestellt. Sie, die Klöpplerin, zieht den kleinen, er, der Handlanger, den großen Gewinn.

Damit die Arbeit hie und da lustiger vor sich gehe, als daheim im einsamen Stübchen, ist das „Hutschen" mit dem Klöppelstocke erfunden worden. „Hutschengehen" wird der mit der Arbeit verknüpfte Besuch genannt, der die Genossinnen in einer Stube vereinigt. Nicht bloß mit dem „Klöppelstocke", auch mit der Handschuhnähmaschine, mit dem Spinnrad und mit dem Spinnrocken wird hutschen gegangen. Wenn der Abend naht, wird in der Arbeitsstube die „Klöppellampe" angezündet, welche hinter wassergefüllten Glasgefäßen intensiv auf den Klöppelsack ihre Strahlen hinwirft, und auf das Angesicht der zu vier oder fünf beisammensitzenden Klöpplerinnen bloß geheimnißvoll seinen Widerschein verstreut.

Mannigfaltig und umfangreich ist das Gebiet jener Waare, welche unter dem Namen der Spitzen hier erzeugt und feilgeboten werden. Man rechnet nicht die bloß mit dem Klöppel erzeugten hiezu, sondern auch jene mit der Nadel auf den Grund anderer durchsichtiger Stoffe gearbeitete Stickerei oder aufgenähte Klöppelerzeugung. Die erstere mit Nadel erzeugte heißt Applikatur und ist die gesuchteste seit mehr als einem Jahrzehnt, sie hat die Seidenspitze (Blonden) schon weit aus dem Felde geschlagen. So wie einst durch Barbara Uttmann die Erfindung des Klöppels an die Erzeugung der alten brabanter Spitzen angeknüpft hatte, so war es neuerer Zeit abermals Belgien, aus welchem die Hand einer von dort zufällig in das Erzgebirg herübergekommenen Dame die Applikaturarbeiten dahin überpflanzte. Das Volk nennt sie gemeiniglich „Kunstarbeiten" im Gegensatz zu den einfacheren Naturarbeiten. Ein Gipfel der ersteren, sonach als das kunstreichste Erzeugniß erscheint die sogenannte „gelöckelte" Spitzenwaare. Sie wird mittelst kleiner, kurzer, sehr dichtgesteckter Nadeln am Polster ohne Klöppel hervorgebracht, indem die Fäden auf dem feinsten batiste claire bloß mit der Hand mühsam durchgeschlungen werden. Das mit Klöppeln gearbeitete Spitzennetz, sofern es aus Garnfäden besteht, heißt in der Regel Bobbinet. Die Applikatur gilt dagegen auch als Tülle und Nußarbeit, je nachdem sie dem Tüllstoff oder dem feinen und klaren Musselin applizirt wurde. Nebst den Baumwoll- und Garnspitzen werden im Erzgebirge auch noch Seiden-, Roßhaar- und Strohspitzen erzeugt. Sie sind bloß zu partiellen Zwecken und meist für den Luxus geschaffen, und da wieder anderseits die Baumwollspitze das vergänglichste Leben hat, so beherrscht die Zwirnspitze bisher am nachhaltigsten den Weltmarkt. Ihre gesuchteste Sorte ist die der Valenciennes. So prunkvoll und vornehm die Blonden (Seidenspitzen) erscheinen mögen, so sehr erfreuen die andern durch ihre blendende, dem Schnee der Berge erborgte Weiße. Der höchste Grad des verfeinerten Luxus wird durch die mit Gold- und Silberfäden durchwebte Seidenspitze erreicht, während die Strohspitze wieder in Einflechtung des Roßhaars Verebelung sucht.

Nebst der Rivalität des in der Spitzenerzeugung noch vollkommeneren sächsischen Nachbars, dürfte dieser Manufaktur im eigentlichen Wortsinne das Produkt der belgischen Maschinen immer verderblicher werden. Das weiß und kennt der arme Spitzenmann selbst.

IV.

Zum Glück für die Lage der dürftigen Erzgebirgler, haben sich neben den geschilderten Haupterwerben noch eine Menge anderer mit diesem verwandter Nebenerwerbe in den Bergen und Thälern naturgemäß entwickelt, oder wurden dahin künstlich verpflanzt. Die Spitzenerzeugung führte zu dem Uebergang der Feinstickerei mit der Nadel, durch welche eine Unzahl hübscher naturwüchsiger Grisetten Beschäftigung findet. Diese Erzeugnisse führten alsbald im weiteren Gefolge zum Spitzenhausiren. Mann und Mädchen strömen alljährlich zu Hunderten in die Welt hinaus und freuen sich darüber, in solcher Weise ihren Wanderdurst befriedigen zu können. Ein kleines Prozent prosperirt bei dieser Beschäftigung, der größere Theil erzielt bloß momentane Gewinne, und wird in der Zeitfolge durch die geringe oder keine Rentabilität nur desto schmerzlicher enttäuscht. Auch die Posamentierfabrikation hat in den Gebirgsorten einigen Boden gefunden, ohne es zu einem erheblichen Aufschwung zu bringen; ebenso die Strumpfwirkerei. Für die Verpflanzung des Handschuhnähens nach diesen Gegenden hat man Manches nicht ganz erfolglos unternommen. Mit dem Betriebskapitale — der Handschuhnähmaschine — wird das Mädchen durch größere Unternehmer versorgt. Sie besteht in einem Holzstock, der in seinem Postament dem Klöppelstock nicht ganz unähnlich ist. Die hölzerne Säule geht oben in ein messingenes Gezähne aus, das sich die Blondine zurechtsetzt, um die ungenähten Bestandtheile des Handschuhs darin zu befestigen, wornach ihr Entfernung und Richtung der Stiche gegeben ist. Die ungenäht angelangten Handschuhe wandern genäht sofort nach den Hauptstädten zurück. Ein anderer, insbesondere von der kleinen, zarten Hand der Kinder erzeugter, letzter Zeit in Flor gebrachter Erwerb ist in gewissen Orten — die Strohflechterei. Knaben und Mädchen hat man, unbeschadet ihrer Pflicht zum Schulbesuche, daran gewöhnt, aus gereinigten, gefärbten und gespaltenen Strohhalmen auf Grundlage gegebener Muster mit angefeuchteten Fingerchen die niedlichsten Strohgewebe zu flechten, und Kopfbedeckungen, Mützen, Decken, dann allerhand kleine Luxuswaaren daraus zu bilden. Die Händchen bewegen sich dabei säuberlich, sicher und äußerst gewandt.

Nebst den durch ein Zentralkomite in Prag für das Strohflechten hier eingeführten Schulen wurden durch eine Reihe von Jahren noch anderweitige Industrieschulen angelegt, und nach Bedarf und Fortschritt des Erwerbszweigs theils stabil, theils wandelbar eingeführt. Es gab und gibt noch solche für die Spitzenerzeugung, das Handschuhnähen, die Handstickerei, das Weben der Borduren.

Auch der Wald gab im Erzgebirge nebst dem gewöhnlichen und unmittelbaren Ertrügniß — Stoff und Gelegenheit zu Nebenerwerben. Durch den Musikerwerb einerseits und die Mannigfaltigkeit des Holzes andererseits verfiel man darauf, den Bedarf an musikalischen Instrumenten einheimisch zu decken. Auch die Metalle führten auf die Erzeugung von Blasinstrumenten. Durch die Holzarten aufgemuntert und durch die nahen Bäder unterstützt, kultivirt man Kunst- und Schatullentischlerei, endlich Holz- und Beinschnitzlerei.

Weitaus mächtiger, oder nur intensiv in einem kleineren Umkreis, wird die Erzeugung jener Spielwaaren fabrikmäßig betrieben, welche unter keinem Christbaum vornehmer Kinder fehlen. In diesem Zweig waltet Theilung der Arbeit, die auf der Drechselbank als Hausindustrie nach gewissen festen Schemen vor sich geht. Der Fabrikant ist hier nur Verleger der Waare, er sorgt für die Kombinirung der Einzelbestandtheile und für die Sortirung und Verschickung der Waare nach den Weltmärkten. Ein nicht genug hoch anzuschlagender Sinn für Plastik und für Schöpferkraft im Genrefache erweist sich in der Bildung der Figuren und Gruppen aus Papier-Maché, Wachs und Blech. Ein kleiner Ansatz zu Spyweg ringt in mannigfachen Karrikaturen nach selbstgeschaffenen Vorbildern in diesem Zweige nach Geltung.

Wir haben das böhmische Erzgebirge mit seinen Bergen und Thälern, mit seinen Leuten, seinem Treiben nur auf dem Papier betrachtet. Möchte diese Schilderung manchen Leser dazu angeregt haben, sich durch eine Reise oder einen Ausflug in den Besitz der lebendigen Bilder zu setzen.

Die Versammlung deutscher Tonkünstler in Weimar.

(Schluß.)

Der zweite Tag des Festes, 6. August, brachte im Hoftheater das Festkonzert Liszt'scher Kompositionen (mit dem schon erwähnten Prologe Dingelstedt's): Ouvertüre und Chöre zu Herder's „entfesseltem Prometheus" und eine Faust-Symphonie nach Goethe, in drei Charakterbildern. Es war also ein Liszt-Tag. Ueber die Werke selbst ist für diejenigen, welche Liszt'sche Kompositionen bereits gehört haben, ein Urtheil unnöthig, und wer sie nicht gehört hat, dem würden Worte nie und nimmer deutlich machen, wie diese in beständigem Kampfe mit einander begriffenen Tonmassen klingen. Auch hier gab es entzückte Bewunderer und achselzuckende Kritiker. Diese Spaltung darf nicht auffallen: die Bewunderer haben sich eben schon Ohren, wie sie für die Zukunftsmusik nothwendig sein mögen, angeschafft; diejenigen, welche die Achseln zucken, sind noch immer in dem Wahne befangen, eine gute Musik müsse verständlich sein, wohlklingend und zum Herzen sprechend. Da man uns aber gelehrt hat, daß die wahre und echte Musik nur „gelesen" schön ist, „gehört" aber verworren klingen darf, — und da man versichert, daß in der Zukunft die Menschen andere Ohren haben werden, so müssen wir uns bescheiden. Die Schönheit ist eben eine Geschmackssache, und in Sachen des Geschmackes läßt sich nicht streiten. Nur so viel wollen wir hinzufügen, daß von allen Orchesterwerken Liszt's die beiden gehörten die meiste Popularität besitzen, daß in der Prometheus-Musik ein hübscher Schnitterchor da capo verlangt wurde, und daß die Faust-Symphonie mit ihren drei Charakterbildern: Faust, Gretchen, Mephistopheles klarer und übersichtlicher ist, als irgend eine andere symphonische Dichtung des Genannten. In allen beiden Werken befindet sich, wie Herr Dr. Pohl auf dem Programm versicherte, „großartiges Detail". Ein boshafter Gegner der Zukunftsmusik wollte behaupten, daß bei ihr immer das Triviale großartig, aber das Ganze und Große kleinlich sei. Wenn der Satz auch etwas auf die Spitze gestellt ist, so hat er doch in mancher Beziehung seine Berechtigung; denn in der That ist das der Hauptunterschied zwischen den Klassikern und den Zukünftlern, daß die Ersteren das Detail nur zum Schmucke verwenden, die Letzteren aber ihre Hauptaufmerksamkeit auf dasselbe richten.

Der dritte Tag brachte als Festkonzert Manuskriptwerke von Komponisten der Jetztzeit. Das Konzert begann mit einer Hymne „Germania" von Dräseke und endete mit einem Marsche desselben jungen Komponisten, welcher von seinen Freunden als künftiger Beethoven bereits bewundert und vergöttert wird, und den man deßhalb als besonders charakteristisch in allen Programmen reichlich bedachte. Fragt man, wie die beiden Werke geklungen haben, so antworten wir einfach und bestimmt mit einem einzigen Worte: „Schauderhaft!" Wer einmal einen Jahrmarkt besucht hat, und aus vier oder fünf benachbarten Zelten oder Schaubuden eben so viele verschiedene Musikchöre gleichzeitig verschiedene Stücke in verschiedenem Takt und verschiedenen Tonarten aufführen gehört hat, der kann sich eine Vorstellung von dieser Dräseke'schen sogenannten „Musik" machen. — Außerdem wurde in diesem 3½ Stunden andauernden Konzert eine Orchesterphantasie von Otto Singer, — eine Ballade „das Grab im Busento" für Baß, Männerchor und Orchester von W. Weißheimer, — ein Konzert für Violine in Form eines Ständchens von Dr. Leopold Damrosch (der dasselbe auch vortrefflich spielte), — Lieder von Bülow und Lassen (in etwas affektirter Weise gesungen von Fräulein Genast), — Pastoral-Ouverture von Karl Stör, — Terzett aus der Oper: Der Barbier von Bagdad, von Peter Cornelius (gesungen von Fräulein Genast, Frau Metting und Herrn Meffert), — A dur-Konzert für Pianoforte und Orchester von Franz Liszt (gespielt von Karl Tausig), — Scherzo von Otto Bach, — Szene aus „Ariadne auf Naxos" von Max Seifriz zur Aufführung gebracht. Man wird nicht verlangen, daß wir alle diese Werke einer Kritik unterwerfen. Am meisten gefielen uns die Kompositionen von Peter Cornelius, Leopold Damrosch und Max Seifriz; namentlich ist das Terzett ein feines, geistvolles, melodienreiches Stück, welches überall Beifall finden wird und jedem Konzertinstitut warm empfohlen zu werden verdient.

Als Zugabe fand am vierten Festtage noch eine Matinée für Kammermusik Statt, in welcher das berühmte Streichquartett der Gebrüder Müller mit Hans v. Bülow ein reizendes Quintett spielte, welches einer der Brüder, Konzertmeister Karl Müller, komponirt hat. Das Werk ist originell, anmuthig und wohlklingend. Außerdem wurden Lieder gesungen von Liszt und Dräseke. Der kürzlich aufgetauchte Geigenvirtuos Lotto spielte ein Konzertstück eigener Fabrik und Paganini'sche Variationen. Zum Schluß spielten die Herren Liszt und Bülow vierhändig drei Rathselcanon von Waitzmann; drei schön gearbeitete satyrische Stücke, welche großen Beifall fanden und einen guten Schluß des Festes bildeten. Die Liebenswürdigkeit Liszt's, mit welcher er den Anwesenden diesen Schluß des Festes ermöglichte, fand allgemeine Anerkennung, sowie überhaupt es unrecht wäre, wollte man von den Herren Liszt und Wagner behaupten, daß sie sich während der Festtage anders als taktvoll und würdig benommen hätten.

Was die eigentliche Zukunftsmusik anbelangt, so war Herr Dräseke ihr Hauptvertreter und spiegelte alle Eigenthümlichkeiten am bestimmtesten wieder. Die Anwesenden folgten seinen Bahnen nur schüchtern, doch kann man recht wohl eine Vorschrift: „wie man ein echtes Stück sogenannter Zukunftsmusik zubereitet," aus dem Gehörten gewinnen, und wollen wir zu Nutz und Frommen junger Musiker, welche diese Zeilen lesen sollten, die Vorschrift zu einem solchen musikalischen Gebäude mittheilen. Man nimmt irgend ein Thema: doch ist dabei völlig gleichgültig, welchen Ausdruck es etwa wiedergibt, die erste beste Notenfolge, welche uns eben in den Sinn oder in die Feder kommt, genügt vollkommen; wünschenswerth ist es allerdings, daß schon das Thema etwas wüst und absonderlich klingt, theils um den Hörer vorzubereiten, theils um sich die spätere Arbeit zu erleichtern; dieses Thema wird nun zerpflückt in einzelne Bestandtheile, und zwar ist auch hiebei nothwendig, daß man so willkürlich als möglich verfahre, denn nur dadurch kommen Ueberraschungen zuwege und wird wahrhaft großartiges Detail gewonnen. Man streut nun einzelne Stückchen des Themas auf dem Notenpapier umher, schreibt es bald in halben Tönen, bald in Vierteln, bald in Sechszehntheilen, wiederholt dasselbe Stückchen in den verschiedenen Notenzeilen der Partitur, ohne sonst auf die Reihenfolge irgend welche Rücksicht zu nehmen, und nachdem man so die einzelnen Stückchen des Themas vertheilt hat, schreibt man als verbindenden Kitt auf die noch leeren Notenlinien irgend welche Zwischenfiguren, besonders chromatische Tonleitern. Gelegentlich darf man auch einige Pausen machen, doch muß man mit diesen sparsam umgehen. Im Allgemeinen ist noch zu beachten, daß man Alles möglichst gegen den Rhythmus schreibt (z. B. die Fermaten immer auf schlechten Takttheilen). Eine zweite, dritte und vierte Stimme muß man immer zur unerwarteten Zeit eintreten lassen, entweder etwas zu früh oder etwas zu spät, damit es ja nicht wie ein Quartett klinge. Ist man in solcher Weise verfahren, und sieht nun die Partitur schon leidlich schwarz aus, dann streut man noch als Schlagzichter Vorhalte dazwischen: mit diesen darf man nicht

sparen, sie sind bei der Zukunftsmusik, was die kleinen Rosinen in den Kuchen sind und große Rosinen in den Köpfen. Wer daher recht gut schreiben will, der bringt die Vorhalte fast an jeder Note an, macht auch wohl vor dem Vorhalte noch einen Vorhalt, oder schreibt vor zwei Vorhalte noch einen dritten. Um sich gegen Monotonie zu sichern, dient am besten ein häufiger Wechsel im Tempo, Takteintheilung und Vorzeichnung. Man kann dieß zu allerletzt in die Partitur eintragen; denn es kommt durchaus nicht darauf an, daß es zum Charakter des Stückes in irgend welcher Beziehung stehe. Die Hauptsache ist, daß man hier und da alle zwei, drei Takte Vorzeichnung und Takteintheilung wechseln läßt, dann wieder einmal in größeren Intervallen, um den Zuschauer zu überraschen. Schreibt man nun noch gelegentlich einige Paukenwirbel und einzelne Paukenschläge dazu, hat man Becken, Posaunen, Trompeten, Hörner und wo möglich eine Ophikleide fleißig bedacht, oder läßt man im Adagio eine Harfe in anderem Rhythmus und anderer Tonart dazwischen spielen, so kann man ziemlich sicher seyn, daß das Werk nicht für ein klassisches angesehen wird, sondern daß es weder Wohlklang noch Ausdruck besitzt. Nur bei völliger Verachtung gegen diese beiden veralteten Hemmnisse kann die echte wahre Zukunftsmusik ausgeführt werden.

Daß aber gerade in dem an Musik und Melodieen reichen Thüringen ein Fest der Zukunftsmusik gefeiert wurde, war mindestens ein seltsames Spiel des Zufalls. Bei der Festtafel machte einer der Theilnehmer darauf aufmerksam, daß in Thüringen im Jahr 1810 das erste deutsche Musikfest gefeiert worden sei, — daß in Thüringen und Sachsen die Hauptstützen des altdeutschen Kirchengesanges ihre Geburtsorte haben: Martin Luther in Eisleben, Eccard in Mühlhausen a. d. Unstrut, Michael Prätorius in Kreuzberg a. d. Werra, Schütz in Köstritz im Voigtlande, Bach in Eisenach, Händel in Halle, — daß endlich in Thüringen im Jahre 1207 der große Sängerkampf des Wartburgfestes stattgefunden habe, und forderte auf, man solle in sechs Jahren das 660jährige Jubiläum jenes Sängerkampfes feiern, da doch das 700jährige kaum einer der Anwesenden erleben werde. — Unsern Lesern dürfte es nicht uninteressant seyn, von dem ersten deutschen Musikfeste nähere Kunde zu erhalten, und wir theilen ihnen daher mit, daß dasselbe auf Anregung eines Cantors Bischoff zu Frankenhausen (Schwarzburg-Rudolstadt), stattfand, daß Konzertmeister Spohr die Leitung des ganzen Festes übernommen hatte, und daß, wie er in seiner Selbstbiographie mittheilt, 101 Sänger und 106 Instrumentalisten sich zu dem Feste eingefunden hatten. Der erste Tag (20. Juni 1810) war der Aufführung von Haydn's Schöpfung gewidmet, am zweiten Tage wurde eine Anzahl neuer Werke lebender Zeitgenossen ebenfalls vorgetragen, und zwar folgende: 1) Orchester-Ouvertüre mit Posaune von Spohr, 2) Baß-Arie von Righini (gesungen von Strohmeyer aus Weimar), 3) Klarinetten-Konzert von Spohr (vorgetragen von Hermstedt), 4) Orgelpräludium von Fischer, 5) Schlußchor aus Haydn's Jahreszeiten, 6) Doppelkonzert für zwei Violinen von Spohr (von ihm und Matthäi aus Leipzig vorgetragen), 7) Rondo aus einem D dur Konzert von Bern


Der Ehrenpreis bei dem Baden-Badener Steeplechase. (S. 779.)


Der Retscher. Ruine des Reichstagsgebäudes.


Speyerer Domfeier: Die Pilger vor dem Portal lagernd. Originalzeichnungen von [illegible] (S. 77[illegible])


Das Heidenthürmel.


Das Altpörtel.


Ruine des Oelbergs.



Das deutsche Turnfest. Nach einer Originalzeichnung von H. Bröger. (S. 778.)

hard Romberg (von Dotzauer vorgetragen), 8) C dur Symphonie von Beethoven.

Nichts läßt den Gegensatz der Musikrichtung von damals und jetzt schärfer hervortreten, als wenn man dieses Konzertprogramm mit dem des gegenwärtigen Festes vergleicht. Wohllaut, Einfachheit, Kindlichkeit in der Musik unserer Vorfahren, kunstvolle Verschlingung auf Kosten des Wohlklangs, selbstbewußtes Streben nach hohem Ziele in der Gegenwart. Einundfünfzig Jahre sind seit jenem ersten deutschen Musikfeste vergangen, und mit Ausnahme des Orgelpräludiums (welches ungedruckt blieb) sind sämmtliche an jenem Tage aufgeführte Musikstücke noch heute bekannt, in den Händen der Musiker, von Zeit zu Zeit auf den Programmen. Wie viele von denjenigen Kompositionen, welche bei der zweiten Tonkünstlerversammlung in Weimar im Konzert der Musikwerke jetzt lebender Komponisten aufgeführt wurden, werden wohl in fünfzig Jahren noch bekannt sein? Wie viele auch nur noch in fünf Jahren? — Und doch ist dieß die neue Schule, welche vorzugsweise für die „Zukunft" arbeitet.

Der Ehrenpreis bei dem Baden-Badener Steeplechase.

(Zu dem Bilde S. 776.)

Baden-Baden, das erste Luxusbad der Welt, vereinigt jedes Jahr sechs Monate hindurch die Aristokratie nicht nur des gesammten Europas, sondern der ganzen Erde. Die Fürsten ruhen hier von ihrer Thätigkeit aus, bewegen sich incognito unter berühmten und unberühmten Häuptern, Jeder lebt der Zerstreuung, dem Vergnügen, sucht zu genießen in behaglicher Muße. Von Jahr zu Jahr steigt die Frequenz des Bades, welche während der Saison oft die enorme Höhe von 50,000 Besuchern erreicht. Für Unterhaltungen jeder Art ist selbstredend daselbst auf's Beste gesorgt, Konzerte, in welchen die ersten Künstler zu gastiren pflegen, und Bälle finden im Juni und Juli Statt; gegen das Ende des August wird die Jagd eröffnet, und im September beginnen die großen Rennen, welche sich einer continentalen Berühmtheit erfreuen. In diesem Jahr findet am 3. September ein großes internationales Steeplechase, von Herren geritten, Statt. Das Komite hat entschieden, daß die Theilnahme am Rennen Jedem frei steht, der von zwei Mitgliedern des deutschen und französischen Jockeyklubbs recommandirt wird. Als Preis ist die Summe von 300 Friedrichsd'or von verschiedenen Sportsmen zusammengelegt und auch ein anderes werthvolles Kunstwerk von Seiner Majestät dem König der Niederlande und Seiner Hoheit dem Herzog von Nassau hinzugefügt worden. Dasselbe besteht aus einer in kleinerem Maßstab angefertigten Nachbildung der Statue Wilhelm's I. von Nassau, Prinz von Oranien, benannt der Verschwiegene, ersten Statthalter der Niederlande, und ist diese Kopie in Silber ausgeführt durch die Goldschmiede Hunt und Roskell in London. Die Originalstatue rührt vom Grafen Nieuwerkerke, dem Direktor der schönen Künste in Frankreich, her, und ziert den königlichen Platz im Haag. Der Werth dieses wahrhaft fürstlichen Geschenkes beträgt 20,000 Franken.

Die speyrer Domfeier.

III.

(Zu den Bildern S. 776.)

Das Fest zur Feier des tausendjährigen Bestehens des Doms zu Speyer kann eigentlich nur als ein rein kirchliches betrachtet werden, und so trug es denn auch einen durchweg religiösen Charakter. Eisenbahn und Dampfschiff brachten am 15. August, dem ersten Tage des Festes, schon eine Menge Theilnehmer, unter ihnen den päpstlichen Nuntius, Fürsten Chigi, den Erzbischof von Bamberg, die Bischöfe von Mainz, Würzburg und Trier, den Kardinal-Erzbischof von Köln und Tausende von Andächtigen, welche in langer Prozession, Kreuze und Kirchenfahnen voran, die Hauptstraße vom Altpörtel bis zum Dom einnahmen. Den Mittelpunkt des Festes bildete selbstredend der Dom, dessen Umgebung mit sinnreichen Erinnerungen aus der Geschichte des Domes, mit Wappen verschiedener pfälzischer Städte, mit Teppichen, Blumenguirlanden und grünen Bäumen geschmückt war. Das Ende der Feier fand am 18. August Abends Statt, und bestand in einer feierlichen Prozession um den Dom und durch die Marktstraße. Von einem vor dem Hauptportale des Gotteshauses errichteten Altare herab spendete zum Schluß der päpstliche Nuntius den Versammelten, deren Anzahl auf 60,000 geschätzt war, mit dem Sanktissimum den Segen.

Lotteriezichungen im Monat September.

Am 2. Badische 50-Gulden-Loose v. J. 1840. 25. Prämienziehung. 1 Prämie 35,000 fl. 1 Pr. 10,000 fl. 1 Pr. 5000 fl. 1 Pr. 3000 fl. 2 Pr. à 1500 fl. 4 Pr. à 1000 fl. 10 Pr. à 250 fl. 20 Pr. à 150 fl. 30 Pr. à 100 fl. 80 Pr. à 80 fl. 8850 Pr. à 71 fl.

Am 2. Hamburger M.B. 100-Loose v. J. 1845. 15. Prämienziehung. 1 Prämie 115,000 M. 1 Pr. 15,000 M. 1 Pr. 12,000 M. 2 Pr. à 4000 M. 2 Pr. à 3000 M. 2 Pr. à 2000 M. 3 Pr. à 1600 M. 5 Pr. à 1000 M. 6 Pr. à 300 M. 27 Pr. à 200 M. 1550 Pr. à 128 M.

Am 15. Neue preußische 100-Thaler-Loose v. J. 1854. 6. Serien- und Prämienziehung. 32 Serien. 3200 Prämien à 100 Thlr.

Am 15. Fürstlich Palffy'sche 40-Gulden-Loose v. J. 1855. 12. Prämienziehung. 1 Prämie 30,000 fl. 1 Pr. 4000 fl. 1 Pr. 2000 fl. 2 Pr. à 400 fl. 5 Pr. à 200 fl. 210 Pr. à 60 fl.

Am 15. Anhalt-Dessauer 100-Thaler-Loose v. J. 1856. 5. Serienziehung. 6 Serien.

Am 30. Badische 35-Gulden-Loose v. J. 1845. 63. Prämienziehung. 1 Prämie 40,000 fl. 1 Pr. 10,000 fl. 1 Pr. 4000 fl. 5 Pr. à 2000 fl. 12 Pr. à 1000 fl. 20 Pr. à 250 fl. 250 Pr. à 60 fl. 2210 Pr. à 47 fl.

Briefmappe.

Hrn. Dr. M. E. in Paris. Das von Ihnen berührte Thema ist schon mehrmals in unserem Blatte behandelt; wir können deßhalb nicht darauf zurückkommen.

Hrn. Reg.-Ref. A. in Berl. Die spanische Zeitung Epoca können wir Ihnen für die von Ihnen genannten Zwecke rathen.

Hrn. Reg.-R. v. G. in Kop. Lassen Sie sich das literarische Zentralblatt, das bei Brockhaus erscheint, kommen, dort finden Sie die neueste Literatur verzeichnet.

Hrn. Cam. Cor. in Wien. Eine Notiz darüber ist uns erwünscht; zu einem Aufsatz haben wir für diese Spezialität keinen Raum.

Hrn. Rer. M. in Kal. Eine Novelle von solchem Umfang dürfte wohl schon ein Roman genannt werden, obgleich man ein Buchwerk nicht mit der Elle mißt. Lesen Sie das witzige Buch des Advokaten Detmold: die Kunstkennerschaft. (Hannover, Hahn.)

Hrn. Verl. D. in Lnab. Eine Nummer jenes Blattes haben wir erhalten, aber zu nichts benutzen können, da sie mehr landwirthschaftliche als ästhetische Gegenstände behandelte.

Hrn. Landr. K. in M. (Nov.) Sie werden am besten thun, wenn Sie Ihren Töchtern das Lesen von solchen Büchern verbieten. Lassen Sie sie fleißig in Miß Nightingale's Buche lesen.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

Die verehrten Abonnenten auf dieses Journal werden hiermit benachrichtigt, daß das



Erste Quartal des vierten Jahrgangs
der
Allgemeinen Illustrirten Zeitung
herausgegeben von
F. W. Hackländer
mit der **am 1. Oktober** erscheinenden
Nummer 1



beginnt. Deßhalb ersuchen wir, die **Abonnements** bei den betreffenden Buch- und Kunsthandlungen oder Postämtern gefälligst **umgehend** zu **erneuern,** damit keine Unterbrechung in der Zusendung eintritt.

Der Preis beträgt: pro Quartal: Thlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr. rhein., — oder fl. 3. 20 kr. österr. Währ. Silber, wozu in einigen Ländern noch der Betrag des Zeitungsstempels, eventuell auch Porto kommt.

Literarische Anzeigen.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 50.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

VI. Band. — III. Jahrgang. Zweites Semester.

Stuttgart, 8. September 1861.

Erscheint jeden Sonntag. Preis vierteljährlich Thlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr. rhein.

Inhalts-Uebersicht.

Die Enthusiasten.

Novelle

von

Alfred Meißner.

(Fortsetzung.)

Einige Monate waren verstrichen, als er eines Abends, die Büchse umgehängt, die Waidtasche gefüllt, den Jagdhund zur Seite, von einem Streifzuge heimkehrte. Er war auf einer Stelle aus dem Walde herausgekommen, von wo aus kein eigentlicher Weg weiter führte, und näherte sich durch einen bloßen Zufall einem ganz abseits gelegenen Theile von Zichtenbrunn, den er seit undenklichen Zeiten nicht betreten hatte. Das erste Haus, das da lag, streng genommen eine Hütte, deren Aermlichkeit und Verfallenheit die letzten Strahlen der Sonne zur Schau stellten, gehörte dem Schulmeister, einem alten Hagestolz und weltscheuen Sonderling, welcher dort mit seiner achtzigjährigen Mutter so zurückgezogen lebte, als es ihm nur die pünktliche Erfüllung seiner Berufspflichten erlaubte.

Der Baron hatte ihn vor Jahren mehrmals im Vorbeigehen gesprochen, seitdem aber hatte er bemerkt, daß ihm der


Aeltere Künstlerfeste. Der Empfang der Künstler im Museum. (Originalzeichnung von H. Fricke.)

Schulmeister immer vorsätzlich auswich, wahrscheinlich als treuer Partisan und abhängiger Diener des Pfarrers, welcher ja, wie bekannt, mit dem Schloßherrn im offenen Kriege lebte, weil er von demselben am Baue seiner Kirche gehindert worden war.

Der Baron hatte auf seinem Heimwege eben an der alten Baracke des Schullehrers umgebogen, als aus deren Innerem eine Violine hervortönte. Er blieb elektrisirt, durchzuckt, erstarrt stehen, während sich das Spiel zu immer höherem Fluge erhob, und wußte wahrhaftig im ersten Augenblicke nicht, was für ein Instrument er höre, ob eine Violine, eine Zaubergeige, ein Oberonshorn, eine Zauberflöte. Wie aus einem Traum, in welchem Sphärenmusik erklingt oder Engelstimmen singen, riß er aus und kam in die Stube des Schulmeisters hereingestürzt.

Dieser — Bleivogel war sein Name — war eben im Begriffe, mit seiner Mutter ein ärmliches Abendessen einzunehmen, welches aus einem Stück Brod und einem Seidel Bier, das in zwei Trinkgläsern redlich getheilt war, bestand. Er hatte die Violine auf den Tisch gelegt und war emporgesprungen, von dem stürmischen Besuche höchst überrascht. Seine hohe, breitschultrige, starkknochige Gestalt, mit einem großen, der-

den aber charaktervollen Kopfe, der nur noch mit einigen Haarbüscheln geschmückt war, flößte einen unheimlichen Respekt ein. Ein menschenscheuer Ausdruck lag in den finsteren Mienen dieses Misanthropen, und trat aus den kleinen, stechenden Augen, die tief eingesunken unter einer großen Stirne blitzten, noch unmittelbarer hervor. Der breite, abwärts gezogene Mund mit der stark vortretenden Unterlippe, einem Merkmal habituellen Trotzes, hatte diesmal, von Affekt verzerrt, beinahe etwas Barbarisches.

Diesem Manne gegenüber befand sich der Baron und es war ihm nicht zu verbergen, daß er sogleich bei seinem Anblick das enthusiastische Gefühl, mit welchem er eingetreten, erstarren fühlte und nach Worten zu einer passenden Anrede verlegen suchte.

„Ich habe Sie spielen gehört, Bleivogel," sagte er nicht ohne Stottern. „Ich war ganz erstaunt — Ihre Violine aber —"

Er griff schnell nach dem Instrument und betrachtete dasselbe, es nach allen Seiten wendend, mit dem gierigsten Interesse.

Bleivogel hatte eine Bewegung gethan, wie wenn er es hätte verhindern wollen, blieb aber regungslos und stumm stehen.

„Wo haben Sie die Violine her?" fragte der Baron ganz exaltirt, an allen Gliedern leise bebend.

„Ich weiß nicht, wie Sie mir vorkommen," erwiederte Bleivogel mit einer sonderbaren Unruhe, „eine solche Frage an mich zu thun. Ueberhaupt —"

„Aber Andreas, wie sprichst Du denn mit dem gnädigen Herrn," ermahnte die alte Mutter ihren grauen Sohn, ihn am Rocke zupfend, zur Höflichkeit.

„Ach, mischt Euch nicht hinein!" fertigte Bleivogel die Mutter ab, und fuhr zum Baron gewendet fort: „Da Sie so neugierig sind, will ich es Ihnen doch sagen. Die Violine ist schon vom Urgroßvater her, Gott weiß seit wann schon, im Hause, ein altmodisches, altväterisches Ding —"

„Und Sie wissen nicht einmal," rief der Baron ihn unterbrechend, „welchen Schatz Sie an ihr haben?"

„Was? Schatz?" brummte der Schulmeister, ungeduldig schnaubend.

„Freilich!" rief der Baron, erfreut, ihn, wie er glaubte, darüber aufklären zu können. „Diese alten Exemplare werden heutzutage hoch bezahlt. Das ist eine echte Cremoneser, ich wette meinen Hals! Der Ton, das Aussehen — ich gebe Ihnen auf der Stelle tausend Gulden dafür!"

„Ich verkaufe sie nicht!" schrie der Schulmeister ganz wild, die Violine mit einem unverhofften Griffe aus den Händen des Barons ziehend.

„Bist Du von Sinnen?" rief die alte Mutter, vor Schrecken an die Stuhllehne zurücksinkend.

„Steckt Euer Nase nicht herein!" schnaubte sie der Sohn an.

„So recht, Mütterchen!" rief der Baron, gegen die Fürsprecherin von Dank erfüllt, indem er die Waidtasche rasch öffnete und der Alten einen Hasen als Geschenk zu Füßen warf.

„Nehmen Sie nur Ihren Hasen wieder mit," sprach Bleivogel in einem sehr peremtorischen Tone, „denn aus diesem Handel wird doch Nichts!"

„Ich gebe Ihnen fünfzehnhundert Gulden," sagte der Baron.

„Für den alten Scherben!" rief die Alte, die jetzt selbst nicht wußte, ob der Bittende oder der Ablehnende der größere Narr sei, während ihr Sohn im stummen, unerschütterten Trotze da stand.

„Nun, was meinen Sie, Bleivogel?" fragte der Baron, der das Schweigen seinen Wünschen günstig deutete, im Tone freundschaftlichen Zuredens.

„Daß Sie mich jetzt in Ruhe lassen sollen," erwiederte der Schulmeister derb und heftig, „denn aus dem Handel wird Nichts in alle Ewigkeit!"

„Andreas," rief die Alte im flehenden Tone, „halte doch Deinen Verstand zusammen und denk' an unser Schindeldach! Es regnet uns schon in's Bett hinein!"

„Ich lasse das Dach noch obendrein auf meine Kosten decken!" rief der Baron, entschlossen, den Widerstand dieses Sonderlings um jeden Preis zu brechen.

„Der gute gnädige Herr!" seufzte die Alte voll dankbarer Rührung.

„Aber jetzt lassen Sie mich in Ruh'!" sagte Bleivogel mit aller Energie. „Ich gebe die Violine nie und nie her; ebenso leicht könnte ich meine Mutter verkaufen!"

„Welche Reden!" warf die Mutter ganz entrüstet hin. „Ist denn heute der Teufel in Dich gefahren?"

„Ehe ich die Violine hergebe," fuhr der Schulmeister von einem wilden Eifer überwältigt fort, „will ich ein Bein verlieren und ein Auge dazu! Nun will ich mir Sie auch recht ansehen, Herr Baron, wer Sie sind, daß Sie von mir eine solche Gefälligkeit so hartnäckig fordern! Haben Sie einige Fuß Erde hergegeben, als Sie vom Herrn Pfarrer darum gebeten und wieder gebeten, und endlos gebeten wurden? Wie groß wäre denn die Einbuße gewesen, da sich doch Ihr Park eine viertel Meile weit ausdehnt? Damals war Ihnen und bis heute ein lumpiges Stückchen Land nicht um den zehnfachen Schätzungspreis feil, daher messe ich Ihnen jetzt mit demselben Maße und gebe Ihnen die Violine auch nicht um zehntausend Gulden hin! Wie Du mir, so ich Dir, sagt das Sprichwort. Ich werde mir nicht den Arm abnehmen, wenn Sie sich nicht einmal den Nagel haben beschneiden lassen wollen! Das ist mein letztes Wort!"

Dieser Ausfall war durch die Anspielung auf das Zerwürfniß mit dem Pfarrer so giftig, daß ihn der Baron bei aller Rücksicht gegen den Besitzer der Violine nicht ruhig hinnehmen konnte.

„Wie unterstehen Sie sich," sprach er, „eine solche Sprache zu führen und Dinge hereinzuziehen, die Sie Nichts angehen? Ich bin nicht hergekommen, um meine Handlungen von einem Dorfschulmeister kritisiren zu lassen, sondern um einen Kauf zu machen. Wenn unser Handel nicht zu Stande kommt, so gehe ich, aber Sie dürfen nicht mir gegenüber ein so gemeiner Flegel sein!"

Bleivogel gerieth in eine wahre Wuth und trat, indem er die Mutter, die ihm Mäßigung zusprach, bei Seite schob, an den Baron dicht heran.

„Von Ihnen," brüllte er, „ist es unverschämt, in mein Haus auf Knall und Fall zu kommen, der Sie mich erst seit dem Augenblick kennen, da Sie mir etwas abzuschachern haben. Und jetzt gehen Sie, sonst wird es Ihnen gerade so gehen, wie es dem Herrn Pfarrer bei Ihnen ergangen ist —"

„Herrgott!" schrie der Baron, aufstampfend, aber schon hatte ihn der Schulmeister mit dem linken Arm angefaßt, mit dem rechten die Thüre aufgerissen und, ohne ein Sterbenswörtlein dabei zu sprechen, ihn hinausgeschoben.

Fünftes Kapitel.

Eine Hand wäscht die andere.

Es erregte eine ungeheure Sensation im ganzen Orte, als der Auftritt in Bleivogel's Stube am folgenden Tage bekannt geworden war. Die allgemeine Stimme war für den Beleidigten, den Baron, dessen humanes, sanftes Wesen berühmt war, aber man wußte sich das Betragen des Schulmeisters gar nicht zu erklären, denn einen so brutalen Akt hätte Niemand selbst bei einem solchen seltsamen Kauz vorausgesetzt. Das tragische Geschick aber, welchem der Baron zum Opfer gefallen, konnte doch Niemand ahnen und würdigen. Während alle Welt glaubte, daß es sich um eine einfache Insulte handelte, stand doch das ganze Glück und die ganze Lebenslust des Barons auf dem Spiele. Der Gegenstand seiner Schwärmerei war entdeckt und gefunden, aber in demselben Augenblicke für immer verloren. Es konnte nicht ausbleiben, daß er seinem Drängen, seiner eigenen Ueberstürzung die Schuld an dem traurigen Ausgange mitaufbürden mußte, wenigstens insofern, als die Zusammenkunft zu einem frischen und unversöhnlichen Bruche mit dem Schulmeister geführt hatte. Zu spät sah er ein, daß er auf die Vorurtheile Bleivogel's hätte Rücksicht nehmen, Gelegenheiten, ihn zu gewinnen, abwarten oder schaffen und sich überhaupt Zeit lassen sollen. Statt dessen mußte er jetzt Schritte thun, welche die Feindschaft erhöhten und verewigten, und den Schulmeister bei Gericht verklagen. Er hätte Letzteres wahrhaftig unterlassen, wenn er es dem Namen seiner ganzen Familie nicht schuldig gewesen wäre.

Ein Mann, der Einzige vielleicht im ganzen Orte, den der skandalöse Vorfall entzückt hatte, war der Pfarrer, Pater Kreßmann. Er gönnte das dem Baron, welcher die Entstehung der neuen Kirche seit Jahren hinderte, und hätte sich auch über ein größeres Ungemach gefreut. Diese Schadenfreude darf aber auch nicht zu hart gerichtet werden, wenn man bedenkt, was der Pfarrer gelitten. Von einer verzehrenden Baulust besessen, durfte er keinen Baustein von seiner Stelle rühren, und jahraus, jahrein mußte er thatlos zuwarten, während ihn der bei seinem immer zunehmenden hohen Alter schreckliche Gedanke oft genug beschlich, daß er vielleicht in ein besseres Jenseits abgerufen werden würde, ohne das Denkmal seines christkatholischen Eifers aufgerichtet zu haben.

Er eilte daher, sobald er die Nachricht am anderen Tage erhalten, in die Wohnung des Schulmeisters, der sich eben anschickte in die Schule zu gehen, und sehr verstört aussah. Die alte Mutter war eben nicht anwesend.

„Was hör' ich!" rief der Pfarrer eintretend mit strahlenden Augen und lachendem Munde.

Bleivogel, der beim Anblick des Pfarrers sichtlich erschrocken war, gab brummend zur Antwort:

„Es ist leider nur all' zu wahr!"

„Leider, sagen Sie?" sprach der Pfarrer. „Ich freue mich, daß Sie mir den Beweis gegeben haben, wie anhänglich Sie mir sind und wie sehr Ihnen meine Angelegenheiten am Herzen liegen!" Er drückte dem Schulmeister warm die Hand. „Denn wie ich höre, soll der ganze Streit über den gewünschten Bauplatz ausgebrochen sein."

„Ja," erwiederte Bleivogel kleinlaut, indem er sonderbar verlegen und unruhig vor sich hinstierte.

„Wie kommt es vor," sagte der Pfarrer, ihn fixirend, „daß Sie heute einen rechten Katzenjammer davon haben!"

„Recht ist's mir nicht," versetzte der Schulmeister. „Ich gäbe viel darum, wenn mir gestern der Musiknarr nicht über die Schwelle gekommen wäre. Er hat mich auch bereits verklagt."

„Alfanzerei!" rief der Pfarrer. „Das wird Ihnen den Kopf nicht kosten. Ich bin auch da! Wenn Sie ihn mich in's Feld ziehen, so können Sie sich denken, daß ich Sie unterstützen werde. Eine Hand wäscht die andere. Dieser Lebensregel werde ich nicht im Alter untreu werden."

„Ich weiß, ich weiß," murmelte der Schulmeister, der innige Antheil des Pfarrers blieb auf ihn ohne allen Eindruck.

„Jetzt keine Gesichter geschnitten!" rief der Pfarrer. „Da setzen Sie sich her und erzählen Sie mir genau und haarklein den ganzen Hergang. Ich muß es wissen, denn es kommt ja vor's Gericht."

Er setzte sich in bester Laune nieder, um die Erzählung mit allem Behagen einzuschlürfen.

Zögernd nach einer Entschließung, die ihn offenbar viel kostete, tief aufathmend, wie wenn ihm eine unerläßliche, schwere Arbeit bevorstünde, ließ sich Bleivogel daneben nieder. Nach einer Pause, innerhalb welcher er sich zu besinnen schien, wie und wo er anfangen solle, sagte er stoßweise: „Gestern — es war hübsch spät — aber licht war es noch — der Fischersepp war kurz zuvor bei mir gewesen, um eine Todtenmesse zu bestellen —"

„Nebensache!" fiel der Pfarrer ungeduldig dazwischen.

„Ganz recht!" sagte der Schulmeister, einen neuen Anlauf nehmend. „Wie Sie wissen, spiele ich gern die Violine —"

„Ist mir hinlänglich bekannt!" rief der Pfarrer, dem der um die Sache herumirrende Eingang des sonst bündigen Bleivogel auffiel und als Zeichen großer Bestürzung vorkam. „Ich habe Sie im Verdacht, daß Sie sogar ein heimlicher Musiknarr sind! Aber nur weiter, nur weiter! Einem Schulmeister verzeiht man's!"

„Nun hab' ich —" fuhr Bleivogel fort und brachte die nächsten drei folgenden Worte äußerst schwer gedrückt heraus — „eine alte Violine, sehr alt, aber gut, von schönem reinem Ton, ja zwar —" er riß das Lob, das auf dem Wege war, sich maßlos zu steigern, rasch ab und sprach im veränderten, bescheidenen Tone — „aber eine Wundergeige ist es darum noch lange nicht! Gestern Abends also hört mich der Baron spielen, springt mir in die Stube herein und will mich beinahe zwingen, ihm das Instrument zu verkaufen. Er bietet mir tausend Gulden —"

„Nun, das war doch ein Scherz!" unterbrach ihn der Pfarrer, der davon nicht das Geringste verstand.

„Halb und halb!" entgegnete der Schulmeister sehr gewunden. „Dennoch kann man es bei einem Manne, der ein toller Musikliebhaber ist, und Geld zum Hinauswerfen hat, für Ernst halten. War das auch ein übertriebenes Anbot, so haben alte italienische Geigen doch auch ihren Werth. Aber, wie dem sei, den Baron hab' ich im Magen, denn sein Benehmen in Ihrer Bauangelegenheit war so miserabel und ich hab' ihm das in's Gesicht gesagt."

„Donnerwetter," sagte der Pfarrer, „tausend Gulden für eine solche alte Fidel! Sie sind ein Dummkopf, daß Sie das Geld nicht genommen haben! Da hätten Sie ja erst recht in's Fäustchen lachen können. Tausend Gulden! Hollah aber! Da fällt mir was ein! Von meinem verstorbenen Vorgänger, dem Pater Kugelring, müssen wir doch auch eine solche alterthümliche Geige unter unseren Chorinstrumenten haben?" . . .

Bleivogel wurde leichenblaß und vermochte kein Wort vorzubringen.

„Sie müssen das doch wissen!" fuhr der Pfarrer, indem ein Argwohn plötzlich aufstieg, fort. „Machen Sie doch gleich einen Sprung in's Schulhaus und bringen Sie sie hierher. Ich will warten."

„Wenn ich sie nur gleich finde!" rief der Schulmeister, bestürzt hin- und herfahrend.

„Das wäre nicht übel!" rief der Pfarrer aufspringend. „So bewachen Sie Ihnen anvertraute Sachen? Ich glaube gar, Sie haben einen Tauschhandel heimlich vorgenommen und sich die Geige angeeignet?"

Bleivogel rang krampfhaft mit einer schrecklichen Armensündermiene die Hände.

„O Sie alter Schlingel!" rief der Pfarrer, nicht ohne Unmuth, doch auch nicht ganz ohne Humor. „Da habe ich den Bock zum Gärtner gemacht! So ist's, wenn man Nichts von Musik versteht und nur ein Baumeister mit Leib und Seele ist!"

„Hochwürdigster Herr Pfarrer!" rief Bleivogel, bis in's Innerste erschüttert, mit bittend erhobenen Händen. „Haben Sie Gnade, haben Sie Nachsicht, Mitleid mit mir! Ich habe nichts Strafbares vorgehabt! Gleich in den ersten Tagen, als ich die Stelle in Fichtenbrunn antrat, entdeckte ich die Geige in der Instrumentenkammer. Sie lag im Winkel, voll Staub, voll Spinnweben, ohne Saiten, mit kleinen Schäden behaftet, vom vorigen Schullehrer wahrscheinlich wie ein unbrauchbarer alter Plunder vernachlässigt. Weit entfernt, ihren Werth zu ahnen, hob ich sie auf, um sie repariren zu lassen, denn ich dachte, für einen dummen Chorjungen, der Unterricht nimmt, ist sie gut genug. Aber, alle Heiligen, wie war mir, als ich sie zum ersten Mal mit dem Bogen berührte! Ich hörte alle Engel des Himmels singen! Von da an kam sie mir aber nicht mehr

aus den Händen, und ihr zu Liebe bin ich ein Musiknarr geworden, daß ich dem Baron in Nichts nachstehe! Hochwürden, bedenken Sie das Alles, ehe Sie mich verdammen! Mein ganzes Verbrechen besteht nur darin, daß ich die Violine geheim hielt, nicht einmal in der Kirche sie spielte, um keine Seele auf den Schatz aufmerksam zu machen, denn mir war und mir ist, als könnte ich es in der Welt ohne sie nicht einen Tag aushalten. Ich wollte keinen Diebstahl begehen — soll mich die Erde verschlingen —"

„Davon ist nicht die Rede," fiel der Pfarrer ein. „Ich kenne Sie zu gut und habe Ihre Redlichkeit oft genug im Geheimen auf die Probe gestellt. Sie sind die ehrlichste Haut, aber ich nehme es Ihnen übel, daß Sie mich nicht in's Vertrauen gezogen haben."

„War gefehlt von mir," sagte der Schulmeister demüthig, „sehr gefehlt!"

„Hätten Sie eine schlechte Absicht gehabt," erwiederte Pater Kreßmann, „so war gestern die beste Gelegenheit sie auszuführen. Ich hätte ja Nichts erfahren, wenn der Handel zu Stande gekommen wäre. Sie beichten erst jetzt, da Sie fürchten, durch das Verhör die Wahrheit an's Licht gezogen zu sehen. Das nur, das nur nehme ich Ihnen übel!"

„Ich bitte Sie —" wollte Bleivogel im Tone der Beschwörung anfangen, allein der Pfarrer sprang ihm in's Wort.

„Kurz und gut!" sagte er, „es soll nicht mehr vorkommen! Da aber eine Hand die andere waschen muß, will ich für Sie einen Gang thun, damit Sie leicht durchkommen. Alles, weil Sie mir das Vergnügen bereitet haben, den Baron zur Thüre hinauszuwerfen. Sie sagen also vor Gericht: Die Violine gehöre nicht Ihnen, Sie hätten einen Scherz mit dem Baron getrieben, als Sie den Eigenthümer spielten, und seien nur in Zorn gerathen, als die Rede auf die Kränkung kam, welche ich vom Baron erlitten! Dabei bleiben Sie, nun aber geben Sie die Violine her, ich will sie mitnehmen, um mir zu Hause das Wunderthier näher anzusehen."

Stumm mit einem verzweiflungsvollen Blicke that Bleivogel wie ihm befohlen war.

„Haben Sie keine Angst," sagte der Pfarrer, die Violine in Empfang nehmend, im Tone einer beruhigenden Zuversicht, „Sie haben sie darum nicht verloren. Sie können nach wie vor darauf fortspielen."

Er verließ das Zimmer. Bleivogel folgte ihm bald, um in die Schule zu gehen. Seine ältesten Schüler erinnerten sich nicht, ihn je so weich und sanft wie an diesem Tage gesehen zu haben.

Sechstes Kapitel.

Eine Hand wäscht noch immer die andere.

Der Baron von Stein war inzwischen vom Frühstück aufgestanden und stand arg verstimmt, so trostlos am offenen Fenster, als ihm der Besuch des Pfarrers Kreßmann gemeldet wurde. Er war auf's Höchste erstaunt, doch nicht auf unangenehme Weise, seinen langjährigen Todfeind sich ihm nähern zu sehen, denn er setzte ganz richtig voraus, daß es sich um irgend einen Vermittlungsantrag zu Gunsten des Schulmeisters handeln werde. Er nahm den Besuch ohne viel Besinnen an.

Der Pfarrer trat mit einem milden Ernst ein und begann, nachdem er auf die Einladung des Barons Platz genommen hatte:

„Verehrtester Herr Baron! Ich begreife das Erstaunen vollkommen, in welches Sie meine Gegenwart setzt. Wir sind uns seit Jahren fremd, ich will nicht sagen, feind geworden, denn in meinem Herzen wenigstens kommt ein solches sündhaftes Gefühl nicht auf. Schmerz, tiefer Schmerz hat mich bewegt, als es dahin gekommen, daß unser schönes Fichtenbrunn einen neuen Schmuck, das neue Gotteshaus nicht besitzen soll. Doch verzeihen Sie! Ich bin nicht gekommen, um Sie mit dieser ein für alle Mal abgethanen Sache zu quälen, denn ich habe längst mit christlicher Ergebung die Ausführung meines heiligen Planes in Gottes Hände gelegt. Ich berühre nur den Gegenstand, weil er mit dem Zwecke meines Besuches in einiger Verbindung steht — ich meine die empörende Ungezogenheit, deren sich Bleivogel schuldig gemacht."

„Ich habe Ihren Wunsch schon errathen," erwiederte der Baron. „Was ist zu thun? Ich habe die Sache dem Gerichte übergeben."

„Ich weiß es," sagte der Pfarrer. „Dennoch — aber ich muß mich erst noch gegen einen Verdacht verwahren. Es wäre nicht unmöglich, daß Sie gedacht hätten, Bleivogel wäre durch meine Klagen aufgehetzt und getrieben worden, die leidige Bauangelegenheit auf eine so rohe Weise zur Sprache zu bringen."

„Fiel mir nicht im Traume ein!" rief der Baron lebhaft. „Nicht im Traum! Darum hat es sich gar nicht gehandelt, es hat sich um eine alte Violine gehandelt —"

„Von Ihrer Seite vielleicht," gab der Pfarrer ruhig zur Antwort. „Bei Bleivogel war der Handel Nebensache."

„Sie irren!" rief der Baron sehr lebhaft. „Die Mutter," sagte er, „würde er ebenso gern verkaufen als seine Geige."

„Das sagte er so im Scherz!" sagte der Pfarrer, während sein Mund von einem flüchtigen Lächeln umspielt ward. „Er ist ein viel zu frommer Christ, um einen solchen Ausdruck im Ernst zu gebrauchen. Es war ein Scherz, ein häßlicher Scherz, wie er mir jetzt selbst reuevoll gesagt."

„Ausreden!" rief der Baron, im Zimmer auf- und abgehend. „Ausflüchte! Er verkauft die Violine nicht, wenn wir ihm ein Bein ausreißen!"

„Das geb' ich zu!" versetzte der Pfarrer lächelnd. „Um die zu verkaufen, müßte er erst der Besitzer sein."

Die Wirkung dieser Worte äußerte sich am Baron vom Scheitel bis zur Zehe.

„Die Violine, die er bei sich hat," fuhr Pater Kreßmann, den Unbefangenen spielend, fort, „gehört zu den Chorinstrumenten, an welche keine neue Saite gespannt, keine neue Klappe angebracht werden kann, wenn ich nicht die Autorisation dazu gebe, welche also noch weniger ohne mein Wissen veräußert werden können. Bleivogel ist nur mein Verwalter und ich gestehe, der gewissenhafteste und sachkundigste, da ich selbst von Musik rein Nichts verstehe, wie Sie sich, Herr Baron, bei den Hochämtern, welche ich singen muß, hinlänglich haben überzeugen können!"

„Nun gut!" sagte der Baron aufspringend, weil ein längeres Verweilen bei dem Gegenstande seine gemessene Haltung zu Grunde gerichtet hätte. „Was soll ich mit dem Schulmeister?"

„Gnade für Recht ergehen lassen!" rief der Pfarrer mit Salbung. „Er hat bereut, ihn hat seine Hitze fortgerissen, lassen Sie sich eine Abbitte genügen und schonen Sie den armen Teufel, dessen Stellung als Erzieher der Jugend durch die kleinste gerichtliche Verurtheilung unendlich leiden müßte."

„Eine wesentlich andere Satisfaktion," versetzte der Baron, „kann mir auch das Gericht nicht schaffen. Ich bin damit einverstanden!"

„Ich habe es immer gesagt," rief der Pfarrer sich erhebend und dem Baron die Hand reichend, „daß Sie das vortrefflichste Herz haben. Man muß Sie nur in rosiger Laune treffen." Er nahm den Hut. „Ich habe jetzt eine Messe zu lesen. Aber, Herr Baron, war Ihnen wirklich Etwas an der Violine gelegen?"

„Sehr viel!" rief der Baron, gleichsam explodirend. „Ich gestehe, ich bin verliebt in solche Violinen!"

„Wenn dem so ist," versetzte der Pfarrer, „dann könnte uns beiden leicht geholfen sein! Wozu brauchen unsere Saitenkratzer eine so merkwürdige Violine, da ohnehin unsere übrigen Instrumente so schlecht sind, daß einem die Ohren wehe thun. Ich denke, es ist besser, wir verkaufen ein ausgezeichnetes Instrument, um jeden Mann in unserem Orchester mit einem neuen und brauchbaren zu versorgen, statt eine kostbare Rarität und daneben ein Dutzend Kuh- und Nachtwächterhörner zu behalten!"

„Sehr weise!" rief der Baron, der seine Freude kaum noch zügeln konnte. „Ich gebe Ihnen dasselbe, was ich dem Schulmeister geboten und die Summe wird Ihren Zweck vollständig decken."

„Unsere Kirche hat nicht Geld nöthig," erwiederte Pater Kreßmann, die Stirn runzelnd. „Ich muß Sie bitten, den vorgeschlagenen Handel mehr als Freundschafts- und Gefälligkeitssache zu betrachten, weniger als Geldfrage."

„Wie das?" fragte der Baron, sich ahnungsvoll hinter das Ohr fahrend.

„Was Ihnen die Violine ist," antwortete der Pfarrer fest, „ist mir der Bauplatz der neuen Kirche."

„O daraus kann Nichts werden!" rief der Baron auffahrend.

„Dann bedaure ich," erwiederte der Pfarrer, sich verbeugend und sich der Thüre nähernd.

„Doch, hören Sie!" rief der Baron plötzlich umschlagend. „Ich will mir's überlegen. Kommen Sie heute Abend oder morgen wieder!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Denkmal des Königs Ernst August von Hannover in Hannover.

(Zu dem Bild S. 784.)

Die Stadt Hannover wird in diesen Tagen einen neuen Schmuck erhalten, der auf dem Platze, zwischen Stadt und Eisenbahn, der wie für ein monumentales Werk geschaffen scheint, einen doppelt imponirenden Eindruck machen wird. Es ist das Denkmal des Königs Ernst August in Bronze, dessen Modell man dem Bildhauer Wolff verdankt. Die Gestalt des Königs, in vollständiger Husarenuniform, ohne jede Mantelbeigabe und Ausdicke, sitzt in ruhiger aber straffer Haltung auf einem schön und stark gebauten Rosse, das zwar ruhig ausschreitet, in dessen Gestalt jedoch durch die äußere Ruhe in jedem Augenblicke und an jeder Stelle Feuer und Kraft durchbrechen zu wollen scheint. Gehaltene Kraft ist doppelte Kraft, und ihre Mitwirkung im Kunstwerke ist eine gediegenere und edlere, als die durch heftige Wendungen des Körpers und gewaltsame Streckung der Glieder erzielte und gleichsam den Augen Lärm vormachende. Der Künstler hat sich also in rein realistischer Weise an die Wiedergabe der Alltagserscheinung seines Helden gehalten, das ist, namentlich in der neuesten Zeit, auch von andern Künstlern vielfach geschehen, aber das ist gerade sehr schwer, wenn ein wahres Kunstwerk dabei herauskommen soll. Mancher hat in jenen Monumentalstatuen schließlich nichts weiter erzielt, als eine Porträtstatuette in's Kolossale übersetzt zu haben. Selbst die Hinzunahme des stereotypen Mantels bei einigen der Denkmäler war nicht vermögend, einen Widerspruch zwischen Absicht und Erfolg zu beseitigen. Der unbefangene Blick auf die Reiterstatue Wolff's läßt keinen andern Eindruck zu als den des Monumentalen. Forschen wir näher nach den Ursachen dieses Eindrucks, so finden wir sie in dem Geiste der Größe, in welchem der Künstler die reale Erscheinung aufzufassen und mit welchem er seine Wiedergabe zu durchdringen verstanden hat. In diesem aus dem Werke hervorleuchtenden Geiste und in der Herrschaft des Künstlers über die Formen liegt das Geheimniß des monumentalen Erfolgs, der das Werk zum Monumente erhebt. — Nicht nur sachgemäß war es, sich der Erfüllung dieser ersten und für die Wirkung des Denkmals folgenreichsten Bedingung zu vergewissern, sondern auch in Bezug auf den Künstler war die Frage die interessantesete, ob er gerade nach dieser Seite hin sich als der Größe der Aufgabe gewachsen ausweisen würde, denn über eine andere Seite des Werkes, über die formale Schönheit desselben, konnten bei einer Arbeit Alb. Wolff's keine Zweifel aufsteigen, da die meisten der Werke dieses Künstlers von Schönheit und manchmal von Pracht der Formen leuchten, man möchte sagen strotzen. Namentlich an dem Pferde dieses letzten Werkes tritt diese Erscheinung wieder auffällig hervor.

Wenn der Künstler die Begeisterung für sein Werk mehr aus diesem selbst als Kunstwerk zu schöpfen hatte, als aus den Thaten seines Helden, so begünstigte ihn doch in nicht unwesentlicher Weise dessen bedeutende Gestalt und äußerst charakteristischer Kopf; er hat sich diese Begünstigung in ausgedehntester Weise zu Nutze gemacht. Auch der reiche Schmuck der Uniform und des Sattelzeuges ist von guter Wirkung. Beides ist, wie es bei einem wirklichen Künstler nicht anders zu erwarten, nicht in ängstlicher und kleinlicher Weise kopirt, sondern bei aller Genauigkeit, die hier historisch wird, frei und geschmackvoll behandelt.

Den Freunden des Wolff'schen Meißels muß es zur Genugthuung gereichen, daß die beiden letzten großartigen Werke es dahin bringen werden, daß der Name ihres Schöpfers nun auch in den weiteren Kreisen populär werde, entsprechend der Stellung, die der Künstler in der Kunstwelt selbst einnimmt.

Eine Rundfahrt auf den Vereinigten Schweizerbahnen.

Von

Heinrich Szadrowsky.

(Schluß.)

(Zu den Bildern S. 784 und 785.)

Von Wesen aus über einen Theil des durch Escher entsumpften Bodens gelangten wir an den obern Theil des Zürchersee und zum alten Städtchen Rappersweyl (4800 Fuß lange hölzerne Brücke über den See zum Dorfe Hurden am jenseitigen Ufer; Insel Ufenau in der Nähe, Ulrich v. Huttens Begräbniß), und weiter durch großartige Felsensprengungen, zwischen welchen sich die interessante Bahnlinie hinzieht über Rüti, Wallisellen (Einmündung der Nordostbahn) nach Zürich. Der Anblick der Stadt und des Sees mit dem in der Ferne abschließenden Gebirgskranze, unmittelbar nach dem Austritte aus dem langen Tunnel durch den Zürichberg, ist großartig. Die dem Untergange zugeneigte Sonne warf ihre goldenen Farben über den See und die schneeigen Gebirge, die in vollster Pracht glühten, und deren wunderbar schönes Farbenspiel durch die dunklen Vorberge nur noch mehr gehoben wurde. Aus den Häusermassen heraus zieht sich der See hinauf gegen die Gebirge zu, und an seinen lieblichen Ufern lagern eine Menge Villen und einzelne kleine Häuser und Häuschen, die einen idyllischen Kontrast bilden mit dem grandiosen Gebirgshintergrunde in der Ferne.

In den Abendstunden schlenderten wir durch die belebten Straßen Zürichs, über die herrliche Münsterbrücke, die neuen Kai, Bauschanze u. s. w., und gedachten der Dinge, die bunt durcheinander, grausig und schön, sich hier ereigneten. Hier war ein Lieblingsaufenthalt Karls des Großen, dessen Enkel Ludwig der Deutsche das Fraumünsterstift gründete. Arnold v. Brescia suchte und fand hier eine Zufluchtsstätte. Hier war die Wiege der helvetischen Reformation durch Zwingli und Heinrich Bullinger, den großen Geschichtschreiber, die mit eiserner Hand hereingriffen in die damaligen Religionsbewegungen, der Kirche allen äußeren Schmuck nahmen, Bilder und Orgel, die zwei mächtigen Anregungen für das Gemüth und mit ihnen allen Einfluß der Kunst auf das religiöse Leben entfernten, und nur die Kanzel, den „Stuhl der Gedanken", gelten ließen. Hier durchschnitt das starre Mittelalter das patriotische Haupt Hans Waldmanns. Hier lebte der „deutsche Plinius" Konrad Geßner, und glänzen die Namen Murr, Crepotinus, Collin, Hottinger u. A. Hier erblickte der große Erzieher Heinrich Pestalozzi das Licht der Welt, und schrieb Lavater seine bedeutungsvollen Bücher, und suchte am menschlichen Schädel wie an einem paradiesischen Baume das Gute und Böse zu erkennen. Hier träumte Salomon Geßner seine Idyllen, sangen Bodmer, Fuchsli und der liebenswürdige Usteri ihre Gedichte. Hier lehrt im Gegensatze zu Zwingli's und seiner Nachfolger Zeit ein Alexander Schweizer, Moleschott und Vischer. Hier wirkten und leben zum Theil noch Schönlein, Oken, Schinz, Hagelschweiler, Strauß, Löwig, Henle, Pfeuffer, Heer und viele erste Größen der Wissenschaft. Hier bildete Nägeli seine Chorgesangschule und schuf den Männergesang, und schrieb Richard Wagner den „Nibelungenring", „Tristan und Isolde", und sandte seine Schriften hinaus, die eine so große Bewegung in der Musikwelt hervorriefen. Hier lebt der Dichter Herwegh, und malt der geniale Koller seine „Thierstücke" — wollten wir noch mehr berühmte Namen nennen, würden wir unsere Leser ermüden. Genug! — Zürich zeigt in wissenschaftlicher Entwicklung eine imposante Reihe Männer, die mit zu den ersten Größen aller Zeiten gezählt werden.

Die Gegenwart bleibt nicht hinter der kraftvollen Vergan-

gruheit zurück, und besonders das eidgenössische Polytechnikum versammelt bedeutende Männer und Lehrer der Wissenschaft und Kunst.

Und Zürich ist nur eine kleine Stadt von kaum 21,000 Einwohnern! Wie sich das innerliche Leben Zürichs kraftvoll entwickelte, die Industrie eine hervorragende Stellung einnahm, so blieb auch die Stadt in ihrem Aeußeren nicht zurück. Sie zersprengte die mittelalterlichen Fesseln, die Schanzgräben und Wälle, und dehnte und streckte sich so außerordentlich kräftig und ersprießlich, daß nun das ehemalige alte Zürich von einer schönen neuen Stadt ganz eingeschlossen wird. Namentlich gegen die Seeseite hin in dem Quartier, welches die Post, das berühmte Hotel Baur und die Pension au Lac beherrscht, bildet sich ein großartiger und schöner neuer Stadttheil, der freilich merklich absticht vom alten Zürich mit seinen engen Straßen und überhängenden Giebeln.

Den schönsten Standpunkt in der Stadt bietet die große Münsterbrücke, mit herrlicher Aussicht über den See und auf die Alpen! Iwan Tschudi's „Schweizerführer" bringt so erschöpfende Notizen über Zürich und die Merkwürdigkeiten dieser interessanten Stadt, daß wir für heute schließen und den herrlichen Biergarten zum „Trollschmidli" aufsuchen wollen, romantisch an der rauschenden Limmat gelegen, lauschig versteckt unter Kastanienbäumen. Wer frühzeitig nach Zürich kommt, dem rathen wir, mit einer Droschke bis zum Fuße des Uetli zu fahren, den Uetli zu besteigen und dort zu übernachten. Sollte er zum Sonnenuntergang zu spät kommen, so bleibt ihm doch noch die Morgenansicht. Dieser Berg, zur Albiskette gehörend, liegt 2667 Fuß über dem Meere, 1430 Fuß über dem Zürichersee. Die Aussicht umfaßt das See- und Limmatthal, den Hochalpenkranz vom Säntis bis zu den Eisgebirgen des berner Oberlandes, die Juraskette, den Schwarzwald. Bei klarem Wetter erkennt man deutlich den Bielersee, die Häuser auf dem Rigi, die alte Veste Hohentwiel, Hotel Weber oder dem Rheinfall bei Schaffhausen u. s. w. Besonders Jene, welche nicht tiefer in die Schweiz vordringen, sollten sich den Besuch dieses herrlichen, aussichtsreichen Berges möglich machen.

Von Zürich führt die Nordostbahn über Winterthur nach Schaffhausen zum Rheinfall. Die „Rundfahrtbillete" der Union suisse schließen den Besuch des Rheinfalls in sich. Winterthur bietet nichts besonders Sehenswerthes, für einen kurzen Aufenthalt Anziehendes. Wer einen Aufenthalt machen will und kann, findet in Tschudi's „Schweizerführer" Notizen. Der hier lebende Schriftsteller Dr. Johannes Scherr (Verfasser des Prachtwerkes über Schiller, die Geschichte von Bilderbuch und vielen anderen Werken), ist seit Herbst als Professor an das Polytechnikum nach Zürich übergesiedelt. Die ausgezeichnete chortographische Anstalt von Wurster und Comp. (die berühmten Ziegler'schen Karten) und die Musikalienhandlung Rieter-Biedermann sind zu erwähnen. Der geniale Komponist Theodor Kirchner und der Dichter Karl Morell (Struensee, Gedichte rc.) leben hier. In der Nähe (Töß) lebt der in Deutschland durch seine gemüthreichen Kinderschriften viel bekannte Dichter-Maler August Corrodi in stiller Zurückgezogenheit.

Nach einer Fahrzeit von einer Stunde gelangen wir an den Rheinfall bei Schaffhausen. Von der letzten Station Dachsen an fällt die Bahn, passirt durch einen 300 Fuß langen Tunnel einen der steilen Rheinfelsen, an welchem das Schloß Laufen, dann die imposante Rheinfallbrücke (oberhalb des Rheinfalls) 584 Fuß lang, 56 Fuß über dem Wasserspiegel, und mündet in Schaffha-

einem kleinen alten Städtchen. Zum Besuche des Rheinfalls selber ist's jedoch bequemer, auf der letzten Station, Dachsen, auszusteigen, und zu Fuß bis zum Schlosse Laufen zu gehen,



Das Denkmal des Königs Ernst August von Hannover, von Wolff. Nach einer Zeichnung von [illegible]

von wo aus der Rheinfall in unmittelbarster Nähe besehen werden kann. Er gewähret ein schauerlich schönes Schauspiel. In den Monaten Juni, Juli und August ist er am wasserreichsten durch die Schneeschmelze im Gebirge, und tobt und schäumt mit einer donnernden Wuth sechzig Fuß tief hinab in's Rheinbett, dicht aufstäubend, welche Wasserstaubwolken Morgens acht Uhr und Nachmittags drei Uhr schöne schwebende Regenbogenbilder zeigen. Die Breite des Falls ist 300 Fuß, welche in der Mitte durch einen steil emporsteigenden

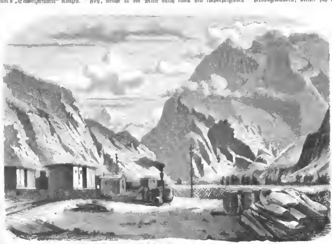
Felsen getheilt werden. Die Umgebung Schaffhausens ist für Freunde der Natur äußerst angenehm und genußreich. Ausgezeichnet ist Herrn Moser's schönes Landgut „Charlottenfels", ein fürstlich ausgestatteter Sitz.

Wenn die Gültigkeitszeit der Billete es gestattet, rathen wir, von Schaffhausen aus das Rheindampfboot stromaufwärts nach Konstanz und von dort auf dem Bodensee bis Rorschach zu benützen. Durch einen Vertrag mit den Dampfschiffverwaltungen steht es dem Inhaber eines Rundfahrtbillets frei, statt der Eisenbahnstrecke von Schaffhausen über Winterthur nach St. Gallen die Dampfschifflinie auf dem Rhein über Konstanz und dem Bodensee bis Rorschach zu benützen. Diese Wasserlinie ist viel genußreicher, als die Strecke von Winterthur bis St. Gallen.

Nach kurzer Fahrt erreichen wir den Hafen von Rorschach. Es versteht sich wohl von selber, daß der Besuch der Stadt St. Gallen und der berühmten Sitterbrücke unternommen wird, auch wenn die Gültigkeitsdauer der Fahrkarte (5 Tage) schon abgelaufen sein sollte. Die kurze Strecke nimmt so wenig Zeit in Anspruch, daß dieser Abstecher nicht versäumt werden sollte. Schon die interessante Bergbahn von hier bis St. Gallen, am Abhange der Steinachschlucht hinlaufend mit einer Steigung von 2 %, fordert zu einem Ausfluge dahin auf. Unmittelbar oberhalb des Bahnhofes beginnt die Steigung und zieht sich unter den schwierigsten Terrainverhältnissen bis zum Bahnhof von St. Gallen fort, auf einer Strecke von etwa 3½ Stunden 923 Fuß Steigung überwindend. An Kurven fehlt es begreiflich auf solchem kupirtem Terrain nicht. Auf dieser Strecke zählt man circa 33. Die kleinsten Radien, die in Anwendung kamen, waren 1000 Fuß. Doch darf dieses kleine Verhältniß nicht erschrecken; die Leitung und Beaufsichtigung der Bahn ist so vortrefflich und sorgfältig, daß seit der Eröffnung dieser Strecke, Oktober 1856, noch nicht der geringste Unfall vorkam. Das ist Beweis und gewissermaßen Garantie genug. In unmittelbarer Nähe der Station Mörschwyl auf einer Höhe ist eine prachtvolle ausgedehnte Rundsicht über den ganzen Bodensee, das obere Thurgau, bis weit hinein nach Deutschland, Bregenz, Appenzeller Vorberge mit den schimmernden Häusern, Säntiskette, und in der Nähe die Steinachschlucht. Die Höhe heißt der Gallusberg, wohin die Herren Pauly Meier und Comp. in den neugebauten Häusern ihre Fabrikation von feinen Stickereien verlegt haben. Nachdem sich der Zug unterhalb der Station St. Fiden aus der schauerlich-schönen Steinachschlucht herausgewunden, breitet sich das herrliche Hochthal von St. Gallen aus mit seinen langgeformten Hügelketten Freudenberg, auf dessen Höhe das Wirthshaus und die bewaldete Berneck.

St. Gallen liegt vor uns, prächtig hingelagert zwischen den reizenden Umgebungen der theilweise mit Häusern dekorirten Hügel, schon einen alpinen Charakter tragend, wild-romantisch in der natürlichen Bildung, über welche die städtische Kultur hinüberging. Der Anblick des Hochthales, 2081 Fuß über dem Meere, ist nach der Fahrt durch die enge Steinachschlucht überraschend.

St. Gallen hat eine hochberühmte Vergangenheit. Es entstand aus der Zelle eines gottbegeisterten Mannes, des heiligen Gallus, der aus Irland kam, um hier das Christenthum zu verbreiten. Es war dieß im 7. Jahrhundert. Allmälig sammelten sich fromme Hirten um seine und seiner Jünger Hütten, lichteten den Wald, trockneten die Sümpfe, und erweiterten den Kranz der Wohnstätten. Im Jahr 640 starb dieser Apostel der Christenlehre. Allmälig bildete sich an der Stelle der ehemaligen Gallus-Zelle ein Kloster und Flecken, welches sich St. Gal



[illegible] Station Laufe.

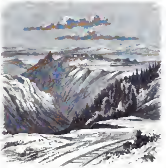
len nannte, dessen hochberühmte wissenschaftliche Bedeutung bis in's 11. Jahrhundert hereinragt. Die jetzige Stiftsbibliothek bewahrt die Schätze jener Stätte der Wissenschaft und Kunst. Die größere Ausdehnung und zunehmende Bedeutung der Stadt brachten viele und heiße Kämpfe zwischen dieser und dem Kloster, bis sich endlich die Stadt 1457 von der Oberherrschaft des Klosters loskaufte und der Eidgenossenschaft zuwandte. Nach heftigen Kriegen blühte St. Gallen immer mehr empor, zog den Leinwandhandel an sich, vermehrte seine Population, und machte sich im Weißwaaren- und Stickereigeschäft durch die ganze zivilisirte Welt berühmt. Seine Handelsverbindungen sind großartig und reichen über die ganze Erde. Mittelpunkt einer höchst industriellen Bevölkerung, wächst die Stadt St. Gallen im Aeußern außerordentlich, und trägt durch das kräftige Aufblühen und die zahlreichen und großartigen Verschönerungen (durch Herrn Architekt Simon) den Keim zu einer großen Schweizerstadt in sich. Gegenwärtig besitzt sie gegen 16,000, die mit der nahen, nicht im Gemeindeverband mit ihr stehenden Umgebung auf 20—22,000 Einwohner gezählt werden kann. — Unter den hier lebenden Männern von Bedeutung nennen wir vor Allem: Dr. Friedrich v. Tschudi, der geniale Verfasser des Werkes: „Das Thierleben der Alpenwelt", ein ausgezeichnetes Buch, das so eben in sechster Auflage bei Weber in Leipzig erschien; Emil Rittmeyer, den Illustrator des Werkes, sowie des unlängst erschienenen Buches von H. A. Berlepsch: „Die Alpen in Natur- und Lebensbildern"; (Berlepsch lebt jetzt in Zürich.); Dr. Henne, Historiker, Bibliothekar der Stiftsbibliothek; Wartmann, Naturhistoriker; Eugen v. Gonzenbach, Stiftsarchivar. Die berühmten in München lebenden Kupferstecher Merz und v. Gonzenbach sind geborne St. Galler. Von verstorbenen berühmten Männern des Klosters und der Stadt sind zu nennen: die Mönche Tutilo (Bildschnitzer) und Sintram (Schönschreiber), beide im 9. Jahrhundert; der Dichter-Sänger Notker Balbulus; die als Historiker des 9. bis 11. Jahrhunderts bekannten Mönche Ratpert, Ekkehard und Notker; Joachim v. Watt (Vadianus), gelehrter Arzt und Reformator des 16. Jahrhunderts; J. Keßler (Ahenarius), Reformator; Schobinger; David Weller, lateinischer Dichter; die Historiker v. Arx, Hartmann, der Staatsmann Müller-Friedberg; P. Scheitlin, Verfasser der Thierseelenkunde und vortrefflicher Jugendschriften, u. s. w.

Im Kanton St. Gallen (Wildhaus im Toggenburg) wurde auch Huldreich Zwingli geboren, der schweizerische Reformator.

Zu den Sehenswürdigkeiten St. Gallens gehören: die große Stifts- (Kloster-) Kirche, im italienischen Renaissancestyl erbaut, 452 Fuß lang, reich geschmückt im Innern mit Plafondfresken, ein außerordentlich schöner Zopfstyl. Große Orgel. Die Stiftsbibliothek mit 21,000 Bänden und der berühmten Manuskriptenkammer mit 1506 Manuskript-Codices, zum Theil von unschätzbarem Werth. Das Regierungsgebäude mit dem interessanten Stiftsarchiv und dem großen Schöll'schen Relief des Kantons (Schöll lebt in St. Gallen). Die St. Laurenzenkirche, nach des genialen, in Wien leider zu früh verstorbenen J. G. Müller's Plan geschmackvoll in gothischem Styl restaurirt. Neues Schulgebäude (Kantonsschule) am Brühl, mit dem naturhistorischen Museum, der berühmten Vadiani'schen Bibliothek, der Sammlung des Kunstvereins und großem Konzertsaale. Neues, schönes Theater. Ein vortreffliches Museum mit reichhaltigem Lesekabinet (über 100 Zeitschriften), das äußerst interessante Reliefkabinet von Schöll. Der städtische Spital, ein großartiges Gebäude u. s. w. Scheitlin's Buch- und Verlagshandlung mit vortrefflichem Verlage. Die hier erscheinenden „literarischen Mittheilungen" (Auflage 6000), ein kritisches Blatt, gehen durch die ganze Schweiz und Deutschland, und haben sich durch ihre kritische Schärfe und Unabhängigkeit zur Autorität erhoben. Eine Gesellschaft von Gelehrten, Künstlern und Literaturfreunden schreiben das vortreffliche Blatt unter der Redaktion Iwan's v. Tschudi.



Vereinigte Schweizerbahnen. Die Sitterbrücke.



Vereinigte Schweizerbahnen. Die Taminaschlucht.

Der Besuch der großen Eisenbahnbrücke über die Sitterschlucht bei Bruggen ist ja nicht zu versäumen. Man fährt von St. Gallen mit dem Zuge in neun Minuten zur Station Bruggen, geht von dort aus in's Dorf hinunter und an die alte große steinerne Brücke, von welcher aus sich der kühne Bau der Eisenbahnbrücke zeigt. Sie wurde nach den Entwürfen des Baudirektors Etzel und Oberingenieurs Hartmann vom Unternehmer Tollfuß erstellt in den Jahren 1854—57, ist ganz von Eisen aufgeführt, hat eine Länge von 544 Fuß und 208 Fuß Höhe. Das Totalgewicht des verwendeten Gußeisens beträgt 26,018 Zentner. Grandios, kühn, im Anblick leicht und luftig, zieht sie sich über die felsenzerrissene Schlucht — ein prächtiges Schauspiel, ein bewundernswerthes Erzeugniß menschlicher Erfindung und Arbeit.

Ueber St. Gallen zurück nach Rorschach an den Bodensee — so hätten wir die interessante Rundfahrt auf der schönsten Eisenbahnstrecke der Schweiz — und in der großen Ausdehnung gewiß auch der großartigsten in Europa — beschlossen. Als Reisehandbücher für diese Strecke und für allenfallsige Nebenausflüge bezeichnen wir: Berlepsch, „Führer auf den vereinigten Schweizerbahnen" (24 Ngr.); Iwan v. Tschudi's „Schweizerführer" (28 Ngr.), ein kleines „Reisetaschenbuch", dessen Vortrefflichkeit wir durch mehrjährigen Gebrauch verbürgen können; und J. v. Tschudi's „Schweizerkarte", einer kleinen, äußerst sorgfältig und zuverlässig gezeichneten Karte (21 Ngr.), die besonders für sich hat, daß sie in ihren Einzeichnungen klar und deutlich ist und ein sehr bequemes Format besitzt.

Und nun, deutsches Meer! trage mich hinüber, beselige heim zu den Meinen!

Wiener Briefe.

III.

„In jedem Haus ein Klimperkasten,
In jedem Hause Stimme und Saut!"

In jedem Hause ein Klavier, eine Stimme? Guter fallerslebener Hoffmann, das mag vor zwanzig Jahren gepaßt haben, heute zählen wir in jedem Stockwerk ihrer drei, vier! Ja, Wien ist eine sehr musikalische Stadt, man kann dem Singsang und Klingklang nicht ausweichen, wenn man auch nie einen Fuß in's Opernhaus oder einen Konzertsaal setzt. Aus allen geöffneten Fenstern — und wer ließe, wenn er musizirt, seine Fenster geschlossen, zwingt ihn nicht die Kälte dazu? — strömt Musik auf und hernieder, zu uns herüber, Glücken, Verdi, Meyerbeer und Wagner verfolgen uns bis in den tiefsten und verborgensten Winkel unserer Behausung, und scheuchen die Gedanken immer wieder auf und auseinander, wenn wir sie eben mühsam gesammelt hatten. Der wiener Gemeinderath wollte sich neulich der geängstigten Ohren derer, welche geistige Arbeit verrichten, annehmen, und beantragte ein Edikt gegen die „Wergel", alias Drehorgeln oder Leierkasten. Es läßt sich nicht läugnen, sie sind eine große Plage, wenn man ein Haus mit einem Hofe bewohnt, dessen Besitzer sich nicht energisch alle Musikanten und Schnurranten fernhält; sie können Einen zur Verzweiflung bringen, Jahre hindurch täglich genau um dieselbe Stunde ihr Verschwörungsquartett oder Terzett aus den Hugenotten, ihr „Herr Hauptmann, ach ich bitt' recht," oder den „Ach Herr Jegerle" anstimmend, mißstimmend wäre richtiger, denn mit der Stimmung nehmen sie es bekanntlich nicht genau, ist dieselbe einmal verschoben, so wird ihr nie mehr geholfen: wo käme auch die Zeit her, sie repariren zu lassen? Sie sind eine Plage, aber sie abschaffen hieße nur das Meer



Vereinigte Schweizerbahnen. Ansicht von Rapperswyl.

um einen Tempel verringern. So lange nicht eine Spiel- und Gesangsteuer ausgeschrieben wird, ist keine Rettung abzusehen, und eine solche Razzia würde wahrscheinlich auf starke Opposition stoßen, nicht allein bei den bedrohten Musikanten und Musikantinnen selbst. Wir haben in musikalischer Hinsicht Straußenappetit und Straußenmagen. Auf gewissen Punkten des Stadtgrabens und des Glacis übt sich den ganzen Sommer hindurch die hoffnungsvoll heranwachsende neue Generation der Hornisten und Trommler der hiesigen Garnison: zwölf Signale werden gleichzeitig „studirt", es gibt ein höllisches Konzert von unreinen Ansätzen, zu kurz oder zu lang gemessenen Intervallen, ruhlosem Umherirren zwischen zwei Tönen; der Spaziergänger macht einen weiten Umweg, damit sein musikalisches Gehör unbeschädigt vorüberkomme, und wer den direkten Weg wählen muß, verstopft sich die Ohren und eilt so sehr er kann. Aber siehe da, an Geländer und Bäume gelehnt oder auf den Rasen gelagert, ist ein zahlreiches Auditorium ganz in entzücktes Lauschen versunken, Jung und Alt, vorzüglich aber Kindsmägde, und wenn das Gehör unserer Kinder an solchen unbeschreiblichen Symphonien gebildet wird, wie soll man sich wundern, wenn die Stadt der Mozart, Beethoven und Schubert neuerdings eine entschiedene Vorliebe für Verdi und die Musik der Zukunft an den Tag legt? Nach solchem Ohrenschmause begrüßt man die verfehmten Werkel wie Klänge aus der schönen Kinderzeit nach einer Periode des wüsten Taumels. Und es ist schreiendes Unrecht, wenn man den Orgelmännern vorwirft, sie schreiten gar nicht mit der Zeit fort. Jacques Offenbach, der verpariserte Kölner, der im musikalischen Leben Wiens überhaupt gegenwärtig eine so wichtige Rolle spielt, übt auch auf die Werkel seinen Einfluß aus. Als die „Hochzeit bei Laternenschein", die erste Offenbachiade, welche hier gegeben wurde, so ungeheuren Erfolg hatte, und alle Welt pfiff oder trällerte: „Na so komm, na so komm!" — hatte ein industriöser Werkelmann den Moment richtig erfaßt, und irgend einen Donzetti- oder Straußwalzer mit einer offenbach'schen vertauscht: die Andern konnten nicht zurückbleiben, aber Offenbach selbst bleibt auch nicht zurück: alle sechs Wochen ist eine neue Operette da, und wenn die Drehorgeln auch ein wenig konservativer sind, wenigstens ein Vierteljahr anhalten, so geht's doch länger nicht. Wer heute noch ein Orpheuspotpourri dreht, ist bereits gänzlich „in's Bett gelegt", nur „Fortunios" reizende Weisen sind noch en vogue. Der Himmel segne Offenbach's Fruchtbarkeit, die verhindert, daß uns seine lustigen Melodieen jahrelang um die Ohren schwirren!

Das neulich erwähnte Kaitheater — auch Treumanntheater, Schanzltheater, Tschintschintheater, Roththeater genannt, nur der offizielle Name „Theater am Franz Joseph's Kai", ist nicht gebräuchlich — ist augenblicklich der Gegenstand hitziger und spitziger Zeitungsfehden, da die Besitzer offen mit ihrem Ansinnen hervortraten, man solle ihnen den geliehenen Platz einfach überlassen. Freund und Feind sind dahingekommen, ein Plebiscit zu verlangen, ob „Wien" das Theater noch länger stehen lassen, oder den Platz, wie sich's gebührt, dem Verkehr übergeben wissen wolle. Die Sache wird indessen wohl ohne Abstimmung geregelt werden, und wenn, wie es den Anschein nimmt, Herr Treumann seinen Willen in der Hauptsache doch durchsetzt, so hat er das in erster Linie seinen Gegnern zu danken, die von Anfang an die Polemik rein persönlich hielten, während die Sache ihnen Motive genug bot. Inzwischen regiert Offenbach dort weiter, und hätte das Theater seine Singspiele nicht, so würde es, da Ascher, der als Schauspieler und Regisseur gleich unermüdlich, in Berlin krank liegt, wohl zugesperrt werden müssen. Billigerweise ist anzuerkennen, daß das „Opernpersonal" für ein Privattheater höchst anständig erscheint: es sind hübsche frische Stimmen, hübsche frische Mädchen, ganz „verwendbare" Spielopertisten, ein gutes Orchester da, und die Sachen werden gut eingeübt. Das bedeutendste Talent dieser Fraktion der Gesellschaft ist ohne Frage Frau Anna Hobecker, die aus der Sphäre der berliner Soubrette fast ganz herausgetreten, und besonders im letzten Jahre Fortschritte in charakteristischer lebensvoller Darstellung gemacht hat, so daß sie in Wahrheit den Vergleich mit den beliebtesten Mitgliedern der bouffes nicht zu scheuen braucht. Ob den Wienern der Geschmack an den deutschen Darstellungen verdorben ist, seitdem sie die französischen kennen lernten, oder nicht, läßt sich vorläufig schwer beurtheilen, dieß Theater, wie alle, bleibt sommerlich leer, und die wenigen Besucher sind Fremde.

Aber die Noth und Sorge der bestehenden Bühnen hält doch immer nicht andere Personen ab, der Regierung um neue Konzessionen anzuliegen. Daß das Komödiespielen eine ungeheure Anziehungskraft ausübt, hat wohl jeder phantasiereiche Mensch in seinen jungen Jahren an sich selbst erprobt, aber Direktor zu spielen, muß doch noch verführerischer sein! Vier Institute balanciren mit äußerster Anstrengung am Rande des Abgrundes, welchen man Bankerott nennt, und wenn noch keines hineinstürzte, so haben sie das eben ihrer Schuldenlast zu danken, die groß genug ist, um jeden Gläubiger mit der Furcht zu schrecken, er werde beim Zusammenbruch Alles einbüßen, während ja doch ein glücklicher Zufall dem Unternehmen wieder aufhelfen könnte. Und dennoch ist für jede noch theaterfreie Vorstadt wenigstens ein Bewerber da, ja ihrer drei sollen ihre Blicke auf das kleine — Affentheater im Prater gerichtet haben, welches seit einigen Jahren unbenützt steht. Dort soll dem alten Kasperle und Konsorten wieder eine offizielle Stätte bereitet werden; auf den übrigen Bühnen verkehrt er zwar auch, aber „inkognito".

Um bei der Musik zu bleiben: seit Monatsfrist ist das Opernthеater wieder eröffnet, und wir haben in den vier Wochen eine erkleckliche Anzahl von Gästen vorüberziehen sehen, unter denen man Ersatz für einige Geschiedene zu finden hoffte, Tenoristen, Baritonisten, Primadonnen, aber die Ausbeute blieb doch sehr gering. Engagirt wurde Fräulein Lechtmann, die wenigstens Jugend für sich hat, welche uns aber auch von der Schwesterstadt an der Moldau noch streitig gemacht wird, und Herr Stighelli, bei dem schon die zweite Jugend eingetreten ist. Mittlerweile sind endlich auch die Stützen unserer Oper von ihren Triumphzügen oder Erholungsreisen heimgekehrt, Frau Dustmann, die vortreffliche Donna Anna, Valentine, Elsa und Elisabeth, Frau Csillag, welche die für unersetzlich gehaltene, in der That aber nur unerschwingliche Csillag ganz gut ersetzt, Ander, der Fichtner unter den Tenoren, Beck und dem Löwenbariton und der Schweizer Schmid, dessen Baß an Fülle und Wohlklang einzig dasteht. Unsere Oper ist in der That „so übel nicht", und daß auch das Burgtheater seinen alten Ruhm behauptet, ist uns neuerdings, bei Gelegenheit des Gastspiels von Fichtner, Baumeister, Meixner, der Kronau und Bognar in Berlin hundertfältig bezeugt worden, bei der alten, auch in Theaterdingen zwischen beiden Städten bestehenden Rivalität ein vollgültiges Zeugniß!

Plaudereien aus London.

II.

Vorüber ist die Saison, mit allen ihren mannigfachen Unterhaltungen und gesellschaftlichen Paraden, mit ihren parties, ihren Gemälde- und Blumenausstellungen, ihren künstlerischen Conversationes, ihren Fancy-Bazars, ihren Morgen- und Abendkonzerten, mit ihren Vorlesungen zu allen Stunden des Tages sowie über alle möglichen Gegenstände, von Shakspere bis zum Gorilla u. s. w. Der betäubende Strom des großen gesellschaftlichen Lebens stockt nun wieder für eine Weile. Die Stadtwohnungen der Aristokratie stehen verlassen; Rotten-Row im Hyde-Park, wo die fashionable Welt sich zu Pferde tummelt und wo noch kürzlich viele schlanke Reiterinnen an uns vorübersprengten, zeigt sich beinahe ganz verödet, und seitdem auch das Parlament seine Sitzung aufgehoben (6. August), sucht Jedermann dem wüsten Stadtgewühl zu entrinnen. Die dunstbeladene Stadtluft ist in diesen Augusttagen wahrhaft beklemmend; Jung und Alt fühlt ihren ermattenden Einfluß. Wer nicht einen Ausflug nach dem Kontinent oder nach Schottland macht, der geht an's Meer, an die romantische Küste von Walen oder Devonshire, oder er zieht sich wo möglich ein paar Wochen zur Erholung auf's Land zurück. Und nach unserer Ansicht haben die Landbesucher keineswegs das ärmere Theil erwählt. Denn das englische Sommerleben auf dem Lande hat seine eigenthümlichen, ungemein wohlthuenden Reize, doppelt wohlthuend für den Bewohner der Metropolis, der so gern wieder einmal im freien Raume aufathmet. Welcher süße, sonntägliche Friede ruht auf den grünumhegten Dörfern Altenglands, den dichtschattigen Parks der Land-Gentry! Wie erquicklich ist dem ermüdeten Auge jenes sanfte und üppige Grün, welches man bekanntlich in solcher Schönheit nur auf der brittischen Insel sieht, und jener weiche Duft, der fast immer wie ein leichter, durchsichtiger Schleier über der Landschaft schwebt! ... Dazu fehlt es, wie sich denken läßt, nicht an Sport und geselligen Vergnügungen. In frühen Morgenstunden, wenn der Thau noch schwer am Grase hängt, gehen die Knaben und jungen Männer mit ihrem Angelzeug hinaus, zu einem Forellenbach oder Weiher, oft ein paar englische Meilen weit. Picknicks im Freien und Cricketpartieen werden veranstaltet. Und wer wäre kein Freund von diesen muntern ländlichen Picknicks! Wer sähe die jungen Mädchen nicht lieber hier unter freiem Himmel, mit hochgerötheten Wangen den Ball schlagend, als im Drawing-Room, sich mit Mendelssohn'scher Musik am Piano quälend! ... Wir kennen denn auch londoner Familien, denen nichts über einen Sommeraufenthalt in der schönen hügeligen Grafschaft Surrey geht. Der anmuthigste Theil dieser Grafschaft ist, beiläufig gesagt, auf der Eisenbahn binnen einer Stunde zu erreichen.

Doch — wir vergessen, daß wir Ihren Lesern noch etwas über die verflossene Saison mittheilen wollten.

Eine glänzende Saison kann die diesjährige nicht eben genannt werden, da die am 24. März angeordnete allgemeine Landestrauer wegen des Todes der Herzogin von Kent derselben manchen Abbruch gethan hat. Die bedeutendste Festlichkeit war unstreitig die Eröffnung der italienischen Gärten der Royal Horticultural Society in South Kensington. Diese ausgedehnten Kunst- und Prachtgärten sind durch ihre schnurgerechte Anlage, sowie die hier durchgeführte Vereinigung der Architektur mit der Gartenkunst etwas ganz Neues für London und England; übrigens sind sie bis jetzt noch unvollendet. Die Eröffnungsfeierlichkeit hat am 5. Juni stattgefunden. Prinz Albert hielt, als Vorsitzender des Komités und als besonderer Patron dieser regelmäßigen Gärten, die Einweihungsrede. In ungeheurer Menge waren die vornehmen und reicheren Klassen bei dieser hoch fashionablen Gelegenheit vertreten, und der größte Toilettenprunk wurde entfaltet. Der Anblick der neuen Gärten selbst, mit ihren langen, luftigen Arkaden, wirkte in der That überraschend; einen feenhaften Eindruck machte das von einem Blumenmeer erfüllte Gewächshaus. Gewiß werden diese Lustgärten künftig einen Vereinigungspunkt für die beau monde und die Besucher Londons bilden, sollten auch nicht Wenige geneigt sein, den englischen Anlagen im Regents Park den Vorzug zu geben. Die Gebäude für die zweite Weltausstellung, welche zusehends in die Höhe wachsen, liegen nebenan; das South Kensington Museum, mit seinen sehenswerthen Kunstschätzen und verschiedenen Sammlungen, befindet sich ebenfalls ganz in der Nähe. Ueberdieß verlautet von weitaussehenden Planen, riesenmäßige öffentliche Gebäude, die der Kunst und Wissenschaft gewidmet sein sollen, in der Umgebung auszuführen. — Am 10. Juli war eine starkbesuchte, große Rosenausstellung in den neuen Gärten; am 21. September wird eine ähnliche Monstreausstellung von Dahlien stattfinden. Auch wollen wir noch anführen, daß am 24. Juni die Königin darin einen Baum — eine Wellingtonia gigantea — zum Gedächtniß gepflanzt hat.

Wie gewöhnlich waren auch in dieser Saison viele Damenbazars errichtet worden. Jeder mildthätige Zweck, jedes gemeinnützige Unternehmen wird auf diesem beliebten Wege zu fördern gesucht. Ein glänzender Bazar, den auch die königlichen Prinzessinnen besucht haben, wurde vom 15. bis 18. Juni zum Besten einer Zeichen- und Kunstschule für Mädchen (Female School of Art) in einem Seitengebäude des South Kensington Museums gehalten. Unter den Verkäuferinnen bemerkte man hier verschiedene gesellschaftliche Notabilitäten, wie Counteß Tankerville, die Herzogin von Manchester, Mrs. Milner Gibson, Gemahlin des Parlamentsmitglieds, u. A., und auch einige ziemlich bekannte Damen von der Feder. Diese Letzteren sind übrigens bei allen Gelegenheiten beinahe unvermeidlich: denn ihre Zahl ist wirklich Legion, und man könnte sagen, daß das Schriftstellern (literary work) in England mit zu den weiblichen Handarbeiten gehöre. Ein andermal vielleicht mehr über dieses Thema.

Wochen-Chronik.

20. — 27. August.

Deutschland. Dresden 26. Eröffnung des zweiten deutschen Juristentages. — München 26. Beginn der Verhandlungen der zweiten Kammer über den Antrag Brater's auf Einführung der Gewerbefreiheit. — Kiel 25. Aus Anlaß des Besuches von 500 Männern aus Schleswig wird ein schleswig-holsteinisches Verbrüderungsfest gefeiert. — Luxemburg 27. In Folge einer Differenz zwischen der Regierung und den Ständen, welche die Regierungsvorlage eines reaktionären Preßgesetzes verwerfen, werden die Stände auf unbestimmte Weise aufgelöst. — Der König von Bayern macht dem König von Preußen und dem Großherzog von Baden zu Ostende am 23. einen Besuch.

Oesterreichische Monarchie. Wien 25. Der ungarische Hofkanzler, Graf Forgach, erläßt zwei Cirkulare an die Obergespane der Komitate. Das erste ist eine Paraphrase der kaiserlichen Botschaft und verheißt das Festhalten am Oktoberdiplom. Das zweite betrifft Verwaltungsangelegenheiten, tadelt die Zusammensetzung der Komitate und gibt strenge Weisungen über die Eintreibung der rückständigen Steuern. — Pesth 26. Der Komitatsausschuß beschließt gegen die Auflösung des Landtags zu protestiren und die anderen Komitate zu dem gleichen Beschluß einzuladen. Der Hofkanzler löst den Ausschuß auf und ordnet Untersuchung an. — In Wien wird am 27. die Adresse des Herrenhauses als Antwort auf die Botschaft berathen. Am 28. beginnt im Abgeordnetenhaus die Verhandlung über die Adresse. — Agram 24. Im kroatischen Landtag wird mitgetheilt, daß der frühere Ban, Feldmarschalllieutenant Jellacic, (wegen einer Verwerfung im Sinne des Nationalitätsprinzips) pensionirt worden ist.

Großbritannien. Die Königin reist am 22. nach Irland ab.

Frankreich. Paris 26. Die Sitzungen der Generalräthe werden eröffnet. Unter den Eröffnungsreden machen sich besonders die von Graf Morny und von de la Guéronnière bemerklich. Der Moniteur stellt dem Gerüchte von der Abtretung der Insel Sardinien an Frankreich ein förmliches Dementi entgegen. Der neue Gesandte in Turin, Benedetti, tritt auf seinen [illegible] ab. 24. Ein vom Kaiser bestätigter Bericht des Marineministers empfiehlt die Erhöhung der Cadres im Flottendienst. 29. Endurtheil im Prozeß Mirès. Das frühere Urtheil wird modifizirt, aber die Gefängnißstrafe von 5 Jahren aufrecht erhalten.

Italien. Turin 24. Die Krisis in der Regierung von Neapel wird damit beendigt, daß die Entlassung des Grafen Ponza, der für die Civilangelegenheiten dem General Cialdini beigegeben war, angenommen, und an seine Stelle Ritter Visone, Generalintendant von Piacenza, ernannt wird. Die Gerüchte vom Rücktritt Minghetti's und vom Eintritt des Generals della Rovere als Kriegsminister gewinnen an Consistenz. Cialdini fährt fort in der Unterdrückung des Räuberwesens. Bei Somma findet ein großes Gefecht statt, wo die Räuber von 24 Bataillonen umzingelt werden. 600 Räuber, die sich auf das Päpstliche geflüchtet, werden von den Franzosen gefangen genommen. Ricasoli erläßt unterm 24. ein Cirkular an alle Mächte über die neapolitanischen Unruhen, worin dieselben dem Einverständniß und der Connivenz der römischen Kurie beigemessen werden. Die englische Flotte kreuzt vor Neapel, als Gegendemonstration gegen Frankreich, dem man die Absicht zuschreibt, in Neapel interveniren zu wollen.

Amerika. Am 10. findet eine blutige Schlacht zwischen den Bundestruppen unter General Lyon und den Konföderirten unter General Jackson und Mac Culloch bei Springfield in Missouri statt. General Lyon fällt. Die Unionisten sind siegreich, werden aber von der Uebermacht zum Rückzug genöthigt. Präsident Lincoln sagt einen neuen Buß- und Bettag zur Aufrechthaltung der Union an, und erläßt eine Proklamation, worin jede Verbindung mit dem Süden untersagt und die Wegnahme alles ihres Eigenthums anbefohlen wird.

Vom Büchertische.

— **Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken und Illustrationen.** Von Heinrich Kurz. Leipzig. B. G. Teubner. Drei Bände. — Die Zahl deutscher Literaturgeschichten ist nicht klein, und wenn ein Werk von solchem Umfang, wie die vorliegende, sich der dritten Auflage erfreuen kann, so muß es sich als ein besonders praktisches erwiesen haben. Die Kurz'sche Literaturgeschichte unterscheidet sich von allen anderen wesentlich dadurch, daß sie die bisherige Weise der Darstellung und Anordnung verläßt, indem sie nicht die gesammte Geschichte der Literatur wie ein zusammenhängendes Gemälde vor den Augen des Lesers entfaltet, und sich als einzig maßgebenden Mentor aufstellt, sondern den Leser selbst in die Schätze der Literatur einführt, jeden Schriftsteller für sich darstellt, indem er ein getreues Bild seines Lebens, seiner Leistungen gibt, und dazu Auszüge aus seinen Schriften mittheilt, welche am geeignetsten erscheinen, seine Eigenthümlichkeit am anschaulichsten hervortreten zu lassen. Durch dieß Verfahren ist das Buch ein unendlich reiches und anregendes geworden: wir sehen nicht bloß durch das Medium des Literarhistorikers, sondern wir vergleichen seine Urtheile zugleich mit den Urkunden selbst und gewinnen so ein gewiß weit richtigeres Bild unserer ganzen Literaturgeschichte. Porträts und Handschriften der Dichter sind eine nicht unwesentliche Zugabe, die wir dem Herausgeber danken, der dieser dritten Auflage überhaupt eine ganz besondere Sorgfalt hat zu Theil werden lassen. Dem Neuling wie dem gediegensten Kenner der Literatur bietet das Buch in seiner Vollendung einen unerschöpflichen Schatz des Wissens.

— **Ueber Madeira und die Antillen nach Mittelamerika.** Reisedenkwürdigkeiten und Forschungen von J. von Ewers. Leipzig. Fleischer. — Der Verfasser, von dem wir erst jüngst ein Buch über die Königin der Antillen erhalten, bringt uns nun in diesem Bande seine Reiseerlebnisse auf der Fahrt nach Centralamerika und seine Wanderungen in diesen tropischen Ländern, die der nordische Naturforscher mit allem Zauber der Farbe zu schildern weiß, ohne doch je einen Augenblick den Boden der

Wirklichkeit zu verlassen. Der Forscher und der Künstler haben sich in ihm auf das Schönste verschmolzen, und so erhalten wir ein Buch voll reicher Anschauungen von Mexiko, den Antillen und den Ländern zwischen dem caraibischen Meer und dem großen Ozean, das zugleich eine Ergänzung der neuesten Forscherwerke von Fröbel, Wagner, Scherzer bildet, sofern jene Costa Rica, Nicaragua, Süd-Honduras und Salvador zum Schauplatz ihrer Forschungen wählten, während Herr von Sivers sich auf Guatemala, Nord-Honduras und Yucatan beschränkte. Das naturwissenschaftliche Interesse, das Herrn von Sivers nach jenen Ländern führte, drängt sich in dem Buche doch nicht so vor, daß es nicht für den Laien der anziehenden und anregenden Unterhaltung genug böte, im Gegentheil hat er recht lebensvolle Bilder jener Länder zu zeichnen verstanden, die man mit wirklichem Vergnügen liest. Eine werthvolle Beilage sind die Anmerkungen, in denen sich die wissenschaftlichen Resultate abgelagert, und die fleißige Bibliographie über jene Länder.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— Alfred Meißner hat wieder eine Anzahl in Zeitschriften publizirter Novellen gesammelt, welche unter dem Titel „Charaktermasken" bei Herbig in Leipzig erscheinen; in demselben Verlage veröffentlicht Moritz Busch: „Eine Wallfahrt nach Jerusalem. Bilder ohne Heiligenschein".

— Im Herbst beabsichtigt Adolph Lehmann in Leipzig die ersten drei Bände eines neuen literarischen Unternehmens zu veröffentlichen, welches den Gesammttitel „Im Coupé" führen soll. Die ersten drei Bände enthalten „Licht- und Schattenbilder aus dem wiener Leben" von M. Aland (Pseudonym für C. M. Sauer, Professor des Italienischen in Leipzig), „Liebesfilhouetten" von Fr. Friedrich, der als Novellist bereits bekannt ist, und „Die Frau im Sprüchwort" von Otto Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld, der sich einmal ausnahmsweise nicht mit Kalenderheiligen beschäftigen zu wollen scheint.

— Willkomm hat einen neuen Roman geschrieben: „Männer der That", der in vier Bänden bei Thomas Thomas in Leipzig erscheint.

— Paul Mendelssohn-Bartholdy hat die „Reisebriefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy" so eben bei Hermann Mendelssohn in Leipzig erscheinen lassen.

— Von Dr. C. Burckart ist in Gotha bei Opetz eine elegant ausgestattete neue Uebersetzung der Denkwürdigkeiten Da Ponte's von Genedt erschienen.

— Dr. Hermann Lotze, der merkwürdige junge Gelehrte, welcher, ohne je aus Sachsen herausgekommen zu sein, sämmtliche lebende Sprachen Europas versteht und zum Theil sogar spricht, gibt im Herbst bei Brockhaus eine „Bibliographische Zeitschrift für Linguistik und orientalische Literatur" heraus.

— Von dem durch Albert Träger herausgegebenen „Leipziger Sonntagsblatt", in welchem jüngst der viel besprochene Aufsatz über das Verhältniß des Herzogs Ernst von Koburg zu seinem Volke abgedruckt war, liegen uns eine Anzahl Nummern vor. Man muß dem Herausgeber das Lob zollen, daß er sich bemüht, von den ephemeren Arbeiten der heutigen Schriftsteller die besseren für sein Blatt zu gewinnen; auch manches neu auftauchende hauptsächlich weibliche Talent hat er entdeckt und an sich gezogen, wie uns aber dünkt, um dasselbe mehr als Folie seines eigenen Talentes zu benützen.

— Eduard Schmidt-Weißenfels gedenkt in Berlin mit einem Blatt aufzutreten, welches wieder einmal sich mehr den Saloninteressen zuwenden dürfte, vorausgesetzt, daß die Salons noch spezielle Interessen haben.

— Dr. Temme beabsichtigt nach seiner Rückkehr nach Preußen eine politische Zeitung zu unternehmen.

— Goethe's Geburtshaus in Frankfurt wird allerdings zum Theil renovirt; es bleibt jedoch der Charakter des Gebäudes erhalten, vor Allem aber die Mansarde, und zwar dadurch, daß Buchhändler Jäger sie gemiethet. Es wäre übrigens Ehrensache der Stadt gewesen, das Haus zu kaufen.

— Das Haus, in welchem Schubart in Ulm lebte, soll mit einer Inschrift und Büste geschmückt werden.

Literatur des Auslandes.

— Die Lieferung vom 1. August der „Revue des deux mondes" enthält einen sehr anziehenden Aufsatz „La poésie française en 1861" von Armand de Pontmartin. „Jugend und Poesie," sagt der Verfasser, „haben uns verlassen, nicht die Werke, die uns sonst das Herz schlagen ließen; nur gegen eine Bemerkung möchten wir uns auflehnen. Unter den Poeten, welche veraltet sind, wird unter mehreren auch Schiller genannt; dagegen beweist doch wohl eclatant die Novemberfeier 1859, die ja auch in Paris ihr Echo fand."

— Guizot schreibt eine politische Broschüre gegen die italienische Politik Frankreichs.

— Bei John Murray in London ist in zwei Bänden das „Private Diary of General Sir Robert Wilson" erschienen. Dasselbe berichtet auch über den Feldzug von 1813 in Deutschland und den von 1814 in Italien, wo Wilson als englischer Kommissär bei General Bellegarde verweilte.

— In Oesterreich ist die Broschüre von Franko Misteoli „Fra Hieronimo Savonarola, Monaco e Papa" verboten worden.

— Der Statthalter von Schiras Hussein-Ali-Mirza hat in Teheran eine Anzahl erotischer Gedichte „Alkoran der Liebe" benannt, herausgegeben. Dieselben wurden zuerst durch Boris Michailowitsch Geiben in's Russische übertragen, aus welcher Sprache Julius Altmann Proben in's Deutsche übersetzte.

Kunst und Alterthümer.

— Die Ausstellung, welche der literarische und artistische Verein „Arkadia" zu Prag in dem kleinen Senatssaal und der daranliegenden Gemeindestube des altstädter Rathhauses veranstaltete, wird ihren Zweck: Vereinigen und Bekanntmachen der im Privatbesitz zerstreuten böhmischen Alterthümer, im reichsten Maß erfüllen. Die Geistlichkeit, der Adel, Stadtgemeinden und Privatpersonen wetteiferten in der Bereitwilligkeit, der Kommission ihre Schatzkästen, Rüstkammern, Bildersäle und Sammlungen zur Verfügung zu stellen.

— Professor Mommsen, welchem eine Professur in Bonn übertragen werden soll, begibt sich nach Rom, um dort antike Inschriften zu studiren.

— Das Museum Campana, welches Napoleon III. für 4,300,000 Franken gekauft, enthält ungefähr 10,000 Kunstgegenstände, meist etruskische farbige Vasen, ferner einige 100 Gemälde, Kunstwerke in Gold und Silber, Gemmen, irdene Gefäße, Münzen &c.

— Der König von Dänemark hat dem germanischen Museum zu Nürnberg einen Jahresbeitrag von 100 Thalern bewilligt.

Bildende Künste.

— In Köln wurde Ende August die prächtige, im maurischen Styl durch Baurath Zwirner erbaute Synagoge, ein Geschenk des Kommerzienrathes Abraham Oppenheim, eingeweiht. Eine prächtige Kuppel und ein vergoldetes Minaret schmücken den originellen Tempel.

— Professor Semper ist mit dem Bau einer Sternwarte für das züricher Polytechnikum beauftragt worden, und wurde zu deren künftigem Direktor Professor Wolf ernannt.

— Der Bildhauer Janda ist gegenwärtig mit der Aufstellung des Monumentes des verstorbenen Reichsgrafen von Schwerin-Wolfshagen in dem Schloßpark Wolfshagen beschäftigt. Es soll in den nächsten Tagen enthüllt werden. Derselbe Künstler hat, wie die „Dioskuren" berichten, vier lebensgroße Engel- und zwei Apostelstatuen aus Lindenholz für den Hochaltar der St. Michaelskirche in Berlin ausgeführt, welche in einigen Wochen aufgestellt werden.

— Auf der permanenten Ausstellung von Eduard Schulte in Düsseldorf befinden sich gegenwärtig außer dem von uns erwähnten Porträt von Ludwig Knaus und zwei Strandbildern von Andreas Achenbach, zwei sehr interessante Kunstwerke, nämlich eine Zeichnung von C. F. Lessing, einen Mönch, am Sarge Kaiser Heinrich's des Vierten betend, darstellend, und eine Arabeskenzeichnung von Camphausen „Das letzte Loos". An der lessing'schen Zeichnung finden wir besonders die landschaftliche Partie vorzüglich, die Bäume sind mit einer großen Meisterschaft gezeichnet, und die Stimmung des ganzen Bildes dürfen wir eine wohlgetroffene, dem Gegenstande angemessene nennen. Ludwig Rosenfelder und Adolph Rethel haben bekanntlich denselben Stoff behandelt; Lessing gibt seiner Darstellung eine weichere, elegische Färbung, während bei Rethel mehr das düstere, unheimliche Element hervortritt. Die camphausen'sche Zeichnung zeigt uns im Mittelpunkte in natura das letzte Loos der Malkastenlotterie; im Halbkreise über demselben sehen wir die Photographien der Komitémitglieder O. Achenbach, Bewer, Jordan, Wunderlich, Schulgen, von Rechberg, Lindlar, Waldbrühl, Euler, Wohlers, Schorn, Lauterb, Bäumer, Schöpping, Mengelberg, Bericher und Camphausen, oben in den Ecken links und rechts Andreas Achenbach und von Sybel. Unten in den Ecken rechts und links erblicken wir das Malkastenwappen und das Wappen der Stadt Düsseldorf, letzteres in Gesellschaft eines bärbeißig dreinschauenden Zwerges „Düsseldorfer Senf". An Arabesken über dem Senfmännchen werden Bilder durch Arbeiter fortgebracht, oben liegt der gefüllte Seckel „Bauland" zu Füßen des Baumeisters; über dem Malkastenwappen sehen wir in künstlich verschlungenen Ranken die Apollostatue in den jakobi'schen Garten transportiren, über dieser steht der Gärtner mit dem „Gartenkunstgelde" und den Emblemen seines Standes. Die Hauptgruppe des Bildes unter dem Loose zeigt den durch Reihen von Dichter- und Malerstatuen geschmückten jakobi'schen Garten; im Hintergrunde tanzen die Elfen. Das allerliebste Bild wird eine Zierde der Bildersammlung des Malkastens sein.

Musik.

— Franz Joseph Gläser, der Komponist von des „Adlers Horst", starb am 22. August in Kopenhagen, wo er als Hofkapellmeister fungirte. Er war ein Böhme von Geburt, hatte in Wien und Berlin gelebt, und war früh nach Kopenhagen gekommen. Dreiundzwanzig Jahre alt starb er fern von der Heimat, aber seine Kompositionen dürfen wir Deutsche für uns in Anspruch nehmen, sie sind durch und durch deutsch, melodienreich und gemüthvoll, und wir wünschen, daß die deutsche Bühne sich dieser herrlichen Musik wieder bemächtige und „Adlers Horst" auf ihr Repertoir setze, der als ein wirklicher Schmuck der stuttgarter Oper betrachtet werden muß.

— Liszt geht weder nach Paris, noch nach Athen, sondern nach Löwenberg in Schlesien, wohin er vom Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, der ein Privatorchester besitzt, eingeladen wurde. Von Weimar hat derselbe nur einen längeren Urlaub erhalten.

— Die stuttgarter Oper, deren Orchester aus einer Anzahl der vortrefflichsten Musiker besteht, hat einen der begabtesten und bedeutendsten Musikdirigenten der Gegenwart in der Person Karl Eckert's zum Kapellmeister erhalten. Derselbe beginnt mit dem Anfang der neuen im September eröffneten Theatersaison seine Thätigkeit. Karl Eckert, dessen musikalische Begabung sich schon in zartester Jugend entwickelte, ist ein Schüler Zelter's und Rungenhagen's; wie elf Jahren komponirte er bereits die komische Oper „Käthchen von Nürnberg", welche in Berlin unter des Komponisten Leitung fünf Mal mit Beifall gegeben wurde. Nur wenig Jahre später komponirte er das Oratorium „Ruth", das in der Singakademie aufgeführt wurde. Auch die komische Operette „Der Laborant" ist noch ein Jugendwerk. 1837 kam Eckert nach Leipzig zu Mendelssohn-Bartholdy, dessen Schüler er bis 1840 blieb. Ein größeres Oratorium „Judith" kam 1840 in Berlin mit günstigem Erfolge zur Aufführung; bis zum Jahre 1846 lebte Eckert abwechselnd in München, Paris, Rom und Neapel, komponirte dann, nach Berlin zurückgekehrt, die Oper „Wilhelm von Oranien", welche am 19. November 1846 zur Geburtsfeier der Königin im Hoftheater unter seiner Leitung gegeben wurde und 1848 im Haag denselben Erfolg errang. Nach wiederholtem Aufenthalt in Paris und London reiste Eckert mit der Sängerin Sontag und anderen Künstlern nach Nordamerika, wo unter seiner Leitung in den größeren Städten der Union Opernvorstellungen stattfanden. Sein letzter Wirkungskreis war der eines Hofoperkapellmeisters in Wien, welche Stellung er der zu angreifenden Thätigkeit wegen aber aufgeben mußte. In Stuttgart, wo derselbe dem Hofkapellmeister Kücken coordinirt ist, heißen wir Eckert von Herzen willkommen.

Bühne.

— Der vierte Band von Eduard Devrient's „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" wird den Sondertitel „Das Hoftheater" erhalten und die Kapitel „Der Wendepunkt der Theaterorganisation durch Graf Brühl, die Verhältnisse der anderen Hoftheater, die Verhältnisse der städtischen und Privatunternehmungen, Einfluß der Literatur auf die Schauspielkunst, die künstlerische Demoralisation, weitere Ergebnisse der bisherigen Entwickelung, Immermann's Direktion" enthalten.

— Louis Schneider veröffentlicht in dem sehr gut sich anlassenden „Neuen deutschen Theaterarchiv" interessante Beiträge zur Theatergeschichte Berlins unter Kotzebue's Leitung. Der Genannte stellt uns zugleich seine Lebensgeschichte als Buch in Aussicht, ein Werk, das vom höchsten Interesse namentlich auch für die Kunstgeschichte und die Geschichte des preußischen Königshauses sein wird.

— Das wiener Burgtheater hat die Saison mit Shakspere, Schiller, Goethe, Sheridan, Freytag, Scribe begonnen — ein glänzender Anfang, mit dem die erste deutsche Bühne den übrigen würdig vorangegangen. Mit der ersten Novität dem „Ring" der Birch-Pfeiffer, hat sie jedoch kein Glück gehabt, woran doch wohl die Aufführung einige Schuld tragen wird.

— Die in Kassel zum ersten Male aufgeführte Oper „Otto der Schütz" von Kapellmeister G. Reiß hat einen sehr schönen Erfolg gehabt; sie wird als ein echt deutsches Werk gerühmt, voll Melodie und großer instrumentalen Schönheiten. Bei dem Mangel an neuen deutschen Werken dürfte es wohl die Sorge unserer Orchesterdirigenten sein, sich das Werk einmal anzusehen, und dem Komponisten nicht seine Arbeit um eines heimischen Erfolges willen allein gemacht haben zu lassen. Wie langsam haben sich Nikolai's „Lustige Weiber" Bahn gebrochen, und was ist das doch für lustige Musik! Eine andere Oper, welche in Wiesbaden vor einem fürstlichen Publikum gespielt wurde: „Das Käthchen von Heilbronn", hat einen Fürsten zum Komponisten, den Prinzen Peter von Oldenburg. Die Ausarbeitung der Details hatte er dem ulmer Kapellmeister Kühner anvertraut, der die Oper auch schon in Ulm zur Aufführung brachte. Doch scheint sie vor der Hand noch nicht versandt werden zu sollen.

— In Stuttgart studirt man für den Geburtstag des Königs (27. September) Gounod's „Faust" ein.

— In Baden-Baden kam Gevaert's Oper „Die beiden Liebschaften" zum ersten Male zur Aufführung.

— Emil Neumann bringt im Herbst im Friedrich-Wilhelmstädter-Theater in Berlin eine neue Oper „Die Mühlenhere" zur Aufführung.

— Das österreichische Polizeiministerium hat das in Breslau erschienene historische Schauspiel „Schwarzenberg" von Wolfgang Kienze verboten.

— Anna Versing-Hauptmann hat bei ihrem Gastspiel in Leipzig die Kenner entzückt und die warmen Huldigungen der Kritik empfangen. Das leipziger Publikum im Allgemeinen wird mehr durch hervorspringende Effekte gelockt, welche in den harmonischen Totalschöpfungen dieser Künstlerin keinen Raum finden.

— Der Sultan hat das von seinem Vorgänger gebaute prachtvolle Theater in eine Kanonengießerei verwandelt.

Kultur und Wissenschaft.

— Das dritte Humboldtfest wird am 14. September in Löbau in Sachsen abgehalten werden, und dabei ein Statutenentwurf für den deutschen Humboldtverein zur Annahme vorgelegt werden. Das Ausschreiben geht von Professor E. A. Roßmäßler in Leipzig und Kaufmann Karl Schmidt in Löbau aus.

Industrie, Handel und Verkehrsanstalten.

— Die Unterhandlungen wegen des preußisch-französischen Handelsvertrages sind zum Abschluß gekommen.

— Die Betriebseröffnung der Eisenbahn von Reutlingen (respektive Stuttgart) nach Tübingen wird schon bis zum 20. September möglich werden. Es ist Aussicht für Tübingen, daß es ein Zentralknotenpunkt für Eisenbahnen werde, sofern eine der Bedingungen Preußens wegen Fortführung der Oberneckarbahn über hohenzollern'sches Gebiet darin besteht, daß in Tübingen eine Bahn nach Hohenzollern über Hechingen abgezweigt werde.

— Die Genehmigung des Bauplanes einer stehenden Rheinbrücke bei Koblenz ist endlich eingetroffen; dieselbe wird oberhalb des Residenzschlosses errichtet, doch wird die alte Schiffbrücke dem Verkehr nicht entzogen.

— Die Eisenbahnstrecke Wels-Passau wurde am 30. und 31. August festlich eingeweiht, an beiden Tagen gingen morgens Extrazüge von München nach Passau ab, von wo aus die Probefahrt nach Wels unternommen wurde.

— Preußen hat mit Frankreich einen Vertrag wegen Herstellung des Saarkohlenkanals abgeschlossen.

Denkmäler.

— Die K. Z. veröffentlicht heute einen Aufruf, nach welchem auch das seit Jahren ganz in Vergessenheit gerathene Hermannsdenkmal bei Detmold wieder in Erinnerung gebracht wird. Es sollen im Ganzen etwa 20,000 Thaler erforderlich sein, um den Bau zu vollenden und sämmtlichen Gläubigern gerecht zu werden. Es wird daher wieder zur Zeichnung von Beiträgen aufgefordert.

— König Ludwig hat dem Kurfürsten Maximilian Emmanuel, dem Eroberer der Festung Belgrad, zu München auf dem Promenadeplatz ein Denkmal errichtet, welches am 8. September enthüllt wurde.

Statistik.

— Ein höchst interessantes, voluminöses Werk ist in diesen Tagen durch das französische Ministerium des Ackerbaues veröffentlicht worden, eine „Statistik von Frankreich". Das Buch enthält manche sehr kuriose Mittheilung, z. B. über die Heirathen in Frankreich. Im Jahre 1857 betrug die Zahl der geschlossenen Ehen 295,510, von denen auf das Departement der Seine allein 18,155, auf die städtische Bevölkerung 70,153 und auf die ländliche 207,202 fallen. Man sieht daraus, daß, je mehr Personen an einem Orte zusammenwohnen, desto mehr die Zahl der Ehen steigt. Unter 100 Männern, welche sich verheirathen, sind ungefähr 14, welche zur zweiten Ehe geschritten sind, unter 100 Frauen nur 7 bis 8. Eine auffallende von 1853 bis 1857 genau beobachtete Erscheinung ist, daß die Verschiedenheit des Alters der Personen, welche sich verheirathen, in den Städten viel größer ist wie auf dem Lande, und daß in eben diesem Verhältniß in den Städten weit mehr Knaben wie Mädchen geboren werden. Die durchschnittliche Dauer der Ehen ist 25 Jahre. Einen nicht sehr günstigen Schluß auf die Volksbildung gibt der Umstand, daß fast ein Drittel der Männer und die Hälfte der Frauen, welche sich in Frankreich verheirathen, ihren Namen nicht schreiben können. Ein auffallendes Verhältniß stellt sich in Bezug auf die Legitimation der unehlichen Kinder durch spätere Ehen heraus. Im Seinedepartement werden durchschnittlich durch 100 solcher Ehen 133, in den übrigen Städten 125, und auf dem Lande 118 uneheliche Kinder legitimirt.

— Innerhalb des gesammten Deutsch-Oesterreichischen Postvereins wurden im vorigen Jahre etwa 348 Millionen Stück Briefe durch die Briefposten versandt. Das größte Kontingent stellte Preußen, dann erst Oesterreich und in dritter Reihe Bayern. — An Zeitungsexemplaren kamen 157,673,207 zur Versendung, worunter Preußen wieder die meisten hat. Hierin folgt ihm zunächst Bayern und dann Oesterreich. Die Zahl der Fahrpoststücke betrug 66,127,066.

Gestorben.

— Milde, früher preußischer Handelsminister, in Salzbrunn, am 20. August.

— Sanitätsrath Dr. Staude von Koburg, bekannt durch ein Werk über die Schwämme Mitteldeutschlands, im Bad zu Reichenhall, am 26. August.

— Generallieutenant Freiherr von Magerl, in München, am 28. August.

— Generallieutenant von Cast, Ritter des eisernen Kreuzes erster Klasse, in Berlin, Ende August.

Der Präsident des schweizerischen Nationalraths, J. Karrer.

(Zu dem Bild S. 788.)

Der gegenwärtige Präsident des schweizerischen Nationalrathes, K. Karrer, ist wieder ein lebendiges Beispiel der ebenso eigenthümlichen als zweckmäßigen Einrichtungen der schweizerischen Eidge-



K. Karrer, Präsident des schweizerischen Nationalrathes. Nach einer Photographie.

[illegible]. In niederem Stande geboren — sein Vater war ein aus Bollrechten, Großherzogthum Baden, stammender, in die Schweiz eingewanderter und dort naturalisirter Schneidermeister — war dieser Umstand für ihn doch kein Hinderniß, immer höher und höher zu steigen, und gegenwärtig die höchste Stelle einzunehmen, welche ein schweizerischer Volksvertreter einnehmen kann.

Karl Karrer von Rumisberg bei Bern wurde geboren den 14. März 1815. Kaum drei Jahre alt, starb sein Vater, so daß die Mutter für die Erziehung des Knaben und dessen Schwester den beschwerlichen Beruf einer Lohnwäscherin auszuüben genöthigt war. Doch verhinderte aber die brave Frau nicht, ihren Verdienst vollständig auf die tüchtige Erziehung der beiden Kinder zu verwenden, und zwar so, daß sie, eines Tages über den Verband ihres Vermögens befragt, mit vollem Fug und Recht sagen konnte: „Meine Kapitalien laufen auf der Gasse herum." Nachdem die Schulen den unteren auf bis zum obern Gymnasium durchlaufen waren, bezog Karrer 1834 als Rechtsbeflissener die neu errichtete Hochschule zu Bern, und bestand im Jahre 1839 die Prüfung als Prokurator und 1840 als Fürsprecher. Obschon er das für seine Studien und das Studentenleben nothwendige Geld theilweise durch Abschreiben, Privatunterricht, stenographische Arbeiten u. s. w. verdienen mußte, nahm er nichts destoweniger unter den Studenten eine hervorragende Stelle ein und war ein Liebling der Gebrüder Wilhelm und Ludwig Snell. Noch Student trat Karrer, da jeder Schweizer wehrpflichtig ist, als Offizier in die schweizerische Artillerie, kommandirte im Sonderbundsfeldzug eine zwölfpfündige Batterie, und wird noch gegenwärtig als einer der tüchtigeren Artillerieoffiziere angesehen.

Im Jahre 1840 machte er die erste größere Reise, besuchte Frankreich, England, Belgien und das westliche Deutschland, hielt sich einige Zeit in Peterhausen bei der Familie von Handorn auf, verkehrte in Folge dessen mit dem dortigen Adel und lernte so die Umgangsweise dieser Gesellschaftsklasse ebenfalls kennen.

Bei seiner Rückkunft zum Sekretär des Baudepartements ernannt, bekleidete er diese Stelle bis zum Jahre 1846, wo er als Regierungsstatthalter nach Trachselwald versetzt wurde. Im Jahre 1848 wurde er in den schweizerischen Nationalrath, und im Jahre 1850 in den bernischen großen Rath gewählt, was ihn veranlaßte, den Beamtenstand zu verlassen und den Beruf als Advokat auszuüben. Die im Jahre 1858 auf ihn gefallene Wahl in den bernischen Regierungsrath schlug er aus, weil er das bescheidene, aber unabhängige Leben eines Privatmannes dem glänzenden, aber abhängigen Leben eines Regierungsrathes vorzog.

Karrer gehört zur sogenannten centralen Partei, welche einen entschiedenen, rationellen Fortschritt will; in diesem Sinne sprach er sich schon als Student bei gegebenen Anlässen aus, in diesem Sinne spricht er im großen Rathe des Kantons Bern, und im gleichen Sinne spricht er im schweizerischen Nationalrathe. Dagegen ist er ein entschiedener Gegner von allen Schroffheiten und ein Feind aller Ungerechtigkeit. Zum Haupte einer Partei ist er indeß nicht recht geschaffen, er ist dazu zu wenig rücksichtslos, zu wenig kräftig, wenn er aber bei gegebenem Anlasse auftritt, so bleiben seine Bemühungen selten ohne Erfolg. Seine Rede ist klar, wohlgeordnet und dem zu behandelnden Gegenstande und dem Publikum, zu welchem er spricht, angepaßt. Im großen Rathe spricht er berndeutsch, im Nationalrathe hochdeutsch. In letzterem Rathe führt er jetzt das Präsidium gewandt und kräftig, die schwierigen Abstimmungen mit Klarheit und Leichtigkeit überwindend.

Volkssitten.

II.

Der Hahnentanz im Schwarzwald.

Im mittleren Schwarzwald ist die Ernte mit Festlichkeiten und Belustigungen aller Art verbunden. Gewöhnlich versammeln sich die Bauern in einer Scheune, in deren Mitte ein kleiner Mast errichtet ist, welcher mit Blumen und Bändern geschmückt wird. Oben auf ihm, auf einem Glockenthurm, ist ein hölzerner Hahn befestigt, der Preis für den Sieger. Am Ende des Mastes steht ein Querbalken vor, an welchem ein mit Wein gefülltes Glas hängt. Die Tänze beginnen, man macht einige Schritte, worauf ein Tänzer und eine Tänzerin sich unter das Glas stellen; das junge Mädchen kniet sich auf ein Knie, öffnet die beiden Hände und hält ihren Tänzer im Gleichgewicht, bis er mit der Stirne das Glas berührt, das er umstoßen muß. Jedes Paar versucht diese schwierige gymnastische Probe, bis der Preis einem zufällt. — Dieses Spiel feuert die Mädchen an, sich fest und sicher in den Armen zu machen, die Männer sich vor dem Schwindelwerden zu hüten. Daher mag es auch kommen, daß man die gewandtesten und gesuchtesten jungen Männer des Ortes die Dorfhähne nennt.



Der Hahnentanz im Schwarzwald. [illegible]



Das Künstlerfest in Köln.

„Auf Wiedersehen in Köln!" hieß es im vorigen Jahre in Düsseldorf, als sich die Kunstgenossen nach fröhlich verlebten Tagen trennten. Düsseldorf, die schöne, freundliche Kunststadt am Niederrhein, hatte Alles aufgeboten, um den Künstlern einen würdigen Empfang zu bereiten, die lustige Nacht unter den alten Bäumen des Jacobi'schen Gartens hatte dem Ganzen die Krone aufgesetzt, und so dachte denn wohl Mancher, was wohl die rheinische Metropole thun könne, um sich nicht von Düsseldorf übertroffen zu sehen. Auch wir — wir gestehen es offen — gingen mit einigem Bangen nach Köln; der wohlbekannte „Klüngel" hat dort so manche Festlichkeit verdorben und das berüchtigte Schützenfest war noch so frisch in unserem Gedächtniß, daß unsere Besorgnisse wohl gerechtfertigt erscheinen durften. Köln hat zu unserer Freude den gehegten Erwartungen nicht nur entsprochen, sondern dieselben noch weit übertroffen; wenn es der Charakter der großen Stadt auch mit sich brachte, daß die Künstler nicht wie in Düsseldorf gewissermaßen in einer Familie lebten, so dürfen wir doch unsere warme Anerkennung der Stadt nicht versagen, die die Künstler durch eine Reihe wahrhaft großartiger Festlichkeiten ehrte. Nachdem am Montag Abend, den 13. August, im „großen Kometen" — auch Geißenstern genannt! — die Künstler sich untereinander begrüßt hatten, fand am Dinstag Morgen in dem prachtvoll gelegenen Gasthofe Bellevue gemeinsames Frühstück Statt, nach dem Frühstück war Versammlung der Kunstgenossenschaft im Kasinosaale, Bürgermeister Renner hieß die Künstler im Namen der Stadt Köln willkommen und führte sie zum Wallraf-Richartz'schen Museum, wo Oberbürgermeister Stupp eine zweite Ansprache hielt, und der berühmte kölnische Männergesangverein mit den herrlichen Klängen des Festgesanges „An die Künstler" die Genossenschaft begrüßte. Am Abend war großes Vokal- und Instrumentalkonzert auf dem Gürzenich, unter Leitung des städtischen Kapellmeisters Ferd. Hiller; in dem prachtvollen, großen Saale war mit den Künstlern Kölns reichgeschmückter Damenflor versammelt, und manchem jungen Malerfüßchen zuckte elektrisch beim Klange der Musik, nach einem Tanze mit einer rheinischen Schönen sich sehnend. Leider folgte dem Konzerte kein Ball; das Konzert selbst fiel glänzend aus, und nach jeder Nummer des Programms durchwogte ein wilder Beifallssturm die Räume. Als ganz meisterhaft müssen wir den Vortrag der „Variationen für Piano und Violine" (aus Op. 47) von Beethoven durch Hiller und Otto v. Königslöw bezeichnen; die Stimme von Fräulein Emilie Genast ist zwar vortrefflich geschult, hat aber nicht den Schmelz und die Innigkeit anderer berühmter Sängerinnen. Der zweite Festtag war ausgezeichnet durch das Festmahl auf dem Gürzenich und das Fest im zoologischen Garten. Die Speisen und Weine waren vorzüglich, die Bedienung ließ nichts zu wünschen übrig, eine Reihe Toaste auf das Vaterland, die Könige von Preußen und Bayern, die Künstler u. s. w. (Wolfgang Müller's patriotische Rede verdient besondere



Kölner Künstlerfest: Das Bankett im Gürzenich. Nach einer Originalzeichnung von H. [illegible]

Erwähnung!), würzten das Mahl — sage, was willst du noch mehr! Noch ehe der reizend angelegte zoologische Garten erleuchtet wurde, waren bereits eine Menge Künstlerköpfe illuminirt, und Gesichter, rosig vom Weine angehaucht, sah man überall. Das Fest im zoologischen Garten war allerliebst: die Zwinger der wilden Bestien und die Gartenwege waren mit bunten Lampen umkränzt, und farbige bengalische Flammen zeigten bald diese, bald jene Parthie der Anlage in zauberischer Beleuchtung. Die Illumination, das Plätschern der Springbrunnen und vor Allem die allgemeine, „ungeheure Heiterkeit" gaben dem Gartenfeste einen unbeschreiblichen Reiz; bis spät in die Nacht blieb die Gesellschaft zusammen. Der Mittwoch brachte den Beschluß der Festlichkeiten; am Nachmittage zogen die Festgenossen zum Zentralbahnhofe, wo ein Extrazug bereit stand, um sie gen Rolandseck zu führen. Nachdem die Fahrt glücklich überstanden — es herrschte in den Waggons eine drückende Schwüle! — wurden die Künstler im Bahnhofsgebäude zu Rolandseck vom Festkomite empfangen und mit Ananasbowle, Wein, Kaffee, kaltem Braten u. s. w. bewirthet; unter Führung eines Bürgers von Rolandseck spazierte noch ein Zug hinauf zum Rolandsbogen, um dort die herrliche Aussicht zu genießen. Als die Wanderer von ihrem Ausfluge heimkehrten, wurden abermals einer Anzahl Flaschen die Hälse gebrochen und der Moment rückte heran, wo Schmollistrinken an der Tagesordnung war. Gegen 7½ Uhr erscholl der Ruf: „In Schiffe!"

Die geschmückten Dampfboote lagen am Landungsplatze: wir hatten das Glück, gemeinschaftlich mit einem berliner Kunstschriftsteller und einem kölnischen Privatgelehrten eine mäch-



Kölner Künstlerfest: Die Heimfahrt.

tige Ananasbowle zu erobern und an Bord eines Schiffes zu bringen. Unter Kanonendonner und Hurrahrufen ging die Fahrt vorwärts; die liebenswürdige schöne Gattin eines düsseldorfer Künstlers kredenzte uns das duftige Naß, Musik ertönte und fröhliche Lieder klangen, bis die Schiffe sich der rheinischen Hauptstadt näherten. Jetzt entfaltete sich ein Schauspiel, dessen Schilderung in seiner ganzen Schönheit unmöglich ist: von den Festungswerken flogen Raketen in die Luft, Leuchtkugeln stiegen auf in die laue Sommernacht, und in herrlichem Brillantfeuer erglühten die Villen und Häuser am Ufer. Bald in rothem, bald in grünem bengalischem Flammen zeigte sich die stehende Brücke; von großartigster Wirkung aber war es, als plötzlich des Domes kolossale Steinmasse in rothem Feuerscheine erglänzte. Ein dunkler Gewitterhimmel machte die Illumination um so zauberhafter; es war nur eine Stimme der Bewunderung unter Allen, und der Hochs auf Köln erschollten unzählige. Als dunkle Nacht wieder die Domkrone einhüllte, ging der Zug von den Booten zum Gürzenich, eine telegraphische Depesche von Cornelius, dem die Kunstgenossenschaft beim Festmahle einen Gruß gesandt, wurde verlesen — „Den deutschen Kunstgenossen, Dank, Gruß und Wunsch des besten Erfolges!" — Die Künstler sprachen nochmals der Stadt Köln ihren Dank aus, und der Bürgermeister Renner sprach in herrlichen Worten den Scheidegruß: „Deutschland über Alles! Deutschland für immer!" das waren seine letzten Worte, die ein allgemeines Echo fanden. „Deutschland über Alles! Deutschland für immer!" so schallt es herüber vom linken Rheinufer bis zum Seinestrande, wo man denn doch wohl endlich einsehen wird, daß das Rheinland deutsch bleiben will bis in Ewigkeit!

Wir kommen nun noch auf die Berathungen der Kunstgenossenschaft im Kasinosaale zurück; am wichtigsten waren ohne Frage nächst der Verhandlungen über den Schutz des künstlerischen Eigenthums die Debatten über die Medaillenangelegenheit. Der König von Preußen und der Großherzog von Weimar haben nämlich beschlossen, eine Anzahl goldener Medaillen an die Schöpfer der hervorragendsten Kunstwerke auf der allgemeinen Ausstellung zu verleihen; eine von der Kunstgenossenschaft gewählte Kommission soll die Würdigsten für diese Auszeichnung in Vorschlag bringen. So sehr wir es auch anerkennen, daß die Regierungen die Bestrebungen der Künstler ehren und zu fördern suchen, so fürchten wir doch durch diese Medaillen Zwiespalt in die bis jetzt so einige Kunstgenossenschaft gebracht zu sehen. Es ist immer mißlich, wenn der Künstler über den Künstler zu Gericht sitzt, in keinem Gebiete der Kunst ist es überhaupt so schwer wie bei der Malerei, ein durchaus unparteiisches, gerechtes Urtheil zu fällen. Wie soll es nur z. B. mit Cornelius gehen, der doch gewiß eine Medaille verdient hat? Kann man ihm, der im Besitze der höchsten Würdezeichen ist, noch eine Medaille anbieten? Da wir aber von Cornelius sprechen, so gestatten Sie uns noch ein lustiges Abenteuer zu berichten, welches uns bei unserer Heimkehr von Köln passirte. Im Eisenbahncoupé saß uns ein Herr gegenüber, der mit Eifer den Katalog der allgemeinen Kunstausstellung studirte; im Verlaufe der Fahrt legte der Mann endlich das Buch bei Seite und hub an seinen Kunstverstand in folgender Rede leuchten zu lassen: „Schund, sage ich Ihnen, fast alles Schund auf der Ausstellung! Aber wie ich die Gallerieen in Paris und Versailles sah" — bei diesen Worten hob der Kunstkenner den Kopf um zwei Zoll höher und machte ein ganz besonders wichtiges Gesicht — „den kann die kölnische Ausstellung nur wenig befriedigen. Namentlich aber habe ich mich über den Cornelius geärgert. Sehr vernünftig war es von dem Komite, die gänzlich unbedeutenden Arbeiten dieses Mannes nicht in die Säle, sondern einfach draußen auf den Gang hängen zu lassen; ich sage Ihnen, es ist nichts an der Sache, und was wirklich etwas gut ist, ist's doch nur Nachahmung von Lessing!" Ein herzinniges Lachen war natürlich unsere einzige Antwort, der Kunstkenner sah uns mit verdutzten Blicken an, griff zu seinem Kataloge und hüllte sich in würdevolles Schweigen.

Einen Glanzpunkt in den Berathungen der Kunstgenossenschaft bildete die vortreffliche, gediegene Rede des preußischen Kultusministers von Bethmann-Hollweg. Es war der Erguß eines kunstfreundlichen, patriotischen Herzens, eine Ansprache, die allen zu Herzen ging und allgemeinen Anklang fand.

Die nächste Künstlerversammlung findet in Salzburg Statt; empfängt die Alpenstadt die Kunstgenossen mit der gleichen Liebenswürdigkeit wie Köln, so werden wir nach dem Schlusse der nächsten Künstlerversammlung ein „Hoch Salzburg!" rufen, so laut und seelenfreudig, wie am letzten Festabend im Gürzenich erklang:

Alaaf Köln! R.

Veduten

von

Ernst Kossak.

Auf Isola bella.

Wenn Schiller durch seine Beschreibung der landschaftlichen Szenerien des Vierwaldstättersees im Tell denselben einen unvergänglichen Ruf verschafft hat, ist durch die begeisterten Malereien im Titan von Jean Paul etwas Aehnliches für den Lago maggiore geschehen, und doch haben beide große Dichter die von ihnen gefeierten Gegenden niemals mit eigenen Augen gesehen. Die scharfen Umrisse des Dramatikers verbinden sich so enge mit den spannenden Vorgängen des Schauspieles, daß der Reisende Beide in seiner Einbildungskraft nicht zu trennen vermag, und Angesichts jener großartigen Seebuchten das herrliche poetische Werk stets noch einmal durchlebt, die wortreichen und emphatischen Sätze Jean Paul's hängen dagegen nicht gleich genau mit den Figuren und Gruppen des Romanes zusammen; man ist also von vornherein unwillkürlich geneigt, die Beschreibung des Dichters als anspruchsvollen Gemälde kritisch zu behandeln und genau mit der Wirklichkeit zu vergleichen. Die Verehrer Jean Paul's mögen uns daher nicht zürnen, wenn wir schlecht und recht einige Reisemomente von den Ufern des Lago maggiore niederschreiben, auf die Gefahr hin: die wenigen, in unserer prosaischen Gegenwart noch vorhandenen romantischen Gemüther zu verletzen.

Nach einer sechs- oder siebenstündigen Eisenbahnfahrt, von der ich wenig mehr weiß, als daß wir von Genua bis Alessandria unsere Beine schlechterdings nicht unterzubringen wußten, zwei- bis dreimal die Wagen wechselten, einem Schlaganfall vor Hitze nahe, mehrmals schwarzen Kaffee tranken, auf Tod und Leben mit den hartnäckigen Fliegen kämpften, immer neben geistlichen Herren jeder Lebensalters saßen, jedoch nicht wie diese von jungen Damen durch anmuthiges Wedeln mit den Fächern gelabt wurden, und endlich von einem edlen Lombarden, der ein großes Stück Eis gekauft, und dasselbe auf den Wagenpolstern mit seinem Taschenmesser und dem rechten Stiefel in viele Stücke zerschlagen hatte, mit mehreren derselben zur Erfrischung beschenkt wurden, gelangten wir Nachmittags nach Arona. Der Dampfer lag hart am Ufer, brodelte leise, und wartete auf die eiligen Touristen, die noch an demselben Tage über den See geschafft sein wollten, über die hellgrünen oder hellblauen Wellen — wann wird die Frage der Seefarben endgültig beantwortet werden — wehte ein tröstlich kühler Nordwind, wieder athmete die ausgedörrte Brust Alpenluft, hie und da erklang ein verlorener deutscher Laut, die Facchini schleppten die Koffer an Bord, und nach zehn Minuten rauschten die Schaufeln der Räder durch das Seewasser, und verbreiteten im vollen Sonnenschein weithin einen Strom von Smaragden, Saphiren und Brillanten auf dem reinen Seespiegel.

Mein Gedächtniß war niemals kräftig genug, um selbst in den blühendsten Jugendjahren eine poetische Passage Jean Paul's auswendig behalten zu können, ich bemühte mich also in meinem, durch die lange Eisenbahnfahrt physisch ganz ruinirten Zustande vergebens, einige jener schwungvollen Stellen aus dem Titan aufzubringen und den realen Ufern vorzuhalten. Mehr als durch meine eigene Unfähigkeit sah sich aber mein guter Wille durch einen englischen Herrn gelähmt, der weit entfernt, sich um die schönen Eigenthümlichkeiten des Lago maggiore zu bekümmern, von den Beamten des Dampfers, denen die Verpflegung der Reisenden anvertraut war, nichts — als einen Häring haben wollte. Vielleicht wäre es passender gewesen, der Herr hätte der klassischen Situation nach einen Delphin, einen Schwan, oder sonst irgend ein, die Phantasie mehr anheimelndes ungesalzenes Geschöpf verlangt; er bestand jedoch mannhaft auf einem Häringe, ohne sich indessen dem hesperischen Küchenvorstande deutlich machen zu können. Da ich, der einzige vom guten Willen beseelte Mensch auf dem Dampfer, leider nicht wußte, wie der Häring auf italienisch heißt, konnte der Wunsch des Großbritanniers nicht befriedigt werden, obgleich auch sehr wahrscheinlich ein Exemplar dieser im Norden Europas so volksthümlichen Speise an Bord unseres „Gottardo" gar nicht vorhanden war. Verdrossen setzte sich der Gentleman auf die Bank und las in seinem Murray. Aus meinem Gehirn waren die letzten poetischen Anwandlungen gewichen. Um descriptiv für Gegenden zu schwärmen, ist es besser, sie gar nicht, als vom ersten Platze eines Dampfers aus gesehen zu haben. Nichts desto weniger fand ich die Landschaften, an denen wir sanft vorüberschwebten, bei der herrlichen Beleuchtung eines klaren Sommertages bezaubernd. Die seltene Harmonie in dem Verhältniß der Höhen zu der Breite des Sees, die stylvollen Bergformen und der frische Lokalton mögen diese, das Gemüth auf die wohlthuendste Weise beruhigende Wirkung hervorbringen. Die Möve, welche über einem solche Paradiese schwebt und nach Belieben ihren Aufenthalt in den Lüften verlängern darf, erscheint beneidenswerth; daß dem an Bord befindlichen Menschen nicht zu wohl werde, dafür ist hinlänglich gesorgt. Er muß sich um sein Billet bekümmern, das Gepäck beaufsichtigen, auf die Stationen am Strande Acht geben, sich vor den leichtsinnig gehandhabten Alpstöcken oder Bergspießen seiner kosmopolitischen Umgebung hüten, und stets ein Trinkgeld in der flachen Hand bereit halten. Dessenungeachtet erhielt ich in mir eine gewisse fromme Aufregung; nach Bädecker näherten wir uns ja Isola bella und Isola madre. Ich dachte an jene glücklichen Studentenjahre, als der junge Mensch an heißen Sommernachmittagen mit der langen deutschen Tabakspfeife im Munde, auf dem Sopha liegen, und sich in den Titan versenken durfte. Das Boot brachte von Stresa Passagiere herüber, und nach fünf Minuten wurden wir, etwa ein halbes Dutzend stark, vor dem Gasthause Delfino an dem schmalen Gestade von Isola bella ausgesetzt. Der praktische Gentleman bestieg das nach Stresa heimkehrende Boot. Er war beruhigt, eine geheime innere Stimme schien ihm zu sagen, es werde sich dort am gastlichen Gestein ein eßbarer Häring für ihn vorfinden. Auch uns näherte sich ein mit dem universalen schwarzen Frack und einem vierzehntägigen weißen Halstuch bekleideter Kellner des Delfino, und wollte uns Gastfreundschaft zugedacht haben, wenn wir seine Freudenszeichen und einladenden Mienen richtig ausgelegt. Da wir aber mit den am Ufer lungernden Barkenführern zu unterhandeln begannen, zog er sich getäuscht in die Vorhalle des Albergo zurück. Schnell wurden wir mit den Herren Schiffsbändigern um den Preis einer Fahrt nach der nahen Isola madre und Laveno, unserem projektirten Nachtquartier, einig, denn diese billig denkenden Personen bestanden einfach auf einem Fünffrankenthaler, ließen alle unsere Effekten in die Barke legen, und begaben uns erwartungsvoll in das Seitengebäude des Schlosses. Die kleinen Gemächer im Erdgeschoß hatten Aehnlichkeit mit einer ländlichen Eisenbahnstation. Da fand sich etwas wie ein Wartesaal erster und zweiter Klasse für diejenigen, welche das Schloß, oder den Garten, oder aber Beide, besehen wollten, ein Bureau mit Fremdenbuch, Tintenfaß und Feder, endlich ein Beamtenzimmer, in dem ein sehr ungnädiger junger Herr über den Einlaß verfügte. Wir wurden nicht wie Menschen behandelt, die das reichliche Trinkgeld schon in der Westentasche trugen, sondern gleich dürftigen Hülfesuchenden, die von den Beamten der Grafen Borromeo eine baare Unterstützung beanspruchten.

Ich bat um die Erlaubniß, nur den Garten hinter dem Schlosse sehen zu dürfen. „Dann müssen Sie noch warten. Erst wird eine Gesellschaft durch Schloß und Garten geführt. Setzen Sie sich dorthin!" schnauzte mich der Herr in italienischer Sprache an. Ein kluger Mann, seiner Nase nach ein italienischer Händler mit alten Kleidungsstücken, saß in Gesellschaft seines Sohnes bereits dort, und schnell schlossen wir Freundschaft. Sie erkannten in uns nicht den „Tedescho", und sagten mit vollendeter Aufrichtigkeit der deutschen Gesellschaft, durch deren Schuld wir warten mußten, allen erdenkliche Böse nach. Nach einer Viertelstunde traten wir wieder vor die Thür. Mehrere Herren und Damen, die gleichfalls gewartet hatten, gingen eben durch die untere Schloßhalle in den Garten; wir folgten ihnen und noch einmal wurden wir heimlich befragt, ob wir nicht auch das Innere des Schlosses sehen wollten. Als wir abermals eine verneinende Antwort gaben, Paläste und Villen wuchsen uns wenigstens bald zum Halse heraus, durchbohrte uns der Herr mit dreischneidigen Blicken. Wußte er doch nicht, daß seinen Helfershelfern das ganze Trinkgeld für Schloß und Garten zugedacht war. Durch diese Gemüthsbewegungen vorbereitet, gelangten wir auf die Terrassen des berühmten Gartens, und staunten zunächst die verzwickten steinernen Ornamente an, mit denen die Höhe des kleinen Raumes so überladen ist, daß man die Furcht nicht los wird, diese abenteuerlichen, vermorschten Thier- und Menschengestalten müßten dem Spaziergänger in der nächsten Minute auf den Kopf fallen. Ein italienischer Gärtnergehülfe führte uns umher, und machte alle diejenigen Merkwürdigkeiten namhaft, auf welche man in den hesperischen Villen stolz zu sein pflegt. Da waren gewisse Kaktus und Aloeen, Thee- und Kaffeestauden, Palmen und Vanillenranken, Sensitiven und Magnolien, immergrüne und Korkeichen. Es ist möglich, daß einige der hier angegebenen Gewächse auf Isola bella nicht vorhanden gewesen sind, dann mögen mir die strengen Botaniker vergeben. Aus bösem Willen sage ich nicht die Unwahrheit. Aber ich war seit drei Wochen durch so viele Kunstgärten à zwei bis drei Franken geführt worden, daß sich meines Kopfes schon eine tropisch babylonische Pflanzenverwirrung bemächtigt hatte. Geduldig folgte ich dem Cicerone, und war nur froh, als sich von der obersten Terrasse aus, auf der ich mir übrigens vorkam wie ein Fisch auf glühender Bratpfanne, eine Aussicht aufthat, die in ihrer himmlischen Lieblichkeit zu beschreiben und malen jeder Feder und jedem Pinsel versagt bleiben wird. Man gönnte uns diesen Genuß jedoch nur kurze Zeit; der Gärtnergehülfe trieb rastlos vorwärts. Er hielt es für rathsamer, uns unter den schattigen Lorbeerbaum zu führen, in welchen Napoleon das Wort «Battaglia» geschnitten haben sollte, und unter dem daher jeder historisch gestimmte Tourist sein Taschenmesser zieht, um einen Splitter als Andenken abzuschneiden. Jetzt wurde ein großer deutscher Schulmeister — was sonst konnte er sein? — ernsthaft böse. Er war immer vorangegangen, und hatte uns die Haarsträhne, die er aus dem Nacken und hinter den Ohren hervor über seinen, von jahrelangem Partikelkram geglätteten Schädel kunstgerecht gekämmt, bewundern lassen, er hatte sich durch eine angestrengte Unterhaltung mit dem Cicerone in unanständig hartem Schulfranzösisch bereits von allen vorräthigen Vokabeln auf gefährliche Weise entblößt, nun ergriff er mit dem Ernste Kreon's in der Antigone das Wort, und betheuerte: er sei fortan nicht gesonnen, sich durch den Garten in Windeseile schlagen zu lassen, er wolle sitzen, niedersitzen und in die Gegend schauen. Der Gärtner suchte ihm begreiflich zu machen, daß an manchem Tage mehr als fünfzig Partieen durch Schloß und Garten geführt werden müßten, und für jede nur ein geringer Zeitraum vorhanden sei, daß die Beamten ferner streng angewiesen seien, um möglichen Beschädigungen vorzubeugen, die Gesellschaften beisammen zu halten und nicht aus den Augen zu lassen; der Schulmonarch bestand darauf niederzusitzen und auf der glühenden Terrasse die Aussicht zu genießen. Die Hitze fiel ihm ebenso wenig beschwerlich als der starke Pflanzenduft; er war durch den Aufenthalt in einer geschlossenen Tertia bei neunundzwanzig Graden Reaumur und sechzig nicht luftdichten Knaben hinlänglich abgehärtet. Da der Gärtner nicht nachgeben wollte, verlangte der leidenschaftliche Gelehrte, den seine Damen ob dieser Beharrlichkeit entzückt anstaunten, den Grafen als Besitzer von Isola bella zu sprechen; dieser werde ihm wohl die Erlaubniß, oben zu bleiben, ertheilen. Aber der Graf war in der Deputirtenkammer zu Turin und arbeitete in Politik; es blieb dem ludi magister zuletzt nichts Anderes übrig, als mit uns ungelehrten Menschenkindern die Treppen wieder hinabzusteigen und die Wanderung um die wunderliche Insel fortzusetzen; jedoch nicht ohne einen lateinischen Fluch über das heutige Italien und seine Söhne zwischen den Zähnen zu murmeln.

Abermals wurden uns chinesische und japanische, neuholländische und brasilianische Pflanzen, aber nicht die eisernen Haken gezeigt, an denen im Winter die Strohdecken und Matten zu ihrem Schutze befestigt werden, abermals fragte uns der ärgerliche Herr, ob wir denn nicht das altfränkische Schloß besehen wollten, abermals verneinten und traten wir in die Vorhallen, gingen an dem Kellner des Delfino vorbei, der wieder vergeblich für sein Hotel nach uns angelte, und stiegen in die Barke, wo der Seemann, dessen Obhut unsere Effekten anvertraut worden waren, für Aufbewahrung derselben einen Franken von uns erpreßte. Die Barke, die uns nach Isola madre und Laveno bringen sollte, war wirklich eine andere. Diese Insulaner sind klug wie die Schlangen, aber nicht ohne Falsch wie die Tauben. Wir gaben Befehl, gleich nach Laveno zu rudern. Isola madre konnte am nächsten Morgen in guter Ruhe und mit Muße besehen werden, heute war uns nöthiger als Erinnerungen an Jean Paul — ein solides Pranzo.

Zur Tagesgeschichte.

XLIV.

Die Krisis in Ungarn.

Mit der Schließung des ungarischen Landtags am 22. August endigt der erste Akt des großen ungarisch-österreichischen Prozesses, der in seinen letzten Stadien in der That die Natur eines förmlichen Prozesses angenommen hat, mit Repliken und Dupliken, und wenigstens auf Seiten der renitenten Partei mehr mit den Waffen advokatischer Sophistik als staatsmännischer Weisheit geführt wurde. Er endigt vorläufig ohne irgend ein Resultat mit der bloßen Vertagung der Entscheidung. Jede der Parteien behauptet sich in ihrem Rechte, und macht der anderen das ihre streitig. Die Versuche einer Ausgleichung und Versöhnung sind vollständig gescheitert, der Bruch zwischen Ungarn und Oesterreich ist entschieden, wenn auch jeder Theil sich hüten wird, diesen Bruch bis zur Nothwendigkeit eines förmlichen Kriegszustands zu steigern, und gerade den Ungarn selbst am meisten daran liegen muß, keine Repressivmaßregeln zu provoziren. Inzwischen ist der Zustand schon so schlimm genug, und zwar schlimm nach allen Seiten. Er ist nachtheilig für die innere Konsolidirung des Kaiserstaats wie für die Stellung desselben zu Deutschland und zum Auslande, aber er ist nicht minder störend für die Verhältnisse in Ungarn, und könnte hier leicht zu Resultaten führen, an welche die jetzigen Wortführer im pester Landtage nicht gedacht haben.

Zunächst freilich springen die Verlegenheiten der Regierung in Wien in die Augen, und ihre Feinde werden nicht ermangeln sie gehörig auszubeuten. Es ist wahr, das ganze konstitutionelle Oesterreich ist bis jetzt noch ein Projekt, sein Organ, der Reichsrath, ein Torso, gerade die entscheidende Probe für seine Lebensfähigkeit und seine wesentliche Voraussetzung, die Verständigung mit Ungarn, ist mißglückt, die Weisheit der neuen Staatsmänner Oesterreichs scheinbar am Ende. Die-

jenigen, welche um jeden Preis den Zerfall Oesterreichs entweder wollen oder wenigstens prophezeien, könnten, wenn sie bloß nach der Oberfläche urtheilen, sagen, daß, wie das Reich durch den Absolutismus an den Rand des Verderbens gebracht worden sei, so nun auch der Konstitutionalismus nicht im Stande war demselben aufzuhelfen, Grund genug, ihm überhaupt die Lebensfähigkeit abzusprechen. Daß unter diesen Umständen auch der finanzielle Kredit nicht denjenigen Aufschwung nehmen kann, dessen der Staat vor Allem so dringend bedürfte, liegt auf der Hand, um so mehr, als der Gedanke nahe lag, daß der Kaiser, um einen völligen Bruch mit Ungarn zu verhüten, doch die bisher befolgten Prinzipien für die Wiedergeburt des Reichs modifiziren und sich zu Konzessionen für die nimmersatten Magnaten verstehen möchte. Und doch beruht der ganze moralische Einfluß, welchen Oesterreich als Großmacht noch ausübt, wesentlich auf dem Vertrauen, daß es ihm gelingen werde, die konstitutionellen Grundsätze ehrlich und mit Erfolg durchzuführen. Würde es diesen Prinzipien untreu, von denen man im Reiche selbst einzig die Rettung erwartet, so verlöre es auch die letzten moralischen Stützen, die es in Deutschland und in England besitzt, und je länger es verhindert ist, die letzten Steine zu dem konstitutionellen Neubau Oesterreichs zu fügen, je länger der Zwist mit Ungarn ungelöst bleibt, um so leichter wird das Gewicht sein, welches es in den deutschen und den europäischen Fragen in die Wagschale wirft, um so schwieriger wird ihm die Aufraffung zu einer kräftigen, auswärtigen Politik sein, und um so länger muß Europa die Konsolidirung eines starken Gegengewichts gegen das napoleonische Kaiserreich schmerzlich vermissen.

So mißlich übrigens diese Situation für die österreichische Regierung ist, so wenig kann sie Denjenigen überraschen, der dem Gang der Dinge in Ungarn seit dem Jahre 1859 aufmerksam gefolgt ist. Die letzten Monate haben nur vollends die rapide Entwicklung der Dinge gebracht, deren Verlauf längst vorgezeichnet war. Daß die Ungarn in kein konstitutionell organisches Gesammtösterreich eintreten, daß sie ihre Gesetze vom Jahr 1848 reklamiren und auf die bloße Personalunion, d. h. die faktische Lostrennung vom Verband der Monarchie hinarbeiten werden, lag nach den ersten Schritten des pester Landtags klar vor Augen. Blieb also die Regierung dem Wege getreu, den ihr die Februarverfassung vorgezeichnet hatte, — und daß sie dieß thun werde, war nicht zweifelhaft, so lange Herr v. Schmerling am Ruder blieb, — so war der schließliche Bruch unvermeidlich, und die Regierung mußte längst ihre Entschließungen getroffen haben für den Augenblick, der jetzt eingetreten ist, sie mußte längst gefaßt sein auf die Schlußantwort, welche der pester Landtag auf die Propositionen des wiener Kabinets ertheilen würde.

Das kaiserliche Reskript vom 21. Juli, welches als Antwort auf die deak'sche Adresse erging, hatte einen letzten Versuch gemacht, das Recht Ungarns mit dem Recht der Gesammtmonarchie zu vermitteln. Es hatte in versöhnlicher aber bestimmter Weise den ungarischen Landtag aufgefordert, die Wahlen zum Reichsrath vorzunehmen und damit die Bedingung zu erfüllen, unter welcher allein das Oktoberpatent den Ungarn ihre früheren Rechte zurückgegeben hatte. Der Landtag wies auch diesen letzten Ausgleichungsvorschlag zurück. Abermals durch das Organ des Herrn Deak beharrte es auf seinen früheren Forderungen, deren Unverträglichkeit mit dem modernen Oesterreich auf der Hand liegt, auf der Reklamation der Gesetze von 1848, die heute so gewiß wie damals zur völligen Losreißung und zur Revolution führen würden, auf der Fundamentalbedingung der pragmatischen Sanktion und der Personalunion, welche niemals in dem Sinne des ungarischen Landtags eine Wahrheit gewesen ist. Die Nation, hieß es in der Adresse, welche am 8. August vom Unterhaus, am 10. vom Oberhaus einstimmig angenommen wurde, könne den Standpunkt des Diploms vom 20. Oktober und das Patent vom 26. Februar nicht annehmen; der Landtag könne deßhalb keine Abgeordneten in den Reichsrath senden, und wenn etwa direkte Wahlen ausgeschrieben werden und zu Stande kommen sollten, so sei dieß eine Verletzung der Konstitution, nie werde er solche Deputirte im Reichsrath als Vertreter Ungarns, nie ihre Vota als bindend für Ungarn anerkennen. Der Landtag beanspruche sein Recht der Steuer- und Rekrutenbewilligung, sein Recht, im Verein mit dem König Gesetze zu geben, zu verändern, aufzuheben, kurz die völlige Herstellung der Gesetze von 1848. Was das königliche Reskript zur Grundlage nehme, sei nicht die Konstitution, sondern ein oktroyirtes Patent, dadurch sei jede Verständigung unmöglich gemacht, und der Landtag betrachte nunmehr den Faden der Verhandlungen für abgerissen.

Dieß war das letzte Wort, welches der Landtag sprach, konnte der König ein anderes sprechen als die Auflösung desselben? Mit schwerem Herzen freilich, aber es war keine Wahl, jedes Mittel war erschöpft. In früheren Stadien des Streits konnte man wohl daran denken, durch Abgeordnete des wiener Reichsraths und des pester Landtags eine Verständigung, die den Staatsmännern nicht gelang, erzielen zu wollen. Allein die ganze Haltung der Ungarn war der Art, daß auch diese Hoffnung vergeblich gewesen wäre, und eine Verständigung nur dann möglich war, wenn ihnen solche Konzessionen gemacht wurden, welche die Grundlagen der Februarverfassung aufhoben. Oder sollte die Regierung den Versuch machen, vom Landtag an das Volk zu appelliren und direkte Wahlen zum Reichsrath in Ungarn auszuschreiben? Allein bei der jetzigen künstlich aufgeregten Stimmung des Landes war auch dieser Ausweg, den sich die Februarverfassung vorbehalten hatte, voraussichtlich nicht vom mindesten Erfolg. Und auch in diesem Falle mußte die Auflösung des Landtags vorausgehen. So konnte denn das königliche Reskript nicht überraschen, das am 22. d. M. in beiden Häusern des Landtags verlesen wurde und dessen Auflösung verfügt, weil derselbe den an ihn ergangenen Aufforderungen nicht nachgekommen, und nachdem er seinen hochwichtigen Beruf so arg verkannt, daß er selbst den Faden einer möglichen Vereinbarung als abgerissen erklärte, eine fernere für das Wohl Ungarns gedeihliche Wirksamkeit von ihm nicht erwartet werden könne.

So ist denn das konstitutionelle Prinzip, kaum in's Leben getreten, für die Hälfte der Monarchie vorläufig wieder außer Wirksamkeit gesetzt. Freilich ist dieß geschehen durch eigene Schuld des ungarischen Landtags, und um keinen Zweifel darüber zu lassen, daß damit nicht eine Infragestellung der konstitutionellen Grundsätze überhaupt beabsichtigt sei, fügt das Reskript ausdrücklich hinzu, daß die Wiedereinberufung des Landtags, wo möglich im Verlauf von sechs Monaten, vorbehalten sei.

Warum diese Einschränkung „wo möglich"? Vielleicht um die Magyaren daran zu erinnern, daß denn doch er, der Kaiser, es war, der ihnen erlaubte, im Landtag zusammenzusitzen und den Abfall vom Reich zu formuliren, und daß es ebenso künftig von seinem Willen und seiner Macht abhänge, ihnen dieses Vergnügen wiederum zu gewähren. Doch dieses Wörtchen „wo möglich" hat zugleich noch einen andern schwereren Sinn. Wenn die Minister ihrerseits jetzt die Verhandlungen als abgebrochen betrachten, weil keine Verständigung zu erzielen war, und demzufolge dem Kaiser riethen den Landtag aufzulösen, so mußten sie sich doch nothwendig die Frage vorlegen: ist überhaupt eine Verständigung auf Grundlage unseres Programms möglich, und wann wird sie möglich sein? Schwerlich aber können sie diese Antwort gutes Muthes dahin beantworten, daß binnen sechs Monaten eine gründliche Veränderung vorgegangen sei, daß die Bevölkerung nüchterner geworden, nüchterne Abgeordnete nach Pest senden, daß die künstliche Agitation einer ruhigen Erwägung der gegebenen Thatsachen, sophistische Advokatenweisheit staatsmännischer Einsicht Platz gemacht haben, daß der Landtag die Wahlen zum Reichsrath vollziehen und damit das konstitutionelle Gesammtösterreich anerkennen werde. Im Gegentheil, nachdem die Redner ausgeredet, wird nun der Krieg, den man offen nicht zu erklären wagt, um so erbitterter und nachhaltiger heimlich geführt werden. Und dazu hat die Regierung zu Wien selbst den Ungarn die Waffen freigebig in die Hand gedrückt. Jetzt erst zeigen sich die Sünden des Ministeriums Rechberg-Goluchowski in ihrer ganzen Größe und Tragweite, jetzt erst beginnen die Früchte des Oktoberdiploms zu reifen. Damals hat die Regierung sich beeilt, den Ungarn allein, ehe ein anderes Kronland bedacht wurde, ihre Verfassung und ihre Rechte zurückzugeben, hat die Komitate, diesen Tummelplatz magyarischer Leidenschaften, wieder eingesetzt, die Gerichte preisgegeben, ihre Administrativbehörden aufgelöst, ihre Beamten zurückgezogen, mit einem Wort, sich selbst der Gewalt völlig begeben, bauend auf die Großmuth der „edlen ritterlichen" Nation, die begierig die Geschenke des Oktoberdiploms ergriff und nach Kräften ausbeutete, dagegen die Grundlage desselben, die Forderung eines gemeinsamen Reichsraths zurückstieß, und bis auf den heutigen Tag zurückstößt. Noch in der letzten Adresse weist der Landtag die Grundlage des Diploms zurück. Wie wäre es, wenn die Regierung, dieses Geständniß dankbar acceptirend, ihrerseits das Diplom zurückzöge, wenn sie die Wiedergewährung der alten Freiheiten ausdrücklich an die Bedingung des Eintritts Ungarns in den konstitutionellen Einheitsstaat abhängig machte? Wir läugnen nicht, daß dieser Weg vermuthlich zu Reibungen, vielleicht zur Insurrektion und Revolution führt. Allein wenn die Regierung nicht die Administration in Ungarn wieder in die Hand nimmt, wenn sie nicht durch dieselbe wieder festen Fuß dort faßt, im Gegentheil die fortgehende Desorganisation des Landes durch die Komitatswirthschaft ruhig geschehen läßt, so ist jede Aussicht geschwunden, Ungarn für den österreichischen Verfassungsstaat zu gewinnen, und damit ist allerdings das konstitutionelle Gesammtösterreich ein Traum gewesen. —g.

Ueber Land und Meer.

Reisebilder aus der Zeit und zur Zeit.

XXXI.

Von Baku nach Tiflis.

Von

Arthur v. Schellborn.

(Schluß.)

(Zu den Bildern S. 793 und 796.)

Wir hatten ein ausgezeichnetes Quartier beim Fürsten Tarkanoff gefunden, welcher das russische Militär in Nucha kommandirt und seit Jahren gegen die Lesghier ficht.

Wie wir nach einem kurzen Besuch im Bazar wieder nach der Wohnung des Fürsten zurückkehrten, war es ziemlich Nacht geworden, und wir fanden zu unserem größten Erstaunen den Vorhof des Gebäudes ganz mit Soldaten angefüllt, die marsch und schlagfertig standen. Es war nämlich durch Spione verrathen worden, daß die Lesghier für diese Nacht einen Ueberfall auf die Seidenfabrik ausführen wollten, und diese Vorsichtsmaßregel war daher sehr in der Ordnung.

Beim Thee fiel die Unterhaltung natürlich auf die kaukasischen Kriege, die Sitten und Lebensweise der wilden Lesghier. Die letzteren sind gleicher Abstammung mit den Tartaren von Daghestan, und nach den Forschungen einiger Gelehrten sind sie Nachkommen von den Horden des Attila, die sich in diese unzugängliche Gebirgswelt zurückgezogen und während vieler Jahrhunderte Türken und Persern widerstanden haben. Auch die Russen halten sie fortwährend im Schach, die außer ihnen noch zwei andere gefährliche Feinde haben, die unwegsamen Gebirge und das Klima. Das letztere fordert hauptsächlich jährlich eine Menge Opfer. Der größten Hitze folgt oft eine empfindliche Kälte; des Nachts über pflegt es oft in den Wintermonaten zu schneien, die Sonne schmilzt dann am Tage den Schnee, und eine schlammige Feuchtigkeit bedeckt dann das ganze Land, deren Ausdünstungen natürlich der Gesundheit nicht eben zuträglich sind. Auch schwere Wirbelwinde, die mit furchtbarer Gewalt wüthen, sind keine Seltenheit, und durch dieselben gehen oft ganze Heerden von Schafen und Kameelen zu Grunde.

Es ist unmöglich, einen Lesghier zu sehen, ohne von der Hoheit einer solchen Erscheinung vollständig frappirt zu sein.

So nobel und ritterlich in der ganzen Art sich zu bewegen, stellte ich mir stets den spanischen Cid Campeador oder einen Franz von Sickingen vor.

Ihre Tracht besitzt nicht so düstere Farben, wie die der Tartaren des Daghestan. Die Tscherkeßka, eine Art fest anschließender, bis nahe an's Knie reichender Waffenrock, ist gelb, grau oder weiß, mit zwei Reihen auf die Brust genähter Patronen; mit Silberborden besetzte Gamaschen umgeben den Unterschenkel, und den Kopf bedeckt ein weißer oder fuchsrother Papak. Wie einfach nun auch im Uebrigen die Kleidung eines Lesghiers sein mag, so sind seine Waffen doch immer reich und kostbar. Flinte, Pistolen, Hemischar und Schaschka sind stets auf das Geschmackvollste verziert, und falls Jemand die Mittel fehlen, sich gleich eine kostbare Waffe anzuschaffen, so thut er dieß nach und nach, indem er zuerst die Klinge kauft, dann den Griff, welch letzteren er später mit einer silbernen Garnitur fassen läßt.

Während unserer Anwesenheit in Nucha zeigte man uns einen Kaukasier, der zu dem merkwürdigen Stamme der Udinen gehört, welche aus 3—4(00) Familien bestehen, die eine aparte, keinem sonst bekannten Idiom ähnliche Sprache sprechen. Ihre Geschichte reicht hinauf in das grauste Alterthum. Sie selber kennen ihre Abstammung nicht, noch haben sie sich niemals weder vermehrt, noch vermindert. Der, welchen wir kennen lernten, behauptete, sein Volk reiche bis zu Noah und auch ihre Sprache sei die der Patriarchen.

Die Udinks bewohnen zwei Dörfer, 30 Werst von Nucha entfernt; einige haben die muselmännische Lehre angenommen, andere bekennen sich zum griechischen und armenischen Kultus.

Wir machten nach unserem Nachtlager beim Fürsten Tarkanoff einen kleinen Ausflug in's Innere der Berge, begleitet von einer guten Eskorte. Jedes Haus ist mit Schießscharten versehen und das Dach terrassirt, so daß es den Vertheidigern leicht wird, von einer Terrasse zur anderen zu gelangen. Die Straßen der Dörfer sind eng und nur mit Anstrengung zu erklimmen; fast alle Wohnungen sind gleichsam an die Felsen angeklebt und schweben wie der Horst eines Adlers über den Abgründen. Am liebsten wählen die Tscherkessen die gefährlichsten Orte zum Bauplatz ihrer kleinen Festungen, in denen sie ihrer Feinde spotten können.

Unter den originellen Sehenswürdigkeiten Nuchas muß das kleine persische Palais innerhalb der Festungsumfassungsmauer erwähnt werden, welches vom letzten Chan kurz vor der russischen Eroberung erbaut wurde, und dessen äußerer wie innerer Schmuck aus einer Menge kleiner Stuckverzierungen besteht, die täuschend Krystallen oder Stalaktiten ähnlich sehen.

Wir wären gerne noch länger in Nucha geblieben, denn dieser Ort ist wirklich ein so reizendes Stück Erde, daß man dort am liebsten sein Leben beschließen möchte und man begreift wohl, daß es von jeher der Zankapfel zwischen den Russen und Bergvölkern wurde.

Aber es mußte doch einmal geschieden sein, und so brachen wir denn um Mittag auf, ritten noch am selben Tage zwölf Werst und hielten in Barbarasminskaia Nachtruhe. Am andern Tage erblickten wir in der Nachbarschaft des sehr bedeutenden Militärpostens Tzarki-Kalaky das Schloß der Königin Thamara, einer mythischen Frau, welche in allen Märchen und Legenden, welche sich die Gebirgsbewohner erzählen, eine hervorragende Rolle spielt.

Nicht zu bestreiten ist, daß das Schloß der Königin Thamara eine wunderschöne Lage besitzt. Es beherrscht das tief eingefurchte, von jäh abfallenden Bergen begrenzte Thal von Amazan und nistet auf seinem gezackten, zinnenreichen Fels wie ein Geiernest; keine Legende erzählt uns von der Vergangenheit dieser Ruinen, die Phantasie des Reisenden muß die fehlenden Ueberlieferungen sich selbst ergänzen.

Bei Tzarki-Kalaky erheben sich zwei Klippen, bekannt bei den Bergbewohnern als Eliasberg, von dessen Spitze der Prophet zum Himmel gefahren sein soll.

Auf unserem ferneren Ritt behält die Landschaft fortwährend ihren majestätischen wilden Charakter. Zur Rechten gipfeln sich schwindelhoch, jäh und zerklüftet, die kaukasischen Spitzen. An Vegetation ist kein besonderer Reichthum; große stachlige Disteln wuchern zwischen dem moosigen Gestein, wir fliegen im Galopp über weite Hochebenen, denen nothdürftiges Grün entsprießt, steigen hinab in düstere Schlünde, um wiederum serpentinartig gewundene Pfade hinanzuklettern und gelangten mit jedem Hufschlag näher an Georgiens Hauptstadt Tiflis.

Um drei Uhr Nachmittags kamen wir nach einem außerordentlich mühsamen Ritt in Wagenskaia an und waren so erschöpft, daß wir trotz unseres Hungers nicht einmal ein Mahl einnahmen, sondern todmüde uns zur Ruhe legten. Um zehn Uhr erwachten wir wieder zum Leben und setzten die Nacht hindurch mit frischen Pferden unsere Tour auf schauerlich schlechten Wegen fort. Etwa mit Sonnenaufgang blickten wir in ein Thal, in welchem die Nebelwolken des Morgens düster und schwer lagerten; das siegreiche, Wärme spendende Gestirn des Tages drückte den Nebel nach Verlauf einer Stunde zur Erde nieder, und nun zeichneten sich im Hintergrunde einige weiße Punkte ab, die ersten Häuser von Tiflis.

Ungeachtet unserer heißen Sehnsucht nach Tiflis hatten wir uns der Stadt noch nicht so nahe geglaubt, denn alles umliegende Land entsprach durchaus nicht den Vorstellungen, welche wir uns von den schönen georgischen Gefilden entworfen. Nirgends erblickte man bebaute Felder, der Boden lag wüst und brach, keines jener freundlichen Landhäuser, welche sonst gewöhnlich die Nähe einer großen Stadt verkünden, konnten wir erblicken.

Als wir den letzten Hügel, welcher uns Tiflis noch verbarg, erreicht, änderte sich der Anblick mit einem Mal. Unten im Thale floß der Kur, der Cyrus der Alten, und an den Bergabhängen, welche zu seinen Ufern abstürzen, erschienen die weißen Sakla der Stadt, eine zwerghafte Häuserdel, die eins auf dem anderen zu stehen scheinen, und die man nur auf halsbrecherischen Pfaden erklimmen kann. Russische, persische, ar-

menische Wohnungen, hier und dort eine Kirche, verschieden in ihrer Bauart je nach dem Kultus, dem sie dienen mag, Kuppeln, obeliskenartige dunkle Cypressen, aufrecht stehende oder umgeworfene Leichensteine bildeten das landschaftliche Ensemble.

Langsam ritten wir die Berglehne herunter in's Thal, und bei jedem Tritte wurde unsere Bewunderung vermehrt. Denn nun belebten diese malerische Szenerie noch die fremdartigsten Gestalten in ihren herrlichen Kostümen: Perser, Armenier, Georgier, Mingrelier im nationalen Schmuck ihrer Kopfbinden, schöne georgische Frauen, in die Tschadra gekleidet, einen weiten seidigen Mantel, der ihren ganzen Körper verhüllt, aber gleichwohl die Glieder durchschimmern läßt, Tataren, Lesghier, Kurden, Russen, gefolgt von ihren Dienern, ritten wie wir der Stadt zu. Ihre farbigen Kleider und Waffen glänzten im Licht des heiteren Tages, die muthigen Rosse bäumten und wieherten, es war, als wären wir zurückversetzt in die alte maurische Zeit, da die kastilischen Lanzen splitterten und Helm und Panzer krachten.

Lange Züge von Kameelen, mit Waaren beladen, folgten hinter einander, von Treibern geführt, die zwar in Lumpen gehüllt waren, dieselben aber mit der Grandezza eines Spaniers und als wären es die kostbarsten Stoffe, trugen. Wir widmeten den ersten Tag unserer Ankunft in Tiflis ganz der Ruhe, denn unser Monate langes Verweilen in der Steppe und in den kaukasischen Bergen hatte uns ziemlich verwildert und wir erfreuten uns des Komforts, welchen das uns umgebende zivilisirte Leben bot, mit dem Raffinement eines Sybariten. — Nur langsam gewöhnten wir uns indeß an das behaglichere Dasein, welches Tiflis uns bot; die erste Nacht wenigstens, die wir wieder in einem Bett zubrachten, träumten wir immer noch von unserem Ritt in den Steppen, und mein heißblütigerer Freund Carlo hatte sogar im Traume eine Attaque gegen Lesghier und Tartaren zu bestehen, welche mit Tscherid und Jatagan sein edles Leben bedrohten.

Obgleich Tiflis zweifelsohne eine schöne, zum wenigsten eine überaus pittoresk gelegene Stadt genannt werden muß, so würde man sich dennoch keinen richtigen Begriff von derselben machen, wollte man sie mit einer europäischen in irgend welchem Punkte vergleichen. Es besitzt weder regelmäßige Straßen noch besonders schöne Bauten, aber für Künstler, welche malerische Studien machen wollen, ist sie eine wahre Fundgrube, und für den Verehrer weiblicher Schönheit sind alle diese Häuser, die Hügel- und Bergwände hinabkletternden, aus rohem Steinmaterial kunstlos zusammengefügten Saklis wahre Muscheln, die, auswendig grau und unscheinbar, dennoch die köstlichsten Perlen bergen.

Tiflis wird, wie schon erwähnt wurde, vom Kur oder Kyros durchflossen, welcher die Stadt in zwei, durch Brücken verbundene Theile, trennt. Durch diesen Fluß wird der Reiz der Gegend ungemein erhöht, plätschernd rauschen seine Wellen zwischen den grünen fruchtbaren Hügeln, die schon die ersten Blüthenknospen des Lenzes tragen, den rothblühenden Mandelbaum und das milde Rosa des Pfirsichs.

Vom heiligen Davidsberge überschauten wir das Panorama der Stadt zum ersten Male. Der Berg trägt etwa in seiner Mitte auf einem Felsvorsprung eine David geweihte kleine Kirche, zu welcher die schönen Jungfrauen von Tiflis darauf wallfahrten, und beim dreimaligen Umgang um das Gotteshaus versuchen, einen Stein ohne Mörtel an die Wand zu kleben, worauf ihnen, wenn der Versuch glückt, jeder Herzenswunsch gewährt wird. Unten im Grunde lag die schöne Stadt mit ihren orientalischen Kuppeln, entzückenden Palästen und den eigenthümlichen Saklis, die uns an die [illegible]lischen Häuser von Derbent erinnerten. Die zahlreichen Gärten, in denen der Granatbaum sein erstes gelblich grünes Laub trieb, die Maulbeere von rankenden Rebenwindungen umschlungen war, erquickten unser steppenmüdes Auge, und der lichtblaue Himmel Georgiens, unter dessen weitausgespanntem Zelte eine Schaar aus dem Süden kommender Wildgänse hinflog, erfüllte die Brust mit Frühlingsahnung.

Die Häuser haben sich am Ufer des Flusses, gerade wo es dem Erbauer am bequemsten schien, eingenistet, eines immer höher gelegen als das andere, so daß man vom terrassirten Dach des oberen auf alle anderen herabsehen kann. Viele sind gleichsam in den Fels hineingegraben, haben keine Fenster, und empfangen das helle Himmelslicht nur durch eine runde Oeffnung im Dach, durch welche sich auch der Rauch des Herdes seinen Ausweg sucht. Die Bewohner dieser letzteren Saklis sind also wahrhafte Troglodyten. In der Oberstadt befinden sich einige aristokratische europäische Gebäude auf planirtem Terrain; das eine derselben ist der Palast des Fürsten Bariatinsky mit einem prächtigen Garten, in welchem die liebliche Göttin Flora eben die ersten Frühlingsblüten aus ihrem unerschöpflichen Füllhorn schüttete. Ein anderer großer Platz ist der, an welchem sich das kasernenartige Gymnasium, der Palast des Vizegouverneurs und das Generalstabsgebäude erheben.



Schloß der Königin Thamara.

Der originellste Platz aber von Tiflis ist der Eriwanplatz, der auf der einen Seite von europäischen, auf der anderen von den niedrigen, mit Blumen umkränzten Häusern der Armenier eingerahmt ist. Hier kann man Repräsentanten der verschiedensten Völkerstämme beobachten: Kurden, Osseten, Lesghier, Perser, Tartaren, Armenier, Georgier, sowie Russen und Kosaken.

Vom Eriwanplatz begeben wir uns in eine krumme, winkelige Straße, in welcher die Handwerker in offenen Boutiken ihr Gewerbe treiben und ihre Produkte verkaufen. Schornsteinfeger und Waffenhändler, Schneider und Schuster, Butterbrodbäcker und Helmverkäufer sitzen dort in ihren Buden, emsig arbeitend oder ihre Waare dem Fremden zur Schau ausbietend. Für die Waffenhändler hatten wir das meiste Interesse; dort trafen wir Kindshals, eine Art Dolch, Schaschkas (Degen), Handschars, Pistolen, Gewehre mit fein damaszirtem Lauf und herrlicher, mit Silber eingelegter Arbeit am Schaft.

In anderen Buden hängen solide Sattlerwaaren: Schabracken, Steigbügel, Kandaren und Sporen; wieder in anderen sieht man ganze Anzüge, Tscherkesken, georgische Mützen aus astrachanischem Schaffell, Tücher und Teppiche.

Muschat oder Lastträger drängen sich zwischen den Verkaufslokalen, Züge von Dromedaren bringen auf ihrem höckerigen Rücken die kostbaren Produkte des Orients, wie beim babylonischen Thurmbau wirren alle Sprachen durcheinander.

Ein eigenthümliches Ansehen haben auch die Buden der Weinhändler; denn der Wein wird dort nicht wie bei uns in Fässern aufbewahrt, sondern in Schläuchen von Büffel- oder Hammelfellen, die, mit dem edlen Rebensaft gefüllt, fast immer die Form des Thieres, welchem das Fell angehörte, darstellen.

In wahrem Festschmuck erscheinen endlich die Läden der Fruchthändler. Die Früchte liegen in ihren Boutiken nicht bunt durcheinander, sondern sind in Guirlanden, welche mit Blättern durchflochten sind, aneinandergereiht, Bänder und Teppiche hängen dazwischen und erhöhen den malerischen Eindruck.

Die größeren Geschäfte werden aber auf dem Karavanserai gemacht. Dieß Gebäude besteht aus einem wahren Labyrinth von Magazinen, Gallerien und Buden, und was das Morgenland nur erzeugt, ist hier aufgestellt. Shawls von Indien, persische Teppiche, chinesischer Thee, Seidenwaaren, und hundert andere Produkte sind dort aufgehäuft.

Tiphlis-Kalaki, d. h. die warme Stadt, eine Benennung, welche sie ihren Quellen verdankt, reicht in's dunkle Alterthum hinauf; wie alle durch ihre Lage bedeutenden Orte, war es von jeher der Gegenstand ehrgeiziger Bestrebungen



Ein lesghisches Aul.

und erlitt wechselvolle Schicksale. Nach einer gänzlichen Zerstörung im Jahre [illegible] durch Berkiang Gurgaslan wieder aufgebaut, wurde es bald wiederum in einen Stein- und Aschenhaufen verwandelt, und durch den Emir Agorian abermals zur blühenden Stadt erhoben.

Heute beträgt die Einwohnerzahl von Tiflis etwa 130,000 Seelen und die Stadt erweitert sich von Jahr zu Jahr. Neben der Altstadt haben die russischen Gouverneure seit dem General Jermoloff einen neuen Stadttheil angelegt; weite Plätze, schöne breite Straßen sind tracirt worden und eine Menge reizender persischer Villen mit Balkonen wachsen wie Pilze aus der Erde.

Am dritten Abend unseres Verweilens besuchten Carlo und ich die persischen Bäder, deren Temperatur nicht bei allen gleich ist: einige besitzen 30, andere 35, noch andere 40 und mehrere sogar 60 Grad. Da wo sie aus der Erde quellen, hat man ein großes Gebäude errichtet, in welchem sich kleine viereckige Säle befinden, die von oben durch Kuppeln ihr Licht empfangen.

Der im Zentrum befindliche Saal ist der größte von allen: hier entkleidet man sich und hält gemeinschaftlich Siesta; doch kann man gegen Extrabezahlung auch ein Zimmer für sich mit Divans erhalten.

Wir wurden von einem Perser in ein Kabinet geführt, welches mit dichtem feuchtem Rauch erfüllt war; dasselbe war aus Stein erbaut ohne jeden Schmuck, an den Wänden erheben sich mit Polstern und Kissen belegte Estraden. Nachdem wir uns hier entkleidet, folgten wir dem Badewärter in ein marmorgepflastertes Gemach, in welchem die Dämpfe so heiß waren, daß sie uns fast den Athem benahmen und der Schweiß aus allen Poren wahrhaft rieselte. An den Wänden waren im Boden kleine Bassins ausgehöhlt, in die warmes Wasser floß. Hier suchten wir gleichsam Schutz vor der qualmenden Qual des Dampfes, wurden jedoch sogleich von zwei Telekis oder Badewärtern in Beschlag genommen, welche ihre Operationen mit uns begannen, indem sie uns in des Wortes kühnster Bedeutung das Fell gerbten. Einer bearbeitete mit einer Art Striegel oder Kartätsche meine Brust und meine Arme, ein Anderer bemächtigte sich der Beine, die zugleich in ein



Georgische Trachten.

wahres Meer von Seifenschaum gehüllt wurden. So mag einem unter der Tortur Leidenden zu Muthe sein; und doch kann man nicht schreien, denn abgesehen davon, daß man sich lächerlich machen würde, läßt sich der Telek nicht im Geringsten in seinem Reinigungsprozeß stören. Nachdem jeder Theil des Körpers mit besagter Striegel gebürstet worden war, fingen unsere Quälgeister eine neue Operation an, welche darin bestand, unsere armen, schon bisher arg mißhandelten Gliedmaßen zu walken und zu kneten. Sonderbarer Weise verliert mit der Zeit diese Operation jedes Schmerzhafte, ja eine süße, müde Abspannung bemächtigt sich des Körpers, man hat die Empfindung, als verdünste man sich schmerzlos in warmem Wasser.

Nun wurden wir wieder in das Ankleidezimmer zurückgeführt, auf die Divans der Estrade gelegt und in weiße Musselintücher gehüllt. Die Transpiration dauerte noch fort, ließ aber gemach nach, denn der Badewärter rieb uns so lange, bis wir vollkommen trocken waren.

Merkwürdiger Weise ermattet ein solches Bad durchaus nicht, im Gegentheil spürten wir eine solche Riesenkraft in unseren Adern, daß wir den Atlas oder Kaukasus hätten auf unsere Schultern heben können.

Nachdem wir zur Erfrischung eine Schale Scherbet genossen und einen Tschibuk geraucht, verließen wir die Bäder.

Es war schon Abend, als wir heraus auf die Straße traten, aber ein kalter winterlicher Abend. Tiflis wird bei Nacht nicht erleuchtet, nur in den Hauptstraßen sieht man spärlich hier und dort eine Laterne brennen, und ihr glimmendes Licht flackert eben hell genug, um die Gegenstände so weit zu erkennen, daß man sich nicht den Hals bricht.

Wir hatten unser Verbleiben in Tiflis auf unbestimmte Zeit ausgedehnt; Carlo zeichnete wacker und füllte seine Mappe mit reizenden Studien und Skizzen, ich hatte mir die Erlernung des Armenischen zur Aufgabe gemacht, und so verging der Winter in angenehmer Arbeit.

Mit dem Frühling erhält nun Tiflis eine ganz andere Physiognomie; das Kurosthal ist dann in einen weiten, blühenden Garten verwandelt, auf den Hügeln grünen die Reben, süßer Wohlgeruch schwebt über



Ansicht von Tiflis.

der Gegend und die Nachtigallen singen ihr schmelzendstes Lied.

Tritt nun die warme Nacht ein, so erscheinen die schönen Frauen Georgiens auf den Terrassen oder Balkonen ihrer Häuser, in denen sie während der Tagesglut sich eingeschlossen; wie durch Zauber ist die Stadt in ein Lichtmeer verwandelt, Musik erschallt, unter Rebenlauben tanzen frohe Mädchen, die weißen Tschadren glänzen durch's dunkle Grün der Platanen.

Die Georgierinnen gelten für die schönsten Weiber des Orients und gewiß mit Recht; es liegt eine Ruhe und Regelmäßigkeit in ihren Zügen, die an antike hellenische Marmorbilder erinnert. Ihre körperlichen Reize erhöht nun noch ihre pittoreske Tracht. Der Haarschmuck derselben besteht aus einer Kopfbinde von hellen Farben, welche die Form einer kleinen Krone besitzt und in welcher ein Schleier befestigt ist, dessen einer Zipfel um das Kinn geschlungen wird; das Haar selbst fällt, in Zöpfe geflochten, über den Rücken. Als Gürtel oder Schärpe tragen sie um die Taille breite farbige Bänder, die, vorn geknüpft, über den Schooß fallen. Im öffentlichen Leben hüllen sie sich in die Tschadra, einen weißen Ueberwurf, den sie mit der Eleganz der feinsten Salondame zu tragen wissen. Ebenso schön sind die Männer, graziös und kräftig zugleich. Auch ihre Kleidung ist reich und elegant; der eng anschließende Rock prangt in silberner und goldener Stickerei, am kostbarsten aber sind ihre Waffen. Sie sind alle vortreffliche Reiter, und ihrer feinen Tournure nach könnte man sie sämmtlich für Fürsten halten. Einen einzigen Fehler rügt man an ihnen, daß sie den Wein zu sehr lieben, und um offen zu seyn, muß ich gestehen, daß wir uns bald desselben Fehlers schuldig machten. Aber es ist auch ein herrliches Getränk, dieser blutrothe Cachetiner, und nie setzten wir das Trinkhorn an die Lippen, ohne der fernen lieben Heimat zu gedenken.

Astronomisches Tagebuch.

September.

Für diesen Monat beschränken sich unsere astronomischen Beobachtungen, soweit sie Planeten betreffen, nur auf den Abendstern. Wir wollen aber nicht unterlassen, diesen Stern, der während der nächsten Monate sichtbar bleibt, jetzt schon in's Auge zu fassen, weil wir dadurch in den Stand gesetzt werden, seinen Lauf am Himmel und daraus seine Bewegung um die Sonne kennen zu lernen. Am westlichen Horizonte glänzt mit Eintritt der Abenddämmerung Venus als erster Stern, ehe noch andere Sterne sichtbar werden. Durch ihr ruhiges Licht gibt sie sich als Planeten zu erkennen, und ihre Ortsveränderung unter den Fixsternen bestätigt dieß. Jetzt erkennen wir deutlich daraus, daß sich Venus immer mehr dem Sterne erster Größe Spica in der Jungfrau nähert, bis sie den 11. September gerade über ihm steht, und sich dann nach links von ihm entfernt. Außer der täglichen Bewegung von Ost nach West, welche der Abendstern mit sämmtlichen Gestirnen gemein hat, bewegt er sich also unter den Sternen von West nach Ost vorwärts, d. h. er ist rechtläufig; zugleich nimmt seine südliche Declination immer zu, er geht also jeden Abend etwas weiter links vom Westpunkt unter. Während Venus sich von der Sonne entfernt, kommt sie der Erde näher, weßhalb auch ihr scheinbarer Durchmesser sich vergrößert und ihr Glanz zunimmt. Durch ein Fernrohr betrachtet, erscheint die von der Sonne abgekehrte Seite der Venus nicht mehr kreisrund, sondern es treten ähnliche Phasen ein wie beim Mond.

Briefmappe.

Hrn. Dr. C. K. in W. Eine Zeitlang hatten wir die Absicht, darauf einzugehen, sobald die Serie zu Ende; wir erhielten jedoch eine Menge Bestimmungsgründe, die uns das Angetragene jetzt ablehnen nöthigen.

Hrn. Maj. S. in D. Nein, wir werden keinen Gebrauch davon machen.

Hrn. A. v. C. in B. Wo denken Sie hin? Woher sollen wir den Raum nehmen, wenn wir dem Begleittext zu Illustrationen solchen Platz einräumen müßten. Im Uebrigen unsern Dank.

Hrn. M. R. in Wien. Eine Nachricht ist uns darüber noch nicht zugekommen, wir zweifeln auch, ob wir neulich eine solche erhalten.

Hrn. Regist. L. in H. Wir kennen kein anderes Thunkeiteigen als das von Blum und das von Dörmann.

Hrn. Oberm. R. K. in E. In Beziehung auf diese Maxime haben wir bereits genug gesprochen; wir dürfen nicht zu oft auf diesen Stoff zurückkommen.

Hrn. Dr. W. W. in K. Alle Mittheilungen, die uns von Ihnen kommen, werden uns sehr willkommen sein; nur bitten wir, immer der That auf dem Fuße zu sein.

Fr. B. O. in K. Sie haben uns wunderbare Einblicke in ein Frauenleben gewährt, welche für einen psychologischen Roman reichen Stoff bieten. Dürfen wir davon Gebrauch machen?

Hrn. R. F. in Hamb. Sie dürfen von einer solchen Anstalt nichts Besseres erwarten; wo so schmutzige Wäsche gewaschen wird, muß endlich auch der Boden schmutzig werden.

Hrn. R. v. B. in H. Der Name ist unrichtig, aber das Faktum bleibt stehen.

Hrn. v. R. in P. (Jura). Wir können Ihnen absolut nicht rathen, denn wir haben nun viel Privatbriefe, die uns die Zustände so abscheulich schildern, daß wir Ihnen abrathen müssen. Auch ist ja keine Zukunft in der Sache.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

932

Die

Fabrikation der kohlensauren Moussée-Getränke,

als:

des künstlichen **Champagners**, der künstlichen moussirenden **Mineralwasser** (Selters, Soda, Emser, Wildunger etc.), der **Limonades gazeuses** (aus Ananas, Citron, Apfelsinen, Himbeer etc.), des moussirenden **Gingerbeers** (Ingwerbieres), moussirenden **Maitrankes**, moussirenden **Apfelweines, Johannisbeer- und Stachelbeerweines** etc. (Apfelwein- etc. Champagner), moussirenden **Punsches, Grogs etc.**,

sowie

sämmtliche zur Herstellung derselben erforderlichen Maschinen und Apparate

aus der Fabrik von

J. Gressler & Comp. in Berlin,

Königsstrasse 34,

Fabrik chemischer, physikalischer und pharmaceutischer Apparate.

(Fortsetzung und Schluss von Nro. 48.)

Sobald am Abfüllhahn des Apparates die Füllung der Flasche erfolgt ist, wird dieselbe durch einen Gummikork verschlossen und mit demselben auf den Teller des Trittwerkes der Korkmaschine gestellt, und zwar unterhalb denjenigen Querklotz, in welchem die Metallhülse zur Einlegung des Korkes sich befindet. Der bekanntlich sehr lange und dicke Champagnerkork, welcher fast den doppelten Durchmesser der Flaschenöffnung hat, wird, nachdem er gebrüht und in Spiritus getaucht, von oben in die betreffende Hülse des erwähnten (untern) Querklotzes eingelegt, und durch Drehung der 4 Handstangen der über der Hülse befindliche eiserne Zapfen in die letztere eingetrieben. Diese Hülse, circa 4 Zoll rhein. lang, hat oben den Durchmesser eines nassen, noch nicht gepressten Champagnerkorkes, und verengt sich nach unten bis zur innern Weite des Halses einer Champagnerflasche. Beim Umdrehen der Hebelstangen wird demnach der in diese Hülse eingelegte feuchte Kork von dem in dieselbe eindringenden Zapfen durch die Hülse hindurchgetrieben, in seiner untern Hälfte bedeutend zusammengepresst, und von der Hülse aus bis zur ungefähren Hälfte seiner Länge in den Hals der Flasche eingetrieben (nachdem vorher der Gummikork von der gefüllten Champagnerflasche abgenommen und letztere mittelst Auftretens auf die untere Platte des Trittwerkes so weit gehoben worden war, dass die Oeffnung der Flasche gegen den inneren Rand der Hülse angepresst wurde).

Sobald die Verkorkung der Flasche geschehen, öffnet sich mittelst einer aufspringenden Feder der untere Theil der Hülse, so dass die frei aus der Flasche herausstehende Hälfte des Korkes unbeschädigt bleibt. Man nimmt nunmehr die Flasche von der Maschine weg und dreht die Radstangen zurück, in Folge dessen der eiserne Zapfen wieder aus der Hülse heraus nach oben gehoben und gleichzeitig die letztere wieder verschlossen wird.

Die sogenannte „Krone", wie solche sich auf dem Kork der echten Champagnerflaschen befindet, wird durch sehr festes Ueberbinden des aus der Flasche frei herausstehenden Theils des Korkes mit Draht (mittelst einer Verdrahtungsmaschine) und durch kreuzweises Ueberbinden mit Bindfaden (mittelst zweier kleiner Bindfadenknebel) hergestellt.

Bei Fabrikation des künstlichen Champagners ist diese Korkmaschine durchaus nicht zu entbehren, und zwar einestheils, weil es durchaus unmöglich ist, mit blosser Hand die im Handel als Champagnerkorke bekannten 3 Zoll langen und 2 Zoll dicken Korke in die Flaschen einzutreiben, anderntheils, falls man eine einfache Mineralwasser-Korkmaschine anwenden wollte, der Kork zwar mit Hülfe derselben ebenfalls bis zur Hälfte in die Flasche eingetrieben, jedoch die andere aus dem Halse herausstehende Hälfte, welche zur Krone dienen soll, von der Hülse der Korkmaschine festgehalten und beim Wegnehmen der Flasche zerrissen werden würde. — Die Preise der Korkmaschinen stellen sich wie folgt:

Korkmaschine

nach Fig. 22,

zur schnellen und sichern Verkorkung von Mineral- und Limonadeflaschen.

Auf starkem Holzgestell mit eisernem Trittwerk zum Aufstellen der Flaschen; starker Messing-Hülse mit Druckhebel und Piston zum Einpressen des Korkes in die Flasche; verschraubbarer Seitenöffnung zum Abströmen der aus der Flasche vertriebenen Luft, und Vorrichtung, die Korkmaschine mit dem Mischgefässe eines vorhandenen Apparates durch eine verzinnte Kupferröhre zu verbinden. 34 Thlr.

Champagner-Korkmaschine

nach Fig. 23,

zur schnellen und sichern Verkorkung von Champagnerflaschen und zur Herstellung von Champagnerkrone auf den Korken.

Auf starkem Holzgestell mit Trittwerk und Teller zum Aufstellen der Flasche. Der Aufsatz des Gestelles mit 2 Querklötzen, an deren unterem (dicht über der Oeffnung der auf dem Teller stehenden Flasche) die Messinghülse zur Einlegung des Champagnerkorkes sich befindet; oberhalb dieser Hülse, und zwar an dem Rädervorgelege des oberen Querklotzes, ein auf und nieder beweglicher Zapfen zum Eintreiben des Korkes in die Flasche. Der obere Querklotz versehen mit Rädervorgelege, verlängerter Radstange, 4 Hebelarmen, beliebig stellbarer Zahnstange mit einem daran befindlichen (soeben erwähnten) Zapfen, und 2 Federvorrichtungen, deren eine zum Oeffnen der am unteren Querklotz befindlichen Hülse, sobald der Kork zur Hälfte aus derselben heraus und in die Flasche getrieben ist, — die andere zum Wiederverschluss der Hülse, sobald die verkorkte Flasche von der Maschine weggenommen ist. 68 Thlr.

Noch erwähnen wir die in unserem Preis-Courant abgebildete *Verdrahtungsmaschine*, welche sowohl zur Verdrahtung der Korke von Mineralwasser- und Limonadenflaschen, als hauptsächlich von Champagnerflaschen angewendet wird. Die Handhabung derselben ist sehr einfach. Wie aus der betreffenden Skizze ersichtlich, wird die Flasche auf die Eisenplatte unter das untere Ende der Schraube gestellt. Die an derselben befindliche Messingplatte P ist auf der unteren Seite mit einer Rinne versehen. Der Champagnerknoten wird mit Hülfe derselben in den Wolen hergestellt, dann derjenige Theil des Drahtes, welcher oben über dem Korke liegen soll, zwischen Kork und Rinne hindurchgeschoben und die freien Enden desselben an der Seite der Flasche mittelst einer Drahtzange zusammengedreht werden. Preis derselben 12½ Thlr.

Ausser den hier angegebenen Apparaten führen wir noch, und halten so viel als möglich vorräthig auf Lager: *Flaschenspül-Maschinen*, mit Hülfe deren es ermöglicht ist, in verhältnissmässig kurzer Zeit eine grosse Anzahl von Flaschen zu reinigen. Auf eisernem Gestell mit eisernem Schwungrad und 2 horizontal auf beiden Seiten stehenden Bürsten, auf welche die Flaschen, halb mit Wasser gefüllt, aufgesteckt werden. Preis derselben 26 Thlr. — *Saftbehälter* von verzinntem Kupfer, mit Messirhahn, um jedesmal beim Aufdrehen desselben ein bestimmtes Quantum Fruchtsaft (Himbeer, Kirsch, Ananas u. s. w.) in das untergehaltene Trinkglas einzulassen, à 12½ Thlr. — *Control-Vorrichtungen* mit Zählwerk, zur genauen Abzählung der in Trinkhallen, Restaurationen u. s. w. verabreichten Gläser moussirenden Getränken, à 25 Thlr. — *Kühl-Apparate*, für Trinkhallen, Conditoreien u. s. w., um das aus den transportablen Gefässen dem Publikum zu verabreichende Moussée-Getränke stets kalt und frisch zu bieten, à 25—40 Thlr. — *Engl. Drahtzangen*, zum Biegen und Zerschneiden des Drahtes, à 27½ Sgr. — *Hohle Kohlenbälle*, mit Gummischlauch, zum schleunigen Filtriren unreinen Wassers (Kohlen-Filter), von 4—8 Zoll Durchmesser, à 2½—5 Thlr. — Leitungsröhren von Zinn und verzinntem Kupfer, billigst. — Eimer, Töpfe, Trichter, Röhren und Platten von Guttapercha. — *Flaschenwächter* (Drahtkörbe) zu ¹/₁ und ½ Champagnerflaschen und ¹/₁ und ½ Mineralwasserflaschen, à Paar 1 Thlr. u. s. w.

Ebenso übernehmen wir die vollständigen Einrichtungen der Laboratorien von Mineralwasser- als von Champagner-Fabriken mit den erforderlichen Gerathschaften und Chemikalien.

Nochmals erlauben wir uns auf unsern, soeben unter der Presse befindlichen, ausführlichen, die Beschreibung, Gebrauchsanweisung und die Abbildungen sämmtlicher Apparate enthaltenden Preis-Courant in gross Quart, und sehr elegant ausgestattet, aufmerksam zu machen, und ist derselbe direkt von uns oder auf Buchhändlerweg zum Selbstkostenpreis von 8 Sgr. zu beziehen.

Sämmtliche Haupt- und Nebenapparate befinden sich entweder vorräthig auf Lager, oder ist die Einrichtung so getroffen, dass deren Absendung stets wenige Tage nach Empfang der uns zugehenden werthen Aufträge erfolgt.

Auf Wunsch der Herren Besteller sind wir bereit, gegen Erstattung der Reise- und Aufenthaltskosten einen unserer Techniker zur Aufstellung und Ingangsetzung der Apparate, sowie zur Anlernung der betreffenden Arbeitsleute, auf einige Tage zu übersenden.

Die Preise verstehen sich netto per comptant, und erbitten wir uns, bei Ertheilung der Aufträge, stets ein Drittheil des ungefähren Rechnungsbetrages baar oder in guten Wechseln beizufügen, da nur in diesem Fall die Ausführung der uns zugehenden werthen Ordres erfolgt.

Zur Sicherstellung der Herren Besteller bemerken wir, dass jeder Apparat vor Absendung von uns selbst unter einem hohen Atmosphärendruck (8—10 Atmosphären) geprüft wird und wir ausserdem bereit sind, gegen Entschädigung der Kosten (2 — 3 Thlr.) die Prüfung durch ein Mitglied hiesiger Königl. Medicinalpolizei vollziehen zu lassen und das betreffende Certifikat zu übersenden. Auch kann auch Wunsch der Herren Besteller die Prüfung des gewählten Apparats in Gegenwart derselben oder in Gegenwart eines von dem Herren Besteller, Bevollmächtigten, stattfinden. Wir selbst aber übernehmen ausdrücklich Garantie für durchaus zweckmässige, solide und sorgfältige Construction sämmtlicher von uns gelieferten Apparate.

Schliesslich erlauben wir uns, den Herren Interessenten *einige* der uns bisher ertheilten *Certifikate* nachstehend zur geneigten Kenntnissnahme vorzulegen, indem wir bemerken, dass wir eine grössere Anzahl derselben auf besonderen Bogen zusammengestellt haben, und bereit sind, diese Zusammenstellung auf Verlangen gratis zu übersenden.

Certifikate.

Berlin, den 30. Nov. 1860.

Im Laufe dieses Jahres hatte ich wiederholt Veranlassung, **Mineralwasser-Apparate** aus der Fabrik des Herren *J. Gressler & Comp.* hier zu besichtigen und zu prüfen, und habe sämmtliche untersuchten Apparate zweckmässig construirt und allen sanitätspolizeilichen Ansprüchen genügend befunden.

(L. S.) Dr. Ziurek,
gerichtlich vereidigter
chemischer Sachverständiger und
Taxator für Berlin.

Die Herren *J. Gressler & Comp.* zu Berlin lieferten mir eine **Maschine zur Bereitung von Mineralwassern, Champagner und anderen moussirenden Getränken**, die nicht nur hinsichtlich ihrer zweckmässigen Construction, Haltbarkeit und Dauer allen Anforderungen entspricht, sondern auch, vermöge ihrer Leistungen und Zuverlässigkeit im Gebrauche, sich vortrefflich bewährt, indem sie — *ein Selbstentwicklungsapparat* mit Mischungsgefäss von sechzig Quart Inhalt — tausend ganze Flaschen Mineralwasser täglich bequem liefert. Diese den Herren *J. Gressler & Comp.* hiemit bezeugend, spreche ich nochmals meine Anerkenntniss und Befriedigung in Beziehung auf die Beschaffenheit und Leistungsfähigkeit der empfangenen Maschine aus.

Halle a. d. S., den 12. März 1861.

(L. S.) E. Bach,
Mineralwasserfabrikant.

Am 10 April 1861 wurde in öffentlicher Sitzung der **„Leipziger Polytechnischen Gesellschaft"** eine unmittelbar vorher aufgestellte **Mineralwasser- und Champagnermaschine** (der Construction nach ein sogenannter *Selbstentwicklungsapparat*) aus der Fabrik der Herren *J. Gressler & Comp.* in *Berlin* vor den Augen der Anwesenden gefüllt und in Gang gesetzt. Mittelst dieser Maschine, deren Mischungsgefäss ungefähr 36 Quart fasste, wurde in Zeit von kaum einer Stunde die vollständige Imprägnirung von 30 Quart Flüssigkeit mit Kohlensäure bewirkt, und das hergestellte, kräftig moussirende **Sodawasser** mit sichtlicher Anerkennung von den Anwesenden genommen. Ganz besonderen Beifall aber fanden die mit diesem Sodawasser bereiteten **Limonaden gazeuses** von Himbeer-, Citron- und Ananasgeschmack, sowie das in England so beliebte moussirende *Ingwerbier (Gingerbeer)*, welche dadurch gewonnen wurden, dass das Sodawasser aus der Maschine auf vorher in Flaschen gebrachte kleine Mengen von entsprechenden liqueurartigen Mischungen abgefüllt wurde.

Ich wiederhole mit voller Ueberzeugung meine schon in der öffentlichen Sitzung ausgesprochene Ansicht, dass, in Anbetracht ihrer höchst einfachen, zweckmässigen Construction und leichten gefahrlosen Handhabung, die *Gressler'schen Selbstentwicklungsapparate* die allgemeinste Verbreitung verdienen, um so mehr, als diese Apparate von obiger Fabrik in mehr als 12 verschiedenen Grössen angefertigt werden, und sich daher sowohl für den grössten als den kleinsten Geschäftsbetrieb eignen.

Leipzig, den 24. April 1861.

(L. S.) Dr. Heinrich Hirzel,
Privatdocent der Chemie an der
Universität zu Leipzig,
und Director der „Leipziger Polytechnischen Gesellschaft".

Die verehrten Abonnenten auf dieses Journal werden hiermit benachrichtigt, daß das





Erste Quartal des vierten Jahrgangs

der

Allgemeinen Illustrirten Zeitung

herausgegeben von

F. W. Hackländer

mit der **am 1. Oktober** erscheinenden

Nummer 1

beginnt. Deßhalb ersuchen wir, die **Abonnements** bei den betreffenden Buch- und Kunsthandlungen oder Postämtern gefälligst **umgehend zu erneuern,** damit **keine** Unterbrechung in der Zusendung eintritt.

Der Preis beträgt: pro Quartal: Thlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr. rhein., — oder fl. 3. 20 kr. österr. Währ. Silber, wozu in einigen Ländern noch der Betrag des Zeitungsstempels, eventuell auch Porto kommt.

Literarische Anzeigen.

Musikalische Neuigkeiten.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 51.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

VI. Band. III. Jahrgang. Zweites Semester.

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, 15. September 1861.

Erscheint jeden Sonntag. Preis vierteljährlich Thlr. 2 — oder fl. 3. 30 kr. rhein.



Das Antwerpener Künstlerfest: Ball im Théâtre des Variétés. (S. [illegible])

Die Enthusiasten.

Novelle

von

Alfred Meißner.

(Fortsetzung.)

Als der Gottesmann fortgegangen war, blieb der Baron in einem langen, schweren Kampfe zurück, aber endlich mußte, wie zu erwarten war, die Violine siegen; er beschloß auf den schmalen Strich des Schloßparkes zu verzichten.

Als aber einmal dieser Entschluß gefaßt war, hatte er keine Rast und Ruhe mehr, und wollte keinen Augenblick Zeit verlieren.

An demselben Nachmittage erschien er in der Pfarrerswohnung, um zugleich den empfangenen Besuch zu erwiedern.

„Ich bin entschlossen!“ rief er rasch eintretend dem Pfarrer entgegen.

„Das ist ja herrlich!“ erwiederte Pater Kerßmann, vor Wonne strahlend. „O warum hab' ich nicht schon vor Jahren gewußt, daß ich ein solches wunderbares Zwangsmittel besitze! Die Kirche stände schon da und schaute längst zum Himmel! Jetzt ist uns Beiden geholfen!“ Er schüttelte dem Baron die Hände. „Eine Hand wäscht die Andere!“

Der Baron hörte nur mit halbem Ohre zu, denn seine Blicke ruhten schon gierig auf der im Futteral befindlichen Violine, die auf der Kommode lag.

„Kann ich sie gleich haben?“ fragte er dringend, indem er sie in die Hand nahm und zu spielen begann, ohne wieder aufhören zu wollen, so daß sie ihm eigentlich entwunden werden mußte, um wieder auf den eigentlichen Gang der Verhandlungen zu kommen.

„Ich habe,“ sagte der Pfarrer, als der Baron neben ihm Platz genommen, „vorausgesehen, daß wir einig werden und ein paar Zeilen auf's Papier geworfen, welche ich Ihnen hiemit vorlege.“

Er überreichte dem Baron den Entwurf, dessen Inhalt wesentlich folgender war: Der Baron trete so viel und so viel Raum von seinem Parke zur Erweiterung des Bauplatzes für die neue Kirche ab und mache hiemit ein freiwilliges frommes Geschenk der Ortskirche und Gemeinde.

Als der Baron zu Ende gelesen hatte, wollte er eine Einwendung erheben, aber er unterdrückte sie, da ihm plötzlich eingefallen war, daß in dieser Cessionsurkunde schicklicherweise von dem Tauschhandel nicht gesprochen werden könne. Noch vollständiger wurde er durch folgende Worte des Pfarrers beruhigt:

„Sie sehen, die Violine ist bereits in meiner unmittelbaren Verwahrung. Um die nothwendige äußerliche Form zu beobachten, werde ich in drei bis vier Tagen eine Musterung unserer Chorinstrumente vornehmen und Alles, wie ich überzeugt bin, sehr verwahrlost finden. Um die Mittel zur Reorganisirung herbeizuschaffen, wird mir Nichts übrig bleiben, als zur Versilberung der alten Cremoneser zu schreiten, welche ja bei uns ein brachliegendes Kapital ist, da eine andere, wohlfeile dieselben Dienste erfüllt. In derselben Stunde werde ich Ihnen die Violine ausliefern, denn dann wird es nicht mehr als ein nackter Schacher, sondern als eine ökonomische Nothwendigkeit erscheinen. Sind Sie einverstanden?“

„Eigentlich ja,“ erwiederte der Baron nicht recht zufrieden, „dennoch kostet mich eine selbst nur viertägige Geduld keine geringe Ueberwindung. Ich sehe aber, daß Ihr Arrangement den Umständen angemessen ist, und daß Sie nur Rücksichten beobachten, welche gewiß am Platze sind. Aber,“ setzte er triumphirend hinzu, „wird der Schulmeister im Stillen wüthen!“

Eine Viertelstunde später war der Handel im Reinen und der Baron begab sich, glücklich am Ziele zu sein, nach Hause. Das gebrachte Opfer fühlte er nicht.

Als früh morgens am dritten Tage der Schulmeister, der inzwischen seine Schuld mit einer Abbitte gesühnt hatte, in die Kirche ging, um das Ave zu läuten, bemerkte er zu seinem größten Erstaunen, daß einige Männer damit beschäftigt waren, den Parkzaun abzureißen, während ein paar Arbeiter im Parke selbst einen uralten Stamm zu fällen suchten. Sogleich flog ihm der entsetzliche Gedanke durch den Kopf, daß der Pfarrer die Violine um den Bauplatz insgeheim verhandelt haben müsse. Als ihm aber diese Vermuthung auf seine Frage durch die Aussage bestätigt wurde, daß die Arbeit im Auftrage des Pfarrers vorgenommen werde, wankte er, von einem Nervenschlage bedroht, gesticulirend und verzweiflungsvoll in's Pfarrhaus hinüber.

„Hochwürden,“ stammelte er, als er in's Zimmer von Pater Kerßmann getreten war, „ich habe es gewußt — ich mag es nicht erleben — doch, was kann ich armer Schlucker dagegen thun? — Wer bin ich? — Sie sind Herr, Sie können Instrumente anschaffen und weggeben — ich will mich versetzen lassen — versetzen, weit, weit von hier.“

„Aber Narr,“ antwortete der Pfarrer lächelnd, doch nicht ohne Mitleid mit dem durch und durch ergriffenen Musikschwärmer, „soll denn ein prachtvolles Gotteshaus nicht existiren, weil Sie gern Violine spielen? Es fiel mir schwer, um Ihretwegen, doch ich war es höheren Pflichten schuldig! Ich schaffe eine neue vortreffliche Violine an.“

„Nichts da!“ unterbrach ihn Bleivogel. „Ich will sehen, wie ich am schnellsten von Fichtenbrunn fortkomme. Ich sollte zuhören, wie der Baron spielt? Da wollt' ich lieber —“

„Ei, Sie werden bald ruhiger darüber denken,“ entgegnete der Pfarrer ganz ruhig. „Freut es Sie denn gar nicht, daß unsere Kirche zu Stande kommt? Was? Das tröstet Sie nicht?“

„O Jemine!“ wimmerte Bleivogel, wie wenn er gar nicht darauf gehört hätte.

„Da setzen Sie sich,“ rief der Pfarrer in der muntersten Laune, den Schulmeister zum Sitzen ermuthigend, „und stärken Sie Ihre Nerven mit einer Prise Tabak!“

„Ja,“ sagte Bleivogel, schwer aufathmend und aus des Pfarrers Dose schnupfend. „Sie können freilich lustig sein! Mir ist aber die Freude an dem frohen Ereigniß für immer versalzen!“

„Welche kleinmüthigen, unbehülflichen Köpfe sind alle Schwärmer!“ rief der Pfarrer. „Ich war mehrere Jahre lang in größerer Trauer, als Sie! Sie beweinen nur einige zusammengeleimte Holzspähne! Und glauben Sie, daß ich selbst heute über den Handel mit ungetheiltem Herzen lachen kann? Wie würden Sie an meiner Stelle vor Verlegenheit herumzappeln!“

Bleivogel sah ihn mit großen Augen an, während der Pfarrer gleich weiter fortfuhr:

„Die Schenkung des Barons ist bereits legalisirt und steht unwiderruflich fest. Jetzt kommt die Reihe an mich, die verabredete Bedingung zu erfüllen und da sehe ich, daß ich mich gräßlich vergaloppirt habe. Hören Sie, was ich Ihnen vertraulich, aber ganz vertraulich erzählen werde! Als ich gestern Abend allein dasaß, wurde ich plötzlich von einem dunkeln Instinkt getrieben, das Verzeichniß unserer Stiftungsurkunden zu holen. Da findet sich zu meinem wahren Entsetzen unter den letztwilligen Verfügungen meines seligen Vorgängers Pater Kugeleing folgendes Dokument —“

Er öffnete eine Schublade und gab dem Schulmeister einen vergilbten Bogen zum Lesen.

Darauf stand Folgendes: Nach einem langen Eingange, welcher die Violine, ihren Merkmalen nach, genau beschreibt und ein langes Register der ehemaligen Besitzer von dem Meister Antonio Amati herab anführt, wird das Instrument für ewige Zeiten der Ortskirche vermacht. Der jeweilige Pfarrer wird zu ihrem Custos ernannt und hat darüber zu wachen, daß dieselbe bei allen Hochämtern und gottesdienstlichen Handlungen, die mit Instrumentalmusik gefeiert werden, zum Ruhme Gottes erklinge. Zum Schlusse wird ausdrücklich verboten, dieselbe zu anderen Zwecken herzuleihen, damit ihre „überirdische Stimme“ nicht bei profaner Musik mißbraucht werde.

„Gott gebe,“ brach Bleivogel in einem Freudensturm aus, „diesem frommen, ehrwürdigen Herrn die höchste seiner Seligkeiten! Der Handel muß wieder rückgängig werden!“

„Das gefällt mir von Ihnen!“ erwiederte der Pfarrer spöttisch, doch im besten Humor. „Ich habe Ihnen die vertrauliche Mittheilung gemacht, damit Sie mir rathen, wie die plötzlich aufgetauchte Schwierigkeit zu beseitigen ist, nicht, um mir von Ihnen einen neuen Riegel vorschieben zu lassen!“

„Da ist Nichts zu machen!“ versetzte Bleivogel kurz und voll Eifer. „Eine Stiftung ist eine Stiftung! Da ist an Nichts zu denken!“

„Das wollte ich sehen!“ rief der Pfarrer, aber ohne den geringsten Affekt.

„Da ist Alles umsonst!“ sprach Bleivogel. „Die Urkunde redet klar: Die Violine muß der Kirche bleiben! Und brächten Sie es über Ihr Gewissen, ich, so treu ich Ihnen bin, ich stemmte mich mit Händen und Füßen dagegen — ich wäre im Stande —“

„O Sie Rebell!“ rief der Pfarrer. „Das merken Sie sich! Auf Sie fällt alle Schuld, wenn die Kirche nicht gebaut wird und ich noch aus meiner Tasche das umgewühlte Stück des Parkes herstellen muß!“

Das Gespräch wurde durch eine dritte Person abgebrochen.

Am Nachmittag desselben Tages erschien Pater Kerßmann beim Baron, der ihn höchst ungeduldig erwartete.

„Der verfluchte Schulmeister!“ rief der Pfarrer, wenigstens dem äußeren Ansehen nach in größter Aufregung eintretend, worauf er dem betroffenen Baron die Auffindung der Stiftungsurkunde und seine Szene mit Bleivogel erzählte.

„Sie müssen es durchsetzen!“ rief der Baron, als er die fatale Neuigkeit vernommen hatte. „Mir ist es ganz gleich, wie Sie sich aus der Schlinge ziehen!“

„Ich bin ganz trostlos darüber!“ erwiederte der Pfarrer mit einer sorgenvollen Stimme. „Dennoch wird Nichts übrig bleiben, als mit Geduld abzuwarten, bis der auf's Höchste gereizte Schulmeister gelindere Saiten aufspannt. Ich hätte mich bereits mit ihm völlig verworfen, wenn ich nicht bedacht gewesen wäre, seinen guten Willen in gelegenerer Zeit in Anspruch zu nehmen.“

„Das geht mich Nichts an!“ schrie der Baron. „Ich schere mich den Teufel um den Schulmeister! Entweder die Violine her, oder meinen Bauplatz!“

„Ei, Herr Baron!“ rief der Pfarrer im Tone einer freundschaftlichen Mißbilligung. „Sie könnten eine so großmüthige, fromme Handlung verleugnen? Nein, das können Sie nicht!“

„Ich will die Violine!“ rief der Baron hartnäckig. „Sonst jage ich Ihre Arbeiter mit der Peitsche von meinem Grunde!“

„Sie vergessen sich!“ versetzte der Pfarrer, die Zähne zeigend. „Ich werde dann vom Amte in meinem Rechte geschützt, denn Ihre edle Schenkung hat fortan legale Kraft.“

Der Baron sprang vor Zorn bis zur Decke. „Ich bin schändlich betrogen,“ rief er. „Das ist ein echter Jesuitenstreich, mir die Violine zu zeigen, während mir ein Stück vom Park gestohlen wird! Da bin ich in die rechte Fuchsfalle gerathen! Eine Hand wäscht die andere! Möge Ihnen der Teufel die Hand waschen, wie Sie mir sie gewaschen haben! An das Sprüchwort will ich denken!“

Nach noch längerem Wortwechsel gingen Beide im vollständigsten Bruche auseinander.

Bleivogel spielte noch am nämlichen Abend wie gewöhnlich die Cremoneser.

Siebentes Kapitel.

Die Rivalen.

Einige Monate waren verflossen. Der Pfarrer baute, Bleivogel spielte, der Baron trauerte.

Die neue Kirche erhob sich bereits ein gutes Stück über die Erde und versprach ein ebenso groß angelegtes als geschmackvolles Werk zu werden. Die Fichtenbrunner, die sich früher um die Sache kaum gekümmert hatten, interessirten sich jetzt für den Bau auf's Lebhafteste. Der Baron mußte sich nicht selten die freudige Anerkennung der Bewohner, daß e r die Unternehmung durch seine Schenkung ermöglicht, mit heimlichem Aerger gefallen lassen.

Nach einem unerforschlichen Entschlusse des Himmels sollte aber der Pfarrer Kreßmann die Vollendung jener Lebensaufgabe nicht erleben. Ein Schlaganfall raffte ihn in einer Nacht hinweg.

Ehe seine Stelle wieder besetzt worden war, gab es einige Wochen hindurch ein aufregungsvolles Provisorium für den Schulmeister wie für den Baron. Jener, der ein Interesse am status quo gehabt, schwebte in Todesängsten, während dieser die schmeichelhaftesten Hoffnungen nährte. Beide sollten aber von schwerem Kummer heimgesucht werden.

Pater Ruebeck — so hieß der Nachfolger des Verstorbenen — war ein bejahrter, schmächtiger, aber äußerst lebhafter und unruhiger Mann, welcher immer irgend ein Steckenpferd reiten mußte und aus einer Passion in die andere, oft entgegengesetzte, verfiel. Eine Zeitlang wollte er der erste Theolog der Welt werden und lag Tag und Nacht über den Büchern; plötzlich verlor er die Lust und begann zu seinem Vergnügen Photographie zu treiben. Er hatte im Leben hundert solche Spielpuppen besessen und eine nach der anderen bei Seite geworfen. Als er nach Fichtenbrunn kam, war er eben ein leidenschaftlicher Vögelausstopfer, aber schon nach dem ersten Besuche bei dem Baron wurde er, als er von der wunderbaren Geige vernommen, der passionirteste Violinspieler.

Der Schulmeister konnte Nichts einwenden, als sich der Pfarrer die Violine ausliefern ließ, und sie unter seine eigene Obhut stellte, um sie Tag und Nacht unter den Augen und bei der Hand zu haben. Eigentlich ein Stümper, spielte er mit einer unermüdlichen Ausdauer, kaum daß er die dringendsten seiner kirchlichen Pflichten erfüllte. Die Manie des Violinspielens war an die Stelle des Vögelausstopfens getreten.

Bleivogel kochte vor heimlicher Wuth. Was konnte er in seiner tief untergeordneten Stellung dagegen thun, selbst als der Pfarrer die Violine sogar bei den gesungenen Hochämtern nicht hergab? Er konnte sich nur durch störrisches Wesen und verstockten, widerwilligen Eigensinn rächen, und das unterließ er auch nicht, indem er dem Pfarrer überall künstliche Hindernisse in den Weg legte und dessen kleinste Versehen in große Mißgriffe zu verwandeln wußte. Dieser böse Wille wurde indeß bald durchschaut und von der Vergeltung rasch getroffen. Die Feindschaft brach in helle Flammen aus. Minder feindselig, doch sehr gespannt gestaltete sich auch gleichzeitig das Verhältniß des Barons, das anfangs das freundlichste war, zu Pater Ruebeck, weil dieser jedesmal, wenn das Ansuchen an ihn gestellt wurde, die Violine herzuleihen, sich hinter der Ausrede verschanzte, daß die testamentarischen Verfügungen ihm dieß untersagten.

Wenn die Beiden, sowohl der Baron als Bleivogel, geahnt oder gewußt hätten, daß der Kunstsinn des Pfarrers bloß eine sehr heftige, aber auch sehr flüchtige Kaprice war, wie sorgfältig hätten sie die Brücke, die hinter ihnen war, gehalten, statt sie so stürmisch abzubrechen!

Wie aber oft die Bekehrung eines Heiden in einer einzigen Stunde vor sich geht, so brauchte auch Pater Röbeck zu seinem gänzlichen Abfalle von der Musik nicht viel länger. Ueber Nacht war aus ihm ein eifriger Blumenfreund und Kunstgärtner geworden.

Dieser Wechsel verursachte den beiden Violin-Aspiranten großes Kopfzerbrechen und sie konnten sich diese wochenlange Enthaltsamkeit von aller Musik durchaus nicht enträthseln. Das aber sahen sie reuevoll ein, daß sie eine thörichte Ueberstürzung begangen hatten, sich mit dem Pfarrer so feindlich zu stellen. Die Reue kam zu spät, wie immer.

Der Baron, ein Mensch vom Schlage der sensitiven, hellen und heiteren Enthusiasten, wußte kein Hülfsmittel zu ersinnen, als sich der Resignation wieder mit großen Schritten zu nähern und sich inzwischen zu zerstreuen, wie gut oder schlecht es ging.

Bleivogel war aus ganz anderem Stoffe, nicht bloß Enthusiast, sondern Fanatiker, finster, ernst, cholerisch wie ein Puritaner, der für seine Sache auch leicht vom Leder zieht. Diese Heftigkeit, welche auch vor dem Gewaltsamen nicht zurückschreckte, haben wir bei dem ersten Zusammentreffen mit dem Baron kennen gelernt.

Eines Abends saß er bei ziemlich vorgerückter Stunde, in unheimliches Brüten verloren, vor seiner Hausthüre. Die Nacht war sehr lau aber stockfinster. Plötzlich fing es in seinem dumpfen Inneren mächtig zu arbeiten und sich zu rühren an. Ein Einfall hatte es wie ein Blitz mit einem grellen Lichte durchzuckt. Angstvoll wandte er sich um und sah scheu nach allen Seiten. Er war emporgesprungen und sank gleich wieder nieder. Schon schien der innere Aufruhr erstickt, als er sich wieder erhob und leise in die Stube schlich, wo die alte Mutter schlief. Vorsichtig ergriff er einen großen Schlüsselbund und gelangte auf den Fußspitzen in's Freie. Da bog er hastig in die verlassenen Felder ein und jagte querfeldein, das ganze Dorf umgehend, bis er in nächster Nähe der Pfarrwohnung war. Da hielt er wieder still und sah sich um, ob ihm Niemand folge und lauschte, ob er keinen verdächtigen Laut vernähme. Es rührte sich Nichts ringsum. Erst dann setzte er über die Kirchhofsmauer, eilte an den Gräbern vorbei bis er zum Kirchthurm gekommen war. Sachte öffnete er die Thüre des Kirchthurms und schloß sie gleich wieder hinter sich ab. Der Oertlichkeiten kundig, gelangte er in eine Seitenkammer, welche mit Prozessionsfahnen, Begräbnißlaternen und ähnlichen Apparaten angefüllt war, ohne die geringste Mühe, doch mit wachsender Aufregung und Beängstigung, so daß er, als er die innere Kirche erreicht und in den finsteren, hallenden Räumen den ersten Schritt gethan hatte, mit dem Gefühle eines Kirchenräubers zusammenfuhr und sich kaum vorwärts bewegen konnte. Mit zitternden, verzagenden Armen ergriff der sonst riesenstarke Mann eine mäßig hohe Leiter, welche hinter dem Hochaltar stand, und konnte sie kaum von der Stelle bringen, denn ihm war, wie wenn ihm oben eine unsichtbare Hand Widerstand leiste. Mit einer neuen Anstrengung vertrieb er jedoch das Schreckbild seines Gewissens und schleppte die Leiter in den Pfarrhof hinaus. Ruhig, von der eigenen Vermessenheit endlich wie betäubt, zählte er die Fenster der ersten Etage ab, um den Punkt zu finden, wo er die Leiter anlegen mußte. Unter einem Mittelfenster, das er am Nachmittage offen gesehen und das noch immer offen war, lehnte er sie an und stieg ein. Eine lange Weile verstrich, ehe er wieder erschien und in größter Fieberhast mit seiner Beute, der Violine, in der Hand hinabkletterte. Als er die Leiter auf ihre alte Stelle gebracht und Alles abgesperrt hatte, jagte er auf dem nämlichen Wege, den er gekommen, nach Hause. Moralisch erschöpft langte er in seiner Stube an, versteckte die Beute und kroch, ohne die Mutter zu wecken, in sein Bette. Wie unglücklich war er! Wie schlug ihm das Herz, wie wild griff er sich in die Haare, wiewohl er fest überzeugt war, daß seine That heimlich geschehen sei! Er war ja zeitlebens der rechtlichste Mann gewesen! Er wollte ja nicht einmal die Violine stehlen, sondern sich ihrer nur einige Tage erfreuen und sie dann ebenso heimlich wieder auf ihren vorigen Platz legen! Die That, ein offenbarer Einbruch, stieg ihm jetzt über den Kopf. Er traute sich nicht mehr den Muth zu, das Geschehene zu wiederholen und wäre glücklich gewesen, wenn er die Violine gar nicht berührt hätte. Er that die ganze Nacht kein Auge zu.

Am folgenden Tage jagte der Baron, nur von seinem Jagdhunde begleitet. Nachmittags kam er bei der Verfolgung der Fährte eines Wildes auf ein felsiges, zerrissenes, äußerst durchschnittenes Terrain. Es war der einsamste, ungestörteste Theil des Waldes, durch welchen kein Fußpfad, noch weniger ein Holzweg führte.

Da hörte er plötzlich leise, ferne Töne, die bald heller, bald schwächer sich meldeten, je nachdem der Windzug sie begünstigte. Er achtete es anfangs nicht, jedoch bei weiterem Vordringen schien er sich der Richtung, woher die Töne kamen, mehr zu nähern, denn er konnte bereits das schulgerechte Spiel einer Violine deutlich erkennen. In dieser Einsamkeit war es ihm doppelt auffallend. Er rief seinen Hund zurück und begann, denselben an die Leine nehmend, eine Anhöhe hinaufzuklettern. Sein Ohr hatte ihn richtig geführt. Oben angekommen, vernahm er die Musik rein und klar wie in einem Konzertsaale, und er wurde bei längerem Zuhören trotz der altväterischen Komposition von den Zauberklängen beinahe trunken. Tief unter seinen Füßen, in einer schmalen, dunklen, von Gestrüpp und Strauchwerk überwucherten Waldschlucht mußte der räthselhafte Spielmann lagern. Er begann schnell hinabzusteigen. Als er dicht an die Gesträuche kam, aus welchen die Töne hervordrangen, schwieg die Violine plötzlich still. Rasch wand er sich durch und stand nun, nur ein paar Schritte entfernt, vor dem Schulmeister, der in einem buschigen Verstecke auf einem Stein saß und den Ankömmling halb verlegen, halb wild angrinste, wie ein in seiner Höhle erschreckter Bär, der zwischen Fluchtgedanken und einem Angriffe schwankt.

„Sie sind es!“ rief der Baron hoch erstaunt. „Was spielen Sie da für eine Violine?“ fragte er in einem Athem, indem er nach derselben griff, ohne daß Bleivogel es hinderte, oder sich nur regte, oder einen Laut vorbrachte.

„Ach mein Gott!“ rief der Baron exaltirt aus. „Das ist ja —“

Er vollendete den Satz nicht, sondern warf das Gewehr von der Schulter und begann ein Konzertstück, das interessante Tremolo von Beriot vorzutragen.

Bleivogel, der anfangs noch immer wie versteinert dasaß, fing sich zu bewegen an, und je länger er zuhörte, desto schneller glätteten sich seine vom Affekt verzerrten Züge, bis er die Haltung und Miene eines Mannes annahm, welcher mit aller Andacht und der innersten Lust theilnimmt. Er war wirklich ganz enthusiasmirt.

(Schluß folgt.)

Das Künstlerfest in Antwerpen.

(Zu den Bildern S. 797 und 801.)

Mußte man das Fest der in Köln versammelten Künstler eigentlich nur als eine herzliche internationale Verbrüderung ansehen, so gesellte sich in Antwerpen dem heiteren Scherz ein tiefer Ernst zu, heraufbeschworen durch den Künstlerkongreß, auf welchem alle Fragen erhoben werden sollten, deren Lösung den Künstlern aller Länder, ohne Unterschied der Schule und des Systems, besonders am Herzen liegen mußte. Freilich wurde dabei auch der schäumende Becher der Freude und des schönen Genusses geleert; ja die Festlichkeiten, welche das ehrwürdige Antwerpen, der Hauptsitz der alten vlämischen Schule, den aus allen Ländern Europas hergezogenen Meistern und Jüngern der Kunst bot, übertrafen an Glanz und Pracht noch die der rheinischen Metropole. — In den ersten Nachmittagsstunden des 17. Augusts trafen die deutschen Künstler auf dem Bahnhof zu Antwerpen ein, begrüßt von den Festordnern und bereits anwesenden Künstlern, welche sich mit Musik und vorangetragenen Bannern zum herzlichsten Empfang vom Lokal des Kunstvereines dorthin begeben hatten. Mit einer kurzen, warmen Rede begrüßt, setzte sich nun der Zug in Bewegung, zunächst nach dem Leopolds-Boulevard, wo die von Ducaju modellirte Statue Boduognat's, der als Anführer der Nervier in einer Schlacht an der Sambre gegen die Römer fiel, eingeweiht wurde. Nur wenige der eben angekommenen Künstler mögen indeß dieser Feier, der es an Reden, Kanonensalven und Glockenläuten nicht fehlte, beigewohnt haben, denn die Gastfreundschaft der Antwerpner bemächtigte sich sogleich der verehrten Gäste, um sie nach den für sie bestimmten Wohnungen zu führen und daselbst durch Speise und Trank zu erfrischen. Sei hier einmal für alle der reichlich spendenden liebenswürdigen Bonhommie der Antwerpner, welche die Künstler auf wirklich fürstliche Art bewirtheten, der beste Dank gedacht.

Gegen Abend strömten die fremden Künstler durch die festlich geschmückten Straßen, in denen der mit demselben Tage fallenden Kirmeß wegen eine unabsehbare Menschenmenge wogte, nach dem Lokal des Kunstvereines, von wo sie sich in's Rathhaus begaben, um offiziell vom Bürgermeister Loos begrüßt und mit dem Ehrenwein bewirthet zu werden. Pecht aus München erwiederte im Namen Deutschlands die Bewillkommnung. — Bei Fackellicht und umringt von Tausenden fröhlicher Menschen, welche singend und Hochs ausbringend den Zug begleiteten, kehrte derselbe dann wieder nach dem Cercle artistique zurück, wo man bis gegen Mitternacht in fröhlicher Geselligkeit zusammenblieb. Wie viele alte Bekannte, berühmte und unberühmte, trafen sich dort; Manche, die in den Anfangsjahren ihres Künstlerlebens in Rom und anderen Orten Italiens zusammengelebt, die sich seit zwanzig und mehr Jahren nicht mehr gesehen, drückten sich wieder die Hand und erneuerten die alte oder schlossen neue Freundschaft mit Italienern und Spaniern, Vlamländern und Engländern, Deutschen und Franzosen!

So verging in ungetrübter festlicher Stimmung der erste Tag, und aus Nacht und Morgen wurde ein zweiter, ein lichter, glänzender Sonntag, denn die freundliche Augustsonne beschien die hundert roth, grün und blau bewimpelten Masten der im Hafen ankernden Fahrzeuge und ihre seltsamen Galionenbilder, die mit Blumen, Guirlanden, Festons gezierten Giebel der Häuser, die Thüren und Fenster der Gebäude, welche in sinnigen Inschriften prangten.

Einen Begriff von dem Reichthum vlämischer Städte gab den fremden Künstlern, welche denselben in den Behausungen ihrer liebenswürdigen Wirthe schon kennen gelernt, die Kirmeßprozession, welche um 11 Uhr Vormittags von der Kathedrale ausging und durch die Hauptstraßen zog. Da fehlte es nicht an kostbaren Kirchenfahnen, bemalt mit den Bildern Christi und der Apostel, an edelsteinfunkelnden Monstranzen, kostbaren Priestergewändern und festlich geschmückten Andächtigen.

Vom Kunstverein aus wallfahrteten die Künstler aber in die von der Kunst geweihten Hallen des Ausstellungsgebäudes, um von diesem geistigen Genusse zu einem materiellen, dem im Théâtre des Variétés von der Stadt veranstalteten prachtvollen Bankett überzugehen, an welchem über 1200 Personen Theil nahmen. Die Bühne und der Zuschauerraum des Theaters waren in einen immensen, sinnig dekorirten Saal verwandelt, und an sechs Riesentischen saßen die Künstler, bestrahlt von Hunderten von Gasflammen. Man hatte dieselben an der Tafel in Sektionen der Art getheilt, daß je Einer von den verschiedenen Nationen vorhanden war, und wenn auch in diesem behaglichen Wirrwarr die Meisten einander nicht verstanden, so war dieß kein Grund der Trennung oder Zurückhaltung, denn der Wein, namentlich der Champagner, den sich die Fröhlichen zutranken, vermittelte die liebenswürdigste Verständigung. Alles übrigens, was Land und Meer an Leckerbissen bieten können, Ortolane und Fasane, Seefrüchte aller Art, ferner Früchte aus dem fernen Süden zierten die Tafel und erfreuten die Gaumen der Gäste.

Der Bürgermeister François Loos brachte den ersten Toast auf Seine Majestät den König von Belgien aus, der ein enthusiastisches Echo bei allen Anwesenden fand und dem zahllose andere Tischreden folgten, meist mit begeisterter Zunge gesprochen, denn Lyäos, der Sorgenbrecher, hatte sich jeden Gemüthes und Herzens bemächtigt.

Am Abend fand ein großes ländliches Fest Statt, in den Gärten der Harmoniegesellschaft veranstaltet. Bosquets und grüne Laubgänge waren mit Ballons aus farbigem Papier erleuchtet, Tausende von Lampen flimmerten, die schöne Frauenwelt durchwandelte all' den traum- und märchenhaften Glanz, der von einer orientalischen Phantasie erfunden schien. Neben der Illumination, dem Millionen von bengalischen Flammen, wurde noch ein Feuerwerk abgebrannt, Rakete um Rakete zischte in die Luft und die zerstiebenden Sterne erloschen im dunkeln Aether. — Die rauschenden Klänge einiger Musikchöre erhöhten die freudige Stimmung, in welcher sich alle Anwesenden befanden.

Um 7 Uhr des folgenden Morgens wurden in der im gothischen Styl erbauten Georgenkirche die von Guffens und Swerts gemalten Fresken eingeweiht, und Nachmittags 1 Uhr erfolgte die Eröffnung des Kunstkongresses unter dem Vorsitz des belgischen Ministers Rogier durch den Bürgermeister Loos. Zunächst ernannte man amtliche Vertreter der verschiedenen Länder oder in Ermangelung solcher andere berühmte Persönlichkeiten zu Vizepräsidenten des Kongresses. Ernannt wurden für Oesterreich und Preußen: von Gendenrauch, für Hannover: Friedrich Drehmer, für Bayern: Moritz von Schwind, für das übrige Deutschland: Müller aus Düsseldorf, für die Schweiz: Fr. Vischer, für Frankreich: Baron Taylor, Robert Fleury und Risac, für Rom: Belgani, für Holland: van Lennep, für England: Donaldson, für Dänemark: Klaus Groth, für Spanien: Madrazo und für Belgien der Kammerpräsident Vervoort, de Keyser, Professor Mast und de Ram.

Diskutirt wurde über: I. Materielle Fragen. 1) Hat der Künstler als der Schöpfer irgend eines Kunstwerkes allein das Recht, dessen Nachbildung zu gestatten, sei es auf die Weise, wie er es verfertigt, sei es durch andere Hülfsmittel? 2) Welche Mittel gibt es, um den Künstler gegen die betrügerische Nachbildung seiner Werke zu schützen? 3) Welche Maßregeln sind gegen die Nachahmung eines Künstlerzeichens zu ergreifen? 4) Ist das gegen derartige Eigenthumsverletzung zu erlassende Gesetz auch auf die Industrie, wenn diese von der Kunst zur Erreichung ihrer Zwecke borgt, anwendbar? 5) Auf welche Art ließe sich ein Einverständniß zwischen den Regierungen zum Behufe des Schutzes des artistischen Eigenthums erzielen? — II. Artistische Fragen. 1) Steht der Ausdruck der monumentalen Kunst im Einklang mit den übrigen Kundgebungen unseres Zeitgeistes? 2) Ist in der monumentalen Kunst das Bündniß der Architektur, Skulptur und Malerei nicht unerläßlich? Welche Reformen wären in dem Unterrichte der schönen Künste vorzunehmen, um dieses Bündniß zu Stande zu bringen? 3) Könnte die monumentale Kunst aus obigem Bündnisse nicht die Elemente eines neuen Styls schöpfen, der unser Zeitalter charakterisirte? — III. Philosophische Fragen. 1) In welcher Beziehung stehen Kunst und Philosophie zu einander? 2) Uebt die Kunst nicht einen gewissen Einfluß auf die geistige und moralische Entwickelung eines Volkes aus? 3) Welchen Einfluß auf die heutige Kunst muß man dem modernen Zeitgeiste zuschreiben? Besitzt unsere Epoche kein neues Grundprinzip, das den plastischen Künsten neuen Ausdruck und Richtung verleihen kann? 4) Wenn die Kunst durch ihre Erzeugnisse den Augen Aller ein Symbol unserer jetzigen Denkweise verhalten soll, welcher Art müssen die Werke sein, um diesen Zweck am Besten zu erreichen? Noch ehe die einzelnen Fragen debattirt wurden, entspann sich eine Debatte über die Reihenfolge der zu erledigenden Fragen, die schließlich dadurch beendigt wurde, daß der Präsident erklärte, daß diejenige Abtheilung, deren Berichterstatter sich zuerst zum Sprechen melde, auch den Vorrang habe. Hiermit wurde zunächst die Generalsitzung beendigt, und eine zweite auf Dienstag Morgen den 20. August festgesetzt. Am Abend desselben Tages fand im Theater noch ein Konzert Statt, bei welchem Joachim und Fräulein Rides mitwirkten, und dessen glänzendes Programm mit der herrlichen Sinfonie von Beethoven eröffnet wurde. Der Dirigent des Konzerts war der junge geniale Musiker F. Gillaert's, dem begeistertes Lob erschallte.

Wie beschlossen, hielt am anderen Morgen der Kongreß seine zweite Sitzung, bei deren Beginn ein Brief Viktor Hugo's verlesen wurde, in welchem er sich für das ewige Eigenthumsrecht der Werke eines Künstlers ausspricht; die eigentlichen Hauptfragen wurden jedoch noch nicht erledigt, sondern einer dritten Schlußsitzung vorbehalten. Dagegen beeiferten sich die unermüdlichen Antwerpner ihren Gästen auch an diesem Tage Vergnügungen in Hülle und Fülle zu bieten. Regatten, Illumination der Stadt, und ein großartiger Ball im Théâtre des Variétés beschlossen den Tag. — Was nun in der letzten Sitzung die Erledigung der materiellen Fragen betrifft, so wurden dieselben dahin beantwortet: 1) der Künstler hat allein das Recht der Nachbildung, 2) das Gesetz muß die betrügerische Nachbildung eines Werkes als ein Vergehen erklären, 3) die Nachahmung eines Künstlerzeichens ist der Fälschung einer Unterschrift gleichzustellen, 4) die Repressivgesetze gegen jede Eigenthumsverletzung sind auch auf die Industrie auszudehnen, und 5) ließe sich durch Anerkenntniß des künstlerischen Eigenthumsrechtes in allen Ländern seitens der Regierungen der wirkliche Schutz praktisch herstellen. — Die artistischen und philosophischen Fragen wurden endlich durch mehrere gelehrte Debatten zu einer erfreulichen Entscheidung gebracht. Bei Beendigung des Kongresses dankte Hügelmann im Namen Frankreichs, Beelen im Namen Hollands, und von Steudenrauch im Namen Deutschlands für die gastliche Aufnahme der Künstler, welche den Nachmittag zu einer Besichtigung der Denkmäler und Merkwürdigkeiten der Stadt benützten. Abends fand dann noch ein glänzendes Abschiedsbankett im Cercle artistique Statt.

Da die nächste Künstlerversammlung in Salzburg stattfinden wird, so trennten sich die in Antwerpen Versammelten mit einem frohen: Auf baldiges Wiedersehen, wobei freilich den deutschen Gästen der unbehagliche Zweifel aufstieg, ob es möglich sein werde, dann die liebgewordenen vlämischen Kunstgenossen auf gleiche Weise zu bewirthen. Indeß an Herzlichkeit und dem guten Willen soll es nicht fehlen, und wenn in Antwerpen den Künstlern durch die wirklich erstaunlichen Anstrengungen der Belgier der Aufenthalt zu einem überaus angenehmen gemacht wurde, so wird in Salzburg die großartige Alpennatur auch das Uebrige thun, die Niederländer mit demselben gehobenen Herzen auf deutschem Boden zu empfangen, mit welchem die Deutschen aus Antwerpen schieden.

Der silberne Schild, Vermählungsgeschenk des Adels der Rheinprovinz an Ihre Königlichen Hoheiten den Kronprinzen und die Kronprinzessin von Preußen.

Als bei Gelegenheit des feierlichen Einzuges Ihrer Königlichen Hoheiten des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und Höchstdessen Gemahlin Viktoria von Großbritannien alle Stände und alle Städte wetteiferten, dem hohen Paare ihre Huldigung und ihre Gaben darzubringen, beschloß der Adel der Rheinprovinz, seine Glückwünsche mit einem Ehrengeschenke in Gestalt eines silbernen Schildes zu begleiten, und erst jetzt, nach Verlauf von drei Jahren, ist dieses Werk vollendet.

Die außerordentlich schöne und sinnige Idee des Ganzen wurde von Herrn A. Wagner in einer Skizze angegeben, und dann, nachdem dieselbe in einer Zeichnung des kürzlich verstorbenen Professor Stilke Erweiterung und weitere Ausführung gefunden, von Professor August Fischer, dem großen Meister in diesem Fache der Plastik, das Wachsmodell angefertigt. Nachdem diese Vorarbeiten beendet, begann die Ausführung in Silber, unter direkter Leitung des Herrn Wagner, in dessen Atelier nun von den Ciseleurs Franz und Mertens volle zwei Jahre gearbeitet wurde; denn sämmtliche Reliefs sind aus freier Hand in Silber getrieben.

Der Schild, welcher einen Durchmesser von 3 Fuß und 3 Zoll hat, bietet eine Vereinigung sämmtlicher Fächer der Goldschmiedekunst in hoher Vollendung, ja man kann sagen, der höchsten, die bis jetzt erreicht worden ist. Getriebene, gegossene und ciselirte Arbeit, Filigran, Emaille, Emaillemalerei, Gravirung, Aetzung, Juwelen, oxidirtes und vergoldetes Silber sind an demselben vertreten, und zeigen in herrlichem Zusammenwirken, was unter einer einheitlichen künstlerischen Leitung mit ihnen geleistet werden kann.

Das um den Schild laufende, einen Stamm umschlingende Band trägt die Namen der Geber, darüber sind ihre Wappen farbig in Emaille auf Goldgrund gemalt und mit Klee, Rosen, Distel, Myrthe, Eiche, Wein und Lorbeer umgeben. Von den Wappen schweben nach dem im Mittelbilde dargestellten hohen Paare vier in Hautreliefsfiguren sinnbildlich ausgedrückte Wünsche auf: Gesundheit, Segen, Ruhm und Reichthum, neben jedem derselben sind in Basreliefs zwei geschichtliche, auf die Rheinlande und das hohe Paar bezügliche Momente dargestellt. Es sind,

Hagen wirft den Nibelungenschatz in den Rhein, Karl der



Der silberne Schild, Vermählungsgeschenk des Adels der Rheinprovinz an Ihre Königl. Hoheiten den Kronprinzen und die Kronprinzessin von Preußen, von Sy und Wagner. Nach einer Photographie.

Große den Plan zum Aachener Dome betrachtend, St. Bonifacius, der den Unglauben fällt, Isabella von England mit Kaiser Friedrich II., Johann Sigismund, wie er den Besitz von Cleve, Jülich und Berg antritt, Friedrich I. von Preußen, seine Gemahlin krönend, Friedrich der Große und seine Generale, und Blücher und Wellington. Diese Reliefs werden von den vier Flügeln eines gothischen Kreuzes eingerahmt, welches sich erhaben über dem ganzen Schild ausdehnt und in seinen vier Flügelfüllungen, je eine der Kardinaltugenden: Stärke, Beharrlichkeit, Gerechtigkeit und Treue und darüber vier (6 Zoll hohe) geschichtliche Figuren des Rheinlandes zeigt. Die dargestellten Personen sind: Engelbert von Köln, Balduin von Trier, Ruprecht von der Pfalz und Johann III. von Cleve, Jülich und Berg. Die Mitte des Kreuzes nimmt ein sehr hoch gehaltenes Rundrelief, auf welchem das hohe Paar in knieender Stellung dargestellt ist, ein, und zwar ist der Moment gewählt, in welchem der Prinz und die Prinzessin den Ring ansteckt. Diese Gruppe umgibt der Wahlspruch „Gläubig und beharrlich" in blauer Emaille, und das Ganze ist von zwei halbrunden Reliefs, die Ueberfahrt nach dem Festlande und den Einzug in Köln darstellend, umschlossen. Ueber dem hohen Paare weht das preußische Banner und unter demselben sind das preußische und englische Wappen in Emaille gemalt.

Alle diese verschiedenen Theile der Arbeit sind mit bewunderungswürdiger Präcision ausgeführt; Plastik und Malerei mit so feinem künstlerischen Verständniß gegen einander abgewogen, daß sie einen durchaus harmonischen und schönen Gesammteindruck machen.

Noch ist uns der silberne Schild, den der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. als Pathengeschenk für den Prinzen von Wales nach London sandte, und welcher, nach Cornelius' Zeichnung, von Hoßauer ausgeführt worden, in lebhafter Erinnerung, und ihm stellt sich diese Arbeit würdig zur Seite. Wie damals die kunstvolle Modellirung und Ciselirung, so müssen wir hier, nächst Professor Fischer's herrlicher Arbeit, die Silberausführung bewundern, denn jener Schild war gegossen und von Mertens ciselirt, dieser ist in seinen wesentlichen Theilen, den Reliefs, aus freier Hand getrieben, welche Kunst in unserer Zeit der Industrie, wo die Massenproduktion der Prägmaschine Cellini's Kunst verdrängen möchte, weniger geübt, aber wie diese Arbeit zeigt, dennoch nicht verloren gegangen ist. Der Schild des rheinländischen Adels ist jedenfalls eine der edelsten, wo nicht die edelste Gabe, die dem hohen Paare dargebracht worden; denn er birgt in seiner Ausführung einen Kunstwerth, der das Gewicht vielen edlen Metalles aufwiegt, der die hochgefeierten Empfänger freuen muß in demselben Maße, wie er die Geber ehrt.



Das Antwerpner Künstlerfest. Nach einer Originalzeichnung von C. Hartmann. (S. 790.)

Berliner Chronik

von

Ernst Kossak.

XXII.

Die Gewohnheit und Uebung, in einem bestimmten Klima zu leben, macht sich auch unter ganz anderen Verhältnissen auf eine sehr lebhafte Weise bemerkbar. Jene glückliche Minorität unserer Mitbürger, die ihre Zeitrechnung nach dem Abschneiden der Coupons, und den Tag nach den Mahlzeiten, Spazierfahrten und Theatersitzungen eintheilt, also mit einem so einfachen Artikel sich überall in der Welt beschäftigen kann, wird fern an den Seen der Schweiz, in den rheinischen Bädern und an der französischen Meeresküste in diesen vorherbstlichen Tagen, wo sich die Vorläufer der Aequinoctialstürme melden, von einer schmerzlichen Unruhe überfallen. Mag die Witterung an ihren Aufenthaltsorten noch so lieblich und warm sein, eine Ahnung sagt ihnen, daß fern in der lieben Heimat die Zeit heranrückt, wo der Nordländer sich für den Winter einspinnen und allen jenen Komfort zurüsten muß, den man mit um so größerem Rechte beanspruchen darf, wenn die strenge Jahreszeit sieben bis acht Monate anhält und der Sommer im Ganzen nur ein schöner Traum genannt werden kann.

So bringt uns denn jeder Tag schaarenweise unsere Lieben zurück und die Promenaden der Stadt beleben sich wieder mit bekannten Gestalten. Aus Kissingen und Marienbad langen unsere, um zehn bis zwölf Pfund erleichterten Gourmands wieder an, aus Ems und Nauheim jene jungen Damen, denen es um Kindersegen zu thun war, aus Wildbad und Schlangenbad die höhere Nervenschwäche, und aus Kösen endlich, was gegen leichtere skrophulöse Anlagen zu kämpfen hatte; überall begegnet man verbrannten Gesichtern, einer unternehmenden Haltung und kühnem Selbstvertrauen. Man hat sich für die Festlichkeiten der Krönung, die freilich in dem ostpreußischen Königsberg vor sich gehen, aber auch auf Berlin einen glänzenden Reflex werfen wird, weidlich gestärkt und abgehärtet, denn es ist keine Kleinigkeit: unter dem berliner Breitegrade in den letzten Tagen des Oktober, sei es als Magistratsmitglied und Festordner, sei es als weißgekleidete Jungfrau und Festdame, stundenlang unter dem Triumphbogen zu stehen und auf die Majestäten zu warten. Vorläufig machen sich noch keine offiziellen Regungen in der Stadt bemerkbar, und den Fremden, welche von ihren Reisen in südliche Gegenden zurückkehren und einige Tage in Berlin verweilen, wird bei allen Lustbarkeiten gern der Vorrang gegönnt. Jetzt ist die schöne Zeit des Jahres, wo unser Gast in allen Hotels Theaterbillets ohne Aufgeld erhalten kann, sich auf den vornehmsten Plätzen schaukeln, in den elegantesten Zimmern der ersten Etage wohnen darf und mit ritterlicher Courtoisie behandelt wird. Genießt euer Leben, ihr Guten: denn sind erst alle Hofchargen, das Herren- und Abgeordnetenhaus, die gesammte Diplomatie, und jene höhere Societät, die zwar keine Charge bekleidet, aber stets in der Nähe des Thrones schwebt und bei glänzenden Gelegenheiten wesentlich mitwirkt, wieder in der Residenz versammelt, so wird der einfache Wanderer wie der arme Odysseus von den Freiern behandelt, der Hotelbesitzer führt ihn in die Hofgemächer des vierten Stockes im Hinterhause, er muß ganz unten an der Table d'hote sitzen, und dem Kommissionär für ein Billet den doppelten Preis zahlen.

Bei dem Ueberfluß an Raum in Berlin, der selbst die Turnerschaaren mit ihren Fremdenschwärmen unterzubringen gestattete, pflegt man bei großartigen Festlichkeiten als Gast aber nicht leicht in eigentliche Verlegenheit zu gerathen oder auf eine unmenschliche Weise geprellt zu werden; aus Königsberg werden aber, was Wohnungen und Miethspreise betrifft, schon jetzt die fabelhaftesten Dinge berichtet. Einem hohen Herrn, den seine amtliche Stellung zwingt der Feier beizuwohnen, wurden von einem Gastwirthe für vier mittelmäßige Zimmer, die nicht einmal nebeneinander lagen, täglich 200 Thaler, also 800 Thaler für die halbe Woche abgefordert. Ein Journalist, der im Auftrage einer hiesigen Redaktion nach Königsberg zu gehen gedachte, sollte einer Zimmervermietherin für eine Dachstube täglich 30 Thaler zahlen. Wahrscheinlich wird die Manie der Hausbesitzer schließlich enden wie zu Paris und London, wo man gleichfalls vor den beiden Industrieausstellungen die unsinnigsten Forderungen gestellt hatte, und endlich zufrieden war, wenn man in etwas entfernteren Stadtgegenden ein Zimmer für fünf Franken oder vier Schillinge vermiethen konnte.

Sehen wir uns nun nach mehrwöchentlicher Abwesenheit im bürgerlichen Leben um, so steht im Ganzen noch Alles beim Alten. Der Prozeß des Stadtgerichtsrathes Twesten kommt erst in den nächsten Tagen zur Verhandlung, und dem gefangenen Polizeiobristen Patzke ist, auch von dem obersten Gerichtshofe, sein Gesuch um Freilassung gegen Kaution abgeschlagen worden. Von mehreren Blättern war das Gerücht verbreitet, der Gefangene leide an der Zuckerruhr, allein die ganze Krankheit beschränkt sich auf einen Katarrh, und die angebliche Untersuchung durch den Geheimen Medizinalrath Casper, den ältesten und erfahrensten Gerichtsarzt Berlins, hat gar nicht stattgefunden. Die Stimmung der Einwohnerschaft gegenüber der Polizeibehörde hat sich inzwischen durch das kluge Benehmen des interimistischen Präsidenten, Herrn v. Winter, bei dem Turnkongreß sehr verbessert. Alle jene ängstlichen Vorsichtsmaßregeln, mit welchen man bei uns immer sehr freigebig umgeht, waren unterlassen worden, Herr v. Winter, um in Person einen Beweis seines Vertrauens zu geben, ritt selber an der Spitze des Festzuges, und viele Tausende durften sich ohne polizeiliche Schranke frei in der Stadt und vor den Thoren bewegen. Es ist nicht die geringste Unordnung vorgekommen, und die Achtung vor den Behörden dadurch wieder im Wachsen begriffen.

Das Wohlgefallen am Skandal und die Liebhaberei für Enthüllungsgeschichten steht aber noch immer in voller Blüte. Vor einigen Tagen erregte ein Inserat der Volkszeitung, unterzeichnet von einem Schuhmachermeister A. Schmidt, aber sichtlich von einer gewandten Feder angefertigt, ungeheures Aufsehen in der Stadt. Der Inserent bezüchtigte, um der langen Rede kurzen Sinn rasch anzugeben, den Ober-Konsistorialrath Büchsel, einen der ersten Geistlichen Berlins, ihm seine Tochter vorenthalten und einen Erlaubnißschein zu ihrer Vermiethung abgepreßt zu haben. Dieselbe befinde sich außerhalb Berlin in einem adeligen Hause, ohne daß es ihm möglich sei, ihren gegenwärtigen Brodherrn zur Herausgabe des Mädchens zu bewegen. Nun muß man aber wissen, daß Prediger Büchsel der Lieblingsprediger der hiesigen Aristokratie ist, daß die Matthäikirche im Thiergarten an jedem Sonntagvormittag den Rendezvousplatz der eleganten Welt bildet, daß der Geistliche selber zu den Vorständen der hiesigen höheren Töchterschulen gehört, um die schadenfrohe Neugierde zu begreifen, mit der Einer dem Andern das Zeitungsblatt aus der Hand riß, oder es mit lauter Stimme der ganzen Versammlung in öffentlichen Lokalen vorlas. Schon sah man den Geistlichen, und seine angeblichen Complicen, einige alte Generale und Rittergutsbesitzer, moralisch an den Pranger, vielleicht gar vor die Geschworenen gestellt, und einen vielgenannten Kanzelredner als Mädchenräuber gebrandmarkt; am nächsten Tage wandte sich das Blatt. Die Frau des Schuhmachermeisters erließ eine Entgegnung, aus der deutlich hervorging, daß ihr Herr Gemahl nicht zu den musterhaftesten Ehegatten gehört, und sein eigenes Kind Ursache habe, dem Geistlichen und jenen Herren, die sich ihrer angenommen, äußerst dankbar zu sein. Man las zwischen den Zeilen, was die arme Frau nicht zu schreiben gewagt hatte, und der Streich war vollständig parirt. Zwei darauf folgende, für einen Schuster auffallend gut stylisirte Ansprachen vermochten nicht seine Sache zu verbessern. In den Augen aller ruhigen und urtheilsfähigen Personen war der Handel zu Ende. Dem Schuhmachermeister ist von Seiten der Justiz der Bescheid geworden, er möge sich an das Vormundschaftsgericht wenden, d. h. an jene Behörde, welche die Angelegenheiten der Minorennen zu ordnen, und die damit häufig zusammenhängenden Händel in zerrütteten Ehen zu schlichten pflegt.

Dem gegenwärtigen einsichtigen Polizeiregimente verdanken wir schon vieles Gute. Auf allen Gebieten regt sich die Konkurrenz dergestalt, daß nicht allein das Publikum sich vielfach größerer Billigkeit erfreut, sondern auch zu lebhafterem Gebrauch und Genuß angeregt wird, was wieder eine nützliche Rückwirkung auf die Kassen der Unternehmer ausübt. Wenn man noch vor fünfzehn Jahren unter so vielen Bedenklichkeiten die Konzession zu einer Omnibuslinie ertheilte, als könne daraus eine Störung im Laufe des der Erde nächsten Planeten entstehen, durchkreuzen jetzt zweiundzwanzig Linien die Stadt und machen bis heute vortreffliche Geschäfte. Früher hatte der Buchdruckereibesitzer Littfaß, ein Protegé des Hinkeldey'schen Systems, das Privilegium, eine Anzahl Säulen an den Straßenecken zu errichten und sie mit Anzeigen zu bekleben. Eine neue Säulenordnung an Stelle der Littfaß'schen darf allerdings noch nicht eingeführt werden, aber der berliner Scharfsinn hat einen Ausweg gefunden; die wandernde Säule mit Anzeigen beschränkt nicht den Raum in der Stadt und nützt den Interessen der Geschäfte wahrscheinlich mehr, als jene mit Papier beklebten Monumente, vor denen ein etwas langsamer Leser in dem Straßengedränge meistens nicht stehen bleiben kann. In Egypten gab es einst Heilige, die den Rest ihres Lebens auf einer Säule zubrachten, die neueren Styliten Berlins machen sich die Sache bequemer, kriechen in ihre Säule, und wandern damit den Tag über durch die Straßen der Stadt. Diese Beschäftigung empfiehlt sich namentlich allen Personen, die gerechtfertigte Beweggründe haben, ihr Antlitz einige Zeit vor der Oeffentlichkeit zu verbergen, und persönliche Begegnungen mit Bekannten oder Schuldnern zu vermeiden.

Mit der Einführung von Kindercorsos sind im Garten des Hofjägers zwei oder drei Versuche gemacht worden, da aber Niemand, weder der Wirth des Gartens, noch die Kleinen, darüber in's Klare zu kommen vermochten, was denn eigentlich ein solcher „Kindercorso“ sein solle, hat die Sache elendiglich aufgehört, nachdem einige Knaben mit Ziegenböcken und Ponys in den Gängen des Gartens spazieren gefahren sind. Am meisten haben sich in den Monaten Juli und August die Institute der Dienstmannen entwickelt. Der berliner Proletarier läßt sich mit sichtlichem Behagen gegen zwölf Thaler Monatslohn bei einem dieser Korps einschreiben. Es stört ihn nicht, daß der Kaiser von Rußland an der Freilassung seiner Leibeigenen arbeitet, und die Vereinigten Staaten Amerikas sich über die Sklaverei vielleicht für immer veruneinigt haben; er zahlt, wenn er sie hat, eine Kaution, und vermiethet sich als „Leibeigener auf Zeit“, als „weißer Sklave des Publikums“. Sobald er einem Auftraggeber die Marke mit seiner Nummer und dem Datum des Tages gegen Zahlung des bestimmten Honorars ausgehändigt hat, gehört er nicht mehr sich selbst, sondern der Idee des Auftrages. Nichts darf ihn stören, bis er den Dienst verrichtet hat, und ginge unterdessen ein Stadtviertel in Flammen auf; er haftet mit seiner Kaution selbst für die geringste seiner Leistungen. In Breslau hat sich das Institut der Dienstmannen dagegen verpflichtet, der Feuerwehr bei ausbrechendem Feuer zu helfen, und daher eine entsprechende Uniform angelegt, ein gutes Mittel, das Ansehen der Leute zu erhöhen. Die Zahl der verschiedenen Korps in Berlin soll schon zwanzig übersteigen; an manchen Straßenecken, wo die Dienstmänner sich vornehmlich aufhalten müssen, sieht es wirklich vor lauter farbigen Blousen wie in einer Menagerie fremdländischer Vögel aus.

Wenn an jedem Abende neun Theater mit voller Dampfkraft arbeiten, wird man uns nicht verargen, wenn wir nur von dem Ausgezeichneten reden, dessen Genuß wir auch unseren Freunden an anderen Orten gönnen. So gastirt gegenwärtig der Tenorist Wachtel aus Kassel auf dem Theater der Friedrich-Wilhelmsstadt. Es ist höchst bedauerlich, daß der Kontraktbruch des jungen Mannes in Kassel, nach den Gesetzen des Kartellverbandes der Hofbühnen, ihn von einem Gastspiel in unserer großen Oper ausschließt, wir würden ihn sonst in inhaltreicheren Partieen kennen lernen, während wir uns jetzt mit leichter komischer Waare begnügen müssen. Die Haupteigenschaft des Herrn Wachtel ist eine ungemein kräftige, liebliche Tenorstimme, welche selbst die höchsten Töne ohne Anwendung des Falsetts hervorbringt. Ein französischer Sänger mit diesem B. H. C. würde von der pariser Oper jährlich mit hunderttausend Franken bezahlt werden. Für seine Gesangskunst könnte noch Manches geschehen, doch darf man ihn immer schon unter die guten Sänger Deutschlands zählen. An Stimmfonds übertrifft er alle seine Kollegen. Nur Tichatscheck in seiner Jugend hätte mit ihm zu rivalisiren vermocht. Sein „Postillon von Lonjumeau“ lockt die Berliner schaarenweise an das schattige Ufer der Panke hinaus. Man schwärmt nicht allein für Wachtel's Bravour im Vortrage der Romanze vom jungen Postillon, sondern auch für das dazu gehörige Accompagnement mit der Peitsche. Wachtel ist der Franz Liszt dieses, noch nicht der Kammermusik einverleibten Instruments, er knallt mit bewunderungswürdiger Präzision und es sollte uns nicht in Verwunderung setzen, wenn unsere Droschkenkutscher ihm als der Zierde ihres Standes eine Ehrenpeitsche mit einer Dankadresse überreichten. Der junge Tenorist war nämlich in seiner Jugend ein Stallbediensteter und lenkte eigenhändig Rosse, bis ein Kenner seine edle Stimme entdeckte, ihn vom Bock entführte, und bei Wachtel's angeborener Leidenschaft für die Opernbühne in kurzer Zeit zum Sänger ausbildete.

Wochen-Chronik.

27. August — 3. September.

Deutschland. Dresden 30. August. Schlußsitzung des deutschen Juristentages. — München 29. August. Der Antrag Brater's auf Einführung der Gewerbefreiheit wird von der zweiten Kammer mit 69 gegen 68 Stimmen verworfen, und dagegen die Befreiung der Gewerbeordnung von drückenden Verwaltungsbestimmungen zum Gegenstand einer Bitte an die Regierung gemacht. — Stuttgart 3. September. Berathung der zweiten Kammer über die Preßverordnung vom Februar 1861, durch welche drückende Bestimmungen der Verordnung von 1856 gemildert werden. Der Antrag Hölder's, beide Verordnungen als nicht rechtsgültig zu erklären, wird mit 54 gegen 31 Stimmen abgelehnt, der Antrag Sarwey's, die frühere Bitte um gesetzliche Regelung der Preßverhältnisse zu erneuern, mit 50 gegen 35 Stimmen angenommen.

Oesterreichische Monarchie. Wien 30. August. Die Adresse des Herrenhauses wird dem Kaiser überreicht, und von diesem im Sinne der Verfassungstreue beantwortet. Im Abgeordnetenhause geht die Generaldebatte über die Adresse zu Ende, wobei Minister Schmerling eine stürmisch aufgenommene konstitutionelle Rede hält. Am 3. September findet die Spezialdebatte Statt und wird die Adresse angenommen. Die Polen enthalten sich der Abstimmung. Am 4. August beginnt die Berathung über den Gesetzentwurf zur Gerichtsorganisation, dessen Ablehnung von der Kommission beantragt wird, weil nicht eine partielle, sondern eine durchgreifende Organisation zu wünschen sei. — Pest 2. September. Die Stadtrepräsentanz wird aufgelöst und ein königlicher Kommissär der Stadt eingesetzt. Ebenso werden mehrere Komitatsausschüsse aufgelöst.

Großbritannien. Lord Palmerston wird am 28. August in Dover feierlich als Lordwarden der fünf Häfen installirt, wobei er eine halb friedliche, halb kriegerische Rede hält. Die Königin kehrt am 31. August von ihrem Ausflug in Irland nach Balmoral zurück.

Frankreich. Paris 1. September. Der Moniteur meldet die Ernennung des Marquis von Lavalette zum Gesandten in Rom, des Marquis von Moustier zum Gesandten in Konstantinopel, des Herzogs von Grammont zum Gesandten in Wien. Marschall Magnan tritt eine militärische Inspektionsreise nach Italien an. Eine neue Broschüre erscheint: „L'Empereur, Rome et le roi d'Italie“, welche der italienischen Gesandtschaft zugeschrieben wird und auf die Lösung der römischen Frage dringt.

Italien. Turin. Der neue französische Gesandte Benedetti kommt am 27. August an, und wird am 31. August vom König empfangen. 2. September. Die Offizielle Zeitung meldet, daß die Entlassung des Ministers des Innern, Minghetti, angenommen worden ist, und Ricasoli das Ministerium des Innern übernommen hat und zeitweilig das des Aeußern beibehalten wird. 3. September. General della Rovere, bisher Statthalter in Sizilien, wird zum Kriegsminister und General Pettinengo zum Statthalter in Sizilien ernannt.

Türkei. Konstantinopel 26. August. Der Abgesandte von Egypten kommt an, um den neuen Sultan zu begrüßen. Am 1. September beginnt Omer Pascha die Feindseligkeiten gegen die Montenegriner.

Amerika. New-York 22. August. In Washington wird ein Angriff der Separatisten befürchtet, die einen förmlichen Angriffsplan ausgearbeitet haben. Die Bundesregierung hat das europäische Paßwesen eingeführt.

Vom Büchertische.

— Karl Friedrich Zelter. Eine Lebensbeschreibung. Nach autobiographischen Manuskripten bearbeitet von Dr. Wilhelm Rintel. Berlin 1861. Otto Janke. — Der Verfasser fand erst vor wenig Jahren zufällig in der Bodenkammer eines Gutes in Pommern das Material zur Biographie Zelter's, der unseren Lesern ohne Zweifel durch seinen Briefwechsel mit Goethe bekannt ist. Der erste Theil des Buches rührt von Zelter selber her; eine besondere Veranlassung, Manches aus seinem Leben niederzuschreiben, ward ihm durch die Herzogin Amalie von Weimar, und so begann er eine Art Tagebuch im September 1806, dem man das wärmste Interesse zuwenden wird; denn der berühmte Musiker erzählt in anspruchsloser, naiver Manier seine niedere Herkunft (er war eines Schanzgräbers Sohn), sein ziemlich spätes Erwachen zur Kunst und die Konflikte, in welche er dadurch zu seiner ursprünglichen Lebensbestimmung, dem Maurerhandwerk, gerieth. Zelter's durch und durch starke, gesunde und männliche Natur spiegelt sich auch in seinem kernhaften, oft kindlich reinen Styl, der etwas Goethe'sches an sich trägt. Der zweite Theil des Buches, dessen Bearbeitung des lückenhaften Materials wegen sehr schwierig war, entbehrt aber doch nicht der Vollständigkeit, und das Bild des ausgezeichneten Mannes tritt uns ferner deutlich und anschaulich aus seinen Briefen hervor, von denen eine große Anzahl mitgetheilt sind. Als Beilagen finden wir am Schluße ein Verzeichniß sämmtlicher Kompositionen Zelters, sowie die Leichenrede, welche Schleiermacher an seinem Grabe hielt. Wir hoffen, daß Zelter, der fast Vergessene

durch dieß vortreffliche Buch den Nachgeborenen wieder in's Gedächtniß gerufen wird, als ein Mann, der der Verehrung und Nacheiferung würdig ist.

— Das deutsche Lustspiel in Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Emil Kneschke. Leipzig. Fest und Komp. — Das kolossale Material, das bei der vorliegenden Arbeit zu überwältigen war, wenn wir ein vollständiges Buch und nicht bloß eine Uebersicht erhalten sollten, hat wohl bislang von der Bearbeitung des interessanten Vorwurfs abgehalten. Um so dankenswerther ist die Arbeit entgegenzunehmen, namentlich da sie dem Verfasser in solchem Maße gelungen ist, daß man zu dieser Quelle immer wieder wird zurückgreifen müssen, wenn man in der Literarhistorie auf das Lustspiel zu sprechen kommt. Nicht bloß die hervorragenden Erscheinungen in dieser Branche der Literatur, nicht bloß die Volk- und Citzenannten, auch die dii minorum gentium, die Längstvergessenen und Baldzuvergessenden, sind mit gleich liebevollem Fleiße, mit ernstem Eingehen behandelt. Zumeist erzählt der Verfasser die Fabel der Stücke selbst, um das Urtheil anzuregen, und läßt dann seine Kritik folgen, der wir große Objektivität und Nüchternheit nachrühmen dürfen. Auch das biographische Material ist fleißig zusammengetragen und die Anordnung des Stoffes übersichtlich. Dessenungeachtet bleibt uns der Wunsch, der Verfasser hätte durch ein Namenregister das Buch noch handlicher und brauchbarer gemacht. Der Geschichte des berliner Theaters sehen wir nach dieser Probe mit Interesse entgegen.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— Im neuesten Heft des „Soldatenfreundes" von Schneider sind unter dem Titel: „In Spanien und Afrika" interessante Mittheilungen aus dem Tagebuch des Grafen zu Stolberg-Wernigerode enthalten. Dieselben enthalten einleitend die Entstehung des spanischen Krieges gegen Marokko und seine eigenen Erlebnisse in demselben, denn der Verfasser wohnte verschiedenen Gefechten als dorthin kommandirter preußischer Offizier bei.

— Vom 4. September ab erscheint nun wirklich die „Koburgische Zeitung" unter der Redaktion von Dr. Robert Giseke.

— Der bei Karl Rümpler in Hannover erscheinende „Hannover'sche Courier" brachte vor einiger Zeit den neuesten Roman Levin Schücking's „die Geschworenen und ihr Richter", der vorher im Feuilleton der Kölner Zeitung gedruckt war und nun als Roman in 3 Bänden in Rümpler's Verlag erscheint.

— Bei Brockhaus erscheint so eben der erste Theil von „Leben in der alten Welt. Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient von Frederike Bremer." Wäre die Verfasserin nur diskreter, aber Unterredungen, welche man mit hochgestellten Personen gepflogen, in denen sich dieselben konfidentiell vertraut, brühwarm niederzuschreiben und dann drucken zu lassen, ist doch zu viel!

— Der lange Zeit in Amerika lebende Schriftsteller Otto Ruppius, welcher sich durch seine Romane auch in Deutschland einen großen Leserkreis erworben, ist von St. Louis nach seiner Vaterstadt Berlin zurückgekehrt.

Literatur des Auslandes.

— Das Buch der Wilden vom Abbé Domenech ist durch den Grafen Walewski der Vernichtung anbefohlen worden; nicht nur die noch nicht ausgegebenen Exemplare werden eingestampft, sondern man sucht auch die bereits verkauften wieder zu kaufen, um sie zu vernichten.

— Seit dem 1. September erscheint in London eine neue illustrirte Zeitschrift und Revue „The Queen", die ähnlich, nur nicht so umfangreich in Text und Bild als die „Illustrated London News", die Ereignisse der Gegenwart in Holzschnitten illustriren. Der Mode ist eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Als Supplemente sind ein sorgfältig ausgeführtes Bild „The fashions" und eine Photographie der Königin beigefügt.

Bildende Künste.

— In Wien hat man Anfang September mit dem Bau des neuen Hofopernhauses begonnen; der Platz ist bereits abgesteckt und liegt zwischen dem ehemaligen Kärntnerthor und der Ringstraße.

— Die am Ausfluß des Nahr-el-Kelb bei Beyrut befindlichen Felsenmonumente, welche Inschriften zum Andenken an das Heer des Sesostris tragen, sind von den französischen Okkupationstruppen vertilgt worden, und hat man an Stelle derselben andere eingemeißelt, welche den Ruhm Napoleon's III. und seiner Armee späteren Jahrhunderten verkünden sollen.

— Der wiener Bildhauer Meixner hat von der Stadterweiterungskommission den Auftrag erhalten, mehrere Statuen anzufertigen, die zum Schmuck einer neuen Brücke über den Donaukanal bestimmt sind. Zwei werden einen Fischer und Schiffer vorstellen, andere allegorische Verzierungen österreichischer Flüsse.

— R. Ihr. Böttcher ist mit einem Pendant zu seinem berühmten „Abend am Rhein", mit einer „Nacht am Rhein" beschäftigt. Eine höchst fidele Gesellschaft, der ein langer Sommertag nicht lang genug für die Fröhlichkeit gewesen, hat sich unter schattigen Bäumen zusammengefunden, eine weißgekleidete Schöne kredenzt den duftigen Maitrank, sehnsüchtig beschaut von einem schwärmerischen Jüngling. Zur Rechten der lieblichen Hebe scheint sich unter Spielereien mit einem Blumenstrauße ein zärtliches Verhältniß zu entspinnen, links sitzt ein junges Ehepärchen Hand in Hand. Im Mittelpunkte des Bildes erscheint ein Junge, der seinem lustigen Papa den Hausschlüssel bringt. Wenn der Junge einst in seines Alten Fußstapfen tritt, wird's ein richtiger Rheinländer; ungeheure Heiterkeit strahlt aus dem frischen, rothwangigen Antlitz des lustigen Zechers. Im Vordergrunde sitzt bei Kerzenschein eine politisirende Gruppe; ein bedächtiger Bürgersmann bemüht sich, seinen noch immer durstigen Nachbar mit nach Hause zu nehmen. Ganz im Hintergrunde wird ein Häuflein Sänger sichtbar; links an der Schenkthüre deckt der sorgsame Wirth einen selig benebelten, schlummernden Jüngling mit einer Decke zu, um ihn vor Erkältungen zu schützen, rechts wandelt der Dorfpastor bedächtigen Schrittes seiner Wohnung zu. Zu Füßen der lustigen Gesellschaft fließt der vom Mondlicht beglänzte Rhein, aus dem Nebel tauchen die Thürme und Ruinen auf den Bergkronen empor. Das Bild wird ohne Frage allgemeines Aufsehen erregen; die Lichteffekte scheinen von brillanter Wirkung zu werden, und was die Hauptsache ist, dem Künstler gelang, wie man aus der kurzen Schilderung ersieht, wieder und vollkommen die Darstellung des frischen, rheinischen Lebens in poetischer Auffassung und Naturwahrheit.

— Professor A. Menzel wird im Oktober in Berlin eine Ausstellung seiner bisher nur wenig bekannten Handzeichnungen und Aquarellen veranstalten.

— Der Historienmaler und Direktor der prager Akademie E. Engerth hat das Portrait des Kaisers von Oesterreich in Oel, und der Maler Kriehuber dasselbe in Aquarell gemalt.

— Die Kronprinzeß von Preußen hat auf der Kölner Kunstausstellung zwei Gemälde angekauft, eine Landschaft „Partie am Klönthalersee in der Schweiz" von Professor Max Haushofer in Prag, und ein Genrebild „Don Quixote erklärt Dulcinea v. Toboso seine Liebe" von Peter Baumgartner in München.

Musik.

— Müller von der Werra, der Herausgeber der „Sängerhalle", fordert alle Sängervereine, die am deutschen Gesangsfest in Nürnberg Theil nahmen, auf, durch Abgabe eines Ehrensoldes für ein neues Lied mit neuer Komposition ein Geschenk für den würdigsten jungen Künstler im Fache der Malerei oder Bildhauerei, der seine Vaterstadt durch irgend ein Kunstwerk zum Feste verschönern half, zu seiner weiteren Ausbildung darzubringen. Er hat zu diesem Zweck ein Lied „Alte Noeth" gedichtet, welches für leichten Männerchor von Franz Abt in Musik gesetzt wurde. Die Sängervereine werden nun gebeten, das Kornblied vor Ablauf dieses Jahres bei einer öffentlichen Aufführung vorzutragen, und dafür durch freiwillige Groschen- oder Kreuzersammlung einen Ehrensold von mindestens einem Gulden oder Thaler zu geben. Es wird dann seiner Zeit in der „Sängerhalle" für diese Spenden quittirt werden.

— Aller Wahrscheinlichkeit wird Niels Gade der Nachfolger Gläser's als Kapellmeister der kopenhagener Oper.

— Professor Dr. Eduard Hanslick ist auf seinen Wunsch von der Funktion eines artistischen Berathers der k. k. Oper enthoben worden.

— A. D. Adam's neueste Operette „Pierrot und Violette" ging Anfang September im Treumanntheater zu Wien zuerst in Szene.

— Meyerbeer hat der londoner Ausstellungskommission das Versprechen gegeben, er werde ihr eine Eröffnungsouverture schreiben.

— In der Bahn'schen Musikalienhandlung in Berlin ist ein „Preußisches Matrosenlied" mit Pianofortebegleitung erschienen, dessen Ertrag als Beisteuer zum Bau eines preußischen Kriegsschiffes „Wilhelm I." bestimmt ist.

— Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin kam eine neue Operette „Die Tante schläft", von Cremieux, Komposition von Caspers, zur Aufführung und gefiel der leichten graziösen Musik wegen.

— Des jungen, strebsamen und außerordentlich begabten stuttgarter Komponisten Abert erste Oper „Anna von Landskron" kommt bei den Krönungsfeierlichkeiten in Königsberg zur Aufführung.

— Die berühmte Sängerin Grisi sagte Ende August in einem Konzert im Krystallpalast dem englischen Publikum Lebewohl; sie wird nicht wieder öffentlich auftreten.

— Der wiener Großhändler Peter Jositz hat zwei Violinen von A. Amati und J. Guarneri, eine Viola von Rogeri und ein Cello von Andrea Guarneri mit dem Wunsche dem König von Preußen übersandt, dieselben möchten in der berliner Bibliothek, welche einen großen Theil des Nachlasses von Beethoven enthält, einen Platz finden, und bei besonderen Gelegenheiten zur Aufführung beethoven'scher Musikstücke benützt werden.

Bühne.

— Am Viktoriatheater in Berlin wird ein neues Stück vorbereitet, welches nach dem bekannten L. Mühlbach'schen Roman „König Heinrich VIII. und sein Hof" bearbeitet ist.

— Die erste Aufführung des neuen Trauerspiels „Johanna Grey" von H. Kruse ist vom berliner Hoftheater auf den 18. September festgesetzt. Fräulein Pollet spielt darin die Titelrolle.

— Im wiener Hofburgtheater findet am 9. und 10. November eine Schillerfeier Statt, am ersten Tage wird „Wallenstein's Lager" und die „Die Piccolomini", am zweiten „Wallenstein's Tod" aufgeführt.

— In einer Broschüre wendet sich der Direktor Wollheim an die Bürger Hamburgs und verlangt Subvention, indem er beweist, daß ohne dieselbe das Stadttheater nicht existiren könne.

— Auf dem berliner Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater hat der Tenorist Theodor Wachtel mit dem „Postillon von Lonjumeau" eine Reihe von Gastrollenvorstellungen unter rauschendem Beifall begonnen.

— Frau Herrenburg-Tuczek und der königliche Sänger Herr Zschiesche in Berlin werden vom 1. Oktober dieses Jahres ab pensionirt, erstere wirkte 20 Jahre, letzterer 32 Jahre an der dortigen Oper.

— In Breslau wurde Goethe's Geburtstag (28. August) mit einer Darstellung des „Götz von Berlichingen" gefeiert, leider vor ziemlich leerem Hause.

— Hermann von Braunigallis, der neue Leiter des Schauspiels, wird vom 1. Oktober an an der breslauer Bühne seine Thätigkeit beginnen, hoffen wir, daß durch seine reiche Erfahrung und seinen Ernst dieses Institut endlich wieder auf jene Höhe gebracht werde, auf welcher es zu Seydelmann's und Ludwig Devrient's Zeit stand.

— Die frankfurter Bühne war die erste, welche kürzlich Franz Schubert's reizende Operette „Der häusliche Krieg" zur Aufführung brachte.

— Im berliner Opernhaus gastirte Frau Braunhofer-Maschek als „Amine" in Bellini's Nachtwandlerin, dieselbe wird als eine sehr kunstfertige Koloratur-Sängerin gelobt.

Kultur und Wissenschaft.

— Die neu errichtete Lehrkanzel der Botanik und Zoologie am wiener Polytechnikum ist dem Dr. Andreas Kornhuber in Preßburg verliehen worden.

— Professor Fehler begibt sich nach Rom, um seine Studien für ein Werk über die Schriften des Erzbischofs Synesius von Kyros fortzusetzen.

— Im Jahre 1860 zählte die Universität Athen 602 Studirende, wovon 366 aus dem freien Griechenland, 236 dagegen aus der Türkei, von den jonischen Inseln u. s. w. waren. Auch im letzten Studienjahre hatte namentlich die öffentliche Bibliothek wieder einen reichen Zuwachs an Büchern aus dem Auslande, besonders aus Rußland, Italien, Bayern u. s. w., ebensowohl von Fremden als von Griechen (von letzteren allein über 2000 Bände), darunter auch alte werthvolle, theils kirchliche, theils profane Handschriften, erhalten, aber noch immer fehlt es an den nöthigen Räumlichkeiten zu ihrer Aufstellung. Es ist übrigens als ein bedeutsames Zeichen der Zeit anzusehen, daß der vorjährige Rektor der Universität Athen, als er sein Amt dem erwählten Nachfolger übergab, in seiner öffentlichen Rede die Hoffnung aussprach, daß „in Kurzem das ganze griechische Land seine Freiheit erlangen möchte".

— Ende September wird in Altenburg eine Versammlung deutscher Geschichts- und Alterthumsforscher stattfinden.

— Alexander v. Humboldt, der im Anfang seiner geognostischen Studien als Oberbergrath in dem damaligen preußischen Hüttenamt Wunsiedel fungirte, schrieb dort eine montanistische Beschreibung des ehemaligen Markgrafenthums Bayreuth, welche noch dort vorhanden ist, bisher aber nicht veröffentlicht wurde.

— Leopold Ranke wird auf Anregung des Kronprinzen von Preußen eine „Geschichte des großen Kurfürsten" schreiben.

— Louis Napoleon läßt in den Bibliotheken von Rom wissenschaftliche Forschungen anstellen, die sich auf Julius Cäsar und die beiden Geschlechter angehörenden fünf ersten Imperatoren beziehen.

— Einem an die zufolge ist Dr. Ludwig Eckardt, der Dichter des „Sokrates" und „Palm" in Luzern, wohin er erst kürzlich berufen war, pensionirt worden.

Industrie, Handel und Verkehrsanstalten.

— Die Flottenbüchse, welche in einem magdeburger Bierlokale aufgestellt und von gewissen Seiten so mißfällig belächelt wurde, ist an ihrem Jahrestag geöffnet und eine Summe von 827 Thalern darin gefunden worden. Das ist patriotisch Bier!

— In dem großen Etablissement von Clay am Mersey wird gegenwärtig im Auftrage der russischen Regierung eine Riesenkanone angefertigt, welche im Stande ist, ein Geschoß von 500 Pfund Gewicht abzufeuern.

— Nach dem offiziellen Verzeichniß strandeten dieses Jahr an der englischen Küste im Ganzen 1225 Fahrzeuge.

— Man hat eine Berlin-Havelbahn projektirt, die sich der größten Theilnahme des Publikums erfreut, weil durch dieselbe die reizenden Havelufer, die bisher von den Berlinern sehr wenig gekannt und geschätzt waren, in welche bequeme Verbindung mit der Residenz gebracht werden.

— Am 1. September hat die Eröffnung der Eisenbahnstrecke Bologna-Forli stattgefunden.

— Von Turin aus ist die Konzession für die Eisenbahnen von Trani nach Foggia und von Salerno nach Eboli ertheilt worden.

— In Kalifornien hat man bei Lassens Meadow in der Nähe von Humboldt ein umfangreiches Silbererzlager entdeckt, und soll das Erz per Ton einen Ertrag von 700—2000 Dollars liefern.

Denkmäler.

— Staudigl's, des bekannten Sängers, Denkmal, von Vincenz Pilz angefertigt, ist im Gypsmodell vollendet; dasselbe stellt den Sänger in idealer Gewandung dar, wie er, auf eine Lyra gestützt, himmlischen Melodieen lauscht. Das Denkmal wird in Sandstein ausgeführt und soll am Allerseelentage bereits auf des Sängers Gruft enthüllt werden.

— In Cambray an der Schelde ist auf der dortigen Esplanade dem Erfinder der Batistleinwand, dem flandrischen Linnenweber Baptiste Chambray, eine Statue gesetzt worden. Der Erfinder ist im Arbeitskleide seiner Zeit, in der Hand ein Weberschiffchen, dargestellt.

— In Frankfurt a. M. hat man den Schillerplatz mit einer Anzahl von Linden in Hufeisenform bepflanzt, ein Denkmal wird später daselbst aufgestellt werden.

— In Berlin beabsichtigt man, dem Philosophen Fichte ein Denkmal zu setzen.

— Im Oktober wird in Bromberg die Statue Friedrich's des Großen im Beisein des preußischen Königspaares enthüllt werden; dieselbe rührt von Uhlenhuth, Lehrer an der berliner Dorotheenstädtischen Realschule, her.

— Der Fremdenbesuch des germanischen Museums in Nürnberg war diesen Sommer so bedeutend, daß das gewöhnliche Führerpersonal nicht mehr ausreichte; trotzdem die Sänger während der Tage des Sängerfestes freien Eintritt hatten, blieb doch noch eine namhafte Summe zum Besten der Anstalt übrig. Leider konnte erst nach dem Fest der Abguß des prachtvollen Grabdenkmals des Erzbischofs Peter von Aspelt zu Mainz aufgestellt werden; dasselbe ist vortrefflich durch das römisch-germanische Museum zu Mainz ausgeführt.

Hof-Chronik.

— Die Reise des Königs von Preußen nach Königsberg ist auf den 13. Oktober festgesetzt; die Grundsteinlegung zum Friedrichsdenkmal soll dann am folgenden Vormittag in Bromberg stattfinden.

Gestorben.

— Thomas Atkinson, berühmter Reisender in den Amurgegenden, am 20. August, in Lower Walmer in Kent.

— Frau v. Blittersdorff, Urenkelin von Sophie la Roche, am 1. September, zu Brunnen in der Schweiz.

Graf v. d. Schulenburg-Wolfsburg, am 2. September, in Braunschweig.

— Ignaz Weiß, bekannter Komiker, Anfang September, in Pest.

— Landdrost Freiherr von Bülow, Vizepräsident der zweiten Kammer, am 2. September in Hannover.

— Chevalier de Launay, belgischer Gesandter, in Turin, am 6. September.

Die Flottille der hamburg-amerikanischen Packet-Aktiengesellschaft.

(Zu dem Bild S. 800 und 801.)

In der jetzigen Zeit, wo überall in unserem deutschen Vaterlande der Wunsch zu der Begründung einer bewaffneten Seemacht, welche in kriegerischer Zukunft den Küsten Deutschlands und seiner Kauffahrteiflotte den nöthigen Schutz zu gewähren vermöge, auf das Regste sich bekundet, wo in allen Gauen des Landes diesem großen nationalen Zwecke die lebhafteste Besprechung zu Theil wird, dürfte es nicht uninteressant sein, den Blick auf den bedeutendsten Zweig unserer großen deutschen Handelsflotte zu richten, und das großartige Unternehmen der hamburger transatlantischen Dampfer näher zu betrachten, welches, indem es die schönsten Zierden der vaterländischen Handelsflotte in seinem Besitz zählt, zu der hoffentlich nicht auf immerdar in das Reich der Träume gehörenden deutschen Kriegsmarine in mannigfach naher Beziehung steht.

Wollen wir auch nicht annehmen, daß die kolossalen Dampfer der hamburg-new-yorker Linie dereinst in gefahrdrohender Zeit in kriegerischer Ausrüstung beitragen könnten zu der maritimen Wehrbarkeit Deutschlands, so haben sie doch jetzt schon ihre Bedeutung für die Zukunft des Vaterlandes, indem sie bei der strengen Disziplin, wie solche auf Kriegsschiffen üblich ist, der jüngeren Generation eine anziehende Gelegenheit bietet, auf mächtigen Schiffen ersten Ranges zu einem praktischen Seedienst sich heranzubilden, um später auf der Kriegsmarine dem Vaterlande nützlich werden zu können. Unberechenbar ist der Nachtheil, welchen der Handel und Gewerbefleiß erleiden würde durch eine Stockung der Fahrten der deutschen transatlantischen Dampfer, und doch wird die ununterbrochene Thätigkeit derselben nur durch den Schutz bedingt sein, welchen eine ebenbürtige deutsche Kriegsflotte im Stande sein wird, diesen friedlichen Vermittlern des Handels und Völkerverkehrs in kriegerischen Zeiten angedeihen zu lassen.

Die hamburg-amerikanische Packetfahrtactiengesellschaft, ein Institut, welches gegenwärtig zu den bedeutendsten seiner Art gehört, wurde vor ungefähr vierzehn Jahren in's Leben gerufen, und so rasch ist der Aufschwung gewesen, den es bei dem immer lebhafter werdenden Passagier- und Waarenverkehr zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland genommen, daß das ursprünglich nur aus drei Segelschiffen bestehende Besitzthum der Gesellschaft in diesem kurzen Zeitraume zu einer aus fünf prachtvollen Dampfern ersten Ranges und sechs Segelschiffen der größten Art bestehenden Flotille heranwuchs. Die Dampfer sind nur für die regelmäßig alle vierzehn Tage stattfindenden Fahrten von und nach New-York bestimmt, dagegen finden die Segelschiffe auch für weitere Reisen Verwendung. Die mächtigen Dampfer sowohl, als die vorzüglichen Segelschiffe der Gesellschaft haben stets durch ungemein rasche und glückliche Fahrten sich ausgezeichnet, und namentlich sind es die Dampfer, welche durch ihre außerordentlich schnellen Reisen, wenn sie mit den vorzüglichsten fremdländischen Postdampfern stets erfolgreich konkurrirten, und dieselben in häufigen Fällen sogar übertrafen, in Amerika sowohl als in Europa einen hohen Grad des Vertrauens und der Popularität sich erworben haben. Schon seit dem Beginn ihrer Thätigkeit bewirkt die hamburg-newyorker Linie die regelmäßige Vermittlung einer deutsch-amerikanischen Post, welche bei dem sehr billigen Portosatze von 6½ Silbergroschen für den einfachen Brief von und nach Hamburg, und 6½ Silbergroschen von und nach den Staaten des deutsch-österreichischen Postvereins, in den letzten Jahren eine ganz außerordentliche Ausdehnung erlangt hat. Bei den augenscheinlichen Vortheilen, welche dem korrespondirenden Publikum durch die Postvermittlung dieser deutschen Linie geboten wird, kann es nicht wunder nehmen, daß dieser direkten Verbindung Deutschlands mit Amerika jetzt allgemein der Vorzug über die kostspielige und umständliche Route über England gegeben wird. Als ein ungemein freudiges Ereigniß wurde jüngst in beiden Hemisphären und namentlich von den in Amerika ansässigen Deutschen der Umstand begrüßt, daß die amerikanische Regierung in Anerkennung der vorzüglichen Leistungen der hamburger Linie sich veranlaßt gefunden, derselben die Beförderung der Vereinigten Staaten Post (United States mail) kontraktmäßig zu übertragen.

Das Eigenthum der hamburg-new-yorker Linie besteht gegenwärtig aus den folgenden Schiffen, nämlich die Postdampfschiffe Bavaria, Kapitän Emil Meier, 2400 Tonnen, nominelle Pferdekraft 350, effektive Pferdekraft 1300; Borussia, Kapitän Trautmann, 2100 Tonnen, nominelle Pferdekraft 375, effektive Pferdekraft 1400, Hammonia, Kapitän Schwensen, 2100 Tonnen, nominelle Pferdekraft 375, effektive Pferdekraft 1400, Saxonia, Kapitän Ehlers



Saxonia, 2500 T. — Elbe, 900 T. — Deutschland, 1100 T. — [illegible], 1000 T.

Die hamburg-amerikanische [illegible]

2500 Tonnen, nominelle Pferdekraft 400, effektive Pferdekraft 1500, Teutonia, Kapitän Taube, 2400 Tonnen, nominelle Pferdekraft 350, effektive Pferdekraft 1300, ferner die großen Segelpacketschiffe Deutschland, Kapitän Wesselhöft; Donau, Kapitän Meyer, Elbe, Kapitän Voß; Main, Kapitän Haack, Neckar, Kapitän Bardua; Oder, Kapitän Winzen; ferner das Schleppdampfschiff Schulau, Kapitän Liebrs, von 100 Pferdekraft, und sechs eiserne Leichterschiffe von zusammen 1200 Tonnen Tragfähigkeit für den Flußdienst und eine schwimmende Dampferende zum Laden und Entladen der mit den Schiffen ankommenden und zu befördernden Waaren.

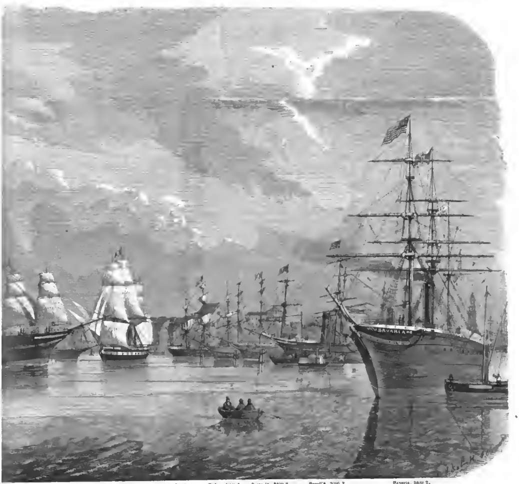
Die fünf Postdampfschiffe der Gesellschaft sind sämmtlich auf der weltberühmten Werfte der Herren Carre und Komp. in Greenock an der Clyde erbaut, und gelten allgemein für das Schönste, was die Schiffsbaukunst in neuerer Zeit geliefert hat. Die Dampfer haben sämmtlich die vollständige Takellage eines Dreimasters, und können sich auch mit Anwendung der Segelkraft allein mit ansehnlicher Geschwindigkeit fortbewegen. Die hauptsächlichsten Dimensionen der fünf Dampfer sind wie folgt: die Länge des Kiels beträgt circa 300 Fuß, die Länge über Deck circa 350 und die Breite über Deck 40.

Die Schiffe fassen je nach ihren etwas variirenden Dimensionen in der ersten Kajüte 60 Passagiere, in der zweiten Kajüte 115 und im Zwischendeck 415 Personen. Sie haben eine Ladungsfähigkeit von 1000 bis 1300 Tonnen, und können außerdem in den dazu bestimmten Behältern von 1100 bis 1200 Tonnen oder 22,000 bis 24,000 Zentner Steinkohlen fassen. Die Maschinen sind von ganz vorzüglicher Konstruktion und mit allen neuesten Verbesserungen versehen, welche nur dazu beitragen können, neben Geschwindigkeit die größtmöglichste Sicherheit zu erzielen. Die Dampfer sind sämmtlich nach Art der Kriegsschiffe bemannt; sie haben neben dem Kapitän vier Offiziere, vier Ingenieure nebst mehreren Assistenten, einen promovirten Arzt und einen Wundarzt, einen Proviantmeister u. s. w., im Ganzen eine Bemannung von ungefähr 100 Mann, die sämmtlich uniformirt und einer strengen Disziplin unterworfen sind. Bei der inneren Einrichtung ist auf alle für eine längere Seereise nur denkbaren Bequemlichkeiten Bedacht genommen. Die erste Kajüte enthält äußerst geräumige und komfortable Kammern (Staterooms), welche mit allen denklichen Annehmlichkeiten auf das Geschmackvollste ausgestattet sind. In jeder derselben befindet sich ein bequemer Sopha, welcher zugleich als Bett benützt werden kann, ebenfalls ein Waschtisch mit Marmorplatte und mit Wasserleitung, welche letztere aus der Maschine gespeist wird. Der große Salon oder Speise- und Gesellschaftssaal ist an beiden Seiten mit den schönsten, von der Decke bis zum Boden

reichenden Glasmalereien geschmückt, wie überhaupt mit allem erdenklichen Komfort eingerichtet. Ferner gehört zu der ersten Kajüte ein elegant möblirter Damensalon und ein Rauchzimmer, in welchem eine, der besonderen Obhut des Arztes anvertraute, mit den neuesten Erzeugnissen der Literatur versehene Bibliothek vorhanden ist.

Mit weniger Eleganz zwar, aber mit derselben Bequemlichkeit ist die zweite Kajüte ausgestattet, welche ebenfalls mit Teppichen belegt und mit Wasserleitung &c. versehen, namentlich durch die besondere Höhe und Helle des Salons einen sehr angenehmen Aufenthalt gewährt. Zu beiden Seiten befinden sich ganz wie in der ersten Kajüte abgesonderte Schlafkabinete, und auch hier ist ein niedlich ausgestattetes Zimmer für die besondere Benützung der Damen eingerichtet. Sämmtliche Kajüten werden durch Dampfheizung erwärmt. Das fast die ganze Mitte des Deckes einnehmende Haus auf Deck enthält die Kammern der Offiziere, das Zimmer des Arztes, die Apotheke und die Barbierstube, sowie zwei Küchen, in denen das Kochen zum Theil durch Dampf bewirkt wird, welchen die Maschine liefert. Durch das Haus auf Deck steigt man in den Maschinenraum hinab, von wo aus ein Tunnel in den Kesselraum führt, welches auf beiden Seiten von den riesigen Kesseln umgeben ist. Dieser Raum steht wieder mit den verschiedenen Kohlenbehältern in direkter Verbindung.

Eine beachtenswerthe Einrichtung, welche auf allen Dampfern vorhanden sein sollte, besteht darin, daß die hamburg-new-yorker Dampfschiffe jedes in zehn getrennte wasserdichte Kompartements oder Räume getheilt sind, wodurch den sonst so verderblichen Folgen eines Leckes oder einer Collision fast ganz vorgebeugt ist, indem bei vorkommender Havarie nur in eine der Abtheilungen Wasser eindringen kann. Rettungsmittel jeglicher Art sind in der größten Vollständigkeit vorhanden und werden stets durch die neuesten Erfindungen ergänzt. An Bord eines jeden der Dampfschiffe befinden sich acht große Rettungsboote, sogenannte metallic Life Boats, welche 40 bis 60 Personen jedes aufnehmen können; sie sind aus kanellirtem Metall angefertigt und hängen an Cliffords Patent Boat Lowerings, um sie selbst bei dem stärksten Seegange schnell, und ohne daß sie die horizontale Lage verlieren, in's Wasser bringen zu können. Die Vorrichtungen gegen Feuersgefahr sind der umfassendsten Art. Eine Patent Downton's Feuerspritze, welche durch ein neben dem Maschinenraum befindliches Schwungrad in Thätigkeit gesetzt wird, ist vermittelst Zweigröhre, sowohl im unteren als oberen Deck, zu benützen, und mit Schläuchen von genügender Länge versehen, um auf alle Theile des Schiffes wirken zu können. Der gesammten Mannschaft sind nach gedruckten Reglements bestimmte Posten angewiesen, auf die sie bei jedem gefahr-



Main, 1800 T. Oder, 900 T. Donau. Neckar 1000 T. Teutonia, 2000 T. Borussia 2000 T. Bavaria, 2000 T.

ginalzeichnung von Gottheil.

vollen Ereignisse sich zu begeben haben, und von denen sie ohne Ordre des Kapitäns sich nicht entfernen dürfen. Um bei plötzlichen Vorfällen ein schnelles und sicheres Handeln zu ermöglichen, und die Besatzung mit den verschiedenen Manövern völlig vertraut zu erhalten, finden unter Leitung des Kapitäns, während der Reise und während des Aufenthaltes im Hafen, häufige Uebungen Statt, die so oft wiederholt werden bis eine fehlerfreie Ausführung erlangt ist.

Mit deutscher Mannschaft besetzt, auf deutsche Weise ausgerüstet haben diese Dampfer den Vortheil, daß sie den Deutschen keine gewähnte Bequemlichkeiten entbehren lassen, während sie durch Annahme vieler auf englischen und amerikanischen Schiffen üblichen Einrichtungen, andere Nationalitäten in ihren Gewohnheiten nicht beschränken. Die Beköstigung und Bedienung der Passagiere erster Klasse läßt nichts zu wünschen übrig: in keinem Hotel Europas oder Amerikas wird ein besserer Tisch geführt. Nicht allein die Passagiere erster und zweiter Klasse erhalten täglich frisches Brod, sondern auch für die Passagiere des Zwischendecks wird täglich weißes Weichbrod von vorzüglichster Qualität gebacken. Es ist dieß eine Annehmlichkeit, welche, so viel wir wissen, auf den Schiffen keiner anderen Linie den Passagieren geboten wird, und welche allerdings auch auf den hamburg-new-yorker Dampfer in neuerer Zeit erst eingerichtet worden ist.

Vor fünfzehn Jahren noch wurde die Verbindung Deutschlands mit den Vereinigten Staaten nur durch die verhältnißmäßig langsame Vermittlung von Segelschiffen unterhalten, obgleich damals schon seit geraumer Zeit fremdländische Dampfer den Ozean durchfurchten, und durch ihre regelmäßigen raschen Fahrten dem Handelsverkehr und den industriellen Verhältnissen ihres Landes einen Aufschwung verliehen, der von zu großer nationaler Bedeutung war, um nicht von dem kommerziellen Publikum Deutschlands in seiner ganzen Wichtigkeit erkannt zu werden.

Dieß Alles zu beschaffen war die Aufgabe des seitdem in's Leben getretenen Unternehmens der hamburg-new-yorker Packet-Aktiengesellschaft, und wenn wir heute die Prosperität des deutsch-amerikanischen Handels und die enorme Lebhaftigkeit des zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland bestehenden Passagierverkehrs — augenblicklich leider durch den herrschenden Bürgerkrieg sehr beeinträchtigt — betrachten, so wird ein jeder Deutscher mit uns in dem Wunsche sich vereinigen, daß ein Unternehmen, welches einen Zweck von so großer nationaler Bedeutung erfüllt, der regsten Theilnahme in unserem Vaterlande sich erfreuen, und daß es auch ferner den Pfad erfreulichen Gedeihens verfolgen möge, auf welchem es gegenwärtig sich befindet.

Der Claqueur.

Novellette

von

Adolph Glaser.

Die Frau Gerichtsräthin Arnwald durchschritt noch einmal mit prüfendem Blick die hellerleuchteten und festlich geschmückten Räume ihrer Wohnung. Mit Selbstzufriedenheit mußte sie sich gestehen, daß die Gesellschaft, welche sie erwartete, ihren Anordnungen Beifall geben müsse, denn Niemand konnte es dem Speisezimmer anmerken, daß es sonst das Zimmer war, worin ihr Mann des Vormittags behaglich seine Pfeife rauchte und daß man die Kinderstube zum Spielzimmer umgewandelt hatte. Am geschmackvollsten aber war das Musikzimmer ausgeschmückt. Das Piano stand völlig in einer Laube von grünen Blattpflanzen und bunten Blumen, und das ganze Gemach hatte etwas überraschend Festliches, der Idee der Gerichtsräthin nach etwas von einem Tempel der Musen.

Frau Arnwald hatte seit den fünf Jahren ihrer Ehe eifrig darnach gestrebt, sich durch ihre musikalischen Fähigkeiten in den Kreisen, in welchen sie verkehrte, eine gewisse Geltung zu verschaffen. Auf dem Lande erzogen, konnte sie die große Welt nur wenig, aber sie hatte das Bedürfniß mitgebracht, sich hervorzuthun, und dieß glaubte sie nach ihrer Verheirathung am besten zu erreichen, wenn sie als Beschützerin der schönen Künste auftrat und wohl gar selbst als musikalisches Talent von sich reden machte. Sie wollte darin jedoch keineswegs so weit gehen, daß sie ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter versäumt hätte, sie bestrebte sich vielmehr, in allen Dingen ein Muster zu sein, und brachte es denn auch dahin, daß alle Diejenigen, welche nicht selbst musikalisch waren, sie für eine Künstlerin hielten, und Alle, ihr Mann ausgenommen, eine vortreffliche Hausfrau und Mutter in ihr verehrten.

Während Frau Arnwald prüfend durch die Zimmer schritt, saß der Gerichtsrath in einer Sophaecke und blätterte in einem schöngebundenen Buche, welches seine Frau auf den Tisch gelegt hatte, um das Gespräch darauf zu lenken, und dadurch Gelegenheit zu geistvollen Auseinandersetzungen zu finden. Der Gerichtsrath war natürlicherweise gleich seiner Frau in festlicher Toilette, aber er zeigte nichts von der erwartungsvollen Unruhe, welche die Letztere erkennen ließ und gähnte sogar zuweilen sehr auffallend.

„Die Gesellschaft bleibt lange aus,“ sagte er, indem er das Buch hinlegte.

„Mein Gott,“ erwiederte seine Frau, ihre eigene Ungeduld verbergend, „wie kannst Du darüber verwundert sein; es ist kaum anzunehmen, daß schon Jemand kommen soll.“

„Die Frau Professorin Kranz gehört allerdings zu den Vornehmen, die spät kommen,“ spottete der Gerichtsrath.

„Willst Du mir denn durchaus meine gute Laune verderben, Männchen?“ entgegnete in zärtlich vorwurfsvollem Tone die Gerichtsräthin, indem sie ihre Hand schmeichelnd auf ihres Mannes Schulter legte. „Du weißt doch, welche Ueberwindung es mich gekostet hat, die Professorin wieder in unser Haus zurückzuführen, nachdem ich ganz mit ihr gebrochen hatte. Aber war es denn anders möglich? Die talentvolle, liebenswürdige Telburg, unsere gefeierte Sängerin, welche überall eingeführt wird, wo man sich für echte Musik interessirt, ist nicht anders zu erobern. Der Zufall spielt manchmal seltsam. Die Professorin war fast verloren für die Gesellschaft und wurde so sehr gemieden, daß ich sie herzlich bedauerte, obgleich ich selbst genöthigt war, mich ebenfalls von ihr zurückzuziehen. Seitdem aber die charmante Telburg hier engagirt ist, hat sich dieß Alles gewaltig geändert und ich sage Dir, es gehört jetzt zum guten Ton, mit der Professorin und ihrer unzertrennlichen Freundin zu verkehren.“

„Nun,“ erwiederte der Gerichtsrath freundlich, — „Du mußt das am besten wissen. Du weißt, daß ich immer gegen die Einführung dieser Theaterdame protestirt habe. Deine Laune will ich Dir nicht verderben und Du sollst sehen, daß ich die Professorin und ihre bewunderte Freundin mit aller mir zu Gebot stehenden Zuvorkommenheit begrüßen werde.“

„Das ist recht,“ schmeichelte die Gerichtsräthin, — „nun bist Du auch mein lieber, guter Mann!“

Dieser Ausbruch von Zärtlichkeit veranlaßte den glücklichen Gatten, die Hand seiner Frau zu erfassen und sie zu sich heranzuziehen, um ihr einen Kuß zu geben. Sie sprang jedoch einen Schritt zurück und sagte verdrießlich: „Wie ungeschickt Du bist! Gib doch Acht, daß Du mir die Bänder nicht zerdrückst.“ — Der Gerichtsrath setzte sich seufzend wieder in seine Sophaecke.

Gleich darauf trat nach leisem Anklopfen ein junger Mann in's Zimmer, der vom Gerichtsrath mit herzlichem Händedrucke und von der Gerichtsräthin mit vertraulichem Kopfnicken begrüßt wurde. Es war der Bruder der Letzteren, Heinrich von Nellmann, ein junger Oekonom, von auffallend einnehmendem Aeußeren und offenen, geraden Manieren. Er war der dringenden Einladung der Schwester gefolgt und zu ihrer Gesellschaft in die Stadt gekommen, wohnte jedoch nicht im Hause selbst, sondern bei einem Jugendfreunde, der ein- für allemal ein Absteigequartier für ihn bereit hielt. Dieser letztere, ein junger Advokat, sein Name war Ferdinand Dittner, hatte die Einladung des Gerichtsraths auf den heutigen Abend eines Termins wegen ablehnen müssen.

Nach und nach rollten mehrere Wagen vor. Verschiedene Damen und Herren, unter letzteren einige ältere Offiziere, fanden sich ein, und man versicherte sich gegenseitig, wie erfreut oder wie entzückt man sei. Großes Aufsehen machte die Ankunft des Professors Kranz mit seiner Gattin und Fräulein Telburg. Die Gerichtsräthin feierte einen ihrer glücklichsten Momente, als sie die gefeierte Künstlerin den Herrschaften vorstellen konnte. Fräulein Telburg war mit Geschmack gekleidet, ganz so, wie die jungen Damen der besseren Gesellschaft in der Stadt sich trugen, ohne alles Besondere, ja man hätte sogar behaupten können, daß ihre Toilette auffallend einfach gehalten war. Die Unterhaltung kam bald in raschen Gang. Die Professorin Kranz entwickelte eine ungemeine Lebhaftigkeit im Gespräche und kokettirte in der bei ihr bekannten Weise mit den Herren der Gesellschaft, welche sich, wie dieß in kleineren Städten Deutschlands Sitte ist, nicht unter die Damen mischten, sondern in einiger Entfernung, gleich einem Häuflein theetrinkender schwarzer Raben, abgesondert placirt hatten und nur zuweilen hinhörten, wenn irgend etwas besonderes verhandelt wurde, oder wenn Fräulein Telburg eine bescheidene Bemerkung machte, die dann jedesmal von sämmtlichen Damen einstimmig durchaus völlig richtig befunden wurde.

Fräulein Telburg schien die Herren gar nicht zu beachten. Ein aufmerksames Auge würde allerdings bemerkt haben, daß sie von Zeit zu Zeit einen scheinbar gleichgültigen Blick hinüber sandte, der dann rasch jedesmal zufällig auf einen andern Gegenstand fiel.

Schon vorher, gleich bei ihrem Eintritt, war ihr Blick dem Auge Heinrich von Nellmann's begegnet und der junge, schöne Mann hatte verwirrt den eigenthümlichen Zauber dieses bescheidenen und doch von dem Ausdruck anderer junger Mädchen so sehr verschiedenen Blicks empfunden.

Die Unterhaltung zwischen den Damen kam sehr bald auf das Theater. Die Professorin Kranz sprach mit ziemlicher Rücksichtslosigkeit über eine Rivalin der Telburg, welche schon längere Zeit am Ort engagirt war und stets einen sehr großen Theil des Publikums auf ihrer Seite hatte. Alle Damen waren voll Erwartung, wie die Telburg über jene Sängerin urtheilen würde, aber sie erstaunten nicht wenig, als diese ihrer Freundin ziemlich ernst in die Rede fiel und sagte: „Liebe Professorin, Sie wissen, wie unangenehm es mir ist, über meine Kollegen urtheilen zu hören, und daß ich selbst nie über dieselben spreche.“ Eine Pause bewundernder Ueberraschung trat ein, und als man sich über diesen Beweis von neidloser Diskretion genug erstaunt hatte, forderte die Gerichtsräthin die Sängerin auf, etwas vorzutragen. Fräulein Telburg war durchaus frei von Zierrerei und eilte daher sogleich an das Instrument, wo die Gerichtsräthin sie zu einem Liede begleiten sollte.

Während des Gesanges war der größte Theil der Gesellschaft in das Musikzimmer geschlichen, nur einige ältere Personen blieben plaudernd und wenig Notiz nehmend von dem Enthusiasmus der übrigen zurück. Heinrich von Nellmann kam hinter Fräulein Telburg zu stehen, und als diese ihren Vortrag beendet hatte und sich umdrehte, begegnete ihr Auge wieder dem des jungen Mannes. Die ganze Gesellschaft klatschte lebhaften Beifall, nur Heinrich war zu sehr von einem ihm ganz neuen Gefühl der innigsten Bewunderung ergriffen, um an diese äußere Bethätigung seines Entzückens zu denken. Fräulein Telburg bemerkte dieß und sagte rasch und halblaut: „Sie sind nicht zufrieden mit meiner geringen Leistung?“

Heinrich war bei dieser unerwarteten Anrede starr vor Schrecken und wußte nicht, was er sagen sollte. „Wie können Sie so etwas denken?“ stammelte er, aber die vielbewunderte Sängerin war schon von allen Seiten umringt und hörte nicht mehr auf ihn. Die Gerichtsräthin umarmte die Gefeierte mit großer Herzlichkeit und die Professorin rief ihren Mann, der im Salon mit dem Gerichtsrath sitzen geblieben war, und forderte ihn auf, zu gestehen, daß er noch niemals besser singen gehört habe. Fräulein Telburg sang noch einigemal und erntete stets den allgemeinsten Beifall. Heinrich hatte sich allein in eine Ecke zurückgezogen und grübelte darüber nach, wie er der schönen Sängerin seine Huldigung darbringen solle. So wenig linkisch er auch im Umgang mit andern Damen war, so wollte es ihm doch scheinen, als fehle ihm hier die nöthige Sicherheit zu einer Annäherung, und je mehr er über dieß Alles nachdachte, um so tiefer verstrickte er sich in ein gefährliches Netz, welches bereits seine Sinne umwob und sein Herz gefährdete.

Ein Diener meldete, daß das Souper servirt sei und die Herren gaben den Damen das Geleit in das Speisezimmer. Dort prangte die Tafel im schönsten Schmuck und schwamm in einem Lichtmeer. Die Plätze waren bezeichnet und es fand sich, daß Heinrich von Nellmann an die Seite von Fräulein Telburg kam. Dieß bewirkte eine kleine Aufregung in der Brust des jungen Mannes und es bedurfte einiger Minuten, während welcher die Sängerin fortwährend sich zu ihrem Nachbar an der andern Seite wendete und den jungen Oekonomen beharrlich ignorirte, bis dieser sich soweit gesammelt hatte, um, nach einem kleinen Hüstein, eine Anrede zu wagen.

„Sie haben mir vorhin großes Unrecht gethan, Fräulein Telburg,“ sagte er.

„Ich?“ entgegnete die Sängerin unbefangen; „womit denn?“

„Sie glaubten, daß ich nicht fähig sei, Ihre Kunst zu bewundern und verspotteten mich deßhalb auf grausame Art,“ erwiederte er.

„Erlauben Sie mir,“ versetzte Fräulein Telburg, „daß ich Ihnen Ihr Kompliment zurückgebe, denn ich weiß in der That nicht, wer hier verspottet wird. Ich sagte vorhin, daß Sie nicht mit meinem Gesange zufrieden seien und ich hatte vollkommen Ursache zu dieser Voraussetzung.“

„Welche Ursache?“ frug Heinrich.

„Aber, mein Gott, weil Sie nicht applaudirten,“ entgegnete sehr entschieden die Sängerin.

„Nun,“ meinte Heinrich lächelnd, — „das ist doch nur ein sehr unsicherer Scheingrund.“

Fräulein Telburg wurde hier in ein allgemeines Gespräch gezogen. Ein Herr aus der Gesellschaft hatte eine Theaterkritik über sie gelesen. Sehr eifrig frug sie: „In welcher Zeitung?“ und als man ihr das Blatt genannt hatte, sagte sie lächelnd: „Ich bin nicht neugierig und lese niemals dergleichen.“

„Aber diese Kritik müssen Sie lesen,“ hieß es darauf, — „Sie werden sich freuen, wie man darin ihr Talent anerkennt.“

„Verschonen Sie mich,“ entgegnete die Sängerin, — „ich lese solche Sachen grundsätzlich nicht.“

Sie wendete sich hierauf wieder zu Heinrich und sagte: „Es ist vielleicht eine Schwäche, die ich Ihnen bekenne, aber da unser Gespräch einmal diese Wendung genommen hat, so bleibt nichts anderes übrig. Wir werden auf der Bühne so daran gewöhnt, den Applaus zu beachten, daß zuletzt unsere ganze Zufriedenheit davon abhängt. Was gibt uns auch außerdem die Gewißheit, daß unser Mühen und unser Streben wirklich mit Erfolg gekrönt werden? Das Urtheil unserer Freunde kann vom persönlichen Vorurtheil geleitet sein, aber wenn wir dem großen Publikum gegenüber stehen, da gibt der laute Beifall, das lebhafte Klatschen der Hände uns Muth und Sicherheit, hebt uns empor und fördert uns auf der Bahn des Ringens. Es ist sehr thöricht, daß sich diese Schwäche selbst in das Privatleben überträgt und ich schäme mich wahrhaftig. Ich glaubte mich von den meisten Thorheiten meines Standes frei halten zu können, und nun muß ein kleiner Vorfall mich daran mahnen, daß es mir doch nicht gelungen ist. Ich gestehe, es that mir weh, als Sie nicht applaudirten.“

Heinrich bereute seine Ungeschicklichkeit, sprach auch sein Bedauern darüber aus und wunderte sich nochmals, daß Fräulein Telburg diesen vereinzelten Fall bemerkt habe, da doch alle Uebrigen laut und lebhaft applaudirt und Bravo gerufen hatten.

Die Sängerin entgegnete lächelnd: „Es ist allerdings seltsam, daß ich gerade diesen Fall bemerkte, höchst seltsam, ich gestehe es, aber es ist nun einmal so und ich weiß nicht wie es kam.“

Darauf wendete sie sich wieder an die übrige Gesellschaft. Heinrich versank für kurze Zeit in tiefe Gedanken, aus denen ihn erst die laute Stimme seines Schwagers riß, der die Gesundheit von Fräulein Telburg ausbrachte.

Der Abend verging überaus heiter. Fräulein Telburg revanchirte sich für den Toast des Gerichtsraths, indem sie später noch einige heitere Lieder sang. Heinrich applaudirte darauf so laut er konnte. Als es zum Aufbruch kam, fand es sich, daß der Wagen, welchen der Professor Kranz bestellt hatte, ausgeblieben war; Heinrich hielt dieß für den glücklichsten Zufall und schloß sich der kleinen Gesellschaft auf dem Nachhausewege an. Die Professorin hätte nicht die Frau sein müssen, die sie eben war, wenn sie es nicht einzurichten gewußt hätte, daß die Sängerin Heinrich's Arm nahm und mit diesem voranging. Der junge Mann war durch die Erlebnisse des Abends, durch den Wein und die Nähe des reizenden Weibes ganz bezaubert, er schwatzte von tausenderlei Dingen, an die er sonst nicht dachte, und war entzückt über die Liebenswürdigkeit von Fräulein Telburg.

Als diese an ihrer Wohnung Abschied genommen hatte, begleitete Heinrich das Professorenehepaar noch bis zu dessen nahegelegener Wohnung und nahm dort die Aufforderung zu einem Besuche so lebhaft zusagend an, daß die Professorin ihren Mann in den Arm kniff und im Hineingehen zu ihm sagte: „Da hat die Telburg wieder eine Eroberung gemacht.“

Gleich am darauffolgenden Tage machte Heinrich von Nellmann seinen Besuch beim Professor Kranz. Er traf die Professorin allein zu Hause und ward auf das Freundlichste von ihr empfangen. Nachdem man sich über das köstliche Amüsement des vorhergehenden Abends gebührend ausgesprochen hatte, kam natürlicherweise die Rede auf Fräulein Telburg, und die Professorin machte verschiedene Anspielungen, die dem jungen Manne das Blut in die Wangen trieben und das Herz stärker klopfen machten. Endlich sagte sie: „Sie werden doch gewiß nicht versäumen, der gefeierten Künstlerin ihren Besuch zu machen?“

Heinrich stotterte etwas hervor, was ungefähr andeuten sollte, daß er nicht wisse, ob er sich diese Freiheit nehmen dürfe.

„Sie haben gewiß noch nie eine Dame vom Theater kennen gelernt?“ frug hierauf die Professorin. Heinrich bestätigte ihre Vermuthung, und die Dame fuhr fort: „Nun, sehen Sie, daher kommt Ihr ängstliches Wesen in dem vorliegenden Fall. Eine Künstlerin ist daran gewöhnt, Besuche aller Art zu empfangen, und ich bin überzeugt, es würde Fräulein Telburg auffallend sein, wenn Sie, nachdem Sie gestern Abend mit ihr so heiter zusammen gewesen, ihr keinen Besuch machen wollten.“

Heinrich gedachte bei diesen Worten sogleich des Vorfalls mit dem Applaus von gestern Abend und um nicht abermals einen ähnlichen Verstoß zu machen, nahm er sich vor, der Sängerin unfehlbar seinen Besuch zu machen. Im Verlaufe des Gespräches erzählte die Professorin noch Folgendes: „Ida Telburg ist eine Jugendfreundin von mir. Ihr Vater war ein unbedeutender Maler, der auf seinen Bildern unglücklicherweise stets die Gesichter seiner Frau und seiner Kinder wiedererscheinen ließ, so daß die Leute jedes neue Erzeugniß seines Pinsels mit spöttischem Lächeln betrachteten. Wir beiden Mädchen hatten die Absicht, uns für die Bühne auszubilden und waren unzertrennliche Freundinnen. Ich lernte inzwischen den Professor kennen und brachte ihm die glänzende Zukunft, die mir als Schauspielerin bevorstand, zum Opfer. Ida widmete sich der Oper und ist nun im Stande, ihrer Familie eine Stütze zu sein. Sie glauben nicht, Herr von Nellmann, welch' ein Herz meine Freundin hat und wie aufopferungsfähig sie gegen die Ihrigen handelt.“

Heinrich war sehr geneigt, die gepriesene Sängerin für einen vollkommenen Engel zu halten, was er der Professorin denn auch zu verstehen gab.

„Sie sind doch gewiß ein fleißiger Theaterbesucher?“ frug nun die Dame. „Da es sich durch das Haus Ihrer Frau Schwester so leicht und angenehm machen läßt, zuweilen in die Stadt zu kommen, so darf man wohl vermuthen, daß Sie die Gelegenheit fleißig benützen werden.“

Heinrich mußte diese Vermuthung widerlegen. Er hatte das Theater nur selten besucht, Fräulein Telburg hatte er noch gar nicht auf der Bühne gesehen.

„O, das müssen Sie ihr nicht sagen,“ entgegnete hierauf die Professorin, „das würde sie betrüben. Suchen Sie es doch einzurichten, bevor Sie ihr den Besuch machen, daß Sie morgen Abend in die Oper gehen. Man gibt ‚Romeo und Julie' und die Telburg wird die Julie singen.“

Heinrich versprach den Rath der Professorin zu befolgen und verabschiedete sich dann von ihr. Er eilte zu seiner Schwester und besorgte von da aus die Absendung eines Boten an den Vater, um vor der Hand für einige Tage seine Zurückkunft zu verschieben. Sein Freund Hiltner war sehr erstaunt über diesen Entschluß und Heinrich vergaß nicht, sich sogleich ein Billet zu einem der vordersten Sperrsitze für die Vorstellung des folgenden Tages zu bestellen.

Wir müssen gestehen, daß des jungen Oekonomen Begriffe von der Kunst sehr wenig ausgebildet waren und daß er weder die Liebhaberei noch den Ehrgeiz seiner Schwester nach dieser Seite hin theilte. Er ging dießmal mit ganz anderen Gefühlen in's Theater, als es bisher geschehen war. An die Stelle der Unbefangenheit, womit er sonst eine willkommene Zerstreuung dort suchte, war nun eine bestimmte Absicht, eine Erwartung eigenthümlicher Art getreten. Nicht Romeo und nicht Julie, weder Bellini noch irgend etwas, was mit dem aufzuführenden Werke in Verbindung stand, zog ihn an, sondern er brachte nur das persönliche Interesse für die Sängerin mit, welche, wie er bereits zu fühlen begann, seine Gedanken völlig beherrschte. Kein Wunder, daß er Alles außer ihr unbedeutend fand. Als die Dame, welche den Romeo sang, nach der ersten großen Arie lebhaft applaudirt wurde, sah sich Heinrich sehr erstaunt um, denn es schien ihm, als dürfe nur Fräulein Telburg diese Zeichen des allgemeinen Beifalls empfangen. Wie erfreut war er aber, als diese auftrat. Er fand sie viel schöner als am vorhergehenden Abend, und der Ausdruck tiefen Leidens und stiller Resignation in ihrem Gesichte erfüllte ihn mit Wehmuth und inniger Zärtlichkeit. Es war ein überaus günstiger Umstand für das Wachsthum seiner Leidenschaft, daß Romeo von einem verkleideten Frauenzimmer dargestellt wurde. Dadurch blieb die Eifersucht fern und er sah die zärtliche Julie in der vollen Hingebung ihres liebenden Gefühls, ohne den Romeo beneiden zu müssen.

Als die Telburg ihre erste Arie beendet hatte, erhob sich ein mäßiger Applaus, in welchen Heinrich so lebhaft einstimmte, daß er mehrere seiner Nachbarn mit hinriß, was zuletzt bewirkte, daß das ganze Haus einstimmigen lauten Beifall klatschte. Wer das Theater kennt, wird diesen Umstand sehr natürlich finden. Die Telburg war eine ganz gute Sängerin und das Publikum bedurfte nur der Anregung, um dieß auch in einer wenig brillanten Rolle, wie die Julie, anzuerkennen.

Als sie sich nun verbeugte, um für den gespendeten Beifall zu danken, fiel ihr Blick auf Heinrich, der davon so verwirrt wurde, daß eine glühende Röthe sein Gesicht bedeckte. Es schien ihm, als dankte sie ihm ganz allein, und einen Augenblick lang glaubte er, die Augen der sämmtlichen Zuschauer seien jetzt auf ihn gerichtet und Jedermann habe jenen Blick bemerkt. Nach und nach entdeckte er jedoch, daß dieß durchaus nicht der Fall war und dieß gab ihm seine Fassung wieder.

Die gute Stadt, in welcher unsere Geschichte spielt, hatte seit langer Zeit keinen so lebhaften Theaterabend gehabt, wie diesen, und die beiden Sängerinnen wurden über alle Maßen gefeiert. Zwar schien Romeo nicht damit zufrieden zu sein, denn er warf zuweilen ganz wüthende Blicke nach der Gegend hin, wo Heinrich von Rellmann saß. Dieser, im Bewußtsein, daß er in Julie verliebt war, wußte nicht recht, ob diese Blicke zur Rolle gehörten und argwöhnte daher weiter nichts.

Nach der Vorstellung trank er den Thee bei seiner Schwester und konnte nicht fertig werden, über die großen Erfolge der Telburg zu berichten. Er erhitzte sich dabei so sehr, daß der Gerichtsrath später zu seiner Frau sagte, er glaube, Heinrich habe sich in die Sängerin vergafft. Entrüstet erwiederte Frau Arnwald: „Wie kannst Du Dich eines so trivialen Ausdrucks bedienen! Da sieht man wieder, daß Du für Kunst und Kunstenthusiasmus leider kein Verständniß hast. Heinrich ist darin ganz wie ich. Ihn entzückt die Künstlerin durch ihre Leistungen, aber ihre Persönlichkeit hat dabei keinen Einfluß, dazu kenne ich ihn zu gut. Ich bin seine ältere Schwester und besaß von jeher sein volles Vertrauen; mir würde er es sogleich gesagt haben, wenn die Telburg einen tieferen Eindruck auf sein Herz gemacht hätte."

Selbstverständlich machte Heinrich bereits am darauffolgenden Vormittag der von ihm hochverehrten Sängerin seinen Besuch. Er mußte einen Augenblick warten, bevor sie in ihr Sprechzimmer kam und nahm inzwischen ein auf dem Tische liegendes Zeitungsblatt zur Hand. Mit Verwunderung fand er, daß dieß dasselbe Blatt war, von dem in der Gesellschaft bei seiner Schwester die Rede gewesen, und welches zu lesen Fräulein Telburg so beharrlich verweigert hatte.

Während er es noch in der Hand hielt, trat die Sängerin ein und begrüßte ihn mit einer so herzlichen Einfachheit, daß er gleich hätte zu ihren Füßen sinken mögen.

Es dauerte nicht lange, so hatte Fräulein Telburg das Gespräch auf Heinrich's Schwester gebracht, von der sie eine große Meinung zu hegen schien. Heinrich versuchte mehrmals über das Theater und namentlich über die gestrige Opernvorstellung zu sprechen, aber die Sängerin schien nicht darauf eingehen zu wollen. Ganz zufällig ergriff sie ebenfalls das Zeitungsblatt und sagte in verdrießlichem Tone: „Da ist mir eine Kritik zugeschickt worden, und ich weiß weder wer der Verfasser noch wer der Zusender ist. Eine Dame vom Theater muß sich in Mancherlei finden und oft noch dankbar dafür sein, wenn man sie in den Verdacht bringt, als intriguire sie gegen Andere. Meine Kolleginnen hier werden nicht wenig über die Einseitigkeit und Parteilichkeit dieser Kritik aufgebracht sein."

Heinrich konnte dieß nicht begreifen und meinte, solch einem hervorragenden Talente, wie dem von Fräulein Telburg gegenüber, müsse gewiß selbst der Neid verstummen und jede Kabale in Nichts zerfallen.

Die Sängerin frug ihn hierauf, ob er für immer in der Stadt zu bleiben gedächte, und er entgegnete mit einiger Verlegenheit und Betrübniß, daß er für jetzt nur noch wenige Tage bleiben könne, aber gewiß bald zurückkehren werde.

„Sie werden doch übermorgen noch hier sein?" frug sie ihn hastig.

Heinrich entgegnete: „Ich hoffe es." Und setzte dann die Frage hinzu: „Weßhalb fragen Sie gerade nach diesem Tage?"

Die Sängerin lächelte ihn einen Augenblick freundlich an, dann sagte sie: „Mir fiel ein, daß Sie als Musikfreund gewiß die Aufführung des Don Juan gern hören werden."

Heinrich entgegnete mit der Frage, ob sie darin beschäftigt sei.

Fräulein Telburg lächelte wieder und machte den jungen Mann dadurch ganz verwirrt. Dann sagte sie: „Ich werde die Zerline singen, und daß ich es Ihnen nur gestehe, denn wozu nützt alle Verstellung, gerade in dieser Partie möchte ich von Ihnen gesehen sein. Sie waren gestern so nachsichtig — o, ich habe Alles bemerkt und fühlte mich recht beschämt, aber doch gehoben, — da wäre es mir nun ganz besonders erwünscht, wenn Sie einmal Gelegenheit hätten, zu bemerken, daß ich auch klassische deutsche Musik verstehe. Mozart ist mein Ideal und die Zerline meine Lieblingsrolle. Wenn ich in ihr einmal mißfiele, ich glaube, ich würde es nicht überleben."

Heinrich war kaum im Stande, die Eindrücke alle zu bewältigen, die auf ihn einstürmten. Daß die Sängerin auf sein Urtheil Gewicht legte, daß sie von ihm in ihrer Lieblingsrolle gehört sein wollte, schien für ihn, der früher nie solche Gespräche geführt hatte, der Beweis für die Verwirklichung seiner kühnsten Hoffnungen. Er war nahe daran, ihr seine Liebe zu gestehen, und faßte sich nur so weit, daß er fest zusagte, bei der Darstellung des Don Juan zugegen zu sein, dann eilte er rasch in's Freie, um sein heißes Blut abzukühlen.

Es versteht sich von selbst, daß Fräulein Telburg als Zerline einen ihrer schönsten Triumphe feierte. Sie würde unter allen Umständen einen ganz guten Erfolg mit dieser Rolle erzielt haben, aber der nachdrückliche und anhaltende Applaus, verbunden mit den lauten Bravos, welche man ihr zurief, waren doch größtentheils Heinrich's Werk. Die Zuschauer in seiner Nähe hielten ihn für einen großen Kenner und Enthusiasten, welchem Niemand nachstehen wollte, und so steigerte sich der Beifall mit jeder Nummer.

Der darauffolgende Tag war der äußerste Termin zu Heinrich's Abreise. Mit schwerem Herzen ging er, um von Fräulein Telburg Abschied zu nehmen. Ihre alte Gesellschafterin, eine weitläufige Verwandte, empfing ihn und sagte ihm, daß die Sängerin den Besuch des Intendanten eines der größten Hoftheater erwarte, welcher hierher gekommen sei, um sie am Abend vorher singen zu hören. Fräulein Telburg konnte darum auch nur auf einen Augenblick ihren Verehrer sehen, ihm einige freundliche Blicke und einen warmen Händedruck zum Abschied geben und die Hoffnung aussprechen, ihn recht, recht bald wiederzusehen. Eben rollte der Wagen des fremden Intendanten vor, als Heinrich mit einem Herzen voll Trennungsschmerz und süßer Hoffnung aus dem Hause eilte.

Nachdem er von seinen Verwandten Abschied genommen, ließ sich Heinrich durch seinen Freund Hiltner bis zur Post begleiten, von wo er zu dem Landstädtchen fuhr, welches nur wenige Schritte von seinem väterlichen Gute entfernt war.

Hiltner war durch einen Trauerfall in den letzten Tagen verhindert gewesen, seinen Freund zu öffentlichen Orten des Vergnügens zu begleiten und hatte auf diese Weise keine Ahnung von dessen Erlebnissen in und außerhalb des Theaters. Als er nun dem abfahrenden Postwagen nachsah, trat ein Bekannter zu ihm, bat sich Feuer für seine Cigarre aus und frug: „Wer war der Herr, den Sie hierher begleiteten?"

„Mein Freund Rellmann war's," entgegnete Hiltner, — „der Schwager des Gerichtsraths Arnwald."

„So," versetzte der Andere mit besonderer Betonung, — „daher also bläßt der Wind!" Hiltner wurde neugierig und frug Jenen, was er damit sagen wolle.

„Sie wissen," erwiederte der Bekannte, — „daß ich zu den Habitués des Theaters gehöre. Unsereinem entgeht dort nichts. Ihr Freund Rellmann ist Claqueur für die Telburg."

Hiltner lachte hellauf. „Das klingt komisch," sagte er, — „der ehrliche Rellmann ein Claqueur!"

„Was ist dabei zu verwundern?" entgegnete Jener, „es versteht sich von selbst, daß die Telburg ihn nicht mit Geld bezahlt; das ist auch ganz einerlei. Die Claqueurs der Gallerie bezahlt man mit Geld und die im Parquet werden von den weiblichen Dmiseleern mit einem Blicke, einem Händedrucke u. s. w. geworben. Der Effekt ist derselbe."

Hiltner fand diese Doktrin höchst drollig, aber er meinte, auf seinen Freund Rellmann könne dieselbe doch wohl keine Anwendung finden. Dieser habe die Telburg allerdings bei seiner Schwester kennen gelernt, sei aber gewiß weit davon entfernt, irgend welche Absicht zu verfolgen, wenn er sie applaudire. Bei ihm sei der Applaus nur eine Folge des reinsten Kunstenthusiasmus.

Der Andere lachte laut auf. „Nun, dann sagen Sie mir," rief er aus, — „wie es kommt, daß Ihr Freund für die schönsten Stellen der Orsolan, welche neulich den Romeo und gestern die Donna Anna sang, kein Ohr hat? weßhalb er immer nur die Telburg applaudirt, und dieß mit einer Kraft und Energie, wie es kein bezahlter Claqueur besser machen könnte? Nein, Bester, das kennt man, und man weiß auch, weßhalb er gerade gestern seinen Posten so geschickt ausfüllte. Den Dienst, den er der hübschen Telburg damit geleistet hat, wird sie ihm wohl kaum genug lohnen können."

(Schluß folgt.)

Das Braunschweiger Jubelfest.

Erster Tag.

(Zu dem Bilde S. 806.)

Am Morgen des 19. August verkündeten die metallenen Stimmen der Glocken den Braunschweig dieser alten ehrwürdigen Welfenstadt den Beginn der tausendjährigen Jubelfeier ihrer Gründung. Jedes Haus prangte im Schmuck von Fahnen, Blumen und Guirlanden, welche die Straße in heiteren Festens überspannten Banner mit den Landes- und städtischen Farben, Schilde und Embleme jeder Art zierten die Gebäude. Roß und Löwe, die Wappenthiere des herzoglichen Hauses, waren überall angeheftet, kernige, witzige Sprüche las man an Häusern und Portalen, und unter den öffentlichen Gebäuden zeichneten sich durch besonders reichen Schmuck das Stadthaus, die Burgkaserne, das Museum, die Martinsschule und das prachtvolle Portal der Aegidienkirche aus. Eingeleitet wurde die Feier durch den Festzug der Jugend, die, unter Banner geschaart, dem Altstadtmarkte zuzog und dort den Choral: „Nun danket Alle Gott!" anstimmte. Der Zug bewegte sich dann durch einige Straßen über den Schloßplatz, wo der Herzog am Fenster denselben freundlich grüßend defiliren ließ. Auf dem Monumentsplatz angelangt, machte Schulinspektor Lang die Jugend auf die Bedeutung der Feier aufmerksam, und brachte ein Hoch auf die Stadt und den Herzog Wilhelm aus.

Ueber Land und Meer.

Reisebilder aus der Zeit und zur Zeit.

XX.

Skizzen und Reiseerinnerungen aus Neuseeland

von

Dr. Ferdinand v. Hochstetter.

5. Die heißen Quellen oder die Puia's und Ngawha's.

Die Nordinsel von Neuseeland ist reich an vulkanischen Phänomenen aller Art. Hohe trachytische Kegelberge, bedeckt mit ewigem Schnee, eine große Anzahl kleinerer Vulkankegel von ganz jungem geologischem Alter, eine lange Reihe heißer Quellen, welche wie die Geysir auf Island intermittirend nach kürzeren oder längeren Zeitintervallen siedend heiße Wassermassen in dampfenden Fontänen in die Höhe werfen, Fumarolen, Solfen und Solfataren in der großartigsten Mannigfaltigkeit bieten dem Geologen ein reiches Feld der Beobachtung, dem Reisenden eine Reihenfolge der merkwürdigsten Naturszenen.

Das Zentrum dieser großartigen und mannigfaltigen vulkanischen Thätigkeit liegt im Mittelpunkt der Nordinsel, da, wo auf einem breiten Bimssteinplateau von gegen 2000 Fuß Meereshöhe die beiden Riesenkegel, der Tongariro und Ruapahu, sich erheben, der Tongariro 7500 Fuß hoch und noch heute thätig, mit zwei gewaltigen Kratern, der Ruapahu aber gegen 10,000 Fuß hoch, und, wie es scheint, gänzlich erloschen. Diese beiden Berge sind umgeben von einer Anzahl kleinerer Berge, wie Pihanga, Kakaramea, Kaharua, Hauhanga u. s. f., welche die Eingebornen als die Weiber und Kinder der beiden Riesen bezeichnen. Sie erzählen überdieß von einem dritten Riesen, Namens Taranaki, der früher neben jenen beiden Tongariro und Ruapahu stand, aber in Streit mit ihnen gerieth, und besiegt zur Westküste floh, wo er nun einsam an der Küste sein Haupt bis in die Wolken erhebt, der schneegegipfelte Taranakiberg oder Mount Egmont (8270 Fuß). Vom Fuße des Tongariro und Ruapahu dacht sich das Land, ganz aus trachytischen Laven und aus Bimsstein bestehend, allmälig ab bis zur Nordostküste der Insel, und wenige Meilen von dieser Küste entfernt liegt die kleine Insel Whakari oder die „weiße Insel", deren Kegelberg, weithin sichtbar mit den fortwährend von ihm aufsteigenden weißen Dampfwolken, den zweiten noch thätigen Krater Neuseelands in sich einschließt. Die Entfernung vom Tongarirovulkan bis zum Whakarivulkan beträgt 120 Seemeilen. Auf dieser ganzen Strecke aber, fast genau auf der Linie, welche die beiden noch thätigen Vulkane verbindet, siedet und dampft es an mehr als tausend Stellen aus den tiefen Spalten und Rissen, welche die Lavaschichten, aus denen der Boden besteht, durchziehen, während zahlreiche Seen, worunter der Taupose mit einem Durchmesser von 20 englischen Meilen, die größeren Einsenkungen des Bodens ausfüllen.

Dieß ist die durch ihre kochenden Quellen, ihre Fumarolen und Solfataren, oder, wie die Eingebornen die Erscheinung nennen, durch die ngawa's und puia's so berühmt gewordene „Seegegend" im südöstlichen Theil der Provinz Auckland von Neuseeland. Nur wenige Touristen sind bis jetzt auf den mühsamen Maoripfaden durch Urwälder und Sümpfe vorgedrungen in diese merkwürdige Gegend, aber alle, welche die Wunder, welche die Natur hier bietet, mit eigenen Augen gesehen, waren voll von Bewunderung und Staunen. Nur die Eingebornen haben bis jetzt Gebrauch gemacht von diesen großartigsten Thermen der ganzen Welt, und Linderung und Heilung gefunden bei mannigfachen Leiden und Krankheiten. Aber wenn mit der fortschreitenden Kolonisation von Neuseeland die Gegend zugänglicher wird, werden Tausende von Menschen, welche auf der südlichen Hemisphäre, in Australien, Tasmanien oder Neuseeland ihre Heimat gegründet haben, dahin pilgern, wo die Natur in der herrlichsten Gegend, im besten und mildesten Klima so merkwürdige Phänomene zeigt, und in so unerhörter Anzahl und Fülle die heilkräftigsten warmen Quellen geschaffen hat.

Ich will nur die Hauptpunkte kurz hervorheben, und beginne mit den heißen Quellen am Abhange des Tongarirovulkanes, die ihrer heilkräftigen Wirkungen halber von den Eingebornen viel besucht werden. Dann folgen in nordöstlicher Richtung die heißen Sprudel und die Eisensäuerlinge von Tokanu und Terapa am südlichen Ufer des Tauposees, darunter die gewaltige puia Pirori, ein Sprudel, dessen siedendheiße Wassersäule von 2 Fuß Durchmesser bisweilen eine Höhe von mehr als 40 Fuß erreicht. Am Nordende desselben Sees ergießt sich ein ansehnlicher Bach von warmem Wasser, der Waipahihi, in einer dampfenden Kaskade in den See, und ringsum sprudelt heißes Wasser aus dem Sand des Ufers. Folgt man dem Taupose aus dem Laufe des Waikatostromes, so gelangt man am linken Ufer des Flusses zunächst zu der merkwürdigen Karapitiamarake. Auf weite Strecken ist der Boden hier erwärmt, und inmitten einer großen Anzahl von sogenannten Schlammvulkanen erhebt sich zischend und brausend,

als ob man aus einem ungeheuren Dampfkessel hochgespannten Wasserdampf ausströmen ließe, die Fumarole. Die Gewalt des ausströmenden Dampfes ist so groß, daß Stücke, Baumäste oder andere Gegenstände, welche man hineinwirft, 20 bis 30 Fuß hoch emporgeschleudert werden. Am rechten Flußufer liegen die ähnlichen Parakirifumarolen. 25 Meilen weiter abwärts liegt auf der Anhöhe über dem Waikatofluß das Maoridorf Orakeikorako. Die ganze Gegend ist hier fortwährend in weiße Dampfwolken gehüllt, beide Flußufer sind enkrustirt von Kieselsinter, und aus deren Sprudelschalen strömt kochendes Wasser oder heißer Wasserdampf an mehr als hundert verschiedenen Punkten. Die Natur selbst hat die prächtigsten Badebassins von allen Temperaturgraden gebildet, bei deren Auswahl man sich aber wohl in Acht nehmen muß, daß man sich nicht zu sehr einer der vielen intermittirenden Springquellen nähert, die in verschiedenen Zeitintervallen plötzlich ohne lange Vermahnung gewaltig ihr siedendes Wasser 20 bis 30 Fuß hoch auswerfen. Zwei meiner Reisegefährten sind hier nur mit genauer Noth der Gefahr, abgebrüht zu werden, entronnen.

Bei Orakeikorako setzt die Linie der heißen Quellen über den Waikatostrom, und der steile Abfall der Paeroakette bezeichnet von da aus weiter in nordöstlicher Richtung eine große Dislokationsspalte der Schichten, aus der an zahllosen Punkten Schwefeldämpfe, Wassergas und kochendes Wasser der Erde entströmen, und eine lange Reihe von heißen Quellen, Solfataren, Salsen und Fumarolen bilden, bis man am Rotomahana oder warmen See zu dem eigentlichen Mittelpunkt aller dieser Erscheinungen kommt, wo sie am großartigsten entwickelt sind. Die Masse heißen Wassers, welche an den Ufern und auf dem Boden dieses Sees der Erde entströmt, ist so groß, daß der ganze, eine englische Meile lange und eine halbe englische Meile breite See davon auf 28° Celsius erwärmt ist, und rings um den See ist der Boden so erwärmt, daß schon 1 Fuß unter der Oberfläche das Thermometer auf Siedhitze zeigt. Ich kampirte mit meiner Partie drei Tage lang auf einer kleinen Insel am See, deren Boden so warm war, daß wir trotz einer dicken Schichte von Farnkräutern und trotz den wollenen Decken, die wir für unser Lager ausbreiteten, Nachts mehrmals den Platz wechseln mußten, weil es zu heiß wurde. Kartoffeln und Fleisch aber konnten wir ganz bequem in natürlichem Dampf kochen, der allenthalben siedend heiß ausströmte, wo man nur ein wenig in die Erde grub, oder die vorhandenen Felsspalten von den Kräutern, welche sich darin gebildet hatten, reinigte. Mehrere der Quellen an den Ufern dieses Sees gehören zu dem Großartigsten, was man an heißen Quellen kennt. Obenan steht Tetarata. Etwa 80 Fuß hoch über dem See liegt das Hauptbassin der Quelle in einer kraterförmigen, nach der Seeseite offenen Einsenkung, 80 Fuß lang, 60 Fuß breit, und 30 bis 40 Fuß tief. Dieses gewaltige Bassin ist meist bis an den Rand gefüllt mit vollkommen klarem, durchsichtigem Wasser, das im Becken wunderbar schön türkisblau erscheint und am Rande des Bassins eine Temperatur von 84° Celsius zeigte, in der Mitte aber, wo das Wasser fortwährend mehrere Fuß hoch aufwallt, nahezu Siedhitze haben dürfte. Die Eingeborenen erzählten mir, daß bisweilen, aber höchst selten, die ganze Wassermasse ausgeworfen werde, und daß man dann in die Tiefe des Bassins blicken könne. Wie beinahe alle heißen Quellen Neuseelands, ist auch diese Quelle eine Kieselerdequelle, und ihr Abfluß hat am Abhange des Hügels ein System von Kieselsinterterrassen gebildet, die weiß, wie aus Marmor gehauen, in der Mannigfaltigkeit ihrer Bildung, einen Anblick gewähren, den keine Beschreibung und kein Bild wiedergeben kann.

Ich habe das Ganze von verschiedenen Standpunkten aus photographiren lassen und gezeichnet, allein die Darstellung, welche die Bilder geben, entspricht nicht der Großartigkeit und der Eigenthümlichkeit der Erscheinung in der Natur. Auf den einzelnen Terrassen sind wie künstlich eingehauene Becken größere und kleinere Bassins, in welchen das Wasser, je höher man auf den Terrassen steigt, um so wärmer wird. Man kann deshalb, wenn man baden will, sich die Temperatur aussuchen wie man es wünscht, wärmer auf den oberen Terrassen, kühler auf den tiefer liegenden Terrassen. Die Zartheit der



Braunschweiger Fest. Erster Tag. Der Aufzug der Maler vor dem Rathhause. Nach einer Originalzeichnung von Lanken. (S. 807.)



Tetarata, heiße Quelle mit Kieselsinterterrassen am Rotomahana oder warmen See. Nach einer Originalzeichnung mitgetheilt von F. v. Hochstetter.

tropfsteinförmigen Bildungen am Rande der Terrassen, das reine Weiß der Sinterbildungen im Gegensatz zum Blau des Wassers, zum Grün der umgebenden Vegetation, und zu dem intensiven Roth der nackten Erdwände des Wasserkraters, die aufwirbelnden Dampfwolken, Alles das zusammen gibt ein Bild, das einzig in seiner Art ist. Ganz ähnlich der Tetarataquelle ist die Quelle Otukapuarangi, deren treppenförmige Sinterterrassen im zartesten Rosaroth schimmern, und nicht weniger als 20 kochende Sprudel zählt man im Umkreis des Sees. Mit Recht gilt daher der Rotomahana für das Wunder unter den Wundern von Neuseeland.

Nur eine Tagereise entfernt vom Rotomahana liegt der viel größere Rotoruasee, durch einen Kanal verbunden mit dem Rotoitisee. Beide Seen haben an ihren Ufern gleichfalls wieder eine große Anzahl von heißen Quellen und Solfataren, in deren unmittelbarster Nähe die Eingebornen ihre Dörfer und pah's gebaut und sich besondere Winterquartiere auf den stets erwärmten Steinplatten der Sprudelschalen eingerichtet haben. Besonders großartig sind die intermittirenden Springquellen von Whakarewarewa am Rotoruasee, wo oft acht ngawha's zu gleicher Zeit springen, darunter der Hauptspringer Waikite, der auf einem 20 Fuß hohen aus Kieselsinter aufgebauten flachen kegelförmigen Hügel von Zeit zu Zeit das Schauspiel eines dampfenden Geysers bietet.

Uebrigens muß man in der Nähe aller dieser heißen Quellen äußerst vorsichtig sein, da die Sinterkrusten oft so dünn sind, daß sie unter der Wucht des Körpers einbrechen. Wer aber einmal ein solch' unfreiwilliges Fußbad in siedendem Wasser oder kochendem Schlamm genommen, wird sein ganzes Leben daran zu denken haben. Daß selbst größere Unglücksfälle nicht zu den Seltenheiten gehören, beweisen einzelne Denkmale in Form von aus Holz geschnitzten Figuren, die an solchen Stellen aufgestellt sind, wo Menschen verunglückten.

Alle diese heißen Quellen Neuseelands sind wie die heißen Quellen Islands vulkanischer Natur, und stimmen mit diesen auch darin überein, daß sie Kieselerdequellen sind, welche Kieselerde in großer Menge aufgelöst enthalten, und diese an der Luft als Sinter wieder absetzen. Die bunsen'sche Geysertheorie gilt auch für ngawha's und puia's von Neuseeland. Statt aber diese wohlbekannte Theorie auszuführen, will ich zum Schlusse die eigenthümliche Sage erzählen, welche die Eingebornen über die Entstehung dieser Quellen haben. Ich gebe die Sage, wie ich sie aus dem Munde te Heuheu's, des großen Taupohäuptlings, gehört habe.

Unter den ersten Einwanderern, welche vor etwa 600 Jahren von Hawaiki nach Neuseeland kamen, war auch der Häuptling Ngatiroirangi und seine Schwestern. Er landete auf der Insel Whakari oder der weißen Insel an der Nordostküste, jener vulkanischen Insel, welche ich früher erwähnt hatte. Unter den verschiedenen Dingen, welche der Häuptling und seine Schwestern von Hawaiki in ihrem Kanoe mitgebracht hatten, war auch Feuer, und zwar heiliges unverlöschbares Feuer von Hawaiki. Nach kurzer Rast auf Whakari machte sich der Häuptling mit seinem Sklaven Ngauruhoe auf den Weg, um das neue Land zu untersuchen. Sie erblickten



Maorigrabdenkmal am Rotoruasee. Nach einer Originalzeichnung, mitgetheilt von F. v. Hochstetter.

einen großen Berg gegen Süden, den Tongariro (das Wort bedeutet wörtlich „gegen Süden"), und beschlossen, diesen Berg zu besteigen, um von seinem Gipfel die ganze Gegend übersehen zu können. Oben angekommen, fand es aber der Häuptling sehr kalt, er rief daher laut nach seinen Schwestern auf Whakari, sie sollten ihm Feuer schicken, damit er nicht erfriere. Die Schwestern hörten den Ruf und schickten das heilige Feuer von Hawaiki durch die beiden Taniwha's (unterirdische Berg- und Wassergeister) Pupu und te Hoata auf unterirdischem Wege nach dem Gipfel des Tongariro. Das Feuer kam gerade noch in rechter Zeit, um den Häuptling zu retten, aber als es dieser seinem Sklaven bieten wollte, damit auch er sich erwärmen könne, da war der arme Ngauruhoe schon todt. Bis auf den heutigen Tag nun heißt das Loch, durch welches das Feuer auf dem Gipfel des Berges zum Vorschein kam, d. h. der thätige Krater des Tongariro, nach dem Namen des Sklaven Ngauruhoe, und das heilige Feuer brennt unterirdisch heute noch fort auf der ganzen Strecke zwischen Whakari und dem Tongariro, nach welcher es die Taniwha's brachten.

So haben auch die Eingebornen in ihrer Weise ganz richtig die Linie bezeichnet, auf der zwischen dem thätigen Krater des Tongariro und dem thätigen Krater von Whakari vulkanische Hitze sich in den zahlreichen Erscheinungen kund gibt, welche ich beschrieben habe.

München.

Mitte August.

§ Eine der auffallendsten und für den Kulturhistoriker interessantesten Erscheinungen ist das vernachlässigte, man möchte sagen ärmliche Aussehen des modernen münchner Privatbaues im Gegensatz zu andern Städten unserer Zeit. Wir dürfen daher dieser Angelegenheit wohl einige Zeilen widmen, im Anschluß an das, was wir vor Kurzem über die öffentlichen Bauten Münchens hier ausgesprochen haben. Wenn man den öffentlichen Bau für den Ausdruck und Spiegel des allgemeinen Volksgeistes zu halten berechtigt ist, so wird mit gleichem Rechte das bürgerliche Wohnhaus als die architektonische Gestalt der sozialen Anschauungen eines Volkes, besonders der Familiengefühle und Familienlebens gelten können. Die Geschichte des bürgerlichen Wohnhauses geht Hand in Hand mit der Entwicklung der häuslichen Sitte; je solider, humaner und schöner sich das häusliche Leben entfaltet, desto charaktervoller, stattlicher und ansprechender gestaltet sich auch das Wohnhaus. Es läge somit nahe, und dem angedeuteten architektonischen Mangel unserer guten Isarstadt auf einen tiefer liegenden sittlichen und sozialen zurückzuschließen. Wir wollen uns hier jedoch mit dieser Andeutung begnügen und die Thatsachen selbst weiter reden lassen.

Fast in allen großen deutschen Städten hat die moderne Zeit, haben namentlich die letzten Dezennien eine übereinstimmende, tiefeingreifende Umgestaltung des architektonischen Gesammtcharakters mit sich gebracht. Man könnte dieselbe in letzter Instanz wohl auf den Drang nach völliger Emanzipation von der mittelalterlichen Tradition zurückführen. Die Wälle werden niedergelegt, die Gräben ausgefüllt, Vorstadt und innere Stadt treten in nähere Verbindung, ja ein Stück vom Lande selbst wird hineingezogen, und so bilden sich die schönen, breiten, luftigen Gartenstraßen mit Blumenanlagen vor den Häusern, welche der freieren Luft unserer Zeit, dem freundlicheren Weltsinn unserer Hauptstädter besser entsprechen, als die hohen, engen Steinmassen vergangener Epochen. Ohne Frage bietet Berlin, welches außer seiner trefflichen, vom Schinkel'schen Geist erfüllten Architektenschule in dem großen Gartenkünstler Lenné den Matador solcher städtischen Gartenanlagen besitzt, für die Entwicklung dieser Gattung des modernen Privatbaues



Waikite, intermittirende Springquelle am Rotoruasee. Nach einer Originalzeichnung, mitgetheilt von F. v. Hochstetter.

die edelsten Muster dar. Strack, Stüler und namentlich Hitzig haben sich hier die größten Verdienste erworben. Daß neben Berlin auch Wien auf diesem Wege Tüchtiges zu Tage gefördert hat und noch seiner Neugestaltung noch hervorbringen wird, steht außer Frage. Die preußische Hauptstadt hat aber bisher die Verbindung einer gewissen modernen Eleganz mit der strengen klassischen Tradition vor allen andern deutschen Städten voraus. Im Uebrigen braucht man nicht so weit emporzusteigen, um viel Schönes im Felde des bürgerlichen Baues anzutreffen. Auch kleinere Städte, wie Leipzig, Stuttgart, namentlich aber Frankfurt sind ohne viel Redens zu einer völlig neuen Gestaltung ihrer Privatarchitektur gelangt, die den Vergleich mit keiner Weltstadt zu scheuen braucht. In unserem Isar-Athen dagegen, wo eine architektonische Theorie die andere jagt, und wo man sogar mit hoher und höchster Prätension an dem Problem eines neuen Baustyls herumexperimentirt, hat sich der durchgehende Charakter des Privatbaues auch nicht über die Stufe einer mäßigen Provenzialstadt erhoben.

Schuld hieran sind jedoch keineswegs allein oder vorzüglich die Architekten, sondern namentlich die höheren Stände der Gesellschaft selbst, der Adel und das vornehmere Bürger- und Beamtenthum. Wenn man sich erinnert an jene stolzen Paläste der italienischen Adeligen, z. B. der Balbe und Durazzi in Genua, der Litta in Mailand, und damit die städtischen Sitze unserer Aristokratie vergleicht, so erschrickt man förmlich über den Kontrast und ist nicht eben geneigt, in die Geringschätzung einzustimmen, mit welcher unser Adel auf seine transalpinen Standesgenossen herabzublicken pflegt. Wir brauchen nur einen Gang durch die münchener Briennerstraße und ihre Umgebung zu machen, um eine recht bescheidene Vorstellung von dem architektonischen Sinn dieser bayerischen Reichswürdenträger zu erhalten. Die Hohenlohe-Schillingsfürst, Waldbott-Bassenheim, Törring-Seefeld, Wallerstein, Leyen wohnen hier in Häusern, deren sich der große frankfurter und hamburger Kaufherr schämen würde. Wir muthen diesen Adelssitzen keine Pracht im Sinne der Rokokozeit, keine fürstlichen Dimensionen zu, aber wenn die Architektur, wie hier, in einem dorischen Säulenportikus von übertünchtem Holz oder einem angeklebten Mäanderornament unter den Fensterbrüstungen ihre höchsten Triumphe feiert, so müssen wir den hierin offenbarten Mangel jeglichen Sinnes für baulichen Komfort und eine gediegene Opulenz tief beklagen. Einzelne Ausnahmen, wie der jetzige Lippe'sche, früher Bernhard'sche Palast, und das elegante, in den Formen der italienischen Renaissance gehaltene Palais, welches ein Nachkomme der kunstliebenden Grafen Schönborn baute, können die Regel nur bestätigen. Daß die Häuser des niederen Adels und der Beamtenwelt, wenn diese nicht, wie meistens der Fall ist, zur Miethe wohnt, nicht weniger ärmlich sind, kann uns hienach nicht wundern. Die Architekten klagen stets über die entsetzliche Knauserei der Bauherren. In den unteren Sphären der Gesellschaft ist diese aber in der Regel durch die Umstände geboten, und wenn sie hier aufhören soll, muß sie zunächst in den oberen Schichten gebrochen werden. Ob ein solcher Umschwung zu erwarten steht, ohne eine politische und soziale Regeneration der Aristokratie überhaupt, wird freilich dahinstehen müssen.

Ich habe bisher das eigentliche Miethhaus ganz außer Acht gelassen. Dasselbe bildet allerdings einen Hauptbestandtheil des modernen Privatbaues. Unter den Hunderten von Häusern, die in München während der letzten Jahre gebaut sind, werden kaum zwanzig Nichtmiethhäuser sein. Hier ist denn auch das eigentliche Feld für die experimentirende Stylmacherei, und nirgends tritt unser architektonischer Fiasko greller zu Tage. Man wird von dem Miethhause aus niemals eine Reformation der Architektur beginnen können. Ihm fehlt eben das, was die Seele des Hauses als solchen ausmacht, der persönliche Charakter. Wir konnten es daher oben vorläufig übergehen. Im modernen Miethhause tritt die Baukunst massenweise auf; so fordert es die Natur der Sache. Seine Wirkung beruht in der Totalwirkung der Straße oder des Platzes. Es muß, um mich so auszudrücken, en gros komponirt sein. Jede kleinliche, das Dekorative zu stark betonende Richtung ist hier vom Uebel und wirkt um so ungünstiger, je stattlicher die Plätze oder Straßen im Ganzen angelegt sind. Die Belege dafür bietet unsere neue Maximiliansstraße. Sie gehört, was Gesammtkomposition und Raumbenutzung betrifft, zu den glücklichsten und großartigsten Anlagen der neueren Zeit. Aber die geringfügige, spielende Architektur der Privathäuser, die sich selbst den öffentlichen Bauten der Straße mitzutheilen droht, hebt einen großen Theil der Wirkung des Ganzen wieder auf. Man hat sich in der Anlage und Ausstattung des Straßenkörpers so glücklich an pariser Vorbilder angeschlossen. Wäre man nur auch in architektonischer Beziehung, nicht sklavisch, aber im Prinzip den dortigen Architekten gefolgt, welche namentlich in der großen einfachen Massenverwendung Bewunderungswerthes leisten. Es wäre sehr thöricht, wenn man das Miethhaus deßhalb stiefmütterlich behandeln wollte, weil es zur Uniformität, in letzter Instanz, also zum Unkünstlerischen hindrängt. Im Gegentheil öffnet sich hier dem Architekten ein neues großes Feld künstlerischer Thätigkeit, wenn er es nur versteht, am richtigen Ort Entsagung zu üben.

Zur Tagesgeschichte.

XLV.

Der Protestantismus in Frankreich.

Wenn aus der gegenwärtigen Lage der katholischen Kirche, und speziell des Oberhaupts derselben, der Sache des Protestantismus irgend welcher erhebliche Gewinn erwachsen sollte, was übrigens bis jetzt nur in sehr geringem Maße geschehen zu wollen scheint, so liegt dieß jedenfalls nicht in der Absicht des Mannes, welcher die katholische Kirche in jene Lage versetzt hat. Die Absicht des Kaisers Napoleon geht auf nichts weniger, als auf eine innerliche Reformation der römischen Kirche im Sinne der Bekenntnisse des 16. Jahrhunderts. Seine Intention ist vielmehr auch hier nur allerwärts die selbstsüchtigste von der Welt, sie geht nur dahin, die kirchliche Gewalt unter die Staatsgewalt zu beugen, den Klerus mit seinem mächtigen Einfluß und seinen wirksamen Agitationsmitteln für seine Zwecke zu gewinnen, und sich selbst zum unumschränkten Herrn über die kirchlichen wie über die politischen Angelegenheiten seines Landes zu machen: die Gründung eines cäsaropapistischen Regiments ist der Grundgedanke seiner auf die Untergrabung der römischen Einrichtungen systematisch abzielenden Politik.

Es ist wahr, wenn Napoleon, wirklich gestützt auf die außerordentlichen Machtmittel, welche ihm zu Gebot stehen, den großartigen Gedanken fassen wollte, die augenblickliche Weltlage zu einer Reformation des Kirchenwesens im großen Style zu benützen, so würde der Erfolg mehr als zweifelhaft sein. Die Geschichte von drei Jahrhunderten zeigt, daß der romanische Geist überhaupt nicht der Boden für den Protestantismus ist, daß er keine ihm verwandte Elemente enthält, daß der evangelische Glaube schwerlich jemals die Volksreligion der südlichen Völker werden kann. Weder die Tiefe des protestantischen Dogmas, noch die einfache Prunklosigkeit des Kultus entspricht den natürlichen Eigenschaften der romanischen Nationen, deren lebhaftes, auf das Konkrete und Sinnliche angelegte Naturell immer ein legendarisch geschmücktes Dogma und einen heiter und festlich ausgeprägten Kultus verlangen wird. Den deutlichsten Beweis hiefür liefert eben jetzt Italien, wo die Verhältnisse einem massenhaften Abfall von der römischen Kirche so ungemein günstig lagen, und doch die Fortschritte des nunmehr ungehindert sich bewegenden Waldenserthums so unverhältnißmäßig dürftig sind, und auch diese spärlichen Erfolge bloß politischen Motiven, keineswegs aber dem inneren Bedürfniß eines geistigeren Bekenntnisses beizumessen sind.

Für das kaiserliche Regiment in Frankreich aber kommt noch ein weiteres bedeutsames Moment hinzu, welches erst erklärt, warum die antirömische Politik Napoleons zugleich eine antiprotestantische ist. Der Protestantismus steht mit einem Wort in einem prinzipiellen, in seinem innersten Wesen begründeten Gegensatz zu dem despotischen Regiment des Bonapartismus. Dieses ist wesentlich zentralistisch, seine Tendenz ist, Alles von einem Mittelpunkt aus zu beherrschen, das individuelle Leben aber, wo es sich regt, nieder zu halten und zu ertödten. Jener ist wesentlich dezentralistisch, eine Gemeinde freier, selbstständiger Glieder, und die selbstständige Entwicklung alles individuellen Lebens begünstigend. Das Kaiserthum verlangt unbedingte Unterwerfung, und seine Organe sind nur dazu da, ihm diesen Gehorsam zu verschaffen und jede Regung des freien Geistes zu unterdrücken. Das Wesen des Protestantismus ist die Freiheit: in der freien Forschung hat er der Subjektivität ihr Recht gewahrt und die Einheit der Tradition aufgelöst. Die freie Forschung ist aber ein gefährlich Ding nicht bloß für die Autorität der Tradition und für die Gewalt dieser Autorität, sondern für jede Gewalt, die nicht gegründet ist auf die Freiheit der einzelnen Glieder, für jede Despotie, sie sei geistlicher oder weltlicher Art. Diesen inneren Zusammenhang der geistigen und staatlichen Freiheit hat die Despotie zu allen Zeiten instinktmäßig herausgefühlt, Napoleon III. nicht minder als Philipp II. von Spanien, nur daß in unserem aufgeklärten Jahrhundert freilich die Verfolgungen nicht mehr den blutigen Charakter der früheren Zeiten haben. Anstatt der Henker und der Albas agiren im heutigen Frankreich, das an der Spitze der Zivilisation marschirt, die Präfekten und Polizeikommissäre, und die Stelle der Inquisition vertritt eine gefügige Administration und endulistische Gesetzesauslegung. Daß jener instinktive Haß des Despotie gegen die protestantische Freiheit aber gleichwohl noch in vollem Maße besteht, lehren zahlreiche Beispiele aus der Geschichte des zweiten Kaiserreichs. Die vielbesprochenen Vorgänge im Departement Haute-Vienne, welche erst kürzlich ihre Erledigung gefunden haben, sind zu bezeichnend, um nicht an ihnen dieses ganze Verfolgungssystem der polizeilichen Willkür zu veranschaulichen.

Es war im Jahre 1836, daß die Gemeinde Villefavard, im Bezirke Bellac, 600 Einwohner stark, sich von der römischen Kirche lossagte. Es scheint dieß nicht ohne Einwirkung der damals grassirenden sozialistischen Ideen geschehen zu sein, auch wich ihr Bekenntniß im Anfange etwas von dem Bekenntniß der gesetzlich geduldeten reformirten Kirche ab. Allein nach sechs Jahren war diesem Uebelstand abgeholfen. Sie wandten sich an das reformirte Konsistorium zu Paris um einen Pastor, und die Bitte ward erfüllt. Sämmtliche Einwohner verzichteten auf die Messe, und begehrten nun für sich und ihre Kinder einen religiösen Unterricht im Einklang mit den reformirten Prinzipien. Bald fand das Beispiel Nachahmung bei den benachbarten Dörfern. Chateau-Ponsac, Rancon, Balledent, Droux, Thiel baten um Pastoren und bauten Gotteshäuser. Selbst in Limoges, der Hauptstadt der Provinz, wurde eine geräumige Kapelle errichtet, und die Zahl der Konvertiten wuchs von Tag zu Tag. So lange die tolerante Julirregierung dauerte, waren sie zwar nicht ganz ohne Anfechtung von Seite der Behörden, doch konnten diese es nicht wagen, bis zu förmlichen Verfolgungen vorzugehen. Anders wurde es mit der Revolution von 1848, durch welche die Hierarchie freieren Spielraum gewann, und schon damals konnte sie das Predigeramt in diesen Gemeinden untersagen. Nach dem Staatsstreich aber brach die volle Reaktion wie auf politischem, so auf kirchlichem Gebiet an. Im Jahre 1852 wurden auf Befehl des Unterpräfekten alle Gotteshäuser im Arrondissement Bellac plötzlich geschlossen, und erst 1856 durften sie auf speziellen Befehl des Kaisers wieder geöffnet werden. Allein neben den Gotteshäusern waren inzwischen auch Schulen für den religiösen und sittlichen Unterricht aufgeblüht. Der geistige Zustand dieser ländlichen Gemeinden hatte nach wenigen Jahren ein völlig verändertes Aussehen. Noch im Jahre 1844 konnte in der Gemeinde Villefavard keine einzige Person ordentlich lesen und schreiben, und da diese Bedingung doch wenigstens für den Maire unerläßlich schien, sah sich der Präfekt genöthigt, sich nach einer andern Gemeinde zu wenden, um eine Probe von den Resultaten zu erhalten, welche eine unter der Aufsicht des akademischen Raths zu Limoges stehende Schule zu erzielen im Stande war. Im Jahr 1852, als die protestantischen Schulen geschlossen wurden, konnte jede Person von einem gewissen Alter lesen und schreiben, und selbst die Kinder waren im Stande, den Priestern und Magistratspersonen Unterricht in den Anfangsgründen des christlichen Glaubens zu ertheilen. Gleichwohl wurden diese Schulen durch eine Entscheidung des Präsidenten des akademischen Raths des Departements Haute-Vienne „im Interesse der Moralität“ verurtheilt. „Da die Schullehrer, so hieß es in dem Beschlusse, möglicherweise in Irrthum verfallen könnten, so verurtheilen wir sie zu der modifizirten Strafe der Suspension auf sechs Monate und in die Kosten.“ Dieser Beschluß ward am 9. Dezember 1852 ausgefertigt, und seitdem blieben trotz wiederholter Appellationen, Demonstrationen und Denkschriften an die Regierung die Schulen geschlossen. Das Volk aber hielt fest an seiner Ueberzeugung und, mit Ausnahme von drei, bewahrten sämmtliche Gemeinden den Grundsätzen ihrer selbstgewählten Religion getreu. Die Kinder im Arrondissement Bellac befanden sich jetzt freilich in einer üblen Lage, sie waren ohne irgend ein Mittel des Unterrichts. Es existirte nicht einmal eine Gemeindeschule, und wenn eine solche bestanden hätte, so waren doch die Väter entschlossen, niemals zu der Religion zurückzukehren, auf welche sie verzichtet hatten. So kamen sie denn überein, einen Lehrer anzustellen, der von Haus zu Haus wandernd in jeder Familie Unterricht geben sollte. Und zwar wurde dabei die Vorsicht gebraucht, daß immer nur zur Familie gehörige Kinder gegenwärtig sein sollten. Denn wenn der Polizeioffizier bei dem Unterrichte ein Kind von einer andern Familie entdeckt hätte, so wäre dieß eine Ueberschreitung des Gesetzes gewesen und der Lehrer den Strafbestimmungen des Erziehungsgesetzes verfallen. Dieser Lehrer, er hieß Jusnel und war von der evangelischen Gesellschaft in Paris der Gemeinde zugesandt worden, kam nun von Morgens früh bis Abends spät seinen Pflichten nach, und setzte so sein mühsames Werk acht Jahre lang fort. Die Behörden harrten ungeduldig einer Gelegenheit zum Einschreiten und hatten die Polizei im Verdachte, in ihrer Pflichterfüllung säumig zu sein. Endlich aber war die Geduld des Bischofs von Limoges und der Justizbehörden erschöpft, und am 28. Januar 1860 machte das Friedensgericht von Chateau-Ponsac dem Lehrer Jusnel den Prozeß. Jusnel war nämlich ertappt worden, wie er zwei Brüdern, nicht im Haus der Familie selbst sondern in einem andern passenden Lokal, Unterricht gegeben hatte, und am 11. Februar verurtheilte das Tribunal von Bellac, das schnell eine unerwartete Berühmtheit für seine erleuchtete Justiz bekam, den armen Jusnel zu 50 Franken und zu den Kosten, indem es noch außerdem die Schließung seiner Schule verfügte, die er niemals gehalten. Der kaiserliche Hof von Limoges bestätigte das Urtheil, und erst als die Sache vor den höchsten Kassationshof kam, entschied dieser, daß, da Jusnel gar keine Schule gehalten habe, das Provinzialgericht eine falsche Auslegung von den fraglichen Gesetzesartikeln gemacht habe und das Urtheil umzustoßen sei. Der Fall wurde jetzt einem andern Provinzialgericht, dem zu Bordeaux, übergeben und dieses befreite nun Jusnel völlig aus den Händen der Priester und Präfekten. Groß war die Freude der Landbewohner in Haute-Vienne, als die Nachricht von diesem Sieg in ihre Berge und Thäler drang; sie hielten jetzt ihre Leidenszeit für zu Ende, auch der Unterrichtsminister Rouland schien günstig gestimmt und erklärte einer Deputation, der er Audienz bewilligte, daß er gerne bereit sei, ihre Beschwerden zu Gunsten der Protestanten in Haute-Vienne zu berücksichtigen. Aber noch immer blieb die gehoffte endliche Entscheidung aus. Neue Schwierigkeiten, neue Verzögerungen traten ein. Zwei Schulmeister wagten es endlich in den Gemeinden zu erscheinen, und begannen einige Kinder in ihren Schulen zu sammeln. Aber der unterrichtete Präfekt, vom Bischof mit dem Vorwurf der Lauheit bedroht, trat abermals dazwischen, und verbot den evangelischen Unterricht „aus Gründen der öffentlichen Moral“! Jetzt erst wagte es die unabhängige Presse diese Reihe willkürlicher Administrativmaßregeln an's Licht zu ziehen, es begann eine Agitation in der öffentlichen Meinung, der es ohne Zweifel in erster Linie zu danken ist, daß endlich doch eine Entscheidung im Sinne der religiösen Freiheit erfolgte: am 14. August 1861 beschloß der Departementalrath von Haute-Vienne im Einverständniß mit dem Unterrichtsminister und dem Präfekten, daß Jusnel die Erlaubniß haben sollte, zu Balledent eine Schule zu errichten, mit der einzigen Bedingung, bloß Glaubensgenossen in dieselbe aufzunehmen — eine Erlaubniß, die ohne Zweifel ebenso auch für die übrigen, damals geschlossenen Schulen des Departements gilt.

Die Erzählung dieser Leidensgeschichte der Protestanten von Haute-Vienne, dieser ganz willkürlichen Vorenthaltung des Rechts, die erst nach einer Reihe von Jahren gesühnt wurde, bedarf keines Kommentars. Soll dieß das Pflaster sein, welches Napoleon auf die Wunden legt, die er der katholischen Kirche geschlagen, ein Nachklang der Dankbarkeit, die er dem Klerus für die gelungene Durchführung des Staatsstreichs schuldet? Oder gibt sich darin nicht vielmehr die tiefe, prinzipielle und fast instinktmäßige Abneigung kund, die das System des Bonapartismus vor der befreienden Macht des Protestantismus empfindet? Und ist nicht diese instinktive Besorgniß vor einer heranwachsenden Macht, die stärker ist als die Sicherheitsgesetze, eine wohl begründete? In der That kann es kein Zweifel sein, daß die Opposition gegen das starre zentralistische, alle Mittel des Landes für die Hauptstadt ausbeutende Regierungssystem in der öffentlichen Meinung täglich Fortschritte macht, und es ist schwerlich ein bloßer Zufall, daß die beredtesten Wortführer dieser Opposition in der Tagespresse — Protestanten sind. – h.

Briefmappe.

Hrn. A. K. in L—nitz. [illegible]

Hrn. Dr. Ch. A. in ?. [illegible] — Und bessere Tage! —

Hrn. Pr.-Sekr. St. in D. [illegible]

Hrn. F. K. in M—n. [illegible]

Hrn. Graf K. B. [illegible]

Fr. M. B. in Br—n. [illegible]

Hrn. Reg.-Rath v. St. in K. [illegible]

Frl. Fr. K. [illegible]

Hrn. Dinkel, S. in H. [illegible]

Hrn. Dr. C. L. in Z. [illegible]

A—mann'sche Buchh. in Leipzig. [illegible]

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

Bäder und Heilanstalten.

995 **Die Traubenkur**

zu Bad Gleisweiler (Eisenbahn-Station Landau in der Rheinpfalz) beginnt am 10. September. Näheres durch

Dr. med. L. Schneider.

25 **Für Leidende!**

Die Naturheilanstalt von Dr. Steinbacher in München [illegible] Dr. Steinbacher's Regenerationsanstalt.

Diätetische Heilanstalt zu Dresden!

[illegible] Herrn Dr. med. Paul Kadner in Dresden selbst zu richten.

Für den Verwaltungsrath

49 der Stadtverordnete, Redakteur H. Klemm.

Bekanntmachungen aller Art.

Institut-Breidenstein

963 zu Schloß Berg bei Andelfingen,

Kanton Zürich (Schweiz).

[illegible]

Schweiz: [illegible]

Deutschland: [illegible]

Frankreich: [illegible]

Belgien: [illegible]

Holland: [illegible]

England: [illegible] London, 1, Hammond-Court, Mincing Lane [illegible] Newportstreet, Leicester Square W. C. [illegible]

Rußland: [illegible] in St. Petersburg.

Ungarn: [illegible] in Pest.

Die landwirthschaftliche Lehranstalt

zu Plagwitz, ¼ Stunde von Leipzig,

[illegible] 923

Großherzogl. Sächs. Lehranstalt für Landwirthe an der Universität Jena.

[illegible]

Jena, im August 1861.

Die Direktion der Großherzogl. S. Lehranstalt für Landwirthe an der Universität Jena. [illegible] 64

Knaben-Institut des Dr. phil. Klose

743 zu Cannstatt bei Stuttgart.

[illegible] — Das Nähere geben die Prospekte. —

65 [illegible]

Herbst-Katalog für 1861,

[illegible]

Leipzig, den 7. September 1861

Laurentius'sche Gärtnerei.

En-tous-cas für Photographen.

[illegible]

[illegible] Physiker, Optiker u. Mechaniker.

701 [illegible] in Hamburg.

114 **Photographische Apparate,**

[illegible]

29 **Metachromatypie-Bilder**

[illegible]

Kunst-Anstalt für Metachromatypie in Leipzig.



Die Fabrik plastischer Kohle, Berlin

[illegible] 41

166 **Echte bayerische Jagd-Joppen**

[illegible]

Ig. Riehle in München.

60 **!! Für die Winter-Saison !!**

Echte bayerische sowie Deister Jagd-Joppen

[illegible]

Joppenfabrik von S. Blumenthal in Springe am Deister Königreich Hannover.

960 **Gelagerte Cigarren**

[illegible]

F. W. Stolze & Comp. in Erfurt, preuß. Thüringen.

Cigarren-Import aus der Habanna.

[illegible]

A. Kabinet-Cigarren:

Nr. 1:	[illegible]	pro Mille	100 Thlr.
„ 2:	[illegible]	„ „	90 „
„ 3:	[illegible]	„ „	80 „
„ 4:	[illegible]	„ „	70 „
„ 5:	[illegible]	„ „	60 „

B. Nachtisch-Cigarren:

Nr. 6:	[illegible]	pro Mille	60 Thlr.
„ 7:	[illegible]	„ „	55 „
„ 8:	[illegible]	„ „	50 „
„ 9:	[illegible]	„ „	45 „
„ 10:	[illegible]	„ „	40 „

C. Cigarren (für jede Tageszeit):

Nr. 11:	[illegible]	pro Mille	30 Thlr.
„ 12:	[illegible]	„ „	30 „
„ 13:	[illegible]	„ „	25 „
„ 14:	[illegible]	„ „	25 „
„ 15:	[illegible]	„ „	20 „

[illegible]

Schlesinger, Importeur von Cigarren aus der Havanna, Breslau, Comptoir u. Lager: Bischofsstr. Nr. 3, 1. Etage.

961 [illegible]

1. [illegible]

Hefen- (Germ-) Fabrikation.

[illegible]

2. [illegible]

alle Arten Branntweine

[illegible]

Das allgemeine landwirthschaftliche und technische Industrie-Comptoir Wilhelm Schiller & Comp. in Görlitz, Schlesien.

Cliches aus Ueber Land und Meer

[illegible]

Eduard Hallberger in Stuttgart.

Ueppiger Haar- und Bartwuchs

[illegible]

Unschädliches Haarvertilgungsmittel.

[illegible] 19



Die verehrten Abonnenten auf dieses Journal werden hiermit benachrichtigt, daß das

Erste Quartal des vierten Jahrgangs

der

Allgemeinen Illustrirten Zeitung

herausgegeben von

F. W. Hackländer

mit der **am 1. Oktober** erscheinenden

Nummer 1



beginnt. Deßhalb ersuchen wir, die **Abonnements** bei den betreffenden Buch- und Kunsthandlungen oder Postämtern gefälligst **umgehend zu erneuern,** damit **keine Unterbrechung** in der Zusendung eintritt.

Der Preis beträgt: pro Quartal: Thlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr. rhein., — oder fl. 3. 20 kr. österr. Währ. Silber, wozu in einigen Ländern noch der Betrag des Zeitungsstempels, eventuell auch Porto kommt.

Literarische Anzeigen.

Musikalische Neuigkeiten.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



№ 52.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

VI. Band

III. Jahrgang.

Zweites Semester.

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, 22. September 1861.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich
Thlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr. rhein.

Die Enthusiasten.

Novelle

von

Alfred Meißner.

(Schluß.)

Als der Baron geendet hatte, sprang Bleivogel rasch empor und rief lebhaft, aber mit einer bewunderungsvollen Scheu:

„Was sind Sie für ein Meister! Das hätte ich nicht erwartet, nicht für möglich gehalten! So ist es aber, wenn man ein alter Dummkopf ist, der nur sich spielen gehört hat und andere, noch schlechtere Pfuscher!"

„Das ist doch ein Prachtstück von einer Geige!" rief der Baron, von dem Lobe unberührt, indem er die Violine emporschwang. „Wie sind Sie heute zu ihr gekommen?"

Erblassend, stotternd, aus der idealen Selbstvergessenheit herausgeschleudert, gab der Schulmeister zur Antwort: „Der Herr Pfarrer hat mir sie geliehen!"

„Aber warum spielt er denn selbst nicht mehr?" fragte der Baron.

„Vermuthlich," war die Antwort, „weil er ein so großer Stümper ist, daß er sich selbst nicht mehr spielen hören kann!"

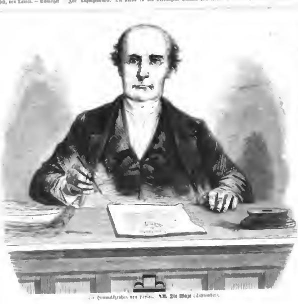
„Desto besser!" rief der Baron. „Da muß er mir sie auch zuweilen leihen! Ich will ihn ersuchen."

„Thun Sie das nicht," erwiederte Bleivogel. „Darum muß ich Sie bitten! Es darf es Niemand wissen, daß ich sie habe, Niemand! Ich bin auch deßhalb hieher geschlichen in's wildeste, einsamste Fleckchen, damit es unentdeckt bleibe, aber," er fuhr sich durch die Haare, „Ihnen läßt sich nicht entgehen! Ich will sagen: Sie kommen immer dazu! Doch bitte ich Sie, Nichts zu sagen, der Pfarrer leiht sie ohnehin nicht —"

„Das wird sich machen!" sagte der Baron guten Muthes. „Er baut ein Glashaus, wie Sie wissen. Dieser Tage hat er von meinem Gärtner hinter meinem Rücken, weil er mich nicht anzusprechen wagt, allerhand Sämereien verlangt, natürlich ohne diese zu erhalten. Ich will ihm einen vollen Schubkarren davon zuschicken."

„Mein Gott," fiel Bleivogel, in die Enge getrieben, ganz kläglich dazwischen ein, „dann muß ich Ihnen Alles gestehen, die ganze Wahrheit! Aber ich bitte Sie, bitte Sie um Christi Willen, mich nicht zu verrathen! Ich müßte in den Teich springen!"

„Nun, nun!" sagte der Baron, ihn mit neugierigen Blicken messend, „so erzählen Sie doch!"



Die Himmelszeichen von Pecht. XII. Die Waage (September).

Bleivogel erzählte nun die ganze Geschichte des Einbruchs, den er aus rein künstlerischen Beweggründen verübt, vom ersten Erwachen eines unwiderstehlichen Gelüstes an bis zur That mit ihren unheimlichen Schauern. Jedes Wort kostete ihn eine Anstrengung, Scham und Verlegenheit trieben ihm das Blut in die Wange, aber er brachte seine Beichte doch zu Ende. Als er fertig war, sah er den Baron, der die ganze Zeit schweigend und nachdenklich geblieben war, mit gräßlicher Unruhe an. In diesem Letzteren aber schien ein seltsamer Prozeß vor sich zu gehen. Er stierte zu Boden, scharrte dann mit dem Fuße, warf den Kopf, die Unterlippe beißend, in die Höhe und versuchte mehrmals zu reden.

„Hören Sie, Bleivogel!“ sagte er endlich. „Ein Mensch, wie der Pfarrer, verdient die Violine gar nicht! Ueberdieß gehört sie gewissermaßen mir, denn ich habe sie schon mit dem Bauplatz theuer genug bezahlt. Nebenbei ist auch für die langen Ohren der Bauern jede andere lieblich genug! Wie, wenn wir sie befreiten und mit einander theilten?“

„Wie geht denn das?“ fragte Bleivogel.

„Ich habe zu Hause ein Exemplar,“ gab der Baron zur Antwort, „welches diesem ganz gleich sieht, zum Theile auch wirklich altitalienisch ist. Ich habe es selbst zehn Jahre lang für echt gehalten. Das wollen wir dem Pfarrer unterschieben.“

„Das wäre prächtig!“ meinte Bleivogel, der ganz glücklich war, durch die neue Mitschuld des Barons für seine Verbrechen straffrei zu werden, und noch einen so lockenden Gewinn in Aussicht gestellt sah.

„Die Violinen sind kaum zu unterscheiden,“ fuhr der Baron mit Wärme fort, „wenigstens von einem so elenden Sachverständigen wie der Pfarrer nicht! Wir spannen von dieser Violine die Saiten auf die andere und Sie steigen bei nächster Gelegenheit wieder ein. So ist uns Beiden geholfen. Was? Zwei Menschen, welche die Kunst lieben wie wir, sollten auch die innigsten Freunde werden!“

Er fiel dem Schulmeister in die Arme. Sie waren einig und erinnerten sich kaum, wie sie sich vormals angefeindet hatten.

Sie gingen auf verschiedenen Wegen nach Hause. Sie waren übereingekommen, daß die Violine beim Baron aufbewahrt werden solle, weil sie in seinem Schlosse am sichersten sei, und daß die falsche Violine in der nächsten Nacht, welche sich durch ihre Dunkelheit zur schwarzen That eignen würde, dem Pfarrer von Bleivogel untergeschoben werden müsse, damit man so den Gefahren der Entdeckung entgehe.

Als der Baron zu Hause angekommen war, stand ihm noch eine große, freudige Ueberraschung bevor. Torrentini war da. Auf der Durchreise begriffen, konnte er nicht Fichtenbrunn passiren, ohne seinen Verehrer auf einige Augenblicke zu sehen, ehe er mit der Abendpost seinen Weg wieder fortsetzte. Mehrere Stunden hatte er gewartet und an der rechtzeitigen Rückkunft des Barons fast schon verzweifelt, als dieser eben heimkam.

Der Baron, der im rosigsten Humor war, versuchte vergebens ihn zurückzuhalten, erhielt aber das Versprechen, daß er auf dem Rückwege von seinem genialen Freunde mit einem längeren Besuche erfreut werden würde.

„Ehe Sie aber in den Postwagen steigen,“ sagte der Baron, „müssen Sie eine Geige taxiren, die mir offerirt worden ist!“ Er reichte sie ihm mit stolzer Seelenruhe.

Nachdem sie Torrentini betrachtet und einige Läufe darauf heruntergestrichen, sagte er, da die Abfahrtzeit fast da war, eilig:

„Ein edles Instrument! Von Amati und zwar eines der Besten! Ueber allen Vergleich besser, als Ihre vorige —“

„Das denke ich!“ rief der Baron, von Befriedigung strahlend.

„Jedoch,“ fuhr der Italiener, den Mantel umhängend und schon zur Thüre tretend, fort, „eine Ausstellung muß ich machen, wiewohl trotzdem die Geige eminent bleibt! Der Boden ist neu eingefügt, von weit späterer Arbeit —“

„Unmöglich!“ rief der Baron, vor Schrecken zurückfahrend. „Dießmal irren Sie sich. Dokumente bestätigen —“

„Gleichviel,“ erwiederte Torrentini ruhig und fest. „Lassen Sie alle Kenner zusammentreten! Uebrigens ist mein Tadel von geringem Belange — der Boden ist unecht, aber gut!“

Bis zum Postwagen bestritt der Baron die Behauptung auf das Entschiedenste. Dennoch kam er sehr alterirt in's Schloß zurück. Nach und nach klärte sich sein Zustand vollkommen auf.

„Merkwürdig!“ sagte er. „Mit diesem Torrentini hab' ich Unglück! Plötzlich erscheint er, platzt mir jedesmal wie eine Bombe in's Zimmer, schlägt mir eine Violine in Stücke und saust wieder weiter! Damals hatte er Recht, heute irrt er sich gewaltig, blamirt sich! Damals hatte ich nur das Ehrenwort eines armseligen, unbekannten Verkäufers zur Gewähr und meine Illusion, dießmal beglaubigen es mir Urkunden und meine gewitzigten Ohren! Auch Kenner schießen Böcke!“

Inzwischen waren schwere Wolken heraufgezogen und der trübe Abend ließ eine stockfinstere Regennacht unfehlbar erwarten, eine Nacht, wie sie zu einem Einbruche nur gewünscht werden konnte.

Der Baron schickte dem Schulmeister durch einen vertrauten Diener die falsche Cremoneser und eine Flasche Wein dazu.

Achtes Kapitel.

Ende gut, Alles gut.

Am anderen Morgen wurde der Schulmeister im Schlosse erwartet. Nach abgehaltenem Morgenunterricht erschien er endlich.

„Nun, ist es glücklich vollbracht?“ fragte der Baron mit begreiflicher Spannung.

„Ach!“ seufzte der Schulmeister ganz niedergeschlagen. „Die schreckliche Arbeit steht mir noch immer bevor! Gestern ließ sich gar Nichts machen. Zweimal war ich im Pfarrhof, die Fenster waren über Mitternacht erleuchtet. Ruhelos, wie ich war, wollte ich ein drittes Mal ausgehen, aber ich konnte nicht mehr — die Kniee zitterten mir, ich bebte, wie Espenlaub. Gott, Gott, wenn das vorüber wäre!“

„Der Muth wird wiederkommen,“ versetzte der Baron. „Frühstücken Sie was bei mir und dann spielen wir!“

„Gott behüte!“ rief Bleivogel mit Schauder. „Nicht anrühren könnte ich die Violine, so lange die Angst über mir schwebt — über uns Beiden, sollte man denken —“

„Sie sind zu ängstlich!“ rief der Baron sorglos. „Einmal ist's gegangen, warum sollte es nicht wieder gelingen? Sagen Sie mir lieber — das ist die Hauptsache — da Sie jetzt die falsche Violine in Augenschein genommen haben, ob der Pfarrer die Unterschiebung merken kann?“

„Das gewiß nicht!“ erwiederte Bleivogel. „Die sehen sich ganz ähnlich, ich wurde anfangs selbst irre. Man müßte gerade beide nebeneinander legen und sie vergleichen, um einige kleine Unterschiede zu finden, sonst aber gehörte ein wahres Teufelsauge dazu, um den Betrug wahrzunehmen!“

„Ah, da ist Alles gewonnen!“ rief der Baron höchst erfreut.

„Wenn sie nur schon oben wäre!“ erinnerte der Schulmeister.

„Nun aber, was sagen Sie dazu, Bleivogel,“ sprach der Baron. „Gestern war ein fremder Künstler bei mir. Ich ließ ihn unsere Violine sehen. Er behauptete — ich halte es für Unsinn — der Boden wäre nachgemacht, neu, falsch?“

„Hm!“ stieß Bleivogel mit einem mißtrauischen Blicke hervor, im Glauben, daß sein Compagnon irgend einen Streich vorbereite. „Das ist freilich ein Unsinn!“

„Passirt ist es mir schon,“ fuhr der Baron fort. „Eben die Violine, die jetzt der Pfarrer kriegt, ist nachgebildet, bis auf den Boden, der echt ist. Das ist aber ein anderer Fall. Das merkt auch unser Einer gleich am Ton! Dann habe ich sie auch einem armen Teufel abgekauft in der Residenz — in der Mühlgasse glaube ich — den Namen des Kerls weiß ich nicht mehr —“

„In der Mühlgasse?“ wiederholte Bleivogel bedentsam. „Das wird doch nicht der Instrumentenmacher Spannfelder gewesen sein?“

„Ja, ja, Spannfelder! Der ist's!“ rief der Baron, rasch einfallend. „Spannfelder! Wissen Sie was von ihm?“

„Wann war das?“ fragte der Schulmeister.

„Das wird eilf, zwölf Jahre her sein,“ war die Antwort.

„Was!“ rief Bleivogel, an den Fingern zählend. „Ganz recht! Eilf Jahre bin ich in Fichtenbrunn. Gleich in der ersten Zeit — es war nach Ostern — hab' ich diese Violine, die wir da haben, ganz in verwahrlostem Zustand entdeckt und einiger kleinen Reparaturen wegen zu Spannfelder getragen. Er ist mein Landsmann, sehr geschickt, sollte er aber ein solcher Lump sein, daß er den Boden —“

„Und ich,“ sprach der Baron, „habe etwa zwei Monate später meine sogenannte Cremoneser von ihm erstanden! Das klappt schrecklich zusammen!“

„O der Hallunke!“ schrie Bleivogel. „Der hat mir den Boden herausgenommen und denselben zu einer Fälschung benützt! Wie sollte der arme Schlucker damals zu so einer Sache gekommen sein? Er war damals so gut wie bankrott und ist seitdem im Pfründnerhause.“

Beide fingen die Violine zu prüfen und zu untersuchen an und vereinigten sich schließlich darin, daß der Boden unecht sei.

„Und ich, armer Tropf,“ hob der Baron an, „habe den Torrentini — O, der hat ein Auge!“

„Der verfluchte Spannfelder!“ polterte der Schulmeister.

„Aber was thun?“ sagte der Baron. „Ich habe eine Idee! Eine vortreffliche Idee! Wenn wir einmal soweit sind, ist es gleich, wohin wir kommen. Wir lassen den Boden ausheben und den echten einfügen, kurz die Violinen tauschen!“

„Das wäre wahrlich das Beste,“ meinte der Schulmeister. „Wenn wir nur die Zeit hätten!“

„Auf einige Tage kommt's nicht an!“ gab der Baron zur Antwort. „Es geht nicht anders. Ich reise gleich in die Residenz, suche den Spannfelder auf, suche ihn zur Beichte zu bringen, damit wir der Sache ganz gewiß sind, und lasse die Arbeit, um einem neuen Betruge vorzubeugen, vor meinen Augen ausführen. Dann, liebster Bleivogel, haben wir eine Violine, die nicht ihres Gleichen auf Erden hat!“

„Ja, aber,“ versetzte Bleivogel, dem die Geschichte sonst ganz gut gefiel, „wenn inzwischen der Pfarrer —“

„Darauf lassen wir es ankommen!“ rief der Baron. „Kurz, holen Sie gleich die Violine! Ich fahre gleich fort. In ein paar Tagen kann ich wieder da sein.“

„Aber eilen Sie!“ rief Bleivogel, von der Begierde überwältigt. „Ich will inzwischen beten, daß die Sache nicht herauskommt!“

Noch an demselben Tage war der Baron in der Residenz und hatte mit Spannfelder eine lange Unterredung. Dieser wollte leugnen, aber endlich, von Drohungen eingeschüchtert, zog er das Versprechen einer Belohnung der Aussicht auf Strafe vor und erbot sich sogar, die Arbeit selbst vorzunehmen.

Schneller als Bleivogel trotz der peinlichsten Ungeduld erwartet hätte, war der Baron mit den beiden Violinen nach Fichtenbrunn zurückgekommen.

„Kein Verdacht?“ war seine erste Frage.

„Gottlob, kein Verdacht,“ war die Antwort. „Der Pfarrer ist ganz in seinen Blumengarten verloren und hat die Musik ganz vergessen. Das Donnerwetter ist nicht losgegangen, aber heute Nacht muß unserer Angst ein Ende gemacht werden. Es regnet in Strömen — ich muß Muth sammeln — heute —“

Er nahm die unechte Violine mit sich, während der Baron, alle noch obschwebenden Gefahren vergessend, bis in die späte Nacht musizirte und in Verzückungen schwelgte.

Es war weit nach Mitternacht. Der Baron hatte schon geraume Zeit geschlafen, als er durch Klopfen an der Thür geweckt wurde. Der Wind und der Regen schlugen gleichzeitig an die Fensterscheiben.

Bleivogel's Stimme erkennend, zündete er emporgeschreckt das Licht an und öffnete.

Bleivogel's Aussehen war das erbarmenswürdigste. Sein Gesicht war leichenhaft blaß, das Kinn zitterte. Er troff nicht bloß von Wasser, sondern war beschmutzt, wie wenn er sich im Kothe gewälzt hätte. In einer Hand hielt er Etwas, in einem Tuche zusammengebunden.

„Mein Gott!“ rief der Baron, das Aergste ahnend. „Sind Sie erwischt worden?“

„Das Unglück ist nicht viel kleiner,“ antwortete der Schulmeister. „Ich hatte die Leiter bereits angelegt und war drei bis vier Stufen hinaufgekommen, als ich auf dem nassen und glatten Holze ausgleite und herunterfalle. Mit der ganzen Körperschwere bin ich auf der Violine gelegen — das hat gekracht — Herr Jesus, lieber hätten es meine Rippen sein sollen — da drin sind tausend Splitter!“ Er warf das Tuch, das er in der Hand trug, auf den Tisch.

Als es der Baron rasch entfaltet hatte, mußte er finden, daß der ganze Inhalt zu Nichts mehr als zum Verbrennen sei.

„Das muß mir geschehen!“ rief Bleivogel, sich auf den Kopf schlagend. „Und ich habe die Geige des Regens wegen noch so schön in das Tuch gebunden!“

„Das ist freilich entsetzlich!“ rief der Baron rathlos aus.

„Aber mein Gott,“ schrie plötzlich Bleivogel auf das Aengstlichste, „ich vergesse die Hauptsache. Die Leiter steht noch an der Mauer, wir sind verrathen, wenn —“

„So laufen Sie schnell hin,“ sagte der Baron höchst beunruhigt.

„Was hilft das!“ rief Bleivogel. „So bald ich mich vom Boden aufgerafft hatte, bin ich herübergesprungen, um Ihnen eigentlich zu sagen, daß nichts übrig bleibt, als die echte Violine zu nehmen und sie auf den Platz, von dem ich sie nie hätte entfernen sollen, wieder zu legen. Es hilft alles Nichts!“

„Sind Sie närrisch?“ rief der Baron.

„Ich glaube, Sie sind es!“ entgegnete der Schulmeister, dem die Frage lächerlich vorkam. „Wo ist Ihre Besinnung? Ich wenigstens will in meinen alten Tagen nicht Schimpf und Schande haben! Sie müssen sie hergeben, auf der Stelle!“

Der Baron sah es ein und die Einsicht schlug ihn furchtbar nieder. Stumm holte er die Violine und eben so stumm ließ er Bleivogel mit ihr davonstürzen.

„O das ist zum Verrücktwerden,“ rief er, als er allein war. „Da hat der Teufel die Hand im Spiele! War denn eine solche endlose Reihe von Betrügereien, zur Hälfte an mir, zur Hälfte von mir — leider — begangen, nöthig, damit man den gestohlenen Violinboden dem ursprünglichen Besitzer wieder zurückstelle?“

Bleivogel hatte inzwischen seine schreckliche Aufgabe pünktlich erfüllt.

Als ihn der Pfarrer am folgenden Tage sehr verdrießt fand, sagte er:

„Ich merke Ihren Kummer! Doch Sie sollen sehen, daß ich kein boshafter, schadenfroher Mensch bin, wie Sie sich im Gemeindewirthshaus über mich ausgedrückt haben. Sagen Sie meiner Köchin, daß sie Ihnen die Violine ausliefern soll.“

Gerichtet, aber auch dankbar erschüttert, verbeugte sich Bleivogel auf's Tiefste und wollte forteilen, als ihm der Pfarrer noch nachrief:

„Sie rennen fort und wissen gar nicht, wo sie aufbewahrt ist! Im grünen Mittelzimmer liegt sie!"

Das gab dem Schuldigen einen neuen Stich in's Herz. Aber dieser Stich schmerzte nicht lang. Im gänzlichen Besitz der Violine vergaß er bald alle überstandenen Gefahren und Aengsten der letzten Tage, aber er vergaß noch mehr den Baron, dem er sein Glück geheim hielt.

Als es dieser erfahren, war er sehr böse, aber er mußte einsehen, daß eine Freundschaft, die auf eine gemeinsame Schuld gegründet war, brechen mußte, sobald das Band gerissen war. Es that ihm aber wehe, er hätte unter solchen Umständen mit Bleivogel getheilt. Während er einem großen Kummer hingegeben war, erschien plötzlich Torrentini, wie er versprochen, wieder.

„Apropos!" sagte er nach den ersten Begrüßungen. „Sie haben zwar eine treffliche Violine, aber einem so reichen Manne könnte es erwünscht sein, noch eine ähnliche, ja vielleicht eine noch bessere zu besitzen!"

„Gewiß! Gewiß!" rief der Baron mit einer Explosion von Freude.

„Ich habe," sagte Torrentini, „unterwegs einen Landsmann, der sehr verarmt ist, getroffen und von ihm den Auftrag erhalten, einen Käufer für seine Violine zu finden, die eine der edelsten Instrumente Amati's ist!"

„Kaufen Sie sie für mich," rief der Baron, „geben Sie, was sie auch koste! Ich will an einem Verarmten nicht knausern! Ich muß Ihnen auch gestehen, daß ich jene Violine, die Sie zuletzt bei mir gesehen, nicht gekauft habe. Sie hatten Recht! Der Boden war unecht! Sie hatten glorreich Recht!"

So hatte also Torrentini, dessen Erscheinen dem Schlosse immer so verhängnißvoll gewesen war, doch wieder den dauernden Frieden darin begründet, denn in wenigen Tagen besaß endlich der Baron eine jener Violinen, um welche er so lange gekämpft, um derentwillen er so viel gelitten hatte.

Zur Tagesgeschichte.

XLVI.

Die Krisis in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Wenn einer unserer Geschichtslehrer den Satz aufgestellt hat, die weltgeschichtliche Entwicklung bewege sich nicht in gerader Richtung vorwärts, sondern vielmehr in einer Zickzacklinie, so liegt in den gegenwärtigen Ereignissen in Nordamerika ein neuer Beweis für die Richtigkeit dieser Anschauung. Sicher hat die weltgeschichtliche Entwicklung, was ihre politische Seite betrifft, die Bildung freiheitlicher, auf die möglichst große Selbstbewegung sämmtlicher Individuen abzweckender Einrichtungen zu ihrem Ziele, der Mensch soll sich als Angehöriger eines großen Gemeinwesens fühlen, durch dieses geschützt, für dieses wirkend, aber zugleich sich innerhalb der durch dieses Zusammensein gezogenen Schranken mit der relativ größten Unabhängigkeit und Freiheit bewegen können. Allein dieses Ziel verfolgt die Geschichte auf Umwegen, nicht jede ihrer Wendungen zielt direkt auf diesen Punkt ab, es treten vielmehr Zögerungen, Hemmnisse, Rückschritte, Rückschläge ein, welche anscheinend den durch die Arbeit von Jahrhunderten gewonnenen Fortschritt in Frage zu stellen, die Früchte vieljährigen Ringens und Strebens zu zertreten scheinen, in Wahrheit aber doch gleichfalls dazu dienen müssen, den Gang der Civilisation zu fördern, indem sie ihm überraschende und ungeahnte Bahnen erschließen. Blicken wir gegenwärtig auf den Gang der Dinge in Nordamerika, so sind wir Zeugen eines solchen gewaltsamen Rückschlags, der das Gut der Vereinigten Staatenverfassung, die noch vor Kurzem selbst unsern Geschichtsphilosophen als ein Ideal vorschwebte, zu zertrümmern, das vielbeneidete Werk so hervorragender und patriotischer Staatsmänner von Grund aus zu verderben scheint, und den wir dennoch schwerlich in seiner wahren Bedeutung würdigen würden, wenn wir darum völlig an dem endlichen Siege der Sache verzweifeln wollten, welche von Anfang an in Europa als die Sache der Freiheit und der Civilisation anerkannt worden ist.

Freilich haben die dortigen Ereignisse zunächst den Erfolg haben müssen, die allzu idealen Vorstellungen von der Vortrefflichkeit und Mustergültigkeit der amerikanischen Staatseinrichtungen auf ein bescheideneres Maß zurückzuführen, und die Mängel derselben in das hellste Licht zu stellen. Abgesehen davon, daß der Mangel einer kräftigen Exekutive der Bundesregierung zu Washington fortwährend auf's Lähmendste in den Weg tritt, war schon im Anfang des Kampfes der Umstand fast von entscheidender Bedeutung, daß, während die neue Gewalt schon gewählt war, die alte noch Monate lang im Amte blieb, und noch alle Mittel in Bewegung setzen konnte, um die Amtsführung ihrer Nachfolger zu erschweren. Die Wahl Lincoln's geschah bekanntlich noch im November, seine Amtsführung trat er erst im März an. Diese vier Monate genügten für die Regierung Buchanan's, deren Mitglieder fast sämmtlich im Einverständniß mit den Secessionisten standen, vollkommen, um den Aufstand zu organisiren, und die Bundesregierung aller Mittel zu berauben, ihn gleich in seinen Anfängen zu ersticken. Als Lincoln die Regierung antrat, war die Secession bereits vollendete Thatsache, sieben Staaten hatten die südliche Conföderation konstituirt, alle Rüstungen konnten ungehindert geschehen, ja wurden von Washington aus gefördert, und der Bundesregierung mit offenbarem Verrath Kriegsmaterial, Vorräthe, Offiziere entzogen. Schlimmer noch war, daß man sich, als die neue Verwaltung im Gange und der Krieg unter den ungünstigsten Umständen für die Bundesregierung eröffnet war, nicht einmal auf die zurückgebliebenen Offiziere und Beamten verlassen konnte. Der Verrath spann geschäftig fort, und in jeder Woche wiederholte sich die Entdeckung, daß die Fäden desselben bis in die einflußreichsten Regionen, bis in die Nähe des Präsidenten selbst reichten.

Enthüllte sich auf diese Weise ein ungeahnter Abgrund von Corruption in der Beamtenwelt, so zeigte das fortgesetzte Kriegsunglück die Erfahrung, daß in der Bevölkerung selbst kaum eine mindere Corruption herrschte. Daß der Krieg so unglücklich begann, war freilich wiederum zunächst die Folge der mangelhaften Bundeseinrichtungen und der ihrer Aufgabe nicht gewachsenen Bundesregierung. Der Bundeseinrichtungen, weil die Union überhaupt in ihrer ganzen Verfassung für eine solche Krisis nicht vorbereitet war, und der Mangel eines stehenden Heeres und geschulter Offiziere durch ein prahlerisches Kriegsgeschrei nicht ersetzt werden konnte; der Bundesregierung, weil sie den Kampf zu leicht genommen hatte, nur zögernd die nöthigen Gegenmaßregeln, und diese nur in unzureichendem Maße traf. Als Lincoln in seinem Aufruf vom 15. April zuerst 75,000 Mann verlangte, schien das ganze Volk in patriotischer Selbstaufopferung zu wetteifern, Leute und Geld boten sich ihm in verschwenderischem Maße an. Allein die ersten Zusammenstöße zeigten, wie schwierig ein Krieg zu führen ist ohne kriegerische Organisation, erwiesen die Unfähigkeit der Offiziere, die soeben noch ihre Farmen bebaut oder als Advokaten bisher vor dem Barreau gestanden hatten, erwiesen die völlige Unzuverlässigkeit einer zufällig zusammengelaufenen Freiwilligenarmee, und die ersten unglücklichen Erfolge machten offenkundig, wie wenig echt und nachhaltig im Grunde der ganze patriotische Aufschwung war. Die Freiwilligen, die ursprünglich nur auf drei Monate engagirt waren — in dieser Frist glaubte Lincoln mit der Rebellion fertig zu werden! — hielten pünktlich diesen Termin ein, und zu der Stunde, da die drei Monate um waren, liefen sie davon und kehrten an ihren Heerd zurück, unbekümmert, ob sie eben aus dem Treffen kamen oder ob sie eben dem Feind entgegenrücken sollten. Bei denjenigen aber, die zurückblieben, zeigten sich bald die bedenklichsten Symptome der Verwilderung und Insubordination. Kaum besser war die Haltung des Volks selbst. Die Zertrümmerung der Union, für deren Aufrechthaltung Alles bereit schien, Gut und Blut aufzuopfern zu wollen, ließ kalt und gleichgültig, nirgends war jene entschlossene Begeisterung, die erst im Unglück geboren und gestählt wird. Hier wurden die Nachrichten von den Unglücksschlägen mit Gleichgültigkeit und Frivolität aufgenommen, dort mit Hohn und offenbarer Schadenfreude. Denn alsbald erhob der Verrath wieder kühner sein Haupt, und die zahlreichen Maßregeln, die neuerdings gegen die Presse nothwendig wurden, beweisen, wie weitverbreitet das Einverständniß mit dem Süden und wie wohl organisirt dasselbe ist.

So liegen denn allerdings die Nachtheile und Schäden auf Seite der nördlichen Staaten offen zu Tage. Mit Sicherheit läßt sich voraussehen, daß der Krieg in diesem Jahre nicht mehr zu Ende kommen kann. In sein Ende und Ergebniß ist überhaupt in weite Ferne gerückt. Und nur das läßt sich sagen, daß, wofern überhaupt der Sieg schließlich dem Norden zufallen soll, wofern überhaupt die Union bestehen, die Schöpfung Washington's fortdauern soll, dieß nur durch einen Krieg geschehen kann, der mit ganz andern Mitteln, moralischen wie materiellen, ja auf ganz anderen Grundlagen geführt werden muß als bisher.

Was dem Süden bisher das große Uebergewicht über den Norden gegeben hat, liegt vor Allem in dem Umstand, daß er ganz bestimmt weiß, was er will, und zur Durchsetzung desselben alle seine Kräfte aufbietet. Der Süden hat entschlossen die Initiative ergriffen, er ist der kühn angreifende Theil, und da er bisher Decennien lang die Herrschaft in der Regierung geführt hat, so besitzt er ein Prestige des Sieges, das selbst auf die öffentliche Meinung im Norden von Einfluß ist. Der Süden weiß, daß es sich um ein Prinzip handelt, und gesteht offen zu, daß dieses Prinzip identisch ist mit seinem Lebensinteresse. Daher die Bestimmtheit und Entschiedenheit, welche bisher seine Staatshandlungen wie seine militärischen Operationen vor denen des Nordens ausgezeichnet hat.

Ganz anders der Norden. Die Unschlüssigkeit seiner Kriegsführung entspricht nur der Unbestimmtheit und Wankelmüthigkeit seiner politischen Grundsätze. Allerdings verfolgt er das eine große Ziel der Aufrechthaltung der Union. Allein dieß ist zunächst ein ideales Ziel, es handelt sich um die praktischen Mittel, dieses Ziel zu erreichen, hierüber aber sehen wir die nördlichen Staatsmänner selbst wieder unter sich uneinig. Der Grund hievon ist kein anderer als der, daß die Einen sich recht wohl der prinzipiellen Bedeutung dieses Kampfes bewußt sind, und ihn eben deßhalb mit aller Schärfe führen möchten; die Andern aber eben diese Auffassung prinzipieller Fragen scheuen und ihren Konflikt möglichst schonend zudecken möchten. Bis jetzt war die letztere Ansicht im Grund die offiziell adoptirte. Sämmtliche Regierungsorgane traten entschieden der Insinuation entgegen, daß die Regierung abolitionistisch gesinnt sei, daß sie das verfassungsmäßig bestehende Institut der Sklaverei angreifen, und die Partei des Südens damit an ihrer empfindlichsten Seite treffen wolle, und in gleichem Sinn lauteten die Instruktionen an die Generale. Man dachte so wenig an den prinzipiellen Moment des Kampfes, daß der Congreß zu Washington, nachdem einmal die Secession vollendet und der südliche Staatenbund konstituirt war, nichts Besseres zu thun wußte, als sofort eine hohe Schutzzollmauer gegen den Süden aufzurichten, um schnell einen möglichst hohen Gewinn aus dem Ruin des Staatswesens zu ziehen! Je länger aber bereits der Kampf dauert, je sicherer die Ueberzeugung, daß auf dem bisherigen Weg überhaupt nicht an eine Unterwerfung des Südens gedacht werden kann, umsomehr scheint auch im Norden, wenigstens unter denen, die aufrichtig den Bestand der Union wollen, die Ansicht zu erstarken, daß nur dann das große Ziel zu erreichen ist, wenn zugleich die eigentlich brennende Frage zwischen den Kämpfenden für oder wider Sklaverei, offen als Losungswort der beiden Parteien proklamirt wird. Mit diesem Losungswort steht der Kampf auf der Höhe seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Freilich ist auch eben damit gesagt, daß er sein Ende erst finden kann nach der Unterwerfung zahlreicher, hartnäckiger Hemmnisse, vielleicht erst nach Epochen der blutigsten Greuel, die ein Bürgerkrieg aufweisen kann. Es ist nicht zu vergessen, daß die Prosklavereipartei auch im Norden zahlreiche und einflußreiche Anhänger zählt, durch welche der Kampf jedenfalls erschwert und verwickelt wird, und daß die Entfesselung der schwarzen Massen Erscheinungen in ihrem Schooße birgt, welche jetzt schon zu berechnen oder nach ihrer Tragweite abzuschätzen, vermessen wäre.

—ß.

Die badische Landesindustrieausstellung in Karlsruhe.

(Zu dem Bild S. 816.)

Unter dem Protektorat Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich, unterstützt durch das Entgegenkommen des Handelsministeriums und vielfache Erleichterungen der Direktion der Eisenbahn- und Postverwaltung, trat in Baden ein großartiges Unternehmen auf dem Gebiete der Industrie in's Leben, wie es das Großherzogthum noch nicht zu Stande gebracht. In dem prächtig dekorirten Pavillon des neuen Wintergartens fand die Eröffnung dieser Ausstellung durch den Vorstand des Karlsruher Gewerbevereins Statt. Bevor wir uns auf die Wanderung durch die einzelnen Abtheilungen begeben, müssen wir der schönen Ausstattung des Pavillons einige Worte gönnen. Wir erblicken da vor Allem die schön gearbeiteten und täuschend ähnlichen Büsten der Großherzoge Leopold und Friedrich. Die Büsten sind von Meyerhuber in Karlsruhe, von dem auch zwei Abgüsse von bronzirten Kandelabern dem Ganzen zur Zierde gereichen. In der Mitte des Pavillons steht ein mit besonderer Kunst konstruirter, höchst geschmackvoller Brunnen aus der Eisengießerei von C. Schönkert in Pforzheim. Seine Höhe ist beträchtlich, und die Wasserstrahlen ergießen sich in mehrere Becken, deren unterstes von blühenden Pflanzen umgeben ist. Die Nischen sind mit kolossalen Spiegeln aus der Spiegelfabrik von Roucourt und Komp. in Mannheim bekleidet. Zierliche Vasen von gebrannter Thonerde aus J. A. Schmider in Zell a. H. sind gefällig gruppirt. Zwei Garnituren Möbel mit Sammtüberzug von Tapezier Krauth in Karlsruhe, Adolph Kuebler und Joh. Hahn in Bruchsal, stehen in den Nischen; ein Blumentisch mit künstlichen Blumen von Regine Wittelsbach in Baden trägt zum Schmuck des Ganzen bei, und ein Blumentisch von lackirtem Blech mit Aquarium von Hoflackirer Meyerle vollendet durch sein gefälliges Aeußere wie durch seine kunstvolle Arbeit die Ausstattung. Die Thüre, welche in den botanischen Garten, dem Eingangsportal gegenüber, führt, ist durch ein Spiegelglas aus eigener Fabrik von beträchtlicher Dicke und immenser Breite ersetzt, das von innen und außen garnirt mit grünem Gesträuch die entzückendste Fernsicht in den Garten gewährt. An der Gallerie prangt das Stadtwappen, und Flaggen in den Landesfarben wehen hernieder. In einer der Nischen befindet sich eine reiche und kostbare Sammlung von Paramenten und Kirchenfahnen in Gold und Silber gestickt, mit Emblemen und Heiligenbildern auf das Kunstvollste verfertigt von Brog in Bruchsal. Dieser zur Seite steht eine Auswahl der verschiedensten Kirchengeräthe in trefflicher Arbeit von C. Weil in Konstanz. — Wir gelangen nun zu der ersten Abtheilung, und Auge und Ohr wird hier zugleich gefesselt durch die Musikwerke von Welte aus Vöhrenbach, von Ch. Wellenberger von da und von F. Heine aus Furtwangen. So dann fällt unser Blick auf eine kunstvoll geordnete Gruppe von Streichinstrumenten aller Gattung von J. Padewet, Hofinstrumentenmacher in Karlsruhe, die durch Vortrefflichkeit der Arbeit des äußeren Baues schon die Aufmerksamkeit des Beschauers erregen. Unmittelbar daneben sind Blasinstrumente aus der Fabrik von J. C. Koch in Freiburg ausgestellt, deren gefällige Konstruktion ebenfalls zu rühmen ist. Von Demselben finden wir weiterhin ein Anakleidon voll zierlicher Arbeit. Zwei Zithern von Val. Geiser in Freiburg zeichnen sich neben denen von Padewet durch gefällige Form aus. Auch die Klavierfabrikation ist in Baden in stetem Zunehmen begriffen. Pianos, Pianinos, Klaviere und Flügel sind von verschiedenen Meistern des Landes beschickt worden. Sämmtliche Instrumente sind in Form und Mechanik mit Fleiß gearbeitet, was jedoch die Güte des Tones betrifft, so konnten sie bis jetzt noch keiner eingehenden Prüfung von Musikverständigen unterzogen werden. Unter den reichhaltigen Möbel- und Tapezierarbeiten, die größtentheils in den zu beiden Seiten des großen Glashauses befindlichen Nischen ihre Aufstellung gefunden haben, zeichnen sich besonders die von Dietrich und Martin Lautermilch, von Haßlinger und Kemp, von den Gebrüder Himmelheber, Friedrich Klinge, Hofsattler Wunz, Chr. Bödinger und Albert Schurrgg von Karlsruhe aus. Auch die auswärtigen Aussteller haben nicht minder Tüchtiges in diesem Fache geliefert, besonders M. Bürk in Mannheim, dessen Billard von schöner Form ist. Die Schnitzarbeiten an den Möbeln von Himmelheber und an eigenen Fabrikaten vom Bildhauer Eckweiant in Karlsruhe sind wahrhafte Meisterwerke. Von den riesigen Spiegeln von Roucourt und Komp. in Mannheim haben wir schon gesprochen, noch sind aber viele andere vorhanden, welche zwar nicht an Größe, aber an Reinheit des Glases, an richtigem Rückschlag, wie an graziöser Beschaffung der Rahmen mit diesen wetteifern. Einer der schwungvollsten in dieser Beziehung ist unstreitig der vom Vergolder C. Krauth in Karlsruhe. — Noch reichhaltiger ist die zweite Abtheilung ausgestattet, in welcher wir die Erzeugnisse der Weberei und Spinnerei, der Woll- und Baumwollmanufaktur, der Strohflechterei und Seidenfabrikation erblicken. Von den Rohstoffen an bis zu der vollendetsten Fabrikation ist Alles vorhanden, kostbare Pelzwaaren, glänzende Posamentierarbeiten, die modernsten Männer- und Frauenkleider, Sammte der vorzüglichsten Qualität, Stickereien in Gold, Seide und Wolle, Seidenfärberei, Regen- und Sonnenschirme, kunstvolle Haarflechtarbeiten, elegante Korsetten, auch Seilerarbeiten, Spritzenschläuche und Feuereimer, Filze auf Papiermaschinen, Pferdegeschirre, Schuh- und Stiefelschäfte. Alles liegt wohlgeordnet, schön gruppirt zur Bewunderung der Besucher. Es ist ein herrlicher Anblick, aus allen Theilen des Landes die Produkte einer strebsamen Industrie so schön vereint beisammen zu sehen, und kaum vermag das Auge Alles zu überblicken, was sich ihm so wohlgefällig darbietet. — Sind in diesen beiden ersten Abtheilungen hauptsächlich Gegenstände des Luxus vertreten, so bietet die dritte Abtheilung mehr Erzeugnisse von praktischem Nutzen, wir finden dort feine Thonarbeiten, Erze, Backsteine, Steinkohlengruben, Ackergeräthe, Siebe, Holzschachteln, Fournierschneidebroden, Siebe aus Haar-, Eisen- und Messingdraht, Kupferzeichnere, Kessel, Bürsten, Feuerspritzen von der manchfaltigsten Konstruktion, ein eiserner Kühlschiff, Mühlsteine, ein in Ornamentform geliefertes Stück Seife von dreißig Zentner Schwere und mächtige Taue. — Die vierte Abtheilung enthält einen staunenswerthen Reichthum von Maschinen aller Art

aus der fürstlich fürstenbergischen Maschinenfabrik zu Immendingen, der Kunstmühle zu Bachzimmern, der Musterwerkstätte für landwirthschaftliche Geräthe u. s. w. Es ist unmöglich, die theils zum häuslichen Gebrauch, theils zu gewerblichen Zwecken oder zum Nutzen der Landwirthschaft dienenden Maschinen alle anzuführen, erwähnt seien noch zwei Glocken, eine gußeiserne Wendeltreppe, mehrere Nähmaschinen, feuerfeste Geldschränke, die Feuerspritzen und sonstigen Löschapparate, Kochöfen, Dampfapparate, Eisenstangen, Kassetten und zwei kunstvolle Modelle von Schiffen. — Zur fünften Abtheilung gelangt man durch einen bedeckten Gang, der hinter den Glashäusern erbaut worden ist, und dort schimmert es von Gold- und Silberarbeiten, Juwelen und allen Erzeugnissen der Goldschmiedekunst. Die vereinigten Bijouteriefabriken von Pforzheim haben hier ihre Meisterwerke ausgestellt: Monstranzen, silberne Bestecke, kleine Photographien in Ringen, Medaillons, endlich eine unabsehbare Menge von Uhren aus dem Schwarzwald, von den vortrefflichsten Stockuhren bis zu den bescheidensten Wanduhren. Unter den Leistungen der bildenden Künste nehmen die Arbeiten Herrn Soldenpfeiffers von Pforzheim unstreitig den ersten Rang ein und beweisen dessen vollendete Meisterschaft. Von den zahlreichen Gegenständen wollen wir nur hervorheben die Vase, welche er im Auftrag des Großherzogs für das Wettrennen zu Baden fertigte, ferner ein Kruzifix mit dem sterbenden Christus und einen Pokal von geschmackvollster Arbeit. — Nicht nur Baden allein, sondern auch die Nachbarländer haben dazu beigetragen, die Ausstellung zu einer der reichhaltigsten und originellsten zu machen, und welch' zahlreichen Besuches sich dieselbe zu erfreuen hat, geht daraus hervor, daß am 1. September über 8000 Eintrittsbillets ausgegeben worden waren.



Die badische Landesindustrieausstellung in Karlsruhe. Originalzeichnung von Lallemand. (S. 815.)

Das Braunschweiger Jubelfest.

(Zu dem Bild S. 817.)

Dinstag, der 20. August, als zweiter Jubiläumstag war der kirchlichen Feier geweiht. Schon um 6 Uhr Morgens ertönte ein feierlicher Choral von dem Thurm der Andreaskirche und der Laube des Altstadtrathhauses, und eine Stunde später riefen die weittönenden Glocken die andächtigen Bewohner zum Gebet. In der Brüdernkirche sollte der offizielle Gottesdienst stattfinden, doch waren auch der Dom und die übrigen Kirchen von Andächtigen überfüllt. Nach der Kirche erfolgte auf dem Neustadtrathhause die Ueberreichung der Ehrengeschenke der Deputationen und daran schloß sich das Bankett in der Aegidienkirche an. Der dritte Tag endlich war ein echtes Volksfest, welches in ungetrübtester Heiterkeit das tausendjährige Jubiläum schloß. Bald nach 2 Uhr Nachmittags verkündeten drei Kanonenschüsse, daß der Festzug, der sich auf der alten hildesheim'schen Straße bis zur goslar'schen hin aufgestellt hatte, sich in Bewegung setze. Der Zug, dessen Vorbeimarsch beinahe 1½ Stunde dauerte, machte auf dem kleinen Exerzierplatz Halt, wo Alles für ein Volksfest hergestellt war, und wo sich auch das von hohen Flaggenmasten überragte Zelt für die Gäste und Behörden der Stadt befand. — Vielleicht hat kaum eine deutsche Stadt in neuerer Zeit einen Festzug gesehen, in welchem das tüchtige, strebende und stolze Bürgerthum so seine Macht manifestirt hatte, wie in diesem. Voran ging ein berittenes Trompeterkorps, dann folgten Mitglieder des Komites, das städtische Banner mit berittener Begleitung, dann zu Fuß die städtischen Behörden &c., der Landbauverein, zugleich einen [illegible] zierlich aufgebauten Wagen mit Garben, Feld- und Gartenfrüchten daherführend, den die stattlichsten Ochsen zogen. Dann folgte die Gilde der Zimmerleute, kräftige, blühende Gestalten, zum Theil in der kleidsamen braunen Handwerkstracht des sechzehnten Jahrhunderts, die blanken Aexte auf der Schulter; nach ihnen die Schmiede, die ihren Wagen zu einem Felsen umgewandelt hatten, in dessen Grotte der alte Vulkan mit einem Gesellen hämmerte, daß die Funken flogen. Dann kamen, überall als die humoristischen Lieblinge des Publikums mit lautem Hurrah begrüßt, die Schornsteinfeger, sie hatten auf ihrem Wagen ein kleines Haus, aus dessen Schornstein die schwarzen Gesellen auftauchten, zuletzt der Lehrbursch, dann gar die Meisterin, die dem Lehrjungen mit dem Besen eine Lektion gab, bis die Männer dann die „aus dem Häuschen gerathene" böse Sieben über Hals und Kopf wieder in den Schlot zurückjagten; witzige Verse zeigten, daß Poesie und Humor in unserem deutschen Handwerkerthum noch nicht



Die badische [illegible] in Karlsruhe.



Das Braunschweiger Jubelfest. Nach einer Originalzeichnung von Lamm. (S. 816.)

erleuchtet sind. Die Schuhmacher hatten an der Spitze des Wagens ihren Hans Sachs, der seine Gedichte von Zeit zu Zeit unter das Volk warf. Die Sattler hatten nicht nur ihren Wagen, der einen prächtigen Pavillon darstellte, mit ihrer feinsten Arbeit geziert, sondern sie führten auch hintereinander eine Reihe Pferde, die der herzogliche Marstall ihnen geliehen, mit der historischen Entwickelung des Sattels vor. Die Leineweber hatten eine politische Inschrift: „Geliebtes deutsches Vaterland, zu weben Dir der Einheit Band, wär' unserer Arbeit höchste Zier.“ Was sie nach ihrer frommen Art nur wünschten, hatten die Hutmacher bereits fertig gebracht: sie hatten das Problem gelöst, Deutschland unter einen Hut zu bringen, denn unter einem Riesenhut mit deutscher Kokarde hingen friedlich im Kreise die 32 Landeswappen der deutschen Bundesstaaten. Die Schlosser führten eine stattliche Burg, in deren offenem Thor der rothe Löwe (aus Braunschweigs Stadtwappen) sich bäumte und auf deren Thurme ein gewaltiger Vulkan thronte. „Wie Stahl und Eisen sich fest aneinander fügen, vereinigt durch des Feuers und des Hammers Kraft, so wollen wir, um nie zu unterliegen, einig sein, denn Einigkeit macht stark.“ Kammmacher, Goldschmiede, Glaser, Drechsler, Seiler führten ihre zierlichen, oft sehr kostbaren Arbeitsstücke auf ihren Wagen vor; vor den Klempnern ritten zwei blanke, geharnischte Ritter, deren Rüstungen zwei kürzlich gelieferte Meisterstücke der Gilde waren. Vor den Brauern triumphirte natürlich auf erhabenem Sitz Gambrinus. Die Wagen der Korb- und Knopfmacher zeichneten sich durch zierliche wie sinnige Arbeiten aus; ein wandelnder Feengarten aber war der Wagen der Kunstgärtner: hier saß sie wirklich, das Mädchen aus der Fremde, auf einem Blumenthron, und theilte Jedem eine Gabe aus. Die Turner führten den alten Jahn in seiner Büste daher, vor den Sängern ging das herrliche Paar Uhland's, der Alte mit der Harfe, der ritt auf schmuckem Roß, es schritt ihm frisch zur Seite, der blühende Genoß. Der prächtigste Wagen aber im ganzen Zuge war wohl der von vier schönen weißen Pferden gezogene, der Kaufleute, auf dem, über den Produkten und Bewohnern der vier fremden Welttheile, Merkurius auf hohem Sitze thronte. Auf dem Exerzierplatz angekommen, löste sich der Zug auf, und die Tausende ergaben sich der frischen, harmlosesten Freude; Abends brannte man ein Feuerwerk ab, und wurde der Thurm der Andreaskirche durch bengalische Flammen erleuchtet.

Notiz-Blätter.

Deutsche Literatur.

— Allen, welche sich für eine gesunde Naturpoesie interessiren, empfehlen wir: „Punschendörp“. Plattdütsche Läuschens, Dichtels und Rimels in meckelnbörger Mundart von Wilhelm Heyse, welche in Neubrandenburg bei C. Brünslow erschienen sind und das Motto an der Stirne tragen: „En Stück husbacken Brod is uns gesünner as frömde Flotsens“. Der Stoff zu diesen Gedichten ist aus dem Leben des Volkes genommen, gleichviel ob wahr oder erfunden, und das Volk soll darin seine Denk- und Anschauungsweise, kurz und gut sich selbst wieder finden oder sehen, wie in einem Spiegel, der Einem in Reden und Handlungsweisen von fremden Personen vorgehalten wird.

— Robert Hamerling, ein jüngerer österreichischer Dichter, beschenkt uns, nachdem er früher schon „Eine Venus im Exil“ und ein Liederbuch „Sinnen und Minnen“ veröffentlicht, mit einem „Schwanenlied der Romantik“, welches so eben bei Kober in Prag erschienen.

— In dem eben zu Leipzig bei Voigt und Günther erschienenen Buche von Heinrich Berghaus „Deutschland seit 100 Jahren“, gibt dieser Nestor der Geographie eine Geschichte der Gebietseintheilung und politischen Verfassung des Vaterlandes.

— Eine Fortsetzung der Militärliteratur Deutschlands 1840 bis 1850 von A. von Witzleben liefert H. von Ecelberst in einer „Systematischen Uebersicht derselben Literatur in den Jahren 1850 bis 1860“.

— „Hippologische Sammlungen eines russischen Reiteroffiziers“ nennen sich zwei Bände, welche den Major von Kühne zum Verfasser haben und in dessen Selbstverlag zu Berlin erschienen sind.

— Schuselka wird von Neujahr ab in Wien eine „Volkszeitung“ herausgeben.

— In der Hofbuchhandlung von Viktor Lohse in Hannover sind Gedichte von Hadrian Joseph Thesmar erschienen, welche den hannover'schen Majestäten gewidmet sind, wie kommen in einer künftigen Nummer noch auf dieselben zu sprechen, nach flüchtigem Blättern in denselben scheint sich in ihnen ein etwas katholisch gefärbtes Gemüth auszuklingen.

— In dem von Berthold Auerbach herausgegebenen „Deutschen Volkskalender“ befindet sich ein Aufsatz „Flagge und Flagge“ von Karl Andree, auf den wir unsere Leser hinweisen möchten.

— Friedrich Gerstäcker, dessen Frau kürzlich auf dem Schweizerhause der Herzogin von Koburg starb, bringt in der Allgemeinen Zeitung einen höchst interessanten Aufsatz „Ein Ueberblick über die jetzigen Verhältnisse Perus“.

— Die Schrift Döllinger's über das Papstthum, welche er, um jedem ferneren Mißverständniß vorzubeugen, in erweiterter Gestalt erscheinen läßt, wird nächstens die Presse verlassen.

— Tschabuschnigg hat einen neuen Roman veröffentlicht, welcher unter dem Titel „Grafenpfalz“ bei A. Büchting in Nordhausen erschienen ist. Gerühmt werden in demselben eine Fülle wohldurchdachter Ansichten über die verschiedenartigsten Interessen der Gegenwart.

— In Wien wird ein „Kunstblatt“ gegründet werden, welches nach und nach eine Chronik der Kunstereignisse Oesterreichs geben wird.

— Von Friedrich Bodenstedt's „Lieder des Mirza Schaffy“ und „Tausend und ein Tag im Orient“ werden neue Auflagen erscheinen.

Literatur des Auslandes.

— In Paris erscheint in französischer Uebersetzung ein Band Gedichte des Emirs Abd-el-Kader.

— Der Engländer Richard Webb hat „The Life and Letters of Captain John Brown“, der zu Charlestown in Virginien wegen seines bewaffneten Sklavenbefreiungsversuches hingerichtet wurde, bei Smith, Elder und Komp. in London herausgegeben.

— Xavier Marmier's „Gazida“, welche in Paris bei Hachette erschien, ist in's Englische übertragen worden.

— Neville Temple und Edward Trevor haben in Gemeinschaft ein Gedicht herausgegeben: „Tannhäuser, or, the Battle of the Bards“.

— Charles John Anderson läßt so eben bei Hurst und Blackett unter dem Namen „The Okavango River“, Reisen, Entdeckungen und Abenteuer erscheinen.

— Die letzten Reisen Ida Pfeiffer's, einschließlich eines Besuches auf Madagascar, sind von H. W. Dulcken in's Englische übertragen worden, doch spricht sich die dortige Presse eben nicht bewundernd über das Werk aus.

— Cesare d'Ancona hat für die diesjährige italienische Kunst- und Gewerbeausstellung in Florenz eine eigene Zeitschrift gegründet, welche mit Illustrationen während der Ausstellungszeit zwei Mal wöchentlich erscheint.

— In Moskau erscheinen nächstens zwei neue Journale: „Der Tag“, eine literarisch politische Zeitung und „Der Zuschauer“, ein humoristisches Blatt, redigirt von H. Kalaschin.

— Milosch Smetitsch hat Lessing's „Nathan der Weise“ in's Serbische übersetzt.

Bildende Künste.

— An der königlichen Kunstakademie zu Düsseldorf ist der Bildhauer Wittich, augenblicklich in Rom lebend, zum Lehrer der Skulptur ernannt worden; er wird im künftigen Frühjahr seine Stelle antreten.

— In der königlichen Erzgießerei zu München scheint ein für das Kapitol von Washington bestimmtes Portal rasch seiner Vollendung entgegen und wird schon nächstens öffentlich ausgestellt werden. Auch der Guß des für Mannheim bestimmten Schillermonumentes findet demnächst Statt.

— In Berlin wird der Bau einer neuen Brücke über die Spree, und zwar vom Schiffbauerdamm nach der neustädtischen Kirchstraße beabsichtigt.

— Die Nachricht, der Bau am wiener Stephansthurm werde eingestellt, ist irrthümlich. Derselbe wird gegenwärtig bei dem oberhalb der Uhr befindlichen Kreuzgewölbe betrieben.

— Direktor Treumann wird den ihm reservirten Platz, wohin das neue Theater zu stehen komme, übernehmen, und den Bau eines neuen eleganten Hauses bald in Angriff nehmen.

— Die Bauten an der Michaeliskirche auf dem köpenicker Felde zu Berlin gehen ihrer Vollendung entgegen, auch die Einrichtungen und Ausschmückungen des Innern sind so ziemlich als vollendet zu betrachten.

— Die Arbeit an dem mosaisch auszuführenden Kreuz, welches sich im Fußboden der potsdamer Friedenskirche, woselbst Friedrich Wilhelm IV. ruht, über die ganze Länge des Hauptschiffes erstrecken soll, naht ihrer Vollendung. Es wird dazu gelber und rother belgischer, grüner griechischer, und schwarzer und weißer italienischer Marmor verwendet.

— Die Preismedaille für die londoner Weltausstellung von 1862 ist von Wyon und Maclise entworfen, und zeigt die Obverse im Mittelpunkt die Britannia auf dem Thron, zu Füßen der britische Löwe. In der Rechten hält sie einen Kranz, in der Linken einen Oelzweig. Symbolische Gestalten des Fabrik- und Maschinenwesens entfalten vor Britannia ihre Schätze und Attribute, während die Künste hinter dem Thron gruppirt sind. — Dießmal werden nur bronzene, keine goldenen und silbernen Medaillen vertheilt.

— Von den in der kölner allgemeinen Kunstausstellung der findlichen Bildern wurden von der dortigen Kommission im Ganzen neun Bilder zur Verlosung angekauft, unter denselben befand sich auch eines des talentvollen Malers Gustav Gaul aus Wien.

— Der Schlachtenmaler Eugen Adam, welcher den diesjährigen Schweizermanövern beiwohnte, wird seine dort gezeichneten Skizzen in einem Zyklus veröffentlichen.

— Die Anzahl der für die Verlosung am 21. November angekauften Oelgemälde des preußischen Kunstvereins beträgt 240.

— Der Maler Kaselowsky in Berlin hat ein Altarbild „Christus am Kreuz“ für eine Dorfkirche auf einem der Güter des Freiherrn von Maltzahn in Mecklenburg vollendet. Das Gemälde hat Spitzbogenform, der Heiland erscheint auf Goldgrund, am Fuße des Kreuzes befinden sich Johannes und Maria, die Figuren sind alle von höchster Einfachheit, und von ebensoviel Ernst als Schönheit und Empfindung beseelt.

— Die Ausstellung im Lokal des berliner Kunstvereins war diesen Sommer nur spärlich beschickt, weil die meisten Künstler ihre Arbeiten nach Köln und Antwerpen gesandt hatten. Eine große Landschaft von Bellermann: „Die Wasserfälle von Terni“ möge erwähnt werden, ferner eine Anzahl allerliebster Zeichnungs-Kompositionen von Oskar Pletsch, welche künstlerische Feinheit mit der Innigkeit kindlicher Empfindung verbinden.

Musik.

— Bei J. Schuberth und Komp. ist die Partitur von Franz Liszt's „Faustsymphonie“ erschienen.

— Karl Eckert, der neue stuttgarter Hofkapellmeister, debütirte mit Rossini's „Tell“ unter rauschendem, stets wachsendem Enthusiasmus des zahlreich versammelten Publikums, welches ihn schon bei seinem Erscheinen jubelnd begrüßte, eine seltene Ovation, welche früher höchstens seinem genialen Vorgänger Lindpaintner zu Theil geworden ist. Eckert bewährte den Ruf eines der besten Dirigenten der Jetztzeit auf das Glänzendste; das Orchester war elektrisirt und folgte den feinsten Intentionen ihres Leiters mit bewunderungswerther Präzision.

— Fürst Yussupoff arbeitet an einer „Histoire de la musique sacrée en Russie“, die bald erscheinen soll.

Bühne.

— Ein neues Schauspiel des unerschöpflichen Roderich Benedix „Der Störenfried“ ist von dem Generalintendanten von Hülsen zur Aufführung angenommen.

— Bekanntlich hatte Direktor Wallner in Berlin die Aufforderung an die deutschen Schriftsteller ergehen lassen, ein heiteres historisches Originalvolksstück zu liefern, welches zur Festvorstellung bei den Krönungsfeierlichkeiten geeignet wäre. Im Ganzen sind 67 Stücke eingelaufen, von denen 63 überhaupt unbrauchbar; aus den vier anderen wurden Arthur Müller's „Großbeeren und Dennewitz“ angenommen, da dasselbe aber einen ernsten Hintergrund hat, so kommt vorher ein heiteres Festspiel von Max Ring „Ein berliner Oedipus“ zur Aufführung.

— Das Trauerspiel „Philotas“ von J. F. Nitscher ist im brünner Stadttheater zur Aufführung gekommen.

— Das neueste Volksstück Friedrich Kaiser's „Der Bürgermeister und seine Familie“ kam im Treumanntheater in Wien zur Aufführung.

— Die Hofschauspielerin Fräulein Bühler, welche sich mit dem Freiherrn von Bruck verheirathet, wird am 12. Oktober zum letzten Male im „Käthchen von Heilbronn“ auf der Bühne des Burgtheaters auftreten.

— Frau Jachmann-Wagner, welche nächstens zum rezitirenden Drama übergehen wird, sang vorher noch einmal in Gluck's „Orpheus“.

— In Dresden kam Ende August Gounod's „Faust“ unter dem Namen „Margarethe“ zur Aufführung; Frau Janner-Krall sang die Titelrolle sehr natürlich und innig im Ausdruck, Schnorr von Karolsfeld die Partie des Faust vortrefflich, die er auch mit Noblesse und Wärme spielte. Die Aufnahme war für die Ausführenden eine warme, für den Komponisten eine mäßig anerkennende.

— Auf dem Repertoire des wiener Hofoperntheaters befindet sich Schubert's Operette „Der häusliche Krieg“ und Petta's Ballet „Gräfin Egmont“ in Vorbereitung.

— Maillart's komische Oper „Das Glöckchen des Eremiten“, hat in Wien nur einen getheilten Erfolg gehabt.

— In München kommt im Oktober Adolph Zeising's Tragödie „Die Kaiserin Eudoxia“ zur Aufführung.

— Auch Viktor von Bauzern, der Redakteur der „Deutschen Kunsthalle“, hat ein fünfaktiges Volksschauspiel gedichtet, welches für die Krönungsfeierlichkeiten bestimmt ist.

— Der Streit, ob „Les Troyens“ von Hektor Berlioz in Paris zur Aufführung kommen, ist nun endlich dahin entschieden, daß der Staatsminister dem Komponisten mitgetheilt, es scheine für jetzt nicht zweckdienlich, zu prüfen, ob es räthlich sei, die Partitur der „Trojaner“ einzustudiren.

— Ein neues Lustspiel, welches augenblicklich im londoner Haymarkettheater viel Glück macht, betitelt sich „Soft Sex“ und hat Charles Mathews zum Verfasser.

— In Rumänien führt eine reisende Schauspielertruppe ein Volksstück „Die Trauertage der Bilages“ auf, in welchem Görgey und Petöfi vorkommen.

— Das pariser Odéon hat seine Vorstellungen wieder begonnen; am ersten Abend spielte man die beiden Novitäten: „Le décameron“ von Plaze de Buré und „l'Ambitieux“ von Paul Foucher.

Kultur und Wissenschaft.

— Anfang September versammelte sich zu Schaffhausen die allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz zu ihrer ordentlichen Jahressitzung. Die Verhandlungen leitete Präsident Dr. G. von Wyß, Professor in Zürich.

— Der preußische Unterrichtsminister von Bethmann-Hollweg hat den Archäologen Bötticher mit einem umfassenden Werk über die Akropolis von Athen beauftragt; derselbe wird nach Griechenland reisen, wahrscheinlich begleitet von Ernst Curtius und Strack.

— In Danzig soll eine Kunstakademie in's Leben gerufen werden.

— Dr. Wessely, ein Israelit, ist zum ordentlichen Professor des Staatsrechts an der prager Universität ernannt worden.

— Eine wissenschaftliche Expedition, 35 Personen stark, hat sich unter Führung des Dr. Tittscher aus Berlin auf den Montblanc begeben, um verschiedene Forschungen zu veranstalten.

— Professor Pauli von Tübingen hat sich nach Irland begeben, um dort historische Studien für ein größeres Werk zu machen.

— Dr. Berna von Frankfurt, welcher ein Vermögen von fünf Millionen Gulden besitzt, verwendet augenblicklich seine Zinsen auf einer Expedition nach dem europäischen Norden. In seiner Begleitung befinden sich einige Künstler und der genfer Naturforscher Vogt; augenblicklich weilen sich die Reisenden in Hammerfest.

Industrie, Handel und Verkehrsanstalten.

— Aus der borsig'schen Maschinenfabrik gingen jüngst wieder drei neue Lokomotiven hervor, welche für die magdeburg-leipziger Bahn bestimmt sind.

— Die Durchstichsarbeiten am Mont Cenis werden mit größter Energie betrieben. Maschinen von Grattoni und Sommeiller arbeiten mit 250 Pferdekraft von zwei Seiten der Mitte zu. Jede Maschine repräsentirt 2500 Arbeiter, und der tägliche Fortschritt ist auf jeder Seite ein Meter.

— Eine dem österreichischen Reichsrath gewidmete Broschüre „Handel und Verkehr in Oesterreich“ ist eben in Wien erschienen. Dieselbe ist in sozialer, politischer und nationalökonomischer Hinsicht von Bedeutung und hat den Civilingenieur Ludwig Deuf zum Verfasser.

— Ein londoner Agent des Herrn von Lesseps veröffentlicht einen Bericht, der die Fortschritte des Suezkanalbaues in den rosigsten Farben schildert; ein großer Theil der Strecke von Port Said bis Kantara sei vollendet und die Aussichten seien in jeder Beziehung glänzend.

— Der Great Eastern ist am 10. September von Liverpool nach Amerika gegangen mit ungefähr 400 Passagieren an Bord.

— Die Eröffnung der Eisenbahnstrecke Bremen-Geestemünde wird am 1. November erfolgen.

— Zwischen Frankreich und Italien hört ferner das Paßwesen auf, wie man in Italien selbst nur noch in Rom nach einer Legitimation gefragt wird.

Denkmäler.

— Am 15. September ist in Gent das Denkmal des flämischen Dichters Van Duyse, zu welchem auch viele deutsche Städte beigesteuert hatten, enthüllt worden.

Feste.

— Am 1. September fand in Thüringen eine interessante Feier, nämlich das fünfzigjährige Jubiläum des „Kandelabers“ Statt. Am 1. September 1811 wurde nämlich nicht fern von Catterfeld im Beisein des Herzogs August von Sachsen-Gotha-Altenburg dieser Kandelaber eingeweiht, als Erinnerungszeichen dafür, daß an dieser Stelle von Bonifacius, dem Apostel Thüringens, die erste christliche Kirche gebaut worden war, die später in Ruinen fiel.

— Die russischen Majestäten wohnten am 4. September zu Sebastopol der Grundsteinlegung der neuen Wladimirkirche bei.

Statistik.

— Das leipziger Flottenkomite veröffentlicht die erste Quittungsliste über die Beiträge für die deutsche Kriegsflotte, dieselben betragen bis jetzt 2200 Thaler.

— Einer Notiz des „Temps“ zu Folge besitzt Paris gegenwärtig 1,696,000 Einwohner.

— Aus dem Königreich Griechenland sind im Jahre 1860 im Ganzen 75,427,232 Pfund Korinthen (22,845,360 mehr als 1859) ausgeführt worden. Die Häfen, aus denen die meiste Ausfuhr dieses bedeutendsten unter allen Exportgegenständen des Königreichs stattgefunden hat, sind die von Patras, Vostitza (Aegion), Chelonia, Kiaretza (Kyllene) und Katakolo an der Nord- und Westküste der peloponnesischen Halbinsel, sowie der der Insel Syra.

— Die Einnahmen der pariser Theater und der sonstigen Belustigungen und Sehenswürdigkeiten betrugen im August dieses Jahres 820,464 Franken, davon kommen 164,224 Franken auf die kaiserlichen und 626,712 Franken auf die übrigen Bühnen.

Hof-Chronik.

— Die Damen der englischen Aristokratie verehren der Königin Marie von Neapel eine goldene Krone, welche Ritter Fortunato Ihrer Majestät überbringen wird.

Gestorben.

— Karoline Meißner, Mutter des Dichters Alfred Meißner, am 25. August in Karlsbad.

— Freiherr von Falkenstein, Oberst und Kommandant der Leibinfanteriebrigade, am 9. September in Dresden.

— Otto Bethge, k. Hofschauspieler, am 9. September in Berlin.

— Zacharias Dase, der berühmte Rechenkünstler, am 11. September in Hamburg.

— Kammerherr und ehemaliger Oberpostdirektor v. Kronfels, Mitte September in Mannheim.

Der Claqueur.

Novellette

von

Adolph Glaser.

(Schluß.)

Unter diesen Gesprächen waren die beiden Herren zusammen durch einige Straßen gegangen. Mit einem Male blieb der Theaterfreund stehen und sagte zu Hiltner: „Täusche ich mich nicht, so geht dort vor uns die Telburg. Wahrhaftig, sie ist es! Ich kenne die Mantille und den Hut zu genau, als daß ich mich irren könnte.“

„Lassen Sie uns ein wenig rascher gehen,“ versetzte Hiltner, — „ich kenne die Sängerin noch gar nicht und bin durch unser Gespräch sehr neugierig geworden, sie zu sehen.“

Bald waren die Herren bis zu der Dame gekommen. Beide blickten erwartungsvoll nach derselben hin, und der Theaterfreund wollte eben seinen Hut ziehen, als er rückwärts prallte und nur mit der größten Mühe ein lautes Gelächter zurückhielt. „Kommen Sie,“ sagte er rasch, — „lassen Sie uns einen Augenblick in die Konditorei hier eintreten, ich ersticke sonst vor Lachen auf offener Straße.“

Hiltner konnte sich dieß sonderbare Benehmen kaum erklären. Er hatte einen flüchtigen Blick auf das Gesicht der vermeintlichen Telburg geworfen und ein altes, geziertes Frauenzimmer erkannt. Er folgte dem krampfhaft lachenden Bekannten neugierig in die nahegelegene Konditorei und hörte dort zu, wie dieser ihm, unter fortwährendem Gelächter, Folgendes erklärte: „Diese Geschichte,“ sagte er, „ist köstlich und wird Aufsehen machen. Wissen Sie, wer hier in den Kleidern der Telburg einherstolzirt? Es ist die überspannte Person, die Krall, von der Sie gewiß schon gehört haben, die sich für eine Schriftstellerin hält und den Theaterzeitungen Referate schreibt. Gewiß hat die alte Tante der Telburg, die früher selbst beim Theater war, diese werthvolle Bekanntschaft gemacht, denn die Telburg selbst wirbt nur in höheren Kreisen, in feinen, kunstsinnigen Familien, wo sie die Bescheidene spielt und Damen sowie Herren durch ihr liebenswürdiges Benehmen bezaubert.“

„Aber erklären Sie mir,“ entgegnete Hiltner, — „was Sie mit allen diesen seltsamen Aphorismen sagen wollen? Sie reden da von Dingen, die mir ziemlich unbekannt sind.“

„So geht es!“ versetzte der Andere, — „was ihr Juristen nicht im Strafkodex oder in der Gerichtsstube kennen lernt, das existirt für euch gar nicht, und doch gibt es Dinge genug im Leben, von denen sich eure Schulweisheit nichts träumen läßt. Es ist eine ganz eigene Sache mit der Kunst. Zwischen dem Dilettantismus, der sich damit begnügt, die guten Freunde zu unterhalten, und der hinreißenden Gewalt des großartigen genialen Berufs existiren eine Menge kleinerer und größerer Talente, deren Besitz mit mehr oder weniger praktischer Weltkenntniß gepaart ist. Da ist denn die Aufgabe, mit dem verliehenen Pfunde zu wuchern, den Erfolg so hoch zu treiben als möglich, und dazu sind alle Mittel erlaubt — natürlich innerhalb der Schranken des ehrwürdigen Gesetzes. Das weiß die Telburg so gut wie Jede. Die gute Krall nun, welche uns eben begegnete, ist ihres Zeichens Klavierlehrerin, und verfüßt sich ihre Existenz durch das Nebengeschäft der Theaterkritik. Ich bin überzeugt, daß die Telburg rasend wird, wenn sie erfährt, welchen Streich ihr die Taktlosigkeit der Krall gespielt hat: denn daß sie ihr die Kleider nicht zu dem Zwecke geschenkt hat, damit spazieren zu gehen, sondern sie entweder zu verändern oder zu verkaufen, das ist klar. Nun ist es auch für die Kollegen keine Frage mehr, wer die Lobhudelei in der letzten Theaterzeitung geschrieben hat! Diese Geschichte ist köstlich, nein, zu köstlich, da muß ich nur gleich fort und sie einigen guten Freunden erzählen, die mit der Groslau liirt sind, denn so etwas ist noch gar nicht da gewesen.“

Damit entfernte sich der Theaterfreund und eilte, eine Opernarie trällernd und dazwischen laut lachend, seiner Wege. Hiltner schüttelte den Kopf und nahm sich vor, seinem Freunde Nellmann gelegentlich eine Vorlesung über das Thema der Theatergeheimnisse zu halten. „Der wird Augen machen, wenn er erfährt, daß er der Claqueur einer Sängerin war!“ dachte er und lachte selbst darüber.

Unterdessen gab sich Heinrich von Nellmann den süßesten Träumen hin und entwarf bereits einen ganzen Plan, um dieselben zu verwirklichen. Er wußte, daß sein Vater wünschte, ihn bald verheirathet zu sehen, und obgleich noch sehr jung, hatte er selbst doch Sinn für eine Häuslichkeit, wie er sie sich an der Seite der talentvollen und bescheidenen Telburg ausdachte. Er wollte daher auch gar nicht lange zögern. In vierzehn Tagen gedachte er nach der Stadt zurückzukehren, die Schwester in das Geheimniß zu ziehen und dann sich die Zusage der Geliebten zu holen.

Die vierzehn Tage vergingen ihm so langsam, daß er das Ende derselben kaum erwarten konnte. Er mußte sich oft gewaltsam aufraffen, um nicht allen Andere zu vergessen und wie ein Träumer umherzugehen. Alle Symptome einer ersten Liebe stellten sich ein, und erfüllten sein junges Herz mit den Fieberschauern von Lust und Trauer. Endlich erschien der ersehnte Tag und er eilte, seinen Gedanken nachhängend, zur Stadt. Es schien ihm gerathen und passend, dießmal bei der Schwester abzusteigen. Er that dieß, und erklärte der etwas erstaunten Gerichtsräthin diesen Ausnahmsfall mit der Andeutung, daß ihn ein ernstes Anliegen, wobei er ihre Vermittlung bedürfe, zu ihr geführt habe.

Frau Arnwald konnte durchaus nicht errathen, was dieß für ein Anliegen sei, sie sprach verschiedene Vermuthungen aus, ohne auch nur entfernt das Richtige zu treffen. Heinrich gab endlich einige Andeutungen, aber diese blieben ohne Erfolg, bis er zuletzt geradezu gestand, daß er glaube, sich in Fräulein Telburg verliebt zu haben und gekommen sei, sich deren Einwilligung zur Verlobung zu holen.

Es dauerte eine geraume Weile, bis sich Frau Arnwald von ihrem Erstaunen erholt hatte. „Ich dachte, Du verehrtest in ihr nur die Künstlerin,“ sagte sie endlich; worauf Heinrich die treffende Antwort gab: „Aber, beste Schwester, wenn eine Künstlerin zugleich ein reizendes junges Mädchen ist, so spricht bei einem jungen Manne, wie ich bin, denn doch noch etwas anderes mit, als die Kunst.“

Die Gerichtsräthin hatte diesen Umstand vorher nicht bedacht, aber sie sah die Richtigkeit ein. Nachdem Heinrich ihr noch mitgetheilt hatte, was zwischen ihm und der Sängerin vorgefallen war, fand sie die Sachlage nicht gerade sehr angenehm; aber als resolute Frau, die vorzustellen sie sich entschlossen hatte, sagte sie: „Ich kenne die Pflichten, welche mir, als Deiner älteren Schwester, obliegen und ich werde sie erfüllen. Man spricht davon, daß die Telburg unsere Stadt bald verlassen wolle, und es ist daher keine Zeit zu verlieren. Wahrscheinlich will sie fort, weil sie sich von Dir nicht geliebt glaubt, und ihre Bescheidenheit die Verbindung mit einer Familie, wie die unsrige, schwerlich für möglich hält. Ich werde noch heute bei der Professorin Kranz die Sache einleiten und dann die nöthigen Vorkehrungen treffen, damit Du Dich erklären kannst, ohne daß die gute Telburg zu sehr dadurch überrascht wird.“

Heinrich ging mit großer Freude darauf ein. Da es bald Essenszeit war, so verabredeten die beiden Geschwister noch, daß der Gerichtsrath vor der Hand nichts von der Sache erfahren solle. Nachmittags, während Heinrich seinen Freund Hiltner besuchen und diesen auf das bevorstehende Ereigniß ebenfalls vorbereiten wollte, beabsichtigte die Schwester zur Professorin Kranz zu gehen und diese über die Gefühle der Telburg zu sondiren. Der Gerichtsrath hatte die Abendgesellschaft, bei welcher Heinrich die Sängerin kennen gelernt hatte, längst vergessen und fand durchaus nichts Ungewöhnliches im Besuche des Schwagers. So kam der verhängnißvolle Nachmittag heran.

Nachdem Frau Arnwald sich noch einmal mit dem Gedanken an ihre Pflichten als ältere Schwester ausgerüstet hatte, trennte sie sich von Heinrich, und dieser begab sich zu seinem Freunde Hiltner, um die Zeit bis zur Zurückkunft seiner Schwester zu verplaudern. Hiltner war natürlicherweise nicht wenig darüber erstaunt, daß der Freund dießmal nicht bei ihm abgestiegen war, er machte ihm Vorwürfe deßhalb und frug um die Gründe dieser Aenderung. Heinrich hatte sich einige Ausreden erdacht, welche dem unbefangenen Freunde genügten, und bald saßen sie plaudernd und rauchend beisammen. Nach einer Weile, als Hiltner gerade die Asche seiner Cigarre abklopfte, brach er plötzlich in ein helles Gelächter aus und sagte: „Weißt Du denn auch, welche Rolle Du bei Deiner letzten Anwesenheit hier gespielt hast?“

Heinrich sah ihn erstaunt an und erwiederte: „Eine Rolle? Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst.“

„Du bist Claqueur gewesen,“ versetzte Hiltner lachend, „für eine unserer Opernsängerinnen, ich glaube für die Telburg.“

Als Hiltner diesen Namen aussprach, wurde Heinrich sehr bleich, und war nahe daran heftig aufzufahren. Er besann sich jedoch und entgegnete: „Was redest Du da für unsinniges Zeug!“

„Dafür hielt ich es auch, als es mir zuerst erzählt wurde, aber solche Sachen versteht unsereins nicht besser,“ erwiederte Hiltner, der keine Ahnung davon hatte, wie schwer seine Worte in's Gewicht fielen. „Mich hat ein alter Praktikus aufgeklärt,“ fuhr er fort, — „und ich sage Dir, seitdem weiß ich, daß diese Theaterleutchen ihr Geschäft besser verstehen als mancher Krämer, der seine Kunden von der Ladenthüre aus anlockt. Die Claqueurs der Gallerie werden mit Geld bezahlt und die Claqueurs der Sperrsitze von den Damen durch süße Worte, zärtliche Blicke und so weiter geworben. Du bist in's Netz gegangen, Freundchen, ohne es zu wissen.“

Wäre Heinrich's Liebe mehr als eine Jugendthorheit, wäre sie das Resultat einer längeren Bekanntschaft gewesen, so würde er die Worte seines Freundes mit Entrüstung zurückgewiesen und im Bewußtsein der Gegenliebe denselben Auslegungen gegeben haben. So aber verfiel er in eine schmerzliche Ungewißheit, und das Gefühl der Möglichkeit eines Irrthums von seiner Seite verursachte ihm den peinlichsten Zweifel. Noch wußte er nicht, wie er verfahren sollte, und er schwankte zwischen Zorn, Beschämung und Hoffnung.

Hiltner glaubte, die Stimmung seines Freundes zu errathen. „Ich kann mir denken,“ sagte er, „daß es Dir verdrießlich sein muß, Dich auf diese Weise mißbraucht zu sehen, aber Du mußt die Sache nehmen wie sie ist. Ich verdenke es der kleinen Person gar nicht, wenn sie sich Anhänger verschafft, und daß es ihr gelingt, erhöht nur meine Bewunderung für sie. Was thut der Diplomat, der Geschäftsmann? Was thut Jeder, dessen größere oder geringere Erfolge von der Meinung Anderer abhängen? Und wenn es uns trivial erscheint, die Kunst mit dem Geschäftstreiben zu vergleichen, so werden wir doch nichts dagegen einwenden können, sie mit dem politischen oder religiösen Leben in eine Linie gestellt zu sehen. Welche Mittel werden aber dort oft angewandt, um Anhänger zu gewinnen! Wie werden die Menschen an ihren Schwächen, an ihren Wünschen und Hoffnungen gepackt, um für die Vortrefflichkeit eines Systems begeistert zu werden. Denke nur an die Wunder der Missionäre, und Du wirst in der Sängerin, die Dich so geschickt an der Nase herumgeführt hat, durchaus keine Verbrecherin, sondern eine recht kluge, kleine Proselytenmacherin erkennen.“

Als Hiltner diese Rede, welche die Resultate seiner philosophischen Betrachtungen über den betreffenden Gegenstand enthielt, beendet hatte, war er nicht wenig erstaunt, zu sehen, daß Heinrich von Nellmann ganz ernsthaft blieb, sich erhob, und ohne ein Wort zu reden mit einem leisen Händedrucke Abschied nahm. Hiltner wollte ihn zurückhalten und rief ihm noch nach, sein räthselhaftes Benehmen doch zu erklären, aber Heinrich war schon fort, und ging zögernden Schrittes und wehmüthigen Herzens dem Hause seines Schwagers zu.

Dort angekommen, setzte er sich, den Kopf auf die Hand gestützt, an den Tisch, woran er Fräulein Telburg zuerst gesehen hatte. Er klammerte sich an die Hoffnung, daß seine Schwester ihm günstige Nachrichten bringen werde, und lauschte auf jeden Tritt, der von der Straße heraufschallte, mit fieberhafter Ungeduld. Endlich kam sie. Die Hausthüre wurde heftig aufgerissen, in raschem Schritt eilte sie die Treppe herauf und trat voller Aufregung in das Zimmer herein.

„Nein,“ begann Frau Arnwald in vollem Eifer zu sprechen, indem sie leidenschaftlich im Zimmer auf- und abschritt, „so etwas ist mir noch nie begegnet! Ein solcher Auftritt zwischen mir und einer Frau, die ich so gründlich verachte, die so tief unter mir steht! Wenn ich nicht das Bewußtsein hätte, daß ich nur im Gefühl meiner Pflicht gehandelt habe, so müßte ich mich vor mir selbst schämen, denn wahrhaftig, ich glaube, ich selbst habe Ausdrücke gebraucht, die man von einer gebildeten Dame nicht erwartet.“

Heinrich war vernichtet. Er blieb sitzen, den Kopf in die Hand gestützt, und hörte der Gerichtsräthin zu. Diese berichtete, sich kaum Zeit zum Athem lassend, Folgendes: „Sie empfing mich,“ begann sie, — „mit der ihr eigenen widerwärtigen Freundlichkeit, die ich, im Hinblick auf meine Schwesterpflicht, so gut erwiederte, als ich vermochte. Ich frug sie darauf, wie es ihrer Freundin, der charmanten Telburg, gehe, und sie erzählte mir voller Freude, daß die Sängerin ein sehr vortheilhaftes Engagement angenommen habe, welches ihr der Intendant eines großen Hoftheaters, der sie als Zerline im Don Juan hier gehört, am Tage nach dieser Vorstellung angeboten. Ich that nun, als ob ich über diese Nachricht erfreut sei, und warf die Bemerkung hin, ich hielt es für möglich, daß die Telburg jenes Engagement dennoch nicht annehme, denn wie ich sie kennen gelernt hatte, sei ihr das Bühnenleben nicht besonders zusagend, und sie würde gewiß das Glück stiller Häuslichkeit vorziehen. Darauf entgegnete die Professorin: dieß sei wohl möglich, aber sie wisse auch, was ich damit sagen wolle. Ich erwiederte: eine vortheilhafte Partie, wie sie Fräulein Telburg bei ihrem Talent und ihrer Erscheinung leicht geboten werden könne, würde dieselbe gewiß hier zu fesseln vermögen. Nun sah mich die Professorin lächelnd an und meinte, so viel sie von den Geheimnissen der Telburg wisse, werde diese sich hier wohl schwerlich fesseln lassen. Die Art, wie sie dieß sagte, empörte mich und ich entgegnete ihr, man vertraue nicht alle Geheimnisse sogleich einer Freundin an und es sei noch sehr die Frage, ob ich in dieser Angelegenheit nicht besser unterrichtet sei. Dieß muß sie geärgert haben, denn sie sagte spöttelnd: Täuschen Sie sich nicht, liebe Arnwald, ich kenne die Gefühle meiner Freundin Ida zu genau. Nun denn, erwiederte ich, so werden Sie vielleicht auch wissen, daß dieselbe von meinem Bruder Heinrich Besuche angenommen und ihn sehr freundlich behandelt hat. Gewiß, entgegnete sie, das weiß ich. Und was werden Sie sagen, fuhr ich entrüstet fort, wenn ich Ihnen mittheile, daß mein Bruder die Absicht hat, Fräulein Telburg einen Heirathsantrag zu machen? — Dann bedauere ich Ihren Herrn Bruder, entgegnete sie, da ich weiß, daß er eine ablehnende Antwort erhalten wird, weil Ida sich bereits vor zwei Jahren mit dem ersten Tenoristen jenes großen Hoftheaters, für welches sie jetzt engagirt ist, verlobt hat. Als ich dieß hörte, verlor ich alle Fassung. Wie? rief ich, diese Person ist verlobt, nimmt dabei aber die Besuche anderer Herren an, und drückt denselben die Hände? Ist das ein anständiges Betragen? Darauf versetzte die Professorin: Ida ist Künstlerin, die sich das Wohlwollen des Publikums erhalten muß, sie ist Ihrem Herrn Bruder sehr verbunden, denn er hat ihr gerade an dem entscheidenden Abend bei der Vorstellung des Don Juan, wo es sich darum handelte, ob sie oder die Groslau den größten Effekt machen und jenes glänzende Engagement erhalten werde, wichtige Dienste geleistet. — Wichtige Dienste? frug ich. Wie so? Als was? — Weißt Du, was sie mir mit einem wahrhaft satanischen Lächeln darauf erwiederte?“

„Ich weiß es,“ unterbrach Heinrich den Redestrom der Schwester; „als Claqueur, hat sie gesagt, und ich weiß auch, daß sie ganz Recht hat. Laß' die Sache auf sich beruhen und ärgere Dich nicht weiter über meine Thorheit; ich glaube, ich werde später selbst noch einmal darüber lachen können. Jetzt freilich könnte ich das nicht. — Um sechs Uhr geht heute die Post ab, damit fahre ich zurück, und nicht eher siehst Du mich hier wieder, bis ich herzlich lachen kann, wenn die Rede darauf kommt, daß ich der Claqueur von Fräulein Telburg gewesen bin.“

Das eidgenössische Truppenmanöver von 1861 im Hochgebirge.

(Zu den Bildern S. 820 und 821.)

Man ist in der Schweiz schon seit einigen Jahren zur Ueberzeugung gekommen, daß nur durch größere Truppenmanöver der Soldat sowohl, als besonders auch der Offizier für den kriegerischen Beruf herangebildet werden können. Bereits hatten wir mehr oder minder gelungene Manöver an der Kreuzstraße, bei Sargans und Luziensteig, bei Brugg, allein das in jeder Beziehung interessanteste Manöver sollte das diesjährige sein im schweizerischen Hochgebirge, auf einem Terrainabschnitt, der vor 62 Jahren der Schauplatz eines Kampfes zwischen den Franzosen und ihren Gegnern war. So lange an den Gedanken gewöhnt, daß unsere hohen Gebirgsgrenzen eine natürliche Widerstandskraft besitzen, hat jene Kriegsepoche schon dargethan, daß auch diese für Truppen, ja selbst für Artillerie zugänglich seien, und daß also auch hier das strategische Talent allein einem Oberkommandanten, der die Vertheidigung zu leiten hat, Aussicht auf Erfolg verspreche. Was jedoch noch ganz besonders das eidgenössische Militärdepartement veranlaßte, gerade dieses Manövrirterrain zu wählen, das waren eines Theils die westlichen und südlichen Annexionsgelüste, anderen Theils die erst kürzlich in der Bundesversammlung votirten Alpenstraßen, deren Wichtigkeit man auf die Zentrallinie der Gotthardsstraße zurückzuführen suchte. Die Disposition zu dem Manöver selbst weist am besten darauf hin. Dieselbe ist folgende nach dem Divisionsbefehl Nro. 2 vom 12. August 1861:

„Die ganze Südgrenze unseres Vaterlandes ist bedroht, feindliche Kolonnen haben dieselbe angegriffen, bevor wir gerüstet ihnen

entgegentreten konnten. In Graubünden kämpfe der Gegner an den südlichen Ausgängen der Engadinerpässe und des Splügens, im Zentrum ist es ihm gelungen sich des Gotthards zu bemächtigen; die Spitzen seiner Kolonnen sind bis an den Vierwaldstättersee vorgedrungen, im Wallis halten wir St. Moriz noch und das südliche Debouché des Simplons, die schweizerische Armee sammelt sich in aller Eile an dem nördlichen Abhange der Alpen; eine Avantgarde, welche in Luzern und im bernerischen Oberlande steht, erhält den Befehl, sich mit aller Anstrengung des Reußthales zu bemächtigen und den Gotthard zu erstürmen. Dieß die Aufgabe der zum Truppenzusammenzug beorderten Truppen." Für die Ausführung bestimmt derselbe: „Während das Gros der Avantgarde, die auf dem Vierwaldstättersee befindlichen Transportmittel benützend, in der Nähe von Flüelen zu landen sucht, gehen gleichzeitig Detachements von unterschiedlicher Stärke über die linke Thalwand des Reußthales, d. h. über den Surenenpaß und den Schwezzpaß gegen die Reußübergänge von Attinghausen und Seedorf vor, die linke Flanke des Feindes bei Altdorf bedrohend. Ein drittes Detachement sucht aus dem Linththal über den Urnerboden in's Schächenthal zu gelangen, um den Feind in der rechten Flanke zu fassen. Der kombinirte Angriff gelingt, der Feind weicht bis Amsteg, aus welcher Position er am folgenden Tag bis Wasen geworfen wird. Die Stellung von Wasen ist aber bereits in ihrer linken Flanke bedroht durch eine unserer Abtheilungen, welche aus dem bernerischen Oberland sich über den Sustenpaß in's Mayenthal dirigirt hat, und, rechtzeitig in unseren Angriff der Position von Wasen eingreifend, den Feind zum Aufgeben derselben zwingt. Derselbe zieht sich durch die Schöllenen in's Urserenthal zurück. Die Stellung an der Teufelsbrücke ist in der Fronte kaum zu nehmen, aber wiederum kommt nun eine unserer Kolonnen aus dem Wallis über die Furka herauf und zwingt den Gegner zum Rückzug in's Livinenthal. Während die Hälfte unserer Avantgarde, den Feind verfolgend, bis Airolo vorgeht, trifft die Nachricht ein, es sei dem Feinde gelungen, St. Moriz, im Wallis, zu nehmen und siegreich das Rhonethal hinaufzudringen. Gleichzeitig kommt der Befehl des Oberkommandanten, die Avantgarde solle rechtsschwenkend in Eilmärschen nach Brieg gehen, um wo möglich noch die starke Stellung im Pfyner Wald zu erreichen, und dort dem Feind, vereinigt mit den zurückgehenden Abtheilungen, einen nachhaltigen Widerstand zu leisten. Mit dieser Operation schließt dann der Truppenzusammenzug."

Es kann die Leser Ihres Blattes nicht interessiren, die Namen aller kommandirenden Offiziere zu erfahren, es genügt wohl vollständig, zu sagen, daß der eidgenössische Oberst Aubert als Kommandant desselben funktionirte, und der eidgenössische Oberst Wieland als oberster Inspektor in der Eigenschaft eines Generalstabschef beiwohnte. Die Truppen, welche an dem Manöver Theil nahmen, sind: 1 Sappeurkompagnie (von Aargau), 2 Gebirgsbatterien (von Wallis), 1 Guidenkompagnie (von Genf), 4 Schützenkompagnien (von Nidwalden, St. Gallen, Wallis und Tessin), 4 Bataillone Infanterie (von Waadt, Graubünden, Wallis und Bern), dann 4 Ambulancesektionen und die Parkabtheilungen. Bis zum 18. August bildeten die Truppen nur ein Korps, und der Feind wurde nur durch eine Schützenkompagnie (St. Gallen) markirt, von da ab wurden zwei Korps gebildet, beide gleich stark.

Am 18. August fand die Einschiffung der zum Zurückdrängen des Feindes bestimmten Hauptkolonne in drei Dampfschiffen und vielen Schleppschiffen statt; sie läßt uns für Augenblicke das Naturschauspiel vergessen. Wir finden noch mit knapper Noth Platz auf einem Dampfboote. Doch aber herrscht bald die erwünschte Ordnung und Ruhe, die Dampfräder schlagen die Wogen, wir sagen Luzern Valet. Es ist ein munteres Völkchen, unser Militärkorps, stramme, schmucke Bursche, und trotz dem Soldatenrocke gar empfänglich für die Schönheit der Natur. Und wahrlich, man kann sich kaum einen schöneren Anblick denken, als eine solche Fahrt durch den Vierwaldstättersee bietet. So oft man sie auch unternimmt, immer wieder übt dieses Panorama oder diese Panoramen einen wundervollen Reiz. Das liebliche Brunnen lieferte uns ein halbes Bataillon Infanterie Verstärkung, schmucke Bergsöhne aus dem rätischen Lande. Doch mögen auch die schon früher von Luzern abgehenden Truppen, die über den Surenenpaß und die Schwezzpaß gegen die Reußübergänge von Attinghausen und Seedorf vorzudringen haben, keinen uninteressanten Marsch, jedoch sicherlich beschwerlich genug gehabt haben. Ein interessantes Bild bietet endlich die Ankunft bei Flüelen. Böllerschüsse der Urner, die mit eidgenössischen Fahnen am Ufer stehen, hatten uns schon bei Sisikon begrüßt, gleich als wollten sie ihre Freude ausdrücken über die Befreiung vom Feinde. Bei Flüelen waren das Gestade sowohl als auch die Thalausgänge von Attinghausen und Bürglen besetzt. Schon kamen jedoch die ebengenannten Umgehungskolonnen über den Klausenberg, just an demselben Tag, als 1799 die Franzosen denselben Weg herunterrückten. Doch war bereits schon um 8 Uhr um 10 Uhr kam noch die glarner Umgehungskolonne hinter Bürglen hervor. Der Feind weicht nach kurzem Kugel- respektive Patronenwechsel zurück, und die Eidgenossen landen mit wirklich anerkennenswerther Raschheit und jede Uferstelle benützend, die sich nur darbot. Die Landung war in einer halben Stunde vollkommen



Schweizer Bilder. Marsch der Walliser am Rhonegletscher unter Oberst E. Meyer. Nach einer Originalzeichnung von H. Jenny.

beendet," die zwei ersten Dampfboote waren in 7, das dritte in 12 Minuten vollkommen geräumt.

Den Theil des Vierwaldstättersees, den wir verlassen und der auch den Namen Urnersee trägt, umrahmen die Felsabhänge der mächtigen Bergstöcke des Klingen-, Kaiser- und Rostockes, sowie des Kinzig-Kulms, auf der einen Seite gegen das Muotta- und Schächenthal, und des Oberbauer- und Uri-Rothstockes auf der anderen Seite. Steil fallen die Felswände in den See hinab, der hier auch bei Stürmen am wildesten tobt. Nur die Küstenstraße von Flüelen bis Seedorf liegt offen da, und in ihr kreuzen sich die vom Schächenthal, vom Isen- und vom Reußthal kommenden Straßen und Wege, sie alle aber sind gesäumt von den felsigen Berggruppen, ja die Wege vom Schächen- und vom Isenthale sind kaum erkenntlich.

Die Trommeln wirbelten, vorwärts drangen die Kolonnen mit üblicher Marschsicherung, von zwei der drei Umgehungskolonnen verstärkt. Man rückte in zwei Kolonnen vor, die parallel mit einander durch das Thal gegen Altdorf zogen. Es wurden, da sich der Feind nicht stark genug glaubte um Stand zu halten, nur wenig Schüsse gewechselt. Wir drangen durch das historisch berühmte Altdorf in großer Hast. Hinter dem Städtchen beginnt schon das Thal sich etwas zu verengen, hier mündet der Weg vom Schächenpaß und dem glarner Lande ein, und rechts und links begrenzen uns bereits die Gletscherberge. Der Feind leistet an der Schächenbrücke einen kurzen Widerstand, eine Rückhutstellung einnehmend, nachdem er — natürlich sehr unvollständig — die Schächenbrücke verbarrikadirt hatte. Doch er wich auch hier und man rückte zu dem kleinen Orte Klus vor, der Feind bis Amsteg hinter die Zwing-Uri zurück. Die Surenenpaßkolonne kam übrigens erst spät und sehr erschöpft in Attinghausen an, eigentlich etwas gegen Erwarten. Es ist aber auch ein böser Paß zwischen dem Blackenstock und Schloßberg durch Felzenklüfte.

Als des anderen Tages in der Frühe, um 7 Uhr, der Vormarsch wieder begann, mußte abermals ein Detachement längs dem linken Reußufer auf recht holperiger Bahn eine Umgehung gegen Zwing-Uri unternehmen. Diese Zwing-Uri-Ruine nimmt eine sehr schwer einzunehmende Stellung ein, mindestens gegen Altdorf hin, eine steile Felswand fällt gegen die Straße ab, und die Ruine beherrscht vollkommen die Gotthardsstraße. Zur Linken fließt die Reuß, und bei Amsteg mündet der von den Gletschern des Tödi, Ruchen und Windgällen genährte und geschwellte Kerstenbach in sie. Das Reußthal ist hier besonders eng und felsig zerklüftet. Es rauscht und tobt durch die Lüfte, und die Schüsse verbinden noch ihren Lärm mit dem der Natur. Es war schon 10 Uhr Morgens, als der eigentliche Sturm begann. Feinde und festtägliche Zuschauer schmückten die Höhen, besonders bemerklich waren die Uri-Schönen mit ihrem rothen Kopfschmucke. Die Straße war verbarrikadirt. Hier verübten die Schützen und die Bergartilleristen Wunder der Gewandtheit. Da sich der Hauptangriff auf die vorherige Gewinnung der linken Uferhöhen der Reuß stützen mußte, so handelte es sich nun darum, diese sehr schwierigen Höhen mit Schützen und Geschützen zu gewinnen. Es geschah dieß mit vieler Gewandtheit und vergleichsweise sehr schnell, im Ernstkampfe wäre es eine sehr böse Arbeit gewesen, und wir möchten zweifeln, ob es ohne ungeheuren Verlust gelungen wäre. Das Gekrabel war malerisch schön, und die Echo's der Schüsse gaben dem Bilde für den Beschauer etwas Imposantes. Steinzeiche zeigten an, daß die Kerstenbachbrücke abgebrannt sei, aber die Schützen entdeckten eine schmale hölzerne Wasserleitung weiter oben und gingen mit wirklich großer Entschlossenheit hinüber. Die Stellung war gesprengt, der Gegner zog sich bis Intschi zurück. Bis in die Nacht hinein dauerten die gegenseitigen Plänkeleien und hinderten jedoch durchaus nicht, daß das fröhliche, bunte Lager- und Bivouakleben sich in seiner Romantik entfaltete. Die Gegend hier ist durch das zerklüftete Gestein des Bristenstockes und den Einblick in das durch Wasserfälle durchtoste Maderanerthal noch wilder, aber die klaren Fluten des Kerstenbaches lassen wahrlich eher auf Sanftmuth schließen. Weit wilder tobt die Reuß da unten.

Der Marsch gegen Wasen bot nicht minder seine schönen und wirklich großartigen Momente, recht charakteristisch an jeder Biegung. Rechts und links der Reuß, da auf der Straße, dort auf einem schlechten Wege, schießt man, ziehen die Kolonnen vorwärts, das Echo hallt dumpf den Kanonendonner wieder, endlich ist die Stellung am Pfaffensprung erreicht; man hält, sie scheint unnehmbar, so sehr schützt sie das Felsterrain; allein eine über Gurtnellen herziehende Umgehungskolonne sichert die Einnahme der schauerlich berühmten Pfaffensprungbrücke. Der Feind hatte sich da gut verschanzt und auch die das Mayenthal schließende Schanze, berühmt vom 1799ger Feldzuge her, besetzt, um eine Umgehung vom Sustenpaß, aus dem Oberhasli (berner Oberland) zu verhindern. Unsere Sappeurs, ein wirklich tüchtiges Korps, hatte während dieses Kampfes vollauf zu thun, eine Brücke hoch über dem Thal bei der Pfaffensprungbrücke zu schlagen, in einer Stunde waren sie damit fertig. Nun kam die über den Sustenpaß schon früher bestimmte Umgehungskolonne, und nach einigen Gefechtsstellungen war nun Wasen forcirt geräumt und der Feind bis Andermat zurückgeworfen.



Schweizer Manöver. Vertheidigung von Hochenthal durch die St. Gallen'sche Schützenkompagnie Nr. 37 gegen die Eidgenossen. Nach einer Originalzeichnung von H. Jenny.

Aber die mächtige Erschütterung und die Hitze wohl auch hatte eine Lawine gelöst, die polternd während des Gefechtes mit Steingerölle in die Reuß stürzte, aber Niemand beschädigte; sie hatte nur das Reußwasser für wenige Zeit getrübt. Der momentane Schrecken jedoch hat den Frohsinn, der um das Lager von Matten lebte, nicht gestört, das Ereigniß hat nur dem wilden Gebirgscharakter seine echte Weise gegeben. Hier nun war man, über 3000' über der Meeresfläche, so recht im Alpenleben. Aber trotz der Nachtkühle und der Eiszapfen befanden sich die Leute wohlauf, und gerade die Neuheit der Verhältnisse hat der guten Laune stets Nahrung gegeben. Da bilden die Gletscher des Spitzberges, der Thiere und Steinberge, dort jene der Crispalt und vor uns der Weg zur berühmten Teufelsbrücke. Eine heiße Arbeit für morgen, aber sie würde wohl ernster stimmen, wenn es Ernst gälte.

Des andern Tages sollte diese Arbeit beendet werden, allein der Feind war uns durch Scheiben markirt, und es galt ein Scheibenschießen mit scharfen Patronen, in Verbindung gebracht mit verschiedenen taktischen Evolutionen. Man hatte 3000 Treffer auf 20,000 Schüsse (15%); der Artillerie nahm sich Felsblöcke zum Ziele. Da man die Stellung an der Teufelsbrücke und am Urnerloch von der Nordseite aus als unnehmbar ansah, so setzte eine weitere von Reuß über die Furka aus dem Wallis kommende Kolonne den Feind zum Rückzug zwingen. Freilich brauchte es dieser Kolonne hiezu allzulange, nachm aber doch dem Totaleindruck keinen Schaden, und der nach dem Scheibenschießen wieder markirte Feind, nunmehr in Hospenthal sich wehrend, mußte sich aus der Verlegenheit zu ziehen. So wild hier die Natur ist, so zerklüftet das Gestein, so öffnet sich nach Passirung des Urnerloches ein lieblicher Wiesengrund um Andermatt und Hospenthal. Da hatte man auch unsere siegende Kolonne gelagert. Es war gewiß angenehm für unsere Truppen, den 19. August, einen Rasttag, gerade hier zu feiern, beide Brigaden vereinigt. Freilich hat sie der Wettergott etwas unsanft gewählt, war aber nur seine momentane Laune.

Ein kleines aber etwas gelichtetes Wäldchen deckt den Ort gegen die Lawinen. Von hier zieht auch ein Fußpfad über die Oberalp nach Graubünden, später wird eine Militärstraße von 18' Breite daraus werden; der Paß liegt zwischen dem Crispalt und dem Badus. Ein anderer schlechter Fußpfad führt durch das Unteralpthal nach dem Tessin und in das tessinische Canariathal. Von Andermatt ¼ Stunden entfernt liegt das Hospenthal am eigentlichen Fuße des Gotthard, da geht's im Zickzack hinauf bis 1900', man sieht eine Strecke weit die Straße. Der Weg in das Urserenthal nach Realp und zur Furka zieht rechts ab, immer steigend, aber minder schroff als zum Gotthard. Die Leute sind in diesem Thale ernst, aber für den Fremden freundlich entgegenkommend, sie nahmen recht lebhaften Antheil an dem Feldgottesdienste am Sonntag und sehnten nicht in den Lagern und Bivouaks. Der Vino dolce gemahnt uns schon an die südliche Nachbarschaft.

Des andern Tages, da schon die eine Brigade sich den Gotthard hinaufbewegte, um den Feind zu verfolgen, muß die Hauptkolonne rechts abschwenken, das Wallis ist bedroht. Lassen wir sie den Furka passiren, wir folgen der Gotthardskolonne, die denn auch mit der Morgenfrische sich mühsam aber frisch und marschmuthig hinaufarbeitete. Es läßt sich da nicht viel beschreiben: Fels, Schneeschichten, Himmel, fernes Lawinengeroll. Endlich liegt das freundliche Gotthardshospiz vor uns. Man lagert in dieser lustig kalten Atmosphäre, lacht sich, scherzt und singt. Auch der Bundespräsident und die drei deutschen militärischen Gäste sind bei dem Zuge und laden sich im Hospiz. Die Reuß, welcher wir bis dahin getreulich folgten, verschwindet nun in dem Gebirge; aus dem Lucendrosee, der hier nicht sichtbar ist, schöpft sie ihre Existenz.

Nun Aufbruch und Hinabmarsch nach Airolo in unzähligen Windungen, nach dem tessiner Lande ist man auch da glücklich ohne Gefährde angelangt, und die Tessiner, schon so oft als laue Eidgenossen verschrieen, bewiesen, wie lieb ihnen die eidgenössische Ehre war. Ich spreche hier nicht vom Feinde, da derselbe vollkommen auf der Flucht durch das Livinenthal supponirt ist, so daß man auch die Ordre schon gab ebenfalls rechts abzuschwenken, um durch das Bedrettothal ebenfalls nach dem Wallis zu ziehen, über Nufenen, eine Kleinigkeit von 14 Stunden. Man stärkte sich jedoch wirklich in Airolo. Es herrscht ein gewisser Wohlstand da, allein neben diesem die tessinische Unordnung, der tessinische Schmutz. Die Bauart der Häuser kann nichts weniger als schön genannt werden, sie ist ohne Geschmack. Wie gesagt, unsere Krieger ließen es sich ganz gut da gefallen, und die Tessiner diesmal dachten nicht mehr daran, in den Eidgenossen deutscher Zunge austriacanti und croatinanti, wie 1859, zu sehen. „La libertà" da unten erschien ihnen nicht mehr so lockend. Die tessiner Truppen verließen hier die Armee und überließen die Befreiung des Eindringlings im Wallis ihren fratelli confederati.

Das war keine geringe Arbeit. Uebrigens waren schon den 19. August einige Abtheilungen des Bedretto vorgeschoben worden, das Hauptkorps der über dem Gotthard befindlichen Truppen, eine Brigade, folgte den 20. August nach; wir mit. Der Weg führt das enge, steinige und zerklüftete Thal eines Seitenarmes des Tessin hinauf, eine recht wilde und schauerliche Natur, rechts und links toben Wasserfälle, die Bergabhänge sind nach beiden Seiten hin steil, die Ortschaften, und wir fanden mehrere — Fontana, Ossasco, Villa, Ronco und endlich auch Bedretto — sind ärmliche Nester mit dunkelgrauem, oft schwarzem Kolorit, die Bewohner zeichnen sich durch ihre gebräunten Züge, durch ihr wirklich zigeunermäßiges Aeußere und durch ihren mehr oder minder zerlumpten Anzug aus, nicht aber vortheilhaft. Die Gegend erschien noch unwirscher durch das schlechte, unfreundliche Wetter, es donnerte und blitzte, der Regen strömte. Es war auch Nacht. Erst als der Morgen zu grauen begann, ließ das Unwetter nach. Wir hatten Bedretto hinter uns, aber graues Gewölk hing oben, sich mehr und minder an die Bergspitzen ankleben. Endlich erreichten wir die vereinzelte Station dell' Acqua, 4940' über der Meeresfläche. Es ist kühl, man macht einen Halt und die Truppen lagern sich, so gut sie können, fröstelnd zwar, aber doch guter Dinge, bald singen unsere Berner ihre patriotischen Lieder, und das belebt das an und für sich so dumpfe Gewimmel. Hier zieht ein höchst beschwerlicher Steig in das piemontesische Formazzathal, ein anderer über die Cavergnogletscher nach dem tessinischen Maggiathal, nach dem Wallis führt ein recht unwegsamer Felssteig zwischen dem Pizciora und Galina nach Gerenthal, und endlich vor uns haben wir, gleich den obengenannten in Nebel gehüllt, den Nufenen oder Novenapaß, 7530' über der Meeresfläche. Als wir aufbrachen von dell' Acqua hatte sich unser Paß recht dicht umhüllt, das Wetter war recht trübe geworden, selbst die Quellen des Tessins, am Gallina und Nufenen waren unsern Blicken entschwunden.

Nun ging aber erst die Handarbeit an, da war von gebahntem Weg keine Spur. Da man übrigens bald einsah, daß das Herüberführen von Artillerie in dem bespannten Zustande nicht thunlich war, so wurde Befehl gegeben „abzubastiren", d. h. die Geschütze zu zerlegen und die Stücke der Mannschaft einzeln zum Tragen zu geben. Das ging mit gewohnter Schnelligkeit, und der Zug gewann dadurch in der Thal etwas Eigenthümliches, das bei dem düsteren, unheimlichen Wetter noch geisterhafter erschien. Oben gab's noch Schnee, eingezwängt in die Felskanten. Die Höhe war erstiegen, hinter uns der Silberrand der Tessins sich verlierend, vor uns noch das Ungewisse, einzelne Felsvorsprünge benommen die Aussicht. Jetzt wurden die Geschütze wieder zusammengestellt, aber es war noch sehr mühsam beim Hinabsteigen, bis endlich das Gerenthal sichtbar wurde, beherrscht von dem Gallina- und von dem Geriesgletscher. Das Mühsame war nun vorbei, dort unten in grünen Wiesen lag das Dorf Ulrichen, wir befanden uns im oberen Rhonethal, dem ebenfalls fels- und gebirgumschlossenen. Die über die Furka marschirende Kolonne kam zu gleicher Zeit herab, als unsere Kolonne eintraf, was gewiß von sehr großer Pünktlichkeit Zeugniß gibt. Uebrigens ist der Marsch über die Furka weit minder beschwerlich als jener über den Nufenen. Die Furkaüberschreiter rückten noch bis Münster vor, indessen die Nufener in Ulrichen blieben.

Als wir am andern Tage durch den Abmarsch der vorrückenden und wieder vollständig restaurirten Truppen auch zum Aufbruch gemahnt wurden, da konnten wir eine flüchtige Inspektion der Umgegend halten. Münster liegt den sich hinter und neben dem Dreiecksbern herabmachenden Geriesgletschern gegenüber, lehnt sich an den Fuß des Norhorns an und hat etwas über 600 Einwohner; es ist ärmlich gebaut, wie überhaupt alle Dörfer im Wallis, die Leute sind arbeitsam, freundlich und sehr fromm. Es lehnt sich von Ort an Ort an der ziemlich gut erhaltenen Straße, welche neuerdings ausgebessert wurde. Doch wir eilen den Soldaten voraus, um noch zeitig nach dem jedenfalls sehr heimgesuchten Brieg zu gelangen, das wir dann auch, nachdem wir zweimal die Rhone überschritten, noch gegen 2 Uhr des Nachmittags erreichten. Das Städtlein trägt seiner Bauart nach ein ganz eigenthümliches kriegerisch mittelalterliches und beinahe ein italienisches Gepräge. Das Städtchen selbst besitzt vierzehn Thürme aller Art und zählt zwischen 800 und 900 Einwohner. Sonst etwas finster und unbelebt, hat dasselbe durch die reichliche eidgenössische Belagerung ein ihm jedenfalls neues Leben gewonnen, und besonders malerisch sind die Bivouakgruppen in dem Klostergärten. Die Truppe wurde am 22. August gemustert, was zur Zufriedenheit ablief, bis jetzt zählte der Truppenzusammenzug an Kranken zehn Mann, wovon jedoch einer schon im Unterland indessen gestorben war — Wassertrinken in der Hitze war die Ursache.

Das Wallis ist ein durchgängiges Panorama von prachtvollen Berggruppen, herrlichen Einblicken in die Thäler, kurz von Allem, was ein poetisches Gemüth entzücken kann, es ist schade, in so raschem Fluge von Ort zu Ort eilen zu müssen, um unseren ermüdeten Soldaten — und sie waren eben doch ermüdet trotz dem freudigen Gejubel — zu folgen. Interessant war unsere militärische Stellung im Pfinwalde bei Leuk-Susten. Wahrlich, hier in dieser engen Thalsperre ist ein Aufenthalt möglich, hier kann geschlagen werden, wie man nur will. Da drüben Siders, am Fuße des Schneehorns, an die steile Wand des Bergabhanges sich lehnend, von Bächen umrauscht, da unten die tosende Rhone, hinauf zieht der holperige, unbequeme Weg nach dem Leuker Bad und dem Gemmipaß. Felsen ringsum. Dort drüben der weite und dichte Pfinwald, der sich geheimnißvoll an das Illhorn mit seinen steilen Abhängen lehnt. Da lagert nun beisammen das ganze Manövrirkorps in malerischen Gruppen. Man hielt auch den Abend hier. Von hier zieht auch ein Engpfad nach dem Eifisch- (Anniviers-) Thal.

Des andern Tages, am 24. August, wurde die Schlußschlacht geschlagen, wieder markirte die Schützenkompagnie den Feind, man nahm Stellungen und schloß mit dem siegenden Durchbruche der Eidgenossen, welche nun nach Sitten zogen, der Hauptstadt des Kantons Wallis und einem bischöflichen Sitze. Sitten ist eine der ältesten Städte der Schweiz und zählt etwa 3000 Einwohner, sie liegt fast in der Mitte des Wallis und in der Nähe der Rhone. Allein die Wälle verschwinden nach und nach und machen modernen Gebräuchlichkeiten Platz. Da droben steht das Tourbillonschloß, dessen Ruinen aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts stammen. Eine mächtige Burg mußte dieser Felshügel getragen haben, denn von ihm aus blickt das Auge nach allen Seiten beherrschend herab. Tief bewegt betritt der Wanderer diese verlassenen Räume, die Zeugen ehemaliger Größe und jetzt der Aufenthalt der Nachtvögel. Da sehen wir den Bataithurm, dort das Valerschloß, beide begrenzend die melancholisch-schönen Panoramen.

Hier schließt nun mit dem 25. und 26. August die Thätigkeit unserer Uebungsdivision, Revue und Entlassung der Truppen füllen diese beiden Tage aus, mit denen übrigens auch alle administrativen Geschäfte, die auf das Manöver Bezug hatten, abgeschlossen wurden. Der beste Geist hatte diese Leute beseelt, und jeder, der der Uebung beiwohnte, wird zur Ueberzeugung gekommen sein, daß der militärische Geist, der die Schweizer belebt, kein leerer Wahn sei, daß ferner kein Annexionsbegehren, woher es auch kommen mögt, und welche Fahne es auch trägt, hier in den alten Bergen der Eidgenossenschaft Eingang findet. Die Begeisterung, mit welcher alle Kehlen das beliebte Lied: „Rufst Du, mein Vaterland!" sangen, sie ist Zeuge für diese Behauptung.

Wochen-Chronik.

3. — 10. September.

Deutschland. Stuttgart 9.—12. Vierte Versammlung des volkswirthschaftlichen Kongresses, der sich in den Fragen der Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Konzessionswesen, Eisenbahnmonopol im Sinne der modernen volkswirthschaftlichen Theorien ausspricht, in der Frage über Zwischenzölle und Niedersetzung einer permanenten Kommission in Bezug auf Reformen der Zollvereinsgesetzgebung gegen die schutzzöllnerische Partei unterliegt. 12. Berathung der zweiten Kammer über Hölder's Antrag auf Zurücknahme der Verordnung von 1855 über das Vereinswesen. Ein vermittelnder Antrag, um Regelung der Frage auf dem Gesetzeswege zu bitten, wird angenommen. — München 9.—11. Versammlung der katholischen Vereine Deutschlands, die sich einstimmig für die weltliche Herrschaft des Papstes aussprechen. — Am 10. kommt der König von Preußen aus Ostende in Benrath an, um den großen Herbstmanövern am Rhein beizuwohnen. Herr von Schleinitz wird zum Minister des königlichen Hauses ernannt. Durch ganz Deutschland geht eine Agitation zur Sammlung von Beiträgen für den Bau von Kriegsschiffen, die zunächst mit der preußischen Marine vereinigt werden sollen.

Oesterreichische Monarchie. Wien 4. und 9. Das Abgeordnetenhaus erledigt den Gesetzentwurf zur Reform der Justiz, indem es den Antrag der Kommission annimmt, diese partiellen Reformen abzulehnen. Am 6. wird das Gesetz zur Sicherstellung der Geldvertreter in dritter Lesung erledigt, am 8. wird die Deputation des Abgeordnetenhauses, welche die Adresse überreicht, vom Kaiser empfangen, der in entschiedener Weise sich für ein einheitliches Gesammtösterreich sich ausspricht. am 9. werden die Grundzüge für das neue Gemeindegesetz erledigt und am 10. eine Interpellation an das Staatsministerium gerichtet, ob und in wiefern die Jesuitengymnasien noch besonderen Schutz der Staatsregierung genießen.

Frankreich. Die Zusammenkunft zwischen dem König von Preußen und Napoleon ist jetzt endgiltig auf den Anfang Oktober festgesetzt, doch ist der Ort noch nicht bestimmt. — Die offiziellen Blätter schlagen neuerdings einen gereizten Ton gegen das Königreich Italien an und versichern den Papst der fortgesetzten französischen Hülfe.

Italien. Das Nationalfest zum Andenken an den Einzug Garibaldi's in Neapel wird am 6. und 7. in vollkommener Ordnung in Neapel, Mailand, Genua, Florenz u. s. w. gefeiert. — Brasilien und Dänemark erkennen das Königreich Italien an. — Das Giornale di Roma erklärt das Rundschreiben Ricasoli's, was den behaupteten Einfluß des römischen Hofes auf das Räuberwesen betrifft, für verläumderisch. — General Goyon weist die französischen Kommandanten an, jeden Versuch piemontesischer Soldaten, das päpstliche Gebiet zu verletzen, mit Gewalt zurückzuschlagen.

Amerika. New-York 31. August. Die Bundestruppen haben abermals eine Schlappe bei Summersville in Westvirginien erlitten. — In Missouri, wo die Rebellen vom Süden her mehr und mehr vorrücken, wird von den Bundesgeneralen das Kriegsrecht proklamirt und der Grundsatz aufgestellt, daß die den Aufständischen in Missouri gehörigen Sklaven in Freiheit gesetzt werden sollen. In New-York und Baltimore werden zahlreiche Maßregelungen der Presse nothwendig, welche den Prinzipien des Südens geneigt ist.

Lotterieziehungen im Monat Oktober.

Am 1. Oesterreichische 250-Gulden-Loose v. J. 1854. 14. Prämienziehung. 1 Prämie 70,000 fl. 1 Pr. 40,000 fl. 8 Pr. à 5000 fl. 5 Pr. à 1000 fl. 50 Pr. à 400 fl. 734 Pr. à 300 fl.

Am 1. Oesterreichische Kredit-Anstalt-Loose v. J. 1858. 14. Serienziehung. 21 Serien. — Dieselben. 14. Prämienziehung. 1 Prämie 200,000 fl. O.W. 1 Pr. 40,000 fl. 1 Pr. 20,000 fl. 2 Pr. à 5000 fl. 2 Pr. à 2500 fl. 3 Pr. à 1500 fl. 3 Pr. à 1000 fl. 37 Pr. à 400 fl. 2060 Pr. à 130 fl.

Am 1. K. Schwedische Güter-Hyp.-Vereins-Loose v. J. 1857. Serienziehung. 55 Serien.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Edmund Zoller.

66 Kürzlich publizirten wir und versenden auf frankirte Aufforderung franko:

Herbst-Katalog für 1861,

enthaltend neue und werthvolle, besonders empfehlenswerthe Pflanzen, vorzugsweise für Gewächshaus und Zimmerkultur.

Zugleich zeigen wir hierdurch an, daß wir zu den bevorstehenden Herbst-, wie zu den im Frühjahre stattfindenden Anpflanzungen von Bäumen und Gehölzen jeder Art zu Parks und Garten-Anlagen, Aufträge zu Lieferungen großer und kleiner Quantitäten übernehmen, und dieselben in guter Beschaffenheit zu verhältnißmäßig billigen Preisen ausführen werden.

Leipzig, den 7. September 1861. **Laurentius'sche Gärtnerei.**

En-tous-cas für Photographen.

Diese Objektive sind unstreitig die **neuesten, besten, bequemsten** und **billigsten**. Die Zeugnisse der bewährtesten Photographen können vorgelegt werden. Auf frankirte Anfragen erfolgen Beschreibung und Preisverzeichniß gratis.

Unsere **optischen Apparate** zur Darstellung auf einer weißen Wand für Schule, Haus und öffentliche Darstellungen in kleineren Städten halten zu billigen Preisen bestens empfohlen. Auf frankirte Anfragen erfolgen Beschreibung, Preise- und Preisverzeichnisse gratis.

A. Christelwicke & Comp., Physiker, Optiker u. Mechaniker.

702 15 Adolphsmarkt in Hamburg.

---

36 **Metachromatypie-Bilder**

d. i. auf präparirtes Papier gedruckte Farbenbilder, Gold- oder Silberverzierungen ꝛc., welche sich ohne alle technische Vorkenntniß nach der einfachen Gebrauchsanweisung, die in allen Hauptsprachen ertheilt, binnen einiger Minuten auf alle Gegenstände und Stoffe dauernd übertragen lassen, z. B. Blumen, Bouquets, Landschaften, Thier- und Genrebilder, Portraits, Arabesken, Zahlen, Schriften ꝛc. auf Papier, Wachstuch, Leder, Holz, Glas, Stein, Porzellan, Blech, Metalle ꝛc., und zwar so, daß sie die schönste Malerei oder eingelegte Arbeit ꝛc. ersetzen und viel billiger sind, lackirt, polirt und mit heißem Wasser gewaschen werden können, ohne der Farbe zu schaden.

Es ist dieß eine höchst wichtige Erfindung für alle Geschäftszweige, die Verzierungen auf ihre Fabrikate brauchen, und bietet zugleich das schönste Vergnügen für Herren und Damen.

Dieselben sind zu haben in Cartons mit vollständigem Apparat à 1, 2 und 3 Thaler, und in ganzen Bogen laut Preis-Courant, der auf frankirte Zuschriften versandt wird.

Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

Kunst-Anstalt für Metachromatypie in Leipzig.

---

902 Das allgemeine landwirthschaftliche und technische **Industriecomptoir** in **Görlitz** (preußisch Schlesien) offerirt:

1) Die spezielle **„Vorschrift"** zu einer vorzüglichen

Glanz-Wichse,

welche alle bekannten Sorten übertrifft, das Leder conservirt und sehr weich erhält. Es kostet davon etwa das **Zollpfund 6 Pfennige** = 2⅓ Kreuzer = 2 kr. rhein. — Wir fabriziren nach dieser unübertrefflichen Vorschrift, welche zwar einfach, aber dennoch ganz sorgsam, chemisch-technisch ausgeführt ist und jede Manipulation genau bezeichnet, bereits die größten Fabriken in den Hauptstädten Europas sowohl als auch solche, die ein Nebengeschäft daraus machen — und sind auch Patente (z. B. in Sachsen) darauf ertheilt worden. Es ist ganz gleich, ob die Wichse als **„Oel-, Thran-, Fett-, Talg-, Kautschuk- oder Guttapercha-Wichse"** hergestellt werden soll, für jeden Fall ist die nöthige Anleitung gegeben. Auf der Oberfläche des Geschirres ꝛc. bildet sich von selbst eine spiegelglänzende Decke, welche aber auch beliebig vermieden werden kann. — Honorar nur 10 Thlr. = 20 fl. = 40 Franken.

2) Desgleichen: jedes **feste Oel, Leinöl, Rüböl, Hanföl** ꝛc. — auch das **grüne** (griechische) **Olivenöl** — ganz weiß und **wasserhell**, gleich dem französischen Oele zu machen. Diese Operation ist keinem chemischen Prozesse unterworfen, gelingt daher Jedermann und läßt sich mit jeder beliebigen Quantität ausführen. — Durch diese Methode, das rohe Oel **ohne Anwendung von Säuer zu raffiniren**, erzielt man das vortrefflichste zu Maschinen- und Spindelöl, sowie Lampenöl, da es vornehmlich frei von jedem Atom Säure ist. Es erlangt dasselbe stets **das Baumöl**, ist geruchlos und zum Verspeisen resp. zur Bereitung des köstlichen Schmalzes bestens geeignet. — Honorar nur 10 Thlr. = 20 fl. = 40 Franken — anderwärts werden 50 bis 100 Thaler für eine Vorschrift dieses Namens als solches Honorar verlangt.

3) Die ganz spezielle **Vorschrift** zur einfachen, raschen, kalten Bereitung einer höchst vortrefflichen **tiefschwarzen Tinte (Schreib- und Kopirtinte)**, welche sofort tiefschwarz und leicht aus der Feder fließt, je älter je besser wird und alle die verrufenen **Feron- (Schwindel-) Tinten** beseitigt. Das Pfund dieser ganz vorzüglichen Tinte kostet kaum 1 Sgr. (= 3½ kr. rh. od. 5 kr. Oberr.). Dazu geben wir noch die bestbekanntesten Rezepte zu verschiedenen anderen schwarzen, blauen, rothen Schreib-, Copir- und Zeichnentinten, Alizarintinten ꝛc. ꝛc., nebst praktisch-technologischer Anleitung zur Tintenfabrikation im Allgemeinen. — Honorar 6 Thlr. = 5 fl. = 10 Franken.

4) **Vorschrift** zur Fabrikation eines sehr feinen **Siegellackes** und eines gewöhnlichen **Packlackes**, welche beide Fabrikate sich durch besondere Geschmeidigkeit und Brauchbarkeit vor allen anderen dergleichen auszeichnen. Die Bereitungsart erfordert keine andere Einrichtung wie die gewöhnliche, und ebenso sind die Stoffe überall zu haben. Dazu folgt eine allgemeine praktisch-technologische Anleitung zur **Siegellackfabrikation** nach den neuesten, billigsten und produktiven Verhältnissen und Methoden, in **allen Farben** vom feinsten Siegellack bis zum ordinärsten Pack- und Flaschenlack. — Honorar 3 Thlr. = 6 fl. = 12 Franken. 3 und 4 **zusammen** für 8 Thaler.

Unser **Geschäfts-Programm**, welches **Erwerbsquellen** für Bemittelte und Unbemittelte aller Stände bietet, senden wir auf portofreies Verlangen unentgeltlich und **franko**.

Praktische Mittheilungen honoriren wir stets sehr angemessen ꝛc.

Alle **Honorarbeträge** entnehmen wir nach Wunsch — auch nach den **k. k. österreichischen** Staaten — durch **Postvorschuß**, welcher jetzt billig und für die ersten Besteller das Bequemste ist.

Auch können alle unsere Sachen auf **Buchhändlerwege** des Herrn **Otto Klemm** in Leipzig bezogen werden.

Das allgemeine **landwirthschaftliche** und **technische Industrie-Comptoir**
Wilhelm Schiller & Comp. in **Görlitz**, Schlesien.

---

36 **Feld- und Hausmäuse**

vertilgt ein giftfreies Mittel binnen drei Tagen vollkommen. Vorschrift und Gebrauchsanweisung sind für den Preis von 1 Thlr. und à 5 1000 poste restante Naumburg a./S. umgehend zu erhalten.

Erfolg garantirt!!

Verzinnte gusseiserne Kochgeschirre

von

Georg Gutbrod

in

Stuttgart.

(Erste und einzige Fabrik in Deutschland.)

673 Gewöhnliche eiserne Töpfe sind häufig nicht zu verwenden; viele Speisen verlieren darin ihre natürliche Farbe; Töpfergeschirre sind zu zerbrechlich. Diese Uebelstände alle sind bei dem **Geschirre von verzinntem Gußeisen** — das in England allgemein im Gebrauch — vollkommen beseitigt. Jede Speise kann ohne Nachtheil darin erkocht werden, dabei ist es solid und dauerhaft. — Muster und Preislisten stehen zu Dienst.

---

306 **Adolph Kolb,**

Lager

in

ächten Silber-,
elektrochemisch vergoldeten und
versilberten Neusilber-,
silberplattirten u. Britannia-Metall-
Waaren.

Galvanoplastische, ächte und imitirte Broncegegenstände ꝛc.

Holzschnittwaaren ꝛc.

Alleinige Niederlage der Thiergruppen von Seb. Habenschaden & C. Frömlet.

Commission- und Agentur-Geschäft.

Stuttgart.
58 Königsstraße.



Heinrich Kolb,

Juwelier & Bijouteriewaaren-Fabrikant.

Lager

in allen Sorten

Bijouterien

in reicher Auswahl.

Aufträge und Reparaturen

werden prompt und gut besorgt.

Ankauf

von

Gold, Juwelen und Perlen,

welche auch an Zahlung angenommen werden.



Die Fabrik plastischer Kohle, Berlin

empfiehlt ihre **Patentirte Reservoir-Wasserfilterbälle** für Militärs, Jäger, Landwanderer, sowie für Haushaltungen, Landwirthschaften, Mineralwasser-Anstalten, Bergwerke, Geschäfte, Fabriken ꝛc. von 4, 6 und 8 Zoll Durchmesser. — Prospekte in allen Sprachen gratis. 42

434



Dampfschifffahrt
zwischen Stettin und Riga

mittelst der schnellfahrenden eisernen Schraubendampfer **Hermann**, Capt. G. Block, und **Tilsit**, Capt. Ch. Gröschproder.

Fahrplan:

Abgang:		Ankunft:	
von Stettin / Riga	jeden Mittwoch, 6 Uhr früh.	in Riga / „ Stettin	jeden Freitag, Mittags.

Passagepreise: I. Cajüte 16 Thlr., II. Cajüte 12 Thlr., Deckplatz 6 Thlr. exclusive Beköstigung. Kinder unter 10 Jahren die Hälfte.

Vorzügliche Restaurationen befinden sich an Bord. Die am Dienstag Abend mit Eisenbahn eintreffenden Passagiere können sofort an Bord des Dampfers aufgenommen werden.

Die Dampfer werden von Stadt zu Stadt direkt und ohne irgend welchen Aufenthalt in Zwischenhäfen expedirt.

Zwischen Stettin und Memel, Tilsit ꝛc.

mittelst des eisernen Schraubendampfers **Memel-Packet**, Capt. **W. Ertelt**, im Anschluß an die zwischen Memel und Tilsit fahrenden eisernen Raddampfer **Prinzeß Viktoria**, Capt. **G. Pargowicz**, und **Falke**, Capt. **F. Rathke**.

Fahrplan:

Für Memel-Packet.

Abgang { von Stettin jeden Sonntag 5 Uhr Morgens. / „ Memel jeden Mittwoch 6 Uhr Abends.

Für Prinzeß Viktoria und Falke.

Abgang { von Memel / „ Tilsit } täglich, ausgenommen Sonntags.

Passagepreise: Cajütsplatz Stettin-Memel 6 Thlr., Stettin-Tilsit 7 Thlr.
Deckplatz „ 2⅔ „ „ 3⅓ „
exclusive Beköstigung.

Equipagen, Vieh, Güter und Contanten werden zu billigen Sätzen auf beiden Linien befördert.

Stettin, im März 1861. **Proschwitzky & Hofrichter.**
(Comtoir: Dampfschiffsbollwerk Nr. 1.)



309 **Regelmäßige Dampfschifffahrt**

von **Lübeck** nach

St. Petersburg (60 Stunden) Sonnabends Nachm. 4, die Räder-Dampfschiffe Orion und Eleuß.

Riga (50 Stunden), Sonnabends Nachm. 1, die Räder-Dampfschiffe Hansa und Riga—Lübeck.

Reval und Helsingfors (56 Stunden), am 10., 31. Oktober, Schrauben-Dampfschiff Alexander.

Stockholm (50 Stunden), **Ystadt** und **Calmar**, Donnerstags, Nachm. 1, Räder-Dampfschiffe Svea und Gete.

Stockholm (50 Stunden) **Norrköping**, **Ystad** und **Calmar**, Dienstags Nachm. 4, Schrauben-Dampfer L. Torstenson und Bernadotte.

Kopenhagen (12 Stunden) und **Gothenburg**, Montags und Donnerstags Nachm. 4. 30., Räder-Dampfschiffe Najaden und Holland.

Kopenhagen (10 Stunden) und **Malmoe**, (Anschluß nach Gothenburg und Christiania) Freitags Nachm. 4. 30., Räder-Dampfschiff C. F. Vogel.

763



Nähmaschinen

mit erhöhter Geschwindigkeit.

Carl Beermann,

Berlin, Unter den Linden Nr. 8,

empfiehlt

Nähmaschinen für feine Wäsche mit fast verdoppelter Geschwindigkeit . 60 Thlr.
für Damenschneiderarbeiten do. do. . . . . . 60 „
für Herrenschneiderarbeiten 60 „
für Militärarbeiten mit Schiffchen größter Sorte 65 „
für Schuhmacherarbeiten leder und Lasting . . . 65 „
Tambourirmaschinen zum Verzieren von Damenschneiderarbeiten, Handschuhen ꝛc. 40 „

Erstes amerikanisches u. europäisches Patent-Nähmaschinendepot u. Fabrik von

F. Sorche in Berlin, Chausseestr. 102,

empfiehlt 53



Nähmaschinen

für den Gebrauch in Familien und Fabriken.



für weiße Wäsche	60 Thlr.	für Ueberwendlichstepperei 65 Thlr.
Wäsche jeder Art 60 bis	70 „	„ Knopflöcher und Hutfutter . . . . 70 „
für Schuhmacher und Schneider, Fingerhut-Pendelmaschinen 50 bis	70 „	für Mützenschirm-Fabrikanten . . . . 60 bis 100 „
dito nach Singer 60 bis	90 „	Zum Einfassen d. Hüte mit Bandumlegung . . . . 110 „
beweglicher Konstruktion . .	110 „	für Mützenmacher . . . . 70 „
Zum Nähen mit Bindfaden für Riemer, Segelmacherei	90 „	„ Familiengebrauch . 45 „
Sohlen für Filzpantoffel .	36 „	„ Kattunfabrikanten . . 75 „

Illustrirte Preiscourante werden auf portofreie Anfragen eingesandt, sowie auf Verlangen die ersten Häuser Europas namhaft gemacht, welche mit angeführten Maschinen arbeiten, und welche das Fabrikat gern als das erste und beste seiner Art empfehlen.

Alleiniger Gründer des ersten Nähmaschinen-Geschäfts in Europa.

---

200 **Echte bayerische Jagdjoppen**

oder Kittelerjoppen in grünen und braunen Jagdloden 4½, 6, Sort 7 fl., in Calmuk 7 bis 9 fl., in feinen grauen, braunen und naturfarbigen Tuchen oder Buckskin 8, 9, 10 bis 14 fl., in dem schwersten und dichtesten dunkelgrauen Tyrolertuch 12, 14 bis 18 fl.

Sämmtliche Joppen sind elegant, mit oder ohne grüner Aufstoßung in allen Größen. Aufträge hierauf werden schnellstens unter Postnachnahme versendet von der Herrengarderobe- und Schlafrock-Fabrik

Sigmund Weiß in München.

---

50 **!! Für die Winter-Saison !!**

Echte bayerische sowie Deister Jagd-Joppen

empfiehlt in den beliebtesten Farben und Stoffen gestrickt und solide Façons zu den billigsten Preisen. Bestellungen werden auch Maßen umgehend und prompt effektuirt. Wiederverkäufer erhalten einen angemessenen Rabatt.

Joppenfabrik von S. Blumenthal in Springe am Deister (Königreich Hannover).

---

979 **Wichtig für Fußleidende!**

Seit Jahren beschäftige ich mich mit der Heilung von Fußleiden, als: Hühneraugen, schmerzhafte Ballen, eingewachsene Nägel, Warzen und Fußschweißen (zwischen den Zehen), und empfehle den daran Leidenden nachfolgende Präparate:

Mixtur Podemine gegen hartnäckigste Hühneraugen.
Hühneraugenpflaster gegen Hühneraugen jeglicher Art.
Nagelpflaster gegen eingewachsene Nägel.
Ballenpflaster gegen schmerzhafte Ballen mit und ohne Hühneraugen und
Elixir Organas gegen übelriechenden Fußschweiß und zum Verhüten des Starren und Wundwerden der Füße.

Für die Heilkraft obiger Artikel übernehme ich jede Garantie; auch können solide Händler Lager erhalten.

G. Jacobi, Fußarzt zu Magdeburg.

---

261 **Gelagerte Cigarren**

à 8½ bis 250 Thlr. pro Mille in seiner Waare zu Engros-Preisen bei

F. W. Stolze & Comp. in **Erfurt**, preuß. Thüringen.

Literarische Anzeigen.

642 Verlag von J. G. Bach in Leipzig.

Die Trachten der Völker

vom Beginn der Geschichte bis zum 19. Jahrhundert, von **Albert Kretschmer**, Gehilfen am Königl. Hoftheater zu Berlin, und **Dr. Karl Rohrbach** in Gotha. Prachtwerk in Farbendruck. 7 Liefrg. à 2 Thlr. 20 Sgr.

---

67 Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Das Hotel Niorres.

Eine Erzählung.

Frei nach dem Französischen des Ernst Capendu

von **H. v. Veltheim.**

Zwei Bände.

8. geh. Preis 4 fl. rhein. = 4 fl. österr. Währ. = 2 Thlr. 10 Sgr.

Dieser von Veltheim für das deutsche Lesepublikum bearbeitete französische Roman schildert uns eine Episode aus dem pariser Leben kurz vor dem Ausbruche der großen Revolution, als die berüchtigte Halsbandgeschichte die Gemüther noch in Aufregung hielt. Die Darstellung ist lebendig und spannend, und fesselt das Interesse um so mehr, als in dem Romane eine Reihe von später in den Stürmen der Revolution und während der Schreckenszeit zu so traurigen Berühmtheit gelangten Personen, z. B. Jourdan, mehr oder weniger handelnd auftreten.

Mainz, im September 1861.

Franz Kirchheim.



Die verehrten Abonnenten auf dieses Journal werden hiermit benachrichtigt, daß das

Erste Quartal des vierten Jahrgangs

der

Allgemeinen Illustrirten Zeitung

herausgegeben von

F. W. Hackländer

mit der **am 1. Oktober** erscheinenden

Nummer 1



beginnt. Deßhalb ersuchen wir, die **Abonnements** bei den betreffenden Buch- und Kunsthandlungen oder Postämtern gefälligst **umgehend zu erneuern,** damit **keine Unterbrechung** in der **Zusendung** eintritt.

Der Preis beträgt: pro Quartal: Thlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr. rhein., — oder fl. 3. 20 kr. österr. Währ. Silber, wozu in einigen Ländern noch der Betrag des Zeitungsstempels, eventuell auch Porto kommt.

Drei Jahrgänge unserer Zeitschrift liegen vollendet vor. Die Einstimmigkeit des öffentlichen und literarischen Urtheils, daß unser Programm eine Wahrheit geworden, ja, daß wir mehr gehalten, als wir versprochen, indem wir den Wünschen des Publikums nach allen Seiten Rechnung getragen und das Programm erweitert und vervollständigt, soweit dieß, ohne den Hauptgesichtspunkt unserer Zeitschrift, „die Unterhaltung", zu beeinträchtigen, geschehen konnte, zeugt davon, daß wir mit der Zeit vorgeschritten, nicht stehen geblieben. Durch diese Achtung vor dem Urtheil des Publikums, und getragen durch die glänzende Aufnahme der gesammten Journalistik, haben wir denn auch festen Fuß gefaßt in der Familie, wie in den öffentlichen Kreisen, am häuslichen Herde, wie auf dem Markte des Lebens.

Romane und Novellen der gefeiertsten deutschen Erzähler werden auch künftig die Hauptquelle der Unterhaltung bilden; aus der großen Reihe unserer Mitarbeiter nennen wir: B. Auerbach, H. Beeniog, Coramus, F. Dingelstedt, J. v. Düringsfeld, K. Frenzel, J. v. Gonzete, A. Gloser, F. Gerstäcker, M. Hartmann, F. Hebbel, P. Heyse, Ed. Höfer, C. v. Holtei, H. Koenig, F. Kürnberger, H. Marggraff, A. Meißner, O. Müller, E. Reisewitz, M. Ring, O. Roquette, B. v. Schelsha, Hermann Schmid, H. Smidt, P. Stern, A. v. Sternberg, Th. Storm, F. Wehl, W. Wallfohn, H. Wachenhusen, B. Waldmüller u. A.

An Romane und Novellen schließen sich die interessantesten Kriminalgeschichten, Abenteuer und Jagden an.

Der Geschichte der Gegenwart werden wir mit Wort und Bild zur Seite gehen. Wir illustriren die Tagesereignisse, geben in der Wochenchronik einen vollständigen Ueberblick, in den Aufsätzen „zur Tagesgeschichte" einen orientirenden Einblick in die Weltlage, und bieten in den „Bildern und Parallelen aus der Geschichte" Kommentare aus der Vergangenheit zur Geschichte der Gegenwart.

Die Reisen werden stets zur Gegenwart in irgend einer näheren oder entfernteren Beziehung stehen und die Geschichte unserer Zeit geographisch und pittoresk ergänzen.

In Korrespondenzen aus den Zentralpunkten Europas wird die Geschichte des öffentlichen, sozialen und künstlerischen Lebens vertreten sein.

Der Astronomie, wie der Garten- und Blumenkultur werden wir auch künftig eine Spalte einräumen. Die Unterhaltung der Schachfreunde soll die Aufgabe unseres Schachredakteurs sein.

Der Humor wird durch neugewonnene artistische, wie literarische Kräfte zur vollen Geltung kommen und der Zeit satyrisch folgen.

Den Bewegungen auf allen Gebieten des geistigen und materiellen Lebens, in Literatur, Kunst, Natur, Wissenschaft, Kultur und Statistik, dem öffentlichen und Privatleben, werden wir in Notizblättern Rechnung tragen.

Die artistische Ausstattung, die bisher schon anerkannt eine glänzende war, wird durch Erweiterung des Ateliers eine noch brillantere werden.

Wir wiederholen nun die Bitte um alsbaldige Aufgabe der Bestellung, damit keine Unterbrechung in der Zusendung des unseren Lesern gewiß liebgewordenen Blattes von „Ueber Land und Meer" eintrete.

Stuttgart, im September 1861.

Redaktion und Verlagshandlung.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.